Illustrierter Beobachter

8. Jahrgang

1933

Preis 20 Pfennig
Ausland: 35 Pfennig

Illustrierter Beobachter

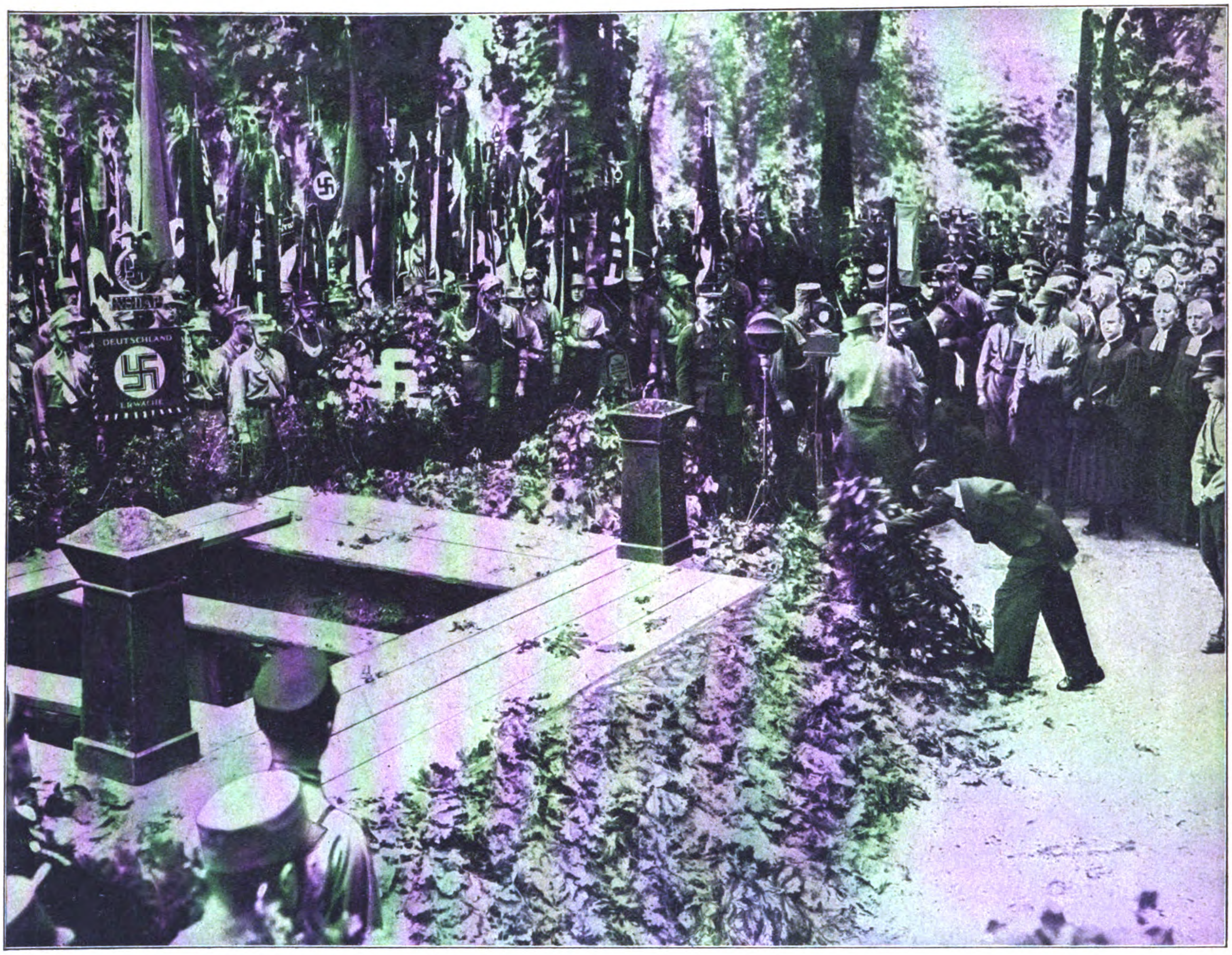
8. JAHRGANG / FOLGE 27 / SAMSTAG, 8. JULI 1933

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



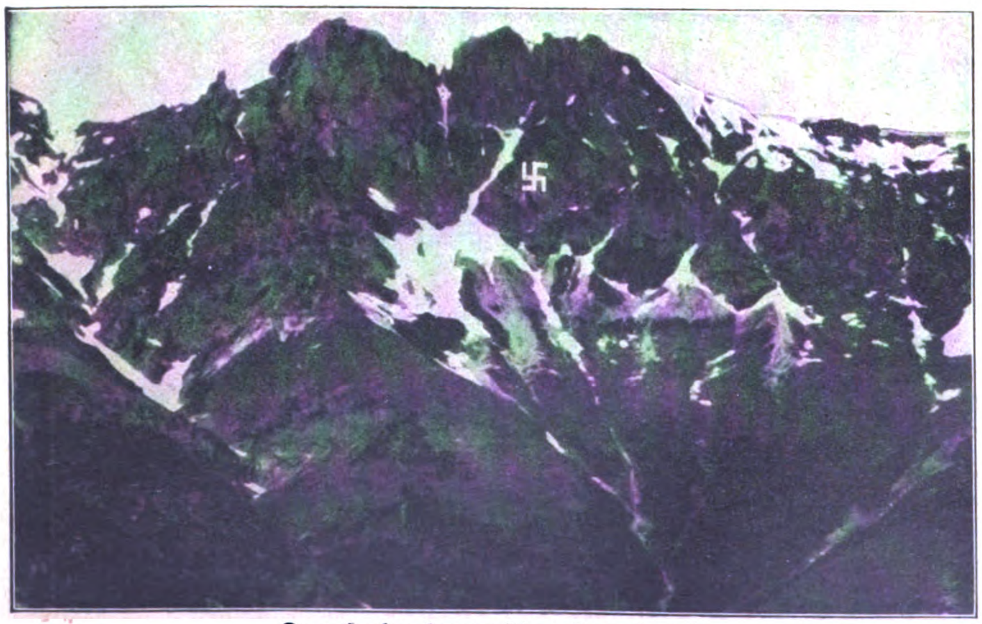
DAS HITLERMÄDEL

Aufnahme vom Fest der Deutschen Jugend in Müggelbergen.



Kranzniederlegung durch Dr. Goebbels beim feierlichen Staatsbegräbnis in Köpenick.
Am 26. Juni fand in Köpenick bei Berlin das feierliche Staatsbegräbnis der bei Ausübung ihres Dienstes meuchlings erschossenen S.A.-Männer Walter Apel und des Truppführers Ronert Gleuel statt. Die ganze Bevölkerung nahm an der Überführung, die zu einer der eindrucksvollsten Kundgebungen der Reichshauptstadt wurde, teil.

BILDER VOM TAGE



Das Hakenkreuz über Innsbruck
an der Karwendel-Nordkette, das weithin sichtbar ins Land strahlt und der Dollfuß-Regierung viel Sorge macht, weil es nicht zu beseitigen ist.



Wehrkreispfarrer Müller,
der Schirmherr der Deutschen Christen, wurde an seinem 50. Geburtstag gefeiert, wobei Pfarrer Hossenfelder (rechts) die Festrede hielt.



Ein Blumenstrauß für den Min.-Präs. Siebert. Im Hintergrund Oberbürgermeister Fiehler.



„Deutschland, Deutschland über alles!"
In der Mitte Oberbürgermeister Fiehler, Ministerpräsident Siebert und Kultusminister Schemm.

DER TAG DES DEUTSCHEN LIEDES IN MÜNCHEN

Von 2000 Schulkindern gesungen, erklangen die frisch-frohen Weisen über den weiten Platz vor dem Nationaltheater „Der Mai ist gekommen", ein sinnvolles **Lied** für die deutsche Zukunft, und reicher **Beifall** lohnte die eifrigen Schulkinder.



Eifrige kleine Sänger und Sängerinnen.





Das Motorrad-Rennen in München-Daglfing um den „Goldenen Helm" des Reichskanzlers.

Beiwagenfahrer in der Kurve.

Ehrenrunde der Siegesprämie, des „Goldenen Helms".



Ein origineller Wettbewerb: Schupomannschaft im Wettstreit um die schnellste Alarmbereitschaft.

Anhaltische Wehr-Woche

Ende Juli fand die Anhaltische Wehr-Woche statt, eine große Sportwoche, verbunden mit Ausscheidungskämpfen für die leichtathletischen Heeresmeisterschaften. Veranstalter waren das Erste (Anhaltische) Bataillon des 12. Infanterie-Regiments, zusammen mit der Schutzpolizei und den nationalen Verbänden. Die sportlichen Veranstaltungen brachten Wettkämpfe aller Art, die zum Teil auch recht heiteren Charakter trugen, wie unsere Bilder zeigen.

Besonderes Interesse fand dabei der Alarm-Wettbewerb: Die „Konkurrenten" mußten sich, bis aufs Hemd entkleidet, in die Betten legen und dann zeigen, welche Gruppe am schnellsten feldmarschmäßig bepackt und gerüstet in Bereitschaft stand. Reichswehr und Schutzpolizei wetteiferten weiterhin in allerhand militärischen Übungen, wie Handgranatenwerfen, Patrouillen-Staffellauf mit Gewehr und vollbepacktem Tornister usw.

Eine Kompanie wurde mit Uniformen und Waffen aus der Zeit des Alten Dessauers ausgerüstet und zeigte als Schaunummer Kasernhofexerzieren und Gefechtsformationen und Gefechtsmanöver aus der alten Zeit: Das Karree war damals eine gebräuchliche und gefechtsstarke Form, die allerdings schon durch die schnellfeuernden Hinterlader ihre Bedeutung verlor und im Zeitalter der Tanks und Maschinengewehre nicht mehr recht empfehlenswert wäre.



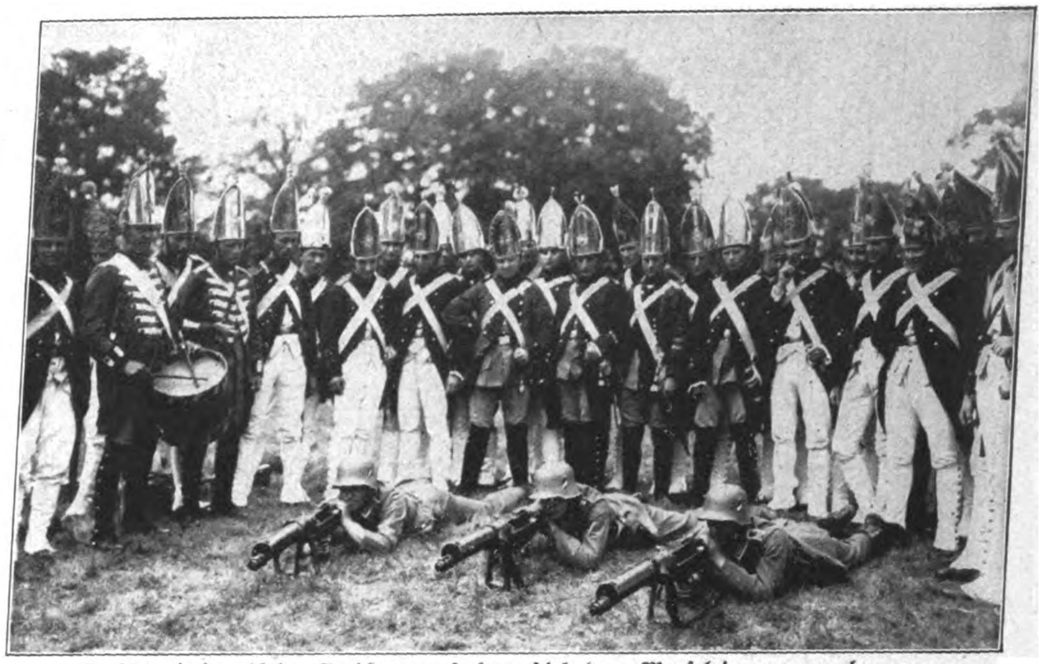
Waffenrock und Tornister — das ist nur ein Griff!



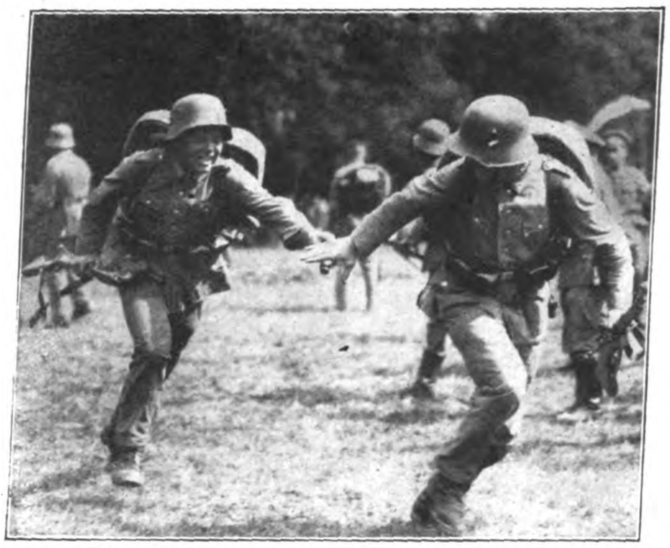
Mit Sekundenschnelle in Socken und Stiefel...



Stabwechsel beim Patrouillen-Staffellauf.



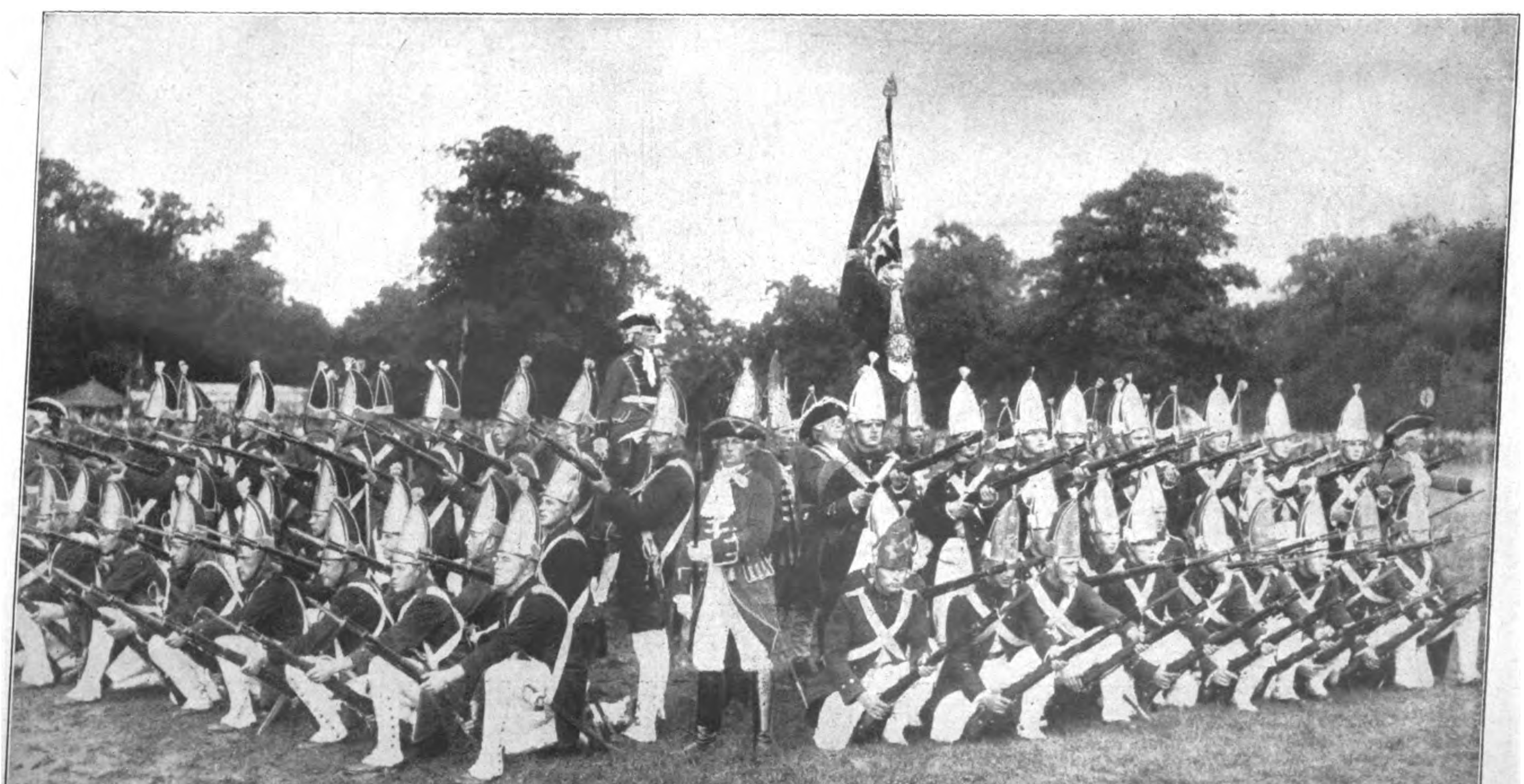
Friderizianische Soldaten sehen sich das Maschinengewehr an...



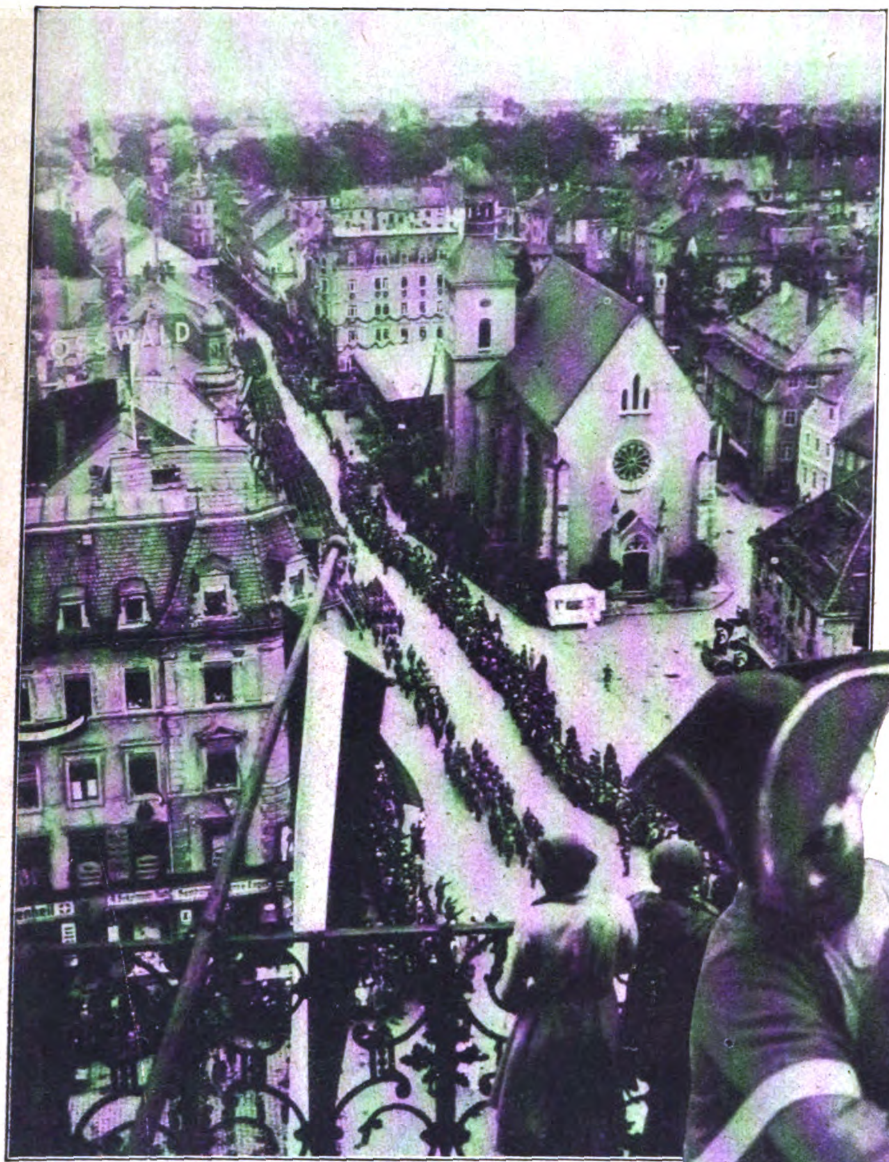
Oben: Schuppo; unten: Reichswehr.



... und dann bedienen sie's selber.



Exerzieren einer Kompanie des Alten Dessauers.



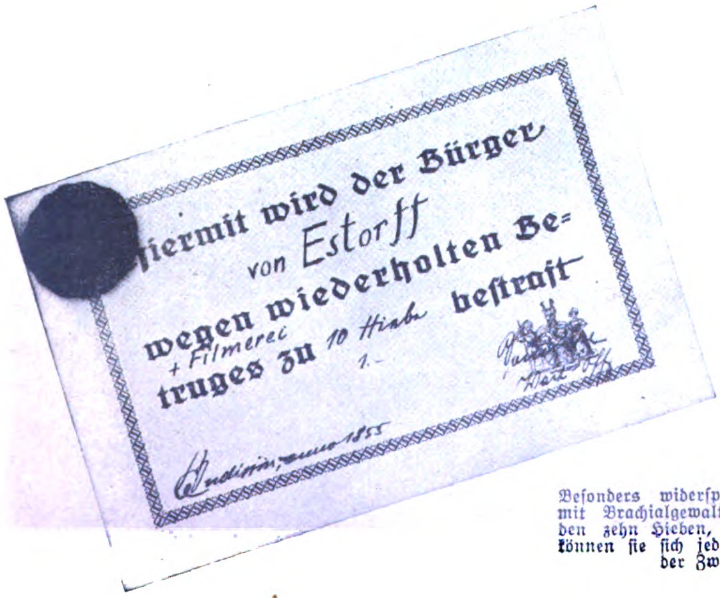
Zur Feier des tausendjährigen Geburtstages des alten Städtchens sind alt und jung von weit und breit herbeigeströmt. Durch die festlich geschmückten Straßen ziehen die langen Kolonnen der Verbände und Vereine, rollen die Wagen mit lebenden Bildern aus der Vergangenheit. An allen Bürgersteigen drängen sich Tausende von Schaulustigen.



Heute soll den Besuchern einmal gezeigt werden, wie es Anno dazumal hier ausgesehen hat. Die alte Stadtwache in der Tracht der friderizianischen Zeit hat offensichtlich einen behaglichen Dienst. Nur von Zeit zu Zeit müssen Bürger, die wegen ruchloser Gesetzeswidrigkeiten übel aufgefallen sind, in Gewahrsam genommen werden.

Eine kleine Stadt feiert ihren 1000. Geburtstag





iermit wird der Bürger
von Estorff
wegen wiederholten Be-
+ Filmerei
truges zu 10 Hiebe bestraft
1.-
1855

Besonders widerspenstige Bürgerliche müssen mit Brachialgewalt gebändigt werden. Von den zehn Hieben, die ihnen zugedacht sind, können sie sich jedoch loskaufen (und das ist der Zweck der Übung).

Unser Photograph, der sich durch seine Reportertätigkeit schwer verdächtig gemacht hat, entgeht der Verhaftung nicht: es wird ihm sogar schriftlich bescheinigt, wozu er verdonnert wurde.



Ein wahrlich gruseliges Bild: Der Wagen des Henkers darf im Festzuge nicht fehlen. Er gehört nun einmal zu der mittelalterlichen Stadt. Sogar die Raben sind nicht vergessen!



Am Versammlungsplatz warten die Edelknaben mit den Schildern, um die Reihenfolge der Wagen im Festzuge zu regeln.



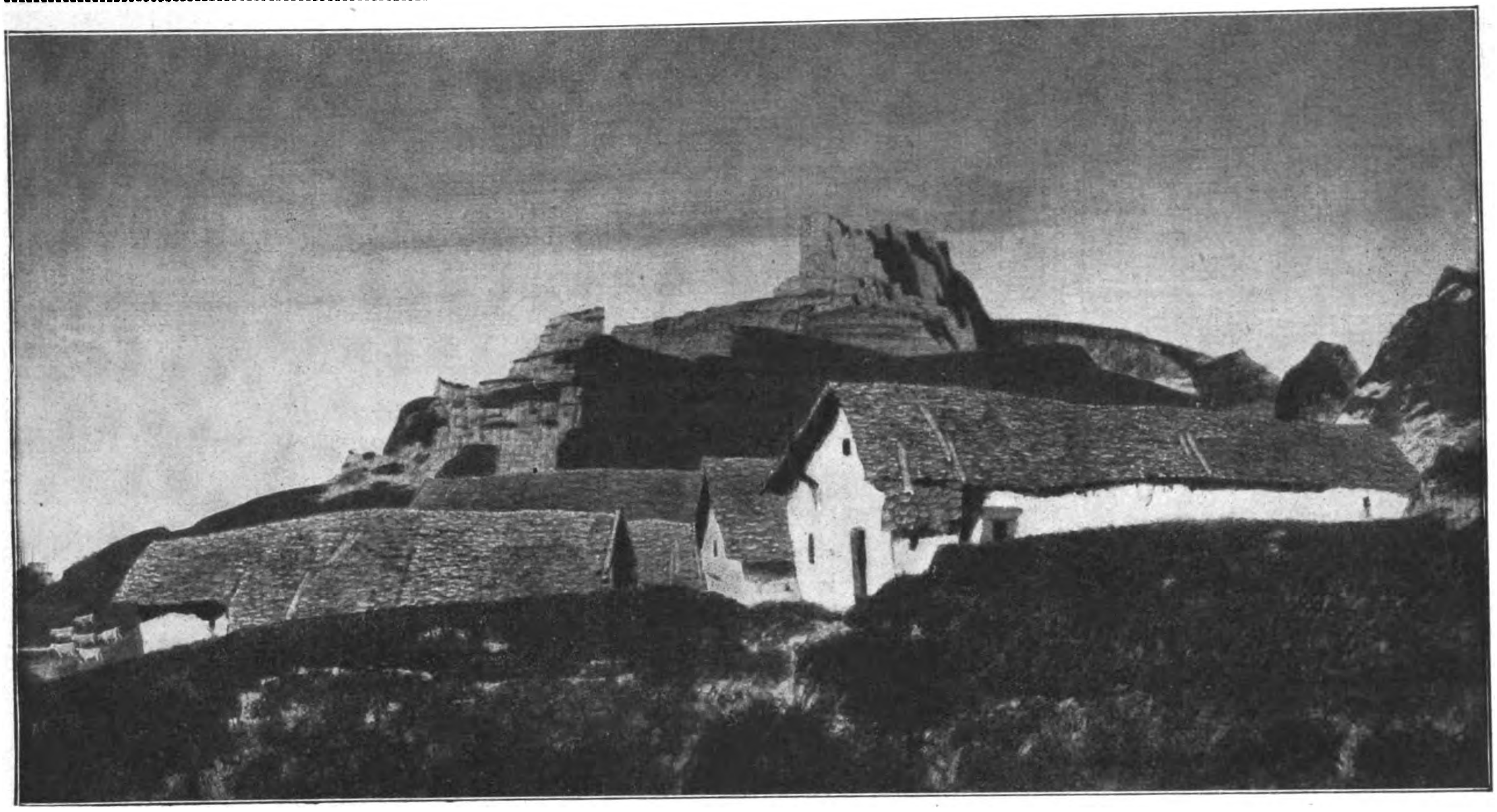
Die alten Germanen versammeln sich auf dem weniger alten Kasernenhof, wo sie den Beginn des Festzuges abwarten.



Leider, wie so oft, senken sich über das farbenfreudige Bild düstre Regenwolken ...



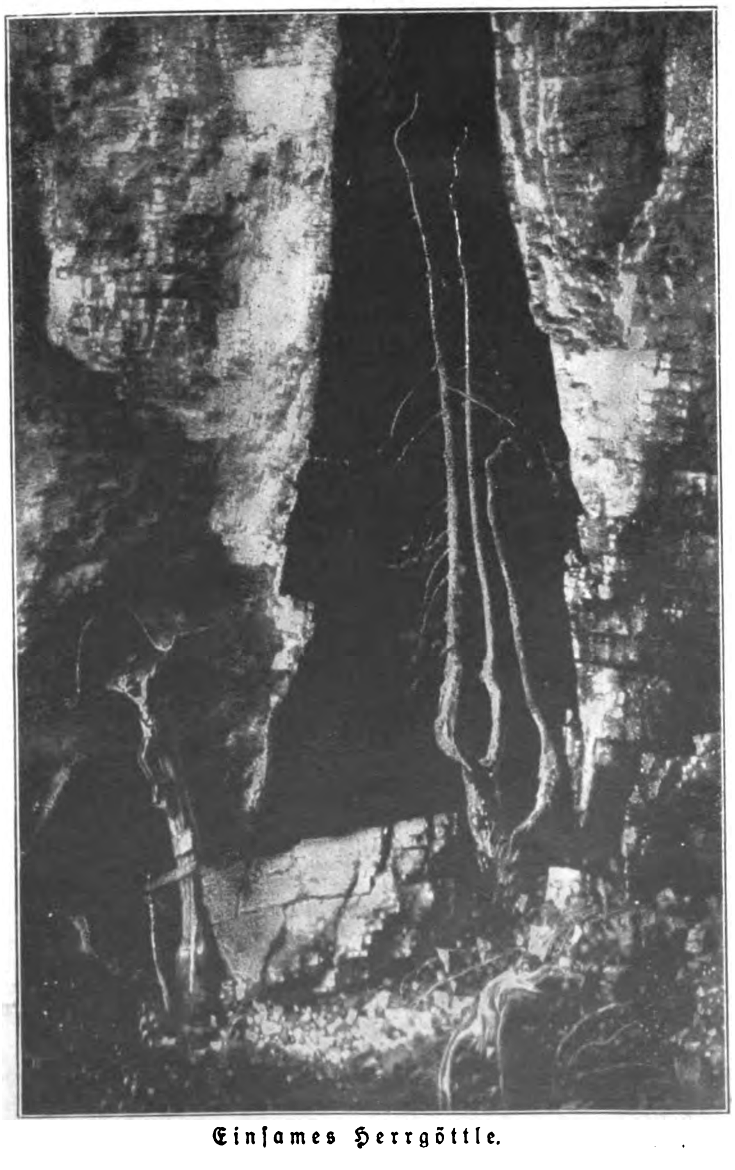
..., und man muß flüchten, wenn man keinen Regenschirm besitzt, wie hier: der Minnesänger sucht unter der Markise des Zigarrenladens Schutz.



Zwischen Traum und Tag.

Edmund Steppes und sein Werk

Zu seinem 60. Geburtstag



Einsames Herrgöttle.

Wie ein geheimnisvolles Walten des Schicksals dünkt es uns, daß es den meisten Künstlern, die unbeirrt von den kulturschillernden ästhetischen Schlagworten der letzten Periode des Verfalls der bürgerlichen manchester-liberalen Lebensanschauung wie l'art pour l'art im deutschen Geiste ruhig weiter schufen, vergönnt war, den Anbruch der neuen Zeit, des Dritten Reiches, zu erleben. Zu ihnen zählt auch Edmund Steppes, der am 11. Juli 1873 zu Burghausen a. d. Salzach geboren wurde.

Während in der Regel die Begabung zum Dichter bei einem Menschen durchbricht, ohne daß sich eine erbliche Veranlagung feststellen ließe, kann man bei bildenden Künstlern und Musikern öfters beobachten, daß der Keim zu ihrem Talente schon in ihrer Familie, in ihren Vorfahren liegt. Der Vater von Edmund Steppes war bayerischer Offizier, der 1871 den Abschied nahm, um Geodäsie zu studieren, wobei er sich durch bedeutende Arbeiten auf diesem Gebiete einen Namen machte. Seine Mutter dagegen, eine geb. Freiin von Schleich, entstammte einer Familie, wo die künstlerische Begabung sozusagen erblich war; sie läßt sich bei deren Vorfahren bis ins Mittelalter 1380 zurückverfolgen. Aus diesem Geschlechte gingen auch die beiden bekannten Maler Schleich, der Ältere und der Jüngere, hervor.

Edmund Steppes war noch ein kleiner Knabe, als er schon leidenschaftlich gerne zeichnete und malte, aber genau so wie der Vater des Führers sich energisch dem Willen seines Sohnes, Maler zu werden, widersetzte, wollte dies auch der Erzeuger unseres Künstlers nicht zugeben, und erst nach harten Kämpfen willigte er endlich ein, daß Edumund die Zeichenschule von Prof. Knirr besuchen durfte, der ihm ein verständnisvoller Lehrer werden sollte. Doch gefielen dem strebsamen und fleißigen Kunstjünger die Zustände an der Kunstakademie in München so wenig, daß er ihr mit seinem Freunde Reifferscheid enttäuscht den Rücken kehrte.

Nun trat eine entscheidende Wendung in dem suchenden und irrenden Schaffen des jungen Künstlers ein, er wurde durch Reifferscheid mit Emil Lugo bekannt gemacht, und dieser feinsinnige Maler, der mit scharfem Blicke seine Begabung erkannte, wies ihm die Wege zu den alten Meistern, den er auch beschritt. Jetzt entwickelte sich sein Talent frei und ungehindert dergestalt, daß er anläßlich einer Ausstellung in Karlsruhe das Lob des alten Hans Thoma einheimste, dem vor allem die Klarheit des Ausdruckes in den Bildern des jungen Malers gefiel. Über dieses Lob war dieser um so stolzer, als ihm von einer verständnislosen Kritik bloße Nachahmung der Schöpfungen Hans Thomas vorgehalten wurde. Emil Lugo machte ihn dann mit dem greisen Meister persönlich bekannt.

Rasch erweiterte sich jetzt der Kreis der Verehrer der Kunst von Edmund Steppes. Zu diesen zählte auch Professor Ostermeier in Dessau, der ihm wieder die Bekanntschaft mit dem großen Kunsthistoriker Henry Thode verschaffte. Bald waren diese beiden die engsten Freunde geworden, und mit der für ihn bezeichnenden Leidenschaftlichkeit in dem Eintreten für das Echte und Schöne in der Kunst wurde Thode einer der eifrigsten Propagandisten für Steppes. So vermittelte er ihm die Ausstellungen in Heidelberg, dann in Bayreuth, die Steppes viele treue Freunde erwarben, darunter auch den kunstliebenden Grafen Paul Esterhazy, im verflossenen Jahre gestorben; weiter begeisterten sich für Steppes Prof. August Beringer, die Familie Küchler in Frankfurt a. M., der junge Hermann Brandt, dessen hoffnungsvolle Zukunft der Heldentod in der Champagne vernichtete, und noch viele andere.

Abgesehen davon, daß sich viele Bilder des Meisters in Privatbesitz befinden, finden wir ihn vertreten in den Galerien zu



Edmund Steppes.

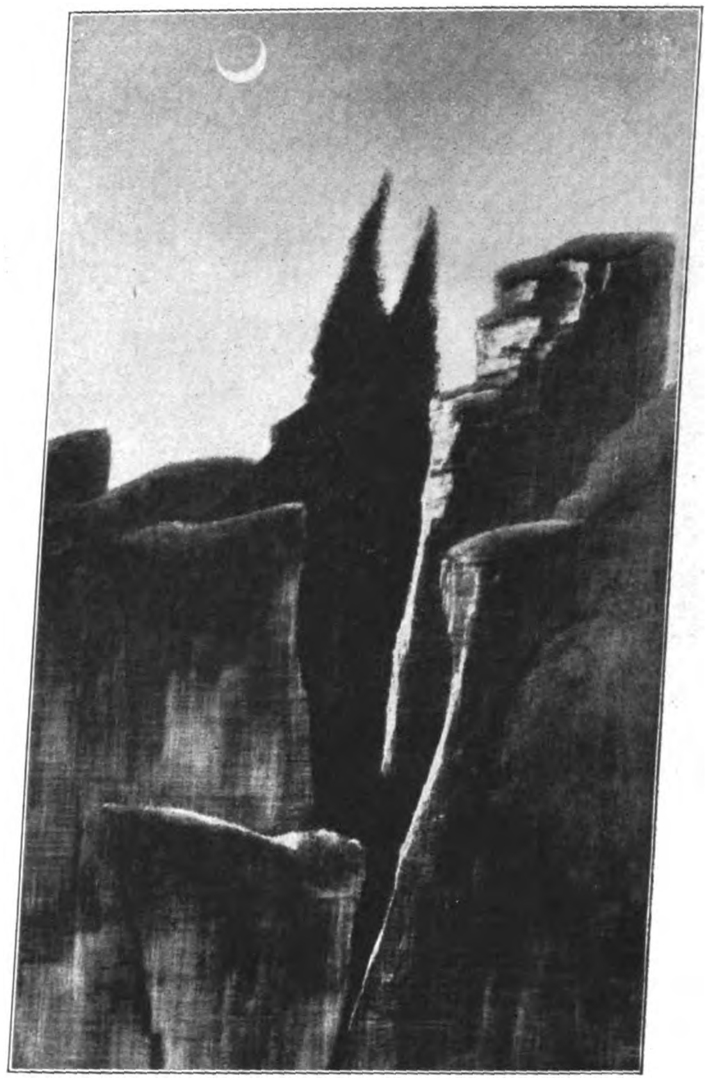
Karlsruhe, Stuttgart, in der Berliner Nationalgalerie, in der Albertina in Wien, in Düsseldorf, Elberfeld usw. Nur in München, wo er seit seinem achten Lebensjahre seinen ständigen Wohnsitz hat, sperrte sich das Kunstbeamtentum, im weitesten Sinne des Wortes verstanden, gegen den großen bayerischen Künstler, denn mit dem Hinscheiden Bayersdorfers hörte in diesen Kreisen jedes Interesse für ihn auf.

Erst 1927 brach für Edmund Steppes in München wieder eine bessere Zeit heran, als die Münchener Künstler in ihrer Ratlosigkeit, hervorgerufen durch die Revolte der vielen Unzufriedenen, sich den genialen Bildhauer Professor Fritz Behn zum Diktator erkiesten. Nun sah der Glaspalast wieder eine Sammlung Steppescher Bilder, wofür sich auch Käufer fanden. Unter diesen sogar der bayerische Staat.

Dies der äußere Lebensgang unseres Meisters. Und nun noch einige Worte über die Eigenart seines Schaffens. Aus den von uns veröffentlichten Bildern tritt nur die Linie, das Zeichnerische heraus, es fehlt die belebende Farbe. Charakteristisch für Edmund Steppes ist aber gerade die Zeichnung, die, getreu im Sinne der alten Meister, sozusagen das Knochengerüst aller seiner Gemälde darstellt. Hierin erkennen wir die große Linie, die sich von Albrecht Dürer bis zu Edmund Steppes und seinen Schülern zieht. Im Anfang war die Zeichnung, könnte man hierzu mit einer kleinen Abänderung des bekannten Bibelwortes sagen.

Worin liegt nun weiter die Bedeutung, die Eigenart in dem Kunstschaffen unseres Meisters? In der Landschaft? Gewiß ist es die Natur als landschaftliches Erscheinungsbild, aus der er mit Vorliebe seine Vorwürfe nimmt, aber kopiert er etwa die Natur? Mit nichten. Es ist vielmehr die Weltenseele, der der Künstler lauscht, die auch die scheinbar unbelebte Natur durchdringt, was uns heute die Wissenschaft mit ihrer Atomlehre eindringlich klargelegt hat, die aus Baum und Strauch, Blume und Gras, Fels und Fluß zu uns mit tausend Zungen spricht; die Weltenseele, deren geheimnisvolle Schwingungen die Gefühle des Erhabenen, Furchtbaren, Anmutigen, Lieblichen, Traurigen und Freudigen in der Natur in uns erwecken. Erfüllt von diesen Schwingungen gestaltet Edmund Steppes; sein fleißiger, nimmer rastender Stift zeichnet immer wieder aus der Unendlichkeit der Motive, die die Natur bietet, dieses oder jenes, bis die Momente der eigentlichen Inspiration kommen. Und nun gestaltet sich in seiner Phantasie die

(Schluß auf Seite 812)



Abend in der Felsenspalte.



Ein Schöpfungstag.


RADEMACHER
6 WALDORF
OBERST
ZIGARETTEN
OBERST MIT GOLD
Die feine Abstimmung der verschiedenen Tabaksorten gibt der OBERST einen auffallenden Zusammenklang von Milde und Aroma. Dazu kommt noch etwas Neues: Das auf den Tabak abgestimmte „Neutra"-Papier, welches keine andere 3⅓-Pfg.-Zigarette hat!
WALDORF-ASTORIA G.M.B.H. MÜNCHEN

LUDWIG DINKLAGE:

Korinthen-Fietje

In einem etwas abgeschabten blauen Anzug stand Mittag für Mittag unter Pfeiler 48 an der Hamburger Börse ein junger Mann. Seine Jackentaschen stehen weit ab. Er hat sie vollgepfropft mit Mustertüten. Korinthen enthalten sie. Stets drängt sich eine Schar Männer um ihn herum, teils wegen der Konrinthen, teils auch wegen der unzähligen Seemannsgarne, die er zu spinnen weiß. Alle freuen sich über seine Schnäcke, und seine Korinthen wird er so nebenbei rasend los.

Das macht Friedrich Wesseloh den ganzen Winter über so. Steht aber so um Ostern herum die Sonne schon höher am Himmel, wird das Wetter wärmer, dann bleibt auch der Platz unter Pfeiler 48 leer oder es steht ein anderer an dieser Stelle. Es konnte nun keiner mehr über die Späße des jungen Mannes lachen, und in Korinthen setzte eine Baisse ein. Korinthen-Fietje ist weg, und keiner weiß mit Bestimmtheit zu sagen, wo er eigentlich steckt. Nicht einmal sein hoher Chef an der Reimersbrücke kann darüber Auskunft geben. Er brummt wohl eine Zeit lang, wenn er den leeren Kontorbock sieht und setzt schließlich ein Inserat in die Zeitung, daß er einen neuen Kommis suche, der firm in Korinthen sei.

Friedrich Wesseloh war ja letzten Endes nicht nur ein Korinthen-Krämer, das war er eigentlich nur, weil er es einmal gelernt hatte und man schließlich einen Broterwerb haben mußte. Nein, er war noch viel mehr, er war Seemann aus ganzer Seele. Das hatte er aber nicht gelernt, das war ihm angeboren.

Es ist doch ganz merkwürdig im Leben: das, wozu man Neigung hat, das wird man nicht, aber woran man keinen Spaß hat, das muß man täglich tun. Friedrich Wesseloh nahm das Leben aber nicht allzu tragisch. Morgens, wenn die Weckeruhr ihn aus dem Schlafe röterte, ihn aus seinen schönsten Träumen riß, wo er gerade als Skipper auf dem schlanken Teeklipper mit fünfzehn Knoten Fahrt von Kap Hoffnung nach St. Helena raufrauschte, da konnte er allerdings mächtig giftig werden: „Du bist ja gar kein Segelschiffskäppen, du bist ja bloß 'n Korinthen-Kommis, igitt, igitt, igitt!“

Die besten Seeleute sitzen immer an Land und haben einen gut bürgerlichen Beruf, den sie in Handmanschetten und einem steifen Hut auf dem Kopf ausüben können. Das ist von jeher so gewesen. Friedrich Wesseloh will aber keineswegs für so einen braven Bürgersmann gehalten werden, auch im Äußeren wollte er einem Seemann gleichen. Solange er sich besinnen konnte, hatte er nur blaue Anzüge getragen, hatte er immer eine blaue Schiffermütze auf, nur zur Börse nicht: da mußte er ja alter Überlieferung gemäß eine schwarze Filzmelone auf den Kopf gestülpt haben. Einen solchen Pralinee zu tragen, das fand er am entsetzlichsten von allem. Sein Taschenmesser, das ein biederer Kaufmann sonst nur zum Bleistiftspitzen benützt und das klein und zierlich sein soll, war bei ihm ein gewaltiger Untersäbel, mit dem man bequem einen Wal abspecken konnte. Er trug es an einem Messerbändsel, das durch den Schlips verdeckt wurde, in seinem Westenausschnitt und manchmal sogar an seinem Hosenriemen.

Ein als Seemann aufgetakelter Kommis wirkt aber lächerlich, wenn er nicht selber ein Schiff hat. Jawoll, Friedrich Wesseloh hat ein eigenes Fahrzeug. Eine so stolze Jacht, wie sie sich auf der Alster schaukeln mit dem vielen blankgewienerten Messing und dem turmhohen Segelbau, war es ja nicht. Er hatte sich für ein paar Mark eine Fischerquatze von der Ostsee geholt, sich selbst eine kleine Kajüte hineingezimmert und das Schiff ganz fachmännisch zugetakelt. Kein Ende fehlte, kein Junzel und kein Nix. Oben im Top flatterte der weißrote Stander des Elbe-Jacht-Klubs, und das größte Schiff der Klub-Flotte war der „Seebär“ auch.

Den ganzen Winter über hatte Friedrich Wesseloh an seinem Fahrzeug herumgepüttjert, hatte sich Tauwerk, Farbe und Lack von seinem kleinen Gehalt abgespart, hatte auf Zigarren und Grogs verzichtet, auch auf manches warme Mittagessen, wenn sein Schiff mal größere Summen verschlang.

In den ersten warmen Märztagen, wenn sich schüchtern ein paar Knospen hervorwagten, dann schob er seinen Kutter zu Wasser, machte die ersten Schläge auf der Elbe, Sonntag für Sonntag. Versprach aber das Wetter zu Ostern noch besser zu werden, dann packte er seine ganzen Siebensachen auf den „Seebär“, verließ das Kontor an der Reimersbrücke, die Korinthentüten und seinen Platz vor Pfeiler 48 und segelte elbab. Wohin, das wußte er selber nie. Die See ist ja überall gleich schön. Wehte ein strammer Ost, dann ging es hinaus auf die Nordsee, schob er sich an den Watten vorbei und spökerte (geisterte) in Hollands Seegatten umher. Briste es aber aus Westen, dann schleuste er bei Brunsbüttel in den Kanal, ließ sich von einem Schlepper auf den Haken nehmen und segelte dann kreuz und quer durch Dänemarks Inselgewirr.

Diese Seefahrt so mutterseelenallein betrieb er er den ganzen Sommer hindurch. Nicht eher kam er wieder nach Haus, als bis es draußen kalt und ruselig wurde oder sein Geld auf den Rest ging. Erst dann schipperte er wieder elbauf, den langen Heimatswimpel im Topp, zog sein Schiff bei Neuhof hinterm Deich ins Winterquartier und ging an Land. Friedrich Wesseloh wusch sich darauf ordentlich den Teer von den Händen runter, rasierte sich und bürstete sogar seinen Anzug ab, ging dann mit wiegenden Schritten, als hätte er noch die Nordsee-Dünung im Leib, zur Reimersbrücke, sagte „Guten Tag!“ und setzte sich so gelassen auf seinen Kontorbock, als ob er dort jeden Tag gesessen und nicht sechs Monate lang auf See herumgeschwabbelt wäre.

Sein Prinzipal war darob sehr erregt, machte allerhand Redensarten und wollte ihm die Tür weisen, aber schließlich beruhigte er sich wieder, denn keiner konnte so gut die Korinthen verkaufen wie Friedrich Wesseloh.

Jahr für Jahr ging das so, und wenn ihn Meyer Söhne an der Reimersbrücke nicht mehr einstellen wollte, dann verkaufte er für C. P. Müller Nachf. die Korinthen unter Pfeiler 49 und bekam sogar noch 17½ Pfennig mehr für den Sack.

Einmal war er aber schon im August wieder in Hamburg, ohne Fahrzeug sogar. Das hatte er mit genauer Not noch nach Eckernförde hineinbugsiert und bei dem alten Glasau an die Werft gelegt, ehe die grauen Torpedoboote die Ostsee aufräumten und die Minen schon so dicht lagen, daß kein Fatz mehr ungestraft hindurch konnte. So kam er in heller Kriegsbegeisterung in Hamburg an, wusch und rasierte sich nicht, bürstete nicht einmal seinen blauen Rock ab und lenkte seine Seemannsschritte weder zur Reimersbrücke noch zur Börse. Auf die Vorsetzen steuerte er zu, wo die Hilfskreuzer ausgerüstet wurden.

Mit viel List hate er sich durch die Postenketten hindurch gemogelt, hatte sich zwischen Mariner und Hafenarbeiter gemischt, die das Fanggeschirr von den Fischdampfern mannten und im Kaischuppen verstauten, wagte sich dann, schon etwas dreister geworden, an Bord und half beim Bunkern. Der Schweiß perlte ihm von der Stirn, und er war just so schwarz wie die Heizer und Matrosen und Marine-Reservisten, die auf den „Paul Radtmann“ gehörten, und war von ihnen durch nichts zu unterscheiden. Gerade wollte er sich ein wenig verpusten von der harten Arbeit und setzte sich auf einen Poller, da blaffte ihn schon ein Mann mit aufgeplatzten braunen Lederhandschuhen und einem goldenen Wappen vor der Mütze an, der aber sonst an Schwärze seinen Untergebenen nicht nachstand: „Mann, fassen Sie doch zu, dort an der Hieve mit der Munition und dem Gerät! Aber zack-zack! Es ist Krieg!“



Mit einem Satz war Friedrich Wesseloh wieder auf dem Vordeck, wo eine schwere Last noch an der Krankette hing.

„Fier weg! Faßt hieven!“ rief ein Matrose und winkte mit den Armen dazu. Die Munitionskästen und ein paar Säcke mit Flaggen standen an Deck.

„Arbeiter und Zivilisten an Bord!“ pfiff ein Bootsmannsmaat mit einem großen roten Vollbart aus. Wie der Kriegsgott Mars persönlich sah er aus mit seinem umgeschnallten Entersäbel und der riesigen Pistolentasche. Aus allen Luken und Türen strömten Scharen von schweißtriefenden Leuten heraus, drängten sich über die Stelling, verschwanden im Schuppen, quollen wieder daraus hervor und ergossen sich über den nächsten Dampfer.

Ein Mann mit schwarzem Regenzeug und Öltuchjack schwang sich im letzten Augenblick über das Schanzkleid, spuckte über Bord und stapfte zur Brücke hinauf: der Lotse.

Korinthen-Fietje hatte sich mit den Arbeitermassen nicht über die Laufbrücke gedrängt, hatte sich auf die Kommandobrücke geschlichen und sich mit den Seekarten und Flaggen beschäftigt. Er war doch mit Leib und Seele Seemann und wollte durchaus bei der Marine bleiben. Als Korinthen-Kommis hätte ihn die Aushebe-Kommission wahrscheinlich zur Infanterie gesteckt.

„Alle Mann an Deck! S. M. Vorpostenboot ‚Paul Radtmann‘ hört jetzt auf mein Kommando! Es lebe unser oberster Kriegsherr! Hurrah! Hurrah! Hurrah!“ klingt eine stahlharte, schneidende Stimme von der Brückennock. Der kohlenstaubgeschwärzte Oberleutnant mit den braunen geplatzten Lederhandschuhen hat das Kommando übernommen.

Noch ein paar schrille Signale mit der Bootsmannspfeife, Spille rätern, Trossen klatschen aufs Wasser, die Dampfpfeife brüllt weiße Wolken heraus.

„Backbord dat Roer! Mehr Backbord! Recht so!“ ruft der Lotse dem Rudergasten zu und Korinthen-Fietje greift mit beiden Fäusten in die Helmhölzer des Dampfrudens, als ob er seit Jahr und Tag nichts weiter tut, als Fischdampfer nach Island zu steuern.

Friedrich Wesseloh fährt in den Krieg.

Und hier in Hamburg suchte ihn derweil der rote Zettel der Ober-Ersatz-Kommission und fand ihn nicht.

Eine ganze Zeit ist darüber hingegangen. Friedrich Wesseloh, der Segler, war schon lange Obermatrose, hatte sich draußen vor der Doggerbank bereits das Eiserne Kreuz verdient, da kam erst das Bezirks-Kommando in Hamburg dahinter, daß er weder fahnenflüchtig noch bei seiner Segelei im Auslande interniert worden war, und nun gab ihn die Marine auch nicht mehr her.

Als Bootsmannsmaat war er versetzt worden zu einem Sonderkommando in der Türkei, hatte sich, als alter Griech verkleidet, mit ein paar handfesten Leuten auf einer Mahone eingeschifft und fischte friedlich Sardinen und Tintenfische im Golf von Saros. Bei Nacht und Nebel aber, da wehte die deutsche Kriegsflagge hoch oben von der Rah

seines braungeflickten Lateinersegels, da barg der Fischraum im Boot ein Dutzend Minen, die er der hinter Imbros ankernden Flotte vor die Nase legte, denn deren Wache spannte auf U-Boote und Flieger und horchte die Seen nach schlagenden Schiffsschrauben ab. Ein Segler aber ist leise und seine Annäherung kaum zu merken.

Novemberstürme wüteten über dem Reich, Revolutionsfackeln blendeten das Volk. Zerfetzt und zerschlissen die Uniform, hungrig und müde, kehrten in kleinen Trupps die Kameraden von der Südostfront heim, vom Feinde unbesiegt, von der Heimat verraten. Der Bootsmannsmaat Friedrich Wesseloh irrt traurig durch die öden Straßen der grauen Hansestadt Hamburg. Sein alter Chef an der Reimersbrücke hat auch keine Arbeit für ihn. Fast ganz still liegt sein Geschäft, keine Zufuhr mehr an Korinthen.

Am Holstentor vor den Justizgebäuden herrscht noch ein wildes Leben. Rote Flaggen wehen von den Kuppeln. Der oberste Matrosenrat der Niederelbe tagt in den weiten Sälen. Dampfer sollen hier bemannt werden, die Gefangene holen sollen aus Rußland und England. Alte Kästen sind es, von oben bis unten verrostet, im Kriege verkommen, die jetzt auf den Werften notdürftig ausgebessert werden. Auf roten Plakaten steht draußen an den Eingängen angeschlagen, was für Mannschaft gesucht wird, rufen die Matrosenräte mit heiserer Stimme aus, was für Leute ihnen noch fehlen.

Friedrich Wesseloh hat sich auch gemeldet und ist mit ein paar anderen in ein Büro geschubst worden. „Heuerstelle" steht mit Blaustift auf einen Zettel geschrieben an der Tür. Ein junges Bürschchen, die rote Rosette am Rockkragen, winkt ihn zu sich heran.

„Name?"

„Friedrich Wesseloh!"

„Beruf?"

Ja, was soll Fietje da sagen? Gibt er sich als kaufmännischen Angestellten aus, dann wird der junge Schnösel ihn gleich wieder rausjagen. Ach was, ganz egal.

„Seemann!"

„Halloh, sachte, man nich so'n Lippe riskiert hier! Wir sind die Arbeitervertreter! Was warst du denn als Seemann, Flunki oder Admiral?"

Das bleibt sich ja schließlich ganz gleich, was man hier angibt.

„Na, wenn du das so genau wissen willst, Kapitän."

„Wo denn, auf 'ner Kohlenschute?"

„Wat het hier Kohlenschut'! Auf Segler ‚Seebär' war ich und zuletzt Kommandant von 'nem türkischen Kriegsschiff."

„Was du im Krieg gewesen bist, das geht uns hier gar nichts an. Den Krieg haben die Blutsauger geführt, wir sind hier die Vertreter eines Proletarierstaates. Wo fuhr der ‚Seebär'?"

„Nord- und Ostseefahrt!"

Friedrich Wesseloh war ja immer bei der Wahrheit geblieben, das konnte man nicht anders sagen. Der Matrosenrat hatte ja nicht danach gefragt, wie groß denn der ‚Seebär' oder das türkische Kriegsschiff gewesen ist und warum sollte er ihm das aus freien Stücken erzählen. Womöglich würde er als Jachteigner noch zu der abscheulichen Klasse der Kapitalisten gezählt und dann für den niedrigsten Posten an Bord angeheuert.

Der junge Mann wühlte eine Zeitlang in seinem Schriftladen umher, bis er ein vollgekritzeltes Stück Papier gefunden hatte.

„Also du kommst als Schiffsführer auf den ‚Heimdall', liegt im Strandhafen vor Schuppen 21. Morgen Vormittag fahrt ihr los nach Kotka, holt da zweihundert Genossen ab. Heuer zwanzig Mark pro Tag für gelernte Seeleute, achtzehn Mark für ungelernte. Da sind noch zwei Schiffsführer mehr. Jeder hat das Kommando acht Stunden am Tag. Daß du dich da nicht als Käppen aufspielst, sonst holen wir dich wieder von Bord! Vorgesetzter bist du bloß während der Dienstzeit. Wir haben jetzt eine proletarische Flotte. Es lebe die Internationale! Hoch die Weltrevolution! Der Nächste!"

Der Schiffsführer Friedrich Wesseloh stand mit seinem Heuerschein wieder auf der Straße und steuerte schnurstracks zum Strandhafen hinunter. Da lag der ‚Heimdall', ein alter Klapperkasten, der einen handfesten Wintersturm wohl nicht mehr überlebt hätte. Die Mannschaft war schon an Bord, eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft. Kinder sämtlicher deutscher Kleinstaaten waren vertreten, aber es waren nicht deren beste Söhne. Auch die beiden anderen Schiffsführer hatten sich bereits eingefunden, wie Korinthen-Fietje auf Nachfrage erfuhr. Der eine verhandelte mit den Leuten, die gerade ihre Vertrauensleute, ihren Matrosenrat, wählten, während der andere mit seinem Fräulein Braut oben im Kartenhaus saß und ihn alles andere gar nichts anzugehen schien. Nach alten Fahrensleuten, die alle Gewässer der Welt befahren haben, sahen beide keineswegs aus. Günstigsten Falles waren sie als Knechte auf Elbkähnen gefahren. Der oberste Rat der Niederelbe schien sie auch mehr als Eckpfeiler der proletarischen Flotte, denn als Seeleute zu schätzen.

Im Laufe des nächsten Tages wurden die Trossen losgeworfen und mit Schiffsführer Wesseloh auf der Brücke stach der ‚Heimdall' in See. Einen vernehmungsfähigen Schiffsführer hatte der Dampfer nur mehr, denn der zweite war bereits wieder ausgestiegen, nachdem ihm der Schiffsrat ein Ultimatum gestellt hatte, entweder seine Braut an Land zu setzen oder der gesamten Besatzung zu gestatten, sich ein Mädchen an Bord zu holen. Der Dritte endlich hatte sich aus Abschiedskummer derartig einen in die Jacke geschwenkt, daß er spritzenduhn in der Koje lag. Im Kaiser-Wilhelm-Kanal wieder nüchtern geworden, malte Fietje ihm die Ostsee mit ihren Abertausenden von Minenfeldern in den schwärzesten Farben aus, so daß er es doch vorzog, sein Bündel zu schnüren und in der Holtenauer Schleuse heimlich von Bord zu verschwinden. So war Friedrich Wesseloh Alleinherrscher über einen richtigen Dampfer geworden. Er, der noch vor ein paar Jahren als Korinthen-Kommis unter Pfeiler 48 gestanden hatte, sah jetzt seine Träume verwirklicht, aus denen ihn früher immer morgens um 7 Uhr seine Weckeruhr herausgeschüttelt hatte. Zwar war seine Besatzung noch eine undisziplinierte Buschräuberhorde, doch da ließ sich mit der Zeit wohl Wandel schaffen. Er hatte aus türkischen Fischern, die nie einen Herrn gekannt hatten, tüchtige Soldaten gemacht, er wollte sich auch hier schon die richtigen Leute herausangeln.

Mit der Zeit fingen die roten Fackeln an zu verlöschen. Hier und da flackerten sie wohl noch einmal wieder auf, doch im allgemeinen tauchte schon ein schüchterner Sonnenstrahl zurückkehrender Vernunft über der Kimm auf. Ein solcher Strahl hatte den ‚Heimdal' seiner Stettiner Reederei zurückgegeben. Bis auf den Kapitän und den Maschinisten kam die ganze Besatzung von Bord, stand schimpfend und wetternd am Bollwerk, als der Dampfer, von Grund auf überholt und mit frischer, leistiger Besatzung, die Oder seewärts verließ.

Kein Mensch, kein Seeamt und keine Reederei, hatte je daran gedacht, sich einmal die Papiere von Kapitän Wesseloh einzufordern, einen Einblick in sein Patent zu nehmen. Vorsichtshalber hatte er sich ein Schreiben seines Segelvereins geben lassen, das besagte, daß er sechs Jahre lang den Segler ‚Seebär' als Kapitän geführt und niemals eine nennenswerte Havarie bekannt geworden wäre.

Vier Jahr lang führte der ehemalige Jachtsegler den Dampfer, brachte ihn sicher in die finnischen Häfen, brachte ihn ebenso sicher nach Stettin oder Lübeck oder Kiel zurück. Immer schnelle Reisen und nirgends eine Kollision. Da drückte der unvermeidliche Rückgang der deutschen Wirtschaft auch der Stettiner Reederei ihren Stempel auf. Der Dampfer wurde zum Abwracken verkauft, ein neuer wurde nicht eingestellt. Käppen Wesseloh und seine Besatzung mußten abmustern.

Wochenlang lief Korinthen-Fietje am Hamburger Hafen herum, versuchte herum, versuchte es in Bremen und in Lübeck; immer dasselbe Bild: kein Schiff war frei. In den Schiffahrtskontoren fertigten ihn die Lehrlinge vor den Schaltersenstern ab.

„'ne Chance als Käppen oder Steuermann? Wie alt ist Ihr Patent? Wie, das haben Sie während des Krieges an der Südost-Front verloren? Besorgen Sie sich doch eine Abschrift. Im Augenblick haben wir auch gar keinen Bedarf. Und dann müssen wir erst einmal das Patent einsehen!"

Ein Kapitän ohne Patent! Sollte er jetzt in der flauen Zeit noch einmal auf die Schifferschule gehen und seine Prüfung ablegen? Nein, das ging nicht! Dann würde er wahrscheinlich noch nachträglich wegen Amtsanmaßung vor ein Seeamt kommen. Wenn er auch milde Richter finden würde, eine Blamage wäre es doch für ihn, und den Stettiner setzte er zudem auch noch in die Nesseln. Oder sollte er wieder als Korinthen-Kommis an der Börse stehen? Nein, das lag ihm am allerwenigsten, dann lieber als Schauermann im Hafen arbeiten, da roch es doch wenigstens nach Seefahrt. Aber auch da war es überfüllt. Mediziner, Juristen, stellungslose Kaufleute und alle möglichen anderen Berufe hatten sich dort schon anschreiben lassen. Da fand er endlich etwas: eine Stellung, wo er wenigstens wieder ein Schiff unter den Füßen hatte, wo ihn keiner nach dem Patent fragte, wo er aber Seefahrt, wenn auch in kleinsten Ausmaßen, betreiben konnte. Er wurde Führer auf dem Alsterdampfer „Schwan".

Nun wußte er es, daß wieder jemand auf sein Kommando wartete, wenn er vorn am Bug in seinem kleinen Glaskasten stand, am Steuerrad drehte und durch das Sprachrohr in die Maschine rief: „Voraus allee!" oder „Zurück, halbe!" Nun wußte er es wieder, daß unten jemand saß, der auf sein Kommando hin an den Hebeln und Ventilen werkte, daß auf seinen Wink hin der Billettenmann Geldtasche und Fahrkartenkontrolle auf das kleine Maschinenoberlicht legte und damit äußerlich zu erkennen gab, daß er nun der erste Bootsmann an Bord sei und ihm das Festmachen des Dampfers an den Stegen oblag. Winkte ihm der Käppen wieder zu, gab er ein neues Kommando in die Maschine, dann war die seemännische Tätigkeit des Bootsmannes erledigt. Er hing sich wieder seine Tasche und Rolle um und war der Herr Kassierer an Bord.

Korinthen-Fietje dachte an die weite Einsamkeit des finnischen Busens, wo, ein dicker Eisbrecher vorn weg, sich ein Rudel Dampfer durch das glitzernde Eis seinen Weg bahnte, als sein kleiner „Schwan" knirschend seinen Kurs durch das kleingebrochene Bückeleis der Außenalster nahm. Tag und Nacht mußten die Dampfer fahren, um die Fahrrinne freizuhalten. Es waren ja winzige Pfannkuchen, die sich ihm hier entgegenstemmten im Vergleich zu den mächtigen Brocken, die ihm oben im Norden den Weg versperrten. Ein Kinderspiel schien ihm dies dagegen, nicht wert, daß die Zeitungen darüber schrieben.

Die Barmbecker Route hatte er zu fahren. Treibeis legte sich ihm im Mundsburger Kanal hindernd in den Weg. Sein „Schwan" schob sich von Scholle zu Scholle, daß sie krachend unter dem Kiel zerbarst. Im Kuhmühlenteich sollte er an die Brücke gehen, drei Fahrgäste waren hier zu Hause. Eine etliche Scholle liegt vierkant vor dem Steg. Sie weicht nicht vor dem Steven des kleinen Dampfers, sie drängt ihn immer von neuem zurück. Käppen Wesseloh läßt die Schraube vorwärts und rückwärts spielen, die Scholle stellt sich wohl hochkant, aber weichen oder bersten tut sie nicht. Schon murren die paar Fahrgäste, die nach Hause wollen, wo Mutter mit dem Essen wartet. Und auch der Fahrplan gemahnt unerbittlich zur Pünktlichkeit. Noch immer faucht die kleine Maschine, versucht wieder und wieder, das Eis zu überlisten. Jetzt ist der Dampfer ganz dicht an der Brücke, ein knapper Meter klafft nur noch dazwischen.

„Gehen Sie doch gefälligst näher an die Brücke heran, Schaffner!" ruft ärgerlich eine Dame.

Da springt Friedrich Wesseloh aus seinem kleinen Glaskasten heraus, reißt seinem Bootsmann den Festmacher aus der Hand und will mit einem Satz auf die Brücke jumpen. Die etliche Scholle hat sich aber schon wieder freigearbeitet, drängt den Dampfer zurück, just in dem Augenblick, als der Käppen springt. Der verfehlt den Steg, stürzt, rutscht ab von der zerbrechenden Scholle und verschwindet im eiskalten Wasser.

Die ganze Nacht haben sie ihn mit Haken und Stangen gesucht, sie haben ihn nicht gefunden. Erst nach drei Tagen tauchte er wieder auf, hat ihn die Polizeibarkasse geborgen. Auf dem kleinen Achterdeck ruhte er nun unter einer Persenning, er, der im Frühjahr als Segler hinauszog in die Welt, der für sein Vaterland auf der Nordsee und vor den Dardanellen kämpfte, der tausenderlei Gefahren in Nord und Süd glücklich überstanden hatte — hier auf der friedlichen Alster mußte er sein Ende finden. . . .


doppelt fermentiert
4 ₰
REEMTSMA
SORTE
»R6« O/M
REEMTSMA CIGARETTENFABRIKEN G.M.B.H. ALTONA-BAHRENFELD
Diese hochentwickelte Cigarette wird am besten in der Original-packung aufbewahrt.

Pioniere der deutschen Kolonien

Neben dem schreiendsten Unrecht und Fundament des Versailler Schandvertrages, daß Deutschland der Alleinschuldige am Kriege sei, steht der Artikel 119, der die Aufteilung der deutschen Kolonien zugunsten der hauptsächlichsten alliierten und assoziierten Mächte bestimmt. Als aber das Argument, daß Deutschland nicht fähig sei, Kolonien zu führen und auszubauen, durch über 100 Gutachten von Sachverständigen aus allen Kulturländern, die das Gegenteil bewiesen, nicht mehr stichhaltig war, versuchte man einen anderen Weg, und General Smuts löste diese Frage zur vollen Zufriedenheit der Ententemächte. Er entwarf den Plan, die ehemaligen deutschen Schutzgebiete unter die Mandatsverwaltung des Völkerbundes zu stellen, und den größeren Kolonialmächten zur engeren Verwaltung zu übergeben. Damit verschleierte er eine direkte Aufteilung unter die Siegerstaaten und konnte verhindern, daß der Gegenwert für die Kolonien an der zu zahlenden Kriegsentschädigung abgezogen wurde, da sie ja keiner der Staaten als Besitz bezeichnen konnte. Die Nutznießung und Ausbeutung war ihnen jedoch gesichert, und man konnte getrost den Deutschen ihren Privatbesitz enteignen und sie sogar größtenteils „repatriieren", wie dies auch bei den sämtlichen ehemaligen deutschen Kolonien (mit Ausnahme Deutsch-Südwestafrikas) der Fall gewesen ist.

Trotzdem wir heute mehr denn je fühlen, was Raummangel für ein Volk heißt, und der Ruf nach unseren Kolonien immer stärker wird, so gibt es doch bei vielen die irrige Ansicht, daß Kolonien dem Mutterlande mehr Geld kosten als sie eintragen werden. Zum Gegenbeweis sei jedoch nur angeführt, daß die Zahlungen des Reiches an die Kolonien im Jahre 1902 22 Millionen Mark gegenüber 7,2 Millionen Mark als Ertrag der Kolonien, im Jahre 1912 jedoch die Zahlungen des Mutterlandes 54,4 Millionen Mark betragen haben, während der Ertrag der Schutzgebiete auf 58,6 Millionen Mark gestiegen war. Die Statistik weist ferner nach, daß der Gesamthandel in den Kolonien 1902—1912 um über 300 Prozent gestiegen ist, während das Reich nur eine Steigerung von 84 Prozent verzeichnen kann.

Dies alles zeigt uns die Notwendigkeit und das Recht auf unsere Kolonien, die wir der Tatkraft einzelner Männer verdanken. War auch schon 1683 eine Kolonisationsbestrebung im Gange, die ihre stärkste Ausdrucksform in dem von Pistorius in Frankfurt am Main gegründeten Deutschen Kolonialverein fand, der Familien zur Ansiedlung nach Pennsylvania sandte, so war es doch Männern wie Peters, Lüderitz u. a. vorbehalten, das Fundament zu unseren eigenen Kolonien zu legen. Und als Bismarck am 24. April 1884 an Lüderitz folgende Worte telegraphierte: „Deutschland gewährt seinen Schutz auf Nachsuchen überall, wo deutsche Niederlassungen auf bisher von einer anderen Macht nicht besetztem Gebiet begründet sind oder werden und den deutschen Rechten gültige, die Rechte Dritter nicht verletzende Verträge zur Seite stehen", trat Deutschland als Kolonialmacht auf und stand nach kurzer Zeit an dritter Stelle hinter England und Frankreich. Dies führte denn auch 1884 zur Gründung der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, die sich bereits 1887 mit dem 1882 gegründeten Deutschen Kolonialverein in Frankfurt a. M. zur Deutschen Kolonialgesellschaft Berlin vereinigte.

✱

Die nachfolgenden Zeilen sollen nun ein Bild von der Gründung unserer einst blühenden Kolonien geben und gleichzeitig jener Männer gedenken, die mit Opfermut und Tatkraft dieses Problem zum Nutzen des Vaterlandes gelöst haben.

1. Deutsch-Südwestafrika.

Vier Jahrhunderte vor Besitzergreifung durch das Deutsche Reich ging zum erstenmal ein europäisches Schiff mit den Portugiesen unter Bartholomeu Diaz an der Küste dieses südwestafrikanischen Schutzgebietes vor Anker. Diaz, der auf der Suche nach dem Seeweg nach Indien war, legte keinen Wert auf die gemachte Entdeckung, so daß sich erst ab 1804, nachdem dort deutsche Missionare der Rheinischen Missionsgesellschaft ihr Betätigungsfeld eröffnet hatten, das Dunkel über diesen Landstrich Afrikas entschleiert wurde. Deutsche Missionare waren es auch, die den Bremer Kaufmann Franz Adolf Eduard Lüderitz, der sich schon lange mit dem Gedanken an die Gründung einer Handelskolonie an der Küste Afrikas befaßte, auf dieses Gebiet am Oranjefluß aufmerksam machten. Wie weitgehend der Kolonisationsgedanke bei Lüderitz war, ersehen wir an einer Antwort, die er seinem Mitarbeiter Vogelsang gab, als derselbe die Frage aufwarf, warum sich Lüderitz nicht in Togo niederlasse: „Nein, dorthin gehen wir nicht, die Westküste von Afrika ist zu ungesund, und wenn wir eine Kolonie gründen, und aus der Kolonie mal was werden sollte, will ich auch, daß der Deutsche dort leben kann."

Lüderitz machte 1882 an das Auswärtige Amt Mitteilung von seinem Plan, und als er die Zusicherung erhalten, daß das von ihm erworbene Gebiet unter Reichsschutz gestellt würde, machte er sich mit Vogelsang an die gemeinsame Arbeit. Bereits 1883 konnte Lüderitz von dem Namahäuptling Josef Frederiks die Küste vom Oranjefluß kaufen, und in der nach ihm benannten Lüderitzbucht die Handelsniederlassung Angra Pequena anlegen. Als er durch das eingangs erwähnte Telegramm Bismarcks des Reichsschutzes sicher war, setzte er seine rege Tätigkeit fort, und konnte weiter am 12. August 1884 seine Kolonie auf die ganze Küstenstrecke bis Kap Frio (mit Ausnahme der Walfischbai) ausdehnen. Unermüdlich bereiste er das Hinterland und konnte von 1884—1890 wichtige Schutzverträge mit den Eingeborenen eingehen, bis 1886 mit Portugal und 1890 mit Großbritannien die Grenzfestlegung stattfand und ein Reichskommissar in Otyimbingwe eingesetzt wurde. Die 1885 gebildete Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika erwarb nun den Besitz Lüderitz sowie ein nördlich anstoßendes Gebiet, übernahm von den Kamaherero die staatlichen Hoheitsrechte und ließ sich alle Bergwerksrechte übertragen.

Durch den Engländer Lewis aufgestachelt, fielen 1888 die Kamahereros vom Vertrage ab, und als die Einfälle der Namahottentotten erfolgten, griff das Reich ein und entsandte mit K. v. Francois eine kleine Schutztruppe. Obwohl die Hottentotten unter Führung von Hendrik Witboii von Major Leutwein in der Naukluft entscheidend geschlagen worden waren, setzte sich die Rebellion bis 1909 fort, so daß der kulturelle und wirtschaftliche Aufbau gehemmt wurde und bis zum Ausbruch des Krieges noch nicht beendet war.

Die 6000 Mann starke Schutztruppe konnte dem zahlenmäßig überlegenen Ansturm der Engländer auf die Dauer nicht Widerstand leisten, doch erzwangen sie am 9. Juli 1915 eine ehrenvolle Kapitulation bei Otavi. Heute befindet sich Südwestafrika unter der Verwaltung der Südafrikanischen Union.

2. Deutsch-Ostafrika.

Entschieden interessanter gestaltete sich die Vorgeschichte Deutsch-Ostafrikas, das 1498 durch Vasco da Gama entdeckt und von den Portugiesen als Kolonie ausgebaut worden war. Infolge Ausbeutung und Unterdrückung der Bevölkerung wurde jedoch 1618 die Zwingherrschaft der Portugiesen gebrochen und das Land unter die Herrschaft des Imams von Mascat gestellt. Aber auch dieser konnte nur das Küstengebiet beherrschen, und selbst als der Sultan seine Residenz in Sansibar aufschlug, konnte er die Selbständigkeit der Häuptlinge des Hinterlandes nicht brechen.

Den Bestrebungen der Gesellschaft für deutsche Kolonisation glückte es, das Augenmerk auf dieses Gebiet zu lenken, und bereits 1884 hatte Dr. Karl Peters, der rührigste Förderer dieses Gedankens, die Mittel aufgebracht, eine Expedition nach Ostafrika zu senden. Nachdem es ihm gelungen war, mehrere Verträge mit den eingeborenen Häuptlingen abzuschließen, erhielt er für diese Gebiete den Schutzbrief und gründete zu dessen Verwertung 1884 die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft.

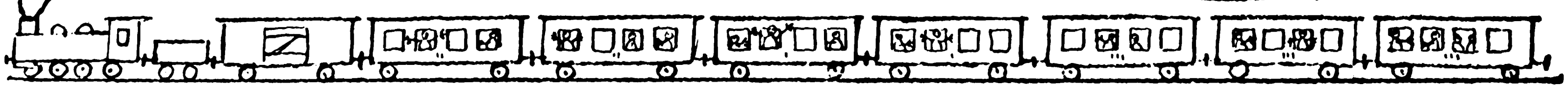
Währenddessen widersetzte sich 1885 der Sultan Seyyid Buschiri dem Recht der ausgestellten Schutzbriefe, und nur unter dem Druck eines deutschen Geschwaders vor Sansibar konnte für die Gesellschaft die Benützung des Hafens von Daressalam erlangt werden. Der Aufstand nahm jedoch immer größere Ausdehnung an, so daß endlich 1889 sich das Reich der Sache annahm und den bekannten Afrikaforscher Hermann Wißmann beauftragte, die Erhebung zu unterdrücken. Wißmann konnte in kurzer Zeit unter Zusammenwirken von Landheer und Marine die Aufständischen entscheidend schlagen, und als am 14. Dezember 1889 Buschiri in Pangani gehenkt worden war, unterwarfen sich auch die übrigen Stämme, und die Ruhe war wieder hergestellt.

Leider setzte auch hier der ausbrechende Weltkrieg dem Aufbau ein jähes Ende, doch mit heroischer Tapferkeit kämpften die Schutztruppen unter Lettow-Vorbeck für ihre neue Heimat, bis sie am 15. Nov. 1918 den Widerstand aufgeben mußten.



Carl Horn, der bekannte Münchener Porträtist, neben seinem Gemälde des Führers.

Haben wir auch nichts vergessen?



Keine Badehose geht mehr in den Koffer hinein und manches mußte zurückbleiben. Unsere Chlorodont-Tuben natürlich nicht, die haben wir zuallererst mit den Chlorodont-Zahnbürsten und dem Chlorodont-Mundwasser eingepackt, denn wir haben uns morgens und abends zu sehr an Chlorodont gewöhnt, um es auch nur einen Tag auf der Reise entbehren zu können. Gerade an heißen Tagen werden wir die herrlich erfrischende und reinigende Wirkung der Chlorodont-Zahnpflege besonders angenehm empfinden.

Und selbstverständlich wollen wir tüchtig braun werden. Sonne, Sonne und immer wieder Sonne, das ist die Hauptsache. Da freuen wir uns, daß es jetzt den neuen Leokrem gibt. Der wird uns helfen, die Sonne doppelt zu genießen. Nach dem Einreiben mit Leokrem werden wir schneller und tiefer gebräunt, ohne uns vor Sonnenbrand fürchten zu müssen.





Leokrem

Elegante Dosen
zu 15 Pf., 22 Pf. und 50 Pf.

Leoseife

In hygien. Verpackung
Stück 30 Pf.

Chlorodont

Zahnpaste Tube 50 Pf. und 80 Pf.
Mundwasser Flasche 1 Mk. u. 2 Mk.
Zahnbürste 90 Pf., für Kinder 54 Pf.

Leo-Werke G. m. b. H., Dresden-N. 6

Käp'tn Klaus ertrinkt in der Santa Rosa Bai

Die Geschichten, die letzten Freitagabend am Stammtisch in Forenskens Toddyhall erzählt wurden, waren ungewöhnlicher als je. Linstown, seit zwei Jahren Vertreter von Lloyds, früher aber Walfischfängerkapitän, hatte berichtet und beschworen, daß sie damals, als die „Herbetta" vier Jahre im Eis eingefroren war, pflanzenfressende Eisbären im Laderaum gezüchtet und sie später für tausend Mark das Stück an Hagenbeck verkauft hätten. Und Schadenluk, Steuermann vom Seeschlepper „Falke" hatte — ohne mit der Wimper zu zucken — erzählt, was sie vor zwei Jahren mit einem Fischkutter auf der Weser erlebt hatten. Der Fischkutter, den Schadenluk im Schlepp hatte, war bis oben hin voll von lebenden Aalen gewesen. Unterwegs war Windstärke 10 aufgekommen. Die Trossen — was sollten sie auch anders machen? — rissen, und der Fischkutter sank. „Tagelang haben wir gesucht", hatte Steuermann Schadenluk gesagt, „aber der Kutter war — trotzdem wir genau wußten, wo er abgesackt war — nicht zu finden. Fünf Monate später kam ein Telegramm aus Südamerika. Der Kutter war in der Santa-Rosa-Bai bei Maccapo geborgen."

Der Stammtisch hatte dagesessen, als wenn sie alle einen Schlag vor den Kopf bekommen hätten. „Santa-Rosa-Bai?" flüsterte Linstown, „wie kommt ein gesunkener Kutter von der Weser nach Südamerika?"

„Ganz einfach", räusperte sich Steuermann Schadenluk, „der Kutter war — hab' ich das nicht gesagt? — voll von lebenden Aalen. Alle Aale aber schwimmen — da gibt es gar nichts zu lachen, meine Herren — zur Laichzeit nach Südamerika. Und weil sie nun alle zusammen im Laderaum waren und nicht raus konnten, da haben sie" — Steuermann Schadenluk fing an, sich den Hinterkopf zu kratzen — „da haben sie eben den Kutter mitgenommen"

In diesem Augenblick hat Käp'tän Klaus eingegriffen. „Ne, Kinners", sagte er, „allens, was recht is. Aber so was von Aalen hab' ich mein Lebtag nich gesehen. Ich bün für Wahrheit, Herr Steuermann Schadenluk, un da wir grade von Maccapo reden, will ich Euch jetzt erzählen, wie ich, der beste Schwimmer vonner Handelsmarine, in der Santa Rosa Bai um ein Haar ertrunken bün. Abers ich sage Euch" — Käp'tän Klaus legte die Faust auf den Tisch — „all dat, was ich erzähl', is — dreimal Ehrenwort auf große Fahrt! — wahr un wahrhaftig so passiert."

„Denn man to", nickte Steuermann Harms. Schadenluk aber konnte es sich nicht verkneifen und sagte: „In der Santa-Rosa-Bai, Käp'tän Klaus, da sind so um zehntausend Haie herum. Da braucht man erst gar nicht zu ertrinken, da wird man g e f r e s s e n."

Käp'tän Klaus rührte in seinem Grogglas. „Un ich", hob er die Stimme, „bün in der Santa-Rosa-Bai nich beinahe gefressen, sondern beinahe ertrunken, Herr Steuermann Schadenluk!"

„Man los!" rief Harms.

„Tjä", murmelte Klaus, „ich weiß gar nich recht, wo ich nun anfangen soll. Ihr müßt wissen, wenn ich mehr als zehn Glas getrunken hab', un ich geh' zu Bett, dann fang ich an zu träumen. Ich träum' aber nich wie sonst un wie sich das gehört, sondern, während ich träum', weiß ich ganz genau: All dat, was da nun so passiert, is ein T r a u m! Ich brauch' mich dann bloß mit der Faust in den Magen zu stoßen, un ich wach' auf."

„Kenne ich", nickte Steuermann Harms. „So hab' ich früher auch oft geträumt."

„Das is ganz spassig", fuhr Käp'tän Klaus fort, „ich mach' dann im Traum Sachen, die man so im Leben nich macht. Ich schlag' da Schaufensterscheiben ein, kneif' die vornehmen jungen Damen, die auf der Straße herumlaufen, daß sie quietschen, allarmier' die Feuerwehr un ziehe den Schutzleuten die Helme über die Ohren. Un wenn ich es denn doch mit der Angst krieg', un der Traum wird schlimmer, un ich komm' ins Gefängnis oder so, dann stoß' ich mich einfach mit der Faust in den Bauch un denn — —"

„Man to", wurde der Stammtisch ungeduldig. „Du fängst ja schon wieder von vorn an."

„Tjä", nickte Käp'tän Klaus. „Also, was ich denn sagen wollte: Das war in der Santa-Rosa-Bai. Die „Anna Alberta" lag da auf der Reede von Maccapo vor Anker. Es war abends um neun un nach dem dreizehnten Grog. Ich lag auf dem Liegestuhl an Deck, un dann schlief ich ein, un dann träumt ich. Ihr wißt ja nun Bescheid. Ich träumte, daß ich in der Gig saß un mich nach der Stadt rüberrudern ließ. „Schöner Traum", dacht ich un freute mich ordentlich, „jetzt will ich mal Maccapo auf den Kopf stellen". Kaum bün ich an Land, kommt da der Lotse Alegro auf mich zu. Alegro, müßt Ihr wissen, hat ein Gesicht, daß es jeden Fahrensmann in den Fäusten juckt. „Komm' her, alter Junge", sagte ich und hielt mich nich lange bei der Vorrede auf. Un schon lag Alegro, der Lotse, knockout hinter dem Zollschuppen. Fünf Minuten später war ich in der „City of Antwerp", wo ich immer hingehe, wenn ich in Maccapo an Land bün. „Whisky?" flötete die Senhora hinter der Bar.

„Whisky, jawoll", rief ich, „aber Gnade euch Gott, wenn es wieder der verfluchte brasilianische Tapioca-Schnaps is!"

Die Senhora schenkte ein. Ich probierte. Es war wieder der verfluchte Tapioca-Schnaps.

Die Flasche knallte gegen die Decke, der Bartisch fiel um. Irgendjemand packte mich. Ich aber — ihr müßt wissen, wenn ich träum', hab' ich immer ein Schießeisen zur Hand — ziehe meinen Revolver, drücke ein paar Mal ab, un es wird muckmäuschenstill. „Zwanzig Conto!" rief ich. „Her damit! Um so viel habt ihr mich in fünf Jahren mit eurem falschen Whisky betrogen."

Die Senhora wirft mir die Scheine, schmutzige braune Lappen, herüber. „Feiner Traum", denk' ich, stecke das Geld ein un geh' weiter. Auf der Straße halte ich ein Auto an. „Grand-Hotel", befehle ich.

„Pariova!" schreit der Chauffeur, „das hier ist kein Taxi, das ist der Wagen des Vizegouverneurs."

„Grade was ich brauche", lache ich, und ziehe mein Schießeisen, un wir fahren zum Grand-Hotel."

„Und wie bist du nun beinahe ertrunken?" fragte Steuermann Harms.

„Einen Augenblick", fuhr Käp'tän Klaus fort. „Im Grand-Hotel hat es natürlich auch Krach gegeben. Den Direktor hab' ich die Treppe runtergeschmissen. Den französischen Konsul hab' ich gebeten, das Großkreuz der Ehrenlegion abzubinden un in die Schüssel mit der Remoladensauce zu legen, un als endlich die Polizei — gleich acht Mann auf einmal — kam, dacht' ich: „So, nun is es genug". Wie ich aber die Faust balle, um mich vor den Magen zu stoßen, packt mich ein Polizist von hinten. Ich reiße mich los, und — ob ich will oder nich — ich muß laufen. Ich renne die Treppe hinunter, spring' durch ein Fenster, dann über die Gartenterrasse, nehme ein Fahrrad, das da steht, un schon bün ich wieder im Hafen. Da liegt auch meine Gig un — wie sich das für einen anständigen Traum gehört — die beiden Matrosen sind auch noch da, un fünf Minuten später bin ich an Bord. „Jetzt wird es aber Zeit", überlege ich balle zum zweitenmal die Faust, um endlich mal wieder aufzuwachen. „Halt stop!" sagt da Michelsen, der zweite Offizier, un hält meinen Arm fest! „Ich glaube, Käp'tän, Sie nehmen erst mal ein Bad. Es ist schon alles fertig."

„Komisch", denk' ich, „warum kommt immer etwas dazwischen, wenn ich aufwachen will?" Un dann zieh' ich mich aus un steig' in die Badewanne."

Der Stammtisch räkelt sich. „Langweilige Geschichte", rief Steuermann Schadenluk, „was soll man mit son'm dussiligen Traum anfangen?"

„Einen Augenblick", hob Käp'tän Klaus die Hand. „Also ich steig' in die Badewanne. Aber wie ich nun zum drittenmal die Faust ballen will, fallen mir doch mit einem Mal die Augen zu, un ich schlaf' ein."

„Ja, und —?" fragte Steuermann Harms.

„Als ich wieder aufwache", fuhr Käp'tän Klaus fort, „hat mich der Steward beim Wickel, un ich spucke Wasser aus Mund und Nase. „Um Gottes Willen, Herr Kapitän", sagte der Steward, „beinahe wären Sie ertrunken."

Ich stieg aus der Badewanne un wußte nich: Träum' ich noch, oder bün ich schon wach? Aber da sah ich mein Zeug liegen. Ein Ärmel war von der Jacke gerissen, un aus der Tasche guckten die schmutzigen braunen Contoscheine, die mir die Senhora in der „City of Antwerp" gegeben hatte. „Also denn", denke ich, nehme meine Faust, stoß sie mir in den Magen.

Es tat bannig weh, meine Herren" — Käp'tän Klaus seufzte —, „aber aufgewacht bün ich nich . . "

„Und die ganze Fahrt nach der Stadt —?" rief Steuermann Harms.

„Die ganze Fahrt nach der Stadt", sagte Käp'tän Klaus, und seine Stimme sank zu einem Flüstern herab, „hatte ich überhaupt nich geträumt, un am nächsten Morgen is dann wirklich und wahrhaftig die Polizei gekommen."

„Haha", lachte der Stammtisch, daß die Gläser klirrten.

Nur Steuermann Schadenluk war nicht zufrieden. „Was ist das für ein Unsinn", schüttelte er den Kopf. „Sie wollten erzählen, wie Sie beinahe in der Santa-Rosa-Bai, wo es mehr Haifische als Wasser gibt, ertrunken sind, und nun war es nur eine B a d e w a n n e!"

„Aber, meine Herren", sagte Käp'tän Klaus, „was wollt ihr denn? Die „Anna Alberta" — mit der Badewanne an Bord — lag doch in der Santa-Rosa-Bai!"

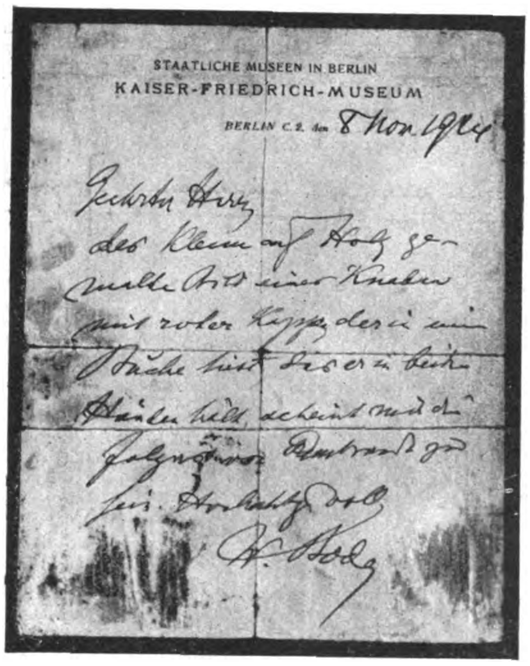
Gefälschte Expertisen

Die Fähigkeit, Gemälde zu bestimmen, setzt natürliche Veranlagung voraus. Die wenigen wirklichen Autoritäten, die es auf dem Gebiete der Gemäldeexpertise gibt, fällen ihr Urteil „auf den ersten Anhieb"; selbst durch Übermalungen offenbart sich ihnen die Hand des Meisters oder doch die Besonderheit der Schule. Es handelt sich dabei um Assoziationen, die sich mehr oder weniger im Unterbewußtsein abspielen und nur bei genialen Naturen zu finden sind. Drum ist auch das Urteil lapidar, kurz und eindeutig: „Dieses Gemälde ist nach meiner Ansicht ein eigenhändiges Werk des . . . . . ." Mit dem Zusatze „nach meiner Ansicht" will sich der Experte vor den möglichen Folgen eines etwaigen Irrtums schützen; denn er weiß: auch er kann irren. Es bedarf keiner Worte, um zu begreifen, daß ein solcher Irrtum selbst dann verzeihlich wäre, wenn er für den Bildbesitzer die Ursache schwerer Verluste würde. Die Mehrzahl der Experten verfügt nicht über diese sozusagen hellseherische Begabung, sondern kommt zu ihrem Urteil auf dem durchaus gangbaren Weg der Vergleichung, der Stilkritik. Man hat oft darüber gestritten, welches Gutachten zuverlässiger sei, das des genialen oder das des rein methodischen Experten. Wie auf allen Gebieten der Erkenntnis hat auch hier das Genie seine Überlegenheit behauptet. Wir möchten ein Beispiel sprechen lassen. In München wurde vor Jahren ein schönes Bild angeboten mit einem ganzen Faszikel meist sehr ausführlicher Expertisen aller möglicher Kenner, die sich für die Eigenhändigkeit Rembrandts einsetzten. Dagegen wurde das Gemälde von allen Autoritäten, die es zu sehen bekamen, abgelehnt. Schließlich stellte die Durchleuchtung mit Röntgenstrahlen fest, daß der „Rembrandt" auf ein Gemälde des 18. Jahrhunderts gemalt war. Solche Fehlurteile werden dem wirklichen Kunstkenner zwar nur selten unterlaufen. Aber auch sie sind verzeihlich, wenn sie nur nach bestem Wissen und Gewissen gefällt sind. Es sind falsche Expertisen, aber keine gefälschten.

Damit kommen wir auf unser eigentliches Thema. Es gibt „Kunsthistoriker" oder „Kunstexperten", die gegen Geld und gute Worte bzw. Gewinnbeteiligung langatmige, wissenschaftlich aufgemachte „Gutachten" ausstellen, in denen irgendein Bild als Originalwerk eines großen Meisters ausgegeben wird. Das ist natürlich ein ganz blöder Schwindel. Blöde deshalb, weil so leicht niemand, der ein teueres Bild erwirbt, sich mit dem Gutachten eines Unbekannten begnügen wird.

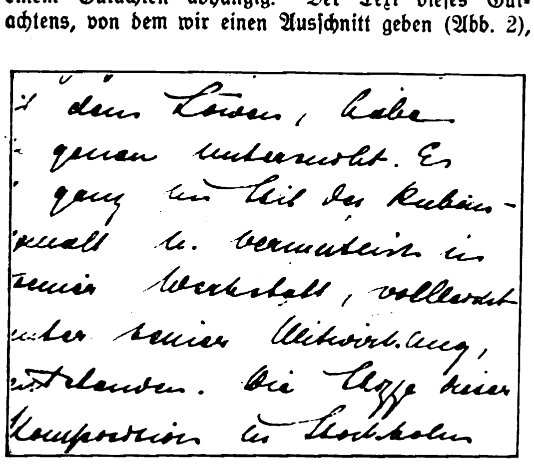
Einmal schrieb Wilhelm von Bode ein Gutachten über ein echtes Bild auf die Rückseite des Kartons, auf den das Photo des Gemäldes aufgeklebt war. Nachträglich wurde einem Interessenten der Karton mit derselben Expertise aber einem anderen Photo präsentiert. Damals lebte Bode noch, und eine Anfrage bei ihm klärte den Schwindel auf.


SALEM
GOLD
EXTRA MILD
SALEM
GOLD No 3½
DRESDEN
3 1/3
EXTRA MILD


STAATLICHE MUSEEN IN BERLIN
KAISER-FRIEDRICH-MUSEUM
BERLIN C. 2, den 8 Nov 1914

Bode war — wie alle großen Geister — oft merkwürdig sorglos. Nicht hinsichtlich seines Urteils, aber hinsichtlich der Gattung von Bildern und der Persönlichkeiten, die sie ihm vorlegten. So kam folgender krasse Fall zustande, über den unsere Abbildung Aufschluß gibt. Der Schlußsatz des auf die Rückseite des Bildchens aufgeklebten Gutachtens scheint zu bestätigen, daß es sich um einen echten Rembrandt handelt. Aber am Anfang der vorletzten Zeile steht ein Wort, das zwar die Zuweisung nicht einzuschränken scheint, aber unverständlich ist. Schließlich kam man dahinter, daß einfach eine Zeile herausgeschnitten ist. Der Schluß der Expertise lautete: „... scheint mir die Arbeit eines späteren Nachfolgers von Rembrandt zu sein". Also ein gewaltiger Unterschied. Die Bogen des Kaiser-Friedrich-Museums sind normalerweise 192 mm hoch, der vorliegende nur noch 180 mm.

Ein anderer Fall. Aus München wird ein Bild aus der Werkstatt Rubens nach Berlin entführt. Die Geschichte dieser Entführung und ihrer Folgen gäbe Stoff für einen spannenden Film. Hier sei nur das für uns Wesentliche herausgegriffen. Der Interessent bekommt in Berlin das Bild als „eigenhändig" serviert. Er ist gewillt, es zu kaufen, macht aber den Abschluß von einem Gutachten abhängig. Der Text dieses Gutachtens, von dem wir einen Ausschnitt geben (Abb. 2),



scheint die Mitwirkung des Rubens bei dem Bilde zu bestätigen. Nur an dem schwerfälligen Satzgefüge stößt man sich. Nun, statt „vollendet" hat es ursprünglich „vielleicht" geheißen. Aber das war den Fälschern nicht genug, und so mußte es als „vollendet" die eigenhändige Mitarbeiterschaft des Meisters bestätigen. Auf Grund dieser „verbesserten" Expertise wäre der Handel auch zustande gekommen, wenn der Besitzer nicht den Verbleib des Bildes erfahren und es zurückgeholt hätte.

Ein anderes Verfahren, bei dem es sich um einen Spitzweg handelte, entbehrt nicht eines gewissen Humors. Die beiden Vermittler brachten das Bild zu einem bekannten Experten und baten um ein Gutachten. Es wird abgelehnt: glatte Fälschung! Die beiden Herren sind sichtlich enttäuscht und bitten wenigstens um eine Bestätigung, daß es **kein** Spitzweg sei, damit sie den Ankauf rückgängig machen könnten. Der Experte willfahrt diesem Wunsch und bestätigt, daß „das umseitig abgebildete Gemälde kein echter Spitzweg ist". Mehr wollten die beiden überhaupt nicht. Das „k" in „kein" verschwindet, und der nunmehr „echte" Spitzweg findet einen Käufer. Leider hatte der Richter für den Humor der Geschichte kein Verständnis.

Ludw. E. Fuchs.

Historische Ohrfeigen

Ohrfeigen haben auch ihre Geschichte, oder die Geschichte kennt auch die Ohrfeigen. Wie man will. Auf jeden Fall gibt es in den paar tausend Jahren menschlichen Irrens und Strebens eine Reihe von Anlässen, wo der nachhaltende Eindruck, den man einem bedeutenden Gesichte verabreichte, zu allerlei historischen Schicksalen führte. Es wäre vollkommen falsch, anzunehmen, daß die Ohrfeigen nur in den Gärten des gemeinen Volkes gedeihen. Nichts wäre so unbegründet wie das. Zeigt doch die Vergangenheit reichlich, daß auch erlauchte und hochgeborene Wangen gar oft mächtig glühten unter dem Feuer eines wohlgezielten Handstreichs. Fürsten und Heilige, zarte Frauen und Kinder, geniale Köpfe und Künstler — keiner trug den Kopf zu hoch, um nicht von dieser Scheidemünze der Rache abzubekommen, und wohl die wenigsten besaßen den Mut oder die Geistesgegenwart, das plötzliche Geschenk umgehend zu erwidern. Nicht immer wäre solches auch geglückt. So erzählt der alte Historiker Andreas Brunnerus von einem Ritter, der beim Besuche Kaiser Ottos beim Bischof von Regensburg im Jahre 961 mit zu Tische saß und plötzlich wegen einer unbedachten Rede eine mächtige Ohrfeige „gleichsam aus der Luft, soll empfangen haben, ohne wahrzunehmen, wer ihm solche gegeben."

Ein anderer Geschichtsschreiber weiß von einem Hauptmanne der Hugenotten zu berichten, der auf ebenso unerklärliche Art regaliert wurde. Als dieser sich eines Abends in einer Unterkunft zwischen zwei Katholiken legen mußte, wagte er es nicht, sein Gebet laut zu verrichten; als er jedoch in Gedanken an die Worte kam „Führe uns nicht in Versuchung" hätte er von unsichtbaren Händen drei so gewaltige Ohrfeigen bekommen, daß mehrere Anwesende, welche in einiger Entfernung von ihm am Kamine standen, über das Geklatsche derselben heftig erschraken. Der heilige Albertus trieb einst, nach der Legende, den bösen Feind aus einem jungen Mädchen, das vom Teufel besessen war, worauf er plötzlich einen heftigen Schlag an seine Backe bekam. Unerschrocken reichte der Heilige dem Satan auch die andere Wange hin, dieser aber getraute sich nicht mehr, sondern fuhr, offenbar durch die Kraft der Gebete überwältigt, in seine höllische Heimat zurück.

Der Reigen der hohen Herren, deren Wangen unter dem Purpur eines Backenstreiches glühten, sei mit dem edlen König Casimir II. von Polen eröffnet. Derselbe bekam einst beim Spiele von einem Edelmanne, der das Unglück hatte, sein ganzes Geld zu verspielen, in der Hitze des Streites eine Ohrfeige. Der Höfling wurde verurteilt, dafür seinen Kopf zu lassen. Aber bald wiederrief der König sein strenges Urteil mit der Begründung: „Mich befremdet das Benehmen dieses Edelmannes gegen mich nicht mehr; da er sich gegen das Glück nicht rächen konnte, ist es ganz natürlich, daß er sich gegen dessen Günstling versuchte. Ich bekenne mich deshalb als schuldig, den Anlaß herbeigezogen zu haben."

Der Pfalzgraf Ludwig, der Sohn des Kaisers Ruprecht, dem seine Gemahlin wegen Verschwendung die Verwaltung seiner Güter entziehen ließ, nahm eines Tages seinen noch zarten Knaben mit in den Dom, wo er ihm vor allem Volke eine mächtige Ohrfeige gab, wobei er sagte: „Möge diese Maulschelle dich ewig an die Schmach erinnern, welche mir deine Mutter zugefügt!"

Eine heftige Ohrfeige muß auch die gewesen sein, die den Erbprinz Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg zum Glaubenswechsel veranlaßte. Vor seiner Hochzeit weilte dieser Prinz zu Besuche bei seiner Braut in Düsseldorf, hatte bei dieser Gelegenheit wacker gezecht, geriet in Trunkenheit und dadurch in Streit, in dessen Verlauf er von seinem künftigen Schwager eine so nachdrückliche Ohrfeige erhielt, daß er kurze Zeit darauf den Glauben änderte. Am 19. Juli 1613 trat der bisher protestantische Prinz infolge dieser Szene zur katholischen Kirche über.

Einem anderen Prinzen verhalf eine Ohrfeige zur Königskrone. Anno 1714 hatte Landgraf Karl I. von Hessen auf dem 523 Meter hohen Karlsberg in Wilhelmshöhe das Riesenschloß Oktogon erbauen lassen. Von da aus sollten sich die von demselben Landgrafen ersonnenen berühmten Wasserkünste von Wilhelmshöhe in breiten Kaskaden über eine Riesensteintreppe in die Tiefe stürzen. Um diesen feenhaften Anblick das erstemal zu genießen, hatte sich außer dem Hofe eine große Zuschauermenge in Wilhelmshöhe eingefunden. Der Landgraf schwelgte in der überwältigenden, in eins verschmelzenden Größe und Schönheit von Kunst und Natur und als sich nun die schimmernden Wasserfluten gleichsam aus dem Innern des Schlosses zu ergießen schienen, da hatte er das Gefühl, als müsse da oben auf dem Oktogon noch ein phänomenaler Abschluß irgendetwas Großartiges, noch nie Dagewesenes thronen. Er fragte deshalb seinen neben ihm stehenden Sohn Friedrich um dessen Meinung. Doch der war nie ein Freund dieses Luxusbaues gewesen, weil er einem großen Teil seiner hessischen Landesbrüder eine Unmenge Schweiß und Tränen gekostet hatte, und so antwortete er: „Ich würde dort oben einen Galgen errichten und den Baumeister des Schlosses daran aufhängen." Aus allen Himmeln seiner rosigen Stimmung gerissen, versetzte der Landgraf seinem Sohne in Gegenwart aller Hofleute eine schallende Ohrfeige. Stillschweigend steckte Friedrich die Schmach ein, ritt zu Tal und über die Grenze weiter bis nach Schweden, wo er herzliche Aufnahme fand, sich mit der Schwester Karl XII. vermählte und später nach dessen und seines eigenen Vaters Tode, selbst König von Schweden und Landgraf von Hessen wurde. Auf der Pyramide des Oktogon wurde aber doch noch im Jahre 1717 die Riesenstatue des Herkules errichtet, die noch heute Kassels weithin sichtbares Wahrzeichen bildet, ähnlich der Bavaria Münchens.

Bei dieser Gelegenheit sei auch erzählt, daß das weithin sichtbare Hermanns-Denkmal im Teutoburger Walde indirekt einer Ohrfeige ihr Entstehen verdankt. Im Jahre 1806 bekam ein patriotischer Junge in Ansbach, der sich über die durchziehenden französischen Truppen wenig respektvoll äußerte, von einem dieser Soldaten eine Ohrfeige. Ein glühender Haß gegen die fremden Unterdrücker bemächtigte sich des Jungens, und in seiner Seele flammte, wie er selbst sagte, der Wunsch auf, ein Werk zu schaffen, das die Deutschen mahnen sollte, einig zu sein und dadurch stark und frei. So wurde aus dem geschlagenen Jungen Joseph Ernst von Bandel, der Schöpfer des gewaltigen Denkmals.

Eine Ohrfeige von wirklich weltgeschichtlicher Bedeutung versetzte 1827 der Bey von Algier dem französischen Konsul Deval. Sie wurde Anlaß, daß Frankreich eine große Expedition gegen dieses Land entsandte, Algier eroberte und zum französischen Besitze machte, nicht zur Kolonie, denn die staatsrechtliche Formel lautet Frankreich, Algier und die Kolonien.

Aber nicht nur unter Männern gilt die Ohrfeige als kurzer und eindeutiger Verweis oder Abfuhr. Die kleinen hübschen Hände schöner Frauen waren nie zu zart, als daß nicht auch sie in manches Gesicht eine Antwort geschrieben, wenn man es wagte, sie in ihrer Ehre oder Tugend zu verunglimpfen. Wie heftig dies manchmal geschehen konnte, bewies die fromme Kaiserin Kunigundis, die ihrer übermütigen Enkelin Jutta einen so kräftigen Backenschlag gab, daß die Merkmale der Finger auf der Wange derselben bis an ihr Ende sichtbar blieben.

Nicht alltäglich scheint auch die Ohrfeige gewesen zu sein, die die jähzornige Gerantia ihrer Tochter, der durch ihre Heiligkeit berühmten Genovева gab, als diese ihr einst, trotz ihres Verbotes, in die Kirche folgen wollte. Diese Ohrfeige schlug auf die Geberin selbst zurück, denn kaum, daß sie verabreicht, war Gerantia erblindet. Der hl. Genoveva gelang es aber durch ein Wasser, über das sie einen Segen sprach, das Übel zu beheben und die Mutter wieder sehend zu machen.

In dem alten Zedlerschen Lexikon aus dem 18. Jahrhundert findet sich ein Mittel, um überraschend schnell aus einer mittelmäßigen Stimme eine herrliche und glockenreine zu machen. Dieses Geheimnis verstand die hl. Adelheidis, die einstige Äbtissin zu Villich, die den ihr untergebenen Nonnen, um deren Fortschritte im Singen zu fördern, reichliche Backpfeifen zukommen ließ. Versagten den jungen Klosterfrauen die Stimmen im Chor oder erklangen sie nicht rein und laut genug, so regnete es Ohrfeigen, worauf die Nonnen gleich Engeln ihre Stimmen voll und kräftig ertönen ließen.

Wenn schon Frauen, deren stilles Leben nur der Andacht und dem Gebete geweiht war, den Zuckungen der Hand nicht widerstehen konnten, ist es da ver-

wunderlich, wenn deren weltliche Schwestern das gleiche Mittel zu ihrer Genugtuung ausübten? So gab die Königin Elisabeth von England dem Herzog von Essex vor versammeltem Rate eine Ohrfeige, weil er, ungeachtet ihrer sonstigen Zuneigung, sich durch einige Freiheiten an ihr vergangen hatte.

Die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, die durch ihre köstlichen Briefe so bekannte Liselotte von der Pfalz, versetzte einst ihrem Sohne Philipp eine Ohrfeige, daß ihm die Ohren in vollen Tönen erklangen. Auf Wunsch Ludwigs XIV. sollte dieser eine Tochter aus dessen illegitimen Verhältnis mit der Montespan heiraten. Liselotte, der eine solche „schlampige" Ehe nicht paßte, nahm ihrem Sohn das Versprechen ab, sich dem zu widersetzen. Als der jedoch trotzdem die unerwünschte Braut heimführte, bekam er von seiner temperamentvollen Mutter auf dem Wege zur Kirche jenen schallenden Beweis mütterlicher Autorität.

Eine andere hohe Frau, die Königin von England, ließ sich ebenfalls vor aller Öffentlichkeit hinreißen, dem damaligen Prinzen von Wales (späteren König Eduard VII.) eine Backpfeife zu geben. Es war anläßlich des Besuches der ersten Londoner Weltausstellung. Der jugendliche Prinz wollte mit den vielen und noch nie gesehenen Ausstellungsgegenständen sein kindliches Spiel treiben. Aber die Sache nahm einen anderen Verlauf. Seine königliche Hoheit wurde nämlich von der höchsten Frau des Landes an die Vorschrift erinnert: „Nichts berühren!", und als die Warnung erfolglos blieb, gab es eine royal box on the ear — eine Ohrfeige coram publico. Mit einem Schlage hatte die Königin die Herzen aller Familienväter gewonnen.

Eine sehr schlagfertige Frau war die schöne Lola Montez, die Geliebte König Ludwigs I. von Bayern. Als anläßlich ihrer Ernennung zur Gräfin von Landsfeld die Münchener Studenten vor ihrem Palais demonstrierten, verhöhnte sie in ihrem Übermut die empörten Söhne des Landes. Durch den Tumult geriet sie in Wut, ergriff eine geladene Pistole und wollte ein unbedachtes Feuer eröffnen, woran sie jedoch glücklicherweise von einem hinter ihr stehenden Leutnant verhindert wurde. Dieser bekam jedoch statt eines Dankes eine ihrer berühmten Ohrfeigen, was ihn als Offizier verpflichtete, den Vorfall mit seiner Entlassung aus dem Heere zu büßen.

Nicht zu allen Zeiten sah man im Verabreichen oder Bekommen von Ohrfeigen schmerzende oder die Ehre verletzende Vorfälle. So erzählt der Ritter Götz von Berlichingen in seiner Selbstbiographie, daß er bei einer Fehde mit der Stadt Nürnberg allein und ruhig um den Stadtgraben ging, jedem Bürger, der ihm begegnete bloß eine (!) Ohrfeige gab: „und ich gab ihm eins, daß Blut davon ging", erzählt er schlicht und bieder.

Der damalige österreichische Gesandte am Hofe Philipp II. von Spanien, Adam von Dietrichstein, berichtete nach Wien, daß Don Carlos seinem Kammerherrn Don Alonso de Cordoba unter irgendeinem Anreiz eine Ohrfeige gab. „Hat ainen seiner Khämmerer ohn Ursach aine Maultaschen geben" lautet sein lakonischer Bericht.

Gelassen nahm auch der Kammerdiener Friedrichs d. Gr. eine Ohrfeige hin, die er einst vom Monarchen in einem unwilligen Moment bekam. Ganz unbefangen und ruhig stellte sich der Bediente in Gegenwart des Königs nachher vor den Spiegel und fing an, die durch königliche Hand in Unordnung geratene Figur wieder herzustellen. „Kerl, was untersteht er sich?" — fragte der König. Ganz trocken erwiderte jener: „Euer Majestät, die draußen im Vorzimmer brauchen nicht zu wissen, daß zwischen uns was vorgefallen ist." — Friedrich mußte lachen und ging in ein anderes Zimmer.

Wie ein Feigling auf eine Ohrfeige reagiert, zeigt der Fall des Kritikers G..., der von einem Schauspieler einige heftige Schläge erhielt. „Ich hoffe doch, daß die Sache nicht ohne Folgen bleibt", meinte einer seiner Freunde. „Gott behüte", antwortete G., „ich werde eine dicke Backe bekommen, wenn die Schmerzen anhalten." Ein andermal wurde dieser Held in Gesellschaft von dem gleichen Schauspieler beschimpft und hinausgebeten, damit er die ihm gebührende Ohrfeige bekomme. „Ich hinausgehen? Wo benten Sie hin?" war seine Antwort, „und wenn Sie mir zwanzig geben, folge ich Ihnen nicht!"

Es zeigt sich eben, daß das Werk, das ein Unsicherer vor hundert Jahren schon suchte, noch immer ungeschrieben ist, das Werk: „Über das Benehmen bei Ohrfeigen unter Gebildeten". Hans Beilhack.

Edmund Steppes (Schluß von Seite 801)

Erhebenheit eines Erwachens des neuen Tages, die Wehmut über das Versinken eines zur Rüste gehenden Tages, die Furchtbarkeit einer gewaltig aufsteigenden Felsenmasse, die Lieblichkeit einer mit Blumen besäten Bergwiese im Frühling, die Einsamkeit einer öden Gebirgsgegend, das Dämonische tief hinunter greifender langbeiniger Baumwurzeln, gespenstischen Riesenspinnen vergleichbar, und sehen wir näher zu: Zwischen Gräsern in feuchtem Grunde sitzt eine Kröte, versonnen vor sich hinbrütend wie ein Philosoph, der über das Welträtsel grübelt. Ein humoristisches Aufleuchten, das übrigens auch in dem schalkhaften Lächeln funkelt, das die schmalen Lippen des Meisters umspielt.

Aber die Darstellungskraft des Künstlers beschränkt sich nicht nur auf die wesenlose Natur; er belebt sie auch durch das Getier des Waldes, durch die Herden, die zur Alm ziehen. Auch mythische Gestalten tauchen bei ihm auf, wie der heilige Christophorus, der, durch den Fluß watend, das Jesukind auf den Schultern trägt, auf dem wieder die ungeheure Bürde des menschlichen Leibes und Elends lastet.

Wie in seinem ganzen Empfindungsleben ist Edmund Steppes auch deutsch in seiner Malweise, die den billigen Effekt der rasch in der Zersetzung durch Luft und Licht vergehenden Ölpantsche verschmäht. Gleich den alten Meistern arbeitet er für die Jahrhunderte hinaus in seiner handwerklich soliden Technik; stets auch auf die Dauerhaftigkeit seiner Farben bedacht, auf ein rationelles Malverfahren. Zurückblickend auf die lange Reihe seiner Vorfahren, erkennt er in sich die Pflicht, im Dienste seines Genius fortzuwirken zum Heile der deutschen Kunst bis in die ferne Zukunft. Denn er ist im Grunde seines Wesens Romantiker, und was ist Romantik eigentlich? Sehnsucht nach einem Wunderlande der Vollkommenheit, wie wir es uns gar nicht vorzustellen vermögen, wie wir es nur erträumen können. In der Romantik aber wurzelt auch jede echte arische Religiosität, und wenn wir uns in die Schöpfungen des Burghausener Meisters hineinversenken, dann erwacht in uns auch jene tiefe Ehrfurcht vor den Wundern der Natur, aus denen uns die Gottesnähe entgegenschauert. Josef Stolzing-Cerny.

Der ewige Lockruf der Schatzinseln

In unseren Tagen, in denen der Hunger nach Gold so besonders heftig auftritt, sucht man in allen Teilen der Welt nach diesem kostbaren Metall, und es ist daher nicht verwunderlich, daß auch die vergrabenen Schätze in der Phantasie der Menschen eine größere Rolle spielen als je zuvor. Das Jahr 1933 wird eine ganze Anzahl solcher Expeditionen erleben, die von Geldmännern in Berlin, London, Paris und Neuyork ausgerüstet werden. Alle Hilfsmittel der modernen Technik, wie Tauchapparate, hydraulische Baggermaschinen, Flugzeuge usw. werden dabei Verwendung finden, ebenso wie die elektrische Wünschelrute.

Anfang 1932 bereitete der berühmte englische Rennfahrer Sir Malcolm Campbell eine Reise nach den Kokosinseln vor, einem Eiland im Stillen Ozean, um jenes sagenhafte Gold und Geschmeide der berühmten Seepiraten Edward Dawis und Benito Bonito zu finden, das dort vor mehr als hundert Jahren vergraben worden sein soll. Sein Versuch war vergeblich. — Kurz darauf hat die Expedition des Obersten Leckie und des Wünschelrutengängers Clayton tatsächlich zu der Auffindung des so lang gesuchten Schatzes von 60 Millionen Dollar geführt. Diese Riesensumme war von Kapitän Graham, einem Marineoffizier, der Seeräuber geworden war, vergraben worden. Die Entdeckung der Stelle gelang mit Hilfe eines „Metalaphons", einer elektrischen Wünschelrute, die von Clayton vervollkommnet ist. Das Gold wurde etwa 10 Meter von der Stelle entfernt gefunden, an der Campbell seine vergeblichen Versuche unternommen hatte. Die Regierung von Costarica, die der Expedition die Erlaubnis zum Graben gegeben und Schutz versprochen hatte, stellte eine stark bewaffnete Truppe, die den Ort bis zur vollständigen Hebung des Schatzes bewachen wird. Trotzdem vergehen kaum ein paar Wochen, ohne daß in diesem einsamen, von dichtem Gestrüpp bedeckten, von Bergen und Felsen zerklüfteten Gebiet ein kühner Abenteurer auftaucht, der trotz des furchtbaren Klimas irgendwo zu graben anfängt, ohne dabei in den meisten Fällen etwas zu finden. Aber es ist zweifellos, daß auf dieser verlassenen tropischen Insel noch zahlreiche andere Seeräuber ihre Schätze versteckt haben; nur wo? — das ist die Frage.

Mit der Romantik des Schatzsuchens beschäftigt sich eine riesige Literatur, die vor kurzem wieder durch zwei Werke bereichert worden ist, durch das Buch

„Die Romantik der vergrabenen Schätze" von T. C. Bridges, und „Dublonen" von C. B. Driscoll, die beide in London erschienen sind. Driscoll ist ein besonders erfahrener Fachmann auf diesem Gebiete. Er hat viele der berühmtesten Schatzorte gesucht, und wenn er auch niemals etwas gefunden hat, so ist er doch mit den Ergebnissen zufrieden: „Ich bin zwischen den Polen viele Jahre gesegelt, um die Orte zu besuchen, an denen Schätze liegen. Ich fand dabei, daß diese romantischen Buchten und tropischen Urwälder malerischer und idyllischer sind, als ich jemals geahnt hatte." Aber so selten man auch davon hört, so werden doch bei diesen Schatzjagden auch Reichtümer erbeutet. Dafür führt Bridges eine ganze Reihe authentischer Beispiele an. Als er in Florida weilte, lernte er einen Iren kennen, der damals auf die Schatzsuche ausging. Er hörte lange nichts von ihm, aber später fand er ihn in London als reichen Mann, der ein verschwenderisches Leben führte, und man erzählte von ihm, daß er einen Schatz gefunden habe. Dublonen im Werte von über zweihunderttausend Mark wurden von einer Taucherin Jean Tolley, die sich mit einer Filmgesellschaft im Hafen von Nassau, der Hauptstadt der Bahama-Inseln, befand, ans Licht gebracht. Sie bemerkte bei Tauchübungen, die sie für Filmaufnahmen ausführte, auf dem Meeresgrund den Handgriff eines eisernen Kastens, und als sie den Inhalt näher untersuchte, fand sie ihn mit spanischen Goldstücken angefüllt. Man bemüht sich jetzt, eine Stelle in Südafrika wieder aufzufinden, von der vor dreißig Jahren zwei deutsche Goldgräber Gold brachten. Die beiden Männer starben aber, ehe sie das Geheimnis näher enthüllen konnten. Man nimmt jetzt an, daß das Gold dieser beiden Deutschen aus einem unterirdischen Fluß gewaschen wurde und daß man irgendwo in dem fast unbegrenzten Labyrinth von Höhlen und Gängen Gold finden wird. Gegenwärtig ist aber das Geheimnis dieser Goldhöhlen und das ihrer rätselvollen einstigen Bewohner noch nicht geklärt, da man dieses riesige unterirdische Gebiet noch niemals vollständig erforscht hat.

Die Entdeckung eines reichen Goldlagers in den Antimok-Besitzungen der Big-Wedge-Bergwerksgesellschaft, ganz in der Nähe von Baguio, auf den Philippinen, wird aus Manila der „Newyork Times" gemeldet. Die neuen Goldfunde sollen zu den größten in der Geschichte der Philippinen gehören. Erzproben, die in Manila untersucht wurden, ergaben einen Wert von 2000 Dollar Gold auf die Tonne, manche Proben sogar von 3000 Dollar. Die Bergwerksgesellschaft hat bereits mit der Aufstellung von Maschinen begonnen, um die Lager in großem Maßstab auszubeuten.

Wie aus Salisbury vor kurzer Zeit gemeldet wurde, hatten dort zwei Goldsucher durch Zufall eine sehr reiche Goldader entdeckt. Bei Ausbesserungsarbeiten auf einem Wege zu Chakari (Süd-Rhodesien) in der Nähe von Gatooma, war ein großes Loch in die Erde gegraben worden. Den beiden Goldsuchern fiel ein merkwürdiges Blitzen und Leuchten auf, und sie fanden eine goldhaltige Erzschicht, die von einer dünnen Erdschicht verborgen war. Das Erz, das wie Quarz aussah, hatte einen sehr starken Goldgehalt, und von diesem kostbaren Erz ist eine ganze Menge zur Ausbesserung des Weges verwendet worden, ohne daß man seinen Wert ahnte.

In der Nähe von Gold-Hill, Utah, befindet sich eine reiche Goldmine, die von ihrem Eigentümer allein ausgebeutet wird. Die höchsten Angebote können ihn nicht veranlassen, sie zu verkaufen. Alljährlich verschwindet er auf einige Wochen, um dann mit 7000—8000 Dollar wiederzukehren. Den Rest des Jahres verbringt er damit, das Geld auszugeben.

Einen ähnlich merkwürdigen Fall erzählt man sich von einem Goldsucher, der im Norden von Britisch-Columbien wohnt, sowie von einem Deutschen, der in Bolivien auf geheimnisvolle Weise von einer unbekannten Goldmine lebt. In keinem dieser Fälle gelang es bisher, die wahren Fundorte ausfindig zu machen.

Der Goldrausch in Kanada begann im Jahre 1927 mit der Entdeckung der reichen Goldlager im nordöstlichen Winnipegseegebiet, wo die Porcupin-Mine bereits in den ersten zwölf Monaten eine Ausbeute von fünfundzwanzig Millionen Dollar ergab. Im nächsten Jahre stieß man auf neue Goldfelder westlich des Herbsees und dann erfolgte im letzten Jahre die Entdeckung der Gold- und Platinadern in der Nähe von Lethbridge in den Livingstone-Bergen an der Grenze zwischen der Provinz Alberta und Britisch-Columbien. Und vor kurzem kam die Nachricht, daß in dem noch so unerschlossenen nordwestlichen Territorium, in dem sich vom Fort Good Hope an der amerikanischen Grenze hinziehenden Gürtel überreiche Gold- und Radiumvorkommen gezeigt haben, die einen Taumel wie den berühmten Goldrausch von Klondyke im Jahre 1898 verursacht haben. Nach dem Fort-Good-Hope-Gürtel ist nur unter größten Schwierigkeiten zu gelangen, und zum erstenmal in der Geschichte der Goldsuche spielt diesmal das Flugzeug eine große Rolle. Die Luftreise von Edmonton nach dem Großen Bärensee kostet gegen fünftausend Mark. Und dort beginnen erst die eigentlichen Strapazen, denen ein großer Teil der Goldhungrigen nicht gewachsen sein dürfte. Denn der Winter stellt in dieser subarktischen Gegend die unglaublichsten Anforderungen an das menschliche Wesen. Ohne ausreichende Geldmittel scheint der Weg nach diesem neuen Gold- und Radium-Dorado aussichtslos.

Auch in Sumatra sind, wie berichtet wird, im Bett des oberen Batang-Papa-Flusses sehr ergiebige Goldfunde gemacht worden.

Noch weit mehr Schätze als bisher geborgen wurden, harren der Auffindung. Da ist zum Beispiel auf Haute Island in der Bucht von Fundy in Neu-Schottland ein hundert Meter tiefer und drei Kilometer langer See, in dem ein vielgenannter Seeräuberkapitän Kidd seine großen Schätze versenkt haben soll. Kürzlich wurde nun eine Marmortafel bei dem See gefunden, auf der man eine Karte eingezeichnet fand, die Angaben über die Stelle enthalten soll, an der der Schatz im See liegt, und eine große Bank in Neu-Braunschweig hat das Geld dazu hergegeben, um den See abzulassen. Vor kurzem wurde auch berichtet, daß die Regierung von Ecuador Truppen abgesandt habe, um einen großen Schatz zu schützen, der in einer Höhle von dem Rechtsanwalt Julio Torres entdeckt wurde. Es soll dies der Schatz des letzten Inkas sein, den dieser versteckte, bevor er von den spanischen Eroberern zum Tode geführt wurde. Torres hatte nähere Angaben von einem Mestizen erhalten, der wieder seiner Gattin, einer Indianerin, die Kunde verdankte. Diese ist eine Nachkommin der Inkas, und in ihrer Familie soll sich die Kenntnis vererbt haben.

Dieser ewige Lockruf der verborgenen Schätze hat zahllose, grausige Dramen hervorgerufen. Eine der furchtbarsten Tragödien war die von dem Schatz des Schiffes „Starry Crown“, das in der Antarktis mit einer Ladung von Goldbarren verloren gegangen war. Zwei schiffbrüchige Seeleute entdeckten das Gold. Der eine wurde wahnsinnig vor Gier, es zu besitzen, und versuchte, seinen Gefährten zu erschießen. Aber dieser tötete ihn selbst. Er war nicht imstande, das schwere Gold auf seiner Rückkehr mitzunehmen, die ihn durch die Eiswüsten führte. Nach furchtbaren Entbehrungen rettete er sich glücklich, aber der Schatz liegt noch immer in den kalten Wüsten des Südpolarkreises.

Königliche Trinkgelder

Man spricht im allgemeinen sehr oft von Trinkgeldern, und zwar besonders dort, wo die prozentuale Bedienungsabgabe noch nicht durchgeführt ist, und die Trinkgeldfrage hat schon manchem seine letzten Reisetage verbittert, denn die Schwierigkeit des Problems liegt darin, daß man nicht zu viel und nicht zu wenig geben möchte. Heikel gestaltet sich diese Frage auch, wenn man in einem Hause zu Gast war. Hier und da findet man eine Sammelbüchse aufgestellt, in die die Gäste einen Obulus hineinstecken können; das Geld wird dann später von den Bedienten unter sich verteilt. Das kommt jedoch nur in sehr großen Hauswesen vor. Als der Ex-Khedive von Ägypten einmal bei König Eduard drei Tage in Schloß Windsor zu Besuch war, gab er an die Bedienung Trinkgelder in Höhe von 500 Pfund. Als König Georg dann, als er noch Prinz von Wales war, den Besuch in Kairo erwiderte, mußte er natürlich ebensoviel geben. Man darf aber nicht glauben, daß diese 500 Pfund Trinkgeld für einen Besuch von drei Tagen einen Rekord darstellen, diesen Rekord erreichte vielmehr seinerzeit Zar Nikolaus I. von Rußland, als er anläßlich eines großen Rennens in Windsor zu Gast war und bei seiner Abreise der Haushälterin der Königin Viktoria 3000 Pfund einhändigte, von denen 1000 Pfund für sie selber bestimmt waren, während 2000 Pfund an die Dienstboten verteilt werden sollten. Daneben hatte er noch an die Hauptangestellten des königlichen Haushaltes goldene diamantbesetzte Schnupftabakdosen verteilt, von denen jede auf etwa 500 Pfund geschätzt wurde.







Die magnetische Postkarte

Einer der sieben Weisen Griechenlands, der Philosoph Thales von Milet, machte um das Jahr 600 v. Chr. die seltsame Entdeckung, daß der Bernstein (griech. Elektron) oder gelbe Ambra, wenn er mit Wolle kräftig gerieben wurde, die Eigenschaft bekam, leichte Körper, wie Papierschnitzel, Strohhälmchen u. dgl., anzuziehen.

Wie wir aus den Ausführungen des berühmten römischen Naturforschers Plinius entnehmen, sind diese Kenntnisse über die elektrischen Wirkungen des Bernsteins auch sechs Jahrhunderte später nicht weiter gediehen. Der Magnet, der Eisen anzieht, mußte ihm jedoch schon bekannt sein, dies beweisen folgende Worte des Plinius: „Wenn Reibung mit dem Finger der gelben Ambra Wärme und Leben gegeben hat, so zieht diese Substanz Strohhälmchen an, wie der Magnet das Eisen."

Seit diesen Beobachtungen der Alten sind Jahrhunderte verflossen, ohne daß neue Tatsachen in diesem Kräftegebiet der Natur, in dessen Bereich man so viele wunderbare Erscheinungen alltäglich wahrnimmt, hinzutraten.

Erst zu Ende des 16. Jahrhunderts machte Gilbert, der Leibarzt der Königin Elisabeth von England und Begründer der Lehre vom Magnetismus, die Forscher aufs neue auf die Anziehungskraft der gelben Ambra aufmerksam, indem er nachwies, daß eine große Menge anderer Substanzen, wie Glas, Harz, Schwefel und Diamant, die gleiche Eigenschaft, leichte Körper anzuziehen, annahmen, wenn sie mit Wolle oder einem Katzenfelle gerieben wurden.

Man erkannte bald, daß diese Substanzen außer ihrer anziehenden Eigenschaft auch leuchtend werden, Funken geben und eine Menge anderer Eigenschaften zutage traten, welche man unter dem allgemeinen Namen Elektrizität zusammenfaßte.

Die elektrischen Erscheinungen, die man im Mittelalter beobachtete, und die man unter dem Namen Reibungselektrizität zusammenfaßte, zeigten gleich bei ihrer Entdeckung, daß sie mit den Erscheinungen des Magnetismus einerseits sehr nahe verwandt, andererseits aber auch von diesen scheinbar recht verschieden waren. Man unterscheidet natürliche und künstliche Magnete. Die erste Art, z. B. Magneteisenstein, besitzt von Natur die Eigenschaft der Anziehung, während die zweite Art dieses Vermögen erst durch menschliches Zutun erhält. Künstliche Magnete bestehen aus Stahl, der durch Bestreichen mit einem kräftigen Magneten oder durch Einwirkung des elektrischen Stromes magnetisch gemacht wird. Genauere Untersuchungen haben aber gelehrt, daß noch viele andere Körper die gleichen Eigenschaften aufweisen.

Zu den in der Natur sehr zahlreichen Quellen, welche Magnetismus und Elektrizität entwickeln können, gehört auch der menschliche Körper. Dieser äußert sich uns wahrnehmbar in Ausstrahlungen verschiedener Art. Schon der Arzt Mesmer, der Begründer der Lehre vom tierischen Magnetismus (Mesmerismus), und Entdecker des sogenannten Heilmagnetismus, hat die Behauptung aufgestellt, daß dieser darin sein Wesen hat, daß bestimmte Energien fluidischen Charakters aus dem Organismus des einen Menschen ausströmen und auf einen anderen Menschen übergehen.

Der Teil des menschlichen Körpers, aus dem wir elektromagnetische Energie abzapfen können, ist die Achselhöhle, in welcher eine große Achselpuls- und Blutader sowie viele dicke Armnerven verborgen liegen und zahlreiche Lymphdrüsen lagern. Die Haut dieser Höhlen enthält sehr zahlreiche Schweißdrüsen.

Erhitzt man nun ein kräftiges Kartenblatt von Postkartenformat mit einem Bügeleisen oder auf einer heißen Herdplatte, und klemmt dann die erhitzte Karte einige Sekunden unter die Achselhöhle, so ist dieselbe magnetisch. Papierschnitzel oder Wollfäden, welche man zuvor zurechtgemacht hat, werden von dem Kartenblatt angezogen. Bringt man einen Spazierstock auf einer Stuhllehne in Gleichgewichtslage und hält die Karte an eine Seite des Stockes, so führt dieser eine drehende Bewegung aus; desgleichen ein großes Küchenmesser, das man auf eine Weckuhr legt. Hält man die Karte an das Pendel einer Uhr, so wird dieses aus seiner Bahn abgelenkt und zum Schlingern bzw. zum Stillstand gebracht. Hält man eine Nadel oder eine Messerspitze in die Nähe der Karte, so hört man ein Knistern, wie ein Aufschlagen eines Körperchens auf die Karte.

Da die Karte schnell erkaltet und dadurch ihre Anziehungskraft verliert, muß sie nach jedem Experiment von neuem erhitzt und geladen werden.

In Erledigung verschiedener Anfragen geben wir bekannt, daß der Preis des J. B. in Deutschland 20 Pfennig beträgt. Bei Zustellung ins Haus kommen bei wöchentlicher Bezahlung 2 Pf. Bestellgeld hinzu, das Postabonnement kostet frei Wohnung monatlich 86 Pfennig

Zentralverlag der N.S.D.A.P.
Frz. Eher Nachf. G. m. b. H.

GLEICHFORM DER SEELE

Zur Psychologie des Masse-Menschen

Von Karl Kurt Wolter

Keiner von uns auf Erden möchte ein gewöhnlicher Mensch der großen Masse sein, und jeder will oder glaubt irgend etwas zu besitzen, das ihn vom andern, vom Durchschnittsmenschen unterscheidet. Und doch haben gerade umfangreiche wissenschaftliche Untersuchungen gezeigt, wie sehr sich der einzelne Mensch dem anderen angeglichen hat, sofern er nur unter einigermaßen gleichen, äußeren Bedingungen mit ihm lebt.

Das „Gesetz der psychischen Gleichförmigkeit", wie es der Wissenschaftler nennt, bestätigt in vollem Sinn den Satz des Volksmundes, der vom Menschen als „Gewohnheitstier" spricht. Denn dieses Gesetz beherrscht in den mannigfaltigsten Situationen unser Handeln und Denken.

Als erläuternde Beispiele führe ich einige interessante Versuche an, die Professor Marbe (Vorstand des Psychologischen Instituts der Universität Würzburg) durchgeführt hat. An Hand dieser Versuche kann dann jeder feststellen, wie die Ergebnisse für ihn selbst ausgefallen wären, und ob sich für ihn große Unterschiede ergeben hätten.

Läßt man von einer Anzahl Personen auf ein ihnen zugerufenes Wort irgendein anderes, begriffverwandtes Wort niederschreiben, so werden — etwa auf das Wort „Eltern" hin — die meisten das Wort „Kinder" notieren. Andere reagieren gruppenweise mit anderen Verwandtschaftsnamen, und nur wenige Personen antworten mit Reaktionsworten, die gänzlich abweichen. So gibt es für alle Reizworte stark oder minder stark bevorzugte Begriffsverbindungen. Auf das Wort „Acker" antworteten von dreihundert Versuchspersonen fast ein Drittel mit „Feld"; die anderen mit „pflügen" und mit „Bauer". Bei dreihundert Versuchen kamen nur siebenundfünfzig Reaktionsworte ein einziges Mal vor.

Noch auffälliger ist der Versuch, den übrigens jeder leicht an seinen Bekannten bestätigt finden kann, wenn er darum bittet, einen beliebigen Farbennamen zu nennen. Die meisten antworten mit „Rot". Dann folgt „Blau", dann „Grün" usw.; „Weiß" und „Schwarz" sind die am seltensten genannten Farben.

Ja, selbst wenn wir von einer größeren Anzahl Personen verlangen, ein ganz beliebiges Wort zu notieren, so stimmen auch hier die Reaktionen in weitestem Umfang überein. Von dreihundertfünfzig Schülerinnen, mit denen dieser Versuch angestellt wurde, schrieben achtzehn das Wort „Schule"; je acht die Worte „Baum", „Blume", „Haus" und „Tafel"; und über die Hälfte aller Worte kam mehr als einmal vor.

Diese Ergebnisse beruhen auf der Gleichförmigkeit psychischen Geschehens infolge gleichförmiger, äußerer Bedingungen. Solche mehr oder weniger gleichartige Bedingungen liegen aber immer vor, wenn zwei oder mehr Menschen ähnliche Tätigkeiten ausüben, also etwa in gleichen Berufen stehen.

Ein weiterer Versuch, der eine sehr interessante Gleichförmigkeit ergibt, ist folgender: Läßt man eine große Anzahl Personen ganz rohe Schätzungen in Zentimetern und Millimetern über die Größe gegebener Strecken ausführen und untersucht dann die Endziffern der von diesen Personen angegebenen Zahlen, so findet man am häufigsten die Endziffer 0. Dann folgen — mit stets abnehmender Häufigkeit die Endziffern 5, 8, 2, 3, 7, 6, 4, 9, 1. Genau den gleichen Ablauf zeigen aber auch die Endziffern der Altersangaben auf römischen Gräbern, die bekanntlich meist auf rohen Schätzungen beruhten. Und ebensolchen Ablauf der Häufigkeit hatte kürzlich die letzte Stelle der Altersangaben bei einer Volkszählung in dem meist aus ungebildeten Farbigen bestehenden Staat Alabama in Nordamerika, weil auch in diesem Fall nur eine ungefähre Schätzung des Alters vorlag.

Diese Tatsachen erklären sich aus gleichförmiger Liebe, beziehungsweise Abneigung, des Menschen für bestimmte Zahlen. Dabei ist vor allem die Feststellung interessant, daß sich der Mensch trotz Ablauf vieler Jahrhunderte nicht geändert hat, und daß auch eine Übereinstimmung unter ganz verschiedenen Rassen besteht.

Auf der psychischen Gleichförmigkeit beruhen ferner Entdeckungen und Erfindungen gleicher Art, die ganz unabhängig von einander von verschiedenen Gelehrten an verschiedenen Orten der Erde gemacht werden. Ähnliche religiöse Ansichten in getrennten und weit entfernten Erdteilen finden ihre Erklärung darin; ebenso wie zahlreiche Tatsachen der vergleichenden Geschichte.

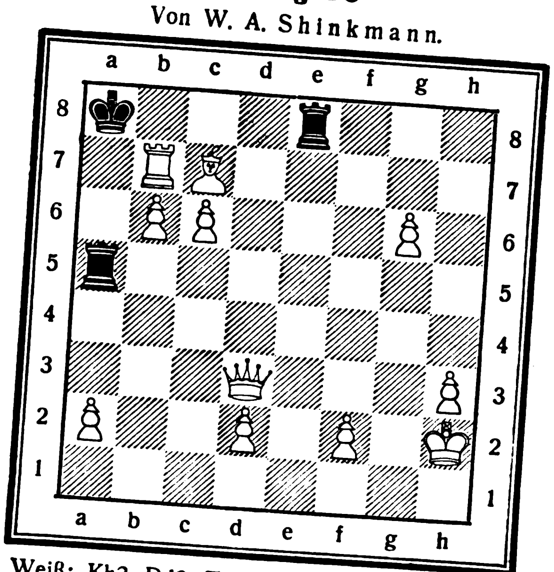
Mit ihr hängt auch mancherlei vermeintliches Gedankenlesen und Hellsehen zusammen. Und nicht zuletzt besitzt das Gesetz für die Psychologie der Reklame eine große Bedeutung. Kurzum, auf den mannigfaltigsten Gebieten des täglichen Lebens sehen wir den Menschen als Sklaven dieses Gesetzes.

Ziel der Wissenschaft ist es, diese Erkenntnisse in der Praxis nutzbringend für die Gesamtheit — wieder für die Masse — zu verwerten.

SCHACHECKE

Aufgabe

Von W. A. Shinkmann.



Weiß: Kh2, Dd3, Tb7, Lc7, Ba2, b6, c6, d2, f2, g6, h3 (11).

Schwarz: Ka8, Ta5, e8 (3).

Weiß zieht und setzt in 3 Zügen matt.

Partie

Aus dem Freundschaftswettkampf München Ingolstadt.

Sizilianisch

Weiß: Zollner. Schwarz: Heiß.

1. e2—e4 c7—c5
2. Sg1—f3 e7—e6

Gewöhnlich spielt man hier Sb8—c6 nach dem Grundsatz der schnelleren Figurenentwicklung, die in der Eröffnung wichtig ist.

3. d2—d4
4. Sf3×d4 c5×d4
5. Lc1—e3! Lf8—c5 . . . .

Weiß hat bereits eine Drohung und die Initiative ergriffen durch Drohung Sd4×e6! Tauscht Schwarz den Läufer mit dem Springer, so besitzt Weiß eine schöne Diagonale.

5. . . . . Lc5—e7

widerspricht den Prinzipien der Eröffnungstheorie, eine bereits gezogene Figur nochmals zu ziehen.

6. Sb1—c3
7. Lf1—d3 Le7—b4
8. a2—a4 a7—a6
9. 0—0 Sg8—f6 0—0

Jetzt wird der Beweis geliefert, daß Schach ein gerechtes Kampfspiel ist; denn wenn Schwarz ungestraft, wie in dieser Partie, die Prinzipien des Schachs außer acht lassen dürfte, dann wäre Schach alles andere als gerecht.

10. e4—e5 . . . .

Wohin geht der Springer? e8 wäre das einzige Feld, wo er allerdings schlecht genug steht.

10. . . . . Lb4×Sc3

damit der Springer das Feld d5 bekommt.

11. e5×Sf6
12. Le3×Ld4 L×S
13. Dd1—d2 g7—g6 Kg8—h8 (erzwungen)
14. Dd2—h6 (Ld3×g6 gewinnt ebenfalls!)
14. . . . . Tf8—g8
15. Ta1—e1 Sb8—c6

Jetzt ist es zu spät; der Springer macht das Rennen nicht mehr.

16. Te1—e3! Sc6×Ld4

Schwarz ahnt das Unheil nicht.

17. Dh6×h7+ aufgegeben.

Der einzige Zug statt Sc6×Ld4 wäre Df8 gewesen, worauf allerdings Weiß mit Dg7+ die Qualität gewinnt. (Anmerkungen von Zollner.)

Schachreinfall

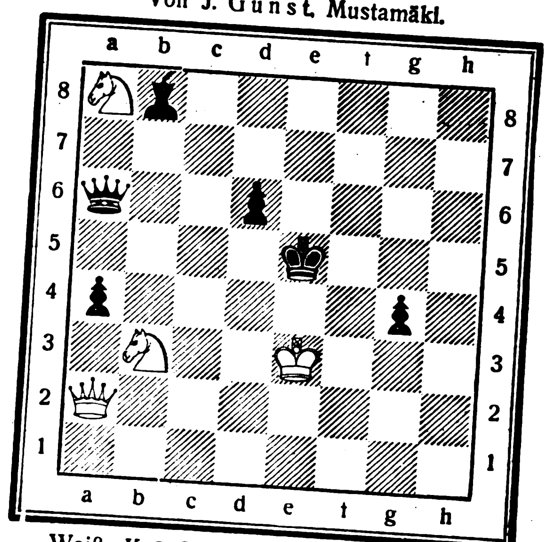
Skandinavisch

1. e2—e4 d7—d5
2. e4×d5 Dd8×d5
3. Sb1—c3 Dd5—d8?[1])
4. Sg1—f3 Lc8—g4
5. d2—d4 Sb8—c6
6. d4—d5 Sc6—e5??[2])
7. Sf3×e5[3]) Lg4×Dd1!?
8. Lf1—b5† c7—c6
9. d5—c6 a7—a6[4])
10. c6—c7† a6×Lb5
11. c7×Dd8† Ta8×Dd8
12. Sc3×Ld1[5] . . . . .

[1]) Der richtige Zug ist hier Dd5—a5†!
[2]) Dieser Zug verliert sofort.
[3]) Eine kleine Überraschung!!
[4]) Auch andere Züge helfen hier nichts mehr, z. B. auf 9. d5×d6, Dd8—c8; folgt 10. c6×b7† Weiß macht sich auf a8 neue Dame!
[5]) Die Eröffnungsschlacht ist vorbei und Weiß hat eine Figur mehr!

Endspielstudie

Von J. Gunst, Mustamäki.



Weiß: Ke3, Da2, Sa8, b3 (4)
Schwarz: Ke5, Da6, Lb8, Ba4, d6, g4 (6)
Weiß zieht und gewinnt.

Diese reizende Studie birgt einen rasanten Einleitungszug, der den Gewinn auf kurze Sicht forciert.

Die Lösung ist folgendermaßen: 1. Sb3—c5, d×c5; 2. Dh2†, Kd5; 3. Dh5†, beliebig; 4. Dh6† gewinnt. Oder: 1. Sb3—c5, Dc8; 2. Db2†, Kd5; 3. Dd4†, Kc6; 4. D×a4†, Kd5; 5. De4†, K×c5; 6. Dc2† gewinnt.

Lösung der Aufgabe in Folge 25

1. Td8—e8, Le5×h2; 2. Dh3—d3†, Le4×d3; 3. e2—e3††. Auf 1. . . ., Le4—f5; 2. Dh3—g3 etc.



Die verstärkte Ladung

Von Franz Gerhard Schmidt-Olden

Der dicke Mac Millan weinte fast, als er mir die Verheerungen zeigte, die die Elefanten auf seiner Farm angerichtet hatten. Kaffee- und Teesträucher der Zweige beraubt oder in den Boden getrampelt, Fruchtbäume und Ananaskulturen verwüstet...

„Wenn ich so ein Hering wäre wie Sie..." schloß er giftig, „dann würde ich den Dickhäutern bis in ihre Bambuswälder und Urwalddickichte folgen, und mich den Teufel um Schongesetze kümmern..., aber so!" Er sah wehmütig auf seinen massigen Leib.

„Grade haben wir Vollmond —" ermunterte ich, „Sie können wunderbar ansitzen..."

Mac Millan sah mich entgeistert an. „Ausgeschlossen" — meinte er dann betrübt, — „ich bin kein Jäger — und in der Nacht muß ich schlafen! Und das weiß auch der Wildinspektor — und deswegen hat er mir auch die Schußerlaubnis so bereitwillig gegeben. Der reine Hohn...!"

Er wurde erst munter, als ich zusagte, in seiner Vertretung den Elefanten aufzulauern. Ich mußte mich aber bereit erklären, seine Elefantenbüchse zu benutzen und keine Ansprüche an das erbeutete Elfenbein zu stellen. Als mir dann der dicke Mac seine Haubitze zeigte, wurde mir unsere Abmachung fast wieder leid. Zwanzig Pfund wog die Doppelbüchse und verfeuerte Bleigeschoße Kaliber 8, d. h. also, daß acht Rundkugeln des entsprechenden Durchmessers auf ein englisches Pfund gingen; und als Treibmittel dienten jedem Geschoß achtzehn Gramm Schwarzpulver. — „...aber die Wirkung ist auch großartig", beruhigte mich Mac, und was das zu bedeuten hatte, merkte ich noch am selben Tag!

Kurz vor Sonnenuntergang zog ich los. Ein Boy schleppte einen Klappstuhl, eine Flasche Whisky als Zielwasser und die junge Kanone. Ich selbst hatte genug an den beiden überlebensgroßen Patronen.

Mac Millan hatte mir beim Abmarsch recht herzlich „Viel Glück" gewünscht, und mißtrauisch äugte ich umher, ob mir nicht ein altes Negerweib über den Weg laufen würde. Aber alles war wie ausgestorben — und so kehrte ich leider nicht um....

Unter gigantischen Urwaldbäumen am Rande der Pflanzung baute ich dann den Stuhl verdeckt auf und

schickte den Boy nach Haus. Die mit den riesigen Patronen geladene Büchse über den Knien, wartete ich geduldig der Dinge, die da kommen sollten.

Kurz nach Sonnenuntergang bricht fast ohne Dämmerung die Nacht an. Im Urwald herrscht tiefe Dunkelheit, und nur gegen die Lichtung hin sind die Umrisse der Bäume und Äste erkennbar. Allmählich steigt der Mond höher und überflutet die zauberisch schöne Landschaft mit silbernem Licht. Nachtaffen kichern und schnalzen über mir, und lautlos umstreichen mich Eulen und Nachtschwalben. Kleines Getier knistert im dürren Laub. Hyänen schleichen scheu durch das Unterholz nach den menschlichen Behausungen, um dort nach Aas und Abfällen zu suchen. Tausende von Leuchtkäfern tanzen durch die dunklen Blätter — der Urwald ist zu seinem nächtlichen Leben erwacht.

Regungslos hocke ich Stunde um Stunde. Kalter Wind streicht von den Gletschern des Kenia. Fröstelnd hülle ich mich in den warmen Kleppermantel und angle nach dem Zielwasser unter meinem Sitz...

Plötzlich sind die Elefanten da! — Lautlos wiegen sich die riesigen Leiber gespenstisch im Mondlicht, — schieben sich durcheinander und kommen äsend langsam näher.

Der Ansitz liegt dicht an einem mit fast reifen Ananasstauden bewachsenen Teil der Pflanzung. Eine alte Elefantenkuh, erschreckend hoch und mager, marschiert an der Spitze. In dem Ananasfeld angelangt, verteilen sich die in der spärlichen Beleuchtung unheimlich wirkenden Dickhäuter, um gemächlich die saftigen Früchte zu verschlingen. Ein Bulle, dessen Elfenbein silberweiß leuchtet, scheint ein besonderer Feinschmecker zu sein. Er schiebt die Frucht nicht ohne weiteres in das weit geöffnete Maul, wie seine Brüder und Schwestern, sondern entfernt erst durch Schwenken mit dem Rüssel sorgfältig alle anhaftenden Erdteile.

Als er etwa zehn Meter seitlich der Herde steht, hebe ich langsam die schwere Büchse an die Wange.

Erfahrungsgemäß schießt man bei schlechter Beleuchtung stets zu hoch. Außerdem liegt das Herz des Elefanten sehr tief, hängt förmlich zwischen den Vorderbeinen.

Als ich „gut drauf" bin, ziehe ich den rechten Abzug

ab. Ein gewaltiger Feuerstrahl schießt aus dem Rohr und beleuchtet sekundenlang die grauen Riesenleiber.

Im selben Augenblick fühle ich mich zurückgeschleudert, höre noch das Krachen des zusammenbrechenden Stuhles unter mir, — und dann stürmen die Dickhäuter rechts und links von mir durch das knatternde Unterholz, wirbeln Staub, Äste und Laub durcheinander wie rasende Lastautos. — —

Als ich nach der in den Trümmern des Stuhles und den Splittern der Whiskyflasche liegenden Büchse greifen will, merke ich mit Schrecken, daß der Arm bewegungslos herabhängt. Fade und süßlich läuft aus einer Stirnwunde Blut in den Mund… Weit hinten im Urwald höre ich dann dumpfes Stöhnen und einen polternden Fall. Dann bleibt alles still. Von den Elefanten ist nichts mehr zu sehen und zu hören. Selbst die Hyänen haben ihr klagendes Lachen eingestellt. — Vergeblich suche ich in meinem dröhnenden Schädel nach einer Erklärung. Wenn mich ein Elefant überrannt hätte, so wäre ich wohl kaum so glimpflich davongekommen…

Mit Freuden stelle ich dann fest, daß der Arm nicht gebrochen ist. Er läßt sich, wenn auch mit Schmerzen, bewegen. Die Taschenlampe wage ich noch nicht anzuknipsen, da gereizte Dickhäuter — im Gegensatz zu Raubtieren — das Licht angreifen. Aber als ich beim Mondlicht den linken Hahn in Ruhe setzen will, finde ich wenigstens zum Teil des Rätsels Lösung. Durch die Erschütterung des Schusses war auch der linke Hahn abgeschnappt, und beide Schüsse waren fast gleichzeitig losgegangen. Und den furchtbaren Rückstoß von sechsunddreißig Gramm Pulver hatte weder ich noch mein Stuhl vertragen.

Den eigentlichen Grund dieser Tragikomödie erfuhr ich aber doch erst nach meiner Rückkehr. Mac Millans Wut auf die Elefanten war größer als seine ballistischen Kenntnisse. Um also die Wirkung der Patronen zu erhöhen, hatte er in jede Hülse noch das rauchlose Pulver einer Corditpatrone dazugeschüttet. Ein Wunder war es, daß mir bei dieser Ladung die alte Elefantenbüchse nicht in Stücken um die Ohren geflogen war…

Um mich zu versöhnen, bot mir Mac Millan den einen Stoßzahn des erlegten Elefanten an. Ich wählte den linken, der mir bei Abgabe des Schusses zugekehrt war — und einträchtig begaben wir uns am nächsten Morgen an den Schauplatz des nächtlichen Abenteuers.

Etwa zweihundert Meter vom Anschuß entfernt, schimmerte der Schädel des zusammengebrochenen Riesen grau durch das Gewirr der Dornen. Und als wir uns zwanzig Schritt genähert hatten, blieb der dicke Mac schnaufend stehen. Seine Augen quollen förmlich aus den Fettpolstern, und die gespitzten Lippen schnappten hörbar nach Luft. Er sah aus wie ein gutgeratener Weihnachtskarpfen.

Verständnisvoll und etwas schadenfroh drückte ich seine Faust, denn der Elefant trug nur e i n e n Stoßzahn, den linken….

Glossen der Woche

Nachruf

Im Schatten eines Trauerflores
kommt mir das Faktum in den Sinn:
Die S.P.D. ist ganz kapores,
für alle Zeiten restlos hin.

Du Wasserkopf im roten Sumpfe,
der du nur Gift im Schnabel bargst,
du hast dich bis zum letzten Stumpfe
in Deutschland gründlich ausgemarzt.

Du aufgeblähtes Ungeheuer,
das einst so wild und imposant, ·
bist ausgebrannt wie Stroh im Feuer
und ausgekerrt und -heinrichmannt.

Kein Leichentuch dich auf der Bahr' deckt,
damit dein Tod als Warnung winkt,
hast ausgeböẞt und ausgeklarekt,
und restlos ausgeseveringt.

O S.P.D., du dienst dem Juden
in anderen Ländern noch als Spiel
und landest bei den Botokuden
als vage Hoffnung für sein Ziel.

Vidder Lüng.

Eine verdrehte Geschichte.

Lia Lara ist eine berühmte Filmschauspielerin. Sie spielte zuletzt die berühmte Rolle der Anna Geneppt in dem herrlichen Münchener Großtonfilm „Die Pleite der Leofilmgesellschaft". Kommt da Lia Lara neulich ins Filmatelier, um die Rolle der Barbara Wurscht in dem neuen Film „Wir wursteln weiter" einzustudieren. Da hielt ihr der Produktionsleiterstellvertreter folgenden Vortrag: „Liebes Fräulein Lia Lara, wir drehen den neuen Film nicht mehr, denn es dreht sich uns alles im Kopf herum, weil wir den richtigen Dreh nicht mehr bekommen. Einige Herren haben sich einen Strick gedreht, an dem sie nun baumeln. Fräulein Lara, Sie können nun gehen, denn das Tempo der Aufnahmen hat sich verringert; zurzeit werden hier einstweilen



Heute Papier — morgen Bomben!

Verlag: Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11-17, Fernsprecher: 20647 u. 22131. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post und durch jede Buchhandlung monatlich 86 Pfennig, durch Umschlag M. 1.45. Versand ins Ausland durch Umschlag monatlich M. 1.45, für Länder mit ermäßigtem Porto M. 1.25. Postscheckkonto: München 11346; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern, Postscheck III 7205. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank, Filiale Kaufingerstraße. / Der „Illustrierte Beobachter" erscheint wöchentlich am Samstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39/II, Fernruf: 20755 und 20801. Hauptschriftleitung und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dietrich Loder, München; Berliner Schriftleitung Dr. Hans Diebow; verantwortlich für Anzeigen: Erwin Finkenzeller, München. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. / Österreich: Für den Inhalt verantwortlich Eduard Steingassinger; Auslieferungsstelle N. S. P.-Verlag, beide in Linz a. d. D., Langgasse 4/I. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Adressenvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Organisationsleben muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.

Diese Ausgabe darf in Lesezirkeln nicht geführt werden

nur noch Zeitlupenaufnahmen von einigen männlichen ‚Darstellern' gemacht."

Lia Lara bedauerte nicht, an diesen Zeitlupen-Aufnahmen sich nicht beteiligen zu können, da sie hinter schwedischen Gardinen stattfinden.

Der Prophet.

Schulze: „Können Sie mir vielleicht sagen, welches Resultat die Weltwirtschaftskonferenz zeitigen wird?"

Müller: „Jawohl! Sie wird das Resultat haben, daß die ausländischen Teilnehmer an der Konferenz auf ihrem Rückweg die neuen deutschen Straßen benutzen, um zu sehen, was sich während des Verlaufs der Konferenz in der Welt ereignet hat."

Drei Gründe.

„Oswald, iß nicht so hastig!" befiehlt der Vater, ein Mann vom Lande, der nun in der Stadt wohnt und hier allerlei Kultur gelernt hat.

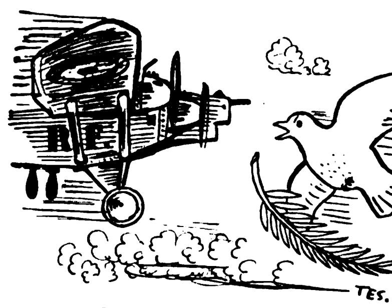
„Warum denn nicht, Vater?" tut Oswald erstaunt.

„Nun: erschtens ist es nicht scheen, zweitens haste nicht den richtigen Genuß vom Essen, und drittens frißt du uns alles weg!"



Genfer Stoßseufzer.

Internationale Bonzen: „So, die wecken uns jetzt wenigstens unsere Arbeiter nicht mehr aus dem Schlaf!"



Begegnung in der Luft.

Friedenstaube: „Nein, da komme ich nicht mit!"

Politischer Januskopf.

Frömmelnde Augen, stammelnde Lippen,
die Hände tief in Demut gefaltet,
und angesichts der lockenden Krippen:
hundertprozentig gleichgeschaltet.
Man kann ihn nur gelegentlich packen,
wenn er heimlich im Schutz der dunklen Nacht
mit seinem dicken, speckigen Nacken
Fettflecken aufs saubere Kissen macht.

Pidder Lüng.



Die rechte Antwort.

Spießer: „Habt ihr hier schon den neuesten Bericht von der Weltwirtschaftskonferenz gelesen?"

Arbeiter: „Nee, keine Zeit zum Lesen, wir schaffen!"

Der Gipfel.

Der Lehrer war über den vollständigen Mangel an Begabung bei seinen Schülern ganz verzweifelt. Eines Tages sagt er zu dem Dümmsten:

„Lauf' mal zur Apotheke und kaufe für einen Groschen Verstand."

Der Junge war schon an der Tür. Da drehte er sich noch einmal um und fragte:

„Soll ich sagen, daß es für den Herrn Lehrer ist?"

Gewohnheit.

In einer kleineren Stadt soll ein Krematorium errichtet werden. Die Meinungen im Stadtrat sind lebhaft dafür und dagegen. Endlich soll auch der Stadtrat Bäckermeister Kleinsemmel seine Meinung abgeben und erklärt:

„Meine Herren, von solchen Neuerungen will ich nichts wissen. Ich will begraben sein, wie ich's von Jugend auf gewöhnt bin."



Wink mit dem Zaunpfahl.

„Hallo, würden Sie mir das Schwimmen beibringen, mein Herr?"

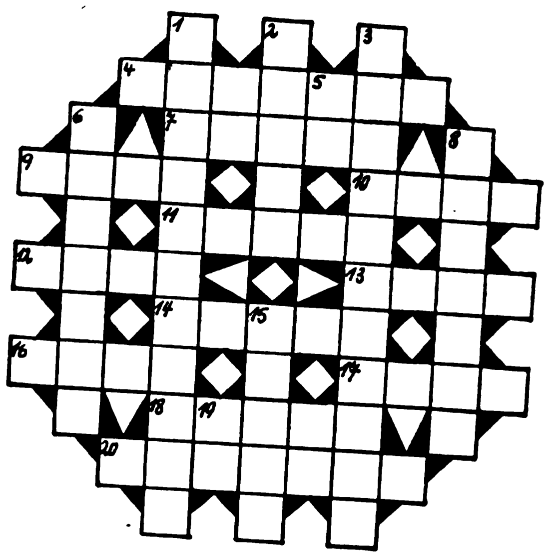
„Leider kann ich selbst nicht schwimmen, gnädiges Fräulein!"

„Fein! Dann bring' ich's Ihnen bei!"

RÄTSEL

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 4. Heilmittel, 7. Gestalt der römischen Sage, 9. Mastspitze, 10. Vorsteher, 11. Fluß in Tirol, 12. Teil des Gesichts, 13. Stoffart, 14. Arzneiware, 16. Karpfenart, 17. Teil des Auges, 18. Trinkgefäß, 20. deutscher Maler und Zeichner. Senkrecht: 1. Teil der Uhr, 2. römischer Grenzwall in Deutschland, 3. Raubvogel, 5. Präposition, 6. Menschenaffe, 8. Meersäugetier, 15. Stadt in Westfalen, 19. Tierprodukt.



Zahlenrätsel

1 2 3 4 5 6 = Figur aus einer Oper von Mozart
5 2 7 3 = Schmuckstück
4 8 9 4 10 11 5 4 = berühmtes maurisches Schloß
7 6 12 4 5 = Justizbeamter
13 2 7 14 = Metall
15 4 8 16 12 4 = Währung
6 7 18 5 = Theaterstück
7 6 12 2 13 = Bemerkung
18 8 19 9 = Hirschart
17 20 4 16 = Geflügel
17 2 7 2 18 = Baum.

Die Anfangsbuchstaben ergeben den Namen eines deutschen Reichsstatthalters.

Rösselsprung

			land	zen			
		hoch	le	der	will		
	al	grenz	ei	schwur	her	volk	
nen	nen	ne	ü	zu	ei	volk	will
	hei	soll	nem	son	blut	glut	
	schei	soll	li	rausch	deut	zu	
	strom	mel	les	dom	ge	stamm	
	got	op	fort	him	blut	schen	
ser	will	zum	volk	steig	von	flam	zu
	ein	me	volk	zu	flam	und	
		zu	auf	flam	me		
			will	me			

Rätsel

Still lauscht man aufs herrliche — — der Geige,
Beim Kartenspiel sagt ein — — man an.
Ein Zeichen am Schlusse und man verneige
Sich Griechenlands allerweisestem Mann!



Werden Sie Redner!

Lernen Sie frei und einflußreich reden!

Nach F. A Brechts bewährter Original-Ausbildungsmethode **Fernkursus f. prakt. Lebenskunst logisches Denken und freie** **Redekunst** kann sich jeder unter Garantie zu einem logischen, ruhigen Denker, zum freien, einflußreichen Redner u. interessanten Gesellschafter ausbilden. Fordern Sie noch heute **kostenlos** Broschüre.

Redner-Akademie, Berlin 73, Potsdamer Straße 105a

Berufen Sie sich bei Ihren Einkäufen stets auf den „J. B."!

Fabrik-Reste nach Gewicht!

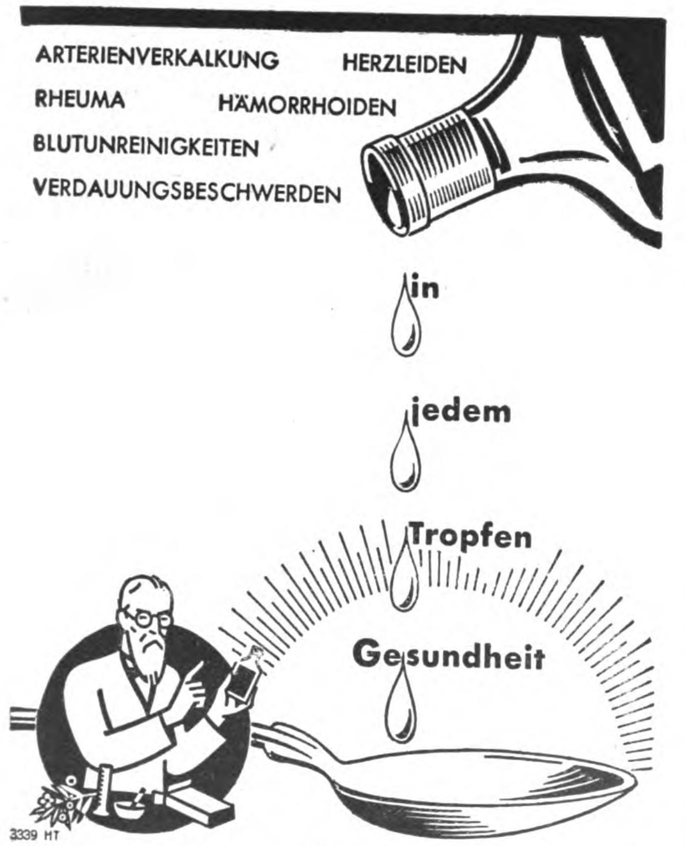
	RM.
Rohe Baumwollstoffe für Wäsche, Futter usw. 1 Pfund	**-.75**
Gebleichte Stoffe, fein- und starkfädig, sortiert für Leib- und Bettwäsche 1 Pfund	**1.25**
Bunte Stoffe, Ia Qualität, echtfarbig, für Schürzen, Kleider, Hemden usw. 1 Pfund	**1.75**

Ein Pfund je nach Qualität ca. 4–9 Meter. Versand nur Nachnahme.

Garantie: Umtausch oder Geld zurück.

Textil-Wündisch, Augsburg B 424

Fabrikation • Ausrüstung • Versand • Eigene Postabfertigung



Warum warten Sie, wenn Sie Ihre Frische verlieren, wenn die Erscheinungen des Alters Sie bedrohen? Ihre Gesundheit ist Ihr höchstes Gut, das Wohl Ihrer Familie hängt von ihr ab. Wissen Sie, daß Philippsburger Knoblauchsaft Ihnen helfen kann? Unzählige Dankschreiben könnten es Ihnen sagen, machen Sie aber selbst einen Versuch.

Philippsburger Knoblauchsaft bekommen Sie in Apotheken und Drogerien, oder auch direkt von uns. Merken Sie sich den Namen „Philippsburger", er ist aus naturreinem, echtem bulgarischem Knoblauch hergestellt — darauf kommt es an. Flasche RM 1.60, ab 3 Flaschen franko Nachnahme.

Wer den Knoblauchgeschmack nicht mag, nimmt unsere geruchlosen Präparate:

Knoblauchöl - Kapseln 50 Kapseln. . . RM 2.50
Knoblauchpulver-Kapseln 60 Kapseln . . . . RM 2.50
Knoblauch - Dragetten 150 Dragetten RM 2.50

Unsere Broschüre über Herbaria-Heilkräuter wird Sie interessieren. Preis RM 1.—. Bei Bestellung im Werte von RM 7.50 kostenlos.

Herbaria Kräuterparadies

PHILIPPSBURG KS 474 (BADEN)

EISU Stahlmatratzen n. Mass, Betten, Schlafzimm., Polster an jeden, Teilz. Katal. frei. **Eisenmöbelfabrik Suhl (Thür.)**

GRAUE HAARE erhalt. Naturfarbe durch einfaches Mittel. Keine Farbe. Näh. kostenlos. **Frau A. Müller, München G. 222,** Alpenrosenstr. 2



12500 Briefmarken, alle versch., sendet i. 5 Lieferg. z. Aussuch. — Stückpr. 3½ Pfg. Bei größ. Entn. Ermäß. bis 1 Pfg. **Markenh. Schneider, Reutlingen-N.** Probelieferg. geg. Referenzen od. Standesang.

Zuckerkranke

Wie man den Zucker beseitigt, wieder arbeitsfreudig u. lebensfroh werden kann, auch ohne lästige Diät, zeigt Ihnen Schrift Nr. 3 geg. Eins. v. 20 Pfg. über neue Wege der Behandlung. m. **begeisterten Anerkennungen** des In- u. Auslandes üb. **überraschende Erfolge ohne Diät. Chem. Fabrik Lutégia, G.m.b.H., Kassel 3.**

Sehr guter Zefir

75 cm breit per Meter für 25 Pfg.

Riesig vorteilhaft

trotz Steigerung der Rohstoffpreise

so ungeheuer billig

Nr.		Mk. Pfg.
1	**Weißes Hemdentuch,** 80 cm breit, vorzügliche, dicht geschlossene, reine Sorte, das Vollkommene für solide Wäschestücke. **Preis per Meter nur**	-.26
2	**Weißes Makotuch,** 80 cm breit, ohne Appretur hergestellt, vorzügl., sehr dicht geschloss., feinfädige Sorte, garantiert echt ägyptisch, daher edle, gleichm. gesponnene, reine Qualit., für feine Wäschestücke. **Preis per Meter nur**	-.33
3	**Hemdenflanell,** 75 cm breit, ohn. Appret. hergest., vorzügl., dicht geschlossene, fast unzerreißb. Sorte m. garant. echtfarbig. Streifenmustern. **Preis per Meter nur**	-.27
4	**Hemdenzefir,** 80 cm breit, vorzügl. Sorte dieser Art, mittelfeinfädig, dicht geschlossen, mit etw. gedeckten, garant. echtf. Streifenmust. **Preis p. Met. nur**	-.28
5	**Baumwolltuch,** ungebleicht 78 cm breit, ohne Appretur hergest., gute, bes. reißfeste, ziemlich dichte Sorte, für sehr haltb. Wäschestücke, **Preis per Meter nur**	-.24
6	**Weißer Panama,** Breite 80 cm, sehr gute glanz v. Sorte, für Sporthemd., Schillerhemden, Damenblus. usw. inf. der besonderen Güte sehr preiswert. **Preis per Meter nur** . . .	-.47
7	**Stuhltuch** auch Haustuch genannt, 150 cm breit, weiß, besonders dicht geschlossene, sehr starke, fast unverw. Qual., ohne Appretur herg., wesh. diese Qual. in der Wäsche statt leichter noch dichter wird. Für starke Betttücher und für andere strapazierb. Zwecke ist diese Sorte bes. geeignet. Der richt. Stuhltuch-Charakter, wie er im allg. gewünscht wird, kommt bei diesem Tuch besonders zum Ausdruck. **Preis per Meter nur** . .	-.75
8	**Frottierhandtücher,** aus solidem Kräusel-Stoff, mit hübschen eingewebten Mustern, etw. leichte Sorte, **Größe 40×90 cm, per Stück** . . .	-.27
9	**Frottierhandtücher,** aus besserem Kräuselstoff, mit reizenden, eingew. Mustern, überaus vorteilhaft, besonders beliebte Qualität, **45×100 cm, per Stück**	-.45

Diese Preise sind sofort ungültig, wenn dieses Inserat nicht mehr erscheint, oder wenn andere höhere Preise erscheinen. Versand erfolgt p. Nachn. von Mk. 10.- an; portofreie Lieferung von Mk. 20.- an.

Meine Garantie: Auf Wunsch sofortige Zurücknahme jeder Ware auf meine Kosten u. sofort. Zurückbez. d. voll. ausgel. Betrages.

Bestell. Sie desh. in Ihrem Interesse auf jed. Fall, weil Sie nicht das gering. Risiko haben.

Josef WITT

Weiden 248, Opf.

Spinnereien / Webereien / Ausrüstung Versand

4600 deutsche Arbeiter und Angestellte in eigenen Betrieben





Diana-Luftgewehre

Die besten **waffenscheinfreien** Sport- und Übungsgewehre. Billige Munition, einfache Handhabung, genaueste Schußleistung. Idealste Übungsgewehre für alle Angehörigen der S. A., S. S. und H. J. Ausführliche Prospekte kostenlos von

Dianawerk, Rastatt 1.



Diese „W-Tropfen"

ein neues, sofort wirkendes Mittel, haben ***Tiefenwirkung*** und treffen das Hühnerauge mit der Wurzel direkt in der Unterhaut. ***Der Schmerz hört sofort auf,*** das lästige Hühnerauge wird weich und so lose, daß Sie es in einigen Tagen mit den Fingern herausheben können (desgl. Hornhaut). Vollständig unschädlich. Kein gefährliches Schneiden mehr. Die Original-Flasche „W-Tropfen" mit Auftragepipette kostet ***M. 0.90*** und ist ***in allen Drogerien, Apotheken und Sanitäts-Geschäften zu haben.*** „Eta" Chemisch-technische Fabrik G.m.b. H., Berlin 791.



Alle Frauen

leiden zu gewissen Zeiten an einem Gefühl des Unbehagens und tiefster Depression. Dabei ist es so einfach, solch trübe Tage leicht zu überwinden, indem man sich von den schmerzhaften Begleiterscheinungen befreit. Einige Tabletten

Sindi

helfen hier mit voller Sicherheit. Sie sind erstaunlich wirksam und ganz unschädlich

Sindi-Tabletten erhältlich in allen Apotheken

Packung RM 1.–
Sparpackung RM 2.–

Unsere deutschen Inserenten

wollen verkaufen. Deshalb inserieren sie ja im „J. B." Je mehr sie verkaufen, desto mehr inserieren sie. Wächst so der Anzeigenteil des „J. B.", dann müssen wir automatisch auch den Textteil des „J. B." vergrößern. Es ist also zweimal Euer Vorteil, wenn Ihr die Inserenten des „J. B." bei Euren Einkäufen bevorzugt!

Herbin-Stodin

DIMETH. AC. PHENYL. PHENAC. LITHIUM.
20 Tabl. 1,05
10 Tabl. 0,60

unschädlich und unübertroffen bei starken

Kopfschmerzen

Rheuma-, Muskel- und Nervenschmerzen. Verlangen Sie daher in der Apotheke nur Herbin-Stodin und Sie werden angenehm überrascht sein.

H.O. ALBERT WEBER, MAGDEBURG

Silbenrätsel

Aus den Silben: a a ar at bau bi bu cag chen cho dau dau de dech do dvo ei ein es ge gi gu hun i kirch las le li li luck lus ma man me na na ne ne nen ni no o ö on ra rad rak re re ri ritz ro schatz schwung se ser sig sor span te tief turm u us sind 24 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen ein Zitat ergeben.

1 .... 13 ....

2 .... 14 ....

3 .... 15 ....

4 .... 16 ....

5 .... 17 ....

6 .... 18 ....

7 .... 19 ....

8 .... 20 ....

9 .... 21 ....

10 .... 22 ....

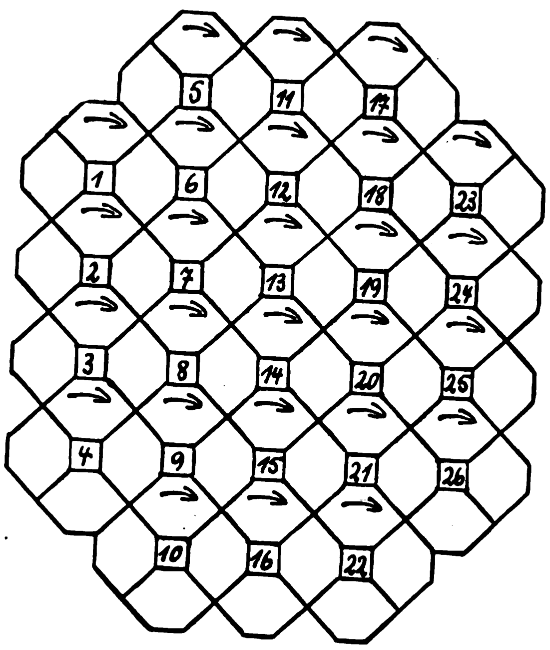
11 .... 23 ....

12 .... 24 ....

Die Wörter bedeuten: 1. Mohammedaner, 2. Germane, 3. Babylonischer König, 4. französisches Seebad, 5. Lärm, 6. Landkartenmappe, 7. Gestalt aus der deutschen Heldensage, 8. Sardinische Hafenstadt, 9. wanderndes Reitervolk, 10. Bauunternehmen, 11. Teil des Gotteshauses, 12. Speisenwürze, 13. Fluß in Mitteldeutschland, 14. römischer Kaiser, 15 guter Geist, 16. Sternbild, 17. Stadt in der Lausitz, 18. preußische Festung, 19. Maschinenteil, 20. Reptil, 21. Glaubenslehre, 22. Komponist, 23. alleinstehendes Gehöft, 24. Wasserfahrzeug.

Maschenrätsel

Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und sind in Uhrzeigerrichtung zu lesen. Sie bedeuten: 1. Körperteil, 2. Tierwohnung, 3. Singvogel, 4. Wasserpflanze, 5. Himmelsrichtung, 6. Stadt in Lettland, 7. Geschenk, 8. Ruhelager, 9. Schweizer Nationalheld, 10. Fruchternte, 11. Hauptstadt Norwegens, 12. weibl. Vorname, 13. Fluß in Rußland, 14. Teil des Beines, 15. Behälter, 16. Volkserzählung, 17. Papiermaß, 18. Nadelbaum, 19. Nebenfluß der Saale, 20. weibl. Vorname, 21. Fluß in Italien, 22. Rechnung, 23. Zahl, 24. Widerhall, 25. Geliebte des Leander, 26. Vogel.



Rätselauflösungen aus Folge 26

1. Silbenrätsel: 1. Davos, 2. Element, 3. Ultimo, 4. Triumph, 5. Salomon, 6. Chemie. 7 Suez, 8. Eugenie, 9. Infanterie, 10. Nekkerei, 11. Überwurf, 12. Nomade, 13. Dschungel, 14. Chirurg, 15. Abendmahl, 16. Rosamunde, 17. Antivari, 18. Kranich, 19. Tragkorb, 20. Endivie, 21. Reitpferd, 22. Hyäne, 23. Anbau, 24. Barchent, 25. Epidemie, 26 Neunkirchen, 27. Irland = „Deutsch sein und Charakter haben ist ohne Zweifel gleichbedeutend." — **2. Silbenrätsel:** 1. Darre, 2. Ephesus, 3. Romulus, 4 Gotthard, 5. Ouvertüre, 6. Tenor, 7. Tarnow, 8. Domino, 9. Ezechiel, 10. Regal, 11. Element, 12. Irene, 13. Selinek, 14. Erle, 15. Nörgelei, 16. Wetterstein, 17. Ariadne, 18. Charakteristik, 19. Skorpion, 20. Ebene, 21. Niederdeutsch, 22. Lazarett, 23. Idee = „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte." — **1. Versrätsel:** Kreuzer. — **2. Versrätsel:** Regen. — **Zweisilbige Charade:** Rausch — Gold — Rauschgold. — **Silben-Ergänzungsrätsel:** 1. Elektra, 2. Bärenklau, 3. Lagerlöf, 4. Abstimmung, 5. Hannover, 6. Torpedo, 7. Ruderklub, 8. Eleve, 9. Diakon, 10. Nepomuk, 11. Admiral, 12. Notturno, 13. Emigrant, 14. Meuselwitz, 15. Lausanne, 16. Efendi, 17. Schaffhausen, 18. Nekrolog, 19 Elmsfeuer, 20. Domino, 21. Eigenlob, 22. Jeanne, 23. Fiaker, 24. Uckermark, 25. Agathe, 26. Lombardei, = „Auf groben Klotz ein grober Keil, auf jeden Schelmen anderthalbe." — **Zahlenrätsel:** Ironie, Mansarde, Minister, Eugen, Levkoje, Metropole, Abschied, Notiz, Nymphe = Immelmann. — **3. Silbenrätsel:** 1. Dynamit, 2. Imi, 3. Esse, 4. Zedernholz, 5. Elbe, 6. Isolani, 7. Tiefland, 8. Eichhorn, 9. Najade, 10. Mühlbach, 11. Alba, 12. Chartum, 13. Eugen, 14. Nonne, 15. Stockfisch, 16. Iran, 17. Chinese, 18. Nottingham, 19. Irene, 20. Chianti, 21. Treibjagd, 22. Spessart, 23. Emmaus, 24. Lehrerlob = „Die Zeiten machen sich nicht selbst, die Menschen machen die Zeit." — **Gedichträtsel:** Filz. — **Versrätsel:** Schi — Schill — Schiller.

ADOLF HITLER · MEIN KAMPF

Wenn die Gefahr da ist, dann fehlt Ihnen die EM-GE bestimmt! Dann ist es aber zu spät, **heute müssen Sie daran denken!**
Original EM-GE Start- u. Gaspistolen ohne Waffenschein durch d. Fachhandel. **Neu:** Raketen für EM-GE Pistole Mod. 5
Prospekte kostenlos und unverbindlich.
Moritz & Gerstenberger
Waffenfabrik, Zella-Mehlis 37 i. Th.

Käse billiger
2 rote Kugeln - 9 ℔ 2.95 M.
200 Harzer Käse = 2.95 M.
100 do. u. 4½ ℔ Kug. 2.95 M.
Pg. C. Ramm, Nortorf 48

Sie staunen über unsere billigen Preise. Liste gratis!
Westfalia Werkzeug-Company, Hagen i. W. 204

Deutsche Prismenfeldstecher dir. ab Fabr. dah. gr. Ersparnis Spezialglas 8×24 m. Etui M. 39.50. Kat. frei. Ratenz. Tägl. Anerk.
Dr. F. A. WÖHLER, Opt. Werk, Kassel 47

Stottern Dauerheilung! Wichtige Ausk. fr. G. Naeckel, Berlin-Ch., Dahlmannstr. 24

Niemals dürfen Sie Trommeln, Pfeifen, Messing-Blas- u. sämtliche andere Instrumente etc. kaufen, ohne sich vorher gratis und franko unseren neuen Katalog kommen zu lassen.
Herfeld & Comp.
Neuenrade Nr. 49 Westf.

Das vielgekaufte Stricker-Fahrrad
wird auch Ihnen große Freude bereiten. Spezial-Räder schon v. Rm. 29.- an. Katalog gratis. Liefg. direkt ab Fabrik.
E. & P. Stricker, Fahrradfabrik
Brackwede-Bielefeld 309

Reklame-Kolli
ca. 3 Pfd.-Kiste Fettbückel, 2 Dosen Rollmops, 2 Dos. Geleeher., 2 Dos. Anchovis, 2 D. Brather., 1 Dos. Kronsard., 1 D. Bismarckher., 1 Dose Tomatenher., 1 D. Fetth. Alle 12 Dosen u. 1 Kiste 3.75 M.- frko. 90 Pfg. extr. Garantie Zurücknahme.
MATJES NAPP, ALTONA 8

O- u. X-Beine, Senkfüße, Rückgratsverkrümmungen beseit. Sie ohne Apparate und ohne Berufsstörung. Prosp. m. zahlr. ärztl. Gutachten kostenlos d.: C. A. Langer, Hamburg 36, B. 3, Fach 132

Blasses Aussehen u. Sommersprossen verd. sof. d. ges. gesch. ärztl. anerk. **Braunolin.** Sof. sonnenverbr. Teint. Fl. M. 2.- u. 3.- M. Mittelhaus, Berlin-Wilmersdorf 19, Hohenzollerndamm 200

Graues Haar beseitigt schnell mein unschädl., einzigartiges Mittel. Ausk. kostenlos
Frau Elsa Helbig
Berlin-Friedenau 163

Studenten-Utensilien-Fabrik. Ält. u. größte Fabr. d. Branche.
Emil Lüdke, G. m. b. H., Jena SO. 3. — Katalog gratis

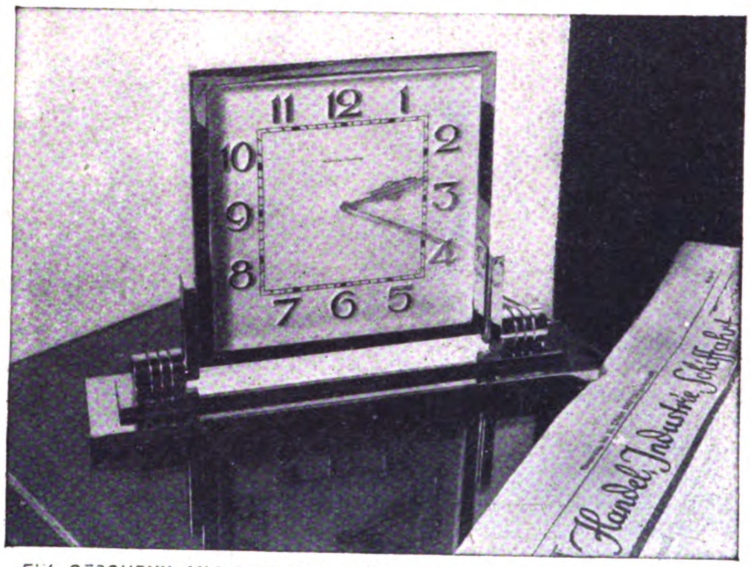
Preisabbau! Werkzeugliste gratis. Westfalia Werkzeugcomp., GmbH., Hagen Westf. 204

Graue Haare beseit. einfach. Hausmittel. Nachr. kostl.
Fr. Schmöckel, Berlin, Schwedterstr. 79/251 B.

Heuschnupfen ist jetzt sof. u. dauernd heilbar! Billigste Kur. Dr. S. schreibt: Patienten - 3 Erfolge, Klixol ist gut! Kostenl. Ausk. durch **Klixol-Labor., Mannheim N 2, 165**

Deutsche Volksgenossen gebt Arbeit!
Ich habe an Private abzugeben
Platt. Damenstrümpfe
Mako m. Seide . . . . Paar M. 1.05
platt. Herrensocken, Flor m. Seide „ „ 1.00
Mako-Damenstrümpfe . . . . . „ „ 0.80
Versand erfolgt geg. Nachn. u. portofrei. Verl. Sie bitte Preisliste! Wiederverkäufer Extrapreise! **S.S.-Mann Paul Roder, Harthau,** Bez. Chemnitz, Strumpf-Fabrikation-Versandhaus. (Ehem. Frontbannmitglied 1924)

50 Zinnsoldaten mit 2 Fahnen, 2 Spielmannszüg. nur Mk. 2.25
Der „kleine Kamerad", Künstlerpuppe i. Orig. S.A. o. S.S. Ausrüstg. Gr. 30 cm M. 3.50 Gr. 40 cm M. 4.90
S. Kallenbach
Nürnberg 25/6



EIN GESCHENK MIT DEM MAN IMMER DAS RICHTIGE TRIFFT: EINE
KIENZLE CROMETA
KIENZLE CROMETA-UHREN FÜR SCHREIBTISCH, NACHTTISCH UND REISE IN JEDEM UHREN-FACHGESCHÄFT SCHON VON 10 MARK AN.

Für Wehrsport und Reise nur **Hensoldt „GROSSFELD"**
Dieser preiswerte Feldstecher erfüllt alle Ansprüche an ein gutes Reise- und Sportglas.
Liste J. 51 kostenlos.
M. Hensoldt & Söhne Optische Werke A.-G. Wetzlar.

Magen- und Darm-Störungen. Altbewährtes, ärztlich glänzend begutacht. Naturmittel. Kein Tee, keine Arznei. Kostenl. Brosch. Nr. 20 durch **Kloster Chorin-Offizin, Chorin (Mark).**

Einm. Gelegenheit
Bei Abnahme von 6 Stück lief. wir p. Nachnahme **Köper-Dienstblusen** und Hemd. **kompl. für S.A. u. S.S. zu folg. Engrospreisen:**
3.45, 3.85 u. 4.30
BECKMANN, Düsseldorf, Blumenstr. 17

Der Mann der immer gefällt
Er hat graue Haare und sein Alter ist über . . . Trotzdem ist kein Zweifel, daß er immer noch gut aussieht. Weil er schlank geblieben ist. — Trinken Sie Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee, das macht frisch, beweglich und läßt das träge Fett gar nicht aufkommen. Das Blut zirkuliert leichter und man fühlt sich jung und leistungsfähig. Paket Mk. 1.80, extrastark Mk. 2.25. In allen Apotheken und Drogerien, verlangen Sie aber nur:
Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee
„HERMES" Fabrik pharm. kosm. Präparate, München SW

Stahlhelme vorschriftsmäß., 1200 bis 1250 g (feldgr., schwarz od. braun) mit kompl. Innenpolstern u. Kinnriemen, alles echt Leder, das Stück M. 6.80 (bei mehr Rabatt), liefert prompt **Wilh. A. Schwarze Dresden-N. 6/J.** (P.-Sch.-K. Dsdn. 11428)

Parteigenossen:
Kauft Lederhosen beim Fachmann! Prima Qualität von M. 28.— an. Preisliste 10 gratis!
R. MOSER
Säcklermeister
München 2 SO 2
Baaderstraße 28

Gänse!
Diesjährige, große, starke, flügge Tiere, zirka 12—14 Pfund schwer werdend, Stück RM. 4.50 unter Garantie lebender Ankunft versendet jed. Posten per Nachnahme. Bei Nichtgefallen Rücknahm. auf meine Kosten.
Bruno Koch
Langenchursdorf i. Sa. 177

Konkurrenzlos, mit Garantieschein für 3 Jahre!
Gute Taschenuhr nur M. 1.60
Nr. 3 Deutsche Herren-Anker-Uhr, 33 stünd. gen. regul. Werk, Ia vernickelt . . nur M. 1.60
Nr. 4 m. Goldr., Scharn., Ovalbüg. M. 2.70
Nr. 4b ganz vergoldet . . . . M. 3.90
Nr. 5 dies. mit besser. Werk, kl., fl. Form . . . . M. 3,60
Nr. 6 Sprungdeckeluhr, 3 Deckel, vergoldet, hochfeine Uhr . M. 4,90
Nr. 7 Damenuhr, stark versilb., 2 Goldr. . . . . M. 3,00
Nr. 8 Armbanduhr, mit Lederriem. M. 2,70
Wecker, Ia Messingwerk . . . M. 1,85
Nickelkette M. 0,25. Doppelk. echt verg. M. 0,80. Kapsel M. 0,25
Versand geg. Nachn. - Katal. grat. Jahresums. ca. 15 000 Uhren
Uhrenh. Fritz Heinecke, Braunschw. 8, Geysostr. 3

Echt
830 Silber gest.
massiv, unverwüstlich
Nr 6640 **RM. 1.20** mit Gravur v. 2 Buchstaben od. Hakenkreuz. Nachn. 32 Pf. teurer. Ringgröße Papierstreif. Katalog 1932 kostenlos. Vertreter gesucht.
B. Liedke
Königsberg-Pr.
Postamt 9, Abt. 100

Selten schöne **Harzer Kanarien** Preisliste frei Großzucht **Diels** Hohen-Neuendorf 20

Rassehunde
Zuchtanst. u. -Hdlg. **A. Seyfarth Bad Köstritz 36** Gegr. 1864 Versand sämtlicher Rassen n. allen Länd. Illustr. Prachtkatalog m. Preisliste u. Beschreibg. RM. 1.— (Marken)

Graue Haare erhalt. Naturfarbe dch. einf. Mittel. Keine Farbe, keine Nachn. Näheres kostenl. **Fr. M. Seufert, München 7, Wörthstr. 3/0**

Direkt aus Fürth Der Stadt der Spiegel
Flur-Garderobe echt Eiche mit Nussbaum Facettespiegel 1,95 hoch, 0,95 breit franko RM 25.-
RM 10.- Anzahlung durch Nachn. Rest 3 Monatsraten à 5 RM
Illustr. Prosp. gratis!
Jos. Koch, Fürth i/B. 5

Das ist meine Quelle, denn hier bekommen Sie mehr Ware und sparen trotzdem einen Haufen Geld. Befolgen Sie darum meinen ehrlich. Rat: „Schreiben Sie noch heute und verlangen Sie völlig umsonst und portofrei 240 Wollproben 260 Stoffproben ein kostenloses Jahresabonnement der Neuesten Quelle Nachricht. vom rein christlichen Versandhaus
Quelle! Fürth i. Bay. № 34

SCHWERHÖRIG UND DOCH GUT HÖREN?
Ja! Es ist möglich bei Gebrauch des ärztlich empfohlenen, bewährten **„ORIGINAL-AKUSTIK"**
DEUTSCHES ERZEUGNIS — DEUTSCHE QUALITÄTSARBEIT.
Niedrige Preise, Zahlgs.-Erleichterg. Fordern Sie in Ihrem Interesse sofort Prospekt I.B. gratis an od. besuchen Sie uns in Berlin, Klosterstr. 43 u. Motzstr. 43
DEUTSCHE AKUSTIK GES. M. B. H.
Berlin-Reinickendf., Brienzerstr. 4

Radio-Gelegenheiten Radke-Wilthen

SEIBERT DIACAMP 6×30
DAS LICHTSTARKE SPEZIALGLAS FÜR GELÄNDESPORT U. REISE
Verlangen Sie Prospekt und unverbindliche Ansichtssendung mit erleichterten Zahlungsbedingungen direkt von der Fabrik.
W. & H. SEIBERT
Optisches Institut G.m.b.H.
WETZLAR 8
Gegründet 1888

WESTPHAL-KAFFEE von M. 1.95 an
Proben gratis
Gustav Westphal
Altona II - Hamburg

Anzeigen im Illustriert. Beobachter haben besten Erfolg

Wünschelrute!
Sind Sie fähig!
Erfolgr. Anleitung zur Selbstprüfung g. M. 1.25 von **Johs Meyer, Bad Liebenwerda, Hainschestraße 3/I. B.**

Blech- und Holzblasinstrumente vollst. Besetzg. ganz. Kapell. u. Chöre, liefert zu günst. Teilzahlungsbedgg. **Rich. Ranft, Pausa i. V.** Unzählige Anerkennung. Katal. frei! Schwalbennest., Schalmeien äußerst günstig.

Repetier-Pistolen!
Waffenscheinfrei mehrschüss. 6 mm M. 3.30
7 schüssg. M. 5.90
10 schüssig M. 7.40
J. Ortmann, Nürnberg 4/51

KLISCHEES IN JEDER ART
ERSTKLASSIGE ENTWÜRFE UND RETUSCHEN
SÜDD. KLISCHEE-ANSTALT
MAX FICHTNER
MÜNCHEN TEL. 25783 LIEBHERRSTR. 4

Gute Werkzeuge preiswert Liste gratis!
Westfalia Werkzeug-Company, Hagen i. W. 204

O- u. X-Beine beseitigt **P. Wenzel** Berlin SW 48 Prospekt H frei

1000 Missionsmarken 1.15 RM Listen gratis
Jul. Sallmann, Cannstatt 50

Soo glücklich mit der neuen Kamera.
Die alte hat Photo-Porst in Zahlung genommen. 5000 versch. Markenkameras hält Photo-Porst dauernd für Sie z. Wahl bereit. Der Porst-Photo-Helfer J 29 orientiert Sie über alles. **Kostenlos** erhalten Sie dieses Buch, 320 Seiten stark, wenn Sie heute n. schreib. an:
Der Welt größt. Photo-Spezialhaus
PHOTO Porst
Nürnberg-A 229

„Die Deutsche Schokolade"
„Unser Leuchtfanal" jetzt: 35 Pfg. Händl. entsprechend Rabatte! Deutscher Schokoladen-Vertrieb, Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-Straße 46

Thür. Ritter **Pflaumenmus** zuckergesüßt, aus gut., reif. Trockenpfl., 10-℔-Eimer M. 3.- ab hier, Nachn. Viel 1000 Nachbestellung. **Otto Ritter, Schkölen in Thür. 60,** Pflaumenmusfabrik

FIMAX-**Faltboote** sind besser u. ganz besonders billig. Ktlg. grat.
MAX FISCHBACH
München, Nymphenburger Straße 106/V

Nur 10 Pfg. täglich
Mod. Rollfilm-Kamera (Ideal-Amat.-Kamera). Bildgr. 6×9 cm. *Für 6 u. 12 Aufn.* Gesamtpr. **RM. 19.50** (bish. RM. 24.70). Anz. **RM. 7.50** p. Nachn., Rest 4 Monatsrat. à RM. 3.-. Ia Opt., Iris-Blende. F. Zeit- u. Momentaufn. (1/25, 1/50, 1/100 Sek.) einger. Brillantsucher, Drahtauslöser, Entfernungsmess., Ledertragriemen. **1 Jahr Garantie!** Reklame-Verkauf! **Nur sol. Vorrat reicht! Lehrb. kostenlos!** *Adolf Ebert G.m.b.H., Friedrichshagen, Z 656, b. Berlin*

Versand direkt an Private
Grösstes Musikinstrumenten-Vers. Gesch. Deutschlands. 30000 Dankschreiben!
ab 27.25 · ab 2.60 · ab 17.- · ab 18.20 · ab 40.-
ALLES BILLIG DIREKT AB FABRIK
BEZW. SPEZ. VERS. GESCH.
Günstige Ratenzahlungen
Umtausch b. Nichtgefallen.
ab 4.25 · ab 4.40 · ab 130.- · ab 12.-
Jedes Instrument 8 Tage zur Probe!
Platten 25 cm. Mk. 1,50
Aufträge v. Mk. 10,- an portofrei
Verlangen Sie sofort gratis unseren Hauptkatalog.
Meinel & Herold, Klingenthal 322
Musikinstrumente-, Sprechapparate- u. Harmonika
Spezial-Lief. für Trommler- und Pfeiferchöre, sowie kompl. Blasorchester nationaler Verbände

KARTONIERTE AUSGABE 2 BÄNDE JE RM 2.85

Anekdoten vom alten Blücher

Der alte Blücher war jeder Federfuchserei abhold; er liebte es, seine Briefe kurz, aber in einem ganz eigenartigen Stil und einer nicht weniger eigenartigen Orthographie abzufassen.

Ein Vater hatte an Blücher einen Brief folgenden Inhalts geschickt: „Lieber Feldmarschall! Main Sohn ist im 19. Regiment, der 2. Kompanie, hat seit Jahr und Tag nichts geschrieben und auf meinen letzten Brief nicht geantwortet. Lebt er noch und ist er ein guter Soldat, Feldmarschall, dann bitte ich um ein paar Zeilen; lebt er nicht mehr oder ist er ein feiger Kerl, dann, Feldmarschall, bloß die Worte: Euer Sohn ist oder war ein schlechter Soldat!"

Blücher schrieb zurück: „Eier Sohn früßt wie ein Schweinetrescher und ist einer unserer besten Jungen!"

*

Das preußische Kriegsministerium besitzt heute noch ein Schreiben, das für den alten Haudegen charakteristisch ist. Es handelt sich um die Summe von 150 000 Mark, die der Marschall 1814 der Stadt Paris abgenommen hatte und für seine Truppen verausgabte. Nach Friedensschluß im Jahre 1816 fand man die Summe ohne jegliche Nachweise verzeichnet und deshalb wandte man sich an Blücher mit der Aufforderung um Einsendung der betreffenden Belege. Kurz und bündig erhielt das Ministerium denn auch folgende Abrechnung von Blücher:

In Frankreich eingenommen	150 000 Mark.
Daselbst ausgegeben	150 000 Mark.
bleibt	0

Wer's nicht glaubt, ist ein Esel!

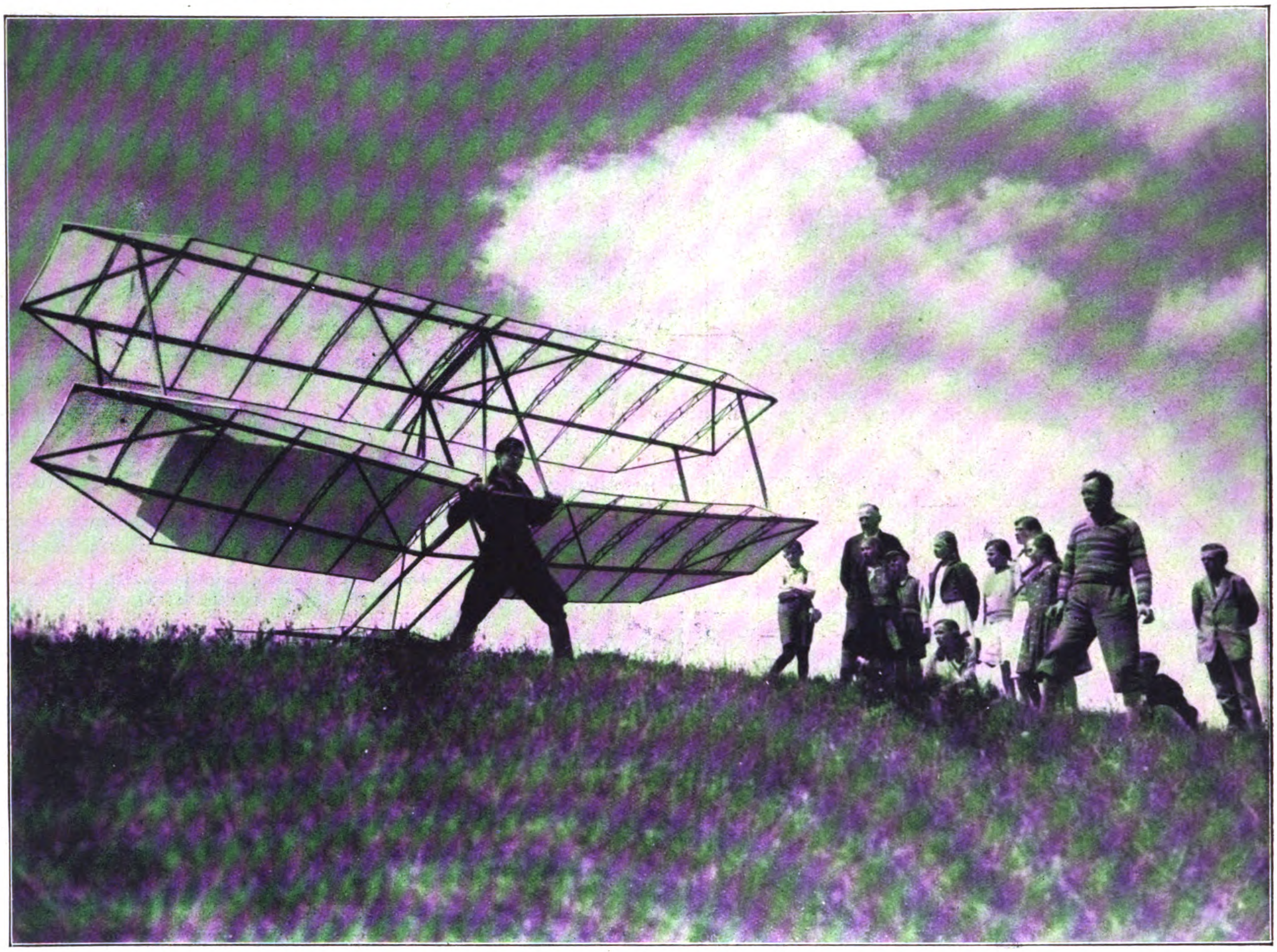
Dontola-Preisausschreiben

Berichtigung

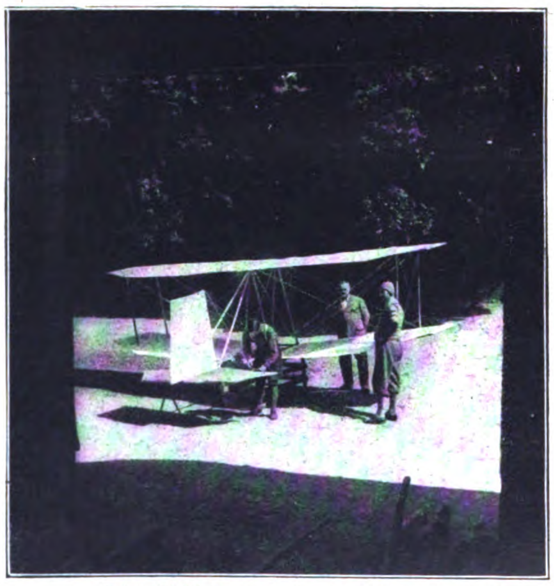
zu der in Nummer 26 unseres Blattes veröffentlichten Lösung des „Dontola-Preisausschreibens".

Durch einen bedauerlichen Setzfehler in unserer Druckerei ist das unter Nummer 10 genannte Wort „Bismark" irrtümlich mit „ck" wiedergegeben, statt wie richtig mit einfachem „k".

Illustrierter Beobachter



Bei Wolken und Wind: erste Trennung von der Erde.
In den Tragflächen fängt sich schon die Kraft des Auftriebs. Das Gestänge vibriert. Mit sichtbarer Spannung, bereit, jeden Augenblick zuzuspringen, verfolgt der Fluglehrer im Kreis der Mitschüler das Abrollen der kritischen Sekunden.



Ein Blick aus dem Schuppen in einen Bastelwinkel.
Der Schüler legt selber die letzte Hand an den Apparat, dem er Kopf und Kragen anvertrauen will.

Junge Deutsche werden flügge

Das billigste Flugzeug: Der Hängegleitflieger für 200 Mark

Die Luft ist das freieste Element. Kraft und Gewandtheit, Mut und Entschlossenheit können nirgends solche Triumphe feiern wie bei diesen gigantischen Luftsprüngen, in denen der Flieger sein Flugsegel haushoch über den Köpfen der Zuschauer dahinführt. Mein größter Wunsch wäre es, daß recht viel junge Leute — und möglichst aber nur solche — sich mit dem Hängegleitflugsport beschäftigen wollten."

So schrieb der Altmeister der Fliegerei Otto



„Alles herhören!"
Vor dem ersten Start des jungen Ikarus erläutert der Gleitflugmeister noch einmal die Grundregeln des „Sich-in-der-Luft-haltens".

Lilienthal in seinem Buch „Der Vogelflug" schon im Jahre 1894 — vor nunmehr bald vierzig Jahren. Von den Männern, die diesen „Sport der Kraft und Gewandtheit, Mut und Entschlossenheit" durch ihr Beispiel volkstümlich zu machen versuchen, sind Pelzner, Dr. Geest und als besonders tätig Hans Richter zu nennen; Pelzner soll in der Rhön unter günstigen Verhältnissen ganz beträchtliche Gleitflüge erzielt haben.

Eine Beurteilung, ob das Gleitflugzeug dem Standpunkt der heutigen Technik entspricht, ist nicht eindeutig möglich, weil die Entwicklung der Flugzeugklassen dem Hängegleiter in neuerer Zeit fehlte. Anderseits werden beim Bau der Hängegleiter andere und leichtere Stoffe verwendet, die bei Motormaschinen Ablehnung finden müssen. Wegen der geringeren Beanspruchung tritt aber eine Verringerung der Sicherheit durch diese Baustoffe nicht ein.

Das Fliegen mit Hängegleitfliegern erfordert Körperkraft und Gewandtheit in erheblichem Maße und gesunde Lungen; aus diesem Grunde ist dieser Sport als turnerische Übung ersten Ranges anzusehen.

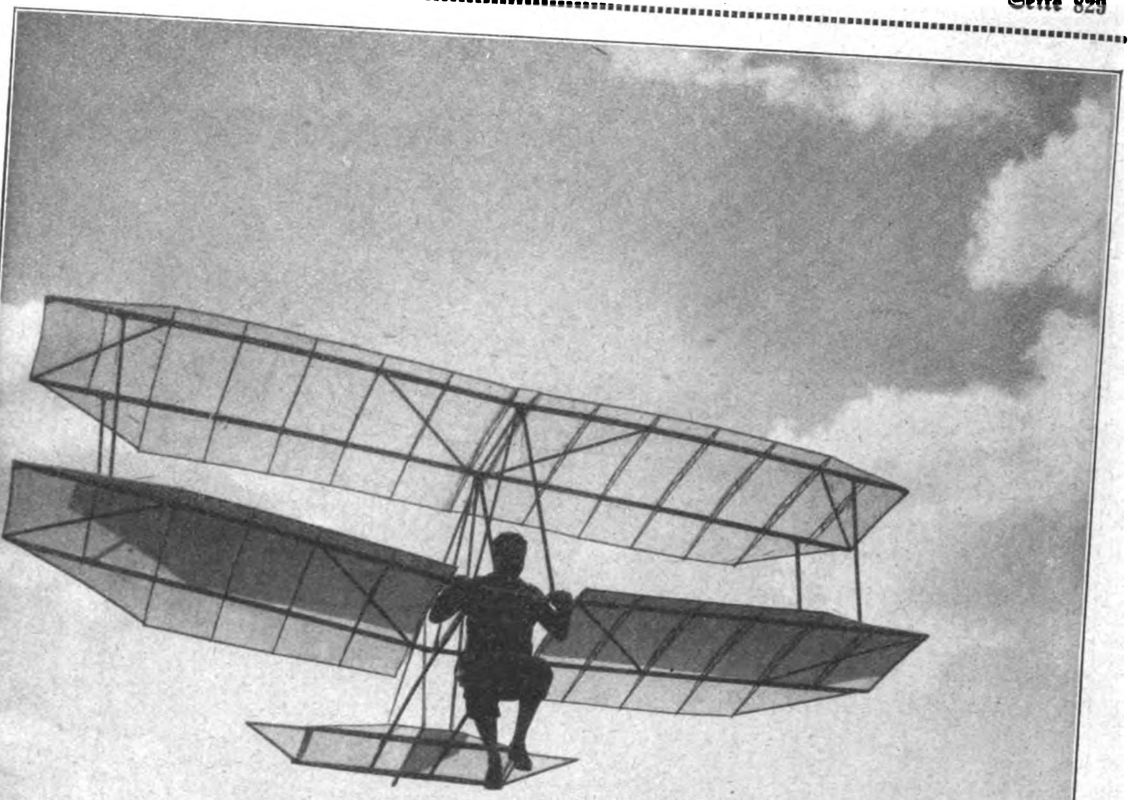
Wenn es sich darum handelt, billig, ohne die Absicht, große Leistungen zu erzielen, zu fliegen, kann der Hängegleitflieger als das geeignete Sportmittel angesehen werden. Eine behördliche Zulassung ist für diese Apparate nicht erforderlich.

Durch systematische Versuche wird es sogar möglich sein, die Hängegleitflieger zu vervollkommnen und wahrscheinlich auch segelflugfähig zu machen.

Der bekannte Gleitflieger Hans Richter hat einen neuen Typ Gleitflieger als Doppeldecker herausgebracht, der nur einen geringen Anschaffungswert besitzt, und durch den er versuchen will, dem deutschen Gleitflugsport eine gewisse Stellung in der Fliegerei besonders für die Jugend zu geben. Es ist ein Zweidecker von etwa sechs Meter Spannweite und drei Meter Tiefe. Das Gewicht beträgt etwa fünfzehn Kilogramm. Die Steuerung wird durch Körpergewichtsverlegung bewirkt; doch sollen in nächster Zeit Versuche unternommen werden mit dem Ziel, eine Handsteuerung zu ermöglichen mit gleichzeitiger Schaffung einer guten Sitzgelegenheit. Der Apparat wird ohne jegliche fremde Hilfe gestartet. Infolge vereinfachter Bauart ist der Apparat in wenigen Minuten zerlegbar und dann überallhin als Expreßgut mitzunehmen.

Richter führte vor kurzer Zeit Versuche mit dem Hängegleitflieger in den Stöllner Bergen bei Rhinow aus, wo Otto Lilienthal am 10. August 1896 bei einem Fluge tödlich verunglückte.

Die Berge sind unbewaldet, nur auf der Spitze wiegen sich Birkenbäume im Wind, der meist dort herrscht. Der Boden ist dicht mit Heidekraut bewachsen. Hier hat man schon ein Vorgefühl der köstlichen Empfindung, wie ein Vogel ins Land hinabzuschweben. Ohne das Geräusch des Motors, losgelöst von aller Erdenschwere, wirklich ein Herr der Lüfte



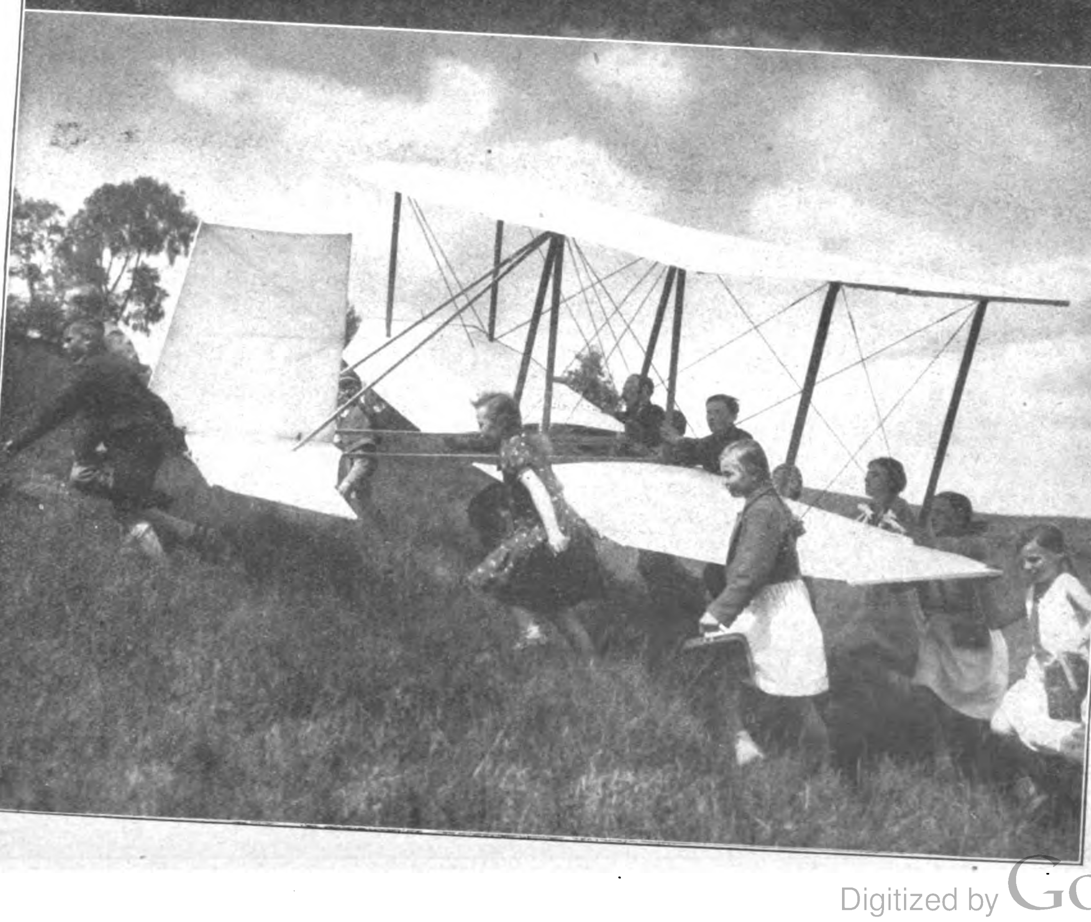
„Befreit von aller Erdenschwere.."

Freundlicher Spielball von Wolken und Wind — die unvergleichliche Schönheit des Gleitfliegens.



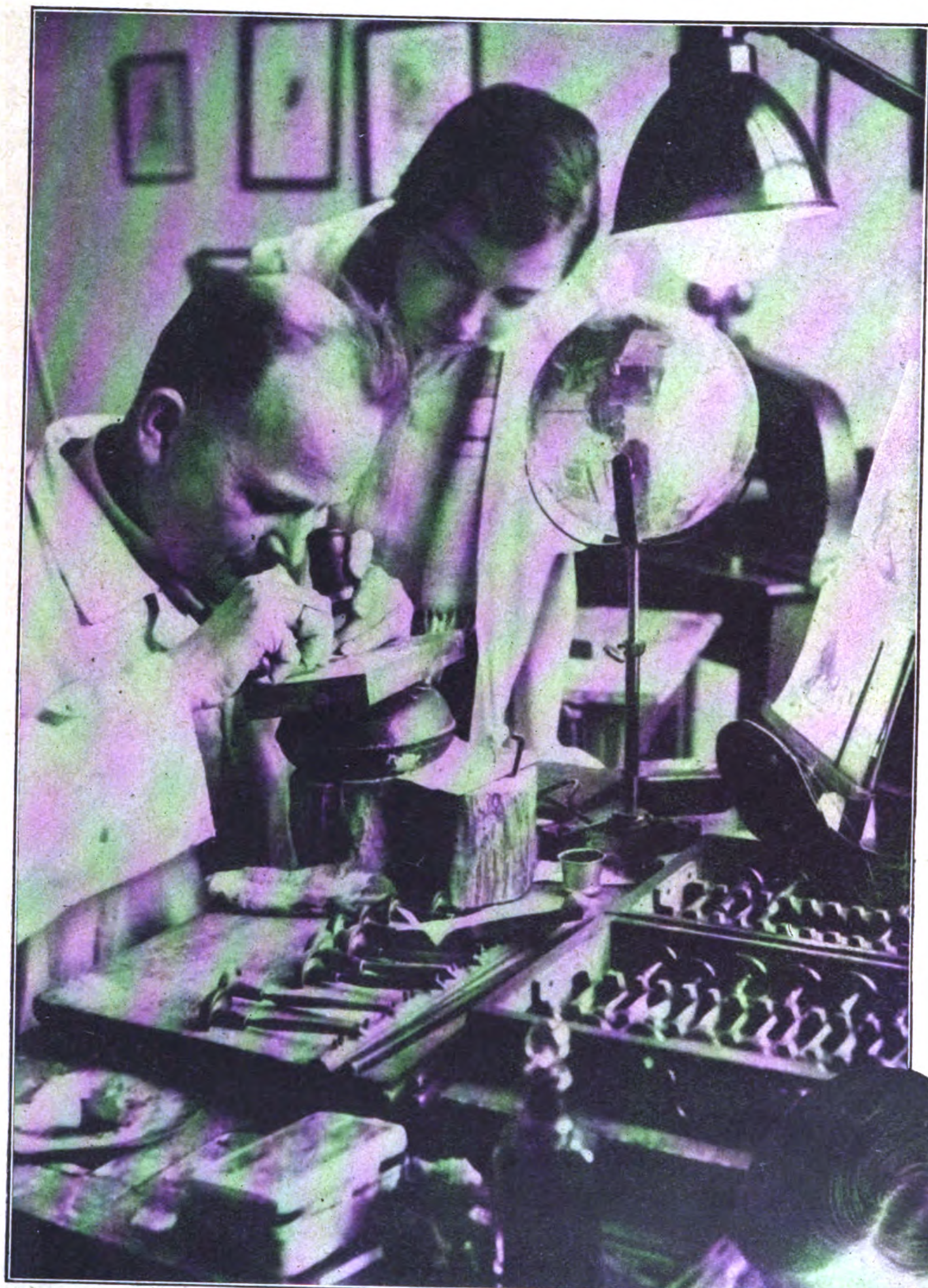
Rückkehr zu den Anfängen des deutschen Fliegens.

Wo einst Meister Lilienthal als erster den Urtraum der Menschheit Tat werden ließ, lehrt heut ein erfahrener Flieger die Jugend das Geheimnis, sich die Naturkräfte für den Schwebeflug dienstbar zu machen.



Hurra — ein prächtiger Wind kommt auf!

Im Laufschritt schleppt die junge Schar den weißen Vogel auf den Hang zum Startplatz.



KUNST GEHT ZUR SCHULE

Bilder aus den Vereinigten Staatsschulen für freie und angewandte Kunst

Die viele Jahrhunderte alte Kunst des Holzschnittes wird an der Berliner Akademie der Künste von einem M e i s t e r der Technik, Bangemann, gepflegt. Seit Erfindung des Buchdrucks bis in die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts war der Holzschnitt die vorherrschende Form der Bildwiedergabe. Heute wird er im Gegensatz zur Vergangenheit nur noch vom Künstler selbst zur Erzielung besonderer Bildwirkungen geübt.

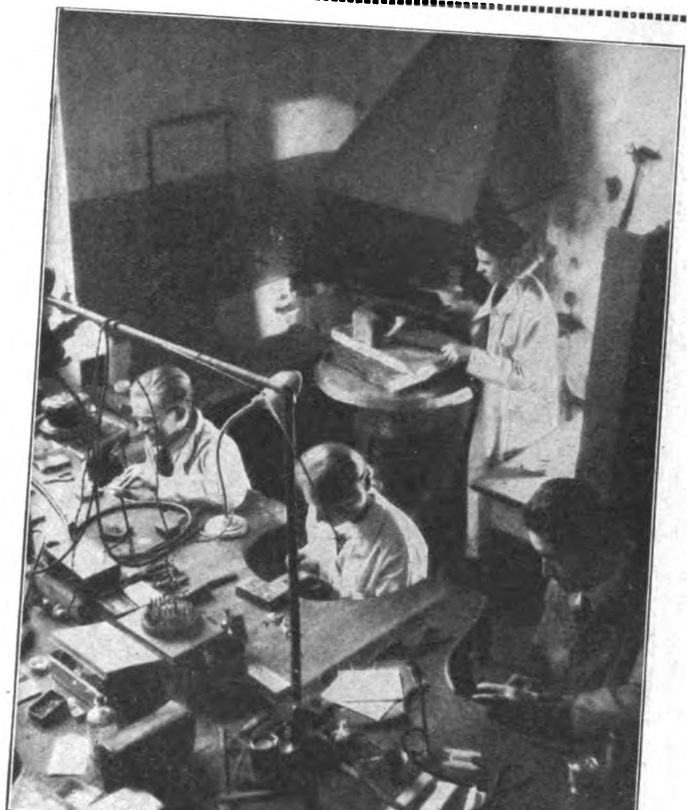


Die Urkunst der Menschheit, die Töpferei, setzt lange Übung und große Geschicklichkeit voraus. Die flinken Hände ziehen den bildsamen Ton auf der sausenden Drehscheibe in künstlerische Form.

Photos: v. Perckhammer



Eine Schülerin bei der Arbeit im Fresko-Atelier Professor Dannenberg. Al-fresco-Malen heißt, die Farben auf feuchten Wandgrund auftragen. Es ist besonders schwer, hier die gewollten Töne zu treffen, da die Farben beim Trocknen sich wandeln.



Die Klasse für Goldschmiedekunst unter Leitung von Zeitner will diesem edlen Handwerk, das auch der junge Dürer in des Vaters Werkstatt kennenlernte, wieder neue Wege weisen.

Der frische Wind der neuen Zeit hat noch manchen marxistischen Unrat hinwegzufegen. Der unaussprechlich lange Name dieser staatlichen Bildungsanstalt — „Vereinigte Staatsschulen für freie und angewandte Kunst" — bezeichnet ein Institut, das eine bunte Vielheit von überlebten und Gott sei Dank auch innerlich überwundenen Phantastereien roter Bildungsbonzen unter ein Dach zu sammeln suchte.

Dabei ist durchaus nicht zu verkennen, daß die einzelnen Ateliers dieser Anstalt auch in der Zeit, die unsere heranwachsende Jugend zum Spielball von Experimenten machte, das Beste hergegeben haben. Aber der Führer, der dem ganzen Reiche fehlte, fehlte auch hier.

Es war ja nicht an dem, daß wir keine guten Künstler und keine guten künstlerischen Lehrer hatten, die einer lernenden Generation wertvolles Können und brauchbare Kenntnisse zu vermitteln imstande waren. Vielmehr machte sich im ganzen Kunstleben, soweit es von Staats wegen „betreut" wurde, eben nur die ausgesprochene Tendenz geltend, kunstbolschewistische und defaitistische Richtungen zu hegen und zu pflegen und damit natürlich auch jene Experimentatoren zu fördern, denen nicht ein kultureller Fortschritt, sondern geradezu die Abgeschmacktheit zur Richtschnur ihres sogenannten Strebens geworden war.

Als kurz vor dem Kriege die ersten dadaistischen und futuristischen Versuche auftauchten, lachte man darüber. Als sie sich nach dem Kriege von neuem breit machten, nahm man es, gleich zahllosen anderen, ebenso dummen und ebenso albernen Erscheinungen, als Auswüchse dieser läppischsten und geistlosesten aller Revolutionen hin. Erst im Laufe der folgenden Jahre zeigte sich, daß dieser Wahnsinn doch eine gewisse Methode hatte: Das gesunde Kunstempfinden im Volke zu untergraben, zu vernichten, auszurotten, und an seine Stelle eine Art „Lehrstückelei" zu setzen, die sich in allen Sparten der Kunst austobte, in der bildenden Kunst speziell in wüsten Farbenorgien und in der „Überwindung" anatomischer, perspektivischer und vor allem auch ästhetischer Grundsätze. Aus der „freien" Kunst wurde die orgiastische. Und die „angewandte" Kunst haben wir ja alle in Theatern und Ausstellungen erlebt.

Lediglich die Tatsache, daß sich ein gesunder Stamm erhielt, täuschte die Allgemeinheit darüber hinweg, welcher Weg hier eigentlich mehr oder minder zielbewußt begangen wurde. Lehrstellen wurden an Leute vergeben, die weder mit Kunst noch mit Deutschtum etwas zu tun hatten. Ankäufe wurden gemacht, die weder in Höhe des Preises noch im Künstlertum des Objektes irgendeine Berechtigung fanden. Wo immer eine „staatliche" Stelle oder sonst eine Behörde einen Kunstauftrag zu vergeben hatte, war ein schauerliches Ergebnis die Folge. Man denke an so manche Kriegerdenkmäler — wie zum Beispiel das schmachvolle Machwerk aus Düsseldorf —, um sich dieser Tatsachen zu erinnern.

Aber auch das Ansehen der deutschen Kunst im Auslande mußte naturgemäß unter dieser kulturbolschewistischen Richtung leiden. Große internationale Ausstellungen wurden naturgemäß von unseren offiziellen „Kunstwarten" beliefert und beschickt. Wie diese Männer des abgetanen Systems ihre Aufgabe erfüllten, geht wohl am besten aus der Tatsache hervor, daß bei Ausstellungen in Oslo und Venedig das Betreten der deutschen Abteilungen Jugendlichen verboten war — wegen der miserablen Wirkung, die das dort Gezeigte ausüben mußte!

Daß mit solcherlei Zuständen gründlich aufgeräumt wird, ist die Aufgabe der neuen Leiter. Auch in die Vereinigten Staatsschulen für freie und angewandte Kunst ist nun unter Führung des Professors Pg. Kutschmann ein neuer Geist mit klarer Zielgebung eingezogen. Unter seiner bewährten Hand werden die Spuren einer bösen Epoche, in der sogar das freie Handwerk sich scharf gegen die Leitung des Instituts zur Wehr setzen mußte, bald vollkommen ausgetilgt sein.



Zwischen Klapperbein und Muskelmann waltet die sorgende Hand des guten Hausgeistes: Das alte Faktotum der Akademie hat 35 Jahre lang in dieser Kunstwelt gewirkt.



Eine ewig-junge Kunst: Die Bronzegießerei. Der Sandform entsteigt nach geglücktem Guß unter den Augen Prof. Kluges die Statuette, an die der Künstler nun die letzte Hand legen kann.



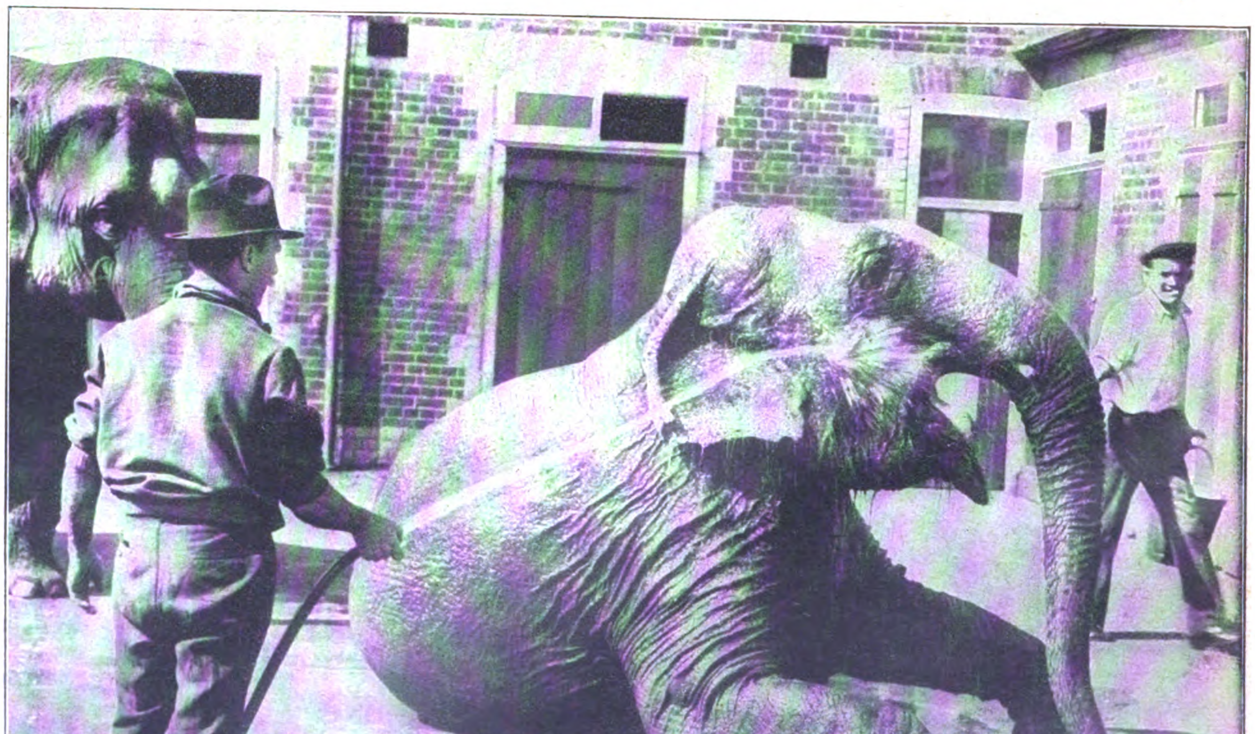


Rest weg!
Herr Schimpanse tut einen tiefen, kühlen Zug mit sichtlichem Wohlbehagen.

Wenn die Hochsommerhitze das Quecksilber bis in jene Höhen treibt, wo ein anständiger Mitteleuropäer sich langsam unter wirkungslosem Protest in Flüssigkeit auflöst, dann wird es auch den Bewohnern des Zoos einigermaßen unbehaglich, mögen ihre Wiegen nun in den heißen Gefilden des Äquators oder den des ewigen Eises gestanden haben. Dann gibt es auch für das hitzeleidende Tier nur ein Allheilmittel, eine einzige Arznei: Wasser und abermals Wasser. Trotz diesen 30 Grad im Schatten ist die Kreatur im Zoo im schroffen Gegensatz zu uns erheblich besser daran: sie kann sich gegen die Hitze wehren zu jeder Zeit, wann sie von ihr angefallen wird. Der Homo sapiens dagegen, der Arbeiter in der Fabrik, der Angestellte im Büro, sie müssen eines der selbstverständlichsten Menschenrechte — die Hitz-Notwehr — einfach sozusagen „vertagen" und geduldig warten, bis ihnen der Schraubstock, die Schreibmaschine oder der Federhalter gnädigst die Muße dazu lassen, das heißt: bis zum Wochenende.

Ehepaar Eisbär im Familienbad.
Diese Kinder des Polarkreises überstehen die in ihrer Heimat unerhörte Hitze-Orgie anscheinend mit allerbester Laune.

30 Grad im Schatten



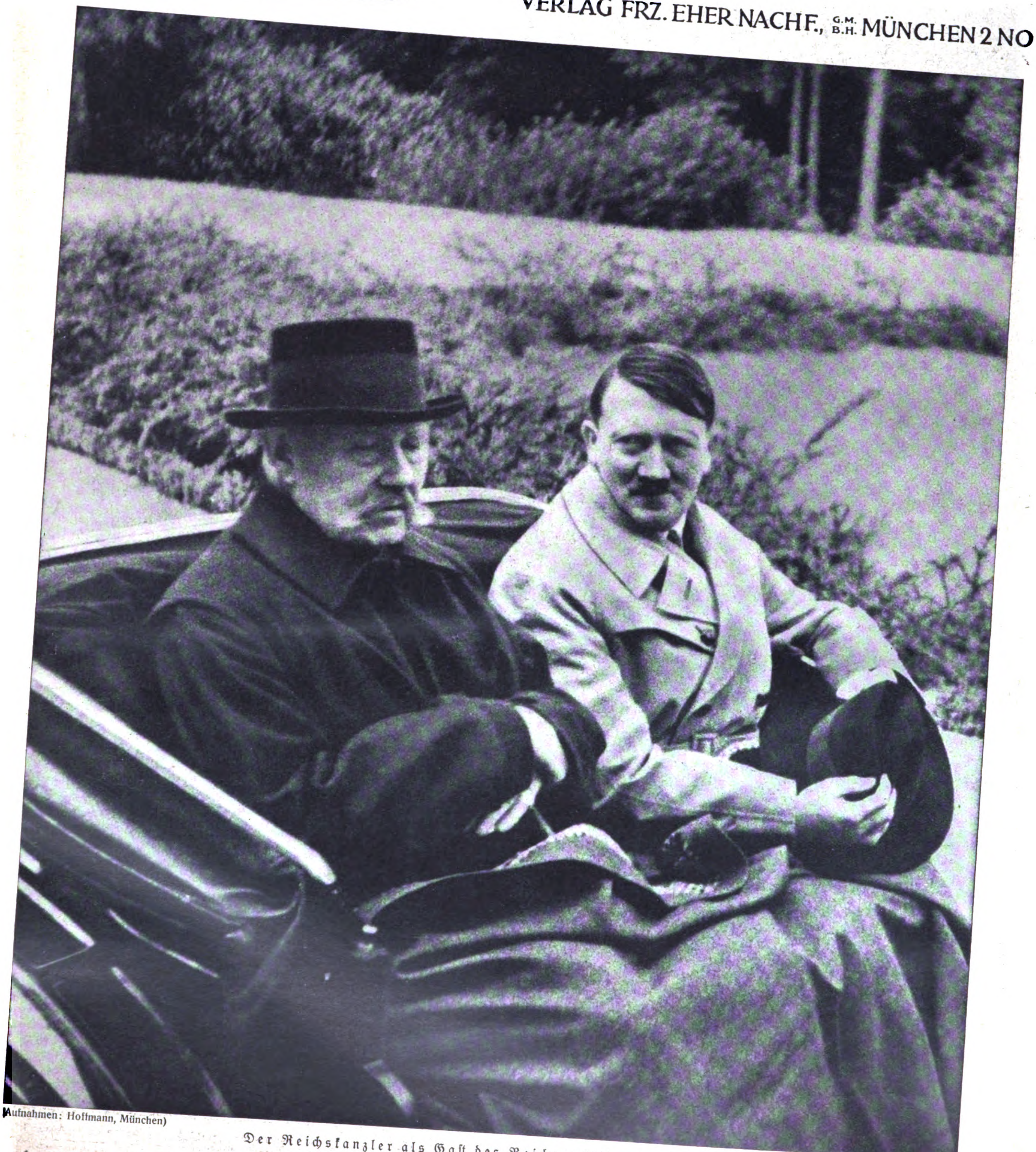
Ein Schwergewichtler macht schlapp.
Vermutlich tut er nur so, um sich nicht die Wohltat des kühlen Wasser entgehen zu lassen — denn „daheim", in Afrika oder Indien, nimmt man gewöhnlich lumpige dreißig Grad auf die „leichte Schulter".

Preis 20 Pfennig
Ausland: 35 Pfennig

JB Illustrierter Beobachter

8. JAHRGANG / FOLGE 28 / SAMSTAG, 15. JULI 1933

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



(Aufnahmen: Hoffmann, München)

Der Reichskanzler als Gast des Reichspräsidenten in Neudeck

In diesem Heft: Die ersten Aufnahmen von der Führertagung in Berchtesgaden und am Chiemsee



Adolf Hitler mit einem Teil seiner S.A.- und S.S.-Führer, Reichswehr- und Polizeioffizieren.

Reichsführertagung

am 1. und 2. Juli

in Berchtesgaden und am Chiemsee



Reichsführer Heß im Gespräch mit dem bayerischen Reichswehrführer Generalleutnant Ritter v. Leeb.



Begrüßung in Hitlers Behausung in Berchtesgaden. Vertreter der Reichswehr, Reichsmarine, der Polizei, des Stahlhelms usw.



Auf Frauenwörth: Der Führer, Röhm, Schaub, Himmler, Brückner, Esser u. a.



Besuch des berühmten Spiegelsaales im Schloß Herrenchiemsee.



Spaziergang in den Berchtesgadener Bergen. Neben Hitler Minister Seldte.



Adjutant Brückner, Hitlers Leibfahrer Schreck, Adjutant Schaub



Am Königssee: Die S.A.- und S.S.-Führer verabschieden sich durch Stabschef Röhm vom Führer.



Röhm, Hühnlein, Kaul, Ritter v. Schleich



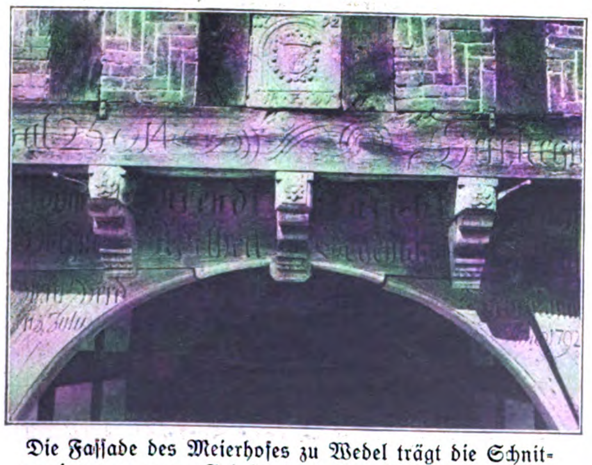
Am Schlusse der Tagung verabschiedeten sich der Führer, Stabschef Röhm und Reichsstatthalter Ritter v. Epp von jedem einzelnen Teilnehmer.

Der Meierhof zu Wedel



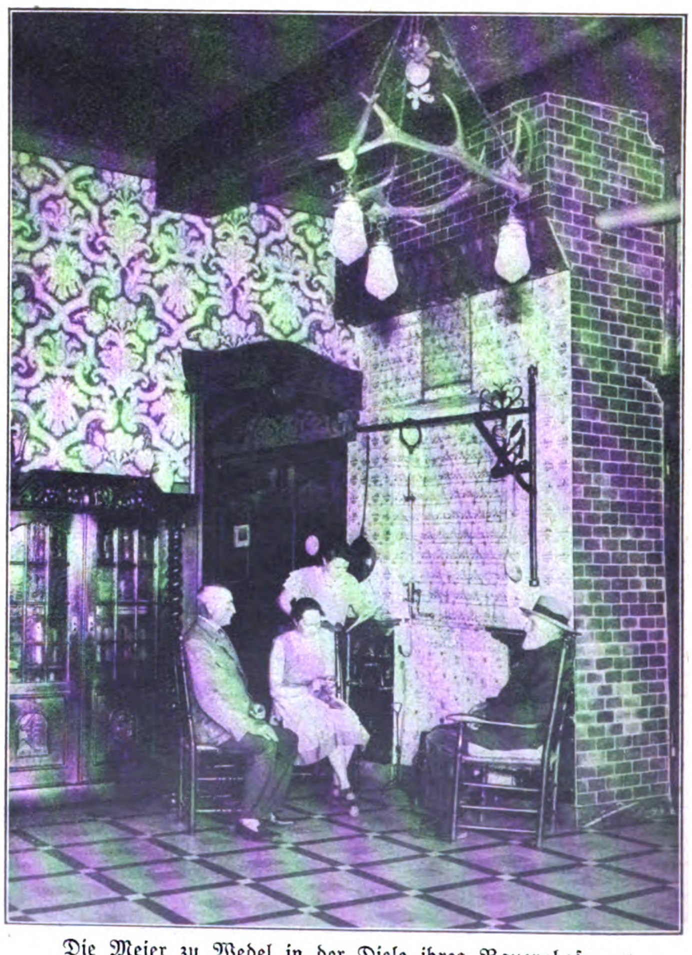
Der Meierhof zu Wedel — seit Karls des Großen Zeiten im Besitze der Familie Meier zu Wedel. Alle zwei- bis dreihundert Jahre wird das Haus erneuert. Die letzte Wiederherstellung wurde im Jahre 1792 vorgenommen.

In Hannover und Westfalen, den Sitzen der alten Sachsen, gibt es heute noch Meierhöfe, die auf ein Alter von über 1000 Jahren zurückblicken. Hier hat das Wort „Meier“ noch seine ursprüngliche Bedeutung als „Herr des Hauses“, major domus, behalten



Die Fassade des Meierhofes zu Wedel trägt die Schnitzerei vergangener Jahrhunderte im Gebälk. Eine eingesetzte Tafel mit dem Wappen und der Abkürzung des Namens M.Z.W. (Meier zu Wedel) trägt das Datum der letzten Instandsetzung.

Das Deutschland der Zukunft wird ein Bauernreich sein oder zugrundegehen — ein Satz unseres Führers, der scharf Weg und Ziel, aber vor allem auch den ungeheuren Wert betont, den der Bauer für Deutschlands Wiedergeburt besitzt: ohne ihn kein Drittes Reich. Und deshalb auch die Ernennung Walther Darrés zum Hüter des Bauerntums, zum Reichslandwirtschaftsminister im Reichskabinett, der in tiefschürfenden Arbeiten um das vom Novembersystem, von Juden und Roten vernachlässigte, verfolgte und bis zur Verzweiflung getriebene Bauerntum seit Jahren mit heißer Seele rang. „Das Bauerntum ist der Lebensquell nordischer Rasse“ — das war das A und Z der Darréschen Mahnrufe im Feuer der Massenversammlungen in den Städten und vor den Ohren der schwerblütigen Landbewohnerschaft, bis sie beide, der Städter wie der Bauer, das Evangelium der neuen Zeit hörten, begriffen und



Die Meier zu Wedel in der Diele ihres Bauernhofes zu Wedel. Sie betrachten noch heute ihren Bauernhof als Lehen und nicht als Besitz.



Selbst die Knechte blicken auf eine Geschlechterfolge von Zugehörigkeit zum Meierhof zurück: vor Jahrhunderten dienten schon die Vorväter dieses jungen Mannes dem Meier zu Wedel.



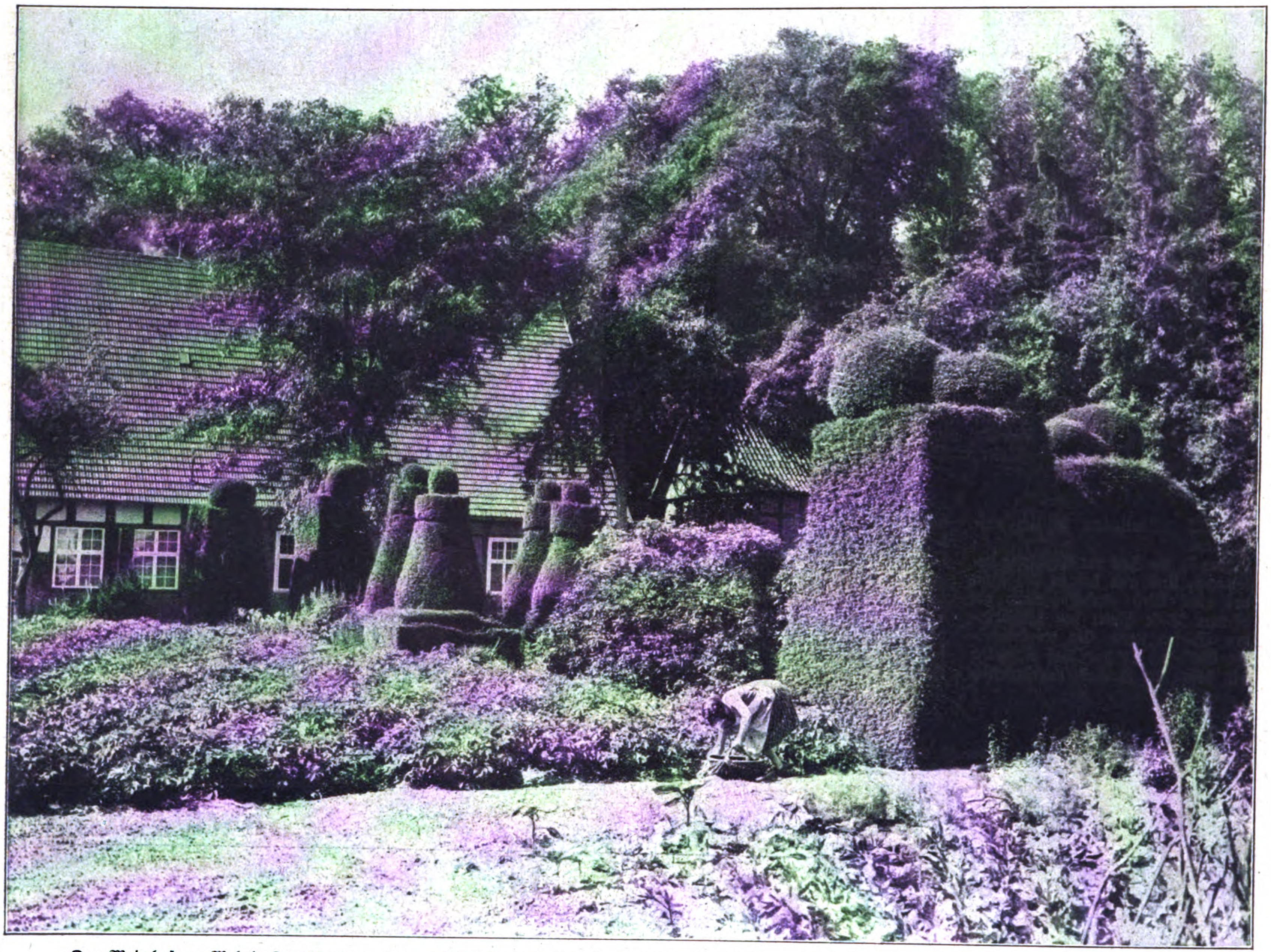
schließlich unverlierbar in sich aufnahmen.

Nun ist die Zeit der Erfüllung gekommen. Und nun hat es sich schon vor aller Welt erwiesen, welch ein eiserner Wille hinter den hämmernden Worten stand. Ein revolutionärer Geist hat in den fünf Monaten seit dem 30. Januar ungeheuerlich aufgeräumt mit dem Wust einer Epoche, die den Bauern herabwürdigte zu einem Zinssklaven, und ihn von der Urväterscholle ins Nichts hinausjagte, um das Land, das den Schweiß seiner Ahnen und oft auch deren bestes Blut getrunken hat, mit hartem Griff dem Schiebertum der Fremdrassigen auszuliefern. Ein Vor-

Bild nebenstehend: Ein Erbrecht von tausendjähriger Vergangenheit: Der alte Meier zu Wedel übergibt seinem Sohne die Urkunde aus dem 12. Jahrhundert, in der die Erbrechtsverhältnisse der Familie festgelegt sind.



Im Innenhof des Bauernhauses spielt sich zur Winterszeit ein großer Teil der häuslichen Arbeit ab. Hier sind die Kühe untergebracht, hier wird gedroschen, und im Hintergrund liegt die Wohnung der Familie Meier.



Der Meierhof zu Wedel. Der Bauernaarten — seit Jahrhunderten ein Stolz der Familie — trägt den Charakter einer Zeit, in der das Haus seine letzte Erneuerung erlebte.

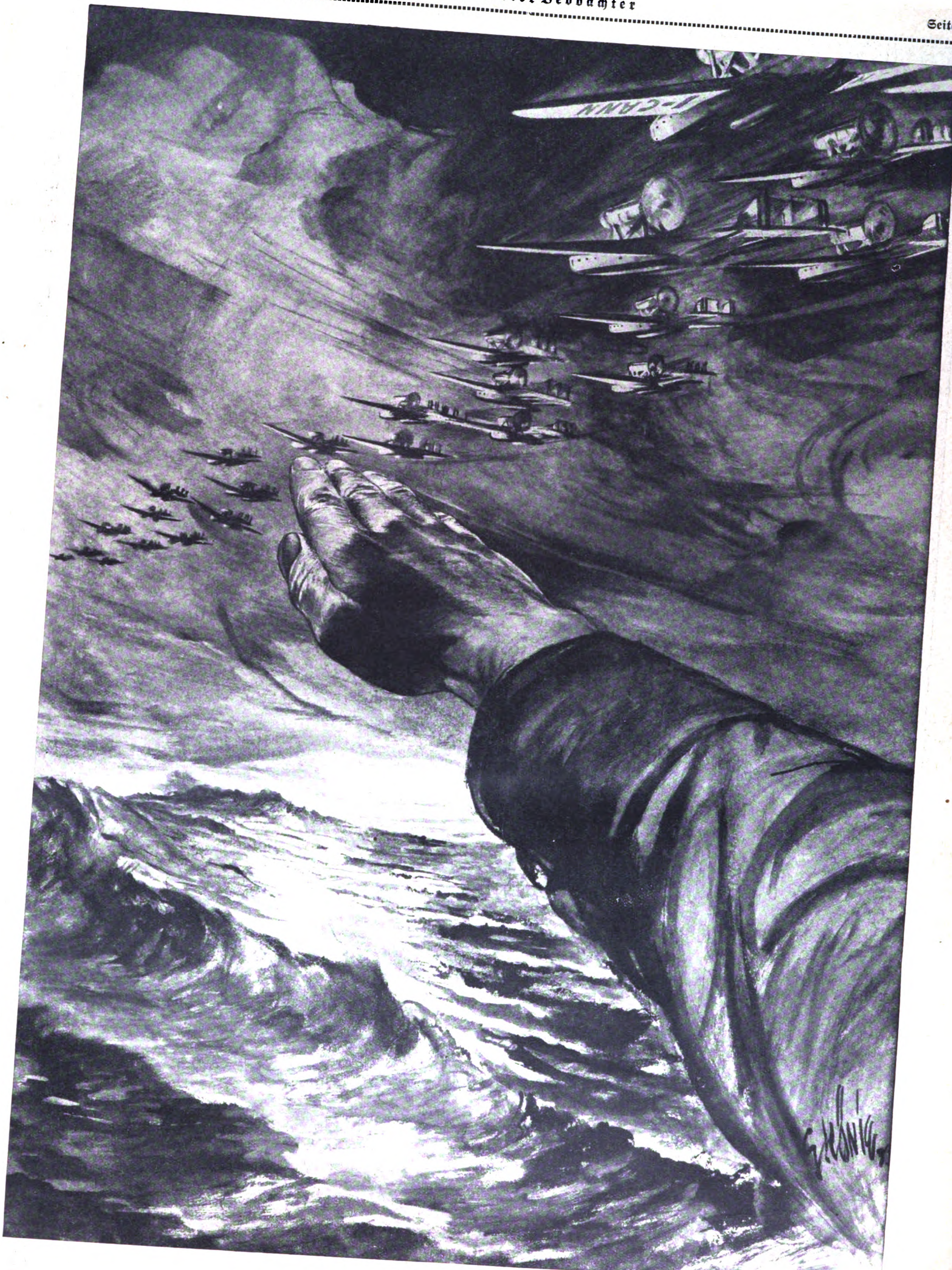
gehen, das in nichts der brutalen Tat Karls nachsteht, der, um den Widerstand unserer Altvordern zu brechen, ganze Scharen wehrhafter Mannschaft und viele Tausende sächsischer Familien aus ihren ererbten Wohnsitzen herausriß und in der Fremde ansiedelte — eine schlimmere Tat fast, diese Entwurzelung, als der erschütternde Massenmord bei Verden an der Aller.

Es ist eine grauenvolle und heroische Geschichte, die uns der Boden jener alten sächsischen Höfe zuraunt, deren prächtige Menschen wir mit ihrem Werk in diesen Seiten zeigen. Manche Familie sitzt dort oben über tausend Jahre auf der Scholle, die der Urahn zur Zeit Wittekinds bepflügte, — Wittekinds, der als der zäheste und kühnste Gegner Karls des Sachsenschlächters, seinen Namen in die Geschichte eingemeißelt hat. Heute noch ist der Name Wittekinds lebendig im bodenständigen Volk und der Bauer nimmt, wenn sich einmal das Gespräch in die alten Zeiten zurückverirrt, nachdenklich die Pfeife aus dem Mundwinkel, um von dem Sachsenherzog zu erzählen, so etwa, als spräche unsereiner vom alten Fritz oder York.



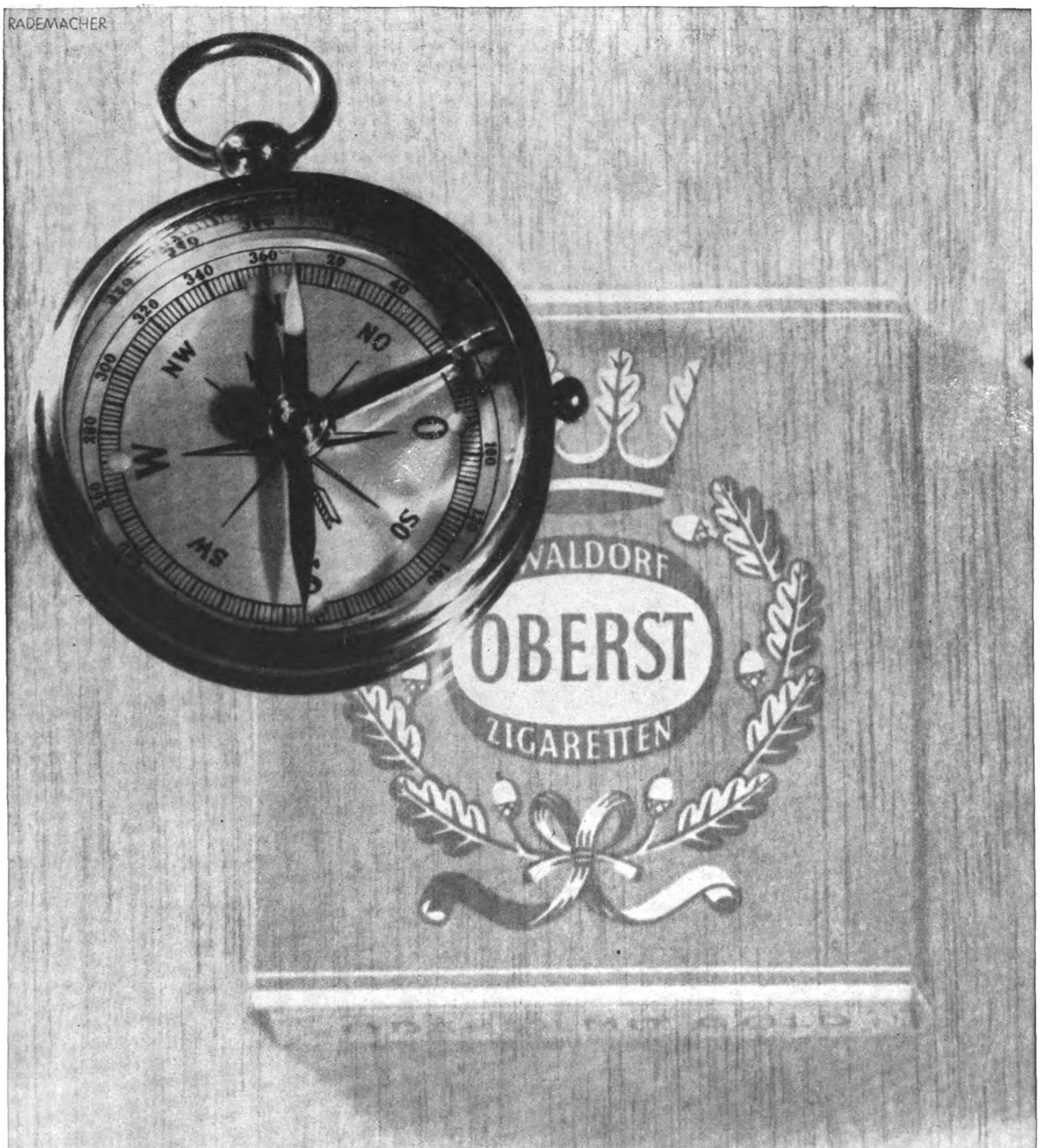
Zwei Zeitalter in friedlichem Beieinander: Radio in der altdeutschen Stube. Frau Meier zu Wedel ist eine feinsinnige Hüterin der Bauernkunst vergangener Zeiten.

Eine der weitestwirkenden Taten des Führers war die Schaffung des neuen Erbrechtgesetzes, das den heiligen Boden der Väter aus dem schmachvollen Begriff eines käuflichen Gegenstandes wieder hinaufhebt in die Höhe der alten Germanenanschauung der ewig Unveräußerlichen.



GLÜCK AB!

Wir grüßen die italienischen Ozeanflieger.


RADEMACHER
WALDORF
OBERST
ZIGARETTEN

Italienischer Ozeanflug Rom–Neuyork–Rom



General Balbo (Mitte) mit seinen Unterführern.



Balbo nimmt die Parade der Ozean-Geschwader-Flieger ab.



Der tragische Unfall in Amsterdam, wo sich ein Boot überschlug.

Silberne Wasservögel, die sich in geborgener Strandsee vor dem Weiterflug ausrasten — so schaukeln vierundzwanzig hellgeflügelte Wasserflugzeuge (Marchetti-Savoia-S 55 X) auf der Lagune vor Orbetello, ein Stück nordwestlich von Rom, an der tyrrhenischen Küste.

Der Himmel ist nicht juniklar, tief im Land drin zittert ein Gewitter. Die Riesenvögel müssen noch warten, bis die Winde ruhiger werden, bis sie sich mit brausendem Laut von 24 Propellern von der Fläche des einen Meeres in die Tiefe des andern — die Luft — bohren, um nordwärts zu stoßen, immer Seen und Flußläufen entlang, den Alpenkamm beim Splügen oder beim Simplon zu überwinden, den Rhein entlang nach Mainz, Düsseldorf, in die Zuidersee, um bei Amsterdam nach sechs Flugstunden und 1400 Flugkilometer zum erstenmal zu landen und sich neu mit Benzin und Öl zu versorgen.

Die erste große Flugstrecke ist dort zurückgelegt, aber rastloser Trieb, wie der Süddrang der Zugvögel, treibt die metallenen Adler über das große Wasser. Weniger schwierig als der Alpenflug ist die Strecke Amsterdam—Londonderry, wenn nicht dort die großen Nebelschwaden treiben, wie sie auf der weiteren Flugbahn Irland—Island—Labrador vom Norden her kommen, durch die Abweichung des Golfstroms verursacht.

Das schwerste Stück ist zwischen Island und Labrador, wo sich immer blindmachender Nebel um das Flugzeug legt — ein hartes Stück Weg schon für den Einzelflieger, vervielfacht schwer für die beiden Stürme der zweimal zwölf Italiener, die in geschlossenem Geschwader — in acht genau hintereinanderliegenden Keilen zu je drei — fliegen sollen. Tausendfache Flugerfahrung lenkt hier Hirn und Steuer, wenn das Schiff über die Zone unerwarteter Stürme bei Kap Farewell braust und zwischen Grönland und Labrador harte Gegenwinde, stets aufgebäumtes Meer, Eiswüste und — das Verhängnisvollste — Treibeisstrecken überfliegen muß, wo jedes Niedergehen fast Untergehen bedeutet.

Die amerikanische Strecke ist leichter, aber — besonders längs der Küste von Labrador und im Golf von St. Lorenzo — nicht gut, da auch im Sommer lange Nebelbänke hier lagern. Cartwright — Chebiac — Montreal — Chikago — Neuyork, mitten ins Herz Nordamerikas, zielt der Flug. 11 300 Kilometer sind von Orbetello, dem Ausgangshafen, bis Neuyork! Elf Tonnen Gewicht haben die Flugzeuge auf beiden Überfahrten über den Ozean — auch auf der weniger gefährlichen Rückfahrt Terranova — Irland — zu tragen!

Zehn Jahre italienische Luftfahrt werden durch die Amerikafahrt abgeschlossen. Schon vor zwei Jahren, nach dem Großflug der Italiener nach Brasilien, kündete der Duce diesen Flug, den mutigsten Geschwaderflug der Fluggeschichte, an, dessen Gesamtstrecke soviel beträgt wie die halbe Umkreisung der Erde.

Hundert Mann Besatzung nehmen unter der Führung von General Italo Balbo daran teil, als geschlossene Himmelsarmee den Ozean zu besiegen.

Am schwierigsten ist wohl ihre Aufgabe, den Ost—Westflug durchzuführen, der bisher nur viermal gelungen ist: den Deutschen Köhl und Hünefeld und dreimal von Gronau, außer der zwei Monate beanspruchenden Reise von vier amerikanischen Fliegern, die außerdem 19 Kriegsschiffe zu Hilfe bekamen. Der Kreuzzug der 24 italienischen Maschinen wird wohl das entscheidende Wort über die Flugmöglichkeit Europa—Amerika sprechen.

Wenige von den Brasilienfliegern von 1931 fliegen diesmal; ganz junge italienische Flieger bilden den Hauptteil; sieben von ihnen kommen eben von den ersten Kursen der Fliegerschule von Caserta her.

Vier oder fünf Personen sind die Besatzung jedes Flugzeugs: der Kommandant, der zweite Pilot, der Telegraphist, ein Motorbediener. Seit mehr als einem Jahr fliegen und üben die einzelnen Besatzungen zusammen; jeder Kommandant hat sich selbst seine Leute gewählt.

Wenig, ganz wenig Raum für vier, fünf Menschen bietet das Innere; jeder Handgriff muß auf das Ganze abgestimmt sein.

Hell und leicht schaukeln die Metallvögel auf dem Lagunenwasser, nach Sippen, d. h. nach Farben geordnet, liegen sie: schwarz, rot, weiß, grün. Im Wasserspiegel zittert in verkehrter Schrift der Name jedes einzelnen der an die Unterseite der Tragflächen gemalt ist: das internationale Kennzeichen Italiens: I samt den ersten vier Namensbuchstaben des Kommandanten: I-Balb oder I-Rani (Ranieri)

Jedes Flugzeug des ersten Dreierkeils jeder Farbe trägt außen an der Steuerseite einen, zwei, drei Sterne; jeder zweite Keil entsprechende Kreise zur Unterscheidung. Der Vorfahrer hat eines dieser Zeichen, der Rechtsfliegende zwei, der Linksfliegende drei. Die Himmelsflotte ist somit in zwei Stürme (Geschwader) eingeteilt, von denen jedes aus zweimal sechs Flugzeugen — nach Farben verschieden — besteht. Vom ersten — dem schwarzen Untergeschwader — ist der etwas getrennt vorfliegende Generalstab abzusondern, den Balbo, Kapitän Questa und Kapitän Biseo beherrschen.

Während der Fahrt fliegen die rückwärtigen Flugzeuge etwas höher, um leichtere Übersicht zu gewähren.

K. F. B.



Die Auslandsführer der N.S.D.A.P. beim Reichsführer Rudolf Heß, dem Stellvertreter Hitlers, in München.
V. lks. n. r. stehend: Schroeder (Kairo), Alfred Heß (Kairo), Hasenöhrl (China), Bohle (Abt.-Leiter Ausl.), Langmann (Guatemala), Rudolf Heß, Zelger (A.P.A.), Schumann (A.P.A.), Ruberg (Kamerun), Erbprinz Waldeck-Pyrmont, Bene (England), Dreßler (Reichspressestelle). — V. l. n. r. sitzend: Bouhler (Reichsgeschäftsführer), Schwarz (Reichsschatzmeister), Dr. Ley (Stabsleiter der P.O.), Burbach (Portugal).

Der Tod des Bauern

VON WOLFGANG FEDERAU

Fast fünfzig Jahre hindurch, seit er aus der Schule entlassen worden war, hatte der Bauer seine Scholle bearbeitet, dies kleine Stück Erde, das sein eigen war. Hatte gesät und geerntet, hatte gepflügt und gedüngt und gegraben. Hatte gerungen mit dieser Erde, als wäre sie sein Feind, und hatte ihr sein Herz hingegegeben, als wäre sie seine Geliebte. Alle Kraft seines Lebens nahm er aus diesem Boden, alle Kraft gab er dem Boden zurück. Und die Erde selbst? Sie hatte ihn beschenkt mit reichen Ernten und hatte ihn gedemütigt mit Hagel und Mißwuchs und Hunger.

Der Bauer aber wurde nur stärker und zäher und härter in diesem wechselnden Kampf, und er wuchs in ihm und mit ihm wie ein Baum, den der Sturm peitscht, und den die Sonne liebkost, der aber um so trotziger seine Wurzeln ins Erdreich krallt, es um so fester umschließt und umfängt. Seine Haut wurde rot und braun und rissig, sein Gang schwer und ernst, aber seine Kraft blieb, und es blieb sein Glaube und seine Liebe.

Bis ihn schließlich der Tod anfiel, wie die Axt in den Stamm des Baumes schneidet. Es war keine Krankheit eigentlich, es war der erste Hieb des Sensenmannes auf seinen Lebensbaum. Und er saß! An einem Morgen, als die vollen Garben golden und ausgereift auf den Feldern standen und alle Hände draußen gebraucht wurden, die Ernte einzubringen, ehe das sonnige Wetter vom Regen abgelöst wurde, an einem solchen Morgen versuchte der alte Bauer aufzustehen und sank stöhnend in die Kissen zurück.

„Vater, was ist dir?" fragte sein Sohn ängstlich, als er ihn so vorfand, und suchte im Halbdunkel der Kammer das Gesicht des Kranken.

„Nichts, nichts", murrte der Alte und wandte sein Antlitz der Wand zu. „Ich bin nicht ganz wohl heute, ihr müßt sehen, ohne mich fertig zu werden."

Der Sohn, halb beruhigt, nagte an der Lippe. Schlimm trotzdem — eine Arbeitskraft fehlte, und die Zeitung sprach von baldigem Witterungsumschlag. Aber konnte man den Kranken so allein lassen? Es ging wirklich nicht.

„Ich werde Hedwig sagen, daß sie bei dir bleibt, Vater", meinte er zögernd.

Der Alte wandte sein Gesicht, mühsam hob er sich etwas hoch, Zorn brannte aus seinen fieberglänzenden Augen.

„Du bist wohl verrückt", brummte er. „Jetzt, mitten in der Ernte! Bös genug, daß ich nicht mitkann; noch einer ist nicht zu entbehren. Seht nur zu, daß ihr's draußen schafft. Ich selbst — ich brauche niemand!"

Jetzt trat auch Hedwig, die Schwiegertochter, in die Kammer. Sie erkannte rasch, worum es ging. Über ihr gesundes, junges Gesicht flog ein Schatten ehrlicher Besorgnis und Kümmernis, aber da sie die Hartnäckigkeit des Alten gut genug kannte, hielt sie es für überflüssig, viel Worte zu verlieren. Wechselte einen Blick mit ihrem Mann, trat ans Bett des Alten.

„Selbstverständlich gehe ich mit 'raus, Vater", sagte sie zu dem Kranken, während ihr doch eine leise Angst in der Kehle saß. Aber sie wagte es nicht, ihrer Unruhe durch eine besorgte Bewegung, eine kleine Liebkosung Ausdruck zu verleihen. Sie versuchte zu lächeln. „Du hast es eben etwas schwer gehabt in den letzten Tagen; du bist doch der Jüngste nicht mehr. Ein, zwei Tage Ruhe, und es ist wieder alles in Ordnung. Ich werde dir Milch und Wasser und ein bißchen Essen ans Bett stellen, paß auf, zu Abend bist du wieder ganz munter."

Der Alte wollte befriedigt lachen, ein jäher Schmerzanfall zerschnitt diese Gebärde. „Patentes Frauenzimmer", dachte er noch, aber er hütete sich wohl, es auszusprechen. Man ist sparsam mit Anerkennungen auf dem Lande. Das führt zu nichts und macht den anderen nur faul und eitel.

Ehe sie gingen, ließ der Bauer sein Bett ins Wohnzimmer hinübertragen und alle Fenster weit öffnen. Da konnte er, wenn er den Kopf hob, hinaussehen über ein Stück Feld hinten am Horizont. Auch jener Fleck Erde gehörte ihm.

Er hörte noch den leeren Leiterwagen über die Kopfsteine des Hofes rattern und dröhnen, hörte den Knall der Peitsche und ein paar abgerissene Worte von Hedwig, deren rotes Kopftuch in der frühen Sonne wie ein blutiger Fleck leuchtete. Die andern aus dem Dorfe waren wohl schon längst draußen. Es war so merkwürdig still — nur die Hühner scharrten emsig vor dem Hause, bald wurden auch sie schläfrig und buddelten sich mit leisem Glucksen in den Staub hinein.

Wirkliche Leistung spricht die deutlichste Sprache.



doppelt fermentiert

Der Bauer fror ein wenig unter seinen beiden Federbetten, trotz der brütenden Hitze, die von draußen hereinströmte. Dieses Frieren, dieses jeweilige Zusammenschauern, hielt ihn wach, verhinderte ihn am Einschlafen. Seine Gedanken kamen und gingen auf krausen, wunderlichen Wegen. Zum ersten Male hatte er Zeit, über sein Leben nachzudenken. Dieses Leben, so gradlinig, so schlicht und einfach, mit vieler, vieler Müh und karger Ruhe — war es reich gewesen oder arm? Er wußte es nicht. Es war das Leben eines Bauern, nicht wahr, eines Menschen, der mit seiner Scholle verwurzelt ist und sterben würde, wenn man ihn herausrisse und anderswohin verpflanzte. Viele, viele Sorgen, gewiß. Aber gab es nicht auch Glück in diesem Leben? O doch — oder war es kein Glück, damals, als der Junge geboren wurde? Und dann der Tag, da Hedwig ins Haus kam! Sein Sohn hatte gut gewählt — wie frisch und tapfer hatte Hedwig von Anbeginn an gleich zugegriffen. Alle schwere Arbeit hatte sie seiner Frau — Gott hab sie selig — aus den Händen genommen, ihr, der immer etwas Zarten, die letzten Jahre so erleichtert. Nun würde er sie also bald wiedersehen, die Alte, droben im Himmel. Und sie würden sich zusammen über ihre wohlgeratenen Kinder freuen, und wenn der Enkel geboren würde, dann wollten sie einen Stern vom Himmel pflücken und herunterwerfen, vor lauter Freude.

Glück? Der Alte lächelte vor sich hin. War es kein Glück, als er nach fünfjährigem Kampfe das Ödland oben an der Waldecke urbar gemacht hatte und zum ersten Male der Weizen dick und goldgelb seine Halme auf der neuen Erde wiegte? Als er genug Geld gespart hatte, um dem Nachbar Jochen den Streifen längs des Regengrabens abzukaufen, nach dem seit Jahren seine Sehnsucht ging? Hatte er nicht eigentlich immer Glück gehabt, war nicht sein Anwesen von Jahr zu Jahr schöner und größer und fruchtbarer geworden?

Der alte Mann faltete die Hände. — Er hielt nicht viel von der Kirche und den Pfaffen, aber ein kindliches Gottvertrauen lebte in seinem Herzen. „Unser Vater, der Du bist im Himmel", betete er mit flüsternder Stimme, und plötzlich fühlte er sich in wunderlicher Art getröstet und geborgen. Sterben? Nun ja, er würde jetzt wohl sterben müssen — aber plötzlich schien es ihm gar nicht mehr so schwer. Man fiel ja nicht heraus aus Gottes großer Welt — und es müßte schön sein, einmal auszuruhen, für lange, lange Zeit. Seine Alte, die hatte es schon geschafft, vor ein paar Jahren schon. Jetzt würde es ein heiteres Wiedersehen geben. Denn eigentlich — eigentlich hatte sie ihm sehr gefehlt, all diese Zeit.

„Unser täglich Brot gib uns heute." Der Bauer atmete tief. Ein sanfter, zärtlicher Wind trug den Duft von Erde, Wiese und Feldern in die Stube. Immer, wenn er bewußt dieses Wort „Brot" aussprach, spürte er den Geruch. — Wie schrecklich es sein muß, in den großen Städten zu wohnen, wo es nur Steine gibt und Läden, wo man der Erde so fern ist. Einmal hatte er eine Dame als Sommergast bei sich wohnen gehabt, eine reiche, vornehme Dame. Und sie wußte nicht einmal, welchen Weg das Getreide machen muß, ehe es aus der Saat zum Brot wird. Keiner, keiner in den Städten aber weiß, auf welchem Felde der Weizen gewachsen ist, den man als Weißbrot dort zum Frühstück verzehrt.

Drei Stunden mochte der Bauer so gelegen haben, da kam der Hirtejunge, den Hedwig vorausgeschickt hatte, um zu erkunden, ob der Alte etwas brauche. „Wie steht's?" fragte der Kranke, und die wenigen Worte fielen ihm bereits schwer. Er winkte den Jungen dicht an sein Bett heran.

„Mit dem Ödland-Feld fertig", sagte der eifrig und sah nicht, wie der Bauer eine Ähre, die an seinem Kittel hing, behutsam abnahm. „Sie müssen gleich kommen mit dem Wagen, ich bin man bloß vorausgelaufen."

Der Alte nickte und wies den Jungen mit einer Kopfbewegung an, zurück zu gehen. Vielleicht konnte er noch irgendwie helfen, ein paar Handreichungen tun.

Als der Junge verschwunden war, nahm der Bauer die Ähre und betrachtete sie ernsthaft. Ein volles, reiches Korn, das wie Gold glänzte. Er führte sie an die Lippen, preßte seinen welken Mund auf die Frucht. Er fühlte seine Füße nicht mehr, sie waren kalt und abgestorben. Aber in seinem Herzen war eine Wärme, die nicht aus dem Blut kam. Seine Züge lösten sich in einem Ausdruck vollkommenen Friedens. Noch hörte er, ganz fern, das Rumpeln des ersten, hochgetürmten Erntewagens, die Unruhe seiner schwieligen, verarbeiteten Hände legte sich, sein Kopf sank tief und schwer in die Kissen. Und er starb, ehe noch sein Sohn das Zimmer betreten hatte, ganz allein und ohne Kampf. —

Auf seinen Lippen ruhte die Ähre — warm und golden schimmernd — wie ein Symbol.

Kulturgeschichte der deutschen Gemütlichkeit

Verschiedene Zeiten, verschiedene Völker, verschiedene Formen der Gemütlichkeit! Niemals, auf keiner Kulturstufe und in keinem Volke fehlt sie, wenngleich die Art und Weise, wie die Gemütlichkeit sich äußert, so gründlich anders sein kann, wie nur immer die Völker selbst sich in den besonderen Lebensformen voneinander unterscheiden können.

Auf den frühen Stufen der Kultur mit ihrem verhältnismäßig wenig ausgebildeten Tauschhandel gehört zur Gemütlichkeit selbstverständlich alles, was der heimische Boden für Tafel und Teller, für Zunge und Gaumen darzubringen vermag. Wie trefflich hat uns Gustav Freytag nicht nur in den „Ahnen", sondern auch in den „Bildern der deutschen Vergangenheit" geschildert, wie sich unsere Väter um den Tisch versammelten, wie an einer langen Tafel der Herr des Hauses mit seinem ganzen Gesinde Platz nahm, auf erhöhtem Estrich, am Herrentisch gleich anschließend der Tisch für das Haus- und Hofgesinde. Der Wein, der noch in Platos Gastmahl und überhaupt in den Gastereien von Griechen und Römern als Getränk die Hauptrolle spielte, war, ehe die Römer an den Rhein vordrangen, noch so gut wie unbekannt, und statt seiner bildete der Met das Getränk, das aus großen Trinkhörnern, aber auch aus schönen kupfernen, zinnernen, ja sogar aus silbernen Gefäßen in reichlichem Maße getrunken wurde.

Es war eine recht derbe, urtümliche Form der Gemütlichkeit, die sich wohl emporhob zu Gesang und fröhlichem Spiel, aber weit entfernt davon blieb, in die Überfeinerung und Entsittlichung der Geselligkeit abzugleiten, die zur Verweichlichung der späteren griechischen und römischen Kultur geführt hat. Gewiß gab es hier nach kräftigem Trunk auch wohl Ausschweifungen. Wir wissen von Polybios, von Cäsar und anderen Schriftstellern der Antike, daß im Anschluß an einen scharfen Umtrunk beim Würfelspiel mancher Germane Haus und Hof, ja selbst die eigene, persönliche Freiheit als Einsatz brachte und verlor. Aber zu dieser völligen Ertötung der Gemütlichkeit, die schließlich bei den Luxusmählern reicher griechischer und römischer Lüstlinge zu einem bachantischen Taumel der Ausschweifung wurde, kam es weder in der vorchristlichen germanischen Welt noch in späterer Zeit.

Unter dem Einfluß christlicher Gesittung, auf dem Höhepunkt des Zeitalters der Kreuzfahrer und Minnesänger, wird die Gemütlichkeit zu einer tiefinnerlichen, zarten Pflege der Geselligkeit. Schon ist der Wein und besonders gepflegtes Bier der Mittler von Fröhlichkeit und Anreger zu Gesang und Musik. Die stärkere soziale Durchgliederung, als eine Folge des Lehnwesens, führt zur Ausbildung verschiedenartiger Formen der Gemütlichkeit und Geselligkeit bei den unteren und oberen Volksschichten. Aber als wäre das Bedürfnis der Zusammengehörigkeit wieder urkräftig durchgebrochen, wird in den aufkommenden hohen Schulen Deutschlands, zuerst in Prag, Leipzig, Köln, Heidelberg usw. von dem jungen Geschlecht der hohen Schüler wieder eine kräftigere Form der Gemütlichkeit von unten herauf den höheren Ständen vermittelt.

Es kann hier nicht unerwähnt bleiben, welch große Bedeutung auch die Klöster als beliebte und bevorzugte Gaststätten der Durchreisenden frühzeitig und durch alle Wandlungen des geselligen Lebens des Deutschen gehabt haben.

Erst die Neuzeit bringt dann wieder ganz tiefgreifende Veränderungen in den Formen der Gemütlichkeit. Bemerkenswert ist, daß die soziale Stellung der Frau erhöht wird, und daß sie teils in die Geselligkeit der Männer veredelnd eintritt, teils sich aber auch eine eigene Geselligkeit schafft, die ihren Höhepunkt in den uns allen bekannten Kaffeekränzchen gefunden hat. Was für den Mann der Stammtisch bedeutet, das ist für die Frau der so beliebte Kaffeeklatsch. Vielleicht ist es der Einfluß des Kaffees selbst gewesen, der diese Entwicklung gefördert hat. Die Entdeckung neuer Erdteile hatte einen die ganze Welt umspannenden Warenaustausch zur Folge. Kaffee, Tee und Kakao traten in die Kultur des Abendlandes ein und nahmen, allen Anfeindungen und Hindernissen zum Trotz, einen unerhörten Siegeslauf, der auch in unseren Tagen noch nicht zum Abschluß gekommen ist.

Nichts eignet sich besser dazu, einer Geselligkeit den Reiz besonderer Gemütlichkeit zu verleihen, als der Genuß einer mit Liebe zubereiteten Tasse Kaffee, und wenn die Herren der Schöpfung in kräftigem Umtrunk sich ergötzen und unter dem Einfluß des Alkohols die Sorgen des Tages vergessen, so finden wir beim Kaffeekränzchen in verfeinerter Form eine ähnlich gehobene Stimmung, die durch das im Kaffee enthaltene Coffein hervorgerufen wird. Wohl ein jeder hat aber schon am eigenen Leibe die Erfahrung gemacht, daß ein Zuviel beim Kaffeegenuß unangenehme Folgen haben kann. Äußerte sich die Wirkung des Coffeins immer nur in einer Steigerung des Redeb dürfnisses, in spitzen Bemerkungen oder harmlosen Prahlereien, so wäre das nicht so schlimm. Für viele Menschen ist es aber ein ausgesprochenes Reizmittel, das Herz, Nerven und Nieren ungünstig beeinflußt. Kein Wunder also, daß eine Generation, die auch in der Geselligkeit einen Zweck sieht, nämlich den, sich zu erholen, sich vor den Wirkungen übermäßigen Kaffeegenusses dadurch schützt, daß sie unschädlich gemachten coffeinfreien Kaffee trinkt.

So rundet sich die Kulturgeschichte der Gemütlichkeit ab, von den einfachen bis zu den hochentwickelten Formen unserer Tage. Gerade in den äußeren Formen liegt doch auch der innere Reichtum des geselligen Lebens vor uns. Wir können uns die zerbrechlichen Damen des Rokoko ebensowenig ohne ihren Kaffee, ihren Süßwein, vorstellen, wie hinwiederum die alten Germanen, bei ihrer Form der Geselligkeit, nicht ohne den Met.

Erhard Gohle.



Bahn frei fürs neue Deutschland!


4711
Tradition
Eigenart
Vorkämpfer des Qualitätsgedankens
Von jeher war die echte "4711" vorbildliche deutsche Wertarbeit. Überall da, wo es gilt, sich Frische und Spannkraft zu erhalten – im Beruf, im täglichen Leben, beim Sport und auf Reisen –, ist es die köstliche "4711", die immer wieder erquickt und belebt. Geschaffen im Zeichen des deutschen Qualitätsgedankens sind auch die übrigen "4711" Schöpfungen – all die erlesenen Seifen, Cremes, Puder und Parfums.
KÖLNISCH WASSER
№ 4711
BLAU-GOLD KÖLNISCH WASSER DOPPELT
aus der Kölnisch Wasser Fabrik GLOCKENGASSE № 4711 KÖLN a/RH.
KÖLNISCH WASSER
SEIFE
CREME
№ 4711
FERD. MÜLHENS KÖLN a/RH.
Stets erste Preise
"4711" Deutschlands Qualitätsmarke

Max Jungnickel:

Goebbels spricht...

Die drei meisterhaften Szenen, die den Redner Goebbels auf drei Etappen seiner oratorischen Laufbahn zeigen, entstammen einer umfassenden Goebbels-Biographie, deren Bucherscheinung bevorsteht.

I.

Eine lebende Fackel.

1929.

Im Berliner Norden, in einem großen Saal, wo noch, verstaubt, abgeblättert und gespensterhaft heroische Dekorationen eines Vorkriegsdeutschland an den Wänden hängen, steht heute ein kleiner, hagerer Mensch auf der Bühne.

Steht da in einer dunklen Lüsterjacke und in gestreiften, röhrenhaften Hosen. Große, dunkle Augen in einem schmalen Gesicht, Augen, die alles Licht um sich herum einzusaugen scheinen, und dann wieder wie Schrauben sind, die durch das Innere gehen. Tiefe Falten von der Nase zu den Mundwinkeln. Wie ins Gesicht hineingesägt. Die Fahne des Hakenkreuzes ist über ihm entfaltet. Etwas Gefährliches liegt über diesem Menschen.

Der Saal ist vollgestopft mit Menschen, die aus allen Ständen, allen Berufen hierhergeeilt sind. Dort Studenten, Schüler, hier genormte und getypte Großstädter. Kleinbürger. Viel Arbeiter, darunter welche, die aussehen wie Prätorianer des Proletariats. Brutal, verwegen, auf etwas wartend. Dann wieder welche, denen man das kümmerliche Schicksal ansieht, die aber so jung und so hoffnungsvoll stehen. Menschen, die sich eben nicht mit ihrem sauren Los identifizieren. Mädchen und Frauen, hell und senkrecht gewachsen an Leib und Seele. Selbst der Bürger Spieß steht aufrecht auf dem schrundigen Holzboden. Und das ist viel. Er knurrt nicht.

Der Saal wogt und summt wie ein wütender Bienenschwarm. Die Lampen scheinen trübe, von Zigarrenwolken umschwebt. Wie die Höhle eines rachebrütenden Riesen wirkt auf einmal der Saal.

Ein S.A.-Mann ruft: „Der Oberbandit von Berlin, Dr. Goebbels, hat das Wort!" — Ein Lachsturm durchjagt den Saal... Langsam legt er sich. Der Saal schweigt wie mit angehaltenem Atem.

Goebbels spricht.

Er fängt leise, etwas eulenspiegelnd, an. Kleine, ironische, boshafte Lichter blinken in seiner Rede auf. Sein rechter Zeigefinger begleitet stechend seine Worte.

Und nun sprengt er, wie ein Belzebub, mit Brechstangen und Knüppel, die Pandorabüchse des Systems auf. Seine Rede wird nun ein rasselnder, pfeifender Strich eines Hexenbesens, der die Scherben und die Lumpen dieses Systems beiseitewirft.

Ein wütender Bildersturm beginnt Furienhaft. Jedes Wort sitzt. Fressendes Pathos. Und nun rast die Rede einen Epilog der Barrikade.

Ein katilinarischer Hetzer?

Er reißt die heimliche unheimliche Macht des Kapitalismus aus ihrer Anonymität. Jetzt macht er sie sichtbar, grauenhaft sichtbar.

Mit einem einzigen Zucken seines Mundwinkels kann er eine politische Tagesberühmtheit aufs tiefste bemütigen.

Der Saal tobt.

Der zusammengebissene Mund dieses Menschen wirkt wie eine Dolchschneide. Ist das einer, der vom künftigen Führerruhm wie auf Rechnung einer sicheren Erbschaft lebt? Der bleiche Mann flackert. Wie ein Savonarola wirkt er auf einmal. Fratze und Glorie in eins. Seine Hände krallen. Eine Flamme spricht. Seine Augen brennen in unheimlichem Feuer. Der Mensch wird zum Willenszentrum der ganzen Versammlung. Ein Seelenbezwinger. Ein Gewissensbeunruhiger.

Er streicht um das Haus dieses Systems wie eine Krähe um ein Aas. Ein Mahr und ein Kobold der Geschichte. Und nun wird seine Rede zur kalten, trockenen, unerbittlichen Guillotine.

Da, fanatisch heraufgerissen, steht er. Wie einer, der Glockensturm und Fackelschein im Morgennebel sieht. Einer, der in den Rausch einer großen Idee gestoßen wurde. Wie ein Seher, der das Dritte Reich malt. Farbe, Bild und Gleichnis wird seine Rede. Wie unter den Strahlen eines unsichtbaren Gestirns reckt er sich. Das Volksgemüt, die Volksseele, die Volkskraft wird in ihm redend. Er greift ins Blut der Zuhörer und hakt sich in ihren Gedanken fest. Ein Rattenfänger. Ein Seelenbezwinger.

Einer, der die Neugestaltung des deutschen Menschen von innen heraus will, der vom Ich zum Wir das Volk erziehen will. Der von Volksgemeinschaft spricht,

vom kühnen Schicksal, vom Opfer. Nur solange ist der Mensch frei, solange er bereit ist, den höchsten Einsatz zu wagen.

„Die Nationalität der Deutschen erhalten kann nur der, welcher einsieht, daß sie ganz und gar noch zu wecken ist."

Er legt die ewigen Gesetze und Wahrheiten der Geschichte bloß. Und die Soldaten aus dem Großen Kriege verlassen ihre verwehten Gräber. Die Gesichter derer von Langemarck tauchen auf. Jungengesichter unter Helm. Noch gelöst, noch von der weichen Hand der Kindheit berührt. Und in diese Gesichter fährt, wie ein Blitz, der Schrecken, brennt wie eine Fackel der Wut. Etwas Wildes, Atemloses im Gesicht des Kämpfers von Langemarck. Stählerne Romantik zeichnet Goebbels um dieses Gesicht, umloht von rotem Mohn, umhagelt von Pfeilen wie aus der Edda geschleudert. —

Und nun die Gesichter der Schützengrabenkämpfer. Spannung hineingestarrt, scharf beobachtend, Gesichter vom jahrelangen Wind, Regen, Sonnenschein, Schmerz und Hunger gebleicht, verwittert. Lebendiges Stück Erde. Soldaten, die die Kameraden an ihrer Seite fallen sehen, und dann weiter, im Bauche der Erde, mit den Toten zusammenleben. Aber das Gesicht des Langemarckkämpfers und das Antlitz des Verbunstürmers, beide Gesichter gezeichnet vom mitleidlosen Stempel der Pflicht. — Und nun geistern sie in den brausenden, grauen, verqualmten Großstadtsaal, treten vor den bleichen, brennenden Mann, und der ruft ihnen zu: „Ihr könnt niemals sterben! — Niemals! Ihr wacht über uns, bis daß wir das Testament vollstreckt haben, das ihr uns hinterlassen habt!"

Und wie er das ruft, rauscht es in den Hakenkreuzfahnen.

Nur der wird tapfer sein bis zum Tode, der sein Leben hingibt für eine Sache, die er höher stellt als sein eigenes Leben. Jeder ein Glied der großen deutschen Geschichte, die jetzt heraufdämmert. Nur Leistung wird noch gelten und fester Wille. Und der Grund unseres Seins muß die Ehre sein. Und die Stimme des Mannes wird zur Fanfare, dann wieder ist sie wie Singsang, bald wieder wie Selbstgespräch, dann wieder ruft er: „Ihr rechnet mit einer falschen Welt, die ist. Ihr müßt aber rechnen mit einer Welt, die kommt."

Wie eine Hymne hallen seine schlichten Worte im Zuhörer nach.

Seltsam: ein Mann steht hier, in der Zeit des wildesten und erbarmungslosesten Kapitalismus, in der Krämerzeit der Demokratie, und spricht von Dingen, die an keinen Börsen der Welt notiert und gehandelt werden. Man ist fast erschrocken.

Man fühlt auf einmal: hier steht einer, der mit dem A-Moll-Quartett Beethovens die Existenz Gottes beweisen kann. Ein künstlerischer Mensch, der vom Blut und vom Boden spricht. Heiter tut er das. Mit barocken Schnörkeln. Eine Zeile von Eichendorff grünt auf im verschatteten Licht des Saales. Und dann versenkt er beide Hände in die Rocktasche und lächelt. So unbefangen, so kindhaft, so nahe, als hätten seine Hände plötzlich in der Rocktasche einige Körner Heimaterde umklammert, die er vor einigen Jahren, bei seinem Abschied von daheim, in die Tasche rieseln ließ. Er hat auf einmal so viel Charme, soviel Persönliches, Herzliches.

Vielleicht erzählt er jetzt, daß unter dem armseligen Totenbett Franz Schuberts, in einer zerrissenen Tasche, eine Menge Lieder gefunden wurden. Unsterbliche Gesänge, und viel, viel wertvoller als alles Geld der Rothschilds zusammengenommen.

Und nun stemmt er die Faust wieder hoch. Jawohl, er spricht vom Leben mit der geballten Faust, um im Tode auf dem Schilde zu liegen. Als er das sagt, geht ein odinhaftes Gesicht durch seine Rede.

Einer, der an seine Sendung glaubt.

Man kann sich denken, daß dieser Mann eine elektrische Lampe erfinden möchte, stärker als alle Lampen, die es in Deutschland gibt. Und diese Lampe würde er Hitler taufen, um das Magische, das Große, das Allesdurchdringende dieses Volksführers symbolhaft zu ergreifen.

Zum Schluß beleuchtet Goebbels wie mit einer Fackel die herrschende Willensmacht des Preußentums.

Dann endet er wie ein ekstatischer Patriot, der im Vorübergehen von einem Blick des Großen Friedrich getroffen wurde: „Ich liebe mein Vaterland von ganzem Herzen und von ganzer Seele. Meine Erziehung, meinen Besitz, mein Dasein: alles habe ich von ihm. Auch selbst, wenn ich tausend Leben hätte, ich würde sie ihm alle mit Freuden opfern, wenn ich ihm dadurch einen Dienst erweisen und ihm meine Dankbarkeit bezeugen könnte."

Der Beifall rast. Hocherhobene Köpfe, hoch die Schwielenhände und die Hände der Bürger, der Studenten, der Mädchen und Frauen. Ein Freiheitslied jubelt auf den Lippen.

Goebbels steht, lächelnd wie ein Junge, etwas schüchtern, als ob er ein unverdientes Geschenk bekam.

Einer hat sich zur Diskussion gemeldet. Ein Kommunist. Er steht auf der Bühne; groß, kräftig und blond. Etwas Sicheres, Mutiges geht von diesem Menschen aus. Etwas Zutrauliches.

Er hat sich ein Modell von Karl Marx geliehen und baut es nun grob und flüchtig vor den Zuhörern auf. Der ganze Saal sitzt gelangweilt.

Es wirkt alles so holztrocken, so ohne Blut und Farbe. Der Mann glaubt offenbar selbst nicht an die Strebepfeiler, die er zu seinem Modell verwendet. Und nun ist es fertig. Der Mann reitet darin herum; ein Kosak des Marxismus. Aber sein Ritt wirkt ein-


SALEM
GOLD
EXTRA MILD
SALEM
GOLD No 3½
DRESDEN
EXTRA MILD
3⅓ ₰

gebrillt, nach kommunistischem Reglement befohlen. So steril, so nach Ballen von Holzpapier, so nach Hintertreppenheiland.

Goebbels sitzt am Tisch und sieht mit brennenden Augen wie ein gehetzter, junger Wolf auf den Kommunisten, der kopfüber aus dem Modell von Karl Marx fällt, und nun den Nationalsozialismus und Hitler und Goebbels als Bauernfänger anklagt und anödet.

Der Saal tobt. Es scheint für den Kommunisten gefährlich zu werden. Goebbels erhebt sich, bittet um Ruhe. Der Diskussionsredner kann weiterschimpfen.

Endlich ist er fertig. Er muß die Antwort von Goebbels mit anhören. Der geht auf die Gedanken des Vorredners mit Mitleid und Zynismus ein, entlarvt seine boshafte, krasse Verzweiflung. Es bleibt nur ein verbogenes, angerostetes Rotfrontabzeichen übrig. Goebbels entwaffnet ihn mit einer blendenden Leichtigkeit, so wie im Spiel, so wie man einem Jungen das Pusterohr aus der Hand windet.

Wie lächelnd komisch sieht auf einmal der Kommunist aus. Als sei er in die Wolfsschlucht geritten.

Der Saal ist wie in einem Freudentaumel.

Und nun erledigt er den Kommunisten, kalt, unbarmherzig. Unter dem Samt seiner Rede werden immer mehr Krallen und Dolche sichtbar. Immer wütender stößt Goebbels zu.

Und nun atmet der Kommunist nicht mehr. Er japst nur noch und fragt: „Ja, was verstehen Sie denn eigentlich unter Kommunismus, Dr. Goebbels?!" — Und der sagt nur: „Kommunismus ist eine russische Kolonie in Deutschland." — Und dann ist der mutige Debatteredner tot.

Wie eine lebendige Fackel schleudert er ihm noch den Satz über seinen schmählichen Untergang: „Macht erobert man mit Macht, und die lebendigste Macht, das ist der Mensch selbst!"

Das geschah in den Tagen, als der Kampf gegen die Young-Versklavung begann. Ein junger, arbeitsloser Schlosser, der eigentlich mit der Straßenbahn nach Hause fahren wollte, nahm die letzten zwanzig Pfennige, die er noch besaß, und warf sie in eine Sammelbüchse für den Kampfschatz der S.A. Dann ging er heim durch den Regenwind und sah auf einmal: ein neues Deutschland, das er mit erkämpfen wollte.

*

II.

Die Rede zum Acker.

Goebbels spricht vor Bauern, in einem oldenburgischen Dorf.

Der Ton seiner Rede, der Klang seiner Sprache ist hier, wo über ihm der Mond steht, der Orion, der Bär und die Waage, ganz anders, als im dumpfen Saal der Großstadt, wenn er unter einem angerosteten Kronleuchter spricht.

Um ihn herum, im Fackelschein, die Gesichter der Bauern wie beschienene Ackerschollen.

Er spricht fast pastoral: ein Thomas Münzer in der Zeit der Mähmaschine. Droben, über ihm, kreist ein Sperber.

Goebbels spricht von der Unfreiheit der Bauern, von Tributen, Steuern und Zinsen, die Acker und Höfe fressen. Von Leuten ausgedacht, die ohne Boden und Heimat leben. Ein Leben in blutleerer Welt. Wirtschaftsordnung auf einem Börsenpapier, in Spekulantenhöhlen ausgedacht. Der Kapitalismus schwingt seine edelsteinbesetzte Geißel. Es geht um Profit. Nicht um den Bauer. — Ja, Bauer, als du zum ersten Male deine Hände um eine warme Ähre legtest, da hast du deinen Gott gesehen. Und du Bauernenkel, du stehst inmitten deines reifen Kornfeldes, das bis in deine Fenster hineinrauscht, und bist ein Bettler, obwohl du reich bist.

Er malt die Ballade der deutschen Bauernnot. Spricht von einem Bauernhof, der niederbrannte und der nicht wieder aufgebaut wurde, weil der Besitzer die vierteljährliche Versicherungssumme nicht mehr aufbringen konnte. Geld zum Aufbau fehlt. Und Mut vielleicht auch. — Einst ein großer Bauernhof. Jetzt nur noch Mauertrümmer, von Brennesseln und Brombeerranken überwuchert. Man sieht kaum noch, wo der Herd stand, wo am offenen Feuer durch Geschlechter und Geschlechter die Bäuerin stand. Im Stall wächst ein Fichtenbaum, und vom Stallgiebel hat der feine, neue Jagdherr aus der Stadt im Frühjahr einen Kranich geschossen. Der unglückliche Bauer aber steht in der Großstadt an einer Straßenecke und verkauft Zeitungen.

Und nun ballt Goebbels die Faust und hämmert, schlägt mit der geballten Faust wie mit einem Schmiedehammer den Punkt hinter die fahle Ballade der deutschen Bauernnot. Immer härter wird er, hart wie Eisen, blank wie Silber, gleich der blühenden Distel.

Aber die Zeit kommt! Glaubt nur! Die Zeit ist nahe. Eine unerbittliche und gerechte Zeit, die wieder lehrt, daß ihr Bauern die Mutterschicht des Volkes seid. Eine Zeit, die die Justiz wieder zu einem Volksrecht verwandelt, zu einem Volksrecht aus Blut, Herkommen und Sitte. Nicht Ware sei eure Erde, sondern freier Boden nach germanischem Grundrecht.

Wir werden uns wieder selbst säen. All das Dreckige, Faulige, Stinkende, all das, was jetzt hochgewühlt wird, das hilft den jungen Keimen in der ersten, kritischen Zeit. Glaubt nur daran!

Segen wird wieder Segen sein, und Fluch wieder Fluch!

Da sieht er die Sterne über sich. Der ganze Mensch ist wie verwandelt, sieht über die große Versammlung hinweg, spricht über Wälder, Quellen, Wiesen, Felder wie ein Hirtenjunge. Versunken, verschwärmt. —

Hört er eine frische, glitzernde Quelle im Walde? Er wird wohl gleich über diese Quelle sprechen, wird sie „Matthias Claudius" taufen, um das Einfache, Frische und Lebenspendende dieses alten deutschen Bauerndichters auszudrücken.

Er spricht von Kräften der Erde, die dunkel sich regen, spricht von Säerhänden, die nie erlahmen. Immer in die Weite schauend. Einsam. Es ist, als ob die Weite zu ihm heransucht, das Korn zu ihm hinquillt, es ist, als ob von Feld zu Feld das Ährenmeer über seine Hände rinnt, über ihn hinwegfließt und ihn überwogt.

Und nun ruft er auf, trotzig, verwegen, bekennt sich glühend zur schwarzen Fahne. Hat etwas von jenem nordischen Herzog, der kurz vor der Taufe fragte, wo seine ungläubigen Vorfahren jetzt wären. Als er hörte, in der Verdammnis, lehnte er kurz entschlossen die Taufe ab, „denn wo seine Väter seien, da wollte er auch sein". —

Die Erde, Bauern, eure Erde, will durch euch ihr Schicksal gestalten. Er beschwört Emil Gött, jenen versponnenen Bauernphilosophen: „Macht andauerndes Unglück, unablässiger Druck hart oder mürbe? — Ich glaube, es kommt auf die Haut an, ob sie schwielig oder wund wird. — Ein Mensch ist so groß wie die größte Tat, die ihm gelang. Mag der Berg von seinem Scheitel über Schultern und Flanken noch so jäh abfallen, so hoch jener reicht, so hoch wird er gemessen."

Weit im Dorf flimmert irgendwo ein Licht. Vielleicht ein Mensch, der stirbt, vielleicht ein Kind, das seine Schularbeiten macht. Ein Kind, das die Züge seiner Ahnen trägt. Am Brunnen ein Krug, der überrinnt.

Das Dorf ist fast ganz leer. Außer den Kranken und den Kindern sind sie heute alle draußen, bei Goebbels.

Wie mit einem Segen zur Nacht verkündet er das Herandämmern des neuen Reiches, wo der Bauer wieder Herr auf freiem Grund sein wird.

Tausend windverwetterte, harte, breite, rissige Hände heben sich wie Wurzeln aus der Erde.

Es ist sicher, daß die Worte von Goebbels in dieser Landschaft nicht kalt werden.

*

III.

Diskussion mit einer Schallplatte.

In den Tagen der zweiten Reichspräsidentenwahl: Alles sammelt sich gegen Hitler mit dem Ruf des römischen Sklaventreibers: „Verrina, laß die Hunde los, die Republik ist in Gefahr!"

Sie meinen nur immer ihre Republik, die sie an ihren Zahlabenden als Schlipsnadel herumtragen, und die ihnen Pfründe und fette Altersversorgung bedeutet.

Da lassen sie jetzt sogar einen Film laufen, der das Deutschland vor und nach dem Kriege abschnurrt. — Im übrigen hat man die Empfindung, als ob das hungernde, elende Deutschland mit Papier und wieder Papier sattgemacht werden soll.

Und der Wahlfilm geht: Vor dem Kriege mußte der deutsche Staatsbürger selbstverständlich in nassen, engen Wohnungen hausen. Leider Gottes kauerten vor der glorreichen Novemberrevolte die Kinder in finsteren Hinterhöfen und mußten, wie verprügelt, in muffigen Schulstuben sitzen. Alles war eben damals so rückständig, so brutal, kapitalistisch, so schamlos unsozial und hatte nicht einen Funken von Größe. —

Aber nach dem Kriege! Nach der Novemberrevolte! Oh, der Film weiß Bescheid! — Da wurde die Tür des Paradieses weit aufgestoßen Eine neue Herrlichkeit und Glückseligkeit fing an. Es gibt nur lachende, freudestrahlende Kinder auf weiten Spielplätzen, in großen, luftigen Schulzimmern. Handel, Verkehr, Wirtschaft und Technik blühen geradezu verwegen. Die Lehrer sind jung und glücklich, sind zu wahren pädagogischen Rattenfängern geworden. So schnurrt es dieser Regierungswahlfilm herunter.

Wenige Stunden später ruft eine weinerliche Stimme durchs Radio den Hörer an: „Helft! Helft! Eine Familie mit 6 Köpfen muß in einer Stube wohnen. Der Vater seit drei Jahren arbeitslos und krank. Helft! Helft!"

Aber, Samariterstimme aus dem Radio, im Wahlfilm der Regierung ist doch eitel Wonne und Zufriedenheit. Der Film ist doch sozusagen amtlich. Wissen Sie denn nicht, Barmherzige, daß von Amts wegen seit 1918 das Paradies eröffnet ist? —

Brüning attakiert gewaltig. Mit strengem, fast lippenlosem Mund, immer mit dem Bannfluch gegen die Nationalsozialisten. Er bemüht sich, sachlich zu sein. Aber diese Sachlichkeit hat soviel Hochmütiges.

Goebbels fordert ihn zu einer Diskussion heraus. Zuerst vorm Radio. Brüning antwortet nicht. Goebbels läßt nicht locker und will ihn im Sportpalast stellen. Brüning antwortet wieder nicht, spricht in Königsberg und läßt seine Rede gleichzeitig durch den Äther fahren.

Es sind nur noch wenige Tage bis zur Wahl.

Goebbels nimmt die Königsberger Rundfunkrede auf Wachsplatten auf. Und nun diskutiert er mit der Schallplatte Brüning im Sportpalast.

Wie ein Mephistoschatten liegt's über dem brausenden, brauenden Menschenmeer. Goebbels steht neben der Schallplatte und läßt sie schnurren. Wie von einer unsichtbaren, fahlen Hand losgelassen, so kommen die Worte. Die Platte knistert. Eine Stimme spricht schattenhaft, oberlehrerhaft, wie aus einem Schulkloster heraus. Ab und zu spritzt sie Funken wie ein Geisterofen.

Die Rede, die sich von der Platte losringt, wischt und schlägt um sich wie Fledermausflügel. Eine entgötterte Stimme. Eine Stimme aus luftleerem Raum, wo sich kein Widerstand meldet, wo kein Ohr hört und kein Mund richtet. Ein politisches Katheder spricht und philosophiert an der Welt vorbei. Ein Schein-Humanismus spiegelt sich.

Ab und zu hält Goebbels den Wachsplatten-Brüning an und antwortet ihm. — Und das ist dann immer, als ob in einen Geistertanz wütend ein Geierschnabel hackt. Zerfleddert hart und herb und stoßkräftig die nackte Brüning-Tagespolitik, die sich auf Augenblicke wirft und ganz die Verbindung mit den wesentlichen Kräften des Volkes vergaß. „Aus bloßem Verstande ist nie Verständiges, aus bloßer Vernunft nie Vernünftiges gekommen. — Das gibt erst dem Menschen seine Jugend, daß er Fesseln zerreißt. Das rettet ihn allein, daß er sich aufmacht und die Natter zertritt, das kriechende Jahrhundert, das alle schöne Natur im Keime vergiftet." Wenn Hölderlin geahnt hätte, daß einmal seine Worte unter wildem Menschenjubel im Berliner Sportpalast zu Keulen gegen eine verstaubte Schallplatte werden würden!

Und so geht das fort und fort. Die Platte knarrt und schrillt, sagt Deutschland und meint Partei und immer wieder Partei.

Goebbels antwortet aus dem Grunde des Hegelwortes heraus: der Staat ist die Wirklichkeit der sittlichen Idee.

Immer verbissener hackt Goebbels auf die Platte ein. Zum Schluß lebt die Platte Brüning nicht mehr. Sie existiert bloß noch.

Unter Hohn und Lachen der aber Tausend liegt sie ausgeschnurrt, beim Flattern der roten Sturmfahne mit dem Hakenkreuz.

Bitte, eine Nüchternheitsprüfung!

Verkehrsunfall und Alkoholgenuß – die Blutprobe

Im Münchner Blutuntersuchungslaboratorium.

An einer Straßenkreuzung stoßen mit furchtbarem Krach zwei Privatkraftwagen aufeinander. Der eine Wagen ist durch den Anprall förmlich auf den Kopf gestellt worden. Wie durch ein Wunder ist kein Menschenleben getötet worden, nur ein Mitfahrer hat sich ernstlich verletzt. Der Materialschaden ist allerdings beträchtlich: der angefahrene Wagen ist rückwärts vollkommen eingedrückt...

Die beiden Fahrer streiten, wer schuld an dem Zusammenstoß hat und, da sich der Unfall gerade zur mitternächtigen Stunde ereignete, gibt es keine Zeugen unter den Straßenpassanten. Der eine Wagenführer, der die Schuld an dem Unglück haben soll, macht einen ganz benommenen Eindruck. Er will das Auto weder gehört noch gesehen haben. War der Wagenführer etwa betrunken? — Schon kommt ein Wachtmeister, nimmt den Vorfall nach den Angaben der beiden Führer auf und macht auch eine kleine Skizze über die Lage der beiden Wagen, die Straßenbreite und die feststellbaren Wagenspuren auf dem Fahrdamm.... dann bittet er die beiden Fahrer, mit zur Polizeidirektion zu kommen.

Bei dem diensthabenden Polizeiarzt der Polizeidirektion muß sich der Beschuldigte in seinem Interesse einer

Blut-Alkoholprobe

unterziehen, d. h. es wird ihm ein kleines Quantum von seinem Blut entzogen, das zur Untersuchung auf seinen Alkoholgehalt dann an das Gerichtlich-Medizinische Institut gesandt wird.

In letzter Zeit haben sich in Südbayern wiederholt schwere Verkehrsunfälle ereignet, die auf Betrunkenheit des Führers zurückzuführen waren. Die Statistik besagt, daß im letzten Jahre von insgesamt 146 Führerscheinentziehungen nicht weniger als 41 Personen infolge nachgewiesener Betrunkenheit der Schein entzogen werden mußte. Nach einer Reichsstatistik sind ein Drittel aller Verkehrsunfälle auf Alkoholgenuß zurückzuführen — aus diesen Erfahrungen ergibt sich die große Wichtigkeit der Alkoholprobe bei der Prüfung der Schuldfrage.

Früher beschränkte sich die Nüchternheitsprobe bei einem Fahrer, der im Verdacht stand, alkoholisiert zu sein, lediglich auf ärztliche Untersuchungen, z. B.: Pupillenreaktion, Geradegehen, Denkfähigkeit, Schriftprobe usw. — und war nicht immer einwandfrei, schon aus dem Grunde, weil oft schon durch seelische Erregung bei einem Unfall Störungen eintreten können. Außer einer allgemeinen gründlichen ärztlichen Untersuchung auf Gehör- und Gesichtsvermögen und auf die seelischen Funktionen wird nunmehr auch eine Blutprobe entnommen, die durch den Ausbau der chemischen Blutanalyse nach Widmarck eine ganz besondere Bedeutung erhalten hat und den Verkehrsgerichten sehr oft ein Beweismittel liefert, das streng objektiv, also unübertrefflich ist.

Im Gerichtlich-Medizinischen Institut der Universität München

findet dann in der chemischen Abteilung durch den Institutschemiker Dr. Josef Keller die quantitative Prüfung des Blutes auf Alkoholgehalt statt. Grad und Stärke der Alkoholisierung zur Zeit der Blutentnahme, ja sogar zu welcher Tageszeit der Betreffende eventuell Alkohol zu sich genommen hat, in welchen Mengen, und ob der Alkohol zur Zeit des Unfalls noch Einfluß auf den Fahrer hatte, kann meist genau festgestellt werden. Das Blut wird auf dem Wege der Mikro-Destillation untersucht. Die genaue Untersuchung nimmt sieben Stunden in Anspruch, aber dann hat man auch einen objektiven Beweis, der nicht — wie die Zeugenaussagen — angetastet werden kann. Sehr interessant ist es, an Hand der Blutuntersuchungen die Wirkungen des Alkoholgenusses zu verfolgen.

Jeder Mensch, auch wenn er keinen Alkohol zu sich genommen hat, kann etwa 0,01—0,02 pro Mille Alkohol im Blut haben — als ein Zwischenprodukt des Stoffwechsels.

Sobald er aber Alkohol zu sich nimmt, beginnt dieser Normalspiegel zu steigen: Angeheitert ist man etwa, wenn das Blut 1 pro Mille Alkohol aufweist. Steigt aber der Blutalkoholspiegel auf 1,3, 1,4 oder 1,5 pro Mille, so besteht für den Autofahrer schon große Gefahr, daß sich die Wirkung des Alkohols beim Fahren bemerkbar macht. Weist das Blut 2—2,5 pro Mille Alkohol auf, dann befindet sich der Fahrer bereits in einem Rauschzustand und kann das Fahrzeug nicht mehr sicher lenken. Der schwere Rausch beginnt erfahrungsgemäß bereits bei 3 pro Mille, der sich bis 4 und sogar bis 5 pro Mille bewegt, wobei bereits tödliche Alkoholvergiftung eintreten kann. Soweit die analytischen Feststellungen.

Die Einwirkung des Alkohols auf den Menschen haben Wissenschaftler schon vielfach an Hand zahlreicher Versuche festgestellt. Es gibt

drei Stadien des Alkohols.

Nicht alle Menschen reagieren auf eine gleiche Menge Alkohol auch gleichartig. Einem Bierführer bei-spielsweise, der an Alkohol gewöhnt ist, werden zwei bis drei Liter Bier kaum soviel anhaben können wie einem Menschen, der sich vom Biergenuß fast ganz fernhält. Die Gewöhnung und die damit verbundene raschere Resorption lösen ganz andere Zu-stände aus, und was für den einen schlimme Folgen haben kann, braucht für den anderen noch lange keine Gefahren zu bringen. Trotz dieser individuell beding-ten, voneinander abweichenden Reaktionen unterscheidet die medizinische Wissenschaft hinsichtlich der Wirkung der eingenommenen Alkoholmengen dreierlei Stadien.

Im ersten Stadium, wenn die genossene Al-koholmenge nicht sehr groß ist, verursacht der Alkohol Erregung unter einem allgemein befreienden Hochge-fühl. Scheinbar ist der Alkoholisierte geistig von ver-mehrter Regsamkeit. Seine fröhliche Stimmung stei-gert sich bis zur Ausgelassenheit. Zugleich läßt aber die kritische Einstellung zur Umgebung und zu sich selbst nach; die Hemmungen beginnen sich zu lösen. Die Tendenz zu Kraftmeiereien macht sich bemerkbar. Man ist so über alles erhaben. So beschleunigt der Kraftfahrer das Tempo, wird küh-ner und frecher und unterschätzt dann Hindernisse und Gefahren.

Beim zweiten Stadium kann schon nicht mehr von einem „angeheiterten Zustand" die Rede sein, son-dern wir haben den Zustand der eigentlichen Trun-kenheit. Dieser Zustand der Trunkenheit führt durch die Einnahme größerer Alkoholmengen fast immer zu Lähmungserscheinungen, die für den Auto-fahrer naturgemäß eine gewisse Unsicherheit in der tech-nischen Bedienung des Fahrzeuges zur Folge haben können. Seine Aufmerksamkeit ist herabgesetzt, seine Wahrnehmung gestört, so daß Signale, Warnungs-tafeln usw. nicht mehr beachtet werden. Außerdem ist seine Reaktionszeit in diesem Zustand des Alkohols bedeutend verlängert.

Im dritten Stadium aber ist der Fahrer kaum mehr imstande, sein Fahrzeug überhaupt noch in Betrieb zu setzen, denn er ist dann in einer Ver-fassung, in der von einem richtigen Fahren wirklich nicht mehr gesprochen werden kann.

Die Höchstwirkung des aufgenommenen Alko-hols tritt ungefähr eineinhalb Stunden nach dem Ge-nuß ein. Zur gleichen Zeit beginnt aber auch schon wieder die Abnahme im Blut durch Atem und Aus-scheidung, indessen ist erst nach fünfzehn Stunden der normale Nüchternheitszustand in den Fällen einer ge-wöhnlichen Alkoholisierung wieder hergestellt. Die Blut-untersuchung nach dem System von Widmarck kann jederzeit, auch nach vielen Stunden noch, feststellen, wann der Fahrer getrunken hat, wieviel und was.

Die deutschen Gerichte — und nicht allein die Straf-gerichte — haben ein lebhaftes Interesse an diesen Blutuntersuchungen. In Bayern hat man sich auf Empfehlung des Staatsministeriums hin ihrer schon seit gut einem Jahr bedient, und die Münchener Gerichte sehen sie als ein geeignetes Beweismittel an.

In diesem Zusammenhang darf betont werden, daß erfreulicherweise unsere Gerichte bei der Aburteilung von Verkehrsunfällen das Betrunkensein meist als strafverschärfend anrechnen.

H. Sturm.

Hanns W. Kappler: Hai im Kielwasser

Über dem Ozean wölbte sich ein azurblauer Himmel, und die See lag verhältnismäßig ruhig, als ich mich von Launceston auf Tasmanien mit der „City of Sidney" nach Melbourne einschiffte. An Bord des Dampfers befanden sich außer mehreren englischen und amerikanischen Kaufleuten auch eine Anzahl australischer Buscharbeiter, unter denen besonders einer von herkulischer Gestalt auffiel, den seine Freunde den „Woomera" nannten.

Es war am Abend eines Hochsommertages — wir befanden uns unweit des Kap Wilson —, als der Matrose Severy, dessen Arbeitsfeld die Funkkabine war, bemerkte, daß sich die Antenne auf der untersten, weit ausladenden Raa verwickelt hatte Severy turnte an das Ende der Raa und versuchte, den Schaden zu beheben, mußte aber bald schon erkennen, daß er einen Helfer benötigte, der ihm durch ein Schwingen des Antennendrahtes die Möglichkeit gab, die Antenne von der Raa zu lösen und neu zu spannen.

Da mir die Angelegenheit wenig gefährlich schien, übernahm ich es, zu Severy zu klettern, und unseren vereinten Bemühungen gelang es schon nach kurzer Zeit, die Sache in Ordnung zu bringen. Eben richtete ich mich auf, um nach dem Mast zurückzuturnen, als ich plötzlich auf der runden Raa ausglitt und in das Meer hinabstürzte. Ein gellender Schrei aus mehr als hundert Kehlen schallte mir nach, dann schlugen die kühlen Wellen über meinem Kopfe zusammen.

Zwei, drei Sekunden später tauchte ich auf und schwamm dem Schiffe nach, das inzwischen schon ein gutes Stück vorausgekommen war. Ehe der Dampfer stoppen und beidrehen konnte, mußten mindestens zehn Minuten vergehen. Ich erkannte, daß man ein Boot zu Wasser ließ und strebte nun in kräftigen Stößen darauf zu. Deutlich konnte ich die Fahrgäste der „City of Sidney" sehen, die sich über die Reling beugten und nach mir Ausschau hielten. Ich winkte ihnen zu, keine Gefahr ahnend, aber dann konnte ich erneute Aufschreie und kurz darauf einen warnenden Sirenenton des Schiffes hören.

Was bedeutete das? Galt es mir —?

Ich wandte den Kopf ein wenig zur Seite und — ein furchtbarer, eisiger Schreck rann über meinen Rücken. Zehn Meter hinter mir ragte eine spitze Kielflosse aus dem Wasser, der weißglänzende Bauch eines gierigen Hai wurde sichtbar!

Jetzt erst kam es mir zum Bewußtsein, daß doch seit einigen Tagen schon eine Anzahl der gefährlichen Raubfische im Kielwasser unseres Schiffes lagen, stets auf Abfälle aller Art lauernd, die sie gierig zu verschlingen pflegten, sobald sie der Gehilfe des Kochs in das Meer befördert hatte.

Ausdauernde Bewegung war für mich im Augenblick das einzige Mittel zu einer Rettung, da die Haifische sich nur an reglose Gegenstände heranzuwagen pflegten. Das rettende Boot würde noch bange Minuten benötigen, um zu mir zu gelangen.

Näher und näher kam der Hai, fünf, vier — nein, drei Meter nur war er hinter mir —! Schon sah ich den geöffneten Rachen, vernahm das Rauschen seines Körpers in den Wellen des Ozeans, schon glaubte ich mich verloren, als plötzlich etwas mir zunächst Unfaßbares geschah.

Über meinem Kopf wirbelte ein Gegenstand, um den Bruchteil einer Sekunde später auf den hellschimmernden Bauch des Hai aufzuschlagen Unwillkürlich hielt ich meinen Kopf zurückgewandt. Der Hai tauchte wie ein Pfeil in die Tiefe, offenbar war er empfindlich getroffen worden, aber zu meinem größten Erstaunen wirbelte der vorerst nicht deutlich erkennbare Gegenstand über meinen Kopf auf den Dampfer zurück.

Ich war gerettet!

Der Haifisch, das war mir bekannt, konnte seine Beute nur fassen, wenn er sich im Wasser auf den Rücken legte. Bis ein neuer Angriff erfolgte, mußte ich das rettende Boot erreicht haben.

Vier Minuten später wurde ich über den Bootsrand gezogen.

„Hallo — boy!" rief mir der Steuermaat zu und klopfte mir beruhigend auf die nasse Schulter. „Wäre ein willkommenes Frühstück für den Burschen gewesen! Aber der Woomera versteht sein Fach."

Nun wußte ich auch, wem ich meine Rettung zu verdanken hatte.

An Deck der „City of Sidney" angelangt, begab ich mich zu dem Australier, der noch immer an der Reling des Heck lehnte und in seinen Händen ein — besonders in Australien übliches — Wurfholz hielt. Meine Dankesworte lehnte der Australier freundlich, aber stolz und bestimmt ab, meine Bitte, mir die rettende Waffe zu zeigen, erfüllte er dagegen gern.

Es war ein etwa sechzig Zentimeter langer Bumerang in der Form einer seitlich abgeflachten, nach dem Ende zu etwas verschmälerten und in der Mitte knieartig gebogenen Schiene aus Quebrachoholz. Am Knie der Waffe war ein scharfgeschliffenes Metallstück eingesetzt, so daß wohl anzunehmen war, daß der Hai eine starke Verletzung davongetragen haben mußte.

Der Woomera führte mir die Handhabung seines

Wurfholzes an Beispielen vor. Unter einem Winkel von dreißig bis fünfundvierzig Grad schräg aufwärts oder in waagerechter Ebene geworfen, steigt der Bumerang, ständig Kreise schlagend, in die Luft, kehrt dann plötzlich um und kommt zu dem Werfenden zurück, der ihn geschickt auffängt. Diese Merkwürdigkeit beruht auf dem Gesetz der Schraube. Der Woomera hatte es meisterhaft verstanden, den Bumerang vom Schiffsdeck aus so zu werfen, daß er sich senkte, den Hai traf, hierauf im Schwunge stoppte, umkehrte und, nun allerdings in etwas unregelmäßiger Flugbahn, zu dem Werfer zurückwirbelte.

Der Bumerang oder — wie man ihn in Australien bezeichnet — der Woomera dient auch anderen Völkern als Wurfholz für Krieg und Jagd. So habe ich diese Waffe später auch in Madras und bei den Mokiindianern Arizonas gesehen, doch einem gleichartigen Meister im Werfen des Bumerangs wie meinem Retter war ich nie in meinem Leben begegnet.

In einem Trödlerladen Melbournes erstand ich einen landesüblichen Bumerang. Jetzt liegt er vor mir auf dem Schreibtische, und ich sehe im Geiste das stolze Gesicht des reckenhaften Australiers, sehe die spitze Kielflosse eines gierigen Haies dicht hinter meinem Rücken und ein über meinen Kopf hinwegwirbelndes Holzstück — den rettenden Bumerang...

„Der Adler von Villaricos"

Skizze von Hanns W. Kappler

Im vergangenen Jahre, als wir in der Nähe der Iberá-Lagune Jagd auf Gila-Eidechsen machten, der einzigen giftigen Eidechsenart der Welt, wurde mir Gelegenheit, das Jagen des in Panama heimischen Schlangenadlers zu beobachten.

Eines Tages hatten wir, mein indianischer Begleiter Tezcat und ich, einen steinigen Hügel erklommen, als wir auf einer etwa zwanzig Meter vor uns liegenden freien Hochfläche zwei Schlangen bemerkten, die dort träge auf dem warmen Boden lagen und sich von der Sonne bescheinen ließen. Wir erkannten in ihnen gefährliche Giftottern, und ich hatte nicht übel Luft, mir einen Stecken zu suchen und sie zu erschlagen, als Tezcat warnend seinen Zeigefinger an den Mund legte und nach oben deutete. Ich schaute in die heiße Sommerluft, in den tiefblauen Himmel hinauf und erkannte einen schwarzen Punkt, der unablässig über unserem Standort Kreise zu ziehen schien

„Ein Schlangenadler!" raunte mir mein indianischer Begleiter zu. „Wenn wir uns still verhalten, stößt er bald herab."

So gut es ging, machten wir es uns bequem und harrten der Dinge, die da kommen sollten.

„Sehen Sie drüben die gelben Sträucher?" flüsterte Tezcat.

„Wo das Plateau steil abfällt nach der Steppe? Was ist damit?"

„Senor, warten Sie", fuhr der Indianer lächelnd fort, „Sie werden sich von einer Eigenart des Schlangenadlers überzeugen können, die man unter den weißen Männern Ihrer Rasse nicht glauben will. Nur die Eingeborenen Panamas wissen, wie klug der Schlangenadler ist, wenn er mit den Giftottern kämpft; denn gerade Schlangen sind seine beste und die von ihm begehrteste Beute."

Der Punkt am Firmament hatte sich bemerkenswert vergrößert, und jetzt konnten wir auch die mächtigen Schwingen des Adlers erkennen.

Sekunde um Sekunde verstrich.

Immer tiefer zog der Adler seine Kreise. Es war, als wolle er sich davon überzeugen, daß wir ihn unbehelligt ließen, und sicher hätte er den Angriff auf die beiden Schlangen unterlassen, wenn er gesättigt gewesen wäre und wenn es sich nicht um gerade zwei sehr stattliche Exemplare von Giftottern gehandelt haben würde.

Plötzlich schoß der Adler pfeilschnell herab, beachtete uns nicht mehr, sondern widmete seine Aufmerksamkeit ausschließlich den Schlangen. Mit gewaltigen Schnabelhieben hatte er die eine getötet, aber inzwischen stürzte sich die zweite wütend auf ihn, und ehe er auszuweichen vermochte, hatte sie ihn in die Brust gebissen. Der Adler tötete sie in Sekundenschnelle, dann aber ließ er seine Beute liegen und flog ein Stück davon. Zwischen den gelben Pflanzen, die mir Tezcat gezeigt, ließ er sich nieder und verzehrte hastig eine größere Anzahl ihrer Blätter.

„Senor, das ist die gelbe Pfefferpflanze, wie wir sie nennen. Sobald der Schlangenadler von einer Giftotter gebissen wird, sucht er eilig diese Pflanze. Er frißt ihre Blätter und ist dadurch gerettet; denn die Pfefferpflanze ist für ihn ein Gegenmittel, durch das das Gift der Schlangen seine Wirksamkeit verliert."

Ich schüttelte erstaunt den Kopf und wollte meinen Augen kaum trauen, als nach wenigen Minuten der Adler wohlbehalten zurückkehrte und, unbekümmert um unsere Anwesenheit, daranging, die beiden erlegten Giftschlangen zu verzehren. Fast eine ganze Stunde verstrich, ehe er die Beute bewältigt hatte, und dann schwang er sich wieder hinauf in die Lüfte.

Wäre der Adler gegen das Gift der Ottern nicht gefeit gewesen, so müßte er längst verendet auf dem Plateau liegen. Es bestand für mich kein Zweifel mehr, daß die Eingeborenen von Panama den Schlangenadler richtig beobachtet und seine Maßnahme, nach einem Biß der Giftschlange die Blätter der gelben Pfefferpflanze zu fressen, verstanden hatten. Trotz eingehender Untersuchungen dieser Pflanze war es mir aber nicht möglich, den Stoff in ihr zu finden, der den Adler gegen Schlangengift immun machte. Die Natur wollte eines ihrer eigenartigen Geheimnisse nicht preisgeben, und es dürfte langwierige Untersuchungen und Beobachtungen erfordern, wenn die Wissenschaftler Europas und Amerikas das Rätsel von Panama, das den Schlangenadler und die Pfefferpflanze umgibt, lösen wollten.

Noch oft bin ich mit Tezcat auf die Pirsch nach dem Schlangenadler gegangen, um sein Tun zu beobachten, aber nie mehr habe ich ihn im Kampfe mit einer Giftotter entdeckt.

Der letzte Herr!

Von Hans Georg Schwörer

Eine kleine Weile blieb der Gutsherr auf der großen Treppe, die vom Herrenhaus in den Hof hinunterführte, stehen und sah nach den paar Birken, die dort standen. Dort spielte sein Junge! Ein Knabe von beinahe fünf Jahren ließ seine Locken im Winde wehen, der streichelnd vom See herüberkam. Der Junge hatte sich ein kleines Stück Erde mit einem Stock gelockert, und nun ging er hinter einem kleinen Brett, das er vor sich herschob, das Stück auf und ab und rief mit vielem „Hüh" und „Hott" seinen eingebildeten Pferden die Richtung zu. Die Wangen glühten ihm vor Eifer, der blonde Kopf aber kam sieghaft und strahlend aus dem verwaschenen Anzug hervor. Die kleinen Beinchen bemühten sich, den schweren Schritt der Bauern und Knechte nachzuahmen, wenn sie über weite Felder gingen und pflügten. Der Gutsherr seufzte auf und ging über den Hof. Der Junge sah ihn nicht, so sehr war er in sein Spiel vertieft. Der Herr aber schritt langsam über den Hof, an den großen Ställen vorüber, und ging dann hinaus auf das Feld, über die Wiesen, am See vorbei, bis er an die Grenze kam. Dort stand er lange still. Drüben, hinter der Grenze, da war Polen! Fremdes Land, Feindesland! Wie lange würde der Boden hier noch deutsch bleiben?

Um das Gut aber stand es nicht gut. Mißernten, schlechter Absatz, Steuern, mangelnde Kapitalien helfen schnell zum Untergang! Vor Jahren noch war das Gut eine Musterwirtschaft gewesen Als noch das gute Jungvieh auf den Weiden ging, ja, . . . der Gutsherr dachte tief in seinem Herzen daran . . ., als seine Frau noch lebte. Mit ihrem Tod war auch das Glück aus Malinde gewichen. Nun kam das Ende. Aber da war noch der Junge! Der Junge, der Pflügen spielte, der Junge, der der einzige Erbe war, dem das Gut gehörte! Ihm, dem Jungen, gehörte es. Der alte Herr strich sich über die Stirn. Er verwaltete doch nur das Gut für den Jungen, wie dieser es einmal verwalten würde für den Nachkommen, auf daß der Segen der Erde der Menschheit erhalten würde, auf daß der Fleiß der Generationen nicht vergeblich gewesen sei, und auf daß deutsche Art und deutsche Kraft hier fortbestehe von Geschlecht zu Geschlecht, wie sie bestanden von uraltem Geschlecht, das mit dem blanken Schwert hier im Osten auf der Wacht gestanden hatte und deutsch gewesen war im Blut und im Denken und im Schaffen!

Nun war das Gut in Gefahr. Die Zwangsversteigerung drohte! Und was noch schlimmer war, polnische Bieter würden dabei sein!

*

Über der Haustüre stand der alte Spruch des Geschlechts: „Besser in Ehren sterben als in Unehre leben!" Wie oft hatte der letzte Herr von Mallinde diesen Spruch gelesen und gedacht: Wenn nicht der Junge wäre! Der Junge, der Erbe! Dem er Rechenschaft schuldig war, dem er nicht einfach die Last des Besitzlosen und Heimatlosen aufbürden konnte. Er ballte die Fäuste! Sieh einmal in gläubige Kinderaugen und wage es, nur daran zu denken, ihnen etwas anderes hinterlassen zu wollen als Freiheit und Frische und ein gutes Erbe!

Fahrten waren umsonst gewesen, bittere Gänge um Stundung hatten nur einen kargen Aufschub gebracht. Statt Taten hatte er Worte gehört, die viel versprachen, aber nichts halfen! Drüben im Nachbardorf waren die Bauern zur Gewalttat geschritten, es war zur offenen Revolte gekommen! Genützt hatte es auch nichts! Was sollte er tun? Wenn der Junge nicht wäre! Dann waren alle die Väter und Ahnen, die in den Zimmern an den Wänden hingen und täglich frugen: Herr von Mallinde, was hast du mit unserem Erbe getan? Ich habe den Teich dort angelegt! Ich habe das Moor entwässert ich habe den großen Stall gebaut. Ich habe die Weiden an der Grenze erworben. Ich habe die Straße gebaut zum Dorf Und was hast du getan? — Und der Gutsherr legte den Kopf auf die Arme und stöhnte in sich hinein: Ich habe das Erbe verloren! . .

Am anderen Tag kamen drei Polen auf den Hof, um das Gut anzusehen. Der Herr hetzte sie mit Hunden vom Hof! Die Polen schimpften, wie nur Polen schimpfen können. Der Inspektor schüttelte den Kopf. Zwei Tage später kam der Exekutor und kündete den Versteigerungstermin an

Die Märztage flossen zögernd weiter, auf den Feldern wurde gesät Auf einmal aber begann ein merkwürdiges Arbeiten. Die Fischteiche wurden abgelassen, die Fische verschenkt, die Bäume fielen unter mächtigen Axtstreichen, Vieh wurde geschlachtet. Selbst die Rosenkulturen in den Gärten kamen heraus. Die Leute murrten. Woher sollen wir dann Arbeit haben? Aber der Gutsherr stand unter ihnen und zeigte hinüber nach der polnischen Grenze! Da knirschten sie alle mit den Zähnen, und die Axthiebe wurden härter, und die Spatenstiche tiefer!

In der Nacht vor dem Versteigerungstermin brannte Mallinde ab! Der Gutsherr und sein Sohn waren in den Flammen umgekommen. Die Knechte und Mägde waren alle vorher fortgeschickt worden Bis die Feuerwehr kam, war es zu spät. Sie war auch langsam gefahren! Sollten sie den Polen das Gut retten?

Das Land glich einer Wüste, die Gärten waren zerstört, die Felder nicht mehr besät, die Teiche abgelassen die Bäume umgeschlagen.

Als es hell wurde, sahen die Leute am Anfang des Gutsweges einen Balken an einem Baum hängen. Wie sie näher herzutraten, sahen sie, daß es der Hausbalken war, der über der Türe gelegen hatte. Und darauf waren noch gut die Worte zu lesen·

„Besser in Ehren sterben als in Unehre leben!"

Eine Frau am Fenster

Von R. Kaulitz-Niedeck

Seit einem Jahr war Martha Lose in einem größeren Fabrikbetrieb als Aufseherin tätig. Zweimal täglich ging sie durch die gleichen Straßen. Sie hätte die Straßen- bahn benützen können, doch sie wollte auf diesem Weg zwischen Wohnung und Arbeitsstätte in ihre eigene Ge- dankenwelt eintauchen. Sie wollte träumen.

Regelmäßig kam sie an einem kleinen, schmucken Eck- haus vorüber, an dessen breitem Erkerfenster der Kopf einer jungen Frau sichtbar war, gebeugt über eine Handarbeit oder über ein Buch. Immer saß die Frau an diesem Platz, der offenbar ein wenig erhöht war, so daß sie über ihre Blumen am Fenster hinweg die Straße übersehen konnte. Nie sah man einen anderen Menschen bei ihr.

Martha Lose, die eine gute Beobachterin war, fiel der starre Ernst in diesem ansprechenden Frauengesicht auf. Sie begann allmählich sich mit der Fremden zu beschäftigen, die stets gut gekleidet und frisiert, gepflegt und versorgt zwischen ihren Blumentöpfen sitzen durfte und wohl auch Herrin ihrer Zeit war. Das letztere war es, was Marthas heimliches Neidgefühl geweckt hatte. Und eines Tages spürte sie, daß sie diese sorg- lose Frau am Fenster haßte, weil sie es besser hatte als sie und viele andere.

An einem Sonnabend im Frühling, als man wie üblich in der Fabrik frühen Tagesschluß gemacht hatte, trat Martha Lose in tiefer Mutlosigkeit ihren Heimweg an. Nicht, daß sie an ihrem Arbeitsplatz allerhand Verdruß gehabt hatte, war es, was sie bedrückte, sondern das Gefühl, nicht helfen zu können, wo es ihr opfermütiges Herz verlangte. Die Arbeiterinnen hatten unter sich eine Lotterie veranstaltet, um aus dem Erlös für die gelähmte Mutter einer jungen Kollegin einen Rollstuhl zu beschaffen. Nun war so wenig herausgekommen, daß aus dem Geschenk für die Arme kaum etwas werden konnte.

Nachdenklich ging Martha ihre Straße. Es regnete und war windig geworden. Sie fror in ihrem dünnen Mantel, ihr Kopf schmerzte vom Denken eines und des- selben Gedankens. Es würde ihr nichts anderes übrig- bleiben, als einen Bittgang zur Mutter ihres jungen Chefs zu unternehmen. An die alte Dame war schwer heranzukommen, sie gab wohl gute Ratschläge, doch ungern Geld. Außerdem war sie harthörig.

Bald tauchte vor Martha das bekannte Parterre- fenster auf mit dem Frauenkopf zwischen Blumen. Die Vorhänge waren weit zurückgezogen, und man sah einen Teil der vornehmen Zimmereinrichtung. Martha malte sich aus, wie angenehm es sein mußte, an einem kühlen Regentage wie heute, dort in einem bequemen Sessel mit einem Buch oder einer Handarbeit zu sitzen. Plötz- lich legte sie sich die selbst quälerische Frage vor, was die Frau dort an ihrem Fenster anworten würde, wenn



sie, die Unbekannte, vor ihr stünde, und um eine Geld- spende für die Schutzbefohlene bäte.

Sie glaubte, das Befremden auf dem Gesichte der andern deutlich zu sehen, die gemurmelten Ausreden zu vernehmen, ja das etwas hilflose Lächeln zu bemerken und die stumme Entrüstung, die ausdrücken sollte: „Welche Dreistigkeit, bei mir einzudringen und mich zu beunruhigen?"

Wie es geschah, daß Martha Lose sich am folgen- den Sonntag wirklich im Zimmer der fremden Frau befand, wußte sie später nie mit Genauigkeit anzuge- ben. Vielleicht war sie einer inneren Stimme einfach gefolgt.

Sie staunte selbst über ihre Dreistigkeit, mit der sie ihr Anliegen vorbrachte. Noch größer war jedoch ihr Erstaunen, als ihr die gewünschte Geldsumme ohne Zögern und mit Zeichen der Bereitwilligkeit ausgehän- digt wurde.

„Ich freue mich. einem unglücklichen Menschen damit helfen zu können", sagte die etwas müde Frauenstimme.

Und als Martha nach gestammeltem Dank sich be- scheiden wieder zurückziehen wollte, wurde sie aufgefor- dert, näherzutreten.

„Bitte, hier zu mir in den Erker". Da saß sie nun an demselben Fenster, zu dem ihre Sehnsucht so häufig geschweift war. Ihr gegenüber, am gewohnten Platz, saß die junge Frau, eine Felldecke über den Knien.

„Sie sind mir längst keine Fremde mehr, Fräulein, ich beobachte Sie täglich hier von meinem Plätzchen aus, wie Sie so leichtfüßig dahingehen durch Wind und Regen. Und ich beneide Sie darum."

„Mich beneiden Sie?" Marthas Frage begleitete ein ungläubiges Lächeln. Sie will mir etwas Tröstliches sagen, dachte sie, wie es freundliche Menschen tun, wenn sie andere über eigene Unzulänglichkeiten zu täuschen versuchen. Aber sie wollte sich nicht aus Mitleid täu- schen lassen.

„Ich bin mir bisher nicht als ein beneidenswertes Geschöpf vorgekommen, gnädige Frau. Man hastet morgens. wie ein Pferd zur Arbeit und trabt gegen Abend wieder heim ohne Spannung, ohne Freude auf das enge, einsame Zimmer, dessen Fenster auf einen häßlichen Hof blicken."

„Und doch beneide ich Sie", beharrte die Frau ruhig, „denn Sie haben noch Ihre gesunden Beine." Mit einem schweren Aufatmen waren die letzten Worte ge- sprochen. Auf Marthas fragenden Blick schob sie die Decke von ihrem Schoß.

„Ein Krüppel — Fräulein, beide Beine unterhalb des Knies verloren. Das ahnten Sie natürlich nicht. Folgen eines Autounfalls, der mir Gatten, Eltern und einzigen Bruder an einem furchtbaren Tage nahm." —

Erschüttert hörte Martha diese Worte. Reue und Scham waren in ihr. Wie leichtfertig war sie gewesen, als sie diese Frau beneidet hatte.

Beim Abschiednehmen wurde sie gebeten, bald wieder zu kommen. Martha kam mit Freude wieder. Ja, eines Tages siedelte sie ganz zu der Einsamen über und half ihr, ihr schweres Schicksal zu tragen.



Ein Engländer in Afghanistan

Von Karl Kurt Woller

Vor einer kleinen Schenke in Maidan hörte ich das erstemal von ihm reden. Meine Vertrauten glaubten natürlich allgemein, daß ich, als Fremder, auch ihn von Ansehen schon kannte. Aber das war nicht der Fall. Erstaunlich schien allein die Tatsache, daß der Unbekannte trotz allen Unruhen und der offen feindseligen Haltung einzelner afghanischer Nomadenstämme im Lande geblieben war, ja es sogar wagte, weiter ins Innere vorzubringen. Eingeborene hatten mir gesagt, er käme aus dem Süden von Kandahar und beabsichtige Kabul zu erreichen.

Wer die Verhältnisse kannte, mußte diesen Plan als die Idee eines Irren bezeichnen; denn in der Landeshauptstadt hausten — nach Aman-Ullahs plötzlicher Flucht und Preisgabe der Stadt — die Banditen von Habib-Ullah. Alle Europäer hatten längst der Gegend den Rücken gedreht und waren in lohnendere Gefilde abgezogen. Leider befand ich mich selbst noch nicht unter jenen Glücklichen und glaubte, als einziger Fremder auf afghanischem Boden zu stehen.

„Tausend Afghani stehen in Kabul auf den Kopf eines jeden Fremden!" erläuterte ein Handelsmann, der kurz zuvor aus dem Kampfgebiet eingetroffen war.

„Da könnte man ja ein Geschäft mit jenem Fremden machen... Wie?"

„Wenn man sicher wäre, daß einem das schöne Geld nicht später wieder abgenommen wird", hatte der edle Händler abgelehnt.

Nein, es schien eben kein sicheres Unternehmen, und man verdiente sich lieber seine Afghanis auf andere Weise.

In der folgenden Nacht kämpfte ich schwer mit zwei Entschlüssen: Sollte ich unbekümmert, ohne den Fremden zu warnen, weiter der persischen Grenze zustreben und meine Person in Sicherheit bringen? Oder sollte ich den Unbekannten zu erreichen suchen und ihn auf die Gefahr seines Unternehmens aufmerksam machen? In diesem Fall hätte ich allerdings in der Richtung auf Kabul zurückkehren und meine Flucht um einen kostbaren Tag verlängern müssen.

Am andern Morgen hatte die Menschlichkeit gesiegt. Ich ritt auf der Straße nach Kabul zurück.

„Manda na wàschi, andiwàr!" — „Werde nicht müde, Kamerad!" Den afghanischen Gruß hatte mir der Gastwirt zuletzt nachgerufen.

Dann war ich für Stunden allein. Allein in der endlosen Steinwüste.

„Werde nicht müde, werde nicht müde", so klang es fortgesetzt aus den Hufschlägen meines Pferdes. Ja, es war nötig, diese Aufmunterung ständig in den Ohren zu haben.

Heiß und erbarmungslos sengte die Sonne bereits in der Frühe. Ich wußte, daß der Fremde nur Kamele zur Verfügung hatte und konnte ihn daher nach meiner Schätzung bis zum Spätnachmittag eingeholt haben, falls sich nicht schon früher — was ich befürchtete — sein Geschick erfüllte.

Es galt daher, zu reiten.

„Hole heraus, was du kannst, mein Pferdchen!"

Die Steppe erschien endlos. Kleinere Hügel mit Felsen und Gestrüpp versuchten vergeblich, der Landschaft ein belebtes Aussehen zu geben. An verschiedenen Stellen lag Aas, um das sich Geier kreischend stritten.

„Schaut nicht so gierig; mich sollt ihr nicht bekommen!"

Gegen Mittag stolperte mein Tier zweimal nacheinander.

„Achtgeben... achtgeben! Wir dürfen nicht ruhen, mein Tierchen, jetzt nicht. Aber später, ja später..."

Man soll derartige Zwischenfälle nicht zu leicht nehmen. Sehr schnell ist ein Bein gebrochen, und das war hier gleichbedeutend mit dem Ende.

Am Nachmittag erblickte ich in der Ferne eine Staubwolke, die sich näherte. Das konnte gut werden!

Aber dann entpuppte sich die scheinbare Gefahr als eine harmlose Karawane von flüchtenden Bürgersleuten aus Kabul.

„Seid ihr dem Fremden begegnet?"

„Ja, gewiß. Allah hat ihm böse Geister in den Kopf gesetzt. Sonst würde er nicht in seinen Tod laufen." —

Und zwei Stunden später konnte auch ich ihn von weitem erkennen.

Er rastete gerade im spärlichen Schatten eines Dorngestrüppes. Seine Begleitung bestand nur aus drei Personen, einem Diener und — ich traute meinen Augen kaum — zwei verschleierten Gestalten, zweifelsohne Frauen.

„Glücklich habe ich Sie noch beizeiten erreicht, mein Herr. Sind Sie des Teufels, daß Sie Ihr Verderben aufsuchen?"

„Goddam, eine feine Anrede für einen Gentleman", erwiderte der Fremde. Es war ein Engländer.

Während der nächsten Viertelstunde versuchte ich ihn vergebens von seinem Vorhaben abzubringen.

„Aber so vertrauen Sie mir doch, wenn ich Sie warne. Ich selbst befinde mich als Ausländer in der gleichen Gefahr wie Sie!"

„Wenn ich hier Lust habe, zu reisen, so ist das meine Angelegenheit."

„Wissen Sie, daß in Kabul tausend Afghani für den Kopf jedes Fremden ausgesetzt sind?"

„Eine feine Sache, die ich selbst angeordnet habe!" erklärte er ruhig, während er sich eine neue Pfeife anzündete.

„Sie selbst?"

„Ja. Hören Sie zu! Sie sind kein Geschäftsmann? Nein. Gut, dann will ich Ihnen mein Geheimnis verraten. Ich stehe seit langer Zeit mit Habib-Ullah, dem jetzigen Herrn des Landes, in Verbindung. Vor Aus-







bruch der Revolution verhandelte ich vergebens mit der Regierung, um eine Konzession für Bergbau zu erhalten. Der Aufstand hat zwar meine Pläne zerstört. Hingegen hatte ich das Glück, mir durch Waffenlieferungen die Gunst Habib-Ullahs erkaufen zu können.

Aber meine Konkurrenz war groß. Da verfiel ich auf diesen glänzenden Gedanken: Ich ließ, durch Bestechung einiger Minister und Geistlicher, eine Belohnung für jeden gefangenen Fremden aussetzen. Sie hätten sehen sollen, wie schnell meine Herren Gegner das Feld geräumt haben. Ich selbst floh zum Schein nach dem Süden. Jetzt kehre ich als alleiniger Sieger aus Kandahar zurück. In fünf Tagen besitze ich jede gewünschte Konzession von der jetzigen Regierung."

„Donnerwetter, das ist allerhand Kühnheit! Hoffentlich hat sich der Sinn des neuen Königs in der Zwischenzeit nicht geändert."

Der Fremde lächelte: „Auch dafür habe ich gesorgt. Ich bringe dem Herrscher die beiden schönsten Frauen mit, die ich in Kandahar kaufen konnte. Sie wissen, ein Mädchen aus Kandahar ist die Sehnsucht aller Afghanenherzen."

Wir trennten uns erst spät am Abend.

*

Drei Wochen darauf saß ich in der persischen Hauptstadt Teheran, außerhalb jeder Gefahr. Dem Fremden jedoch sind jene beiden Frauen zum Verhängnis geworden.

Er soll der einzige Ausländer gewesen sein, den Habib-Ullah hängen ließ.

Flaschenpost im Golfstrom

Vor einiger Zeit fischte ein irländischer Fischer eine Flaschenpost aus dem Meer auf. Er zerschlug das Glas, um die Nachricht darin zu lesen, fand dann aber, daß es sich glücklicherweise nicht um einen Schiffbruch handelte, sondern daß die Flasche vor Südkarolina ins Meer geworfen worden war, um festzustellen, wie lange Zeit die Meeresströmungen brauchen würden, sie über den Atlantischen Ozean zu tragen. Mit Hilfe des Absendedatums konnte der Fischer ausrechnen, daß die Reise zehn Monate gedauert hatte. Er brauchte nur eine in der Flasche enthaltene frankierte Postkarte auszufüllen und dem Absender der Flasche hierauf die gewünschte Mitteilung zu machen. Auch die Wissenschaftler, die sich jetzt um die Erforschung des Golfstroms bemühen, haben besondere Flaschen konstruieren lassen, die zum Teil so eingerichtet sind, daß sie aufrecht schwimmen, während andere sich in Unterwasserschichten fortbewegen. Jede Flasche enthält eine Postkarte, auf der der eventuelle Finder in vier Sprachen gebeten wird, anzugeben, wann die Flasche gefunden wurde. In einem einzigen Jahr sind 2400 solcher Flaschen aus dem Meer aufgefischt worden. Eine Flasche, die bei Dover ins Meer geworfen wurde, kam drei Monate später bei der dänischen Insel Fanö an, eine andere Flasche machte dieselbe Reise in zwei Jahren. Wind und Wetter üben also einen bedeutenden Einfluß auf die Geschwindigkeit aus. Manche geheimnisvolle Katastrophen sind durch Flaschenposten aufgeklärt worden. So verschwand der Dampfer „Präsident", der von Liverpool abgefahren war, auf dem Atlantischen Ozean, mit 136 Passagieren an Bord, und lange konnte man über sein Schicksal nichts erfahren. Man wollte das Fahrzeug auf verschiedenen Gewässern gesehen haben. Es hatte Geld an Bord gehabt, und es war denkbar, daß die Besatzung gemeutert und die Passagiere ermordet hatte, um dann nach irgendeiner einsamen Insel zu fahren und das Schiff zu verbrennen. Solche und ähnliche Legenden waren in Menge in Umlauf. Eines Tages aber bemerkte ein Kapitän eines Schiffes, das über den Atlantischen Ozean fuhr, eine Flasche, die auf den Wellen schaukelte. Die Flasche schien Papier zu enthalten, und so machte er sich die Mühe, sie aufzufischen. Sie stammte vom „Präsident". Einer der Passagiere, ein bekannter englischer Schauspieler, dessen Schrift von seinen Angehörigen erkannt wurde, teilte mit, daß das Schiff in ein furchtbares Unwetter geraten und zertrümmert worden sei. „Wir sinken. Jede Minute kann unsere letzte sein. Dies ist ein letzter Gruß an unsere Angehörigen." Auf diese Weise wurde das Rätsel gelöst, und wie in jenem Falle ist es Mal für Mal gegangen. Die Flaschenpost hat manchem trauernden Angehörigen ein letztes Gedenken der Verunglückten gebracht.

Anekdoten vom alten Blücher

Einst unterbrach Blücher ungeduldig die Lobreden, die man ihm zum Überdruß vortrug, mit folgenden Worten: „Was ist's, das ihr rühmt? Es war meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit."

*

Ein anderes Mal, als in einer großen Versammlung bei Tisch viele Trinksprüche ausgebracht und Sinn und Streben auf Seltsames und Groteskes gerichtet wurden, da bot sich Blücher an, etwas zu tun, was ihm gar keiner nachmachen würde: er wollte seinen Kopf küssen. Das Rätsel fand bald seine Lösung: der Schlaukopf Blücher stand auf, ging zu Gneisenau hin und küßte ihn mit herzlicher Umarmung.

*

Auch bei seiner Ernennung zum Doctor juris gedachte er Gneisenaus, indem er scherzhaft sagte: „Na, wenn ich Doktor werden soll, so können Sie man gleich den Gneisenau zum Apotheker machen, denn wir zwei gehören einmal zusammen. Er muß Pillen drehen, die ich den Leuten eingebe!"

*

Als der greise Held, wie er im Volksmund genannt wurde, in Schlesien auf dem Sterbebett lag, besuchte ihn sein König Friedrich Wilhelm der Dritte und sprach ihm Hoffnung auf Wiedergenesung zu. Blücher erwiderte darauf ganz ruhig: „Euer Majestät wissen wohl, mein Weg geht vorwärts! Ich fühle, ich bin gar nicht weit vom Ziel, und umkehren, das war nie meine Sache."

Schach-Beobachter

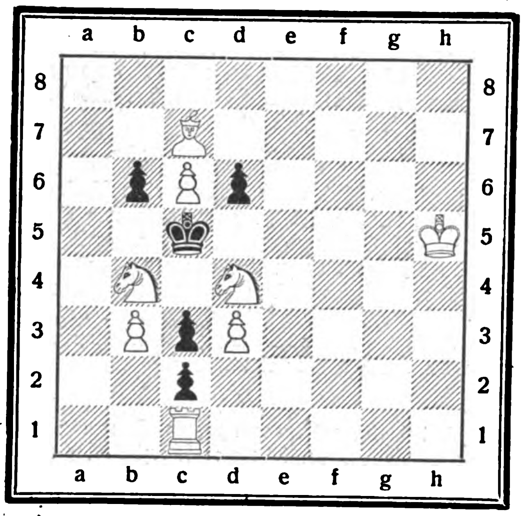
Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck.)

Von C. Klett, Odenkirchen.

Schwarz: Kc5, Bb6, c2, c3, d6 (5 Steine).



Weiß: Kh5, Tc1, Lc7, Sb4, Sd4, Bb3, c6, d3 (8).
Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Diese hübsche Aufstellung läßt eine ebenso schöne wie leichte Lösung zu.

Partie

(Damengambit)

Kürzlich in Berlin gespielt.
Weiß: Kunerth, Berlin. Schwarz: Keil, Berlin.

Weiß	Schwarz	Weiß	Schwarz
1 d2—d4	d7—d5	14. g4—g5	Sf6—d7
2. c2—c4	e7—e6	15. Dd1—c2	d5×c4?
3. Sb1—c3	Sg8—f6	16. Ld3×h7†	Kg8—h8
4. Lc1—g5	Sb8—d7	17. Tf1—f3!	g7—g6
5. e2—e3	c7—c6	18. Lh7×g6	Kh8—g7[4]
6. Sg1—f3	Dd8—a5[1]	19. Lg6×f7[5]	Sd7—f8
7. Lg5×f6	Sd7×f6	20. Lf7×Te8	Ta8×e8
8. Sf3—d2	Lf8—e7	21. f4—f5	Le7—d6
9. Lf1—d3	Da5—c7	22. f5—f6†	Kg7—f7
10. Ta1—c1	0—0	23. Tf3—h3	e6—e5
11. f2—f4![2]	Tf8—e8	24. Tc1—f1	e5—e4
12. 0—0	b7—b6	25. Sd2×e4	La6—c8
13. g2—g4[3]	Lc8—a6	26. g5—g6†	Aufgegeben[6]

[1] Schwarz laviert von der weniger befriedigenden orthodoxen Verteidigung in die Chambrigd-Springsvariante, die er jedoch nicht ganz theoretisch durchführt.

[2] Weiß nimmt den wichtigen e5-Punkt in Besitz.

[3] Sturm auf dem Königsflügel. Eine vom Altmeister Morphy sehr bevorzugte Spielweise.

[4] Wenn der Läufer geschlagen wird, folgt D×g6 nebst Th3 matt!

[5] Diese Läuferdreistigkeiten, vereint mit Appetitlust, erweisen sich als sehr gut, weil der Lf7 wegen Dh7† nebst g6 nicht geschlagen werden darf.

[6] Schwarz gibt mit Recht auf, denn es würde auf 26. . . . Ke6 27. Sc5†! L×c5; 28. Df5† Kd6; d×c5† b×c5; 30. Td1 matt folgen.

Eine, vom Führer der weißen Steine sehr gut und schneidig gespielte Partie.

✱

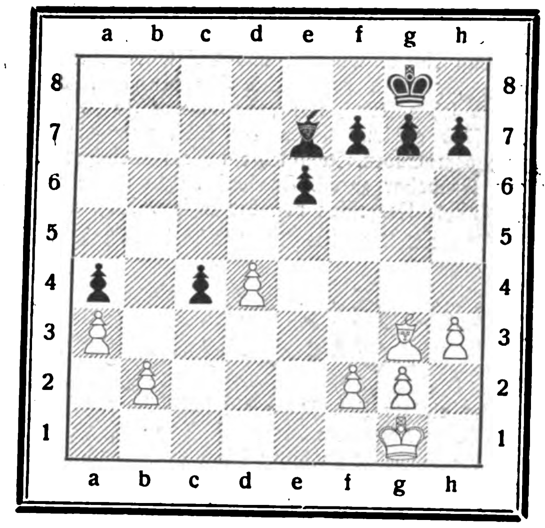
Aufgabelösung aus Folge 24. Dreizüger v. F. Berhausen, Wipperfürth: 1. Sh5 K×h5; 2. Df6 Lg6; 3 Dh4†† nebst weiteren sechs leicht sichtbaren Abspielen.

Ein lehrreiches Endspiel

Taktik gegen rückständige Bauern.

Schwarz: Weltmeister Dr. Aljechin.

Stellung nach dem 31. Zuge von Schwarz:
Schwarz: Kg8, Le7, Ba4, c4, e6, f7, g7, h7 (8).



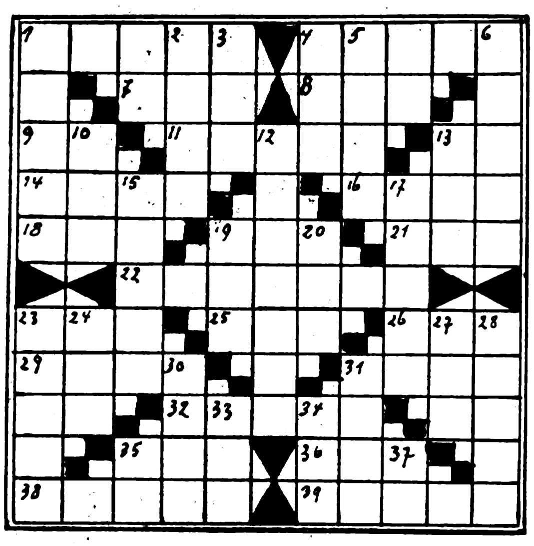
Weiß: Kg1, Lg3, Ba3, b2, d4, f2, g2, h3 (8).
Dr. E. Voellmy, Basel.

Weiß hatte die Damen auf c4 getauscht und dadurch den schwarzen Bb5 nach c4 gebracht, wo er nun eine unheilbringende Stellung einnimmt. Wäre Weiß dem Damen-Tausch ausgewichen, so wäre ein schwieriges Endspiel geblieben, dessen Ausgang zweifelhaft gewesen wäre. Nun zog Weiß: 32. Lg3—f4. Jetzt ist Weiß merkwürdigerweise sofort verloren. Wodurch?

RÄTSEL

Kreuzworträtsel

Die Wörter bedeuten: Waagrecht: 1. Gemüse, 4. norweg. Dichter, 7. weibl. Vorname, 8. Nebenfluß der Donau, 9. japan. feierliche Schauspiele, 11. Prophet im alten Testament, 14. eine Zahl, 16. Spitze eines Truppenkörpers, 18. Hausflur, 19. Nebenfluß der Saale, 21. Segelstange, 22. Staat in U.S.A., 23. finnische Hafenstadt, 25. Fisch, 26. Lebensende, 29. deutscher Philosoph, 31. Behälter, 32. älteste Bibelübersetzung, 35. See in Irland, 36. lat. bete, 38. lappländischer See in Finnland, 39. engl. gewandt, flott.



Senkrecht: 1. Milchprodukt, 2. Hafenstadt in Südarabien, 3. Bergeinschnitt, 4. weibl. Vorname, 5. Pflanzenfaser, 6. Dorf mit Zeustempel in Griechenland, 10. nord. Münze, 12. weibl. Vorname, 13. griech. Buchstabe, 15. Vereinigung Staatenbund, 17. Muse, 19. Gebirge im nordwestl. Kleinasien, 20. Zeichen, 23. Wertpapier, 24. Trinkstube, 27. Himmelsrichtung, 28. Gesichtsfarbe, 30. Lebewesen, 31. Körperorgan, 33. Getränk, 34. Lotterieanteil, 35. ägypt. Sonnengott, 37. Doppelvokal.

Zahlenrätsel

1	2	3	4			=	griechische Göttin
5	6	7	8	9	6	=	Maske
6	2	8	6	9		=	Sternbild
10	6	11	8			=	germanischer Gott
12	8	13	1	2	6	=	Gestalt aus Mozartoper
14	1	10	3	4		=	engl. Landschaft
1	10	4	3	9	14	=	Ort in der Pfalz
13	15	9	9	1	2	=	nordischer Männername
15	6	2	1			=	Roman von Ibsen
3	5	8	16	17		=	weibl. Vorname
2	15	18	3	9	4	=	Maler

Die Anfangsbuchstaben ergeben den Namen eines bayerischen Ministers.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a ab beef brin cha cher de dee der di di dra e e ei en es fi har har i i i i kai kin kus la lach land le le len lo ma ma ma ma na na ne ner nor o rat ri ro scheu seg si si si sis staats steak syn tät tät te te teau ten ter to tob uhr vi vo vas zit sind 28 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch Friedrichs des Großen ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Oper von Bellini, 2. Gedanke, 3. Schloß (franz.), 4. nordamerik. Staat, 5. Rechtsberater, 6. Behälter, 7. Handwerker, 8. Krankheitserscheinung, 9. ägypt. Göttin, 10. bibl. Berg, 11. Stadt in Tirol, 12. Figur aus der Oper Bajazzo, 13. Ekel, 14. Komponist, 15. Stadt am Adriat. Meer, 16. Renntier, 17. Paladin Karls des Großen, 18. Frucht, 19. deutscher Strom, 20. Fehlbetrag, 21. Schauspiel, 22. Pflanze, 23. Beamter, 24. Diener, 25. Stadt an der Drau, 26. Fleischspeise, 27. tierisches Produkt, 28. Natürlichkeit. (ch und ei = ein Buchstabe.)

1 .... 15 ....

2 .... 16 ....

3 .... 17 ....

4 .... 18 ....

5 .... 19 ....

6 .... 20 ....

7 .... 21 ....

8 .... 22 ....

9 .... 23 ....

10 .... 24 ....

11 .... 25 ....

12 .... 26 ....

13 .... 27 ....

14 .... 23 ....

Groß- und Kleinschreiben

Es hämmert starke Hand ihn an den Wagen,
Zum Feste schmückt er blitzend schöne Frau n,
Auf grüner Wiese spielt damit das Kind.
Für Menschen, die es (kleingeschrieben) sind,
Ist er Symbol für Liebe und Vertrau'n.
Doch wenn er aus des Himmels Höhe sinkt,
Wird kein Hoffnungskeim, und golden winkt
Der Segen nicht, den unsere Bäume tragen.

Zahlenrätsel

1 2 3 4 5 6 7 7 4	= Oper von Verdi
4 8 7 6 1 9	= kirchl. Fest
4 5 10 11 12	= Berg in Griechenl.
8 4 12 1 13 9	= Singstimme
6 2 5 13 9 14	= Insel
15 2 4 5 2 9 6	= Musikinstrument
6 14 2 8 4 9	= Erfinder
5 6 15 16 4 2 6	= Blume
7 2 17 6 7	= asiat. Hochland

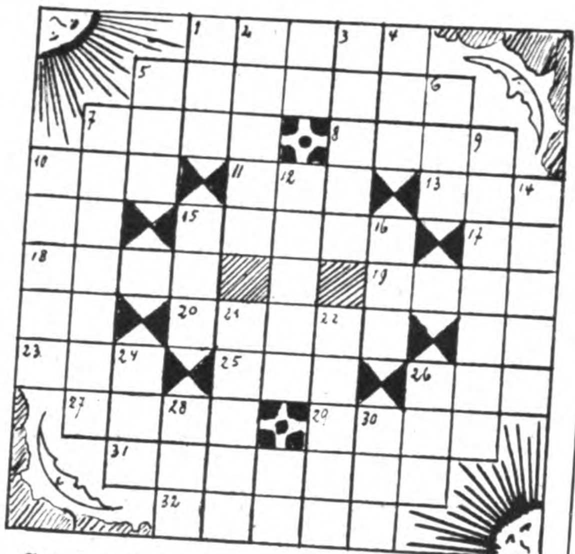
Die Anfangsbuchstaben ergeben den Namen eines Staatsmannes.

Austausch-Rätsel

Am Donaustrand bin ich bekannt
Als schöne Gegend, reizendes Land.
Doch dreht man mir das Herz im Leib,
Ich Volksnahrung in China bleib.

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. weibl. Vorname, 5. Stadt in Italien, 7. engl. General im Weltkrieg, 8. harmlos, ein-fältig, 10. Bergeinschnitt, 11. Nebenfluß der Oder, 13. Fluß in Holland, 15. Luftkurort in Oberbayern, 17. chemisches Zeichen für Natrium, 18. Fluß in Spanien, 19. hilfreich und gut, 20. durchsichtige Farbe, 23. Mär-chengestalt, 25. Sohn Jakobs, 26. Kosename bei Kin-dern, 27. Entdecker des Seeweges nach Ostindien, 29. das Gegenteil von alt, 31. spanisches Saiteninstrument, 32. weibl. Vorname.



Senkrecht: 1. Meeresbucht, 2. Gipfel der Berner Alpen, 3. Nadelbaum, 4. Sammlung geflügelter Worte, 5. Zeichen, 6. Artikel, 7. Hafenstadt, 9. Stadt in Italien, 10. lebende Wesen, 12. Stadt in Sachsen, 14. Insel im Mittelmeer, 15. Drehpunkt, 16. Nebenfluß der Warthe, 21. türkische Hafenstadt, 22. Staatenbund, 24. Ferment, 26. wie Nr. 4 senkrecht, 28. englische Insel, 30. männlicher Kurzname.

Silbenrätsel

Aus den Silben: beth bil de de de den do e e e en er gall gie her hun i i i jagd kon lard lex li li lin me mo mün na nach narch nek nen ner ni no oe ragd ran re reich ri ris sa sau se si sma sop ster stri tät tar ti tra u ve ver vi xi za sind 22 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines Staatsmannes und einen Ausspruch desselben ergeben.

1 .... 12 ....
2 .... 13 ....
3 .... 14 ....
4 .... 15 ....
5 .... 16 ....
6 .... 17 ....
7 .... 18 ....
8 .... 19 ....
9 .... 20 ....
10 .... 21 ....
11 .... 22 ....

Die Wörter bedeuten: 1. Herrscher, 2. Hochschule, 3. vorsintflutliches Tier, 4. Musikstück, 5. europäischer Staat, 6. Wörterbuch, 7. Sternbild, 8. Schicksalsgöttinnen, 9. Teil des Auges, 10. Badestrand, 11. Paradies, 12. Kugelspiel, 13. Willenskraft, 14. Göttertrank, 15. Pelz, 16. Name einer englischen Königin, 17. Insel im Mittell. Meer, 18. Singstimme, 19. Edelstein, 20. deutsche Stadt, 21. Vogel, 22. Küstenlandschaft. (ch = ein Buchstabe, j = i.)

Rätsel

Du mußt, willst du mein Wort erschau'n,
Zur Himmelshöh' den Blick erheben.
Und stellst du seine Zeichen um,
O Mensch, dann ist's das Erdenleben.

Rätselauflösungen aus Folge 27:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 4. Medizin, 7. Remus, 9. Topp, 10. Chef, 11. Etsch, 12. Kinn, 13. Rips, 14. Droge, 16. Blei, 17. Iris, 18. Kelch, 20. Meidner. Senkrecht: 1. Perpendikel, 2. Limes, 3. Fischreiher, 5. zu, 6. Gorilla, 8. Delphin, 15. Oelde, 19. Ei. — **Zahlenrätsel:** Figaro, Ring, Alhambra, Notar, Zink, Valuta, Oper, Notiz, Elch, Pfau, Pinie = Franz von Epp. — **Rösselsprung „Grenzlandschwur":** Volk will zu Volk, Blut will zu Blut, Und Flamme will zu Flamme. Steig' auf zum Himmel, heilige Glut, Rausch' fort von Stamm zu Stamme! Volk will zu Volk, ein Opferstrom soll alle Herzen einen. Hoch über einem deutschen Dom soll Gottes Sonne scheinen. — **Rätselvers:** Solo, Solon. — **Silbenrätsel:** 1. Mameluck, 2. Alemanne, 3. Nabuchodonosor, 4. Biarritz, 5. Rabau, 6. Atlas, 7. Ute, 8. Cagliari, 9. Hunnen, 10. Tiefbau, 11. Kirchturm, 12. Essig, 13. Iser, 14. Nero, 15. Genius, 16. Regulus, 17. Oschatz, 18. Spandau, 19. Schwungrad, 20. Eidechse, 21. Religion, 22. Dvorak, 23. Einöde, 24. Nachen = Man braucht kein großer Denker zu sein, um groß zu denken. — **Maschenrätsel:** 1. Hand, 2. Nest, 3. Star, 4. Alge, 5. Nord, 6. Riga, 7. Gabe, 8. Bett, 9. Tell, 10. Lese, 11. Oslo, 12. Leni, 13. Newa, 14. Wade, 15. Dose, 16. Sage, 17. Ries, 18. Eibe, 19. Bode, 20. Dora, 21. Reno, 22. Rota, 23. Drei, 24. Echo, 25. Hero, 26. Rabe.

Glossen der Woche



Mit der Klassenkampfidee
ging sie jahrelang hausieren!
Tiefster Sinn der S.P.D.
war, das Volk zu ruinieren!

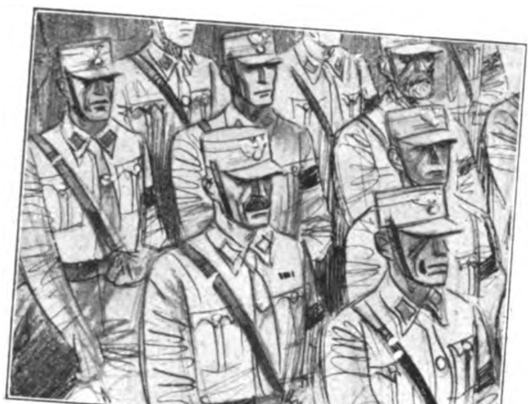


Was zur Abwehr sich geeint,
machte ihr das Leben sauer.
Sieghaft drang der braune Feind
vor, zu aller Bonzen Trauer.

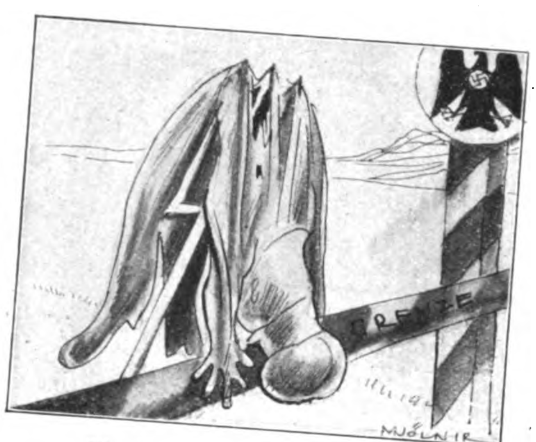


Der hat's erfaßt.

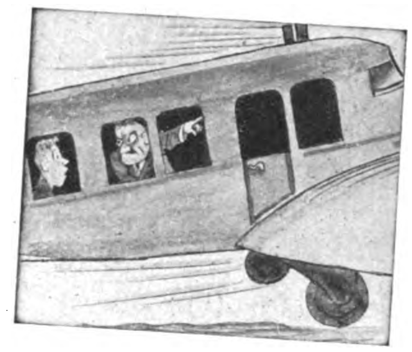
„Wie wäre es, wenn ich mich jetzt scheiden ließe! Ich würde dann meine Alte los und bekäme ein fesches Mädel mit tausend Mark öffentlicher Mitgift!"



Endlich war die S.P.D.
aus dem Blickfeld ganz verschwunden.
Nur der braunen Marscharmee
fühlte sich das Volk verbunden.



Als die S.P.D., betört
von des Auslands Hilfeklängen,
treu auf diesen Ruf gehört,
blieb am eigenen Spieß sie hängen!



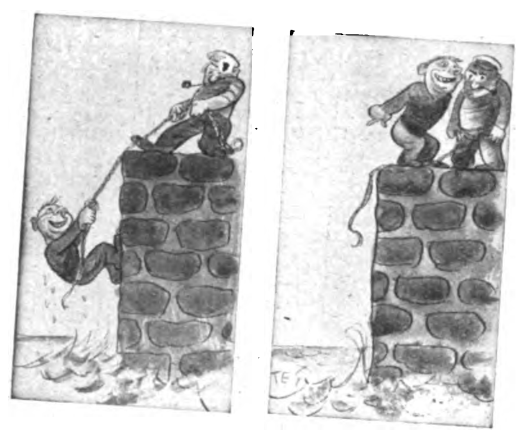
Nur immer korrekt.

„Sie haben mich beleidigt, mein Herr! Darf ich Sie einen Moment hinausbitten?!"



Das Ende der Staatspartei.

... und aus den Trümmern des großen Turmes kroch eine Ratte, die noch eine kurze Strecke lief und dann an den Folgen des Sturzes verendete.



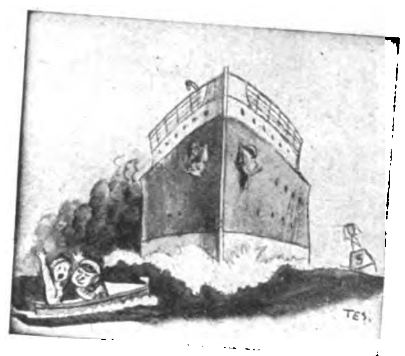
Ein Gemütsmensch.

Der Retter: „Gut festhalten!"

Der Gerettete: „Ha, ha ha ha — —".

Der Retter: „Warum haben Sie vorhin, als ich Sie aus dem Wasser zog, so gelacht?"

Der Gerettete: „Ich dachte, wenn ich jetzt loslasse, fallen Sie da oben auf den Hintern!"



Dem Mutigen gehört die Welt.

„Rege dich nicht auf, ich habe hier das Vorfahrtsrecht!"



Logische Vermutung.

„Vaflucht, det Seil hat ja iebahaupt keen Ende, det muß eener abjeschnitten ham!"



Gespräch in Genf.

„Na, Herr Kollege, bleiben Sie jetzt nach Vertagung der Abrüstungskonferenz auch noch ein paar Tage in Genf?"

„Mais non, ich muß sofort auf die Bahn, morgen habe ich Aufsichtsratssitzung bei Schneider-Creuzot!"

Verlag: Fr. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11-17, Fernsprecher: 20647 u. 22131. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post und durch jede Buchhandlung monatlich 86 Pfennig, durch Umschlag M. 1.45. Versand ins Ausland durch Umschlag monatlich M. 1.45, für Länder mit ermäßigtem Porto M. 1.25. Postscheckkonto: München 11346; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern, Postscheck III 7205. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank, Filiale Kaufingerstraße. / Der „Illustrierte Beobachter" erscheint wöchentlich am Samstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39/II, Fernruf: 20755 und 20801. Hauptschriftleitung und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dietrich Loder, München; Berliner Schriftleitung Dr. Hans Diebow; verantwortlich für Anzeigen: Erwin Finkenzeller, München. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. / Österreich: Für den Inhalt verantwortlich Eduard Steinaassinger; Auslieferungsstelle N. S. P.-Verlag, beide in Linz a. d. D., Langgasse 4/I. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Adressenvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Organisationsleben muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.

Diese Ausgabe darf in Lesezirkeln nicht geführt werden



Alfred Rosenberg, Leiter des Außenpolitischen Amtes, und sein Privatsekretär Pg. Thilo v. Trotha.

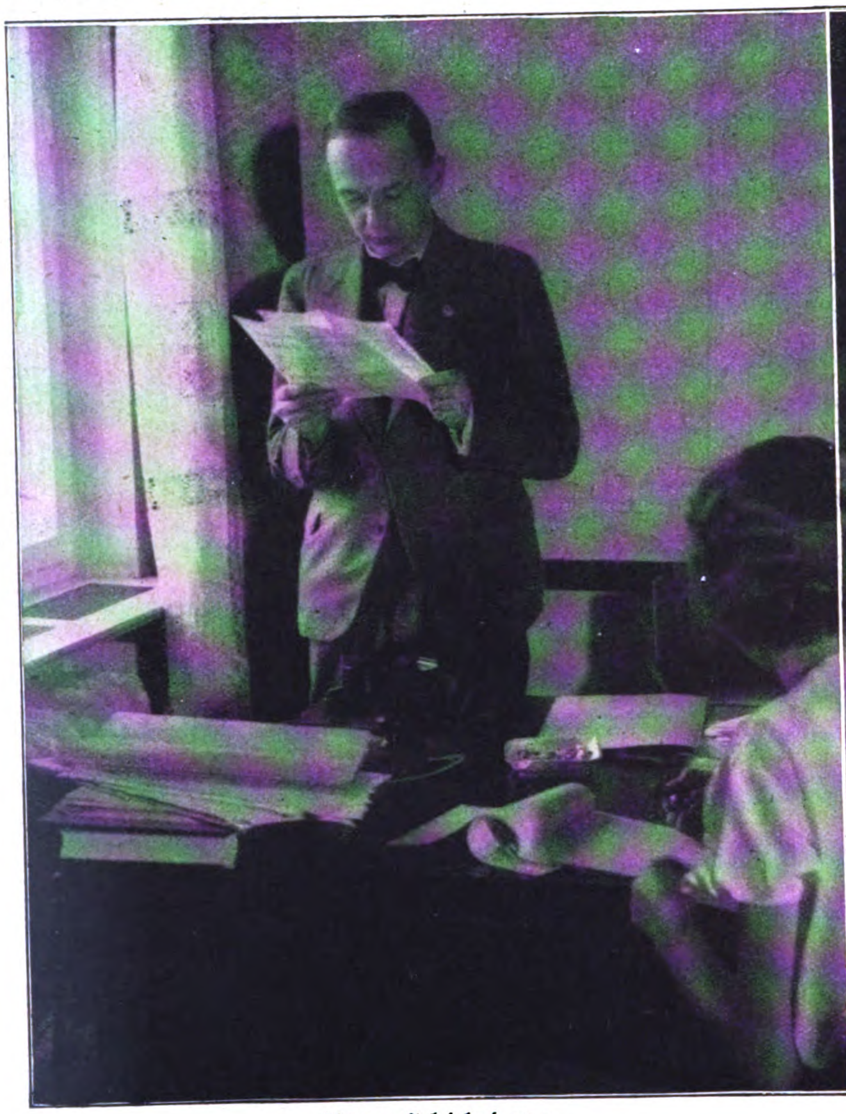
Das Außenpolitische Amt der N·S·D·A·P

Als Schlußstein in dem planvollen Aufbau der Nationalsozialistischen Partei ordnete der Führer am 1. April d. J. die Errichtung des Außenpolitischen Amtes der N.S.D.A.P. an und betraute mit seiner Leitung den Hauptschriftleiter des „Völkischen Beobachters", Alfred Rosenberg, der seit Jahren der außenpolitische Vertrauensmann des Führers ist und als solcher gegenüber manchen anfänglichen Unklarheiten und widerspruchsvollen Auffassungen in der Partei die klare Linie der Außenpolitik des Führers herausgearbeitet hat.

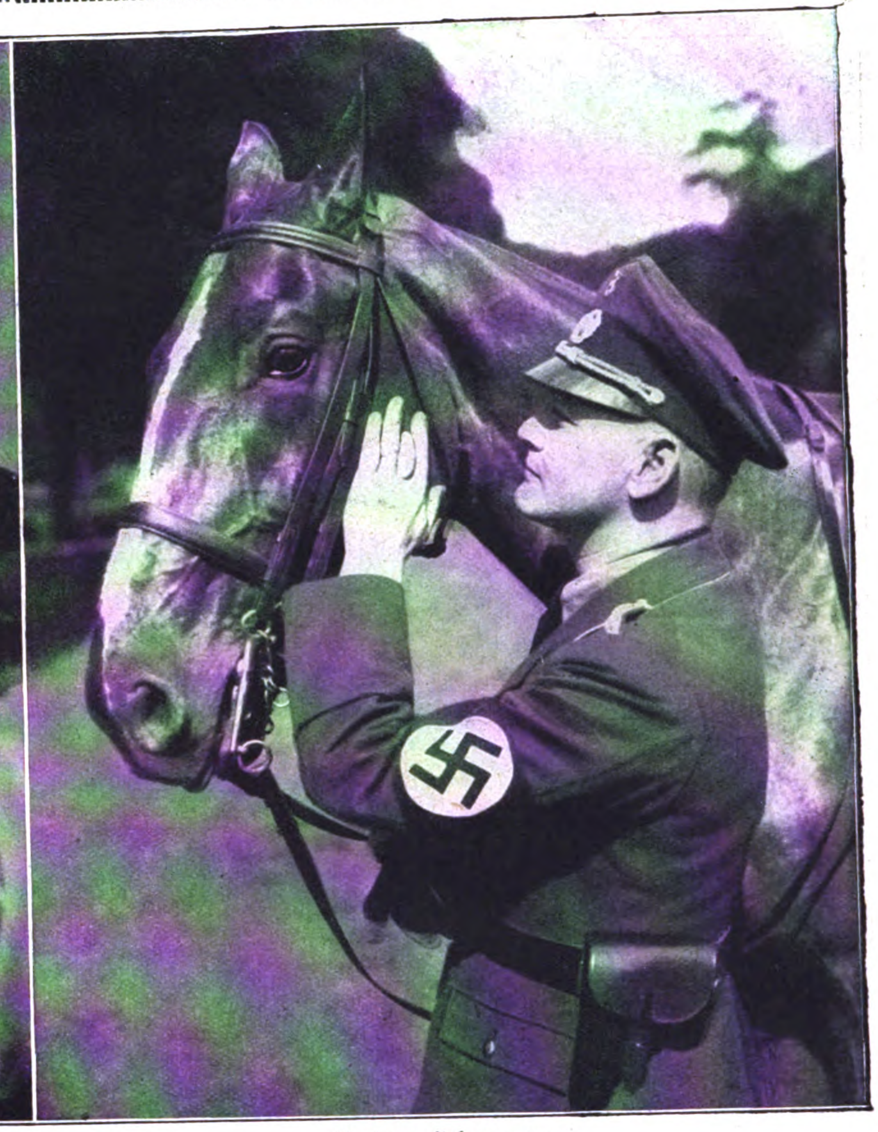
Bei Übernahme seines neuen Amtes umriß Alfred Rosenberg einmal kurz die Ziele des Außenpolitischen Amtes. Er bezeichnete dabei die Durcharbeitung der Probleme des Ostraumes und des Donauraumes, der Fragen der deutschen Gleichberechtigung und die Heranziehung junger, für die außenpolitischen Aufgaben geeigneter Nationalsozialisten als die besonderen Aufgaben des Amtes. Welche bedeutungsvolle Stellung diesem neuen Parteiamt zufällt, zeigte sich dann schon in den ersten Wochen, als der von den verschiedenen Internationalen geschürte Verleumdungsfeldzug gegen Deutschland anbrandete und es galt, die der nationalsozialistischen Weltanschauung zugedachte Niederlage mit nationalsozialistischen Waffen abzuwehren.

Rosenberg hat es von Anfang an abgelehnt, einen großen, aufgeblähten Apparat aufzuziehen, und berief erst nach sorgfältiger Wahl seine nächsten Mitarbeiter in das Amt. Denn ebenso wie der Nationalsozialismus in der Außenpolitik nicht das Amtsgeheimnis einer vom Volk abgesonderten Bürokratie sieht, sondern sie als Lebenskampf des ganzen Volkes betrachtet, so weiß er auch, daß gerade für die geistig-politische Auseinandersetzung der nationalsozialistischen Revolution mit der Welt ruhige Nerven und klarer Blick die Voraussetzung sind, daß dieser Kampf, der auch den Mitteln der kommenden deutschen Außenpolitik ein anderes Gesicht geben wird, von Menschen geführt werden muß, die zu ihrer sachlichen Eignung die Überzeugtheit des langjährigen nationalsozialistischen Kämpfers mitbringen.

Alfred Rosenberg, Leiter des Außenpolitischen Amtes. 1893 in Reval geboren. Auf den Fünfzehnjährigen wirken nachhaltig Chamberlains „Grundlagen" und Wellhausens „Israelitische und jüdische Geschichte". Philosophische, historische und kulturgeschichtliche, besonders indische Studien. Der Achtzehnjährige hält Vorträge über die Judenfrage. Er zeichnet viel und studiert in Riga Architektur. 1917 von Riga nach Moskau verschlagen, arbeitet er über Ilias und Nibelungenlied. Sommer 1917 von der Krim nach Reval, den deutschen Truppen entgegen. Meldet sich beim Einmarsch 1918 freiwillig zum deutschen Feldheer, wird als „Ausländer" abgelehnt. Ein zweiter Versuch mißlingt ebenso. Zeichenlehrer in Reval. Dort großer politischer Vortrag über Marxismus und Judenfrage. Über Berlin nach Räte-München. Reden auf offener Straße vor Tausenden über den Bolschewismus. Zusammentreffen mit Dietrich Eckart, Mitarbeiter an der Zeitschrift „Auf gut Deutsch". 1919 Begegnung mit Adolf Hitler. Seitdem untrennbar an des Führers Seite. Koburg 1922, München November 1923. Hauptschriftleiter des „Völk. Beobachters", seit 1924 Herausgeber des „Weltkampf" und Begründer der „Nationalsozialistischen Monatshefte". Sein Werk „Der Mythus des 20. Jahrhunderts" ist die Verkündung einer Weltanschauung, die den seelisch gebundenen Rassengedanken zum Schlüssel der Weltgeschichte und den völkischen Staat zum Grundpfeiler einer neuen Weltordnung macht. Deutschland ist das erste Volk der Welt, das diese großen Erkenntnisse Tat werden läßt. Zahlreiche Schriften: „Pest in Rußland" 1922, „Die Spur des Juden im Wandel der Zeiten", „Die Hochfinanz als Herrin der Arbeiterbewegung in allen Ländern", „Der völkische Staatsgedanke", „Das Verbrechen der Freimaurerei", „Das Wesensgefüge des Nationalsozialismus" u. a. Als Außenpolitiker ist Alfred Rosenberg durch seine Schrift „Der Zukunftsweg der deutschen Außenpolitik" bekannt geworden. Während seiner Auslandsfahrten hat er auch in Italien und in England allgemeine Anerkennung gefunden. Die Arbeit



Arno Schickedanz.



Artur Schumann.

über „Krisis und Neugeburt Europas", veröffentlicht in der „Reale Academia d'Italia", hat die Idee des Viermächtepaktes angeregt. Der Besuch, den ihm der ungarische Ministerpräsident Gömbös auf Einladung des Außenpolitischen Amtes in Berlin machte, erregte großes Aufsehen.

Rosenberg ist seit 1930 Mitglied des Reichstags und Gründer und Reichsleiter des Kampfbundes für deutsche Kultur. Einen guten Überblick über sein Schaffen gewährt die Biographie von F. Th. Hart: „Alfred Rosenberg, der Mann, und sein Werk."

Thilo von Trotha, Privatsekretär Alfred Rosenbergs und Bearbeiter der skandinavischen Fragen im Außenpolitischen Amt. Studierte ursprünglich Germanistik. Er unternahm mehrere Nordlandreisen. Seit Jahren gehört v. Trotha der Bewegung an. 1931 wurde er ins Braune Haus berufen und arbeitete dort anfänglich unter Darré. 1932 wurde er von Rosenberg in das Außenpolitische Archiv geholt, das eine der Keimzellen des heutigen Außenpolitischen Amtes war.



Diplom-Ingenieur Werner Daitz (rechts) im Gespräch mit dem ungarischen Gesandten Exzellenz Masirevich.

Ab Frühjahr 1933 leistete er intensive Mitarbeit an den „Nationalsozialistischen Monatsheften", für die er jetzt verantwortlich zeichnet. Veröffentlichte verschiedene Arbeiten außenpolitischer und kulturpolitischer Natur.

Arno Schickedanz, Hauptabteilungsleiter, bearbeitet Ost- und Personalfragen. Er ist ein alter Kämpfer der Bewegung, der vom Generalstaatskommissar v. Kahr nach dem 9. November 1923 wegen Beteiligung an dem sogenannten Hitlerputsch administrativ aus Bayern ausgewiesen wurde. Er war seinerzeit der engste Mitarbeiter des am 9. November gefallenen Dr. v. Scheubner-Richter, der sich vorwiegend außenpolitischen Fragen gewidmet hatte. Schickedanz, der sich auch innenpolitisch einen guten Namen gemacht hatte, wurde besonders durch sein die Judenfrage behandelndes Buch über den „Sozialparasitismus im Völkerleben" bekannt. Er hat die schweren Kämpfe der Bewegung von den ersten Jahren an mitgemacht und gilt als besonders guter Kenner der ostpolitischen Fragen. Seit mehreren Jahren ist er Mitarbeiter des „Völk. Beob."; bis Januar 1933 war er Vertreter des Zentralblattes der Partei in Berlin. Seit der Verlegung der norddeutschen Redaktion des „V. B." nach Berlin bearbeitet er dort den außenpolitischen Teil.

Artur Schumann, Leiter der Hauptabteilung 1. 1917 als 17jähriger Westfront, Baltikum, Kampf gegen Spartakisten im Zeitfreiwilligenregiment Leipzig, Ingenieurstudium in Chemnitz. 1921 Oberschlesien, M.-G.-Führer, Sturm auf Zembowitz schwer verwundet. Sommer 1922 Mitglied der N.S.D.A.P. Koburg. Haftbefehl. Flucht nach Bayern. Adjutant: Regiment Oberfranken. November 1923 erneut Haftbefehl, Flucht ins Ausland. Häufige Begegnungen mit Dietrich Eckart. Flucht nach Österreich, dort als Arbeiter tätig. Aus politischen Gründen ausgewiesen. Wanderung durch Italien. Nach Amnestie 1925 S.A.-Führer in Sachsen. Propagandaleiter in Sachsen, 1931 Reichspropagandaleitung, Hauptabteilung 3. Trotz seiner schweren Verwundung bis heute Mitglied im Reitersturm der S.A. München.

Dipl.-Ing. Werner Daitz, Leiter der Abteilung 3 (Außenhandel) des Außenpolitischen Amts, Gesandter der freien und Hansestadt Lübeck, Mitglied des Reichstages, wurde 1884 in Lübeck geboren. Er entstammt einer alten hanseatischen Familie, studierte Chemie und legte das Diplom-Ingenieur-Examen ab. Als Chemiker ist er außerordentlich vielseitig und besitzt mehrere den Kalibau und das Baugewerbe betreffende Patente. Schon frühzeitig kam er als Konzernleiter mit Außenhandelsproblemen in Berührung. Er ist Eigentümer der Deutsch-Amerikanischen Schiffahrtsgesellschaft. Auf seine Initiative ging s. Z. die Fusion Hapag-Harrymann zurück. Auch an der Legung des ersten Fernkabels nach Amerika, nach dem Kriege, war er beteiligt. Während des Krieges trat er besonders durch die Erfindung eines Ersatzstoffes für Kautschuk hervor. Er ist alter Parteigenosse. Seine augenblickliche Tätigkeit gilt dem Ausbau der deutschen Volkswirtschaft.



Erwin Schneider (links) und Pg. v. Ditz.



Von links: Dr. K. Boemer, Mr. Campbell, Führer der Nez Guard, einer antisemit. Org. in Australien, und W. Hartmann.

Erwin Schneider ist Leiter der Abteilung Südost im Außenpolitischen Amt. Von Geburt Österreicher, hat er bisher in Wien gewirkt, wo er bereits für die österreichische N.S.D.A.P. eine Organisation schuf, die von Wien aus die Verbindung mit den Balkanländern aufnahm. Schneider war Stabsleiter der Landesleitung in Wien. Als im Frühjahr 1933 das Außenpolitische Amt der N.S.D.A.P. in Berlin aufgebaut wurde, war es naheliegend, Schneider als Leiter der Abteilung Südost zu berufen, da er als Österreicher und Organisator der Abteilung in Wien für diesen Posten besonders geeignet erschien, denn Wien ist die gegebene Kopfstation für die Polik, soweit sie sich auf den Balkan erstreckt. Schneider hat in den vergangenen Jahren für den Außenpolitischen Ausschuß des Deutschen Reichstages gearbeitet und die Frage der südöstlichen Politik praktisch in Angriff genommen.

Dr. Karl Boemer, Presse-Referent und Archiv-Leiter im Außenpolitischen Amt, war acht Jahre lang Assistent im Institut für Zeitungskunde an der Universität Berlin. Er gilt als einer der besten Fachmänner auf dem Gebiete der Zeitungswissenschaft und wurde zweimal zu Gastvorlesungen nach den Vereinigten Staaten von Amerika gerufen. Seine Hauptveröffentlichungen sind das „Bibliographische Handbuch der Zeitungswissenschaft“ (1929), dann das „Handbuch der Weltpresse“ (1930) und Arbeiten über den wirtschaftlichen Aufbau des Zeitungswesens. Zur Zeit arbeitet Dr. Boemer neben seiner Haupttätigkeit im Außenpolitischen Amt an einer internationalen Bibliographie des Zeitungswesens. Mit der Partei steht er seit Jahren in enger Fühlung.

Waldemar Hartmann ist Abteilungsleiter im Außenpolitischen Amt der N.S.D.A.P. und Referent für amerikanische Angelegenheiten. Bereits im Jahre 1920 nahm er die Verbindung mit Rosenberg und Dr. v. Scheubner-Richter, einem der Opfer der Erhebung des Jahres 1923, auf. Hartmann ging dann für mehrere Jahre nach Nordamerika, wo er sich kulturpolitisch betätigte. Während der Kämpfe im Baltikum gehörte er zu der Eisernen Division.



Erwin Knauer.



Dr. Franz Lüdtke.

Erwin Knauer, Leiter der Technischen Abteilung im Außenpolitischen Amt der N.S.D.A.P., seit April 1922 in der Bewegung bei der Münchner S.A. bis zum November 1923. Nach Neugründung der Bewegung wurde er dann Mitglied der neu gegründeten S.S., wurde dort mehrfach verwundet. Im Jahre 1932 ward ihm vom Führer das Koburg-Ehrenzeichen verliehen. Pg. Knauer wurde bei der Gründung des Außenpolitischen Amtes von Alfred Rosenberg nach Berlin berufen, um die technische Leitung zu übernehmen.

Dr. Franz Lüdtke, Hauptabteilungsleiter im Außenpolitischen Amt, entstammt als geborener Bromberger dem uns 1919 entrissenen Posener Land. Er hat den größten Teil seiner Lebensarbeit dem Osten gewidmet und zahlreiche geschichtliche und archivarische Forschungen über den Osten veröffentlicht, z. T. Ergebnisse seines Forschungsaufenthaltes am Preuß. Hist. Institut in Rom 1910—1911. Ursprünglich im praktischen Schuldienst stehend, widmete er sich dem Zusammenbruch 1919 ausschließlich der Ostarbeit, wurde Mitbegründer der freien ostmärkischen Volkshochschule, des deutschen Ostbundes und anderer für den Osten wirkender Organisationen, er ist Mitherausgeber der 1920 von ihm begründeten Wochenschrift „Ostland“ und hat eine reiche Zahl von ostdeutschen Büchern veröffentlicht. Nachdem er zusammen mit Dr. Ernst Otto Thiele im Sommer 1932 auf nationalsozialistischer Grundlage die „Deutsche Ostfront e. V.“ begründet hatte, wurde er im April 1933 vom Chef des Außenpolitischen Amtes, Alfred Rosenberg, zum Kommissar für die Vereinigung der Ostverbände berufen. Am 1. Juni 1933 berief Alfred Rosenberg Pg. Dr. Lüdtke als Leiter der Hauptabteilung Deutscher Osten in das Außenpolitische Amt.

Ein Mensch wird gerettet!

3500 Personen ertrinken Jahr für Jahr in Deutschland

Motto:
Das Schwimmen muß Mode werden, damit das Ertrinken unmodern wird. (Guts Muths.)

Dreieinhalbtausend Menschenleben! — Ertrunken bei Schiffbruch, Hafenarbeit, Bade-, Boots- und Eisunfällen — ein langer Zug! Etwa 5000, größer als die Zahl der Opfer, ist die Liste derer, die im Rettungswerk dem sicheren Tode wieder entrissen werden. Mag durch sturmgepeitschte Brandung das Rettungsboot zu Hilfe eilen, sei es der persönliche Einsatz eines Rettungsschwimmers, immer ist es Lebenseinsatz des Retters für den Mitmenschen, immer leuchtet heldenhafte Bereitschaft auf, das kostbarste Gut eines Volkes, das Leben eines Volksgenossen, zu erhalten. In Geld



Die Rettung: nur spritzendes Wasser und ringende Glieder verraten, daß hier um das Leben eines Mitmenschen gerungen wird....

könnte man die Werte nicht ausdrücken, welche jährlich im Wassertode verloren gehen.

Schwerer noch als der Verlust an Geldwerten trifft das, was oft aus der Heiterkeit eines Sommertages an Tränen, Kummer und Not über deutsche Familien hereinbricht.

Ebensowenig in Geld meßbar ist die Summe freiwillig übernommener und geleisteter Mitarbeit am Rettungswerk, wie sie uns in Gestalt der vielen Rettungswachen entgegentritt, die jetzt zur Badezeit schon überall errichtet werden. Nicht hoch genug anzuschlagen aber ist besonders die vorbeugende Arbeit durch



Gegen die gefährliche Umklammerung von hinten hilft im Ernstfalle nur der entschlossene Schlag mit dem Hinterkopf auf die Nase. Rücksicht ist hier fehl am Platze!



Den Würgegriff des Verunglückten am Halse löst man durch Griff in die Handkante und Wegdrücken desselben Arms am Ellenbogen mit einem kurzen, seitlichen Ruck des Körpers.



Umklammert dich der Ertrinkende von vorn, so packe seine Nase, drücke seinen Kopf zurück ins Wasser und stoße zur Befreiung mit dem Knie in seinen Leib!







Rettungsgriffe. Beim Kopfgriff nimmt der Retter den Unterkiefer des Verunglückten zwischen die Hände, schwimmt selbst auf dem Rücken.

Der Achselgriff. Der Retter transportiert mit Griff unter den Armen. Die Prüfung verlangt 25 Meter Schwimmen in dieser Lage — beide mit voller Kleidung.

Der Haargriff wird in Amerika viel angewandt. Praktisch wegen des leichten Schwimmens in Seitenlage, setzt aber voraus, daß der Verunglückte — keine Glatze hat.

Schul - Schwimmen, Schwimmvereine und Lebensrettungsunterricht.

Volksfreunde aller Art bemühen sich seit Jahrzehnten um den planmäßigen Schul-Schwimm-Unterricht. Leider hat der neue Staat auch hier noch ein großes Brachfeld übernommen — es war bisher noch immer keine durchgängige Regelung dieser Frage erfolgt. Wie aber würde die Todeskurve des nassen Todes sinken müssen, wenn jedes Schulkind so selbstverständlich wie das Lesen und Schreiben auch das Schwimmen erlernte!...

So ist es immer noch Sache der Schwimmsportorganisationen, die Kenntnis des Schwimmens und Rettens zu verbreiten. Niemand findet sich selbstverständlich in deutschen Schwimmvereinen, der diese Pflicht dem Volksganzen gegenüber ablehnte oder nur zurückstellte.



Mit der Last an Land: Schon im metertiefen Wasser muß man das Opfer aufladen, um den schweren Menschen notfalls über steiles Ufer, Treppen usw. an Land zu bringen.



a) Die Einatmung.



b) Die Ausatmung.

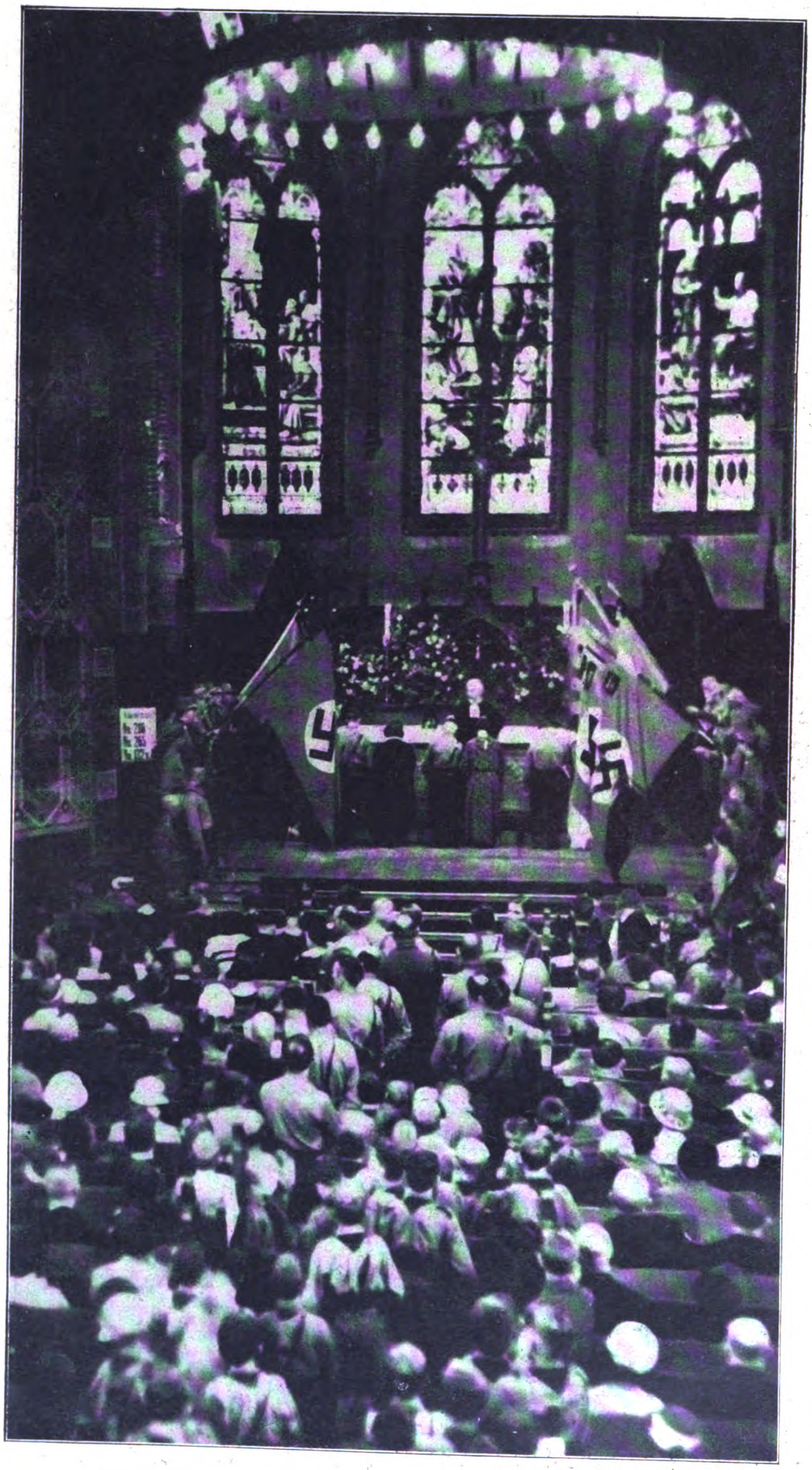
Künstliche Atmung: die Wiederbelebungsmethode nach Silvester-Brosch-Meyer. Sie ist sehr wirksam, aber schwer zu erlernen, sehr anstrengend, besonders, weil jede künstliche Beatmung oft stundenlang bis zum Eintreffen des Arztes durchgeführt werden muß.



Die Schäfer-Methode der künstlichen Atmung beruht auf Zusammenpressen und Loslassen der frei beweglichen unteren Rippen. Sie ist leicht zu erlernen und daher volkstümlicher.

Eine Berliner Sensation:

50 nationalsozialistische Paare lassen sich gemeinsam trauen



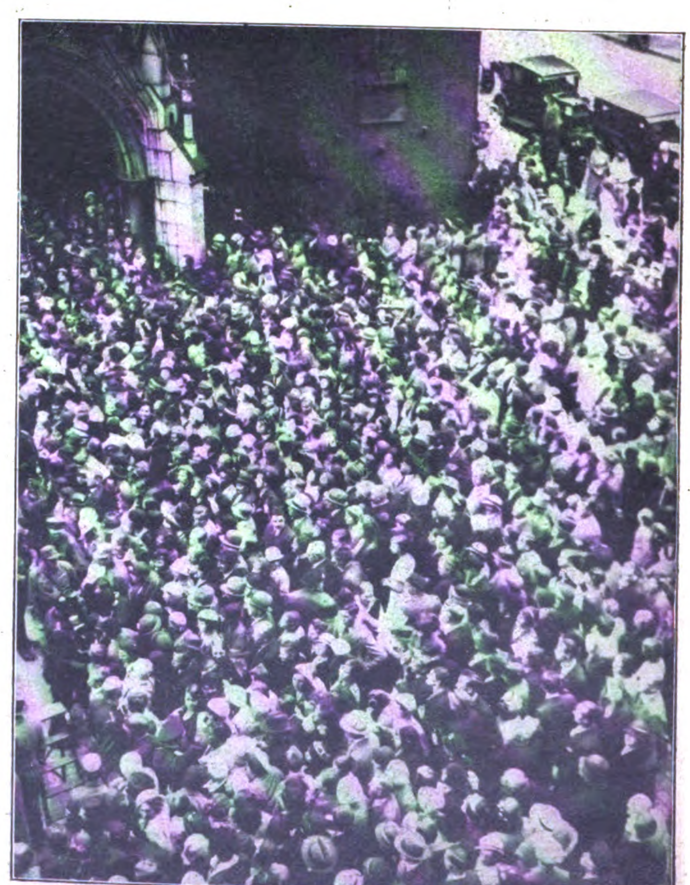
(Aufnahme Umbo-Reinke)
Pfarrer Lengning nimmt in der Berliner Lazaruskirche die Trauung vor.



Die Paare durchschreiten beim Verlassen der Kirche ein Spalier grüßender Hitlerjugend.



(Phot. Presse-Bild-Zentrale)
Der Zug der Brautpaare auf dem Wege zur Kirche.



Die Massentrauung fand die herzliche Anteilnahme der Berliner Bevölkerung.

Preis 20 Pfennig
Ausland: 35 Pfennig

8. JAHRGANG / FOLGE 29 / SAMSTAG, 22. JULI 1933

IB Illustrierter Beobachter

VER… HER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

15. Deutsches Turnfest in Stuttgart



EINE HERVORRAGENDE LEISTUNG

Wadenstand am Barren, eine Übung, die nur erstklassige Turner zustandebringen.

MÄNNER VON STAHL

GIPFELLEISTUNGEN DEUTSCHER TURNER

Aufnahmen
C. Werner

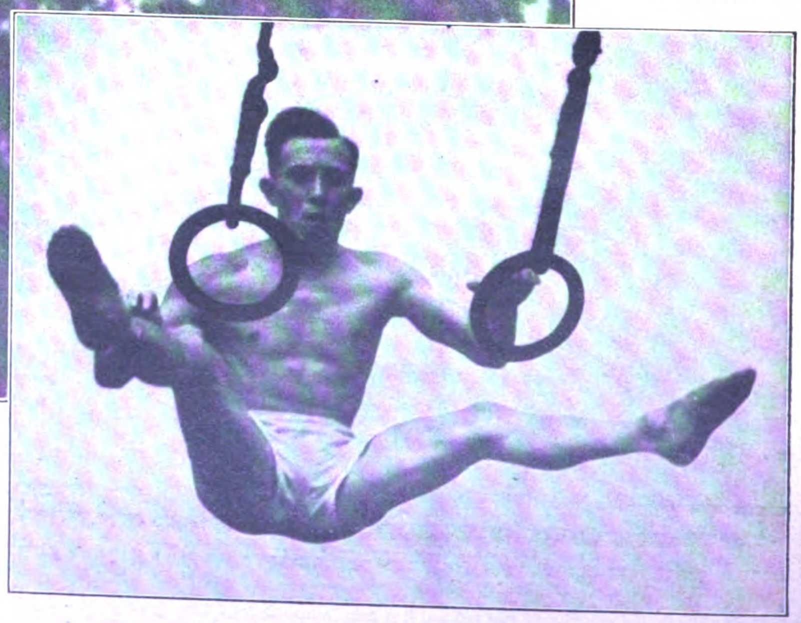


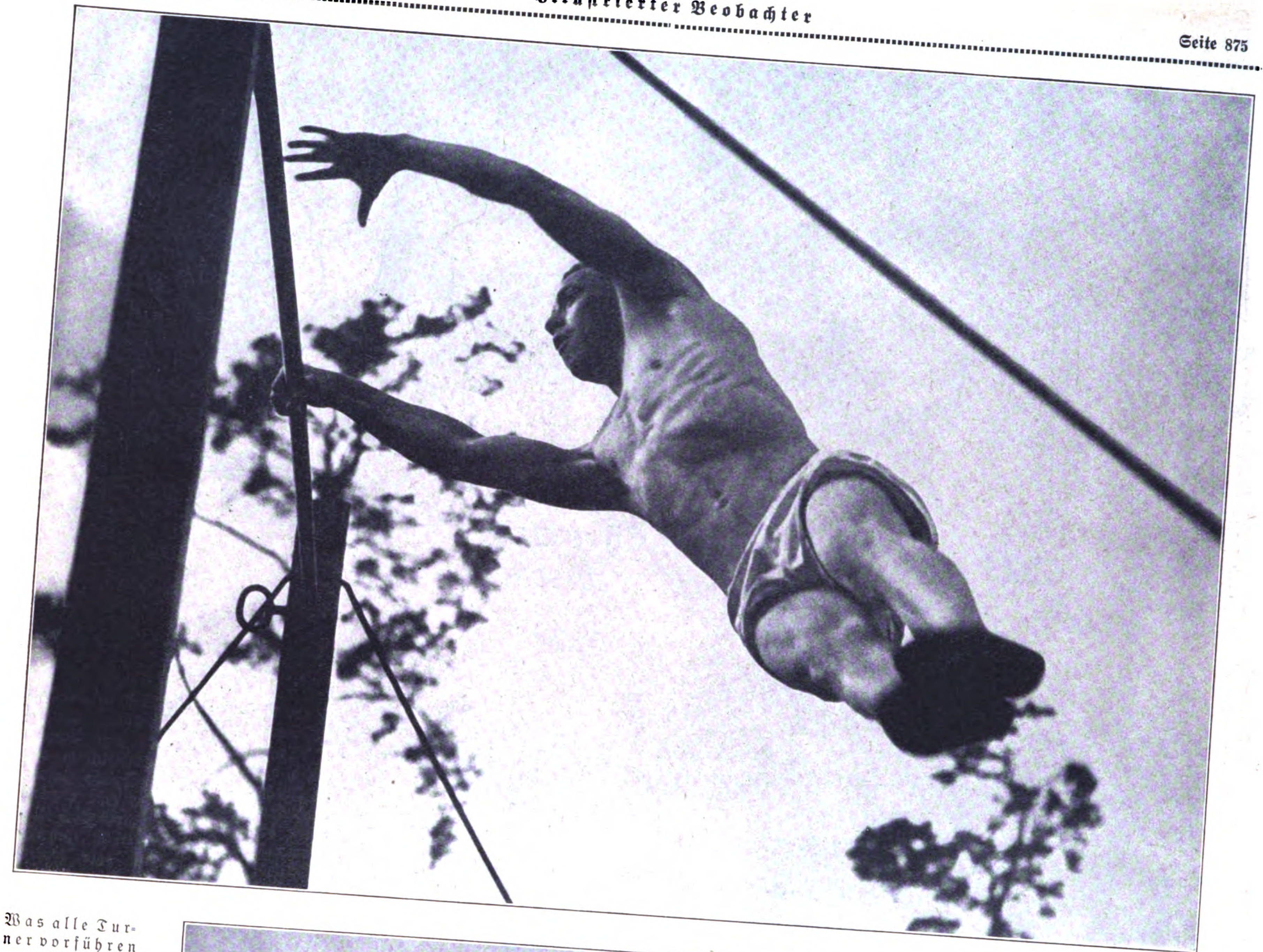
Unten: Das Glanzstück eines Meisters.

Bruno Johnke, 27 Jhr., der erfolgreichste Berliner Kunstturner, bei einer seiner schwierigsten Übungen an den Ringen, Rückschwung, Ausgrätschen, mit Wiederfassen der Ringe. Die Schwierigkeit liegt im Auswägen des Schwunges und wieder Zugreifen. Es ist ein reines Zusammenarbeiten v. Muskeln und Gedanken. Vorbeigreifen hat den schwersten Sturz zur Folge, so daß sich an diese Übung nur die Großen heranwagen dürfen.

Schwierige Abgangsübung von den Ringen.

Walter Jost, bekannt als einer der besten aus der Berliner Kunstturner-Städtemannschaft, 36 Jahre alt. Es gehört großer Mut und viel Geschicklichkeit dazu, das Gerät im richtigen Augenblick zu verlassen und den Körper mit einer Drehung um die Längsachse auszubalancieren. Dabei befindet sich der Körper in 7—8 Meter Höhe. Walter Jost startet bei den Zwölfkämpfen in Stuttgart. Der fliegende Mensch kommt von 7 Meter Höhe zum Stand auf den Boden.





Was alle Turner vorführen müssen.
Bruno Johnke zeigt in vorbildlicher Form einen Teil der Pflichtübungen am Reck: Aus dem Sturzhang Ausflanken mit Grifflösen u. Wiederfassen.



Die Luftrolle rückwärts in den Stütz.
Eine selten gezeigte Übung am Barren, die wegen ihrer Gefährlichkeit nur von ganz wenigen Turnern ausgeführt wird. Walter Jost bei der Ausführung dieser Übung in vorbildlicher Haltung.



1925

wohnte jeder Vierte in der Großstadt.



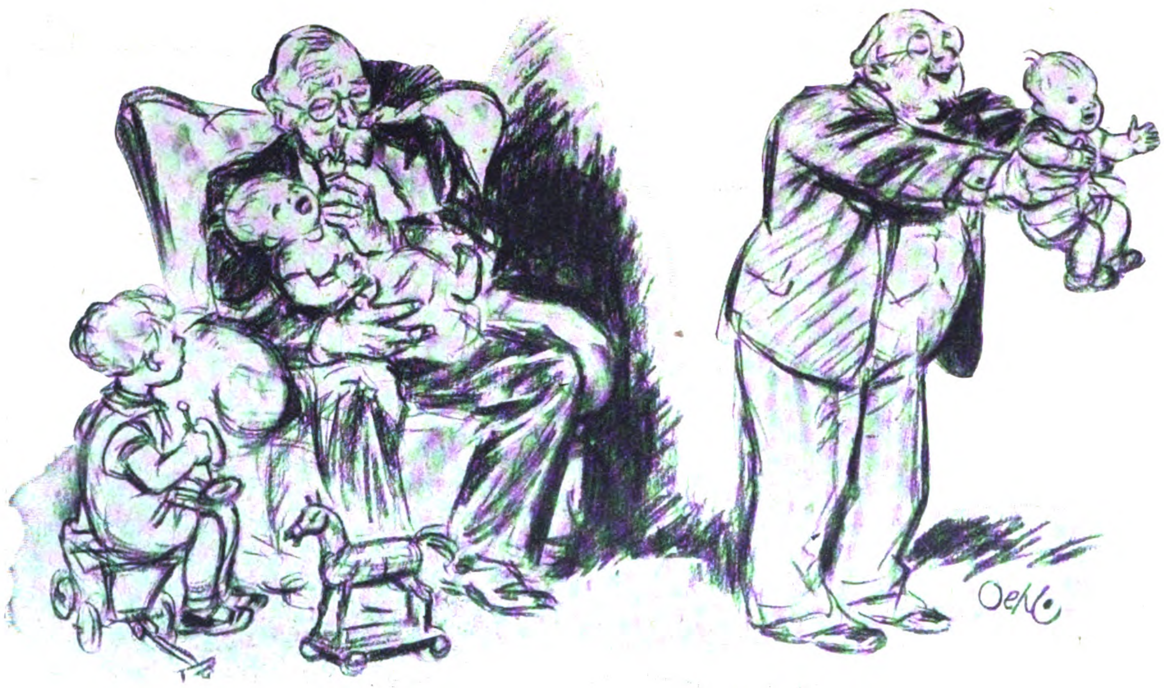
1933

wohnt jeder Dritte in der Großstadt.

Die Volkszählung vom 16. Juni 1933

DIE ZAHL DER DEUTSCHEN – DEUTSCHE SCHICKSALSZAHL

Zeichnungen von Fritz Oehlschlägel



1910 kamen auf jede Person über 60 Jahre 2 Kinder unter 6 Jahren.

1933 nur noch 1 Kind.

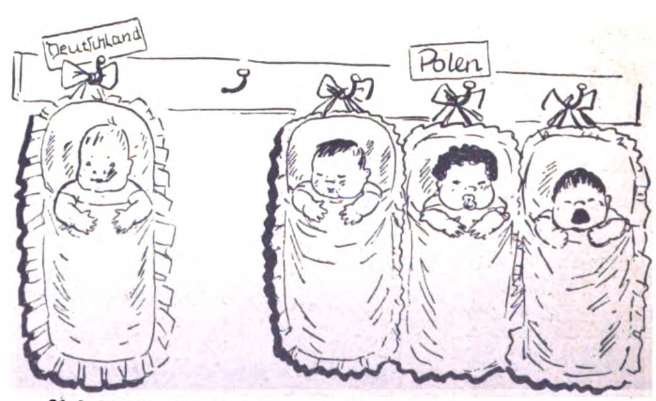
Am 16. Juni ist alle Welt im Deutschen Reich „geschätzet" worden. Vierzehn Tage später lag das erste Ergebnis vor, d. h. mit einer Geschwindigkeit, die auch im Ausland als außergewöhnliche Leistung beachtet worden ist. Dieses erste Ergebnis besagt, daß im Deutschen Reich 66,1 Mill. ortsanwesende Personen leben; genauer: 65,3 sind gezählt worden, dazu kommen aber noch etwa 830 000 im Saargebiet, wo die Zählung nicht durchgeführt werden konnte, da das Saargebiet ja bis zum übernächsten Jahr der deutschen Verwaltung entzogen ist. Unsere Brüder im Saargebiet sind nicht die einzigen Deutschen, die an dem großen Appell, den die Volkszählung darstellt, nicht teilnehmen konnten. Um die Grenzen des Reichs herum sitzen überall noch Menschen deutschen Bluts und deutschen Geistes. Wie die 66,1 Mill. Bewohner des Reichs, leben noch weitere 15 Millionen innerhalb des geschlossenen deutschen Sprachgebiets von Mitteleuropa (davon 7 Millionen in Österreich). Aber diese 15 Millionen sind auf 14 Staaten aufgeteilt — ein trostloses Bild von den Wegen der deutschen Geschichte! Mehr oder weniger in der Welt verstreut leben noch weitere 15 Millionen (vor allem in den Vereinigten Staaten), so daß es auf der ganzen Welt an die 100 Millionen Deutsche gibt. Jeder 3. Deutsche lebt außerhalb der Reichsgrenzen.

(Schluß auf Seite 888.)

DER FRAUENÜBERSCHUSS AUF 100 MÄNNER BETRÄGT:



In der Vorkriegszeit: 3 Frauen. — 1919: 10 Frauen. — 1933: 6 Frauen.



Auf 200 Frauen kommen jährlich: in Deutschland 1 Kind, in Polen 3 Kinder.



Mensch, Tier und Landschaft im Einklang: Im Herbststurm eggt der Bauer Görk sein Feld.

Blut und Scholle

EIN FILM VOM DEUTSCHEN BAUERN

Photos: Werner Conitz



Im Freien entsteht der Film von der deutschen Scholle: Während der Bauer eggt, fährt die Kamera mit aufmontierten Lampen neben ihm her.

„Das Mädel aus Havanna", „Die Blume von Hawai", „Der Stern von Valencia", das sind typische und leicht um viele ähnliche zu vermehrende Titel aus einer Zeit des Filmschaffens, die hinter uns liegt, und in der man den unverbildeten Geschmack des deutschen Kinopublikums so weit verkannte, daß man ihm beinahe ausschließlich Handlungen im Rahmen einer exotischen Umgebung vorführen zu müssen glaubte.

Ein Volk aber, das sich auf sich selbst besinnt und nach den



„Hüh! Hott!" — Kraftfroh hält der Bauer Görk seine starken Pferde am Zügel.



Szenenprobe durch den Verfasser und Spielleiter Schneider-Edenkoben (rechts) während einer Drehpause. Das Bemerkenswerte an dem Film ist, daß drei Hauptdarsteller noch nie vor der Linse gestanden sind

Wurzeln forscht, daraus es stets aufs neue seine Kraft schöpft, will anderes sehen als cocktailtrinkende Snobs in internationalen Hotelbars oder angemalte Modepuppen auf den Promenaden der Riviera. Es will sich selbst sehen und findet sich nirgends so deutlich widerspiegelt wie in dem unversiegbaren Quell deutscher Volkskraft, dem Bauerntum, dem wir letztlich alle entstammen.

Dieser Erkenntnis trägt die Ufa mit der Herstellung eines neuartigen Filmwerkes Rechnung, das der Erdverbundenheit des deutschen Menschen gewidmet ist und, soweit dies die bisher geleistete Arbeit erkennen läßt, etwas ganz Besonderes zu werden verspricht. Schon ein Blick in das Drehbuch des im Entstehen begriffenen Films „Blut und Scholle" läßt den sittlichen Ernst erkennen, mit dem der Autor Richard Schneider-Edenkoben bestrebt ist, den Beschauer durch ein einfaches, aber mitreißendes Geschehen, das sich zu Wirkungen von höchster Dramatik zuspitzt, von Anfang bis zu Ende zu fesseln, ohne die ausgetretenen Pfade seichter Unterhaltung zu benutzen.

Es wäre unrecht, wollte man hier schon den Inhalt des Dreh-

buches im einzelnen schildern und so den Spannungsreiz zerstören, welcher doch auch im Lichtspieltheater wesentliches Stimmungs- und Erfolgsmoment ist. Nur soviel sei daher gesagt, daß die einfache Handlung das uralte Kainsproblem, der ewige Gegensatz der beiden ungleichen Brüder, die hier Bauernsöhne sind, zum Vorwurf hat. Der Bruderzwist entbrennt um die schöne Händlerstochter Nelly, der beide — Görk, der ältere, und Lutz, der jüngere Bruder, — ihre Neigung zuwenden.

Was dieses Geschehen aus der Alltäglichkeit zu etwas Besonderem erhebt, ist nicht etwa der dramatische Ausgang, den die Handlung mit der Erschlagung Lutzens durch Görk nimmt, sondern die wundervolle Geschlossenheit des landschaftlichen Rahmens, in dem sich die einfachen Begebenheiten abspielen. Hier erweist sich die Richtigkeit der neuen Methode, dem Autor nicht nur die Regie zu übertragen, sondern ihm auch die Auswahl der Darsteller und die Bestimmung des landschaftlichen Motives zu überlassen.

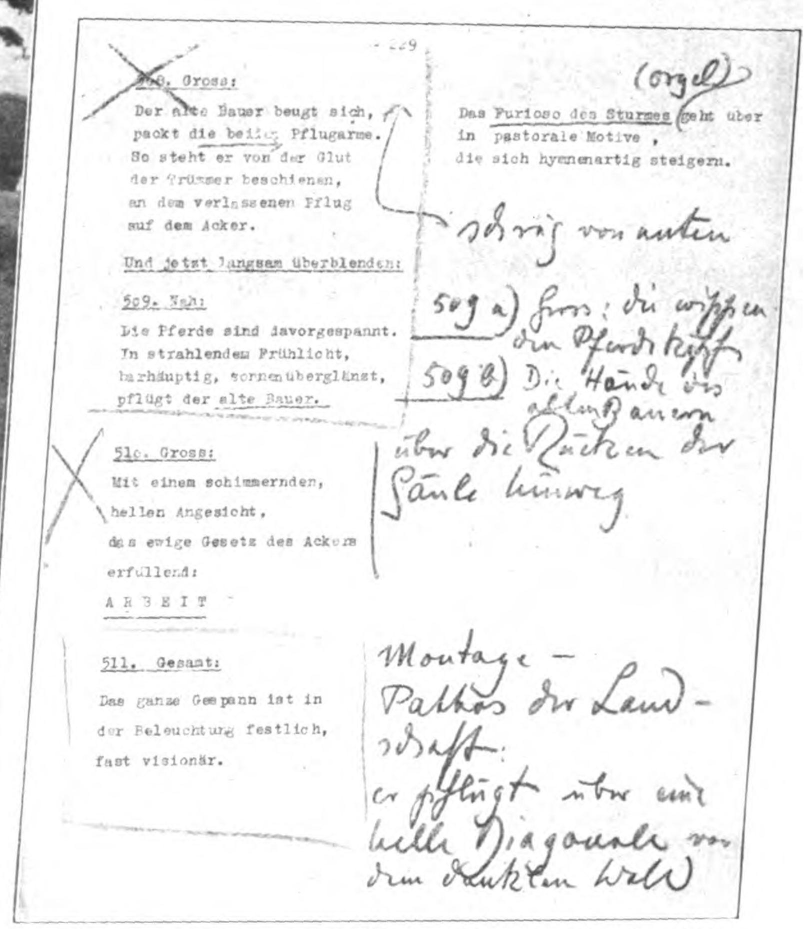
Wer anders hätte ein für diesen Film geeigneteres Fleckchen Erde, das auf engstem Raum alle Schönheiten deutscher Erde in sich schließt, ausfindig machen können als der Autorregisseur Schneider-Edenkoben! Seine Wahl fiel auf einen sanften, ackerbestandenen und



Achtung! Autos halt! Hier wird gedreht!... Links liegt das Filmgelände, wo im Augenblick die Kameramänner bei der Arbeit sind. Da Autos die Tonaufnahmen stören würden, wird die Straße gesperrt. Rechts befindet sich der Transformator, der das Licht für den Film liefert. Eine Oberleitung ist vom Elektrizitätswerk eigens gelegt worden.



Junges Blut: Der Bauer Görk (Schauspieler Walter Griep) und die Händlerstochter (Fräulein Pisetta), um derentwillen der Streit der Brüder entbrannt ist.



- 229

~~508. Gross:~~
Der alte Bauer beugt sich,
packt die beiden Pflugarme.
So steht er von der Glut
der Trümmer beschienen,
an dem verlassenen Pflug
auf dem Acker.

Das Furioso des Sturmes geht über
in pastorale Motive,
die sich hymnenartig steigern.

(Orgel)

schräg von unten

Und jetzt langsam überblenden:

509. Nah:
Die Pferde sind davorgespannt.
In strahlendem Frühlicht,
barhäuptig, sonnenüberglänzt,
pflügt der alte Bauer.

509 a) Gross: die wippen den Pferdekopf
509 b) Die Hände des alten Bauern über die Rücken der Gäule hinweg

~~510. Gross:~~
Mit einem schimmernden,
hellen Angesicht,
das ewige Gesetz des Ackers
erfüllend:
A R B E I T

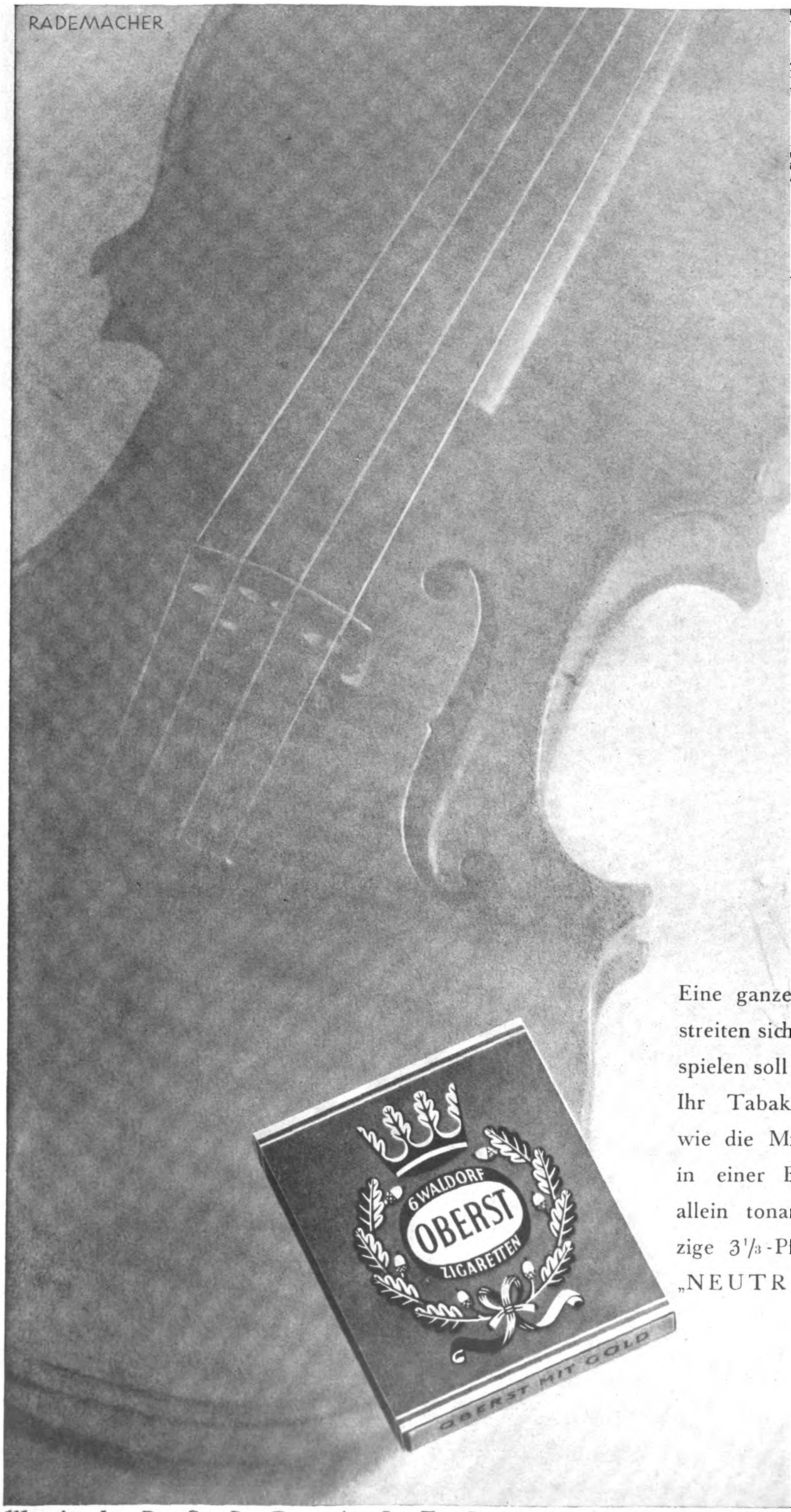
511. Gesamt:
Das ganze Gespann ist in
der Beleuchtung festlich,
fast visionär.

Montage —
Pathos der Landschaft:
er pflügt über eine
helle Diagonale von
dem dunklen Wald

Die letzte Seite aus dem Drehbuch „Blut und Scholle“ mit den Randbemerkungen des Verfassers u. Spielleiters Schneider-Edenkoben.

waldumgrenzten Hängen umgebenen Wiesengrund in der Nähe des Rittergutes Lelkendorf bei Neu-Kahlen in Mecklenburg. Hier wurde nach den Angaben **des Architekten Kettelhut ein strohgedeckter alter Schafkoben errichtet, neben dem ein mächti**ger alter Eichenstumpf sein vom Unwetter zerspelltes Geäst zum Himmel emporreckt. Auf der anderen Seite des windschiefen Bauwerkes ragt ein verwittertes **Sühnekreuz auf, ein düsteres „memento mori“, wie es in**

(Fortsetzung auf Seite 896)


RADEMACHER
6 WALDORF
OBERST
ZIGARETTEN
OBERST MIT GOLD

OTTO FLECHTNER

Vormarsch in die Ukraine

Der Hungerwinter 1917/18 saß uns noch in den Gliedern, da sickerte die Nachricht durch: Es geht ostwärts! Am 17. Februar 1918 verließen wir unsere Stellungen am mittleren Stochod und zogen in Richtung Rowno ab.

Das brachte wieder Leben in Mann und Roß und Wagen, alle waren voller Erwartung und Spannung auf neue Ereignisse, so daß anstrengender Fußmarsch in wegloser Gegend gerne ertragen wurde. Dafür sahen wir auch ein Stück vom großen Rußland in seiner unverfälschten Natürlichkeit. Es gibt keine Wege nach unseren Begriffen in Rußland; wir marschierten mitten in die Geographie hinein, d. h. wir bewegten uns vorwärts, denn es sah viel eher so aus, wie wenn die Schützen nach einer Treibjagd zum Knödelbogen abziehen: mitten durch die Felder. In dieser Ordnung ging es immer gegen Osten weiter. Mit uns zogen einige hundert Ukrainer, Freiwillige aller Waffengattungen, und ziemlich gut ausgerüstet. Voraus trugen sie eine blaugelbe Fahne mit Inschrift, was uns aber besonders gefiel, das waren die Kriegslieder, die die Ukrainer sangen, eigenartige, schöne Melodien.

Jetzt kam uns der Vormarsch auch mehr zum Bewußtsein: wir zogen gegen die Bolschewiki, die wir irgendwo fassen sollten. Zunächst aber interessierte uns alles, was wir sehen konnten auf unserem Vormarsch.

An die weite, endlose Ebene hatten wir uns schon gewöhnt von der Stellung her; dagegen waren uns die Dörfer in ihrer Weitläufigkeit etwas Neues.

Da war nichts vom Krieg zu spüren, es wimmelte nur so von allerlei nützlichem Vieh, und Lebensmittel gab es noch in Hülle und Fülle!

Die Bauern verhielten sich beim Durchmarschieren sehr zurückhaltend; nur wenn wir haltmachten in einem Dorf, sah man einzelne beherzte Bauern hinter Fenstern und Türen hervorlugen. Und erst wenn sie ganz sicher waren, daß wir ihnen nichts Böses antun würden, kamen sie näher.

Sie staunten offenbar, mit welcher Seelenruhe wir unser schwarzes Brot verzehrten, und bald brachten sie uns Eßwaren herbei: Schüsseln voll Eier, herrliches, weißes Brot, Eimer voll Milch, große Brocken Butter und geräuchertes Fleisch. Kurzum: ganz plötzlich ergoß sich ein Reichtum an Lebensmitteln über uns, der uns märchenhaft vorkam. Unsere Dolmetscher hatten reichlich zu tun, die Verständigung in die richtigen Bahnen zu lenken. Dabei erfuhren wir auch die Ursache über die Zurückhaltung der Ukrainer. Lange vor uns waren die Bolschewiki da und dort erschienen, um Lebensmittel einzuheimsen, die sie nur mit wertlosen Zetteln bezahlten. Dagegen schärften sie den Bauern ein, daß nach ihnen die Germansky anrücken würden, und die hätten alle Hörner auf den Helmen, mit welchen sie allen widerspenstigen Bauern den Bauch aufschlitzen würden!

Die armen Ukrainer waren dann immer sehr erfreut und sichtlich erleichtert, wenn sie vom Gegenteil dieser Lügen überzeugt wurden. Wenn wir etwas kaufen mußten, wurde mit Zarenrubeln bezahlt, später nahmen sie auch Kerenskyrubel; jedenfalls sahen die Bauern, daß wir keine Teufel waren. Sie wurden zutraulicher, bestaunten unsere Ausrüstung, befühlten auch unsere Röcke nebst Lederzeug, einzelne Knöpfe. Ganz beherzte Seelen strichen uns zärtlich über die Wangen. Bezogen wir Quartier, so war es nicht anders, als wenn wir zu Besuch weilten. Daß wir ihren Herrgottswinkel, der sich in jedem Bauernhaus vorfand, respektierten, machte tiefen Eindruck auf sie. Sie sahen, daß wir kein Zarenbild zerstörten, wie ihnen die Bolschewiken eingeredet hatten, und das rechneten sie uns hoch an.

Der Eindruck blieb immer der gleiche: eine friedliche Bevölkerung und harmlos wie die Kinder. Einmal hatte ein Bäuerlein für uns etwas zu leisten; er schaffte fleißig und wurde entsprechend bezahlt, außerdem bekam er noch einen herzhaften Schnaps vorgesetzt.

Dieses strahlende Gesicht werde ich nie vergessen, es drückte Freude und Staunen zugleich aus. Einen Augenblick stand er reglos still, dann nahm er seine Pelzmütze ab, verneigte sich dreimal tief gegen das Schnapsglas und sagte: „Jetzt habe ich dich endlich gefunden, wo warst du solange? Ich habe dich immer gesucht, wo hattest du dich versteckt?"

Damit griff er behutsam nach dem Glas, hob es empor und blickte es noch einmal an mit einem geradezu zärtlichen Blick. Dann verschwand der Inhalt des Glases hinter einem Gestrüpp von Bart und Haaren, so in der Richtung von Nase und Augen, denn die waren auch verschwunden! . . .

Mit diesem Bauern hatten wir zweifellos einen weiteren Freund gewonnen, welcher seine persönlichen Erlebnisse mit den Germansky in den schönsten Farben schildern wird bei all seinen Freunden und Bekannten.

Die Tracht dieser Bauern ist noch so originell, daß man glauben könnte, Holzschnitte des 16. Jahrhunderts seien lebendig geworden.

Zogen wir nach kurzer Rast weiter, so bekamen wir fast immer reichliche Geschenke an Lebensmitteln mit auf den Weg. — Inzwischen kamen wir gegen Jekaterinoslaw; dort fand ein kurzes Gefecht statt mit den Bolschewiki, die in höchster Eile abzogen unter Hinterlassung reichlichen Materials an Diebsbeute.

Jekaterinoslaw ist eine große Stadt, schön gelegen am Dnjepr, einem großen Fluß. Eine einzige Brücke, etwa zwei Kilometer lang, führt zum anderen Ufer; dort drüben geht die Ukraine weiter. Auch wir zogen bald weiter; ein kurzes Stück mit der Bahn, dann geht es wieder in anstrengenden Tagesmärschen gegen Südosten. Mittlerweile war es reichlich April geworden. In meinem Tagebuch lese ich: 20. April, Abmarsch 5.30 Uhr früh. Der Boden ist trocken und der Wind bläst uns den Staub entgegen; nach kurzer Zeit schon sehen wir aus wie die Kaminkehrer. Von unseren Kolonnen wird der schwere Boden in schwarzen Staub verwandelt. Wir müssen uns die Nase und den Mund mit Tüchern verbinden, um das Gröbste abzuhalten. Auch das war etwas Neues für uns. Wir kannten Schlamm und Lehm nebst Kreide, auch Sumpf mit Mückenschleier über dem Kopf, aber schwarzer Staub, der sich so festsetzen konnte, das gab oft Grund zur Heiterkeit.

In dieser Gegend kamen wir durch deutsche Kolonien, was für uns ein besonderes Erlebnis war, denn eines Tages machte unser württembergisches Regiment halt in einer rein schwäbischen Siedlung. Die Freude war allgemein groß, und abends im Quartier saßen wir wie unter lauter Verwandten.

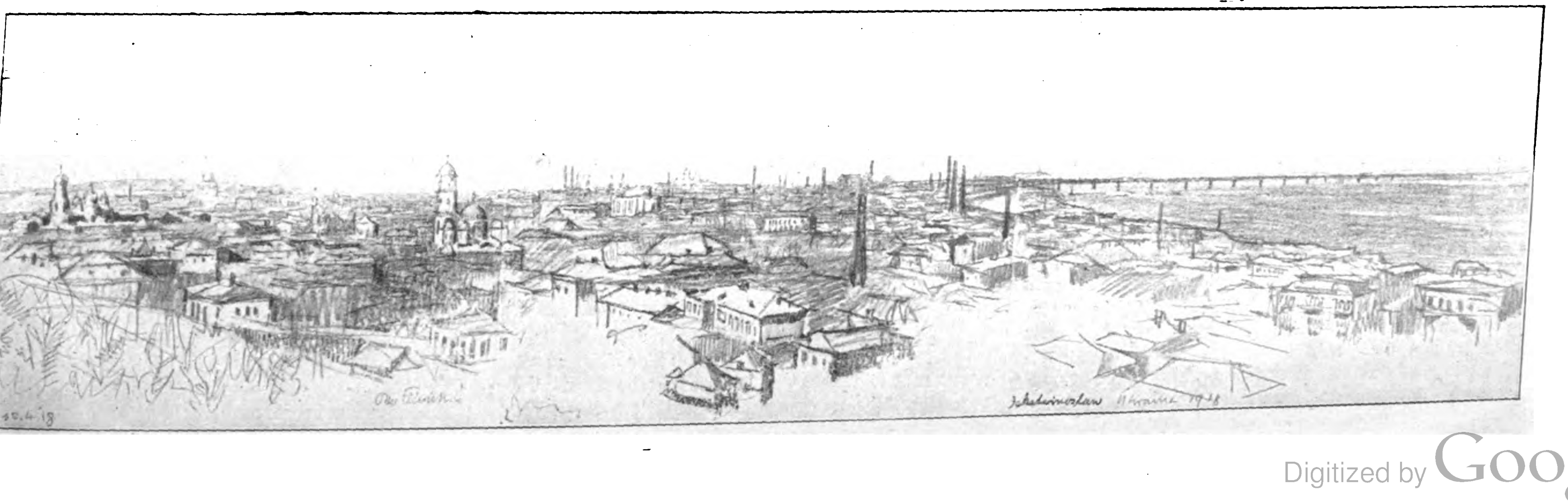
Die vielen Fragen unserer Gastgeber waren nicht immer restlos zu befriedigen; eines stand aber fest: hier begegnete sich das gleiche Blut.

Die Kolonisten hatten im Kampf ums Dasein ihre angestammte Art nicht vergessen; es sind Inseln reinsten Deutschtums geblieben. Die Sitten entsprechen noch der Zeit der ersten Einwanderer, auch die Sprache wurde so weitergepflegt und blieb erhalten. Der Hausherr nimmt nach dem Abendessen eine Bibel aus einem Kasten; dieselbe Bibel, die seine Vorfahren ehedem mit in die neue Heimat brachten, und liest daraus ein kurzes Kapitel vor. — Ein Zwischenraum von weit über hundert Jahren war verschwunden; die Gegenwart feierte mit Landsleuten ein bescheidenes, aber herzliches Dasein.

Nach sechs anstrengenden Tagen zogen wir in Jusowka ein; wir befanden uns somit im südrussischen Erz- und Kohlengebiet, dem Donezgebiet. Hier begrüßten uns türkische Bundesgenossen, ehemalige Kriegsgefangene der Russen, die in den Bergwerken arbeiten mußten. Es waren fast alles große Menschen mit enormen Händen, und die Freude sprach aus jeder Gebärde, wenn sie einem Deutschen begegneten. Nur mit der wörtlichen Unterhaltung sah es schlecht aus, um so mehr trat dann die uralte Zeichensprache in ihre Rechte, und so ergaben sich wiederum eigenartige und oft groteske Bilder. — Nunmehr nähern wir uns dem Dongebiet. Teilweise wurde die Bahn benützt, wo wir uns in großen sibirischen Güterwagen einrichteten.

In diesen Wagen rollten Anno 1914 schon im Frühjahr die sibirischen Elite-Regimenter gegen unsere Grenzen im Osten. Auf dem Dache dieser großen Wagen sind Bänke angebracht, also regelrechte Aussichtswagen. Irgendwo auf freier Strecke verließen wir endgültig den Transportzug, um gegen Rostow am Don zu marschieren. Dabei passieren wir eine rein armenische Siedlung, die ein weitläufiges, großes Dorf ist, dem Flächeninhalt nach aber eine deutsche Stadt sein könnte. Der Gesamteindruck ist aber ganz orientalisch. Männer und Frauen tragen orientalische Kleidung, die Frauen jedoch keinen Schleier, sonst aber recht farbige Pumphosen mit dem kurzen Jäckchen. Die Quartiere waren alle sauber, obwohl recht einfach von innen und außen. Hier ist holzarme Gegend, weshalb sich die Armenier ein originelles Brennmaterial fabrizieren; es besteht aus zerkleinertem Stroh und Dünger. Daraus formen sie Ziegel, die, von der Sonne getrocknet, bald ein hartes Heizmaterial liefern; dem Rauch davon darf man allerdings nicht zu nahe kommen, da ist man bald zu Tränen gerührt, und die Nase findet erst recht keinen Gefallen daran.

Am 8. Mai begann die Einnahme von Rostow. Gegen Mittag sahen wir von einer kleinen Anhöhe aus in die Stadt, allwo es bereits lebhaft knallte. Nachmittags zwischen 6 und 7 Uhr marschierten wir ein und wurden zum Teil lebhaft begrüßt. Obwohl die Kampfhandlung keine große gewesen war, bot sich doch am Abend und die ganze Nacht hindurch ein eigenartiges Feuerwerk dar. Mitten auf dem langen Bahn-



damm, zugleich die einzige Verbindung mit dem andern Ufer und etwa neun Kilometer lang, brannte ein feindlicher Güterzug lichterloh. Von drüben her schossen die Bolschewiki Zwölfkalibrige auf unseren Brückenkopf, wobei wir von unserem erhöhten Quartier aus nur zusehen konnten und die Einschläge zählten. Auch unsere Artillerie mußte diesmal zusehen, denn ihre Feldkanonen reichten nicht so weit hinüber! Zwischendurch sahen wir uns in unserem Quartier um, ehemals ein Hotel, dicht am Brückenkopf gelegen, nur etwas erhöht, so daß man eine schöne Aussicht genoß. Von der Wirtin ließen wir uns allerlei erzählen; sie versicherte unter Tränen, sie hätte jeden Tag damit gerechnet, daß die Bolschewiken sie umbringen würden. Sie zeigte uns die Zerstörungen in den Zimmern: zerschossene und zerstochene Bilder und Spiegel, demolierte Sofas und Sessel, zerfetzte Lederbezüge an den Klubsesseln, abgeschlagene Beleuchtungskörper usw. Da haben die Bolschewiken ihre Trinkgelage abgehalten, sagte die Wirtin, und hier bitte, schauen Sie hinunter in den Lichthof, da liegt mein ganzes Geschirr, und wir waren gut eingerichtet.

Es sah wirklich trostlos aus in dem Lichthof: ein meterhoher Scherbenhaufen, dazwischen zerbrochene Möbelstücke sowie eine Unmenge leerer Sekt- und Weinflaschen. Die Wirtin unterhielt uns noch lange, erzählte ihre ganze Familiengeschichte, ihr Mann sei Russe, sie selbst eine Deutsche, und jetzt wisse sie gar nicht, ob ihr Mann noch am Leben sei.

Inzwischen war es aber Tag geworden, und ein strahlend blauer Himmel wölbte sich über der neuen Gefechtslage. Drüben hatte sich der Feind festgesetzt. Wir sahen einen breiten Strom vor uns, denn es war die Zeit der Hochwasser, und die vier Arme des Don waren dadurch verbunden worden. Wir mußten warten, bis sich die Wasser verlaufen hatten.

Wir hatten also Gelegenheit und Zeit genug, uns die Verhältnisse in und um Rostow näher anzusehen. Mit den Kosaken wurde Fühlung genommen, die bald überzeugt waren, daß sie mit uns Stellung nehmen mußten gegen den Feind. Sehr bald klapperte eine Sotnie (Schwadron) Donkosaken, mit dicken Holzlanzen und Karabinern bewaffnet, durch die Stadt. In einem Ort bei Rostow fanden öfters Reiterspiele statt; was die Kosaken da zeigten, damit hätte mancher Zirkus ein ganzes Programm stellen können.

Interessant wirkten auch die verschiedenen Volkstypen, die in Südrußland anzutreffen sind. Da waren die Tscherkessen in ihren malerischen Trachten, Perser in ihren spitzen Lammfellmützen, dann noch die rein mongolischen Kalmücken in Kosakenuniform.

Eines Tages kamen noch etliche Trupps Kubankosaken auf prachtvollen Pferden angeritten. Voraus, auf einem schönen Hengst, der Fahnenträger mit einer schwarzen Fahne, darauf ein Totenkopf mit einer Inschrift angebracht war; lesen konnten wir die Zeichen natürlich nicht. Die Kuban-Kosaken sind Mohammedaner, aber wir wußten, daß sie alle mit gegen den Feind ziehen wollten, gegen die Bolschewiki.

Die Kuban-Kosaken hatten unter dem Sattel als Schabrake kleine Gebetsteppiche, wovon manches Stück Museumswert besaß. Also, ein recht buntfarbiges Bild bot sich dar; dazu regte sich wieder geschäftliches Leben und Treiben in der Stadt Rostow am Don.

Ja, man wurde angesprochen, wenn man ein kleines Paket in der Hand trug: „Herr Soldat, ham Se nix zu verkaufen?" Solches wurde einem lästig; da half dann nur Grobheit, was aber nicht hinderte, daß einmal einer dieser Zecken erwiderte: „Se verpassen de Konjunktur!" In den Kaffeehäusern wurde gehandelt wie im Orient; man sah hauptsächlich typische Ostjuden, und alle hatten die gleichen Handbewegungen an sich. Diese Sorte Händler hatten auch lebhaftes Verlangen, nach Deutschland zu reisen, denn schon im Donezgebiet wollte ein solcher Urtyp eine Fahrkarte nach Deutschland einhandeln beim Ortskommandanten. Zuerst versuchte er es nach abschlägigem Bescheid mit einer Tausend-Rubel-Note. Die durchdringenden Blicke unseres Häuptlings legte der Antragsteller dahin aus, daß dieser Betrag nicht recht ziehen wollte, und fügte deshalb eine zweite solche Note hinzu. Er wäre sicher bereit gewesen, noch weitere Angebote zu machen — die Zeiten waren teuer, andererseits diese Konjunktur!... So mag er blitzschnell gedacht haben, aber unmöglich konnte er schneller weiterdenken, denn Blitz und Donner folgten unmittelbar, und draußen sammelte er seine Scheine wie Hagelkörner zusammen. Er hatte ein graußes Wunder erlebt: da war einmal nix zu käufen, nein, ganz gewiß nicht!...

Dann befanden wir uns in den Don-Niederungen. Der Feind hielt noch eine Zeitlang stand, d. h. wir konnten ihm nicht recht beikommen in diesem Sumpfgelände. Es wurde unerträglich heiß; die Sonne brannte erbarmungslos hernieder. Im Schatten konnte man über 40 Grad Celsius ablesen! Die Nächte brachten keine Kühlung mehr; es war Hochsommer geworden. Es gab wieder Fieberkranke wie schon einmal an der Front in Wolhynien.

Beim Feind drüben mag es ähnlich gewesen sein, denn eines Tages war der Spuk ganz verschwunden. Somit hatte auch unser Vormarsch sein Ende erreicht und den besten Boden geschaffen für „neue Parolen".

Im Oktober wurden wir abtransportiert. Angeblich sollte es nach Mazedonien gehen; wir wurden jedoch nach einer Fahrt von zehn Tagen und Nächten in Odessa ausgeladen und blieben da liegen.

Auf dieser Fahrt berührten wir nur Bahnstationen, die oft mit einer Mauer umgeben waren; die dazugehörige Stadt liegt fast immer fünf bis sechs Kilometer weiter im Land. Manchmal sieht man am Horizont eine bunte Kirchturmzwiebel glitzern, oft sieht man auch gar nichts von einer nahen Siedlung. Bei der Station Poltawa besinnen wir uns alle, wo und wann uns dieser Name schon einmal begegnet ist. Bis dann auch ein fleißiger Schüler sich meldet: „Natierle, da hat Peter der Groke a Schlacht g'schlaage, 's isch 1709 gwä', 's kann aba au eppes frieher oder schpäter gwä' sei'." Weiter in die russische Geschichte einzudringen, hatte nicht viel Erfolg. Wir begnügten uns einmütig mit der Feststellung, daß wir schon in Asow historischen Boden berührt hatten, wo man heute noch die Reste orientalischer Bauart sehen kann.

Wer durch Rußland gefahren ist, weiß, daß man keinen Vergleich findet zwischen russischen und westeuropäischen Entfernungen. Da sieht man nur endlose Ebene, nichts hindert die Fernsicht, und man träumt mit offenen Augen, bis man müde wird. Russische Melodien, die man aufgeschnappt hatte, drängen sich auf und passen so gut in die Landschaft, und so rollen wir weiter gegen Odessa. Uns erschien die Fahrt endlos lang; aber je näher wir kommen, um so mehr erwachen wir aus der Steppennarkose.

Odessa zeigt reges Leben und Treiben. Da ist einmal die Stadt an sich sehr zu beachten. Ein Mordsbetrieb überall. Von der Bastion aus hat man einen herrlichen Blick über die Stadt; tief unten die blaue Bucht und anschließend das Meer. Es liegen allerhand kleine und mittlere Schiffe am Kai; auch die ehemalige russische Schwarze-Meer-Flotte befindet sich dabei.

Weiter draußen schaukeln einige „Kisten", die ganz nach Transporter aussehen! — „Siehsch, Karle, mit so em Kaschte mient me weiterfaare — — me kommet nemmer hoim. Aber laß dir nur Zeit, Karle!" — Bald erfuhren wir, daß wir nicht auf den Seelenverkäufer müssen, sondern als Polizeitruppe dableiben sollen.

Unsere Bundesgenossen, die Österreicher, hatten sich in nationale Lager geteilt; die Deutschstämmigen fanden Anschluß bei uns. Man fühlte irgendein Ereignis voraus. Es mußte was Besonderes sein, und Neuigkeiten überstürzten sich. Wir harrten mit Spannung der kommenden Ereignisse, bis dann endlich der 11. November die Lösung brachte: Waffenstillstand an der ganzen Westfront! Die ersten Funksprüche aus Kiew waren reichlich verstümmelt; immerhin waren wir etwas im Bilde, denn um uns herum war plötzlich ein anderes Benehmen der Bevölkerung wahrzunehmen

Sozusagen über Nacht waren in allen Schaufenstern auffallende Dekorationen in den Ententefarben angebracht, blauweißrot. Viele belgische, rumänische und andere Uniformen sah man, ohne zu wissen, woher sie alle kamen! In einem großen Kaffeehaus entstand eine kleine Schießerei unter Ententerichen, so daß für uns Vorschriften herauskamen, das öffentliche Leben nach Möglichkeit zu meiden und nicht einzeln und ohne Waffe auszugehen.

Bald nach dem Waffenstillstand tauchten englische Marinemänner auf; sie kamen vom Bosporus und sollten für Ordnung sorgen.

Das Leben auf den Straßen hatte sich etwas geändert; alles was Uniform trug, sah sich mit scheelen Blicken an. Wir konnten leicht merken, daß wir hier keine Gastfreundschaft mehr zu gewärtigen hatten. Aber trotzdem gab es noch ein bissel Unterhaltung! In der Oper wurden gute Vorstellungen gegeben; eine gute Truppe nebst einem vorzüglichen Orchester ließen uns alle Nöte vergessen, auch wenn man ab und zu einmal nach seinem Revolver tastete. Beim Prolog vom „Bajazzo" war es; wir waren gewarnt worden, an diesem Abend in die Oper zu gehen, da die Bolschewiki einen Überfall auf die Oper geplant hätten. Es war aber nur ein harmloser Zwischenfall: eine Zuschauerin schoß einfach auf die Bühne bzw. auf einen beliebten Darsteller — aus Eifersucht, so behaupteten am nächsten Tage die Odessaer Nachrichten.

Unser Abtransport stand bevor. Von Tag zu Tag rechneten wir damit; es dauerte aber noch bis Ende November, ehe wir einen Transportzug erobern konnten. Von da an hatten wir nur mit Widerständen zu rechnen. Man legte uns Knüppel in den Weg, und auf der Fahrt bis Kowel, unserem nächsten Reiseziel, befanden wir uns dauernd in Alarmbereitschaft.

Die Ukrainer hatten sich in zwei Lager geteilt: hie Hetmann-, hie Petljura-Partei. Beide Parteien behaupteten, wir seien nicht neutral, infolgedessen müßten wir die Waffen abliefern, dann dürften wir auch weiterfahren! Oft wurde unser Transport aufgehalten, gewöhnlich bei Nacht, und malerische, verwegene Gestalten umlungerten unseren Zug. Die Gegner versuchten ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen, indem sie einige schwere Maschinengewehre aufgestellt hatten (Made in Germany!). Aber auch wir hatten da etwas vorgesorgt, und die Alarmbereitschaft hatte sich bewährt. Schon unser trefflicher Stahlhut verfehlte seine Wirkung nicht, auch ließen wir alle unsere Flinten und was ähnlich wirkte, drohend hinausschauen. Was aber immer den Ausschlag gab zu unserem Vorteil nach langen Verhandlungen, das war der Zarenrubel und der Schnaps und nicht zuletzt auch der Hinweis darauf, daß hinter uns eine ganze Division im Anrollen sei.

Das war ja auch nicht gelogen, aber es stimmte trotzdem nicht ganz, denn nur zu bald erfuhren wir, daß nur drei Transporte das Glück gehabt hatten, von Odessa wegzukommen; alles übrige an deutschen Truppen wurde bei Odessa interniert.

Mit vielen Unterbrechungen — oft mußte das Bahngleis notdürftig repariert werden, da man, vor unserer Nase sozusagen, ein Stück Schiene herausgenommen hatte — langten wir nach etwa sieben Tagen in Kowel an. Hier stauten sich alle Transporte, welche mit der Bahn oder zu Fuß eintrafen.

Es war kalt und es lag ziemlich viel Schnee. Über die Ebene fegte ein eiskalter Wind. Die Quartiere waren überfüllt und die Stimmung sehr gedrückt. Es fehlte an Transportmitteln; die Verbindung mit der Heimat wollte nicht recht funktionieren. Wir hatten sowieso Postsperre seit September, und so fanden oft die wildesten Gerüchte da und dort Glauben.

In Kowel ging es zu wie in einem aufgeregten Bienenstock. Kein Mensch kannte sich recht aus; rote Armbinden tauchten auf, mehr oder weniger beachtet.

Bayerische Kavallerie kam per Fußmarsch aus der Krim; einer hinter dem andern, nicht hoch zu Roß, sondern in kleinen selbstgezimmerten Schlitten sitzend, und die braven Rößlein zogen ihre Reiter durch den tiefen Schnee. So waren sie Hunderte von Kilometern gewandert; Roß und Reiter trieb es nach der Heimat. Unwillkürlich mußte man an den Rückzug Napoleons denken. Das müssen ganz ähnliche Bilder gewesen sein. Nur die Reiterlanze, die jeder Mann hinter sich am Schlitten aufgepflanzt hatte und woran lustig das weißblaue Fähnlein wehte, erinnerte noch an die tapfere bayerische Kavallerie.

Aber bald hatten sich Mann und Roß wieder aufgewärmt in Kowel. Man sah wieder Reiterpatrouillen umherziehen, denn es hieß, der Pole rücke an und will unsere Waffen haben. Es blieb aber bei den Gerüchten, dagegen fanden jetzt Sitzungen und Versammlungen vom großen Soldatenrat statt. Der Heimtransport mußte geregelt werden; das war wichtiger wie alles andere.

Inzwischen war es Weihnachten geworden, und am Heiligen Abend entstand plötzlich eine Schießerei. Irgendeine Formation wollte sich den Abtransport erzwingen, was aber nicht gelang; die betreffende Formation wurde gezwungen, die Waffen abzugeben. Die Gerechtigkeit hatte noch immer die Übermacht.

Allenthalben entwickelte sich in Kowel ein schwunghafter Handel. Der Kaftan ging um, von Bude zu Bude, auf der Straße, überall wurden Uniformen, Wäsche u. dgl. an die Hausierer verkauft.

Die Koffer wurden ausgeräumt, manch schöner neuer Rock mit bester Hose abgegeben. Jeder behielt nur das Allernötigste, was er selbst tragen konnte. Alles entbehrliche Fahrgerät mußte stehen bleiben, mancher Wagen oder sonstiges Gerät, das an der Westfront einfach unentbehrlich war, blieb hier im Osten stehen, verlassen im tiefen Schnee.

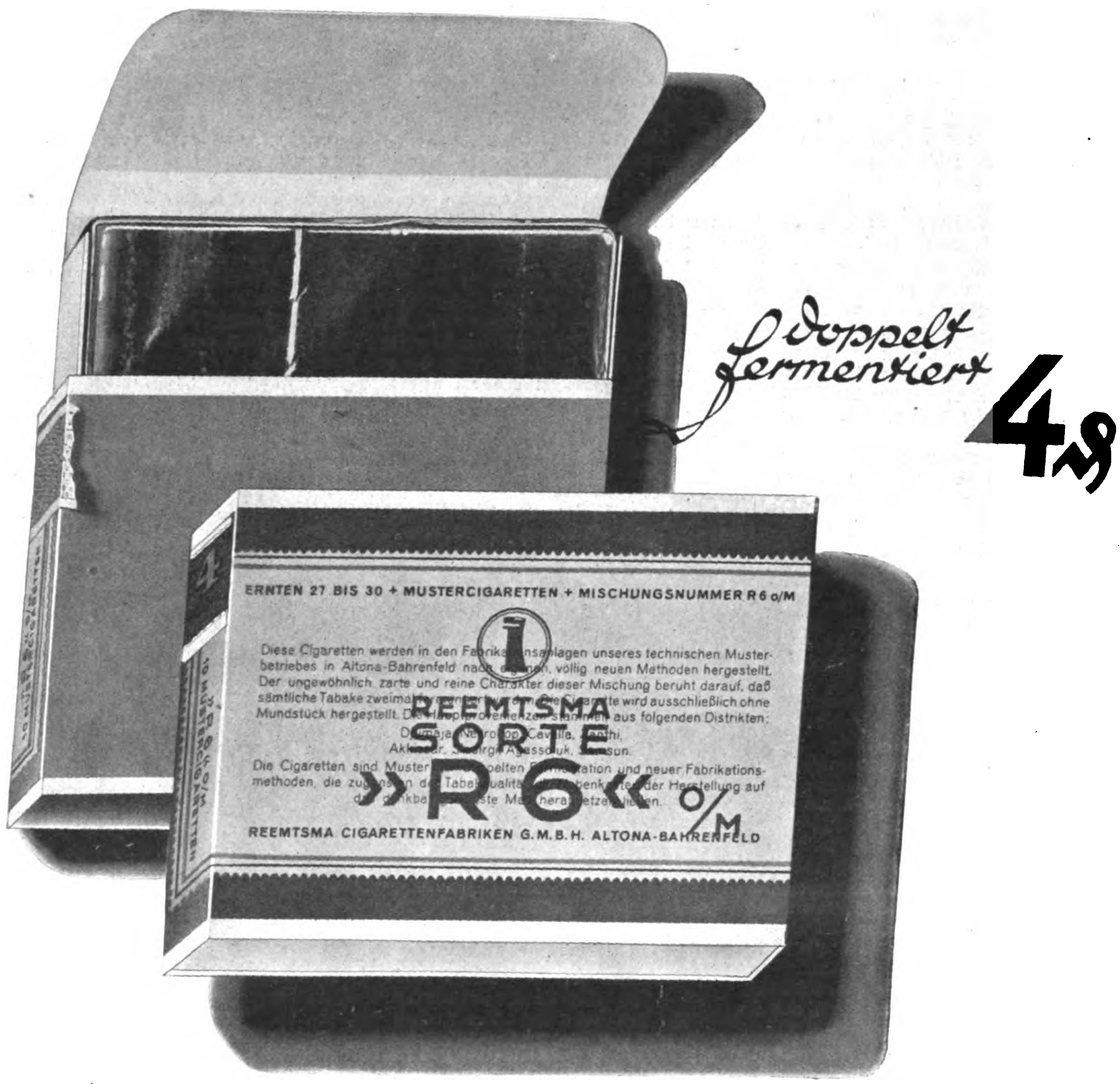
Silvester 1918. Schon mit einbrechender Dämmerung knallt es da und dort. Sämtliche Schießeisen werden vorher probiert!

Es herrscht eine fieberhafte Stimmung überall und in allen Quartieren. Öfen werden geheizt, daß sie glühen. Kräftigste Getränke geben von innen heraus Wärme. Mit knallroten Köpfen sitzt alles herum, und keiner kann es erwarten, bis es 12 Uhr wird.

Die Telephonisten rufen sich die genaue Zeit in Minuten und Sekunden durch die Apparate zu. Die Spannung ist hochgradig und nervös. Der Gaumen ist trokken, und man trinkt, trinkt und raucht. Die letzten Minuten werden gezählt, dann die Sekunden. — — Endlich!...

Draußen in der Nacht geht die Hölle los. Heisere

(Schluß auf Seite 903)



Staniolеinschlag und Packung dieser hochentwickelten Cigarette müssen möglichst geschlossen gehalten werden, um die Frische und den zarten Duft zu bewahren.

Zeugen sprechen ...

Kleine psychologische Beobachtungen aus dem Gerichtssaal

„Der Zeuge Maier soll kommen", befiehlt der Vorsitzende, und der Gerichtsoffiziant ruft den Namen des Zeugen auf. Der Zeuge kommt, er „tritt auf". Mit den Aussagen des Zeugen fällt und steht sehr oft die Anklage eines Rechtsbrechers. Die Zeugen könnte man in zwei Hauptgruppen einteilen: in die der Entlastungs- und Belastungszeugen, und beide zusammen wiederum in drei weitere Gruppen als der interessierten Zeugen, der geschwinden, die man in aller Eile herbeigeschafft hat, und in diejenige Gruppe von Zeugen, die „von rein gar nichts eine Ahnung haben".

Über Zeugen könnte man ein Buch schreiben. Da jeder Zeuge ein Mensch von besonderer Eigenart ist, gibt es naturgemäß sehr viele Zeugentypen.

Der geschwätzige Zeuge ist in seinem Redeschwall oft kaum zu bändigen Er beginnt von Adam und Eva und kommt erst auf Umwegen zu dem, was er bekunden soll. Schneidet der Richter ihm das Wort ab, so schweigt er höchstbeleidigt, denn er fühlt sich in seiner Bedeutung gemindert.

Dem schwerfälligen Zeugen muß man jedes Wort fast aus dem Mund herausziehen; oft ist es eine Hemmung, die den Zeugen wortkarg macht oder auch kluge Voraussicht, nicht mehr zu sagen als notwendig ist.

Angenehmer ist da schon der schüchterne Zeuge, dem es peinlich ist, vor Gericht vernommen zu werden. Bei einer richtigen Behandlung durch den Richter wird seine Verlegenheit bald behoben sein. Zu der gleichen Kategorie gehört auch der unbeholfene Zeuge, der keine passenden Worte für das findet, was er bekunden könnte.

Das Gegenteil davon ist der „eitle Zeuge", der seine Aussage macht, als ob er ein Schauspieler wäre und in einer großen Rolle aufzutreten habe.

Verhältnismäßig selten aber ist der sprachlich gewandte Zeuge, der seine Bekundung in flüssiger Rede vorbringt, mitunter sogar vollendet geformt und geistreich zugespitzt.

Daß Zeugenaussagen nicht immer Beweise sind, ist wohl bekannt, wird jedoch bedauerlicherweise nicht immer bedacht. Auch die ehrlichsten und gewissenhaft sein wollenden Zeugen und Zeuginnen sind Irrtümern und Täuschungen unterworfen. Nach bestem Wissen und Gewissen als Zeuge etwas aussagen, heißt also durchaus noch nicht, die Wahrheit gesagt zu haben.

Mitunter werden vom Gericht an das Gedächtnis der Zeugen Forderungen gestellt, die sehr oft auch ihr Schätzungsvermögen in Anspruch nehmen. Von Honoré Daumier gibt es eine satirische Zeichnung, wo ein Richter die Frage an einen voller Verzweiflung nachgrübelnden Zeugen stellt: „Herr Zeuge, denken Sie nach, wo Sie vor 4 Jahren am 9. April zwischen 10 und 11 Uhr gewesen sind". —

Die Fragen, wie lange etwas schon dauere, und wie weit etwas schon in der Vergangenheit zurückliege, sind keine Empfindungs-, sondern reine Schätzungsfragen, denn für Zeitlängen haben wir keine Empfindung. Wir empfinden höchstens augenblickliche Geschwindigkeitsgrade der sich bewegenden Körper und der sich vollziehenden Veränderungen.

Versuche über das Schätzungsvermögen des Menschen haben gezeigt, daß bei kleineren Zeiten, wie z. B. bei halber und einer Minute, eine starke und fast ausnahmslose Tendenz zur Überschätzung besteht, die mit zunehmender Zeitdauer abnimmt. Um fünf Minuten herum ist sie fast verschwunden, darauf folgt, wie es scheint, dauernd eine Tendenz zu geringer Unterschätzung. Bei 10 Minuten ist diese schon, bei 75 Minuten noch vorhanden. — Für mittlere Zeitlängen beträgt der mittlere Fehler unter normalen Schätzungsbedingungen ein Fünftel bis ein Drittel des objektiven Zeitwertes.

Bei einer Erinnerungsschätzung, die sich auf einem vor acht Tagen ohne Aufmerksamkeit erlebten Vorgang bezog, betrug der Fehler fast 50 Prozent. Ist die zu schätzende Zeit von einer Tätigkeit ausgefüllt gewesen, die in ganz besonders hohem Maße die geistige Energie in Anspruch nahm, so erscheint sie länger.

Für die Schätzung von Liniengrößen (Länge, Breite, Höhe) ergibt sich für das Gebiet zwischen eins und vier Meter ein Schätzungsoptimum. Bei kleineren Mengen liegt Überschätzung vor. Bei größeren Längenwerten tritt Unterschätzung ein. Vertikale Strecken werden allgemein stärker überschätzt, horizontale dagegen weniger.

Man soll als Zeuge nur das bekunden, was man mit bestem Wissen und Gewissen sagen kann. Aber da ist z. B. die Frau Pseudologia phantastica, die in einer viertägigen Verhandlung jeden Tag vernommen wurde und über die gleiche Angelegenheit nicht weniger als viermal verschiedene sich widersprechende Aussagen machte. Zum großen Glück war die Zeugin unvereidigt geblieben und das Gericht legte ihrer Aussage keine Bedeutung bei, weil es erkannte, daß die Zeugin eine pathologische Lügnerin ist, die Phantasieprodukte für Wirklichkeit ausgab. Bewußte und unbewußte Selbsttäuschung vermischten sich bei ihr. — Sie wußte wohl, daß sie log und hielt im nächsten Augenblick ihre Lüge für Wahrheit, so daß sie sogar bereit war, einen Eid zu leisten.

Am wenigsten glaubhaft und am unzuverlässigsten sind Kinderaussagen.

Der Richter weiß, es gibt zwar Fälle, in denen Jugendliche bessere Zeugen als Erwachsene sind, aber im allgemeinen wird er der Aussage eines Jugendlichen grundsätzlich mit größerem Mißtrauen begegnen als der Aussage eines Erwachsenen. Auch die Aussagen alter Leute mahnen zur besonderen Vorsicht, weil erfahrungsgemäß mit dem zunehmenden Alter die Aussagen weniger verläßlich werden. Dies ist durch die Rückentwicklung der geistigen Fähigkeiten bedingt, die allerdings bei den einzelnen Menschen so verschieden eintritt, daß keine allgemeine Regel aufgestellt werden kann.

Wie vorsichtig Kinderaussagen aufzunehmen sind, beweist folgender Fall:

Da soll sich ein Angeklagter an zwei Schulmädchen im Alter von 9 und 12 Jahren, bei deren Eltern er in Untermiete wohnte, vergangen haben. Er bestreitet jede Schuld, aber die schwerbelastenden Aussagen der Kinder sind gegen ihn. Den Kindern wird von der Lehrerin und den Fürsorgestellen das beste Zeugnis ausgestellt und auch die Mutter der beiden Mädchen beteuert, daß die Kinder innerhalb der Familie nichts sähen noch hörten, was sittlich und moralisch nicht ganz untadelig sei. Der Angeklagte hat dem gegenüber einen schweren Stand. Erst seiner Verteidigung gelingt es, das Gericht auf die Gefahr von Kinderaussagen aufmerksam zu machen und zu beweisen, daß in seinem Falle eine unverkennbare Beeinflussung vonseiten der Eltern auf die Mädchen gegeben sei. Das Gericht zweifelte auch nicht allzulange und stellte fest, daß die Aussage des älteren Mädchens bei den ersten Sätzen erkennen läßt, daß es sich um keine reine Kinderaussage handelt. Die Zwölfjährige sprach wie ein Buch. In periodisch einwandfreiem Satzbau und wohlgefügtem, ganz und gar unkindlichem Stil. Immer im Imperfekt „Darauf geschah das und das — — — der Mann sagte hierauf zu uns" usw. —, so daß der Richter auf das offenbar Auswendiggelernte hinwies. Als dann durch Zeugen bewiesen wird, daß es im Elternhaus der Mädchen durchaus nicht sonderlich prüde zuging und von einem besonders sittlich-reinen Ton im Hause nicht die Rede sein konnte, ließ der Staatsanwalt die Anklage fallen und das Gericht gelangte zu einem Freispruch. Nicht immer aber gelingt es, den Beweis zu erbringen, daß Kinderaussagen unglaubhaft sind.

Es kommt auch vor, daß sich zwei Zeugenaussagen gegenüberstehen. Eine Zeugin sagte ja und beschwörte und die andere sagte nein und beschwört es ebenfalls, und dann begibt es sich, was sich schon oftmals begeben hat: Das Gericht beschließt, die Verhandlung auszusetzen und „die Akten der Staatsanwaltschaft zuzuleiten zur Prüfung und evt. Einleitung eines Verfahrens wegen Eidesverletzung durch eine der beiden Zeuginnen". Es können aber sehr gut zwei Zeuginnen entgegengesetzt aussagen und brauchen sich noch nicht meineidsverdächtig machen und wenn sie auch ihre Bekundungen mit bestem Wissen und dem besten Glauben gemacht haben, so schließt das doch nicht aus, daß eine von ihnen sich irrt oder die Aufeinanderfolge der Ereignisse verwechselt.

Welche originelle Rolle mitunter Zeugen spielen, zeigt folgender Vorfall an einem Berliner Gericht:

Vorsitzender: „Erzählen Sie mal, Zeuge, wie das gewesen ist . . ."

Zeuge: „Ich fragte ihn, ob er Biermüller heiße; da meinte er, so hieße er."

Verteidiger: „Er kann sich doch nicht so ausgedrückt haben?"

Zeuge: „Ich glaube, er hat gesagt, er hieße so — es kann aber auch sein, daß er gesagt hat, er heiße so."

Verteidiger: „Wir brauchen den Wortlaut. Er kann doch nicht gesagt haben „Er heiße so", sondern: „Ich heiße so".

Zeuge: „Das kann ich fast gar nicht glauben, daß Sie auch Biermüller heißen."

Verteidiger (verzweifelnd): „Ich bitte Sie, der Mann wird doch in der ersten Person gesprochen haben!"

Zeuge (bestimmt): „Nein, ich war die erste Person, mit der er sprach."

Verteidiger: „Aber so verstehen Sie mich doch: Wir möchten wissen, was Biermüller gesagt hat. Und zwar ganz genau. Er kann doch nicht zu Ihnen gesagt haben Doppelpunkt, Gänsefüßchen „Er hieße so", sondern er muß doch gesagt haben Doppelpunkt, Gänsefüßchen . . . . Und nun kommt, was er gesagt hat. Er sprach doch in direkter Rede und sicherlich nicht in der dritten Person".

Zeuge (dem der Schweiß in großen Perlen auf der Stirne steht): „Eine dritte Person ist nicht dabeigewesen und von Gänsefüßchen hat Biermüller kein Wort gesagt . . . ."

Vorsitzender: „Nun hören Sie mal auf mich, Herr Zeuge. Der Angeklagte wird doch nicht gesagt haben, er heiße so, sondern er wird gesagt haben: 'Ich heiße Biermüller'. Nicht wahr?"

Zeuge: „Nein, Herr Vorsitzender, von Ihnen war gar nicht die Rede."

*

Zeugenaussagen haben in ihrer unbeholfenen Art, zumal als Antwort auf eine vielleicht mißverstandene Frage und sehr oft gerade wegen ihrer Schlagfertigkeit zu dem größten Gelächter im Gerichtssaal Veranlassung gegeben.

Einmal fragte der Richter eine Zeugin, ob der Angeklagte in unerlaubten Beziehungen zu ihr gestanden sei. Die Antwort lautete prompt: „Nein, Herr Richter, ich hatte es ihm erlaubt!"

Vor einem oberbayerischen Gericht berichtete ein Gendarm als Zeuge über die von ihm auftragsgemäß vorgenommene Verhaftung des Angeklagten mit den Worten: „Als ich hinkam, gab ich ihm den Zweck meines Daseins kund."

Eine Zeugin kam einmal mit einer Angeklagten in einen heftigen Streit. Plötzlich spricht sie entrüstet zu dem Richter: „Sie behauptet nämlich, ich sei so dumm, daß ich nicht weiß, wieviel Stroh ich in meinem Hirn habe, was aber absolut unwahr ist."

Ein Landwirtssohn von Niederbayern wurde als Zeuge über das Verhältnis seines Onkels zu seiner Schwester gefragt und antwortete: „Das war weniger mehr unzüchtig als schon ein wirkliches Liebesverhältnis". Und bei einer anderen Frage, was denn der Onkel bei einem Überfall auf das Mädchen in den Händen gehabt habe, antwortete der Zeuge: „Bloß seine Fäuste."

Zum Schluß einer Vernehmung sagte einmal ein sehr freundlicher Richter zu einer Zeugin, die in einem schier endlosen Verhör geduldig ausgesagt hatte: „Ich hoffe, Zeugin, daß ich Sie durch meine vielen Fragen nicht nervös gemacht habe?" und erhielt von der Zeugin in aller Treuherzigkeit mit einem bescheidenen Lächeln die Antwort: „O nein, Herr Richter, ich bin das schon gewohnt; — ich habe zu Hause einen fünfjährigen Jungen . . . ."

Von H. Sturm, München,
Gerichtsberichterstatter des „Völk. Beobachter".

Jetzt fühl' ich mich wie neugeboren...



Ein Sonnenbad mit Leokrem – das tut der Haut genau so gut wie Höhensonne auf den Bergen! Die Haut lebt auf – sie wird verjüngt.. und neue Zellen bilden sich. Vor allem aber bräunt die Haut so schnell und tief wie nie zuvor. Denn Leokrem enthält gebannte Sonnenkraft: das kostbare Vitamin-D. Dieser wichtige Hautnährstoff unterstützt die Sonne in ihrer belebenden Wirkung. Leokrem festigt die Haut gegen Sonnenbrand.

Elegante Dosen
zu 90, 50, 22 und 15 Pfg.

LEOKREM hilft die Sonne doppelt genießen

Auch die neue Leoseife enthält sonnenbestrahlte Hautnährstoffe. Ihr sammetweicher Schaum und ihre große Milde sind eine wahre Wohltat für empfindliche Haut. Das handliche Stück 30 Pfg.



In allen Chlorodont-Verkaufsstellen erhältlich. – Leo-Werke G. m. b. H. Dresden-N. 6

„Freundschaften“

Von Univ.-Professor Dr. phil et med. Hans Krieg, München

In einem Rucksack ist nur das Allernötigste: ein Khakihemd, ein Paar Reservestrümpfe, Waschzeug, Kleppermontel, ein Säckchen mit Yerba, der Bombilla und dem Mate-Kürbis, und mein alter rommelrevolver, mit dem ich zwar auf vielerlei Viehzeug, aber noch nie auf einen Menschen geschossen habe.

Ich selbst bin zwar frisch rasiert, aber im übrigen ist meine Aufmachung ebenso, wie sie bei Reisenden im Herzen Südamerikas zu sein pflegt, die zwar ihr europäisches Vaterland nicht blamieren, aber auch nicht durch irgendwelche unsachliche Eleganz auffallen wollen.

Mein kleines Dampferchen „San José“ rauscht in brütender Mittagshitze den Paraguayfluß hinauf. Der dicke, dunkelhäutige Kapitän sitzt schwitzend neben mir auf einem Stuhl und stochert in seinen Zähnen. Er ist mein Freund. Denn ich habe ihm meine Taschenlampe geschenkt. Ich habe das Gefühl, daß er mir heute jeden Gefallen täte, und wenn wir einander später wieder einmal begegnen werden, dann werden wir einander umarmen und gegenseitig auf die Schultern klopfen.

Der „San José“ fährt nicht allein: rechts und links ist je eine leere Chata an ihn angebunden, ein Boot für den Viehtransport, das aussieht wie ein riesiger schwimmender Lattenverschlag.

Langsam geht es, sehr langsam. Und heiß ist es, sehr heiß. Immerhin spürt man hier vorne so etwas wie einen Luftzug, und ich muß die Hand vorhalten, wenn ich mir wieder eine von den kleinen paraguayischen Zigarren anstecke, die so billig sind, daß man ihren Preis nur in Pfennig-Bruchteilen ausdrücken kann. Eigentlich habe ich diese kräftigen kleinen Giftnudeln als Tauschware für die Indianer im Chaco gekauft, bei denen ich mit meinen Begleitern das letzte halbe Jahr verbracht habe. Aber es geht mir auf jeder Reise so: die letzten rauche ich selber.

Der Fluß ist breit hier.

Links, auf der Chacoseite, überragen schlanke Palmen das Ufergebüsch. Rechts drüben begleiten uns niedere Kalkfelsen, auf denen Bromelienbüsche kleben und die von hohen Kakteen überragt sind. Ferne blaue Bergrücken bilden den östlichen Horizont. Hier und da gleitet faul ein Kaiman ins Wasser. Am angeschwemmten, aufgetriebenen Kadaver einer Kuh arbeiten ein paar schwarze Geier herum. Zwischen ihnen steht in lächerlicher, subalterner Würde ein leuchtend weißer Kropfstorch, dem ein Stück Darm aus dem schwarzen Schnabel hängt. Kormorane sitzen mit offenen Schnäbeln auf ersoffenen Bäumen. Ein grauer Reiher quarrt. Die Luft ist feucht und moderig.

Der Kapitän spuckt in den Fluß. Ich auch; aus Sympathie für den Kapitän.

„Sie wollen nach San Lazaro, Doktor?“

„Nach San Lazaro, Kapitän.“ — Pause.

„Dieses San Lazaro, Doktor, na Sie wissen wohl“ ...

„Was ist mit San Lazaro?“

„Viehdiebe und Lumpen. Sehen Sie sich vor!“

Das ging mir nun ein Weilchen durch den Kopf. Sollte ich den Revolver aus dem Rucksack nehmen, wenn ich in San Lazaro an Land gehe? Ich bin kein Freund von bewaffnetem Auftreten hierzulande. Was erreicht man damit letzten Endes? Es ist gescheiter, eine fröhliche Miene aufzusetzen, auf der Hut zu sein und sich heldenhaft zu drücken, wenn's nicht anders geht. Es ist nie gut, in fremden Ländern mit dem Gesetz in Konflikt zu kommen. Und im übrigen bin ich bis jetzt noch immer ohne Waffe mit den Leuten fertig geworden. Am Pilcomayo gab es auch Viehdiebe und viele meiner „Amigos“ haben Menschenleben auf dem Gewissen. Sollten die Burschen hier an der Grenze gegen Matto Grosso schlimmer sein als dort unten an der Grenze gegen Argentinien?

Der dicke, braune, schwitzende Kapitän spuckt wieder in den Fluß. Und ich spucke wieder hinterdrein.

„Was wollen Sie denn in drei Teufels Namen in San Lazaro?“

„Was ich will? Ich bin Führer einer Expedition. Wir wollen von der Apamündung ostwärts in die Berge hinein. Da hab' ich mir gedacht, ich sehe mir dort die Gegend an, ob sie als Ausgangspunkt geeignet ist und ob ich dort Begleitleute finde.“

„Que cosa barbara, was für eine tolle Sache! Ihr Deutsche seid doch merkwürdige Leute. Mich brächten keine zehn Gäule dort hinüber!“

Wenn der wüßte, wessen ein deutscher Zoologe fähig ist, dann würde er ernstlich an meinem Verstande zweifeln, der gute, dicke, braune Kapitän auf dem Rio Paraguay! Ich habe es längst aufgegeben, den Leuten zu erklären, was ich will. Die meisten nehmen an, ich suche Gold oder vielleicht Erdöl, oder ich wolle eine Kolonie gründen. Jedenfalls sind sie überzeugt, daß ich ganz heimlich und tückisch irgendetwas ausspioniere, womit sich ein ordentlicher Haufen Geld verdienen läßt. Und sie freuen sich, mir auf meine Schliche gekommen zu sein.

Holzfällereien und Tanninwerke auf der Chacoseite, Viehbetriebe, Trockenfleischwerke auf der Ostseite des Flusses bilden die wenigen Anlegestellen. Jeweils dazwischen Sumpf, Busch, Wald, Palmares und freie Savannen. Ein paar braune Menschen und verkommene Uferindianer, schwimmende Inseln aus blühenden Wasserhyazinthen, Geier, Kormorane, Seeschwalben, Scherenschnäbel, ein paar Brüllaffen in einer Baumkrone, langweilige Kaimane im warmen Uferwasser — das sind die Erlebnisse dieser beschaulichen Reise auf dem „San José“.

In praller Sonne liegen dann die paar einfachen Ranchos von San Lazaro da, und bald sehe ich vom Ufer aus dem kleinen Dampfer nach, der wie eine gutmütige Matrone mit zwei großen Marktkörben seine beiden Chatos weiter flußaufwärts bringt, rechts eine und links eine.

Mit der Langsamkeit eines gewiegten Südamerikaners sondiere ich das Gelände. Vertrauensvoll rufe ich, von aufgeregten Kötern umbellt, eine Frau aus dem nächstbesten Rancho heraus und bitte sie, mir meinen Rucksack aufzubewahren. Die Frau hat sichtlich das Blut von Weißen und Indianern in ihren Adern, und auch ein Schuß Negerblut fehlt nicht. Ihre schwarzen Haare sind nicht straff, wie bei den Mestizen, sondern es sind dichte, wollige Negerhaare, und ihre Augen sind Negeraugen. Auch der watschelnde Gang ihrer etwas platten Füße und das Schlenkern ihrer Handgelenke ist Negererbteil. Brasilien ist nahe! Hier an der Grenze mögen sich allerhand Menschen zusammenfinden. Hat man drüben irgendetwas angestellt — schwups, geht man herüber nach Paraguay. Ist hier was Dummes passiert, dann packt man zusammen, wenn sich's überhaupt zu packen lohnt und — schwups, ist man in Matto Grosso. Zwischendurch wechselt man hier und da den Namen, nennt sich Cherife oder Galvez, statt Lopez oder Miranda. Aber oft ist all das gar nicht vonnöten, denn man sitzt hier an der Grenze hübsch weit vom Zaren und überdies hackt bekanntlich eine Krähe der andern nur selten ein Auge aus.

So, nun zünde ich mir meine Pfeife an, schiebe den Hut ins Genick und die Hände tief in die bis zu den Knien reichenden Taschen meiner weiten Gauchohose und gehe los. Nicht rasch, nein, so langsam wie möglich und scheinbar ganz ohne Ziel und Absicht. Hier gucke ich kritisch zu, wie zwei vernachlässigte Burschen Kampfhähne probieren, dort pfeife ich mit einem grünen Papagei um die Wette, der mit gestutzten Flügeln auf dem Zaune sitzt, lobe dann wieder die Schönheit eines schmutzigen Säuglings, den eine Frau vor der Hüttentür stillt, und komme schließlich mit einem Manne ins Gespräch, der ebensoviel Zeit zu haben scheint, wie ich.

Wir sprechen ausgiebig über die Überschwemmung des Rio Paraguay, die in diesem Jahr besonders schlimm ist, über die Camalotes, die schwimmenden Inseln, die zu Tausenden an jedem Tag den Fluß herunter kommen und manchmal den Dampfern in die Räder geraten.

Der Mann ist italienischer Abkunft. Man merkt es sofort an seiner Aussprache des Spanischen. „Sie sind kein Engländer“, sagt er zu mir. „Sie sind Deutscher. Na, wie geht's Euch Deutschen denn drüben in Europa? Sind Sie Hitlerista? Meinen Sie, daß Hitler gewinnt? Und was macht der alte Mariscal Hindenburgo?“ — Ich bin wahrhaft erstaunt. Dieser Mann scheint lesen und schreiben zu können, liest sicher gelegentlich Zeitungen, kümmert sich um die Welt, von der die anderen Leute dieser Gegend kaum eine Ahnung haben.

Er ist ein untersetzter, grauhaariger Mann von einigen sechzig Jahren. Sein Gesicht ist eigentümlich rissig und faltig und ich vermute, daß er Lepra hat, wie so viele hierzulande (Ein Leproso, ein Aussätziger, ist hier nicht so gemieden, wie anderswo, und es gibt Leute genug, die ohne Bedenken mit ihm aus demselben Saugröhrchen ihren heißen Mate oder kalten Tereré trinken). Seine Hände sind eigenartig verstümmelt und sein linkes Bein ist krumm und verkürzt; er hinkt. Übrigens ist er sicher was „Besseres“, denn wenn er auch ebensowenig wie ich einen Hemdkragen anhat, so ist er mir doch zum Beispiel dadurch überlegen, daß er eine Weste hat, an der eine silberne Uhrkette mit einer mächtigen Jaguarkralle baumelt.

Und da sagen die Leute, hier gebe es nur Lumpen und Viehdiebe! Man soll sich nie ins Bockshorn jagen lassen.

So bummeln wir miteinander herum und unterhalten uns prächtig. Immer höher steigt mein Respekt vor diesem alten Knaben, und ich mache aus meinem Herzen keine Mördergrube, sondern erzähle ihm, weshalb ich hier bin.

„So so“, meinte er, „Sie sind also ein Naturalista und wollen die Tiere studieren. Sie sind der erste, den ich kennenlerne, aber ich verstehe Sie vollkommen. Dieses törichte Volk (— er machte eine weitausholende Bewegung —) wird Sie nie verstehen. Sie müssen ihm etwas vorlügen, was sie verstehen können. Was wissen diese Leute von Wissenschaft? Ach, du liebe Zeit, da fehlt's weit! — Es freut mich, daß ich Sie getroffen habe. Kommen Sie zu meinem kleinen Rancho, der „San José“ hat Rotwein aus Mendoza für mich gebracht. Wir wollen einen heben. Übernachten können Sie auch bei mir. Wir können im Hof eine meiner Hängematten aufhängen.“

Der Rancho war recht einfach und machte den Eindruck, als sei er lange unbewohnt gewesen und diene nur als Absteigequartier. Aus allen Hütten heraus guckte man uns nach, als wir hineingingen. In einem kleinen Korral war ein Neger damit beschäftigt, fünf oder sechs gut gehaltenen Pferden frische Maisblätter vorzuwerfen. Ein Mischlingsjunge half ihm dabei.

Der Alte pfiff. Der Neger kam angerannt. „Vino!“ herrschte er ihn an. Glas klirrte, ein Pfropfen knallte dumpf, und bald saßen wir im dämmrigen Rancho und tranken.

Er sagte höflich: „Viva Hindenburgo!“ — „Que viva!“ antwortete ich, und hob mein schmieriges Glas: „Viva Mussolini!“ — „Que viva!“ rief er und „Viva Hitler!“ — „Que viva!“

Es wurde spät in dieser Nacht, und wir hatten wohl beide einen Kleinen sitzen, als wir — zwei Kerzen auf einem Flaschenhals hatten dran glauben müssen — hinausgingen in den Hof, um unsere Hängematten zu beziehen. Der Mond schien und wir lachten über das Schnarchen des Negers, der hinten bei den Pferden wie ein Haufen Elend auf dem nackten Boden lag.

„Doctor, Naturalista, viva Hindenburgo! Hitler y todo el mundo! Doctor, wenn Sie einen Freund brauchen, dann kommen Sie zu mir. Fragen Sie nur einfach nach Antonio. Man kennt mich, mein Lieber, man kennt mich recht gut, jawohl. Fragen Sie nur nach dem lahmen Antonio!“ Ich dankte ihm und sagte, er sei ein feiner Kerl.

Als ich aufwachte, war Antonio fort und der Neger und alle Pferde.

Als ich zwei Tage drauf bei meinem alten Bekannten, dem Argentinier Miró, auf dem anderen Flußufer zu Gaste war, mit ihm vor seiner Hütte saß und über den leise plätschernden Fluß hinsah, erzählte ich ihm von meinem Besuch in San Lazaro und von Antonio.

„Antonio!“ brüllte er, „der lahme Antonio! Mann, haben Sie eine Ahnung, wer das ist? — Ein Schweinehund ist er! Über zweihundert Rinder hat er mir gestohlen in einem einzigen Jahr. Elf Leute hat er schon auf dem Gewissen. Immerfort gibt es Schießereien mit ihm und seinen Kerlen. Meiner eigenen Hirten bin ich nicht sicher, weil alle vor ihm Angst haben. Vielleicht gehören manche von ihnen zu seiner Bande. Hier (— er streifte seine Hose hoch und zeigte eine Narbe —), das ist Antonio. Und wenn Sie ihn gefragt hätten, weshalb er lahm geht, dann hätte er Ihnen eine hübsche Geschichte erzählen können, bei der ich auch dabei war.“

Was ist weiter zu sagen? — Wenn mich das Schicksal wieder einmal in jene schöne Gegend führt, will ich nach Antonio fragen, und wenn er noch lebt, will ich wieder Rotwein aus Mendoza mit ihm trinken. Ich als deutscher Zoologe riskiere nicht das Geringste dabei.


SALEM
GOLD
EXTRA MILD
SALEM
GOLD No 3½
DRESDEN
EXTRA MILD
3⅓ ₰

H. WALDEN:

„Aranja" der Schrecken des Dschungels

Auf dem Feldbett lag er, der Fremde, den wir bewußtlos, unweit unserer Hütte, aufgefunden hatten. Erst am späten Nachmittag des andern Tages erwachte er, sprang plötzlich wie ein Besessener empor und verlangte nach Schnaps.

„Was ist geschehen?", fragte ich ihn, und der Fremde, der gierig den ihm gereichten Branntwein in seine Kehle goß, erzählte heiser:

„Wir befanden uns, Martini, Andris und ich, mit unseren Mauleseln auf dem Wege nach Badrilio. Dieser Weg zieht sich durch hohe Berge, vorbei an tiefen, dunklen Schluchten und Höhen. Tom, ein kleiner, schmächtiger Eingeborener, leistete uns auf dieser Expedition gute Führerdienste. Um das Ziel schneller zu erreichen, gingen wir, obwohl der kleine Pfadfinder uns warnte, daß in diesen, noch von keinem menschlichen Fuß betretenen Schluchten wilde Tiere und riesige giftige Spinnen hausen, den Weg abschneidend, querfeldein. Durch dichtes Buschgewirr, über abgefallene morsche Äste und sumpfige Tümpel drangen wir in die erhabene Waldwildnis ein...

Da — plötzlich, laut schreiend, kommt Tom uns entgegengelaufen, und bebend, zähneklappernd stand er vor uns. Grauenvolles war auf seinem Gesicht zu lesen. In kaum verständlichen Worten stammelte er: „Aranja.. Aranja. dort.. am Baum.. sofort das Tal verlassen."

Von bangen Ahnungen erfüllt, hielt ich nach allen Seiten Umschau. Aber nicht das Geringste war zu sehen.

Nur weit und breit undurchdringliches Dickicht mit seinen hohen, von Lianen umschlungenen Baumriesen, seinen unentwirrbaren grünen Pflanzen und hohen Farren.

Martini, der Leiter der Expedition, machte sich über die Angst des kleinen Tom lustig und wollte auf keinen Fall umkehren. Die Flinte über die Schulter werfend, übernahm er die Führung, und wir folgten, die Maultiere hinter uns herziehend, in einiger Entfernung. Der kleine Tom hatte sich längst aus dem Staube gemacht

Es begann bereits zu dämmern. Wir mußten ein Nachtlager suchen. Bald hatten wir einen geeigneten Platz für unsere Zelte gefunden. Ein riesiges Lagerfeuer erhellte geheimnisvoll den Dschungel. Ermüdet von den Strapazen, versanken wir bald in einen tiefen Schlaf.

Plötzlich erschallte ein langanhaltendes, verzweifeltes Geheul, wie von einem zu Tode getroffenen Tier. Ich raste empor. Es graute bereits der Morgen. Unweit des Lagers lag ein Maultier tot am Boden. Die übrigen Tiere waren verschwunden. Am Hals des verendeten Maulesels entdeckten wir zwei winzige Wunden, nicht größer als eine Erbse und einem Gewehrschuß ähnlich. Trotzdem das Tier völlig ausgeblutet war, konnte man keine Blutstropfen wahrnehmen.

Während Andris sich sofort auf die Suche der davongelaufenen Tiere machte, kochte ich das Essen, und Martini machte das Gepäck zum Weitermarsch fertig. Stunde um Stunde verrann. Aber Andris kehrte nicht zurück. Es war uns unerklärlich. „Ohne Zweifel ist Andris ein Unglück zugestoßen", sagte Martini aufgeregt, „wir müssen ihn suchen." — Schnell ergriffen wir unsere Gewehre und folgten, Entsetzliches ahnend, den Spuren des Verschollenen. Aufgeregt hasteten wir durch das fast undurchdringliche Buschgewirr. Bald mußten wir uns Schritt für Schritt vorwärtsarbeiten. Wir durften unseren treuen Gefährten nicht im Stich lassen.

Weiter ging's. Der Sumpf wurde immer tiefer, immer gefährlicher. Schon waren wir fast bis zu den Hüften im stinkenden Schlamm, der sich eng und schwer um den Körper legte, versunken. Miasmen, wie dicker Eiter, drangen in die Lunge und erschwerten das Atmen. Mund und Nase waren von Schlamm und Moder verstopft. Tiefste Finsternis umgab mich. Meinen Begleiter konnte ich nicht mehr sehen. Verzweifelte Rufe blieben ungehört. Tiefer, immer tiefer versank ich in dem Morast. Ängstlich versuchte ich mich an herabhängende Zweige und Schlingpflanzen zu klammern. Vergebens! Mit den abgerissenen Ästen und schlüpfrigen Gewächsen sank ich weiter und weiter. Bereits bis zur Brust stand ich in dem todbringenden Sumpf, ohne mich von der Stelle bewegen zu können. Ein unheimliches Gefühl überkam mich. Sekunden wurden mir zu Ewigkeit. Todesangst packte mich. Verzweifelt, unter unmenschlichen Anstrengungen, einen rettenden Gegenstand suchend, tastete ich nach allen Seiten.

Ein Freudenschrei entschlüpfte meiner vermoderten Kehle. Zu meiner größten Freude trat ich auf einen festen Gegenstand. Schnell erfaßte ich einen herabhängenden, starken Ast und quälte mich, die letzten Kräfte anspannend, an diesem empor, kroch, mich flach auf den Bauch legend, Hände und Füße auseinanderspreizend, vorsichtig tastend nach rechts, wo ich trockenes Land vermutete. Nach unglaublich mühseligen, wahnsinnigen Anstrengungen landete ich schließlich auf ziemlich festem Boden. Um den widerlichen Schlamm abzustreifen und mich von dem Schrecklichen zu erholen, lehnte ich mich an einen Baum; und war nicht wenig erstaunt, als ich die Spur von Andris, der, wie mir schien, einen Maulesel hinter sich herzog, entdeckte. Sofort, ohne eine Sekunde zu zögern, nahm ich völlig erschöpft die Fährte auf. Nach wenigen Schritten trennten sich zu meiner größten Bestürzung die Spuren, und ich machte die Feststellung, daß Andris rechts und der Esel links gegangen sein mußten. Ich verfolgte die menschlichen Spuren, als ich jählings auf einen regungslosen Menschenkörper stieß.

Das Grauen packte mich. Ich taumelte entsetzt zurück... vor mir lag, halb im Morast versunken, mit starren, halbgeöffneten Augen, Andris. Die Umgebung, deren Büsche und Sträucher entwurzelt waren, ließ auf einen verzweifelten Kampf schließen. Und wieder, wie beim Maultier, bemerkte ich auch bei Andris... am Hals zwei kleine erbsengroße Wunden. Der Körper war bis auf den letzten Tropfen Blut ausgesogen. Unter großen Anstrengungen schleppte ich Andris. Ein Schrei des Entsetzens entrann Martinis Kehle, als er den Leichnam Andris erblickte.

Von der Müdigkeit und den Strapazen übermannt, schliefen wir, ganz gegen unseren Willen, fest ein.

Erst bei Tagesanbruch erwachten wir aus dem todähnlichen Schlaf. Meine Kleider, die vollständig zerrissen und vom Schlamm durchnäßt waren, zog ich aus und trocknete sie an einem Baum. Im nahen Bach nahm ich ein erfrischendes Bad.

Da — ein Rascheln... Was war das?... Ich stutzte! Eine dunkle Erscheinung verschwand hinter einem Baum. Beim Näherkommen erkannte ich ein sonderbares, graues Tier, das einer riesigen, scheußlichen Spinne glich, acht lange, dünne, gräßlich behaarte Beine hatte und fast so groß wie ein ausgewachsener Hund war. Schnell bog ich diesem widerlichen Ungeheuer aus, als es blitzschnell sich mir in den Weg stellte und in geduckter Haltung sprungbereit auf der Lauer lag. Die herausquellenden Augen funkelten mordgierig.

„Aranja". murmelte ich halbleise, „sollte Tom doch..." Beängstigend ging ich einige Schritte zurück... stolperte über einen querliegenden Baumstamm und fiel rücklings ins hohe Gras. In diesem Augenblick, noch bevor ich mich aufraffen konnte, stürzte die wutschnaubende, mordgierige Bestie sich auf mich. Verzweifelt schlug ich mit geballten Fäusten blindlings auf das wütende Tier ein. Dann fühlte ich einen stechenden, saugenden Schmerz in meiner Schulter. Zwei stahlharte Fühler hielten mich in eiserner Umklammerung. Ich versuchte nun, mit aller Gewalt emporzuspringen, um mich zu befreien. Doch vergebens! Das abscheuliche, häßliche Monstrum zog mich immer fester mit den Füßen an sich, biß in gräßlicher Wut sich in meinem Körper fest und sog mir das Blut aus. Meine Kräfte schienen mich zu verlassen, bewegungslos, mit hin- und herirrenden Gedanken, blieb ich liegen. Wer weiß, wie nahe ich dem Tode war! Dann... nochmals, in meiner Todesangst schlug ich rasend und tobend um mich und wälzte mich nach allen Seiten, umsonst, meine Kräfte konnten nichts mehr ausrichten. Hilflos, vollkommen ermattet, mit weitgeöffneten Augen in die Luft starrend, ergab ich mich dem Schicksal. Wie ein zum Tode Verurteilter zählte ich die Stunden.

Plötzlich vernahm ich ganz schwach die Stimme Martinis, der, mit einer Axt bewaffnet, mir zu Hilfe eilte. Fast besinnungslos, ohne mich rühren zu können, hing ich machtlos in der eisernen Umstrickung der Bestie. Mit einem gut gezielten Axthieb trennte Martini dem Ungeheuer ein Bein vom Rumpf. Als er zum zweiten Schlage ausholte, ließ die Bestie von mir ab und stürzte in bestialischer Grausamkeit auf den Angreifer. Wie ein schwerer Mehlsack fiel Martini zu Boden. Die Axt wurde dabei aus seiner Hand geschleudert. Die gefährlichen, behaarten Sauger krallten sich in den Hals, und mit grimmiger, bulldoggartiger Zähigkeit biß das Ungetüm sich an der Kehle fest. Ich wollte meinem Kameraden helfen, aber wie festgewurzelt lag ich am Boden und war nicht imstande, mich aufzurichten. Das rote, vollblütige Gesicht meines Retters verblaßte zusehends, und Entsetzen packte mich, als ich sah, daß Martini leblos in enger Umklammerung von der riesigen Spinne in das Dickicht geschleift wurde. Es war ein grauenvoller, trauriger Anblick. Dann verlor ich das Bewußtsein.

Wie lange ich so gelegen habe, weiß ich nicht. als ich erwachte, verspürte ich Erholung in meinen Gliedern, und so schnell mich meine schwachen Beine tragen konnten, lief ich, wie vom Wahnsinn verfolgt, zum Lager, ergriff meine Kleider und das Gewehr, und eilte in blinder Hast tagelang durch den unheimlichen Dschungel, dem Heimweg zu. Halbverhungert, völlig erschöpft, brach ich dann ohnmächtig zusammen.

Sie mögen mir die Geschichte glauben oder nicht... sie ist wahr, so wahr ich John Smith heiße..." In diesem Augenblick betrat ein anderer die Hütte. „Guten Tag, Mister Brown!" rief er freundlichst, indem er dem Erzähler die Hand schüttelte

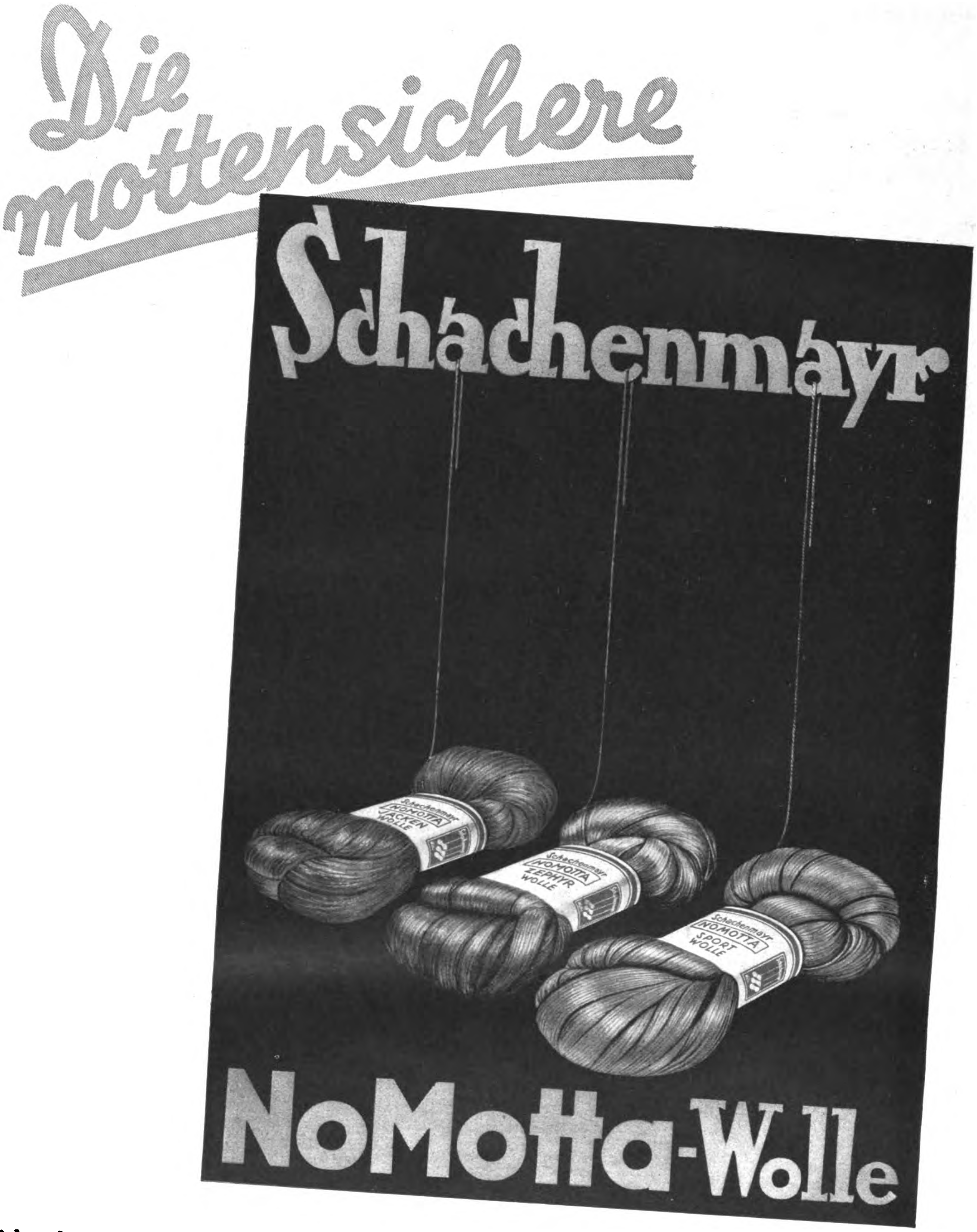
Schluß von Seite 876

Die Volkszählung vom 16. Juni 1933

Sehen wir uns nach der zahlenmäßigen Stellung der Deutschen in der Welt um, so können wir feststellen, daß die deutsche Sprachgemeinschaft mit ihren fast 100 Millionen nur noch mit der angelsächsischen und der russischen zu konkurrieren hat; denn die Chinesen und Inder sind zwar volkreicher, aber ihre Sprachen sind keine Weltsprachen. Unter den Staaten der Welt steht das Reich mit 66,1 Millionen an vierter Stelle, wenn man den Kolonialbesitz außer Betracht läßt, nämlich nach China (474 Millionen), Rußland (161 Mill.) und den Vereinigten Staaten (123 Mill.). Das Reich hat mehr Einwohner als Großbritannien (43 Mill.) und Frankreich (41,8 Mill.); Italien ist mit seinen 41,2 Millionen der französischen Volkszahl direkt auf den Fersen und dürfte ihr noch in diesem Jahr den Rang abgelaufen haben. Ein kleines, aber bemerkenswertes Zeichen in der europäischen Entwicklung. Wie steht es um die Deutschen? Sind auch sie müde geworden?

66.1 Millionen haben die Geburtsstunde des Dritten Reichs innerhalb seiner Grenzen erlebt, und wegen dieser historischen Wende werden auch die Ergebnisse dieser Zählung stets markant erscheinen. Nennen wir einmal die Zahl der Reichsdeutschen an den historischen Wendepunkten unserer Geschichte. Als das alte Römische Reich deutscher Nation ins Grab sank, kurz nach 1800, lebten im heutigen Reichsgebiet erst 21 Millionen. Als das Reich in Versailles wiederbegründet wurde, jubelten ihm 41 Millionen zu. Als die Schicksalsglocke wieder eine schwere Stunde schlug — 1914 — zählten wir 67,8 Millionen. In 45 Friedensjahren von 1871 bis 1914 hatte sich die Bevölkerung um mehr als die Hälfte vermehrt. Die heutige Reichsbevölkerung bleibt infolge der Kriegsverluste und der Gebietsabtretungen gegenüber 1914 noch um rund 1,7 Millionen zurück Als das Kaiserreich in Versailles hinabgestoßen wurde, war die Menschenmasse im verkleinerten Reich rund 60 Millionen stark. Gegenüber der letzten Zählung, die 1925 stattfand, hat sich die Bevölkerung des Reiches um 2,7 Millionen Einwohner, d. h. um 4,4 v. H., vermehrt. Die Zunahme hat nach dem Krieg ein langsameres Tempo angeschlagen. Von 1900 bis 1910 hatten wir eine durchschnittliche jährliche Zunahme von rund 1,4 v. H., während sie jetzt jährlich nur noch knapp die Hälfte — 0,5 v. H. — beträgt, d. h. ebensoviel wie Frankreich und England, aber weniger als Italien. Polen schreitet mit einer durchschnittlichen jährlichen Zunahme von 1,7 v. H. weit kräftiger fort — mehr denn je müssen wir unsere Blicke nach dem Osten wenden!

Dr. A. Ruschke.



Rund 2000 deutsche Arbeiter, ausgerüstet mit den modernsten Maschinen und Einrichtungen, stellen sie aus ausgesuchtem Rohmaterial her

NOMOTTA-Wolle ist ein Qualitätserzeugnis, das nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt anerkannt ist.

NOMOTTA-Wolle gibt es in über 1000 verschiedenen Farben und in mehr als 20 Arten und Preislagen

Zu haben in allen besseren Wollgeschäften, wenn nicht, Bezugsquellennachweis durch Schachenmayr, Mann & Cie., Salach/Württemberg. Gegründet 1817

Ein Heft mit Abbildungen und Beschreibungen moderner Handarbeiten wird Ihnen auf Wunsch kostenlos zugesandt, wenn Sie unter Bezugnahme auf dieses Inserat an „Die Schachenmayrin", Salach/Württemberg, schreiben

Rudolf Melka:

Beelzebub hascht nach Lämmleins Seele . . .

Vorstandswahlen im Kegelklub „Alle Neune". Hieronymus Lämmleins Wiederwahl zum Obmann wird einstimmig abgelehnt und nun prasselt auf ihn Schlag auf Schlag. Er büßte seine Funktionen auch bei einem andern halben Dutzend von Vereinen ein: er war kein Obmann, kein Kassier, kein Beirat und kein Stellvertreter mehr. Hieronymus Lämmlein versinkt in das Anonyme der Masse Mensch. Und das alles noch dazu in einer Großstadt, der er seine illustre Persönlichkeit wie ein großes Geschenk an seine Mitbürger zu widmen gedachte . . . Ihm war, als versänke der Boden unter seinen Füßen: er, der Führer, der Bewahrer und Kämpfer statutarisch festgelegter Belange wurde überall kaltlächelnd abgesägt. Das Wort vom „Undank" bewahrheitete sich.

Vollends aber brach er zusammen, als der Stolz seines vorstandslüsternen Ichs auch an den Beschlüssen des Sittlichkeitsvereines „Keusche Herzen" zerschellte. Die Frauen und Männer dieser eminent wichtigen Körperschaft — seine letzte Hoffnung — hielten ihm ebenfalls eine gefühlvolle Leichenrede und die ehrenden Worte seines Nachfolgers pflügten und hoben tiefschürfend das Wertvolle seines Innenlebens an das rauchwolkenumflorte Licht vereinsinventarlicher Beleuchtungskörper. Der seelische Verfall Lämmleins war damit besiegelt. Man geleitete seinen — nun zum Schweigen verurteilten — Korpus zum Polstersessel des vor wenigen Wochen dahingegangenen Ehrenobmannes und in weiterer Folge — — nach Hause . . .

Ein erwachter — ihm ansonsten verhaßter — Oppositionsgeist lenkte seine Schritte mit höllischer Gewalt schnurgerade in die — — „Happyend-Bar". In flaumigen Gedankenbläschen, nur ganz leicht, fühlte er die mahnende Stimme vereinsgepflegter Lebensart: Hieronymus Lämmlein war entwurzelt . . .

Da saß er nun, lutschte mit der Lässigkeit eines methusalem-alten Lebejünglings aus Strohhalmen sündige Drinks und lauschte seinem pulsenden Blut, das mit schwellender Kraft durch seine Extremitäten jagte . . .

Der Teufel griff nach Lämmleins reiner Seele!

Und so fing es an:

Auf seinen bislang einseitig bespielten Gehirnwindungen hinterließ der Gesang der „Bledmaker-Jazz" aus der „Happyend-Bar" tiefgeritzte Eindrücke. Unter ihren satanischen Songs war ihm besonders der Kantus: „Ich möcht' heiraten, heiraten, heiraten — aber reich, aber reich, aber reich . . ." in die Hormone gefahren.

Hieronymus Lämmlein bekam Eheanwandlungen — wollte heiraten — aber reich, aber reich, aber reich . . . Und wie des Teufels Gaben schon einmal reichhaltig sind, bescherte er ihn gleich mit einer reichhaltigen Auswahlsendung dessousverhüllter Reize. Die Engländerin Guold und die Amerikanerin Miß Kißhapper fielen als Anwärterinnen seines erwachten Eros in die engere Wahl. „Welche ist nun die Reichere?" war seine Frage und da seine Auskunftei etwas schleppend arbeitete, zog sich ein Entscheid etwas lange hin.

Miß Gould verbrachte den Sommer in Berchtesgaden, während Miß Kißhapper an den Gestaden des Wolfgangsees bräutlichen Vorbereitungen oblag. Lämmlein raste in einem roten Mercedes — den er eigens für diesen Zweck auf Stottern erworben hatte — zwischen beiden Orten wie ein geölter Blitz hin und her und verfluchte seine saumselige Auskunftei.

Eines schönen Sommertags weilte er bei Miß Gould in Berchtesgaden. „Liebling!" schmelzte er, „ich muß nach Hause — Geschäfte rufen mich. Ich schreibe dir gleich nach meiner Ankunft ein liebes Briefchen!" Dann bestieg er sein Auto — ratterte los.

Der Teufel lachte . . . denn Hieronymus fuhr nicht nach Hause — — —, sondern zu Miß Kißhapper am Wolfgangsee. Das heißt, er wollte dorthin fahren, wenn nicht eine Pappel in böswilligster Weise ihr silbernes Geständnis ihm in den Weg gestellt hätte . . . Der rote Mercedes löste sich bei diesem näheren Kennenlernen in seine Bestandteile auf und Lämmlein ruhte nächtlings statt am Wolfgangsee — in den tröstenden Armen Miß Goulds.

Nächsten Tages servierte man ihr beim Frühstück folgenden Brief:

„Mein süßes Goldhasi!

Bin nach schöner Fahrt sehr gut angekommen und denke mit Sehnsucht an Dich . . .

. . . Dein allzeit aufrichtiger Hieronymus."

Daraufhin erhielt er eine schallende Ohrfeige. Jetzt erst fiel es ihm ein: nach seinem Autounfalle hatte er vergessen, seinem Freunde zu telegraphieren, daß er die Absendung seines vorbereiteten Briefes unterlassen soll. Der Ahnungslose hatte das Unglücksschreiben abgesandt.

Doch ein Unglück kommt selten allein. Als Lämmlein trostbedürftig am Wolfgangsee eintraf, wies ihm auch Miß Kißhapper die Türe . . . Am selben Tage, da Lämmleins Autounfall die Tagesspalten der Zeitungen füllte, kam auch ein Brief seiner Auskunftei. Miß Kißhapper, die darin etwas auf Lämmleins Autounfall Bezugnehmendes vermutete, öffnete den Brief. Statt dessen las sie:

„Auskunftei Schnüffler.

Sehr geehrter Herr Lämmlein!

Halten Sie sich an Miß Kißhapper! Die Dame ist zwar mies, dafür aber sehr reich. Ihre andere Geliebte, Miß Gould, ist eine erwerbslose Stenotypistin und erhält ihre Arbeitslosenunterstützung aus England nachgesandt . . ."

Da stand er nun auf der Seepromenade. Diese verfluchte Pappel! Dabei erinnerte er sich, daß irgend so ein Kerl auch seine Dokumente — die in einer Wagentasche des roten Mercedes verwahrt waren — gestohlen hatte. In der Aufregung hätte er darauf fast vergessen. Ein fürchterlicher Verdacht packte ihn . . . Er fuhr sofort nach Berchtesgaden. Als er in die Autowerkstätte kam — — — war sein Auto schon weg . . . Der Teufel hatte es unter Ausweis seiner gestohlenen Papiere geholt.

★

Mit diesem Erlebnis und den Jahren war Lämmlein bescheidener geworden und lechzte nun nur mehr nach einer Mitgift, die wenigstens ihm sein gestohlenes Auto ersetzen sollte.

Resi Tullinger, eine niedliche Wirtstochter, entsprach diesem Wertbegriff. Nun wollte er nicht lange fackeln. Er nahm sie bei ihren Fünf-Unzenhändchen und schleifte sie vors Standesamt. Dort flog er aber leider hinaus. Dabei erfuhr er, daß seine illustre Persönlichkeit angeblich bereits verheiratet und Vater von drei Kindern sei. Resi Tullinger strich empört die Segel ihres heiratslustigen Lebensschiffchens und ging weiterhin ihre einsamen Wege. Über diesem Mißgeschick sackte Hieronymus fast zusammen. Sein dreikindergesegneter Doppelgänger? Das konnte ja nur der Dieb seiner Dokumente sein! Wenn er diesen Gauner nur erwischt hätte! Wieder war ihm eine Braut durch die Lappen gegangen. Unter dem Wust dieser Gedanken war er nahe daran, seinem geprüften Leben ein Ende zu setzen.

„Wozu?" kicherte der Teufel: „— — — du bist ja ohnehin bereits gestorben!"

Erst ein Jahr später begriff Lämmlein den Sinn dieser teuflischen Einflüsterung. Da kam er nämlich wieder zum Standesamt. Diesmal mit einer Wienerin. Freudig und endlich-sanierten Herzens trat er über jene Schwelle, die der Eingang zu legitimer Liebe ist. Der Beamte besah sich Lämmleins Papiere, betätigte eine Klingel. Auf deren dringenden Ruf erschien ein Polizist und wenige Minuten danach saß Hieronymus Lämmlein in einem Gemach, dem wenig Hochzeitliches anhaftete . . . Ein absolut humorloser Polizeikommissär sagte zu ihm mit leichtem, rundvokalisiertem Tonfall:

„Sie sind doch am 26. Mai vorigen Jahres im Zuchthaus gestorben! Der Mann, für den Sie sich ausgeben, war doch jener berüchtigte Heiratsschwindler, der mit einem roten Mercedes in die Herzen armer Mädchen fuhr . . ."

Seither läuft Hieronymus Lämmlein von Amt zu Amt, um den Beweis seines Daseins zu erbringen. In Wien bröckelt aus Schmerz über seinen verhinderten Besitzer — seine letzte Braut war nämlich Hausbesitzerin — der Mörtel eines Hauses ab, ein arg enttäuschtes Frauchen inszeniert illegitime Krachs und — — der Teufel lacht. . Lacht und freut sich Hieronymus Lämmleins sündiger Seele. —

Doch wie es scheint, er lacht zu früh . . . Lämmlein ist nun doch wieder Vorstand — — — Obmann des Vereines „Fälschlich-Totgesagter"

DIE HOSE

VON FRITZ MÜLLER-PARTENKIRCHEN

Schiller, auf der Höhe, kann sich einen Rock für dreißig Taler leisten, den sein Enkel noch getragen hat.

Ich, auf der gleichen Höhe, leiste mir für gleiches Geld den Mantel, der ein Jährlein vorhält.

Mein Sohn, auf der Höhe — von den Töchtern ganz zu schweigen — wird den Zeitrekord auf ein Monat drücken. Meinen Enkel sehe ich täglich — rein und raus, rein und raus — die Röcke wechseln.

Wenn das kein Fortschritt ist. . . .

Mein Nachbar auf dem Lande ist Holzarbeiter. Mit der Steuer kennt er sich nicht aus. Ich habe ihm geholfen. „Was kost's? fragt er.

„Nichts."

„Was nix kost', is nix wert."

„Ihr habt eine alte Lederhose, könnte ich die sehen?"

Schweigend sperrt er seine Kammer auf. Da steht ein rot-weiß gewürfeltes Bett, da steht ein Schrank aus der Zeit, wo Gustav Adolf hier vorbeikam, da steht eine Standuhr, da steht eine Hose. Sie steht wirklich. Baumpech ist an dieser Hose. Abgewetzt ist sie. Wunden hat sie. Ein Rest von einem grünen Schleifchen ist daran. Herrgott, diese Hose wenn ich kaufen könnte!

„Feichtenbauer, wie alt ist diese Hose?"

„Alt? Ja, da hast recht, daß die alt is."

„W i e alt?"

Ich sah es hinter seiner zerschrundeten Stirn rechnen. Schwer rechnen. Zahlen liegen einem Holzer nicht. Ist schon schlimm genug, daß das lebendige Holz, das er fällt, in Kubikmeter verrechnet wird.

Ich will ihm helfen: „Die hat womöglich schon dein Vater getragen?"

Jetzt muß er lachen: „Die Husen? O mein, o mei, aus dera Husen san schon fünfe rausg'storbn!"

Her—aus—ge—storben! Mit einem Schlage sehe ich fünf Geschlechter in die Hose hineinwachsen, aus der Hose heraussterben.

Menschen kommen und gehen, die Hose dort in der Ecke steht. Fünf Geschlechter Holzbauern! Sie haben miteinander einen Wald gefällt, so groß wie eine Stadt. Sie haben miteinander Wälder neu gebaut, so groß wie ein und die halbe Stadt. Auch ein Wald, der kommt und geht. Die Hose dort aber, die steht!

„Was kost't s'?"

„Nix."

„Was nix kost't, is nix wert."

„Nix wert!" grollt's aus der behaarten Holzerbrust, „steig nei'!"

„Ich — ich —"

„Nei' steig, sag i!" donnert er.

Ich steige in die Hose. In die Fünf-Geschlechter-Hose. Dort hängt ein Spiegeltrumm, ich kann mich sehen. Ich sah nicht gut aus. Ich habe keine Hose an, die Hose hat mich an. Die Hose herrscht mich an: „Wo hast dei' Saag?"

„Ich kann nicht sägen."

„Wo hast dei' Beil?"

„Ich kann kein Beil halten."

Ich weiß nicht, wie es kam, aber plötzlich war ich aus der Hose rausgefallen. Durchgefallen, wie man durch die Prüfung fällt.

Der Feichtenbauer stellt die Hose wieder in die Ecke: „Nix für di", sagt er, „nix für di."

Ich sehe es ein. Tragen kann ich diese Hose nicht. Höchstens über sie was schreiben.

Halt, noch etwas kann ich. Meinen Sohn, wenn er den zwölften Mantel kauft, meine Enkelin, wenn sie das hundertelfte Fähnchen „unbedingt" zu tragen nötig hat — die will ich beide an die Feichtenbauer-Hose führen.

Ich sage das dem Feichtenbauer.

„Und nacha?" sagt der Feichtenbauer.

„Nachher will ich ihnen einen Vortrag über diese Hose —

„Ein'n — was?"

„Einen Vortrag."

„Vortrag? Geh zua, wennst es du net füratragn kannst, wie erst die andern mit ihre Zündholzstecka!n!"

Ich erklärte ihm, was ein Vortrag ist.

Er sagt nichts. Er kraut sich hinter den Ohren. Er geht aus der Kammer. Mit einem letzten Blick auf seine Hose. „Einen Vortrag?" sagt der Blick, „einen Vortrag? Dös halt s' nimmer aus, da geht s' drauf. "


STANDARD
STANDARD
STANDARD
BENZIN • MOTOR OEL • ESSO
„STANDARD“ - KUNDENDIENST VORBILDLICH!



Ein Teilausschnitt aus dem Aufmarsch der Massen beim w



westdeutschen Appell der S.A. und S.S. vor dem Führer

Fritz Müller-Partenkirchen:

Goldene Hochzeit

Der Kirchberger-Egidi von Mitterdorfen ist ja schon ein Lump. Bürgerlich genommen. Andersrum genommen aber ist er, was man in den Städten einen Schalk heißt und in Mitterdorfen einen Schlankl.

Wenn in Mitterdorfen alles den gewohnten Gang geht — der Jackl Dung fahrt und der Seppl odelt, der Pfarrer predigt und die Eingesessenen den angestammten Sünden elendiglich erliegen — so kann es geschehen, daß beim Neuwirt in den Bänken ein allgemeiner Gähnkrampf einsetzt. Aber schon ein solches Gähnen, daß, die offenen Mäuler an- und aufeinander angesetzt, das größte Scheunentor von Mitterdorfen ein bescheidenes Loch dagegen ist.

Sind die Kiefern wieder eingerenkt, so ergeht dann unabwendbar an den Kirchberger-Egidi eine festgelegte Frage: „Wia ham ma's denn, Egidi, woaßt nix Extrigs?"

„I wissat schon was Extrigs."

„Kost't's was?"

„Was Extrigs, des nix kost't, is net amal an alter Kaas, denn der kost't aa was."

„Wir woll'n ein'n neien Kaas. Is er safti, derf er aa was kosten — ruck 'raus!"

Der Egidi ruckte 'raus: „Den alten Rottenbucher von Unterdorfen kennt's do?"

Die Stockzähne der Bauern machten eine mahlende Bewegung. „Den werd'n mir net kenna?!"

„Aber des wißt's net, daß er sei' gold'ne Hochzeit feiern kunnt, wenn er —"

„verheirat't g'wesen waar", lachte der Neuwirt.

„Neuwirt, wie lang bist jetzt in Mitterdorfen?"

„No, do so a Stuckera zwanz'g Jahrln sollt' i moana."

„Wia kannst nacha du bei 'r a goldna Hochzeit mitreden, wo oaner fufzg Jahr verheirat't g'wesen sein muß, han?"

„Jetzt, da schaug her, also is er gar amal verheirat't g'we'n, der alte Haderlump, der Rottenbucher."

„Verheirat't g'we'n? Er is's no!"

„Red koan Stiefel, Egidi", begehrte eine ganze Bank voll Bauern auf, „da müßten mir do aa was wissen."

„I woaß's aa erst, seit i neulings bei unserem Pfarrer —"

„— der wo g'storb'n is?"

„Der wo g'storb'n is, versteht si — bei unserm neuen Pfarrer, der ein'm übers Maul fahrt, such' i nix im Kirchenbuch."

„Was hast denn g'sucht?"

„Wann der alte Rottenbucher g'heirat' hat — am nächsten Ersten is's akrat fufz'g Jahr'."

Schweigen um die Tische.

Dann hebt einer an: „Daß ma aba nacha gar nix g'hört ham sollt' von ihra Leich'?"

„Von was für einer Leich'?"

„Von der Rottenbucherin ihrer Leich'."

„Von der Rottenbucherin ihrer Leich' kann ma halt nix g'hört ham."

„Warum kann ma von der Rottenbucherin ihra Leich' nix g'hört ham?"

„Weil s' gar net g'storb'n is. Weil s' no springlebendi is, die Alte."

Verdutzte Pause.

„Daß i net lach'!" zweifelte einer.

„Lach' nur zua! I hab' aa g'lacht, wie mir inser alter gemütlicher Herr Pfarrer —"

„Jawohl, g'mütli war er — g'mütli war er", rollte es im Kreis, „so viel g'mütli, wie der neue ung'mütli is — aber verzähl weiter, Egidi, also g'lacht hast, wie er dir verzählt hat —?"

„— daß der Rottenbucher g'rad oan Tag lang verheirat' war, na' is s' eahm davogloffa, d' Rottenbucherin."

„Jetzt da schaug her, zweg'n was nacha?"

„Weg'n 'm Verheirat'sein wahrscheinlings."

„Red' net so dumm daher — da müßten ja die insern aa alle davogloffa sei."

„Ja mei', die werd'n sie halt net traut ham, herentgegen d' Rottenbucherin hat si halt traut. Und seit dera Zeit lebt s' halt in Untersteinkirchen, die alte Maschin'."

„Was d' net sagst — und hat ihren Ma' die fufzg Jahr' her net g'sehng?"

„Und hat 'n die fufz'g Jahr her net g'sehng — inser alter Pfarrer werd's wohl gwißt ham."

„Ja, der muß 's gwißt ham, herentgegen der junge —"

„Der woaß nix, der woaß überhaupts von gar nix, dessell sag' enk i!"

„Deszweng brauchst net in d' Tisch 'nei'haun: dessell sag'n ja mir aa. Und wer is nacha schuld g'we'n, daß die zwoa si net vertrag'n ham?"

„Alle zwoa, hat der alte Pfarrer g'sagt, der si sei Lebtag umasinscht plagt hat, daß er s' wieder z'sammabracht hätt', die zwoa."

Pause.

„Ja mei', Egidi, da werd'n mir s' halt aa auseinandersein lassen müssen, die zwoa."

„Aber schad is's."

„Warum?"

„No ja, weg'n der goldna Hochzeit halt, die mir feiern hätten könna am nächsten Ersten."

„Mir?"

„No ja, von ara goldana Hochzeit ham ja do alleweil die andern die größer' Gaudi."

„Des is wahr, denn die goldna Hochzeitleit selber, die ham ihr' Gaudi scho g'habt, fufz'g Jahr' lang, sollt' ma moana."

„Ja, und desweng is's aa schad, weil ma sie bei uns in Mitterdorfen gar net b'sinna kann, daß überhaupt amal a goldane Hochzeit g'we'n is."

„Jawohl, a Schand is, Burgermoaster!"

„Was is a Schand — kann i a goldane Hochzeit macha, han?"

„A goldane Hochzeit muaß her, kost't's, was's wui!"

„Siehgst, jetzt san ma wieder bei die Kösten, wo du g'sagt hast, wir woll'n ein' neien Kaas, und wenn er safti waar, derfet er aa was kosten."

„Jawohl, des derf er aa, und i zahl' glei drei Maß, wenn mir a goldane Hochzeitsgaudi nach Mitterdorfen rei'kriageten."

„Und i fünfe."

„Und i reib' an Taler ein, aber a Gaudi muß werden, Egidi."

„Verlaßts enk drauf, es **wird** a Gaudi."

Pause.

„Aber zu ara goldna Hochzeit brauch'n ma alle zwoa, Egidi."

„I bring s' scho' her, alle zwoa"

„Wie willst denn du des fertibringa, was inser alter Herr Pfarrer net ferti bracht hat?"

„Der hätt' s' ja do nur wieder zum Verdruß z'sammbringa könna — dös is net ganga. I bring' s' aber weg'n der Gaudi z'samm' — dös geht."

„Recht hat er, und i laß aa a paar Markln springa."

„Und i aa."

„Und i zahl die goldne Hochzeitsmess'"

„Und i kimm für d' Musi auf."

„Und i . . .und i . . . und . . ."

Soviel ist in Mitterdorfen nie für einen Zweck gezeichnet worden, weder für die Kirchenglocke noch für eine neue Feuerspritze.

Finanziert, wie man in der Stadt sagt, wär' die goldne Hochzeit nun gewesen.

Informiert, wie man in der Stadt sagt, waren die zunächst Beteiligten von der ihnen zugedachten goldenen Hochzeitsfeier freilich noch nicht.

Ob sie refusieren würden, wie man in der Stadt sagt?

„Ich bring' es ihnen kleinweis bei", beschloß der Egidi, und suchte in Unterdorfen den Rottenbucher auf, den alten Hallodri.

„Rottenbucher, willst amal a Gaudi ham?"

„A Gaudi? oamal? — lieber zwoamal!"

„A Gaudi, die dir koan Pfennig kost't?"

„Dreimal!"

„A Gaudi, die wo dir die Mitterdorfner umsinscht aufg'setzt ham?"

„Umasinscht? Die Mitterdorfner?"

„Wenn i dir's sag'! Mei' Liaba, die Mitterdorfner wissen, was si g'hört."

„Was g'hört si denn?"

„Daß dein' goldne Hochzeit g'feiert werd, dös g'hört si!"

„Mein' — was? Mein' goldne Hochzeit?"

„Und die ihr' aa, natürli."

„Die ihre aa? Woaßt, i möcht' halt mein' goldne Hochzeit liaba alloa —"

„Hansdampf, nacha is's ja koa Hochzeit mehr! Nacha is's a Leich'; die feiert ma alloa."

„Ja, aber —"

„Und d' Musi is frei, und 's Bier is frei, soviel d' magst."

„Bier, soviel i mag? Ja, warum sagst denn dös net glei, dann bin i scho dabei beim Dasein — ja, aber Deisi, Deisi, Deisi", kraute er sich hinterm Ohr, „aber **sie**?"

„Sie, d' Rottenbucherin? Weißt d' denn net, daß laut Gesetz das Eheweib sich da aufzuhalten hat, wo der Eheherr sich aufhält?"

„Laut Gesetz scho, aber ob s' mag, die mei?"

Schon am nächsten Tag fand sich der Egidi in Untersteinkirchen ein, wo die Rottenbucherin seit fünfzig Jahren einschichtig hauste.

„Was?" begehrte sie auf, „zu dem alten Saufaus soll i 'nüber —"

Der Egidi hielt ihr einen strahlend vergoldeten Brautkranz über die schwellenden Stirnadern: „Sapprawoit, Rottenbucherin, steht dir der guat — schaug di selber an im Spiegel"

Sie schaute sich an im Spiegel und brummte: „Also, weil's si so g'hört mit dem Kranzerl, kimm i halt . . ."

Blieb noch die Verständigung des neuen Pfarrers. Die schob der Egidi bis zuletzt hinaus. Erst am Abend vor der goldnen Hochzeit kam er mit dem Jubelpaar ein wenig eilig in das Pfarrhaus, redete und redete, legte schließlich auch ein rundes Sümmchen auf den Pfarrersschreibtisch: Im Auftrag der Gemeinde selber, die es sich nicht nehmen habe lassen wollen, für das seit Urgedenken erste goldne Hochzeitspaar alle Kosten selbst zu leisten — und schon war das alte Paar, gezogen von Egidi, wieder vor der Türe draußen.

Der Pfarrer überlegte: Die Stunde für die Messe morgen war vereinbart, der Eintrag im Kirchenbuch vor fünfzig Jahren war zur Stelle, die Kosten waren vorbezahlt — hm, er hätte sich eigentlich ein paar Züge aus ihrem Leben sagen lassen sollen? Aber wenn die Gemeinde für die Kosten aufkam, konnte man sich so ungefähr schon denken . . . .

In Mitterdorfen brach ein festlicher Tag an. In aller Herrgottsfrühe zog die Dorfmusik durch alle Straßen, um zu wecken. Trommeln wirbelten. Fahnen flatterten im Goldenen-Hochzeits-Wind. Mit einem feierlichen Hochzeitsmarsch wurden die beiden zur Kirche hinbegleitet. Kinder sangen. Trompeten klangen. Vereinsvorstände glänzten in Zylindern. Beim Neuwirt

wurde, als die Kirchenglocken läuteten, schon das erste Bierfaß mit Getöse auf die Schenkbank gehoben...

Feierlich verlief die Hochzeitsmesse. Die Mesnerglöcklein schrillten silbern, die alten Hochzeitsringe wurden neu getauscht, der Pfarrer räusperte sich und hub zu einer kleinen Rede an:

„Eine goldene Hochzeit sei ein seltenes Fest . . ."

Die Bauern in der Kirche nickten ernsthaft.

„Und es gezieme sich, ein solches Fest nach innen und nach außen so zu feiern . . ."

Die Bauern in der Kirche nickten ernsthaft.

„Sichtbar sei die Feier in der Kirche, unsichtbar die Feier in den Herzen unseres Jubelpaares selber..."

Die Bauern in der Kirche nickten ernsthaft.

„Wenn sie zurücksähen auf die fünfzig Jahre ihrer Ehe, wenn sie sich ins Auge blickten mit der stummen Frage: ‚Weißt du noch...'?"

Die Bauern in der Kirche nickten und senkten ihre Köpfe.

„Eine solche Fünfzig-Jahr-Ehe sei auch eine Ehre für die Dorfgemeinde, die es sich nicht habe nehmen lassen..."

Die Bauern in der Kirche sahen wieder auf und nickten ernsthaft.

„Und er könne nur mit einem Wunsche schließen, den sich alle Ehepaare, jung und alt, im Dorfe recht zu Herzen nehmen sollten..."

Die Bauern in der Kirche sahen sich verstohlen ernsthaft an im Nicken.

„Er, ihr neuer Pfarrherr, bäte sie, ihm zu Ehren zu versprechen, sie sollten sich ein leuchtend Beispiel nehmen an dem Jubelpaare, das sich fünfzig Jahre unentwegt und voll und ganz..."

Die Bauern in der Kirche hielten ihre harten Köpfe tief gesenkt.

„Und zum Schlusse wollte er den Blick auf jenen richten, vor dessen Antlitz fünfzig Jahre seien wie ein Tag..."

Die Bauern drängten aus der Kirche. Die Bauern nahmen draußen ihn und sie auf ihre festen Schultern. Die Bauern trugen sie mit Hoch! und Hoch! und dreimal Hoch! zum Neuwirt an die festlichen Gedecke.

Noch am selben Tag ließ es der Egidi sich nicht nehmen, selbst im Pfarrhof vorzusprechen, um zu sagen, daß die Dorfgemeinde von der Pfarrersrede widerhalle, und so eine Rede hätten sie noch nie erlebt.

„Man tut, was man kann, Herr Egidius Kirchberger, der Geist des Ortes und der seltenen Feier geben einem da die rechten Worte ganz von selbst ein, gar wenn man die Rührung sieht auf den verwetterten Gesichtern des goldnen Hochzeitspaares selber — aber was ich noch bemerken möchte, ich habe Sie vor ein paar Wochen einmal schärfer angelassen, Herr Egidi, als mir heute lieb ist —"

Ach, das sei ja nicht der Rede wert und mehr als ausgeglichen durch die von der heutigen Rede ausgegangene Erhebung aller Zwerchfelle, die — —

„Zwerchfelle?"

Er habe selbstverständlich Herzen sagen wollen, aber weil das Herz so nahe beim Zwerchfell liege . . .

Und dann ging er wieder zurück zum Neuwirt, der Egidi. Heiliger Bimbam, da ging's hoch her den ganzen Tag und die ganze Nacht.

Und eine ganze Weile nach Mitternacht wurde das Paar, das nicht mehr standfest war, nach Hause geleitet.

Vielleicht hätte der neue Pfarrer am nächsten Morgen nicht gar so früh nach Unterdorfen gehen sollen, um am Rottenbucherhause anzuklopfen, aus dem ein eingebundener Kopf durchs ebenerdige Fenster fuhr und eine Stimme heiser schrie: „Jessas, der Herr Pfarrer! — ja mei', Herr Pfarrer, es is scho, wie's is —"

„Wie ist es denn, mein Lieber — vielleicht ein Unfall zugestoßen —?"

„Ein Unfall? Haha, g'schlag'n hat s' mi, des Luada — mit der Mistgabel — atrat wie vor fufz'g Jahr', Herr Pfarrer —"

„Vor fünfzig Jahren?"

„No ja, wo mir g'heirat' ham, und wo s' am zwoaten Tag davoglossen is, der Deifi, nach Unterstein-kirchen, und nimma zruckganga is, des Malefizwei' — ja, und jetzt, wo s' mi wieder verschlag'n hat — mich, ihren eigenen Eheherrn, Herr Pfarrer — jetzt is wieder davo' nach o a n Tag, die Bißgurn, die grausame, und vielleicht wieder auf fufz'g Jahr' —"

„Aber das ist denn doch — das ist —"

„Das ist, wie Sie g'sagt ham, Herr Pfarrer", nickte der vorübergehende Egidi freundlich: „Fünfzig Jahre sind ein Tag, Herr Pfarrer, wie ein Tag . . ."

(Schluß von Seite 879)

Blut und Scholle

vielen deutschen Gauen an Stätten des Unheils zur Versöhnung der himmlischen Mächte errichtet wurde.

Diese ideale Szenerie bietet seltene Möglichkeiten zur filmischen Wiedergabe der Schollenverbundenheit des deutschen Menschen und seiner Freude am bäuerlichen Beruf, Möglichkeiten, die Schneider-Edenkoben bis ins letzte auszuschöpfen versteht, zumal er sich für die Hauptrollen junge Darsteller zu verpflichten wußte, die noch nie vor der Linse gestanden haben und somit nichts von kalter Routine wissen, sondern sich unter der Anleitung ihres Regisseurs in vollster Natürlichkeit bewegen.

Da ist, um nur die Hauptdarsteller zu erwähnen, die Pisetta, die die Händlerstochter Nelly verkörpert. Jung, blond und zierlich, ist sie wie geschaffen als kontrastierende Partnerin der beiden stämmigen Bauernburschen Görk und Lutz. Eifrig lauscht sie den Anweisungen des Regisseurs, und die Freude, gewissermaßen über Nacht aus ihrer Vaterstadt Graz heraus, wo sie als Schauspielerin in kleinen Rollen beschäftigt war, in das Licht der Jupiterlampen, und noch dazu bei der Ufa und an bevorzugter Stelle gerückt worden zu sein, leuchtet ihr bei aller Bescheidenheit aus den ausdrucksvollen Augen.

Da ist als weiterer Filmneuling Walter Griep. Er ist gelernter Holzbildhauer und hat bisher nur gelegentlich Theater gespielt. Auch er bringt schon rein äußerlich für die Rolle des Görk alles mit, was der Typ des schwerblütigen Bauernmenschen verlangt, und bestätigt ebenso wie die Pisetta und Paul Klinger, dem hier als Darsteller des Lutz ebenfalls erstmalig eine tragende Filmrolle anvertraut ist, den günstigen Eindruck, den man als Beurteiler der bisher sichtbaren Leistungen von dem Geschmack und der sicheren Hand Schneider-Edenkobens gewinnen muß.

Dieser Eindruck berechtigt durchaus zu der Erwartung, daß hier eine künstlerische Tat ihre Verwirklichung findet, durch die dem deutschen Film reiches Neuland erschlossen werden kann.

Conrad Bühring.

Mein erster Strauß

Afrikanisches Jagderlebnis

„Bitte, tun Sie mir den Gefallen, und schießen Sie mir einen oder zwei Strauße für meine armen Köter; die kommen mir sonst noch ganz ‚auf den Hund' bei all der Pflanzenkost", sagte der alte Farmer Hubert Janson zu mir, als ich von seiner Farm Franzfontein ins Kaokofeld aufbrach.

Ob ich ihm „den Gefallen tun" wollte? Sonderbare Frage! War es doch mein sehnlicher Wunsch, hier im steppenreichen Nordwesten unseres ehemaligen Schutzgebietes Deutsch-Südwest einen der Riesenvögel zu erlegen. Immer nur Perlhühner und Gazellen zu schießen, allenfalls mal einen Nashornvogel oder Papagei zu naturkundlichen Untersuchungen, befriedigte auf die Dauer nicht.

Meine beiden Hottentotten Kaleb und Ephraim, die ich mir als Ochsentreiber bzw. Jagdgehilfen angenommen hatte, verstauten das Gepäck: Schlafdecken, Mundvorräte, Kochgeschirr, Wasserfaß und Wassersäcke, auf und an der zweirädrigen Ochsenkarre. Ich setzte mich auf die Vorkiste, die lange Treiberpeitsche knallte, die sechs Ochsen zogen an, und hinein ging's in den flimmernden afrikanischen Sommermorgen.

Wir „treckten" den ganzen Tag, natürlich mit mehrstündiger Rast während der heißesten Mittagsstunden, sahen auf den weiten Steppen und Savannen Herden von Oryxantilopen, ein paar Zebras, einen hungrigen Schakal, Hunderte von Perlhühnern und einige prachtvolle Riesentrappen, die aber als „royal game", königliches Wild, nicht geschossen werden dürfen, falls man nicht eine etwaige Strafe von 1000 Mark riskieren will.

Endlich, gegen Abend, sahen wir die ersten Strauße, auf welche ich dann in begreiflicher Jagderregung auch prompt einige negative Treffer anbrachte.

Als ich am andern Morgen die lichte Buschsteppe mit dem Glase ableuchtete, fand ich auf etwa einen Kilometer Entfernung wieder zwei Hähne und fünf Hennen beim ersten Frühstück Sie fraßen bedächtig die verhältnismäßig zarten Blätter des niedrigen Futterbusches und zerhackten hier und da eine der kürbisähnlichen Tschammas-Melonen, um die Kerne zu verzehren.

Unwillkürlich kam mir ein Stoßseufzer: Heiliger Hubertus, hilf! — und dann gab es kein Zögern mehr. Jede Deckung sorgfältig wahrnehmend, in gebückter Haltung laufend, springend, schleichend, gewinne ich hundert Meter und wieder hundert Meter. Doch da ist die letzte Deckung, ein kleiner Mopanebaum, der sich als Vorposten in die Grassteppe geschoben hat. Fünfhundert Meter noch trennen mich von dem begehrten Wild. Weiteres Vordringen ist gleichbedeutend mit Aufgabe der Hoffnung auf Erfolg; denn die zweibeinigen Teleskope sind sehr vorsichtig und bringen dem Menschen äußerstes Mißtrauen entgegen. Wozu aber erzeugt die Firma Mauser Präzisionswaffen, wenn die Pirschbüchse gerade in diesem Augenblick versagen sollte? Allerdings hatte ich ein leises Bedenken wegen des kleinen Kalibers, nur sieben Millimeter. Die Jagdleidenschaft überschwemmt jedoch wie eine tolle Flut alle Zweifel. Langsam, langsam hebt sich der Lauf der Büchse. Kimme und Korn werden mit dem starken, alten Hahn in eine Linie gebracht, und dann kracht's auch schon.

Wie vom Blitz getroffen, bricht der sturmerprobte Geselle im Dampf zusammen. Den Knall hat er nicht mehr gehört.

Einen Augenblick noch stehen die sechs andern Stelzbeine wie vom Schreck gelähmt, dann stürmen sie in entsetzter Flucht einen nahen Hügel hinauf und sind verschwunden. Mit Meterschritten eile ich auf meine Beute zu und messe sorgfältig die Entfernung. Fünfhundertzwölf Schritt, also fast fünfhundert Meter! Zahllose, eklige Pferdefliegen umschwirren meinen Straußenhahn. Eine nähere Besichtigung ergibt, daß einige weiße Flügel- und Schwanzfedern trotz der vorgerückten Jahreszeit als Trophäen zu gebrauchen sind. Handelswert haben sie nicht mehr, seitdem die Mode achtlos an ihnen vorübergeht.

Was aber ist das dort drüben im hohen Grase für eine Bewegung? Vorsichtig umschleicht ein alter Silberschakal meine Beute, angelockt von dem verlockenden Schweißgeruch. Warte, du Räuber, wenn St. Hubertus ein zweites Mal hilfreich ist, wirst du kein Antilopenkalb oder Gazellenkitz mehr reißen! Die schwarzweiße Federkugel gibt Deckung genug, die Büchse liegt auf. Bis auf hundert Meter lasse ich den alten Schleicher herankommen, dann ereilt ihn sein Geschick. Ein Satz nach vorn, ein Zucken, und ein Räuberleben hat seinen Abschluß gefunden. Leider ist der Kerl so räudig, daß die Decke nicht zu gebrauchen ist.

Inzwischen sind auch meine beiden gelben Begleiter mit der Ochsenkarre herangekommen. In ihrer Freude auf das in Aussicht stehende Festmahl haben sie ihre paar Brocken Deutsch vergessen und wollen mir allerlei in ihrer an Schnalzlauten reichen Namaquasprache erzählen, was ich mir achselzuckend gefallen lassen muß. Danach wird der große Vogel zuerst gerupft und dann aufgebrochen, das Fleisch in lange Streifen geschnitten und auf Felsblöcke und über Dornsträucher in die Glutsonne zum Trocknen gelegt. Ein „bescheidenes" Stück von 5 bis 6 Pfund tun sich die beiden Hottentotten in ihren eigenen Kochkessel. Mir genügt ein halbes Pfund der sehr weichen, zarten Leber. Beim Aufbrechen zeigt es sich, daß ein glücklicher Zufallstreffer das kleine Herz des alten Hahns zerrissen und ihn so schmerzlos zur Strecke gebracht hat.

Am nächsten Tage konnte ich noch einen zweiten Strauß erlegen und zu Trockenfleisch verarbeiten lassen. Für die Hunde des Landsmannes auf Franzfontein war für einige Zeit gesorgt trotz des regen Appetits meiner vor Schmutz starrenden gelben Gefährten.

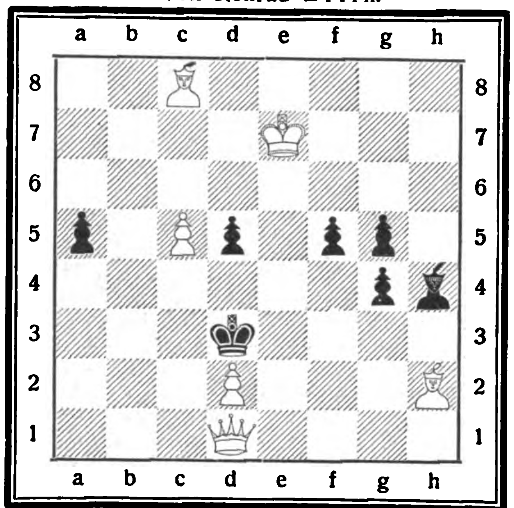
Ewald F. Genz.



SCHACHECKE

Aufgabe

Von Konrad E r l i n.



Weiß: Ke7, Dd1, Lc8, h2, Bc5, d2 (6).
Schwarz: Kd3, Lh4, Ba5, d5, f5, g4, g5 (7).
Weiß zieht und setzt in 3 Zügen matt.
Eine hübsche, vielseitige Aufgabe.

Partie

gespielt in Weston-Super-Mare, England.
Weiß: H. E. Price. Schwarz: G. A. Thomas.

1. Sg1—f3	g7—g6	5. Lf1—d3	Sb8—d7
2. d2—d4	d7—d6	6. Lc1—e3	e7—e5
3. e2—e4	Lf8—g7	7. 0—0	0—0
4. c2—c3	Sg8—f6	8. h2—h3	Dd8—e7

9. Tf1—e1 . . .

Es ist aber sehr schwer zu entscheiden, ob dieser Zug von der alten oder von der neuen Schule herrührt, ohne Zweifel ist er ein guter Zug.

9. . . . . h7—h6 10. Sb1—d2 Tf8—e8
11. Dd1—c2 b7—b6

Schwarz kann seinen Damenflügel nur auf diesem umständlichen Wege entwickeln.

12. Sd2—f1

Der Springer muß später zurück, in Betracht kam daher d4—d5 oder auch b2—b4.

12.	Lc8—b7	16. d5×c6	Lb7×c6
13. d4—d5	Sd7—c5	17. b4—b5	Lc6—b7
14. Le3×c5	b6×c5	18. c3—c4	Sf6—h5

19. Sf1—d2 . . . . .

Besser scheint Sf1—e3 zu sein, um den Springer evt. nach d5 spielen zu können. Weiß sieht nur seinen eigenen Plan, er sollte sich aber auch für den gegnerischen interessieren.

19. . . . . Sh5—f4 20. a2—a4 De7—d7
21. a4—a5 g6—g5

Nun beginnt die Gegenaktion. Weiß wird jetzt in die Defensive gedrängt.

22. Ld3—f1	Lg7—f6	24. Sf3—h2	h6—h5
23. Ta1—a3	Kg8—h7	25. Dc2—d1	Lb7—c8

26. g2—g3 . . . .

Eine Verrechnung, wie die Folge lehrt.

26. . . . . Sf4×h3†

27. Lf1×h3	Dd7×h3	29. Sh2×g4	h5×g4
28. Ta3—f3	Lc8—g4!	30. Tf3×f6	Kh7—g7!

Entscheidend!

31. Tf6—f5	Te8—h8	33. f2—f3	Dh3×g3†
32. Tf5×g5†	Kg7—f8	34. Kg1—f1	Th8—h2

Weiß gibt auf.

Endspielstudie

Von J. F. L e e n h o u t s, Haag.

Weiß: Kh4, Lf1, Ba6, b5 (4).
Schwarz: Kf5, Lg4, Bb6, c7, h3, h2 (6).

Weiß zieht und gewinnt.

Leicht und doch recht würzig ist die Gewinnmöglichkeit für Weiß, die ihm allerdings bei Fehlzug sofort entrückt.

Die Lösung ist: 1. Lf1—d3†, Kf4 oder e5; 2. Le4, K×e4; 3. a6—a7, Le6; 4. a8D†, Ld5; 5. Da1! oder 3. . . . . Lf3; 4. a8D† Ke3, Da3†, . . . oder 4. . . . . Kf2, 5. Db2†, Le2, 6. Dd4†, Ke1; 7. Da1†, beliebig; 8. Dh1 gewinnt.

Lösung der Aufgabe in Folge 27.

1. Dd3—f3, Te8—h8; 2. Df3—h5, beliebig; 3. Tb7—a7 oder b8, oder Dh5×Ta5 oder h8††.

RÄTSEL

Zahlenrätsel „Wohin wollen wir reisen?"

1 2 3 4 5 1 6 7 3 8
= Siebenhügelstadt im Riesengebirge;

7 5 9 7 3 10 11 12 3 13 7
= Seebad in der Nordmark;

14 2 7 6 7 10 15 7 14 14
= Bad und Luftkurort im Schwarzwald;

8 16 4 14 17 3
= 1000jährige Stadt im Harz;

16 6 7 3 1 16 11
= Höhenluftkurort im Thüringer Wald;

14 18 6 7 5 9
= alte Stadt des Nordens;

17 2 6 14 2 10 8
= bayerisches Voralpenbad;

10 18 3 10 6 7 3 8
= Stadt der Meistersinger;

13 18 3 9 1 7 2 19
= Bad in der Rheinpfalz.

Die Anfangsbuchstaben ergeben den Namen einer schönen deutschen Insel.

Gegensatzrätsel

Zu folgenden Wörtern sind solche mit gegensätzlicher Bedeutung zu suchen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben den Namen eines deutschen Hitlerjugendführers.

Krumm — weit — gekocht — kalt — morgens — schmutzig — dünn — negativ — reich — alt — lustig — doppelt — schwer.

Zweierlei Niederschlag

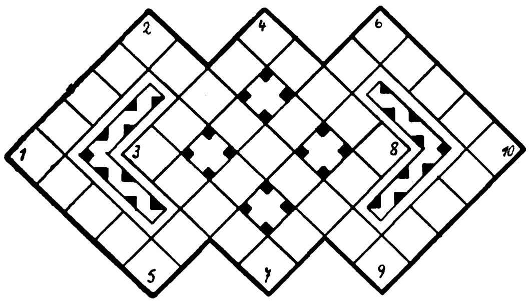
Mit „sch" am Ende zuviel Alkoholgenuß,
Mit „ch" dagegen hinterlasse ich Ruß.

Rösselsprung

the		tum	du	dor		dir
lig	magst	o		vor	dem	fon
	nen	des		nen	be	
ta	hei	ruhm		eit	ta	gön
	lob	kön		ste	das	
dein	ges	flücht		ber	len	ne
ge		sei	hen	das		a

Rätselfries

1—2 Schmuckstück, 1—5 Bewohner Neuguineas, 2 bis 9 deutsche Industriestadt, 3—4 Insel im Ägäischen Meer, 3—7 ruhmreicher Kreuzer des Weltkrieges, 4 bis 8 Zierpflanze, 5—6 Stadt am Rhein, 6—10 Musikinstrument, 7—8 Drüse, 9—10 Vogel.



Silbenrätsel

Aus den Silben: a bo co da de den der dog e e e el em en ge ger ha hel hib hu hu i i il in jew jew ko kun la la le le li li li lo lu me men mi mo na ne ne ne ne neh ni ni now nung on qui rast re rech rem ri rung sa san se sis ski so ta tar ter ther ti to u ve wa sind 26 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch von Friedrich Schiller ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Tümpel, 2. Mädchenname, 3. türk. Frauenhaus, 4. kirchl. Gebet, 5. Grieche, 6. Stadt in Böhmen, 7. heiße Quellen, 8. kunterbunt, 9. Asiate, 10. indische Anrede für „Herr", 11. Gefäß, 12. abgekürzter Männername, 13. Stadt in der Ukraine, 14. Zeitabschnitt, 15. Staat, 16 Komponist, 17. Landzunge, 18. Blutgefäß, 19 Paradies, 20. Beleg, 21. Fußbekleidung, 22. Stadt in Polen, 23. Pflanze, 24. Göttin der Rache, 25 Hunderasse, 26. Beleuchtung. (st am Schluß = ein Buchstabe).

1	14 ....
2	15 ....
3	16 ....
4	17 ....
5	18 ....
6	19 ....
7	20 ....
8	21 ....
9	22 ....
10	23 ....
11	24 ....
12	25 ....
13	26 ....

Rätselauflösungen aus Folge 28:

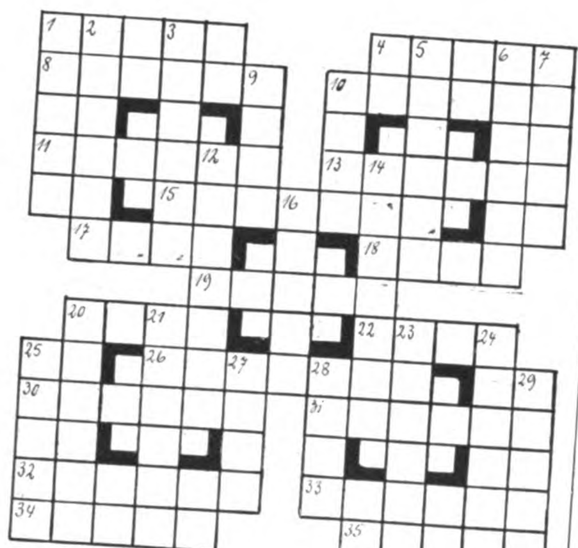
Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Salat, 4. Ibsen, 7. Iba, 8. Nab, 9. No, 11. Elias, 14. neun, 16. Tete, 18. Ern, 19. Ism, 21. Nah, 22. Indiana, 23. Abo, 25. Aal, 26. Tod, 29. Kant, 31 Dose, 32. Itala, 35. Nee, 36. ora, 38. Enare, 39. smart. — Senkrecht: 1. Sahne, 2. Aden, 3. Tal, 4. Ina, 5. Bast. 6 Nemea, 10. Oer, 12. Juliana, 13. eta, 15. Union, 17 Erato, 19. Ida, 20. mal, 23. Aktie, 24. Bar, 27. Ost 28. Teint, 30 Tier, 31. Darm, 33. Tee, 34 Los, 35 Ra. 37. aa. — **Zahlenrätsel:** Ares, Domino, Orion, Loki, Figaro, Wales, Alsenz, Gunnar, Nora, Edith, Rubens = Adolf Wagner. — **Silbenrätsel:** 1. Norma, 2. Idee, 3. Chateau, 4. Texas, 5. Syndikus, 6. Terrine, 7. Uhrmacher, 8. Nervosität, 9. Isis, 10. Sinai, 11. Toblach, 12. Harlekin, 13. Abscheu, 14. Lehar, 15. Brindisi, 16. Elen, 17. Roland, 18. Tomate, 19. Oder, 20. Defizit, 21. Drama, 22. Aloe, 23. Staatsrat, 24. Lakai, 25. Esseg, 26. Beefsteak, 27. Entenei, 28. Naivität = Nichts tun ist halber Tod, das Leben äußert sich nur in der Tätigkeit. — **Rätselvers:** Reif, reif. — **Zahlenrätsel:** Rigoletto, Ostern, Olymp, Sopran, Eiland, Violine, Edison, Levkoie, Tibet — Roosevelt. — **Austauschrätsel:** Ries, Reis. — 2. **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1 Beate, 5. Mailand, 7. Haig, 8. naiv, 10. Tal, 11. Ern, 13. Eem, 15. Prien, 17. Na, 18. Ebro, 19. edel, 20. Lasur, 23. Elf, 25. Dan, 26. eia, 27. Gama, 29. jung, 31. Bandola, 32. Nanni. — Senkrecht: 1. Bai, 2. Eiger. 3. Tanne, 4. Ana, 5. mal, 6. die, 7. Hamburg, 9. Venedig, 10. Tiere, 12. Riesa, 14. Malta, 15. Pol, 16. Ner, 21. Adana, 22. Union, 24. Lab, 26. Ana, 28. Man, 30. Uli. — **Silbenrätsel:** 1. Monarch, 2. Universität, 3. Saurier, 4. Serenade, 5. Österreich, 6. Lexikon, 7 Jagdhunde, 8. Nornen, 9. Iris, 10. Lido, 11. Eden, 12. Billard, 13. Energie, 14. Nektar, 15. Hermelin, 16 Elisabeth, 17. Iviza, 18. Sopran, 19. Smaragd, 20. Travemünde, 21. Nachtigall, 22. Istrien = Mussolini: Leben heißt nicht rechnen, sondern handeln. — 2. **Rätselvers:** Stern — ernst

Verlag: Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11-17, Fernsprecher: 20647 u. 22131. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post und durch jede Buchhandlung monatlich 86 Pfennig, durch Umschlag M. 1.45. Versand ins Ausland durch Umschlag monatlich M. 1.45, für Länder mit ermäßigtem Porto M. 1.25. Postscheckkonto: München 11346; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern, Postscheck III 7205. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank, Filiale Kaufingerstraße. / Der „Illustrierte Beobachter" erscheint wöchentlich am Samstag Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39/II, Fernruf: 20755 und 20801. Hauptschriftleitung und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dietrich Loder, München; Berliner Schriftleitung Dr. Hans Diebow; verantwortlich für Anzeigen: Erwin Finkenzeller, München. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. / Österreich: Für den Inhalt verantwortlich Eduard Steinaaßinger; Auslieferungsstelle N. S. P.-Verlag, beide in Linz a. d. D., Langgasse 4/I. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Adressenvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Organisationsleben muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.

Diese Ausgabe darf in Lesezirkeln nicht geführt werden

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Möbelstück. 4. spo tlicher Ausdruck, 8. Vorgefühl, 10. große Qual, 11 geistlicher Würdenträger, 13. Seefahrtskunde, 15. Vorzeichnung, 17. moralischer Begriff, 18. Schweizer Kanton, 19. grammatikalischer Begriff, 20 argentinische Münze, 22. ägyptische Göttin, 26. Musiker, 30. spanische Flotte, 31. Lebloser Zustand, 32. Griechische Sagengestalt, 33. Gleichwort für Taumel, 34. Dreschboden, 35. biblisches Schiff.



Senkrecht: 1. Laufgraben, 2. heiße Quelle, 3. Krebsart, 5. Wasserablauf, 6. plastisches Kunstwerk, 7. Gebäudeflügel, 9. Besucher, 10. Speisenfolge, 12. Barometer, 14. tückische Schlauheit, 16. Beförderungsmittel, 20. Spielrunde, 21. landwirtschaftliches Gerät, 23. Körperbeschaffenheit, 24. lehrreiche Lebensregel, 25. Magen der Wiederkäuer, 27. Fluß in der Schweiz, 28. Fluß in Bayern, 29. Bergwerk.

(Schluß von Seite 882)

Vormarsch in die Ukraine

Schreie wetteifern mit einem ohrenbetäubenden Lärm und gehen darin unter.

Noch einmal tobt eine Schießerei wie gegen den Feind; alles, was an Munition vorhanden ist, wird hinausgeschossen. Die Kanoniere pulvern ihre Bestände in Kartuschen hinaus, daß es nur so schnadelt; Leuchtkugeln flitzen hinauf in die dunkle Nacht und geben ein grandioses Feuerwerk ab.

Bis lang in die Nacht hinein dauert dieser Lärm; immer wieder bellen auch Handgranaten dazwischen; das klingt wie verbissene Wut . . .

Vor einem Jahre sahen wir zu, wie die Russen hinter den Stellungen ihren Waffenstillstand feierten. Das war ähnlich anzusehen; auf der endlosen Linie ergab sich ein prachtvolles Feuerwerk!

Aber Tausende von Leuchtkugeln in buntem Durcheinander schwebten am dunklen Novemberhimmel und bewirkten eine phantastische Illumination.

„In der Heimat, in der Heimat...", alle die bekannten Lieder wurden gesungen, als auch wir endlich verladen wurden im Januar 1919.

Der langersehnte Transport in die Heimat stand bevor! Der Transportzug bestand aus lauter defekten Wagen. Fensterscheiben waren durch Holz oder Pappe ersetzt oder hatten derartige Sprünge, daß man aufpassen mußte. In den gepolsterten Abteilen waren die Bezüge heruntergerissen, alles das konnte aber der guten Stimmung keinen Einhalt gebieten.

Mit Kreide wurde außen an jeden Wagen geschrieben: DZ Rostow—Odessa—Kowel—Reutlingen." Dazu schmückten Bänder und Schleifen in den Farben Schwarzweißrot oder Schwarzrotweiß den Zug, denn Schwarzrotweiß waren auch die Farben unserer Garnisonsstadt.

Natürlich erregte unser Transport die Aufmerksamkeit an verschiedenen Bahnhöfen in der teuren Heimat. Aber wir waren nicht gewillt, unsere Waffen, die wir bisher durch alle Wirren und Nöte gerettet hatten, abzuliefern unterwegs; die wollten wir pünktlich in der Garnison abgeben. Das geschah denn auch, denn zu den Verhandlungen in den deutschen Bahnhöfen brauchten wir keine Zarenrubel, keinen Schnaps und schon gar keinen Dolmetscher; da schaffte es allein die Energie mit einem herzerfrischenden, kernigen Deutsch! — Solchene Lompe! Me sen doch koine Handwerksbursche!

Im Thüringer Wald hatte es tiefen Schnee. Unser Zug wollte nicht mehr von der Stelle, die Lokomotive konnte es nicht mehr schaffen. Aber was bringt ein einziger Wille zustande! Der Lokomotivführer wurde verständigt, alle Mann stiegen aus, und mit kräftigen Fäusten wurde es geschafft. Langsam, aber sicher ging es weiter, wir blieben nicht mehr stecken.

In einer kalten Januarnacht landeten wir in der Garnisonsstadt, schon von weitem mit Leuchtkugeln begrüßt. Am nächsten Tag fand unser Einmarsch statt, wobei wir herzlichst begrüßt wurden von den Einwohnern und manchem alten Kameraden, die hierher gekommen waren, uns zu sehen. — — „Siehkscht, Karle, jetzt sen me do no hoimkomme — — ha no, aba wie!"

Unsere deutschen Inserenten

wollen verkaufen. Deshalb inserieren sie ja im „J. B.“ Je mehr sie verkaufen, desto mehr inserieren sie. Wächst so der Anzeigenteil des „J. B.“, dann müssen wir automatisch auch den Textteil des „J. B.“ vergrößern. Es ist also zweimal Euer Vorteil, wenn Ihr die Inserenten des „J. B.“ bei Euren Einkäufen bevorzugt!

Glossen der Woche

METAMORPHOSEN



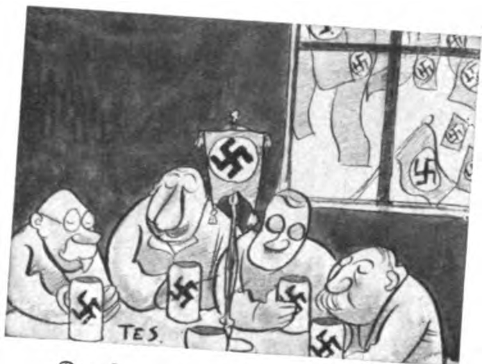
In den Kämpfen um die Mehrheit
zeigt hier diese Biertischinnung
eine angestammte Schwerheit
als ein Zeichen der Gesinnung.



Durch des Lebens Wohlgenüsse
sind die Nerven so gefestigt,
daß sogar der Schall der Schüsse
ihre Ruhe nicht belästigt.



Aber eines schönen Tages
sieht man sie die Sehkraft üben;
fern des stillen Zechgelages
rührt sich irgendwas da drüben.



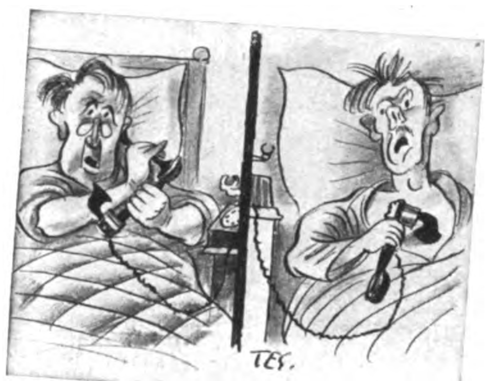
Draußen pulst jetzt neues Leben!
Drinnen in der Biertischinnung,
von dem alten Geist umgeben,
wechselt schnell man die „Gesinnung"

Simon der andere.

Sir John Simon, der englische Außenminister, glaubte sich wieder einmal zu einem faulen Zauber auf Kosten Deutschlands berechtigt. Es schwebt ihm von Zeit zu Zeit sein Namensvetter Simon, genannt der Magier, aus Samaria vor, der zu Petri Zeiten lebte und von dem es in der Apostelgeschichte heißt: „Er bezauberte das Volk und gab vor, er wäre etwas Großes."

Wenn nun dem britischen Simon von heute eine Antwort erteilt werden sollte, dürfte sie am besten jener entsprechen, die einst Petrus dem samaritischen Simon zuteil werden ließ: „Darum tue Buße für deine Bosheit, und bitte Gott, ob dir vergeben werden möchte die Tücke deines Herzens. Denn ich sehe, daß du bist voll bitterer Galle und verknüpft mit Ungerechtigkeit."

(Apostelgesch. 8, 22—23.)



Nächtliche Ferndiagnose.

Arzt: „Ganz tief atmen, bitte. Sooo — — und nun sprechen Sie mal in den Apparat laut: neunundneunzig!"



Wirkung der Reklame.

„Was, Frau Schulze, zehn Exemplare haben Sie sich von diesem Kochbuch gekauft? Was machen Sie denn damit?"

„Dumme Frage! Nichts mache ich damit, aber ich spare dabei doch hundert Prozent!"



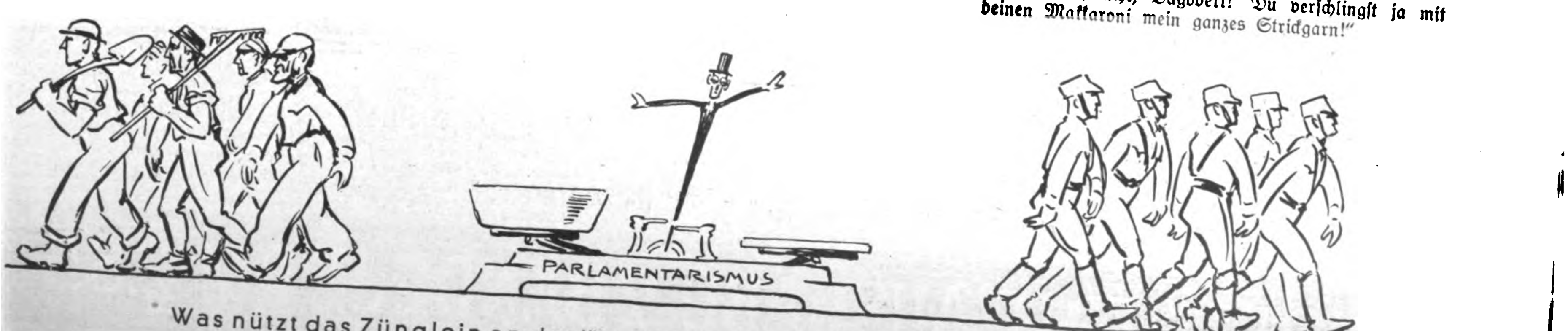
Ein frommer Wunsch.

„Herr Kapitän, darf ich mir an Ihrer Pfeife mal die Zigarette anzünden?"



Die Tücke des Objekts.

„Gib doch acht, Dagobert! Du verschlingst ja mit deinen Makkaroni mein ganzes Strickgarn!"



Was nützt das Zünglein an der Waage, wenn niemand mehr darauf wiegen tut!

ADOLF HITLER · MEIN KAMPF

Nur 10 Minuten tägl. Training mit dem Expander geben Ihnen höchste Muskelkraft, Leistungsfähigkeit u. Energie. Bester Gummi-Expander mit 4 auswechselb. Kabeln à 10 kg. Spannkraft RM. 6.50 fr. inkl. Anleitung u. illustr. Trainingstabelle. Nur zu beziehen durch [2-1] **C. A. Langer, Hamburg 36, B. 132** Garantie: Rücknahme bei Unzufriedenheit

Schinke deutscher Wermutwein magenstärkend-appetitanregend. Zu haben in Apotheken, Drogen- und Feinkosthandlungen **Schinkes Wermutweinkellerei** [26-15] **Dresden-N. 6** Postkistel 3/1 Fl. M. 4.80. Nachnahme.

[1-1] **Reinaluminium - Feldflaschen** DRP ang., stärkste, auf dem Markt befindliche Ausführung, kompl. mit gutem Bezug, Beriemung, Karabinerhaken und Verschluß mit Korkverschluß RM. **1.50** mit Schraubverschluß RM. **1.75** per Stück. Lieferung direkt ab Fabrik. **Gummi-Wasserstiefel** für Arbeitsdienst usw. pro Paar RM. **10.-** Inhaber u. Arbeiter aktiv i. Motorsturm 1/131 **Otto Noelle, Werdohl i. Westf. / Ruf 667**

Stricker Chrom 33 das vielbewunderte stabile Fahrrad. Spezial-Räder schon v. Rm 29.- an. Lieferg. ab Fabrik. Keine Zwischenkosten. Katalog gratis. **E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 309** [L-9]

Magen- und Darm-Störungen. Altbewährtes, ärztlich glänzend begutacht. Naturmittel. Kein Tee, keine Arznei. Kostenl. Brosch. Nr. 20 durch **Kloster Chorin-Offizin, Chorin (Mark)** [52-9]

Pracht-Wurst geräuch. 4 Pfd.-Postpäckchen, 8 Sorten M. 4.50 frei Haus durch Postanweis. od. Briefmark. Nachn. 20 S mehr. **Wurstfabrik Pg. Carl Ramm, Nortorf (Hst.) 48** [L-17]

Blech- und Holzblasinstrumente vollst. Besetzg ganz. Kapell. u. Chöre, liefert zu günst. Teilzahlungsbedgg. **Rich. Ranft, Pausa i. V.** Unzählige Anerkennung. Katal. frei! Schwalbennest., Schalmeien äußerst günstig. [26-11]

Preisabbau! Werkzeugliste gratis. Westfalia Werkzeugcomp., GmbH., Hagen Westf. 204 [52-50]

Graue Haare [7-6] beseit. einfach. Hausmittel. Nachr. kostl. Fr. Schmöckel, Berlin, Schwedterstr. 79/251 B.

Waffen-scheinfrei 7 schüssig M. 5.90, 8 schüss. **Mk. 6.25. Neue** 100 schüssige Stahl-Kugel-Pistole **Mk. 8.10** **L. Pauly, Bergedorf 8** [26-26]

Eisu Stahlmatratzen n. Mass, Betten, Schlafzimm., Polster an jeden Teilz. Katal. frei. **Eisenmöbelfabrik Suhl (Thür.)** [3-2]

Deutsche Prismen-feldstecher dir. ab Fabr. dah. gr. Ersparnis Spezialglas 8×24 m. Etui M. 39.50. Kat. frei. Ratenz. Tägl. Anerk. **Dr. F. A. WÖHLER, Opt. Werk, Kassel 47** [26-20]

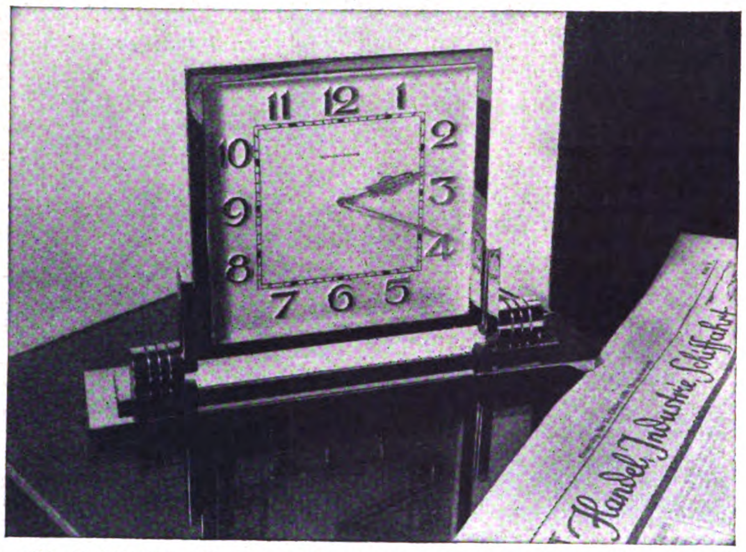
Stottern u. a. nervöse Hemmungen nur Angst. Auskunft frei. **O. Hausdörfer, Breslau 16 Z** [L-12]

5 Jahre garantiere für meinen **14 Kar. Goldmantel** [L-21] Nr. 520 b RM. **1.70** Nachnahme 32 Pfg. mehr bei Voreinsendung in Briefm. portofrei. M. Grav. v. 2 Buchstab. mit oder ohne Hakenkreuz Ringgröße Papierstreif. Katalog kostenlos Vertreter gesucht **B. Liedke Königsberg/Pr. Postamt 9-Abt. 100 b**

Kritische Tage gibt's nicht mehr! weil der dumpfe Druck im Kopf und die Leib- und Rückenschmerzen schnell durch Melabon beseitigt werden können. Auch Sie sollten Melabon immer bei sich haben. Kleine Packung 93 Pfennig in Apoth. Besorgen Sie sich gleich das unschädliche: [26-1] **melabon**



Das ist meine Quelle. denn hier bekommen Sie mehr Ware und sparen trotzdem einen Haufen Geld. Befolgen Sie darum meinen ehrlich. Rat: „Schreiben Sie noch heute und verlangen Sie völlig umsonst und portofrei 240 Wollproben 260 Stoffproben ein kostenloses Jahresabonnement der Neuesten Quelle Nachricht. vom rein christlichen [L-19] Versandhaus **Quelle** Fürth-Bay. № 34



EIN GESCHENK MIT DEM MAN IMMER DAS RICHTIGE TRIFFT: EINE

KIENZLE CROMETA

KIENZLE CROMETA-UHREN FÜR SCHREIBTISCH, NACHTTISCH UND REISE IN JEDEM UHREN-FACHGESCHÄFT SCHON VON 10 MARK AN.

Blasses Aussehen u. Sommersprossen verd. sof. d. ges. gesch. ärztl. anerk. **Braunolin.** Sof. sonnenverbr. Teint. Fl. M. 2.- u. 3.- **M. Mittelhaus, Berlin-Wilmersdorf 19, Hohenzollerndamm 200** [26-17]

10 Pf. täglich! Elegant modern Ia vergoldet 2 Jahre schriftl. Garantie Ia Ank. Werk. Diese flach., mod. grav. Sprungdeckeluhr liefert Ihnen sofort m. eleg. Kette **für nur M. 15.-** Zahlbar in 5 Monats-Rat., Bei Nichtgefallen Rückn. Eleg. Herren- oder Damen-Armb.-Uhr gleich. Preis. Katalog grt. **Eugen Otto Keller Pforzheim 94 Sp.** [1-1]

Käse billiger 2 rote Kugeln - 9 ℔ 2.95 M. 200 Harzer Käse = 2.95 M. 100 do. u. 4½/2 ℔ Kug. 2.95 M. Pg. C. Ramm, Nortorf 48 [L-20]

Parteigenossen! Kauft Lederhosen beim Fachmann! Prima Qualität von M. 28.— an. Preisliste 10 gratis! **R. MOSER** Säcklermeister **München 2 SO 2** Baaderstraße 28 [10-9]

PISTOLEN automat., 8 schüssig, m. j. Gegn. kampfunfäh. w'frei (Ladenpr.: M. 8.50) **Sonderpreis für S. A. u. Pg. 6.50** m. 12 Patr. Garantie Umt. Liste frei. **Fabriklag. Krankenhagen** München [3-2] Ritter von Epp-Platz 5 K

Rassehunde **Wideburg & Sohn** [1-1] **Eisenberg (Thüringen) 4** Preisliste 50 Pfg. Illustr. Prachtalbum 1 M. Dressur, Pension

Hämorrhoiden! **Warum Hämorrhoiden** mit ihren lästigen u. qualvollen Erscheinungen? Durch neue Wege zu überraschenden Erfolgen, auch da, wo andere Mittel nutzlos waren! Verlangen Sie sofort Aufklärungsschrift Nr. 4 geg. Eins. von 20 Pf. **Chemische Fabrik Lutégia, G. m. b. H., Kassel 3** [52-24]

4 ENTZÜCKENDE Beispiele aus dem Prachtkatalog (kostenlos fordern!) **R. LANGNER** Weilimdorf bei Stuttgart [L-26]

[13-9] Wenn die Gefahr da ist, dann fehlt Ihnen die EM-GE bestimmt! Dann ist es aber zu spät, **heute müssen Sie daran denken!** **Original EM-GE Start- u. Gaspistolen ohne Waffenschein** durch d. Fachhandel. **Neu:** Raketen für EM-GE Pistole Mod. 5 Prospekte kostenlos und unverbindlich. **Moritz & Gerstenberger** Waffenfabrik, Zella-Mehlis 37 i. Th.

Fahnen Banner **Fahnenfabrik Pg. Paul Sandberg, Chemnitz, Auß. Klosterstr. 12** [2-1]

Original Stahlhelme Post. 80, Neuenrade 460 [L-34]

Bevorzugt unsere Inserenten!

WESTPHAL-KAFFEE [6-6] **von M. 1.95 an Proben gratis** **Gustav Westphal Altona II - Hamburg**

Alle **Sommer-sprossen gelbe Flecken** usw. auch in den hartnäckigsten Fällen, werden in einigen Tagen unter Garantie durch die echte, unschädliche **Dr. Adlers Sommersprossencreme beseitigt.** Betrag zurück, wenn erfolglos. Eine Dose genügt. Preis 2 M. Versand p. Nachn. durch **H. Friedrich** Hof (Saale) 12, Kirchpl. 1 Abt. Kosmetik [17-3]

GRAUE HAARE erhalt. Naturfarbe durch einfaches Mittel. Keine Farbe. Näh. kostenlos. **Frau A. Müller, München G. 222, Alpenrosenstr. 2** [26-7]

Hitler-Postkarten 25 Stück -.80, 1.50, 1.60. 100 Pap.-Fähnchen -.80, -.85. 12 Pap.-Latern.-.80, 1.25. Fahnen u. Wimpel. Schreibw.-Katalog frei! **E. Höhn, Scheibe 3, Th. W.** [3-2]

Herren-, Damenarmbanduhr echt **Silber 800**/gest. od. Walzgolddoublé (**Goldauflage**) 5 Jahre Garantie nur **Mark 14.50.** Zahlung auf Wunsch 4 Raten. Barzahlung 10% Rabatt. Bei Nichtgefallen Rücknahme innerhalb 8 Tage. **Neuester Katalog 1933 gratis.** **E. Kyris, Pforzheim B 5** Einziges durch Fachmann (gepr. Uhrmachermeister) geleitet. Unternehmen Deutschlands. [26-1]

200 Harzkäse goldgelb 1.95, Gar. Zurückn. **Napp, Gr. Flottbek, Holst. 8** [6-1]

SEIBERT DIACAMP 6×30 DAS LICHTSTARKE SPEZIALGLAS FÜR GELÄNDESPORT U. REISE. Verlangen Sie Prospekt und unverbindliche Ansichtssendung mit erleichterten Zahlungsbedingungen direkt von der Fabrik. **W. & H. SEIBERT** Optisches Institut G. m. b. H. **WETZLAR 8** Gegründet 1866 [5-4]

Thür. Ritter Pflaumenmus zuckergesüßt, aus gut., reif. Trockenpfl., 10-℔-Eimer M. 3.- ab hier, Nachn. Viel 1000 Nachbestellung. **Otto Ritter, Schkölen in Thür. 60,** Pflaumenmusfabr. [L-17]

Repetier-Pistolen! Waffen-scheinfrei mehrschüss. 6 mm M. 3.30 7 schüssg. M. 5.90 10 schüssig M. 7.40 **J. Ortmann, Nürnberg 4/51** [L-42]

Treue um Treue! Kauft alle Musikinstrumente nur beim alten Pg. HESS. Trommeln, Pfeifen, Trompeten usw. besonders billig. Alles für Hausmusik u. Orchester 20000 Dankschreiben. Katalog gratis! **Ernst Hess Nachf. Klingenthal, Sa. 4** (Inh. Pg. u. SA.-Mann) [1-1]

Alle Beinkrümmung verdeckt eleg. nur mein mechanisch. Beinregulier-Apparat ohn. Polst. od. Kissen! Neu! Kat. grat. **Herm. Seefeld, Radebeul Nr. 7, b. Dresd.** D. R. W. Z. 86 783 [26-8]

Gute Werkzeuge preiswert *Liste gratis!* **Westfalia Werkzeug-Company, Hagen i. W. 204** [26-21]

Auskunftei Henri Kramer erste und älteste **Völkische Auskunftei HAMBURG 11** Auskünfte schon von RM. 3.— an. [3-2]

Stottern Dauerheilung! Wichtige Ausk. fr. **G. Naeckel, Berlin-Ch., Dahlmannstr. 24** [L-12]

Qualitäts - Strümpfe einer christl. soliden Chemnitzer Strumpffirma verkaufen sich leicht in Ihrem Bekanntenkreis u. bringen Ihnen einen guten **Nebenverdienst.** Ausk. erteilt **Ebert, Chemnitz, Poststr. 1** [1-1]

Stahlhelme vorschriftsmäß., 1200 bis 1250 g (feldgr., schwarz od. braun) mit kompl. Innenpolstern u. Kinnriemen, alles echt Leder, das Stück M. 6.80 (bei mehr Rabatt), liefert prompt **Wilh. A. Schwarze Dresden-N. 6/J.** (P.-Sch.-K. Dsdn. 11428) [L-3]

Mäuse-, Ratten-Bazillen radikalstes Vertilgungsmittel. Preis für Mäuse 1.25 Mk. f. Ratten 1.75 Mk. **Dr. Schwenzer, Düsseldorf 93,** Postfach 419 [13-1]

Photo-Porsteln auf dem Wasser ist das größte Vergnügen. Die ideale Wochenend-Kamera finden Sie im neuen 320 seitig. Porst-Photo-Helfer J 29, ein Buch, das jeder Knipser haben muß. Sie erhalten es **kostenlos** gegen Einsendung dieser Anzeige vom größten Photo-Spezialhaus der Welt: **PHOTO Porst** Nürnberg-A 229 [26-18]

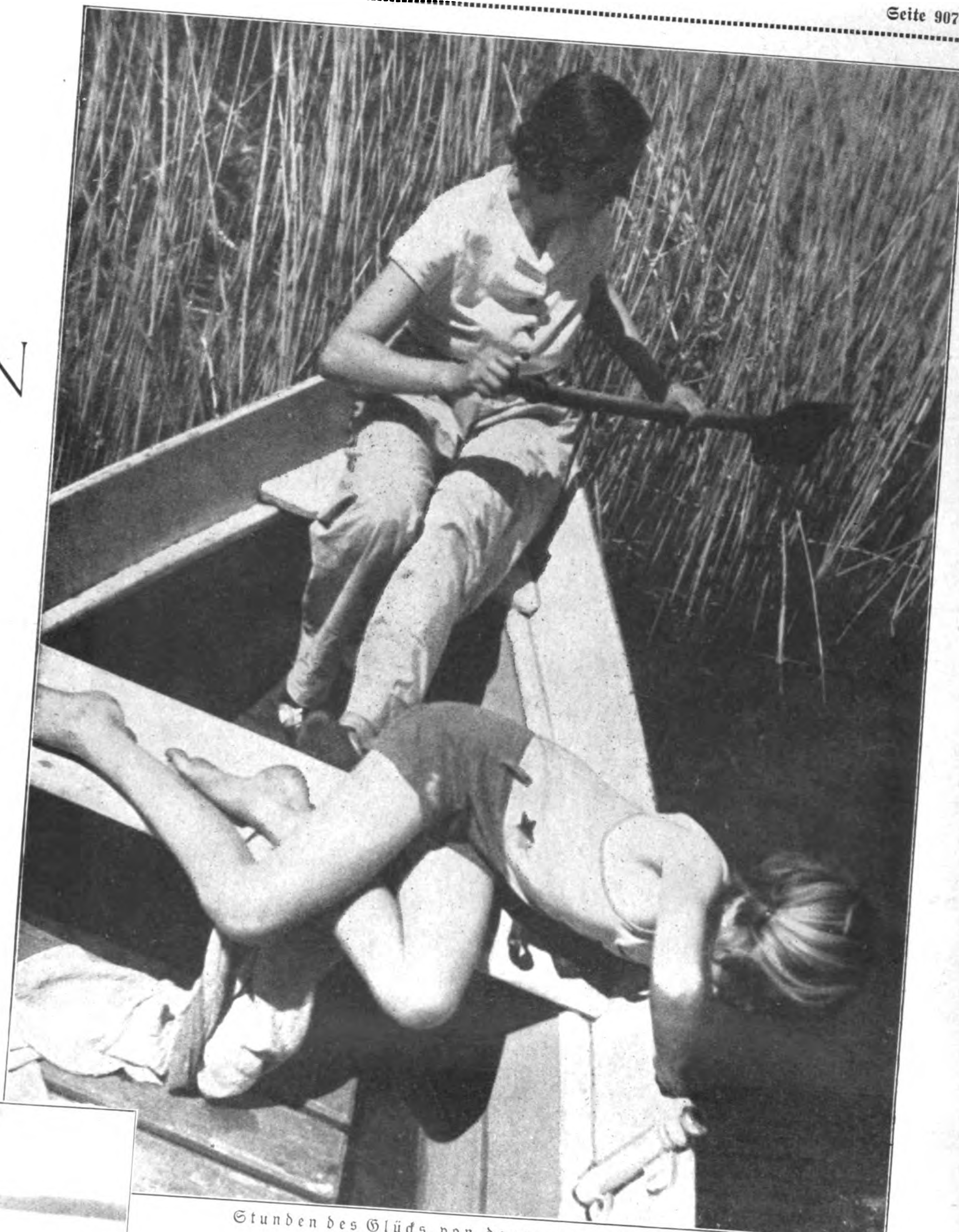
Nur noch Mk. 1.95 Nr. 700. Echt 14 Karat Goldpanzer, **5** Jahre schriftl. Garantie! Inkl. Gravierung bei Vorauszahlung auch in Briefmark. franko. Nachnahme 32 Pfg. mehr. Als Ringgröße genügt Papierstreifen. Katalog 1933 gratis. [L-66] **Gerh. Langner J. 17, Breslau X, Matthiasstr. 95**

[3-2] **Schmerzen? dann Citrovanille** Vor allem ein zuverlässiges, **rasch u. mild** wirkendes Mittel, dabei stets bekömmlich. 33 Jahre erprobt u. ärztlich empfohlen gegen Kopfschmerzen, Migräne, Nervenschmerzen, Neuralgien, Unbehagen u. Schmerzzustände. Der Versuch überzeugt. 6 Pulver od. 12 Oblaten-Packg M. 1.10. Die Oblaten! gewährt **geschmackfreies** Einnehmen.

Versand direkt an Private Grösstes Musikinstrumenten-Vers. Gesch. Deutschlands. 30000 Dankschreiben! **ALLES BILLIG DIREKT AB FABRIK** BEZW. SPEZ. VERS. GESCH. Günstige Ratenzahlungen. Umtausch b. Nichtgefallen. Jedes Instrument 8 Tage zur Probe! Verlangen Sie sofort gratis unseren Hauptkatalog. Platten 25 cm. Mk. 1,50. Aufträge v. Mk. 10.- an portofrei. **Meinel & Herold, Klingenthal 322** Musikinstrumente-, Sprechapparate- u. Harmonikafabrik. Spezial-Lief. für Trommler- und Pfeiferchöre, sowie kompl. Blasorchester nationaler Verbände

KARTONIERTE AUSGABE 2 BÄNDE JE RM 2.85

TAGE VOLL LEUCHTEN



Wer kennt sie nicht, die Tage im Goldglanz einer Sonne, die vom Morgen zum Abend über einen wolkenlosen, saphirblauen Himmel wandert, glitzernde Straßen über die silbernen Gewässer baut und im Menschenherzen das Leuchtfeuer seliger Freude entzündet? Alle Lasten, an denen du schwer getragen, gleiten dir von den Schultern, befreit atmet die Brust die flimmernde Luft, und ohne es zu merken, wirst du zum spielenden Kind, wirst lachend jung im Glück dieser Stunden in Sonne und Wind, die die Haut dir bräunen und in die Seele sich brennen, daß sie auch später an grauen und kalten Tagen noch Wärme und Helligkeit über dich breiten!

Aufn.: Georg Ebert

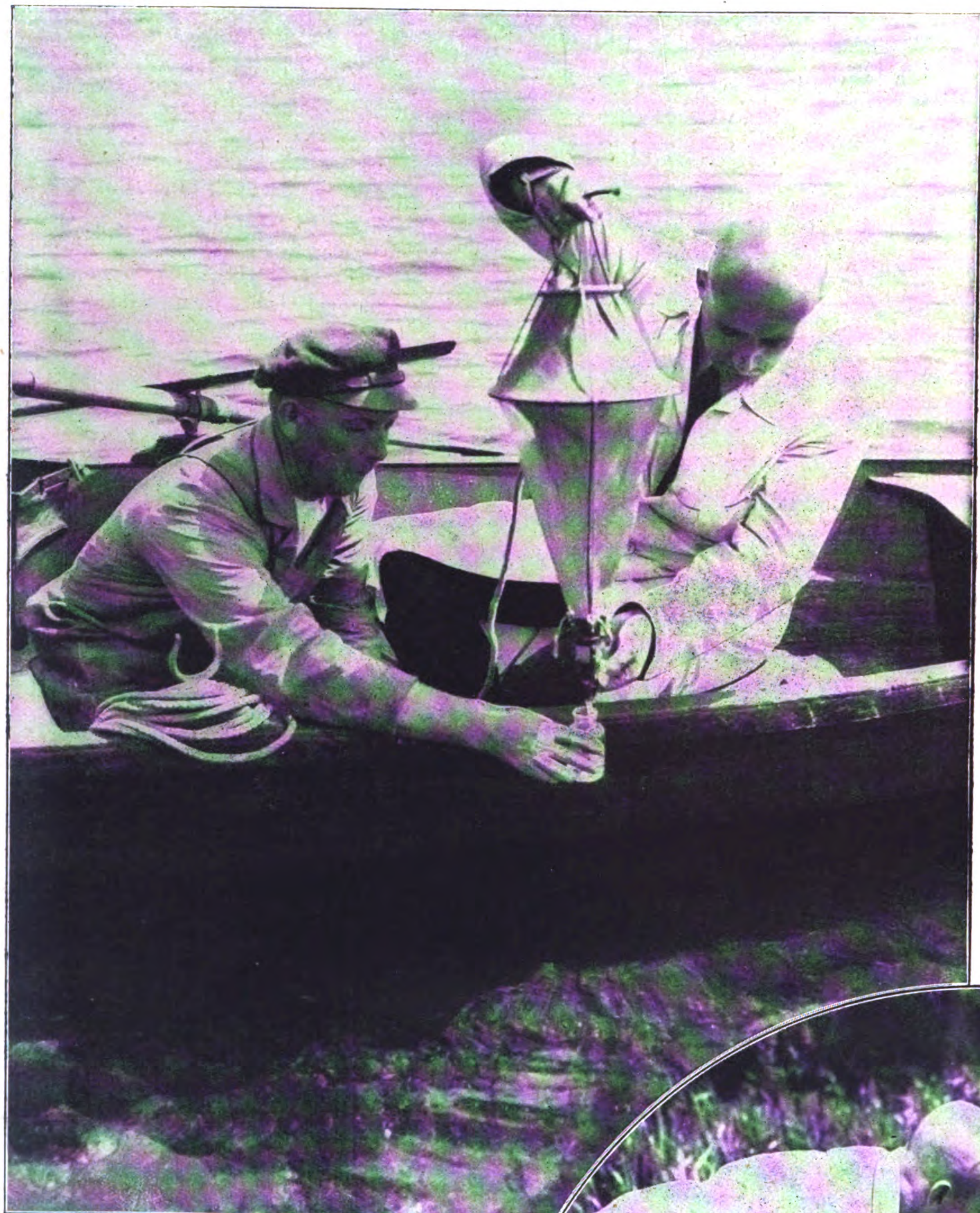
Stunden des Glücks, von denen man zehren wird an hundert Wintertagen.
In seliger Unbekümmertheit am Rande des Schilfwaldes.



Ein schwankendes Floß verlockt zu kindlichem Leichtsinn.



Auf treibendem Kahn im lachenden Sonnenschein.



Das Planktonnetz, mit dem die im Wasser freischwebenden Organismen gefangen werden, wird entleert. Das sogenannte Plankton, die im Wasser vorhandene tierische und pflanzliche Schwebewelt, enthält die für die Fische notwendige Nahrung. Der eigenartig geformte Apparat entnimmt dem See an bestimmten Stellen Wasserproben, die in dem Laboratorium dann einer chemischen Prüfung unterzogen werden.

Fisch=ärzte prüfen die Gewässer

Aufnahmen aus der Preußischen Landesanstalt für Fischerei in Berlin-Friedrichshagen. Von Dr. W. O. Cornelius.

Wenn der Städter in die Natur hinausfährt, um für ein paar Stunden die alltäglichen Sorgen zu vergessen, so wird er gerne ans Wasser fahren und besonders eine Seenlandschaft aufsuchen. Auf dem See tummeln sich in den verschiedensten Fahrzeugen die Sportler umher, aber es wird vielen schon aufgefallen sein, daß zwischen fast zu jeder Tagesstunde ein paar Fischer in ihren Kähnen emsig der Arbeit nachgehen. Für den Fischer scheint es keine Ruhe zu geben.

Fragt man, worauf denn eine gute Existenzmöglichkeit für den Fischer beruht, so lautet die Antwort:



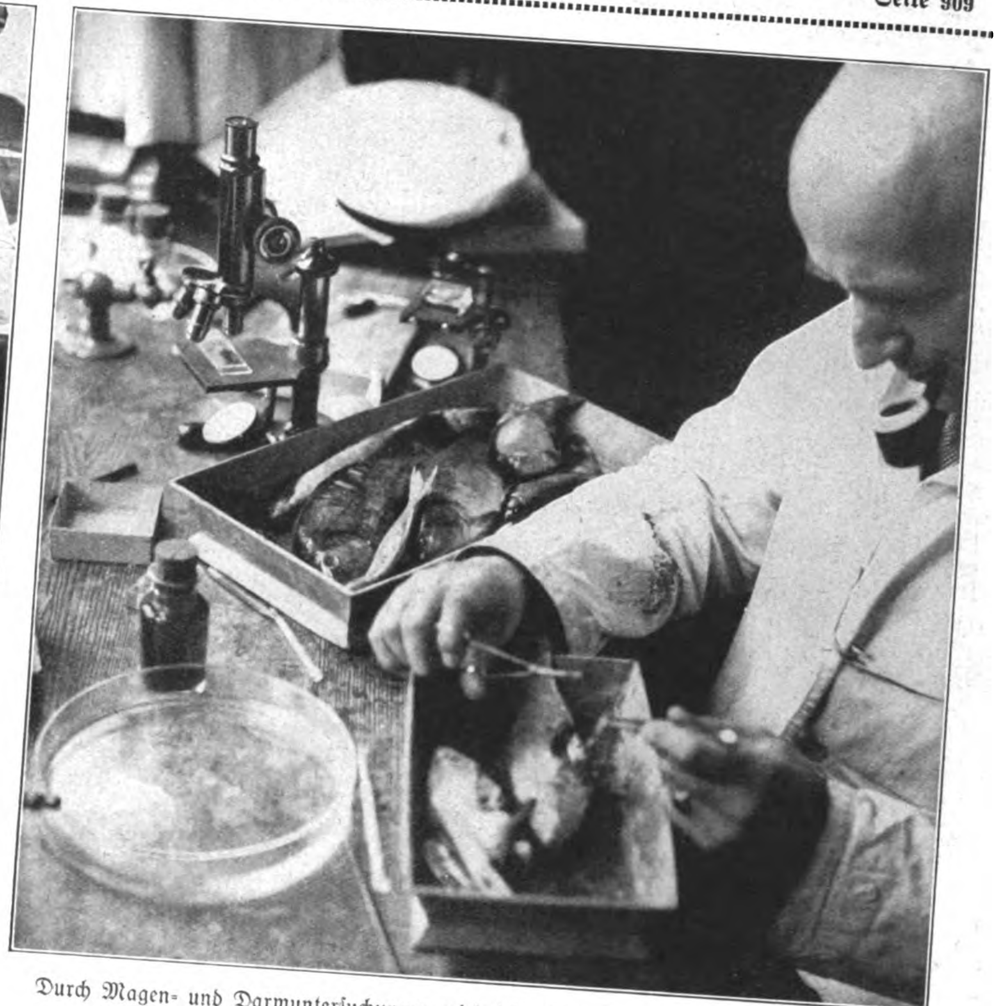
Die gefangenen Kleintiere werden sorgfältig ausgesucht und gezählt.



Der Wissenschaftler arbeitet mit den sonderbarsten Hilfsmitteln. Hier holt er sich mit dem „Pfahlkratzer" das Material zur Untersuchung der Uferfauna zusammen.



Der „Bodengreifer“ dient dazu, Proben des Grundschlammes heraufzuholen.



Durch Magen- und Darmuntersuchungen wird festgestellt, wovon der Fisch sich ernährt hat.

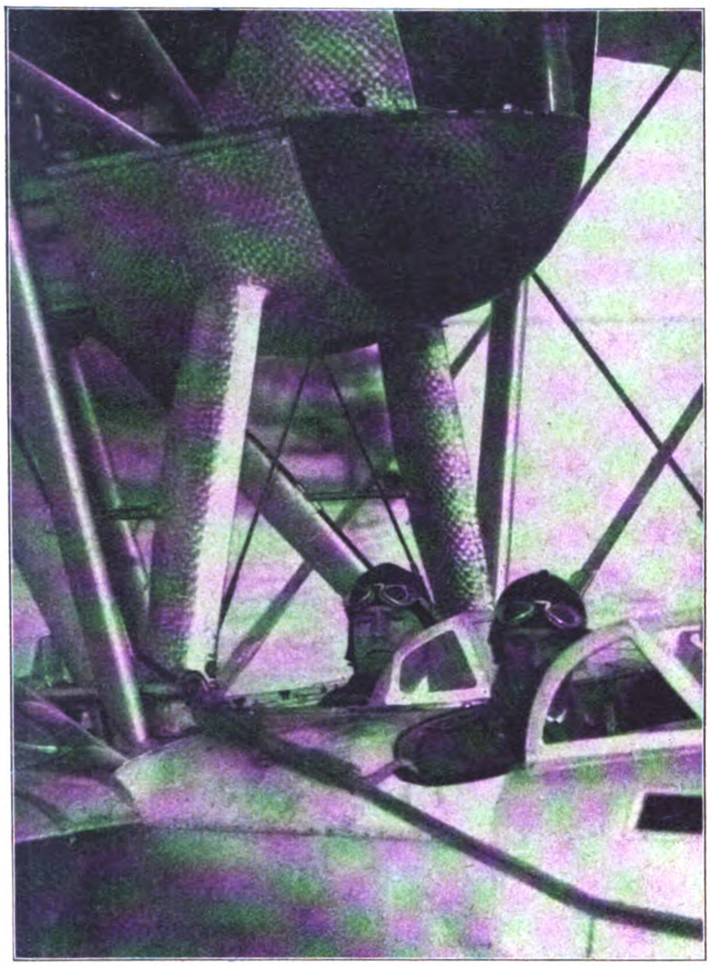
Auf der richtigen Bewirtschaftung des Gewässers. Nicht jeder See eignet sich für jeden Fisch, und nur der Fischer wird es zu etwas bringen, der Hand in Hand mit der Wissenschaft, der Fischereibiologie, arbeitet, die ihn dann in allen einschlägigen Fragen berät.

Wenn heute der moderne Fischer einen See kaufen oder pachten will, so wird er sich vorher ein Gutachten über den Wert des Gewässers einholen, er wird feststellen lassen, wieviel Fischfleisch der See zu produzieren vermag und für welche Fischart insbesondere der See sich eignet. Die Abgabe eines solchen Gutachtens erfordert neben einer guten biologischen Schulung des Untersuchenden eine Reihe von Spezialgeräten wie Bodengreifer, Dedsche, Pfahlkratzer, Planktonnetz, Tiefenwasserschöpfer u. a. m.

AM RANDE DER WÜSTE: DER SANDSTURM KOMMT



Eine äußerst seltene Aufnahme aus Afrika: Einer der furchtbaren Sandstürme, von denen der Sudan von Zeit zu Zeit heimgesucht wird, wälzte sich Ende Juni anderthalb Stunden lang über die Hauptstadt Khartum.

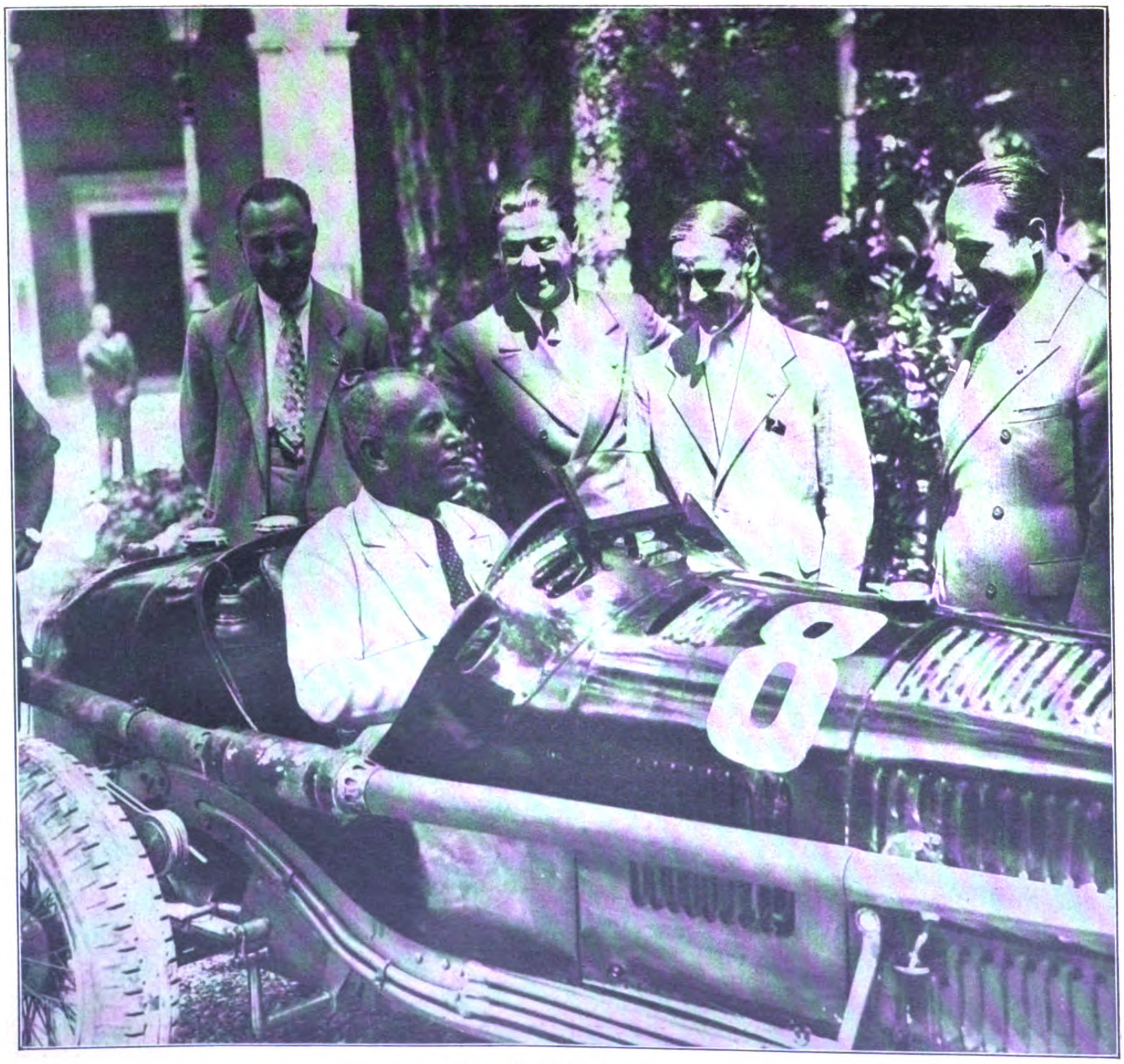




Der Schütze.
Während des Kampfes um die Macht suchte Mussolini in einem neben seinem Redaktionszimmer in Mailand gelegenen Raum oft Entspannung im Schießsport.

DER DUCE 50

Der Flieger.
Mussolini, der selber das Pilotenexamen abgelegt hat, als Passagier in einem der modernen italienischen Flugboote.



Der Rennfahrer.
Es gab Jahre, in denen Italien um das Leben des Duce zitterte: denn Mussolini gehört zu den tollkühnsten Automobilisten

Zu einer Zeit, als noch die ganze Weltpresse dem neuen Italien gegenüber eine feindselige Haltung einnahm, erschienen täglich die tollsten Verleumdungen des Mannes, der den Marsch auf Rom gewagt hatte. Man konnte sich nicht genug tun in allen möglichen Vermutungen über den Gesundheitszustand des Duce, und teils mehr, teils minder versteckt glaubte „man" Anzeichen eines Verfalls seiner geistigen Kräfte melden zu müssen.

Eine Zeitlang hat Mussolini sich diese unverschämten Lügen der Weltpresse mit angehört. Dann riß ihm die Geduld. Er lud die in Rom anwesenden Berichterstatter der großen ausländischen Zeitungen zu sich, bestieg sein Pferd und führte es den ob solcher sonderbaren Schaustellung erstaunten Zeitungsleuten in allen Gangarten vor. Er nahm die schwierigsten Hindernisse und Hürden, ritt die große Treppe zu seiner Veranda hinauf, setzte über Gräben hinweg und hielt dann nach scharfem Galopp kurz vor der Front seiner Gäste. „So", rief er dann mit schallender Stimme, „nun melden sie der Welt: Mussolini ist krank!"

Solch eine handfeste Meldung konnten und mochten sich die nachrichtenhungrigen Presseleute denn doch nicht entgehen lassen, und so begann damals ein merklicher Umschwung in der Beurteilung der Person Mussolinis. Man konnte nicht übersehen, daß Italien angefangen hatte, sich mit gesteigertem Erfolg an den sportlichen Wettbewerben zu beteiligen. Aber das war doch nur das nach außen hin sichtbarste Zeichen einer körperlichen Ertüchtigung des Volkes. In Wahrheit hatte diese Ertüchtigung die breitesten Volkskreise erfaßt

DER SCHÖPFER DES NEUEN ITALIENS HAT SEINEM VOLKE DEN SPORTGEIST EINGEPFLANZT. TÄGLICHER SPORT ERHÄLT MUSSOLINI SELBER JUNG.

JAHRE



Photo Atlantik

Der Reiter.

Der tägliche Morgenritt gilt ihm als das beste Körpertraining: der Mann, der alle Widerstände überwindet, nimmt auch als Reiter die Hindernisse spielend.



Der Fechter.

Florettfechten ist geradezu Nationalsport in Italien. Auch der Duce liebt diesen höchste Körperbeherrschung und schnellste Entschlußkraft erfordernden Sport.

und die ganze junge Generation mit sportlichem Geist erfüllt.

Das große Vorbild Mussolinis reizte zur Nacheiferung. Die beiden ältesten Söhne des Duce, Bruno und Vittorio, waren schon als achtjährige Bürschlein die verwegensten Motorradfahrer und waren stolz darauf, schon damals als rechte Söhne eines solchen Vaters zu gelten. Mussolini fehlt nie bei den großen Sportveranstaltungen; seine Anwesenheit verleiht diesen Kämpfen die Weihe. Vor den Augen des Duce Sieger zu werden, ist für den jungen Italiener höchstes Glück. Nun erst versteht man die Größe des Sieges unserer Romreiter, die aus den Händen des Duce zum dritten Male und damit endgültig den Mussolini-Pokal entgegennehmen konnten. Und die Italiener sind wahrlich gute Reiter!

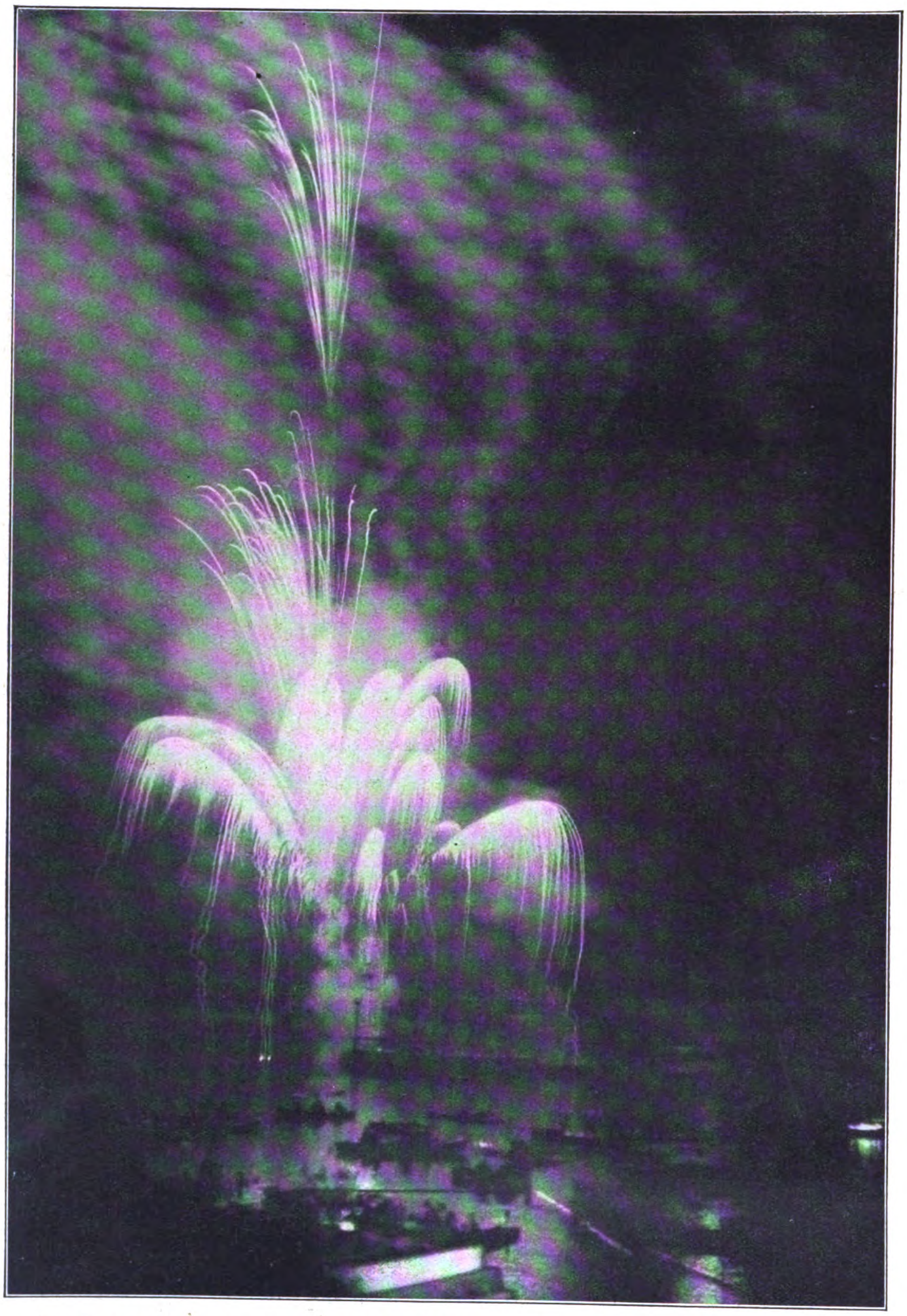
Wie sehr Mussolini ein Förderer der Leibesübungen ist, das hat in neuester Zeit die Erbauung des nach ihm benannten Stadions in Rom ebenso wie die des Stadio Littoriale in Bologna erwiesen. Beides sind Musteranstalten, die nur jungen Leuten von sittlich vorbildlicher Führung freistehen.

Hier erfüllt sich die antike Forderung, daß in einem gesunden Körper eine gesunde Seele wohnen solle, und es ist eine bewußte Maßnahme in rassenhygienischem Sinne, **die das Antlitz Italiens allgemach ganz nach norditalienischem Vorbild umwandelt.**



Der Motorradfahrer.

Es paßt zu dem Bilde Mussolinis, daß er auf den herrlichen neuen Autostraßen Italiens gern auf dem Kraftrade dahinbraust. Gefahr hat er nie gescheut.



Das Feuerwerk bei der Sonnwendfeier am Starnberger See, die unter dem Protektorat des bayerischen Innenministers und Gauleiters von Oberbayern, Adolf Wagner, stattfand.



Kinderspeisung in München,
die von der Frauenschaftsleiterin Frau Koller (links) jeden Mittwoch und Samstag durchgeführt wird.



Die Aufräumungsarbeiten nach dem schrecklichen Eisenbahnunglück bei Apolda.



Erregte Debatte um die Bilanzfälschungen eines Millionärs.
Bei der Untersuchung gegen J. W. Harriman, der wegen Bilanzfälschung in Höhe von 1 713 225 Dollar angeklagt war, kam es zu so erregten Auseinandersetzungen zwischen dem Senator Neely und dem stellvertretenden Staatsanwalt Dodd, daß man bereits Tätlichkeiten fürchtete. Es handelte sich bei dieser Debatte darum, festzustellen, wer an dem Aufschub der Untersuchung gegen Harriman verantwortlich wäre. Unser Bild zeigt v. l. n. r.: Dodd, die Senatoren McCarron, Henry Ahurst und Neely.



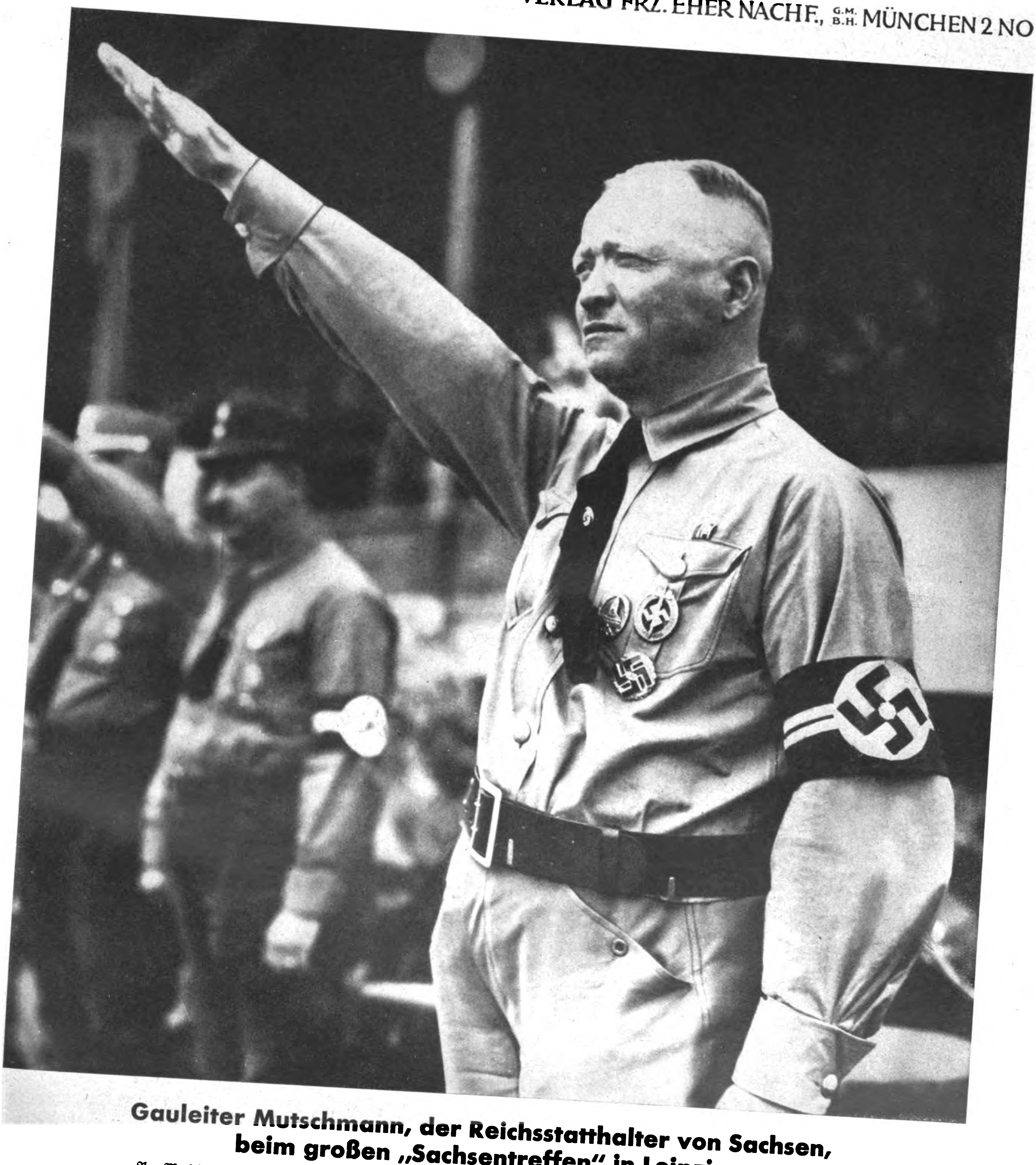
Die ausgeschlossenen nationalsozialistischen Wiener Gemeinderäte werden von der erregten Volksmenge stürmisch begrüßt.

Preis 20 Pfennig
Ausland: 35 Pfennig

8. JAHRGANG / FOLGE 30 / SAMSTAG, 29. JULI 1933

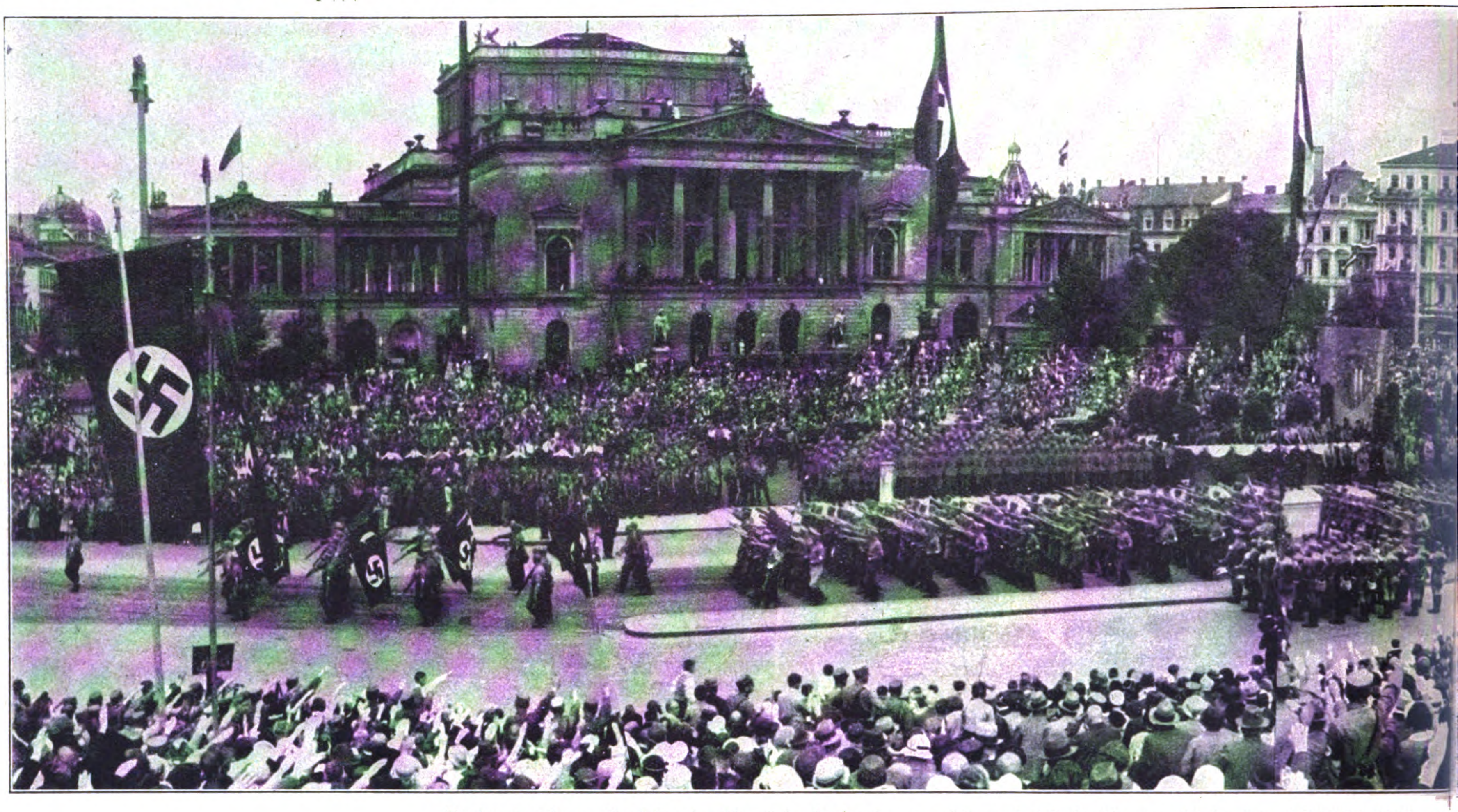
IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Gauleiter Mutschmann, der Reichsstatthalter von Sachsen, beim großen „Sachsentreffen" in Leipzig

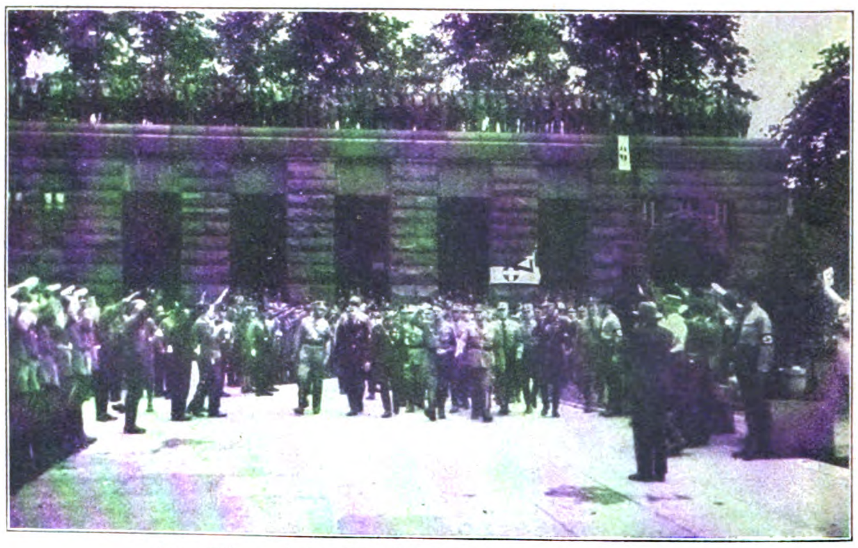
Pg. Mutschmann trägt links unten auf der Brust das Abzeichen der „Alten Garde", der Nationalsozialisten von 1923.



Beim großen „Sachsentreffen" in Leipzig, am 15. und 16. Juli, marschierten 120000 S.A.- un



Die Straßen Leipzigs prangten im Schmuck der Flaggen und Girlanden.



Der Führer beim Verlassen des Völkerschlachtdenkmals.



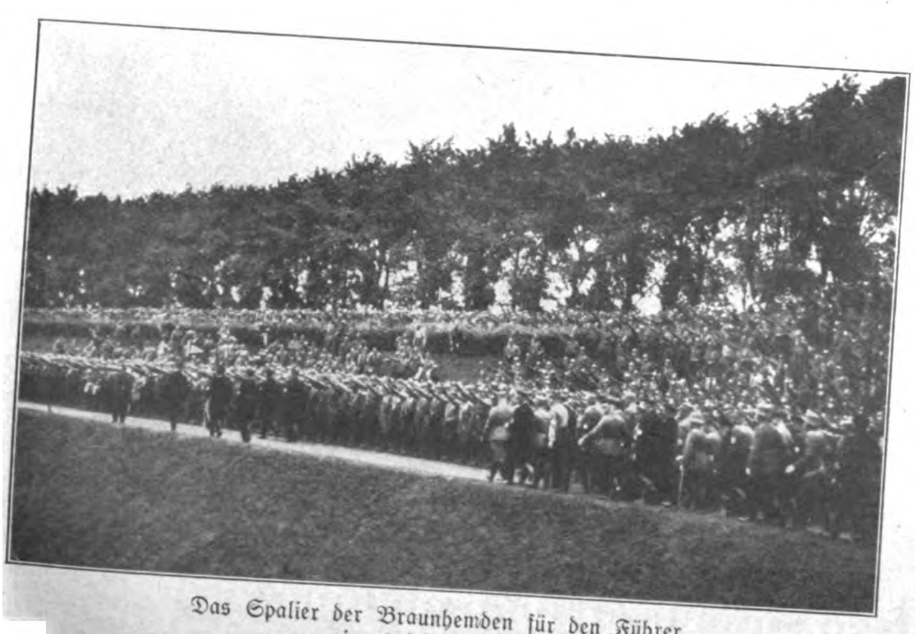
Brigadeführer Heß, einer der ältesten sächsischen Nationalsozialisten, und Ministerpräsident v. Killinger.



S. S. - Männer auf dem Augustusplatz an den Führern vorbei. Der Zug dauerte fast vier Stunden.



In 231 Sonderzügen wurde die sächsische S.A. und S.S. herbeigeholt.



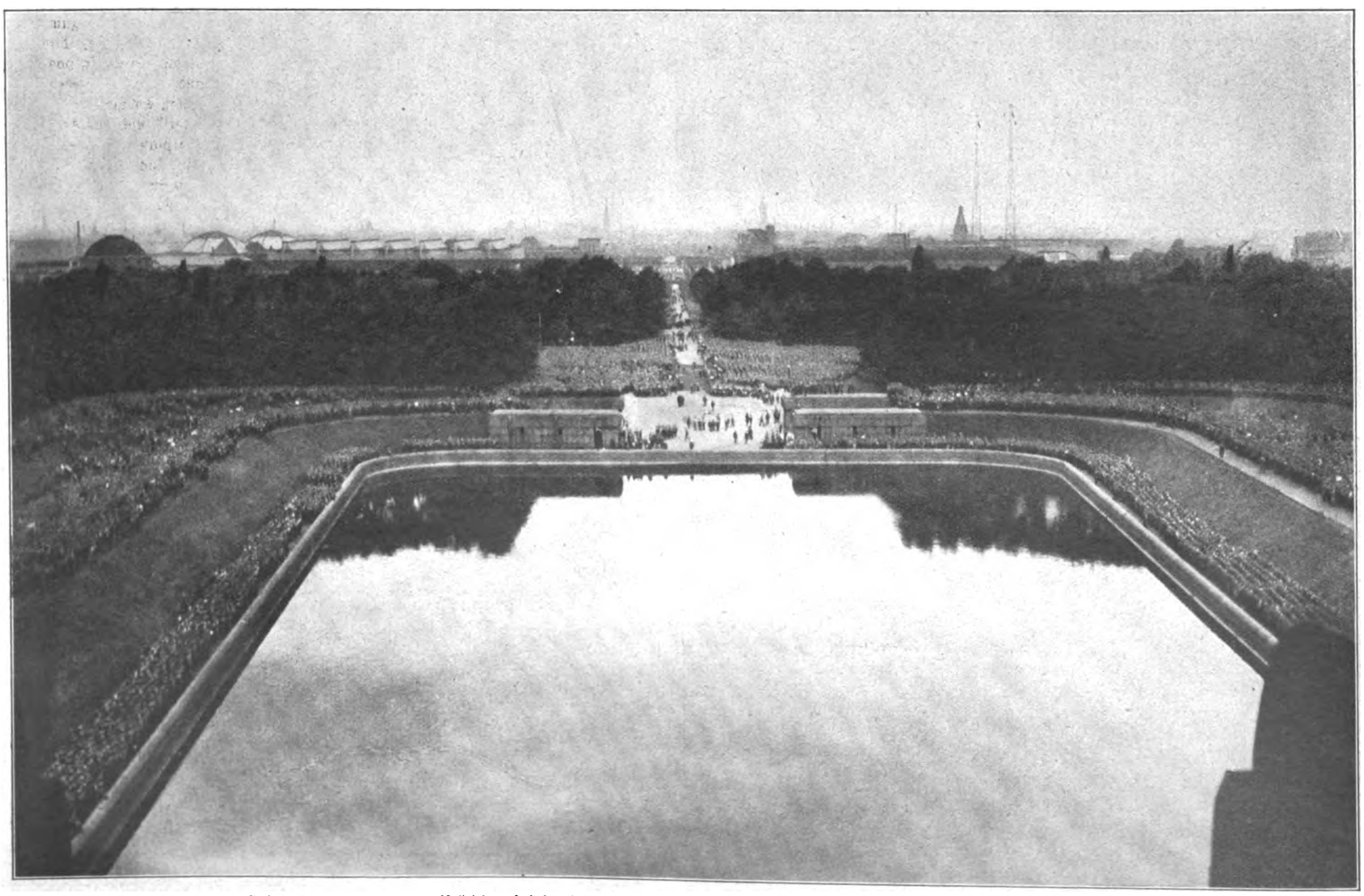
Das Spalier der Braunhemden für den Führer nimmt kein Ende.



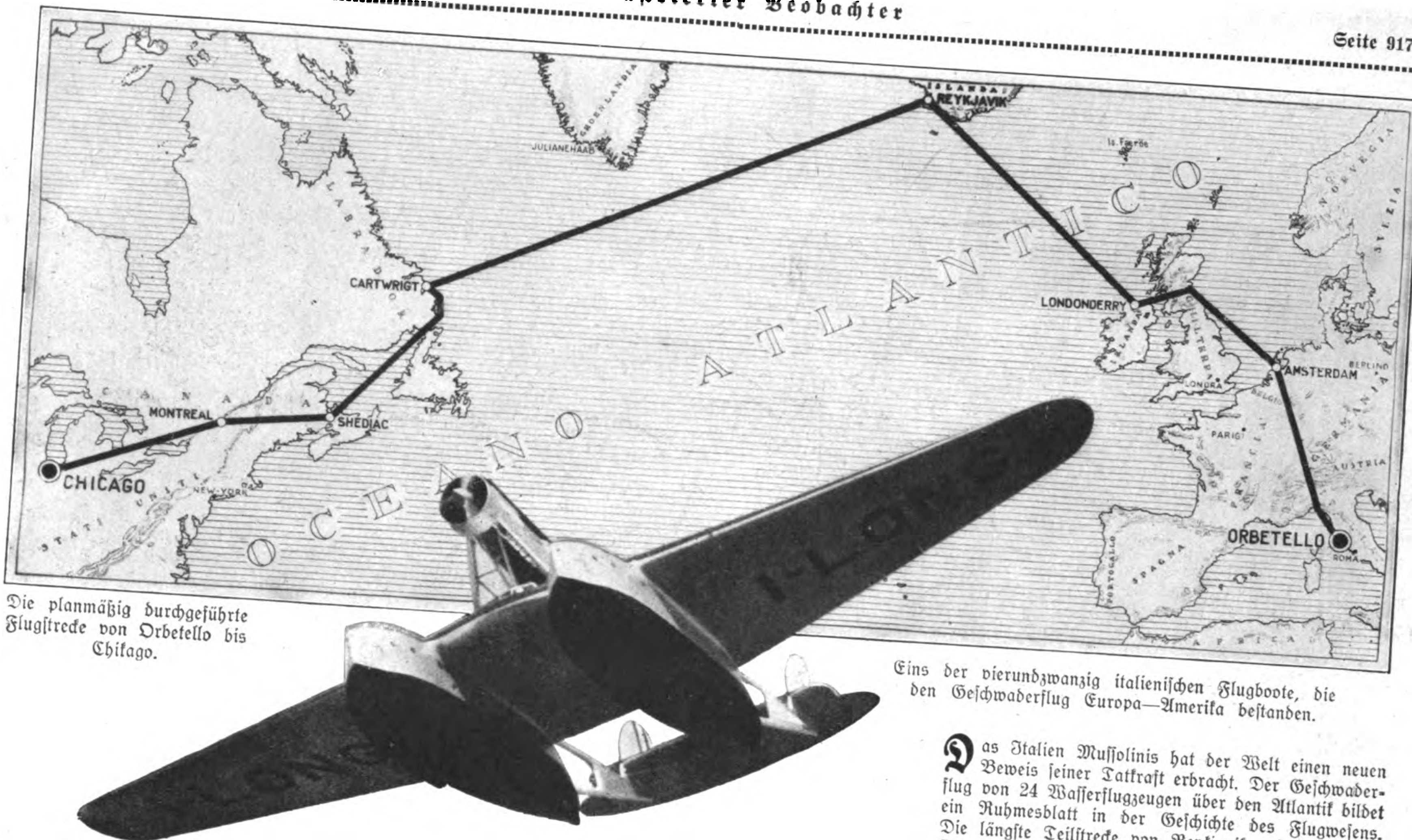
Der Führer vor seiner Rede am Völkerschlachtdenkmal.
Links Reichsminister Goebbels, rechts vorn Stabschef Röhm.



Der Vorbeimarsch der 120000 S.A.- und S.S-Männer auf dem Augustusplatz



Die Straße des 18. Oktober vor dem Völkerschlachtdenkmal und die anliegenden Wege waren bis auf den letzten Platz von Braunhemden gefüllt. Die Rede des Führers wurde hier mit Lautsprechern übertragen.



Die planmäßig durchgeführte Flugstrecke von Orbetello bis Chikago.

Eins der vierundzwanzig italienischen Flugboote, die den Geschwaderflug Europa—Amerika bestanden.

Balbos kühner Geschwaderflug

Das Italien Mussolinis hat der Welt einen neuen Beweis seiner Tatkraft erbracht. Der Geschwaderflug von 24 Wasserflugzeugen über den Atlantik bildet ein Ruhmesblatt in der Geschichte des Flugwesens. Die längste Teilstrecke von Reykjavik auf Island bis **Cartwright auf Labrador wurde in stundenlangem Blindflug durch dichten Nebel geflogen. General Balbo, der ständig an der Spitze flog, gab funkentelegraphisch die Navigationsbefehle** an die Führermaschinen der einzelnen Gruppen.



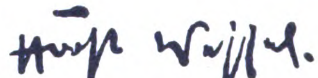
Die amerikanische Küste ist glücklich erreicht!

Nach Zurücklegung der schwierigsten Strecke von Island nach Labrador wassert das Geschwader vor Cartwright. Dieses Bild, aufgenommen am 13. Juli, wurde von dem Ozeanflieger Wiley Post von Neuyork nach Berlin mitgenommen, wo es am 16. Juli eintraf.

Horst Wessel



Die Volksdeutsche Filmgesellschaft dreht zur Zeit unter Mitwirkung von Angehörigen des ehem. Horst-Wessel-Sturms einen
HORST-WESSEL-FILM
in den Jofa-Ateliers in Berlin-Johannisthal



Letztes Bild des am 23. Februar 1930 einer kommunistischen Mörderkugel zum Opfer gefallenen jungen Helden.



Als Mitglied des Bundes „Wiking"

Sturmführer Joh. Heck über seinen Kameraden:

Horst Wessel! Um seinen Namen rankt sich die Heldenehrung, die die nationalsozialistische Bewegung ihren Toten zollt. Was hebt nun gerade ihn unter wenigen aus der großen Zahl unserer Gefallenen heraus? Was macht ihn zu unserem Helden und Vorbild?

Schwer ist das denen zu sagen, die unseren Horst nicht kannten. Doch da fällt mir aus alter Zeit ein Bild in die Hände. Damals schon beim Wiking fiel er allen Kameraden auf, und so sieht man ihn auch auf dem Bilde Wache Bereitschaft und soldatisch straffe Haltung unterscheiden ihn von seinen Kampfgenossen. Der soldatische Zug war überhaupt der Grundzug seines Wesens, und in der damaligen Zeit wollte er von Politik überhaupt nichts wissen.

Nachdem er sich aber überzeugt hatte, daß der Soldat ohne sichere politische Führung kein Ziel erreichen und keine Stellung halten könne, revidierte er sein Urteil und sprang nunmehr mit beiden Beinen zugleich in den politischen Kampf.

Und nun das Bild aus Nürnberg. Wie strahlend war der Augusttag, als wir in Nürnberg einzogen Der Führer empfing uns am Bahnhof. Wie leuchteten



Im Kreise seiner Sturm-Kameraden

Aufnahmen Kleinke, Wiesebach, P. B. Z



Horst als vierjähriger Junge



Eine der Wirklichkeit sehr nahe kommende Darstellung einer Saalschlacht zwischen Nationalsozialisten und Kommunisten am Friedrichshain zu Berlin aus dem in Arbeit befindlichen Horst-Wessel-Film (Werkaufnahme).

da die Augen trotz schlafloser Nacht nach einem mit schwerer Arbeit erfüllten Tage. Als dann des Nachts auf unser Quartier Schüsse fielen, wie spritzte da sein Sturm 5 trotz völliger Erschöpfung aus dem Stroh, während wir anderen in totenähnlichem Schlafe verharrten. Nur ein Führer, der selbst von sich das Äußerste verlangte, konnte von seinen Leuten eine derartige Leistung fordern.

Aus all diesem Verbundensein mit der Bewegung und seinem Sturm entsprangen auch seine Lieder. Der Soldat ward zum Dichter, als es galt, seiner Truppe und seinen Kameraden Kampflieder zu schenken. Und welch ein herrlicher Gedanke! Wenn seine Freunde und Kameraden längst ins Grab gesunken sind, wenn die Denkmäler zerfallen, wird sein Name weiterleben im deutschen Volkslied.



Der Darsteller Horst Wessels im Film: Emil Lohkamp vom Landestheater in Darmstadt.



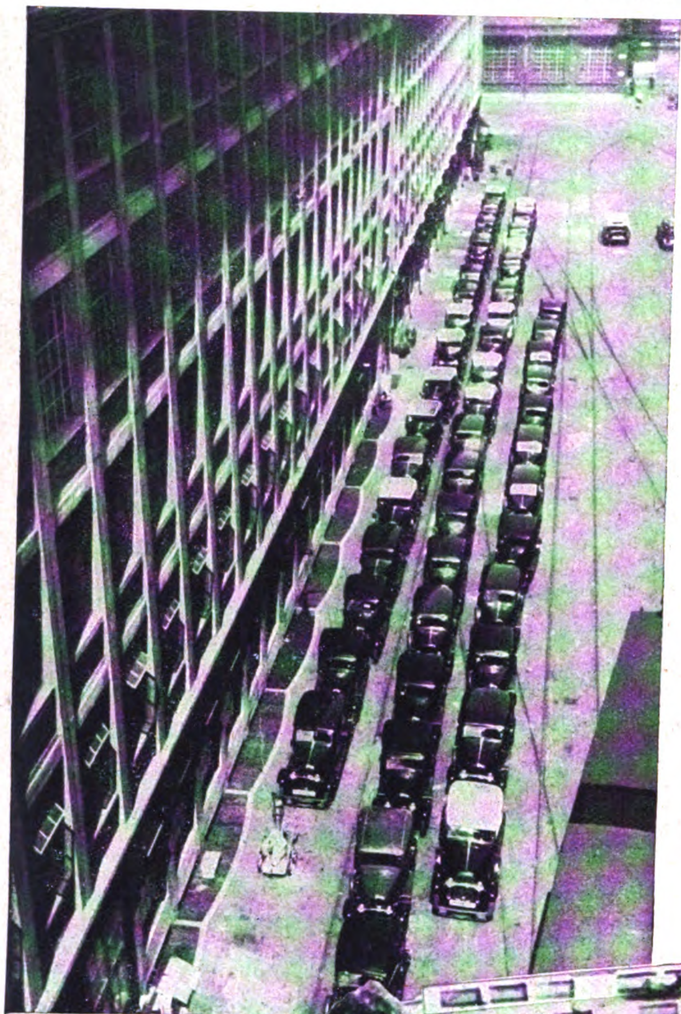
Horst Wessel als Führer des Sturmes 5 im Gausturm Berlin auf dem Nürnberger Parteitag der N.S.D.A.P. im Jahre 1929.



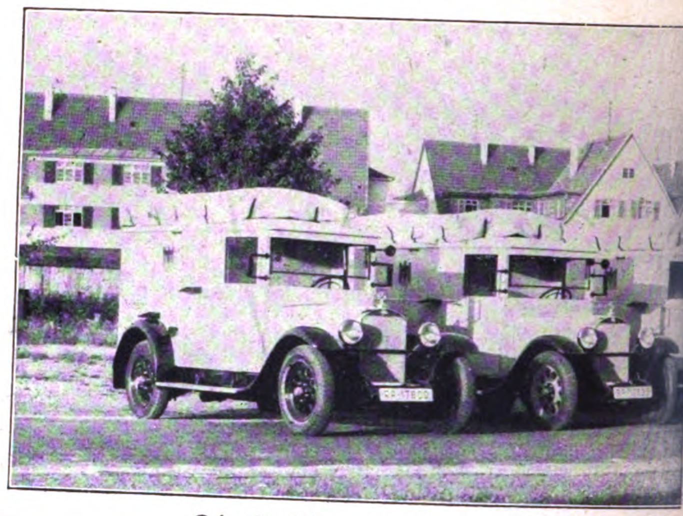
Obersturmführer Fiedler, Horst Wessels Freund, der in dem Film mitwirkt.

Genera
auf
Arbeitsl

Adolf Hitler hat, was er am 1. Mai, dem Tag der nationalen Arbeit, dem ganzen Volke verkündete, mit seinen gesetzgeberischen Maßnahmen zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit der Verwirklichung entgegengeführt.



Das Gesetz über die Beseitigung der Autosteuer bei fabrikneuen Wagen hat der deutschen Automobilindustrie einen ungeahnten Aufstieg gebracht. Die Adam-Opel-A.G. in Rüsselsheim konnte im Monat Mai die Belegschaft um 46 Prozent steigern. Über 200 Opelwagen verlassen täglich das Werk Rüsselsheim. In langen Reihen stehen, wie das Bild zeigt, die Wagen versandbereit.

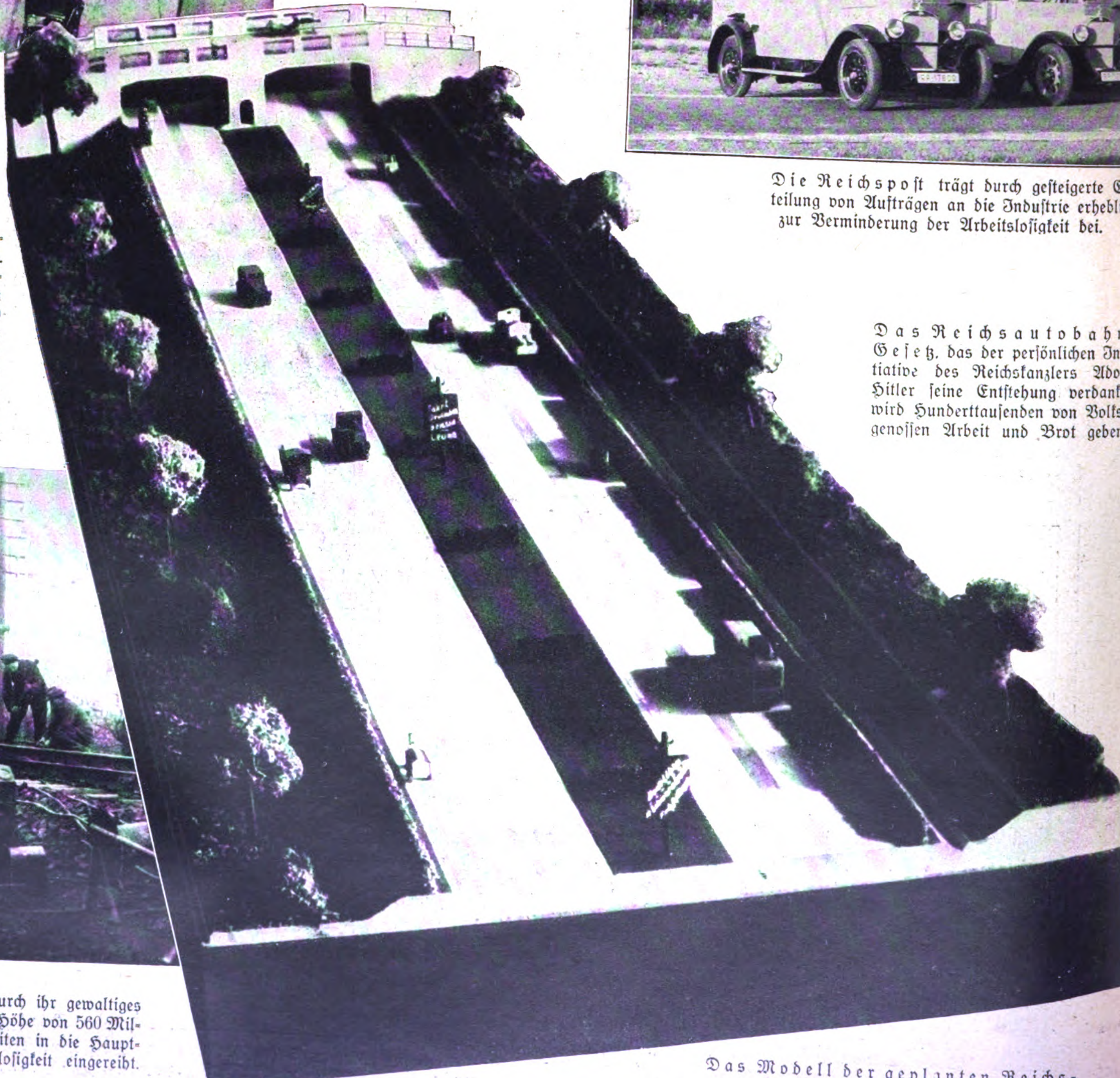


Die Reichspost trägt durch gesteigerte Erteilung von Aufträgen an die Industrie erheblich zur Verminderung der Arbeitslosigkeit bei.

Das Reichsautobahn-Gesetz, das der persönlichen Initiative des Reichskanzlers Adolf Hitler seine Entstehung verdankt, wird Hunderttausenden von Volksgenossen Arbeit und Brot geben.

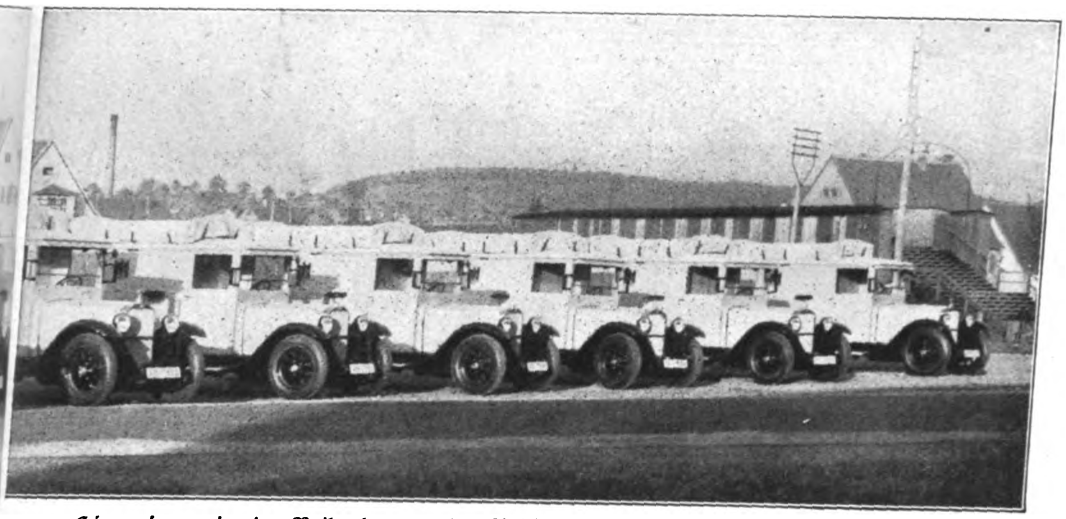


Die Reichsbahn hat sich durch ihr gewaltiges Arbeitsbeschaffungsprogramm in Höhe von 560 Millionen RM. für zusätzliche Arbeiten in die Hauptangriffsfront gegen die Arbeitslosigkeit eingereiht.

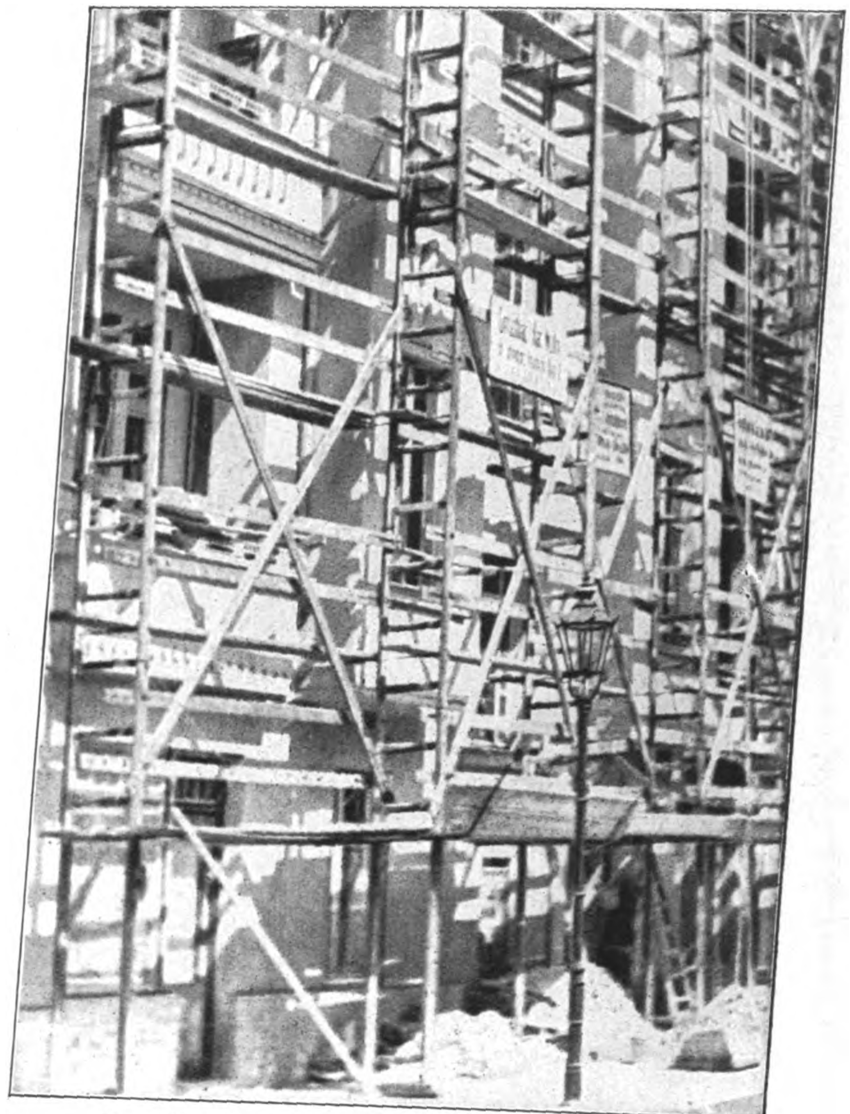


Das Modell der geplanten Reichs-Autobahn.
Dieses gigantische Projekt der Reichsregierung wird Deutschland das beste Autostraßennetz der Welt verschaffen.

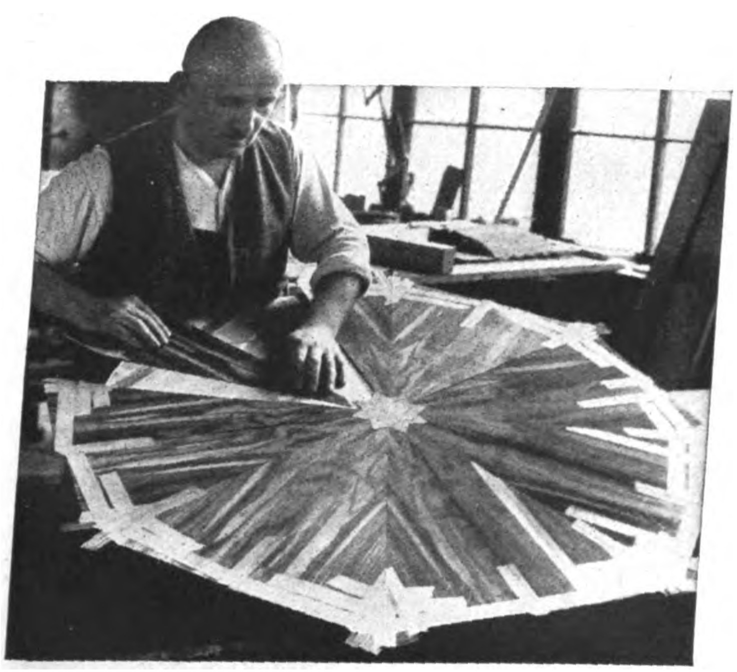
rdlangriff au die tslosigkeit



Hier zeigen wir eine Reihe der von der Reichspost bestellten Mercedes-Benz-Wagen der Daimler-Benz-A.G. in Stuttgart-Untertürkheim. Auch dieses Werk konnte infolge der steuerpolitischen Maßnahmen der Reichsregierung seine Belegschaftsziffer wesentlich erhöhen.

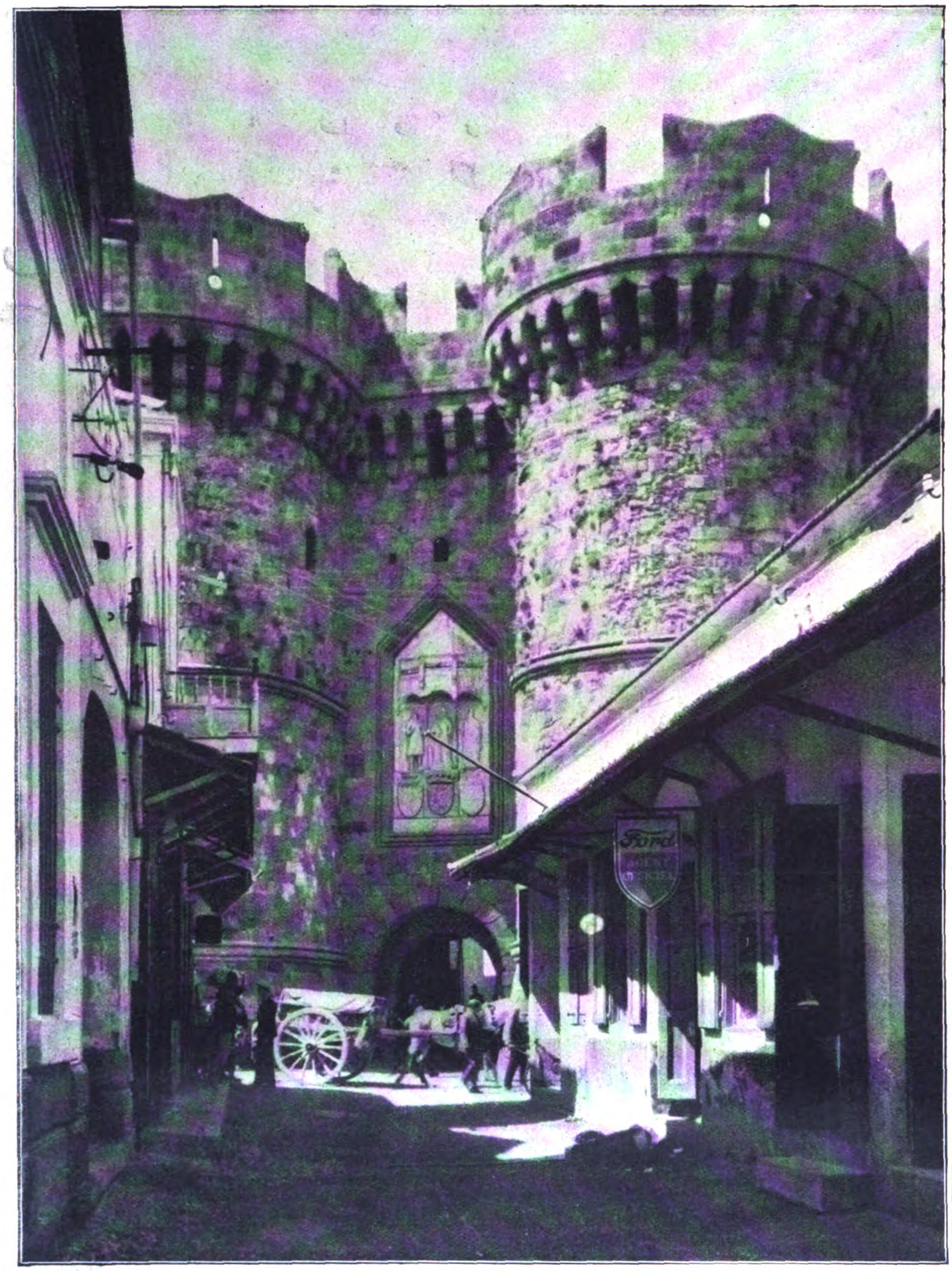


Das Gesetz über Steuererleichterungen
bei Instandsetzung und Ergänzungen an Betriebsgebäuden hat dem Handwerk und dem Baugewerbe neuen Auftrieb gegeben.





Das Gesetz über Förderung der Eheschließungen
wird in seinen Auswirkungen eine Entlastung des Arbeitsmarktes um mindestens eine Million Mann während der Dauer des großen Vier-Jahres-Planes der Reichsregierung Adolf Hitler herbeiführen. Jede durch Heirat dem Erwerbsleben entzogene Frau macht einem arbeitslosen Mann Platz. Die Ehestands-Darlehen dienen nur zur Beschaffung von Möbeln und Hausgerät und haben schon heute eine bedeutende Förderung der Möbelindustrie und des Tischlergewerbes zur Folge gehabt.



Die Insel der Kreuzritter: — RHODOS

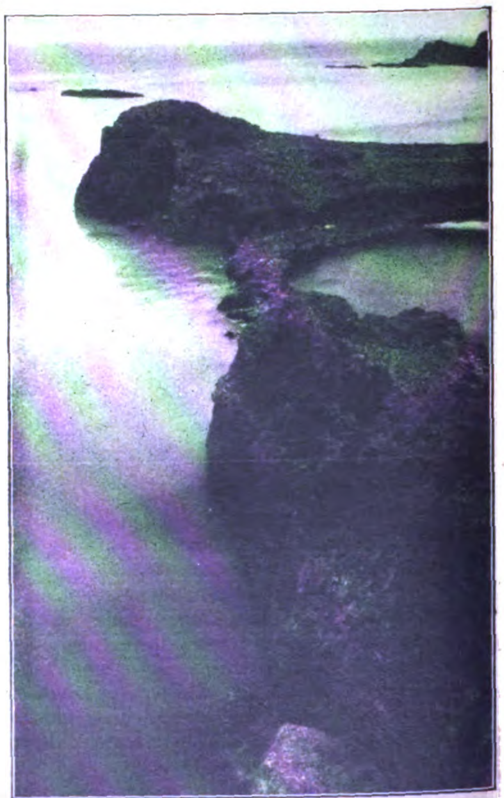
Photos: Dr. J. von Heimburg

Porta Marina, eines der mächtigen Tore, die den Zugang durch den Festungsgürtel in das Innere der alten Kreuzritterstadt ermöglichen.



Mohammedanische Händler beim Klatsch in den Straßen, die einst den Glanz der Ritterzeit sahen.

Im Sommer 1099 zog Gottfried von Bouillon mit dem ersten Kreuzheere als Beschützer des Heiligen Grabes in das befestigte Jerusalem ein. Mitten im islamischen Machtgebiet entstand ein christliches Königreich, bis in die fernsten Winkel des Landes erhoben sich Kirchen und Klöster, Burgen und Hospize. Es war eine kampfbewegte Zeit für die deutschen Ritterschaften, und der Hort der Armen und Kranken, der Johanniterorden, blühte wieder auf. Nach der Eroberung Jerusalems durch Saladin verlegten die Johanniter ihren Sitz nach Ptolemais und Cypern und endlich — im Jahre 1310 — nach Rhodos. In der großen See- und Handelsstadt, vor der einst der mächtige Bronzekoloß, das sechste Weltwunder, über das Mittelmeer sah; wo Jahrtausende auf den Trümmern vergangener Geschlechter immer wieder



Ein malerischer Küstenstreifen der felsigen Insel Rhodos.

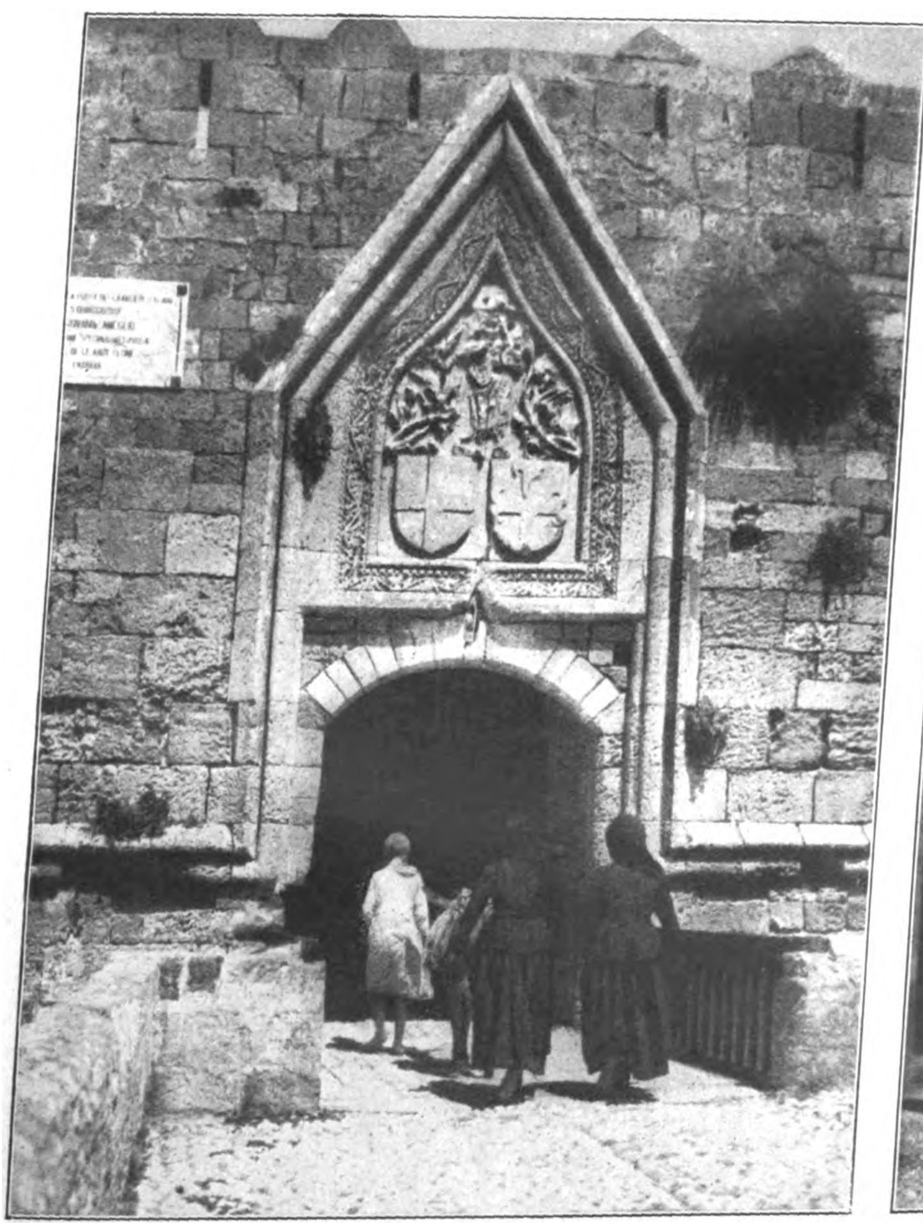
neue Bauwerke errichteten; wo ungezählte Standbilder und Gemälde „die herrlichste Stadt der Welt" zierten, auf deren berühmter Schule junge Römer sich zu Rednern ausbildeten — hier, in diesem einstigen Hauptsitz griechischer Kultur, zogen nun die Glaubensritter ein und erhoben ihn zum Wohnsitz. Zwischen Werken der Barmherzigkeit, zwischen Künsten und ritterlichen Spielen fochten sie ihre schweren Kämpfe gegen den Halbmond aus und erhoben durch ihre fast übermenschliche Tatkraft die kleine Insel zum zweitenmal zu weltgeschichtlicher Bedeutung.

Mit drei riesenhaften Wällen umgaben sie die Inselhauptstadt, errichteten gewaltige Burgtürme, durch Bollwerke gesicherte steinbildgeschmückte Stadttore, schufen Wallgräben, Brücken, Kase-

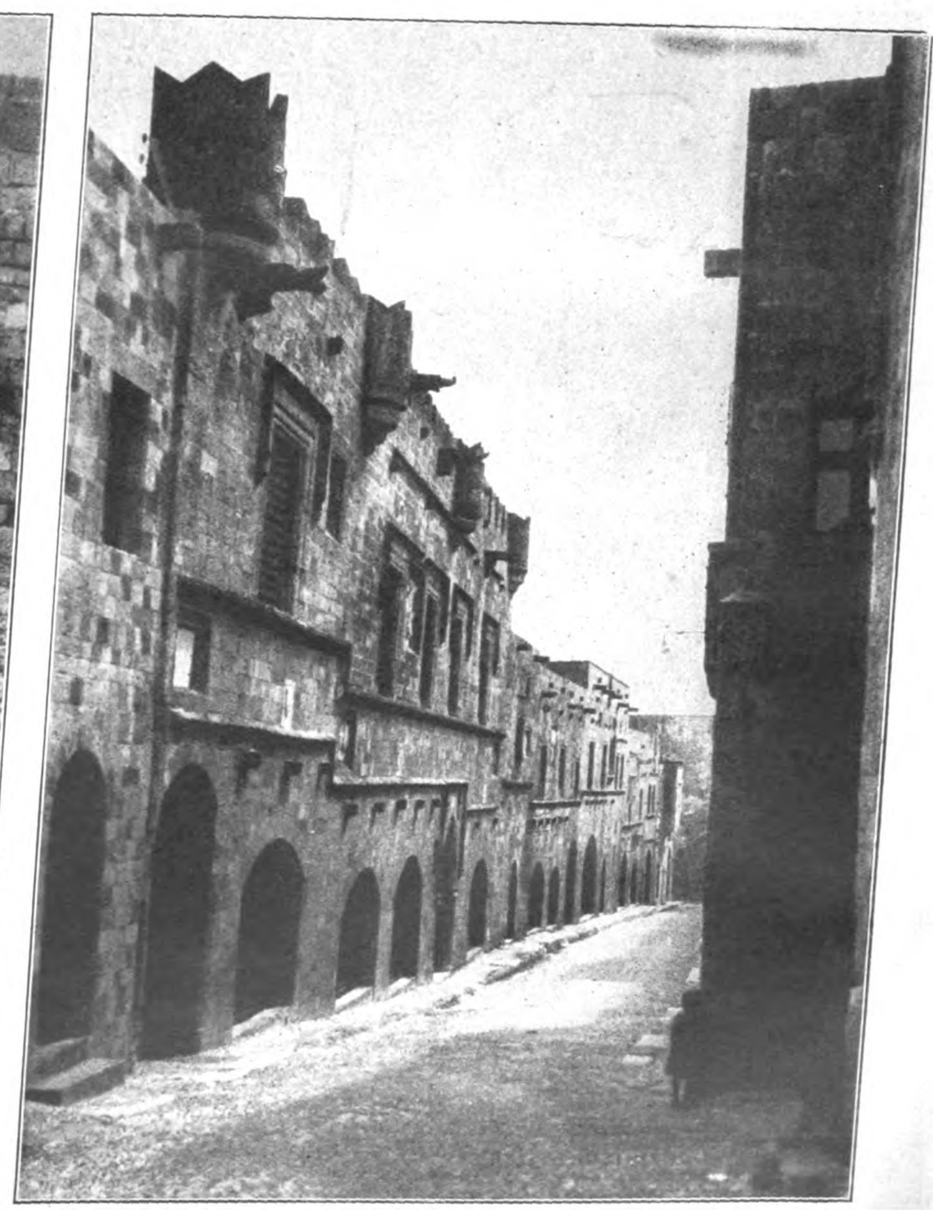
(Schluß auf Seite 925)



Blick auf den Hafen von Rhodos, der noch die gleiche Anlage zeigt wie zur Zeit der Kreuzritter. Im Altertum stand hier der Koloß von Rhodos, eines der sieben Weltwunder. Unter den Kuppeln ruhen mohammedanische Heilige.



Das schöne Johannistor, eines der wenigen Portale in dem Mauerring der ehemaligen Hochburg der Johanniterritter. Über dem Torbogen zwei Wappenschilde mit Kreuzen.



Versunkene Herrlichkeit: Die heute verlassen daliegende einstige Hauptstraße mit Unterkunftsstätten für die Ritterschaften des Abendlandes.




6 WALDORF
OBERST
ZIGARETTEN
OBERST mit GOLD
Mit NEUTRA-PAPIER

WOLFGANG FEDERAU

Vision

Hier, auf dem weichen, federnden Waldboden, rollte der kleine Bauernwagen fast geräuschlos dahin. Nur ab und an quietschten die schlecht geschmierten Radbuchsen. Aber das störte nicht sehr — Bauernohren sind nicht allzu empfindlich. Und das rhythmische, leise Klopfen der Pferdehufe, das zarte Rauschen der Bäume, die sich rechts und links dicht an den Weg drängten, dazu die vom Blatt- und Nadelduft gesättigte, warme, würzige Luft wirkten förmlich einschläfernd.

Hein Wegener, der etwas verkrümmt und zusammengezogen auf dem Sitzbrett hockte, war müde. Richtig und ehrlich müde. Benommen im Kopf und dumpf. Das kam natürlich vom Trinken — er vertrug es nicht, Schnaps und Bier so durcheinander in sich hineinzugießen. Tat es aber immer wieder, wenn er in der Stadt war. Die Verlockung war zu groß. Und das öde, gleichförmige Leben auf dem Lande, in der ewigen Wiederholung der Jahreszeiten, widerte ihn zuweilen an.

„Hü" sagte Hein und kitzelte den Gaul mit der Peitsche hinter dem Ohr. Dann machte das Pferd ein paar Schritte im Galopp, um alsbald wieder in seinen gemächlichen Paßgang zurückzuverfallen.

„Ich werde es doch tun", murmelte Hein vor sich hin und warf einen schrägen Blick zu seiner Gefährtin. Das war Stine, die neben ihm saß. Eines Nachbarn siebzehnjährige Tochter. Sehr frisch, sehr sauber und aufrecht saß sie neben ihm und blickte mit großen, ein wenig verträumten Augen in die Landschaft. Er hatte sie auf dem Wege aufgelesen — sie wollte zu Fuß heim, und er hatte sie aufgefordert, mit aufzusitzen. Der Weg zu Fuß in dieser Hitze war lang und beschwerlich, und die alte Liese, die Kracke, — na, wenn sie auch nicht mehr die kräftigste war, so schaffte sie es doch noch, zwei zu ziehen statt eines einzigen, merkte es auch wohl kaum.

Außerdem — nun, Hein hatte seit langem eine gewisse Vorliebe gehabt für dieses zehn Jahre jüngere Mädchen. Da tut man gern mal ein Übriges.

„Was wirst du doch tun?" fragte Stine mit ihrer sanften, klaren Stimme.

„Verkaufen — in die Stadt ziehen", murmelte der junge Bauer.

„Aber warum?" sagte das Mädchen ganz erschrocken.

„Warum — warum?" Hein fuhr aus seiner dumpfen Bedrücktheit empor. „Weil — ja, ich mag nicht mehr. Ich mag dieses ganze Leben hier nicht mehr!" Er zog dem Gaul einen scharfen Schlag über die Flanke. Der machte einen Satz, drehte dann den Kopf um, schüttelte die Ohren mit Vorwurf und Überraschung — er war eine solche Behandlung nicht gewohnt.

„Ja", fuhr Hein — etwas ernüchtert, etwas beschämt — fort. „Sag' selbst, Stine, was ist das für ein Leben hier! Immer dasselbe, immer dasselbe! Man schuftet und rackst und arbeitet — und dann, ja dann ist man plötzlich alt und das Leben liegt hinter einem. Und was für ein Leben? Ein Nichts war es, ein Dreck. Gewiß: man hat nicht gedarbt und nicht gehungert, man hatte sein Sattessen und das alles, und zu frieren brauchte man auch nicht. Aber — es ist doch öde. Säen und ernten, säen und ernten. Jahre und Jahrzehnte. Nein — nein, ich mag nicht mein Lebtag hinter dem Pflug hergehen. Es ist ja kein Leben."

Hein hielt erschöpft inne. Das war eine lange und große Rede für einen Bauern. Diese Leute kommen sonst schwer aus sich heraus, sie sind wortkarg und verschlossen.

Das Mädchen schwieg auch. Aber sie runzelte ihre glatte Stirn, und das war wohl das Zeichen, daß sie angestrengt nachdachte.

Nach einer Weile fing Hein wieder an. Denn ihm lag daran, daß jemand — und wenn es auch nur ein junges Mädel war — ihn anhörte und ihm recht gab.

„Und in der Stadt", fuhr er fort, „denke doch: in der Stadt! .... Ich würde etwas Geld haben — ich brauchte nicht in der Fabrik zu arbeiten. Einen kleinen Laden würde ich mir kaufen oder eine Kneipe. Vielleicht auch noch ein Handwerk lernen — ich bin ja noch jung eigentlich. Und man hätte doch was von seinem Leben. Da sind die hellen Straßen und die Schaufenster und die vielen Menschen, und das Kino und Musik und Cafés — ja, das alles gibt es, und will man wirklich mal Bäume sehen und Wald und Felder, dann setzt man sich auf die Bahn und fährt raus. Du ... Stine .... du hast ja selbst über ein Jahr in der Stadt gedient und du wirst das doch begreifen, nicht wahr?"

Der Bauer bangte um eine Bestätigung. Aber das Mädchen erwiderte nur:

„Ich? ... Hein ... ich habe mich immer nach Hause zurückgesehnt. Nach unserem Dorf und nach dem großen Fliederbaum vor der Kirche, wo wir als Kinder gespielt haben. Und nach der Wiese, nach dem Geruch der Felder, nach den Tieren. Ja, nach allem. Und besonders im Sommer — ja, da habe ich manchmal geweint vor Sehnsucht und Trauer .."

„Ich war ja auch noch so jung — ein halbes Kind noch, als ich in die Stadt kam", setzte sie hinzu, nach einer Weile. Und machte ein ganz bekümmertes Gesicht.

Der Bauer biß die Zähne zusammen. „Hüh" sagte er und ließ die Peitsche spielen. „Dummes Gör" dachte er dann. Er ärgerte sich direkt, daß das Mädchen seine Meinung nicht teilte.

Der Wald weitete sich jetzt zu einer Lichtung — trat zu beiden Seiten weit zurück. Der Weg machte einen

weiten Bogen. Jetzt, gleich jetzt mußte man am Horizont das Dorf liegen sehen, ihr Dorf. Eingebettet, hingeschmiegt in den sanft gewellten Boden.

„Und dein Großvater?" fragte das Mädchen noch.

„Päh", meinte der Bauer unwirsch. Er sitzt im Ausgedinge, gewiß, und ich will ihm seine Rechte nicht schmälern. Er mag hierbleiben oder mitziehen in die Stadt. Ich werde schon für ihn sorgen ..."

Aber „Prr" machte der Bauer plötzlich und brachte den Gaul mit einem Ruck zum Stehen. Hier, von dieser Stelle aus, mußte er sein Haus sehen, es war das erste des Dorfes.

Er hatte scharfe Augen — Augen wie ein Luchs. Aber er sah sein Haus nicht. Was er sah, war eine Hütte, eine kleine, sehr bescheidene Hütte, mit einem Spielzeug von Stall daneben und kein Feld ringsum, nicht der Fetzen, nicht die Spur eines Feldes. Brachland — Ödland, wo doch seine schweren, goldenen Äcker sich dehnen mußten.

Sinnlos vor Erregung hieb er auf das Pferd los. Rasch rollte das Wägelchen weiter. Sie kamen näher und näher. Jetzt konnte Hein auch schon Einzelheiten unterscheiden. Einen Mann sehen, einen jungen Mann, der an einem kleinen Zaun vor der Hütte herumbastelte.

Hein wischte sich mit der Hand über die Augen. — Aber das Bild änderte sich nicht. Da warf er dem Mädchen die Zügel zu. Ihm war heiß und es kam ihm vor, als hätte er Fieber.

„Ich muß mal runter — ein bißchen gehen" lallte er mit schwerer Zunge. „Mir ist garnicht recht wohl."

Mühsam kletterte er herab — als er nach ein paar Schritten wieder wagte, geradeaus zu sehen, hatte sich das Bild nicht wesentlich geändert. Nur der Mann, der da arbeitete, schien ihm jetzt etwas älter zu sein. Er hatte einen breiten Vollbart — ganz deutlich konnte er das erkennen und wunderte sich selbst, daß er dies auf solche Entfernung sehen konnte — und irgendwo entdeckte Hein jetzt auch ein Stück Feld, das ihm anfangs entgangen sein mußte.

Kopfschüttelnd trottete der Bauer mit gesenkten Augen neben dem langsam fahrenden Wagen einher. „Sicher haben wir uns verirrt", dachte er. Aber dann musterte er mit einem scheuen Seitenblick das Mädchen. Stine sah zufrieden geradeaus — sie kannte die Gegend ja selbst gut genug und es sah nicht aus, als ob sie im Zweifel wäre, wo sie sich befänden. Und im übrigen konnte man sich auch garnicht verirren, auf diesem Weg, und am hellen lichten Tage.

„Ich bin betrunken", dachte Hein, „ich bin einfach sinnlos betrunken."

Er ließ sich am Grabenrand nieder und atmete heftig. Sein Herz schlug ungebärdig und wild.

„Ist dir nicht gut?" fragte das Mädchen von der Höhe des Wagens mit heller und ein wenig besorgter Stimme, deren Klang ihm wohl tat. „Soll ich warten?"

„Nein — nein", winkte Hein ab. „Fahr nur weiter. Es ist gleich vorüber. Ein Schwächeanfall — von der Hitze, denke ich. Ich hole dich schon noch ein."

Er sprang auf, nach drei oder vier Minuten. Er mußte sich förmlich einen Ruck geben — sonst hätte er es nicht fertig gebracht, wieder nach vorn auszuschauen.

„Es war doch wohl eine Sinnestäuschung", stellte er befriedigt fest. Jetzt, kaum ein paar hundert Meter vom Dorf entfernt, sah er das Haus, wie er es kannte — der Stall schien etwas kleiner zu sein; aber den konnte man vielleicht, gerade von dieser Stelle aus, nicht recht deutlich erkennen. Er verbarg sich halbwegs hinter dem Hause, das im grellen Licht der Sonne einen heiteren, freundlichen, fast neuen Eindruck machte. Und dann waren auch die Felder da, die Felder.

Freilich, — hemdsärmlig und breitbeinig vor dem Hause stand ein Mann, den er nicht kannte, dessen Gesicht ihm dennoch irgendwie vertraut erschien. Vierzig mochte er sein, kaum älter. Allerdings — da Hein, weiterschreitend, den Fremden schärfer ins Auge faßte, schloß er doch auf fünfzig. Mindestens fünfzig, bestimmt.

Aber dann wurde der Mann älter und älter. Sein Gesicht verschwamm zuweilen, stand bald klar in der klaren Luft, und dann lächelte Hein, ein verlegenes, ein krampfiges Lächeln. Wo er nur seine Augen gehabt hatte, all die Zeit? Das war sein Großvater, sein eigener Großvater, der da stand, dem Heimkehrenden entgegensah. Besorgt und traurig und angstvoll ihm entgegenblickte.

Der Wagen, das Mädchen und der Bauer erreichten zur selben Zeit den Hof.

„Ich danke dir, Deern", sagte Hein mit einer wunderlichen Fröhlichkeit, und half Stine vom Wagen.

Der Alte nahm die Pfeife aus dem Mund.

„Nun?" sagte er und nicht mehr. Er hatte Angst, eine gerade, eine direkte Frage zu stellen.

„Ich werde vielleicht einen Dreschsatz billig kaufen können", sagte Heinz so ganz nebenbei. „Für alt natürlich. Wenn man vorwärts kommen will . ."

„Und das mit dem Verkauf? ..." fragte der Alte.

„Ich — nein, ich denke nicht mehr daran", sagte Hein leise.

Die Insel der Kreuzritter — RHODOS

(Schluß von Seite 923)

matten, Schanzen, kurz: ein Verteidigungswerk, so großartig, wie es kaum in der Welt noch einmal zu sehen ist; so umfangreich, daß der Besucher Wochen braucht, um all das Merkwürdige zu entdecken, was sich hinter den altersgrauen, geheimnisvollen Mauern verbirgt.

Erst im Jahre 1522 unterlagen die Ritter mit dem weißen achtspitzigen Kreuz auf dem schwarzen Mantel der Übermacht Solimans des Prächtigen und siedelten nach Malta über.

Ein außerordentliches Verdienst erwarb sich Italien, das 1912 die Wunderinsel besetzte und sie 1923 in Besitz nahm, indem es die einzigartigen Bauwerke der Ritter wieder in einen Zustand bringen ließ, in dem sie waren, als der Türkensultan die Insel berannte. Nun wandert der Besucher durch die Straßen und Gassen und Plätze wie durch ein seltsames Museum: Altertum — Mittelalter — Türkenstadt — die an beide gleichsam angeklebte griechische Kleinstadt — der Bazar der Schacherer — getrennt davon stilechtes Flandern, durchsetzt von Alt-Nürnberg, nordischem Mittelalter, türkischem Biedermeier, griechischer Jetztzeit.

Man weilt zwischen den edelsten Palästen der Erde und geht — vom Geist großer Geschichte umweht — durch die Raststätten der Ritter, die einst für das Christentum hier ihr Blut vergossen. Gegenüber den nahen Schneebergen des anatolischen Festlandes, die wie ein zarter Hauch über dem Meer zu schweben scheinen, erheben sich, Zeugen einer großen und heroischen Zeit, dräuend die Bastionen, ziehen sich weite Höfe, tiefe Gänge, steigen offene Steintreppen zu Trutztürmen. Löwen, Greifen, Adler, Heilige aus Marmor und Stein halten hier Totenwacht; und italienische Werkleute pflegen die altehrwürdigen Denkmäler, daß sie Enkeln und Urenkeln noch Kunde geben von dem Glaubens- und Kampfgeist, der einst diese Mauern und Winkel durchglühte.

Hans Riebau:

Wie Käpt'n Klaus weiße Haare bekam

„Meine Herren", sagte Kap'tän Klaus und ließ sich das siebte Glas vor die Nase setzen, „wir sind hier allens Fahrensleut un wissen, was Windstärke 10 heißt, un was ein Taifun is und Kap Horn un so, abers das sage ich Euch: Das Schlimmste, was da so passiert, das passiert nich auf See, sondern an Land."

„Na, na", schüttelte Steuermann Harms den Kopf, „das glaubst du doch wohl selbst nicht!"

„O bitte", fuhr Kap'tän Klaus fort, „un ob ich das glaub'! Allens, was so auf See passiert, hat Hand un Fuß. Man geht über Bord, oder man geht nich über Bord. Das Schiff sackt weg oder sackt nich weg. Man kriegt eine Spiere auf'n Kopf, oder man kriegt keine Spiere auf'n Kopf. An Land aber" — Kap'tän Klaus kratzte sich den Kopf.

„Denn man to", rief der Stammtisch. Denn wenn Kap'tän Klaus sich den Kopf kratzte — das wußten alle — hatte er eine Geschichte im Lancierrohr.

„Tjä", fing Kap'tän Klaus an, „das war also in Island. Unser Schiff, die ‚Josephina', lag vor Reykjavik vor Anker. Die Ordergüter waren noch nich da, un wir hatten drei Tage Zeit, uns das Land zu besehen. Ich war damals zweiter Steuermann, un am liebsten wäre ich überhaupt nich von Bord gegangen. Grotjan aber, der Käpt'n, war'n Bergsteiger, wie er im Buche steht. Er sah sich vonner Reeling aus den Thornlaksberg an, holte den Rucksack außer Kajüte un sagte: ‚Kommen Sie, Klaus, wir wollen mal sehen, wie die Luft da oben im Gebirge is'.

Was sollte ich tun? Ich zog mir die genagelten Stiefel an, band mir den Brotbeutel um, steckte zwei Buddel Rum von meiner Sorte ein, un zwei Stunden später gingen wir, Käpt'n Grotjan un ich, den Felsweg rauf, der von Reykjavik direktemang auf den Thornlaksberg führt."

Klaus machte eine Pause, trank den Grog aus und winkte nach dem nächsten Glas. „Tjä", fuhr er fort, „also dat war natürlich mitt'n im Sommer. Die Sonne schien heiß, un der Weg war steil wie die Fockwanten. ‚Ne', sagte ich, als wir so vier Meilen unterwegs waren, ‚Käpt'n Grotjan, allens was recht is, ich kann nich mehr. Ich setz' mich hier an die Ecke un wart', bis Sie wieder zurück sind'.

Grotjan guckte mich an, wie 'n Schulmeister seinen schlechtesten Schüler anguckt und überlegte. ‚Meinetwegen', brummte er, un dann ging er allein weiter, den Thornlaksberg rauf. Ich aber setzte mich auf einen Felsblock, packte die Rumbuddel aus un wartete. Es war elf Uhr. Um eins, kalkulierte ich, is er oben, um drei oder vier muß er wieder hier sein. Aber es wurde drei, un es wurde vier, un Käpt'n Grotjan war immer noch nich zurück. Um sechs kommt ein Mann mit ein paar Schafen vorbei. ‚He', rufe ich, ‚haben Sie nich meinen Käpt'n gesehen. Ne blaue Jacke hat er an un vier goldene Streifen um die Ärmel. Er is hier auf'n Berg rauf.'

Der Mann reißt die Augen auf. ‚Auf den Thornlaksberg?' fragt er, ‚da werden Sie wohl lange auf ihn warten müssen.'

Ich wußte nicht, was ich dazu sagen sollte. Als aber Käpt'n Grotjan um sieben Uhr noch nich da war, ging ich 'n Stück zurück bis zum letzten Blockhaus von Reykjavik. ‚Hören Sie', sagte ich zu der Frau, die da im Garten grub, ‚da is jemand auf'n Thornlaksberg rauf un noch immer nicht zurück'.

‚Oh', rief die Frau un machte ein Gesicht, als wenn der Blitz eingeschlagen hätt', ‚auf den Thornlaksberg?' Un der Briefträger, der gerade Post brachte, drehte sich um, guckte mich an, wackelte mit dem Kopf un flüsterte: ‚Da brauchen Sie gar nich länger mehr zu warten, mein Herr'."

Kap'tän Klaus rührte in seinem Grogglas. „Das andere is kurz erzählt", fuhr er fort. „Aus der Frau un aus dem vertrottelten Briefträger konnte ich kein Wort mehr herauskriegen. Ich ging wieder bergauf un setzte mich auf den Felsblock, auf dem ich vorher gesessen hatte. Es war längst dunkel, un als es wieder hell wurde, saß ich noch immer un wartete. So eine Nacht aber, meine Herren, hab' ich mein Lebtag noch nich durchgemacht. Da is das auf'n Schiff doch was anners. Da sieht man, was passiert, un da weiß man, was passieren kann. Hier aber wußte ich nichts. War Grotjan inne Felsspalte gefallen? War er den Abhang runtergerutscht? Lag er irgendwo un rief um Hilfe? War er verwundet? Oder tot? Schneeweiße Haare, meine Herren, hab' ich in dieser Nacht gekriegt!"

„Na, na?" murmelte der Stammtisch.

„Mittags um elf" — Klaus wischte sich den Schweiß von der Stirn, „ging ich endlich zurück in die Stadt un an Bord. Ich wollte ein paar Leute holen, un dann mußten wir ja woll Käpt'n Grotjan suchen. Kaum aber bin ich am Fallreep hoch, wer steht da un lacht? Käpt'n Grotjan! Ich denk', ich seh' ein Gespenst. ‚Käpt'n!' ruf' ich, ‚wo kommen Sie hierher?'

‚Wo schall ick hier woll herkommen', lacht Grotjan weiter, „vonnem Thornlaksberg natürlich.'

‚Aber Käpt'n', flüstere ich, ‚dat is ja woll Hexerei. Ich hab' doch gewartet, vierundzwanzig Stunden lang, un ich weiß genau, Sie sind vor meinen Augen auf'n Thornlaksberg geklettert un — —'

‚Ganz recht', grinst Grotjan un schlägt mich auf die Schulter, ‚un auf der anderen Seite bin ich wieder heruntergeklettert'."

Der Stammtisch lächelte. „Na, ja", zuckte Steuermann Harms die Achsel, „warum erzählst du uns das? Das alles war doch nicht so schlimm wie damals, als Euch bei Kap Horn der Großmast über Bord ging oder bei Aden, wo dir der Hai auf das Vorbeck sprang! Und dabei kann man doch eigentlich wirklich keine grauen Haare kriegen!"

„Nich so schlimm?" schlug Kap'tän Klaus auf den Tisch, „un keine weißen Haare soll man dabei kriegen? Die Hauptsache, meine Herren, kommt ja noch: Die beiden Buddel Rum im Brotbeutel hatte mir doch Käpt'n Grotjan, das Filou, hinterrücks ausgegossen un mit labbrigem chinesischem Tee gefüllt!"

Mit einer Python in der Höhle

Eine wahre Begebenheit, aus Kapstadt berichtet

Ein südafrikanischer Farmer, den seine Jagdleidenschaft immer wieder zum Wilddieb machte, wurde kürzlich in ein gefährliches Abenteuer verwickelt. Er hatte sich wieder einmal aus dem Hause geschlichen, um zu jagen. Als er am Tage noch nicht wieder heimgekehrt war, begaben sich die Nachbarn auf die Suche. Dabei sahen sie vor einer Höhle ein Flinte liegen; ihre Vermutung, daß der Gesuchte hier sein müsse, bestätigte sich bald, denn nach vieler Mühe gelang es ihnen auch, den Vermißten mehr tot als lebendig aus der Höhle herauszuziehen.

„... Wild blöckend floh der von mir angeschossene Steinbock in die Höhle eines Ameisenbären. Sie schien von außen groß genug, um hineinkriechen zu können. Meine Flinte zurücklassend, nur ein Messer zwischen den Zähnen, zwängte ich Hals und Schultern durch die Öffnung der Höhle und schob mich langsam nach vorn. Gerade als ich im Begriff war, den Bock zu packen, trafen mich wuchtige Schläge seiner Hörner mit so unglaublicher Gewalt, daß ich das Gefühl hatte, als ob meine Schädeldecke zertrümmert würde. Nur mit großer Mühe konnte ich durch Vorhalten meiner Arme die Stöße abdämpfen. Als aber die Angriffe meines Gegners nicht nachlassen wollten, schlug ich verzweifelt mit dem Messer auf gut Glück um mich und traf ihn so schwer, daß er zur Seite taumelte und röchelnd liegen blieb. Aber auch ich war schwer verwundet; ein stechender Schmerz im Kopf raubte mir die Sinne. Blut floß über mein Gesicht. Es wurde mir klar, daß ich leichtsinnig gehandelt hatte.

Mit Gewalt versuchte ich nun den Rückzug anzutreten; während des Kampfes hatte sich Erde und Gestein bedenklich gelockert. Ich war in dem engen Durchgang eingeklemmt und konnte micht rühren. Ich durfte jetzt keine Zeit verlieren, um mich aus meiner gefährlichen Lage zu befreien. Meine verzweifelten Anstrengungen hatten allerdings nur zur Folge, daß ich durch das Geröll vollends verschüttet wurde. Ich war lebendig begraben. Was sollte ich tun? Hilfe rufen? Kein Mensch hätte es gehört! Ich war meinem Schicksal selbst überlassen.

Nun machte ich meine Arme frei und tastete, Halt suchend, nach vorn. Dabei faßte ich eine kalte, schlüpfrige Masse — eine Schlange! Ein grauenvolles Gefühl überwältigte mich. Tausend Gedanken durchzuckten mein Hirn. Immer wieder rang ich nach Freiheit; verzweifelt raffte ich meine letzten Kräfte zusammen. Vergebens. In Fesseln hielt mich die Erde. Dem Wahnsinn nahe, fiebernd vor Angst und Entsetzen, wagte ich noch einen übermenschlichen Ruck, und dadurch gelang es mir endlich, soviel Gestein fortzuschaffen, daß ich mein Feuerzeug aus der Tasche ziehen konnte. Der Lichtschein genügte, um zu erkennen, daß ich mich nicht getäuscht hatte; wenige Handbreit von meinem Kopf würgte eine Python, eine jener Riesenschlangen, die ihr Opfer durch Umschlingen erdrücken, den Steinbock. Beim Aufflackern des Lichtes zuckte die Python zusammen. Wenngleich die Schlange meinen Körper nicht umschlingen konnte, da zu große Erdmassen mich umgaben, so war es doch ein furchtbares Gefühl, zu wissen, mit einer Riesenschlange eingesperrt zu sein.

Eine unbezwingbare Müdigkeit plagte mich. Nur nicht einschlafen, war mein Gedanke! Doch dann ließ meine Energie nach, es flimmerte mir vor den Augen, mein Kopf fiel schwer herunter, ich verlor das Bewußtsein. Wie lange ich so gelegen habe, weiß ich nicht. Durch ein plötzliches Geräusch wachte ich auf.

Es waren Schritte und menschliche Stimmen. Dann fühlte ich derbe Hände an meinen Stiefeln. Auch die Schlange witterte scheinbar Gefahr. Ich machte Licht; sie hob ihren grausamen Schädel, ließ die gegabelte Zunge hin- und hergleiten und zischte entsetzlich. Während meine Begleiter an den Stiefeln zogen, hielt ich in der linken Hand das Feuerzeug, und mit der Rechten zielte ich mit Sand und Steinen nach dem gefährlichen Schlangenkopf und hielt das Reptil so lange in Schach, bis es endlich meinen Rettern gelungen war, mich herauszuziehen." H. W., Kapstadt.



Diese hochentwickelte Cigarette ist ein zartes Kind des Orients. Sie muß daher vor den Unbilden des Klimas geschützt werden. Es ist wichtig, die Packung möglichst geschlossen zu halten.

Pioniere der deutschen Kolonien

(Vergleiche auch Folge 27 des J. B.)

3. Togo.

Wie bei den meisten unserer ehemaligen Kolonien, waren es auch hier deutsche Kaufleute, die auf der herrenlosen Togoküste 1880 Handelsniederlassungen gründeten, sich nach westafrikanischem Gebrauch durch Verträge mit den einheimischen Häuptlingen die Erlaubnis sicherten, ungehindert in den betreffenden Gebieten Handel zu treiben, und somit das Fundament zu der späteren deutschen Schutzherrschaft legten.

Englische Einflüsse aus der benachbarten Goldküstenkolonie suchten indessen mit allen Mitteln die deutschen Kolonisationsbestrebungen zu zerstören, so daß sich die Deutschen, die sich sogar ihres Lebens und Eigentums bedroht fühlten, veranlaßt sahen, den Schutz ihrer Regierung zu erbitten. Als dann 1884 das Schiff „Sophie" unter Kapitän Stubenrauch eines Tages auf der Reede von Klein-Popo vor Anker ging, konnten die 1882 geschlossenen Verträge wieder erneuert werden, doch mit dem Abzug der „Sophie" begann die Beunruhigung der Deutschen neuerdings in bedrohlichster Weise. Bald forderten die Häuptlinge unter englischem Einfluß die deutschen Kaufleute auf, das Land zu verlassen, bald wieder wiesen sie die in Aussicht gestellte englische Schutzherrschaft schroff zurück.

Erst im Juli 1884, als das Kanonenboot „Möve" mit Dr. Nachtigall wieder in Klein-Popo einlief, konnte letzterer mit dem König von Togo in Togostadt einen endgültigen Vertrag abschließen und in Bagida und Lome die deutsche Flagge hissen und diesen Teil der Küste als deutsches Schutzgebiet erklären. Plötzlich erhoben nun aber auch die Franzosen Ansprüche auf Teile Togos, obwohl sie das an sie gerichtete Gesuch um Übernahme des Schutzes nie beantwortet hatten, und hißten kurzerhand in Klein-Popo die Trikolore, ohne sich um den Protest der Deutschen zu kümmern. Im September 1885 kam es dann zwischen den drei interessierten Mächten zu einer Vereinbarung, wonach Frankreich Klein-Popo und Porto Seguro als deutschen Besitz anerkannte. In einer weiteren Vereinbarung 1890, in der bekanntlich Deutschland Somaliland und Witu an England gegen Überlassung von Helgoland abtrat, wurde die Grenze Togos neuerdings festgelegt, obwohl diese Festlegung auf die Kolonisation hemmend wirken mußte. Erst die Verträge 1897 und 1899 machten diesen unglücklichen Grenzverschiebungen ein Ende, doch konnte der Ausbau Togos unter diesem Wettlauf der Staaten nicht zur Entfaltung kommen, obwohl die Expeditionen Dr. Gruners in politischer wie in wirtschaftlicher Hinsicht von größtem Erfolg begleitet waren.

Der Weltkrieg überraschte den damaligen Gouverneur v. Döring mit einer nur 400 Mann starken Schutztruppe, so daß bereits am 25. August 1914 Togo den Engländern und Franzosen überlassen werden mußte, die heute das Völkerbundsmandat zur Verwaltung inne haben.

4. Kamerun.

Kamerun, das aus dem portugiesischen „Rio dos Camaroes", d. h. Krabbenfluß, abgeleitet ist, hatte bereits 1841 regen Handel mit englischen Kaufleuten, woraus sich das 1856 eingesetzte Schiedsgericht, der „Court of Equity", bildete, das naturgemäß eine Art von Schutzherrschaft darstellte.

Die Berichte selbst über diesen Küstenstrich reichen weit ins Altertum hinein, und schon Herodot erwähnt in seinem 4. Buch dieses Land. Portugiesen waren auf ihren Seefahrten ebenfalls nach Kamerun gekommen und waren wohl die ersten, die dort Kolonien errichteten. Holländer und Dänen übernahmen nach den Portugiesen das Land, bis sie von den Engländern verdrängt wurden. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts gründete das Hamburger Handelshaus C. Woermann und nach ihm Jantzen & Thormählen Niederlassungen, die von so reichem Erfolg gekrönt waren, daß sich schon 1883 die größere Hälfte des westafrikanischen Handels in deutschen Händen befand. 1874 bat Woermann um die Ernennung eines deutschen Konsuls für das Küstengebiet von der Nigermündung bis Bata, was jedoch verweigert wurde In den folgenden Jahren setzte unterdessen die aktive Kolonialpolitik ein, und im Mai 1884 konnte Dr. Gustav Nachtigall mit Befugnissen seitens der deutschen Regierung aufbrechen und — wie einst vor 200 Jahren des Großen Kurfürsten Fregatte „Kurprinz" — die deutschen Farben an die afrikanische Küste tragen. Kein besserer Mann hätte gewählt werden können als der berühmte und erfahrene Afrikareisende, der an drei Stellen der Westküste des alten Rätsellandes Afrika Deutschlands Wappenpfeiler aufstellte, der in unermüdlichem Eifer mit seinem ebenfalls berühmten Landsmann und Afrikaforscher Heinrich Barth die unerforschten Gebiete durchquerte und mutig sein Leben für Deutschlands Größe und Kolonialentfaltung einsetzte.

Trotzdem die Engländer alles versuchten, den deutschen Einfluß und die deutsche Stellung in Kamerun zu unterminieren, blieb doch die Bevölkerung im Grunde deutschfreundlich gesinnt, und ein paar Kanonenboote konnten die Ruhe immer wieder herstellen.

Nach der endgültigen Festsetzung der Grenzen mit England und Frankreich 1893 bzw. 1894 begann der Aufstieg dieses deutschen Schutzgebietes, der letzten Endes auch den zahlreichen Forschungen deutscher Gelehrter, wie Dr. Nachtigall, Barth, Flegel, Dr. Zintgraff u. v. a., die ihren Forschergeist dem deutschen Vaterland zur Verfügung gestellt hatten, zu verdanken ist.

Entgegen dem Artikel 11 des Kongovertrages überschritten britische und französische Kolonnen bei Kriegsanfang Kameruns Grenzen und zwangen am 7. Februar 1916 die völlig entkräfteten, von jeder Zufuhr abgeschnittenen Truppen, auf Spanisch-Guinea überzutreten. Die Verwaltung liegt heute in englischen und französischen Händen.

5. Kiautschou.

Der Vertrag zwischen Preußen und China vom 2. September 1861, durch welchen dem Königreich Preußen der Handel mit China in gleicher Weise wie England und einigen anderen Staaten erschlossen wurde, bildete den Beginn eines in kommerzieller Beziehung für ganz Deutschland hochwichtigen Zeitabschnittes, der mit der Erklärung Kiautschous als deutsches Schutzgebiet am 27. April 1898 gekrönt wurde.

Kiautschou, das schon als Zwischenplatz des arabischen Seeverkehrs mit Korea 880 als Hafen der blühenden Handelsstadt Weihsien Erwähnung findet, später allerdings durch den Kaiserkanal an Bedeutung verlor, war für Deutschland der einzige Punkt Asiens, der als Flottenstützpunkt und zur Errichtung maritimer Handelsanlagen in Frage kommen konnte. Die letzte Veranlassung zur Besitzergreifung der Kiautschoubucht und des umliegenden Landgebietes gab die Ermordung zweier deutscher Missionare in Schantung.

Die Entwicklung der deutschen Schutzherrschaft nahm einen überaus erfolgreichen Verlauf, bis auch hier der Weltkrieg ein jähes Ende setzte und 1914 die Japaner von dieser Kolonie Besitz ergriffen. Der heldenmütige Verteidigungskampf von Tsingtau, das am 7. November 1914 fiel, ist jedem Deutschen noch im Gedächtnis. 1919 erhielt Japan Kiautschou zugesprochen, mußte es jedoch 1922 an China wieder zurückgeben.

6. Neu-Guinea.

Die Entdeckung Neu-Guineas fällt in die Zeit der kühnen Entdeckungsfahrten, welche von den abenteuerlustigen Seefahrern Portugals und Spaniens Ende des 15. und anfangs des 16. Jahrhunderts unternommen worden sind. Erst das 19. Jahrhundert wurde für die großartige Inselwelt Neu-Guineas bezüglich der Besitzverhältnisse von ausschlaggebender Bedeutung.

Von deutscher Seite aus hatte um 1850 die Hamburger Firma Godeffroy & Sohn begonnen, die zahlreichen Inseln des westlichen Stillen Ozeans durch eigene Schiffe zum Zwecke des Handelsbetriebes besuchen zu lassen. Das von ihr erworbene Land ging in die umgewandelte Aktiengesellschaft „Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee-Inseln" über, die sich auf Drängen der englischen Gläubiger 1879 zur Liquidation gezwungen sah, vorher jedoch unter Führung von A. v. Hansemann um eine gewisse Garantieleistung der Verzinsung bei der Regierung nachsuchte, um den Landbesitz für Deutschland erhalten zu können. Trotz mächtiger Fürsprache Bismarcks wurde das Gesuch 1880 vom Reichstag abgelehnt, und die deutschen Bestrebungen, in der Südsee festen Fuß zu fassen, schienen gescheitert. Nach erfolgter Rekonstruktion der Gesellschaft gelang es dem Unternehmen, sich nicht allein als lebensfähig behaupten, sondern sich im Laufe der Jahre gedeihlich entwickeln zu können.

Und wiederum war es v. Hansemann, der durch die Gesellschaft einen Expeditionsdampfer in Sydney ausrüsten ließ und an die Spitze zwei bewährte Männer, Dr. Finsch und Dallmann, stellte, um den Kolonisationsgelüsten der anderen Mächte zuvorzukommen. In Anerkennung der Bedeutung der von Dr. Finsch vorgenommenen Besitzergreifungen erteilte das Reich dem Konsortium, das sich inzwischen als „Neu-Guinea-Compagnie" konstituiert hatte am 15. Mai 1885 einen Schutzbrief, durch welchen ihr gegen Übernahme bestimmter Verpflichtungen die Rechte der Landeshoheit mit dem ausschließlichen Recht auf Grunderwerb verliehen wurde.

Mit dem deutsch-englischen Abkommen 1899 wurde die Interessensphäre in der Südsee geregelt, bis das ganze deutsche Schutzgebiet 1920 unter britische und 1921 unter die Verwaltung der North Eastern New Guinea kam.

7. Samoa.

Wie auf Neu-Guinea, war es auch auf Samoa die Hamburger Firma Godeffroy & Sohn, die das Fundament der nachmaligen deutschen Kolonie legte. Leider wirkte sich auch hier der ablehnende Bescheid des Reichstages in seiner ganzen Katastrophe aus und führte nicht nur zum Zusammenbruch der altangesehenen Firma, sondern verhalf noch zu dem verhängnisvollen politischen Chaos, das zwei Jahrzehnte lang drei Großmächte mit Konflikten bedrohte und zu einem schier unglaublichen, diplomatischen Knoten anschwoll

Durch den Reichstagsbeschluß ermutigt, scheuten die Engländer und mit ihnen die Amerikaner kein Mittel, das mühsam von Deutschen erworbene Land zu annektieren und die Samoaner zu veranlassen, gegen die Deutschen tätlich vorzugehen. Diesen schlimmen Zeiten folgte als schlimmer Abschluß und Quelle neuer Sorgen und Wirren der „Berliner Vertrag" vom 19. April 1890, in welchem Deutschland nun förmlich auf alle guten Vorrechte auf Samoa verzichtete und England und Amerika gleiche Rechte zuerkannte. Die nun ausbrechenden Bürgerkriege auf Samoa zeigten jedoch die Unmöglichkeit der geschaffenen Munizipalität, bis dann endgültig 1899 die Aufteilung der Samoa-Inseln zwischen Deutschland und Amerika stattfand, die nicht gerade zum Vorteil für Deutschland ausfiel.

Doch immer und immer wieder haben die Deutschen mit zähem Willen an dem Erworbenen festgehalten, und ihre Fähigkeit, zu kolonisieren beweist uns die Deutschfreundlichkeit der Samoaner, die heute unter neuseeländischer Mandatsverwaltung dringend die Rückkehr der Deutschen wünschen und deswegen seit Oktober 1926 im passiven Widerstand gegen die Regierung sich befinden. Ein britischer Kommissar mußte in seinem Bericht selbst zugeben, daß die Eingeborenen im höchsten Maße mit der Regierung und besonders mit der Organisation des Kopraverkaufes unzufrieden sind.

8. Kleinere Besitzungen im Stillen Ozean.

Außer auf Neu-Guinea und Samoa wehten noch auf vielen Inseln der Südsee deutsche Flaggen, war deutscher Hansageist eingezogen, und hatte fernab der Heimat Deutschlands Macht und Ansehen repräsentiert. Auf den Karolinen, Marianen, auf den Marshall- und Salomo-Inseln, deren Entdeckung ebenfalls in die Seefahrerzeit der Portugiesen und Spanier fällt, haben die deutschen Pioniere der Südsee, Godeffroy, Hernsheimer, Dr. Finsch u. a Kulturarbeit geleistet. Aber auch sie wurden von den Auswirkungen, die die Borniertheit gewisser Kreise gegen wirksame Kolonialpolitik geschaffen, auf das schwerste getroffen, und nur dem Selbstvertrauen und Weitblick der auf diesen Posten stehenden Männer war es zu verdanken, daß sich der Besitz dieser Gebiete zu einem Erfolg steigern konnte.


EXTRA MILD
SALEM
GOLD
EXTRA MILD
3 1/3 ₰

1600 Meilen auf Hundeschlitten durch das Innere Alaskas

B. R. Hubbard

Seward lag wie begraben im Schnee, und immer noch fielen die Flocken unermüdlich von einem grauen Alaska-Himmel. Vor einer Woche kam ich mit dem Dampfer „Admiral Farragut“ durch den Golf von Alaska hier an und erwartete nun den alle 14 Tage eintreffenden Seward-Fairbanks-Zug, um nach Nenana weiter zu fahren. Von dort wollte ich auf Hundeschlitten durch das Innere Alaskas zur Mission Holy Croß am unteren Yukon. Mein vierjähriger Aufenthalt in Alaska, inmitten hoher Gletscher und feuerspeiender Berge, hatte mich an harte Strapazen gewöhnt, aber das Reisen auf Hundeschlitten war mir neu.

Drei Tage später war ich in Nenana, und schon am nächsten Morgen begann die Reise über den Yukon. Kleidung, Schlafsäcke und Speise waren in der Nacht vorbereitet worden. Schnell überquerte ich den Fluß und nahm den Weg in den Wald. Wundervolle Tannen ragten zu beiden Seiten des Weges auf, und 52 Hundefüße hoben und senkten sich so regelmäßig wie Maschinenkolben.

Ich hoffte an einem Tage Unalaklut zu erreichen, aber 5 Meilen vor diesem Ort fiel mich ein Schneesturm an. Der „Blizzard“ ist kein Sturm aus den Lüften, sondern ein Wind von unten, der den Boden aufwühlt. Glücklicherweise blies der Sturm in der Richtung nach Unalaklut, so daß ich wenigstens nicht verschlagen wurde. Der Wind heulte, der Schnee wirbelte, und ich konnte von meinem Hundezuge nur die beiden nächsten Hunde sehen. Dann kam ich an einen See, von dem der Wind allen Schnee fortgetrieben hatte. Auf Glatteis versagt jede Steuerung, und Mensch, Hunde und Schlitten sind dem Sturme hilflos preisgegeben. Die Hunde glitten ständig aus. Dann kam ein heulender Windstoß und kippte den Schlitten um. — „Wenn Sie Ihren Schlitten in der Arktis verlieren, verlieren Sie Ihr Leben“, kamen mir die Worte eines Eskimos in den Sinn. Verzweifelt klammerte ich mich an den Schlitten. Der Wind blies uns vorwärts. Die Hunde, die zu Boden geschleudert wurden und sich im Geschirr verwickelten, heulten vor Furcht so laut, daß es den Sturm übertönte. Ich selbst muß ein höchst lächerliches Bild abgegeben haben, als ich grimmig am Schlitten hing und die drei Meilen Glatteis auf meinem Hosenboden abrutschte.

Der Sturm, der uns nach Unalaklut trieb, hatte die Ansiedlung so tief im Schnee vergraben, daß nur die Spitzen der Hütten herausragten. Ich grub einen Tunnel zu der nächsten Hütte und hatte Glück; der Mann, der mir die Tür öffnete, war ein mir gut bekannter Amerikaner. Er machte mir sofort heißen Tee und ein Lager am Ofen, wo ich mich bald todmüde ausstreckte.

Am nächsten Morgen kam die Briefpost aus St. Michael und mit ihr ein Eskimo, Iwan Sipiri, der mich durch das trügerische Eis von Norton Sound nach Akulurak an der Behring-See begleiten sollte. Man hatte mich nachdrücklich gewarnt, die Reise an der Küste nicht ohne Führer zu machen, so daß ich mich des Beistandes dieses erfahrenen Eskimos versicherte.

Iwan fuhr mit seinem Gespann voraus, mir den Weg zu bahnen. Hunde sind eifersüchtig aufeinander, und mit mehreren Gespannen ist es schwierig zu reisen, da keins dem anderen den Vortritt gönnt. Um die Mittagszeit waren wir am Kap Romanoff und blickten hinaus auf die eisgebundene Behring-See. Eine einsame schneeverwehte Schutzhütte befand sich dort. Stürme sind gefährlich in dieser Gegend und häufig müssen Menschen und Hunde mehrere Tage in der Hütte zubringen, wenn ein Schneesturm im Anzuge ist. Das Wetter sah aber jetzt ziemlich beständig aus, die Hunde waren nicht müde, und darum beschlossen wir, Chemeleck an einem Tage zu erreichen. Das war eine große Aufgabe für meine Hunde. Iwan jagte mit seinem Gespann voraus, ich hielt meinen Fuß auf der Bremse und wartete, bis Iwan in der Entfernung zu einem Punkt geworden war. Dann erst ließ ich meine Hunde hinterhergaloppieren. Die Sonne tauchte fern im Norden unter und stand dann lange Zeit wie eine blutigrote Scheibe am Horizont. Meine Hunde jagten gerade hinein in diese Scheibe, und als das zuerst zartrosa gefärbte Eis in glühendes Purpurrot überging, umfing mich der Zauber der Arktis.

25 Meilen pro Tag mit schwerer Ladung sind eine gute Leistung. Die besten Briefgespanne machen 35 Meilen pro Tag, ich aber forderte von meinen Hunden, daß sie an diesem Tage 65 Meilen zurücklegten und — sie taten es. Wäre ich allein, so hätte ich das nicht geschafft, aber ich wußte, daß irgendwo in der Dunkelheit vor mir, Iwan mit seinem untrüglichen Ortssinn fuhr, und meine Daisy, die den Zug führte, wußte genau, wie man einer Fährte zu folgen hatte. Am Tage geraten die Hunde in Schweiß, werden müde und müssen des öfteren rasten, aber des Nachts scheinen sie unermüdlich. Es wurde schnell ganz dunkel, aber Milliarden Sterne und die zuckenden Flammen des Nordlichtes gaben der arktischen Nacht einen unbeschreiblichen Reiz. Ich sah kaum die Schatten meiner Hunde, aber ich fühlte die Kraft, mit der sie arbeiteten. Es war die wundervollste Nacht, die ich auf dieser Reise erlebte. Um 10 Uhr abends kamen wir in Chemeleck an. Wir machten den Hunden ein bequemes Lager, gaben ihnen eine Extrafischration, und dann krochen wir mit Iwan in unsere Schlafsäcke und schliefen ruhig auf dem Boden der kleinen Missionskapelle.

Mit dem Anbruch des neuen Tages ging's weiter, und bald schon kamen wir nach Akulurak, zu der im äußersten Norden gelegenen Mission. Ich beschloß, meinen Hunden eine gründliche Rast zu gönnen, bevor ich den Yukon zurück nach Holy Croß, dem Ende meiner 1600-Meilen-Fahrt, aufbrach. Das gefürchtete Tauwetter konnte jeden Tag eintreten, und Mensch und Tiere mußten in guter Form sein, um es gebührend empfangen zu können.

In Andrejewski erfuhr ich, daß die Grippe am Yukon grassiere. Diese Plage tritt häufig auf und fordert in den Eskimodörfern viele Menschenleben. Den nächsten Tag bereits gelangte ich in das Krankheitsgebiet. Es war trostlos. Viele Menschen waren bereits tot und die Lebenden zu krank, um die Toten zu begraben. Ich tat was ich konnte, und dann reiste ich weiter. Bald aber machte sich die Grippe auch in mir bemerkbar, und ich trachtete nur darauf, Holy Croß so schnell als nur möglich zu erreichen.

Als ich Marshall verließ, war es ein glühend-heißer Tag, und die Schlitten knirschten auf dem weichgewordenen Schnee. Schwarze Sandbänke erschienen auf dem Wege, und die Hunde bedurften jeder Unze Kraft, um vorwärts zu kommen. Wasser floß zu beiden Seiten des Yukon, und ein sicherer Weg mußte zwischen den Kanälen gesucht werden. Zur Mittagszeit waren wir alle völlig erschöpft und mußten die abendliche Kälte abwarten, um ein Weiterkommen zu ermöglichen. Die Grippe setzte mir hart zu und verwirrte meine Gedanken. Es war wohl eher ein verzweifeltes Schluchzen als ermutigendes Zurufen, was die Hunde an diesem Tage von mir hörten. Und doch lag noch eine schwere Fahrt vor uns, und meine Hunde gaben Zeichen von Ermüdung. Die Härte dieses Tages schien über meine und meiner Hunde Kräfte zu gehen. Und um allem die Krone aufzusetzen, machte Daisy, sonst ein idealer Pfadfinder, einen Fehler. Sie verließ plötzlich das Flußufer und jagte eine Böschung herauf, bevor ich sie anhalten konnte. Die anderen Hunde folgten ihrem Beispiel. — „Geh herum, Daisy“, rief ich fortwährend, aber sie wurde noch verwirrter, und statt eine Kurvenwendung zu machen, stieß sie Smokun gegen Bill, und dann kam das, was kommen mußte. Die Hunde begannen wild miteinander zu kämpfen, der Schlitten kam auf dem glatten Eis rückwärts ins Rollen, und im nächsten Augenblick lagen wir alle in einem tiefen Eisloch. Das war das Schlimmste, was mir passieren konnte. Die Hunde im Gespann verstrickt und einander im Fell liegend, verursachten einen Höllenlärm. Einige von ihnen kämpften miteinander auf Leben und Tod, und ich schwang die Schlangenpeitsche, bis mein Arm gänzlich erlahmte, doch ohne Ordnung stiften zu können. Es war ein fürchterlicher Wirrwarr. Bald lag ich unter den kämpfenden Hunden, bald trat ich auf sie. Immer wieder versuchte ich aus der Eisgrube herauszukommen, doch glitt ich stets wieder herein. Schließlich hörte jeder Kampf gezwungenermaßen auf, weil die Hunde so ineinander verstrickt waren, daß sie sich nicht mehr bewegen konnten.

Endlich gelang es mir, aus dem Eisloch herauszukommen, doch es war eine sehr schwere Aufgabe, den Hundeknäuel zu entwirren. Ich war sehr schwach, konnte nur mit Mühe atmen, und der Kopf brannte wie Feuer. Die barmherzige Kälte des Abends bedeckte den Boden wieder mit einer festen Eisschicht und das todbringende Tauwetter stoppte in seinem Vormarsch. Wenn das Thermometer steigt und über Null stehen bleibt, wird der Yukon zu einer flutenden Wasserhölle und bringt dem Hundezuge den unvermeidlichen Tod.

Ich habe keine klare Vorstellung von den letzten 100 Meilen, die wir zurücklegten. Ich weiß nur, daß mein Gespann eines Tages den Yukon verließ und das Ufer herauffuhr. Ein Eingeborener stand oben. Es war die Briefpost, die meine Hunde — bei einem Rennen von 50 Meilen pro Tag — eingeholt hatten. Von dem Eskimo erfuhr ich, daß Holy Croß hinter der nächsten Biegung liege. Halb irrsinnig vor Freude, lief ich zu meinen Hunden zurück. Ich herzte sie und erzählte ihnen, daß wir das todbringende Tauwetter besiegt und Holy Croß erreicht haben. Und dann machten wir die letzte kurze Strecke. Bald kamen die Gebäude der Mission in Sicht. Ich wurde empfangen, begrüßt, man wollte mich ins Haus ziehen. — „Meine Hunde“ konnte ich nur sagen. Ich besorgte sie so gut ich konnte, wenn auch in einem sonderbaren Dämmerzustand. Seltsame Formenwesen umgaukelten mich. Sie kamen mir wie rote Elefanten und Kodiak-Bären vor. Dann brachte man mich ins Hospital. Von den Grippekranken starben 11 in Holy Croß, während ich dort lag. Aber ich gesundete bald. Drei Tage nach meiner Ankunft kam das Tauwetter und das ganze Land lag unter Wasser. Meine Hunde hatten ihre ganze Kraft hergegeben, um mich 1600 Meilen durch Schneestürme und drohendes Tauwetter zu tragen, und mein größter Stolz ist, daß ich auf dieser langen, gefahrvollen Reise keinen einzigen meiner treuen Gefährten eingebüßt habe.

HISTORIA

Der Leichenwagen der Könige von Frankreich vor der Revolution von 1789 hieß Corbillard und war so groß, daß er leicht den Leichnam eines Riesen hätte bergen können. Außen waren die Wappen des Toten groß und breit angenagelt. In dem doppelt und dreifach verhängten Kasten saß eine Menge Arbeiter für den Fall, daß etwas an dem Ungetüm zerbräche, und spielten, vom Trauerzuge ungesehen und ungestört, bei der Leiche Würfel und Karten, um auf dem stundenlangen Weg vom Königsschloß bis zur Gruft in St. Denis sich die Zeit zu verkürzen.

*

Die erste deutsche Monatsschrift erschien durch Christian Thomasius unter dem Titel: „Freimüthige, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken über Allerhand, fürnehmlich über neue Bücher auf die Jahre 1688 bis 1690. Halle 1690.“

*

Saint Foix, ein berühmter französischer Pädagoge, schrieb in seinen Memoiren im Jahre 1640 folgende Worte: „Ich habe eine gute Meinung von einem jungen Manne, der sich Mühe gibt, einen schönen Schnurrbart zu bekommen. Die Zeit, welche man daranwendet, ihn in Ordnung zu bringen und zu pflegen, ist keineswegs verloren. Je mehr jemand seinen Schnurrbart ange-

sehen und gepflegt hat, desto mehr wird sich sein Geist mit wackeren und mutigen Entschlüssen genährt und gestärkt haben!“

*

In der belgischen Stadt Chimay lebte im Jahre 1859 ein pensionierter Hauptmann, der, im Jahre 1709 geboren, also 150 Jahre alt war. Beim Ausbruch des belgischen Unabhängigkeitskrieges ließ er sich — im Alter von 121 Jahren — noch als Freiwilliger in die Armee einreihen. Sein Name ist Alexander Victorien Narcisse Viroux.

*

Das Pfeifen im Theater führt man auf folgenden in Paris spielenden Vorgang zurück: Bei einem miserabel und schlecht aufgeführten Stück verlangten die Zuschauer stürmisch das Fallen des Vorhangs durch die gewöhnlichen Zurufe: „La toile! A bas! A bas!“ (Vorhang nieder!), ohne etwas zu erreichen. Da kam einer auf den Gedanken, zu pfeifen, und der Arbeiter, der den Vorhang bediente, glaubte darin das übliche Zeichen des Bühnenleiters zu hören, und ließ unter allgemeinem Hallo den Vorhang fallen. Seit dieser Zeit ist das Pfeifen die gewöhnliche international verständliche Mißfallensäußerung des Theaterpublikums.

*

Der alte Dessauer hatte sich allen Ernstes vorgenommen, die Pferde seiner gesamten Kavallerie nach dem Takt marschieren zu lassen, so daß, wenn ein ganzes Regiment anritte, man wie bei der Infanterie, nur den ins Ungeheure verstärkten Tritt eines einzigen Pferdes hören sollte. Er teilte unzählige Flüche und Prügel aus, ehe er das Nutzlose seines Beginnens einsah.

*

Die englische Zeitung „Quarterly Review“ schrieb im Jahre 1819: „Wir haben keine Lust, uns zu den Anhängern jenes überspannten Projektes zu bekennen, das jetzt aufgetaucht ist, und können nur lachen über eine so absurde, unausführbare Idee, wie die ist, eine Straße von Eisen herstellen zu wollen, auf welcher Wagen mittels Dampf befördert werden, und noch dazu nocheinmal so schnell als Schnellposten laufen sollen! Kann wohl irgendetwas in der Welt in höherem Grade lächerlich sein, als der Gedanke an eine solche meilenlange Straße und einen solchen dampfgetriebenen Wagen, der schneller liefe als eine Schnellpost! Warum denkt man nicht lieber gleich daran, sich von einem Ort zu dem anderen mit einer Congreveschen Rakete schießen zu lassen und so zu reisen!“

*

Die erste öffentliche Straßenbeleuchtung hatte die Stadt London im Jahre 1417. Sie bestand damals darin, daß die Bürger auf behördlichen Befehl hin verpflichtet waren, entweder eine Laterne vor ihrer Haustür aufzuhängen oder eine Leuchte in den Fenstern ihres Erdgeschosses aufzustellen, die auf die Straße Licht warf.

Li und Thakahashi

Thakahashi, ein würdiger Sohn des erhabenen Kaiserreiches der aufgehenden Sonne, und Li, der weise Abkomme eines alten Geschlechtes aus dem himmlischen Reiche der Mitte, waren Freunde.

Beider Väter hatten Reichtum und Besitz durch gegenseitigen klugen und vorsichtigen Handel angehäuft. Womit?

Chandu — Opium.

In jenen Jahren ungetrübten und wie die Kirschblüte üppigen Handelns fand Chandu und Kokain durch Lis und Thakahashis Tüchtigkeit und Schläue weltumspannende Wege.

Oh! Chandu! Das wunderwirkende, süße, träumezaubernde Chandu, der erstarrte Saft aus den milchigen und zarten Blüten und Stengeln des Mohns! Flammende Träume, wie Meere wild und sinnlich-farbenen Begehrens. Man träumt romantische Taten, schön wie purpurne Pagoden über einer hauchzarten Silbersee.

Oh! Kokain! Weiß und zart wie der ferne Schnee auf den Flanken des Fujiji-Yamas. Welche Wunder es nicht vollbringt! Welchen Glanz verleiht es den Göttinnen des untergehenden Abendlandes! Es wirkt süß wie der Gesang der Szami-Scemi in lauen Nächten, und das Zirpen der Grillen in den kleinen Käfigen...

Ostasiatische Nachtigall.

Geh in das Teehaus zu den tausend Stufen in Yoshiwara und frage die Geishas, O süße Kwannon von den sieben Freuden, woher kommt Chandu für des reichen Mannes Pfeife?

„Von Li, o Geliebter, von Li, jenseits der gelben See!"

Geh in Cha-Pei in die Häuser der Sing-Song-Girls und frage sie, die im Tempel zu der singenden Zikade unter speienden Drachen und vor goldenen fetten Götzenbonzen deine Sinne ergötzen, frage sie, woher du Schöne der Schönsten im Lande des Lächelns, o sag, woher kommt der süße Schnee, den ihr und die erhabenen Mandarine zusammen wie Opferrauch genießet?

„Von Thakahashi im Reiche der aufgehenden Sonne, von ihm, o Gebieter meiner kleinen Seele!"

Frage, o Ungläubiger aus dem untergehenden Abendlande, an den Ecken der Welt, dort, wo sich Pfade treffen und wieder trennen, nach Chandu und nach dem süßen Schnee: Am Broadway, im Café de la Paix, unterm Table-Mountain, Piccadilly up and down, Ecke Friedrichstraße und Unter den Linden, am Prado und auf den Avenidas, oder geh und suche in Schwabinge!

Aber es begab sich, daß das Abendland noch nicht untergehen wollte, wenigstens nicht so schnell, und es erließ strenge, böse Gesetze, die den Handel in Chandu und süßem Schnee töteten. Das war der Ruin des erhabenen Thakahashi und der Untergang des weisen Li! Oh! jammerten sie, wai wai schrien sie!

Da gab es jenen einen und einzigen Tag im Jahre, an welchem jedermann im Reiche der aufgehenden Sonne und im himmlischen Reiche der Mitte, angefangen vom Bettler und Rischka-Kule bis zu den mächtigen Chans, seine Schulden beglich. Mit Yen und Mexican Dollars. Das nannte man den Clearingday. Ehre, Ruf, Kredit, Fortbestand des Hauses und die Zukunft der Kinder hängt von der Erfüllung aller Verbindlichkeiten von diesem einen Tag ab.

Clearingday dämmerte über Nippons östlichen Küsten.

Weder Li noch Thakahashi konnten in den ausgehöhlten Leibern der Götter und ihrer Hausaltäre eine einzige Münze finden. Vasen und Lackkästchen waren leer. Wai!

Thakahashi kannte die Sitten seiner alten Tradition. Er rettete seine Ehre. Er entleibte sich in der hoffnungsvollen Erwartung einer gleichen Antwort seitens seiner müßigen und säumigen Debitoren, wie es gute Sitten vorschrieben, indem er Hara-Kiri beging. ... Amida Butsu! Ritsch-Rasch!

Als Li von der edlen Tat seines alten und weisen Freundes hörte, dachte er nicht an die Yen, die er nun verlor. Lächelnd entzündete er vor dem Hausaltar mit Kohle und kostbaren Spezereien eine kleine Glut. Duftender blauer Rauch stieg zur Decke und füllte den Raum. Den milden Regeln des Anstandes und den erhabenen Gesetzen der Schwerkraft folgend, erhängte sich Li, immer noch lächelnd, an einer grünen, seidenen Schnur. Buddah lächelte... Oh Li!

Diese schönen Sitten, o Abendland, sind leider in Vergessenheit geraten. Kein Ebenbild der Götter denkt heute mehr daran, seine Ehre durch stilles Hara-Kiri oder durch die grüne, seidene Schnur zu retten. O wie schön wäre es doch! O Ekla-Rex! O Kat-Sen el Bo-Gen! O ihr hohen Priester des Tanzes um das goldene Kalb, o ihr Mandarine der Volksmißwirtschaft, diesen ehrenrettenden mutigen Brauch wieder aufleben zu lassen. Vorausgesetzt, daß etwas zum Retten da ist. Oh...!

Das waren die Väter gewesen.

Nun aber wandelten die beiden Söhne Lis und Thakahashis auf den mit Lotos besäumten Pfaden des Lebens. Li pflanzte auf den unabsehbaren, ehemals mit Mohn bestandenen Feldern, am gelben Strom in der gesegneten Provinz Ho-Nan, seinen Reis und Tee. Die Götter des gelben Stromes segneten die Erde. Der nützliche Seidenwurm gedieh auf sorgsam gehegten Maulbeerbüschen, groß wurde der Nutzen an seiner gelben Seide. Männer, Frauen, Knaben und Mädchen bewegten sich fröhlich arbeitend zwischen den fruchtbaren Feldern. O glücklicher Li! O friedlicher Li!

Thakahashis Dschunken holten in friedlicher Fahrt Reis, Tee und Seide über das gelbe Meer und verfrachteten wiederum diese Güter auf moderne Marus nach dem Westen. Mannigfachen Segen brachten sie von Ost und West zurück. Werkzeuge, Metalle, Waffen, Bücher der Wissenschaft, und viele seltsame und geheimnisvolle Dinge, die den Göttern mißfielen.

Die Götter des gelben Stromes begannen zu zürnen. Langsam, hoben sich die Fluten des erzürnten Stromes und begruben unter ihren unerhörten Massen auch die reiche Provinz Ho-Nan. Hab und Gut der Bewohner wurde vernichtet. Hunger, Elend und die Seuchen kamen und fraßen die hilflosen Menschen, Männer, Frauen,

Knaben und Mädchen. Li wurde über Nacht bettelarm. Alles noch verbliebene klägliche Gut teilte er mit seinen Menschen, gleich ob Aufseher oder Cooli.

Thakahashis Schiffe kehrten mit der gleichen Ladung zurück, mit der sie ausgefahren waren. Die Steuerleute führten bewegte Klage: Niemand im Reiche der Mitte wolle und könne kaufen. Groß sei das Elend! Und bevor die Söhne des himmlischen Reiches fremde Güter wieder kaufen wollten, müßen sie den eigenen notleiden-den Handwerkern helfen und das Land neu bebauen. Es gab auch keinen Reis und keinen Tee und keine Seide, sie sagten, daß sie von nun an selbst verkaufen wollten und sich größeren Gewinnes erfreuen wollten.

Thakahashi träumte von der reichen Provinz Ho-Nan. Er überlegte, wie es wäre, wenn er selbst die Güter Lis übernehmen und Tee und Reis und Seide bauen würde. Die Götter des gelben Stromes würden diesen wieder in sein altes Bett zurückrufen, und Li müßte, um das Leben fristen zu können, seine ver-wüstete Erde verkaufen müssen. Dann würden Thaka-hashis Schiffe, schwerer beladen denn je, wieder nach Westen steuern! Ihm, dem Sohne des Kaiserreiches der aufgehenden Sonne, würde Macht, Reichtum und Ein-fluß bis in die fernsten Länder des Abendlandes gewiß sein.

Und wenn Li nicht verkaufen wollte? Oder sich nicht vertreiben ließ? Oh, dann würde Thakahashi warten bis zum nächsten Clearingday. Dann müßte Li fühlen, wer der stärkere sei ...

Clearingday kam. Li war bettelarm. Thakahashi aber forderte, es handelte sich um eine lächerliche, kleine Summe. Als der Abend sank, hatte sich Li der grünen Schnur anvertraut.

Als dann Thakahashis Leute von Lis Feldern Besitz ergreifen wollten, stießen sie auf den verzweifelten und erbitterten Widerstand seiner Coolis. Sie versuchten die Erde ihres toten Herrn gegen die schwer bewaff-neten Eindringlinge zu schützen.

Kampf entbrannte!

... Und wenn Thakahashis Andenken an Thakaha-shis Vater, und die ritterliche Tradition seines Ge-schlechtes den jungen Thakahashi nicht einen ehrlicheren, menschlicheren und würdigeren Weg finden ließen ... dann kämpfen sie heute noch.

L. N. Frank.

Alt-Hamburger Bürgermilitär

Lustige Historien aus der guten alten Zeit, gesammelt von Kurt Sjöström

Revolutschon mutt sin!

Anno 48, im tollen Jahr, wollten die Hamburger auch ihr Revolutiönchen haben.

Die größten Errungenschaften der Hamburger Revo-lution bestanden zwar darin, daß die Schusterjungen den Uhlen, wie das unglückliche Korps der Nachtwäch-ter genannt wurde, die Zunge zwei Zoll länger heraus-bleckten als sonst bräuchlich und schicklich war.

Als die Wogen der „kochenden Volksseele" noch höher hinausbrodelten, gab es sogar ein Barrikaden-stürmchen im Wasserglase.

Durch den Brauerknechtsgraben wälzte sich eine to-bende Menge, bis sie im Herrengraben auf eine schwache Bürgerwehrabteilung stieß.

Es war eine kitzliche Situation. Wenn es zum Kampfe kam, hätte es Blut und Leichen gegeben, denn in der Aufregung konnte einem Bürgerwehrmann ein Schuß losgehen und einen Unschuldigen treffen.

Fleetenkieker und Halbstarke krempelten die Ärmel hoch, und dem Bürgerwehrhäuptling flogen Redens-arten und faule Birnen um den Kopf. Der Brave be-hielt jedoch seine norddeutsche Gemütlichkeit und fragte unerschrocken in den lärmenden Haufen hinein:

„Kinnings, wat wullt Ji denn man bloots?"

„Wi wöllt 'ne Republik!"

„'ne Republik? Dat hefft Ji all lang. Hamborg is doch 'ne Republik!"

„Na, dann wöllt wi 'n Keunig!"

Dazu konnte die Bürgerwehr nun auch nicht verhel-fen. Ein vielstimmiges Gelächter durchschütterte die Luft. Der Hauptmann ließ „rechtsum" kehrt machen und zog mit seinem Fähnlein ab.

Der unbotmäßige Sommerstange.

Kapitän Hahn war der kleinste militärische Würden-träger unter dem Hamburger Bürgermilitär. Er war also an Wuchs, wenn auch nicht an Feldherrneigenschaf-ten ein Napoleon.

Eeltje Sommerstange war das gerade Gegenteil da-von: mager, von riesenmäßigem Wuchs, daß ihm keine Montur von der Zeugkammer passen wollte, und — leider läßt es sich nicht verschweigen — gegen Vor-gesetzte öfter von unbotmäßiger Gesinnung.

Eines Tages wurde wieder exerziert, und Eeltje Sommerstange nahm den Dienst noch gemütlicher als sein dicker Vorgesetzter.

Gamaschendienst und Drill sind langweilig. Sommer-stange räkelte sich als Flügelmann und gähnte so un-militärisch, daß ihn sein bibelfester Kapitän auf To-bias 6, Vers 3 hinweisen mußte, allwo zu lesen steht: „Herr, er will mich verschlingen."

Der Bürgermilitärsoldat Sommerstange war über diesen Tadel seines Vorgesetzten etwas empfindlich und knurrte den Kapitän an.

Kapitän Hahn reckte sich zu Lebensgröße empor und wurde dienstlich, so unangenehm dienstlich wie es in Hamburg damals nur möglich war.

Sommerstange griente ganz fühnsch und tat eine Aufforderung, die man bestimmt in keinem Anstands-buch für Jungfrauen findet.

Kapitän Hahn drohte mit dem Kriegsgericht.

Sommerstange griente noch breiter und sagte ganz hörbar: „Kaptai, holl de Snute!"

Der Kapitän lief krebsfarben an, aber er beherrschte sich noch und sagte: „Sommerstange, wenn wir in Preußen wären, ständest du längst vor dem Kriegs-gericht."

Sommerstange ließ sich nicht aus der Ruhe bringen und gab schlagfertig zurück: „Tschä, wenn wir in Preu-ßen sein täten, wärst Ji ok nich Kaptain!"

Wogegen der Vorgesetzte des Bürgermilitärsoldaten Sommerstange nichts Angemessenes mehr zu entgegnen wußte.

FIDO

Man hat mir meinen Hund getötet.

Ein Auto, dessen jugendlicher Lenker es um einige Sekunden zu eilig hatte, überfuhr meinen Fido. Nun halte ich das Halsband zwischen meinen Fingern und denke an meinen vierbeinigen Freund. Ich verlor mit ihm Wertvolleres als nur einen Hund.

Ich liebe Hunde nicht. Ich liebte auch nicht diesen, den ich nun verlor, bis vor kurzem . . .

Herta hatte ihn entdeckt. Gelegentlich eines Ausfluges sah sie ihn im Morast einer aufgeweichten Dorfstraße einen Stiefel herumzerren. Er war noch ganz jung und schrecklich verwahrlost. Ich mußte um des Köters wegen halten. Wie sollte ich es fertigbringen, Herta, die damals schon litt, den Wunsch um den Besitz eines Hundes abzuschlagen? Ja, wenn es wenigstens ein sauberer Rassehund gewesen wäre! Und was würde Hertas Arzt dazu sagen? Ich hätte viel einwenden können, aber Hertas traurige, bittende Augen ließen mich gehorchen: ich holte den wimmernden jungen Hund in den Wagen.

Zu Hause angekommen, wurde er in der Badewanne gründlich gewaschen und desinfiziert. In ein altes Handtuch gewickelt, schlief er in der Nähe des Ofens. Trine, unsere Köchin, war wenig begeistert von dem Neuankömmling. Köchinnen lieben Hunde nicht. Ich habe mich dann später wenig um ihn gekümmert; es gab andere Sorgen, und, wie schon gesagt, ich halte nichts von Hunden.

Herta mußte aufs Land. Der Arzt empfahl es dringend. Wir haben einen nahen Verwandten, auf dessen Gut in Tirol sollte sich Herta erholen. Ich war einige Zeit geneigt, den Hund wegzugeben. Ich mochte ihn nicht im Zimmer. Er war immer um Herta. Keinen Schritt konnte Herta unternehmen ohne seine Begleitung. Eigentlich sollte er auf dem Flur, nahe der Türe zum Treppenhaus, schlafen. In der Küche litt ihn Trine nicht. Jeden Morgen fand ich ihn vor der Türe unseres Schlafzimmers. Mit gestellten Ohren und geneigtem Kopf lauschte er dann auf die Geräusche, die nach außen drangen. Er unterschied jedes Geräusch: manchmal wedelte er leise, wie zögernd, mit dem Stummelchen seiner Rute und wartete geduldig auf das Erscheinen Hertas.

Ich habe Herta aufs Land gebracht. Ach, wie hoffte ich, daß sie sich erholen möge! Auch Fido fuhr mit. Ich hatte nichts dagegen, im Gegenteil, nun blieb ich ja allein in der Stadt, und Fido wäre mir nur noch lästiger gewesen. So konnte er wenigstens Herta zu kurzen Spaziergängen veranlassen.

Ich sehe noch Hertas schon fiebernde Augen, als sie von einem kurzen Ausgang mit Fido zurückkam; er spielte unermüdlich mit einem Ball oder grub nach Maulwürfen, oder er holte einen Stein, legte ihn vor Herta nieder und sah erwartungsvoll und stummelwedelnd zu ihr empor: Komm, spiel mit mir!

Herta mußte sich legen.

Es war nicht mehr daran zu denken, mit Fido auszugehen.

Der Arzt verbannte ihn aus dem Zimmer. So lag der Hund wochenlang vor der Türe. Manchmal hatte der Arzt wohl Mitleid mit dem ewig harrenden Tier und erlaubte auf ein Viertelstündchen, daß Fido seine Herrin begrüße. Das erstemal öffnete man ihm die Türe und rief ihn. Fido erschien zögernd, wußte nicht, ob er nun stummelwedeln oder sich kuschen soll; dann lief er geraden Weges bis zum Bett der Kranken, aber langsam, gar nicht freudig springend, wie es früher seine Art war. Herta wandte sich zur Seite:

„Mein guter, treuer Fido!"

Wie lange hatte er wohl die Stimme seiner Herrin entbehrt! Zitternd, wie erschüttert, legte Fido seinen Kopf auf den Rand des niedrigen Krankenbettes, während seine halbsitzende Hinterhand unter vibrierendem Wedeln zuckte.

Der Arzt schilderte mir diese Szene. Er hatte schließlich nichts mehr dagegen, daß Fido häufiger im Krankenzimmer verweilte. Fido konnte nichts mehr verderben, eher konnte er wenigstens die Kranke unterhalten. Und er tat es.

Er liebte es, auf dem Bettvorleger sitzend, sich seitlich an das Bett zu lehnen und seinen Kopf gegen das Leintuch zu drücken. Ganz leise schob sich dann unter den Decken eine feine, durchscheinend weiße Hand hervor und legte sich auf seinen Kopf, und kraftlose Finger spielten mit seinen Ohren, streichelten ganz zart seinen Kopf; müde hing dann nach kurzen Minuten die Hand über den Bettrand. Erst hatte er es nicht gewagt, aber dann versuchte er es schüchtern: er leckte einmal kurz über die heiße Hand. Man wehrte ihm nicht, er wiederholte, zutraulicher, seine Liebkosung. Herta schloß die Augen; es tat wundervoll gut, diese kleine schwarze Schnauze; wie kühl das war. Von dieser Hundenase schien Kühlung über ihren ganzen Körper auszugehen.

Herta schlief zuweilen einen kurzen, nervösen Schlaf. Fido lauschte dem hastigen Atmen und sah bekümmert zu den Decken empor, die seine Herrin verbargen. Draußen spielte die Sonne, da lockten Wiesen, Wald und Hecke, und da waren auch noch andere Hunde, die er wohl hörte, vielleicht auch kannte. Trine stellte ihm sein Fressen vor die Türe; er schlappte ein wenig, trabte dann etwas im Hof herum und kehrte zur Türe des Krankenzimmers zurück, lautlos wartend, bis sich eine Gelegenheit biete, hineinzuschlüpfen.

Herta ging es nun sehr schlimm. Der Arzt verhehlte das Schlimmste nicht. Ich zuckte vor jedem Telephonanruf zusammen. Jedes Telegramm schien mir die Hiobspost zu enthalten. Der Arzt wollte nicht, daß ich meine Zeit am Lager Hertas verbringe: „Es rege sie auf und mache sie besorgt um ihr Los."

Die Wohnung schien mir ein Gefängnis.

Der Tag kam, der Hertas letzter war.

Es zerriß mir das Herz. Meine Herta!

Wer dachte in den folgenden Tagen noch an Fido. Trine band ihn in der Küche an ein solides Tischbein. Er würde dem Trauerzug nachlaufen oder sonst den Trauergästen lästig fallen.

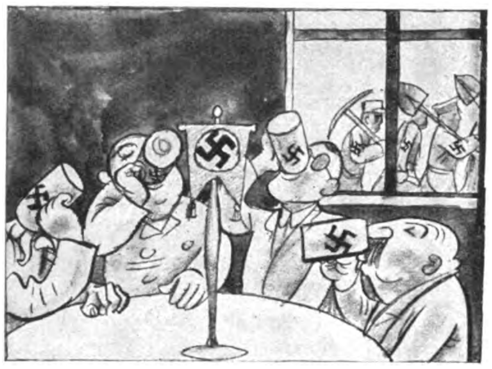
(Schluß auf Seite 938)



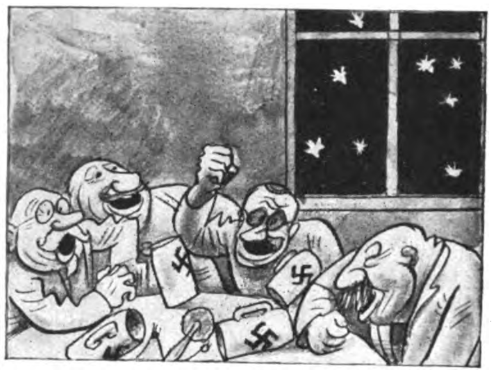
Straßenbau bei Mittenwald in Oberbayern durch den Freiwilligen Arbeitsdienst.
Man kann auf dem Bilde, von vorn nach rückwärts, ganz deutlich den Fortschritt des Straßenbaues verfolgen.

Glossen der Woche

1.



2.



1. Nach dem Wechsel der „Gesinnung“
sieht man hier die Biertischinnung
flink und emsig wie die Affen
an der „Wirtschaft“ Aufbau schaffen.

2. Wenn die Nacht herabgestiegen,
reden sie von stolzen Siegen . . .
Und sie singen, tief erbaut,
Zwar nicht schön, doch aber laut.

3. Dieses hat der Wirt vernommen
und ist nun hinzugekommen;
höflich mahnt er, ohne Hohn:
„Still! Die Nachbarn schlafen schon!“

4. Als ein Schutzmann jetzt erschienen,
keifen sie mit ernsten Mienen:
„Dieser Wirt — welch' ein Skandal! —
ist kein bißchen national!“

Scheidemännisches

Man hört noch hier und dort von Dingen,
die uns die Zeit als Schlacken ließ,
und die uns jetzt noch Kunde bringen
vom roten Würdeparadies.

Zieht er auch die verdorrte Hand fort,
womit er gaunernd profitiert,
wir finden schon die rechte Antwort — —
und die ist ziemlich „konzentriert“!

Pidder Lüng.

3.



4.





„Um Gottes willen, Hans, wie bekomme ich nun die Fetzen aus meinem Kleid!“

Schwertspruch.

Im Städtischen Museum in Salzburg befindet sich ein Richtschwert aus dem 17. Jahrhundert, auf dessen Klinge folgende sinnige Inschrift zu lesen ist:

„Wer was find't, eh daß es verloren, und was kauft, eh daß es feil ist, der stirbt, eh daß er krank wird.“

Rache.

Fritzchen hat lange einen schlechten Zahn gehabt, und man hat ihm gesagt, das käme von Süßigkeiten und vom Zuckernaschen. Endlich geht er zum Zahnarzt und läßt den Zahn ziehen. Der Zahnarzt gibt ihm den Zahn, in Papier gewickelt, mit. Zu Hause angekommen, nimmt Fritzchen den Zahn, legt ihn vor sich hin, streut etwas Zucker darauf und sagt boshaft:

„So, mein Lieber! Du hast mich lange genug geplagt. Jetzt sollst du für dich allein Zahnweh haben.“

Ersatz.

Irgendwo im Salzburgischen, auf der Strecke Ramsau—Ischl, hatte ich mit meinem Auto eine Panne.

Ein des Weges kommender Bauer blieb neugierig stehen.

„Woran fehlt's denn?“ fragte er interessiert.

„Kein Öl,“ klärte ich ihn auf. „Haben Sie vielleicht ein wenig Öl?“ Es kann auch Rizinusöl sein.“

„Naa,“ meinte der Biedere, „das hab i nit, aber Karlsbader Salz kinnen S' ham!“



„Sie, da sind ja überhaupt keine Fische in dem Bach!“

„Menschenskind, warum sagen Sie mir das? Jetzt haben Sie mir die ganze Freude verdorben!“

Dollfuß, der Mitarbeiter an antideutschen Schmierblättern



„Sie, Herr Schwarzschild — mechten S' mich net auch amal schmeißen lassen?“

(Schluß von Seite 934)

Während Hertas Krankheit waren nach und nach allerhand Dinge unseres städtischen Haushalts der Kranken gefolgt. Nun wurde gepackt, und eines Nachmittags war Fido neben Koffern, Bündeln und Paketen im Gepäckwagen auf der Rückreise. Niemand hatte ein gutes Wort mehr für ihn. Man hatte ihn verlassen.

In einem Taxi brachte Trine all das Gepäck nach der Wohnung zurück. Fido hinderte nun überall beim Auspacken und später beim Säubern der ganzen Wohnung.

Die Tage schienen mir nun bleiern schwer. Meine Gedanken weilten auf dem kleinen, schönen Friedhof in Tirol. Herta wollte nicht anders. Nein, nicht in der Stadt begraben sein!

Die Wohnung war mir zu weit. Ich lief stundenlang durch die Zimmer. Jeder Zoll erinnerte mich an Herta. Nun hatte ich niemand mehr, zu dem ich sprechen konnte, wenn mein Inneres nach Wärme sich sehnte. Alle Menschen waren mir nun fremd.

Nahe dem Fenster, das Ausblick auf einen schönen Park bot, war Hertas Lieblingsplätzchen gewesen. Es stand da ein fast großväterlich anmutender Lehnstuhl mit hoher Lehne und breiten, gepolsterten Armstützen. Vor dem Fenster hatte Herta Blumen gepflegt. Nun waren sie welk, und auch der Park schüttelte seine bunten Blätter ab. November....

In Hertas Lehnstuhl sah ich auf die schon gelichteten Kronen des Parkes. Eine Hand stützte meine Stirne; die andere Hand hing lässig über die Armstütze.

Herta? Sie hatte ebenfalls durch diese Fensterscheiben geblickt.....

Trine kam herein und brachte einen Eimer mit Kohlen und etwas Holz. Hinter ihr schlich sich Fido ins Zimmer. Ich bemerkte ihn kaum. Unter dem Tisch in der Mitte des Raumes blieb er stehen und sah zu mir herüber. Ich fühlte seine dunklen Augen. Einen kurzen Augenblick wandte ich ihm mein Gesicht zu. Der Ausdruck meines Gesichtes mußte sich in diesen Tagen verändert haben. Fido schien zu trauern. Er ließ seine Schüssel fast unberührt, er war erschreckend abgemagert.

Ich schloß meine Augen.

Ganz langsam fühlte ich Fido näherkommen.

Ganz zart schob er seinen Kopf unter meine herabhängende Hand. Ich rührte mich nicht. Ich fühlte den warmen Pelz.

Schon etwas bestimmter schob er nach Nun lag meine Hand gänzlich auf seinem Kopf. Ich blieb unbeweglich. Es war mir, als schliefe ich und meine Wahrnehmungen seien nur indirekte. Meine Hand glitt auf etwas unendlich Kühles. Ich fühlte nun, dieser Hund ist ein Lebewesen und trauert mit mir um Herta. Dieser gemeinsame Schmerz verbindet mich mit diesem Tier. Der Gedanke tat mir wohl. Sein Schmerz ist aufrichtig und tief. Dieses Tier kommt zu mir mit seinem primitiven Schmerz.

Ganz kurz leckte seine Zunge einmal über meinen Handrücken.

Nur einmal ganz schüchtern und schnell. Wie eine kaum gewagte Frage. Ich richte mich auf und sehe Fido wedelnd und wie bittend zu mir aufblicken.

„Nun denn" — ich richte die Knie gerade —, „Fido komm, hopp, hopp!"

Mit einem Satz ist Fido auf meinen Knien und drückt seinen kleinen Tierkörper gegen mich, sucht meine Hände zu lecken und scheint mir mit jeder Bewegung seines lebhaften Temperaments zu sagen: „Seien wir Freunde!"

Und wir wurden es und trauerten gemeinsam.

Man hat mir meinen Hund getötet. Es war ein erster schöner Frühlingstag, der sein letzter wurde.

Begreift ihr, daß ich mit ihm mehr verlor als nur einen Hund?

HISTORIA

Kaiser Leo VI. mit dem Zunamen der Weise (886 bis 911) verbot die Bereitung und den Genuß von Blutwürsten. Er führte dabei das ältere Verbot des Blutessens im Alten und Neuen Testament an und klagte, daß die Menschen so tollkühn geworden seien, teils des Gewinstes, teils der Leckerei wegen, Blut in eßbare Speise zu verwandeln. „Es ist uns zu Ohren gekommen", fährt er dann fort, „daß man Blut in Eingeweide wie in Säcke einpackt und so als ein Gericht dem Magen zuschickt. Dieses kann unsere Kaiserliche Majestät nicht länger dulden und zugeben, daß die Ehre unseres Staates durch eine so frevelhafte Erfindung bloß auf Schlemmerei erpichter Menschen geschändet werde. Wer daher Blut zu Speise umschafft, er mag nun dergleichen verkaufen oder kaufen, dessen Güter sollen konfisziert, er selbst soll hart gegeißelt, zum Zeichen der Ehrlosigkeit bis auf die Haut geschoren und auf ewig aus dem Reiche verbannt werden. Auch sollen die Obrigkeiten, weil sie ihr Amt nicht wachsamer geführt und eine solche Untat haben geschehen lassen, mit zehn Pfund Goldes büßen."

R·Ä·T·S·E·L

Buchstaben-Austauschrätsel

Von folgenden Wörtern ist je ein Buchstabe durch einen anderen zu ersetzen. Die gefundenen Buchstaben ergeben, der Reihe nach gelesen, eine schwerbedrängte deutsche Provinz.

Rast, Halm, Sorte, Ober, Karte, Wort, listig, Art, Bauer, Linde, Same.

Rätselhafter Kriminalroman

In der finstern G . . . .
Schleicht durchs Gras, das n . . . .
Das Gesicht, das bl . . . .
Wild verzerrt vom H . . . .
Ein Mann von fremder R . . . .
Durchs Lager der Mel . . . .
Dringt er zum Raum der K . . . .,
Erbeutet Gold in M . . . .

Als Gent, mit falschem P . . . .,
Sitzt er auf der Terr . . . .,
Daß er sein Geld verpr . . . .;
Doch zittert seine T . . . .
Aus Angst, daß man ihn f . . . .

Ein Detektiv von Kl . . . .
Verfolgt in der Pin . . . .
Des frechen Diebes Str . . . .
Der Bösewicht, der fr . . . .
Enteilt mit Wutgrim . . . .
Nach Süd und zum Atl . . . .
O armer Sherlock, f . . . .

Gegensatzrätsel

Von folgenden Wörtern sind solche mit gegensätzlicher Bedeutung zu suchen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben den Namen eines bayerischen Politikers.

Dunkel, Park, Hochmut, Lüge, nie, klein, Ernte, ewig, Gebirge, böse, Spaß, laut, Wirklichkeit.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a äh ak an bein bel beth dam de de den don e e e ei el el eu fen fer i i i in kord la land land le le li li marsch me mi min mo na na na nacht ne ner ni ni nu or pel pos re ri ro sa sa sams si sme so spi sti ta ta tag tan trud tu tus tut u uh wo wol sind 29 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Bürdes Gedichte ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. german. Gott, 2. Gestalt aus Lohengrin, 3. Paladin Karls des Großen, 4. Verzeichnis, 5. Naturerscheinung, 6 Name einer englischen Königin, 7. Komponist, 8. Stadt in Hannover, 9. Gleichklang, 10. Übung, 11. italien. Stadt, 12. abgekürzter Mädchenname, 13. Wochentag, 14. Brennstoff, 15. griech. Rachegöttin, 16. Feldherr Wallensteins, 17. tier. Erzeugnis, 18. Putzmittel, 19. Zahnmasse, 20. Dichtung, 21. Bildungsanstalt, 22. Ausruf, 23. Verwandter, 24. asiat. Königreich, 25 Frucht. 26. Flußgrenze, 27. Getränk, 28. Behälter, 29. deutscher Dichter. (sch = ein Buchstabe.)

1	16 ....
2	17 ....
3	18 ....
4	19 ....
5	20 ....
6	21 ....
7	22 ....
8	23 ....
9	24 ....
10	25 ....
11	26 ....
12	27 ....
13	28 ....
14	29 ....
15	

Zahlenrätsel

1 2 3 4 5 2 = dalmat. Stadt
6 7 7 8 1 = Nebenfluß der Donau
8 9 8 1 10 2 1 11 = Männername
12 2 1 8 13 = russischer Fluß
14 9 12 13 1 2 = Spezialuhrenfabrik
6 12 12 4 12 3 = Handwerkerverband
1 15 16 2 12 = Prosadichtung
6 1 15 12 6 8 = Spott
17 7 15 1 = Chemikalie.

Die Anfangs- und Endbuchstaben ergeben von oben nach unten gelesen eine Oper und den Namen des Komponisten.

Besucht München:



Alle Auskünfte durch den Verkehrsverband München-Südbayern, Hauptbahnhof, Nordbau

Deutscher Hotel-Anzeiger

Bayerische Zugspitzbahn



[6-6]

Zahnradbahn v. Garmisch-Partenkirchen über Badersee und Eibsee nach Hotel Schneefernerhaus, 2650 m u. bis auf d. Gipfel der Zugspitze 2966 m

[5-3] **Wendelsteinbahn**

Brannenburg (Strecke München—Kufstein) Zahnradbahn auf den Wendelstein (1840 m) Großartige Rundsicht

[12-4] **Frankfurt a. Main, Hospiz Schweizerhof** am Hpth. rechts Neuzeitl. einger. Z. m. Frühst. u. Bedienung von RM. 4.50 an

[15-7] **Frankfurt a. Main, Hotel Kölner Hof** Das älteste deutsche Haus für alle Ansprüche. Bes.: Pg. Hermann Laass

Weimar, Thür., Hotel Kaiserin Augusta
Größtes und führendes Haus am Platze. Zimmer von Mk. 2.50, mit fließ. Wasser von Mk. 3.— an.
[1-1] Bes. Heinrich Langsdorf

Bansin
das **deutsche** Ostseebad. Erneuter Preisabbau. Gute Autostraße über Prenzlau — Pasewalk — Neue Usedomer Bäderbrücke.
[13-10]

Ostseebad
Brunshaupten i. Meckl.
erwartet Sie. Es bietet **Erholung, Heilung, Abwechslung.** Lesen Sie unseren Prospekt, er wird Sie überzeugen.
[13-9]

Kurhaus Dhonau, Bad Sobernheim/Nahe
Felke- u. Kneippkuren. Große Erfolge durch Wasser-, Lehm- u. Diätkuren. Sehschule. Gr. Luftparks. Lebensschule. Eigene Landwirtschaft. Prospekte durch **Frau Lina Dhonau, Besitzerin.** Ärztliche Leitung: Dr. med. Glück. [3-2]

[10-10] **Oberhof (Thür. Wald)** **Hotel Wünscher,** das nationale Haus, Ruhe, Sonne, Behaglichkeit. Pens. v. M. 7.- bis 9.-. Tel. 259. **Bes. Erich Wünscher.**

Nationalsozialisten!
Bevorzugt die im „Illustrierten Beobachter" inserierenden Bäder und Hotels!

Das deutsche Kriegsbuch

Der Glaube an Deutschland

Von Hans Zöberlein

Ein Fronterleben von Verdun bis zum Umsturz

Jede Buchhandlung führt das Werk! Gebunden Mk. 7.20, broschiert Mk. 5.70 Eher-Verlag München

[1-1] **BAD AIBLING**

Gast- und Weinhaus Lindner
Marktplatz. Die führende gute Küche. Fremdenzimmer. Garage. Eigene Schlächterei.

Kurhotel Theresienbad
am Bahnhof. Zentralheizung, Garagen, zeitgem. Preise. Vors. Vorzugspreis. Moderne Badeanstalt. Tel. 18. Bes. Jak. Sedlmeiers Wwe.

Conditorei und Café *Pg. Bierling*

Kurhaus Wittelsbach
Bevorzugtes Haus a. Platze. Herrl. im Park. Bad. Sonnenbäder. Zentralheizung. Fl. w. u. k. Wasser. Garagen. Zeitgem. Preise. Tel. 41

Nationalsozialisten! Beachtet den „Deutschen Hotel-Anzeiger"!

Pracht-Wurst
geräuch. 4 Pfd.-Postpäckchen, 8 Sorten M. 4.50 frei Haus durch Postanweis. od. Briefmark. Nachn. 20 ₰ mehr. **Wurstfabrik Pg. Carl Ramm, Nortorf (Hst.) 48** [L-18]



O- u. X-Beine, Senkfüße, Rückgratsverkrümmungen beseit. Sie ohne Apparate und ohne Berufsstörung. Prosp. m. zahlr. **ärztl. Gutachten** kostenlos d.: **C. A. Langer, Hamburg 36, B. 3,** Fach 132 [L-10]

Gute Ware Niedrige Preise Liste gratis!
Westfalia Werkzeug-Company, Hagen i. W. 204
[26-22]

[1-1] **Erfindungen**
auch kleinste, und gute Ideen bringen neuen Verdienst. Kostenlose Auskunft durch **Reichs-Erfinder-Bund e. V., Berlin** Friedrichstraße 110/12 i

[13-2] **Graue Haare**
erhalt. Naturfarbe dch. einf. Mittel. Keine Farbe, keine Nachn. Näheres kostenl. **Fr. M. Seufert, München 7, Wörthstr. 3/0**

[18-13] **Berchtesgaden, Hotel Bellevue**
Zimmer ab M. 2.50, mit Verpflegung M. 7.50, Einzelboxen

Zürich / City-Hotel Excelsior Bahnhofstr./Sihlstr. Neuzeitlich eingerichtet. Zimmer zu Fr. 5.50. Paulaner-Thomasbräu-Ausschank.
[6-5] Bes. H. Dürr.

BAD ORB
IM SPESSART

Das aufblühende Heilbad für Herz, Gefäße, Rheuma in reizender Lage, mit vorzüglich mildem Klima u. drei an Kohlensäure überreichen radioaktiven Sprudeln. Pauschalkuren. Trink- u. Inhalationskuren. **Direkter Versand der Martinusquelle.** Reiseweg. Von Wächtersbach (D-Zugstation der direkten Strecke Berlin-Frankfurt a. M.) in 15 Minuten. Verlangen Sie kostenlosen Prospekt durch die Kurdirektion.
KURHAUS-HOTEL, Haus I. Ranges

Freilichtspiele auf dem historischen Römerberg zu Frankfurt a. M.

von Juli bis September

„Urgötz" und „Egmont" von J. W. v. Goethe
„Jungfrau von Orleans" von Friedrich v. Schiller • „Hans Sachs-Schwänke"

1000 Mitwirkende. Preise von 1 RM. an.
Auskünfte durch den Frankfurter Verkehrsverein E. V., Frankfurt a. M., Bahnhofsplatz 8.

GEGEN TRUST U. KONZERN

Sturm-Zigaretten G. m. b. H., Dresden-A. 16

Unser Preisausschreiben: Viele Tausende haben durch ihre Einsendungen reges Interesse an unserer Preisaufgabe gezeigt und sich als Freunde unserer Sturm-Zigaretten erwiesen. Dafür herzlichen Dank! Die Preisträger sind nunmehr ermittelt. Glückliche Gewinner der fünf ersten Preise sind: 1. Preis Mk.: 500.— Karl Liborius, Schlosser, Berlin. 2. Preis Mk.: 350.— Kling, Major a. D., Falkensee. 3. Preis Mk.: 200.— Ewald Fiebig, Rittmeister a. D., Berlin. 4. Preis Mk.: 100.— Herbert Wessel, stud. ing, Berlin. 5. Preis Mk. 100.— Horst Schrapel, stud. oec. Berlin.
Das Gesamtergebnis des Preisausschreibens, sowie die Bekanntgabe der richtigen Lösung geht allen Einsendern zu. Die Namensliste der 1400 Preisträger liegt bei uns zur Einsichtnahme aus. Auf Anfrage wird auch Unbeteiligten die richtige Lösung bekanntgegeben.

Bad Wildungen für Niere u. Blase

Zur Haus-Trinkkur bei Nierenleiden
Harnsäure-Eiweiß-Zucker
1932: 17200 Kurgäste

Helenenquelle

Badeschriften, sowie Aufgabe billigster Bezugsquellen für das Mineralwasser durch die Kurverwaltung.

Vielerlei

Ein „B" die Hosen und Röcke säumt,
Mit „H" begrüßt sich jedermann,
Ein „L" wird meist vom Meer umschäumt,
Mit „R" man was begrenzen kann;
Den „S" verwendet man zum Bau,
Ein „T" ziert oft gar manche Frau,
Am „W" hängt man viel Sachen auf.
Drum ratet schnell — wer kommt darauf?

Aktuell

Eins-zwei als kühnes Fahrzeug wohlbekannt;
„Fr" davor, sind sie aus anderm Land.
Als Vorsprung ragen drei und vier hervor —
Setz „h" hinein und „v" davor!
Den Ganzen lockt herbei Broschüre und Plakat,
Ihn wünscht das kleine Nest und auch der große Staat.

Künstlerlos

Er ist ein echter Musikus
Heiter und oft — das Rätselwort;
Wenn er die Geige spielen will
Ist sie wie er, auch oft — das Rätselwort.

Rätsel

Das Eins im edlen Spiel als Warnung droht.
Mit Doppelfuß droht Zwei Tyrannen Tod.
Das Ganze birgt, was immer uns tut not —
Und ist es alt, wird ihm die Nase rot.

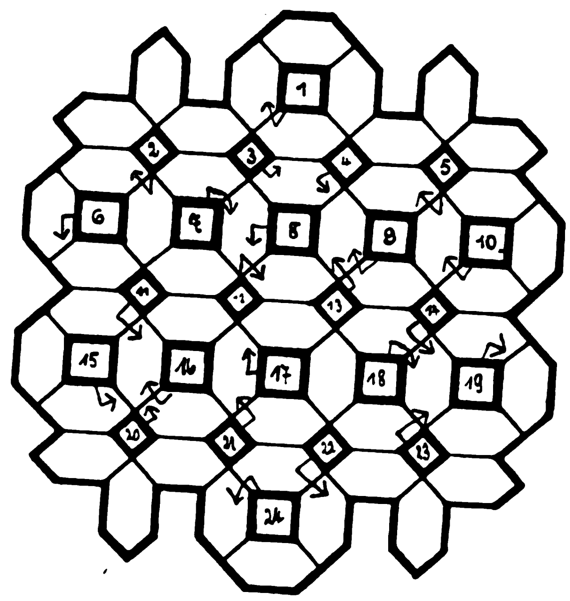
Zwei Ferienziele

Mit „U" bin ich 'ne schöne Stadt,
Mei'n Spaß kennt jedes Kind,
Auf „A" ein jeder Freude hat,
Weil es dort gibt „koa Sünd'"!

Einst und jetzt

Gott Chronos trug mich auf der Hand,
Ich lief nach beiden Seiten,
Doch heute häng' ich an der Wand,
Laut zeig' ich an die Zeiten.

Wabenrätsel



Die Wörter drehen in der angegebenen Pfeilrichtung. Die Wörter bedeuten:
1. Durch eine Schule bekannte Stadt in England; 2 griechischer Philosophenschüler; 3. Hunderasse; 4. Signalinstrument; 5. türkische Stadt in Asien; 6. Stadt und Gouvernement in Rußland; 7. Laubbaum; 8. Nahrungsmittel; 9. französische Anredeformel bei Majestäten; 10. Bestandteil des Tees; 11. Kinderspielzeug; 12. Aufrührer; 13. Zahl; 14. Küstenstadt in Frankreich; 15. Richtschnur, Regel, Beispiel; 16. Salzlösung; 17. männliches Haustier; 18. Teil des Rades; 19. weiblicher Vorname; 20. Tonstück mit drei Sätzen; 21. duftende Gartenblume; 22. Asiatisches Volk; 23. Stadt in Indien; 24. Blutgefäß.

Silbenrätsel

Aus den Silben: char cho dee e ein en ga ger ger i ir ka kow land li ling lut mas mut nei nett ral ran ri sa so spruch ta ti tie tho wer sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Zitat von Schiller ergeben (ch = ein Buchstabe).

Die Wörter bedeuten: 1. alkoholisches Getränk, 2. Revision, 3. Bittgesang, 4. Raubtier, 5. Gewähr, 6. Insektenlarve, 7. festliche Begrüßung, 8. Kirchengesang, 9. Einfall, 10. Stadt in der Ukraine, 11. Jünger Christi, 12. weiblicher Vorname, 13. europäischer Staat, 14. Gedichtart.

1 .... 8 ....
2 .... 9 ....
3 .... 10 ....
4 .... 11 ....
5 .... 12 ....
6 .... 13 ....
7 .... 14 ....

Verlag: Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11-17, Fernsprecher: 20647 u. 22131. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post und durch jede Buchhandlung monatlich 86 Pfennig, durch Umschlag M. 1.45. Versand ins Ausland durch Umschlag monatlich M. 1.45, für Länder mit ermäßigtem Porto M. 1.25. Postscheckkonto: München 11346; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern, Postscheck III 7205. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank, Filiale Kaufingerstraße. / Der „Illustrierte Beobachter" erscheint wöchentlich am Samstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39/II, Fernruf: 20755 und 20801. Hauptschriftleitung und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dietrich Loder, München; Berliner Schriftleitung Dr. Hans Diebow; verantwortlich für Anzeigen: Erwin Finkenzeller, München. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. / Österreich: Für den Inhalt verantwortlich Eduard Steingassinger; Auslieferungsstelle N. S. P.-Verlag, beide in Linz a. d. D., Langgasse 4/I. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Adressenvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Organisationsleben muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.

Diese Ausgabe darf in Lesezirkeln nicht geführt werden

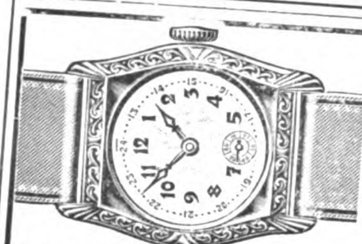
Rätsel-Lösungen aus Folge 29:

Zahlenrätsel: Hirschberg, Eckernförde, Liebenzell, Goslar, Oberhof, Lübeck, Aibling, Nürnberg, Dürkheim = Helgoland. — **Gegensatzrätsel:** Gerade — eng — roh — heiß — abends — rein — dick — positiv — arm — neu — traurig — einfach — leicht = Gerhard Pantel. — **Zweierlei Niederschlag:** Rausch, Rauch. — **Rösselsprung:** Das flücht'ge Lob, des Tages Ruhm / Magst du dem Eitlen gönnen; / Das aber sei dein Heiligtum: / Vor dir bestehen können. Theodor Fontane. — **Rätselfliese:** 1—2 Perle, 1—5 Papua, 2—9 Elberfeld, 3—4 Euböa, 3—7 Emden, 4—8 Agave, 5—6 Andernach, 6—10 Harfe, 7—8 Niere, 9—10 Dohle. — **Silbenrätsel:** 1. Morast, 2. Elli, 3. Harem, 4. Requiem, 5. Hellene, 6. Eger, 7. Isothermen, 8. Tohuwabohu, 9. Inder, 10. Sahib, 11. Terrine, 12. Uli, 13. Nikolajew, 14. Sekunde, 15. Italien, 16. Nicolajewski, 17. Nehrung, 18. Vene, 19. Eden, 20. Rechnung, 21. Sandale, 22. Tarnow. 23. Aloe, 24. Nemesis, 25. Dogge, 26. Illumination = Mehrheit ist Unsinn, Verstand ist immer nur bei wenigen gewesen. — **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Stuhl, 4. Start, 8. Ahnung, 10. Marter, 11 Primas, 13. Nautik, 15. Entwurf, 17. Ehre, 18. Genf, 19. Regel, 20. Peso, 22. Isis, 26. Pianist, 30. Armada, 31. Starre, 32. Sirene, 33. Rausch, 34. Tenne, 35. Arche. — Senkrecht: 1. Sappe, 2. Therme, 3. Hummer, 5. Traufe, 6. Relief, 7. Trakt, 9. Gast, 10. Menu, 12. Aneroid, 14. Arglist, 16. Wagen, 20. Partie, 21. Spaten, 23. Statur, 24. Spruch, 25. Wanst, 27. Aare, 28. Isar, 29. Zeche.

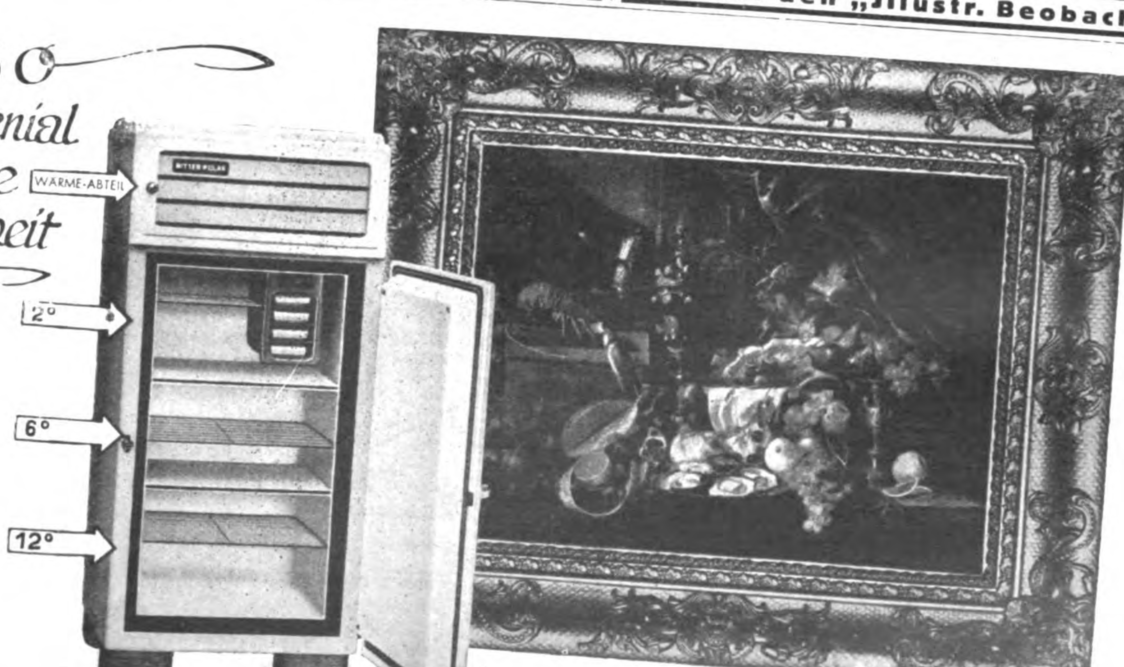








Berufen Sie sich bei Ihren Einkäufen stets auf den „Jllustr. Beobachter"



ADOLF HITLER · MEIN KAMPF



Das ist meine Quelle.

denn hier bekommen Sie mehr Ware und sparen trotzdem einen Haufen Geld. Befolgen Sie darum meinen ehrlich. Rat: „Schreiben Sie noch heute und verlangen Sie völlig umsonst und portofrei 240 Wollproben 260 Stoffproben ein kostenloses Jahresabonnement der Neuesten Quelle Nachricht. vom rein christlichen [L-20

Versandhaus **Quelle** GMBH
Fürth i. Bay. № 34

Hitler-Postkarten

25 Stück -.80, 1.50, 1.60 · **100 Pap.-Fähnchen -.80, -.85. 12 Pap.-Latern.-.80, 1.25.** Fahnen u. Wimpel. Schreibw.-Katalog frei! **E. Höhn, Scheibe 3,** Th. W. [3-3]

Abzeichen

Hakenkreuzschmuck fabriziert **Fred Schlenker S.A.-Sturmführer Schwäb. Gmünd** [1-1]

Gute Werkzeuge preiswert *Liste gratis!* Westfalia Werkzeug-Company, Hagen i. W. 204 [26-22]

Für Marsch-Musik

Instrumente billigst direkt von der **Musik-Spezialfirma HEROLD & CO.** Klingenthal, Sa. Nr. 73 Preisliste frei. [6-4

Fahnen Banner

Fahnenfabrik Pg. Paul Sandberg, Chemnitz, Äuß. Klosterstr. 12 [2-2]

Blasses Aussehen u. Sommersprossen verd. sof. d. ges. gesch. ärztl. anerk. **Braunolin.** Sof. sonnenverbr. Teint. Fl. M. 2.- u. 3.- **M. Mittelhaus, Berlin-Wilmersdorf 19, Hohenzollerndamm 200** [26-18]

Grauer Star

ohne Operation heilbar. **Dr. Kuschels Institut für Reform-Medizin, Hagen i. W. 204** Auskunft kostenlos! [L-9]

Fahnen und Wimpel

usw. aller Art nur vom Parteigenossen! **Fahnenfabrik Moeller Fischbach** bei Nürnberg Billige Händlerpreise [1-1]

Warnung

Ehe man anmeldet, **10 Gebote** für **Erfinder** kostenlos beziehen vom **Patentbüro Ingenieur Müller & Co., Leipzig,** Härtelstraße 25. Jb. [26-15]

Tornister m. R. 5.90 - 9.- **S. A.-Gamaschen,** D.R.P. **Koppel, Schulterriemen, Brotbeutel, Halstuchring.** n. Qual. W. billigst, Pg **G. Huber,** Wolterdingen i. B. [L-21]

Stottern

u. a. nervöse Hemmungen nur Angst. Auskunft frei. O. Hausdörfer, Breslau 16 Z [26-13

Lest „Die Brennessel"

die größte politisch satirische Zeitschrift Deutschlands!

Alle Musikinstrumente

in der größten Auswahl, Spezialität Ausrüstung ganzer Kapellen. Katalog frei [1-1]

Max Dörfel Klingenthal i. Sa. 10

EISU Stahlmatratzen

n. Mass, Betten, Schlafzimm., Polster an jeden Teilz. Katal. frei. **Eisenmöbelfabrik Suhl (Thür.)** [3-3]

Gelegenheit!

Bei Einsendung dieser Anzeige liefern wir Ihnen

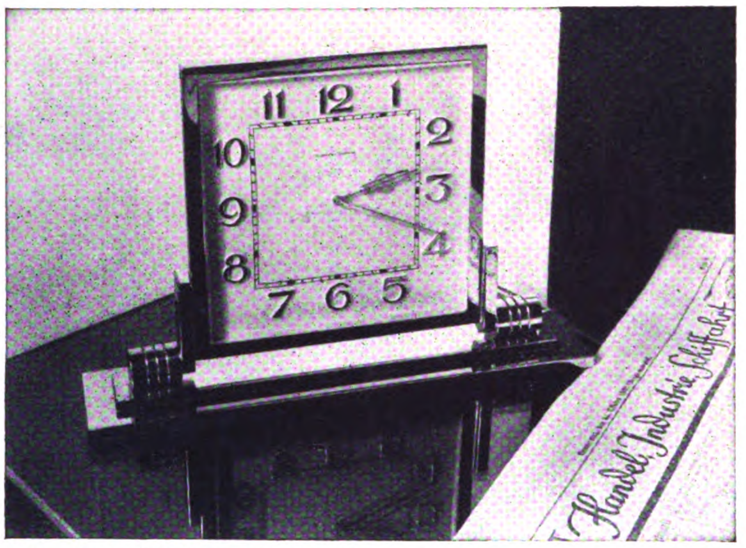
Männer-Arbeitshemden

aus gutem starken Flanell gearbeitet, in schöner mittel- oder dunkelfarbiger Streifenmusterung, garantiert waschecht, dichtfädig, aus gutem, reißfesten Sportflanell gearbeitet, richtig lang und weit, zu dem Vorzugspreis

von nur RM. 1.95 per Stück

Bitte Halsweite angeben.
Bestellen Sie bitte sofort oder verlangen Sie unsere große Preisliste über weitere sehr günstige Webwaren kostenlos.

Textilmanufaktur Haagen
Wilhelm Schöpflin
Haagen 250 A Baden
Deutsches christliches Unternehmen.



EIN GESCHENK MIT DEM MAN IMMER DAS RICHTIGE TRIFFT: EINE

KIENZLE CROMETA

KIENZLE CROMETA-UHREN FÜR SCHREIBTISCH, NACHTTISCH UND REISE IN JEDEM UHREN-FACHGESCHÄFT SCHON VON 10 MARK AN.

Nur noch Mk. 1.95

Nr. 700. Echt 14 Karat Goldpanzer, **5** Jahre schriftl. Garantie! Inkl. Gravierung bei Vorauszahlung auch in Briefmark. franko. Nachnahme 32 Pfg. mehr. Als Ringgröße genügt Papierstreifen. Katalog 1933 gratis. [L-67]

Gerh. Langner J. 17, Breslau X, Matthiasstr. 95

Flechten

Teile jedem gerne geg. 12 ₰ Rückporto, sonst kostenl., mit, wie meine Schwester n. 12 jährig. Leiden hierv. vollständ. geheilt wurde. Frau CH. SPOHN NEUFFEN 109 (Wttbg.) [13-1]

Für Vortragsveranstaltungen

Projektions-Apparate jeder Art. Lichtbilder aus all. Gebieten kauf- u. leihweise **Ed. Liesegang, Düsseldorf,** Postfach [13-4]

Auskunftei Henri Kramer

erste und älteste **Völkische Auskunftei HAMBURG 11**

Auskünfte schon von RM. 3.— an. [3-3]

PISTOLEN

automat., 8schüssig, m. j. Gegn. kampfunfäh. w'frei (Ladenpr.: M. 8.50) **Sonderpreis für S.A. u. Pg. 6.50** m. 12 Patr. Garantie Umt. Liste frei. *Schützen Dein Leben!*

Fabriklag. Krankenhagen München [3-3] Ritter von Epp-Platz 5 K

Herrliche Locken

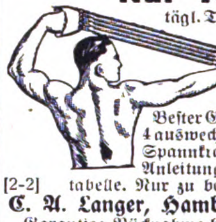
und schön gewelltes Haar erhalten Damen, Herren und Kinder sofort durch mein glänzend erprobtes **Lockenwasser „Wellin".** Die Locken sind dauerhaft auch gegen Feuchtigkeit; einfachste Anwendung, garantiert unschädlich. 1 Flasche 2 M., 2 Flaschen portofrei. Versand p. Nachnahme durch [1-1]

F. Kögler, München 14 Isabellastraße 36

Niemals

dürfen Sie Trommeln, Pfeifen, Messing-Blas- u. sämtliche andere Instrumente etc. kaufen, ohne sich vorher gratis und franko unseren neuen Katalog kommen zu lassen.

Herfeld & Comp.
Neuenrade Nr. 49 Westf. [26-8]



Nur 10 Minuten

tägl. Training mit dem Expander geben Ihnen höchste Muskelkraft, Leistungsfähigkeit u. Energie. Bester Gummi-Expander mit 4 auswechselb. Kabeln à 10 kg. Spannkraft RM. 6.50 fr. inkl. Anleitung u. illustr. Trainingstabelle. Nur zu beziehen durch [2-2]

C. A. Langer, Hamburg 36, B. 132
Garantie: Rücknahme bei Unzufriedenheit

Deutsche Prismen-feldstecher

dir. ab Fabr. dah. gr. Ersparnis Spezialglas 8×24 m. Etui M. 39.50. Kat. frei. Ratenz. Tägl. Anerk. **Dr. F. A. WÖHLER, Opt. Werk, Kassel 47** [26-21]

Musikinstrumente bis zu 40% **billiger** bei

Wolf & Co., Klingenthal i. Sa. Nr. 532 Groß. Katalog umsonst [26-2]

Dr. Schwenzer's Universalmittel

töten sicher Schwaben, Russen, Kakerlak. Wanzen, Grillen, Ameisen. Preis 1.25 Mk. [13-2 **Dr. Schwenzer,** Düsseldorf 93

Wertarbeit!

Jedes Stricker-Rad ist Qualität. Preise niedrig, da Lieferung ab Fabrik. Katalog 33 gratis. Nicht kaufen, erst Katalog anfordern. Spezial-Räder v. Rm. 29.- an

E. & P. Stricker Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 309 [L-8]

Schöne Erinnerungen schafft ein Photo-Apparat von Porst, dem größten Spezialhaus der Welt, mit der Riesenauswahl verschiedener Markenkameras. Günstige Zahlungsbedingungen. Alte Kameras werden in Zahlung genommen. Alles Wissenswerte über Photographie und Porst sagt Ihnen d. 320 seitig. Photo-Helfer J 29, den Sie **kostenlos** erhalten

Der Welt größt. Photo-Spez.-Haus **PHOTO Porst** **Nürnberg-A 229** [26-19]

Größte Hakenkreuz-Fahnen-Spezialfabrik

Pg. E. Hoffmann Eigene Flaggendruckerei Berlin S.W. 68 Hedemannstr. 26 — Nur für Wiederverkäufer [L-7]

Über 600 000 im Gebrauch

Haarfärbekamm

(ges. gesch. Marke **„Hoffera"**) färbt **graues** od. **rotes** Haar **echt blond, braun** od. **schwarz.** Völlig unschädl., jahrelang brauchbar. Diskrete Zusendg. im Brief. Stück Mark 3.-, 5.- u. 6.- (Henna) [26-6]

Pg. F. Hoffers Kosmetisches Laboratorium Berlin-Karlshorst 33

---

50 Zinnsoldaten mit 2 Fahnen, 2 Spielmannszüg. nur Mk. 2.25 Der „kleine Kamerad", Künstlerpuppe i. Orig. S.A. o. S.S. Ausrüstg. Gr. 30 cm M. 3.50 Gr. 40 cm M. 4.90

S. Kallenbach Nürnberg 25/6 [3-3

Studenten-Utensilien-Fabrik. Ält. u. größte Fabr. d. Branche. **Emil Lüdke,** G. m. b. H., **Jena SO. 3.** — Katalog gratis [6-4]

Schlank

wurde ich und **10 Kilo leichter** durch ganz einfach. Mittel. Verlangen Sie kostenlos Broschüre. **Frau Goth Nürnberg-S 67** Schlossäckerstr. 45 [52-26]

Regenwetter Oelhaut

in der Tasche zu tragen
à Meter M. 2.80
Pelerin. v. 8.50
Mäntel 15.50
Lederolmantel M. 13.50

Verk. dir. a. Verbraucher Prosp. u. Stoffm. gratis Spezialhaus **Dresden Mathildenstraße 56 J.B. MICHEL** [6-5]

Rekord!

Genau gehendes la Schw. Werk nur **M. 15.-** mit Garantieschein. Diese **Herren-Armb.-Uhr** oder kleine **Damen-Armband-Uhr,** eleg. und stabil, **Chrom** oder echt Goldauflage. 5 Jahr. Garantie, sende sof. auf 5 Mon.-Raten oder bar 10% Rabatt. **Rücknahme bei Nichtgefallen, daher kein Risiko.** Mod. **Sprungdeckeluhr** 2 Jahre Gar., mit Kette M. 15.-. Katalog gratis

Eugen Otto Keller Pforzheim 94 A. [13-3]

Stahlhelme

vorschriftsmäß., 1200 bis 1250 g (feldgr., schwarz od. braun) mit kompl. Innenpolstern u. Kinnriemen, alles echt Leder, das Stück M. 6.80 (bei mehr Rabatt), liefert prompt **Wilh. A. Schwarze Dresden-N. 6/J.** (P.-Sch.-K. Dsdn. 11428) [L-4]

Wollen Sie abnehmen? [3-3

Ohne Diät, zuverlässig und garantiert unschädlich hilft **Antidicksin** (ges. gesch.) Inter. Broschüre **kostenlos** d. **Antidicksin-Vertrieb,** Berlin-Charlottenburg 5/93 c

---

Migua-Sportzelte

fertigt konkurrenzlos billig. Katalog gratis. Migua G. m. b. H. Blankenburg-Harz 33 [3-3]

Photo-Apparate

aller Marken Teilzahlg., Tausch. Katalog od. Liste über Gelegenheitskäufe kostenlos

Photo-Brenner d. deutsche Photohaus **Inh. Fr. Aug. Schmitt, Köln 184/1 Hohe Straße 88** [26-1

[3-3] **-schmerzen? dann Citrovanille**

Vor allem ein zuverlässiges, **rasch u. mild** wirkendes Mittel, dabei stets bekömmlich. 33 Jahre erprobt u. ärztlich empfohlen gegen Kopfschmerzen, Migräne, Nervenschmerzen, Neuralgien, Unbehagen u. Schmerzzustände. Der Versuch überzeugt. 6 Pulver- od. 12 Oblaten-Packg M. 1.10. Die Oblatenf. gewährt **geschmackfreies** Einnehmen.

Herren-, Damenarmbanduhr

echt **Silber 800**/gest. od. Walzgolddoublé **(Goldauflage)** 5 Jahre Garantie nur **Mark 14.50.** Zahlung auf Wunsch 4 Raten. Barzahlung 10% Rabatt. Bei Nichtgefallen Rücknahme innerhalb 8 Tage. **Neuester Katalog 1933 gratis.**

E. Kyris, Pforzheim B 5 Einziges durch Fachmann (gepr. Uhrmachermeister) geleitet. Unternehmen Deutschlands. [26-2]

Alle **Sommersprossen gelbe Flecken**

usw. auch in den hartnäckigsten Fällen, werden in einigen Tagen **unter Garantie** durch die echte, unschädliche **Dr. Adlers Sommersprossencreme beseitigt.** Betrag zurück, wenn erfolglos. Eine Dose genügt. Preis 2 M. Versand p. Nachn. durch

H. Friedrich Hof (Saale) 12, Kirchpl. 1 Abt. Kosmetik [17-4]

Stottern

Dauerheilung! Wichtige Ausk. fr. G. Naeckel, Berlin-Ch., Dahlmannstr. 24 [L-13]

Preisabbau! Werkzeugliste **gratis.** Westfalia Werkzeugcomp., GmbH., Hagen Westf. 204 [52-51]

Blech- und Holzblasinstrumente

vollständige Besetzung ganzer Kapellen und Chöre, liefert zu günst. Teilzahlungsbedingg. **Rich. Ranft, Pausa i. V.** Unzählg. Anerkennung. Katalog frei! [26-12

GRAUE HAARE

erhalt. Naturfarbe durch einfaches Mittel. Keine Farbe. Näh. kostenlos. **Frau A. Müller, München G. 222,** Alpenrosenstr 2 [26-9]

Kopfschmerzen? Wieso denn!

Eine einzige Kapsel Melabon hilft Ihnen sofort ohne zu schaden. Auch bei Rheuma und Nervenschmerzen überraschende Schnellwirkung. Packung —.93 und RM. 3.60 in allen Apotheken. Besorgen Sie sich gleich:

melabon [26-2]



KARTONIERTE AUSGABE 2 BÄNDE JE RM 2.85

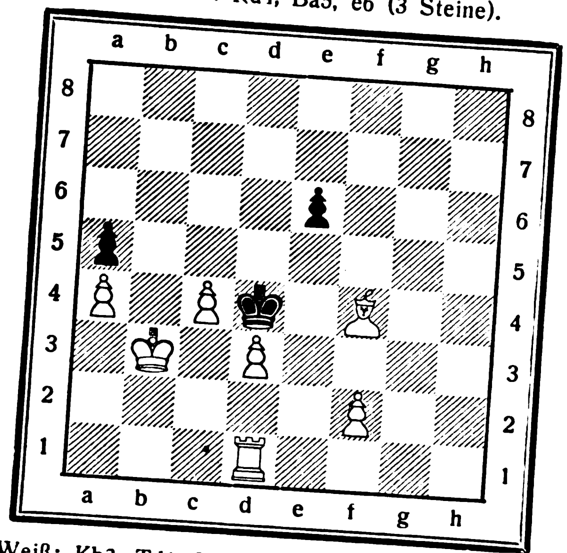
Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

Von Heinrich Gies, München.

Schwarz: Kd4, Ba5, e6 (3 Steine).



Weiß: Kb3, Td1, Lf4, Ba4, c4, d3, f2 (7 Steine).

Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

Ein nicht schwerer Vierzüger.

*

Aufgabelösung aus Folge 26, Zweizüger Hakenkreuz von Prof. M. Dischler, Offenburg: 1. d7×Le8D S×De8; 2. b2—b4 matt. 1. . . . . K×d5; 2. L×g3! matt.

*

Richtig gelöst: Helmuth Kliking, Güstrow.

Ein lehrreiches Endspiel vom Weltmeister

aus Folge 28.

Durch c4—c3!

Weiß merkte wohl die Gefahr, hat aber keine genügende Abwehr mehr, denn auch 33. Kg1—f1 würde nichts nützen. 33. Lf4—c1.

Bei 33. b2×c3 müßte Weiß nach Le7×a3 den Läufer opfern, um den Vormarsch des schwarzen a-Bauern aufzuhalten. 33. . . . Le7—g5!

Weiß gab auf, denn nach Lc1×Lg5 bekommt Schwarz eine neue Dame, und bei b2×c3 folgt natürlich Lg5×Lc1.

Dieser Partieschluß ist wieder ein Beweis, welche Tücken in scheinbar einfachen Stellungen vorhanden sein können.

Partie

(Damengambit)

Weiß: Alfr. Brinckmann, Kiel. Schwarz: N. N.

Weiß	Schwarz
1. d2—d4	d7—d5
2. c2—c4	e7—e6
3. Sb1—c3	c7—c5
4. Sg1—f3	c5×d4
5. Sf3×d4	e6—e5
6. Sc3—b5	a7—a6[1]
7. Dd1—a4	Lc8—d7
8. c4×d5	Sb8—c6!
9. d5×c6	Ld7×c6
10. e2—e4	a6×b5
11. Da4—b3	b5—b4
12. Sc3—d5[2]	Sg8—f6
13. Lc1—g5	Lc6×d5?[3]
14. e4×d5	Dd8×d5?
15. Db3×d5	Sf6×d5
16. Lf1—b5 Matt.[4]	

[1] Üblich ist hier in der Tarraschverteidigung d5—d4.

[2] Es kam auch Lf1—c4! in Betracht.

[3] Schwarz will einen Bauern gewinnen, der ihm aber schlecht bekommt, Lf8—e7 wäre besser.

[4] Ein seltenes, hübsches Kreuzmatt durch die beiden Läufer.

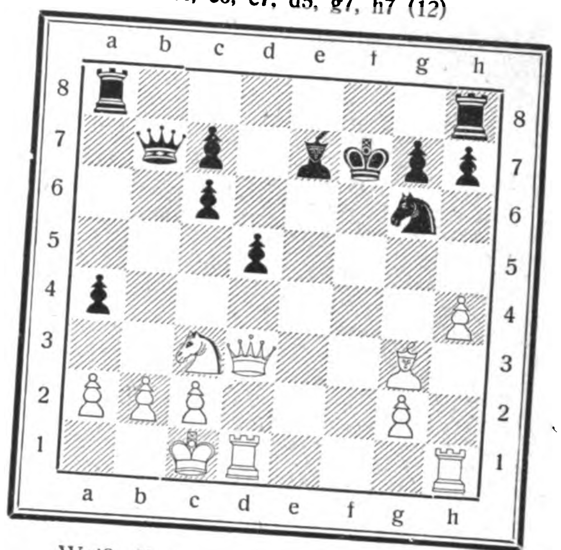
Diese Partie spielte Meister Brinckmann ebenso witzig, wie er glossiert.

Partiestellung

Aus einer um die Berliner Meisterschaft 1933 gespielten Partie zwischen Richter (Weiß) und Sämisch (Schwarz).

Stellung nach dem 20. Zuge.

Schwarz: Kf7, Db7, Ta8, Th8, Le7, Sg6, Ba4, c6, c7, d5, g7, h7 (12)



Weiß: Kc1, Dd3, Td1, Th1, Lg3, Sc3, Ba2, b2, c2, g2, h4 (11)

Weiß hat in dieser spanischen Partie folgende entscheidende Linienöffnungen erreicht, die er in kraftvollster Weise ausnützt und das ein prächtiges Beispiel offensiven Schachs darstellt. 21. Th1—f1† Le7—f6; 22. h4—h5 Sg6—e7; 23. h5—h6 Se7—g6; 24. h6×g7 Kf7×g7; 25. Tf1×f6! Kg7×f6; 26. Td1—f1† Kf6—g7; 27. Dd3—d4† Kg7—g8; 28. Sc3—e4! d5×Se4; 29. Dd4—c4† Kg8—g7; 30. Dc4—f7† Kg7—h6; 31. Lg3—f4† Sg6×Lf4; 32. Df7×Sf4 Aufgegeben, da baldiges Matt nicht zu verhindern ist.

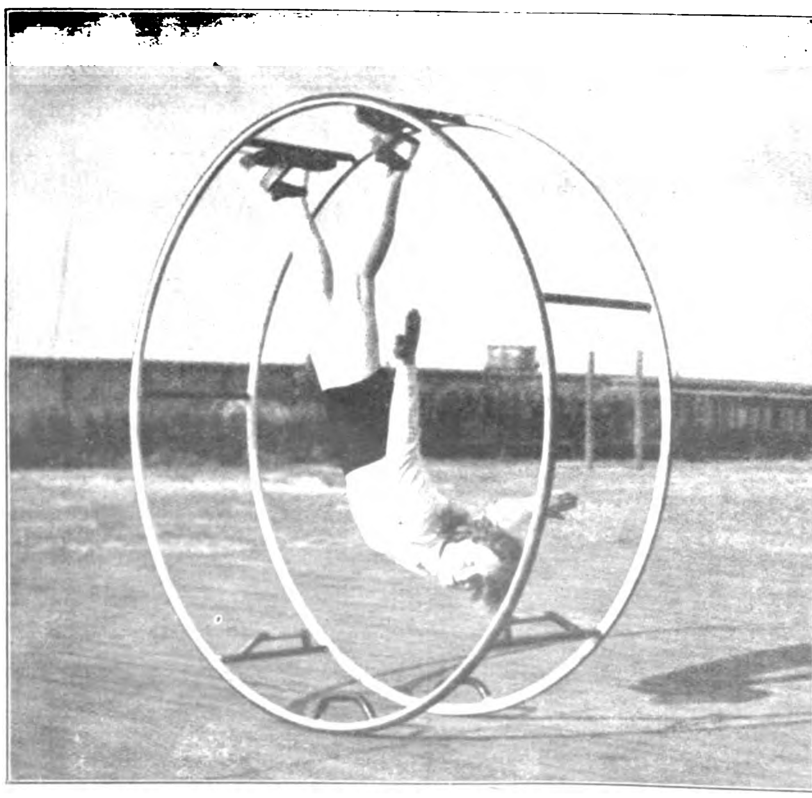


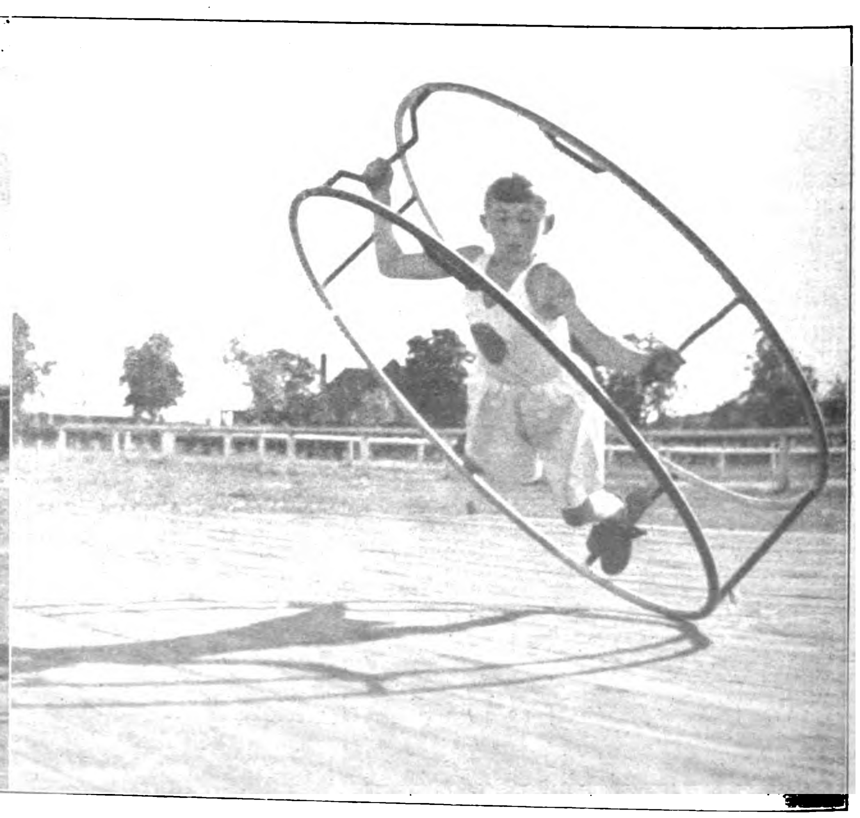
RHÖN-RAD-KÜNSTE

Das Rhönrad ist die Erfindung des ehemaligen Eisenbahners Otto Feick. Schon in den Jugendjahren beschäftigte er sich mit dem Gedanken, ein Rad zu konstruieren, in dem er sich trudelnd fortbewegen könnte. 1922 wurde er von den Franzosen interniert, die im besetzten Gebiet die deutschen Eisenbahnen in Regie nahmen. Als er im Jahre 1925 wieder freigelassen wurde, konstruierte er in Schönow in der Rhön das erste „Rhönrad" und meldete es beim Patentamt an. Seinen Beruf bei der Reichsbahn gab er auf. Das von Otto Feick erfundene Rhönrad errang bald allgemeine Beliebtheit bei der deutschen sporttreibenden Jugend und eroberte sich auch die Gunst des Auslandes. Das erste internationale Rhönrad-Turnier fand 1930 in Bad Kissingen statt. Das eigenartige Sportgerät bringt bei vollkommener Beherrschung Kraft und Anmut des Menschenkörpers in höchstem Maße zur Geltung.

(Aufnahmen Georg Schmidt)

Freiflug, eine Übung, die an Körperbeherrschung und Gewandtheit die größten Anforderungen stellt. — Unten links: Eine andere Phase des Freiflugs. — Unten rechts: Die große Spirale.





Dreifacher Känguruh-Sprung über einen Wassergraben in Victoria (Australien).

Seltene Kamera-Beute



Wüstenkönigliches Behagen im Freigehege des Whipsnade-Zoos (England).





Dem neu eintretenden Flugschüler wird zunächst die sachgemäße Anlegung der Fliegerhaube gezeigt.

Aufnahmen: Reinke-Akademia)



Die Hauptsache ist das Gleichgewi



Der Fluglehrer erklärt der Schülerin die Handhabung und Wirkung des Steuerruders.

Die



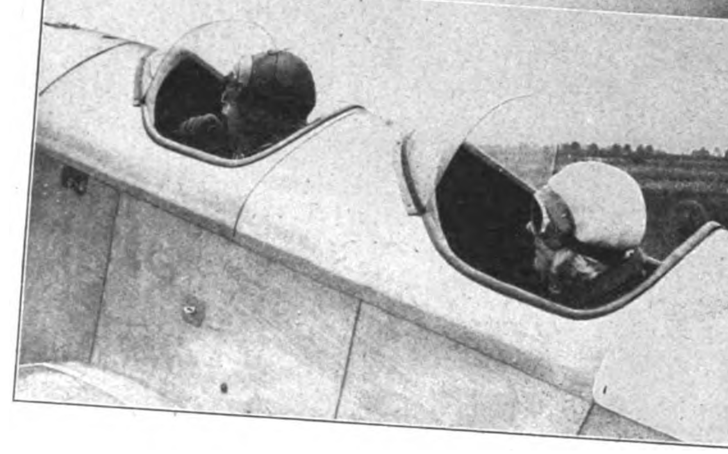
Kritisch sieht man den Mitschülern zu.



h., das Flugzeug in der Luft immer in horizontaler Lage zu halten.



Vor dem ersten Alleinflug werden der Flugschülerin nochmals die wichtigsten Anhaltspunkte eingeschärft.



Der Fluglehrer verständigt sich durch ein Sprachrohr mit seinem Schüler.

Auf dem Flugplatz vor der Halle stehen, von eifrig arbeitenden Monteuren bedient, zwei schnittige Schulflugzeuge. Die eine Maschine soll heute zum ersten Schulflug die junge Flugschülerin mit ihrem Fluglehrer in die Luft führen, die abseits mit Freundinnen und Fliegerkameraden plaudert und sich mit ausgelassenen Scherzworten den unbekannten Schritt in das langersehnte neue Fliegerleben erleichtern läßt. — Dann kommt der Fluglehrer: „Fertigmachen!“ Ein Griff zum Reißverschluß, ein zweiter zur Kappe, die Brille auf, Handschuhe an, die Schülerin das Doppelsteuer in der Hand, das sie jeden Druck des Fluglehrers auf sein Steuer fühlen läßt. Dann: „Bremsklotz frei!“ und langsam rollt die Maschine zum Startplatz.

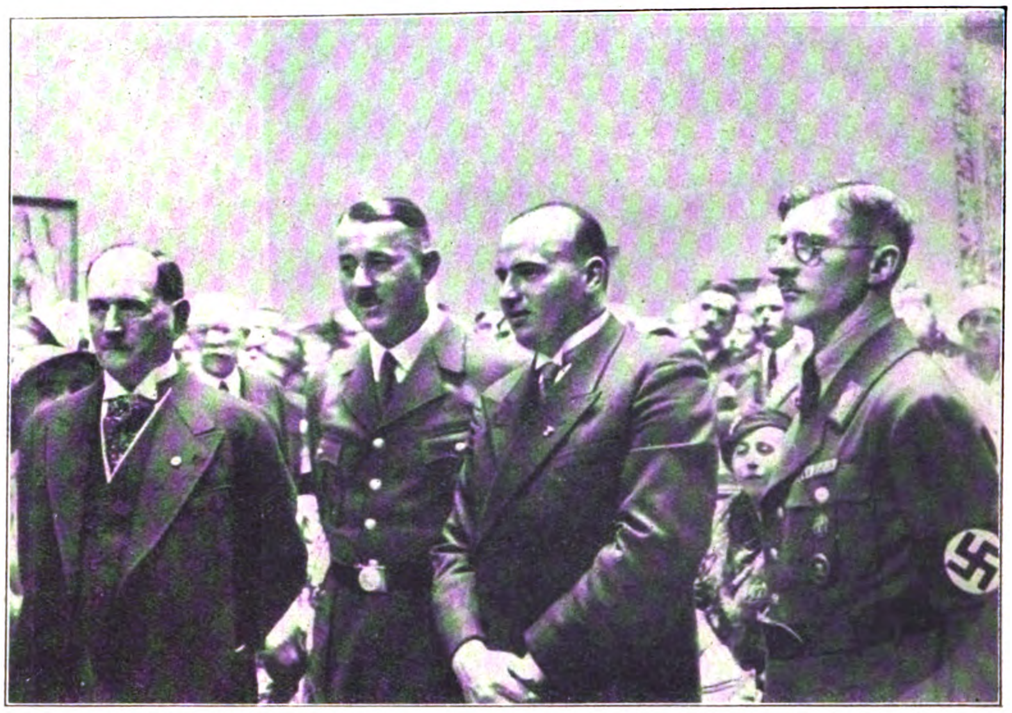
In wenigen Wochen ist nach glücklicher Beendigung des ersten Alleinfluges und nach Absolvierung von zirka 30 Flugstunden die Flugschülerin „fertig“

...erste Flugstunde



Endlich zum erstenmal in der Luft!

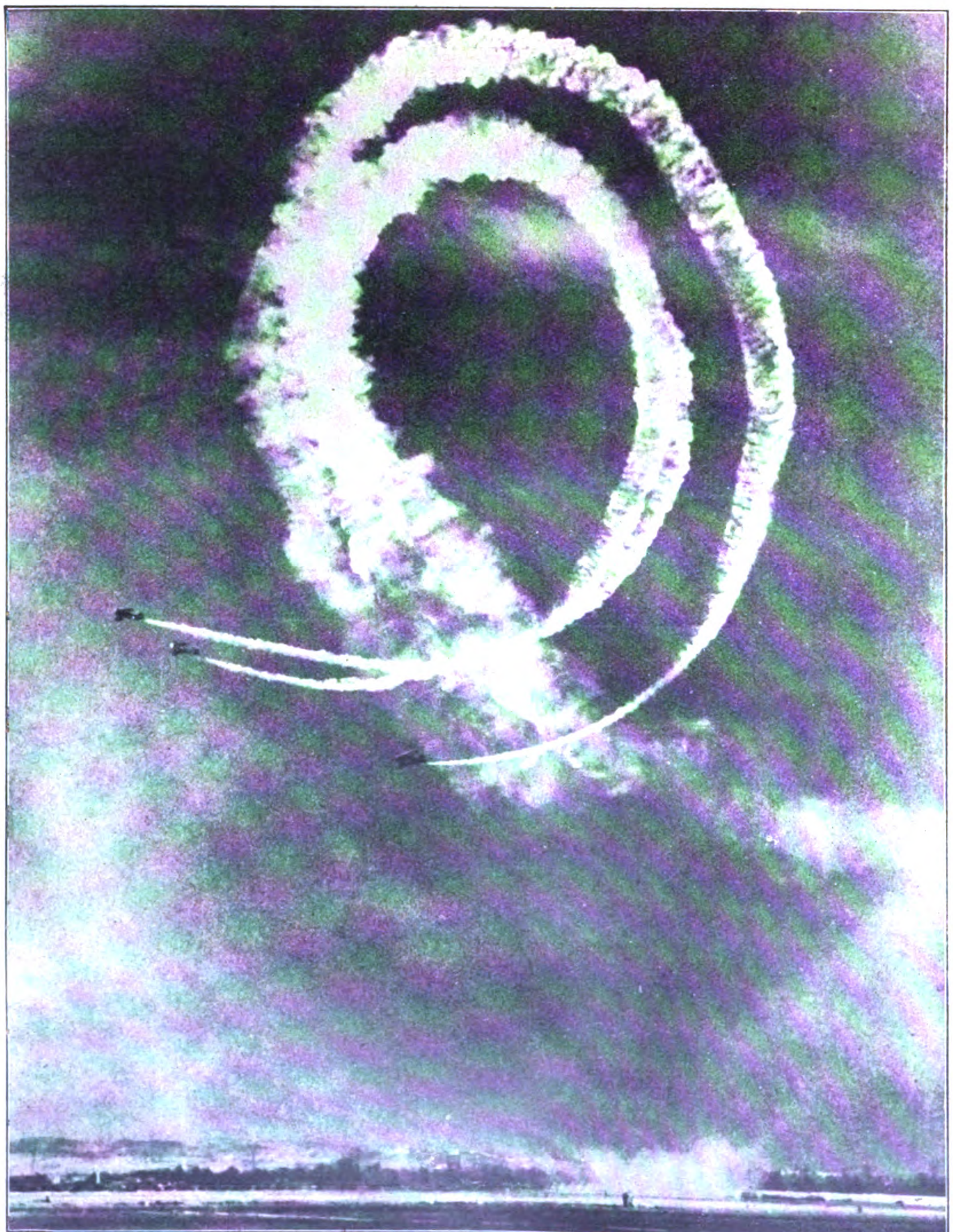




Die feierliche Eröffnung der Deutschen Kunstausstellung in München 1933.

Kultusminister Schemm bei der Festansprache.

V. l. n. r.: Reichsstatthalter v. Epp, Staatsminister Esser, Justizminister Dr. Frank, Oberbürgermeister Fiehler.



Kunstmaler am Himmel.

Diese interessante Aufnahme wurde anläßlich der jetzt in Los Angeles abgehaltenen Nationalen Luftrennen gemacht. Mit unglaublicher Sicherheit führten die Flieger dem staunenden Publikum ihre Kunstflüge vor.



Der älteste S.A.-Mann.

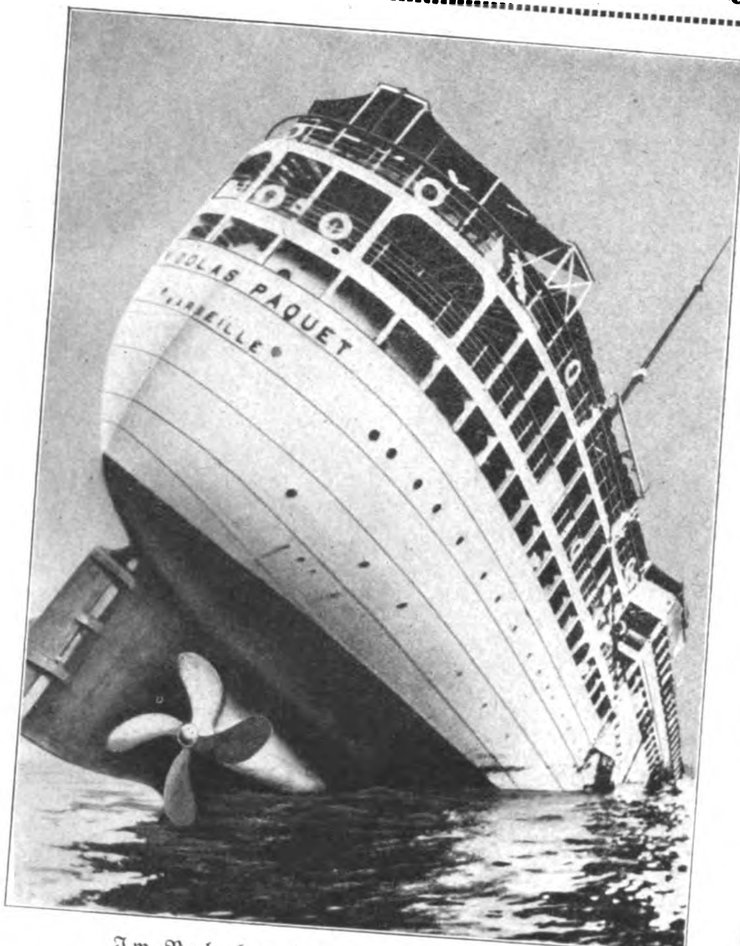
Scharführer Münzel, München, der kürzlich seinen 90. Geburtstag feierte.

Bilder vom Tage



Henry Ford

begeht am 30. Juli seinen 70. Geburtstag.



Im Nebel auf Grund gelaufen.

Vor einigen Tagen lief der große französische Passagierdampfer „Nicolas Paquet“ in der Nähe von Gibraltar im Nebel auf Grund. Die Besatzung von zirka 150 Mann war gezwungen, innerhalb weniger Minuten die Rettungsboote zu besteigen.



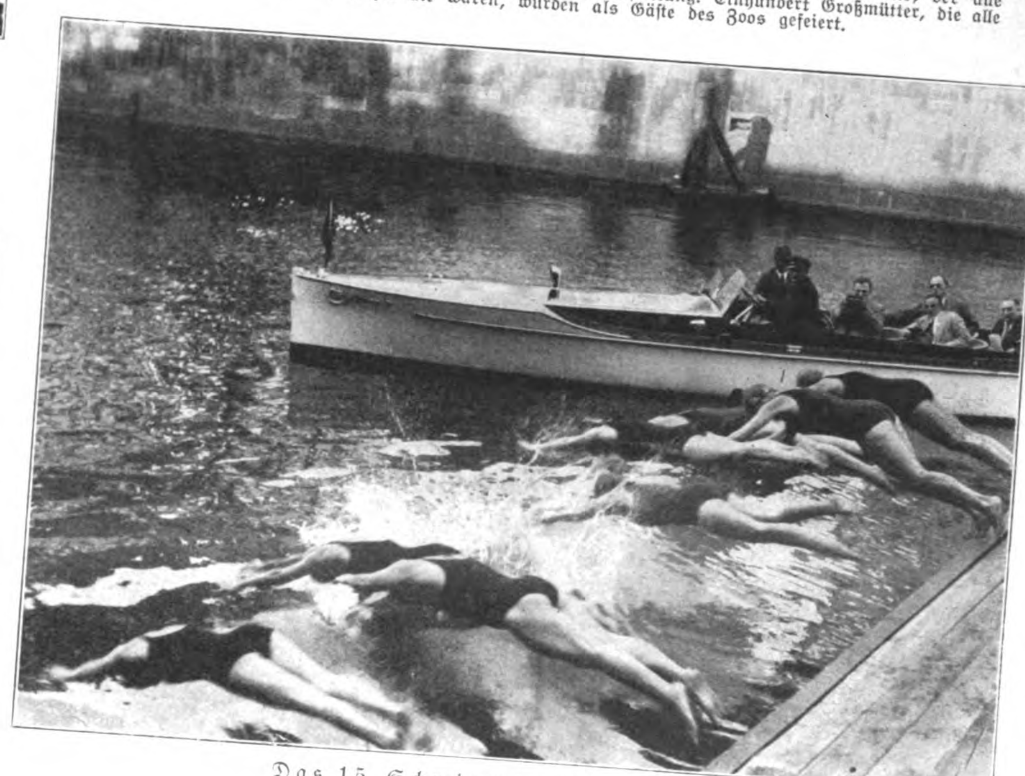
Das Mütterfest im Berliner Zoo.

Im Rahmen der von der N.S.-Volkswohlfahrt durchgeführten Sammlung, die „Unseren Müttern 30 Tage Ferien“ ermöglichen soll, fand ein großes Volksfest statt. Ein Bunter Abend, der alle Räume des Zoo füllte, beschloß die gut gelungene Veranstaltung. Einhundert Großmütter, die alle über 75 Jahre alt waren, wurden als Gäste des Zoos gefeiert.



Kapitän Christiansen,

Kommandant des Do. X, der als Ministerialrat ins Luftfahrtministerium berufen wurde, feierte seine silberne Hochzeit.



Das 15. Schwimmen quer durch Berlin.

Start der I. Damenklasse vor dem Schloß.





Im Österreich der Dollfuß und Vaugoin herrscht Kriegszustand.

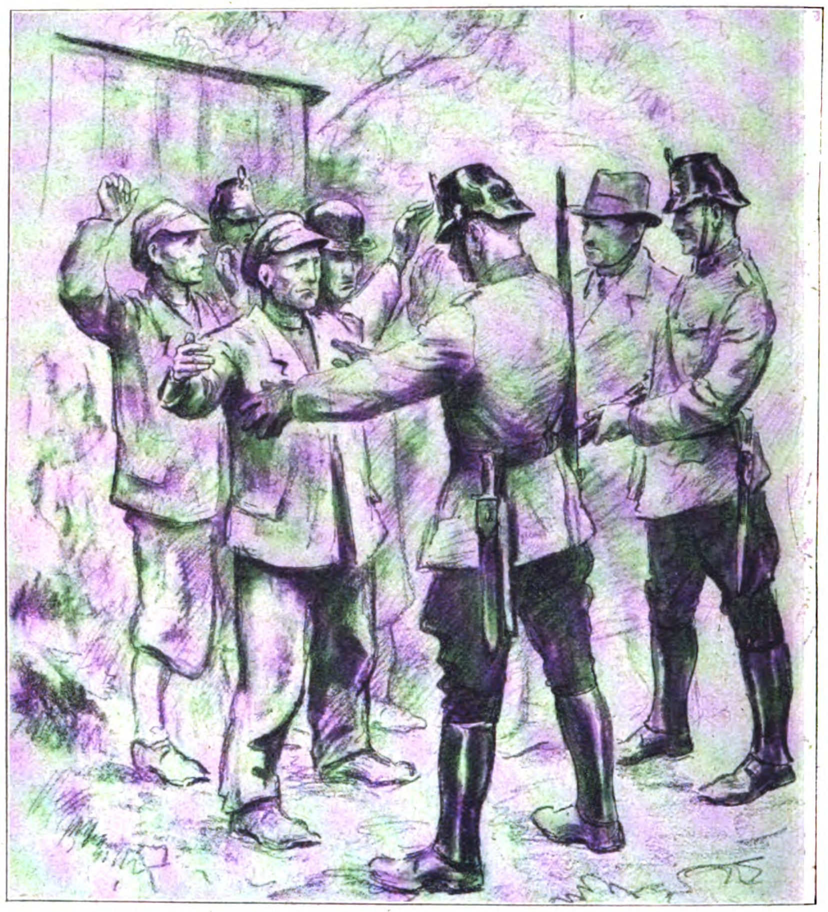
Bilder von der Besetzung der Landzeitung und der Straßen in Krems.

Razzia

Zeichnungen: Elk Eber

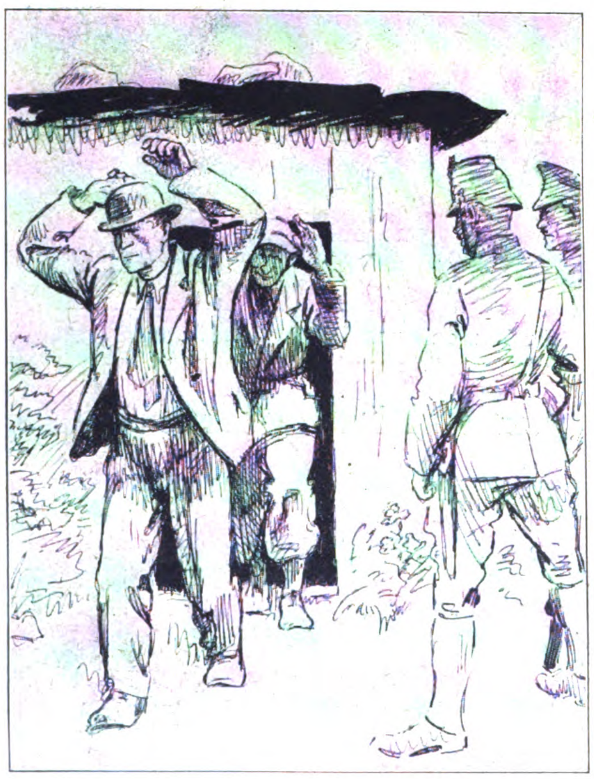


Schupo rückt über den Dächern an.



Die Zwangsgestellten werden nach Waffen durchsucht.

Es lohnt sich immer noch, in den Großstädten ein wenig nach dem Rechten zu sehen. Seit zu langen Jahren hat es sich eingeführt, daß kriminelle und politische Unterwelt Hand in Hand gingen. Kommunistische und marxistische Wühler, Provokateure und Verbrecher sind immer noch am Werk, wie erst kürzlich wieder der Fall des ostjüdischen „Studenten" Itzig Schmul, oder, wie er sich nach seiner neuen „Heimat" nannte, Jcitas Schmuleitas, bewies. Im Gegensatz zu den Polizeipräsidenten des abgetanen



Eine Schrebergartenlaube wird gelüftet.

Systems, den Herren Bernhard Weiß, Friedensburg, Zörgiebel usw., greifen aber die jetzigen Führer energisch durch, und so gelingt es jede Woche, weitere Schädlingsnester auszuheben. Von Zeit zu Zeit wird in bestimmten Stadtvierteln überraschend eine Razzia angesetzt, die dann auch immer allerlei Überraschungen zutage fördert. Da werden Geheimdruckereien, Fälscherwerkstätten, aber auch Hehlernester usw. aufgefunden, und nicht nur die gesuchten Persönlichkeiten werden dabei erfaßt, sondern so „en passant" wird auch manche Unterweltsfigur hoppgenommen, mit der man gar nicht rechnete. Die Vorbedingung für einen guten Fang ist der Moment der Schnelligkeit und der Überraschung. Alle Auswege müssen vorher abgeriegelt sein, und dann muß blitzartig zugeschlagen werden. Dann geht's über Zäune und Dächer, durch Keller und Speicher. Auch Laubenkolonien haben sich, besonders in der wärmeren Jahreszeit, als häufig beliebte Zufluchtsorte von Verbrechergesindel aller Art erwiesen. Es ist gut, wenn der Kohl, den man in diesen Gärten pflanzt und züchtet, beizeiten gedämpft wird, ehe damit anderen der Magen verdorben wird.



Gemeinsamer Abtransport ins Polizeirevier.

Preis 20 Pfennig
Ausland: 35 Pfennig

8. JAHRGANG / FOLGE 31 / SAMSTAG, 5. AUGUST 1933

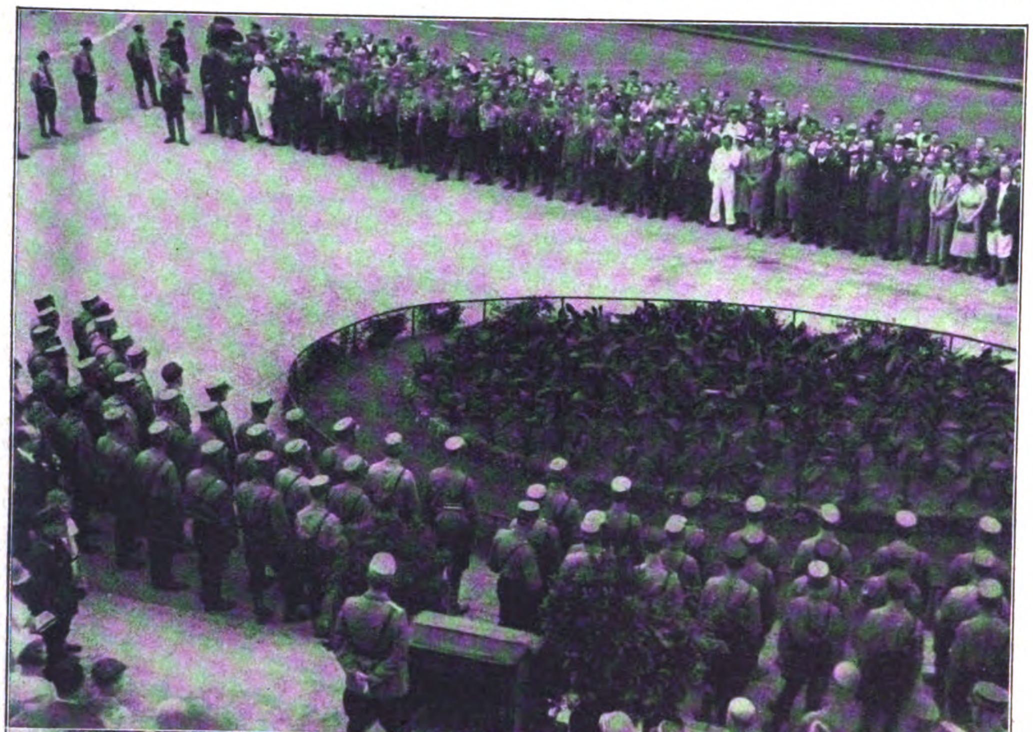
IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

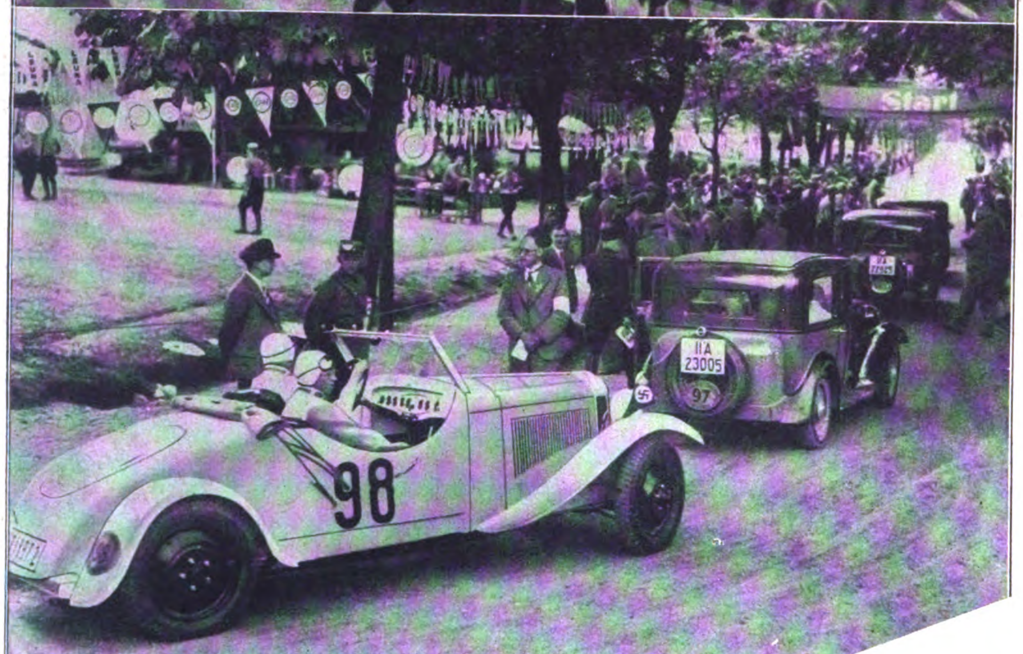


OBERGRUPPENFÜHRER HÜHNLEIN
der Führer des N.S.K.K. und Organisator der 2000-Kilometer-Fahrt

In diesem Heft: 2000-Kilometer-Fahrt und Deutsches Turnfest in Stuttgart



Am Vorabend in Baden-Baden: Ansprache des Chefs der N.S.K.K. Obergruppenführer Major a. D. Hühnlein (am unteren Bildrand) an die 200 Starter



Am Startplatz zum größten Rennen der Welt. Kraftwagen der Gruppe 4 (1000 bis 1500 ccm) vor dem Beginn der Fahrt

Die 2000-Kilometer-Fahrt durch Deutschland liegt nun hinter uns und hat einen gewaltigen Erfolg gebracht, der in seinem Umfang wohl nur von wenigen erwartet worden ist. Das großzügige Organisationstalent leitender nationalsozialistischer Stellen hat sich auch hier wiederum vollauf bewährt. Der Reichsinnenminister Dr. Frick hat für die Tage der Fahrt die Geschwindigkeitsbeschränkungen in Städten und Landstraßen aufgehoben, und das Nationalsozialistische Kraftfahrerkorps hat zusammen mit dem Automobilclub von Deutschland die Fahrt der Fünfhundert organisiert. Siebzigtausend S.A.-Männer sperrten die Straßen durch Deutschland ab, so daß die Fahrer freien Weg vor sich hatten und für sie und die Zuschauer und Anwohner in höchstem Maße die Sicherheit gewährleistet war. Gleichzeitig haben Fahrer und Fahrzeuge eine Kraftprobe von unerhörtem Ausmaße erfolgreich bestanden. Über ein Drittel der Teilnehmer kam in der vorgeschriebenen Zeit ans Ziel, wobei in 24—30stündiger Fahrt Durchschnittsgeschwindigkeiten von 50—88 Kilometern erreicht werden mußten. Die deutsche Kraftfahrzeugindustrie, der deutsche Kraftfahrer und der Unternehmungsgeist der unter der Leitung des N.S.K.K. stehenden deutschen Kraftfahrerverbände feierte an diesen Tagen seine höchsten Triumphe.

2000 Kilometer durch Deutschland

DAS GRÖSSTE MOTORSPORTLICHE EREIGNIS DER WELT, AN DEM RD. 500 AUTOMOBILE UND MOTORRÄDER TEILNAHMEN

Das gewaltige Streckennetz

wurde von etwa 70 000 Mann Motor-S.A. gesichert, um die Straßen für die mit hoher Geschwindigkeit durchkommenden Fahrzeuge von Menschen und Tieren freizuhalten. Die Personenwagen- und Seitenwagenfahrer starteten am 22. Juli ab morgens 5 Uhr mit je einer Minute Abstand in Baden-Baden. Die Solofahrer auf Motorrädern begannen am gleichen Sonnabend, nachmittags 2.15 Uhr, mit je einer Minute Abstand in Chemnitz. Auf unserer Karte ist die Nachtstrecke mit schwarzer Fläche gekennzeichnet.





Motoren donnern durch die deutsche Kleinstadt.
Der einzige italienische Teilnehmer auf Bugatti passiert Gernsbach.

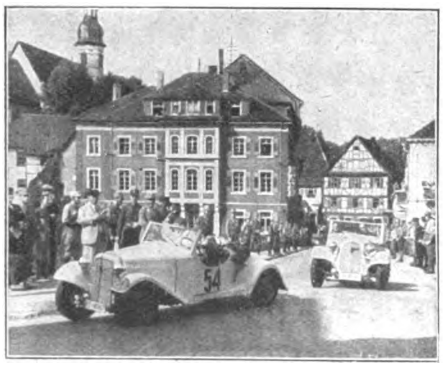


Die Parade der Solomaschinen in Chemnitz.

Rund 1300 Kilometer mußten die Krafträder zurücklegen: eine ganz außergewöhnliche Materialprüfung.

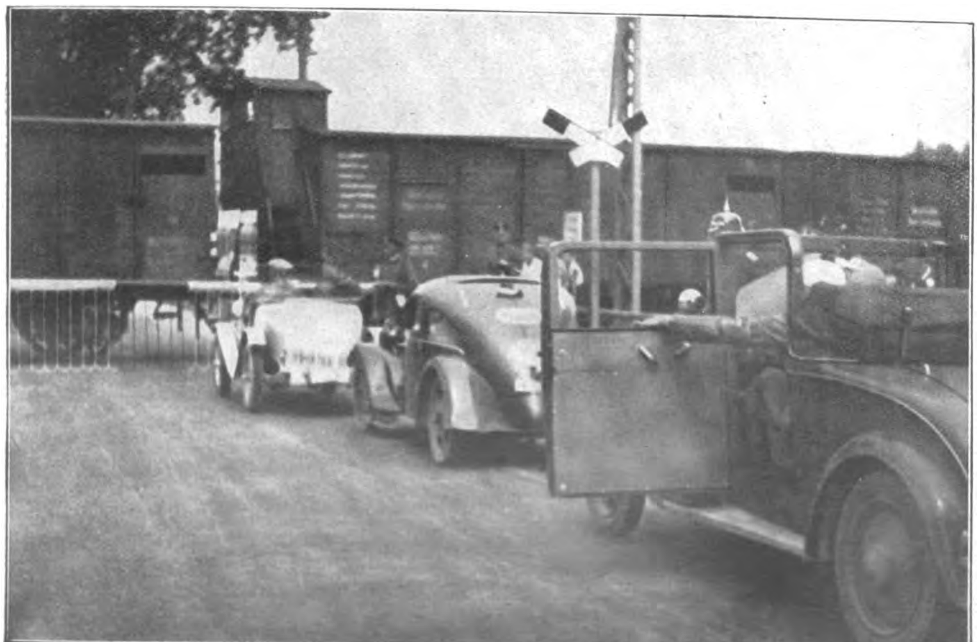
Der Frankfurter O. Winkelmann (Gruppe III: Kraftwagen über 1500 bis 2000 ccm) ist 11 Kilometer nach dem Start schon seinem Vordermann auf den Fersen.

v. Tschammer-Osten beobachtet von hier eine kurze Zeitlang die Fahrt.



2000 km durch Deutschland

Die größte motorsportliche Veranstaltung der Welt, organisiert unter der Schirmherrschaft d. Reichsinnenministers Dr. Frick durch N.S.K.K. (Major Hühnlein) und A.v.D.



Na, so ein Pech: Gerade jetzt muß ein Zug die Strecke sperren! Ungeduld staut sich vor den Schranken.

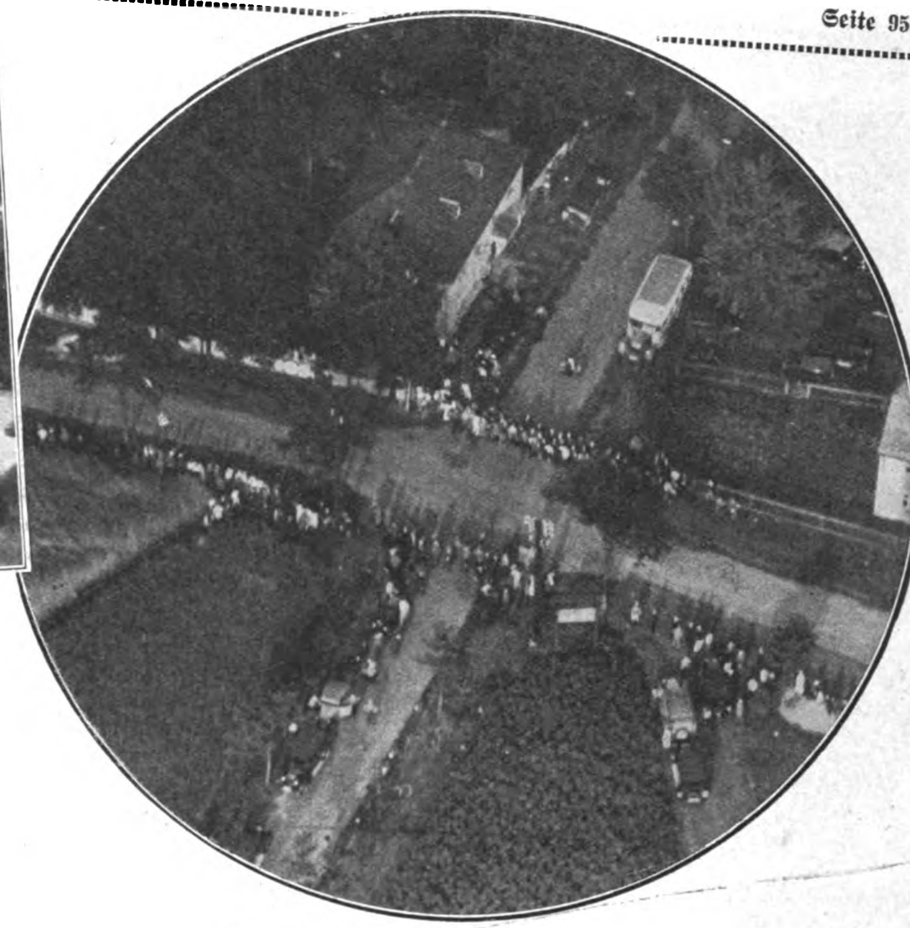


In allen Städten und Dörfern bildet die Bevölkerung Spalier.

Unser Sonderberichterstatter L. Rübelt begleitete die ganze Fahrt im Flugzeug



Ein schwieriger Durchlaß bei Augsburg.



Samstag abends: Straßenkreuzung bei Dresde:



Vom Flugzeug aus, das im 180-km-Tempo die Rennstrecke entlangflog, konnte unser Kameramann hinter Ulm einen interessanten Kampf um die Führung festhalten.



Der erste Wagen (Winkelmann auf Adler) ist am Ziel in Baden-Baden angelangt und wird stürmisch begrüßt.



O. Winkelmann (Frankfurt a. M). spricht vor dem Mikrophon über seine Fahrterlebnisse.



Der erste am Ziel eingetroffene Teilnehmer: H. Kirchberg auf D.K.W. (Motorräder über 400 ccm.)



Sieger der Gruppe I: Frhr. v. Michel-Tüßling, München, auf Mercedes-S S K.



Der bekannte Rennfahrer B. Brack auf Mercedes-Benz (M S S).

Flucht vor dem Hunger

BILDER AUS DEM LAGER DEUTSCH-RUSSISCHER FLÜCHTLINGE IN SCHNEIDEMÜHL

Aufnahmen: Chn. Nicolai



Deutscher Bauer aus der Ukraine, einst der „Kornkammer' Rußlands, kommt mit seiner armseligen Habe, die er aus dem Zusammenbruch gerettet hat, ins Lager.



Männer, Frauen, Kinder..., täglich suchen neue Familien, die sich über die Grenze gerettet haben, Zuflucht im Emigrantenlager.



Ein Klumpen Brot, aus Mais, Bohnen und Roggen hergestellt, und daneben Fremdkörper, die in einem Brot gefunden wurden.

Während das Weltjudentum mit Hilfe eines raffiniert aufgezogenen Propagandaapparates die ungeheuerlichsten Greuelmeldungen über das junge Deutschland verbreitet und die Völker der Erde in einen neuen Krieg gegen das Deutschtum zu stürzen versucht, rollt in Sowjetrußland ein Drama der Weltgeschichte von erschütternder Tragik ab, von dem die Welt fast nichts weiß. Dort ist aus einem Lande unerschöpflicher Reserven und natürlichen Reichtums eine Hölle des Elends und des Hungers gewor-



Eine deutsch-russische Bäuerin aus dem Dnjeprgebiet mit ihrem Kind.

den. In dem Lande, das vor dem Kriege Millionen Tonnen Getreide ausführen konnte, stürzen sich heute verzweifelte Menschen auf die Kadaver gefallener Tiere, um nur ihren Hunger zu stillen, und grausigste Not läßt sie nicht einmal vor Menschenleichen zurückschrecken. Am größten ist die Verzweiflung im russischen Dorf. Die ganze Ernte und selbst das Saatgut vom Staate beschlagnahmt, kein Stück Vieh mehr im Stalle, sieht der Bauer dem langsamen, unerbittlichen Tode ins Auge.

Vollkommen mittellos, mit den Spuren eines schweren Schicksals in den Gesichtern und doch froh, der roten Hölle entronnen zu sein, sind nun in diesen Tagen die ersten wolgadeutschen Flüchtlinge im Reich eingetroffen. Das große Lager in Schneidemühl, das schon so viel menschlichen Jammer gesehen hat, ist ihre erste Zufluchtsstätte geworden. Sie können es noch kaum fassen, daß sie tatsächlich dem Leben zurückgegeben sind.

Der neue Wille, der sich überall in Deutschland regt und das Versprechen des deutschen Volkes, auch ihnen zu helfen, wird ihnen aber neue Hoffnung sein.

Pf.



Flüchtlingsbaracken in Schneidemühl.



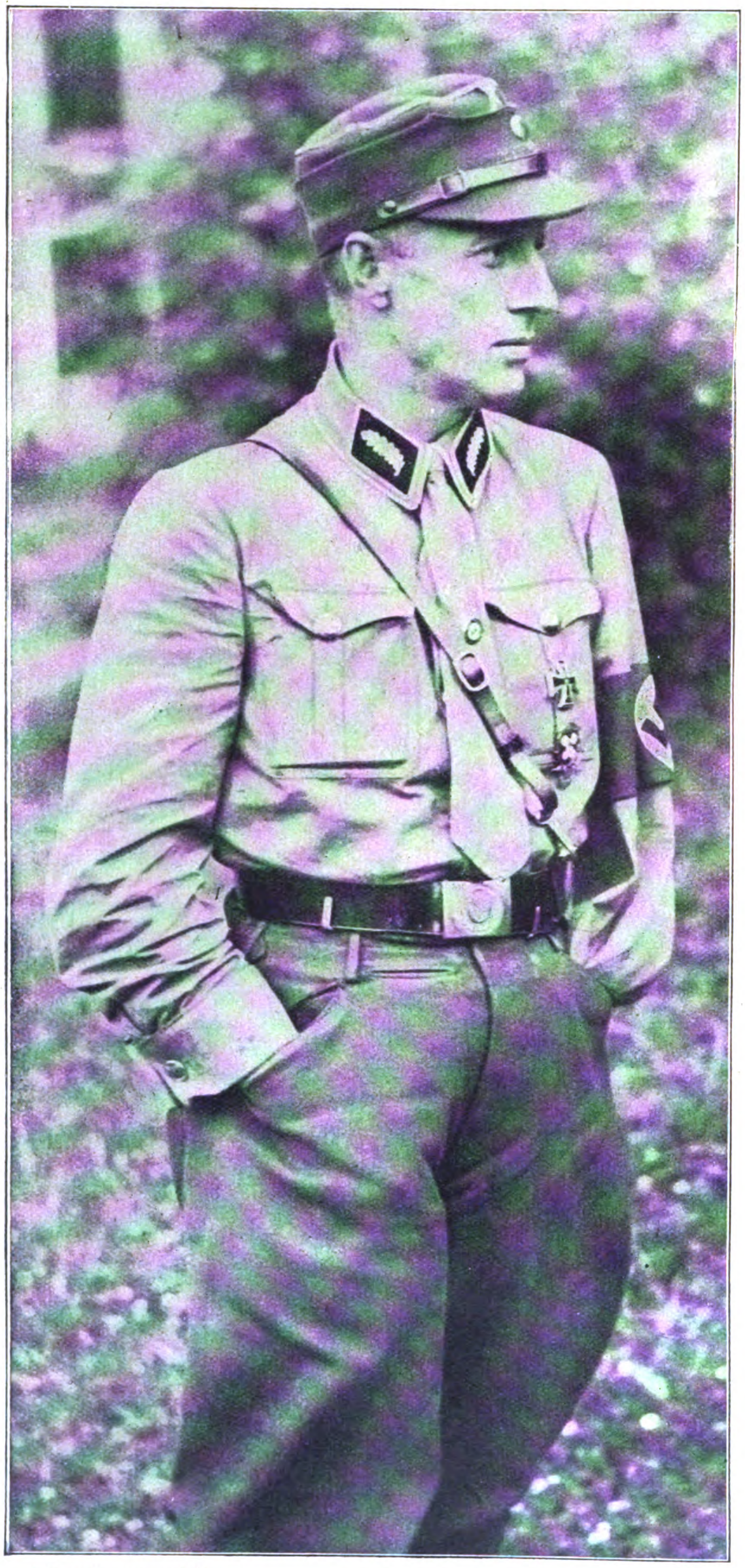
Das Elend ist im Alter noch über sie gekommen.



Deutsch-russische Männer aus der Ukraine in ihrer eigenartigen Hockstellung.

Die Heydebrecker

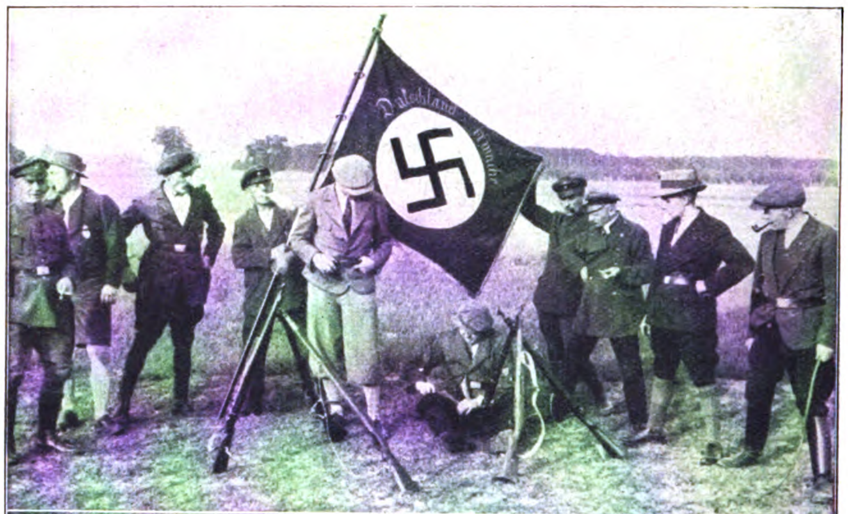
DER URSPRUNG DER SCHLESISCHEN S. A.

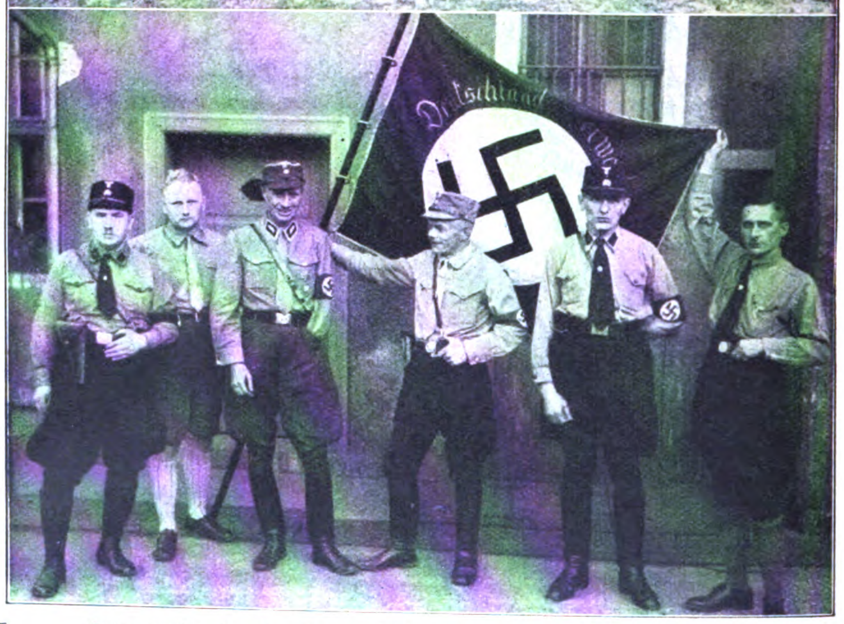


Standartenführer Peter v. Heydebreck,

der Held von 1921, Schöpfer und Führer des Freikorps Heydebreck, mit dem er den Kampf um Oberschlesien gegen die polnischen Aufständischen mit eiserner Entschlossenheit führte.

(National-Photo)





Die erste Hakenkreuzfahne in Oberschlesien trugen die Heydebrecker. — Dieselben Männer, die 1921 in wahlloser Kleidung der Fahne folgten, tragen heute die Uniform der S.A. und S.S.





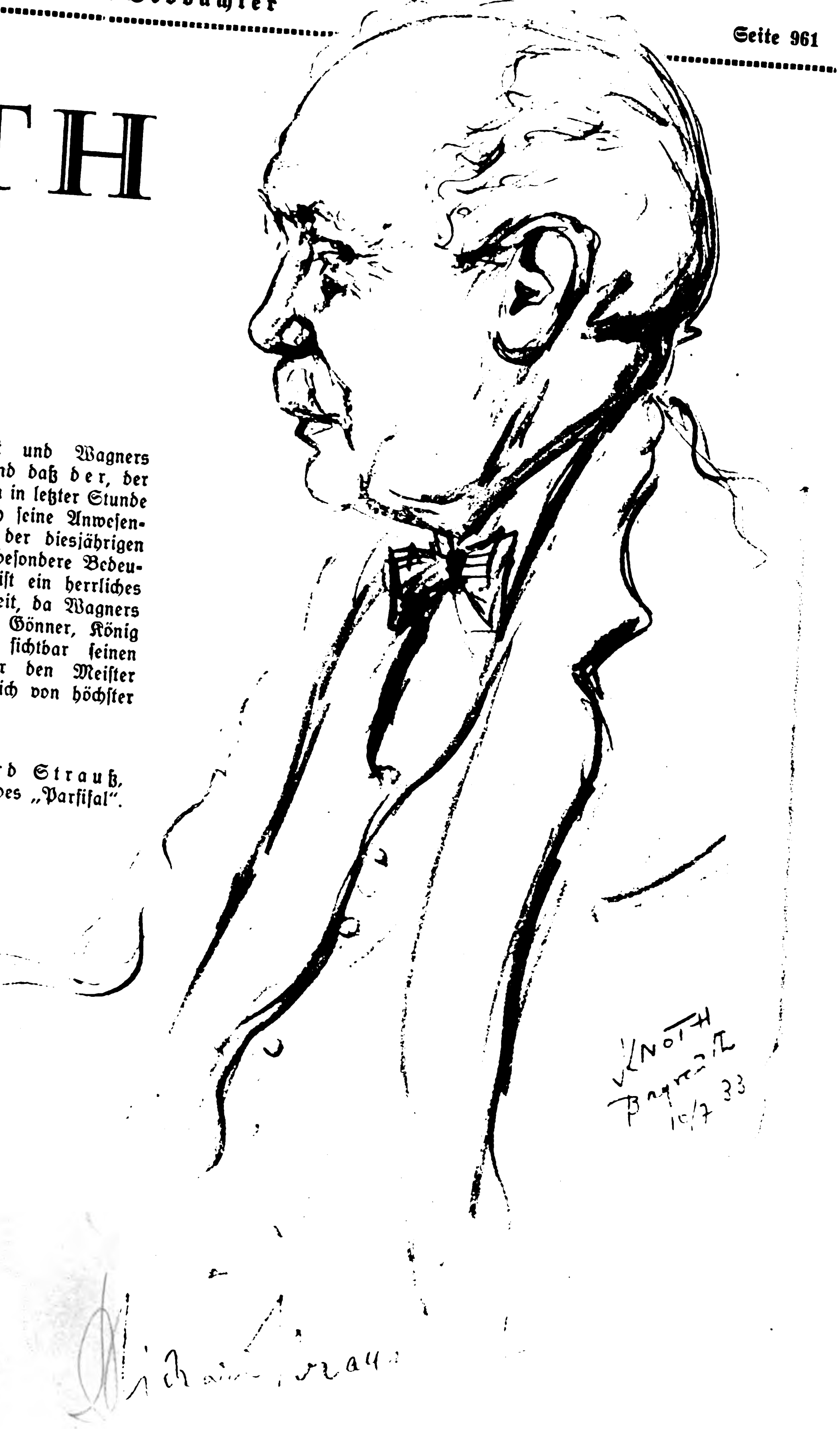
Aus Schlesiens Schicksalstagen: hier ging die Front vorbei

Schloß Stubendorf wurde während des Aufstandes von den Polen geplündert und verwüstet und, um die Untat vor der Interalliierten Kommission zu vertuschen, gesprengt. — Oben: Das neuerbaute Schloß Stubendorf.

Heller leuchten in Oberschlesien die Augen, noch straffer werden die Rücken der oberschlesischen Männer, wenn der Name Heydebreck fällt. Unser Hauptmann! Der Held von 1921, der trotz der Berliner Systemregierung, trotz Haftbefehl wegen „Geheimbündelei", trotz Verfolgungen und bitterster Not mit seinen „Wölfen" seinem Vaterlande treu blieb und nicht dulden wollte, daß Insurgenten in Oberschlesien eindrangen.

Peter von Heydebreck spürte früh, von welcher Seite allein Deutschlands Wiederaufstieg kommen könnte, und ließ stolz seinem Freikorps die erste Hakenkreuzfahne in Deutschland vorantragen, dieselbe Fahne, um die er heute seine alten „Wölfe" — natürlich alle in der Uniform der S.A. und S.S. — versammelt, und unter der sie weiterkämpfen wollen im alten Geist für ihr geliebtes Vaterland und für ihre Heimat Oberschlesien. L. G.

BAYREUTH 1933



Deutschland lebt und Wagners Werk lebt. Und daß der, der Deutschlands Sterben in letzter Stunde verhindert hat, durch seine Anwesenheit der Eröffnung der diesjährigen Festspiele eine ganz besondere Bedeutung verleiht, das ist ein herrliches Symbol. Seit der Zeit, da Wagners unvergleichlich hehrer Gönner, König Ludwig II., weithin sichtbar seinen schützenden Arm über den Meister hielt, ist so nachdrücklich von höchster

Richard Strauß, Dirigent des „Parsifal".



Rut Berglund, die „Magdalena" in den „Meistersingern".

Stelle nie mehr für sein Werk eingetreten worden. Weil nur das Genie das Genie bis zum letzten zu verstehen weiß.

Die Zahl der anrollenden Wagen wächst von Stunde zu Stunde, das Spalier derer, die den Führer sehen wollen, ist längst vielgliedrig geworden, vom Festhügel die ganze Straße hinunter. Bis der Augenblick gekommen, und ein einziger Jubelruf sich in machtvollem Crescendo fortpflanzt, jenes nicht enden wollende „Heil!", vielleicht doch die schönste aller Musiken.

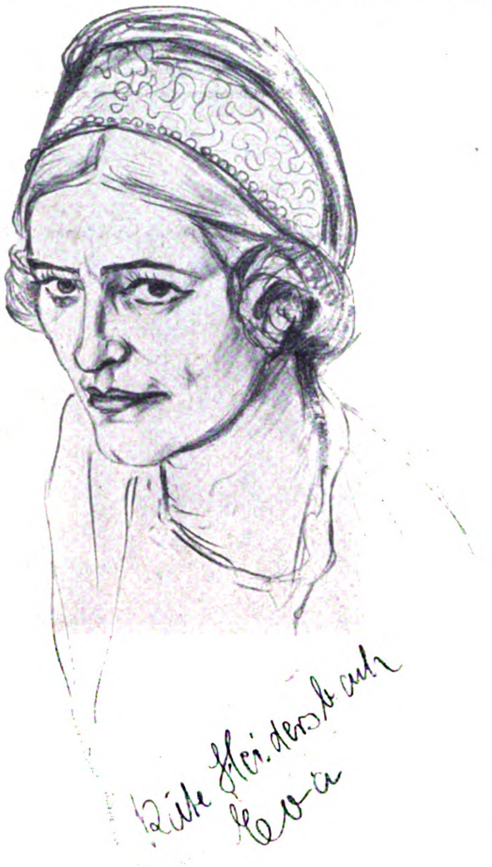
Um Punkt vier Uhr betritt der Führer das Festspielhaus, und gleich darauf beginnt die Vorstellung, „Die Meistersinger". Daß gerade sie die Festspiele des Jahres 1933, da sich der Todestag des Meisters zum fünfzigsten Male jährt, eröffnen, ist besonders zu begrüßen. Sind sie doch das deutsche Lustspiel,



Alexander Kipnis als „Pogner".



Frau Winifred Wagner.



Käte Heidersbach als „Eva“.



Erich Zimmermann als „David“.



Rudolf Bockelmann als „Hans Sachs“.

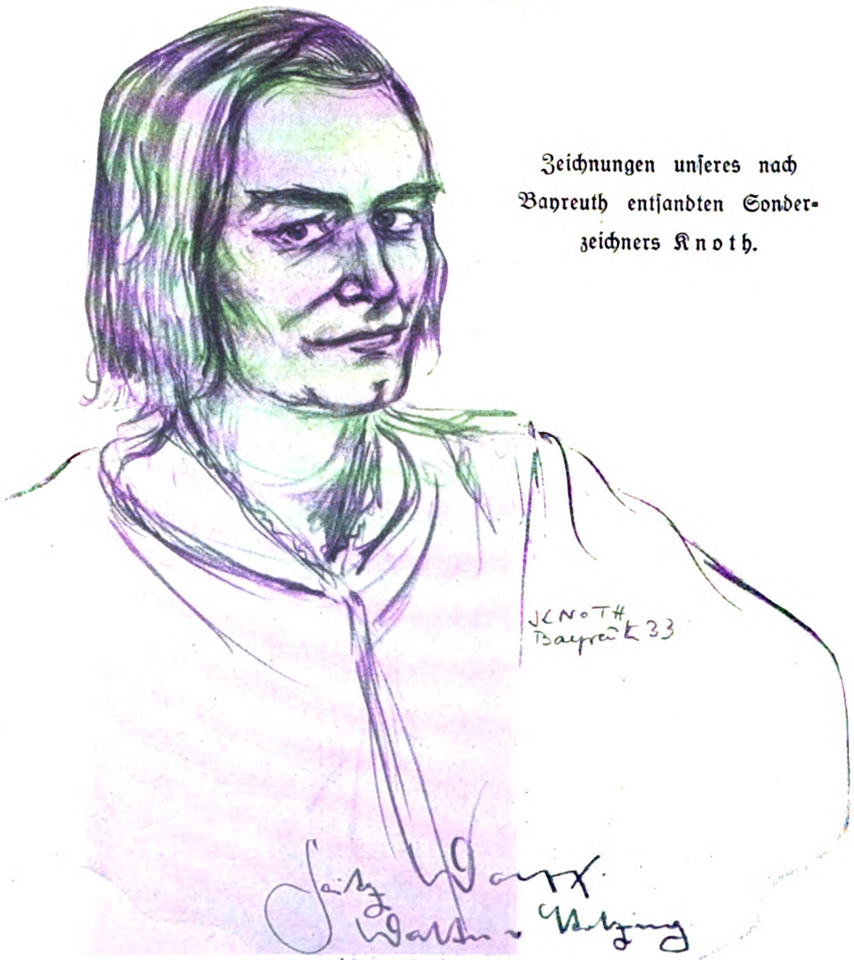
und ist die Musik dazu doch die deutsche Musik, wie sie seit Johann Sebastians Zeiten deutscher nicht geschrieben.

Der zweite Tag der Festspiele brachte noch eine Steigerung: Die Aufführung des „Parsifal“, die sich unter der Leitung von Richard Strauß zu einem unvergeßlichen Ereignis gestaltete.



Der Führer bei seiner Ankunft in Bayreuth.

Zeichnungen unseres nach Bayreuth entsandten Sonderzeichners Knoth.



Fritz Wolff als „Stolzing“.



doppelt fermentiert

4 ₰

Die einzige Cigarette, die trotz ihres billigen Preises verfeinerte Geschmackskultur repräsentiert.

Starhemberg im Licht seiner eigenen Briefe

Im Herbst 1930 schritt der österreichische Heimatschutz in Schladming (Obersteiermark) zur Bundesführerwahl des Heimatschutzes. Der Zweck war, wie allgemein bekannt, Dr. Walter Pfrimer zum Bundesführer zu wählen, der das allgemeine Vertrauen des nationalen Heimatschutzes hatte, und Dr. Richard Steidle auszuschiffen, der ja bekanntlich im Fahrwasser Dr. Seipels stand.

Die Wahl brachte zur allgemeinen Überraschung und Enttäuschung nicht Dr. Pfrimer, sondern den Fürsten Ernst Rüdiger Starhemberg als Bundesführer hervor.

Dies wurde dadurch erreicht, daß Starhemberg Herrn v. Arbesser überredet hatte, ihm und nicht Dr. Pfrimer seine Stimme zu geben.

Dieses entgegen allen Abmachungen geführte Manöver leugnete Starhemberg nachträglich ab, wie man auch aus dem Brief an Dr. Pfrimer ersieht. Alles Ableugnen ändert aber an den Tatsachen nichts, daß der Fürst schon damals ein schmähliches Doppelspiel trieb. Bezeichnend ist, daß er in seinem Brief an Dr. Pfrimer ein Zusammenarbeiten mit Dr. Steidle als gänzlich unvereinbar ablehnte.

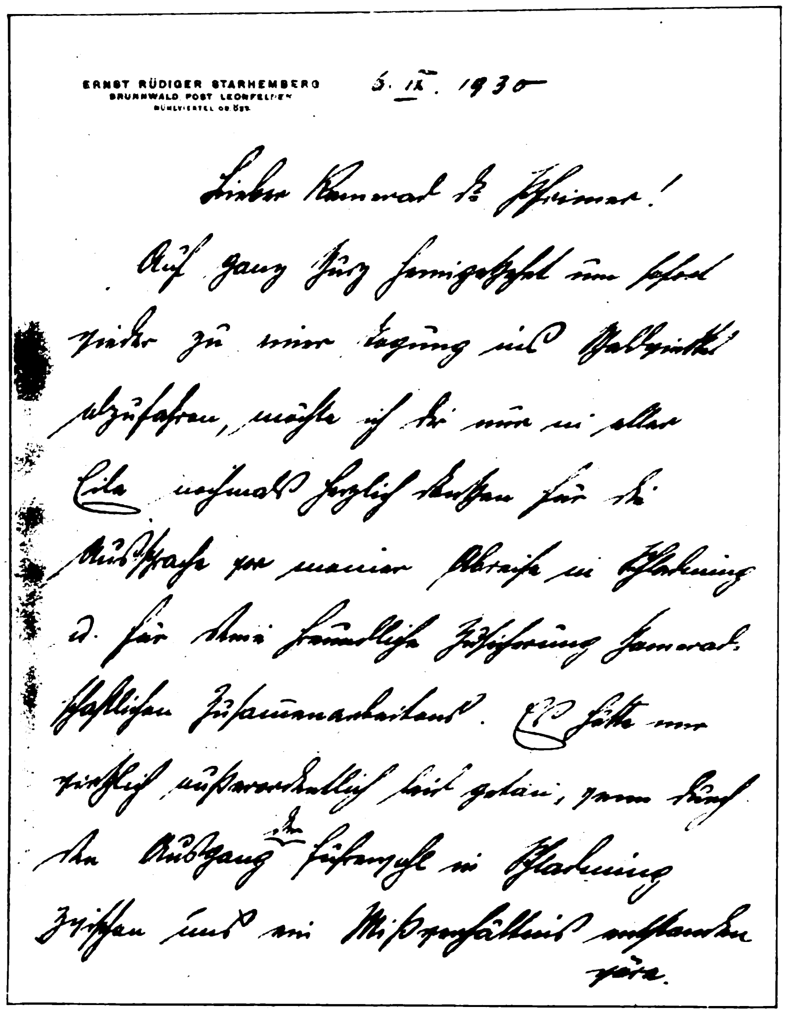
Am 4. September 1931 erklärte er wiederum, daß das Tischtuch zwischen ihm, Dr. Steidle und Fey zerschnitten sei, und daß er es für jeden Ehrenmann als unvereinbarlich erkläre, an einem Tisch mit diesen Leuten zu sitzen. Sollte es je so weit kommen, daß diese Leute in die Führung kämen, müßte er als Ehrenmann ausscheiden.

Heute sitzt Starhemberg nicht nur an einem Tisch mit diesen Leuten, er gewährt ihnen sogar jede Unterstützung, die deutschbewußte Bevölkerung zu tyrannisieren. Aber noch viel ärger sind Verirrungen dieses „Ehrenmanns":

Nach seiner Wahl zum Bundesführer machte der steirische Heimatschutz, der seine nationale Grundlage nie aufgegeben hatte und auch nicht gewillt war, sie Starhemberg zu opfern, seine Mitarbeit abhängig von Bedingungen, die Starhemberg schriftlich ehrenwörtlich einzuhalten sich verpflichtete. Wir sehen hier besonders, daß er ehrenwörtlich verpflichtet wurde, mit keiner Partei zu paktieren, in keine Parteienregierung zu gehen und das Korneuburger Programm im Heimatschutz als Grundlage beizubehalten. Dieses Programm legte den Führern und jedem Mitglied unter Eid auf, nur den Führergedanken hochzuhalten, restlos sich einzuordnen und mit keiner Partei des alten Parteienstaates zu arbeiten.

Wie Fürst Starhemberg diese Punkte, zu denen er sich schriftlich unter Ehrenwort verpflichtete, einhielt, ist aus der Entwicklung der Dinge wohlbekannt. Er hat sein Ehrenwort den Führern und dem von ihm geführten Heimatschutzverband gebrochen; damit aber ist er ein Hauptschuldiger geworden am Verrat der großen nationalen Idee in Österreich. Weiter hat sich Starhemberg verpflichtet, unter Verpfändung seines Ehrenwortes, sich allen Anordnungen Dr. Pfrimers unterzuordnen und seine Befehle zu befolgen.

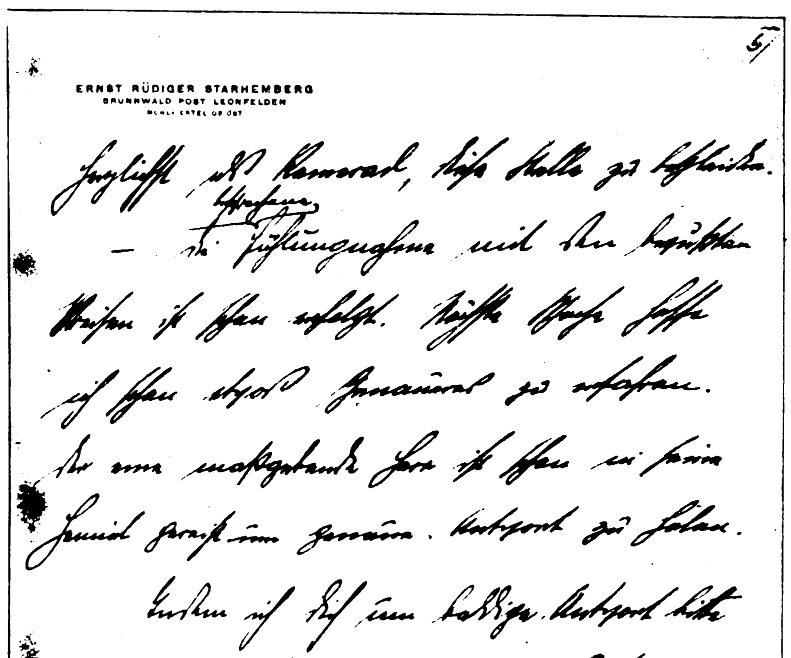
Auch dies finden wir schriftlich ehrenwörtlich festgelegt! Ferner war er gebunden, in Heimatschutzangelegenheiten keine Verhandlungen zu führen. Wie Starhemberg dies gehalten hat, ist sattsam bekannt.


ERNST RÜDIGER STARHEMBERG
BRUNNWALD POST LEONFELDEN

5. IX. 1930

Lieber Kamerad Dr. Pfrimer!

Starhemberg an Pfrimer, erste Seite.


ERNST RÜDIGER STARHEMBERG
BRUNNWALD POST LEONFELDEN

Der Schluß des Starhemberg-Briefes.

Starhemberg, in finanzielle Schwierigkeiten kommend, erhielt den Sohn eines Grafen Revertera als Familienkurator, und von jener Zeit an war er den Legitimisten und Christlichsozialen vollständig verfallen. Ein abhängiger Mann, der all seine Bindungen und Ehrenwörter vergaß!

Am 4. September 1931 hatte er noch in der Bundesführersitzung zu Leoben sein Ehrenwort gegeben, auf seiten Pfrimers bedingungslos den Putsch mitzumachen. Auch dieses Ehrenwort hat er gebrochen und wurde zum Verräter an der gesamten nationalen Sache.

Darauf baute er seine Macht im Schutze der Christlichsozialen auf und wurde mit seinem Verband nichts weiter als eine Prätorianergarde des derzeitigen Kabinetts.

Die Originaldokumente beweisen wohl auch noch dem letzten Zweifler, mit wem er es zu tun hat. Die Zeit aber wird nicht mehr ferne sein, wo die Welle der nationalen Erhebung auch durch die Lande der alten deutschen Ostmark geht, und dann wird für legitimistische und separatistische Emissäre deutscher Boden keinen Raum haben.

T. O.

*

Aus Briefen und Protokollen, die uns der bekannte günstige Wind auf den Redaktionstisch wehte, und die wir hier teilweise im Faksimile bringen, entnehmen wir folgende Stellen:

„6. IX. 1930.

Lieber Kamerad Dr. Pfrimer!

Auf ganz kurz heimgekehrt, um sofort wieder zu einer Tagung ins Waldviertel abzufahren, möchte ich Dir nun in aller Eile nochmals herzlich danken für die Aussprache vor meiner Abreise in Schladming und für Deine freundliche Zusicherung kameradschaftlichen Zusammenarbeitens. Es hätte mir wirklich außerordentlich leid getan, wenn durch den Ausgang der Führerwahl in Schladming zwischen uns ein Mißverständnis entstanden wäre. Ich kann Dir auch ehrlich die Versicherung geben, daß ich wirklich dieses Wahlergebnis nicht angestrebt habe und unbedingt für die Wahl Deiner Person sowohl in der Sitzung als auch privat vor der Sitzung bei den maßgebenden Personen eingetreten bin. Ich stehe auch heute noch auf dem Standpunkt, daß das von mir angestrebte Wahlergebnis, nämlich Deine Wahl, gerechter und besser gewesen wäre, da wir zu Dir uneingeschränktes Vertrauen haben. Meine Angriffe haben sich nur gegen Steidle gerichtet, letzteres lehnen wir mit aller Entschiedenheit ab. Ich erwähne dies nur, weil mir Rauter in Schladming Vorwürfe machte, die ich jetzt bei ruhiger Überlegung als ungerecht zurückweisen muß.

Ich will auf diese Vorwürfe auch nicht weiter zurückkommen, da ich aus einer mit Rauter vor meiner Abreise gehabten Aussprache schließen muß, daß er auch seine Auffassung über die Wahlvorgänge geändert hat. — Jedenfalls bitte ich Dich nochmals um Deine wertvolle Mitarbeit im Interesse unserer gemeinsamen Sache. Ganz konkret hätte ich die große Bitte an Dich, die Stelle des Vertreters des Bundesführers anzunehmen.





Eukutol Hautöl
Eukutol 6
Das biologische Hauttonikum
fetthaltig

Falls Du Dich rasch hierzu entschließen könntest, bitte ich, dem Überbringer dieses Schreibens ein kurzes Antwortschreiben mitzugeben, sonst aber wäre ich Dir sehr dankbar, wenn Du mir Deine Entscheidung vor der am 17. d. M. stattfindenden Führersitzung bekanntgeben würdest. Jedenfalls bitte ich dich nochmals herzlichst als Kamerad, diese Stelle zu bekleiden.

Die besprochene Fühlungnahme mit den bewußten Kreisen ist schon erfolgt. Nächste Woche hoffe ich schon etwas Genaueres zu erfahren. Der eine maßgebende Herr ist schon in seine Heimat gereist, um genaue Antwort zu holen.

Indem ich Dich um baldige Antwort bitte, bleibe ich mit besten Grüßen

Dein stets getreuer

(gez.) E. R. Starhemberg."

„Der steirische Heimatschutz macht seine weitere Mitarbeit im Verbande der Heimatwehren davon abhängig, daß der neugewählte Bundesführer nachstehende Erklärungen bzw. Verpflichtungen ehrenwörtlich abgibt bzw. eingeht:

1. Der Bundesführer erklärt, daß er weder mit der Regierung noch mit Regierungsmitgliedern, weder mit Parteien, noch mit Parteiführern Vereinbarungen oder Bindungen, sei es direkt, sei es indirekt, eingegangen ist oder eingehen wird.
2. Daß er die unabhängige Gewerkschaft als alleinige Heimatwehr-Gewerkschaft anerkannt, dieselbe in allen Ländern einführt und die Landesleitungen strengstens anweist, diese Gewerkschaft in allen Belangen organisatorischer Art mit der gesamten Heimatwehrorganisation zu unterstützen und zu fördern.
3. Daß er nach dem Muster Steiermarks in allen Ländern die Schaffung von Frauenhilfs- und Jugendgruppen anordnet und auf die rascheste lückenlose Durchführung dieser Anordnung dringt.
4. Der Heimat-Ständeblock bildet die Grundlage der staatspolitischen Vertretung der Heimatwehren in allen öffentlichen Körperschaften. Er wird daher von der Bundesführung als die staatspolitische Vertretung der Heimatwehren anerkannt und über Auftrag der Bundesführung in allen Ländern aufgebaut und unter Leitung des derzeit bestehenden Organisationsamtes von allen Landesleitungen unter Einsetzung aller Heimatwehrkräfte gefördert.
5. Die Bundesführung verpflichtet sich mit allen zu Gebote stehenden Mitteln, überall in allen Ländern die Jägerbaone aufzustellen und schlagfertig auszurüsten und raschestens alle Vorkehrungen für eine entscheidende Tat zu treffen.
6. Der Bundesführer erklärt, daß er die Richtlinien des Korneuburger Programmes als Grundlage für die Weiterentwicklung der Heimwehren ansieht und sich an diese Richtlinien halten wird. (Grundgedanken Korneuburger Programm.)

Wien, 12. 9. 30.

(gez.) E. R. Starhemberg.

Ad Punkt 1. Vereinbarungen, die die Bewegungsfreiheit und revolutionäre Haltung beeinträchtigen oder hindern.

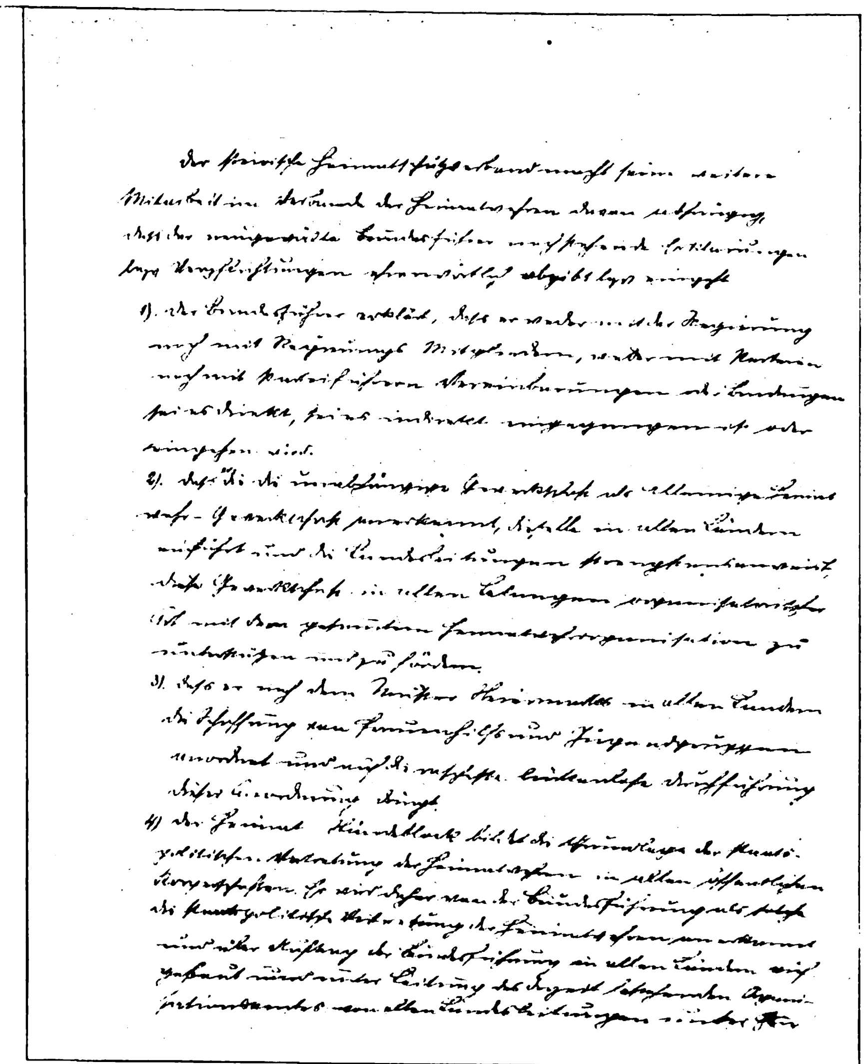
(gez.) E. R. Starhemberg.

Mit Bezug auf meine vorstehende Erklärung verpflichte ich mich:

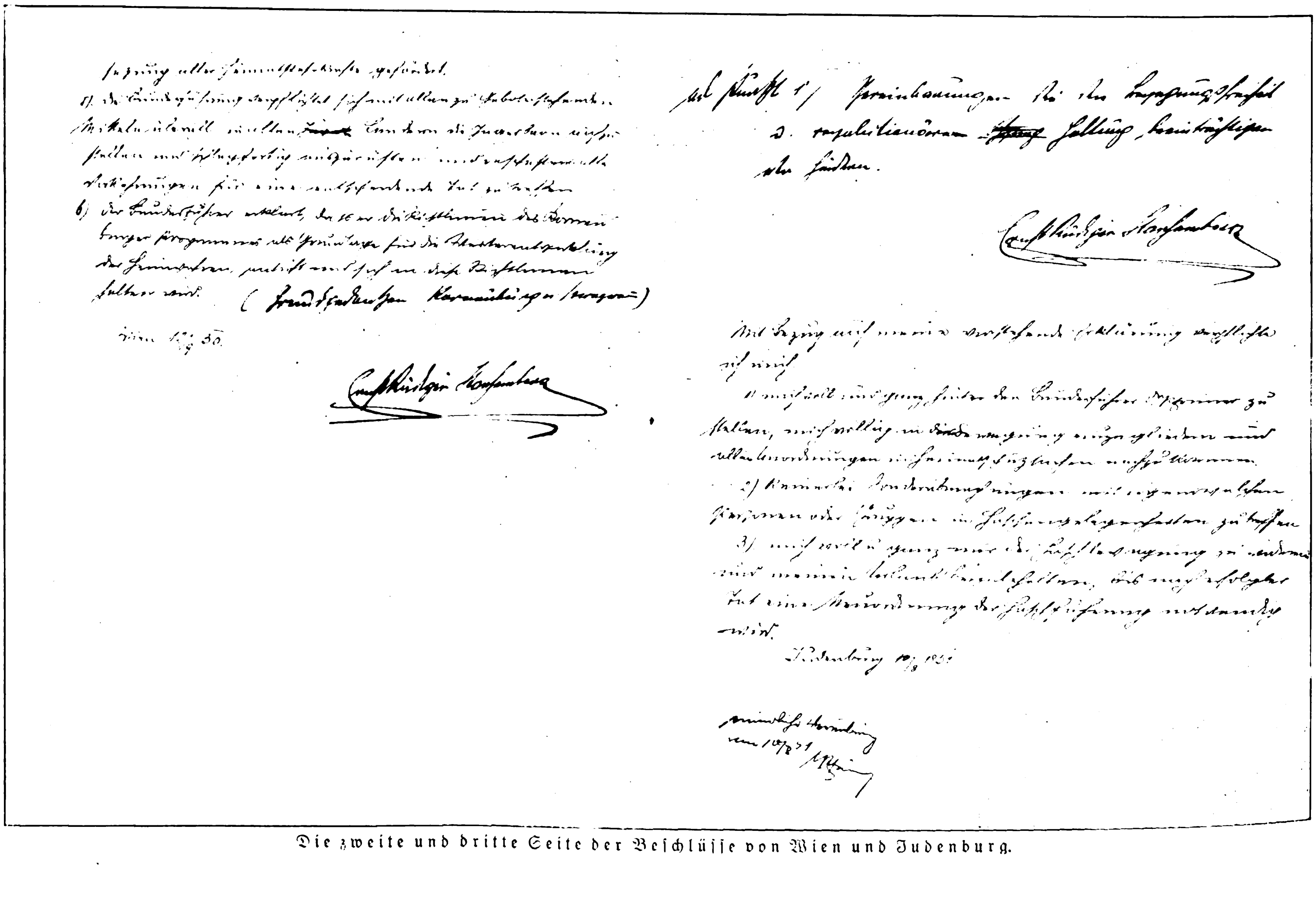
1. mich voll und ganz hinter den Bundesführer Dr. Pfrimer zu stellen, mich völlig in die Bewegung einzugliedern, in Heimatschutzsachen nachzukommen;
2. keinerlei Sonderabmachungen mit irgendwelchen Personen oder Gruppen Haschangelegenheiten zu treffen;
3. mich voll und ganz nur der Haschbewegung zu widmen und meinen Urlaub als B.F. beizubehalten, bis nach erfolgter Tat eine Neuordnung der Haschführung notwendig wird.

Judenburg, 10. 8. 1931. (gez.) Dr. Pfrimer."

Mündliche Vereinbarung am 10. 8. 31.



Die erste Seite des Wiener Beschlusses vom 12. September 1930.



Die zweite und dritte Seite der Beschlüsse von Wien und Judenburg.


EXTRA MILD
SALEM
GOLD
EXTRA MILD
3 1/3 ₰

Zwootausend Ka-Em

Kuriοser Sonderbericht unseres auf die Wettbewerbsstrecke entsandten sachverständigen Redaktionsmechanikers Ölmaxe

Baden-Baden, am Freitag, den 21. 7. 33.

Habe gestern 'ne Postkarte geschrieben, damit man sieht, daß die Landschaft auch eine Gegend ist.

Vor dem Stefanie stehen die Kompressors. Ich denke erst, das heißt hier Schönheitskonkurrenz. Sone Auspuffrohre, und riechen nach Metall, Lack und Ricinus. Mensch, das Ricinus, riecht ordentlich nach Fahrt, was haste, was kannste, soweit der Himmel blau, und die kieken immer nur hinten in den Auspuff! Schnieke, denke ich, das is'n Wagen und kein fahrendes Weinlokalsofa.

So einer im blauen Overall macht da eine Motorhaube auf, so'n Stück Maschine drin, 180 PS, da denke ich, den Blauen kenn ich doch, und knall ihm mit der Faust eine auf seine Lederpolsterung, hat der Kerl in beiden Hintertaschen Zündkerzen. Der fährt auf und will mit Vollgas schreien, du saudummes Rind..., da nimmt er Gas weg und grinst. Maxe, schreit er, du? Fritze, schrei ich, du oller Ölfleck!

Jungens, so ein Wiedersehen! Fritze ist Werksmonteur, Untertürkheim (eine Mark die Stunde), und fährt einen Werkstättenwagen. Ob ich mit anfassen will, sein Gehilfe hat sich 'n Finger abgequetscht. Klare Sache. Ich fahre mit. Massel.

Dann sehen wir uns die andern Klamotten an. Feine Dinger: Niederrahmenchassis, Vorderradantrieb, Fallstromvergaser, Luft- und Öldruckbremsen, Zusatzkühlung, Zusatztanks, Ölkühler, Schwingachsen vorne und hinten, dick mit Reifen aufgepackt — 2000 Ka-Em!

*

Sonnabend, 22. 7. 33, auf der Straße Stuttgart— Ulm. Geislinger Steige.

Feiner Posten. Innenseite von Haarnadelkurve. Übersehen ganze Bergstrecke und sitzen auf dem Dach von unserem Hilfsdienstwagen.

Die Knaben von der Konkurrenz sind auch schon da, lauter Jungens, die wir kennen, Kavaliere, Bekannte von der Avus oder Nürburgring, Kesselberg und so. Betrieb. Und die Leute aus den Dörfern.

Da brummt was. Kinder, der brummt! Da kommt einer...

Fritze klebt an 'ner Bierflasche und hat sich vor Schreck beinahe die Vorderzähne ausgeknockt.

„Das is'n Kompressor!" brüllt er.

Von wegen Kompressor! War nur das Echo. und um die Kurve zockelt, hochtourig wie 'ne Wespe im Bierglas, auf so 'nem lütten Hilfsmotorchen — ei, wer kommt denn da? — 'n dicker Landgensdarm.

Einer schreit: „Onkel, was willst du denn auf dem Drahtverhaukocher, setz' dir doch auf'n Gaul, dann biste General!"

Pang, blieb dem Kocher das Gas weg. Der Landjäger verlangt, wir sollen unsern Wagen mehr in die Wiese stellen. Kommt nicht in Frage. Wir sind richtig. Innenseite.

Nun aber kommt was. Das ist einer!

Wie spricht der Motor? Jawoll — da — dort — zieht Leine, Leine, wie vor dem Gerichtsvollzieher. Schmeißt die Kurven, daß die Steine fliegen — mindestens 90 Ka-Em! Affenfahrt bergauf — fegt herum — die Maschine jault auf 3000 — ... das war er.

Kanone! Staub rieselt. Uns tropfen die Augen. Wieder einer, noch einer, sie kommen! Der Berg wackelt. Dicke Luft von Öl, was ein Duft, Parföng!

Horch, wie die Kiste knattert! Quatsch, war'n Mercedes.

*

Ein roter, dicker Zweisitzer fegt wie geschossen den Berg herauf, wischt durch die Kurven, daß es zirpt und winselt — Knall — Reifen geplatzt. Die teuere Klamotte schleudert einmal ganz herum und will in den Wald fegen — das war verflucht knapp, — wir 'ran wie die Räuber, mit Reserverad, Schlüssel, Wagenheber, Holzhammer — 15 Sekunden — der Fahrer kalt wie 'n Eisschrank, fertig! Ab dafür!

Anlasser streikt, Mistvieh! He, holla, alle Mann ran da, Schiebung! Höö-ruck — höö-ruck — höö-ruck — zieht weg wie ein Expreß — weg ist er.

*

Die große Klasse jagt die Kleinen, eine von den kleinsten Nuckelpinnen summt herauf, stoppt, und schon zischt Dampf aus dem Kühler. Wasser her! Menschmeier, auf Bergfahrt Zündung zurück, aber mit Gefühl, sonst ham'se 'n Bart bis München — soo lang! Fertig — weiter!

Habe mir schon beide Flossen verbrannt, egal, das ist Sport!

*

Was kommt denn da?

Opel! Nöh, Adler! Das ist doch im Leben kein A... schon vorbei . . . 'n Be-em-wuppdich war's! Hab' ich doch gleich gesagt. Halt die Klappe an, Adler haste gesagt! Friede, Jungens!

*

'n Wanderer! Kinders, der is aber in Form! Dame am Steuer. Hast du die Nummer gesehen? Nöh, bei die Fahrt! Aber blaue Augen hatte die, Fritzeken, blaue Au . . .

*

He! Fritz, sauf nicht das ganze Bier — was ist denn das? Horch mal — da ist was nicht richtig — da kommt er — der brennt ja!! Rote Flagge her, Feuerlöscher, Wasser! Alle Mann!

Gott sei Dank, er stoppt. Haube auf! Kein Sand in den Motor! Haste Minimax — schzsch — pfff — aus. Na, das ging ja noch! Fahrense langsam weiter. Abkühlen lassen, sonst laufense blau!

Der hätte noch lange nichts gemerkt, bis ihm die Klamotte unterm Trommelfell in das Lüftchen geknallt wäre. War ne poröse Sache!! Wie so was kommt? Na ja, Herrenfahrer, nimmt aus Bange vor Zeitverlust beim Nachfüllen zuviel Öl. Öl spritzt an glühende Auspuffrohre, ne kleine Flamme und wupp, Vergaserbrand. Verstandewuh?

*

Maxe, denk mal, 500 Klamotten, zwootausend Ka-Em, das is doch Sport, was? Warum gab's denn das früher nicht?

Frag' deine Schwiegermutter — gucke mal, was kommt denn da? Uff, das setzt ja, — Musikke! Die orgeln, orgeln, orgeln, hei wie die Motorchen singen —

*

'n Stöwer! Nein, Bugatti! 'n Bug . . . Mist . . . 'n Austro . . .! Ich hör' doch, 'n Bugat . . . Liebe Redaktion, wir sind beinahe vom Wagendach gefallen, — es war ein D.K.W.!

*

Der hat Athylen im Brennstoff.

Du hast auch Azetylen im Brennstoff!

Athylen hab' ich gesagt, mach deine verstopften Riechdüsen auf! Na, riechste's nu?

Was, Athylen ist das?

Mensch, du bist ja hinterm Mond.

Herr Wachtmeister, nehmense mal Ihren Kriegshut ab, wenn Ihnen einer auf die Spitze fällt, wär' das 'n Justizmord!

*

Boys, dort unten, 'n Fiat — und dahinter 'n N.S.U. Der N.S.U. kauft sich den — da, da 'n Niederrahmen-Stöwer — das ist Kampf — Mensch, fall nur nicht vom Dach — nanu? Wasndas?

Mercedes, Mercedes, 'n S.S.K.! Frißt sich die Kleinen zum Frühstück wie nischt, tat—säch—lich, kauft sich den Fiat in der Kurve! Fabelhaft! Der fährt wie zehn Deixel. Dahinter 'n Horch! Tempo, Tempo! Guck den Brennabor dahinter, klebt dem Dicken egal am Nummernschild.

*

Was ist denn Nr. 86? Haste die Stullen ins Programm gewickelt, Döskopp, — 86, mal sehen, da, Citroen, du, der Hanomag kauft sich aber den — da — noch eine Länge — verflucht, er kriegt ihn noch vor der Kurve — hat ihn schon.

Was hat denn d e r, der Motor kotzt ja — was wird er haben, Hundekuchen im Zylinder. Verteilerdefekt! Hol mal das feine Schmirgelleinen aus der kleinen Kiste im Eckfach!

Ei, wo ist denn das kleine Motorchen? Herr, hamse überhaupt 'n Motor im Wagen? Da isser ja. Was!? 1000 ccm? Nüdlüch, und damit wollense dieses Jahr noch bis Berlün rund um Deutschland? Nicht mööög-lich. Na, nu geht er ja wieder. Nischt zu danken, los, los!

Du hast ja überkardansaure Kompression im Hirn, das ist kein Horch, das ist ein . . . ein . . . na, was denn ein . . . Schon vorbei. War doch 'n Horch. Ätsch.

*

Hoffentlich hat die Polizei alle schwarzen Katzen in Schutzhaft genommen, von wegen! — (Du, guck mal, die Blonde!)

Nee, Frollein, dem Maxe hat's bloß die Blicklinie verbogen. Wollense nicht zu uns herauf? Plattform zur schönen Aussicht?

Herr Wachtmeister, wollense der Dame nicht helfen?

So Frollein, das is Maxe, ich bin Fritze, fein, was? Hier oben so mang die Kavaliere vom Bau! Vorsicht, wir haben 'n bißchen fettige Hände . . . paß auf!

Huch! Ach, der Schreck!

Guck mal, wie der in der Kurve aus dem Beiwagen hängt. Und so bis Berlin und Köln und Baden-Baden, wenn der mit dem Seitenwagen an einer Hausecke kleben bleibt, dann haut's ihn aber platt:

> Man sammelt dann die Moleküle
> von dem zerstörten Fahrgestühle,
> man trägt sie traurig zur Fabrikke,
> das ist das Ende der Musikke.

Ach, dichten können Sie auch?

Ne, Frollein, det is von, na ja, voriges Jahr isser gestorben, fällt mir nicht ein im Augenblick, war 'n bekannter Name. Aber Maxe kann dichten. Prima, sage ich.

Maxe, wie geht das von die Sipo? Sag mal! Passense auf, Frollein!

> Was die Sipo für die Sitten
> ist Hautana für die Lippen.
> Von dem Hütchen bis zum Kleide
> is das Mä'chen ganz von Seide!

Na?

Huch, der stürzt!

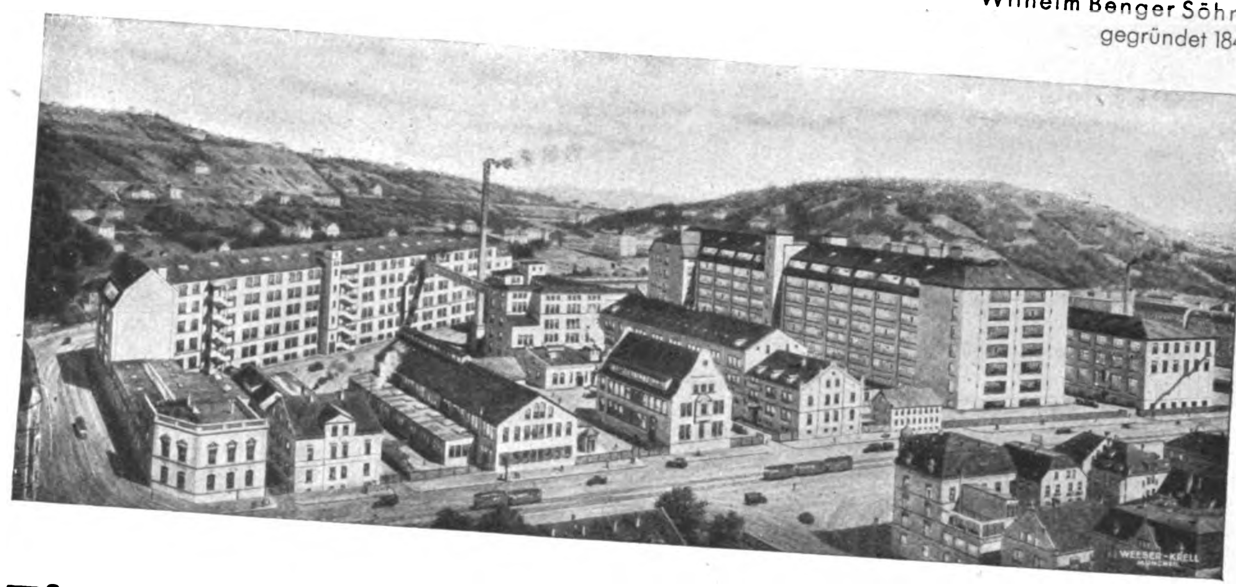
Keine Bange nich, der nimmt beim Kurven nur den Seitenwagen 'n büßchen hoch. Knorke der Fahrer, was, Fritze?

Aber das is doch gefährlich, Herr Fritz!

Passense auf, Frollein, wenn einer bei dem Tempo an 'n Kilometerstein prellt, so is das nich gefährlich, sondern allerhöchstens 'n klein wenig gesundheitsschädlich. Ich mache jede Wette, daß der Fahrer in so 'nem Fall schon in drei Tagen die Gänseblümchen von unten schiebt. Aber gefährlich? Kommt gar nicht in Frage.

(Schluß folgt).

Die Stuttgarter Tricotfabrik
Wilhelm Benger Söhne
gegründet 1844



Eine Stätte deutscher Wertarbeit

Tatkraft und Energie schufen aus kleinen Anfängen heraus ein Unternehmen, dessen Erzeugnisse heute in der ganzen Welt Ruf und Anerkennung genießen.

Das große Vertrauen, das die Käufer im In- und Ausland den Benger-Erzeugnissen entgegenbringen, verdankt die Benger-Fabrik der strengen Einhaltung des Grundsatzes: Wertarbeit!

Kaufen Sie für sich und Ihre Angehörigen stets nur die echten Benger-Unterzeuge!

Der Name Benger bürgt Ihnen für wirklich gute Ware. In vielseitiger Auswahl bringt Benger für jeden, ob Mann, Frau oder Kind, die passende Unterkleidung, je nach den persönlichen Wünschen und Bedürfnissen.

Lassen Sie sich von Ihrem Einzelhändler beraten! Nötigenfalls weist die Fabrik gerne Bezugsquellen nach und sendet Ihnen Werbeschriften kostenlos zu.

Wilhelm Benger Söhne, Abt. I B, Stuttgart-S



Benger Ribana

UNTERKLEIDUNG · SCHLUPFER · SCHWIMMANZÜGE

CHRISTIAN LEDEN:

Matsaitsiak beschwört die Geister

Gestern abend gab es bei dem Eskimo Napsanguak einen großen Festschmaus mit Musik und Tanz, und ich war dazu durch unseren gemeinsamen Freund, den alten Geisterbeschwörer Matsaitsiak, geladen.

Die ganze Eskimobevölkerung des Ortes nahm teil. Auch einige meiner weißen Kameraden und Schiffsleute waren gekommen, nicht nur des Schmauses wegen, sondern um einiges aus dem Leben der Eskimos kennenzulernen.

Ein guter Eskimo teilt mit seinen Freunden und Nachbarn beinahe alles, was er besitzt, selbst eine so seltene Delikatesse, wie sie die „Pièce de Résistance" dieses Festes bildete. In Nordgrönland muß das Fleisch lange Zeit aufbewahrt werden, bis es den eigenartigen Geschmack und Geruch gewinnt, den die Eskimos an ihm lieben. Man begräbt also einen Seehund oder ein Walroß unter Steinen und hält das Fleisch hier von einem Sommer zum andern, wenn man nicht in der langen Winterszeit durch Hunger dazu getrieben wird, es vorzeitig hervorzuholen. Es war Seehundfleisch, das auf diese Art ein Jahr bereits lagerte, zu dem man uns geladen hatte.

Der Schmaus war in vollem Schwung, als ich das Zelt meines Gastgebers, Napsanguaks, erreichte. Die Männer saßen im Freien, in Blaufuchs- und Eisbärenfelle gekleidet, und hatten jeder ein „Pillaut" oder Fleischermesser in der Hand, mit dem sie blutige Fetzen abschnitten, die sie dann in rohem Zustand mit ihren starken, schönen Zähnen zerrissen. So unzivilisiert dieses Milieu aussah, man befleißigte sich doch größter Artigkeit, schob einander die besten Bissen zu, und als der Gastgeber mich bemerkte, wählte er mit Kennerblick ein großes Stück, das er mir mit dem Lächeln eines Gourmands überreichte. „Ich hoffe", bemerkte er dabei, „Du wirst es nach Deinem Geschmack finden."

Dankend nahm ich das Fleisch, ließ mich damit aber etwas abseits nieder, um dieses stark riechende Gericht in einem unbemerkten Augenblick den Hunden zuwerfen zu können, die wie gewöhnlich, so nahe wie sie nur wagten, herankamen, gierig ihre Gelegenheit erspähend. Aber ach, mein liebenswürdiger Gastgeber, der peinlich darauf bedacht war, daß ich nur glücklich und zufrieden sei, ließ kein Auge von mir! Und als er sah, daß ich es mit dem Essen keineswegs eilig hatte, bemerkte er gütig: „Nicht wahr, es riecht so gut, daß es eine wahre Sünde wäre, es zu essen, aber laß es immerhin in deinen Magen sinken, ich werde Dir ein anderes Stück zum Riechen geben."

Der Geruch war mir wahrlich genug, ich brauchte den Geschmack nicht. So entledigte ich mich rasch meines Stückes, wartete das freundlich angebotene „Mehr" nicht ab und enteilte ins Zelt. Hier dinierten die Damen und bewiesen einen wahrhaft erstaunlichen Appetit. Diese Leute, die an langes Fasten so gewöhnt sind, sind imstande, wenn es gilt, die größten Quantitäten zu verzehren. Auf Steintellern und Schüsseln aus Walfischbarten hatten sie jene Teile vor sich, die ein Weißer am wenigsten akzeptieren wird. Die Frau des Gastgebers, Sagwah, benutzte einen Zinnteller, auf dem „Gjöa" eingraviert stand, das Geschenk eines Mitgliedes der Amundsen-Nordwestpassage-Expedition.

Nachdem das Mahl verzehrt und die übriggebliebenen Knochen den Hunden zugeworfen waren, versammelte sich die Gesellschaft zur geistigen Unterhaltung im Zelt. In der Mitte wurde ein Raum freigelassen, wo der Medizinmann seine Vorstellung geben sollte. Matsaitsiak, der älteste und angesehenste Mann im Lager, war eine Kombination von Priester und Medizinmann, kurz ein „Angakok". Seine Darbietungen waren Tanz und Gesang. Die Melodien hatte er vorher komponiert, die meisten Worte aber improvisierte er während des Tanzes. Ein anderer Angakok, Ajorsalik, stellte sich ihm gegenüber. In seiner Hand hielt er ein Stück alten Treibholzes, das er mit einem Ende zwischen die Zähne steckte. Vollkommen ruhig und bewegungslos starrte er dem alten Beschwörer ins Gesicht, wie um ihn zu hypnotisieren. Plötzlich begann Matsaitsiak zu singen und zu tanzen, mit halbgeschlossenen Augen seinen Oberkörper hin- und herschwingend. Kaum hatte er seine Weise angestimmt, so fiel auch sein Weib ein, und bald wurde sie von allen Frauen aufgenommen, erst leise, dann mit der Leidenschaftlichkeit des Tanzes wachsend, in Crescendo bis zum Forte sich erhebend. Die seltsamen Bewegungen, die der Tänzer mit Knien und Leib ausführte, das Schwingen seines Oberkörpers, die Melodie mit ihren eigentümlichen Kadenzen, die bis zum wilden Klageschrei sich erhebenden Stimmen, es war, wie wenn uns ein Gefühlssturm umtobte. Wie das Lied von der Tragödie des Nordens klang es, deren Wesen, erschütternd erfühlt, in einem Strom von Empfindungen uns umwehte, durchdrang und in Gesang und Tanz die Interpretierung zu finden schien. Des alten Matsaitsiak Augen waren jetzt geschlossen, wie in hypnotischer Trance.

Als der Gesang zu Ende war, hielt Ajorsalik sein Stück Treibholz, in dem man wohl einen Zauber vermutete, dem Tänzer an die Nase und stieß zugleich ein paar gellende Schreie aus, mit denen er den Alten schließlich aus der Trance erweckte. Langsam kam dieser zu sich und riß, erstickend unter der Hitze seiner Gewandung, das Pelzwerk vom Leib und begann mit dem Singen und Tanzen sofort von neuem. Wie er

so dastand, die Brust entblößt, mit Narben bedeckt, die vom Nahkampf mit dem Eisbären erzählten, glich er mehr einem Tier als einem Menschen. Nun traten ein paar jüngere Eskimos an und erregten mit ihren improvisierten Scherzen laute Heiterkeit. Der Alte hatte sich indessen auf einen Stein niedergelassen und bearbeitete seinen Körper mit dem Flügel einer Sturmmöve in der Haltung eines Mannes, der solch loses Treiben nicht bemerken will. Nach einiger Zeit griff der andere Angakok zur Trommel und begann unter Gesang und Tanzbegleitung einige der alten, aus undenklicher Vorzeit stammenden Rituale vorzutragen, die er von längst verstorbenen Schamanen gelernt hatte. Wimmernd und klagend verströmte seine tiefe, weiche Stimme in uralten Liedern, die vom Leiden und Dulden erzählten, ein Ausdruck der Schrecken der langen Polarnacht.

Für diese Nachbarn des Nordpols ist ihre primitive Musik sicherlich ebenso unentbehrlich wie für uns zivilisierte Menschen unsere Kunst. Sie müssen einen Ausdruck für ihre Sorgen und ihre Freuden haben und einen Ablauf für ihren Überschuß an Energie und Lebenslust. Sie müssen etwas haben, um ihren Empfindungen Ausdruck zu verleihen, wenn die grauenvolle Polarnacht kalt und beklemmend über ihnen brütet, und sie brauchen einen Ausdruck für ihre wilde Freude in der hellen Sommerzeit, wenn die Sonne Tag und Nacht über ihnen scheint und mehrere Monate lang nicht untergeht, wenn sie in lustigem Kampf mit dem Wild von Ort zu Ort herumziehen und die wunderbaren Freuden und Spannungen des Abenteurerlebens genießen.

Vor allem ist Musik das Medium, wenn die Eskimos im Gefühl ihrer Ohnmacht gegenüber der grausamen Natur der Polargegenden sich zur Geisterwelt wenden, um Trost und Rat zu suchen. Wie anderen primitiven Völkern ist ihnen die Musik eine Art religiöses Heil, und sie huldigen ihr mit Eifer und großer Hingabe.

Die Nacht war bereits weit vorgeschritten, als das Singen und Tanzen ein Ende nahm und ich mich mit dem Dolmetscher Hendrik über die Berge auf den Heimweg zu der Northstar Bay machte. Einige der Eskimos begleiteten uns. Die weiße Sommernacht bannte uns in den Zauber der wundervollen arktischen Landschaft. In der Ferne hörten wir die klagenden Laute des Inlandeises, begleitet von dem donnerähnlichen Gekrach des Wolstenholms-Gletschers. Dann und wann barsten große Eisberge oder schlugen um und zerschellten in Hunderten von Stücken, mit einem Gebrüll, das an Geschützdonner erinnerte. Einige kleine Vögel, Sommertouristen aus dem fernen Süden, flatterten über den blumengesprenkelten Moosteppich hin, den süßen Gesang ihrer weichen Triller dem Getöse der Gletscher und Eisberge verschmelzend. Die Polarmücken, die einzig unangenehme Erscheinung des arktischen Sommers, folgten uns und sangen ihr blutdürstiges Lied in unsere Ohren. Die Eskimos hatten Fächer aus Mövenschwingen, um diese Blutsauger fernzuhalten. Aber auch ihre Waffen führten sie mit, weil man in dieser wilden Gegend niemals weiß, wo und wann man einem Bären begegnet.

Wie wir so dahinschritten, kamen wir allmählich in ein Gespräch über moralische und ethische Fragen. Die Eskimos wollten gern wissen, was wir Weißen von den ewigen Dingen glauben und was es ist, das eigentlich unsere Moral und Lebensart beherrscht. Die Einfachheit ihrer Schlußfolgerungen könnte einen aus der Fassung bringen. Als wir ihnen sagten, daß wir ebenso wie die Eskimo Lügen und Stehlen als Sünde betrachten, waren sie sehr befriedigt. Aber ihre Frage, ob die Weißen denn auch in dieser Richtung sich niemals versündigen, brachte uns in Verlegenheit.

Sie überdachten sorgsam, was wir ihnen erzählten und verglichen es mit den Traditionen ihres Volkes. Als wir von der Nächstenliebe sprachen, und von der Pflicht zu helfen, wo Not, meinten sie, es sei etwas ganz Selbstverständliches unter den Eskimos, daß der Stärkere dem Schwächeren helfe, und niemand würde im Überfluß leben wollen, wenn ein anderer nicht genug zu essen hätte. Die Eskimos kennen scheinbar eine Erbsünde im christlich-orientalischen Sinne nicht und verstehen auch nicht, wie man durch das Leiden eines anderen von seiner eigenen Schuld erlöst werden kann. Die Eskimos kennen keine Anbetung eines allmächtigen Wesens in unserem Sinne, aber sie glauben an eine Geisterwelt, und denken sich die ganze Natur beseelt. Ihr höchster Geist „Nubliajak" ist ein weiblicher Gott. Sie glauben auch an ein Leben nach dem Tode, und daß sie an zwei verschiedene Orte kommen, wovon der eine, der schön warm sein soll, in der Unterwelt, und der andere und kühlere in den höheren Regionen zu suchen sei.

Im Gegensatz zu unserem christlichen Glauben denken die Eskimos sich den warmen Ort in der Unterwelt als den besten. Diese verschiedenen Aufenthaltsorte im Jenseits scheinen doch nichts mit Strafe und Belohnung im christlichen Sinne gemein zu haben. Die Eskimos tun, soviel ich verstehen kann, das Gute um des Guten willen, und benehmen sich anständig, ohne an Belohnung zu denken oder eine Strafe zu fürchten. Als wir unseren Eskimofreunden mitteilten, daß viele unserer weißen Mitmenschen an Belohnung und Strafe glauben, und gerade in den höheren Regionen den Aufenthaltsort für die guten, aber in der warmen Unterwelt denjenigen für die bösen Menschen sehen, erwiderte einer, daß auch die Weißen sich wohl mal irren könnten. Mit diesen Worten brach der Mann die Diskussion ab und bemerkte, er wolle auf die Seehundjagd gehen.

Während die Eskimos sich daran machten, ihre Kajaks zur Jagd ins Wasser zu setzen, rief mir einer von ihnen etwas zu, was ein Kompliment sein sollte: „Innukthorluvutit", zu deutsch: „Du gleichst einem Menschen!" Nach ihren Traditionen nämlich sind die Eskimos die einzigen wirklichen Menschen und andere Rassen nur Halbmenschen.

Bleyle

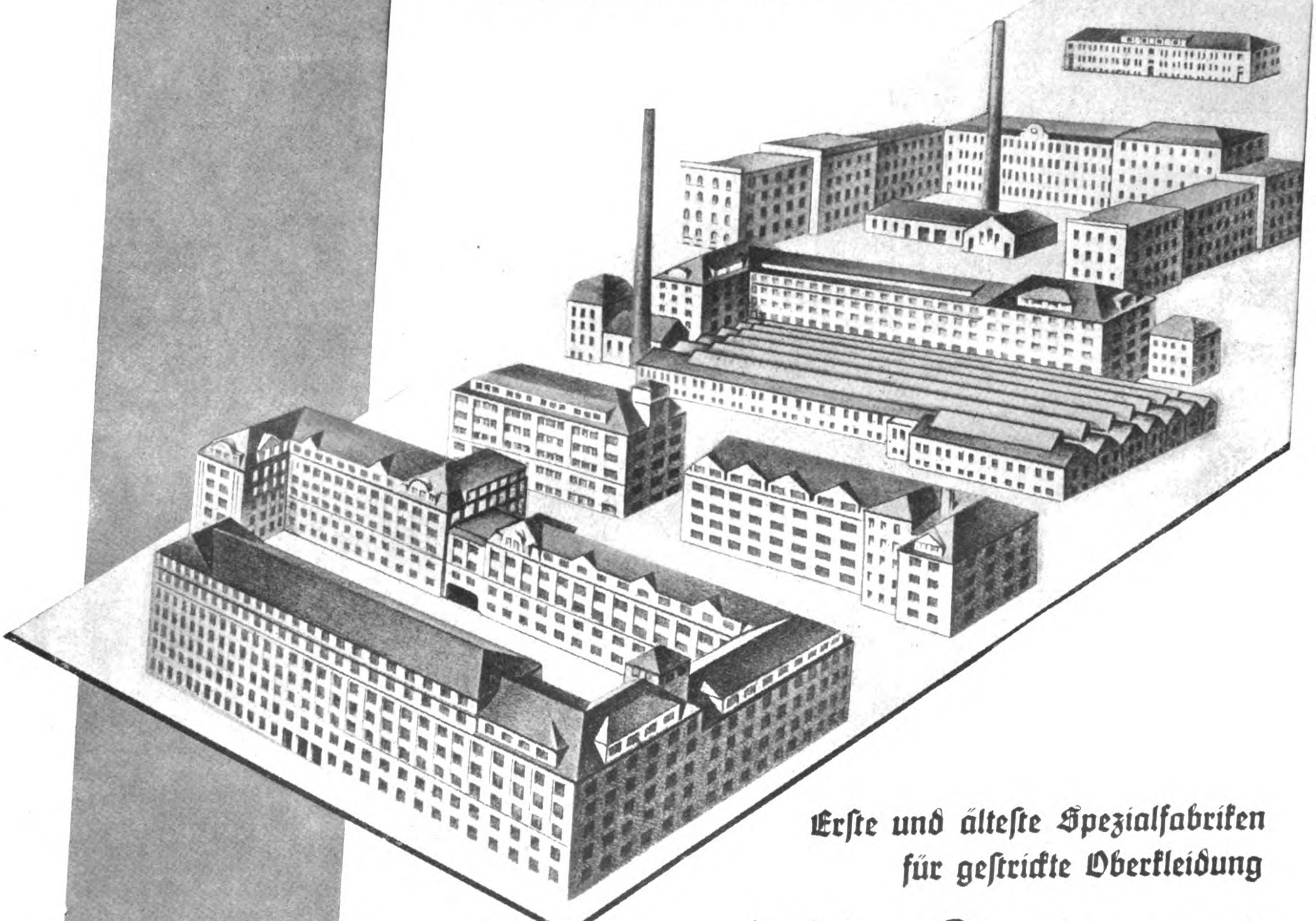
Schutzmarke

Bleyle-Kleidung

– deutsche Wertarbeit

Die Beliebtheit und Wertschätzung der gesunden, modernen Bleyle-Kleidung gründet sich auf die zuverlässige Qualität, auf den gediegenen Geschmack und die solide Verarbeitung.

Erste Fachleute mit jahrzehntelanger Erfahrung arbeiten mit den vollkommensten Produktions-Einrichtungen ständig daran, den Verbrauchern hochvollendete, dabei überaus preiswerte Erzeugnisse zu liefern.

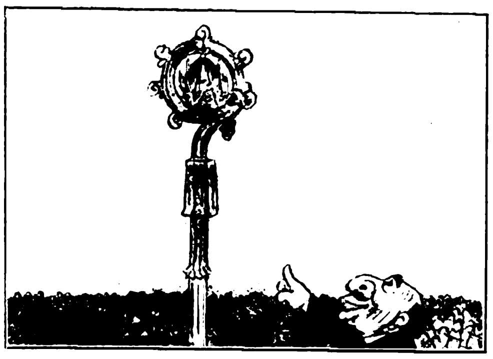


Erste und älteste Spezialfabriken für gestrickte Oberkleidung

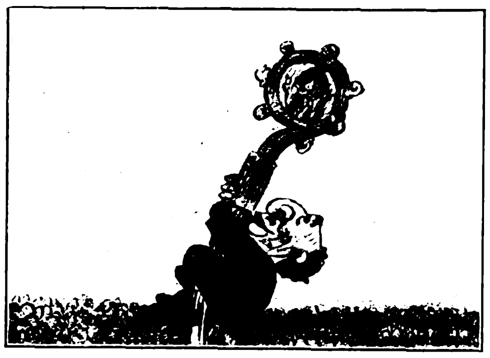
Wilh. Bleyle GmbH. Stuttgart

Gegründet 1889

Glossen der Woche



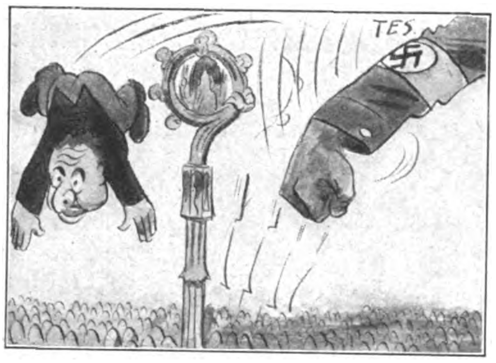
1 Vor fast fünfzehn Jahren dachte
Itzig aus dem Morgenland:
„Ei, wie wär's, wenn ich bewachte
diesen schönen Gegenstand?"



2 Durch den Trick der Demagogen
war das Volk sehr schnell genarrt
und der Gegenstand verbogen
durch des Akrobaten Start.



3 Das Gewicht des Wüstensohnes
bog den Stab zur Erde fast,
und vom Gipfelpunkt des Hohnes
warf der Itzig den Ballast.



4 Endlich aber schlug die Stunde
für ein deutsches Konkordat!
Binnen einer Schrecksekunde
stand der Krummstab wieder grad' ...

Kalkül.

Der Eigentümer der „Wiener Neuen Freien Presse", Lippowitz, hat sein Blatt in allen Hauptstädten Europas zum Kauf angeboten. Die Offerte wanderte von Wien über Paris nach Prag und Budapest, wo jedoch nirgendswo die gewünschten Hunderttausende dafür erzielt werden konnten. Diese Tatsache zeigt zweierlei: erstens, daß Lippowitz eine Geschäftspolitik „auf weite Sicht" betreibt, und zweitens, daß Lippowitzens „weite Sicht" in ganz Europa für die zu späte Tat eines Kurzsichtigen gilt. Lippowitz denkt nämlich: „Wenn ich mein Dollfuß-Blatt heute nicht teuer verkaufe, so hat es morgen nur noch Papierwert. „Die Verleger von Paris, Prag und Pest jedoch scheinen das politische Organ des Herrn Dollfuß heute schon als Makulatur zu betrachten.

Loki.



„Mauses, wie haißt das gelobte Land?"
„Pcläftina, Herr Lehrer!"
„Nein, Österreich haißt's! Setz dich, du Schaute!"



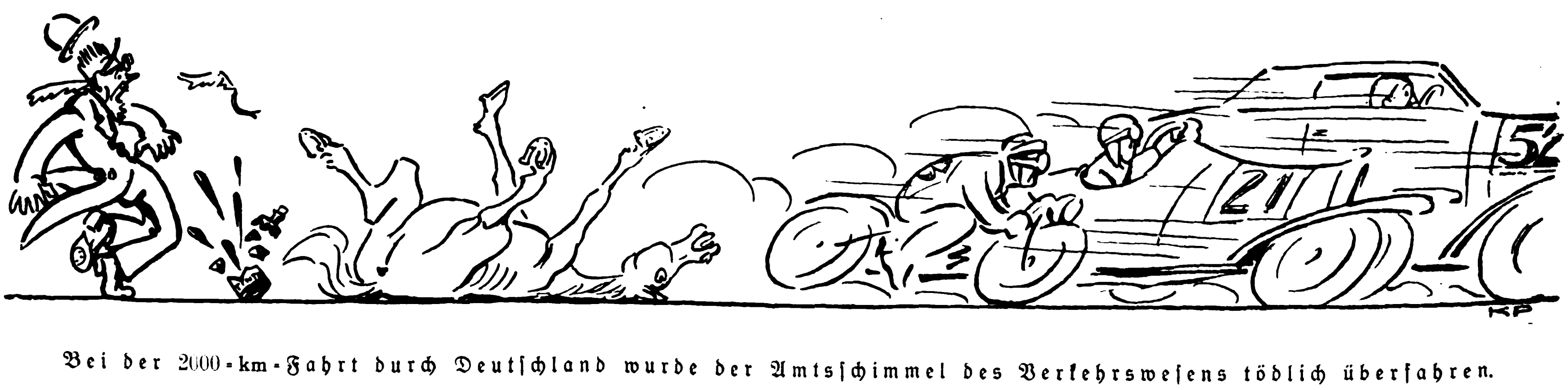
„Oha, Herr Tankwart, nicht so viel! Ich wollte doch nur zehn Liter!"



„Aber, Fritzchen, was machst du für'n Gesicht?"
„Vater hat doch gestern gesagt, Tante, man müsse dir mal gründlich die Zähne zeigen!"

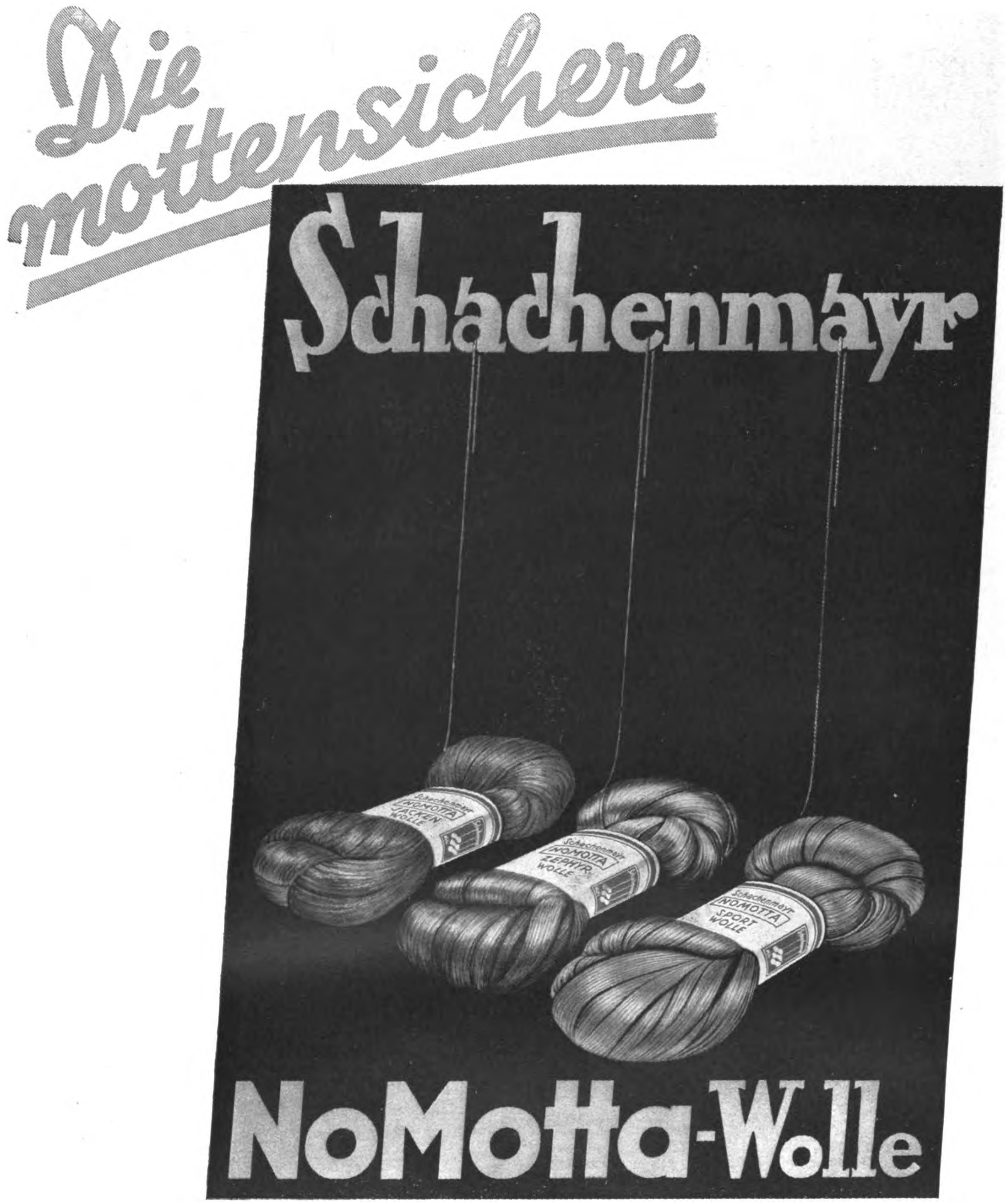


„Weißt du, Egon, bei diesem Wetter fühle ich mich so recht als Windsbraut!"



Bei der 2000-km-Fahrt durch Deutschland wurde der Amtsschimmel des Verkehrswesens tödlich überfahren.

Verlag: Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11-17, Fernsprecher: 20647 u. 22131. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post und durch jede Buchhandlung monatlich 86 Pfennig, durch Umschlag M. 1.45. Versand ins Ausland durch Umschlag monatlich M. 1.45, für Länder mit ermäßigtem Porto M. 1.25. Postscheckkonto: München 11346; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern, Postscheck III 7205. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank, Filiale Kaufingerstraße. / Der „Illustrierte Beobachter" erscheint wöchentlich am Samstag Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39/II, Fernruf: 20755 und 20801. Hauptschriftleitung und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dietrich Loder, München; Berliner Schriftleitung Dr. Hans Diebow; verantwortlich für Anzeigen: Erwin Finkenzeller, München. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. / Österreich: Für den Inhalt verantwortlich Eduard Steinagssinger; Auslieferungsstelle N. S. P.-Verlag, beide in Linz a. d. D., Langgasse 4/I. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Aufforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Adressenvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Organisationsleben muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.


Die mottensichere
Schachenmayr
Schachenmayr NOMOTTA SOCKEN WOLLE
Schachenmayr NOMOTTA ZEPHYR WOLLE
Schachenmayr NOMOTTA SPORT WOLLE
NoMotta-Wolle



Der große historische Augenblick: die Unterzeichnung des Konkordats.
Sitzend v. l. n. r.: Prälat Kaas, Vizekanzler v. Papen, Kardinalstaatssekretär Pacelli, Ministerialdirektor Dr. Buttmann, Botschaftsrat Dr. Klee.

Der Reiz des Fliegens

Der Motor haut sausend an und geht schnell auf volle Touren. Nun schlägt das Dröhnen hart, betäubend und ununterbrochen gegen die Trommelfelle. Alle anderen Geräusche sind abgesperrt und kommen nicht mehr zum Ohr durch. Man ist von der Welt losgelöst und einsam. — Später, nach monatlicher Gewöhnung allerdings, lernt man auch die Sprache des Motors kennen, man versteht die Umdrehungszahl am Klang des Motors abzuhören, und man merkt jede kleinste Änderung und Störung an den veränderten Schwingungen. Aber einsam bleibt man doch! —

Nun rollt das Flugzeug über den Boden, immer schneller werdend. Seine wilde Geschwindigkeit geht ins Blut, belebt und stärkt das feurige oder läßt das träge gerinnen. — Das Flugzeug hebt sich ab vom Boden. Die Resonanz des Bodens fällt weg, das Motorengedröhn wird etwas weicher. — Der Boden rutscht unter den Füßen weg, nun hat man das Gefühl, daß man wirklich fliegt und stark und schnell vorwärts kommt. Aber je mehr man steigt, um so mehr nimmt diese Empfindung ab, schließlich glaubt man, in der Luft festzustehen, da aus der Höhe die riesige Landschaft so gut wie stillsteht Im Fluge durch die Wolken ist es noch schlimmer. Zu Anfang kommen noch Wolkenfetzen herangejagt, die das Flugzeug verschluckt, aber dann ist man mitten in einem lichtigen Brei von ganz gleichmäßiger Farbe, in dem man scheinbar festgerannt steckengeblieben ist.

Das Gefühl, daß man sich von der Erde erhebt, ist nicht so stark wie das, daß die Erde unter einem versinkt, von einem fortgeht und einen von sich stößt.

Der Blickkreis wird mit zunehmender Höhe größer, das Auge bringt immer weiter vor, bis man das ganze Land in all seinen weiten Fernen, vom klar gezeichneten Kreise des Horizonts abgeschlossen, vor sich hat. Man überfliegt nun die Gegend, wie man ein Buch überfliegt, schnell, hastig, von Eindrücken überwältigt. Es nützt aber den Menschen nicht, einen größeren Raum zu schauen, wenn sie schon in dem kleineren nichts der Beachtung Würdiges gefunden haben. Dazu kommt, daß man beim Fliegen in großer Höhe das bisher so imposante Wirken der Vertikale verliert und sich ganz mit der Fläche begnügen muß, und so dem Menschen das raubt, was er bisher als groß und mächtig bewundert hat:

Bedeutende Berge werden zu Hügeln, und noch höher steigend, zur Fläche; hohe Kirchtürme sind Punkte, Bäume kreisrunde Flecken, beachtliche Städte schrumpfen zu weißen Straßenlinien zusammen, an deren Rändern rotschwarze Streifen der Dächer die Häuser verschluckt haben. Und große Flächen werden klein, herrliche Wälder, grüne Felder zu farbigen Flächen, und jede schön geschwungene Rundung und sanfte Biegung der Natur und Landschaft versinkt in Ebene und zeigt in scharfen, rechteckigen oder quadratischen Gebilden das Wirken des Nützlichkeitsmenschen.

Es gehört ein für das Beobachten aus der Luft erzogener Sinn, eine Art kartographisches Gefühl dazu, das Land, seine Struktur und Gliederung, seine Bepflanzung, Bodenbearbeitung und -verwendung mit einem Blick ablesen zu können. Und zwar wie aus einer Reliefkarte bei niedriger Höhe, wie bei einer Generalstabskarte aus größerer. Dann erhält man einen Geographieunterricht, wie man ihn eindrucksvoller nicht haben kann. Dann erweitert sich der Raum für den, der sehen, aufnehmen und verarbeiten kann! — Aber man muß die Luft ebenso ins Gefühl, ins Blut bekommen, wie das Meer. Denn auch nur die wirklich naturverbundenen Menschen, die viel und weit zur See gefahren sind, können gerade das Flächige des Meeres in seiner ganzen Großartigkeit innerlich erleben!

Das Fliegen erhebt nur den, der schon innerlich groß ist, und erniedrigt den, der von Natur klein ist. Ist der Mensch im Flugzeug ängstlich, so wird er um alles betrogen; ist er kühn und aufnahmefähig, dann erlebt er das Siegesgefühl, das Losgelöst- und Emporgehobensein, das Kraftgefühl des stürmenden Luftfluges und die Erhabenheit der Einsamkeit. Er genießt die Schönheit der Wolken, das Schwebende und Befreite. Er lernt ihre Eigenarten und Entwicklungen kennen und findet in der Unendlichkeit des Blickes und der klaren abgrenzenden Linie des Horizontes immer wieder den Wink, den Blick von der Erde weg nach vorn und oben zu heben und dort immer Neues und Gewaltiges zu entdecken. Dieser Flieger wird aber wiederum auch nicht zu dem törichten Gefühl verleitet, er sei über Raum und Zeit als ihr Besieger erhaben. Er weiß, er kann noch so weit und noch so schnell fliegen, immer kommt er wieder zu der gleichen und unveränderten Erde zurück!

Das Flugzeug verbindet wohl schneller und auch weitere Strecken, aber die Luft ist dünn, und das Band, das sie darstellt, ist im selben Augenblick schon wie ein leichter Wolkenfetzen zerrissen und verweht. Dieser Mensch weiß, er kann fliegen und fliegen, er kommt doch nicht weiter als bis zum Ende seines Lebens!

Es ist alles ein großer Kreis im Leben, und wer auf diesem Kreislaufe nicht seine ihm zugemessene Zeit für

(Schluß auf Seite 979)

Amerikas Wirtschafts-Revolution

Von Theodor Prosel

Präsident Roosevelt, der neue Mann Amerikas, hat sich unumschränkte Vollmachten für sein Tun und Lassen erkämpft. Eine gewisse Parallele zwischen dem politischen und wirtschaftlichen Geschehen in Amerika und in Deutschland wird augenfällig.

Dort und da ist ein Mann am Werke, seiner Nation neue geistige Fundamente zu geben. Dort wie da wurde ein blühendes Land von Figuren, die sich selbst überlebt hatten, in Grund und Boden regiert.

Die Wurzeln der Bewegung, die heute in Amerika zur Geltung kommt, und deren Träger Roosevelt ist, reichen auf viele Jahre zurück.

Lange vor Roosevelt hatte schon ein anderer diesen Kampf begonnen, sich aber rechtzeitig zurückgezogen, weil damals die Gegnerschaft, noch durch die Staatsmacht gestützt, zu stark war, um niedergerungen werden zu können. Dieser andere war Henry Ford, der in einem gigantischen Kampf gegen die Mächte der Wallstreet zwar nicht auf der Strecke blieb, doch den Kampf immerhin abbrechen mußte.

Es ist kein Zufall, daß der jetzige amerikanische Präsident seine Regierung mit dem Morganprozeß einleitete. Nicht nur hatte Roosevelt eine alte Fehde zu Ende zu führen, die sein Onkel Theodor Roosevelt (1904—08) gegen den Vater Morgans begonnen hatte — wobei er bekanntlich unterlegen war. Was aber auf der Anklagebank saß und diffamiert wurde, das war das System „Wallstreet", an sich der Geist Judas, den jenes in Amerika repräsentiert, gleichgültig, ob seine Träger Juden oder Andersrassige waren.

Es war der Prozeß, den der Begriff „Gut" gegen den Begriff „Geld" anstrengte, es war der Prozeß, den eine neue Zeit mit neuen geistigen Gestaltungen gegen nicht mehr gültige Begriffe und geistige Fehleinstellungen führte.

Was sich in Amerika abspielt, ist eine Revolution, und ihr Vater ist Henry Ford.

Er durfte es erleben, daß der Kampf, den er seinerzeit als einzelner führte, nunmehr vom Staat zur Sache der Nation gemacht wurde. Die Macht „Wallstreet", deren Geist einst ganz Amerika und darüber hinaus die Welt zu vernichten drohte, ist im Wanken, ihr wird von dem derzeitigen Präsidenten heute das Sterbeglöckchen geläutet.

Vor einigen Jahren bereiste Henry Ford Europa. Es gab fast kein Blatt, das nicht von diesem Manne zu berichten wußte, der für die Welt ein Begriff geworden war. Hört man den Namen Henry Ford, so denkt man über sein berühmtes Erzeugnis hinweg wohl nur an den phantastischen Reichtum dieses Mannes, vielleicht noch an das laufende Band und an die hohen Löhne, die dieser Mann an seine Arbeiter bezahlen soll. Wir kennen sein Bild, diesen schmalen, weißhaarigen Kopf mit dem kühlen Blick, wir kennen vielleicht noch das Photo, wo er mit dem großen Erfinder Edison abgebildet ist, gewissermaßen das bildlich dokumentierte Bündnis zweier ganz Großer der Wirtschaft. Wir hörten, daß Henry Ford in den letzten Jahren einige Male plötzlich seine Fabriken geschlossen habe. Dann hörten wir wieder, daß die Ford-Werke mit einem neuen Modell auf den Markt kämen, daß sich ein gigantischer Kampf zwischen Ford und seinem grimmigsten Gegner, den General Motors, abspiele.

In der letzten Zeit gab es in Amerika eine Bankenkrise. Sie ging von Detroit aus, der Heimatstadt Henry Fords. Die ersten Meldungen, die über die Bankkrise zu uns kamen, besagten, daß eine große Bank in Detroit deshalb ins Wanken gekommen sei, weil Henry Ford einen Run gegen sie entfesselt hatte. Man las auch noch, daß dieser offene Kampf, der sich da durch einen Sturmangriff auslöste, von langer Hand vorbereitet war, denn Henry Ford galt seit langem als der erbittertste Feind der Wallstreet, unter welchem Namen man alle jene Kreise zu verstehen hat, die sich um das Bankenkapital gruppieren. Zwei große Gegensätze stehen da einander gegenüber. Diese Gegensätze sind nicht materieller Natur, obwohl sich der Kampf auf dem materiellsten aller Gebiete abspielt, sondern diese Gegensätze zwischen Henry Ford, der hier nicht als Einzelperson, sondern als Prinzip aufgefaßt ist, und der Wallstreet haben ihre Wurzeln im rein Geistigen. Denn so sehr man vielleicht bei einer oberflächlichen Betrachtungsweise alle Ereignisse in der Weltwirtschaft auf das rein Materielle zurückführen will, ist das Weltbewegende in der Wirtschaft wie überall doch nur einzig und allein das Geistige.

So sehr die Millionen Autos in der ganzen Welt Zeugnis ablegen von der materiellen Auswirkung des schöpferischen Geistes Henry Fords, so wäre der Umstand, daß einer Automobile — auch in noch so großen Mengen — in die Welt stellt, daß einer zum reichsten Manne geworden ist, vielleicht eine ganz interessante Tatsache, die man zur Kenntnis nimmt, sie wäre aber nicht wert, dieses Mannes geistige Substanz zu analysieren. Denn Reichtümer haben ja viele angesammelt. Auf ein paar Nullen mehr oder weniger in der Vermögensschätzung kommt es nicht an. Aber Henry Ford hat neben seiner materiellen Tätigkeit, neben den Erfindungen, die er in bezug auf das Automobil gemacht hat, neben dem Prinzip der Fließarbeit, das ihm seinen Reichtum gebracht hat, ein anderes Prinzip aufgestellt, das vielleicht für die künftigen Generationen, die sich mit dem Problem „Wirtschaft" abzufinden haben werden, ein Dogma bedeuten wird.

Es soll hier keine Biographie geliefert werden. Indessen mag es nicht uninteressant sein, das Prinzip der Fordschen Wirtschaftstheorie — das sich, wie wir am Schlusse finden werden, in einem einzigen Satz lapidar ausdrücken läßt, und das jetzt allem Anschein nach auch Roosevelt zur Richtschnur seines Handelns gemacht hat — auf dem Wege seiner zeitlichen und logischen Entwicklung zu betrachten.

Wie fast alle Erfolgsmenschen die von ihrer Umgebung am Anfang ihres Wirkens nicht begriffen wurden, hatte auch Henry Ford, als er daran ging, auf seiner väterlichen Farm den ersten Benzinmotor zu konstruieren, das Schicksal, von seinen Nachbarn und Freunden zum Phantasten gestempelt zu werden. Er wäre vielleicht schon allein durch die Tatsache, ein Pionier des Automobilismus gewesen zu sein, in die Geschichte der Weltwirtschaft eingegangen. Henry Ford aber gab sich mit dieser Erfindung nicht zufrieden. Er erkannte frühzeitig, daß das Automobil für die wirtschaftliche Entwicklung der Welt eine Umwälzung bedeuten würde. In einer Zeit, wo das Automobil praktisch noch schwer zu handhaben war und infolge des hohen Preises im besten Fall das Spielzeug reicher Leute sein konnte, träumte Henry Ford von der Verallgemeinerung dieses Fortbewegungsmittels in phantastischen Ausmaßen für praktische Zwecke. Es ist für unsere Betrachtung vollkommen gleichgültig, welche inneren Beweggründe diesem Traum zugrundelagen. Das Positive seines Gedankens lag in dem Wunsche, möglichst vielen Menschen ein Instrument an Hand zu geben, um das Leben durch die Möglichkeit, sich rasch und bequem von einem Ort zum anderen zu begeben, unabhängig von den öffentlichen Verkehrsmitteln, vielgestaltiger zu machen. Ich glaube nicht, daß zu jener Zeit irgendein Leiter einer großen Eisenbahngesellschaft in dem unsicher funktionierenden, teuren und lärmenden Vehikel eine ernste Konkurrenz gesehen hat. Wäre das der Fall gewesen, dann hätte man wahrscheinlich bei der Macht, die die Eisenbahnmagnaten der ganzen Welt, damals mehr denn heute, auf die Regierenden der verschiedenen Länder ausübten, bestimmt dem Automobil in seiner Entwicklung noch mehr Hindernisse in den Weg gelegt. Denn man hätte es bestimmt nicht geduldet, daß sich der bescheidenste Bürger seine eigene Privateisenbahn zuzulegen vermochte. Wie so oft, wurde eine Entwicklung in ihren Anfängen unterschätzt und ihre Auswirkung erst dann erkannt, als sie nicht mehr zu hemmen war.

Der Idee Henry Fords, das Automobil den weitesten Kreisen zugänglich zu machen, mußten sich alle seine Handlungen unterordnen. Zunächst konnte, wie schon erwähnt, das Automobil überhaupt nur für die reiche Oberschicht in Frage kommen. Gewiß war das ein gutes Geschäft, und tatsächlich begnügten sich die Konkurrenten Henry Fords lange Zeit damit, eben mit dieser verhältnismäßig geringen Anzahl reicher Leute Geschäfte zu machen. Henry Ford aber dachte weiter: Warum sollte das Automobil nur ganz wenigen, bevorzugten Menschen dienen? Dieser Gedanke war das Fundament für die Bestrebungen, das Auto immer weiteren Kreisen, vom wohlhabenden Bürger an bis zu dem Mann, der durch seiner Hände Arbeit sich das Brot verdient, zugänglich zu machen. Ford suchte immer weitere Schichten zu erfassen. Diesem Zweck diente die Verbilligung der von ihm erzeugten Automobile durch immer bessere und sparsamere Fabrikationsmethoden. Trotz dieser Verbilligung blieben natürlich Millionen

Menschen, die in so großer Armut lebten, daß sie kaum satt zu essen hatten, geschweige denn als Käufer eines Automobils in Frage kämen, außerhalb der ökonomischen Sphäre eines Automobilgeschäftes. Zu dieser Schicht zählten aber nicht nur jene Menschen, die das Schicksal zum Nichtstun verdammt hatte, sondern auch die Armee der Arbeiter, deren Lohn so karg bemessen war, daß er eben gerade zur Befriedigung ihrer unumgänglichen Bedürfnisse ausreichte. Sich mit dieser Tatsache abzufinden, war nicht Henry Fords Sache.

Je höher die Erzeugungskapazität der Fordschen Werke wurde, desto deutlicher wurde ein Fabrikationsgesetz erkennbar, das immer und immer wieder durch die Produktionsvorgänge bestätigt wurde. Je mehr Autos nämlich erzeugt wurden, desto billiger kam die Herstellung. In der Auswirkung dieses Fabrikationsgesetzes lag ja zunächst die Möglichkeit, immer weitere Schichten der Bevölkerung für den Gebrauch des Automobils zu gewinnen. Unter eine gewisse Summe sank der Preis nicht, wenn vielleicht auch bei noch größerer Steigerung der Produktion weitere Verbilligungen in Aussicht standen. Um auch die „besitzlosen" Schichten in den Käuferkreis einzubeziehen, gab es nur eine einzige Möglichkeit: diesen besitzlosen Kreisen zu Besitz zu verhelfen. Gelingt es, die Armut der breiten Massen auszuschalten, die Millionen Menschen, die kaum satt zu essen haben, auf eine Lebenshaltung zu bringen, in deren Bereich die Benützung eines Automobiles liegt, dann eröffnet sich für Henry Ford ein weites, unerschöpfliches neues Absatzgebiet für sein Produkt.

Ford erkannte, daß es mit Hilfe der Maschine nicht nur möglich wäre, das geschaffene Produkt zu verbilligen und so den weitesten Kreisen zugänglich zu machen, sondern er erkannte auch, daß die Maschine demjenigen, der sie bediente, eine bessere Lebensgestaltung ermöglichen müsse. Henry Ford ist ein Geschäftsmann und kein Philanthrop. Wenn er die Besserstellung seiner Arbeiter vornahm, so konnte dies nur geschehen, wenn ihm die kühle Kalkulation seines Produktes hierzu die Berechtigung gab. Die Maschine steigerte die Leistungsfähigkeit des einzelnen arbeitenden Menschen. Durch eine zeitsparende Maschine erreichte man es, daß das Arbeitsresultat eines Mannes bei gleichem Kraft- und Zeitaufwand vervielfacht wurde. Der Mensch stieg einfach im Wert. Seine Arbeitsleistung, die bis zur Einführung der besseren Maschine, das heißt bis zu der Stunde, wo man ihm ein besseres Werkzeug an Hand gab, den Wert eines Dollars hatte, hatte z. B. plötzlich eine Wertsteigerung auf 10 Dollar erreicht. Diesen Vorgang erlebte nicht nur Henry Ford, sondern die ganze übrige industrielle Welt. Jeder einzelne Fabrikant freut sich über die Verbilligung seines Produktes, die ihm gestattete, mehr zu verkaufen, er freut sich über die günstigere Gestaltung seiner Bilanz, aber nur Henry Ford dachte daran, daß seine Arbeiter nicht nur die Hersteller der Automobile sein sollten, sondern auch seine Käufer werden mußten. Ihm allein von den Män-

nern, die diese Erkenntnis in die Tat umsetzen konnten, vergegenwärtigte sich plastisch der Kreislauf des wirtschaftlichen Geschehens, in dem die gesetzte Handlung in einer bestimmten Zeit sich auf den auswirkt, von dem sie ausgeht.

Daß der eigene Arbeiter auch zugleich der Käufer des von ihm erzeugten Produktes sein soll, trat bei der Automobilfabrikation besonders deutlich in Erscheinung. Denn das Automobil stellt ein fertiges Erzeugnis von immerhin auch heute noch ansehnlichem Wert dar. Der Weg vom Fabrikanten zum Käufer liegt deutlich vor Augen, im Gegensatz zu vielen anderen Produkten, die durch tausend Hände gehen, bis sie zum wirklichen Konsumenten kommen. Für eine Automobilfabrik ist es ohne weiteres möglich, zu erfahren, wo jeder einzelne Wagen sich befindet. Es mag diese besondere Eigenschaft des Verkaufsartikels „Automobil" dazu beigetragen haben, daß Henry Ford früher als viele andere Männer, die ebenfalls großindustriellen Betrieben vorstanden, erkannte, daß Arbeiter und Konsument absolut identisch sind.

Die Fordschen Gedanken, die sich in einer für europäische Verhältnisse scheinbar übersteigerten Lohnhöhe seiner Arbeiter ausdrückten, wurden in Amerika nach und nach auch von anderen Fabrikanten übernommen. Zu uns kam in jener Zeit die Botschaft von der „Prosperity", jener Erscheinung des amerikanischen wirtschaftlichen Lebens, wo es jedem gut ging, wie ein Sonnenmärchen in die dunkle Stube. Gleichzeitig mit diesem Märchen aber erzählte man sich von einer anderen wirtschaftlichen Offenbarung: der Rationalisierung, die ja nichts anderes bedeutete als die Anwendung bestmöglicher Fabrikationsmethoden und genauester Einteilung von Zeit und Kraft von Mensch und Maschine. Diese Methoden erlernten wir sehr rasch, und man rationalisierte die Betriebe in unglaublich kurzer Zeit. Eines vergaß man jedoch: daß die Erhöhung der Leistungsfähigkeit, also die Steigerung des Arbeitsresultates des einzelnen, auch den höheren Anspruch an Gebrauchsgütern rechtfertigte. Diesen Anspruch, den der arbeitende Mensch rein rechnungsmäßig hatte, ließ man nicht gelten, denn es mußte doch (ob durch finanzielles Kriegsgeschick bedingt oder nicht) um jeden Preis exportiert werden, um jeden Preis mußte man auf dem Weltmarkt konkurrieren können.

Das amerikanische Paradies, in dem der arbeitende Mensch viel verdienen konnte, fand an jenem bekannten Neuyorker „Schwarzen Freitag" sein jähes Ende. Dieser Freitag, an dem die amerikanischen Papiere teilweise bis zur vollen Entwertung stürzten, wurde zum Geburtstag der Weltkrise. Bis dahin hatte sich Amerika vor den Krisenerscheinungen bewahren können. Plötzlich war auch die Union von der Krankheit, die wie eine Pest die Völker heimgesucht hatte, ergriffen worden. Für die europäischen Beurteiler bildete diese Tatsache den schadenfreudigen Anlaß, mit den Fingern nach Amerika zu weisen und den in der Krise schmachtenden Europäern das tröstende Wort zu sagen: Seht hin, auch Amerika geht es nicht besser! Der jähe Sturz Amerikas aus dem Prosperityhimmel war Wasser auf die Mühlen unserer Lohnpolitiker. Die Kaufkraft-Theorie schien endgültig Schiffbruch erlitten zu haben. Hatten bis zur Stunde die Vertreter der Arbeiter-Interessen immer auf Amerika weisen können und als Grund für die bessere Wirtschaftsgestaltung drüben die Hochlohn-Politik ins Treffen geführt, wurde ihnen jetzt von den Hochlohn-Gegnern lächelnd entgegengehalten, daß die Hochlohnpolitik auch die Amerikaner vor der Krise nicht bewahren konnte. Man kann heute natürlich nicht abschätzen, wie weit dieses Argument, das in den Ereignissen scheinbar eine unwiderlegliche Bestätigung gefunden hatte, die Ursache war, daß jene Kreise, die in Europa aus den verschiedensten Gründen für die Niederhaltung der Löhne waren, Oberwasser bekamen und einen Einschränkungsfeldzug führen konnten, der die Feuer auch der deutschen Dampfkessel löschte. Eines ist aber sicher, daß insbesondere die deutsche Krise nicht jene furchtbaren Formen angenommen hätte, wäre nicht zu den allgemeinen Ursachen und Wirkungen von außen noch jene unheilvollere innere systematische Wirtschaftszertrümmerung getreten. Die amerikanische Krise mag sich bestimmt in den europäischen Finanzkontors unheilvoll ausgewirkt haben, der weit größere Schaden, den sie verursachte, war die moralische Stützung der Hochlohn-Gegner. Denn diese steigerten die Auswirkung über den Kapitalverlust der international verflochtenen Finanzgeschäfte bis zur vollkommenen Schrumpfung der Wirtschaft. Was man auf den Börsen der Welt verlor, sollte jetzt durch härtere Bedingungen in Krediten für die Produktion und in Ersparnissen an Lohn hereingebracht werden. Es begann jener furchtbare Leidensweg, den wir spiralenförmig immer weiter nach innen schritten, bis wir beinahe am toten Punkt angelangt waren. Danken wir Gott, daß das letzte Stück Weges uns erspart bleibt, denn an diesem toten Punkt wäre Dynamit gelegen. Dabei hatte die amerikanische Krise ganz andere Ursachen als unsere. Die Prosperity drüben brachte sowohl dem Fabrikanten und allen wirtschaftlich Tätigen, also auch dem Arbeiter, Geld weit über das hinaus, was sie zur Deckung der täglichen Bedürfnisse brauchten. Sowohl Fabrikanten und Kaufleute als auch die Arbeiter verfügten über große Summen freier Gelder. Diese freien Gelder wurden vom Fabrikanten nicht in die Produktionsstätten investiert und vom Arbeiter nicht auf die Sparkasse getragen. Der Amerikaner ist ein Spieler. So fleißig er auch arbeitet, der Dollar, den er im Spiel verdient, ist ihm lieber. Und so ging groß und klein, Fabrikant und Arbeiter auf die Börse. Ein skrupelloses Bankwesen machte es möglich, daß man mit einem Dollar Spekulationskapital schon börsenmäßige Geschäfte machen konnte. Amerika lag damals in einem Spieltaumel, bis eines Tages die Wallstreet den Zeitpunkt für gekommen hielt, die in einer durch nichts begründeten Hausse-Spekulation investierten Reserve- und Spargelder der Arbeitenden in kühnem Schwung einzuheimsen. Die damals in Amerika herrschenden Bank- und Börsengesetze machten diesen ungeheuren Coup ohne weiteres möglich. Der Produzent, der mit seinen Betriebsreserven auf die Börse gegangen war, mußte die Fabriken sperren. Der Arbeiter, der seine Spargroschen ebenfalls verspekuliert hatte, stand auf der Straße. Tausende waren plötzlich bankerott, Millionen waren arbeitslos. Amerika hatte das europäische Schicksal erlitten, wenn auch die Ursachen ganz andere waren. In Europa sah man aber nur die Wirkung, nicht die Ursachen. In dieser Zeit soll der damalige Präsident die Größen der amerikanischen Wirtschaft zu einer Beratung zu sich berufen haben. Auch Henry Ford soll erschienen sein. Damals ging eine Notiz durch die Weltpresse, nach der Henry Ford gesagt haben soll: „Um die Krise zu bekämpfen, gibt es nur *ein* Mittel: gehen wir nach Hause und erhöhen wir die Löhne unserer Arbeiter." Es mußte erst zu dem jüngsten amerikanischen Bankenkrach kommen, der Tau-

sende von kleinen Bankinstituten über Nacht vom Erdboden verschwinden ließ, um das Ungesunde des amerikanischen Bankwesens allen richtig vor Augen zu führen. Welche Rolle Henry Ford bei dieser letzten Krise spielte, wurde schon eingangs erwähnt. Man kann heute schon sagen, daß Henry Ford wohl die Niederlage seines erbittertsten Gegners erleben durfte. Wie immer sich die nächste Zukunft gestaltet, ob geschickte Manöver der Bankgewaltigen noch einmal auf Jahre hinaus die Industrie zwingen, sich vom Bankenkapital die Produktionsbedingungen vorschreiben zu lassen, ist — geschichtlich gedacht — nicht von Belang. Es kann möglich sein, daß die Welt von dieser Lektion noch nicht genügend gelernt hat. Es ist möglich, daß die Welt noch Jahre hindurch in dem Bann des Geldtraumes lebt. Es ist aber auch möglich, daß sich jetzt doch langsam überall die Erkenntnis durchringt, daß es auf der Welt nicht in erster Linie um Geld, sondern um Güter geht. Die Güter sind es, die uns das Leben lebenswert machen, und nicht das Geld. Und wenn diese Einteilung der Materie Einfluß gewinnt auf die Menschen, die sie handhaben, so wird der Gütererzeuger den Rang vor dem Bankier einnehmen. Der Bankier wird und muß zum Diener desjenigen werden, der Güter hervorbringt. Geld wird zum Betriebsmittel werden wie Dampf und Elektrizität. Wenn dieser Gedanke Allgemeingut wird, dann werden die Menschen vielleicht auch beginnen, zu begreifen, daß die Schöpfung die Erde mit einem Übermaß an Gütern bedacht hat nicht zu dem Zwecke, um sie brachliegen zu lassen, um sie dem größten Teil der Menschheit vorzuenthalten, sondern einzig und allein mit dem Ziele, die Menschen reich zu machen, reich nicht im Sinne des Geldes, sondern reich in der Verfügung über alle Dinge, die uns das Leben verschönern. Und wieder macht es die Maschine möglich, daß diese Güter, angefangen vom guten Schuhwerk bis zur gesunden Wohnung und zum Automobil, nicht nur als Privileg einer bevorzugten Klasse angesehen werden, sondern, daß jeder einzelne, wo immer er stehen mag, das Recht hat, jenen Anteil an dem Güterreichtum eines Landes für sich selbst zu haben, den dieses Land mit den Mitteln intensivster Arbeit imstande ist, hervorzubringen. Diese Produktionskapazität allein ist und bleibt die Grundlage, nach der es möglich ist, einen gerechten Lohn zu errechnen. Lohnberechnungen sind keine Angelegenheiten des Gefühls. Sentimentalität auf der einen Seite, Eigennutz auf der anderen, schalten aus. Ein Land kann seinen Angehörigen nur jenen Lohn bezahlen, der für eine gewisse Leistungseinheit, der gemäß der allgemeinen Erzeugungskraft an Gütern auf den einzelnen fällt.

Die gesamte Wirtschaft, so gigantisch ihre Ausmaße und ihre Verzweigungen sein mögen, gehorcht so einfachen Gesetzen, daß man diese beinahe primitiv nennen kann. Aber die Wirtschaft dient ja schließlich nichts anderem als zunächst dem primitiven, leiblichen Leben. Da versagen alle konstruierten Kompliziertheiten. Ein einfacher, klarer Satz ist hier richtunggebend. Ein Satz, der sich aus tiefstem positivem Denken heraus zum Ausdruck formt. Und dieser Satz, den Henry Ford gefunden hat, lautet kurz und klar:

Je billiger die Ware, desto höher der Lohn.

Nach diesem Satz wird die Weltwirtschaft einmal eingerichtet werden. Sie hat keine andere Wahl, um mit der Maschine fertigzuwerden: Entweder die Maschine zu zertrümmern oder sich aber jenem Satze zu beugen. Diese einzige und wahre Lebensregel wird sich Bahn brechen. Unsere Zeit hat die ersten Breschen geschlagen.

Der Reiz des Fliegens

(Schluß von Seite 975)

seine Tätigkeit gebraucht, wird so oder so um sie betrogen! An und für sich sind es ja gerade die Kleinigkeiten und scheinbaren Nebensächlichkeiten am Wege des Menschen, die ihm die Freude der Stunde und die Zufriedenheit des Gemütes bringen. Wer über sie hinwegfliegen will, der muß auf sie verzichten können oder darf für sie keinen Sinn haben! Er muß das Große und Erhabene allein suchen! Sein Herz muß so hart sein wie der Stahl des Motors! Im selben Rhythmus wie dieser muß es schlagen, feurig, und doch unbeirrbar ruhig! Dieser Mensch muß sich selbst als Körperteil und als Kopf des Flugzeuges fühlen, das nur seine eigene Kraft, Geschwindigkeit und Gelenkigkeit steigert und ihm die Erhebungsmöglichkeit von der Erde schafft!

So ist das Fliegen ein Hauptrecht für unsere aktive, stürmische, gesunde und kraftvolle, drängende und nach den Sternen greifende Jugend! Es bringt dieser das Heroische, das sie in ihrem heldischen Sinne sucht. — Die Jugend reizt die Gefahr, die Leistung, die Verantwortung und die Möglichkeit, eigener Kraft und Geschicklichkeit das Leben anvertrauen zu können. Vor allem aber ist es die große Sehnsucht, die gerade im deutschen Volke nach Selbständigkeit bei höchster Leistung und Verantwortung drängt, die unserer Jugend das Fliegen so begehrenswert macht, und die wir mit allen Mitteln fördern und unterstützen müssen, denn hier liegt die wertvollste Pflegestätte für deutsches Führertum!

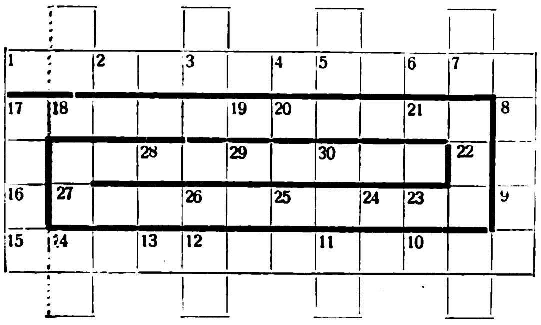
Für dieses wiederum ist das Flugzeug das schärfste und folgerichtigste Ausdrucksmittel unserer Zeit, die sich von den großen Massen bei langsamer Bewegung, dem Zeitimpulse folgend, entwickelt hat zur Auflösung der Masse in kleinste Einheiten von höchster Konzentration der Kraft bei größter Geschwindigkeit. —

Diese Entwicklung zwingt sich automatisch allen Teilen unseres heutigen Lebens auf und bewirkt überall große Verstärkungen und vielseitigere Wirkungsmöglichkeiten der jeweiligen Gesamtenergien. Aber es ist unbedingt nötig, daß diese aufgelösten Einheiten der jeweiligen Führerautorität unbedingt und auf das schärfste untergeordnet sind!

RÄTSEL

Spiralrätsel

In die Spirale sind Wörter folgender Bedeutung einzutragen: 1. Fluß in Afrika, 2. männlicher Vorname, 3. Verwandter, 4. Trinkgefäß, 5. Hirschart, 6. Zusammenstellung von Sängern und Musikern, 7. norwegische Münze, 8. maßgebende nationalsozialistische Persönlichkeit, 9. Tropenpflanze, 10. Längenmaß, 11. Stadt in Italien, 12. Organ, 13. Tierprodukt, 14. deutscher Komponist †, 15. Nebenfluß der Elbe, 16. alte

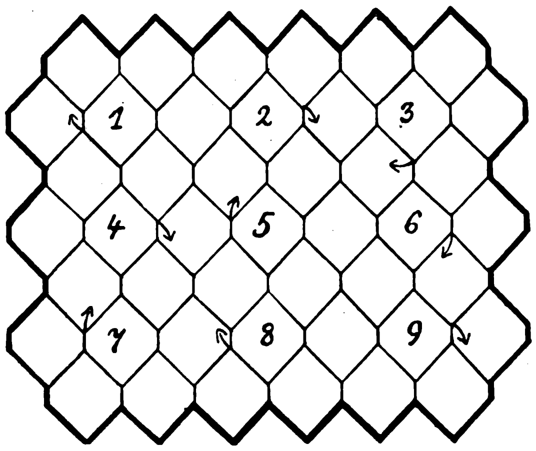


Wurfwaffe, 17. Süßwasserfisch, 18. Nachkomme, 19. ätzende Flüssigkeit, 20. Teil des Gesichts, 21. eine der Gezeiten, 22. Gartenanlage, 23. griechischer Buchstabe, 24. geographischer Begriff, 25. Schmerz, 26. Einfall, 27. spanischer Fluß, 28. Badeort in Hessen-Nassau, 29. Trinkstube, 30. Teil des Wagens.

Die einzelnen Wörter beginnen bei den angegebenen Zahlen, während das Ende vom Löser selbst zu erraten ist. Bei richtiger Lösung ergeben die vier senkrechten Reihen je einen deutschen Minister.

Wabenrätsel

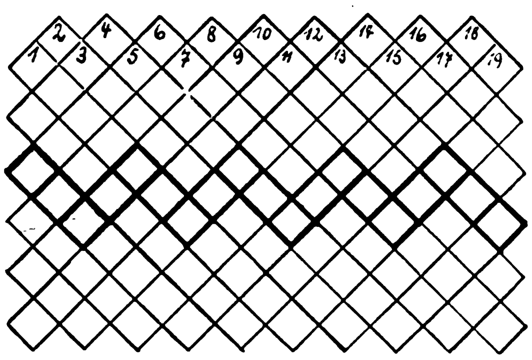
Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und sind in Uhrzeigerrichtung zu lesen. Sie bedeuten: 1. Wallfahrtsort der Mohammedaner, 2. winterliche Naturerscheinung, 3. männlicher Vorname, 4. amerikanischer Finanzmann, 5. Schlachtort in Österreich aus dem Jahre 1809,



6. Stadt in Anhalt, 7. Meersäugetiere, 8. deutsche Industriestadt, 9. Stadt in Posen.

Zackenrätsel

In die senkrechten Reihen sind Wörter nachstehender Bedeutung einzutragen. Bei richtiger Lösung ergibt die fettgedruckte Zackenlinie, von links nach rechts gelesen, einen nationalen Helden.



1. Berühmter Graphologe, 2. europäische Hauptstadt, 3. vertrauter Freund Goethes, 4. Blume, 5. Sternbild, 6. Bekleidungsstück, 7. Tierwaffe, 8. weiblicher Vorname, 9. Stadt in Schlesien, 10. Gewebe, 11. Vogel, 12. Landwirtschaftliches Gerät, 13. Pflanzenfett, 14. Spanische Flotte, 15. Fluß in Indien, 16. Schneiderwerkzeug, 17. Reptil, 18. Kinderkrankheit, 19. Hafenstadt in der Türkei.

Silbenrätsel

Aus den Silben: ar bau brand bung cel dan de ek em en er fu gall ge gel gen go go he heimb i i in ker lan le li li lohn mann me na nach o orn po ri ri schu sekt ser son sta te ti tiv tor tri u ul volks wet zen zi zo sind 20 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten und deren letzte in umgekehrter Richtung gelesen ein Zitat des Reichskanzlers ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Führer des Burenkrieges, 2. Stadt in Westfalen, 3. Goethes Privatsekretär, 4. Wagneroper, 5. Aufstand, 6. Lehrinstitut, 7. altdeutsche Form für „Onkel“, 8. Kurort am Bodensee, 9. Landschaft im früheren Deutsch-Ostafrika, 10. Erfinder des Quecksilberbarometers, 11. kleines Lebewesen, 12. Stadt in Mittelfranken, 13. Singvogel, 14. Fluß in Italien, 15. Gestell, 16. Schleudermaschine, 17. Laubbaum, 18. Stadt am Arno, 19. Getreidekrankheit, 20. italienischer Dichter (st = ein Buchstabe).

1 .... 11 ....
2 .... 12 ....
3 .... 13 ....
4 .... 14 ....
5 .... 15 ....
6 .... 16 ....
7 .... 17 ....
8 .... 18 ....
9 .... 19 ....
10 .... 20 ....

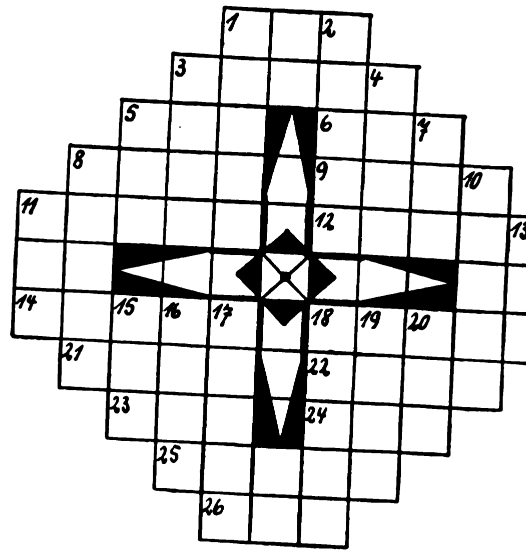
Geographisches Silbenrätsel

Aus den Silben: aa, ben, bir, bo, chen, de, den, den, det, ding, dres, ein, eis, en, er, er, fall, ga, ge, ge, gen, greifs, guay, ham, i, lach, lan, le, le, lil, lu, mais, mold, nitz, no, not, ö, rhein, rie, ru, satz, sen, sin, stil, stri, tes, ting, u, wald sind 19 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch Adolf Hitlers ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Stadt in Sachsen, 2. Stadt in Thüringen, 3. sächs. Grenzgebirge, 4. nordostdeutsche Universitätsstadt, 5. südd. Universitätsstadt, 6. adriatische Küstenlandschaft, 7. Quellfluß der Iller, 8. Schweizer Kanton, 9. Stadt in Lippe, 10. Stadt in Oberbayern, 11. Naturschönheit bei Schaffhausen, 12. südamerikan. Staat, 13. Stadt in Mittelengland, 14. deutsches Seebad, 15. alte Kaiserstadt, 16. Stadt in Nordfrankreich, 17. Stadt in der Schweiz, 18. kleinste Siedlungsstätte, 19. Ort in der bayer. Ostmark (ch = 1 Buchstabe, bei Nr. 17 der vierte, statt dritte Buchstabe).

1 .... 11 ....
2 .... 12 ....
3 .... 13 ....
4 .... 14 ....
5 .... 15 ....
6 .... 16 ....
7 .... 17 ....
8 .... 18 ....
9 .... 19 ....
10 .... 20 ....

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. kaufmännischer Ausdruck, 3. weiblicher Vorname, 5. Hauseingang, 6. Haustier, 8. Glied der Familie, 9. griechische Gottheit, 11. Berg in Italien, 12. Baumschädling, 14. Vorort von Düsseldorf, 18. Gefäß, 21. Hast, 22. nordische Gottheit, 23. Papierformat, 24. Göttin der Unterwelt, 25. Teil des Bauernhofes, 26. Lebensbund.

Senkrecht: 1. Stadt in Sachsen, 2. männlicher Vorname, 3. Gehalt, 4. deutsches Gebirge, 5. gestorben, 7. Futter, 8. das Unsterbliche im Menschen, 10. Teil des Fußes, 11. griechische Göttin, 13. Negerstamm, 15. Teil des Auges, 16. Landschaft in Griechenland, 17. soziale Einrichtung, 18. Heizmittel, 19. Stand, 20. afrikanischer Strom.

Diagonalsilbenrätsel

Aus den Silben: a, ben, chen, cher, en, gar, her, in, le, le, me, nen, nest, ni, rau, rei, ren, ri, se, spa, sy, tal, träu, us, zi sind 8 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben ein deutsches Seebad ergeben, ferner der erste Buchstabe des ersten Wortes, der zweite des zweiten, der dritte des dritten Wortes usw., den Namen eines Dichters.

Die Wörter bedeuten: 1. europ. Staat, 2. Tal in Nordtirol, 3. Prophet, 4. Sternbild, 5. Kindernährmittelfabrik, 6. Seelenzustand, 7. Musikstück von Schumann, 8. Genießer.

Aktuell

Von eins kommt die heilige Kraft,
Die Wärme und Leben schafft.
Die zwei rollt durchs ganze Land
Und wir kämpfen um ihren Bestand.
Die eins-zwei: das Sorgenkind,
Dem volkhaft verbunden wir sind.
Wir spenden die zwei der eins-zwei jetzt,
Und nach eins wird das Urlaubsziel gesetzt.

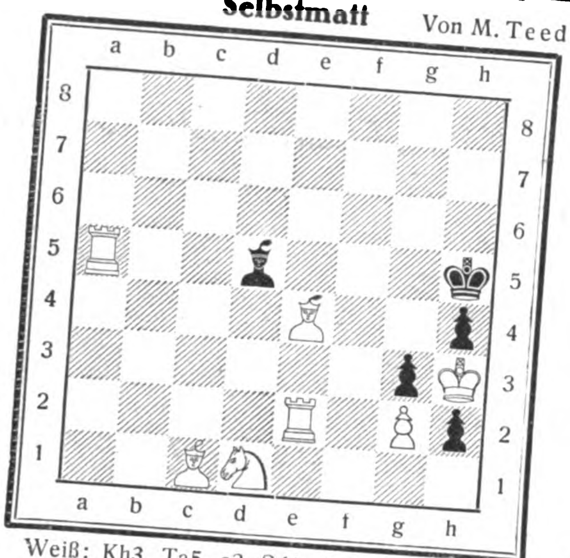
Rätsellösungen aus Folge 30

Buchstaben-Austauschrätsel: Rost, Salm, Torte, Oper, Karre, Wert, lustig, Ast, sauer, Lende, Name = Ostpreußen. — **Rätselhafter Kriminalroman:** asse. — **Gegensatzrätsel:** Licht, Urwald, Demut, Wahrheit, immer, groß, Saat, irdisch, Ebene, brav, Ernst, ruhig, Traum = Ludwig Siebert — **Silbenrätsel:** 1. Wotan, 2. Ortrud, 3. Roland, 4. Tabelle, 5. Donner, 6. Elisabeth, 7. Smetana, 8. Minden, 9. Akkord, 10. Nachtmarsch, 11. Neapel, 12. Elsa, 13. Samstag, 14. Spiritus, 15. Eumenide, 16. Isolani, 17. Wolle, 18. Imi, 19. Elfenbein, 20. Epos, 21. Institut, 22. Nanu, 23. Eidam, 24. Siam, 25. Ähre, 26. Ufer, 27. Limonade, 28. Etui, 29. Uhland = Wort des Mannes sei wie eine Säule und der Handschlag sei ein stummer Eid. — **Zahlenrätsel.** Ragusa, Iller, Eberhard, Narew, Zentra, Innung, Roman, Ironie, Chlor = Rienzi, Richard Wagner. — **Vielerlei:** Band, Hand, Land, Rand, Sand, Tand, Wand. — **Aktuell:** Emden, Fremden, Erker = Fremdenverkehr. — **Künstlerlos:** Verstimmt. — **Rätsel:** Schach — Tell — Schachtel (alte) Schachtel. — **Zwei Ferienziele:** Ulm, Alm. — **Einst und jetzt:** Sanduhr, Wanduhr. — **Wabenrätsel:** 1. Eton, 2. Eleate, 3. Setter, 4. Sirene, 5. Eregli, 6. Orel, 7. Erle, 8. Reis, 9. Eire, 10. Teïn, 11. Roller, 12. Rebell, 13. Sieben, 14. Nantes, 15. Norm, 16. Sole, 17. Eber, 18. Rabe, 19. Nora, 20. Sonate, 21. Reseda, 22. Araber, 23. Baroda, 24. Ader. — **Silbenrätsel:** 1. Wermut, 2. Einspruch, 3. Litanei, 4. Tiger, 5. Garantie. 6. Engerling, 7. Salut, 8. Choral, 9. Idee, 10. Charkow, 11. Thomas, 12. Erika, 13. Irland, 14. Sonett = „Weltgeschichte ist das Weltgericht."

SCHACHECKE

Selbstmatt

Von M. Teed



Weiß: Kh3, Ta5, e2, Sd1, Lc1, e4, Bg2 (7).
Schwarz: Kh5, Ld5, Bg3, h2, h4 (5).

Selbstmatt in 2 Zügen.

Mit dieser Selbstmattstudie bringen wir eine für Anfänger und Mittelspieler wenig bekannte Form der Aufgaben und Probleme. Sie ist so zu lösen, daß anstatt der Mattführung des Gegners in 2 Zügen ein Selbstmatt herbeigeführt wird. Es muß also alles vermieden werden, dem Gegner ein Leid zu tun, sondern man muß ihm den Weg für eine Mattführung ebnen wie die Lösung zeigt.

Lösung: 1. Te2—a2, h2—h1S!; 2. Sd1—b2! Sh1—f2†† oder 1. . . ., h2—h1L!; 2. Le4—c2 Lh1×g2††.

Partie

Sizilianische Eröffnung

Weiß: D. H. Pannekoek Schwarz: Th. J. de Bruyn

	Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	c7—c5
2.	Sg1—7f3	Sb8—c6
3.	d2—d4	c5×d4
4.	Sf3×d4	d7—d6
5.	Sb1—c3	Sg8—f6
6.	Lf1—c4	e7—e6

Nachdem Schwarz d7—d6 gespielt hat, gehört dieses nicht mehr ins System; er sollte trachten, den Läufer nach g7 zu entwickeln, daher vielleicht Lc8—d7 nebst g7—ge usw.

7. 0—0 Lf8—e7
8. b2—b3 . . .

Dieser Zug sieht mit Rücksicht auf den Läufer c4 nicht gut aus; er ist aber doch sehr stark, da der Damenläufer auf den schwachen Punkt d6 gebracht werden kann.

8. . . . 0—0
9. Lc1—a3 a7—a6
10. Sd4×c6 b7×c6
11. e4—e5! Sf6—d5

Auf d6×c5! gewinnt Weiß mit Dd1×d8 mindestens die Qualität.

12. e5×d6 Le7—f6

Nach Le7×d6, La3×d6, Dd8×d6 hat Schwarz zwei sehr schwache Bauern. Auf Lf6×c3 folgt natürlich Ld5×c6 etc.

13. Lc4×d5 c6×d5
14. Dd1—d3 Dd8—a5
15. La3—b2 Lf6—e5

Hiermit gewinnt Schwarz zwar den Bauern d6, aber Weiß baut sich unterdessen eine gefährliche Angriffsstellung auf.

16. Ta1—e1 Le5×d6
17. Te1—e3 Da5—c7?

Dieser Zug ermöglicht dem Weißen eine hübsche, entscheidende Kombination. Lc8—b7 ging allerdings nicht (wegen Th3 nebst De3—h6) aber vielleicht war Lc8—d7 möglich.

18. Te3—h3 g7—g6

Auf h7—h6 ist eine sofort entscheidende Fortsetzung für Weiß nicht ersichtlich.

19. Th3×h7! . . .

Eine recht interessante Kombination; Weiß hat gewonnenes Endspiel.

19. . . . Kg8×h7
20. Dd3—h3† Kh7—g8
21. Sc3×d5! e6—e5

Rettet noch die Dame, aber nicht die Partie.

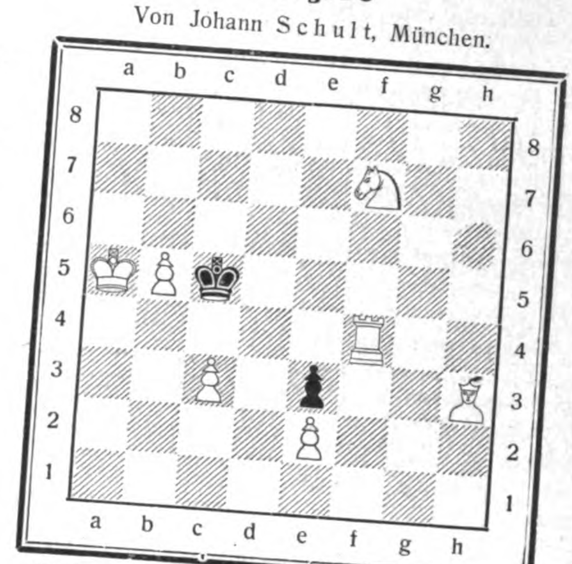
22. Sd5×c7 Lc8×h3
23. Sc7×a8 Lh3—f5
24. Sa8—b6 Aufgegeben.

Schwarz wirft die Flinte etwas früh ins Korn Er konnte noch Lf5×c2 versuchen, denn auf Sb6—c4 folgt Ld6—b8 und nun kann Weiß auf e5 nicht gut mit dem Läufer nehmen wegen Lc2—d3; und wenn er mit dem Springer nimmt, kann Schwarz ungleiche Läufer erzwingen, allerdings mit 2 Bauern weniger.

(Aus der „Tidschrift van den Nederlandschen Schaakbond". Anmerkungen von R. Teichmann.)

Aufgabe

Von Johann Schult, München.



Weiß: Ka5, Tf4, Lh3, Sf7, Bb5, c3, e2 (7).
Schwarz: Kc5, Be3 (2).

Weiß zieht und setzt in 3 Zügen matt.

Eine der besten und originellsten Aufgaben der Neuzeit!

Lösung der Aufgabe in Folge 29.

1. Ld6, Kc4; 2. La6†, Kb4; 3. c6†† oder 1. . . ., Ke4; 2. Lf5†, Kf5; 3. Dc2†† oder 2. Lf5; beliebig; 3. Da4††.

Das Volkslied / Eine Schulgeschichte

Von Fritz Müller-Partenkirchen

Damals hatten in Bayern noch die Pfarrer in der Schule „nachzuschauen".

Nicht daß die Lehrer grad zu zittern hatten. Gar auf dem Lande nahm sie Hochwürden meistens recht gemütlich vor, die vorgeschriebene Jahresinspektion. Er kannte seine Pappenheimer doch aus dem täglichen Verkehr. Wußte ihre Stärken und noch besser ihre Schwächen.

War er aber an dem Tage mit dem linken Fuß aus dem Bett gestiegen, mochte es passieren, daß er sich des Satzes seiner Instruktion erinnerte: Es sei so zu prüfen, als kennte er die Dinge nicht seit einem halben Menschenalter. „Voraussetzungslos" hieß der technische Ausdruck.

Würdevoll trat er ins Lehrerzimmer: „Die Amtspflicht gebiet' mir, Herr Lehrer, heute eine unangemeldete Revision —"

„I hab' mir's glei denkt, heut werd's treffen."

„Ich gab Ihnen dazu keinerlei amtliche Veranlassung, Herr Lehrer."

„O mei', amtlich! Wo gestern d' Pfarrerkathl den Lehrplan bei mir g'holt hat; da müaßt i doch vernagelt sein, wenn i net wisset — "

„Lassen wir das, Herr Lehrer —"

„Was san S' denn heut so g'schmerzt mit mir, Herr Pfarrer, wo wir doch erst gestern abend im Tarock —"

„Herr Lehrer, ich mache Sie darauf aufmerksam: der Tarock ist *eine* Sache, die Inspektion ist eine *andere*."

„Wenn S' fad sein woll'n, na inspiziern S' halt; i hätt' so scho' lang gern meine Rosenstöck draußen a wengerl g'schnitten."

„Ich mache Sie darauf aufmerksam: Sie haben der Inspektion beizuwohnen, Herr Lehrer."

„Aber 's letztemal —"

„Das letztemal ist nicht heute, die Gemütlichkeit hat künftig auszuscheiden."

„Ham S' ein' Wischer kriegt von oben, Herr Pfarrer, oder möchten S' gern was finden?"

„Zur Sache, bitte!" sagte der Pfarrer und deutete gemessen auf das Klassenzimmer, in dem der Lärm erheblich zugenommen hatte.

Beim Eintritt der beiden Gewalthaber wurde es mäuschenstill. Kinder können in den Mienen von Erwachsenen besser lesen als Erwachsene glauben. „Grantig schaut er aus, der Lehrer", flüsterte der Huber-Lenz. „Und der Pfarrer hat ein' Gickel", gab der Leitner-Franzl grad so leis zurück.

„Im Lesen, Schreiben, Rechnen habe ich bereits das letztemal revidiert", sagte der Pfarrer; „heute möchte ich ein Nebenfach behandeln, Herr Lehrer."

„Im Turnen sind sie alle auf der Höhe."

„Ich meine nicht das Turnen", blätterte der Pfarrer in der Lehrplanordnung; „da ist vor kurzem ein Erlaß herausgekommen: Besonderes Gewicht zu legen ist auf eine verständnisvolle Förderung des Volksliedes."

„O mei', Singen! Das wissen S' doch schon lang, Herr Pfarrer, Singen is mei' stärkste Seiten net."

„Nicht um Ihre Seite handelt sich's —"

„Auch Sie selber haben's doch nicht mit der Singerei, Herr Pfarrer?"

„Um die Kinder handelt sich's, Herr Lehrer."

„Mit denen hab' ich grad genug zu tun im Rechnen und im — "

„Ver—ständ—nis—vol—le Förderung des Volksliedes", unterbrach ihn ungeduldig der Herr Pfarrer „Kinder, wißt ihr, was das ist, ein Volkslied?"

Schweigen.

„Nun, wenn auch euer Lehrer unterlassen hat, es mit euch einzuüben — von Zuhause kennt ihr es sicher, Lorenz Huber?"

„Naa!"

„Aber doch bei euch, Franz Leitner, ist das Lied zu Hause?"

„Naa!"

„G'sang'ln", vermittelte der Lehrer.

„G'sang'ln?" leuchtet der Leitner-Franzl; „freili!"

„Merkt euch, Kinder, für die Zukunft: Volkslied heißt es. Sicher habt ihr euch das eine oder andere Volkslied merken können, Kinder?"

Wieder Schweigen.

Langsam hebt der Huber-Lenz den Finger.

„Sehen Sie, Herr Lehrer, Ihre Kinder wissen aus sich selber, was Sie unterließen, ihnen lehrplanmäßig beizubringen — na, so sag uns —"

„Sag'n kann i's net — nur singen."

„Also, sing es."

Der Huber-Lenz glitzerte und sang:

„Und as Dianderl hat g'sagt:
Warum sollt' i net woan
Um mein'n Buam, der is g'storb'n,
Und iaz bin i alloan."

„Gewiß, auch das ist ein Volkslied, obgleich ich gewünscht hätte — aha, der Franz Leitner weiß ein besseres."

Der Leitner-Franzl hob die Hände, als begleite er sich selber mit der Zupfgeige:

„Wo i zu mein'm Dianderl geh,
Wachst koa Gras, bleibt koa Schnee —"

„Schon gut, schon gut —"

„I woaß aa oans!" meldete sich lärmend der Feichtner-Alisi, der sonst nie den Finger hob

Der Pfarrer winkte ab: Es sei genug für heute.

Aber der Alisi war im Schuß: „Dös is a ganz a schöns, hat mei' Bruada g'sagt —"

„Wir glauben es dir, liebes Kind, aber —"

„Aber wenn die andern singa ham derfa", trumpfte der Alisi auf, „und wenn dene ihre G'sang'l gar nix san gegen dös mei' — is dös vielleicht g'recht?"

„Nein gerecht ist es nicht, Kind, aber — "

„*Aber* ham s' aa immer g'sagt, die Sommerfrischler, wenn i's g'sunga hab'. G'falln hat's eahna aber do — werden S' sehn, Hochwürden, es g'fallt Eahna aa:

As Dearndel mit'n roten Miada,
Dös is mir die Allerliaba;
Was sollt s' mir net liaber sei'?
Wenn i kimm, laßt s' mi ein' —"

„Lassen S' mich 'raus!" hastete der Pfarrherr nach der Tür.

Coty erneuert Frankreich

Der die Gerüche fabriziert,
Herr Coty steht nun im Geruch,
daß er Pariser „Führer" wird,
ein „Duce", wie er steht im Buch.

Das „Nationale" nimmt er frisch
(daran in Frankreich Überfluß!)
und macht mit diesem ein Gemisch,
das „sozial" auch duften muß.

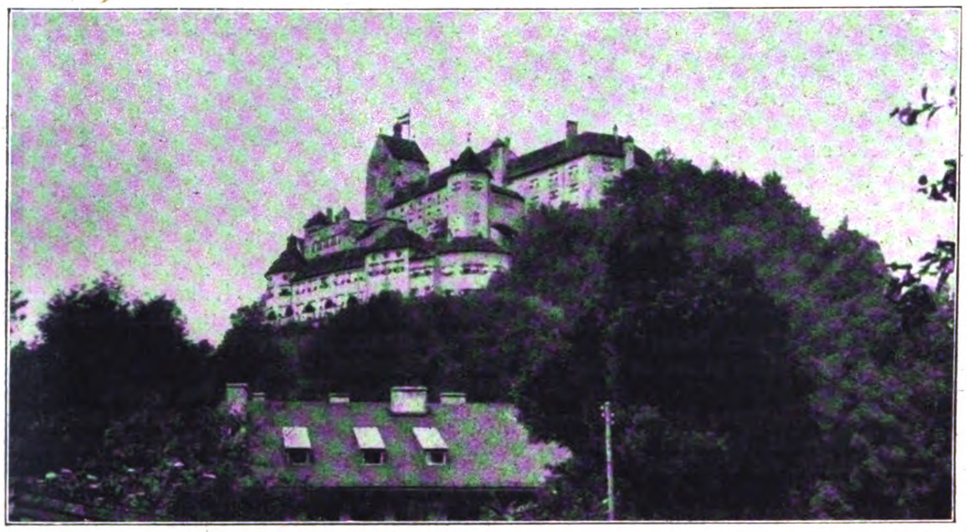
Das Braunhemd ist ihm zwar zu Leid,
wie wär es mit dem Nachthemd drum?
Als national beliebtes Kleid
fänd es gewiß sein Publikum!

Herr Coty sieht vor sich ein Heer
von Jünglingen — le dernier cri!
Die „Jugend" nämlich liebt er sehr,
und Frankreich liebt Parfümerie.

Gewiß, er weckt noch Frankreichs Kraft
mit dieser Jugend, süß bemalt!
Sans doute, daß er's wie Hitler schafft,
die Décadence hat auch Gewalt!

Zu seiner Leibstandarte wird
ein strammer Negerstamm bestellt,
natürlich — kultiparfümiert —
dann staune, Welt!

Horatius



Burg Hohenaschau im Chiemgau.

REICH SCHULUNG HOHENA

Im bayerischen Alpenland, unweit des Bayerischen Meeres, des Chiemsees, liegen die malerischen Dörfchen Hohen- und Niederaschau, gekrönt von der Burg des Freiherrn von Cramer-Klett. An ihrem Fuße spielt sich seit Wochen ein frohes und doch ernstes Lagerleben ab. Das ehemalige Übungslager der Chirurgischen Klinik München (Geheimrat Dr. Lexer), das bereits die letzten acht Jahre etwa vier Wochen lang dort draußen seine Tätigkeit entfaltet hatte, ist heute im neunten Jahre seines Bestehens auf Veranlassung des Reichsinnenministeriums, unter der Obmannschaft des Kommissars für das Gesundheitswesen in Bayern, Pg. Dr. med. Walter Schultze, als Reichsschulungslager in wesentlich größerem Rahmen aufgezogen worden. Unter der hervorragenden Führung seines altbewährten Leiters und Schöpfers, des Privatdozenten Pg. Dr. med. F. Gebhardt und seines altbewährten Führungsstabes, soll es seine großen Erfahrungen der Allgemeinheit mehr wie bisher nutzbar machen, soll nicht zuletzt auch dem Gedanken des Arbeitsdienstes neue Anregungen geben. Dr. Gebhardt hat in jahrelanger, hingebender Arbeit gezeigt, daß es durch systematische Schulung möglich ist, einen ganz erheblichen Hundertsatz körperlich oder auch geistig irgendwie geschädigter junger Menschen zu voll oder nahezu voll Arbeitsfähigen zu erziehen; er hat weiterhin gezeigt, daß es sehr wohl möglich ist, nicht nur die Vollgesunden, die leider, wie noch nicht allgemein bekannt ist, prozentual viel seltener sind als in den Zeiten vor dem Weltkrieg, sondern auch die sogenannten „Schwächlinge“ in ganz erheblichem Maße dem Erwerb zuzuführen, und damit aus der öffentlichen Wohlfahrt herauszuziehen. Nicht nur, daß in dem Schulungslager junge Menschen, die sich als besonders anfällig gegenüber Erkältungskrankheiten erwiesen haben, zu Vollgesunden erzogen werden, daß Einarmige und Einbeinige die ganze Arbeit leisten lernen, die von Gesunden verlangt werden muß, nicht nur, daß ganz erhebliche Sportschäden durch sach- und fachgemäße Schulung für immer geheilt, und daß Rückstände von Kinderlähmung erstaunlich rasch gebessert werden; auch für die Erziehung von Blinden und Taubstummen werden ganz neue Wege gewiesen. Kein Wunder, daß die maßgebenden Stellen des Reiches — dessen Führer schon immer den Standpunkt vertrat, die gesamte Gesundheitsfür- und -vorsorge gehöre in einem sozialistischen Staat in allererster Linie in die Hände eben dieses Staates —, kein Wunder, daß nicht nur das Reichsinnenministerium, das Reichswirtschaftsmini-



Offizielle Einweihung des Lagers durch den bayer. Innenminister.

V. l. n. r.: Ob.-Stadtschuldir. Bauer; Dr. Deuschl, Geschäftsf. d. N.S. Ärztebundes; Pg. Dr. Bartels, Ministerialrat i. Reichsinnenmin.; Dr. G. Wagner, Reichsführer d. dtsch. Ärzteschaft; Adolf Wagner, bayr. Innenminister; Dr. Schultze, Staatskomm. f. d. Gesundheitswesen in Bayern u. Protektor des Lagers.

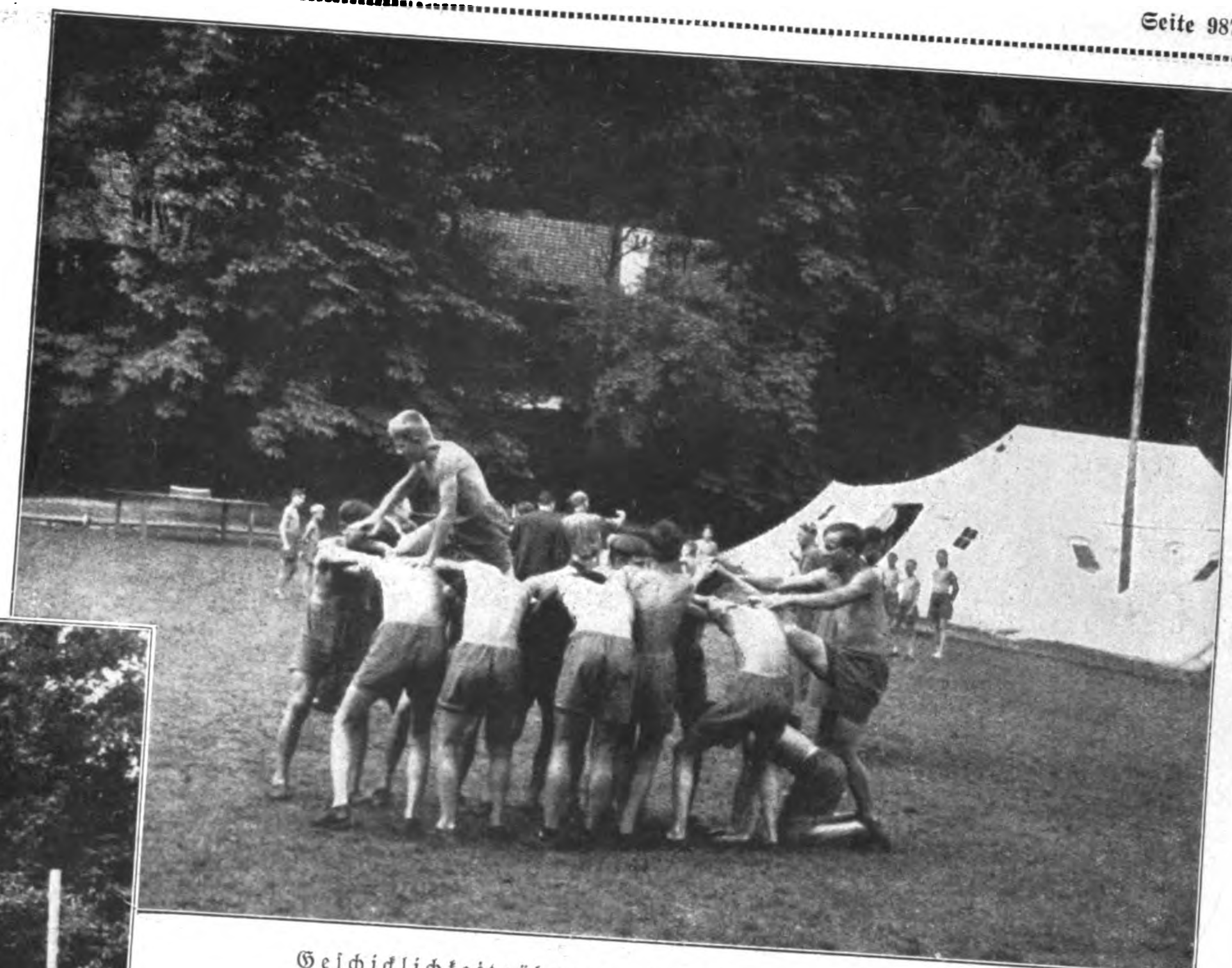


Privatdozent Pg. Dr. Gebhardt, der langjährige Leiter des Lagers.

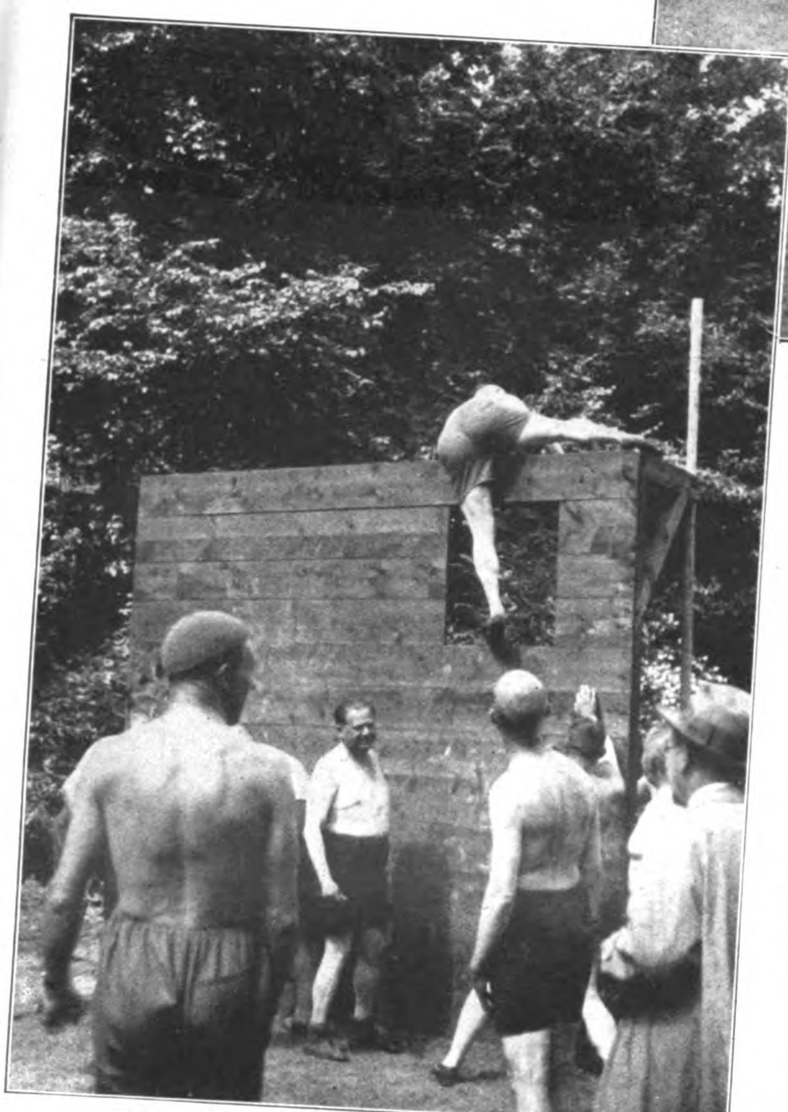


Teilnehmer des Ärztekurses bei der Übung. Der spätere Lagerarzt muß alles selbst gemacht haben.

EICHS- UNGSLAGER NASCHAU



Geschicklichkeitsübungen der jungen Lagerinsassen.



Die Ärzte an der Eskaladierwand.

sterium und das Reichssport-Kommissariat den Wert der in Hohenaschau geleisteten Arbeit in vollem Umfang anerkannt hat. Kein Wunder auch, daß nicht zuletzt die weitschauende Führung der deutschen Ärzteschaft es durch Bereitstellung von Mitteln ermöglicht hat, den Kurs in großem Rahmen und auf die Dauer von etwa drei Monaten aufziehen zu können. Somit wurde auch die Möglichkeit geboten, etwa 300 Ärzte aus allen Gauen Deutschlands in strengem Dienst zu schulen und mit Unterrichtsmethoden vertraut zu machen, die abseits von allem Bisherigen dem Volksganzen zugute kommen sollen. Die beifolgenden Bilder können naturgemäß nur einen ganz kleinen Ausschnitt aus dem Lagerleben bringen, sie werden aber trotzdem imstande sein, zu zeigen, um was es bei der ernsten Arbeit im Reichsschulungslager Hohenaschau geht. Hier wird nicht nur der Körper des jungen Volksgenossen geschult, sondern auch seine Seele; hier wirkt sich aus wie kaum sonstwo echt nationalsozialistischer Gemeinschaftsgeist im Dienst am Volke.

Dr. med. Walter Schultze.



Abschied des Ministers nach der Besichtigung.
Wagner, Dr. Gebhardt, Dr. Schultze



Vergnügliche Abhärtung.



Singstunde an Feierabend.



Professor Freiherr von Verschuer, Leiter der Abteilung für menschliche Erblehre im Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie in Berlin-Dahlem. Die Erblehre begnügt sich nicht mit äußeren Merkmalen: sie dringt auch in das Innere des Körpers vor, und zwar mit Hilfe der Röntgenphotographie, um Krankheiten hinsichtlich ihrer erblichen Bedingtheit zu untersuchen. Unser Bild gibt einen Ausschnitt aus der gemeinsam mit Dr. Diehl (Sommerfeld) vorgenommenen Forschungsarbeit an 150 tuberkulosekranken Zwillingspaaren.



Im Abdruck der Hautleisten von Handflächen und Fingerkuppen hat die Erbwissenschaft aufschlußreiches Material für die Erforschung nächster Verwandtschaftsgrade erkannt.

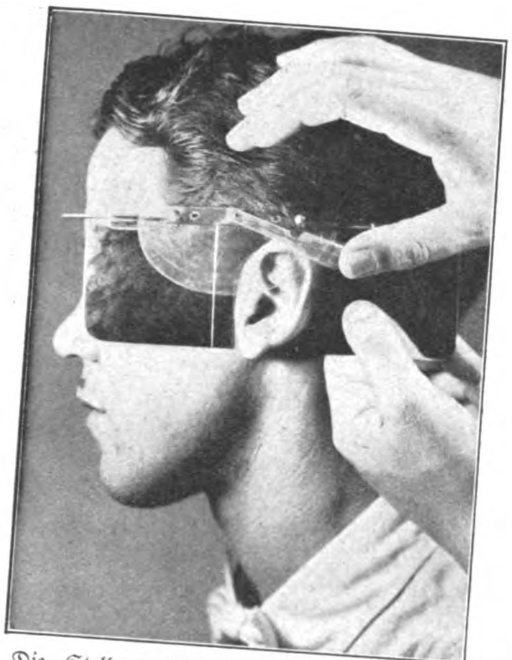
Das Rassenbild im Stamm-baum

Aus der Arbeit des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie

Die wissenschaftlichen Grundlagen für den Angelpunkt der nationalsozialistischen Weltanschauung — die These von der Ungleichheit dessen, was Menschenantlitz trägt — liefert in erster Linie die Anthropologie, die Wissenschaft vom Menschen. Dieser, im Vergleich zu anderen noch recht jungen Wissenschaft, fällt die verantwortungsvolle Doppelaufgabe zu, unser Wissen



Familienstammbäume in Bildern stellen eine wichtige Grundlage für vererbungswissenschaftliche Untersuchungen dar. Dr. Wolfgang Abel bei der Arbeit.



Die Stellung des Ohres wird mit einem Winkel gemessen.

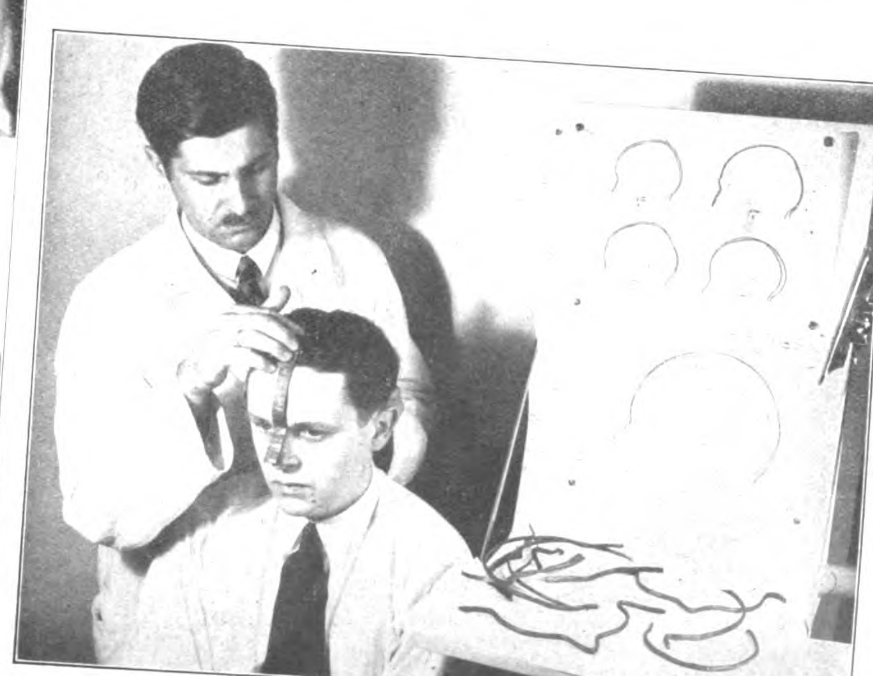
über den Menschen als Zweig an dem großen Stammbaum zu vertiefen und diese Erkenntnisse dem großen völkischen Aufbauwerk nutzbringend zuzuführen. In anderen Forschungsgebieten kann jahrzehntelang geduldig Kärrnerarbeit geleistet werden. Hier aber ist die völkische Not ein unerbittlicher Mahner, der immer von neuem fordert, die dringlichst dringlichste Arbeit zuerst durchzuführen. Hier wird an Stammbaumforschungen erwiesen, welche Umwelteinflüsse ganze Generationen zerstören, weil sie die Erbmasse vergiften. Hier wird die Notwendigkeit, erblich Belastete aus dem Erbgang auszuschließen, wissenschaftlich begründet. Hier entstand die Forderung, zahlenmäßig reichen Nachwuchs zu erreichen, weil nur zahlreiche Nachkommenschaft die sichere Aussicht auf eine stetig fortschreitende völkische Reinigung bietet. Hier werden die unheilvollen Folgen von Rassenmischungen studiert. Das Leben unserer deutschen Blutsgemeinschaft von allen schädlichen Einflüssen zu reinigen und zu bewahren, ist eine politische Aufgabe. Die Erkenntnisse dafür zu gewinnen ist Sache der vorarbeitenden wissenschaftlichen Forschung. Es ist nicht unwert, zu wissen, daß unsere führenden Forscher auf diesem Gebiete, wie Frhr. v. Verschuer, schon vor zehn Jahren mit ihrem Bekenntnis der wissenschaftlichen Wahrheit zugleich ein Bekenntnis zum völkischen Staat ablegten.



Dr. Quelprud, ein Gast aus Norwegen, untersucht die Vererbung des äußeren Ohres an Zwillingen und Familien.



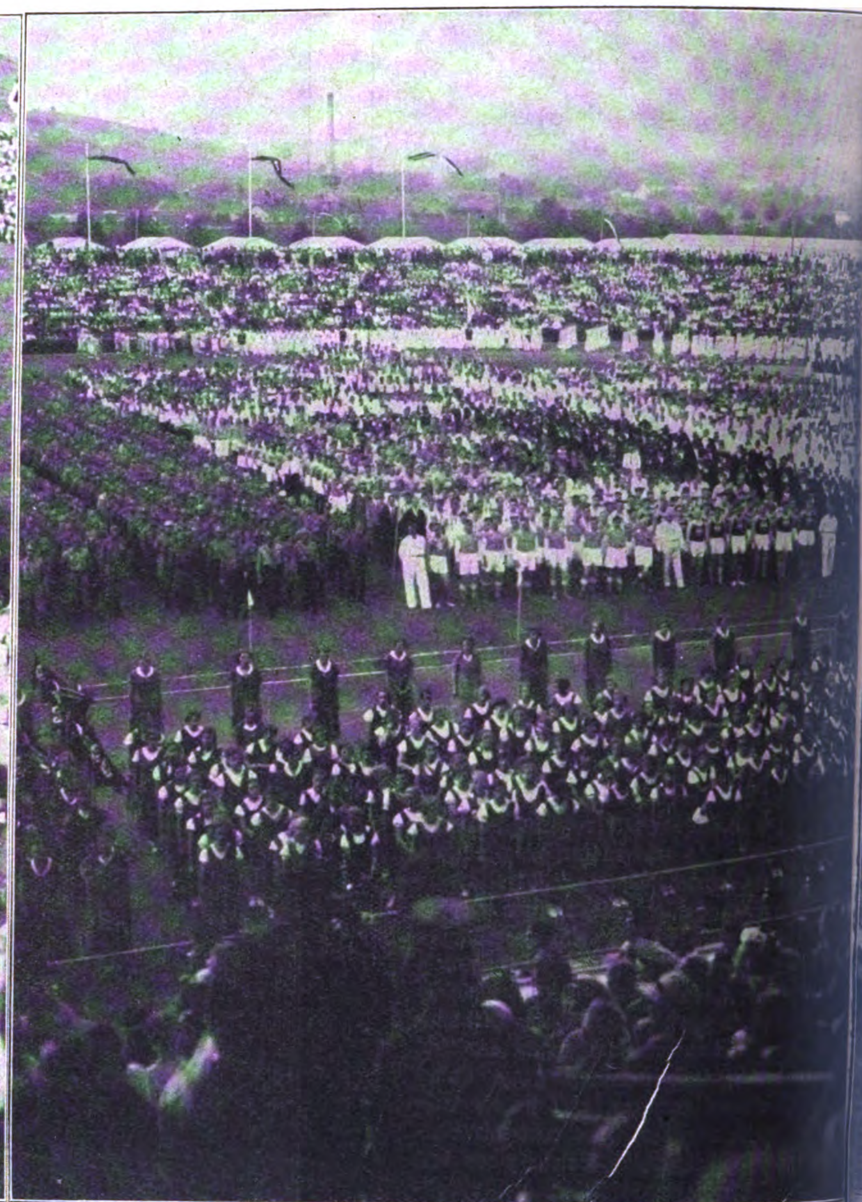
Vergleichende Aufnahmen des Nasenbodens. Jedem Kopf ist der Maßstab beigegeben, damit genaueste Messungen jederzeit wiederholt werden können.



Die Schädelform wird mit einem Bleiband nachgeformt, das dann als Kurvenlineal zur Zeichnung des Profils dient.



Ein anmutiger Auftakt:
11 000 schwäbische Schulmädel ziehen in das Adolf-Hitler-Stadion ein.



Der Aufmarsch der Turner und Turnerinnen.
Das Bild ist nur ein kleiner Ausschnitt aus dem gewaltigen Panorama.

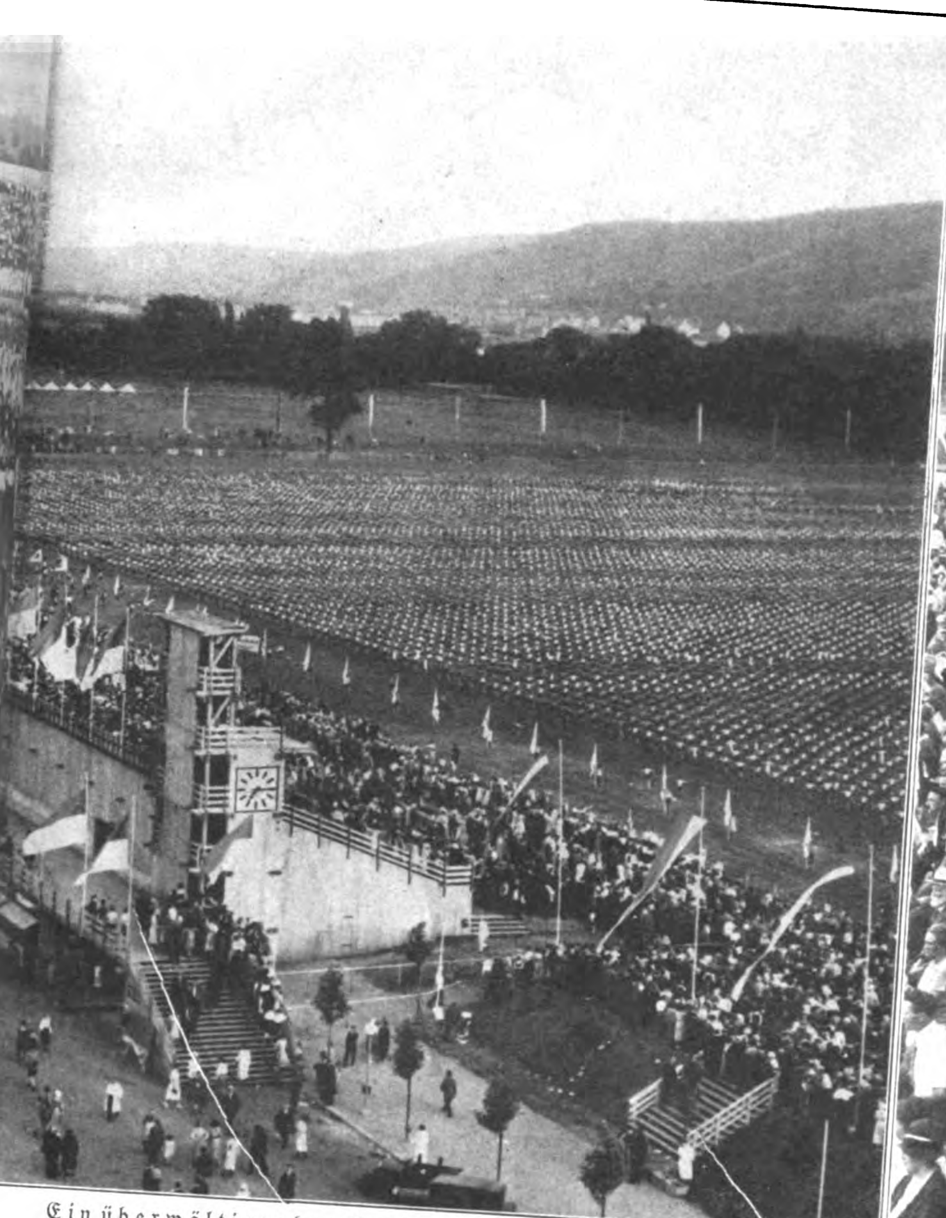
15. Deutsches Tur



Ganz Stuttgart im Zeichen des Turnfestes.
In ihrer neuen weißen Tracht ziehen die Turnerinnen durch die mit Fahnen und Wimpeln geschmückten Straßen.



In der ...
Vor den Toren Stuttgarts sind ...



Ein überwältigender Anblick: Die Freiübungen der Knabenschulen.



Unter wehenden Fahnen eine frohe Zuschauermenge.

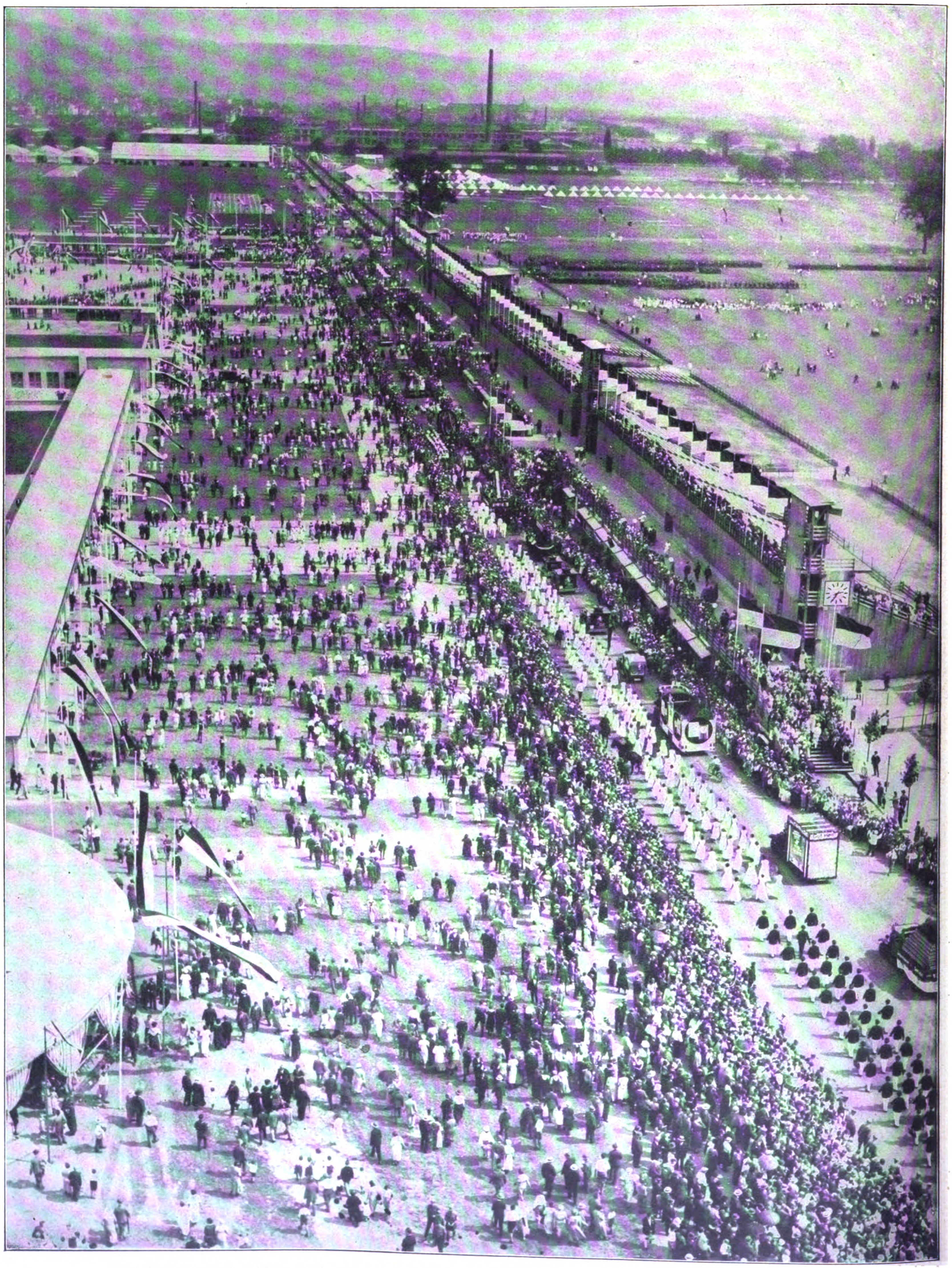
unfest in Stuttgart



ltstadt.
n jungen Turnern untergebracht.



Der Festgottesdienst im Hof des Neuen Schlosses in Stuttgart.



Der Aufmarsch der S.A., S.S., Turner und Sportler auf dem neuen Kampfplatz in Stuttgart.

Preis 20 Pfennig
Ausland: 35 Pfennig

IB Illustrierter Beobachter

8. JAHRGANG / FOLGE 32 / SAMSTAG, 12. AUGUST 1933



Ostpreußen meldet:

In wenigen Tagen arbeitslosenfrei! Oberpräsident Pg. Erich Koch (links), der Organisator der Arbeitsschlacht in Ostpreußen, und Vizepräsident Pg. Dr. Bethge.

Sonderaufnahme von Piper-Nicolai

UNSERE ARTIKEL-REIHE

Was ist Rasse?

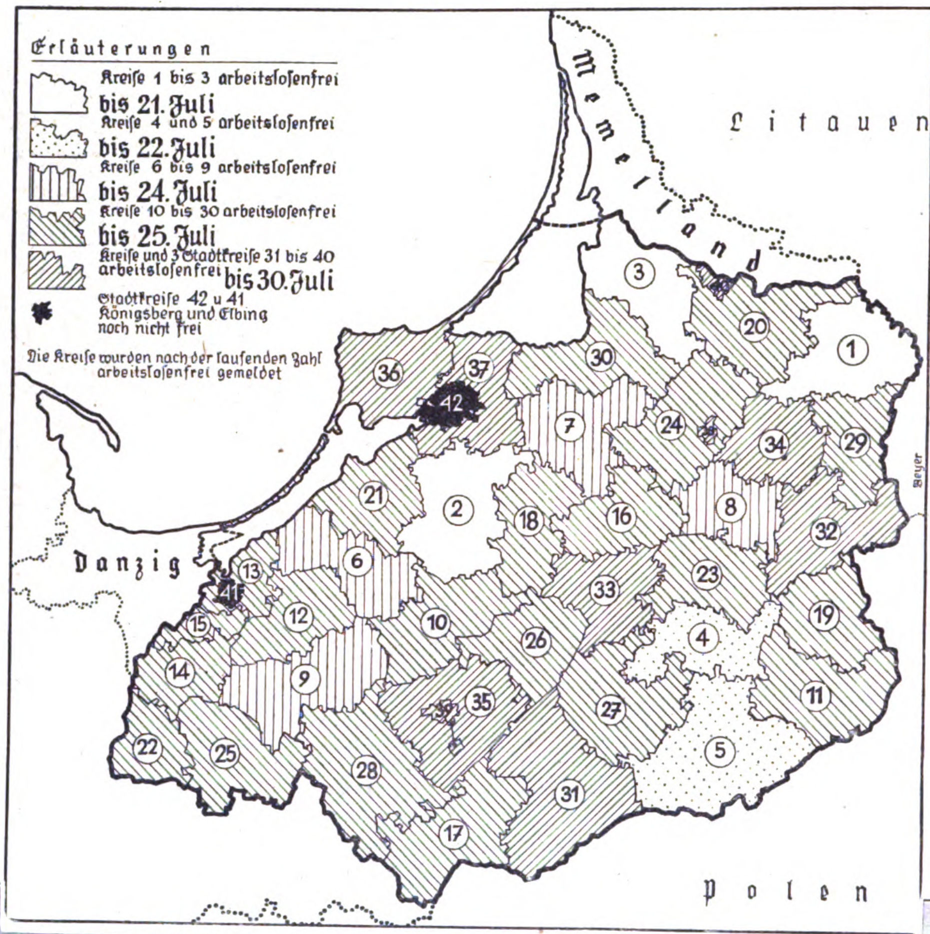
BEGINNT IN DIESER FOLGE

Die Arbeitsschlacht

Die Welt blickt voll Bewunderung auf die Regierung Hitler, die mit beispielloser Wucht die Arbeitslosigkeit in Deutschland niederringt

In fünf Hauptabschnitten vollzog sich der Großkampf gegen die Arbeitslosigkeit.

Karte der ostpreußischen Kreise, die — Pillkallen (1) an der Spitze — in hartnäckigem, planmäßigem Angriffe der nationalsozialistischen Regierung von der furchtbarsten Weltplage der Gegenwart, der Erwerbslosigkeit, befreit worden sind. Die zeitliche Reihenfolge der fünf Hauptabschnitte ist in der Erklärung der Karte angegeben.



Ostpreußen ohne Erwerbslose! — Die Welt spricht von einem Wunder im deutschen Osten. Mag man es ruhig so nennen. Es ist etwas Wunderbares, in wenig mehr als drei Wochen eine ganze Provinz von der Geißel der Arbeitslosigkeit zu befreien, unter der sie über ein Jahrzehnt lang gestanden und gelitten hat. Ostpreußen hat sie abgeschüttelt, aus eigener Kraft, ohne jede Hilfe von außen. Der beispiellose Erfolg der Arbeitsschlacht in Ostpreußen, die am 9. Juli mit dem denkwürdigen „Pillkaller Sonntagsgefecht" begann, ist nichts weiter als das Werk eines geschlossenen Willens. Der plötzliche Durchbruch dieses Willens zur Tat, das ist das eigentlich Neue in Ostpreußen.

Jahre hindurch hat die abgetrennte Provinz in Not und Elend gestanden und auf Hilfe und Rettung aus dem Mutterlande ge-



Der tausendfältigen Not langer verzweifelter Jahre wird durch die starke Hand des Nationalsozialismus ein Ende gemacht

Erwerbslose in der ostpreußischen Stadt Elbing melden sich zur Arbeit.

Sonderaufnahmen für den I.B.: Piper-Nicolai

ach in Ostpreußen



Eine Statistik des Grauens: Die Stufenfolge des Niedergangs einer vormals blühenden Industrie. Nun endlich beginnt in breitester Front der Wiederaufbau.



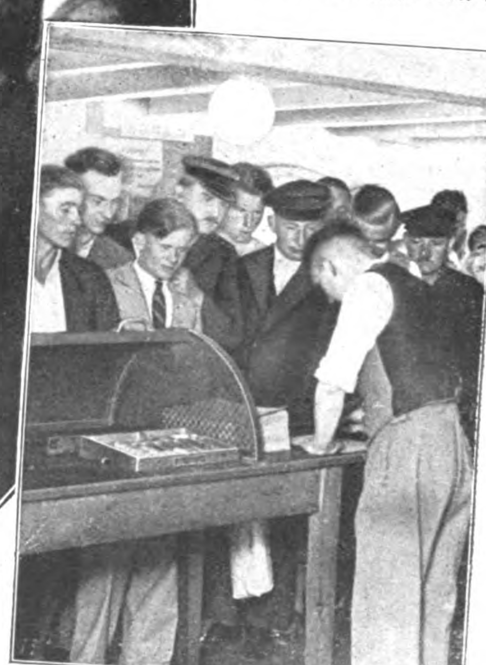
Was seit Jahren nur ein Traum war, dessen Erfüllung ganz aussichtlos erschien: große Tafeln im Arbeitsamt laden zur Arbeit ein.

Aufnahmen: Piper-Nicolai

hofft. Vergeblich! Es blieb bei Versprechungen. Die in ihrem ganzen Wesen liberalistisch und kapitalistisch eingestellten früheren Regierungen hielten ihren Blick wie gebannt nach Westen gerichtet, für den preußisch-sozialistischen Osten hatte man nichts übrig. Er blieb ihr Stiefkind. Als dann am 30. Januar der große Wandel in Deutschland kam, da merkte das ostpreußische Volk in-



Die Räume der Arbeitsämter sind viel zu klein, um den Massenandrang der Erwerbslosen bewältigen zu können. Die Vermittlung der Arbeitsstellen muß daher größtenteils im Hof erfolgen.



Ein Bild, das in Ostpreußen schon der Vergangenheit angehört: **Erwerbslose beim Empfang ihrer Unterstützung.**



Die Arbeitsgemeinschaft wird wieder lebendig:
Die neueingestellten Arbeiter haben sich im Hof des Arbeitsamtes gesammelt, um gemeinsam zu ihrer Arbeitsstätte zu marschieren.



Der Sieg
Abmarsch der Arbeiterscharen unter der
der Transport zu den



Die einzigen, die arbeitslos werden, sind die Beamten des Arbeitsamtes. Nach Tagen höchster Inanspruchnahme werden sie sich einen neuen Beruf suchen müssen, denn es gibt für sie nichts mehr zu tun.

stinktiv, daß es in Adolf Hitler einen Führer erhalten hatte, der grundsätzlich anders gerichtet war und der bereit war, in richtiger Erkenntnis der starken seelischen und charakterlichen Werte dieses deutschen Menschenschlages, seine ganze Kraft für den deutschen Osten einzusetzen. Mit dem 30. Januar zogen wieder neue



Auch die Arbeiter des Geist
gehen nicht leer aus.
Ingenieure, Baumeister usw.



… der Tatkraft:
… Hakenkreuzfahne zum Bahnhof, von wo … Arbeitsstellen erfolgt.



Der Anbruch einer neuen Zeit:
Nicht nur einzelne, sondern Massen von Arbeitswilligen erhalten wieder Arbeit und Brot und drängen sich erwartungsfroh an den Stätten, wo sie die ersehnte Arbeit zugewiesen bekommen.



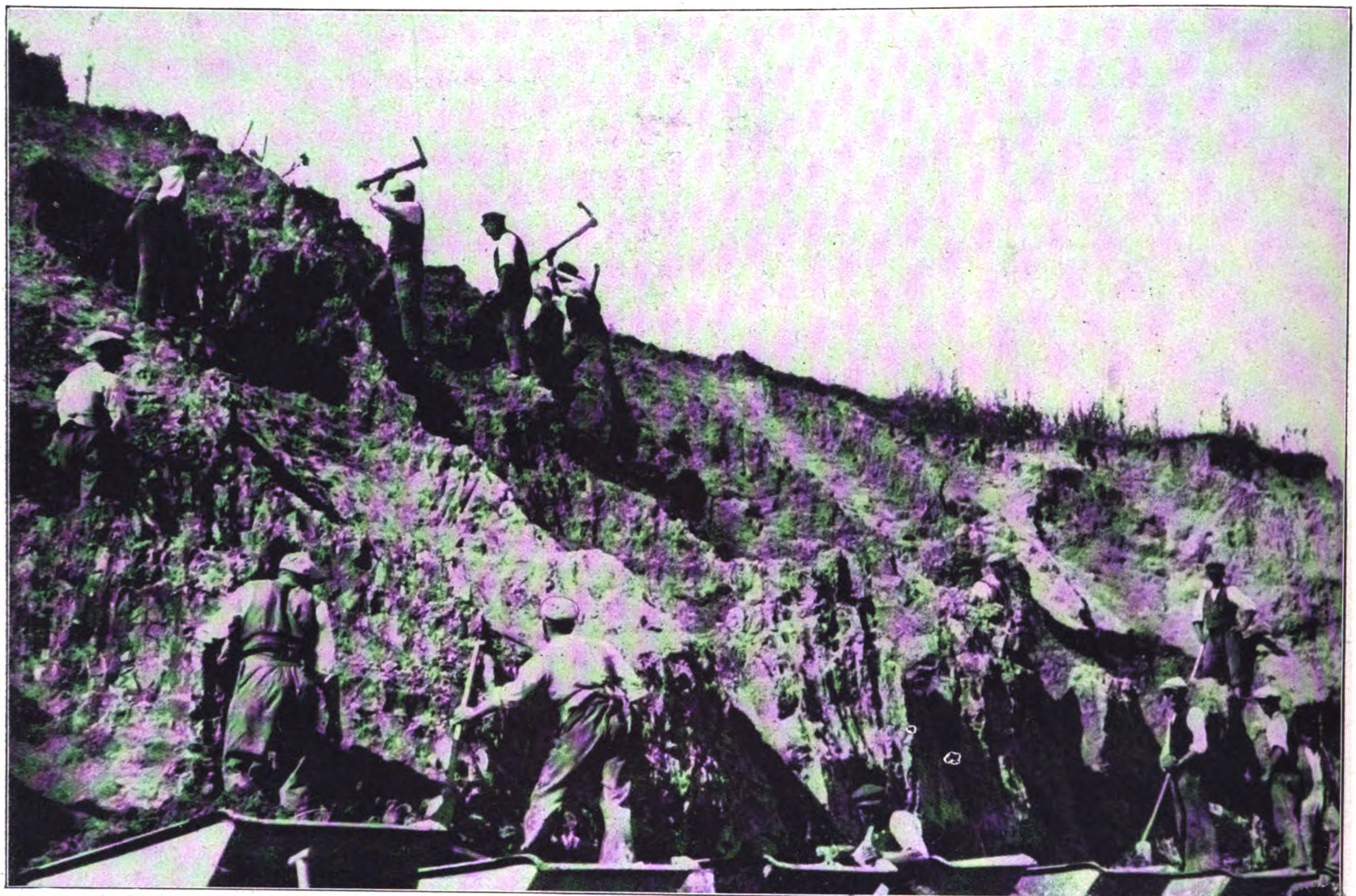
Wieder frohe Gesichter!
Abfahrt zur Arbeitsstätte vom Bahnhof in Elbing.

Hoffnung und festes Vertrauen in Ostpreußen ein.

Hoffnung und Vertrauen wandelten sich zu eigener schöpferischer Tat, als der Führer seinen großen Aufbauplan für Ostpreußen verkündete. Der Industrialisierungsplan des Reichskanzlers und die jetzt durchgeführte Arbeitsbeschaffung in Ostpreußen stehen in einem engen psychologischen Zusammenhang. Aus der Übertra-



Ein Organisationszentrum
der gewaltigen Angriffsschlacht gegen die Erwerbslosigkeit: das Rathaus in Elbing.

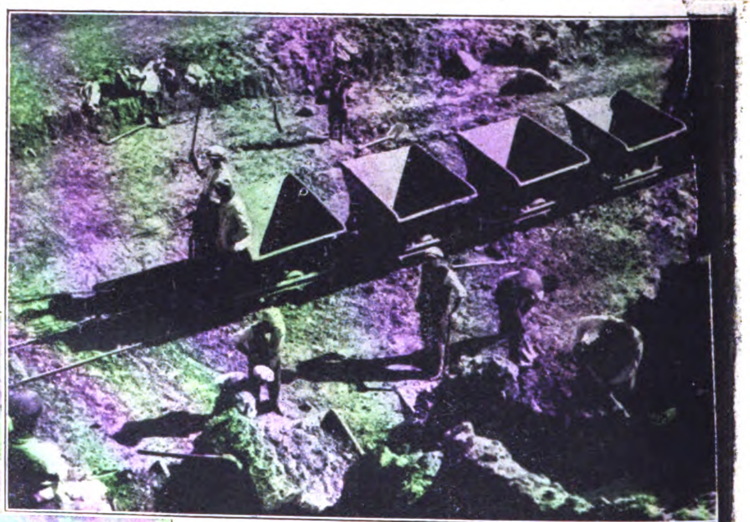


Neue Wege weisen in die Zukunft.
Straßenbau an der Haffküste bei Groß-Steinort.

gung dieser Riesenaufgabe ergab sich für Ostpreußen die Pflicht, durch praktische Arbeit zu beweisen, daß es wirklich zu außergewöhnlichen Leistungen fähig ist. Dieser Befähigungsnachweis ist durch die siegreiche ostpreußische Arbeitsschlacht in beispielloser kurzer Zeit erbracht worden. Und zugleich mit diesem Erfolg ist in Ostpreußen der Glaube an die eigene Kraft und an die Zukunft Ostpreußens in einem Maße gestärkt worden, das zu noch größeren Taten befähigt.

Oberpräsident Erich Koch, ein alter Kämpfer aus der Zeit der Ruhrbesetzung durch die Franzosen, hat die Aufgabe, die Ostpreußen gestellt ist, klar umrissen: „Das Aufbauwerk, das die Reichsregierung in Ostpreußen plant, wird seit Winrich von Kniprodes Zeiten das größte Kolonisationswerk sein. Es gilt, das Gesicht Deutschlands vom liberalistisch-kapitalistischen Westen wieder dem preußisch-sozialistischen Osten zuzuwenden. In einem gewaltigen Mehrjahresplan sollen 1—1,5 Millionen Menschen aus dem Westen Deutschlands dem Osten zugeführt werden.“ Das ist der Kern des Aufbauplanes für Ostpreußen.

So erhält die Arbeitsschlacht in Ostpreußen neben ihrer an sich schon hohen lokalen Bedeutung noch einen tieferen Sinn. Das fühlt auch die ostpreußische Bevölkerung, und deshalb ist sie mit Leib und Seele dabei, das begonnene Werk zu einem guten Ende zu führen. Jeder weiß, daß dies alles nur ein Anfang ist, daß es erst einmal gilt, alle wieder unter Dach und Fach zu bringen, um dann an die Bewältigung größerer und weit schwierigerer Aufgaben gehen zu können.



Ein lang entbehrter Anblick: Arbeiterkolonnen mit Hacke und Spaten und Kipploren, die auf Füllung warten.



Rhythmus der Arbeit — ein Triumph des neuen Deutschland! Die auf Schwellen montierten Schienen geschultert, schreiten sie dahin, eiserne Männer, Eisen tragend. Neben den jungen auch viele alte, ergraute, denen schon alle Hoffnung entschwand, je wieder Arbeit zu finden.

Wollen Sie den WELTKRIEG studieren?



Der Lesesaal der Weltkriegsbücherei der Zentralstelle für das Studium des Weltkriegs.



Eingang zur Weltkriegsbücherei in dem schönen hundertjährigen Schlosse Rosenstein bei Stuttgart.
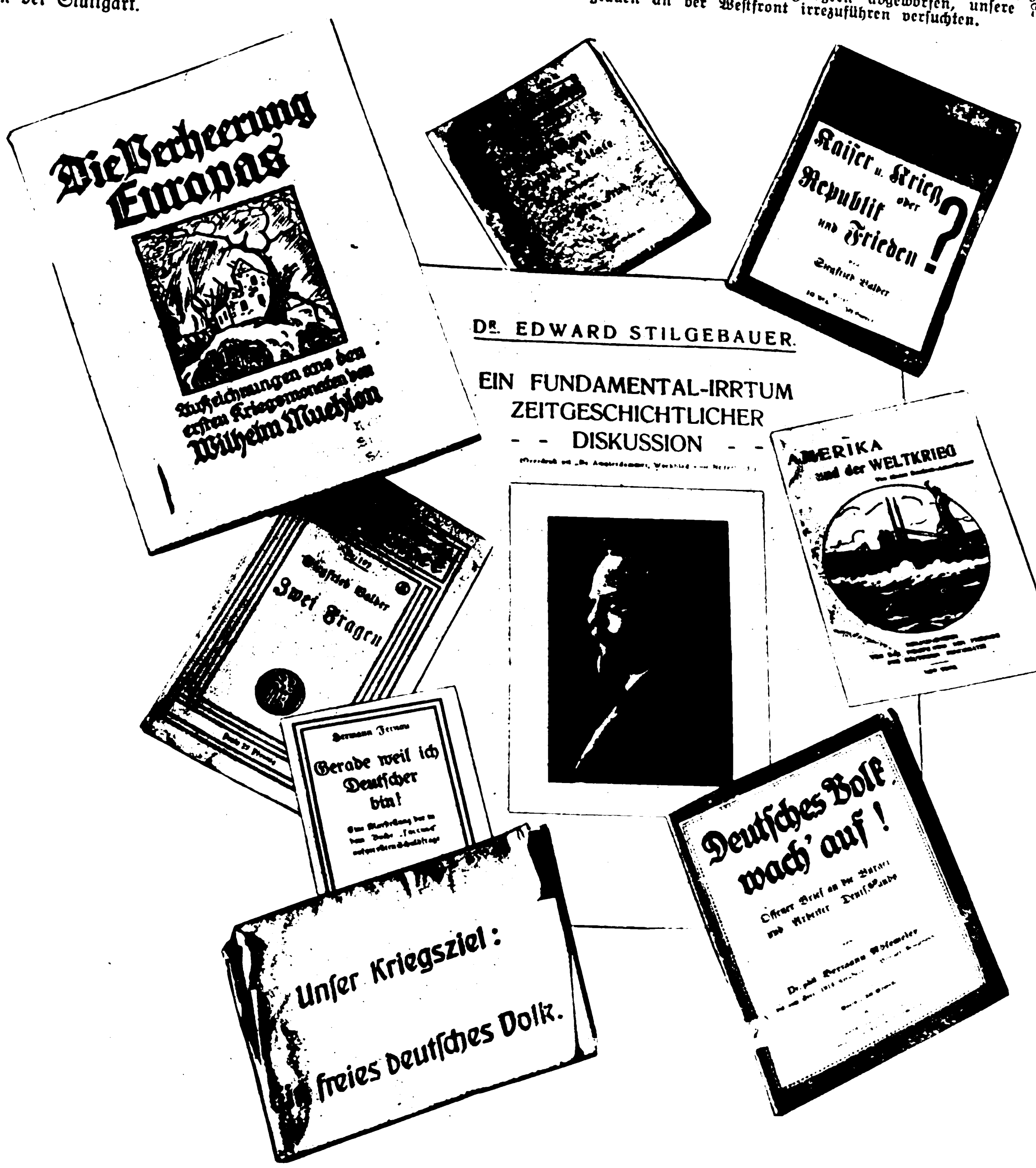
Die Verräterecke: Einige Musterbeispiele der feindlichen Propagandaliteratur, die Deutschlands Kampfwillen zu zermürben und die deutsche Einigkeit zu untergraben trachtete. Deutsche Pazifisten leisteten der Entente Helfersdienste. Wilhelm Muehlon, früher Direktor der Kruppwerke, arbeitete in den letzten Kriegsjahren im neutralen Ausland für die Alliierten. Dr. Edward Stilgebauer stand während des Weltkriegs in Holland im Sold der Feindpropaganda. Dr. Rösemeier, früher Redakteur der „Berliner Morgenpost", flüchtete bei Kriegsausbruch in die Schweiz und arbeitete im Dienst der französischen Propaganda. Hinter der harmlosen Maske von Reclambändchen verbargen sich zersetzende Broschüren, die, von französischen Fliegern abgeworfen, unsere Feldgrauen an der Westfront irrezuführen versuchten.

Nie hat es bisher einen Krieg gegeben, in dem so viel Tinte verspritzt, so viel Papier bedruckt, so viel Flugschriften und Zettel herumgeflogen sind wie im letzten Weltkrieg. Bücher, Anschläge, Zeitschriften, Plakate, Berichte; und, hinterher, wieder Bücher, Dokumente, Weißbücher, Blaubücher, Gelbbücher . . . Eine Flut von Papier: heldenhafte, knappe, herrliche Sätze — Befehle, Siegesmeldungen, Aufrufe zum Opfer; kleinmütige, schlappe, verzagte, verlogene Worte, auf Zetteln und in Broschüren, vom inneren und vom äußeren Feinde verbreitet; und große, breite Darstellungen von dem, was geschah: Regimentsgeschichten, Statistiken, Briefe der Toten . . .

Dies alles ist, gesammelt und geordnet, in der „Weltkriegsbücherei" vereinigt, die in dem schönen Schlosse Rosenstein bei Stuttgart untergebracht worden ist. Dort stehen auch die Dokumente der deutschen Schmach: die Drucksachen der Arbeiter- und Soldatenräte, die Dokumente über Streiks und Putsche, über die Spartakusbewegung und die heimlichen Wahlbeeinflussungen; aber auch die Dokumente der Gegenwehr, der Freiwilligenverbände, des Grenzschutzes — kurz, alles, was aus dem Novemberumsturz an Folgen sich ergab

Auch Bücher in Geheimschrift gibt es da, Spionenbücher, Handschriften, Bücher, die der Feind in harmlosem Gewand — als Reclambändchen beispielsweise — nach Deutschland hineinschmuggelte; fünftausend Zeitschriftenbände in achtzehn Sprachen, fünfzehntausend Plakate, aus Berlin, aus Lissabon, aus Konstantinopel; Maueranschläge, Lazarettzeitungen, Landkarten und Kriegs-Ansichtskarten-Notgeld und Lebensmittelmarken mit eingeschlossen. Geht man durch die hellen, freundlichen Räume dieses stillen Schlosses, sieht man den riesigen gedruckten Niederschlag dieses Geschehens, so fühlt man erneut die Größe und Gewalt dieser Schicksalszeit, die unvergessen noch in unseren Herzen brennt.

Dr. R.





Im ersten Morgenlicht geht's den Bergen zu.

Die letzte Postkutsche in den bayerischen Bergen

Karl Stieler, der Meister altbayerischer Mundartdichtung, hat seinerzeit eine Fahrt im oberen Isartal beschrieben:
„I bin amal im Stellwagn, woaßt, vo Lenggries auf Holzkirchen g'roast . ."
Eng war's und warm war's:
„Da hamma g'schwitzt, ah, g'schwitzt und wia!
So g'schwitzt hon i in mei'm Leb'n no nia!"
Alle Freuden und Leiden dieser Fahrt werden beschrieben, und weil es natürlich etwas langsam ging, kommt immer wieder der Refrain:
„Jetzt dauert's no drei ganze Stund!"
Noch heute ist es so, daß in das obere Isartal nur ganz ausnahmsweise einmal ein Auto fahren darf: Der Arzt, die Forstverwaltung und die Post, die aber nur in den Sommermonaten eine Kraftlinie da hineingehen läßt. Sonst hat sich hier noch



„Muß i denn, muß i denn..."



Schlechtwetterfahrt durchs obere Isartal bei Vorderriß.



Über die Isarbrücke bei Fall.

unverfälscht die ganze Postkutschenromantik von Anno dazumal erhalten, während ringsum in nächster Nähe schon große Auto-Durchgangsstraßen laufen. Und während das große Netz der Autobahnen für ganz Deutschland den Anbruch einer neuen Epoche der Wirtschaft, des Handels und des Verkehrs bringt, gibt es weit drin in den Bergen noch ein paar letzte Täler und Plätzchen, die sich die alte Geruhsamkeit bewahrt haben, wenigstens in bezug auf das Fahrzeug. Denn ansonsten hat auch hier unsere Zeit schon

Eingang gefunden, sei es auch nur durch die zahlreichen Schwärme von Skiläufern, die den ganzen Winter über auch die Gegenden von Vorderriß bis Fall bevölkern. Man ist ja nicht aus der Welt — nur die Postkutsche sieht so aus, als ob sie's wäre, und so oder so wird es ja wohl auch nicht mehr allzu lange dauern, bis dieses letzte Überbleibsel alter Tage verschwunden ist.



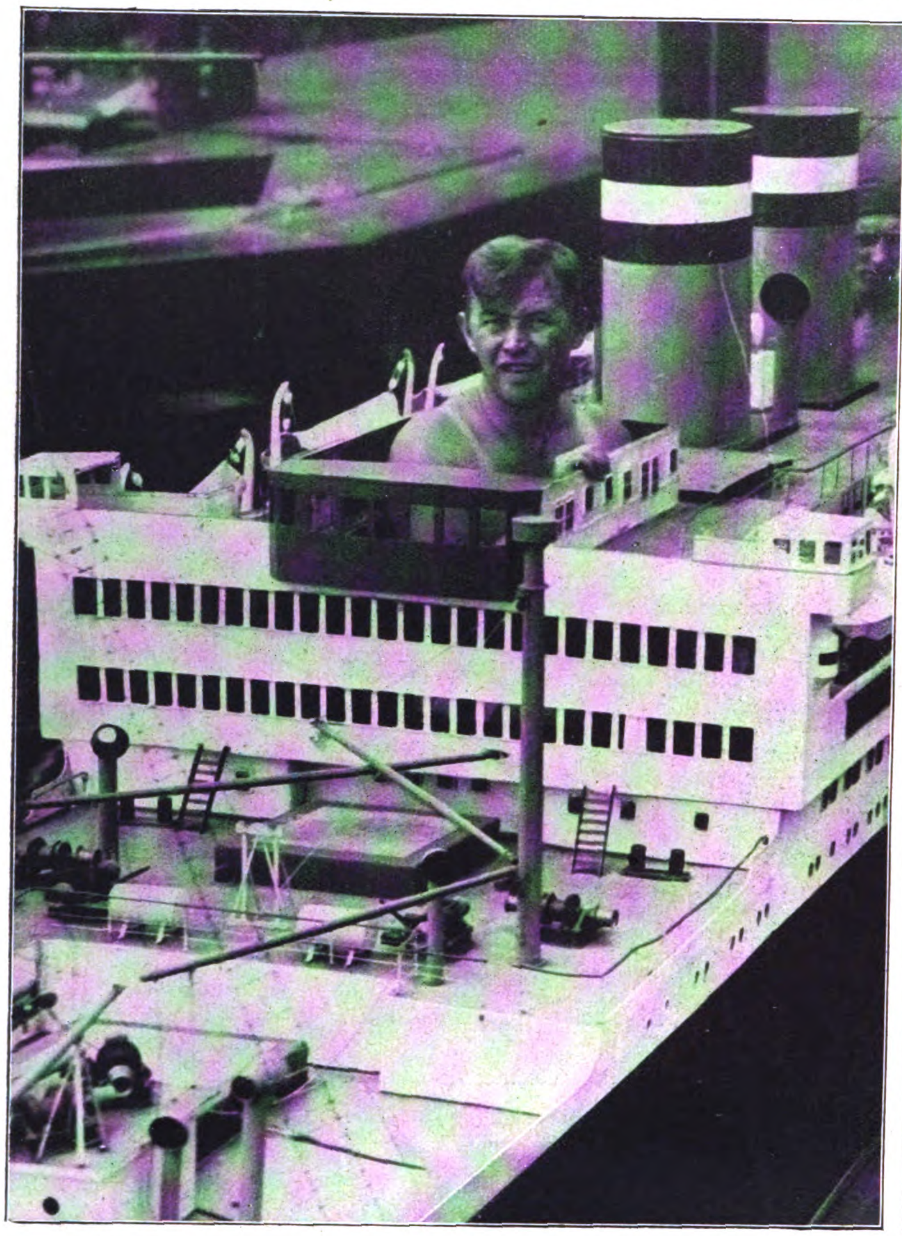
Die Brücke zur Welt.



Der Sonntagsausflug: Sie darf oben sitzen.



Postillon in der Mittagspause.



Zum Spielzeug zu groß, als Fahrzeug zu klein.
Das Modell des Dampfers „Hamburg", das die Schüler einer Schiffsmodellbauschule selbst angefertigt haben.

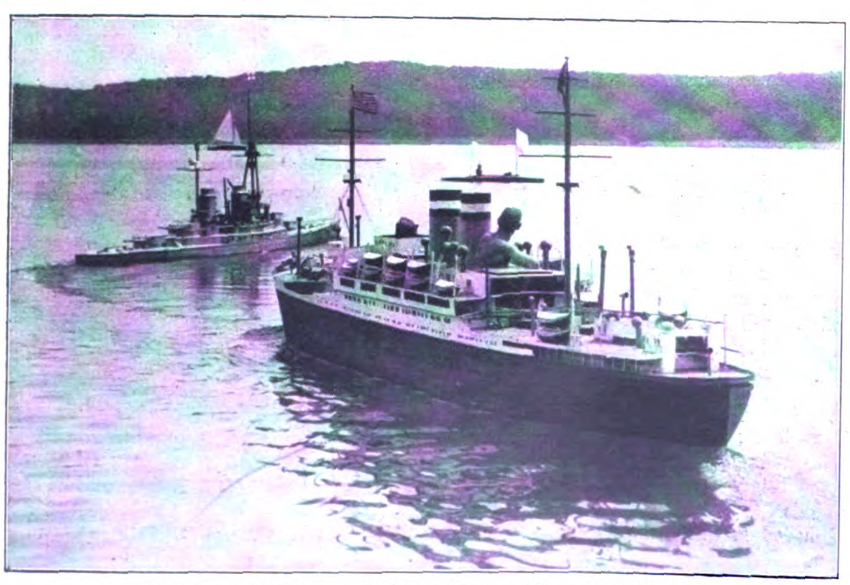


Selbst das Katapultflugzeug ist dem großen Vorbild ganz getreu nachgebildet.



Die Mann

Schiffsbau in Liliput

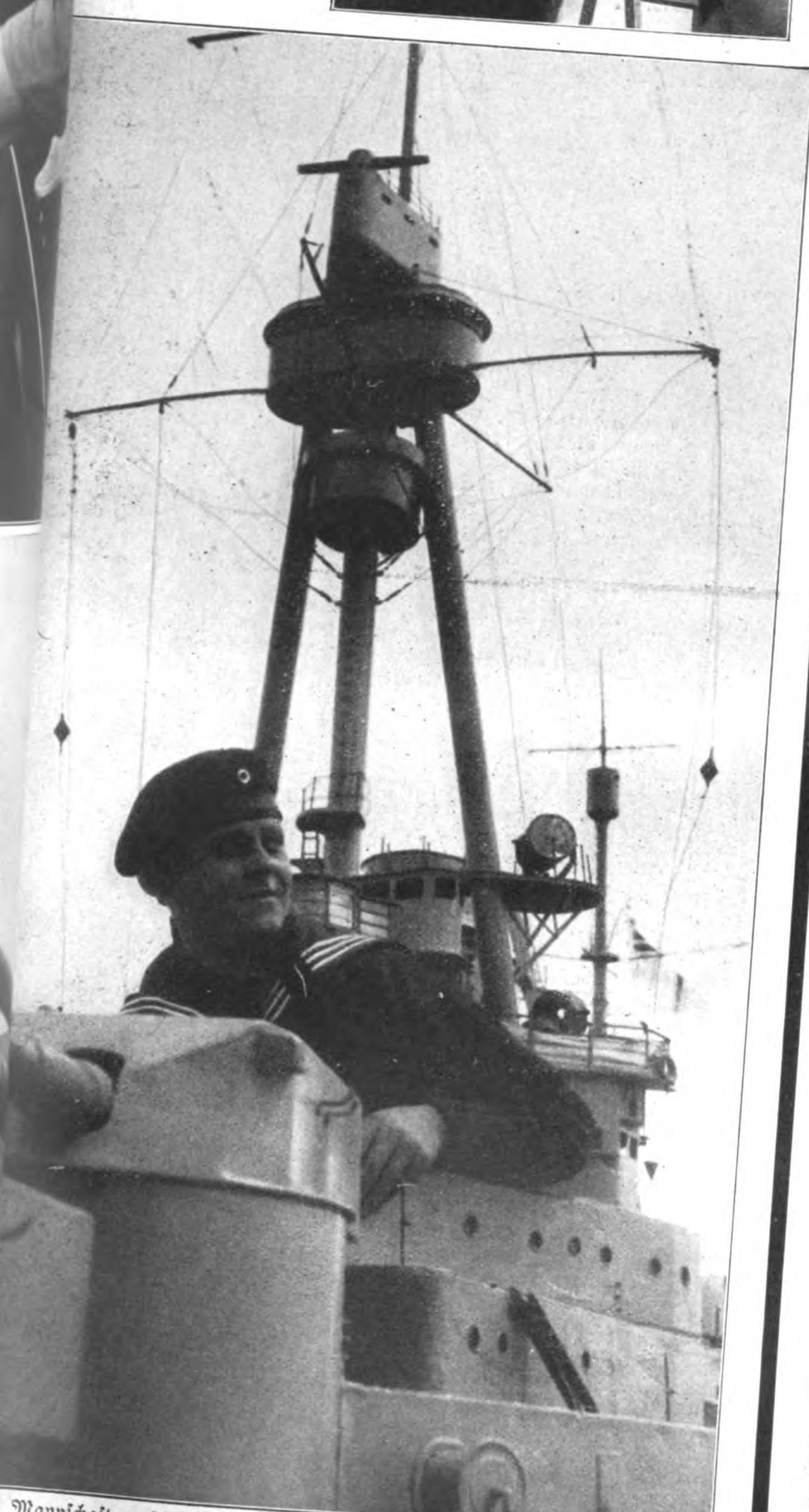


Ozeanriesen auf dem Templiner See.
Links ein Modell der „Hindenburg", rechts der „Hamburg".

Wenn man von ferne diese stolzen Wunderwerke bester deutscher Schiffsbaukunst auf dem Wasser dahinfahren sieht, möchte man glauben, es handle sich um echte, ausgewachsene Ozeanriesen, und dann quert von irgendwoher ein Boot ins Bild und zerstört die ganze Illusion: der Maßstab wird korrigiert, und man erkennt durchs Glas, daß ja in jedem dieser wundersamen Fahrzeuge ein Gulliver sitzt, der mit der Liliputanerflotte spazieren fährt. Auf dem Templiner See führt der frühere Marineoberingenieur Max Bartsch aus Potsdam die Werke seiner Schüler vor, die er in seiner Schiffsbauschule hat bauen lassen. Es sind ausnahmslos die Modelle ganz bekannter deutscher Schiffe der Handels- und Reichsmarine, wie man sie auf Postkarten allenthalben sehen kann. In sorgfältigster Übertragung des Maßstabes sind hier alle Teile der Fahrzeuge mit absoluter Genauigkeit den gewaltigen Vorbildern nachgeformt, und die Täuschung gelingt so vollkommen, daß man sich höchst darüber verwundert, inmitten der Aufbauten eine riesige menschliche Figur aufsteigen zu sehen. Wenn Schülern schon solche Meisterwerke gelingen, so braucht man um die Zukunft der deutschen Schiffsbaukunst nicht zu bangen.



Oberingenieur Max Bartsch, der Leiter der Modellbauschule, beim Malen der Bugverzierung.



Mannschaft verschwindet im Rumpf des Kriegsschiffes, das zum Auslaufen bereitliegt.

DER HITLERJUNGE QUEX









Photo Werner Conitz

Ausdruckskunst eines unbekannten Berliner Hitlerjungen, der den Helden des neuen nach Schenzingers Roman gedrehten Ufa-Tonfilms darstellt (Aufnahmeleiter Pg. Ritter).

Was ist Rasse?

Zum erstenmal wird ein Volk nach den heiligen Gesetzen seines Blutes regiert. Der 30. Januar 1933 bildet diesen Wendepunkt in der Weltgeschichte.

Nicht, daß nie zuvor gute Regierungen bestanden hätten! Aber niemals bisher wurden die Lebensgesetze einer ganzen Nation zum einzigen und allgültigen Maßstab der Politik erhoben. Immer waren Teilinteressen der Angelpunkt: das Wohl der Hausmacht, der Vorteil eines Standes, einer Oberschicht, einer Unterschicht, das nackte Staatsinteresse, die Herrschaft einer Minderheit, die Herrschaft einer Mehrheit . . .

Nur Zeiten höchster Lebensgefahr einer ganzen Nation ließen hier und da Ansätze zu einer Blut- und Schicksalsgemeinschaft wach werden. Einen Volksstaat wie das nationalsozialistische Deutsche Reich hat die Welt nie zuvor gesehen. Die elementare Umwälzung, die zu dieser ganz neuen völkischen Staatsidee führte und die als die weltgeschichtliche Sendung Adolf Hitlers für alle Zeiten fortleben wird, fußt auf dem heiligen Gedanken der Blutsverbundenheit des Volkes, vor der alle Klüfte und Spaltungen, Klassen und Parteien zu verschwinden haben. Das Blut eint uns. Nichts kann uns trennen. Den Gärungsstoff völkischer Zersetzung — das sah schon Kant! — bildete seit langem der jüdische Fremdkörper im deutschen Blute. Wir sind uns dessen bewußt geworden, was es bedeutet, wenn ein Volk seine Rasse schänden läßt. Den Ansturm einer neuen tiefen Welle hebräischer Fremdlinge aus dem Osten hat Deutschland über sich ergehen lassen müssen, als es, aus tausend Wunden blutend, darniederlag. In früheren Jahrhunderten haben solchermaßen mißhandelte Völker zu verzweifelter Selbsthilfe gegriffen. Uns hat das gnädige Schicksal einen Mann geschenkt, der die tiefe Not des Volkes bis in seine letzten Ursachen erkannte und der zum Staatsmann wurde, um sein Volk aus dem drohenden Rassenverfall retten zu können.

Die Rassenfrage ist der Schlüssel zur Weltgeschichte. Wir haben eine Anzahl der führenden deutschen Forscher auf dem weiten Gebiet der Rassenfrage gebeten, uns die heute alle Welt interessierende Frage „Was ist Rasse?" zu beantworten, und haben sie über die neuesten Ergebnisse ihrer Arbeit befragt. H. D.

„Was ist Rasse?"

„Rasse ist eine gleichwertige Menschengruppe, die sich untereinander in den seelischen und leiblichen Eigenschaften wesentlich gleicht und die immer wieder ihresgleichen zeugt." —

„Da haben Sie die knappe Präzision dieses Begriffes", sagt Professor Günther nach seiner schnellen und sicheren Erklärung, „aber Sie müssen dabei bedenken, daß niemals die Begriffe ‚Volk und Rasse' verwechselt werden dürfen. Völker sind immer Rassengemische. Selbst die Juden sind als Volk eine Mischung vieler Rassen, — wenn Sie mit offenen Augen die Menschen betrachten, werden Sie das leicht selbst feststellen. Größe, Gesichter, Schnitt, — alles ist auch bei ihnen unterschiedlich. Die Juden sind nur aus anderen Rassen zusammengesetzt als die abendländischen Völker."

„In welche Rassen teilen Sie die abendländischen Völker ein?"

„Die abendländischen Völker sind in der Hauptsache aus fünf, nach den neuesten Forschungen aus sechs Rassen zusammengesetzt. Das, was von Volk zu Volk verschieden ist, ist nur das jeweilige Mischungsverhältnis. In der einen Gegend wiegt diese, in der anderen jene Rasse vor. Ich unterscheide hauptsächlich: die nordische, die westische (die oft auch mediterrane Rasse genannt wird), die dinarische, ostische (alpine) und ostbaltische Rasse. Die neuhinzugekommene sechste Rasse ist die ‚fälische', eine Fortsetzung der altsteinzeitlichen Cro-Magnon-Rasse. Das sind im allgemeinen große, starke, blonde Menschen, mit etwas breiten Gesichtern. Der Reichspräsident Hindenburg ist ein beinahe vollendeter Typ dieser fälischen Rasse."

„Welcher rassischen Frage gilt Ihr besonderes Interesse?"

„Ich habe mich im besonderen für die Beziehungen interessiert, die zwischen der Geschichte einzelner Völker zu ihrer rassischen Herkunft, Zusammensetzung und der danach bedingten rassischen Veränderung bestehen. Es ist ungemein interessant, in diesem Lichte die verschieden starke Fortpflanzung der rassischen Bestandteile und Eigenschaften der Völker zu sehen und zu studieren.

Meines Erachtens ist es ganz klar, daß die Geschichte eines Volkes von äußeren Dingen abhängt. Denn, — Leben heißt nichts anderes als Auseinandersetzung von Erbanlage und Umwelt! Und so bedeutet auch Geschichte eines Volkes nichts weiter als ebenfalls die Auseinandersetzung ihrer Erbanlage mit der ihrer Umwelt. Eine der interessantesten Fragen bleibt für mich das Wesen der nordischen Rasse und ihr Einfluß auf die Geschehnisse der Geschichte, die sie innerhalb der Völker indogermanischer Sprache gehabt hat."



Professor Dr. Hans F. K. Günther.

Dr. Günther unterbricht einen Augenblick.

„Ich habe eben absichtlich den Ton auf das Wort „Sprache" gelegt, um gleich einmal auch hier gegen eine gewisse Verwirrung der Begriffe vorzugehen. Fast überall trifft man noch die Unterscheidungen: germanisch, romanisch, slavisch. Das sind aber nur rein sprachliche Trennungen. Man muß endlich sprachliche und rassische Zugehörigkeit unterscheiden lernen. Diese Einteilungsbegriffe haben mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen nichts zu tun, und man darf sich von ihnen nicht verwirren lassen, wenn man zu einer gewissen Klarheit kommen will."

„Weshalb erscheint Ihnen, Herr Professor, die nordische Rasse so besonders beachtenswert?"

„Ich habe mich mit ihrer Geschichte lange beschäftigt und habe immer wieder gefunden, daß die Rolle, die diese Rasse innerhalb der Völker indogermanischer Sprache gespielt hat, eine ganz bedeutsame ist. Die nordischen Menschen haben fast immer die zur Führung begabten Geschlechter und einzelne Führerpersönlichkeiten gestellt. Ihnen eignet eine ganz besondere Begabung für das Staats- und Heereswesen, ein ungeheurer Kampfwille und ein unerschütterlicher Glaube an das Ideal, und diese Eigenschaften sind es, die ganze Völker groß gemacht haben.

Der Einschlag der nordischen Rasse ist es auch, der zu gleicher Zeit das eigentlich germanische Wesen gewährleistet. Das, was wir als Germanentum empfinden, ist vorwiegend Ausdruck der nordischen Rasse gewesen, denn das Frühgermanentum bestand aus überwiegend nordischen Stämmen. Diese Rasse verdient auch deshalb die besondere Sorge des Rassenforschers, weil sie gerade durch ihre tüchtigen Erbanlagen unter den heutigen Verhältnissen am meisten von der Gefahr des Aussterbens bedroht ist."

„Gewiß, — ich verstehe das. Kann aber die allzu offensichtliche Betonung einer besonderen Rasse innerhalb eines Volkes nicht doch zu Mißhelligkeiten führen?"

„Selbstverständlich kann der Staat als solcher nicht für eine bestimmte Rasse eintreten. Aber er kann natürlich auch nichts dagegen einzuwenden haben, wenn im deutschen Volke der Wert der nordischen Rasse bekannt wird. Es ist so ungeheuer notwendig — im tieferen Sinne des Wortes, das ‚Wende der Not' bedeutet, — daß man im deutschen Volke wieder den gesunden Sinn für schöne, wohlgebaute und edelgesichtete Menschen in beiden Geschlechtern erweckt. Auf diese Weise kann man allein die größte und wichtigste Lebensfrage lösen, nämlich die der richtigen Gattenwahl."

Professor Günther überlegt einen Augenblick, ehe er fortfährt:

„Man hat mir oft vorgeworfen: ‚Soweit geht kein Volk, daß es die Rassenunterschiede in sich selbst betont.' Dazu lassen Sie mich bitte etwas erzählen:

Eine englisch-faschistische Zeitschrift hat neulich über die Notwendigkeit des Zusammenhaltens nordischer Menschen einen bedeutenden Artikel geschrieben. Darin stand wörtlich: ‚Ehe nordische Engländer gegen nordische Deutsche wieder einmal kämpfen werden, wollen sie lieber gegen diejenigen Engländer zu Feld gehen, die mit einem solchen Bruderkrieg Geld verdienen wollen.' Große Ideen setzen sich nur langsam durch, aber ich bin sicher, daß der nordische Gedanke einmal als Zusammenhalt über den nordischen Völkern leuchten wird. Es ist die richtige Erkenntnis, daß im Lauf der Jahrhunderte und Jahrtausende der großen Entwicklung der Dinge immer die Tatsache geschadet hat, daß nordische Menschen so oft gegeneinander gekämpft haben. Das ist schon so gewesen zu einer Zeit, als die blauäugigen Makedonier auf die blonden, helläugigen Perser losgeschlagen haben. Gewiß ist der Kreis der Menschen, die diesen Schaden an den großen Geschehnissen der Welt erkennen, klein, — aber" — Dr. Günther lächelt —, „alles Große beginnt winzig . . .! Wir haben es eben selbst erlebt . . . Und es ist doch heute schon möglich, daß ein Buch erscheint wie


ERNTEN 27 BIS 30 + MUSTERCIGARETTEN
MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
ERNTEN 27 BIS 30 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
REEMTSMA
SORTE
»R6« o/M
REEMTSMA CIGARETTENFABRIKEN G. M. B. H. ALTONA-BAHRENFELD
ERNTEN 27 BIS 30 + MUSTERCIGARETTEN
MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
REEMTSMA
SORTE
»R6« o/M
REEMTSMA CIGARETTENFABRIKEN ALTONA-BAHRENFELD

das von W. E. Remington: ‚World-States of the Machine-Age' (1932), das selbst in Amerika den Gedanken einer poli‥hen Verbindung von Völkern germanischer Sprache fordert, die heute noch durch einen starken Einschlag nordischer Rasse untereinander gekennzeichnet sind. Auf Grund dessen — so sagt Remington — sollten sie zu einem dauernden Bündnis verbunden sein!"

„Wie denken Sie sich die Ideen der Rassenpflege ins Praktische übersetzt?"

„Zuerst müßte die Kunst, die in der letzten Zeit häufig Untermenschen mit geradezu tierischen Zügen verherrlicht hat, dem Volke wieder das Vorbild der nordischen Rasse geben. Das ist, meiner Meinung nach, für die Gattenwahl von ausschlaggebender Bedeutung.

Außerdem kann der Staat die Existenz überdurchschnittlich leistungsfähiger Familien schützen, ohne auf die einzelnen Rassen als solche einzugehen. Vor allen Dingen aber muß man die Jugend belehren, wie sie sich im Nietzscheschen Sinne ‚hinaufpflanzen' kann, denn ‚dazu darf allein der Garten der Ehe dienen'. Zuletzt, aber nicht zum wenigsten halte ich es für eine Pflicht des Staates, alle diejenigen unfruchtbar zu machen, von denen auf Grund schlechter Erbanlagen minderwertige Nachkommen zu erwarten sind. Dies gehört allerdings schon in das Gebiet der staatlichen Erbgesundheitspflege und hat mit Rassenpflege nichts unmittelbar zu tun."

„Sind die Rassenmerkmale in der äußeren Erscheinung immer zutreffend?"

„Es ist natürlich nicht möglich, allein nach dem Äußeren eines Menschen zu urteilen. Das Äußere ist ein Hinweis, aber noch lange kein Ausweis. Zwischen dem ‚Erscheinungsbild' und dem ‚Erbbild', wie die wissenschaftlichen Ausdrücke lauten, können natürlich auch Verschiedenheiten bestehen. Die seelischen Erbmale wiegen selbstverständlich genau so viel wie die leiblichen. Und es kommt sogar häufig vor, daß ein Mensch mit dunklem Typus in seinem seelischen Anlagebestand nordischer ist als mancher Hellblonde, — ganz abgesehen von den blonden Typen der ostbaltischen Rasse."

„Wie wirkt die Mischung der Rassen auf die Nachkommenschaft? Früher hatte man doch den Begriff der Inzucht und vertrat die Meinung, daß Mischehen förderlich auf die Intelligenz der Kinder wirke."

„Das ist ein Trugschluß. In der ersten Generation kann allerdings unter Umständen ein sogenanntes ‚Luxurieren der Bastarde' auftreten, das sich in den anderen Generationen aber sofort verliert und oft sogar in das Gegenteil umschlägt. Es ist zwar möglich, daß aus solchen Ehen besonders kluge Menschen hervorgehen, doch ihr Charakterbild wird fast immer Zersetzungen zeigen."

„Woran erkennt der einzelne seine nordische Erbanlage? Kann er sie selbst in sich entwickeln und begünstigen?"

Mit der alten Weisheit ‚Erkenne Dich selbst' ist auch hier viel getan. Natürlich kann der einzelne die eigenen guten Anlagen in sich beobachten und weiterentwickeln. In der Geschichte haben sich als hervorragende Charaktereigenschaften der nordischen Rasse: Kühnheit und Wahrheitssinn gezeigt, außerdem das vollkommene Sich-Einsetzen für einen großen Gedanken. Ein gewisses Herrenbewußtsein, das durchaus nicht eine ständische Erscheinung sein muß, sondern vielmehr mit einer großen Selbstachtung zusammenhängt, ist den nordischen Menschen eigentümlich, allerdings auch das typische, etwas kühle Abstandsgefühl, das oft das falsche Bild einer gewissen seelischen Kälte gibt."

„Glauben Sie, daß eine gesunde Rassenbewegung unser Volk wieder vollkommen erstarken wird?"

„Jedes Volk kann über seine Zukunft selbst entscheiden. Es trägt sein Geschick in eigener Hand. Es muß selbst dazu beitragen, den höchstwertigen Familien in allen Ständen zu einem Kinderreichtum zu verhelfen und seinen Minderwertigen die Fortpflanzung zu verwehren. Im Willen zum Leben liegt das Glück der Völker, diesem großen und unbändigen Bestreben, sich zu behaupten und zu beweisen!"

Der letzte Satz ist gesprochen. . Es ist spät geworden, und Jena mit seinen Hügeln und Häusern liegt im Frieden einer mondhellen deutschen Nacht. Von irgendwoher duften die Linden und es ist, als ginge es wie eine Mahnung durch dieses träumende Land:

„Das Geschick der Völker ruht in ihrer eigenen Hand...!"

Charlotte Köhn-Behrens.

Zwootausend Ka-Em

Kuriosen Sonderbericht unseres auf die Wettbewerbsstrecke entsandten sachverständigen Redaktionsmechanikers Ölmaxe

(Schluß)

Sonntag, den 23. 7. 33. An der großen Straße Baden-Baden—Mannheim.

Hochbetrieb. Wagen, Motorräder mit und ohne Etui, Stimmung, Platzregen, Fahnen, Flaggen, S.A., S.S. und solche, die es werden wollen, Frauen, Männer, Mädchens. (Junge, was für Puppen!)

Ein Motorrad kommt an, kleine Maschine, macht Krach wie 'n Flugmotor. Plötzlich nur noch puff, knall, pang, ss—ss—sst, aus. Wie die Dinger anderthalbtausend Kilometer bloß packen. Ein Gestell, zwei Räder und ein Haarölgläschen von einem Motor. Knapp 200 Kubikzentimeter.

Fritz brüllt, Mensch, gib Stiefelettengas! Schiebesteuerung mit die Drahtzicke. Kein Schnaps im Tank? Bis Baden-Baden hast 'ne Glatze und 'n Bart bis aufs Vorderrad; gibt 'n Nagelfänger! Kriegt fünf Liter Gemisch. Anschieben, los!

*

Ein Wagen wird von der Straße gezerrt. Carbanbruch. Pech. Ein Bauer leiht einen Gaul zum Wegschleppen von der Straße. Hafervergaser, hü, hottehü! Bahn frei!

*

Achtung, da kommt der Rote von gestern! Neunzehnhundertfumzig Ka-Em, non-stop, allerhand Leistung.

Nu kommen sie hagelsdicht. Wittern Stalluft.

Die dicken Kanonen brummen ein bißchen in der Ferne, plötzlich dröhnt's — weg sind sie.

*

Hallo! Monteur!

Was, Magnetdefekt? Maxe, hol die Boschkiste her! Was heißt da Magnetdefekt? Das Zündkabel haben Se verloren, Sie Herr! Aufsitzen, dalli, dallie! Obacht, daß Sie nicht über ein Wurstpapier stürzen, Herr Magnetdefekt!

*

Feiner Beiwagen, das. Passen Se auf, daß der Boden nicht ausbricht und der Herr Mitfahrer plötzlich mitlaufen muß; wär' doch zu weit bis Baden-Baden!

*

Ventilbruch?

Wer orakelt Ihnen das, Herr?! Maxe, mal fix 'ne neue Ventilfeder, den Drei-Achtel-Schlüssel und den Federheber! Der Motor ist aber heiß, auwei! Sie haben ja fast kein Öl mehr drin. Fahren Se los! Trokkensportler!

Öl nicht vergessen, Sie! Tempo! Tempo!

*

Auspuffrohr verloren?

Hühneraugen verbrannt? Warum jammern Se denn? Sie haben wohl 'n Parfümzerstäuber im Auspuff gehabt? Nehmen Sie doch das nächste Mal so 'n Blumenkistchen auf die Lenkstange von wegen Landschaftsbild. Fritz, versetz mal die Fußraste, damit der Motor dem Herrn die Socken nicht verbrennt. Ja, ich halte gegen; alles in Butter. Schnell, fahren Se ab oder warten Se auf den Befehlsstab? Kaufen Sie doch Brandsalbe. Los, Los!

*

Kettenbruch und kein Reserveglied dabei? Herr, und Sie sind Motorradfahrer! Denken Sie denn, wir können Ihnen hier einen Carban einbauen? Glück, daß wir ein Reserveglied da haben!

Es ist ein altes Lied:
Willst du vermeiden Ärger und Gefrette,
Denk' an ein Reserveglied
Für deine olle Kette!

Jawoll, von mir. D.R.P. angemeldet. Abfahren!

*

Gottedoch! Düse verstopft?

Machen Sie doch mal den Hahn vom Reservetank auf. So und nun drücken Sie den Anlasser rr—purrrr! Düse verstopft, sagt er — Sie Auchkraftfahrer! Geben Se acht, daß Sie den Weg finden nach Baden-Baden — mit Ihrer Düse...

*

Einen neuen Pneu? Gummiartikel?

Bedaure, wir sind nur für Technisches. Fahren Se mal hundert Meter weiter, da steht die aufgeblasene Konkurrenz!

*

Es gibt soviel zu tun, daß ich gar nicht mehr zum Schauen komme! Es geht dem Schluß zu.

Wieder einer. Der ganze Vergaser ist verklebt. Was haben Sie denn im Brennstoff?

Was, Zucker? Zucker haben Sie in'n Tank getan? Oller, steinalter Trick das. Heute gibt's für Dope was ganz Neues!

Nee, wird nicht verraten. Stallgeheimnis! Geben Sie doch dem Motor Malzextrakt oder Honig. Warum nicht Pralinen oder Scotts Emulsion, Sie Süßer. Huch nein! So, fertig, ab!

*

Was ist denn mit Ihnen los, das ganze Gesicht verpflastert. Sie haben sich wohl mit Starkstrom rasiert?

Was? Von der Straße abgekommen, in eine Hecke gefahren, aufgeweichte, glatte Straße? Und da treiben Sie gleich Gärtnerei?

Na, das war sicher bei Bernkastel, was? Und nun wollen Sie eine Brille? Da, fix mal, nehmen Se meine! Nee, ich schenk sie Ihnen. Aber, Mann, fahren, fahren! Achtung vor der Weingegend, sonst werden Sie noch Förster! Wie!? Achtzig bis Baden-Baden...."

*

Was hat denn das süße Wägelchen, hängt auf eine Seite? — Federbruch! Auweh, das ist seriös.

Fix nen Notbehelf gebaut. Fritz, bring mal den alten Schlauch von dem Mercedes von gestern. Soo — halt' mal fest hier — feste zusammengerollt und zwischen Rahmen und Achse festgemacht — drück' mal nach mit dem Wagenheber, noch was, gut; das Gummipaket wird festgepackt — nachlassen — na? Feine Arbeit, was? Federt besser wie das Bett der Pompadour.

Jawoll, hab' se gekannt persönlich — fahren Se ab. Federbruch!

*

Na, Fritz, wo bleibt denn dein Bugatti von gestern? Ruht wohl zwischen Nürnberg und Hof mang die Wälder.

Werden noch viele an der Landstraße liegen. Arme Kerle. Tun mir alle leid. Das ist so beim Sport: selbst die beste Vorbereitung hilft nicht über die schlechte Chance.

Vor Jahren zum Beispiel fliegt mir beim Kesselbergrennen, wo ich schon an der Spitze liege, eine dicke Hummel in den Magnetapparat...

Mensch, hör' auf mit der ollen Hummel, das ist ja gar nichts, aber auf der Monte-Carlo-Fahrt voriges Jahr — erster Wagen im Team — geht mir hundert Ka-Em vor dem Ziel das Benzin aus. Genau hundert Kilometer vor dem Kasino! Was tun? Siehste Fritzeken, das ist Genie: Ich hatte ne ganze Pulle Kognak mit. Also Vergaser raus und auf der Landstraße umgebaut und auf Kognak weitergefahren und mit der einen Pulle das Rennen noch ge — —

Sag gewonnen, und ich hau' dir..., du, du — —

Spaß beiseite, Maxe! Guck, da kommt der Schlußwagen. War doch alles großartig, was? So durch Sonne, Regen, Nacht, Ebene, Berge, Wälder, Heide, 30 Stunden lang und länger durch Deutschland, 2000 Ka-Ems!

Nächstes Jahr fahr' ich mit. Kunststück, Klassenlotterie, Haupttreffer; dann kauf' ich mir ne Maschine, ne Maschine, sag' ich dir! .. Wo ist denn das Mädchen von gestern geblieben?

Wo die ist? Die kann vielleicht nicht bis nächstes Jahr warten und spielt im Kasino Roulette mit dir, du dämlicher Fettfleck, einstweilen 'n Kompressor mit Blumenstrauß und Lorbeerkranz zu gewinnen, du Marke, du!

Aber sag' mal, Maxe, das Ganze war doch einfach knorke!

Klar, Mensch!

Walter Hietzig, Angola (Westafrika):

Die Erzählung des Elefantenjägers

Eine wahre Geschichte, die sich im Innersten Zentralafrikas, in der portugiesischen Kolonie Angola, vor zwei Jahren abgespielt hat. Der Hauptbeteiligte, der berühmte afrikanische Elefantenjäger W. Mattenklodt, der hierüber ein Manuskript entwarf, fiel der Schlafkrankheit zum Opfer. Sein Nachlaß wurde zum größten Teil von der portugiesischen Behörde beschlagnahmt und das Manuskript vernichtet.

Mattenklodt ist der von Hans Grimm in seinem Roman „Volk ohne Raum" so viel beschriebene Held unter dem Decknamen, den M. damals führte: „Freischütz" M. zählt zu den besten unserer großen bekanntesten Elefantenjäger. Er schuf sich in Amerika, England und Deutschland einen bedeutenden Namen durch sein Südwesterbuch „Verlorene Heimat".

Diese kleine Geschichte, die teilweise vom Verfasser selber erlebt wurde, soll jedem Deutschen vor Augen führen, wie hart wir Deutsche noch bei den fremden Völkern unter dem nicht zu vergessenden Kriegshaß zu leiden haben, solange wir nicht wieder eine geschlossene Macht darstellen.

Heute sind es genau drei Jahre her, seit ich meinem alten Freund und Jagdkumpan M. das letzte Geleit gab. Fern, an der schäumenden Bucht von Swakopmund, trugen ihn deutsche Männer zu Grabe. Eine dreifache Ehrensalve durchtönte die erfrischende Morgenluft. Und unter den leisen Klängen des alten Soldatenliedes „Ich hatt' einen Kameraden" nahmen wir Deutsche Abschied für immer von unserem treuen Kameraden.

Viel zu früh hatte ihn die heimtückischste aller Tropenkrankheiten, die Schlafkrankheit, dahingerafft. Der Spur eines weißen Nashorns folgend, der Warnung der Eingeborenen und der großen Gefahren des Fiebers nicht achtend, brachten damals die Schwarzen meinen treuen Freund und Elefantenjäger, mehr tot als lebendig, in einer zerrissenen Hängematte nach schwierigen, gefahrvollen Tagesmärschen auf die Pflanzung zurück. Hier genas er noch einmal für kurze Zeit. Auf einem deutschen Dampfer gelangte er nach Südwest. Vergeblich bemühten sich die deutschen Ärzte von Windhuk und Swakopmund, M. durch Einspritzungen mit Germanin zu heilen. Schon nach kurzer Zeit aber mußten sie einsehen, daß ihre ganzen Bemühungen umsonst waren. Denn nur der plötzlich eintretende Tod konnte M. von seinen Leiden und Qualen befreien. Er starb wie ein Held und trat furchtlos den Weg seines „großen Safaris" an. Wir verloren in M. nicht nur einen unserer tapfersten Kolonialkämpfer, sondern auch einen unserer größten Elefantenjäger Westafrikas. Vom Kuene bis zum Kongo war Ms. Name bekannt und bei Weißen und Schwarzen als Großwildjäger geachtet und geehrt. Nur einmal auf seinen Jagdstreifen spielte ihm das Schicksal einen harten Streich.

Lassen wir ihn selbst hier von seiner letzten verhängnisvollen Jagdstreife berichten:

Der Wald des Sterbens.

„Der Tag war gerade angebrochen. Am strahlenden, wolkenlosen Himmel stand über dem Waldrand die Sonne. Die ganze Gegend war lichterfüllt. Über den Baumwipfeln und den dichten Wäldern lag noch am Horizont in dichten Streifen weißer Tropennebel. Ein leichter Morgenwind spielte mit den Dunststreifen, die zitternd schwankten und wogten. Die Gipfel der wedelnden Palmen wurden sichtbar. Bunte Vögel flogen in Scharen auf. Das saftige Grün leuchtete weit über die einsamen, noch schlummernden Savannen.

Wir befanden uns im Hinterlande der größten und tiefsten Urwälder Angolas. Hart an der Grenze des Kongogebietes, nicht weit mehr von dem berüchtigten ‚Wald des Sterbens', wie ihn die Eingeborenen zu nennen pflegten. Die Heimat, aber auch zugleich die Grabstätte der alten afrikanischen Elefanten. Hierher kehren die todesmüden, alten Elefanten von ihren tausend Meilen-Märschen zurück, um sich niederzulegen, sich auszuruhen für immer. Und trotzdem kann ein Mann Jahre hier zubringen, ohne ein einziges Mal einen Elefanten zu Gesicht zu bekommen. Die Elefanten, die noch vor fünfzig Jahren vor dem Menschen keine Furcht empfanden, haben aus bitterster Erfahrung heraus ihre Gewohnheiten geändert. Heute sind sie nur noch in der unzugänglichen Wildnis zu finden. Getrieben durch die Furcht vor den Menschen und die Notwendigkeit, Nahrung zu finden, wandern sie in großen Herden, Hunderte und aber Hunderte von Meilen weit in wundersamen Märschen. Sie legen sich niemals nieder. Sie schlafen im Stehen. Aber sie sind immer auf der Hut. Ihre Augen, die fast winzig erscheinen, sind schlecht. Aber ihr Geruch ist untrüglich. Sie fressen im Wandern, Zweige und Äste von den Bäumen reißend. In der trockenen Jahreszeit kann man das Herannahen einer Elefantenherde schon von weitem vernehmen. Der harte, kupferrote, ausgebrannte Lateritboden erdröhnt unter ihrem Gestampfe wie vom Lärm marschierender Heere."

Die Herde marschiert.

Es ist notwendig, sich mit den kleinen Eigenarten dieser Urwaldriesen vertraut zu machen, um sich in das folgende Erlebnis leichter und sicherer hineindenken zu können.

„Wir mochten noch kaum drei Stunden marschiert sein, als wir auf ganz frische Elefantenspuren stießen. Der trockene Boden und das harte Gras, das sich

sofort wieder aufrichtet, hatte es sehr erschwert, mit Sicherheit die Elefantenfährte festzustellen. Aber mir, als langjährigem Elefantenjäger, waren die Zeichen völlig klar. Es mußte eine beträchtliche Herde Elefanten vor noch nicht allzu langer Zeit hier vorbeigezogen sein. Die Herde war nicht gestört worden und hatte auch nicht den Verdacht einer Störung, Denn mißtrauische Elefanten marschieren meistens in einer Reihe hintereinander. Der eine tritt beinahe in die Fußstapfen des anderen. Diese Herde hier hatte sich weit auseinandergezogen. Eine bestimmte Geschwindigkeit, die die Elefanten angeschlagen hatten, ließ sich in dem trockenen Boden allerdings nicht feststellen. Wohl aber konnte ein geübtes Auge die charakteristischen Abdrücke mehrerer alter Bullen erkennen sowie die schwachen Abdrücke einer Giraffe. Giraffen ziehen manchmal mit der Elefantenherde. Sie bewachen und begleiten sie. Und oft wird das Bündnis von Giraffe und Elefant dem Jäger zum Verderben. Die Witterung des Elefanten ist jagdhundsein. Das Auge der Giraffe ist so scharf wie das eines Raubvogels. Und trifft der Jäger beides Wild vereint zusammen an, dann gilt es für ihn als eine böse Vorahnung.

Die Spuren der Herde zeigten deutlich, daß die Elefanten nur vorbeigezogen waren. Von ihrer Absicht verrieten sie jedoch nichts. Niemand wußte von uns, was die Elefanten im Sinne hatten. Vielleicht waren sie nur einige Meilen weit gewandert, um sich einen neuen Futterplatz zu suchen. Oder vielleicht waren sie auch im Begriff, eine Wanderung anzutreten, den Beginn eines ihrer Riesenmärsche. Dann war natürlich ein Verfolgen ziemlich aussichtslos. Denn ein solcher Gewaltmarsch geht meistens mit so unbeschreiblicher Schnelligkeit vorwärts, daß der Mensch, schon aus Mangel an genügend Wasser und Nahrung, in kurzer Zeit nicht mehr folgen kann.

Die Beute.

Wir müssen so rasch als möglich vorwärts, das war mein einziger Gedanke. Ich ließ zuerst noch eine kurze Rast machen. Kalabassen und Wasserflaschen wurden gefüllt. Zwei meiner besten Schwarzen nahmen dann mit mir an der Spitze die Verfolgung der Elefantenspuren auf. Das Gehirn konnte die Hitze und das Geflimmer der dünnen Luft kaum ertragen. Aber wir achteten dessen nicht. Da vorn war die Beute! Die Spuren waren frisch. Um nicht unnützen Speichel zu vergeuden, sprach keiner ein Wort. Trotz der Strapazen und der unzähligen lästigen Fliegen und Moskitos überkam mich ein sonderbares Gefühl der Leichtigkeit und frohen Heiterseins. Es war wie eine leichte Berauschung Nur noch viel verfeinerter. Die ungeheure, sonnenbeschienene Fläche erschien noch größer Und der sich ins Unendliche ausbreitende Horizont lag wie ein weites, freies Land vor mir.

Die Elefantenherde war wirklich nur bis zum nächsten Jungwald gezogen. Hier begann sie mit ihrer großen Mahlzeit. Die gewaltigen Rüssel rissen die Blätter von den Zweigen, um sie in den rosa schimmernden Schlund zu führen. Das Geräusch der kullernden und rumpelnden Elefantenbäuche drang fast warnend an unsere Ohren. Die Sonne warf ihre letzten Strahlen über den schon violett gefärbten Abendhimmel. Das stille Licht beleuchtete das wundersame Bild. Ein Teil der Herde war noch im Wald. Man konnte deutlich das Schwanken der Äste unter den reißenden Rüsseln beobachten. Die andere Hälfte der Herde äste am Waldesrand. Und ich hatte mich nicht in der Fährte getäuscht, denn unter den äsenden Elefanten befand sich eine ganze Anzahl beträchtlicher Elefantenbullen. Auch brannten im Sonnenuntergangsschein die goldgelben Farbenflecke einer hochragenden Giraffe.

Der Wind wehte stetig den Waldrand entlang. Er war uns günstig. Geschwind, mit schußbereitem Gewehr, schlich ich mich mit meinen beiden Schwarzen von Baumstamm zu Baumstamm, bis wir nahe genug an den stärksten Bullen herangepirscht waren. Die Herde ahnte nichts von der Gefahr, die sie bedrohte. Vorsichtig kniete ich nieder. Das schwere Elefantengewehr fest aufgestützt, zielte ich ruhig... Kimme und Korn durchziehend... Druckpunkt... und schon hallte der Donnerknall meiner Elefantenbüchse ohrenzerreißend aus dem Walde wider. Der Bulle brach auf der Stelle zusammen, als hätte ein Riesenschwert ihm die Beine vom Rumpfe getrennt.

In diesem Augenblick verschwand die untergehende Sonne wie eine feuerrote Kugel hinter dem Horizont. Die Herde am Waldesrand begann ein furchtbares Trompeten. Mit hochgeschwungenen Rüsseln, mit weit abstehenden Ohren, warfen sie sich alle auf der Stelle scharf herum und stürzten ihren eigenen Spuren nach, den Weg zurück, den sie noch vor ganz kurzer Zeit ahnungslos gekommen waren. Es war ein Knistern und ein Knacken von Sträuchern und Ästen. Und der Donner des gewaltigen Gestampfes erfüllte die Luft.

Ich war für den ersten Augenblick noch zu sehr überrascht, um aus meinem Versteck auf die große Jagdbeute zuzugehen. Auch traute ich den so schnell abziehenden Elefanten noch nicht ganz. Ich hatte sie beim Äsen gestört. Beschossen! Ihr Hirn erfüllte nun dumpfe Wut, die der Elefant sowie auch der Schwarzbüffel tagelang mit sich herumträgt und nicht so schnell vergißt. Sein Instinkt sucht fürs erste allerdings Sicherheit in weiter Ferne. Aber, wenn der Wind sich nur eine Kleinigkeit dreht, wenn er Menschenwitterung zu den Elefanten bringt, dann kann man sich auf das Schlimmste gefaßt machen.

Der Jagdfrevel.

Das Stampfen der flüchtenden Herde klang nur noch aus weiter Ferne herüber. Ich kroch aus meinem Versteck hervor. Und noch ehe ich bei meinem erlegten Elefantenbullen angelangt war, zeigte einer meiner Schwarzen erstaunt auf eine große, aufgeblähte, schwarze Masse, die ungefähr achtzig Meter hinter dem erlegten Bullen lag. Ich ahnte nichts Gutes. Ich eilte


ORIENT. TAB. U. CIGART. FABR. „YENIDZE" INH. HUGO ZIETZ, G.M.B.H. DRESDEN
SALEM
GOLD
EXTRA MILD
EXTRA MILD
3 1/3 ₰

mit meinen Boys sofort auf den schwarzen Fleck zu und erkannte bald ein junges, totes Elefantenkalb. Ich kam zu dem Schluß, daß das harmlose, arme Tier von meinem gewaltigen Dickhäutergeschoß, welches den alten Bullen hingestreckt hatte, mitgetroffen sein mußte. Ich wurde von der Richtigkeit meiner Vermutung überzeugt, als ich den Schußkanal bei dem alten Bullen eingehender untersuchte. Das Geschoß mußte die Halsschlagader zerrissen haben und dann, ohne dabei einen Knochen zu berühren, durchgeschlagen und noch so viel Durchschlagskraft besessen haben, daß das von mir nicht bemerkte Elefantenkalb auf der Stelle getötet wurde. Die wahre Freude an meiner Jagdstreife war dahin. Galt es doch als ein **schweres** Jagdvergehen, ein fast noch elfenbeinloses Elefantenkalb zur Strecke zu bringen. Daß ich daran vollkommen unschuldig war, mußte mich wohl von den strengen Jagdgesetzen beschützen und entschuldigen. Aber als Großwildjäger schmerzte es mich tief.

Jetzt fiel mir auch ein, daß die alten Jagdvorahnungen mich nicht getäuscht hatten. Noch einen Tag vorher waren wir auf einen alten, sterbenden Elefanten gestoßen, der bereits den Aasgeiern und Hyänen zum Opfer gefallen war. Dies Zusammentreffen bringt immer Unglück! Dazu kam noch die Anwesenheit der Giraffe inmitten der Elefantenherde. Auch diese Begegnung ist immer ein schlechtes Omen. Meine Schwarzen begaben sich sofort an das Loslösen der gewaltigen Elfenbeinzähne. Leider war ein Zahn bereits etwas rissig. Der Elefant mußte seiner Größe nach ein alter Bulle gewesen sein. Auf seinem Körper fanden sich mehrere der eigentümlichen kreisrunden Geschwüre, an denen Elefanten, besonders wenn sie in die älteren Jahre kommen, häufig leiden. Viele große, verschrumpfte Narben erzählten von den Kämpfen und den Wanderungen der Jahre. Er war vielleicht achtzig bis hundert Jahre alt. Tausende von Meilen wird er in seinen wundersamen Wanderungen zurückgelegt haben, bis ihn heute das Schicksal ereilte.

Ich hatte keine Zeit mehr, mich unnützen Gedanken hinzugeben. Was sollte nun werden? Es stand fest, daß ich gegen das strenge portugiesische Jagdgesetz, wenn auch ohne eigene Schuld, mich verstoßen hatte. Geheim konnte dies nicht bleiben.

Dazu waren die Portugiesen mit den Schwarzen zu sehr befreundet.

Ich kam daher zu dem Entschluß, mich selber der nächsten Polizeistation zu stellen. Ich wollte dem portugiesischen Postenchef wahrheitsgetreu Bericht von dem unglücklichen Vorfall erstatten.

Die Schändung des weißen Mannes.

Da die nächstliegende Polizeistation noch vierzig Meilen entfernt war, ließ ich ein kleines Lagerfeuer anzünden, welches ich aber wohlweislich in der Nacht bewachte. Denn ich weiß genau, nichts ist anziehender für gereizte Elefanten als ein brennendes oder glimmendes Lagerfeuer. Meine Gedanken waren noch viel zu erregt, um an Schlaf zu denken. Die Sonne war am anderen Morgen noch nicht aufgegangen, als ich mich bereits auf dem Marsche zur Polizeistation befand. Die Schwarzen sollten, nachdem sie das Ablösen der Zähne beendigt hatten, mit dem Elfenbein mir nachkommen. Nur Muheppe, mein alter, treuer Gewehrträger, begleitete mich. Am Abend bevor noch die Sonne unterging, ragten die dichten zerrissenen Bananenstauden uns wie eine prachtvolle Zeichnung am Abendhimmel entgegen. Sie umschlossen den kleinen Garten der Polizeistation, die einsam und verlassen in der Savanne vor uns lag.

Ich war nach diesem anstrengenden Tagesmarsch viel zu ermüdet, um dem Postenchef sofort Bericht zu erstatten. Nach einem kurzen Mahl begab ich mich zur Ruhe, um meine Nerven für den kommenden Tag zu stärken.

Der furchtbarste Tag meines Lebens brach an, als ich dem Postenchef von meinem Jagdvergehen, von meinem Jagdmißgeschick berichtete. Unglücklicherweise erkannte er mich sofort wieder als der landeskundige Führer der während des Krieges unternommenen Strafexpedition der deutschen Schutztruppe nach Angola. Er gehörte damals zu der von uns in Gefangenschaft geratenen portugiesischen Fortbesatzung. Haß und Verbitterung sprühte aus seinen Augen. Trotzdem hörte er sich alles, was ich ihm wahrheitsgetreu berichtete, gelassen an, eine Zigarette nach der andern dabei nervös rauchend. Noch war ich mit meiner Erzählung nicht ganz zu Ende, als er zwei schwarze Eingeborenen-Polizisten hereinrief . . . Und ehe ich zur Besinnung kam, was mit mir vorging, waren mir von diesen zwei großen, ekelhaften Schwarzen die Arme auf dem Rücken zusammengebunden. Ein kurzer, dicker Holzknüttel wurde mir dazwischengesteckt und festgebunden. Ein Mulattensergeant, mit einer großen Pistole bewaffnet, bekam Befehl, mich sofort unter Bedeckung der zwei Schwarzen in diesem Aufzug nach der nächsten Administration zu bringen.

Ich war ein wehrloser Mann und mußte mir wie ein Stück Vieh, das man zur Schlachtbank treibt, diese ungeheuerliche Schmach gefallen lassen."

Bei diesen letzten Worten streifte mein Freund M. seine Hemdsärmel in die Höhe. Und ich werde nie vergessen, wie die blutunterlaufenen, vernarbten Schrammen auf beiden Armen noch Zeugnis dieser schmachvollen Behandlung waren.

Mit monotoner Stimme, die Menschen so eigen ist, die Todesgefahren nicht fürchten, fuhr mein Jagdkumpan M. fort mit seiner Erzählung:

„Nicht die drückende Hitze, die erbarmungslos auf diesem Marsch auf mich herunterstach, nicht die wahnsinnigen Schmerzen, die mir die Fesseln und der Holzknüttel bereiteten, machten mich mürbe und brachten mein Blut in Wallung, sondern die gemeine Schmach, die mir vor den Schwarzen angetan wurde, waren das Furchtbarste für mich.

Doch auch dieser Jammermarsch hatte ein Ende. Bei der Administration angekommen, löste man meine Fesseln. Der Administrator, der mich sofort verhörte, war selbst über die unerhörte Behandlung entrüstet. Ich wurde in Haft genommen. In einigen Tagen wurde mir ein Rechtsbeistand zur Seite gestellt. Und nach Ablauf der einberufenen Verhandlungen, die sich allerdings zwei Monate hinzogen, wurde ich freigesprochen. Mein beschlagnahmtes Gewehr, meine Munition und mein Elfenbein gab man mir zurück. Vielleicht glaubte man, mich damit zu besänftigen . . . Ich war anderer Ansicht! Die erduldete Schmach konnte man nicht wett machen! Die habe ich auch heute noch nicht vergessen."

DER WÜRFEL

VON FRITZ MÜLLER-PARTENKIRCHEN

Denkt euch ein Sandkorn, das den Alpen Weisungen erteilte, was sie tun und was sie lassen sollten — lächerlich, nicht wahr?

Wie aber, wenn die Alpen, vor dem Sandkorn zitternd, sklavisch ihm gehorchten?

Hirnrissig, sagt ihr? Sowas könne nur ein Dichter ausklambüsern, und ihr lehnt es ab, zu phantasieren, denn ihr hättet mit realen Dingen heutzutage grad genug zu tun.

Reale Dinge? Notverordnung, Steuern und Gehälterkürzung, Geld mit einem Worte, nicht wahr? Ja, vom Gelde wenn ich spräche und vom Golde —

Mit Verlaub, gerade davon hab' ich beim Vergleiche von den Alpen und vom Sandkorn sprechen wollen: Denkt euch einen Würfel, einen schlichten Würfel, zehn Meter lang, zehn Meter breit, zehn Meter hoch. Wenn du Meterschritte hast, kannst du dir die Größe noch leichter vorstellen: ein kleines Häuschen etwa, in der Landschaft nicht viel mehr als ein kleiner Farbfleck, und gegen die Erde gehalten — ich habe es ausgerechnet — ein Verhältnis von 1 zu 2 Quadrillionen, eine Zahl mit achtzehn Nullen: Sandkorn gegen Alpen also. Und das Sandkorn kommandiert, bestimmt ihr Schicksal, hebt und senkt sie, macht sie glücklich, schmeißt sie zusammen, läßt in Krämpfen sie erbeben, löscht Völker aus, schafft neue und versklavt sie wieder. —

Lassen wir das Sandkorn, sprechen wir vom — Golde. Klar und nüchtern. Wieder hab' ich's ausgerechnet, solch ein Würfel von zehn Schritten lang und breit und hoch enthielte heute **alles Gold der Erde**. Alles Gold im reichen Frankreich, alles Gold Amerikas und Englands, alles Gold in Deutschland und den anderen Staaten allen, auch den Schmuck aus Gold miteingerechnet.

Und dieser glatte, mattglänzende Würfel, dieses Stäubchen auf der Mutter Erde, es regiert die Welt.

Dir genügt das Maß nicht. Du verlangst, um zu kontrollieren, noch den Wert des Würfels. Gut, auch damit kann ich dienen: Zehn mal zehn mal zehn geben tausend Raummeter Geld. Wär' es Wasser, wög' es also tausend Tonnen oder eine Million Kilogramm. Gold ist über neunzehnmal so schwer als Wasser, und 1 Kilo Gold ist — unerschüttert auch noch heute — 2790 Reichsmark. Nun vermehre flink, was kommt heraus: Der goldene Würfel wertet weit über 50 Milliarden Goldmark.

Daß der Würfel abgetragen ist in Teilen, daß die Teile in den Notenbanken, siebenfach verschlossen, eingekellert liegen, daß ein Teilchen sich in güldnen Ketten um den Hals von schönen Frauen ringelt — was verschlägt's? Unterirdisch hängt das Gold der Erde doch zusammen, magisch bildet es einen glatten, geheimnisvoll und düster glänzenden Würfel.

Eine unsichtbare Hand spielt mit dem Würfel. Heimlich würfelt sie. Und wie er rollt, der Würfel, wie er fällt im Würfelspiele unbekannter Mächte — wir selber sind der Einsatz und, gewinnend und verlierend, wird die Menschheit, denn um diese wird gewürfelt, hin- und hergeschoben, schreiend, klagend, händereibend oder triumphierend.

Unheimliches Metall! Mit einem Goldstück kann ein Reiter samt dem Rosse lückenlos vergoldet werden. Aus der Winzigkeit von einem Goldgramm kann man einen feinen Draht von sieben Kilometern ziehen. So fein, daß dieser Draht, quer über eine Autostraße hingespannt, von niemand wahrgenommen werden könnte und eines Dahinrasenden Hals durchschnitte, ohne daß er's merkte.

Geheimnisvolle Herkunft! So weit verbreitet wie das Eisen, eingesprengt in Felsen, aufgeschwemmt in Flüssen, aufgelöst im Meere — mag sein, daß Gott dich streute, doch der Teufel hat den Menschen eingeredet, daß sie das Zerstreute keuchend wieder sammeln müßten und im Krampfe ihres fieberischen Goldverlangens auf verfluchte Haufen stapeln. Du machst es so, und ich, und ganze Völker.

In den Kellern unserer Notenbanken brütet es glitzernd. Früher hat es selber sich bemühen müssen, um der Nibelungen Not, den Untergang des Inkareiches durch Pizarro zu vollenden. Jetzt ist es ein großer und bequemer Herr geworden, der vom Faulbett seine Diener, die verruchten Noten, in die Länder sendet, siebenfach vermehrt und unheilschwanger raschelnd ihre Fieberdünste breitend.

So verkrochen hat das Gold sich hinter seine Notendeckung, daß wir seines Anblicks fast entwöhnt sind. Einen Fremden sah ich einst am Langensee mit einem Goldstück zahlen. Mißtrauisch und mit spitzen Fingern nahm es der Kellner. Tuschelnd ging es von Hand zu Hand. Eisig gab es der Patron dem Fremden wieder: „Wir sind ehrlich und wir haben mit dem Zeug da nichts zu schaffen." Nichts zu lachen: einer von der Handvoll Leute, die das Gold durchschauten.

Zu Beginn der Schöpfung, als der Erde Glühball aus der Hand des Schöpfers rollte, war die Erde goldlos. Ewig wird es ein Geheimnis bleiben, wie sich Gold darauf gebildet hatte. Hat der Teufel sie gekratzt und hat sie davon golden sich geschuppt?

Das Atomgewicht des Goldes wiegt etwas weniger als zweihundertmal des Wasserstoffs Atomgewicht, das Atomgewicht des Bleies wiegt nicht sehr viel darüber. Atome aber sind gebundene Kräfte winzig kleiner Sonnensysteme mit verschieden vielen Kraftplaneten, die rasend um den Kraftkern kreisen. Eines Tages muß es einem unter einem Heer von Forschern glücken, aus dem Blei ein paar Planeten herauszuschießen. Gold aus Blei? Ist des Goldes Zauber dann gebrochen? Wird das Deutsche Reich mit einer abgebrochenen Ecke unseres Würfels die Bilanz des Weltkrieges schließen? Oder wird man den Erfinder töten, um ein Chaos zu verhüten, schlimmer noch als alle Kriege?

Oder ist das alles müßig? Ist die Wahrheit die: es gibt kein Gold? Ist, was wir als Gold bezeichnen, sehen, hassen, lieben und verdammen, weiter nichts als eine Krankheit unserer Seele?

Ist es so, daß unsere Seele während eines Alptraums — denn ein solcher **ist** das Leben — ruhelos und fieberschauernd sich in bösen Träumen wälzt, und einer dieser schweren Träume, nein, der schwerste Traum schwitzt Angstschweiß aus: das Gold?

O. Th. Stein:

Hammer, nicht Amboss!

„Könntest beim Regiment bleiben, Gideon“, suchte der kursächsische Hauptmann v. Czettwitz einen Kürassierwachtmeister zu überreden „der Oberst will dich zum Kornett machen. Bedenk, das erreicht nicht jeder!“

Gideon Rink, ein vogtländischer Bauerssohn, jetzt seit langem ein stattlicher Reiter, schüttelt den Kopf:

„Gilt ein Wort bei uns daheim: ‚Hammer sein, aber nie Amboß!‘ Meine Zeit ist um, Amboß bin ich lange genug gewesen. Der Hof ruft!“

„Nu, nu, kommt noch zurecht, das Stillsitzen daheim. Bist doch auch nichts dort als ein Knechtlein, wenn auch des Vaters.“

„Der Vater will übergeben“, erwiderte Rink.

„Ist was anderes“, zog der Hauptmann die Augenbrauen hoch; „um den Meierhof lohnt sich's schon, die Kameraden und die Fahne zu verlassen. Tät's auch. Also, dann Gott befohlen, Gideon! Grüß' mir die Heimat, und vielleicht komme ich auch bald.“

Ein Jahr später — man schrieb 1639 — hatte der neue Hofbesitzer Gideon Rink vom Meierhof zwischen Wernesgrün und Schnarrtanne beim Erbrichter in Wernesgrün Geschäfte, als draußen Geschrei und Rennen anhub.

Sie traten auf die Straße

Eben sprangen dort zwei Reiter von den Gäulen. Waren im Nu von Neugierigen umringt:

„Wie ist's mit den Schweden, Nachbar Görner?“

„Kommen sie oder bleiben wir verschont?“

„Wo stehen die Kurfürstlichen? Werden sie uns schützen?“

So schwirrte es durcheinander. Über das Getümmel hob sich die Stimme eines Reiters, des Spitzenhändlers Görner.

„Die Schweden sind allbereits in Schneeberg. Der Oberst Slange kommandiert sie. Sie morden und plündern. Werden bald auch hierher kommen.“

Der andere schrie in die Menge: „Der Hauptmann Unckarström hat Ordre, den Weg über Wernesgrün nach Plauen zu nehmen. Sie brechen morgen auf.“

Ein Jammern und Schreien hob an. Sinnlos rannten alle durcheinander. Rissen aus den Häusern, was sie erraffen konnten, um damit zu flüchten.

„Hammer sein, nicht Amboß!“ klang eine innere Stimme gebieterisch in Gideon Rink.

Laut rief er in die Menge:

„Halt, wer kein krummer Hund ist!“

Und als sie aufhorchten: „Wollt ihr Männer sein, und rennt hier umher wie gescheuchte Hühner! Ist was Rechtes, die paar Schweden! Mit denen werden wir noch allemal fertig. Wer macht mit?“

Da besannen sich die Wernesgrüner auf ihre festen, harten Gebirgsfäuste. Scharten sich gleich um Rink, wie ein Baum aus dem Köpfegewimmel herausragte.

„Waffen herbei! Alles herschleppen, was dienen kann!“ kommandierte Gideon. Schickte selber einen Knecht nach seinem Meierhof.

Da kamen Feuergewehre zutage, Schwerter, Partisanen, Äxte, Morgensterne, starke Sensen, Keulen, Eisenstangen.

Und an die sechzig Männer, alte und junge, die das Gewaffen lustig schwangen.

„Weiber und Kinder mit dem Vieh und der Habe hinauf nach meinem Meierhof!“ gebot Rink. „Zwanzig Mann gehen als Salveguardia mit Das Gut und das Vieh schafft gleich ins Estenloch. Alles, was Laut gibt, Kinder, Schafe, Rinder, Hunde und Hühner dahin, wo es am tiefsten in den Berg hineingeht. Haltet Ruhe und gute Wacht! Stellt Kundschafter aus. Kommt der Schwede, kriecht alles ins Estenloch. Dahin findet der Feind nicht!“

Die Wernesgrüner fühlten sofort, daß ihnen der Herr hier einen rechten Mann als Retter sandte.

„Gideon soll uns führen!“ schrien sie durcheinander. Und ein herkulischer Bursche, der ein wenig Spottvogel war, gab das Feldgeschrei dazu:

„Hie Schwert des Herrn und Gideon!“

Rink schob mit der Hand den billigen Spott beiseite. Und die anderen ließen sich auch dadurch nicht irre machen.

Man ordnete sich in Rotten. Der Zug nach dem Meierhof ging nach kurzer Zeit, von Starkbewaffneten geleitet, ab. Selbst viele Weiber hatten sich noch mit Hacken, Mistgabeln und dergleichen bewehrt.

„Jäckel, Rottluff, Peisker — rasch nach Schneeberg zu, so weit ihr könnt! Meldet, was ihr vom Feind erfahrt!“

Der Haupttrupp der Wernesgrüner Dorfwehr kampierte einstweilen in den halbleeren Häusern. Übte sich eifrig in den Waffen. Etliche Kolonnen mit Sägen und Äxten sandte Rink in den Bergwald, nachdem er ihnen genau Bescheid gesagt. So verging der Tag und die Nacht.

Am Morgen berichtete einer der Kundschafter, Unckarström werde nicht über Wernesgrün, sondern über Schönheide, Schnarrtanne und Auerbach nach Plauen ziehen.

„Kann sein, kann auch nicht sein! Wenn der Schwede Beute wittert, bricht er aus. Alles bleibt auf dem Posten!“ befahl Rink.

Wieder wollte jener Bursche plärren: „Hie Schwert des Herrn und — “

Da traf ihn ein derber Faustpuff des Führers: Halt 's Maul und lästere nicht! Weiß niemand, wohin das Schwert des Herrn schlägt!“

Lärm vom Dorfeingange. Ein Trupp Reiter sprengte heran. Keine Soldaten. Rink erkannte alsbald den vordersten: „Herr von Czettwitz! Hierher, Herr Hauptmann!“

„Alle Wetter, du hier, Gideon? Und gar als Feldhauptmann eines Bauernheeres? Wartet ihr auf die Schweden?"

„Wißt Ihr von ihnen, gnädiger Herr?"

„Sind auf dem Marsch, die Bluthunde. Oberst Slange da drüben über Lengefeld-Treuen. Major Bärenheimb kommt jedenfalls auch nicht hierher. Aber der Anckarström, die Bestie, den könnte wohl der Teufel in die Nähe bringen. Habt ihr Furcht?"

„Stünden wir dann hier, gnädiger Herr?"

„Recht so, Gideon! Hier, meine acht wackeren Burschen und ich, wir helfen euch. Aber meine Braut, das Fräulein Hermine von Döring —" er zeigte auf einen milchgesichtigen jungen Reiter neben sich, „die hätt' ich erst gern irgendwo in Sicherheit!"

„In meinem Meierhof sind alle Frauen, auch die meinige. Bei Gefahr bleibt das Estenloch als sichere Zuflucht."

„Gut, ich vertraue euch Hermine an. Wir bleiben hier!"

Mit einem Knecht ritt das Fräulein rasch davon.

„Möget Ihr nun sehen, wie ich die Schweden fangen will, gnädiger Herr?" fragte Rink, verschmitzt lachend. Führte Czettwitz darauf in den Wald, an den Schluchtweg über dem Taubenberg.

„Ein Donnerkerl bist du, Gideon", rief Czettwitz nach der Inspektion neidlos. „Laß mich dein Unterhauptmann sein. Müßte mit dem Teufel zugehen, wenn die Schweden deinen Klauen entgingen. Wenn sie anders überhaupt hier vorbeikommen!"

Die Wernesgrüner Schar und die acht Bärwalder Dienstleute des Hauptmanns faßten nun Posto im Bergwald. Schweigen lag über dem gänzlich verlassenen Wernesgrün.

Es kam die Nacht. Da erhob sich gegen ein Uhr in der Gegend von Rinks Meierhof wirrer Lärm. Gleich darauf schlugen Flammen zum Nachthimmel empor.

„Nun haben die Hunde doch den Hof erschnüffelt!" rief Rink zornig. „Das sollen sie büßen!"

Aber ehe er den Befehl zur Sukkursleistung geben konnte, brach einer durchs Gebüsch von der Meierhof-Salveguarde.

„Was ist, Prenzler?" fiel ihn Rink an. „Leben sie?"

„Alle! Und in Sicherheit", schrie der, „nur gefangen haben die Schweden Euer Weib und das Fräulein, das ihr uns am Abend schicktet. Der Anckarström führt sie zu Wagen mit. Sie kommen hierher!

„Hammer, nicht Amboß!" schrie der Rink, wild drohend. „Sie sollen uns kennenlernen! Jeder auf den Posten!"

Bald klang von der Waldstraße in der Schlucht Wagenrasseln, Pferdegetrappel, Waffenklirren.

Dannn wurde den am Waldrande Lauernden der Zug sichtbar.

Vom Berge dröhnte in diesem Augenblick wie ein Ruf des Gerichts ein dumpfer Hornstoß. Eine Musketensalve krachte nach und eine zweite.

Reihenweis stürzten die Schweden. Den Anckarström hatte Gideon Rink selber vom Gaule geholt.

Eine Bauernrotte brach aus dem Walde. Stach die Wagenpferde nieder. Befreite die Gefangenen. Sprang mit ihnen gleich wieder ins Walddunkel zurück.

Abermals ein dumpfer Hornton. Eben hatten sich die kriegsgeübten Schweden gesammelt. Wollten die Schluchthänge hinan.

Da sauste es mit tausendfachem Brechen, Krachen, Donnern über sie nieder: die Riesentannen am Schluchtausgang, die Gideon soweit hatte ansägen lassen, daß ein Seilruck sie umwarf

Schmetternd begruben sie in der engen Schlucht den ganzen Schwedenhaufen unter sich.

Nur ein Pickenierer wurde lebend gefangen.

Triumphierend brüllten die Wernesgrüner den Feldruf ihres Führers in das Stöhnen der Sterbenden:

„Hammer, nicht Amboß!" Diesmal schrie auch der Spottvogel unter ihnen mit.

Von dem einzigen Gefangenen erfuhr man den Hergang:

Ein nächtens krähender Hahn des Meierhofs hatte den in Schnarrtanne kampierenden Schweden das einsame Gut verraten. Weil er wachsam war und ein rechter Hühnerheld. Ein pfiffiger, beutelüsterner Schwede hatte seine männliche Antwort durch Krähen herausgelockt.

Die Wernesgrüner Weiber und Kinder gewannen das Estenloch. Nur die Rinkin und das Fräulein von Döring als letzte erwischten die Schweden noch.

„Deinen Hof bau' ich dir wieder auf, Gideon", gelobte der Czettwitz, „aber ich weiß dir einen neuen Namen dafür. Nenn' ihn Hammerhof, Hahnhaus! Denn wär' der Godel nicht gewesen, hätten wir die Schweden nicht gekriegt!"

Hahnhaus heißt der einsame Hof zwischen Schnarrtanne und Wernesgrün noch heutigentags.

Und es werden wohl auch heute noch dort Leute wohnen, die lieber Hammer als Amboß sind. Und hoffentlich in alle Ewigkeit!

HISTORIA

Perücken als Aushilfemittel für Kahlköpfige sind schon eine sehr alte Erfindung. Bereits die alten Römer kannten sie und auch bei uns kamen sie sehr früh in Gebrauch. Man nannte sie ursprünglich „Kolben", und Nürnberg war der Ort, welcher als der Herstellungsort der besten „Kolben" weitberühmt war. So schrieb Herzog Johann von Sachsen 1518 an den Schösser Arnold von Falkenstein: „Unser Begehr ist, Du wollest uns ein hübsch gemacht Haar auf das beste zu Nürnberg bestellen, aber doch ganz im Geheimb, also daß es nicht vermerket werde, daß es für uns sein solle. Und daß es kraus und fein gelb sei, wie unser eigen Haar, und also zugericht, daß man es unvermerket auf sein Haupt möge aufsetzen können."

*

Die Wartburg bei Eisenach, einst die Residenz der Landgrafen von Thüringen, und Luthers Versteck im Jahre 1521, ist von Graf Ludwig dem Springer in den Jahren 1067—1069 erbaut worden. Die Veranlassung dazu soll folgender Vorfall gewesen sein: Ludwig kam bei der Verfolgung eines Wildes im Eifer der Jagd auf die Höhe, die heute die Wartburg krönt, und da ihm die Aussicht von hier über sein Land so ungemein gefiel, soll er gesagt haben: „Wart', Berg, du sollst mir eine Burg werden!" Heute noch krönt die Verkörperung einer fürstlichen Laune als Juwel der deutschen Burgen den schönen Thüringer Wald.

Braut und Bräutigam in Geschichte, Sang und Sage

VON DR. LUDWIG RÖTH

Geburt und Tod begrenzen das menschliche Leben. Für Frau und Mann liegt in dieser Spanne der Tag des höchsten Glücks und der Freude, die unsere Ahnen so bezeichnend die „hohe Zeit", die „Hochzeit" nannten. Dieser Verbindung fürs Leben geht das Verlöbnis, die Brautzeit, voraus.

Wenn wir Sitte und Brauch unserer Ahnen in dieser Hinsicht erforschen wollen, so ist zunächst Cäsar unser Führer; er sagt: „Wer seine Keuschheit am längsten bewahrt, der erntet das höchste Lob. Im Alter unter zwanzig Jahren mit einem Weibe Umgang gehabt zu haben, gilt mit für die größte Schande."

Tacitus bestätigt diese Auffassung: „Spät erst lernt der Jüngling die Liebe kennen, unverbraucht ist deshalb seine Jugendkraft. Auch mit der Verheiratung der Jungfrauen eilt man nicht. Sie zeigen dieselbe Jugendfrische wie die Männer, ähnlichen schlanken Wuchs; ihnen an Stärke ebenbürtig, vermählen sie sich, und die Kraft der Eltern zeigt sich in den Kindern wieder."

Aus eigener Wahl um Minne zu werben, ist auch in germanischer Zeit die Grundlage der meisten Ehen gewesen. Besonders fesselnd sind dabei die Zeugnisse für die Sitte der Liebesgaben, die sich bei den Ausgrabungen gefunden haben.

Braut- und Liebesleute wandten sich an Wotan in feierlichem Hochzeitswunsche. Auf den Geschenken, die sie einander verehrten, ritzten sie wohl einen Segensspruch ein: wie der Gott seine himmlische Gemahlin mit Eile und Ungestüm ersiegt habe, so möge er auch dem irdischen Bewerber den Fuß beflügeln. Ein solch alter Hochzeitswunsch ist uns auf der sogenannten „Nordendorfer Spange" erhalten aus dem 6. oder 7. Jahrhundert. Auf ihr steht in Runen der Spruch: „**Loga thore Wodan wigi Thonar**" = „Die Heirat ersiege Wodan, weihe Donar". Auch die Namen des alemannischen Liebespaares sind erhalten: „Awa hat die Spange dem Leubwini geschenkt". Die Nordendorfer Spange befindet sich im Maximilians-Museum in Augsburg. Ähnlich kennen wir aus einem Weimarer Funde eine trommelförmige Bernstein-Perle, deren Runen-Inschrift als „Hahwar wünscht Gutes der Ida" gedeutet ist. Der Bernstein ist als Amulett, die Inschrift aber als Minnespruch und als Zaubersegen gedacht.

Sehen wir uns die Form des altgermanischen Verlöbnisses einmal an. Nur der Vater hatte die Gewalt, die Braut dem Bräutigam zu gewähren. War der Vater tot, dann ging das Recht auf den als Vormund bestellten nächsten männlichen Verwandten über. Das Verlöbnis gestaltete sich durch feierliche Handlung zu einem Vertrag, durch welchen Mann und Weib sich zu einem Haushalt und zur Gründung einer Familie fürs ganze Leben verbanden, um einander lieb zu sein über alles auf Erden, um Wunsch, Willen und Besitztum gemeinsam zu haben.

Tacitus berichtet uns: „Die Mitgift bringt nicht die Gattin dem Manne, sondern der Mann der Gattin. Zugegen sind dabei die Eltern und Verwandten und begutachten die Gaben. Es sind nicht Gaben, die ausgesucht sind zum Vergnügen des Weibes, und nicht zum Putze der jungen Frau, nein, es sind Rinder, ein gezäuntes Pferd, ein Schild, ein Speer und ein Schwert. Auf diese Gaben hin wird die Frau dem Manne übergeben; sie selbst bringt dem Manne auch ihrerseits einige Waffen. Das halten sie für die geheimnisvolle Weihe, das für göttliche Mächte zum Schutze der Ehe. Damit die Frau nicht wähne, sie stehe außerhalb der Erlebnisse, die männlichen Mut erfordern, und außerhalb der Wechselfälle des Krieges, wird sie durch diese feierlichen Wahrzeichen gleich nach Beginn der Ehe gemahnt, sie komme als Gefährtin der Mühsale und Gefahren; im Frieden wie im Kriege werde sie dasselbe zu dulden und zu wagen haben wie der Mann. Dies bedeuteten die zusammengejochten Rinder, das zum Kampfe geschirrte Pferd, dies die Waffengabe. So soll sie leben, so in den Tod gehen!"

Und wie verlief nun die „Hochzeit", die hohe Zeit, der Tag der Heirat selbst? Die Hilfe der Götter wurde für das junge Paar erfleht, heilige Gebräuche weihten ihn ein.

Am Tage zuvor ward die Braut durch ein reinigendes Bad entsühnt, um die feindlichen Geister abzuwehren, sie gegen den Zorn der göttlichen Mächte zu schützen und ihr deren Gunst zu sichern; auch ein Sühneopfer ward dargebracht, der dem Donar heilige Hahn ward geschlachtet und mit seinem Blute die Braut besprengt.

Ein uralter Brauch war es, am Vorabend der Hochzeit durch wilden Lärm und Zertrümmerung von allerlei Geschirr die schädlichen Unholde, die bösen Geister aus dem Hause zu treiben. Noch heute ist diese Sitte im „Polterabend" erhalten. —

Der Rosmarinzweig, der dem Donnergotte heilig war, war der Schmuck der Brautleute.

In feierlichem Brautzuge ging es zum Heim des jungen Ehepaares. Dem Brautzug voraus wurde auf bekränztem Wagen der Brautschatz geführt; da fehlte die große Bettstatt nicht, Rosen und Trudenfüße als Abwehr von Alp und Wichtelmännern und anderen nächtlichen Unholden waren darauf gemalt — an Kisten und Kasten folgte ein mannigfacher Hausrat. Die Ehrenmägde trugen die Kunkel mit angelegtem Flachs und den schön gezierten Brautbesen, einfache Sinnbilder von Fleiß und Ordnung fürs künftige Hauswesen. —

Mannigfacher Volksglauben umwebte den Brautstand! Schauerlich mutet die alte Mär an, daß Mädchen, die als Bräute sterben, am Kreuzwege so lange

tanzen müssen, bis der Bräutigam ihnen nachgestorben ist. Aber es gibt auch lieblichere Bilder. Wenn um ein Haus die Schwalben fliegen, so wird bald ein Mädchen darin Braut, denn über jeder Braut, sie mag sein, wo sie will, fliegen die Schwalben. Ein Mädchen, dem beim Nähen eines Kleides viele Nähnadeln zerspringen, wird Braut, noch ehe das Kleid abgetragen ist. Auch wird ein junges Mädchen, das Brautjungfer ist, binnen Jahresfrist ebenfalls Braut.

Um die altgermanische Göttin Freya, die Schirmerin der Ehe, günstig zu stimmen, muß nach altem Glauben die Braut zu den Katzen freundlich sein und sie gut füttern, denn sie waren der Freya heilig. —

Allerlei Vorschriften knüpften sich an die Vorbereitungen zur Hochzeit. Beim Nähen des Brauthembes darf die Braut nicht eher aufhören, als bis es fertig ist, sonst stirbt sie beim ersten Kinde. Dem Bräutigam ist jeder Blick in das Zimmer, in dem der Brautstaat angefertigt wird, streng verwehrt. Auch darf sich ihm die Braut nicht vor der Zeit im Brautstaate zeigen, sonst gibt es eine unglückliche Ehe! Sturmwetter bei der Brautwäsche bedeutet Unfrieden in der Ehe.

Noch einige Sprüchwörter seien erwähnt: „Langer Brautstand — kurzes Eheglück" oder „Aus einem langen Brautstand wird kein Ehestand". Und zum Schluß noch zwei Sprüche aus der uralten Sittenlehre der Edda, die für die „Bräutigämmer" schon vor tausend Jahren galten und noch heute zu Recht bestehen:

„Verlachen soll einer den anderen nimmer,
Was manchen Mann betrifft;
Zu törichten Menschen macht selbst Kluge
Der Minne gewaltige Macht."

Und:

„Um Liebe soll verlachen kein Mann
Einen anderen je;
Oft trifft den Klugen, was den Toren verschont,
Der Reiz lieblichen Leibes."

Von der Frauen Treue und Liebe erzählt uns die Gudrun, von der Frauen Liebe und Haß das Nibelungenlied, unserer Frauen Schönheit und Tugend künden die Minnesänger. Herr Walter von der Vogelweide hat für alle Zeiten recht behalten: „Viel' Lande habe ich gesehen und mich wohl in ihnen umgeschaut, aber deutscher Frauen Zucht und Liebe gehet allen vor."

S.A. und S.S. bei den 2000 Kilometern

Eine Nachlese zur großen Deutschlandfahrt

Ein überragender Sieg, wie ihn das S.A.- und S.S.-Team in der Drei-Tage-Fahrt im Harz auf Mercedes erringen konnte, wurde in der 2000-Kilometer-Fahrt von der Motorstaffel der 1. S.S.-Standarte München durch das NSU-Motorrad-Team herausgefahren.

Diesmal erreichten H. Weith, H. Greidere: und F. Berchthold geschlossen das Ziel Baden-Baden.

Allgemein wurde es bedauert, daß die beiden Wagen-Teams nicht vom gleichen Erfolg begleitet waren, wie bei ihrem Debut im Harz. Die Fahrer Emminger, Leins und Rohrbach der S.A.-Gruppe Südwest-Zuffenhausen sowie das S.S.-Team mit dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, Sturmhauptführer Brack und dem bekannten Sportsmann Fritz Hedderich am Steuer, waren nach unermüdlichen Vorbereitungen siegessicher an den Start gegangen.

Rohrbach, der zuerst ausscheiden mußte, sprengte durch sein „sauer werden", wie der schöne Fachausdruck heißt, das S.A.-Team, und ließ Leins und Emminger den unbestrittenen Sieg. Emminger erzählte nach seiner Ankunft, daß er seinen vorgeschriebenen Durchschnitt gut gehalten hatte, bis ihn in Altenahr ein hinter ihm, mit fürchterlichem Krach stürzender Wagen erschreckte.

Sein Beifahrer drehte sich um und erkannte, daß sich der Wagen 56 derart überschlagen hatte, daß er Emminger zurief: „Das war Brack — von den beiden lebt niemand mehr!"

Emminger verlor mehr als 35 Minuten Zeit, so nervös war er durch den miterlebten Unfall geworden, und mußte schwer draufdrücken, um aufzuholen, konnte aber, wie Leins, rechtzeitig durchs Ziel gehen.

Brack, der auch in Baden-Baden bereits von einigen tödlich verunglückt gesagt wurde, war von Anfang der Fahrt an durch starke Unpäßlichkeit seines Beifahrers Schmiedel ernstlich behindert worden. Schmiedel mußte sich schon in Nürnberg kurz in ärztliche Behandlung begeben und konnte, halb ohnmächtig, nur als Ballast im Wagen unbarmherzig mitgeschleppt werden, so daß Brack vorerst ohne Fahrerwechsel am Steuer geblieben war.

Als sich das Befinden von Schmiedel zu bessern schien, hatte er das Steuer übernommen, in einer Kurve bei Altenahr überschlug sich das Fahrzeug in vollem Tempo und begrub die beiden Insassen unter sich.

Als die Strecken-S.A. den Wagen hob, waren beide Fahrer bewußtlos, Brack über 15 Minuten.

Der an der Strecke anwesende Arzt konstatierte bei Brack eine leichte Gehirnerschütterung, Kapselriß des rechten Schultergelenkes und Hautabschürfungen, während Schmiedel an den Händen blutete. Der Arzt verbot den Konkurrenten die Weiterfahrt, dessen ungeachtet versuchte Brack, seinen Wagen wieder in Gang zu bringen.

Bei diesem schweren Sturz bewährte sich die Zuverlässigkeit deutscher Arbeit der Daimler-Benz-Werke; der Mercedes, äußerlich stark beschädigt, war maschinell völlig intakt geblieben.

Dank der bewundernswerten Energie von Brack kam der Wagen, mit einer Hand gesteuert, noch in der vorgeschriebenen Sollzeit ans Ziel! Die Leistung ist um so höher zu bewerten, als Brack durch den Sturz viel Zeit verloren hatte und unter heftigsten Schmerzen noch 400 Kilometer fahren mußte; sein Beifahrer schaltete für ihn!

Besonderes Pech hatte der dritte Wagen des S.S.-Teams: Hedderich und Ollendorff, beide als Rennfahrer ganz besonders mit dem Nürburg-Ring vertraut, strandeten ausgerechnet bei der Einfahrt auf den Ring an einem Richtungsbetonpfahl.

Verletzt, mußten sie ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen, ließen es sich aber doch nicht nehmen, am Sonntagabend, stark verpflastert, in Baden-Baden zu erscheinen.

Als besonderes Plus der Motorstaffel der 1. S.S.-Standarte brachte der S.S.-Mann Karl Freiherr von Michel, Tüßling, seinen Mercedes-S.S.K. als einzigen Wagen der großen Klasse zum Ziel.

RÄTSEL

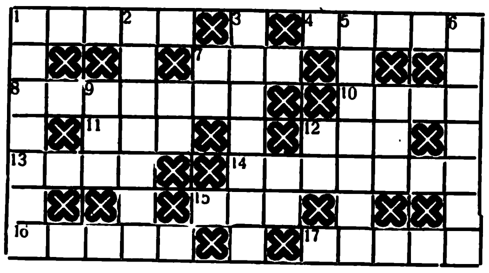
Gegensatzrätsel

Von folgenden Wörtern sind solche mit gegensätzlicher Bedeutung zu suchen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben die Geburtsstätte des Nationalsozialismus.

Rand, oben, Himmel, immer, Solo, nieder, heiter, alt.

Kreuzworträtsel

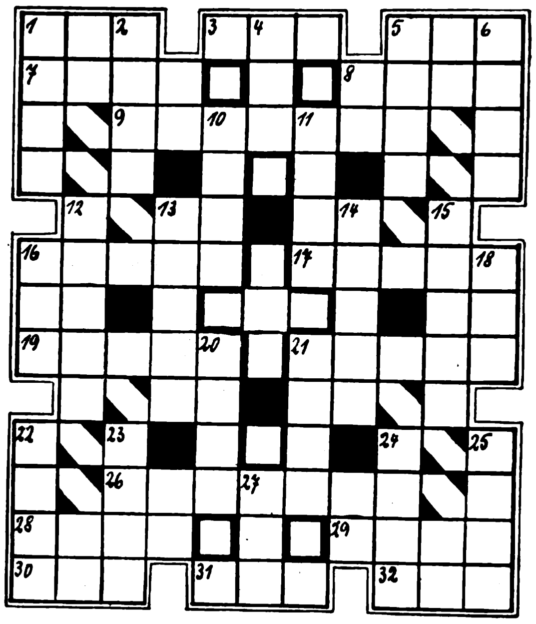
Waagrecht. 1. schreien, 4. jugoslawische Stadt, 7. Fragewort, 8. Sänger, 10. männl. Vorname, 11. geistlicher Vorstand, 12. Kanton der Schweiz, 13. Fluß in Asien, 14. Unmoral, 15. spanische Königin, 16. Pest, 17. landwirtschaftlich.



Senkrecht: 1. Pflanzenschädling, 2. Gefahr bei Tauwetter, 3. Hilfe in der Not, 5. deutscher Staatsmann, 6. holländische Anrede, 9. Haustier. (ch = ein Buchstabe.)

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Wild, 3. deutscher Kurort, 5. Fürwort, 7. biblische Gestalt, 8. Nadelbaum, 9. europäische Halbinsel, 16. Wurfschlinge, 17. Schlachtort aus dem Kriege 1870/71, 19. Wirtschaftsgerät, 21. religiöse Handlung, 26. europäischer Staat, 28. Gebetsschluß, 29. männlicher Vorname, 30. Erholungsaufenthalt, 31. Senkblei, 32. westdeutscher Fluß.



Senkrecht: 1. pommerscher Küstenfluß, 2. Eile, 4. Insel im Irischen Meer, 5. Zeichen, 6. Turngerät, 10. im Jahr, 11. Luftkurort in Tirol, 12. Stoffart, 13. europäisches Volk, 14. Niederschlag, 15. Schneiderwerkzeug, 16. norwegischer Schriftsteller, 18. französische Verneinung, 20. päpstlicher Gerichtshof, 21. Kinderspeise, 22. Stütze, 23. Schilfrohr, 24. Schwimmvogel, 25. Gedichtart, 27. Papstname.

Rösselsprung

			ha					ju			
		grös	und	li	ken	loht	ken.	er	und		
	el	not	grös	se	ha	herr	kreuz	chen	beind	lich	
jun	te	kraft	te	rot	che	kreuz	blös	dein	fei	schwarz	wiq
ge	und	ge	al	se	dies	weiss	zei	stös	fan	haupt	rot
	und	jun	a	nach	und	ss	kling	ent	weis	ren	
		schwarz	kraft	wo	nak	hell	schwarz	fa	se		
			ker					es			

Wunsch

Häng an ein seltnes Tier
des Sommerwaldes Zier
Und geh vergnügt ins Ganze!

B.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a äh de ei er ge ha land now nu nung ra rech ren sa son tar wil sind acht Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren Endbuchstaben in umgekehrter Richtung gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Planet, 2. kaufmänn. Begriff, 3. afrikan. Wüste, 4. Stadt in Polen, 5. amerik. Staatsmann, 6. Feldfrüchte, 7. ital. Stadt, 8. Insel.

1 .... 5 ....
2 .... 6 ....
3 .... 7 ....
4 .... 8 ....

Telegrammrätsel

. . — — . — — — — Echo
— — . — . Hauptstadt von Litauen
— . . . — Nebenfluß der Donau
— . — — — . . — Märchendichter
— — . — — — . Wagnergestalt
. . . — — — — Fabeltier
— — . . — — . — — preußischer Feldherr aus der Zeit der Befreiungskriege
— — — — . . weiblicher Vorname
. . . . — — — — — — soziale Einrichtung
— . . — — — — — . Fremdwort für Entwicklung
. . . — — — Stadt in Flandern
— — . . — — — . — — Kissenfüllung

Punkte und Striche sind durch Buchstaben zu ersetzen, die auf die Punkte entfallenden Buchstaben ergeben, im Zusammenhang gelesen, ein Zitat aus Schillers „Tell".

B.

Wandlung

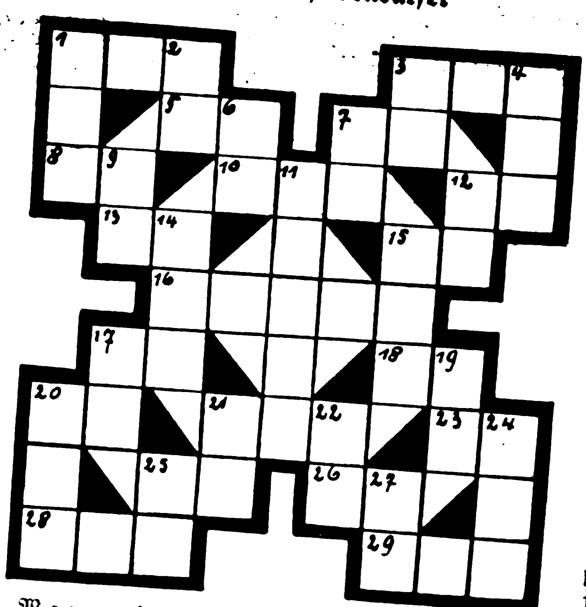
Heut werfen an den Schädel
Vergnügt sich Bub und Mädel
den bunten —.
Zum Löwen wird der Willy,
Als Königin strahlt Lilly
nach Jahren auf dem —.

B.

Getrennt und verbunden

Es sank das Eins von trutziger Höhe
In Schmach und Staub.
Die stolze Zwei ward uns zerfetzt
In frechem Raub.
Nun trägt ein starker Mann das Eins
dem Glücke zu.
Treu schützt Eins-Zwei (mit „s" vereint)
Für Eins die Ruh!

Kreuzwortsilbenrätsel



Waagrecht: 1. Mädchenname, 3. Tageszeit, 5. Blume, 7. Wochentag, 8. Amtstracht, 10. bekanntes Bad in München, 12. Schlangenart, 13. Erntegerät, 15. kaufmännischer Ausdruck, 16. altchristlicher Mädchenname, 17. lotrechter Punkt, 18. Schneiderwerkzeug, 20. fremdländischer Ausdruck, 21. Insektenwohnung, 23. Abkürzung von „High life", 25. Kuchenart, 26. Landmann, 28. Arzneivorschrift, 29. italienischer Männername.

Senkrecht: 1. afrikanischer Volksstamm, 2. römischer Kaiser, 3. Tageszeit, 4. Mann, der beim Tag schlafen muß, 6. Schlachtort in Frankreich, 7. kostenloses Wasservergnügen, 9. Haushaltgegenstand, 11. asiatisches Wandervolk, 12. Männername, 14. Sprengstoff, 15. römische Göttin, 17. Rinderart, 19. indische Stadt, 20. indischer Gelehrter, 21. Kleidungsstück, 22. Vorgang bei Vögeln zur Brutzeit, 24. Textdichtung bei Theaterstücken, 25. Quälerei, 27. Nachfolgebesitzer eines Vermögens.

Rätsellösungen aus Folge 31

Spiralrätsel: 1. Nil, 2. Leo, 3. Onkel, 4. Kelch, 5. Elch, 6. Chöre, 7. Öre, 8. Epp, 9. Palme, 10. Meter, 11. Terni, 12. Niere, 13. Ei, 14. Reger, 15. Eger, 16. Ger, 17. Renke, 18. Enkel, 19. Lauge, 20. Auge, 21. Ebbe, 22. Beet, 23. Eta, 24. Tal, 25. Leid, 26. Idee, 27. Ebro, 28. Orb, 29. Bar, 30. Rad = Siebert, Goering, Neurath, Göbbels. — **Wabenrätsel:** 1. Medina, 2. Lawine, 3. Ulrich, 4. Morgan, 5. Wagram, 6. Raguhn, 7. Robben, 8. Barmen, 9. Kolmar. — **Zackenrätsel:** 1. Klagges, 2. Berlin, 3 Knebel. 4. Reseda, 5. Sirius, 6. Mantel, 7. Kralle, 8. Helene, 9. Glogau, 10. Nessel, 11. Specht, 12. Rechen, 13. Palmin, 14. Armada, 15. Ganges, 16. Schere, 17. Natter, 18. Masern, 19. Smyrna = Albert Leo Schlageter. — **Silbenrätsel:** 1. Dewet, 2. Iserlohn, 3. Eckermann, 4. Rienzi, 5. Erhebung, 6. Volksschule, 7. Oheimb, 8. Langenargen, 9. Ugogo, 10 Torricelli, 11. Insekt, 12. Ornbau, 13. Nachtigall, 14 Isonzo, 15. Stativ, 16. Zentrifuge, 17. Ulme, 18. Epoli, 19. Nagelbrand, 20. Dante = „Die Revolution ist zu Ende, die Evolution beginnt." — **Geographisches Silbenrätsel:** 1. Dresden, 2. Eisleben, 3. Riesengebirge, 4. Greifswald, 5. Erlangen, 6. Istrien, 7. Stillach, 8 Tessin, 9. Detmold, 10. Erding, 11. Rheinfall, 12. Uruguay, 13. Nottingham, 14. Saßnitz, 15. Aachen, 16. Lille, 17. Lugano, 18. Einöde, 19. Bodenmais = Der Geist, der uns alle beseelt, ist Deutschland. — **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. pro, 3. Liese, 5. Tor, 6. Kuh, 8. Sohn, 9. Ares, 11. Aetna, 12. Raupe, 14. Eller, 18 Kanne, 21. Eile, 22. Odin, 23. Din, 24. Hel, 25 Stall, 26. Ehe. Senkrecht: 1. Pirna, 2. Oskar, 3. Lohn, 4. Eura, 5. tot, 7. Heu, 8. Seele, 10. Spann, 11. Ate, 13. Ewe, 15. Lid, 16. Elis, 17. Rente, 18. Kohle, 19. Abel, 20. Nil. — **Diagonal-Silbenrätsel:** 1. Spanien, 2. Achental, 3. Seher, 4. Syrius, 5. Nestle, 6 Innenleben, 7. Träumerei, 8. Zigarettenraucher = Saßnitz, Schiller. — **Vers „Aktuell":** Ost, Mark, Ostmark.

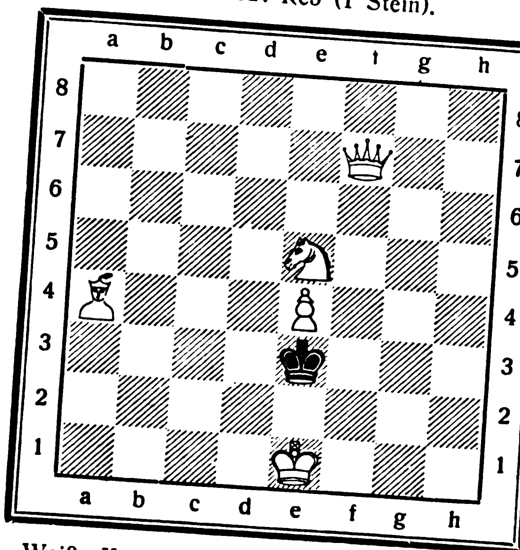
Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von Pg. Prof. Köbele, Freiburg i. B.
Schwarz: Ke3 (1 Stein).



Weiß: Ke1, Df7, Se5, La4, Be4 (5 Steine).
Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt. Eine ebenso leichte, wie hübsche Kleinaufgabe.

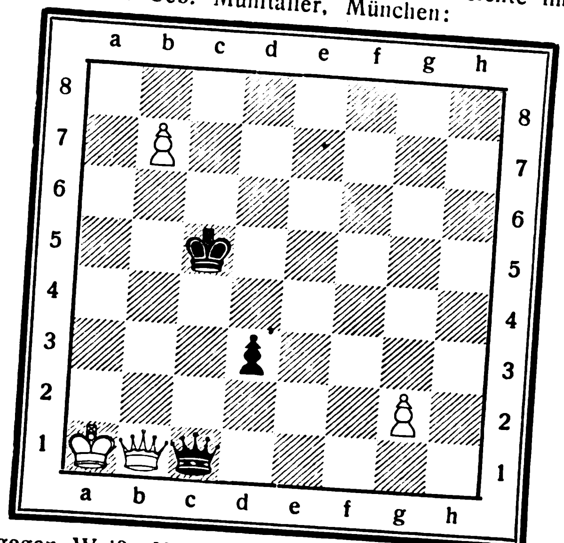
*

Aufgabelösung aus Folge 28. Dreizüger von C. Klett, Odenkirchen. Kh5, Tc1, Lc7, Sb4, Sd4, Bb3, c6, d3 (8). Kc5, Bb6, c2, c3, d6 (5). 1. Kh5—g5, K×Sb oder Sd4; 2. L×b oder d6†, Ka oder e5; 3. Ta oder e1 matt.

Richtig gelöst: Geheimrat Canitz, Berlin-Grunewald; Helmut Kliking, Güstrow; Lgrang, Herbote, Südlohn; Pfarrer Klein, Setzingen; Fritz Büttner, Fürth.

Endkämpfe mit vier Damen

Folgenden lehrreichen Endkampf erreichte mit Schwarz: Seb. Mühltaller, München:



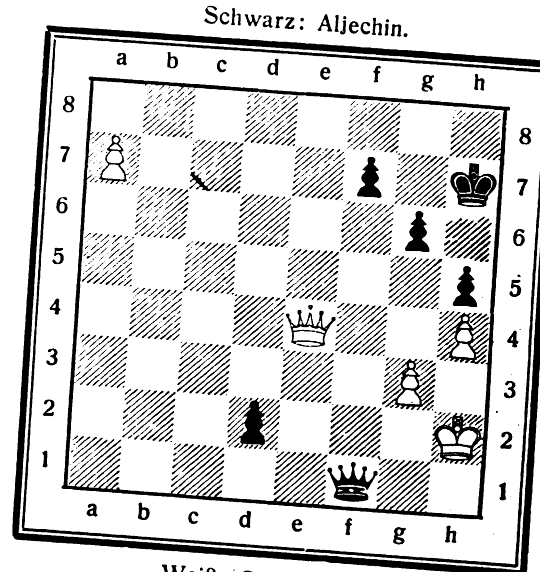
gegen Weiß: M. Hailer, München.

Schwarz am Zuge spielte d3—d2; Weiß holte sich mit b7—b8 eine neue Dame. Nun kommt es zu einem sehr hübschen Endkampf der vier Damen. Schwarz kündigte Matt in vier Zügen an! Wodurch?

Lösung: Durch Dc1—a3†; Db1—a2 d2—d1D†; Db8—b1 Dd1—d4†; Db1—b2 Dd4×Db2 matt.

Vorhergehender Vier-Damen-Endkampf erinnert uns an die 11. Partie des Wettkampfes um die Weltmeisterschaft.

Schwarz: Aljechin.



Weiß: Capablanca.

In dieser Stellung zog Schwarz d2—d1D. Weiß holte sich ebenfalls mit a7—a8 eine Dame, worauf Aljechin den Weltmeister Capablanca in drei Zügen matt setzte! Wodurch?

Lösung: Durch Df1—g1†; Kh2—h3 Dd1—f1†; De4—g2 Dg1—h1 Matt!

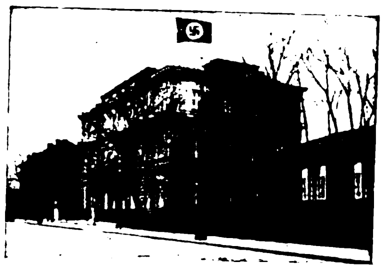
SCHACH-ANEKDOTEN

In einem Turnier brütete der deutsche Altmeister Louis Paulsen, der ein leicht zu gewinnendes Spiel hatte, so über seinen Zug, daß er ganz auf seine Kontrolluhr vergaß und durch Zeitüberschreitung verlor. Der englische Meister Blackburne, damals am Beginn seiner Schachlaufbahn, sah sehr interessiert zu, denn ein Gewinn seines Freundes gegen Paulsen war für seinen eigenen Turnierstand wertvoll. Als er Paulsen fragte, warum er denn nicht rechtzeitig gezogen habe, antwortete dieser: „Ich habe gerade nachgedacht, was ich morgen in der nächsten Partie gegen Sie spielen solle." Blackburne bemerkte bei dieser Gelegenheit ein unverkennbares Blinzeln in Paulsens Augen, der selten gelächelt hatte.

*

Blackburne wurde dem deutschen Meister Louis Paulsen beigegeben, um ihm die Sehenswürdigkeiten der Stadt Manchester zu zeigen. Aber Paulsen war in seine Gedanken so vertieft, daß sein Führer nie wußte, ob er wirklich sich dafür interessiere oder träume.

Besucht München!



Alle Auskünfte durch den Verkehrsverband München-Südbayern, Hauptbahnhof, Nordbau

Deutscher Hotel-Anzeiger

Bayerische Zugspitzbahn



[6-6]

Zahnradbahn v. Garmisch-Partenkirchen über Badersee und Eibsee nach Hotel Schneefernerhaus, 2650 m u. bis auf d. Gipfel der Zugspitze 2966 m

[5-4] **Wendelsteinbahn**

Brannenburg (Strecke München—Kufstein) Zahnradbahn auf den Wendelstein (1840 m) Großartige Rundsicht

[13-6] **Frankfurt a. Main, Hospiz Schweizerhof** am Hpth. rechts. Neuzeitl. einger. Z. m. Frühst. u. Bedienung von RM. 4.50 an

[13-9] **Frankfurt a. Main, Hotel Kölner Hof** Das älteste deutsche Haus für alle Ansprüche. Bes.: Pg. Hermann Laass

Bansin

das deutsche Ostseebad. Erneuter Preisabbau. Gute Autostraße über Prenzlau — Pasewalk — Neue Usedomer Bäderbrücke. [13-12]

Schlangenbad im Taunus. Hotel staatliches Kurhaus Pension ab RM. 8.—. Inh.: Aug. Enders. [6-6]

Ostseebad

Brunshaupten i. Meckl.

erwartet Sie. Es bietet Erholung, Heilung, Abwechslung. Lesen Sie unseren Prospekt, er wird Sie überzeugen. [13-11]

Verlangt überall den „Illustrierten Beobachter"

[18-15] **Berchtesgaden, Hotel Bellevue** Zimmer ab M. 2.50, mit Verpflegung M. 7.50, Einzelboxen

[6-6] **Königssee i. Obb.** Parteigenossen! Besucht am herrl. Königssee b. Berchtesgaden das „Hotel Königssee". Zimm. ab M. 1.50, Pens. ab M. 5.50, fl. w. u. k. W., Gar. Bes. Pg. J. Größwang.

Obersalzberg b. Berchtesgaden 1000 m. Alpengasthof z. Türken. Die anerkannte Gaststätte. Bes. Pg. Karl Schuster. [6-6] Ebenfalls: Purtschellerhaus a. Hohen Göll.

Frankfurt a. Main, Hospiz Baseler Hof, [13-2] Telegr. Baslhospiz.

DIE BRENNESSEL

Zentralverlag der N.S.D.A.P., Frz. Eher Nachf. G. m. b. H München 2 NO

DEUTSCHE VOLKSGENOSSEN!

Lest alle die Brennessel! Sie ist nicht nur in Deutschland die größte sondern auch die beste politisch-satirische Wochenschrift. Von bedeutenden deutschen Schriftstellern und Dichtern verfaßt und reich mit Bildern und Karikaturen erster Künstler in Zweifarbendruck ausgestattet, wird sie jedem Leser durch ihren scharfen Witz und wahrhaft goldenen Humor zu einer unerschöpflichen Quelle der Freude. Bestellt daher ohne Zögern bei der Post od. bei einem deutsch. Buchhändler **„DIE BRENNESSEL"** zum monatl. Bezugspr. v. RM. 1.06 bei freier Zustellung ins Haus.

[3-3] **BAD AIBLING**

Gast- und Weinhaus Lindner Marktplatz. Die führende gute Küche. Fremdenzimmer. Garage. Eigene Schlächterei.

Conditorei und Café *Pg. Bierling*

Kurhaus Wittelsbach Bevorzugtes Haus a. Platze. Herrl. im Park. Bad. Sonnenbäder. Zentralheizung. Fl. w. u. k. Wasser. Garagen. Zeitgem. Preise. Tel. 41

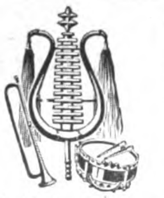
Kurhotel Theresienbad am Bahnhof. Zentralheizung, Garagen, zeitgem. Preise. Vors. Vorzugspreis. Moderne Badeanstalt. Tel. 18. Bes. Jak. Sedlmeiers Wwe.

ADOLF HITLER · MEIN KAMPF



Das ist meine Quelle, denn hier bekommen Sie mehr Ware und sparen trotzdem einen Haufen Geld. Befolgen Sie darum meinen ehrlich. Rat: „Schreiben Sie noch heute und verlangen Sie völlig umsonst und portofrei 240 Wollproben 260 Stoffproben ein kostenloses Jahresabonnement der Neuesten Quelle Nachricht. vom rein christlichen [L-22 Versandhaus **Quelle** 6 M B H Fürth i. Bay. Nr 34

Stottern u. a. nervöse Hemmungen nur Angst. Auskunft frei. O. Hausdörfer, Breslau 16Z [13-2



Musik-Instrumente für Standartenkapellen und Spielmannszüge liefert preiswert auch gegen bequeme Teilz. **Joh. Gottfr. Dunger** Erlbach (Vgtl.) Nr. 39 Reparaturen schnell, gut und billig. [L-6]



Was, deine „Alte" ist fort?! Jawohl, sie ist weg; die Kamera natürlich. — Photo-Porst hat sie beim Kauf der neuen in Zahlg. genommen. Der Rest wird in bequemen Raten bezahlt. Der 320 Seiten starke Porst-Photo-Helfer J 29 gibt Ihnen Aufschluß in allen Photofragen. Sie erhalt. ihn kostenlos von Der Welt größt. Photospezialhaus [26-21] **PHOTO Porst** Nürnberg-A 229

Magen- und Darm-Störungen. Altbewährtes, ärztlich glänzend begutacht. Naturmittel. Kein Tee, keine Arznei. Kostenl. Brosch. Nr. 20 durch Kloster Chorin-Offizin, Chorin (Mark) [52-12]

Repetier-Pistolen!



Waffenscheinfrei mehrschüss. 6 mm M. 3.30 7 schüssg. M. 5.90 10 schüssig M. 7.40 J. Ortmann, Nürnberg 4/51 [L-45

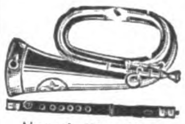
XXXXXXXXXXX

EISU Stahl-Holz-**Betten** Schlafzim. Polst. Stahlmatr. an Jeden, Teilz. Kat. fr. Eisenmöbelfabrik Suhl/Th. [L-13]

Kauft nicht bei Juden!

Grauer Star ohne Operation heilbar Dr. Kuschels Institut für Reform-Medizin, Hagen i. W. 204 Auskunft kostenlos! [L-10]

Flechten-kranke wenden sich vertrauensvoll an das Labor. Vogt, Heidelberg-Rohrbach C 2. Brosch. frei. [3-2]

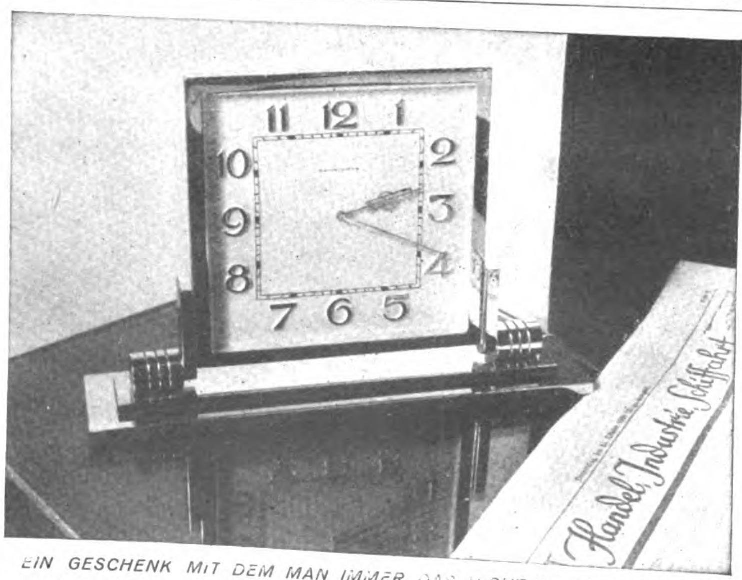


Vorschriftsmäßige **Instrumente** für S.-Z. u. M.-Z sowie Trommeln, Schwalbennester usw. billigst zu günstigen Zahlungsbedingungen. **C. A. Wunderlich** gegr. 1854 **Siebenbrunn** (Vogtland) Nr. 27 [L-27



Herren-, Damenarmbanduhr echt Silber 800/gest. od. Walzgolddoublé (Goldauflage) 5 Jahre Garantie nur **Mark 14.50.** Zahlung auf Wunsch 4 Raten. Barzahlung 10% Rabatt. Bei Nichtgefallen Rücknahme innerhalb 8 Tage. Neuester Katalog 1933 gratis. **E. Kyris, Pforzheim B 5** Einziges durch Fachmann (gepr. Uhrmachermeister) geleitet. Unternehmen Deutschlands [26-3]

Unsere deutschen Inserenten wollen verkaufen. Deshalb inserieren sie ja im „Ill. Beob." Je mehr sie verkaufen, desto mehr inserieren sie auch. Wächst so der Anzeigenteil d. „J. B.", dann müssen wir automatisch auch den Textteil des „J. B." vergrößern. Es ist also zweimal Euer Vorteil, wenn Ihr die Inserenten des „J. B." bei Euren Einkäufen bevorzugt!



EIN GESCHENK MIT DEM MAN IMMER DAS RICHTIGE TRIFFT: EINE

K I E N Z L E C R O M E T A

KIENZLE CROMETA-UHREN FÜR SCHREIBTISCH, NACHTTISCH UND REISE IN JEDEM UHREN-FACHGESCHÄFT SCHON VON 10 MARK AN.



Kritische Tage gibt's nicht mehr! weil der dumpfe Druck im Kopf und die Leib- und Rückenschmerzen schnell durch Melabon beseitigt werden können. Auch Sie sollten Melabon immer bei sich haben. Kleine Packung 93 Pfennig in Apoth. Besorgen Sie sich gleich das unschädliche: [26-3] **melabon**

Über 600000 im Gebrauch **Haarfärbekamm** (ges. gesch. Marke „Hoffera") färbt graues od. rotes Haar echt blond, braun od. schwarz. Völlig unschädl., jahrelang brauchbar. Diskrete Zusendg. im Brief. Stück Mark 3.-, 5.- u. 6.- (Henna)



[26-7] **Pg. F. Hoffers** Kosmetisches Laboratorium Berlin-Karlshorst 33

GRAUE HAARE erhalt. Naturfarbe durch einfaches Mittel. Keine Farbe. Näh. kostenlos. Frau A. Müller, München G. 222, Alpenrosenstr. 2 [26-9]

Musikinstrumente bis zu 40% billiger bei Wolf & Co., Klingenthal i. Sa. Nr. 562 Groß. Katalog umsonst [26-3]

STOTTERN ist nervöser Druck. Befreie dich selbst. A. frei. **A. Gräser, Gotha** Ludendorffstraße 21 [1-1]

[13-4] **Graue Haare** erhalt. Naturfarbe dch. einf. Mittel. Keine Farbe, keine Nachn. Näheres kostenl. Fr. M. Seufert, München 7, Wörthstr. 3/0

Bis 25 Prozent Provision. Erstes Tuchhaus sucht vertrauensw. Vertreter. Gute Beziehungen zu seriöser Privatkundschaft Bedingg. Erstkl. Qualitäten in Herren- u. Damenstoff. Niedrige Preise, lang. Ziel. Angebote u. B. N. J. 4983 an Ala-Berlin W 35 [1-1]

Zuckerkranke Wie man den Zucker beseitigt, wieder arbeitsfreudig u. lebensfroh werden kann, auch ohne lästige Diät, zeigt Ihnen Schrift Nr. 3 geg. Eins. v. 20 Pfg. über neue Wege der Behandlung, m. begeisterten Anerkennungen des In- u. Auslandes üb. überraschende Erfolge ohne Diät. **Chem. Fabrik Lutégia, G.m.b.H., Kassel 3.** [52-25]

[L-8] **Fahnen Hoffmann** GRÖSSTE SPEZIAL-FAHNENFABRIK BERLIN SW 68, HEDEMANNSTR. 26

KARTONIERTE AUSGABE 2 BÄNDE JE RM 2.85

Glossen der Woche



Epigramm

(Zu nebenstehendem Bild)

Nach Westen ist der Blick gerichtet,
wo Mariannes Zaster winkt;
kaum hat den Beutel er gesichtet,
katzbuckelnd er zur Erde sinkt.

Jedoch in selbiger Minute
rast er im Innern wie ein Leu,
schwingt er als Gernegroß die Knute
und quält, was Deutschland brudertreu.

Die Folgerung liegt hier nicht ferne:
Nach oben klein, nach unten groß
wie der bekannte subalterne,
despotenhafte Trauerkloß



„Sie, bitt' schön, Herr S.A.-Mann, hat's da net grad zwölf g'schlag'n?"
„Grad'? Schon seit dem 30. Januar!"



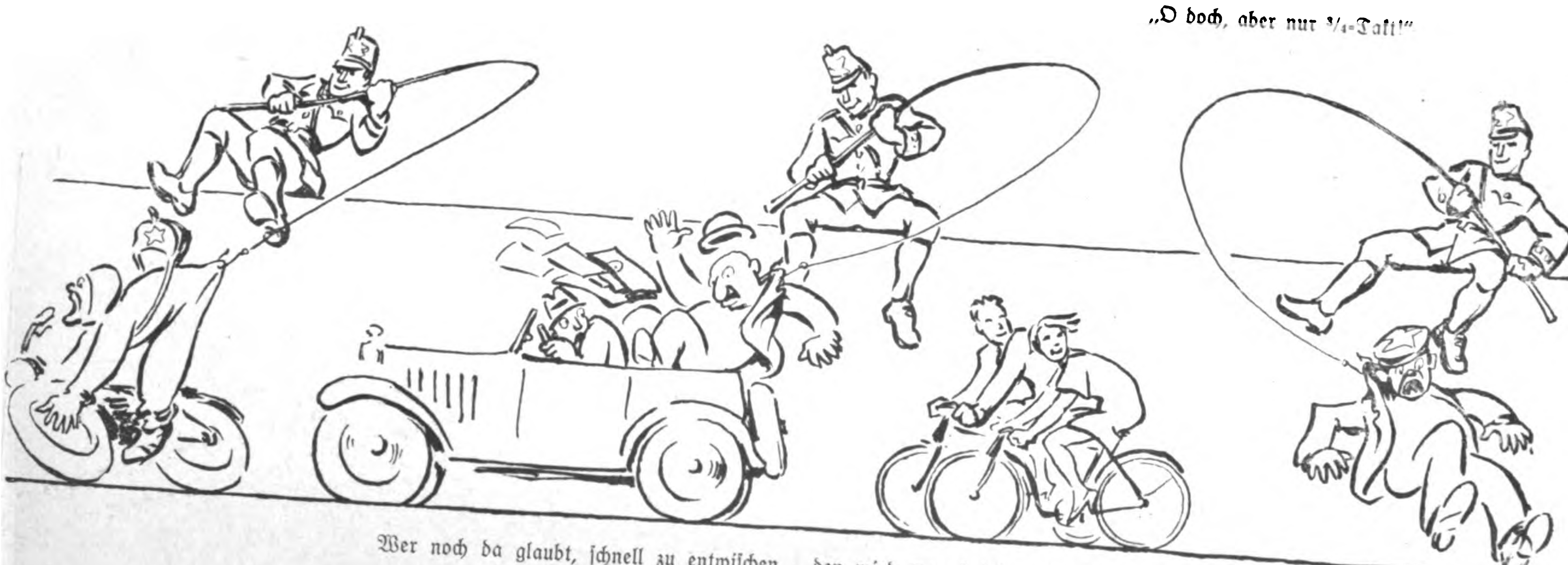
„Warten S' no an Augenblick, Herr Tourist, glei rett i Eahna, — — reißen S' mir bloß derwei koane Edelweiß 'raus!"



„Sie miserabler Fahrer, Sie! Am nächsten Ersten sind Sie entlassen!"



„Gnädiges Fräulein, wie alt sind Sie eigentlich?"
„Pfui, mein Herr, Sie haben überhaupt keinen Takt!"
„O doch, aber nur ¾-Takt!"

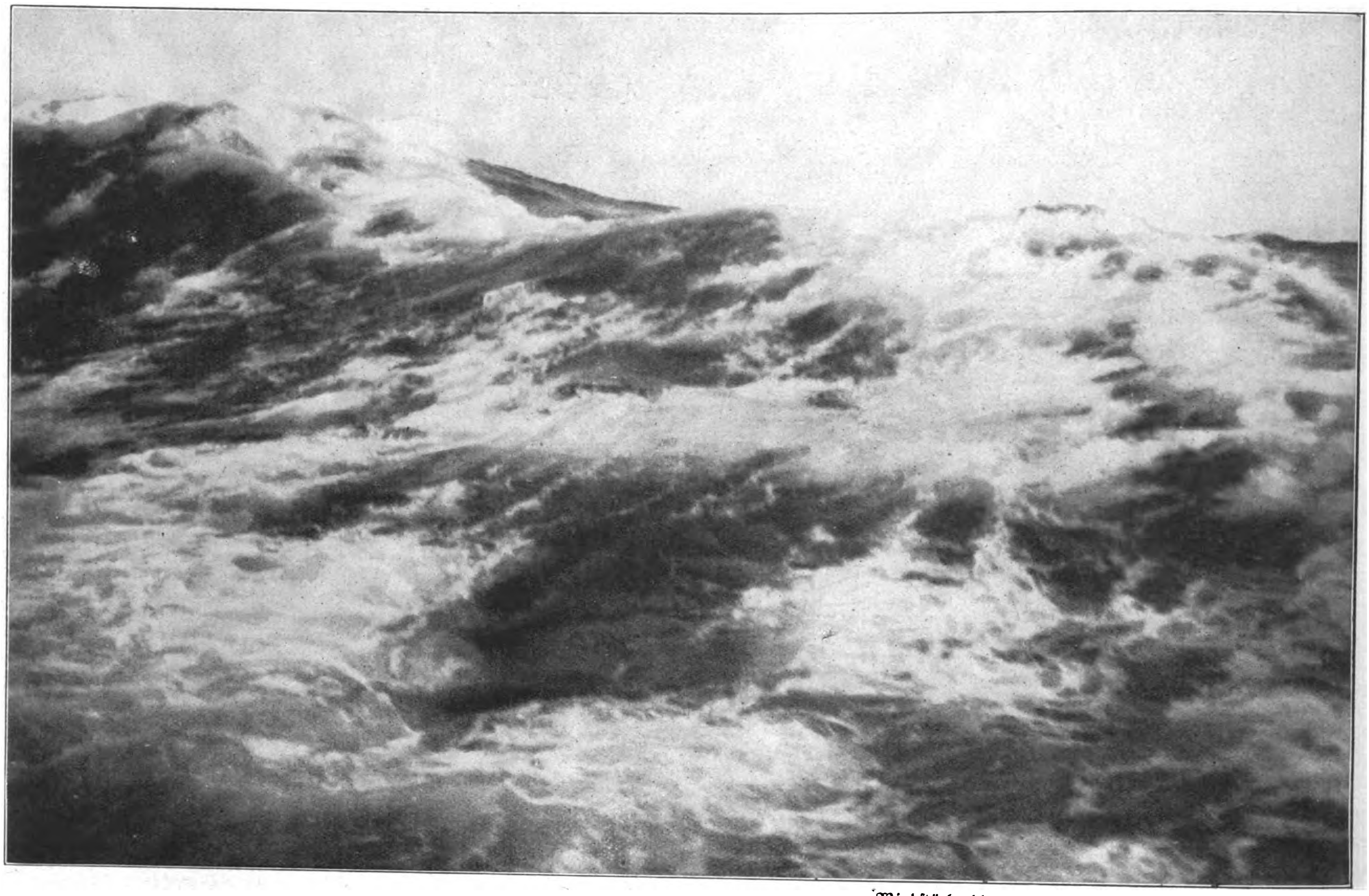


Wer noch da glaubt, schnell zu entwischen, den wird man bei der Razzia fischen!

Verlag: Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11-17, Fernsprecher: 20647 u. 22131. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post und durch jede Buchhandlung monatlich 86 Pfennig, durch Umschlag M. 1.45. Versand ins Ausland durch Umschlag monatlich M. 1.45, für Länder mit ermäßigtem Porto M 1.25. Postscheckkonto München 11346, Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern, Postscheck III 7205. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank, Filiale Kaufingerstraße. / Der „Illustrierte Beobachter" erscheint wöchentlich am Samstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39 II, Fernruf: 20755 und 20801. Hauptschriftleitung und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dietrich Loder, München, Berliner Schriftleitung Dr. Hans Diebow; verantwortlich für Anzeigen: Erwin Finkenzeller, München. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. / Österreich: Für den Inhalt verantwortlich Eduard Steinaglinger; Auslieferungsstelle N. S. P.-Verlag, beide in Linz a. d. D., Langgasse 4/I. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Aufforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Adressenvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Organisationsleben muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.

(A B C D E F)

Diese Ausgabe darf in Lesezirkeln nicht geführt werden



Windstärke 11. Phot. Schnarke



Windstärke 8.

Grobe SEE!

Am trüben, grauen Himmel jagen zerrissene Wolkenfetzen dahin — türmen sich die drohenden, rauchähnlichen Ballen und Flocken zu schnell dahinsegelnden, ausgezackten Gebilden... Immer tiefer sinkt das Barometer, immer unruhiger wird die grünlich-graue See — kein Zweifel, ein Weststurm ist im Anzuge — —

Mittlerweile ist der stürmische Wind auf Südwest gegangen und bläst bereits mit „Windstärke 8" — übersetzt heißt das für den Laien: es herrscht „leichter Sturm". Das Schiff stampft gegen die immer höher gehende See an, und tief bohrt sich sein Bug in die Wellentäler, um gleich darauf auf den Kamm einer schäumend heranrollenden Woge aufzusteigen. Immer mehr schwillt der Sturm an — gemessen ist bereits „Windstärke 9". Alles an Deck ist festgegurtet, und alle Luken sind geschlossen, von Fahrt im Schiff ist trotz voller Maschinenkraft kaum noch etwas zu bemerken, rollt doch die schwere See ihr gerade entgegengesetzt. — G. S.



Schwerer Spritzer von Steuerbord.

Ein Federstrich schafft Arbeit!



Die Streichung der Autosteuer
hat unverzüglich Leben in die lahmliegende Produktion gebracht.
Gleich Ameisen krabbeln hier Menschen an der werdenden Karosserie herum, die unaufhörlich auf laufendem Bande vorwärtsgleitet.

Fotos: Hans Hahn



Start in die Steuerfreiheit
Wieder verläßt eine Reihe fertiggestellter Kraftwagen das Fabriktor.

In den letzten Jahren litt die Kraftwagen-Wirtschaft schwer unter gewaltigen Steuerlasten. — Die Industrie mußte ihre Produktion arg einschränken, da der Absatz stockte, und Arbeiterentlassungen waren die unausbleibliche Folge.

Die nationalsozialistische Regierung setzte mit der Beseitigung der Steuer für fabrikneue Kraftwagen das stillgelegte Räderwerk der Produktion wieder in Gang. Ein genialer Federstrich unseres Führers hat in ungeahntem Ausmaße Arbeitsmöglichkeiten geschaffen.

Ein ins Wasser geworfener Stein zieht Kreise. Ähnlich verhält es sich hier. Mit der Autoindustrie sind direkt und indirekt viele Berufszweige verschiedenster Art verbunden, die nun an diesem Aufschwung fühlbaren Anteil nehmen.

Unser Sonderberichterstatter begab sich zur Feststellung der Auswirkungen auf eine kleine Rundreise. Die ersten Studien machte er im Autofabrikationswesen selbst.

EIN FEDERSTRICH SCHAFFT ARBEIT

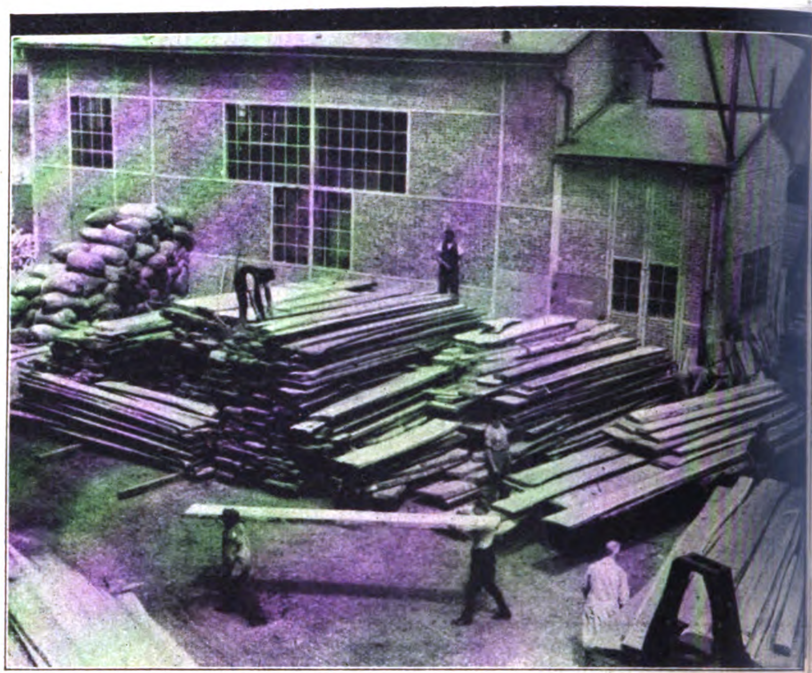


Ein großes Werk konnte mit einem statistisch schlagenden Beweismaterial dienen. „Vor nicht allzu ferner Zeit, am Anfang dieses Jahres, beschäftigten wir etwa 350 Arbeiter, und heute ... konnten wir unsere Belegschaft, die jetzt sogar dreischichtig arbeitet, auf eine Zahl von über 1000 erhöhen!" — Wenn man dies Werk durchschreitet, spürt man mit aller Deutlichkeit ein beschwingteres Arbeitstempo die Räume beleben. Überall frohe, zuversichtliche Mienen. Ein unvergeßlicher Eindruck!

Der Weg führte weiter zum Handwerkerstand, zu einem Glasermeister. „Eine Zeitlang war es ja beängstigend still, aber jetzt..." Und ein Schmunzeln huscht über sein Gesicht. „Ich habe die Vertretung eines splitterfreien Glases, das heute vornehmlich zum Automobilbau verwandt wird. — Da erinnere ich mich lebhaft an eine frühere Zeit, wo in Deutschland gedrahtetes Glas fabriziert wurde. Die Zurückhaltung des Publikums und der Fabriken

Einer, der wieder Arbeit gefunden hat: Gießmeister eines Stahlwerkes

Zum Schutz gegen die Gluthitze trägt er Brille, Asbesthandschuhe und -schürze.



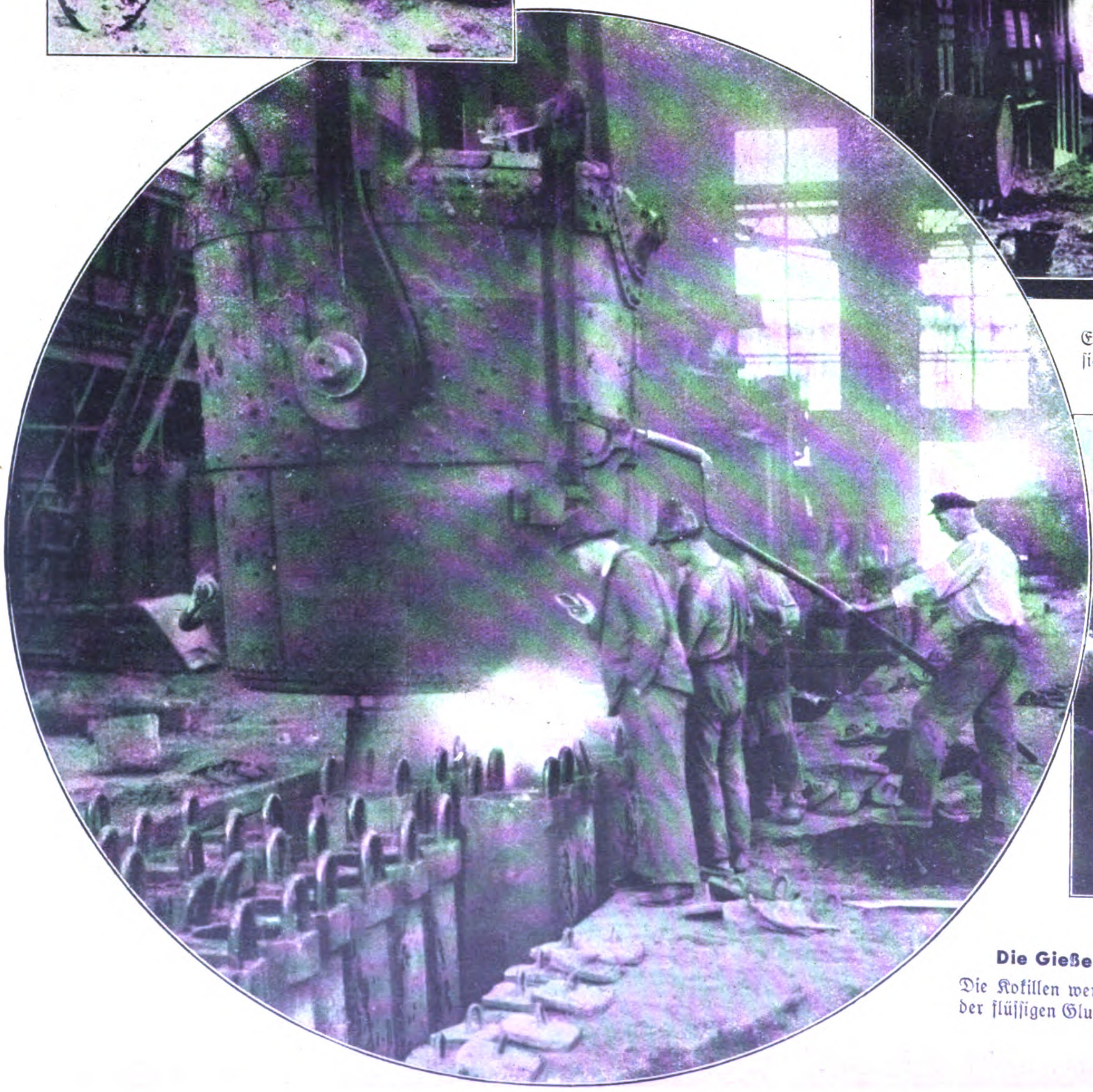
Die Sägewerke

liefern Waggonladungen Holz für die Herstellung von Chassis und Karosserien.



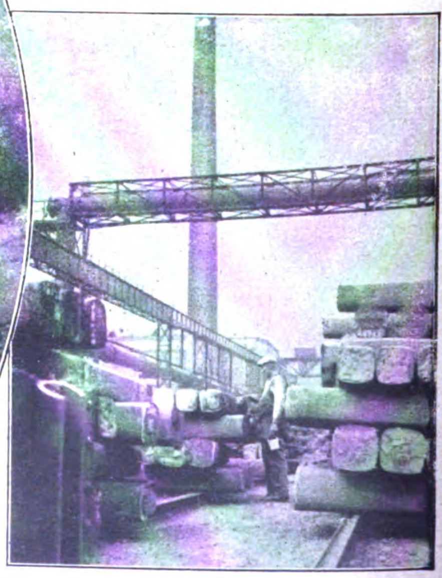
Im Stahlwerk

Eine Kran-Anlage schiebt eine Stange, an derem Ende sich ein mit Schrott gefüllter Bunker befindet, in die Glut des Schmelzofens.



Die Gießerei

Die Kokillen werden mit der flüssigen Glut gefüllt.

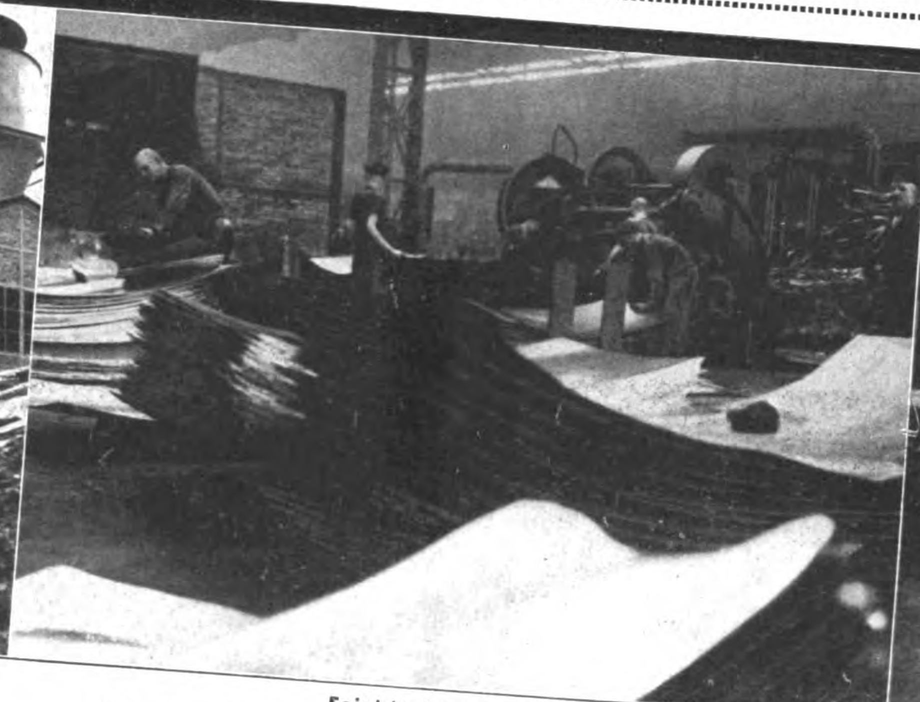


Ein Lager von Stahlblöcken

Das Rohmaterial für das Walzwerk.



Nichts geht verloren!
Berge von Abfallholz, die der N.S. Volkswohlfahrt überwiesen werden.



Feinblech-Walzwerk
Auch die Blechindustrie nimmt an dem Aufschwung teil: für die Karosserien großer Wagen werden Bleche verwendet.



Der Glaser
Autoscheiben aus splitterfreiem Glas werden wieder viel verlangt.



Die altersehnte Melodie
Auch bei den Sattlern rattern die Maschinen wieder. Sie stellen Autoverdecke und Karosseriebelag her.



Die Polsterer
finden Lohn und Brot durch die Herstellung von Autositzen.



Die Treibstoff-Industrie
rechnet mit gesteigerter Produktion: je mehr Autos — desto mehr Öl und Benzin.

war damals sehr groß. Bis die Sache nach Amerika ging. Als das gleiche Verfahren von drüben übern großen Teich kam, da setzte plötzlich lebhafteste Nachfrage ein. — Tja, solche Widersprüche waren einmal möglich. Heute hat der Deutsche sein Nationalbewußtsein wiedergewonnen, heute vermag er mehr denn je die Leistungen seines Vaterlandes zu schätzen.



Riesenbedarf an Auto-Zubehörteilen!
Eine einzige Firma führt ständig 5000 Einzelstücke am Lager.



Autobekleidung
wird wieder viel verlangt und gekauft.



Reichsjugendführer v. Schirach und Gauleiter Julius Streicher bei der Kundgebung am Samstag, 22. Juli 1933, in Nürnberg.



Ein großes Feuerwerk beendete die Ri

H.J. FRANKEN-OSTM



Die Kleinsten stärken sich nach den Anstrengungen des Tages.



Aufstellung zum Fa



enkundgebung im Stadion am Samstag.



Gebietsführer Gugel und Reichsjugendführer B. v. Schirach während der nächtlichen Kundgebung im Nürnberger Stadion.

ARK IN NÜRNBERG

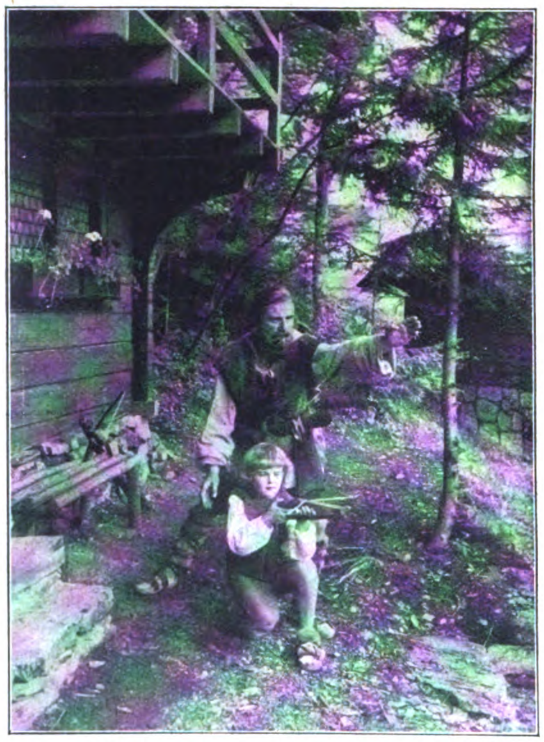


zug am Samstagabend.



Die Bannerträger der deutschen Zukunft beim Vorbeimarsch.





Wilhelm Tell (der Darsteller ist im Zivilberuf Spediteur) zeigt seinem Sohne Walter das Schießen mit der Armbrust.

Schweizer Volk spielt Schillers „Tell".

Die Heimkehr von der Alm bildet auf der Naturbühne die Einleitung des Dramas. Eine Viehherde zieht mit Glockengeläut vorüber, während von einer Höhe der Klang des Alphorns herüberschallt.

Im Rugenpark am See bei Interlaken im Berner Oberland spielen in diesem Sommer 350 Männer und Frauen aus allen Schichten des Schweizer Volkes Schillers zum schweizerischen Nationaldrama gewordenes Schauspiel „Wilhelm Tell", das immer aufs neue zündende Hohelied vom Freiheitskampf eines geknechteten Volkes.



Aufnahmen: Dr. Hj. Unger, Berlin, und A. Illenberger, Stuttgart

Liebesszene zwischen Adriano (Hr. Strack) u. Irene (Frl. Brückl) in der Rienzi-Aufführung auf der Freilichtbühne vor den Württembergischen Staatstheatern in Stuttgart.

TELL UND RIENZI AUF DER FREILICHTBÜHNE



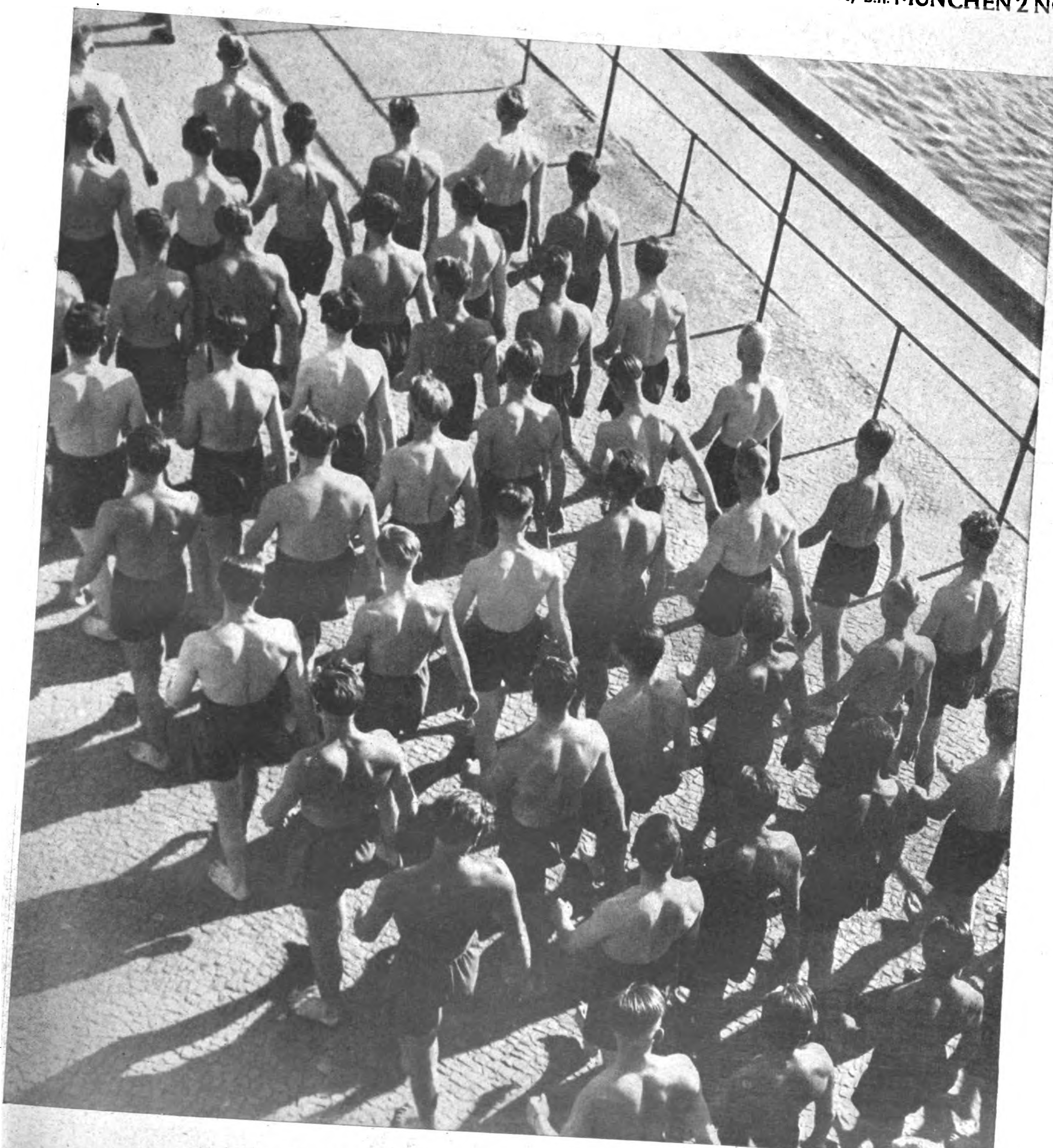
Szene aus Richard Wagners „Rienzi" in der Freilicht-Aufführung der Württembergischen Staatstheater in Stuttgart. Im Vordergrund links: Paolo Orsini (Hr. Roth) und Rienzi (Hr. Laholm).

Preis 20 Pfennig
Ausland: 35 Pfennig

8. JAHRGANG / FOLGE 33 / SAMSTAG, 19. AUGUST 1933

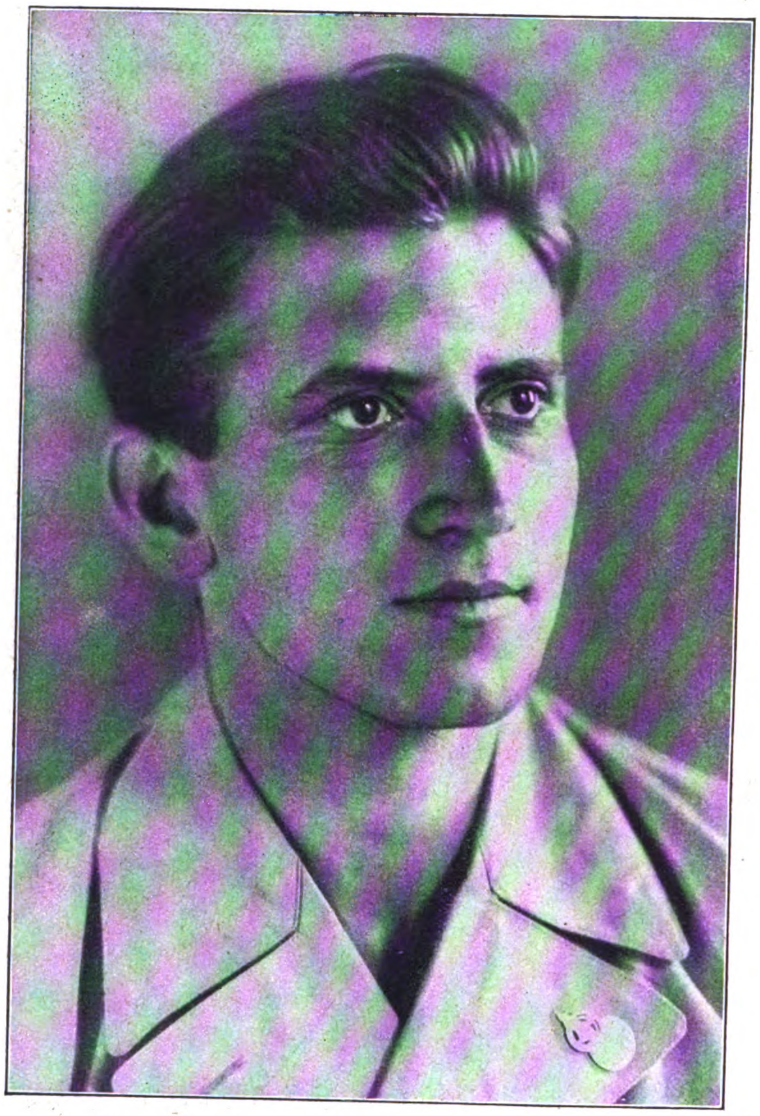
IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

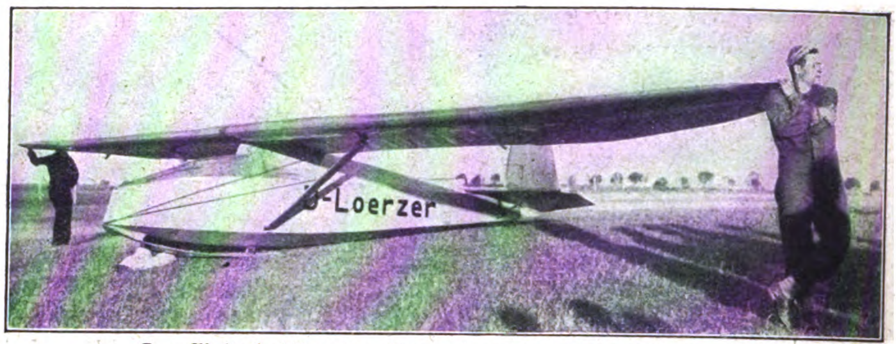


Einmarsch der S.A.-Sportler in das Berliner Stadion beim S.A.-Sportfest des Gaues Berlin-Brandenburg

(Foto Deli)



Über Nacht weltberühmt:
Der unbekannte S.A.-Mann cand. phil. Kurt Schmidt. Er überbot mit seinem Flug von mehr als 36 Stunden den bisherigen amerikanischen Segelflugrekord von 22.55 Stunden um fast 14 Stunden.



Das Weltrekordflugzeug „Loerzer", von Schmidt selbst erbaut.

DEUTSCHER WELTREKORD IM SEGELFLUG

WELTMEISTER KURT SCHMIDT UND SEINE VORGÄNGER



Der Weltrekordflieger vor dem Start.

Die Welt horchte auf, als am 5. August die Nachricht kam: „Weltrekordflieger Kurt Schmidt nach 36½ Stunden glatt gelandet." Den Weltrekord im Segelflug von 22 auf 36 Stunden gesteigert — eine fast unglaubliche Leistung! Kurt Schmidt vollbrachte sie auf einem „Grunau-Baby"-Segelflugzeug, das er mit Kameraden zusammen gebaut hatte.

Schmidt ist cand. phil. und ein einfacher S.A.-Mann, doch ist er inzwischen zum Sturmführer ernannt worden in Anerkennung seiner hochwertigen sportlichen Leistung.

Man muß den Weltrekord-Dauerflug unbedingt als rein persönliche Leistung auffassen, für die natürlich ein entsprechendes Durchhalten des Windes die Voraussetzung war.

(Schluß Seite 1052)



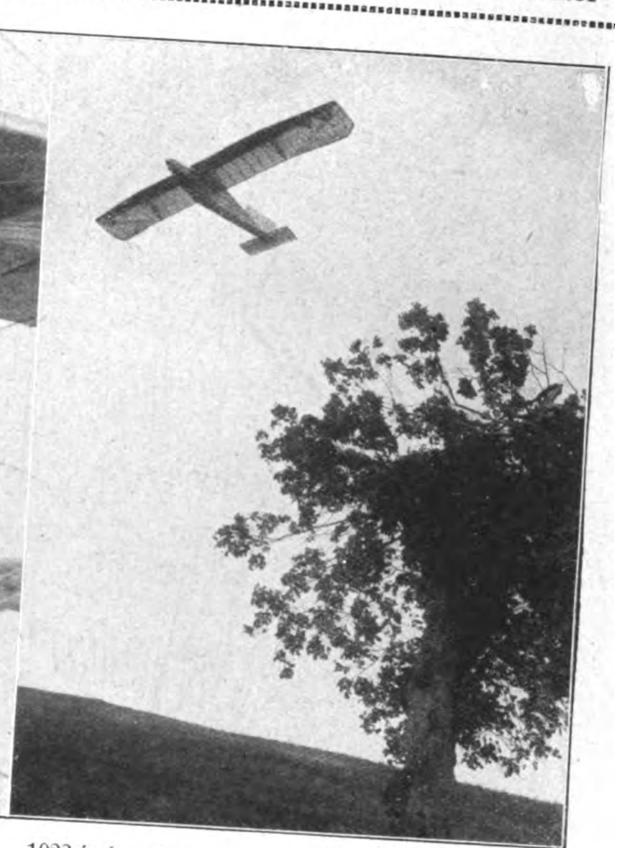
Der glückliche Sieger.



Eins der ältesten Segelflugzeuge, welches von der Akademischen Fliegergruppe Aachen erbaut wurde und schon 1922 segelte.



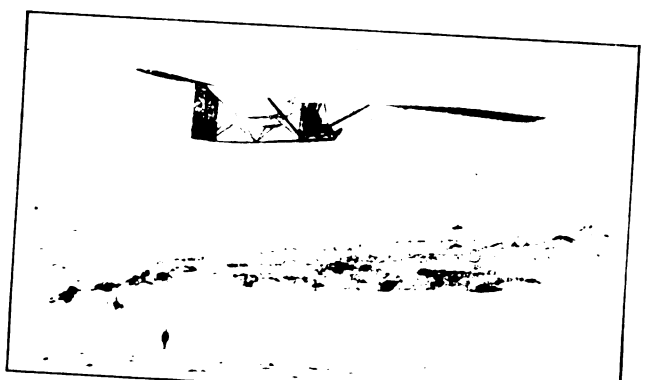
1923 in Rossitten: Der ostpreußische Volksschullehrer Ferdinand Schulz mit seiner von ihm selbst zusammengebastelten Maschine.



1922 in der Rhön: „Vampyr", das erste erfolgreiche Segelflugzeug, mit dem Martens eine Stunde und Hentzen drei Stunden segelte. Diese beiden Flüge ließen im Jahre 1922 die ganze Welt aufhorchen, Berichterstatter aus aller Herren Ländern eilten damals auf die Wasserkuppe.



1924 in Rossitten: Arthur Martens startet auf seinem „Strolch" von der hohen Düne in Rossitten.

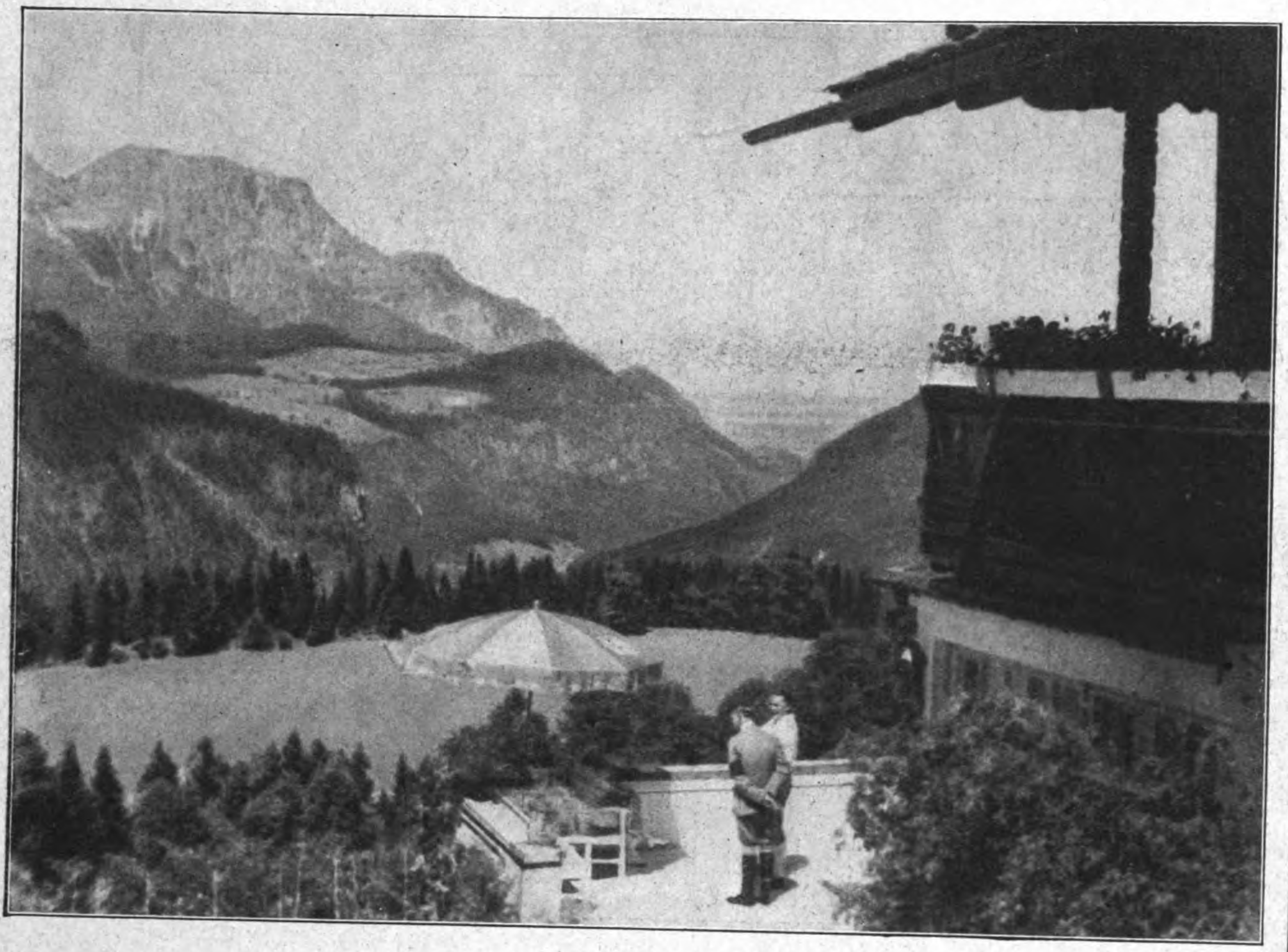


Zu dem Wettkampf auf der Wasserkuppe:

Obwohl das Wetter den Teilnehmern am 11. Rhön-Segelflugwettbewerb bisher nicht recht günstig war, wurde doch fleißig geflogen. Die größten Leistungen erzielte wieder der Österreicher Robert Kronfeld. Einige seiner Konkurrenten hatten ausgesprochenes Pech.



Bild zeigt den Segelflieger Günther Groenhoff in seinem für diesen Segelflugwettbewerb gebauten Flugzeug „Fafnir". Obwohl dieses Flugzeug in seiner Art eine Höchstleistung darstellt, hat sich die Maschine bei den Versuchen als viel zu schwer erwiesen und blieb hinter den anderen zurück.



Der Führer und Ministerpräsident Goering auf der Terrasse des Berghauses in Obersalzberg.



Reichskanzler Adolf Hitler mit dem preußischen Kultusminister Rust bei einem Spaziergang in den Bergen.

Aufnahmen: H. Hoffmann

Die Führer-Tagung in Berchtesgaden



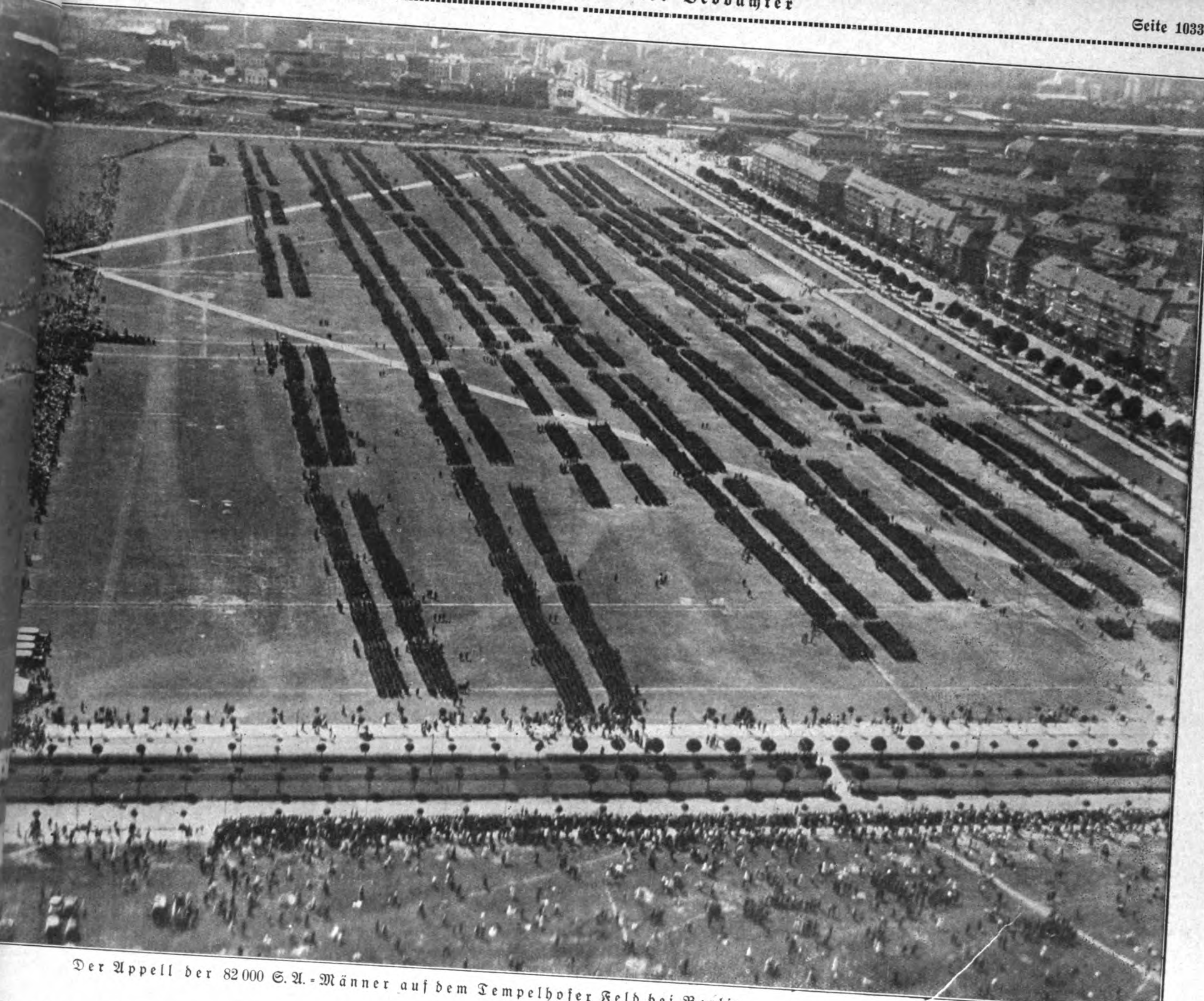
DER GROSS S.



Die braune Heerschau der Reichshauptstadt. Das gewaltige Treffen der Berliner und Brandenburger S.A. auf dem Tempelhofer Feld. Für jeden, der mit dabei war, ein unvergeßliches Erlebnis. Sonne und Blumen, Musik und festlich geschmückte Straßen. Frohe Gesichter und die Stadt in Feierstimmung. Vom grauenden Morgen an wälzen sich die Heersäulen über die Anmarschstraßen, jetzt verstopft sich langsam das Feld, und nun gegen Mittag stehen die Kolonnen in tiefen Gliedern, erzen erstarrt: 82 000 Mann S.A. angetreten!

Eine Minute stillen Gedenkens für die Kameraden, die auch diesem Aufmarsch den Weg bereiteten, indem sie den Sturm auf die Barrikaden des Marxismus mit ihrem Leben besiegelten. Fahnen gesenkt: „. . . Marschier'n im Geist in unsern Reihen mit!"

Doch uns gehört das Leben. Für Deutschland! Darum die Fahnen emporgerissen! Wir haben keine Zeit zu trauern. Wir stehen auf Wacht.



Der Appell der 82 000 S.A.-Männer auf dem Tempelhofer Feld bei Berlin.

Aufnahme: S.A.-Mann Beyreuther, Inh. der Firma Klinke & Co. Flughafen Berlin

S.A.-APPELL DES GAUES BERLIN-BRANDENBURG



Die Alten von Horst Wessels Sturm unter der Traditionsfahne. In ihrer Mitte Standartenführer Ernst.



Der Führer der Standarte Horst Wessel, Standartenführer Ernst, im Gespräch mit seinem Sturmbannführer Schlageter.

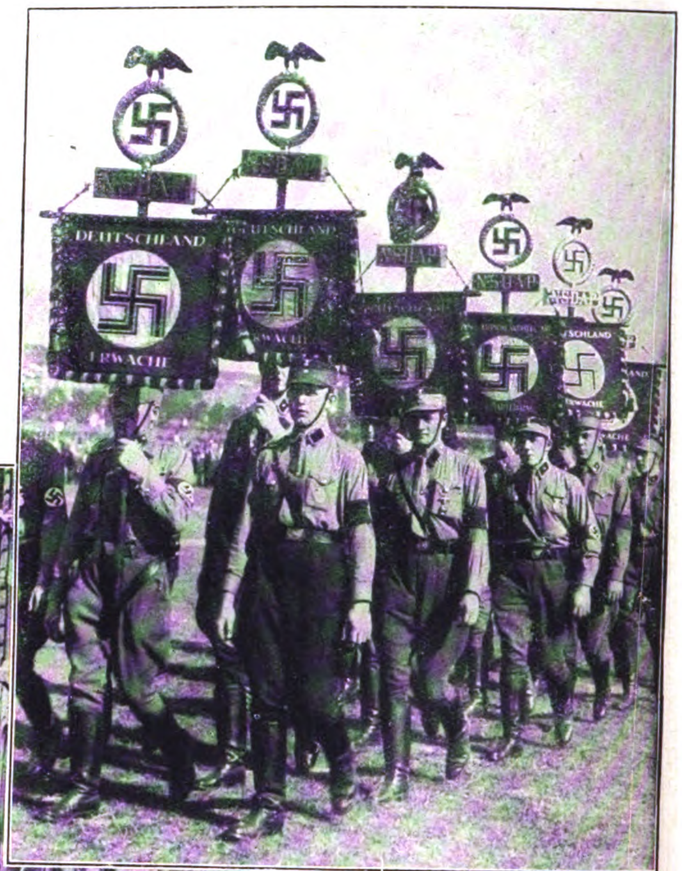


In dem Handschlag zwischen Männern offenbart sich die unlösbare Zusammengehörigkeit der Soldaten der deutschen Revolution. Zu Pferde: Stabschef Röhm.

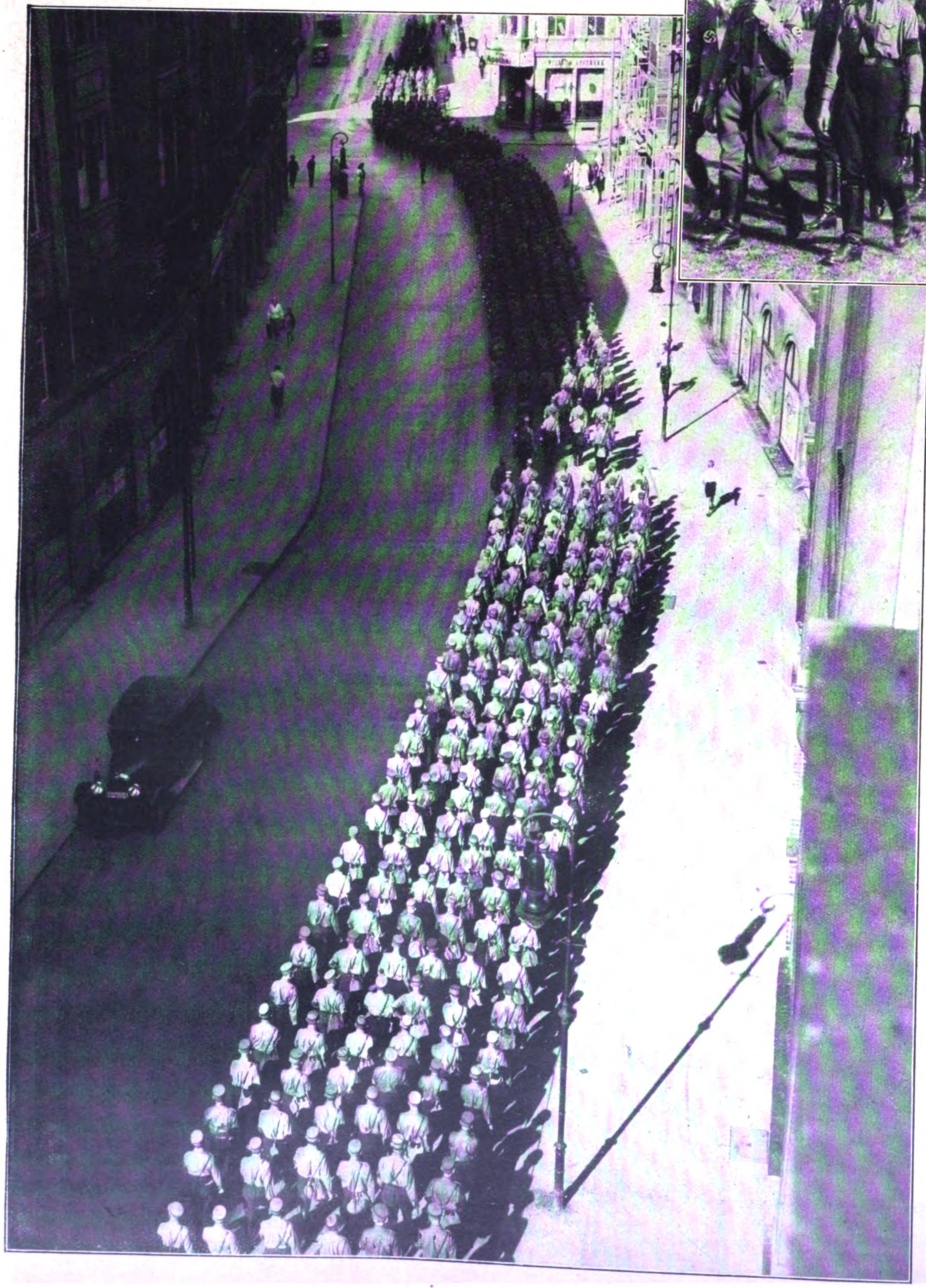
DER GROSSE S.A.-APPELL DES GAUES BERLIN-BRANDENBURG



Stabschef Röhm begrüßt alte Kameraden.



Die alten Standarten der Berliner S.A. treffen in Tempelhof ein.



*

Marsch der braunen Bataillone durch die morgenstillen Straßen Berlins zum Tempelhofer Feld.

Kampf dem Krebs!

Bereits seit Jahrzehnten bemüht sich die Wissenschaft, Licht in das noch immer bestehende Dunkel um die Krebsentstehung und -heilbarkeit zu bringen, ohne daß es jedoch gelungen wäre, das Problem einer einwandfreien Lösung zuzuführen. Inzwischen ist die ärztliche Wissenschaft immerfort bemüht, die uns bekannten und in zahlreichen Fällen bewährten Krebsbekämpfungsmethoden zu verbessern und zu vervollkommnen.

Sämtliche Aufnahmen MAX HARTMUTH

Die drei großen Aufgaben, die der heutigen Krebsbekämpfung zufallen, lassen sich, kurzgefaßt, auf die Formel „Forschung — Behandlung — Fürsorge" bringen.

Die Forschung, die sich nicht nur auf statistische Vergleiche und die Auswertung praktischer Fälle, sondern vor allem auch auf ausgedehnte und wohldurchdachte Laboratoriumsversuche stützt, hat schon viel zur Klärung des Krebsproblems beigetragen. Besonders unsere deutsche Wissenschaft ist an dem in den letzten Jahren zu verzeichnenden Fortschritt in der Behandlung dieser äußerst schwierigen Krankheit hoch beteiligt. Da jedoch das Problem der Krebsbekämpfung international ist, so wird überall ständig an der Erweiterung und Vertiefung unserer Kenntnisse um den Krebs gearbeitet, und sicher liegt die Zeit nicht mehr allzu fern, in der auch der Krebs, wie z. B. die Tuberkulose oder die Zuckerkrankheit, seinen Schrecken als „unheilbare Krankheit" eingebüßt haben wird. — Aber auch heute schon kann der Krebs als eine heilbare Krankheit angesehen werden, nämlich in allen den Fällen, in denen er sich noch im Anfangsstadium seiner Entwicklung befindet. Moderne Krebsbehandlungsinstitute haben in derartigen Fällen Resultate aufzuweisen, die man als ganz hervorragend bezeichnen muß: Krebsheilerfolge von 75% aller zur Behandlung kommenden Patienten, wobei die letzteren nach 5 Jahren noch rückfallfrei waren, gehören nicht einmal zu den Seltenheiten.

Der modernen Krebsbehandlung stehen heute zwei anerkannte Methoden zur Verfügung: die Operation und die Strahlenbehandlung. Nur diese beiden sind — entgegen anderslautenden Behauptungen — wirklich einwandfrei und zuverlässig. Die arzneiliche Behandlung, die hier und da, meist von Kurpfuschern, angepriesen wird, ist unter allen Umständen verwerflich und direkt als ein Verbrechen am Krebskranken

IM LABORATORIUM sind die Abteilungen für mikroskopische Untersuchungen, Gewebezüchtung und Blutuntersuchung zusammengefaßt. Hier wird die eigentliche praktische Forscherarbeit im Kampf gegen den Krebs geleistet.



Gewebezüchtung im Laboratorium.
Die Laborantinnen in ihrer charakteristischen Schutzkleidung übertragen hier Teile krebsiger Gewebe vom Menschen auf einen künstlichen Nährboden. Das Weiterwachsen des Krebses kann so im Reagenzglas verfolgt und untersucht werden.



Die Färbung der Gewebeschnitte.
Um Klarheit über den Charakter des Krebses zu bekommen, werden feine Schnitte von etwa einem hundertstel Millimeter Dicke in einem komplizierten Prozeß gefärbt und sodann unter dem Mikroskop untersucht. (Siehe auch das nebenstehende Mikrobild.)



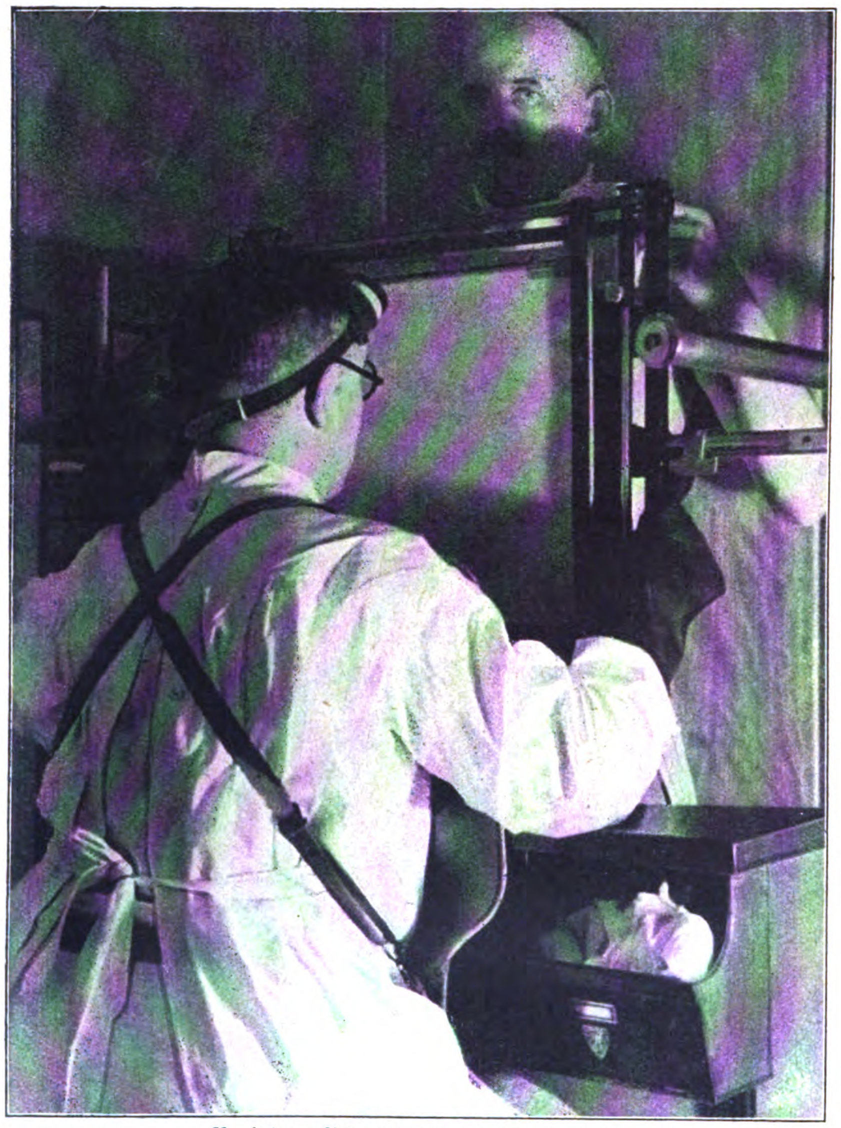
Wie der untersuchende Arzt den Krebs sieht:
Stark vergrößerter Schnitt durch krebskrankes Gewebe. Man erkennt deutlich, wie die (dunklen) Krebszellen bereits tief in das (helle) gesunde Gewebe vorgedrungen sind und dieses zerstören.

KAMPF DEM KREBS

DIE DIAGNOSTISCHE ABTEILUNG enthält die Röntgen-Untersuchungs- und Aufnahmegeräte, die Dunkelkammer und die Röntgenfilm-Betrachtungsvorrichtungen. Moderne Röntgenapparaturen liefern klare, einzelheitenreiche Aufnahmen, in denen der erfahrene Röntgenologe wie in einem Buche liest.



Vor dem Leuchtkasten.
Die Röntgenaufnahme des Darmes eines krebsverdächtigen Patienten wird mittels Lupe auf feine, dem bloßen Auge nicht sichtbare Einzelheiten untersucht. Auf solche Weise gewinnt der Arzt Sicherheit über den Krankheitsbefund.

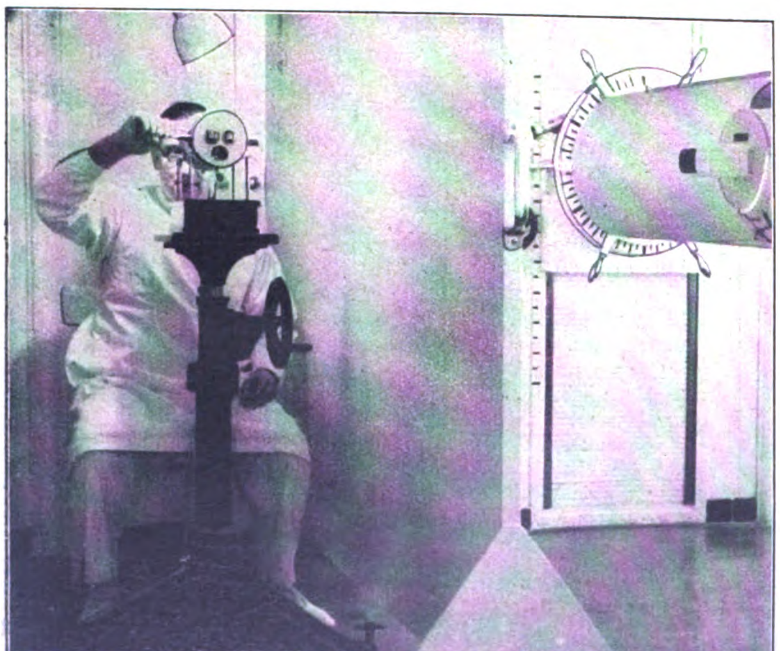


Bei der Röntgenuntersuchung.
Die Untersuchung des krebsverdächtigen Patienten mit dem Leuchtschirm klärt den Arzt über Sitz und Ausdehnung der Krankheit auf. Diese Untersuchung bildet auch die Handhabe für die weitere Behandlung.

zu bezeichnen. — Die Operation stellt wohl das radikalste Mittel dar, weil hierbei durch das Messer (heute vor allem das Diathermie- oder elektrische Messer) die Krebsgeschwulst so gut wie ganz aus dem Körper entfernt wird. Während nun bis vor einigen Jahren die Operation als das einzige Mittel zur Krebsbehandlung galt, wurde durch die Erfindung der Röntgen- und Radiumstrahlen das Behandlungsfeld für Krebskrankheiten wesentlich erweitert. In der neuesten Zeit kommt man immer mehr von der operativen Behandlung des Krebses ab, weil man einmal, bedingt durch Lokalisation, dann aber durch den Charakter der Krebskrankheit, ohne Zuhilfenahme der Röntgen- respektive Radiumstrahlen eine vollständige Heilung nicht mit Sicherheit erreichen kann. Die guten Erfolge, die bei Krebserkrankungen mit Röntgen- und Radiumstrahlen erzielt wurden, sind hauptsächlich dem glücklichen Umstande zu danken, daß die bösartigen Geschwülste (zu denen auch der Krebs zählt) gegen diese Strahlen außerordentlich empfindlich sind. Heutzutage kann man sagen, daß von den gesamten bösartigen Geschwülsten der Chirurgie 1/3, der Röntgen-Radium-Therapie aber 2/3 zufallen. — In jedem Falle aber stellen auch bei sämtlichen Krebsoperationen die Röntgen- und Radiumstrahlen die unbedingt notwendige Ergänzung dar, indem sie infolge ihrer Tiefenwirkung die vom Messer des Chirurgen nicht erfaßten Krebszellen noch vollständig vernichten.

Eine Krebserkrankung kann sich an verschiedenen Merkmalen erkennen lassen: zumeist als Geschwulst an der Hautober- oder -unterfläche, aber auch an Abmagerung, Brechreiz, unregel-

IN DER KLINISCHEN RÖNTGEN-ABTEILUNG sind die Röntgen-Bestrahlungsgeräte aufgestellt. Neuzeitliche, ingeniös durchdachte Einrichtungen in Verbindung mit ärztlicher Erfahrung schließen die früher gefürchtete Strahlenschädigung vollkommen aus.



Das Messen der Röntgenstrahlen.
Die Röntgenröhre und die bei der Bestrahlung verabfolgte Strahlenmenge werden durch genaue Messungen dauernd kontrolliert, so daß eine einmal festgelegte und für gut befundene Bestrahlung in konstanter Qualität verabfolgt werden kann.



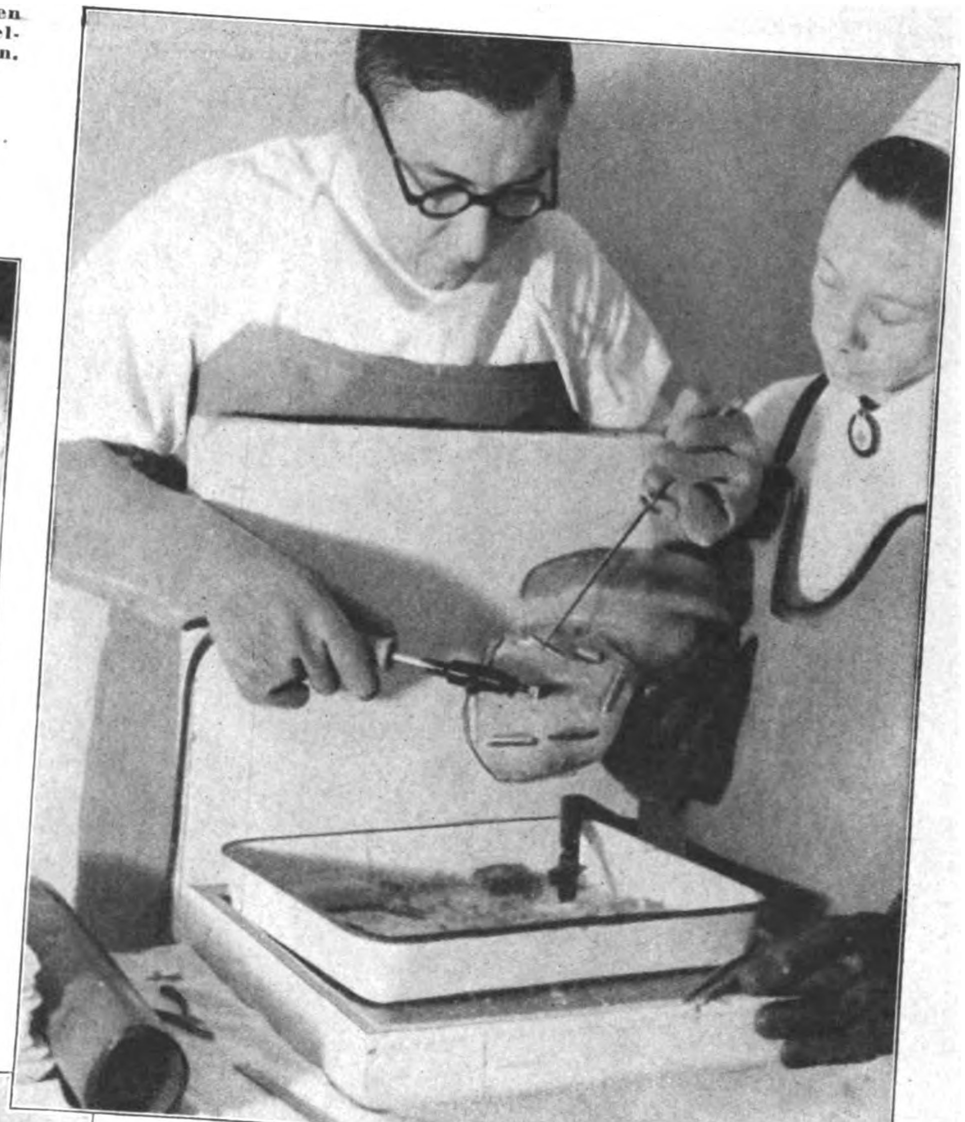
Im Schaltraum.
Die Röntgenassistentin, die den Schalttisch bedient, kann durch das Bleiglasfenster den Patienten während der Bestrahlung und gleichzeitig die Meßinstrumente beobachten, ohne selbst den Strahlen ausgesetzt zu sein.

DIE RADIUM-BESTRAHLUNGS-ABTEILUNG macht sich die den Radiumstrahlen innewohnende Heilwirkung bei Krebserkrankungen zunutze. Im Prinzip den Röntgenstrahlen fast gleich, lassen sich die Radiumstrahlen jedoch besser lokalisieren, d. h. unmittelbar an den Krankheitsherd heran- oder in diesen hineinbringen.

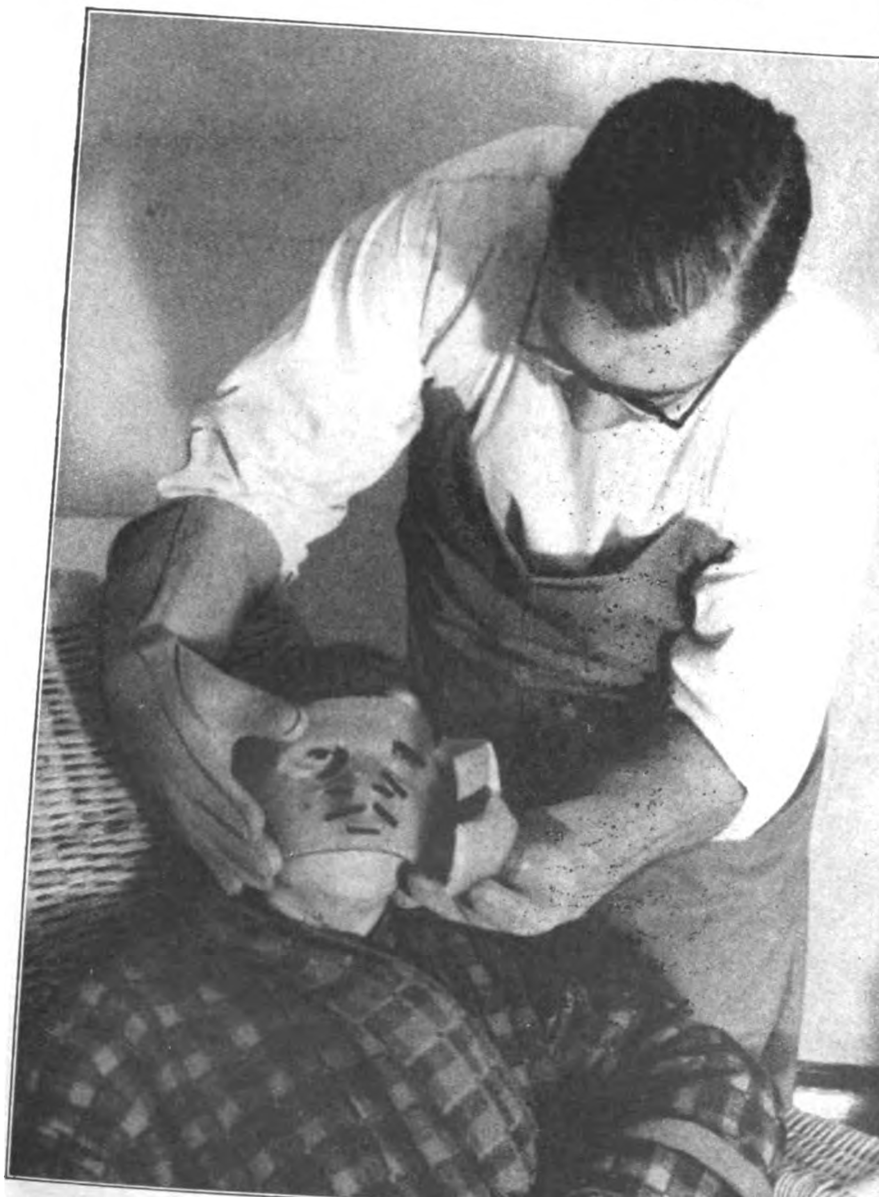
Die Moulage,
ein wichtiges Hilfsmittel bei der Krebsbekämpfung, besteht aus einer genau dem krebskranken Körperteil angepaßten Wachsform und trägt auf der Oberseite in einer festgelegten Entfernung die radiumhaltigen Nadeln oder Kapseln.



Die Fertigstellung der Moulage.
Die Moulage muß sich genauestens dem Körperteil anpassen, auf den sie zu liegen kommt, damit Druckbeschwerden vermieden werden und eine gleichmäßige Bestrahlung gewährleistet wird. Ihre Herstellung erfordert von dem Arzt neben viel fachlichem Wissen auch eine große Handfertigkeit. — In der Mitte des Vordergrundes sieht man die röhren- und dosenförmigen Radiumbehälter, die später in die Oberfläche der Moulage eingeschmolzen werden. Auf dem Tische liegen noch diverse fertige Moulagen für die verschiedensten Körperteile.



Einschmelzen der Radiumnadeln in die Moulage.
In die fertige Moulage schmelzt der Arzt die mit Radium gefüllten Röhrchen ein. Arzt und Assistentin sind mit Bleigummihandschuhen und -schürzen gegen vagabundierende Strahlung geschützt.

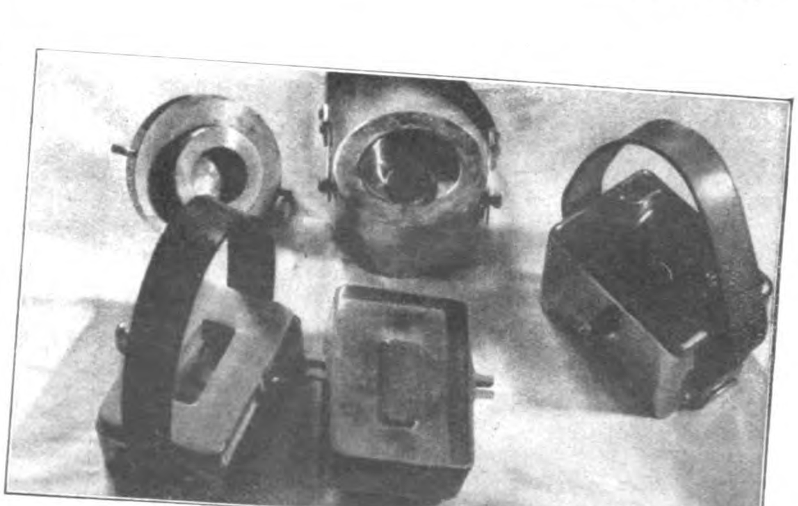


Eine Gesichtsmoulage wird dem Patienten angelegt.
Die auf dem Bild gezeigte Moulage dient zur Bestrahlung einer an der Nase gelegenen Krebsgeschwulst mit Radium. Man erkennt deutlich die radiumhaltigen Nadeln, die strahlenförmig um den Krankheitsherd herum gruppiert sind. Die angrenzenden gesunden Partien werden durch eine zwei Millimeter starke Bleieinlage gesichert.

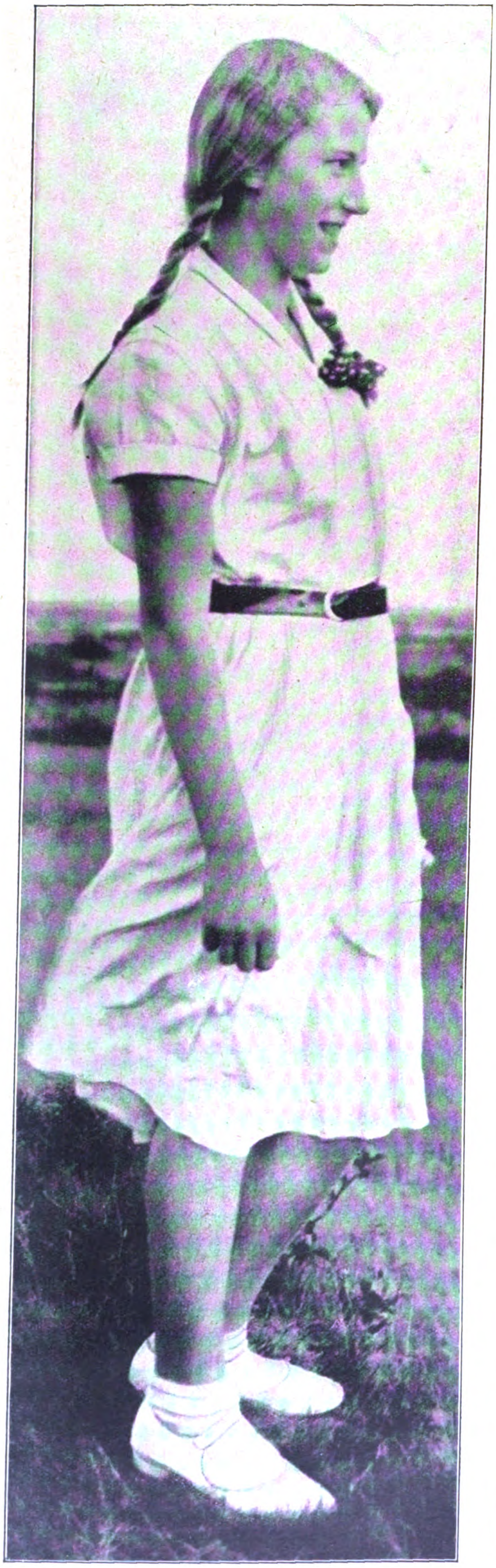
mäßigem oder mit Blut vermischtem Stuhlgang, Störungen im periodischen Zyklus der Frau, Schmerzen von anhaltender Heftigkeit an bestimmter Stelle und ähnlichem. Für den behandelnden Arzt ist es sehr schmerzhaft, wenn er Fälle zu Gesicht bekommt, bei denen durch die Krebswucherung der Zellverfall schon so weit fortgeschritten ist, daß alle menschliche Kunst versagen muß. Und doch hätte meist noch geholfen, hätte dem Kranken seine Gesundheit oder gar das Leben erhalten werden können, wenn er nur frühzeitig genug zur Behandlung gekommen wäre.

Unter keinen Umständen sollte daher die Furcht vor der Möglichkeit einer Krebserkrankung davon abhalten, ein anerkanntes Krebsbehandlungsinstitut aufzusuchen, sobald sich irgendwelche verdächtige Anzeichen bemerkbar machen. Der Schaden, den durch das Hinzögern der Krebskranke sich selbst und seinen Angehörigen zufügt, kann später höchstwahrscheinlich niemals wieder gutzumachen sein.

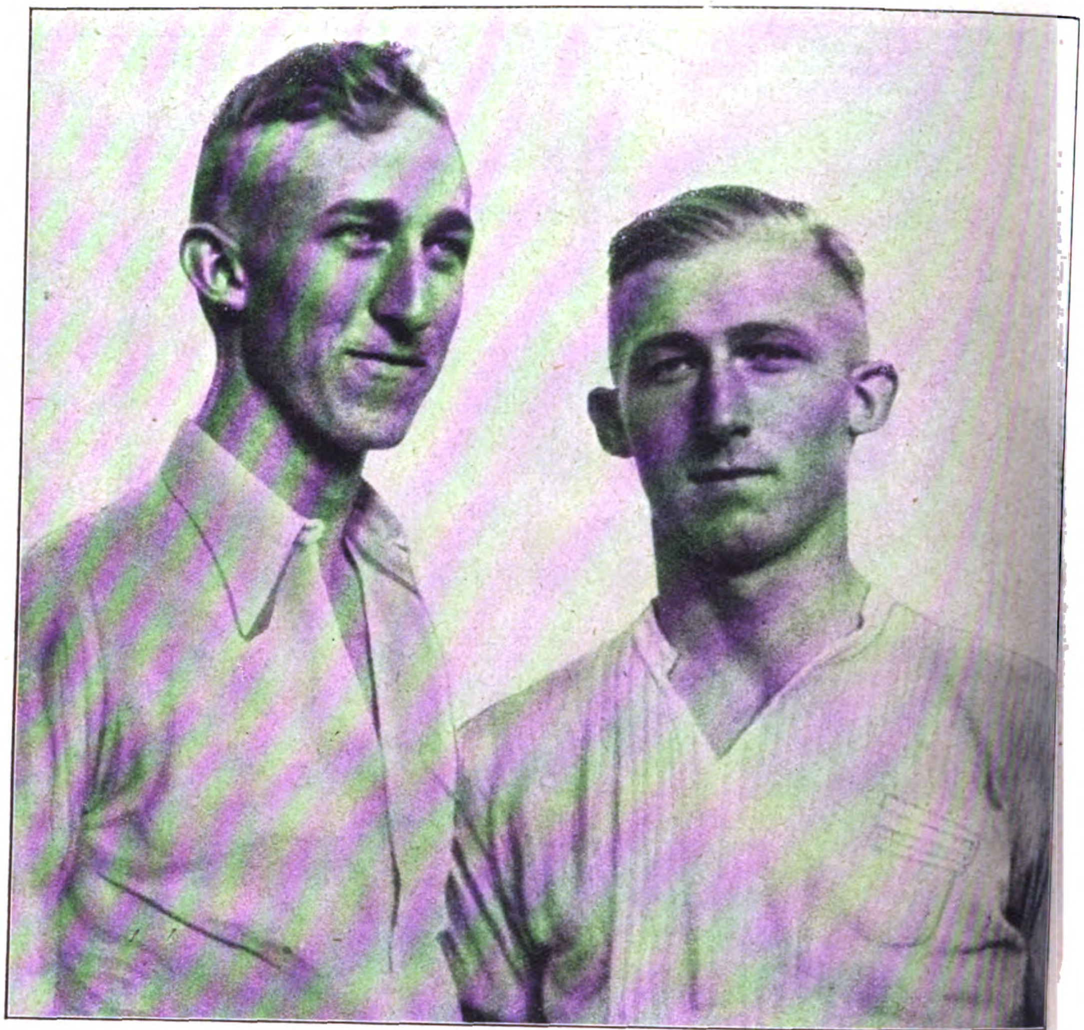
M. Hartmuth.



Drei Behälter für die Radiumnadeln
(links offen, rechts geschlossen).
Sie dienen zum Transport der mit Radium gefüllten Nadeln von einer Station zur anderen. Mehrere Zentimeter starke Bleiwände halten die Radiumstrahlung zurück.



Blond und blauäugig wie Gudrun — eine Deern aus der holsteinischen Marsch.



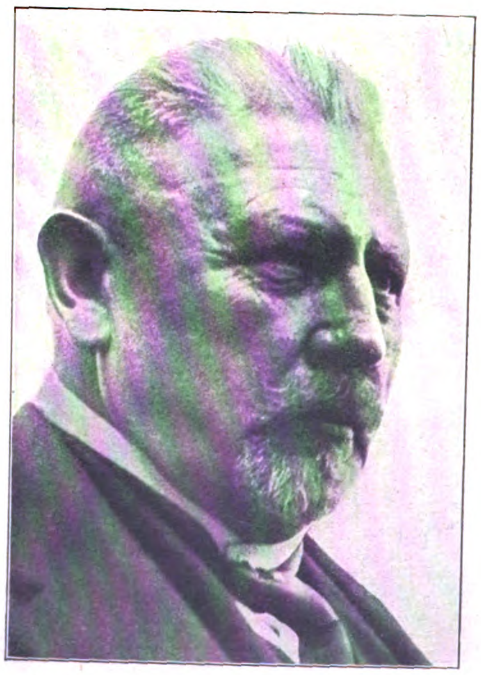
Zwei Brüder von sieben — frische, stämmige Burschen, die jederzeit ihren Mann stehen.

Dithmarscher Bauernhof

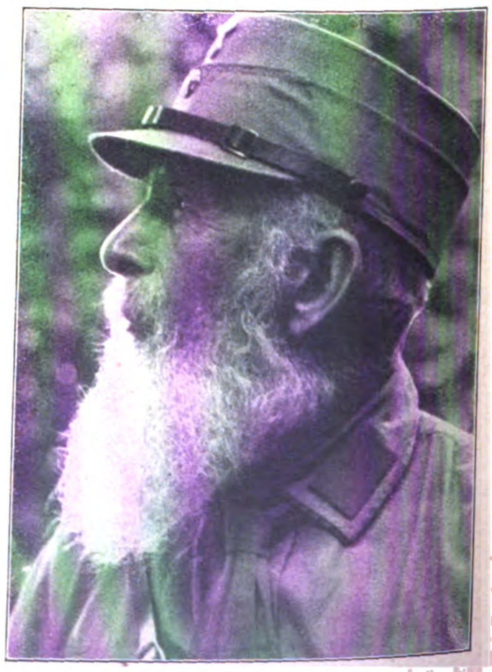
Mit Aufnahmen vom Ersten Dithmarscher Geschlechtertag auf der historischen Schanze bei Süderholm

Photo: Hoffmann

Der Ursprung der noch heute bestehenden Dithmarscher Bauerngeschlechter, dieses im Kampf mit den Naturgewalten und mit Feinden stahlhart gewordenen und schollenverbundenen Volkes, geht bis in die vorchristliche Zeit zurück. Die Stärke ihrer Blutsverwandtschaft und ihres Gemeinschaftssinnes hat Jahrhundert um Jahrhundert überdauert, hat sie mächtig und groß gemacht, bis die geheiligten Bündnisse mit der Reformation



Landesoldermann Paul Voß in Wesselburen, der sich um den Zusammenschluß der alten Geschlechter Dithmarschens zum Geschlechterbund besonders verdient gemacht hat.



Alter Dithmarscher, ein prächtiger Typ des bodenständigen Volkes unserer Nordmark, das den Wahlspruch für sich prägte: „Lewwer dod üs Slav" (Lieber tot als



Junge Mädchen in der alten, schönen, heimischen Tracht, die jetzt wieder zu Ehren kommt.



Die flachsköpfigen, gut gewachsenen Mädchen Dithmarschens tragen auch heute noch lange Zöpfe wie ihre Mütter und Großmütter.

aufgehoben wurde. Bedeutete früher die Zugehörigkeit zu einem der großen Geschlechter, wie der Woldersmannen oder der Nordervogdemannen, Schutz und Sicherheit für den einzelnen, blieb er ohne Sippenzugehörigkeit Fremdling und heimatlos in dem Lande, wo er geboren wurde, so löste sich nach der Reformation der Zusammenhalt der alten Sippen und Vetternschaften immer mehr. Und was schließlich blieb, war ein immer noch starkes Verbundensein im großen Heimatgedanken, der Schleswig-Holstein heißt.

Mit dem großen Erwachen Deutschlands im Dritten Reich hat man sich jetzt in Dithmarschen wieder auf die alten Geschlechter besonnen und auf den alten Geist, der sie in der Schlacht bei Hemmingstedt unüberwindlich machte. Wieder besonnen! Vergessen hatte man ihn nie, sonst wäre man nie ein echter, Dithmarscher Bauer gewesen, dessen Väter und Ahnen dem Meer den Boden zum Leben abrangen und ihn gegen dänische Könige verteidigten. Das Geschlecht der Woldermannen stellte dem Land einmal 509 wehrhafte Männer zum Kampf. Heldenzeiten und Heldengeschichte, die man niemals vergißt.

Es ist ein besonderes Verdienst des Landesoldermanns Paul Voß aus Wesselburen und des Sippenforschers Harald Thomssen in Heide, daß sich jetzt die alten Geschlechter Dithmarschens zum Geschlechterbund zusammenfanden. Sechzehn Wappen schmücken bereits den neugeweihten Wappensaal in der Stadt Heide. Zwanzig weitere Sippen werden sich in Kürze dem Bunde anschließen. Träger von Namen mit besonderem Klang weit über die Grenzen Schleswig-Holsteins hinaus, wie die Rolfs, die Groths, die Thomsens, die Pienings, die Friccius', die Hansens, die Johannsens, die Voß', die Arens, Dreessens, Loys und Karstens, haben sich wieder zusammengefunden in einer Zeit, die wieder Verständnis hat für den Wert und das Große des Vergangenen und Hergebrachten, und aus neuem Geist heraus, dem auch dort oben im Land der Geest und Marschen die Zukunft gehören wird, ein unzerstörbares, erbgesundes Bauernvolk im Aufbau von der Sippe zum Volk und zur deutschen Nation.

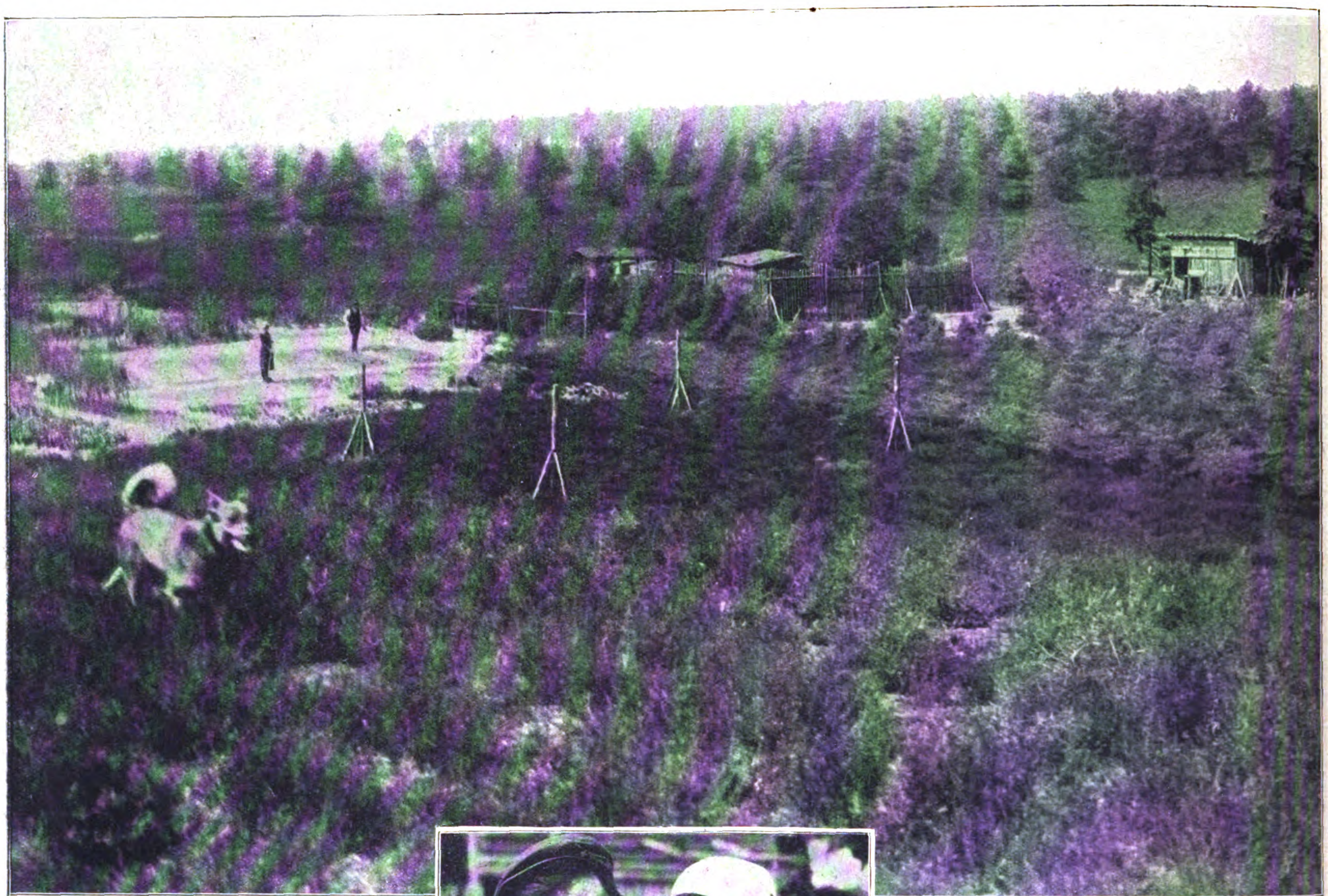
Hellmuth Unger.



Das kleine Mädchen hat das seidige helle Haar und die märchenblauen Augen des echten Holsteinkindes.



Dithmarscher Bauernsohn. Männer dieses Schlages, harte, festgefügte Köpfe, bleiben dem Boden verbunden, dem sie entstammen.



Max Knoche, ein ehemaliger Matrose, hat sich in der Lüneburger Heide angesiedelt und in zehn Jahren einen halben Morgen Land urbar gemacht. Mitten im unfruchtbarsten Heideland zeigt sich heute eine kleine Oase.

Einsiedler in der Heide



Max Knoche und seine Frau.

Zwei Matrosen des großen Weltkrieges haben auf ihrem Schiff eine Freundschaft fürs Leben geschlossen. Und als sie sich 1916 trennen mußten, da der eine zu den Kriegsfliegern abkommandiert wurde, versprach der eine dem an-



Kaninchen und Hühner sind die einzigen Lebewesen in der Umgebung des Ehepaares Knoche. Man braucht nicht bis zu den Galapagos-Inseln zu reisen, um das Leben eines Robinson zu führen.



Jeder Quadratmeter muß in monatelanger Arbeit urbar gemacht werden.



Die Heide bietet auch das Holz für die Heizung des kleinen Hauses.



Was in langweiligen Winterabenden entstand: Schnitzarbeiten für die gute Stube.



Ein Wunder in der Heide: der Brunnen. Bevor Knoche sich niederließ, suchte er Wasser, denn die Kenner der Heide sagten ihm, daß er in der Lüneburger Heide verdursten könne. Zwei Monate lang ging er mit der Wünschelrute durch die Heide, bis er an dieser Stelle Wasser fand.



Frau Knoche in der winzigen Küche des Hauses.

dern, ihn fünf Jahre nach Kriegsende zu besuchen. So kam Max Knoche, ein Elsässer, im Jahre 1923 nach Deutschland. Er suchte seinen Freund Heinrich Pfeiffer, konnte ihn aber nicht finden. Pfeiffer war gefallen. Aber Max Knoche ging nie wieder nach Elsaß-Lothringen zurück; er blieb in Deutschland in der Lüneburger Heide. Er wurde menschenscheu, mied die Dörfer und machte am liebsten große Spaziergänge in der einsamen und weiten Heide. So blieb er mit der Heide für immer verwachsen.



Paul Dietze
Hannover
Adolf-Hitlerplatz 11a.
war sehr schön.
Wenn die Heide
blüht, kommen wir
wieder.
Viele herzliche
Grüße
Minna und Paul.
Postkarte
An den
Herrn
Einsiedler
in der Heide
bei Fallingbostel

Max Knoche ist weit und breit als Einsiedler in der Lüneburger Heide bekannt. So findet ihn auch die Post.

Wolfgang Federau:

Vergessene deutsche Erfinder

Die Geschichte der menschlichen Kultur und der menschlichen Zivilisation ist seit jeher eine Geschichte genialer Einzelpersönlichkeiten gewesen.

Was uns auf dem Gebiete der politischen Geschichte heute wieder als selbstverständlich erscheint, was nur für kurze Zeit durch eine allgemeine Verwirrung des Denkens überdeckt und angezweifelt werden konnte, daß nämlich Männer Geschichte machen und seit jeher gemacht haben, das gilt uneingeschränkt auch im Bereich des geistigen Lebens aller Völker. Die Heroen der Tat, des Handelns ebenso wie die des Geistes, sie schleudern ihre Blitze in die Welt, an denen sich der Brand einer neuen Menschheit entzündet. Namen, wie der eines Alexander des Großen, eines Julius Cäsar, eines Friedrich des Großen, sind Meilensteine, an denen wir uns bei der geistigen Wanderung durch die Jahrtausende orientieren.

Nicht anders liegen die Dinge im Bereich der kulturellen Entwicklung der Menschheit. Auch hier herrscht das Führerprinzip ohne jede Einschränkung, und immer wieder sind es die einzelnen, die sich herausheben aus der breiten Masse der vielen und durch die Kraft ihrer Ideen die Welt vorwärtstreiben: als Philosophen, als Künstler, als Entdecker und Erfinder. Ihre Bedeutung ist mit ihrem Leben, mit ihrem Werk als solchem nicht umschlossen. Denn dieses Werk gibt zugleich den Impuls, der von der Menschheit aufgenommen wird, und wirkt so befruchtend nicht nur auf eine Generation, sondern auf ganze Geschlechterfolgen. Denken wir etwa an Columbus, der durch seine geglückte Entdeckung Amerikas eine ganze Epoche einleitete, die wir noch heute als das Jahrhundert der Entdeckungen bezeichnen; denken wir an die Jahrhunderte nachwirkende Leistung der großen Künstler der Renaissance, an die Ausstrahlungen des Genius eines Shakespeares, eines Goethes, an all die großen Ärzte und Naturforscher und Erfinder, die das Bild dieser Erde und der Menschheit so gründlich umgestaltet haben.

Der Beitrag, den das deutsche Volk, das sich so gern ein Volk der Dichter und Denker nennen hört, zu der kulturellen Weiterentwicklung der Menschheit geliefert und seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts gerade auf technischem Gebiet geliefert hat, ist bekannt. Und wenn wir versuchen wollten, den Umkreis aller Erfindungen abzuschreiten, die im Laufe der dahingegangenen Jahrhunderte von genialen Menschen gemacht worden, aus dem Hirn genialer Menschen entsprungen sind, so kämen wir bald genug zu der Erkenntnis, daß fast überall die Deutschen an führender Stelle standen. Der Deutsche Gutenberg erfand die Kunst des Buchdrucks, ein Deutscher — König — baute die erste Flachdruckmaschine, unter den Händen Guerickes entstand die erste Luftpumpe, die erste Elektrisiermaschine, der Deutsche Reis erfand das Telephon. Die Namen Bunsen, Röntgen, Diesel, Auer und Drais, auf welch letzteren die Urform aller Fahrräder zurückgeht, sind mit ihren Werken untrennbar verbunden. Kepler, Kopernikus, Fraunhofer waren Deutsche. J. R. Mayer fand das umstürzende Gesetz von der Erhaltung der Energie, und welch unvorstellbare Verdienste um die Bekämpfung der unser Leben täglich und stündlich bedrohenden Krankheiten sich Ärzte und Forscher, wie Robert Koch, Semmelweis, der Besieger des Kindbettfiebers, Rudolf Virchow, der Begründer der Zellularpathologie, und zahllose andere erworben haben, das des weiteren auszuführen, kann nicht die Aufgabe dieses Vortrages sein; es darf mit Recht als auch den Laien allgemein bekannt gelten.

Aber neben den ungezählten Deutschen, die mit unvergänglichen Zeichen ihre Namen in jene Tafeln eingegraben haben, auf denen die Etappen der menschlichen Entwicklung vermerkt sind, stehen andere, die dem Bewußtsein der Gegenwart entschwunden sind. Deutsche, die ein tragisches Geschick um jenes nach Schiller höchste Gut des Lebens gebracht hat, den Ruhm, der ihren Namen leben läßt, wenn ihr Leib längst in Staub zerfallen ist. Sie hätten ihn wohl verdient durch ihr Werk, diese vergessenen Erfinder und Entdecker, aber die Gesetze des Lebens unterliegen anderen Normen, und nicht jede menschliche Leistung wird nach Verdienst gewürdigt und gewertet.

Mannigfach sind die Ursachen eines solchen, in Wahrheit tragischen Schicksals. Vielleicht, daß der eine sang- und klanglos unterging, weil die folgende Generation, durch neue Erfindungen in ihrer Aufmerksamkeit abgelenkt, von dem Neuen so restlos absorbiert wurde, daß sie das Vergangene vergaß Oder es geschah, daß die Leistung eines solchen Menschen in Bälde so sehr Allgemeingut des Volkes, nein, der Menschheit wurde, daß man ihren geistigen Urheber vergaß, daß sein Name unbekannt blieb und nur sein Werk Dauer hatte. Oder wieder: eine wichtige Erfindung wurde in zwei Ländern von zwei Menschen zu gleicher Zeit gemacht, und bei dem Streit um die Priorität ging schließlich der Name des einen verloren und nur der andere meißelte sich dem Gedächtnis ein. Wer mag die Ursachen solchen Geschehens heute noch restlos klarlegen? Das doch oft genug vielleicht nur in der Undankbarkeit der Mitwelt ihre einzige, allerdings hinreichende Erklärung fand.

Wie dem auch sein mag: es scheint mir die Erfüllung einer Dankespflicht unseres Volkes zu sein, ab und zu einmal die Namen einiger allzu früh und zu Unrecht Vergessener aus dem Dunkel der Gewesenheit herauszureißen. Namen von Deutschen, auf die wir stolz sein müßten und die wir trotzdem nicht einmal zu fälligen Jährungsdaten feiern, einfach, weil wir sogar ihren Geburtstag, ihren Todestag vergessen haben, weil diese Menschen nur noch in den dickleibigen Bänden der Konversationslexiken ein Schattendasein führen, und oft nicht einmal das.

Wir brauchen, wenn wir einmal einen solchen Versuch unternehmen, gar nicht so weit in die Vergangenheit zurückzugreifen. Nein, wir dürfen es uns ersparen, Epochen in Anspruch zu nehmen, wo die geschichtlichen Quellen oft nur mangelhafte Handhaben bieten, wo wir uns auf etwas unsicherem Boden befinden. Und wenn wir heute als den Erfinder der ersten wirklich tragbaren Taschenuhr den um 1500 lebenden Nürnberger Peter Henlein, auch Hele genannt, in Anspruch nehmen, so könnte uns eine solche Behauptung leicht mit dem Hinweis bestritten werden, daß schon im Jahre 1380 dem französischen König Karl V. eine Uhr von Walnußgröße zum Geschenk gemacht worden sei. Freilich, auch diese Uhr soll in Deutschland fertiggestellt worden sein — immerhin, wir ziehen es vor, lediglich jener Vergessenen zu gedenken, die von unserer Zeit durch eine Spanne von nur einem, höchstens zwei Jahrhunderten getrennt sind.

Ein Jahrhundert ist wenig in der Geschichte der Menschheit. Und doch genügt ein Jahrhundert oft, um den Namen eines genialen Erfinders restlos auszulöschen im Gedächtnis der Menschen.

Da steht vor dem alten Polytechnikum in Wien das erzene Standbild eines österreichischen Deutschen, das Denkmal des 1793 in Chrudin in Böhmen geborenen Joseph Ressel. Wer ist Ressel? Daß eine solche Frage aufgeworfen werden kann, daß von Tausenden, an die sie gerichtet wird, vielleicht kaum einer eine Antwort auf diese Frage weiß, das beleuchtet so recht drastisch eine Nationalschuld, mit der wir uns diesem guten Deutschen gegenüber beladen haben und die durch die Errichtung eines Denkmals, an dem die Fremden achtlos und verständnislos vorübergehen, nicht abgetragen worden ist. Dieser Joseph Ressel, Sohn schlichter, aus Sachsen stammender Eltern, Gymnasiast in Linz, Student dann in Wien, er war vielleicht der erste, dessen Hirn den genialen Gedanken zeugte, man müsse durch eine an einem Schiffsrumpf befestigte, vermittels Dampf oder Elektrizität in Rotation versetzte archimedische Schraube dieses Schiff vorwärtstreiben können, indem das die Schraube umgebende Wasser gleichsam als Mutter diene, und diesen Gedanken zugleich aus der theoretischen Darstellung in die Praxis umzusetzen versuchte. Er war aber darüber hinaus gleichsam der Columbus in bezug auf die Steilung der Schiffsschraube, d. h. sicher der erste, dessen originaler Geist zwischen dem Hintersteven des Schiffes und dem Ruder jenen „Propellerbrunnen" genannten Raum schuf, wo einzig und allein die Schraube der Wut der Wogen entzogen ist, ihre von der Antriebsmaschine erhaltene Kraft fast ohne Verlust dem Schiffe widmen und dem Steuerruder eine leichtere und schnellere Wirksamkeit leihen konnte. Es würde zu weit führen, den abenteuerlichen Kampf Joseph Ressels um die Verwirklichung seiner Idee bis in alle Einzelheiten zu verfolgen. Ressel erlebte und erlitt ein für Genies und große Erfinder fast typisches Schicksal. Verlacht, verkannt, als Projektenmacher verspottet, dauerte es viele Jahre, ehe es schließlich dem Erfinder gelang, einige Geldleute für seinen Plan zu interessieren, Eine Probeschraube wurde durch einen Maschinenbauer hergestellt, eine Barke beschafft, an welcher die Schraube angebracht wurde, und zwei Männer huben an, diese Schraube durch Kurbelübertragung in Drehung zu versetzen.

Was niemand für möglich gehalten hatte, plötzlich wurde es Wahrheit. Langsam aber stetig setzte sich das Schiffchen in Bewegung — der Beweis für die Richtigkeit der Resselschen Idee war erbracht. Aber dieser Augenblick des Triumphes wurde zugleich zum Beginn des Abstiegs. Ressel, genial in allen technischen Dingen, erwies sich als überaus unpraktisch in allen kaufmännischen Angelegenheiten. In dem Bemühen, seine Erfindung auch im Auslande zu verwerten, bediente er sich eines Kommissionärs, der das in ihn gesetzte Vertrauen durch doppelten Betrug lohnte, die Erfindung nach Frankreich und England kolportierte und so bewirkte, daß der Deutsche um die Früchte seines Denkens und Kämpfens und um den Ruhm seines genialen Einfalls betrogen wurde Spätere Versuche Ressels, seine Prioritätsanspruch nachzuweisen, schlugen fehl. Denn die Nationen stellten sich auf die Seite der Männer, die durch Betrug in den Besitz der Erfindung gelangt waren, und seitdem seit 1838 der Engländer Senith mit dem Schraubendampfer „Archimedes" die englische Küste befuhr, gilt er als Erbauer des ersten seetüchtigen Schraubendampfers. Ressel selbst aber ist. verbittert und arm, zwanzig Jahre später, ein der Mitwelt Unbekannter, auf einer Dienstreise in Laibach gestorben. Noch auf dem Totenbett behauptete er mit der Wahrheitsliebe des Sterbenden sein Anrecht auf diese bahnbrechende Erfindung. Ja, im Angesicht der Ewigkeit beschwor er auf der Rückseite des letzten ärztlichen Rezepts mit zitternden Schriftzeichen die Berechtigung seiner Prioritätsansprüche Es hat ihm nichts geholfen. Sein Name war seinen Zeitgenossen fast schon entfallen. Die Nachwelt hat ihn kaum mehr zur Kenntnis genommen. Nur ein Denkmal in Wien, eine verstaubte Akte des Österreichischen Patentamtes, in der Ressel auf die Erfindung der Schiffsschraube ein österreichisches Privilegium anmeldete — das ist alles, was von dem Titanenkampfe dieses von Tragik und Mißgeschick verfolgten Deutschen übriggeblieben ist.

Österreichischer Deutscher war auch Schneider, der Mann, der — um einmal ein etwas kühnes Wortbild zu gebrauchen — das Petroleum „erfand". Gewiß war das Erdöl schon im Altertum bekannt, aber es wurde nicht genutzt. Erst gegen Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, genau gesagt 1857, wurden die ersten großen Erdölfelder in Amerika erbohrt. Und den Amerikanern schreibt man auch allgemein die Erfindung der ersten Petroleumlampe zu. Aber schon vier Jahre vorher wurde Erdöl erstmalig zu Beleuchtungszwecken verwandt. Damals lebte Schneider als armer Mann in dem kleinen Flecken Boryslaw, der

schon lange durch das Vorkommen einer teerartigen, zähen Flüssigkeit bekannt gewesen ist. Man wußte nicht, daß es sich dabei um Erdöl handelte. Doch befand sich eine solche Quelle auch in den Kellerräumen von Schneiders Häuschen. Aus diesem Material stellte Schneider Jahre hindurch eine Stiefelschmiere her, die er um billiges Geld vertrieb. Erst im Jahre 1853 fand er durch Zufall eine neue Verwendungsmöglichkeit dieses Stoffes. Im Winter jenes Jahres verschütteten heftige Schneestürme Schneiders Häuschen und machten ein Hinauskommen unmöglich. Schneider war mit Nahrungsmitteln für sich und seine Familie ausreichend versehen. Worunter er jedoch litt, das war die vollkommene Dunkelheit. In seiner Verzweiflung tauchte in ihm der Gedanke auf, ob nicht etwa jene fettige Masse, die in seinem Keller aus der Erde trat, brennen würde. Er drehte sich einen Docht aus Baumwollfetzen, tastete in den Keller und steckte den Docht in einen Klumpen jener Masse. Zu seiner größten Freude brannte diese primitive „Lampe". Seit jenem Tage beschäftigte ihn unausgesetzt der Plan, das brennende Fett von seinen schlammigen Beimischungen zu trennen, es zu „raffinieren", wie wir heute sagen. Mit Hilfe eines ausgeliehenen Destillierapparates gelang es ihm wirklich, den Schlamm auszufiltrieren und so das erste reine Petroleum zu erzeugen. — Von Boryslaw aus wurde der neue Brennstoff bald in Galizien, in Österreich und schließlich in ganz Europa bekannt. Schneider selbst blieb beim Anfang nicht stehen. Er war der erste, der in Boryslaw künstliche, wenn auch sehr einfache und nur anderthalb Dutzend Meter tiefe Erdölgruben anlegte, der erste, der eine Petroleumraffinerie erbaute. Doch erlitt er ein ähnliches Schicksal wie Joseph Ressel. Kaufmännisch ungeschickt, verlor er sein ganzes zu Anfang erworbenes Vermögen, und während andere aus den galizischen Petroleumvorkommen ungeheure Reichtümer erwarben, ist Schneider arm, verbittert und verzweifelt, in Not und Elend gestorben. Auch seinen Namen meldet „kein Lied, kein Heldenbuch" — und er war doch der erste aus dem Kreise jener Entdecker und Erfinder des neunzehnten Jahrhunderts, die im Kampf der Menschheit mit Macht und Dunkelheit Sieg auf Sieg erfochten.

Weniger tragisch berührt das Schicksal eines anderen vergessenen Deutschen aus dem Beginn des vorigen Jahrhunderts, des Apothekers Friedrich Wilhelm Seetürmer aus Paderborn. Zweiundzwanzigjährig, entdeckte Seetürmer im Jahre 1805 das Morphium oder Morphin, jene Abscheidung des Opiums, des eingetrockneten Milchsaftes der unreifen Fruchtkapsel des Schlafmohns, die im Laufe der folgenden Jahrzehnte die Leiden der kranken Menschheit so wesentlich gelindert hat und ungezählten Millionen von Schmerz geschüttelten Menschenkindern den Trost und die Beseligung des Schlafes schenkte. Durch seine Entdeckung wurde Seetürmer einer der ganz großen Wohltäter der Menschheit. Sein Mißgeschick jedoch fügte es, daß es ungefähr zur gleichen Zeit dem Franzosen Decresne gelang, einen Stoff in reiner Form aus Opium herzustellen. Aus dem nunmehr entbrennenden Streit um die Priorität ging der Deutsche als Sieger hervor, und in nobler Geste verlieh ihm das Institut de France einen Ehrensold. Die Universität Jena schließlich machte ihn zu ihrem Ehrendoktor. 1841 ist Seetürmer in Einbeck gestorben. Seinen Namen kennt heute wohl nur noch ein enger Kreis von Ärzten — und dennoch verdiente er es, daß jeder seiner Landsleute, dem durch Morphium Schmerzen oder Qualen gelindert werden, ja, daß jeder Deutsche sich dieses großen Wohltäters der Menschheit erinnert.

Die ewige Wahrheit des alten, bitteren Sprichwortes, daß ein Prophet nichts gilt in seinem Vaterlande — nicht aufdringlicher, nicht augenfälliger kann sie uns zum Bewußtsein gebracht werden als im Gedenken an einen Mann, der vor allem dem deutschen Osten, der zumal Danzig durch Geburt und Herkunft besonders innig verbunden ist: ich meine den Physiker Daniel Fahrenheit. In der Physikstunde der Gymnasiasten und im Konversationslexikon führt er ein verstaubtes Schattendasein, aber im wirklichen, praktischen Leben ist er der Mehrzahl aller Deutschen, auch der sogenannten gebildeten, fast völlig unbekannt. Kein Bild dieses Mannes, von dessen Leben und Wirken uns doch noch nicht einmal zwei Jahrhunderte trennen, kündet uns sein Aussehen, und über die äußeren Vorgänge seines Lebens weiß kaum einer Bescheid. Und doch war Fahrenheit der erste, der wirklich übereinstimmende Thermometer baute und uns dadurch in die Lage versetzte, Wärmegrade absolut zu messen. Er war auch der erste, der sich des großen Ausdehnungskoeffizienten des Quecksilbers bediente, um die Temperaturgrade sichtbar zu machen. Seine Heimatstadt Danzig hat Zeit seines Lebens wenig von dem früh Verwaisten wissen wollen, und die guten Danziger Bürger konnten es ihm nie verzeihen, daß er dem Kontorbock des Kaufmanns Valet sagte und sich der „brotlosen" Kunst physikalischer Studien und des Apparatebaues in die Arme warf. Ja, seine Vormünder haben sogar den Rat der Stadt Danzig mobil gemacht, um das ungeratene Mündel auf den Weg der Tugend und der Pflicht zurückzuführen. Aber was half das? Dieser störrische junge Mensch, besessen von seinen Ideen, brannte immer wieder durch, und so mußte man ihn wohl schließlich, wenn auch mit einem sauren Lächeln, seinen Weg gehen lassen. Noch nicht dreißigjährig, hat Fahrenheit, wenige Jahre nach der Erfindung seines Thermometers mit der 180-Grad-Skala, der ersten Skala überhaupt, den Staub seiner undankbaren Vaterstadt von den Füßen geschüttelt, machte Reisen ins Ausland und ließ sich schließlich im Haag in Holland nieder, wo er, fünfzigjährig, auch verstorben ist. Aber was die Heimat ihm versagte, das Ausland machte es gut. Die Royal Society in London ernannte Fahrenheit zu ihrem Ehrenmitglied, und noch heute mißt die ganze angelsächsische Welt die Temperaturen mit Fahrenheits Thermometerskala.

In ein ungleich tieferes Dunkel der Vergessenheit sank ein anderer Deutscher, der — ein Prometheus des neunzehnten, des sogenannten technischen Jahrhunderts — den zündenden Funken in die Welt gebracht hat: der aus Eningen im Wüttembergischen stammende Techniker Jakob Friedrich Kammerer. Vor heute fast genau einem Jahrhundert erfand Kammerer die Zündhölzer, welche die Menschheit in den Stand setzten, fast mühelos durch Reibung eine Flamme zu

erzeugen. Wir Heutigen, die wir gewöhnt sind, unsere Schachtel Streichhölzer dauernd in der Hosentasche mitzuschleppen und uns unglücklich fühlen, wenn wir sie mal zu Hause vergessen haben, wir vermögen uns kaum mehr eine Vorstellung von der einschneidenden Bedeutung jener Erfindung gerade für den Alltag des Lebens zu machen. Das Feuer, einst heilig geachtet und in Tempeln gehütet, als Herdfeuer bewacht und gehegt, das Feuer, nicht ohne Schwierigkeiten noch in einer Zeit zu erzeugen gewesen, da man die Benutzung von Stein und Zunder kannte, da man „Feuer schlug" — erst Kammerer hat es zum billigen und selbstverständlichen Besitz jedes Menschen gemacht. Siebzig Jahre lang haben wir Deutschen, nein, hat alle Welt mit Kammerers Zündhölzern Feuer gemacht, mit diesen Hölzchen, deren Kopf aus Phosphor bestand, deren Schaft mit Schwefel überzogen war. Bis Anno 1903 die Phosphorhölzer ihres Giftgehaltes wegen verboten wurden. An ihre Stelle traten die — auch von einem Deutschen erfundenen — Böttgerschen Zündhölzer, die ungiftig waren. Aber — wieder gilt das Wort von dem Propheten, der nichts gilt — sie kamen nach Deutschland auf dem Umweg über Schweden, und als sogenannte Schwedenhölzer bürgerten sie sich dann sehr schnell bei uns ein. Aber das Prinzip der Schwedenhölzer ist kein anderes als das der Kammererschen Phosphorhölzchen; nur in der chemischen Zusammensetzung der verwendeten Stoffe weichen sie von ihrem Ahnen ab. In ungezählten Millionen von Exemplaren täglich verbreitet und verbraucht, haben sie nicht verhindern können, daß ihr geistiger Vater vergessen ist, daß sein Name niemandem mehr etwas sagt, daß wir besser um Ivar Kreuger Bescheid wissen als um jenen bescheidenen Techniker und Erfinder, ohne den das phantastische Schicksal dieses Streichholzmagnaten nicht möglich gewesen wäre.

Der Umkreis jener deutschen Menschen, die durch ihr Ingenium, durch irgendeine wesentliche Erfindung oder Entdeckung die Welt reicher gemacht, sie auf dem oder jenem Gebiet einen Schritt vorwärts gebracht haben und von ihrer eigenen Generation verkannt, von einer undankbaren Nachwelt vergessen worden sind, ist mit den wenigen von mir genannten Namen nicht abgeschritten. Welches Gebiet unseres technischen Wissens, unserer Arbeit wir auch immer forschend abtasten mögen, überall hatten die Deutschen ihre Hand im Spiel. Denken wir nur etwa an die Kunst des Spinnens, eine der ältesten Handbeschäftigungen überhaupt. Gewiß, die moderne Maschinenspinnerei ist ein wesentliches, unbestreitbares Verdienst der Engländer, ist untrennbar mit Namen wie Arkwright, dem Erfinder der Watermaschine, Hargreaves, dem Erbauer der Mule Hennay, mit Roberts, Marshall und anderen verbunden. Aber wenn auch Arkwright aus Nottingham den Ruhm für sich in Anspruch nehmen durfte, die erste brauchbare Konstruktion einer Spinnmaschine geliefert zu haben — das ein Vierteljahrtausend vorher, Anno 1530, von dem Deutschen Jürgens aus Watenbüttel im Braunschweigischen erfundene Spinnrad bedeutete für die Technik jener Zeit einen mindestens ebenso

gewaltigen Fortschritt. Denn dieses Spinnrad, das die alte Spindel oder Kunkel ablöste, setzte den Menschen erstmalig in den Stand, kontinuierlich zu spinnen, d. h. stetig Faden zu drehen und gleichzeitig auf eine Spule zu drehen, ein Vorgang, zu dem man bis dahin durch all die vorangehenden Jahrhunderte hindurch zwei getrennte Arbeitsgänge brauchte.

Was beweist dies alles? Worin finden wir die Ursache für den merkwürdigen Umstand, daß so viele gute deutsche Namen ruhmlos verweht und verschollen sind, daß die Nachwelt sie um ihre Unsterblichkeit betrogen hat? Gewiß: Undankbarkeit eines Volkes, das zu reich war an großen, genialen und einfallsreichen Köpfen, als daß es sie nach Verdienst hätte würdigen können, mag viel dabei mitgewirkt haben. Aber doch nicht nur Undankbarkeit. Daneben noch ein anderes: die im Unterbewußtsein des Deutschen schlummernde Überzeugung, daß solche Erfindungen, solche Entdeckungen nicht Eigentum eines einzelnen und auch nicht Eigentum eines Volkes bleiben durften, daß sie der ganzen Welt gehörten.

Was aber der ganzen Welt gehört, das bleibt anonym. Wir Deutschen haben immer eine demütige und stolze Unterwerfung unter unsere Sendung, wie wir sie verstanden haben, und unser Schicksal den anderen vorgelebt. Nicht Eigennutz war das Leitmotiv jener Männer, deren Namen ich nannte. Sie dienten einer Idee, die höher stand als das Streben nach persönlichem Vorteil, nach wirtschaftlichem Gewinn. Darum waren sie alle so unpraktisch, so ungeübt in der Ausnutzung ihrer Erfindungen und Entdeckungen, wurden sie so oft von den geschäftstüchtigen Angehörigen anderer Nationen um den Erfolg ihrer Arbeit betrogen. Da sie nun tot sind, seit langem schon, kann keine Nachwelt ihnen geben, was ihnen ihre eigene Epoche versagte.

Was ist Rasse?

(Fortsetzung unserer Berichte aus Nr. 32)

Prof. Erwin Baur, den Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Pflanzenforschung in Müncheberg i. d. Mark, traf ich an einem gluthellen Sommermorgen auf seinen buntblühenden Löwenmaulfeldern, deren Blüten das Idealversuchsmittel pflanzenrassischer Züchtungen sind. Er antwortete auf unsere Frage:

„Was ist Rasse?"

„Rasse ist eine Gruppe von erblich gleichen Individuen. Allerdings wird eine genaue Erbgemeinschaft, wie wir Pflanzenzüchter sie kennen, beim Menschen nie zu erzielen sein. Wir sind von gleicher Rasse, wenn bei uns eine Reihe erblich wichtiger Eigenschaften gleich ist."

„Wie kommt es, Herr Professor, daß wir bei Kulturpflanzen und Tieren, die gekreuzt wurden, keine Degenerationserscheinungen erleben?"

„Das ist ganz einfach. Bei allen Tieren und Pflanzen ersetzen wir die natürliche Zuchtwahl durch eine ganz bewußte künstliche. Wir suchen uns nur diese Individuen zur Weiterzucht heraus, die in allen Eigenschaften unseren Anforderungen entsprechen. Wir können deswegen mit Rasse- und sogar Artkreuzungen arbeiten, denn wir suchen uns in den späteren Generationen durch schärfste Zuchtwahl die Pflanzen oder Tiere aus, die in sich alle Vorzüge der beiden gekreuzten Rassen, nicht aber ihre Fehler aufweisen. Das ist aber nur möglich, wenn wir bei dieser Zuchtwahl über ein sehr großes Material verfügen. Ich will Ihnen gleich ein Beispiel sagen: Sehen Sie drüben die Rebensorten? Diese wenigen Stämme sind aus einem Material von Millionen ausgesucht. Wenn wir nämlich eine Kreuzung amerikanischer Rebenarten (die eine Meltau- und Reblausresistenz haben, dafür aber schlechte und kleine Beeren tragen) mit europäischen Reben versuchen (die sehr stark krankheitsanfällig sind, dafür aber die gewünschten Traubeneigenschaften aufweisen), dann erhalten wir aus einer Kreuzungsnachkommenschaft von etwa 20 Millionen nur 5—10 Pflanzenindividuen, die die gewünschten guten Eigenschaften besitzen. Alle anderen zeigen mehr oder minder unerfreuliche Mischungen von guten und schlechten Erbanlagen. So kann es z. B. leicht kommen, daß bei einer solchen Züchtung die Beeren der neuen Pflanzen klein und außerdem noch krankheitsanfällig sind. Man kann es sich bei Pflanzen leisten, auf das schärfste zu selektionieren, d. h. Auslese zu treiben, um eine besondere Sorte züchten zu können. Ein gleicher Versuch wäre beim Menschen undenkbar, denn, kraß gesprochen, könnte man doch nicht 20 Millionen totschlagen, um 5 hochwertige Menschen zu züchten. Deswegen sind hier alle starken Kreuzungen unerwünscht."

„Ist Liebe eigentlich ein blutsmäßig richtiger Instinkt und ein Hinweis des Schicksals in rassischer Gebundenheit?"

„Sie könnte es sein... Sie ist es nicht mehr! Der richtige Instinkt ist durch vielen menschlichen Irrtum verlorengegangen, aber man kann ihn wieder erziehen. Ich kann mir z. B. nicht denken, daß die Menschen, die hier mit mir zusammen arbeiten und denen täglich und stündlich das große und ewige Bild der Natur vor Augen steht, eine sehr falsche Wahl treffen könnten. Der Gedanke, Glied in der Kette eines emporblühenden Geschlechtes zu sein, erfüllt jeden mit solcher tiefen Verantwortung, daß er auch den andern, den er liebt, mit bewußteren Augen ansieht.

Sehen Sie sich diese Löwenmaulpflanzen an! Bei unseren Züchtungsversuchen haben wir Arten gekreuzt, die in ihren Entwicklungstendenzen ganz verschieden sind. Es wurde hier ein Löwenmaul aus dem Hochgebirge genommen, dessen Seitenäste sich fest an die Felsen anpressen, um vor Wind und Wetter geschützt zu sein. Diese Art haben wir mit der hochwüchsigen des Flachlandes gekreuzt. Dort hinten stehen die Neuzüchtungen. Es sind ganz traurige und beinahe lächerliche Pflanzen, deren Verschiedenheiten sich in sich selbst bekämpfen. Der Stengel will nach oben, die Äste drängen nach unten, und nun steht das Pflänzchen da wie ein trauriger Soldat, der von allen Himmeln verlassen wurde. Wenn man nun Menschenrassen ebenso unmöglich kreuzt, so sieht man, daß man dem Willen der Natur entgegenwirkt, und das Unglück dieses Schicksals haben die armen Geschöpfe durch ihr Dasein hindurchzutragen."

„Was sind heute nach Ihrer Meinung die wichtigsten Aufgaben der Rassenpflege?"

„Es gibt zwei Hauptgefahrpunkte: Die rassenmäßige Verschlechterung und die Abnahme der Bevölkerung

überhaupt. Die rassenmäßige Verschlechterung ist die Folge eines Aufhebens der natürlichen Zuchtwahl. Sie erhält bei allen wilden Tieren und Pflanzen die Rassen rein und erbgesund. Bei den Kulturvölkern ist sie heute beinahe aufgehoben oder arbeitet in verkehrter Richtung. Wir ziehen heute alle körperlichen und geistigen Krüppel, alle Idioten und zahllose Menschen mit vererbbaren Fehlern auf und verwenden Mühe darauf, sie ins fortpflanzungsfähige Alter zu bringen. Ein weniger verbildet lebendes Menschenvolk hätte dieses minderwertige Material schon in frühester Jugend ausgemerzt. Auf der anderen Seite erleben wir wieder das Unglück, daß die erblich bestveranlagten Volksgenossen wesentlich weniger Kinder zeugen, als zur Erhaltung ihrer Zahl notwendig wäre. Dagegen ist bekannt, daß sich schwachsinnige Menschen ohne jede Hemmung vermehren. So haben wir eine völlige Umkehr der Zuchtwahl. Jeder Landwirt weiß, wenn er von seinen Haustieren die besten Tiere schlachten würde und nicht zur Fortpflanzung kommen ließe, dafür aber die minderwertigen Individuen weiterzüchtete, seine Rassen hoffnungslos entarten müßten. Diesen Fehler, den kein Landwirt mit seinen Tieren und Kulturpflanzen begehen könnte, lassen wir im Namen der Humanität im großen Ausmaße bei uns selbst geschehen, anstatt dafür zu sorgen, daß all diese minderwertigen Menschen sich nicht mehr fortpflanzen. Eine einfache und in wenigen Minuten durchführbare Operation macht das ohne weiteres möglich. Sexualverbrecher sollten vor allen Dingen sterilisiert werden, damit furchtbares Unglück unschuldiger Frauen und Kinder verhindert wird. Außerdem wollen wir endlich dafür sorgen, daß unseren erbgesunden Familien eine verhältnismäßig große Kinderzahl ermöglicht wird."

„Wie steuert man der geringen Bevölkerungszunahme?"

„Unsere ganze ‚verstädterte' Bevölkerung könnte man zu einem großen Teil wieder zurück aufs Land bringen. Wir müssen alles, was überhaupt im Inland von landwirtschaftlichen Erzeugnissen hervorgebracht werden kann, in der Heimat erzeugen, um möglichst viele Menschen damit zu beschäftigen. Es muß mit allen Mitteln erreicht werden, daß unsere heute vollkommen entwurzelte städtische Arbeiterbevölkerung wieder seßhaft wird, das bedeutet, daß man eine Stadtrandsiedlung und die Verlegung der Industrie aus den großen Städten mit allen Mitteln begünstigt."

„Wie stellen Sie sich zu der Frage der Rassenreinheit?"

„Reine Rassen in dem Sinn, wie wir Pflanzen- und Tierzüchter und Vererbungsforscher das Wort anwenden, gibt es beim Menschen überhaupt nicht, und größere, völlig rassenreine Völker hat es sicher nie gegeben. Auch das deutsche Volk ist eine Mischrasse, entstanden aus der Vermischung von mehreren verschiedenen Ausgangsrassen. Aber eine solche Mischung braucht durchaus nicht etwas Schlechteres zu sein als eine reine Rasse. Es kommt nicht darauf an, nunmehr ein derartiges Volk, wie etwa unser deutsches, durch Reinzüchtung seiner einzelnen Rassenbestandteile wieder zu zerlegen, sondern es kommt gerade darauf an, das vorhandene Mengenverhältnis der einzelnen Bestandteile zu erhalten. Das ist aber nur möglich, wenn in diesem Volk eine naturgemäße Zuchtwahl auf Erbgesundheit hin waltet und wenn verhütet wird, daß volksfremde Bestandteile, vor allen Dingen solche mit minderwertiger Veranlagung, in nennenswertem Ausmaße zuwandern. An einer derartigen Zuwanderung fremder Rassen ist beispielsweise größtenteils das alte Rom zugrunde gegangen. Auch zu Ende der Kaiserzeit bestand die übergroße Masse der Bevölkerung Roms nicht mehr aus Nachkommen der alten Römer, welche das Reich und die Kultur geschaffen hatten, sondern aus den Nachkommen von Ostasiaten, Nordafrikanern und Osteuropäern, die ursprünglich als Sklaven nach Italien eingeführt waren. Genau so war auch unter allen Umständen die starke Einwanderung von Ostjuden, die nach dem Kriege bei uns eingesetzt hat, in höchstem Grade unerwünscht und gefährlich, und eine gesunde Rassenpolitik muß derartige Dinge künftig verhüten. Auf diesem Gebiet sind heute die Nordamerikaner uns weit voraus, die grundsätzlich erblich minderwertige Menschen und außerdem ganz generell Angehörige gewisser fremder Rassen überhaupt nicht einwandern lassen."

„Ist nach Ihrer Meinung heute noch Zeit, dem drohenden Verfall Einhalt zu bieten?"

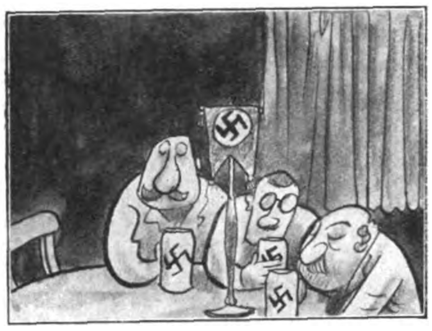
„Ja, gewiß, aber wir dürfen keine Zeit mehr verlieren und müssen mit den eben geschilderten Maßnahmen, mit einer verständigen Agrarpolitik, einer großzügigen ländlichen und bäuerlichen Siedlung und Stadtrandsiedlungen anfangen. Dann werden wir ein gesundes und starkes Deutschland erleben!"

Der heimatliche Boden glüht und leuchtet. Die Erblehre blüht in sommerlichen Blumen wie eine große Erkenntnis, und in ihren sanften Gesichtern spiegelt sich der Wille des ewigen Gestalters, der selbst von den geringsten Geschöpfen die Erhaltung der Art als ehernes Gesetz fordert.

Charlotte Köhn-Behrens.


ORIENT. TAB. U. CIGART. FABR. „YENIDZE" INH. HUGO ZIETZ, G.M.B.H. DRESDEN
SALEM
GOLD
EXTRA MILD
EXTRA MILD
3 1/3 ₰

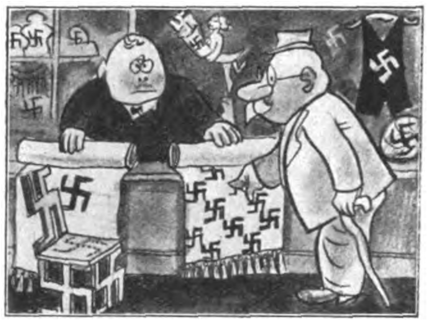
Glossen der Woche



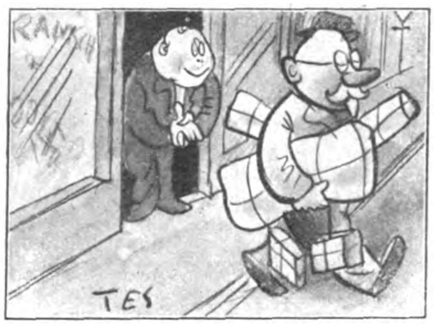
1. Hier sitzen noch drei Biertischbrüder,
der vierte ging und kommt nicht wieder;
er lenkt nach altgewohnter Sitte
heimwärts die bierbeschwerten Schritte.



2. Hier ruft er seinem Weib entgegen:
„Jetzt heißt es einmal überlegen,
wie wir, um schwer zu imponieren,
die Zimmer ‚national‘ verzieren.“



3. Um zu beheben diese Sorgen,
marschiert er flugs am nächsten Morgen
zu einem Laden, kitschgefüllt,
der gradezu nach Strafe brüllt.



4. Nachdem nun der Bedarf gedeckt ist
Und 's Nationalgefühl geweckt ist,
geht heim der Käufer, und am Ende
reibt sich der Händler froh die Hände.

Pidder Lüng.



„Herr Vorsteher, ist dies hier oder da drüben der Zug ins Blaue?“

„Das ist ganz gleich, beide fahren nach Österreich!“

Anerkennungsschreiben

Die Sitten dieses verruchtesten Volkes sind schon so erstarkt, daß sie in allen Ländern sich verbreitet haben: den Siegern haben die Besiegten ihre Gesetze gegeben! (Seneca.)

Was ist gerechter, als daß man ihnen wieder nimmt, was sie auf betrügerische Weise gewonnen haben? (Peter de Clugny, 1146.)

Wie es unmöglich ist, daß die Schlange läßt ihr Stechen, so wenig läßt der Jüde von seinem Sinn, Christen umzubringen und zu morden, wo er nur kann. (Tischreden Luthers.)

Ich kenne eine Gegend, wo die jüdische Bevölkerung auf dem Lande zahlreich ist, wo es Bauern gibt, die nichts ihr Eigentum nennen; von dem Bette bis zur Ofengabel gehört alles Mobiliar dem Juden.

(Bismarck, 1847.)

Ist doch keine Stadt, kein Dorf, es hat Gassen von Jüden.

(Tischreden Luthers.)

Syrer und Juden — Völker, die zur Knechtschaft geboren sind.

(Cicero, De prov. cons. V.)

Ich billige alle gesetzlichen Maßregeln zur Sicherung des Volkes gegen dessen Ausbeutung durch den Judenwucher. Oder soll ein fremdes, eingedrungenes Volk über uns herrschen?

(Abt Trithemius, 1492.)



„Ob es wohl ein herrliches Gefühl ist, wenn man fliegt?"

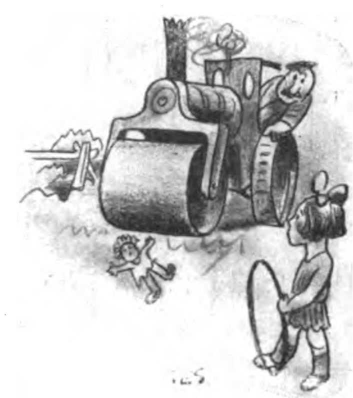
„Hm, da könnte man ja mal die ehemaligen Herren vom Mitteldeutschen Rundfunk fragen."



„Sahren Se mal, Herr Oba, in Ihrem Restorang können aber keene feinen Leute vakehrn!"

„Warum nicht?"

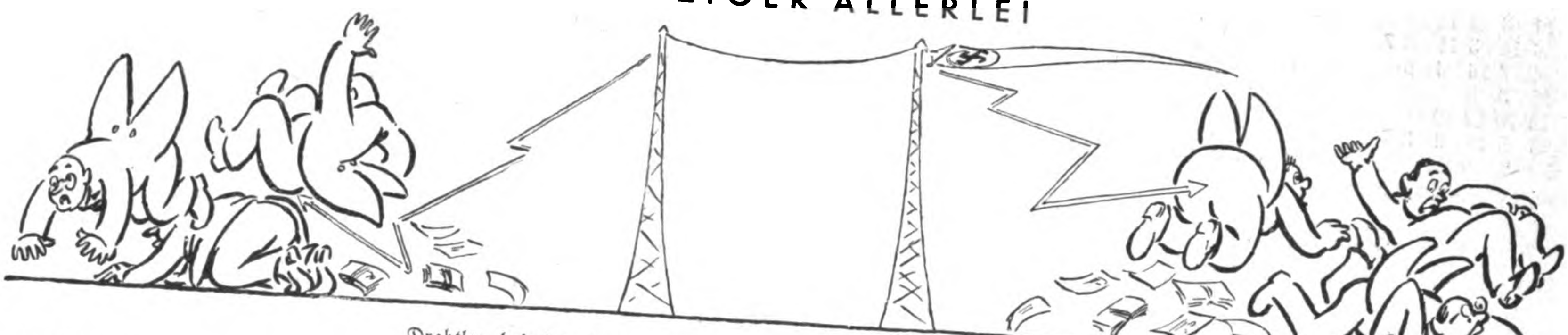
„Na, an so 'nem Messa reißt man sich ja 'n Schnabel uff!"



„Heda, Kind, nimm deine Puppe dort weg!"

„Och, fahren Sie nur ruhig drüber, das ist eine unzerbrechliche Puppe!"

LEIPZIGER ALLERLEI



Drahtlos heimsten den Draht sie ein, nun funkt der Rundfunk säubernd drein.

RÄTSEL

Balkenrätsel

Die Balken sind so umzustellen, daß die waagrechten Reihen ein Zitat unseres Führers ergeben.

r	r	e	i	e	w	d	w
e	i	g	d	s	n	e	n
r	g	n	r	n	e	e	i
n	i	s	e	d	d	e	n
s	g	st	r	e	e	i	i
l	e	i	l	s	a	s	e
e	sch	a	d	t	st	l	u
h	l	r	d	t	n	e	i

Zahlenrätsel

1 2 3 4 5 6 7 2 8 = bibl. Ort
4 20 7 6 9 10 = deutscher Dichter
9 11 8 3 12 10 = Jäger
13 6 14 3 11 2 7 = Erzengel
15 4 7 16 6 9 = feuerspeiender Berg
12 17 2 9 = Wärmespender
7 12 18 18 2 = Mädchenname
16 6 5 19 2 3 7 = Kindertheaterfigur

Die Anfangsbuchstaben ergeben den Namen einer deutschen Jugendbewegung.

Silbenrätsel

Aus den Silben: bal, bar, ber, ber, ce, chon, da, den, di, e, e, er, gym, hall, hard, i, i, ib, iv, last, lat, lo, lot, mo, na, na, na, na, nie, ri, ro, sa, sau, se, see, sen, si, sti, the, ti, ü, um, un, us sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen einen Ausspruch des Reichspräsidenten ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Matrose, 2. Männername, 3. nord. Dichter, 4 span. Stadt, 5 engl. Schloß, 6. vorsintflutl. Tier, 7. Ort in Oberbayern, 8. Zuladung, 9. westfäl. Stadt, 10. einfältig, 11. Bildungsstätte, 12 weibl. Vorname, 13. Pflanze, 14. Schüler des Apostels Paulus, 15. Versmaß, 16. Spott.

Rösselsprung

		fak	vol		
	des	kunft	le	to	
ler	lich	kes	den	er	ben
te	zu	hit	wol	tra	ren
wirk	wir	gen	als	di	fas
schen	kräf	len	dolf	der	die
	le	deut	gen	sen	
		a	al		

Diagonal-Silbenrätsel

Aus den Silben: ar, bald, be, bru, chi, der, gi, flo, lauf, ment, mo, o, rad, re, ron, ski, sonn, ster, tag, ten, to, tor sind 7 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben ein in Not befindliches deutsches Land und der erste Buchstabe in der ersten, der zweite in der zweiten, der dritte in der dritten Zeile usw. den Namen eines Monats ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Oper von Weber, 2. Sport, 3. Trauerfest, 4. Verbrennungsmaschine, 5. engl. Männername, 6. Heeresformation, 7. Mönch (ch = 1 Buchstabe).

Rösselsprung

len	ga	er	be	du	ein	nen	der
zu	ste	in	wer	schaft	nicht	strie	ne
auf	fül	ben	ber	be	oh	an	kön
hen	wer	trennt	li	den	wirt	und	han
ge	chen	ver	wer	a	del	sie	volks
den	sein	stark			schaft	von	land
ge	nicht	die	eint	ge	an	ten	dür
um	.sie	nug	der	größ	fen	wirt	ein

Zahlenrätsel

1 2 3 4 5 6 7 2 1 5 = adelige Persönlichkeit
2 6 8 9 6 = sagenhafter Liebhaber
10 1 11 11 9 2 = Fahne
12 13 14 9 11 15 1 16 10 = Siegerauszeichnung
5 1 16 4 9 11 17 = Zahl
16 11 18 1 2 11 = europ. Staat

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und die Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, ergeben einen Notruf des deutschen Volkes (ei = 1 Buchstabe).

Viersilbig

Das erste Wort treibt, schnürt, gibt Halt,
Mag sein, daß man ihn enger schnallt.
Das zweite ist ein Handwerksmann,
Wer zahlt, den zieht er vornehm an.
Das ganze schuf mit Künstlerhand
Begnadet' Werk im Frankenland. B.

Gegensatzrätsel

Von folgenden Wörtern sind solche mit gegensätzlicher Bedeutung zu suchen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben den Namen eines großen Philosophen. Außen, Abend, nichts, alt, oben, Hügel, traurig, trüb, Jugend, überall, Lob.

Lösungen aus Folge 32:

Gegensatzrätsel: Mitte, unten, Erde, niemals, Chor, hoch, ernst, neu = Muenchen. ✵ **1. Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. rufen, 4. Agram, 7. wen, 8. Bassist, 10. Egon, 11. Abt, 12. Uri, 13. Amur, 14. Unsitte, 15. Ena, 16. Seuche, 17. agrar. Senkrecht: 1. Reblaus, 2. Eisbruch, 3. Rettung, 5. Goering, 6. Mynherr, 9. Sau. ✵ **2. Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Reh, 3. Ems, 5. wir, 7. Esau, 8. Eibe, 9. Spanien, 16. Lasso, 17. Sedan, 19. Eimer, 21. Beten, 26. Italien, 28. Amen, 29. Otto, 30. Bad, 31. Lot, 32. Ems. Senkrecht: 1. Rega, 2. Hast, 4. Man, 5. Wink, 6. Reck, 10. anno, 11. Igls, 12. Satin, 13. Esten, 14. Regen, 15. Nadel, 16. Lie, 18. non, 20. Rota, 21. Brei, 22. Stab, 23. Ried, 24. Ente, 25. Epos, 27. Leo. ✵ **Rösselsprung:** Junge Kraft und alte Größe, / Hakenkreuz und Schwarz-Weiß-Rot — / Feierlich dein Haupt entblöße, / Wo dies herrliche Zeichen loht! / Jubelnd wie Fanfarenstöße / Kling' es hell nach Schmach und Not: / Junge Kraft und alte Größe, / Hakenkreuz und Schwarz-Weiß-Rot! Anacker. ✵ **Wunsch:** Ur — Laub — Urlaub ✵ **Silbenrätsel:** 1. Erde, 2. Rechnung, 3. Sahara, 4. Tarnow, 5. Wilson, 6. Ähren, 7. Genua, 8. Eiland = Erst wäge, dann wage. ✵ **Telegrammrätsel:** Widerhall, Kowno, Iller, Andersen, Tristan, Einhorn, Gneisenau, Hedwig, Volksküche, Evolution, Brügge, Eiderdaunen. „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern." ✵ **Wandlung:** Ball. ✵ **„Getrennt und verbunden":** Reich — Wehr — Reichswehr. ✵ **Kreuzwortsilbenrätsel:** Waagrecht: 1. Helene, 3. Mitternacht, 5. Rose, 7. Freitag, 8. Robe, 10. Dantebad, 12. Otter, 13. Sense, 15. dito, 16. Leokadia, 17. Zenit, 18. Nadel, 20. Tabu, 21. Wespennest, 23. hili, 25. Torte, 26. Bauer, 28. Rezeptur, 29. Benito. Senkrecht:. 1. Herero, 2. Nero, 3. Mittag, 4. Nachtwächter, 6. Sedan, 7. Freibad, 9. Besen, 11. Telekanopen, 12. Otto, 14. Selenit, 15. Diana, 17. Zebu, 19. Delhi, 20. Tagore, 21. Weste, 22. Nestbau, 24. Libretto, 25. Tortur, 27. Erbe.

SCHACHECKE

Partie.

Gespielt in einer Simultanvorstellung des Bayerischen Meisters 1933, Zollner, auf 23 Brettern.

Caro—Cann.

Weiß: Zollner.	Schwarz: Köster.
1. e2—e4	c7—c6
2. d2—d4	d7—d5
3. Sb1—c3	d5×e4
4. Sc3×e4	Sg8—f6
5. Se4×f6	e7×f6
6. c2—c3	c6—c5
7. Lf1—d3[1]	c5×d4
8. c3×d4	Sb8—c6
9. Sg1—f3	Lf8—b4†?[2]
10. Lc1—d2	Lb4×d2
11. Dd1×d2	0—0
12. 0—0	Lc8—g4[3]
13. Tf1—d1[4]	Lg4×Sf3
14. g2×f3	g7—g6[5]
15. Ld3—e4	Ta8—c8
16. Kg1—h1[6]	f6—f5
17. Le4×f5!!![7]	g6×f5
18. Td1—g1†	Kg8—h8
19. Dd2—h6	Dd8×d4![8]
20. Ta1—d1	Dd4×b2
21. Td1—d2	Db2—c3
22. Td2—d3!	Dc3—b2[9]
23. f3—f4!!![10]	Tf8—g8
24. Dh6×h7†	Aufgegeben

[1] Der Isolani d4 ist in dieser Partieanlage sehr stark.

[2] Der erste schwächere Zug; Weiß gewinnt ein Tempo. Besser wäre Ld6.

[3] Gut angelegt! Das Aufreißen des weißen Königsflügels ist erzwungen.

[4] Der beste Zug.

[5] Auf 14. ...., Sc6×d4 folgt 15. Ld3×h7† und die Partie sieht nach Remis aus.

[6] Vorbereitung für eine kommende Kombination.

[7] Eine 8zügige, genau angelegte Kombination!

[8] Erzwungen. Auf Tf8—g8 folgt Tg1×Tg8, Dd8×Tg8; Ta1—g1, und Schwarz verliert die Dame!

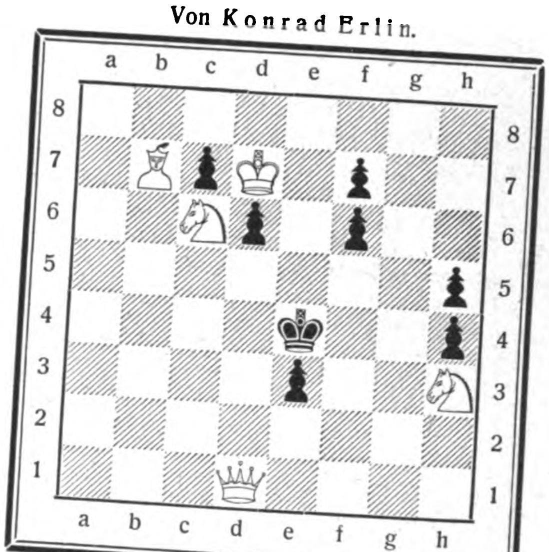
[9] Auf Dc3—e5 folgt f3—f4 und auf De5—e4†, f2—f3, und Schwarz ist verloren.

[10] Die Schlußpointe der ganzen Kombination ist ein stiller Zug! Schwarz kann das drohende Matt auf g7 oder h7 nicht mehr decken.

W.

Aufgabe.

Von Konrad Erlin.



Weiß: Kd7, Dd1, Lb7, Sc6, h3 (5)

Schwarz: Ke4, Bc7, d6, e3, f7, f6, h5, h4 (8)

Weiß zieht und setzt in 2 Zügen matt.

Eine nette, leichte Aufgabe.

Lösung der Aufgabe in Folge 31.

1. Tf4—a4!, Kc5—d5; 2. Ka5—b4, Kd5—e4; 3. Kb4—c5!!††.

DEUTSCHER WELTREKORD IM SEGELFLUG

(Schluß zu Seite 1030)

Es ist für uns Deutsche eine große Genugtuung, daß man die für die Öffentlichkeit eindrucksvollste Spitzenleistung im Segelfliegen endlich wieder für Deutschland buchen konnte, dessen führende Stellung in der gesamten Entwicklung des Segelfluges unübertroffen dasteht. Unter dem Druck und dem Zwang des Versailler Friedensvertrages sind alle diese fliegerischen Leistungen geboren, die unter normalen Verhältnissen bestimmt nicht annähernd erreicht worden wären.

Schmidt ist ebenso wie der unvergeßliche Meistersegelflieger Ferdinand Schulz ein Ostpreuße, und wieviel Helden sind schon aus seiner Heimat erstanden!

Unsere Zeit lebt schnell. Was gestern bestaunt und bejubelt wurde, ist morgen vielleicht schon „nicht mehr aktuell“ und von der Menge vergessen oder als überholt abgetan. Doch Schmidts Rekordleistung wird nicht so leicht einen neuen Anwärter finden.

Als Otto Lilienthal in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch seine ersten Gleitflüge in Lichterfelde bei Berlin, in Stölln im Westhavelland und anderen Orten den Grundstein des menschlichen Fliegens legte und der Altmeister der Flugkunst wurde, hielt man seine Versuche für wertlos, seine Ideen wurden belächelt, man vernichtete sogar wertvolles Material von ihm. Erst lange Jahre darnach hat man die Schwere des Verlustes zu beurteilen gewußt. Lilienthals weitschauender Blick sah schon die heutigen Leistungen voraus, die man noch vor einigen Jahren als Phantasie ansah.

Was war es für ein Jubel und Staunen, als Dipl.-Ing. Klemperer am 30. August 1921 auf seinem Eindecker „Blaue Maus“ der Flugwissenschaftlichen Vereinigung Aachen in der Rhön von der Wasserkuppe zu einem Fluge nach Gersfeld aufstieg und nach einem Segelflug von 13 Minuten in der Nähe von Gersfeld landete!

Zugleich war es das erstemal, daß ein motorloses Flugzeug einen Überland-Zielflug ausgeführt hatte. Bald folgten die Stundenflüge der damals bekanntgewordenen Segelflieger Martens und Hentzen, und nun setzte ein Wettlauf ein, um neue Leistungen zu schaffen oder neue Formen dem Segelflugzeug zu geben, um Höchstleistungen zu vollbringen. Akademiker, Hand in Hand mit dem Arbeiter, und auch Laien griffen gemeinsam zu, um ein Ziel zu erreichen, Deutschland die erste Stelle im Segelflug zu sichern, und lange Jahre vergingen, ehe es dem Ausland gelang, unter Anlehnung an unsere Vorbilder den deutschen Leistungen nahe zu kommen.

Ein Wunder war es, als 1925 der fabelhafte ostpreußische Lehrer Ferdinand Schulz den Rekord des französischen Segelfliegers Maneyrole in Rossitten durch einen zwölfstündigen Segelflug überbot.

Schulz flog auf einem selbstgebauten, primitiven Apparat, von dem man damals allerlei Seltsames vernommen hatte. Die Fachleute hatten nicht vergessen, daß Schulz im Rhönwettbewerb von der Technischen Kommission nicht zugelassen worden war, weil man seinen Apparat als unvollkommene Konstruktion und daher als zu gefährlich betrachtete.

Und mit diesem Apparat flog er seiner Zeit den Weltrekordsegelflug! Die Maschine von Schulz war so einfach gebaut, daß man anfangs davon redete, sie sei aus Besenstielen und Bettlaken zusammengesetzt. Nicht die Maschine von Schulz gegenüber den anderen bestehenden Segelflugzeugen, sondern der Mensch, der Flieger Schulz, hatte die große Leistung vollbracht und als erster wieder gezeigt, daß man sich stundenlang bei aufsteigendem Winde am Abhang aufhalten kann.

Verlag: Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO. Thierschstraße 11-17, Fernsprecher: 20647 u. 22131. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post und durch jede Buchhandlung monatlich 86 Pfennig, durch Umschlag M. 1.45. Versand ins Ausland durch Umschlag monatlich M. 1.45, für Länder mit ermäßigtem Porto M. 1.25. Postscheckkonto: München 11346; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern, Postscheck III 7205. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank, Filiale Kaufingerstraße. / Der „Illustrierte Beobachter“ erscheint wöchentlich am Samstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39 II, Fernruf: 20755 und 20801. Hauptschriftleitung und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dietrich Loder, München; Berliner Schriftleitung Dr. Hans Diebow; verantwortlich für Anzeigen: Erwin Finkenzeller, München. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. / Österreich: Für den Inhalt verantwortlich Eduard Steinaaßlinger; Auslieferungsstelle N. S. V.-Verlag, beide in Linz a. d. D., Langgasse 4/I. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Adressenvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Organisationsleben muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.

Diese Ausgabe darf in Lesezirkeln nicht geführt werden

Bis zum Jahre 1926 waren die Möglichkeiten zum Segelfliegen noch nicht völlig erkannt und ausgenutzt worden, man hatte lediglich den sogenannten Hangwind ausgenutzt, das heißt die Wirkung der aufsteigenden Luftströme im Gebirge. Da sich das Segelfliegen, wenn es größere Verbreitung finden sollte, nicht allein auf den Abflug im Gebirge beschränken konnte, mußte der Luftraum, was die zwangsläufige Folge war, über ebenem Gelände erschlossen werden. Und tatsächlich gelang es in kurzer Zeit, neue Wege zu finden, die eine unerhörte Steigerung der Segelflugleistungen zur Folge hatten. Man wich hierbei von der alten Startmethode des Abschleuderns des Flugzeuges beim Start mit einem Gummiseil ab, und ließ sich durch Autoschlepp oder durch ein Motorflugzeug in größere Höhen bringen, um die dort herrschenden thermischen Winde auszunutzen, das heißt die Energien, die durch übermäßige Erwärmung der Luft an irgendeiner Stelle der Atmosphäre zur Auslösung kommen.

Auch die Erschließung des Wolkensegelfluges wurde in Angriff genommen unter besonderer Ausnutzung der Kumuluswolkenbildung, um durch ständiges Kreisen unter den Wolken im Aufwindfeld zu bleiben. Weiterhin beschäftigte man sich eingehend mit der Erschließung des sogenannten „Frontsegelfluges", das heißt der Ausnutzung der starken Winde, die vor den Böen und großen Gewitterfronten entstehen.

Alle diese wissenschaftlichen Versuche führten zu einer ungeahnten Steigerung der Segelflugleistungen. Die Streckenflüge mit motorlosen Flugzeugen sind von 56 Kilometer im Jahre 1926 (Pilot Kegel) und 150 Kilometer im Jahre 1929 (Kronfeld) auf 272 Kilometer im Jahre 1931 (Pilot G. Grönhoff) gestiegen. Auch die Höhen, die erreicht wurden: im Jahre 1928 350 Meter Höhe, wurde bereits im Jahre 1929 mit einer Startüberhöhung von 2589 Meter übertroffen.

Wiederholt wurde die Frage gestellt, welche Bedeutung der Segelflugsport praktisch hätte. Der Wert des motorlosen Fliegens ist wohl unumstritten. Für die Flieger ist er eine gute Vorschule, da der junge Flugschüler durch die mannigfaltige Ausbildung am Segelflugzeug große Erfahrungen sammeln kann, die ihm später beim Motorfliegen sehr zu statten kommen. Tausende von jungen Leuten haben schon eine Segelflugausbildung genossen.

Das Forschungsinstitut der Rhön-Rossitten-Gesellschaft hat Weltruf erlangt. Es hat gezeigt, wie der motorlose Flug für das Studium der Flugtechnik und für die Entwicklung neuartiger Flugzeuge ein großer Faktor geworden ist.

Wenn der deutsche Segelflugsport heute an der Spitze einer fliegerischen Weltbewegung steht, so verdankt er diese Stellung nicht allein der unermüdlichen Arbeit aller Beteiligten von Wissenschaft, Technik und Sport, noch höher ist der Geist einzuschätzen, mit dem alle Flugerfolge erzielt worden sind. Unter Entbehrungen und zu jeder Arbeitsmühe bereit, hat sich die junge Fliegergeneration zusammengeschlossen zu höchster Leistungsfähigkeit. In der Erhaltung dieses Geistes und dieser Kraft liegt in der Hauptsache der weitere Erfolg der Zukunft der deutschen Segelfliegerei.

Der Flugsport liebt alle, die arbeiten und erfinden, er braucht Helfer, die treu und tapfer, mit Nichtachtung persönlicher Interessen ans Werk geben, der Sache dienen, um der Sache willen.

Hans Richter.

Der Führer

Von Franz Friedrich Oberhauser

Langsam ritt die Karawane in die Wüste hinein; in die Leere. In die Stunden, die in der Einsamkeit gleichmäßig verliefen, ohne Grenzen. Nur der Tag, wenn er in die Nacht fiel, war Zeit.

Der Führer hatte den Schuafs befohlen, eine Strecke vorauszureiten; sie sollten nach Wind und Stürmen Ausschau halten.

Die Luft flirrte über dem Sand. Der Wind griff nach ihm und trug ihn zu kleinen Wellchen zusammen, dann zu geschwungenen Bogen, bis er große Hügel bildete. Er riß ihn unter den Hufen der schreitenden Kamele fort, daß es manchmal wie ein leises Singen vernehmbar wurde.

Auf den Lasttieren lagen die Schläuche mit Butter unter den Fellen verpackt. Kuskussi und Hobaias, Wollkleider führten sie mit. Auch gab es Drur, eine Art Weihrauch, dessen leichte Wohlgerüche die Basare und Gaststätten füllten. Und buntfarbige Mahazema, Gürtel und Schleier sollten sie an einen Kaufmann in Arauan abliefern.

Ein dünnes Flimmern stieg draußen in der Ferne auf. Ein Verwehen des Lichtes war es; wie ein Hauch lag der erlöschende Tag über der Wüste.

Die Späher kamen zurück und meldeten ihrem Herrn, daß der Weg gut sei.

Ibn Batutah, der Delil, der Karawanenführer, den sie den Meister des Weges nannten, nickte kaum.

Langsam und gleichmäßig ritt er als erster dahin. Wieder vergingen Stunden.

Dann kam eine Rast unter einem spärlichen Palmenbestand an dem verfallenen Gemäuer eines Brunnens.

„Und ihr habt nichts gesehen", fragte der Delil die Späher, während die Karawane in der Oase lagerte. „Nichts, das euren Verdacht erregte?"

„Nichts, Herr! Kein Windhauch bewegte das Meer des Sandes!"

„Kein Windhauch? Und dennoch weiß ich mehr als ihr! Eure Augen mögen jung sein, aber eure Gefühle sind nicht scharf genug; eure Sinne versagen euch den Dienst! Ich brauche euch nicht. Geht schlafen!"

Still und geheimnisvoll ruhig war diese Nacht. Oben kreisten die Sterne.

War das nicht ein sonderbarer Lärm draußen im Sand? Oder sang die Luft, sprach die Nacht?

Ibn Batutah hörte in die Tiefe der Dunkelheit hinein. Im Schimmern des Mondes sah er über die Karawane hinweg; niemand wachte. Alle schliefen. Prüfte ihn sein Schicksal? Versagten ihm seine Sinne den Dienst? Was ging Rätselhaftes durch diese Nacht? Der Menir stand auf und schritt durch die Oase, bis er an den Rand des kleinen Palmenwaldes kam.

Das leise, unbestimmte Singen wurde stärker. Eine drückende Schwüle lastete vom Himmel nieder. Die Sterne bebten, die Luft war in Aufruhr, und eine grauenhafte Hand griff über die Erde.

„Es ist so! Wie es Allah beliebt!" sagte Ibn Batutah vor sich hin.

Der Satan der Wüste erwachte. Ibn Batutah fühlte ihn kommen; unsichtbar und drohend stand er über ihm. Er lief zurück zur Karawane; er erhob seine Stimme, aber er kam zu spät.

Der Sandsturm war da. Plötzlich, von der Erde auf stieg er in den Himmel, drehte sich wie ein Kreisel über die Fläche, nahm die Sandhügel fort, trieb den Sand zu Wellen und Wogen und deckte Täler zu, warf neue Berge auf.

Mag sein, daß die wenigen Palmen die Ursache waren, daß sie ein Schutz waren; mag sein, daß es das Geschick so wollte. Der Sturm tanzte um die Oase herum, er streifte sie, er lief zwischen den hohen Stämmen der Palmen hindurch, und dennoch, dennoch geschah etwas Furchtbares.

Ibn Batutah sprach niemals davon. Er war hart wie der Stein, er war Herr über seine Gefühle. Er verbarg das Rätsel dieser grauenhaften Nacht hinter seinem Schweigen.

Allein und einsam stand er da, indessen seine Stimme vom Sturm zerrissen wurde.

In der Oase sprangen die Kamele auf. Die Späher schreckten aus dem Schlaf und die Chamils rannten ratlos zwischen den verstörten Tieren umher.

Die Augen sahen nichts. Der Sturm legte eine Decke über alle. Einige Sekunden nur, vielleicht eine einzige Minute lang, war diese Nacht so wild. Dann lag wieder der Ruhe über der Erde.

Mühsam erhob sich aus dem Abgrund des Schreckens und der Verzweiflung eine Stimme. Eine einzige. Es war die Stimme des Führers. Seine Worte formten sich und wurden zum Befehl, und ehe der neue Tag über der Wüste stand, erhob sich die auseinandergerissene Karawane aus den Sandwogen, fügte sich wieder zusammen, und die Reise ging weiter.

An diesem Tage aber geschah es, daß Ibn Batutah, der Meister des Weges, unruhig wurde. Er stieg ab und schritt ganze Strecken weit zu Fuß durch die Wüste.

Er fühlte mit den Fingern in die Luft nach ihren leisen Strömungen. Er griff in den Sand, hob ihn auf und ließ ihn prüfend durch die Hand gleiten. Dann änderte er die Wegrichtung, schwenkte in einem unmerklichen Bogen ab.

Und wieder ging es stundenlang weiter, bis Ibn Batutah abermals das Reittier verließ und eine Handvoll























Sand vom Boden aufnahm. Und wieder prüfte und immer wieder.

Die Chamils, die Schuafs und die übrigen Delils, die ihn begleiteten, wagten kein Wort zu sagen oder eine Frage zu stellen über die sonderbare Art des Führers.

Ein Gerücht flatterte auf: Ibn Batutah, der unbesiegte Meister des Weges, den man von Figig bis Tuat kannte, Ibn Batutah hätte in dieser wilden Nacht des Sandsturms seine Sicherheit verloren.

Seine Sicherheit? War das nicht gleichbedeutend mit dem Untergang? War dies alles ringsum nicht wie ein Ozean? So weit, so endlos, so ohne Weg und Steg, ohne Spur.

Aber Ibn Batutah ließ sich nicht durch das aufgefangene Geflüster stören. Er gab keine Antwort; er schwieg.

Dieser seltsame Tag verging. Es kam eine seltsame Nacht.

Aber niemals hob Ibn Batutah den Kopf, um die Sterne zu suchen. Was alle anderen Menir taten, wenn sie eine Karawane durch die helle Wüstennacht führten, Ibn Batutah tat es nicht. Er führte die Karawane weiter, dem Morgen zu.

Die Zweifel kamen. Sie sind das Grauen, das Gespenst der Wüste, wenn der Weg verloren wurde. Sie kommen herbei aus den heißen Lüften, aus dem singenden Sand, aus der endlosen Weite. Und dann ist niemand da, der beistehen könnte, niemand außer dem Schicksal. Und deshalb werden sie stark, diese Zweifel, werden stärker, verwandeln alles, machen die Menschen unsicher. Dann steht alles auf dem Spiel, dann wenden sich die Sinne der Gewalt zu, dem Aufruhr.

Das Mißtrauen erwacht und zugleich die Hoffnung auf die Kameradschaft. Dann ist der Augenblick da, wo die Seele stärker sein muß als der Wille um das nackte Leben, das wie ein dünnes Glas zerschellt in der Einsamkeit, an der Endlosigkeit, am Nichts, an dem kein Halt zu finden ist.

„Er hat die Richtung verloren!" flüstert plötzlich einer, dem die Angst zwischen den Gedanken sitzt.

„Er hat den Weg verloren!" kommt die Antwort.

„Scheggen soll die Führung übernehmen!" sagt ein anderer, und seine Stimme erhebt sich schon, kommt aus dem ersten Geflüster heraus.

„Scheggen!" geht der Ruf weiter, immer deutlicher, klarer, von der Furcht getrieben.

Ibn Batutah hört ihn wohl, diesen Ruf, der anschwillt wie der listige Sandsturm, und der ihn zu überrennen droht, der ihn zwingen will, die Führerschaft abzugeben an einen anderen. Aber ruhig schreitet der Menir weiter.

Als Scheggen nach vorne kommt, zögert er, zu sprechen. Er weiß, er hat den Wunsch hinter sich, aber er will die Führung nicht übernehmen, will sich nicht auflehnen.

„Ich bin noch ein Schüler!" sagte er, „meine Erfahrungen sind gering und ohne Bedeutung. Ibn Batutah aber ist ein Meister des Weges, dessen Ruhm bis Insalah reicht und weiter noch, wie man erzählt, bis in das Abendland!"

„Er führt uns in die Nacht. In die Nacht, die keinen Morgen hat, Scheggen, übernimm also du die Führung!" sagt einer und zieht einen blinkenden Jatagan unter dem Mantel hervor.

Da wendet sich Ibn Batutah um und sagt, ohne die Unzufriedenen, die Rebellen, anzusehen: „Wer das Vertrauen verliert, verliert Allah. Und wer Allah verliert, verliert die Welt!"

Eine Weile ist Schweigen. Dann erhebt sich wieder eine Stimme:

„Also hast du den Weg verloren, Meister des Weges!"

„Und werden wir die Beute der Wüste werden?" kommt das laute Echo von rückwärts.

„Stehe ich nicht ein mit Dia, dem Blutlohn?" erwidert Ibn Batutah mit erhobener Stimme. „Für alles, was hinter mir ist, was mir folgt?"

„Gib Scheggen die Führerschaft! Wir fordern es! Geh' hinterdrein, Ibn Batutah, du bist schwach geworden, du hast die Sicherheit verloren, und damit den richtigen Weg. Wie willst du uns an das Ziel bringen?"

„Noch bin ich der Menir! Ich habe die Herrschaft nicht niedergelegt. Nichts hast du zu fordern. Herr bin ich! Nur ich habe zu geben, das ist alles, was ich dir zu sagen habe. Ich gehe weiter! Füge dich ein, Schuaf!"

Und wieder hebt das sonderbare Tun des Führers an. Wieder nimmt er eine Handvoll Sand, prüft ihn mit der Zunge. Und wieder eine Weile später tastet er nach einem Grashalm, und wieder später horcht er hinein in die Wüste, daraus das Raunen der Elemente kommt.

In gleichmäßigem Schritt gehen die Kamele dahin.

Warum reitet Ibn Batutah voraus? Bleibt so oft stehen? Fühlt in die Luft, tastet nach verdorrten Gräsern, lauscht dem Geflüster des Sandes, der mit einem metallisch klingenden Ton unter den Hufen der wandernden Kamele hervorsingt. Kann er die Richtung fühlen? Nach welchen Gesetzen bestimmt er sie? Voll Aufmerksamkeit sehen ihm seine jungen Schüler zu.

Immer stärker lastet dieser Weg durch die Wüste auf den Menschen.

Da reitet ein Chamil wieder nach vorne.

Er ergreift den Menir am Mantelsaum.

„Überlaß Scheggen die Führerschaft, Ibn Batutah! Ich habe dich beobachtet: du gehst irre!"

„Bist du ein Delil? Oder nur ein Chamil? Seit wann kümmern sich die Untergebenen um Dinge, die nur dem Führer zukommen und von denen sie nichts verstehen?"

„Übergib Scheggen die Führerschaft!" wird die Stimme lauter. „Ich fordere es! Wir alle fordern es! Es gibt nur noch zwei Dinge: Leben oder — —" Er spricht den Satz nicht zu Ende. Er hebt den scharfen Jatagan.

Aber Ibn Batutah bleibt ruhig. Er geht seinen Weg weiter.

„Scheggen ist mein Schüler!" beginnt er dann langsam zu sprechen. „Wenn ich den Weg nicht finde... er... wird ihn niemals finden!... Aber ich habe den Weg nicht verloren. Denn Ibn Batutah verliert den Weg nicht, wie er auch seine Pflicht und seinen Glauben nie verliert!"

„Und dein Benehmen, Menir?" fragt die Stimme wieder. „Deine sonderbare Art, die uns alle beunruhigt?"

„Weil ihr euch nicht um das kümmert, was eures Amtes ist, was euch zugehört! Deshalb! Ihr seid vom Satan des Zweifels beherrscht. Ihr seid nie mit Ibn Batutah durch die Wüste geritten! Ihr wißt nichts um die Wüste, ihr wüßt nichts um die Führerschaft. Es ist meine Arbeit, die ich tu'! Geh! Sag ihnen, sie sollen auch die ihre tun, alle, die zweifelnd hinter mir sind!"

„Deine Worte sind schön, Menir! Aber es ist nicht die Zeit für sie. Wir fordern mehr! Wir fordern Sicherheit!"

„Gut Chamil! Scheggen soll wählen!" sagt Ibn Batutah.

Aber Scheggen schwieg.

„Wir werden dich zwingen, Delil!" schreit der heftige Chamil mit dem Jatagan.

„Kann man das Unvermögen zwingen, Großes zu leisten? Kann der junge Schüler mehr sein als sein alter Lehrer? Als sein Meister?" fragt Ibn Batutah langsam.

„Ich will gehorchen!" sagt Scheggen. „Ich will ihm gehorchen, dem Menir, den alle Küsten kennen!"

Weiterschreitet die Karawane.

Und Ibn Batutah setzt sein Spiel fort. Mit dem Sand, mit dem Hineinhorchen in die Ferne, mit dem Fühlen nach der Luftströmung, mit dem Prüfen der dürren Grashalme.

Knapp hinter ihm reiten die Chamils, die Schuafs und die Knechte. Und der eine von ihnen hat seinen scharfen Jatagan wieder in den roten Gürtel aus Marokkoleder gesteckt; es gibt Augenblicke, da eine Waffe nichts bedeutet gegen die Macht.

Da stieg draußen in der blauen Nacht ein leises Flimmern auf. Wie eine Fata Morgana. Aber es war keine Fata Morgana. Es war Hoggar!

„Hoggar! Meister!" schreit Scheggen. „Ich sehe Hoggar draußen in der Ferne, im Sand!"

„Du siehst — — Hoggar?" kommt die Stimme Ibn Batutahs zurück, bebend und ungewiß, einer Freude voll! „Wirklich Hoggar? Zähle die Türme, die Kuppeln!" Es war, als schwankte der Menir.

„Was ist, Herr!" ruft Scheggen und greift nach ihm. Aber Ibn Batutah hält sich.

„Diese Nacht!" flüstert er; „diese teuflische Nacht!"

„Diese Nacht, von der wir glaubten, sie würde keinen Morgen haben?"

„Diese Nacht!" flüstert Ibn Batutah wieder, aber dann schweigt er.

„Also wird sie ein Ende haben?" fragt der Chamil wieder und hat den Jatagan aus dem Gürtel gezogen „Ich sehe mein Unrecht ein, Menir, meine Zweifel! Ich schäme mich!"

„Das ist gut, Chamil!" erwiderte Ibn Batutah leise. „Unrecht getan ist leicht, gutgemacht nie..."

„Nimm meinen Dolch, Menir, mit dem ich dich bedrohte; ich will dein Diener sein, Ibn Batutah!"

Aber Ibn Batutah nahm den Jatagan nicht.

„Sie wird ein Ende haben, diese Nacht!" flüstert er wieder. „Für euch alle..., für euch alle!"

Dann ritten sie in Hoggar ein.

Saßen im Khan auf den niederen Stühlen. Der Muezzin kam auf Ibn Batutah zu. Er breitete die Arme aus, um den Führer nach diesem Weg durch die Wüste zu begrüßen.

Aber Ibn Batutah stand nicht auf, er ging ihm nicht entgegen. Er sah still und regungslos vor sich hin.

Scheggen berührte ihn am Arm.

„Der Muezzin steht vor dir, Menir..., und du wendest dich ab von ihm?"

„Ich wende mich nicht ab. Scheggen, gib mir einen Becher, damit ich ihn willkommen heiße!"

Er hält den Becher hoch. Es ist still im Kreis.

„Muezzin", hörten die Männer die Stimme Ibn Batutahs, „Muezzin, du stehst vor mir..., und ich erkenne dich nicht!"

Dann nimmt er den Becher an die Lippen, trinkt einmal und reicht ihn einem Knecht, der in der Runde der Männer steht.

„Ibn Batutah!" schreit der Muezzin erschrocken auf. Und mit seinen Fingern tastet er in das Gesicht des Menirs. „Ibn Batutah... siehst du mich nicht?"

Und in die große, erregende Stille hinein fällt ein Wort, ein einziges Wort, ein unbeschreibliches Wort: „Nein!"

Der Sandsturm! denkt der Menir, aber sie wissen es nicht, die mit mir waren; dieser teuflische Sandsturm in der einsamen Oase war es! Ich habe meine Pflicht getan, und Allah hat mir die Kraft dazu gelassen, stärker zu sein als das Spiel des Satans.

„Bring mich zur Tür, Muezzin!" sagt der Menir. Und die erblindeten Augen emporgerichtet, die Hände tastend vor sich hinhaltend, schritt er voraus. Das Gesicht den Sternen entgegen. Der Nacht zu.

Der Nacht ohne Morgen. Dem Morgen ohne Licht! Dann neigte er den Kopf viermal in alle Richtungen des Windes.

Und sein starkes, wundervolles Herz schenkte ihm ein leises Lächeln, das über das Antlitz spielte....

Auf Anfragen teilen wir mit, daß der Beitrag „Der Reiz des Fliegens" in Folge 31 von unserem Mitarbeiter Korv.-Kapt. a. D. Paul H. Kuntze stammt.

Die Schriftleitung.

MUSSOLINIS JUNGE GARDE ZU GAST IN DEUTSCHLAND

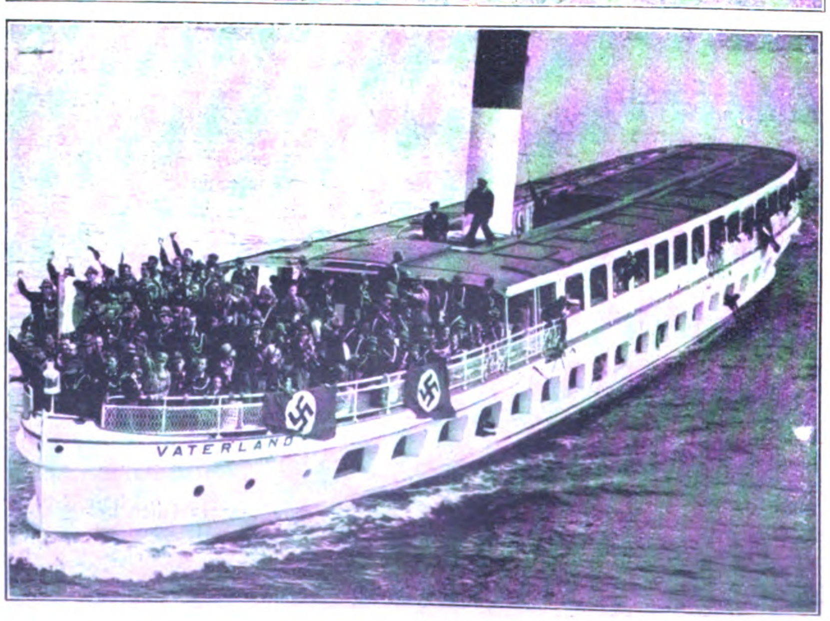


Durch die Straßen der Reichshauptstadt, von der Bevölkerung begeistert begrüßt, marschieren Avantgardisten und Balilla an der spalierbildenden S.A. vorbei zum Reichspropagandaministerium, wo sie von Minister Dr. Goebbels empfangen und bewirtet wurden.

470 Avantgardisten schickte der Duce unter Führung des Hauptmanns Gigli auf eine Studienreise durch Deutschland. Die Fahrt ging über München, Leipzig, Dresden, Berlin, Hamburg und das Rheinland.



Der Besuch Potsdams und des Schlosses Sanssouci gehörte zu den eindrucksvollsten Erlebnissen der italienischen Schwarzhemden



Eine freudig begrüßte Abwechslung bot die Dampferfahrt auf der Havel von Potsdam nach Wannsee.



Auch das Vergnügen kam zu seinem Rechte: Rutschfahrt auf der Berg- und Talbahn im Lunapark.

THEODOR KÖRNER

Zum 120. Todestag des Freiheitsdichters und Helden am 26. August



Theodor Körner als Lützower Jäger. Relief am Körner-Obelisk bei Gadebusch.

Vor hundert Jahren hat der Student Körner sein Volk mit flammenden Liedern angefeuert, die Ketten napoleonischer Knechtschaft abzuschütteln. „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“ Voran stürmten die Schüler und Studenten, der Sprecher ihrer jungen Seelen war Theodor Körner, der in Freiberg i. Sa. Bergstudent gewesen war und später in Leipzig und in Berlin Jus und Philosophie studierte. Als Adjutant des Freischarführers Lützow nimmt er an „Lützows wilder verwegener Jagd“ teil und wird am 17. Juni 1813 bei Kitzen in Sachsen schwer verwundet. Kaum genesen, stößt er wieder zu seinen „schwarzen Gesellen“. Am 26. August 1813, vor hundertzwanzig Jahren, kämpft eine kleine Husarenschar verzweifelt bei Gadebusch in Mecklenburg gegen die Übermacht der Franzosen. Körner sinkt schwerverwundet vom Pferd. In einem nahegelegenen Gasthof, umstanden von den trauernden Freunden, stirbt er, **um unsterblich fortzuleben in unseren Herzen, nachdem auch das Deutschland unserer Tage erwacht ist.**



Der Dichter von „Leier und Schwert“ als Student der Freiberger Bergakademie.



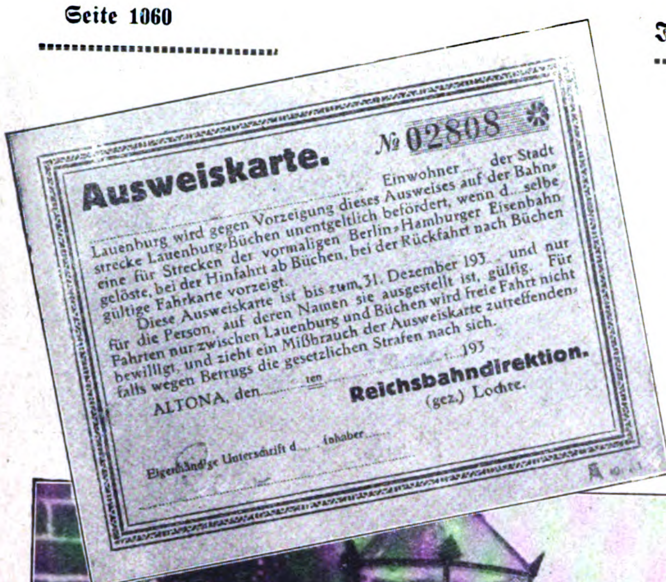
Die Stelle im Walde bei Dorf Lützow, an der Theodor Körner schwer verwundet wurde.



In diesem Hause zu Gadebusch bei Schwerin starb der Dichter am 26. August 1813.



Das Grab Theodor Körners in Wöbbelin in Mecklenburg.



Ausweiskarte. № 02808

.... Einwohner ...... der Stadt Lauenburg wird gegen Vorzeigung dieses Ausweises auf der Bahnstrecke Lauenburg-Büchen unentgeltlich befördert, wenn d... selbe eine für Strecken der vormaligen Berlin-Hamburger Eisenbahn gelöste, bei der Hinfahrt ab Büchen, bei der Rückfahrt nach Büchen gültige Fahrkarte vorzeigt.

Diese Ausweiskarte ist bis zum 31. Dezember 193.. und nur für die Person, auf deren Namen sie ausgestellt ist, gültig. Für Fahrten nur zwischen Lauenburg und Büchen wird freie Fahrt nicht bewilligt, und zieht ein Mißbrauch der Ausweiskarte zutreffenden-falls wegen Betrugs die gesetzlichen Strafen nach sich.

ALTONA, den .... ten 193

Reichsbahndirektion.
(gez.) Lochte.

Eigenhändige Unterschrift d...... Inhaber......

Eisenbahnfahren umsonst!

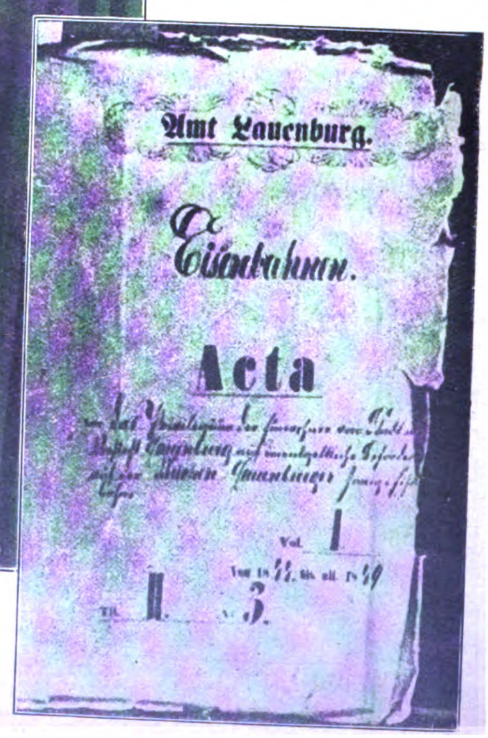
DIE BÜRGER DER STADT LAUENBURG DÜRFEN AUF GRUND EINES ALTEN PRIVILEGS UMSONST EISENBAHN FAHREN



In Ausübung ihres Bürgerechts passiert eine elfköpfige Lauenburger Familie die Bahnsperre ihrer Vaterstadt, ohne auch nur einen Pfennig für die Eisenbahnfahrt bezahlt zu haben.

Jeder einzelne Bürger Lauenburgs und alle seine Familienmitglieder besitzen auf Grund eines Privilegs vom Jahre 1849 das Recht zur unentgeltlichen Fahrt von Lauenburg bis Büchen. Das Dokument ist rechts abgebildet, ganz oben der Ausweis zu freier Fahrt, den jeder Lauenburger besitzt und tüchtig ausnützt.

Es gibt noch merkwürdige Dinge in Deutschland, Überbleibsel einer verschollenen Zeit, die man nicht glauben würde, wenn sie nicht bezeugt wären. Wer würde es für möglich halten, daß die Einwohner einer ganzen Stadt das Recht haben, umsonst mit der Eisenbahn zu fahren, und daß sie auch Hunde und Katzen, ja sogar jegliche Last, Ballen und Körbe gratis befördern lassen dürfen?! Und doch ist dem so. Die Glücklichen sind die Bürger der Stadt Lauenburg, die einstmals, in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts, Bahnstation werden sollte, als man Preußens Hauptstadt Berlin mit Hamburg durch den Schienenstrang zu verbinden beabsichtigte. Bei der Ausführung des Projektes ergaben sich technische Schwierigkeiten, und die Ingenieure beschlossen, die Bahnlinie statt über Lauenburg, über Büchen nach Hamburg zu führen. Die Lauenburger hatten also das Nachsehen, aber sie sollten doch nicht zu kurz kommen. Auf ihre Beschwerde in Kopenhagen — Lauenburg gehörte damals zu Dänemark — beschloß die dänische Regierung den Bau einer Stichbahn von Lauenburg nach Büchen und erteilte den Lauenburgern im Jahre 1849 ein königliches Privilegium, das ihnen die unentgeltliche Beförderung auf der Strecke Lauenburg—Büchen einräumte. Die Urkunde wird im Lauenburger Rathaus sorgfältig verwahrt und hat bis auf den heutigen Tag ihre Gültigkeit behalten.







Oben und links:
Schmuck der älteren Bronzezeit, 1300 bis 1000 v. Chr. Ein schöner, aus einem einzigen Bronzestück zu Spiralen gedrehter Armreif ist besonders beachtenswert. Ebenso die reichverzierte Schmuckplatte. Halsschmuck usw. stammen aus der gleichen Epoche.



Links.
Das war vermutlich ein Rasiermesser; sicher ist, daß unsere Vorfahren keinen Bart trugen, sondern glattrasiert gingen. Zum Beseitigen der Bartstoppeln wurden wahrscheinlich auch Pinzetten benutzt.



Auch Maniküre war den Germaninnen der jüngeren Bronzezeit (800 bis 600 v. Chr.) schon bekannt.

Bronze=schmuck

DEN UNSERE AHNEN VOR DREITAUSEND JAHREN TRUGEN



Modernste Toilettengegenstände (Pinzetten zum Auszupfen der Haare usw.) aus der älteren Bronzezeit.

Mode-Torheit

Warum wir ein deutsches Modeamt brauchen



Das „Frauenideal" der abgetanen Epoche.

Der Rücken mußte bis zur Hüfte entblößt sein und darüber viel Glasschmuck hängen, damit das Vorbild der Haremsdame möglichst erreicht wurde.

Das Phänomen der Mode, über das zu allen Zeiten viel gedacht, geschrieben, gelächelt und geschimpft wurde, stellt einen unversieglichen Quell an Ergötzen und Kümmernis dar. Es versüßt das Dasein und spannt auf die Folter der Entbehrung, es läßt Machtrausch ausleben und diktiert Minderwertigkeitsqual, verurteilt zu Ohnmacht und verleiht Federkraft. Darum ist die Mode eines der charakteristischsten Gebiete des Menschlichen, ist in ihrer wechselreichen Struktur ein Abbild der geistigen und auch politischen Bestrebungen für den, der aus Einzelheiten die Gesamtheit abzulesen versteht.

Es ist diesem Gebiet ja häufig der Vorwurf gemacht worden, daß die Matadore ihrer „Schöpfungen", wenn sie einen großen Schnitt zu machen beabsichtigten, das der vorigen Mode Entgegenlaufende „lancierten". Auf daß jenes atemraubende Nachhaften aller Beklagenswerten entstünde, die, ihr Letztes opfernd, Vorjähriges zum Plunder werfend, dem Umschwung gerecht zu werden trachteten. Die große Linie der Mode folgt aber nicht Willkür oder kommerziellen Bestrebungen einzelner, sondern den harten Zügen der Zeit, will sagen der Geschichte. Nur das von ihr Diktierte kann festen Fuß fassen, wer gegen ihre Gesetze verstößt, wird nur die Gefolgschaft jener finden, die sich im Exzentrischen gefallen. Ein Übergang von flandrisch-schleppender, burgundisch-schmiegsamer Frauentracht zur bizarren Ausschreitung der Krinoline und jener weiblichen Zwingburg grausamster Art eines Rohr-Fischbeinpanzers, Korsetts im übersteiften Hofzeremoniell des 16. Jahrhunderts, oder der Übergang von Rokokokrinoline zum antikisierenden, in anliegendem Wurfe herabfallenden Empiregewand, das uns am charakteristischsten in der Gestalt der Königin Luise wurde, berichtet alles von Umwälzungen im Gedankenleben der Völker.

Vor allem sind es stets die Revolutionen gewesen, welche ein neues Bild der



Puppen für die Friseurauslage.

Hier herrscht das Ideal der Fondantschachtel. Teils verkitschte Antike, teils absurde Lüsternheit.



Die Höhe des Blödsinns:
Das Kleid aus dünnstem Stoff, der durch Appretur knitterndem Seidenpapier angeglichen wurde: Einmal sitzen, und die „Toilette“ ist verdorben.



Auch diese Dame will ernst genommen werden.
Ein paar Sommermoden, die in Auteuil getragen wurden. Besonders die mittlere Trägerin ist beachtenswert, vielleicht trägt sie ein Kleid von 1890 auf . . .



Noch eine grandiose Idee:
Ein Muff aus Mohnblumen und Parmaveilchen, der für den Sommer unerhört praktisch ist.

Mode brachten. So bedeutete ja in der Französischen Revolution Zopf ab, runder Hut und langes Beinkleid das Revolutionieren schlechthin, und zwischen dieser Kleidergruppe und jener der Puderfrisuren, goldbordierten Hüte und kurzen Seidenbeinkleider kam es zu blutigen Straßenkämpfen.

Wenn schon nach unserer nationalen, unblutigen Revolution das Straßenbild durch das, dem modernen, aufs Praktische gerichteten Leben angepaßte Braunhemd beherrscht wird, so war doch die beiseite gefegte herrschende Schicht nicht charakteristisch genug ausgeprägt, als daß von Grund aus ein neues Bild entstehen könnte. Trotzdem muß man fragen, ob nicht auch in der Zivilkleidung sich ein so gewaltiger Umschwung der Stimmung einer Nation auszudrücken habe, in welcher der Aufbruch zu gemeinsamer Tat im Staate der einen großen Partei und des einen Willens geschah. Da wird es von größter Bedeutung werden, daß das Propagandaministerium des Reiches ein Modeamt unter dem Vorsitz von Frau Dr. Goebbels ins Leben rief. Nicht länger soll die Mode sich selbst überlassen bleiben, d. h. ständigen fremden Einflüssen offen stehen, sondern man gedenkt ihre Gestaltung nach allgebietenden wirtschaftlichen und kulturellen Gesichtspunkten zu erfassen, nicht mehr Modeschöpfung von außen her diktieren zu lassen. Denn was eine alberne Tyrannis der Mode bisher vielfach verlangte, ist für Deutschland heute weder angemessen noch wirtschaftlich erträglich. Wir lenken ein paar Schlaglichter auf Einzelheiten:

Man hat da eine kleine Textilneuschöpfung: Blusen und Sommerkleider aus einem Stoff, der steif wie Seidenpapier den Körper umsteht. Durch seine knittrige Eigenschaft verträgt er kaum ein Hinsetzen oder Mantelüberziehen, viel weniger ein praktisches Zugreifen, sei es im hauswirtschaftlichen oder im Berufsleben. Geschah das dennoch, verlangt der papiermäßige Stoff tägliches Aufbügeln, also Opfer an Zeit und Geld. Derlei gehört lediglich in das Gebiet jener „Schöpfungen“ aus dem Geiste der Frau im Luxusleben, des „Nur-Schönseins“, im Gegensatz zu jenem des harten Lebenskampfes außer dem Hause oder um Nahrungs- und Kleidungsbeschaffung für die Familie im Hause. Es gibt solcher Dinge viele, die ihr Leben nur dieser Spanne verdanken, überall schleichen sie sich ein, offen oder verkappt. Dem großen Aufschwung des Festes der Arbeit, d. h. dem Bekenntnis des Zusammenschlusses aller Stände zu gemeinsamem Aufbau am Vaterlande widersprechen sie durchaus.

Auf anderem Bilde steht die Dame mit dem heute allen, wenn nicht von Gesellschaften, so doch von der Kinooperette bekannten, bis zur Taille entblößten Rücken, von welcher nur mehr ein Verdecktragen der Brust übrigblieb. Daß auf unserem Bilde etwa echte Geschmeide einer Haremsfrau in Glas nachgeahmt werden, sei nur nebenbei erwähnt. Selbstverständlich trägt Schmuck zum Werte schöner Kleidung bei, vor allem, wenn er dazu dient, das Gesicht in seinen spezifischen Qualitäten zu unterstützen. Sollte es aber nicht ein bedeutsames Zeichen sein, wenn Schmuck dort getragen wird, wo er nichts zu unterstützen hat als eben Nacktheit und lüsterne Versprechung?

Mancherlei läßt sich angesichts der Büsten für das Schaufenster des Friseurs überlegen. Zwei Typen der geschmückten Fondantschachtel herrschen vor: Der ein spätantikes Ideal verkitschende, etwa eine römische Diana in Seife, und der schlechthin lüsterne, dessen Hände Schleier um Busen raffen, die anstatt Verhüllung Entschleierung versprechen zur Anregung simpelsten Sexualtriebes.

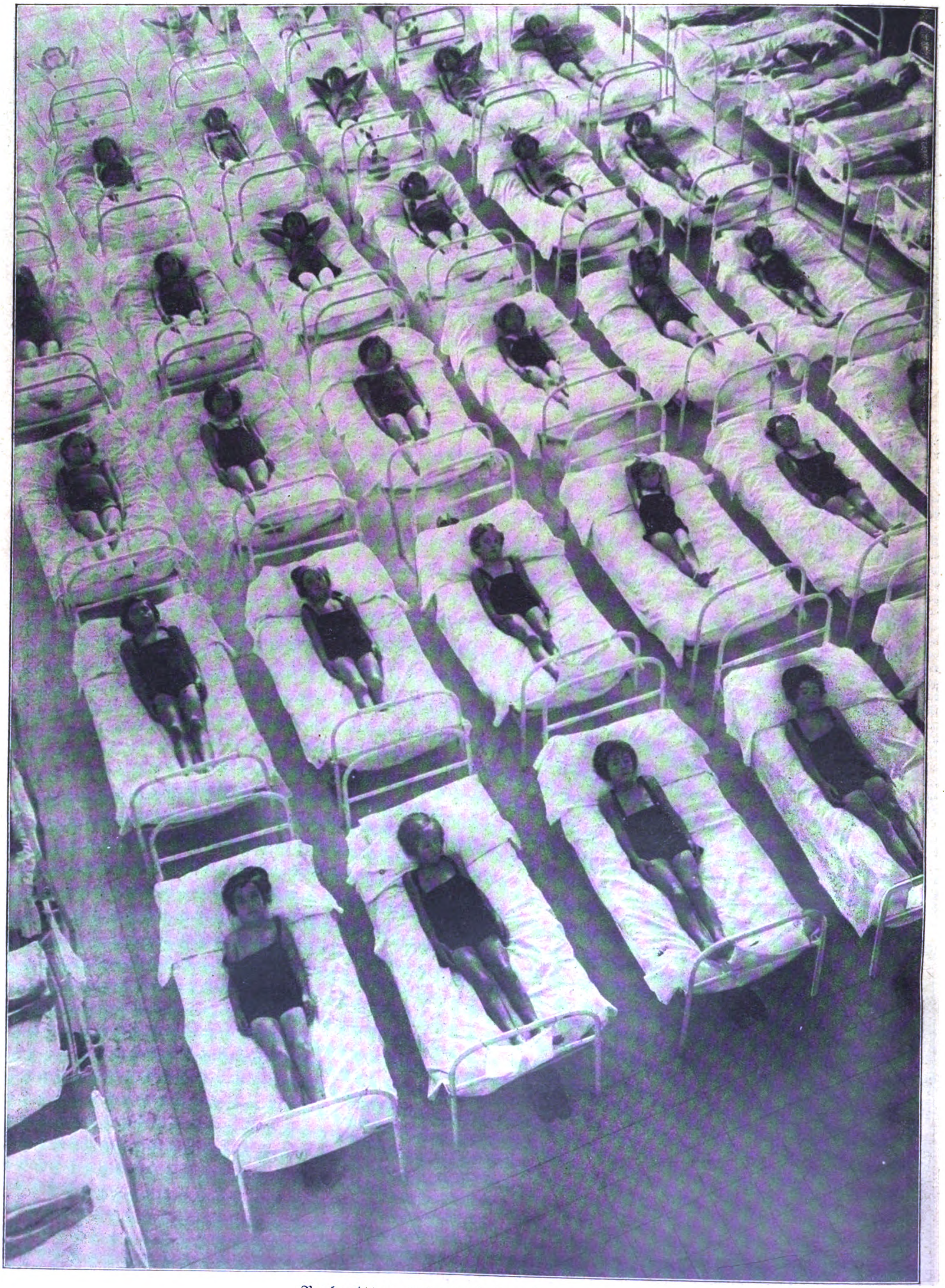
Schon aus dem Wenigen geht hervor, welche Fülle des Ausmerzens, Aufbauens und Anregens eines Modeamtes wartet, damit nicht weiter blind vom Ausland übernommen werde, was für uns sinnvoller und praktischer zu erzeugen wäre. D. H.



Amerika als Modelieferant.
Die künstlich verbreiterten Schultern sind übers große Wasser zu uns gekommen.



Die Hunde können nichts dafür.
Der durchbrochene Strumpf ist der letzte Schrei.



Nachmittagsruhe nach der Sonnenkur.

Italien hat etwa 300 000 Kinder armer Leute auf Staatskosten an die See und ins Gebirge geschickt. (Aus: Renatus und v. Graefe, „Das neue Italien".)

Preis 20 Pfennig
Ausland: 35 Pfennig

8. JAHRGANG / FOLGE 34 / SAMSTAG, 26. AUGUST 1933

IB Illustrierter Beobachter

LAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Das erste Treffen der S.S.-Gruppe Ost in Berlin

Reichsführer der S.S. Himmler und Gruppenführer Daluege grüßen ihre 11000 S.S.-Männer beim Einmarsch in das deutsche Stadion.

Der große Appell der S.S.-Gruppe Ost in Berlin

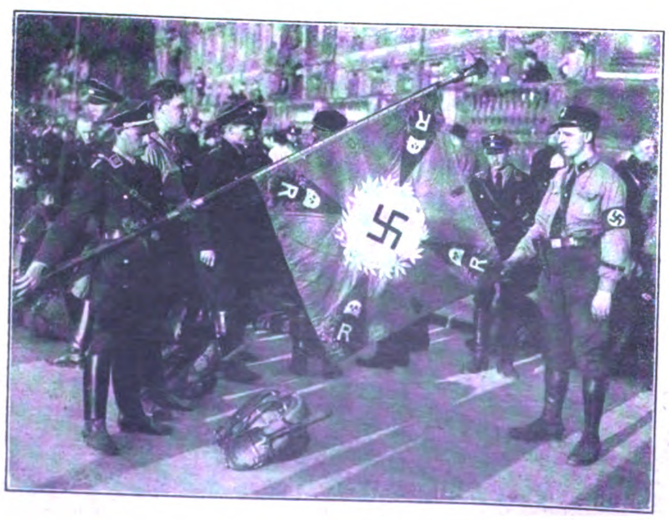


Stabschef Röhm schreitet die Front der zum Appell angetretenen S.S.-Männer ab.

Im Deutschen Stadion in Berlin fand am 13. August der imposante Aufmarsch der S.S. zum großen Appell statt. 11 000 S.S.-Männer der Gruppe Ost traten an. Ein herrlicher Sommertag begünstigte die Veranstaltung. Außer dem Reichsführer der S.S., Himmler, waren zugegen Stabschef Röhm, Obergruppenführer Krüger, die Gruppenführer Daluege, Ernst, Seidel, Prinz Waldeck und Dietrich, die Brigadeführer Lorenz und Bergmann und viele andere Führer der S.S. und S.A.; ferner der Reichsminister Dr. Goebbels, Oberpräsident Kube, sowie Vertreter des Berliner Diplomatischen Korps und vieler Behörden.



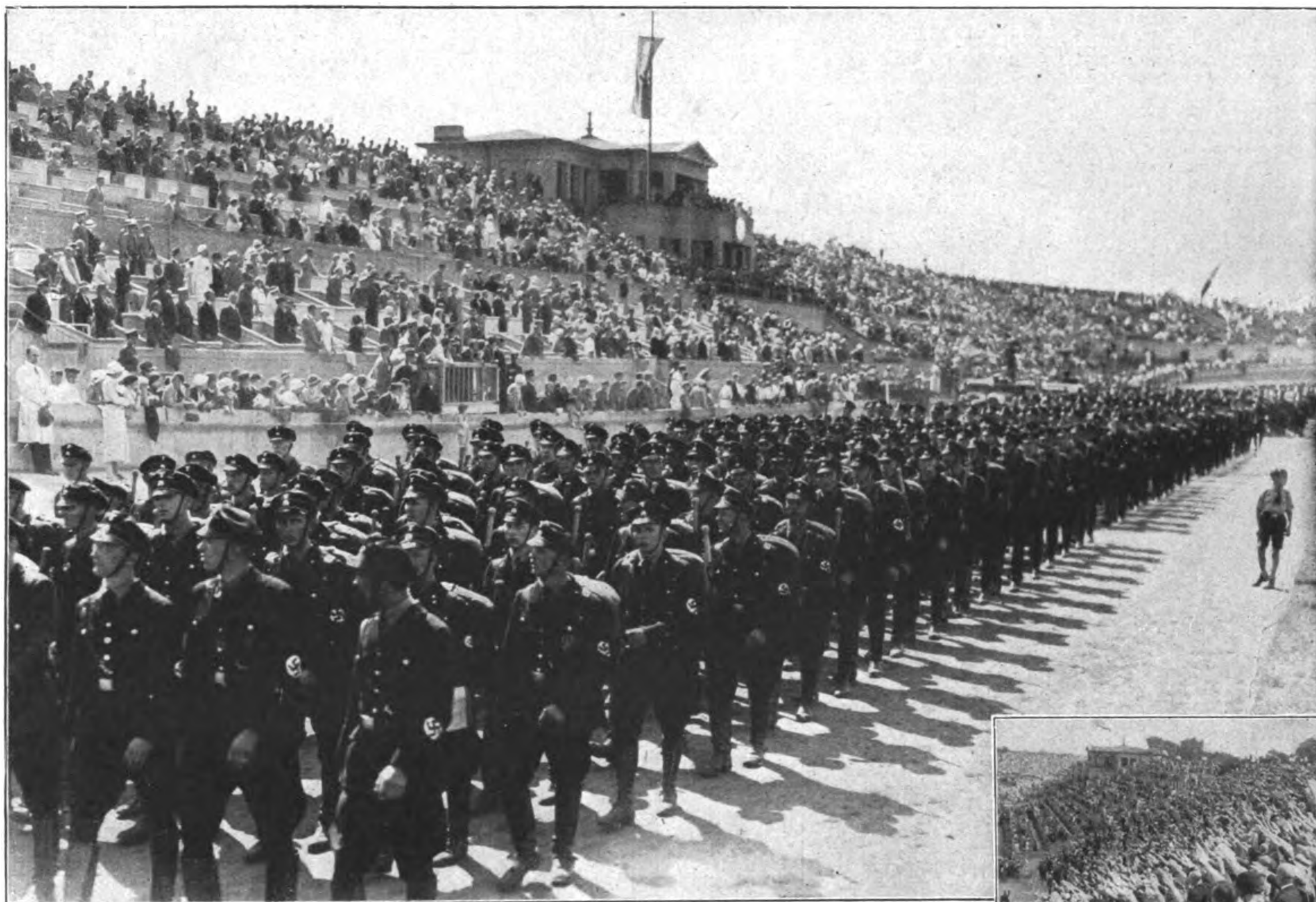
Reichsführer der S.S. Heinrich Himmler.





Idyll vom Lagerleben in Döberitz: Frühstückspause.

Links: Die im Zuge mitgeführte Fahne des Freikorps Roßbach.



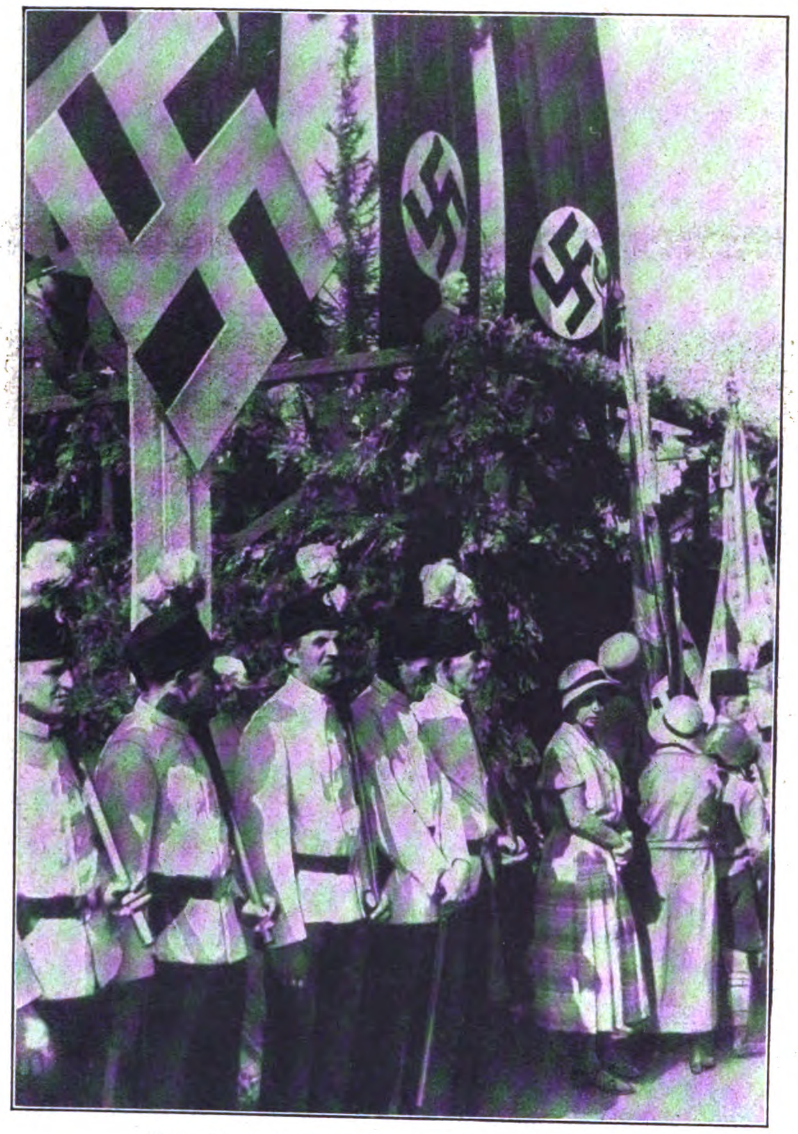
Vorbeimarsch der S.S.-Männer vor den Führern im deutschen Stadion.

Unten: Ganz Berlin nimmt jubelnd Anteil am Appell der Schutzstaffel.

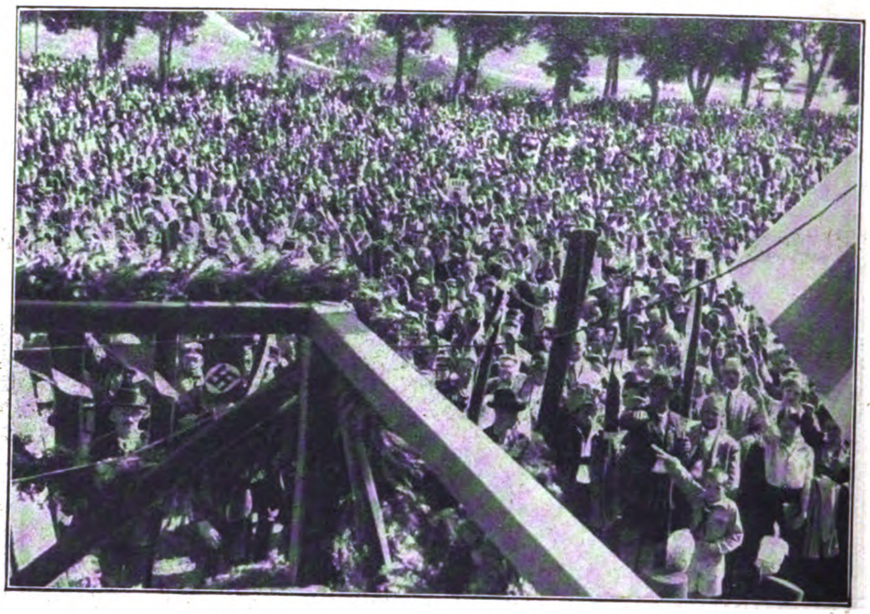


Unten: Von der Berliner Bevölkerung begeistert begrüßt, sind die schwarzen Kolonnen durch das Brandenburger Tor gezogen und marschieren die historische Straße Unter den Linden hinunter zum Lustgarten.





Pg. Staatssekretär Dauser spricht.



Ein Heil dem Führer und dem Reich!

TAGUNG DER N.S.B.O. IN BERCHTESGADEN

AM 12./13. AUGUST



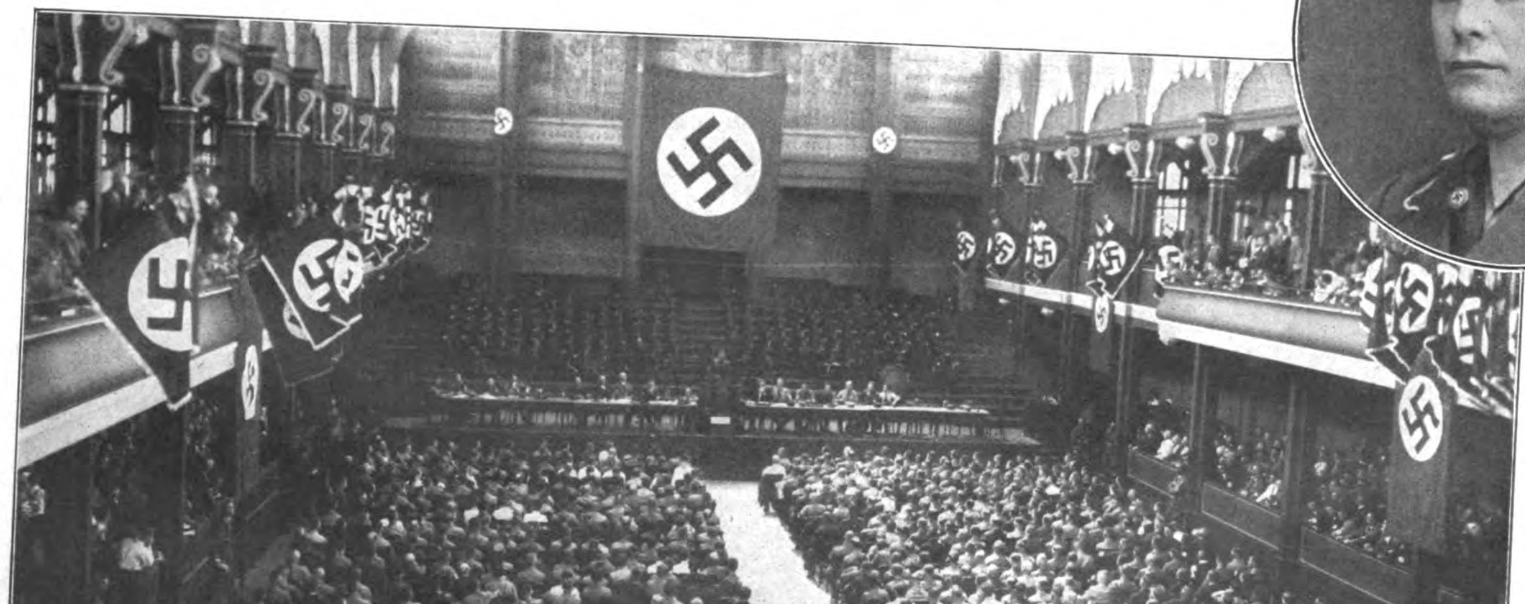
Fahnenweihe von 12 Fahnen der Nationalsozialistischen Betriebszellen-Organisation.



Ein typisches Landschaftsbild von der N.S.B.O.-Tagung in Berchtesgaden.

GAUAMTSWALTERTAGUNG DER N.S.B.O. BADEN IN KARLSRUHE

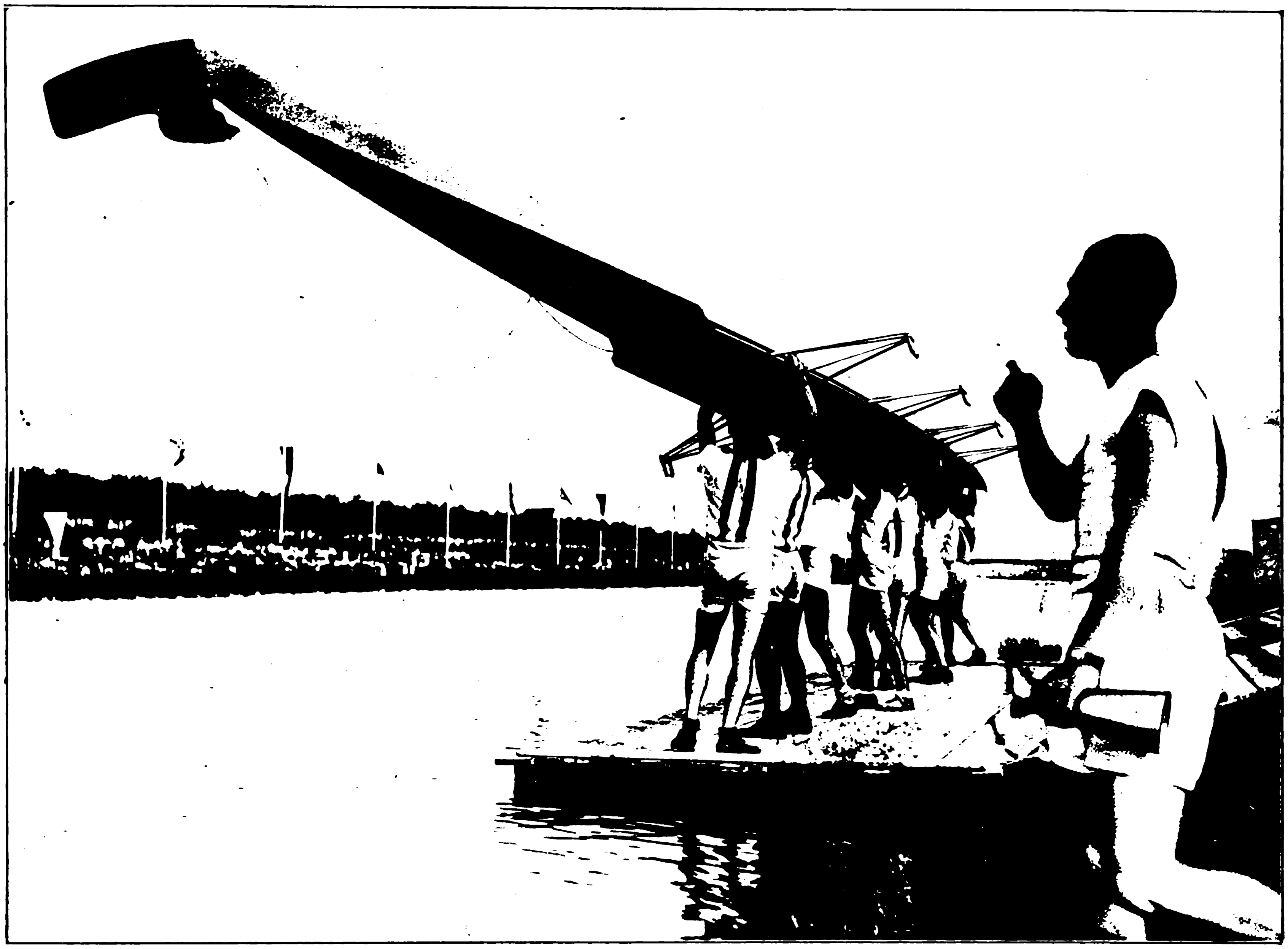




Die Versammlung der Gauamtswalter. Im Kreis: Gaubetriebszellenleiter Fritz Plattner.

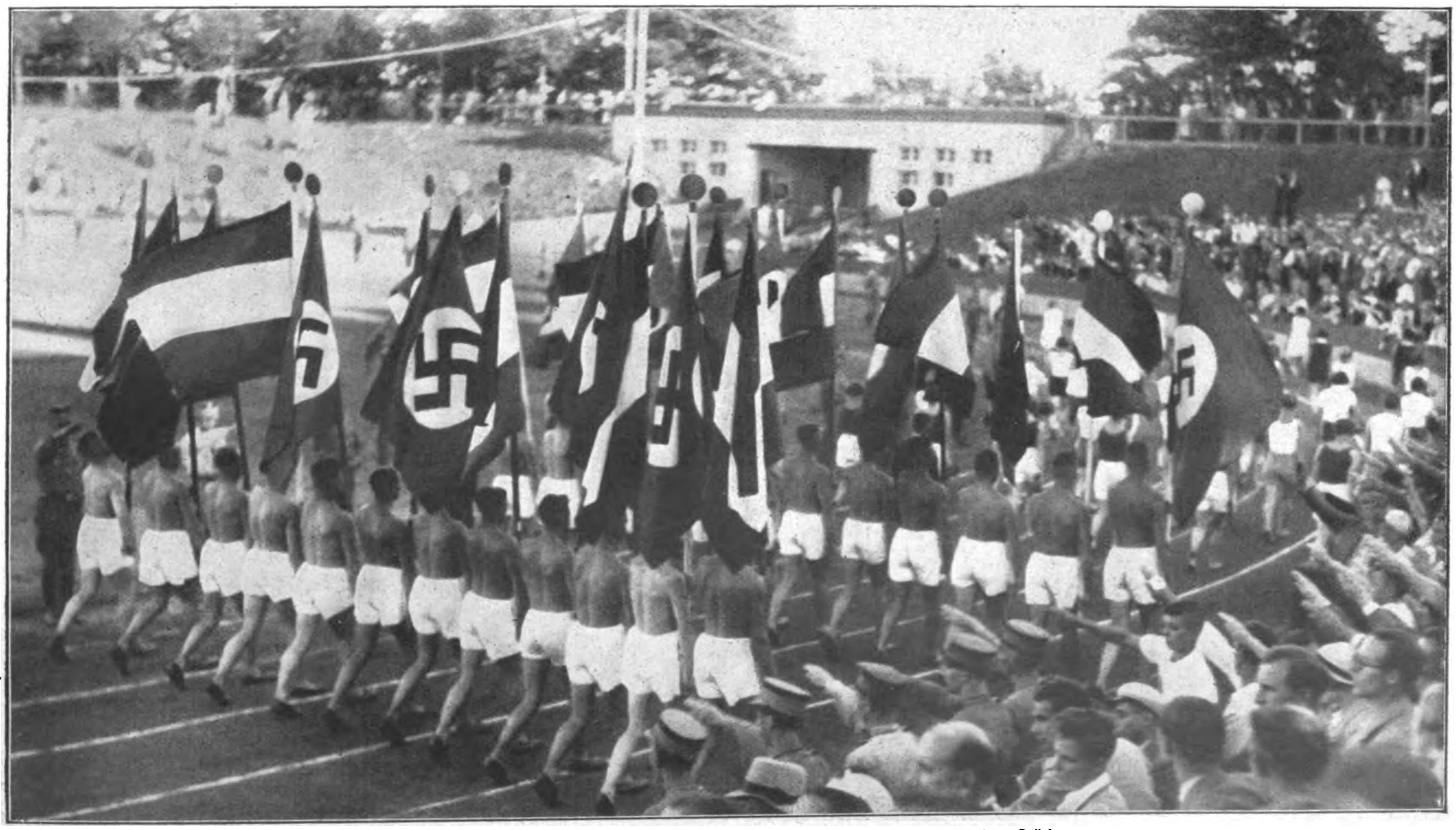


Der Riemenstand auf dem Regattastrand in Breslau.
In Breslau wurden auf der Oder die deutschen Rudermeisterschaften ausgetragen.



Eine Achtermannschaft beim Einsetzen des Bootes.

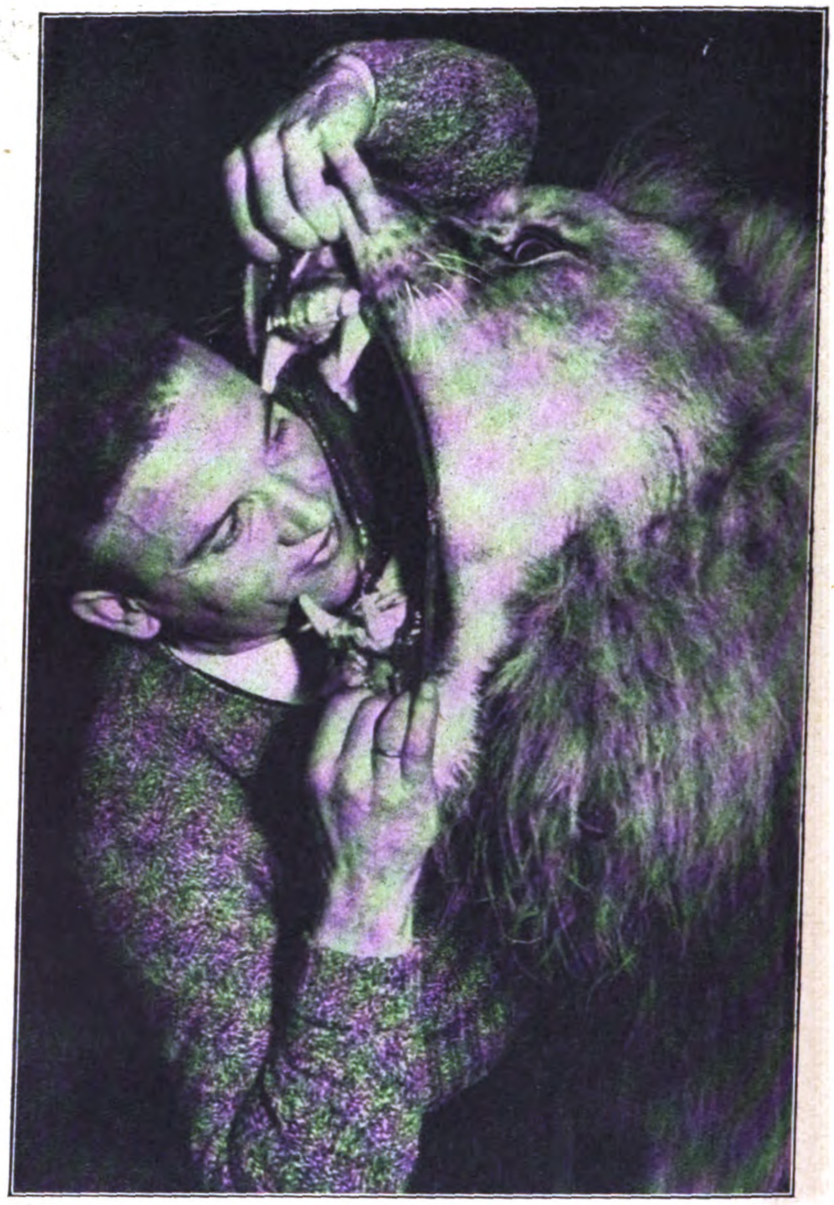
MEISTERSCHAFTSKÄMPFE IN BRESLAU UND KÖLN



Der Haupttag der Leichtathletik-Meisterschaften in Köln.
Der Einmarsch der Teilnehmer mit ihren Fahnen in das Kölner Stadion.

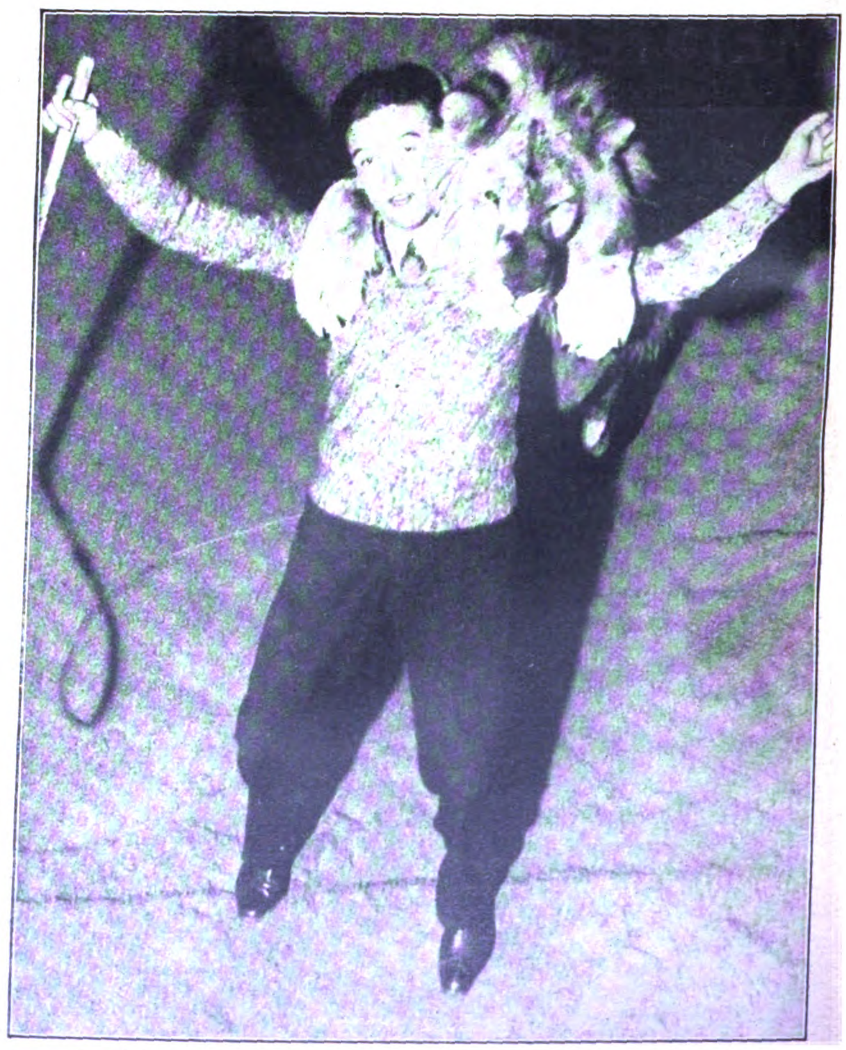


Der Kopfstand auf der 20 Meter hohen Balancierstange will eifrig geübt sein.

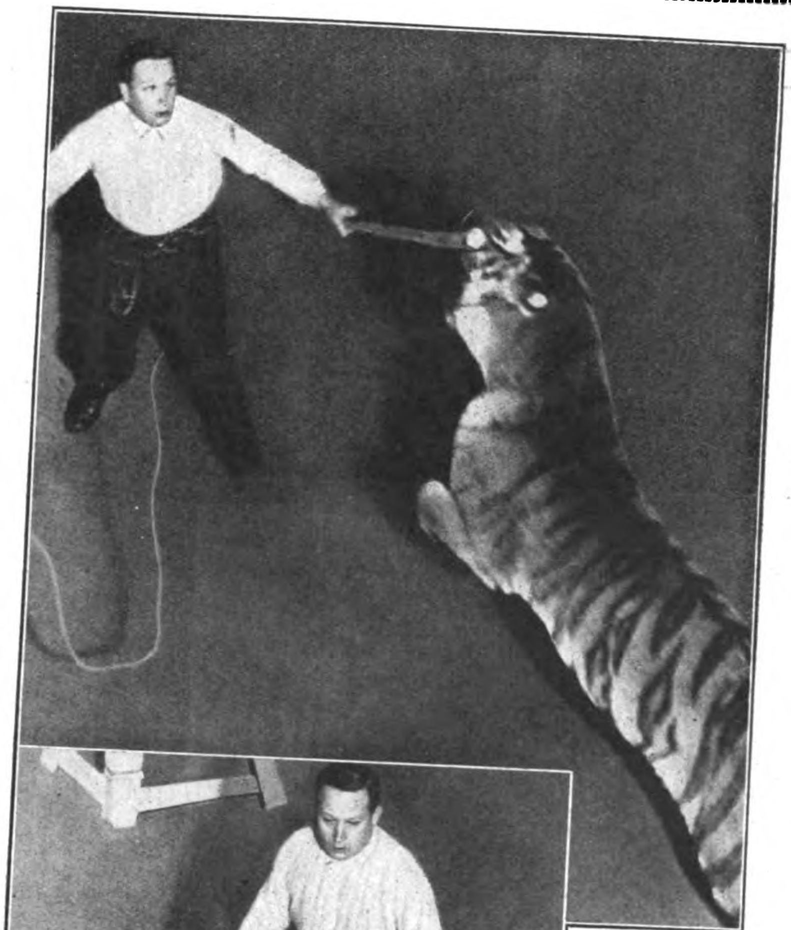


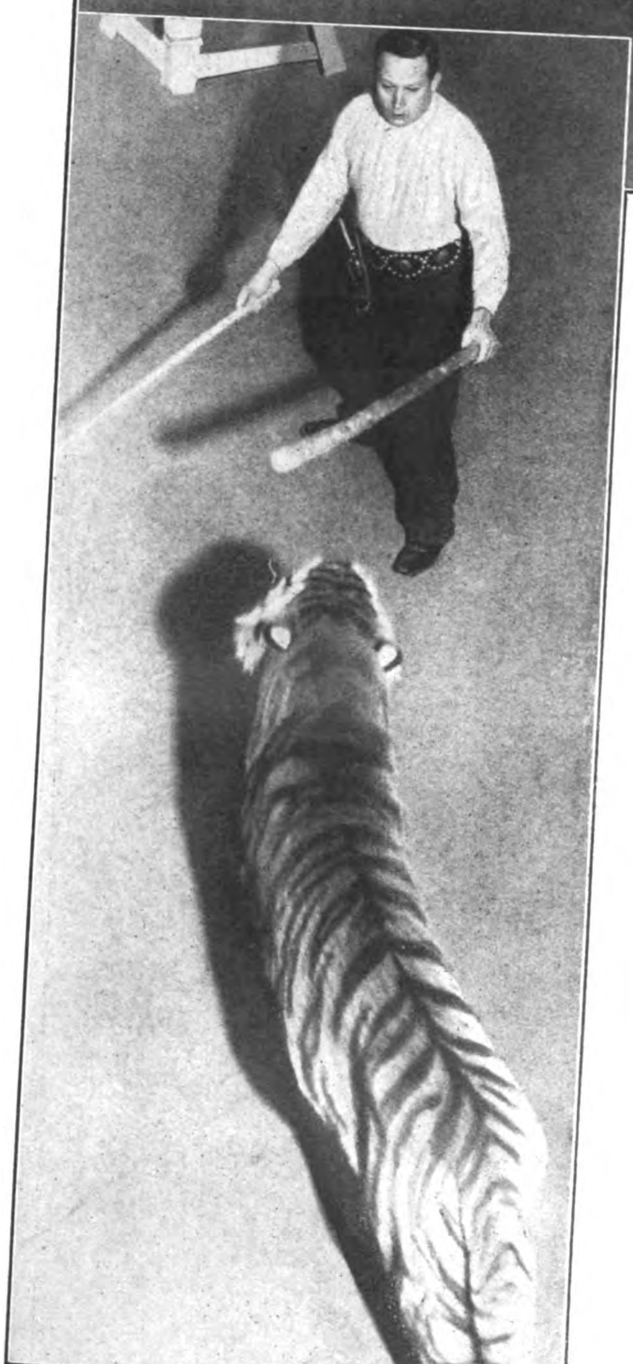
Im Rachen des Löwen — auch eine Sache der Gewohnheit.

ZIRKUS HINTER DEN KULISSEN



Drei Zentner umarmen den weltbekannten Dompteur Klose.





Montbaron „spielt" mit seinem Königstiger, der etwas Neues lernen soll.

Wie jeder Artistenberuf, so erfordert auch die Tätigkeit beim Zirkus ständiges und angestrengtes Arbeiten. Wenn man im Licht der Scheinwerfer vor den Zuschauern steht, dann muß die Nummer „stehen", sie muß im Schlaf ablaufen können. Aber das ist nur möglich, wenn ununterbrochen geübt und probiert wird, wenn die Glieder geschmeidig und die Fähigkeiten im Fluß gehalten werden. Bei den Turn- und Sprungkünstlern hängt so und so oft von einem Handgriff das Leben ab. Und fast noch mehr müssen die Tiere „in Schwung" gehalten werden, damit bei der Vorstellung auch immer alles klappt. Und gar die Tiere, die am Abend ihre Künste zeigen sollen, müssen durch ständiges Zusammensein und -arbeiten an ihren Herrn und Meister gewöhnt sein, dem sie dann auf einen Blick und Peitschenknall folgen sollen.

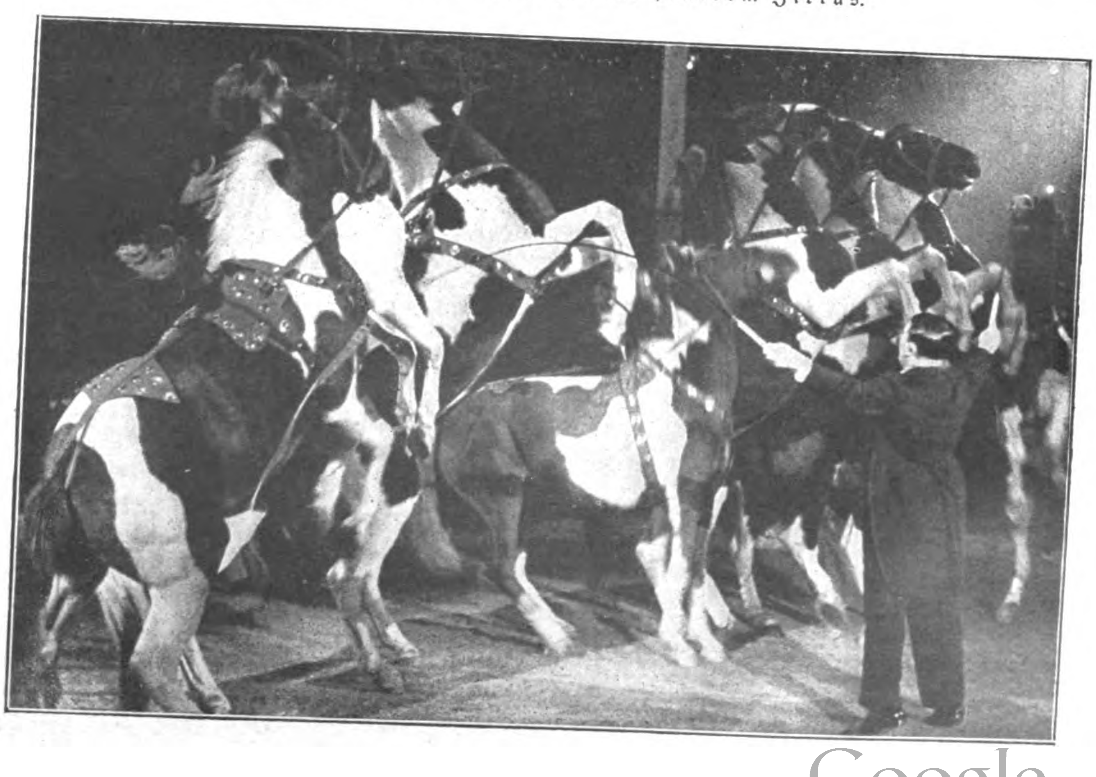


Die „Hohe Schule" ist immer noch eine Glanznummer des Zirkus. (Frieda Krone.)

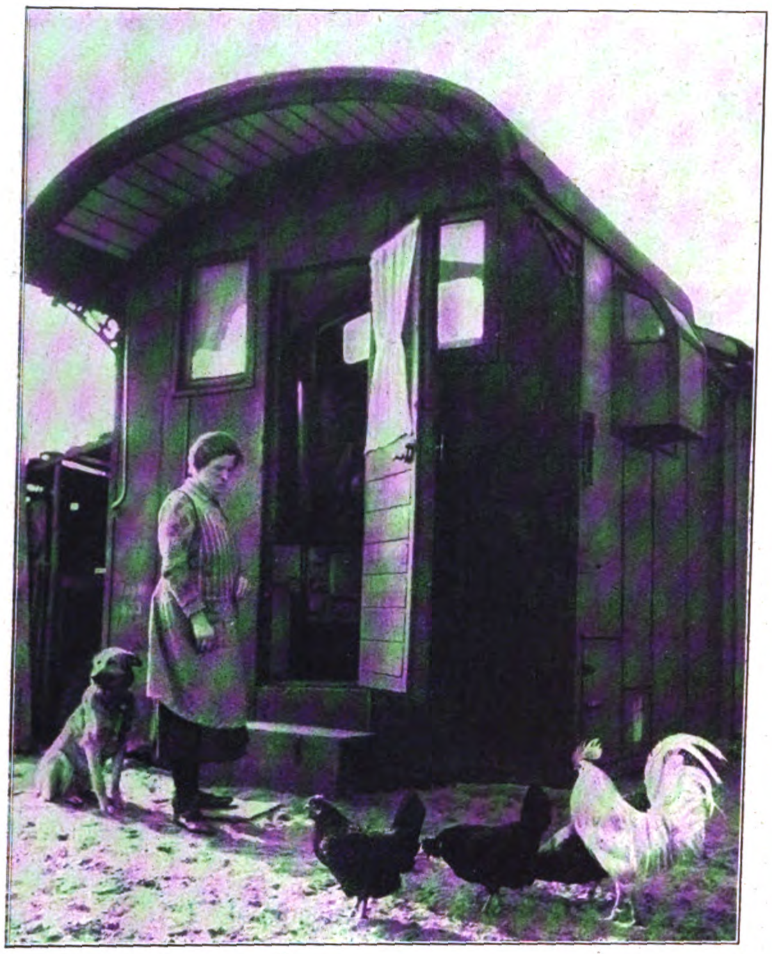


Kleines Intermezzo: Zirkus hinterm Zirkus.

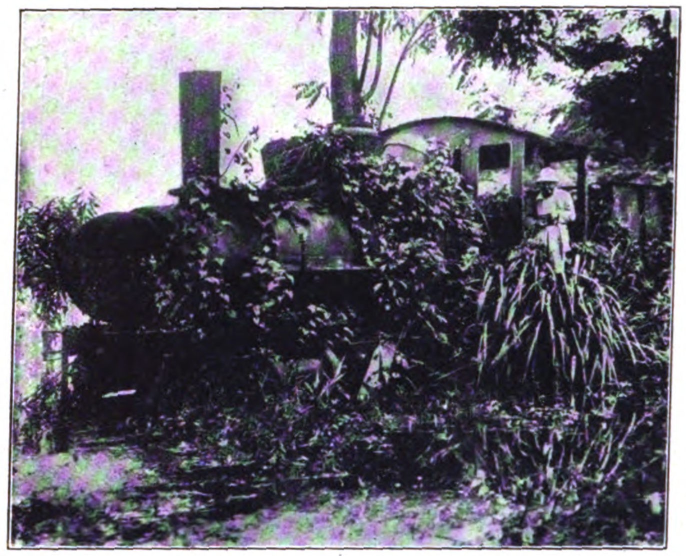
Rechts: Der Höhepunkt des Pferde-Dressuraktes.



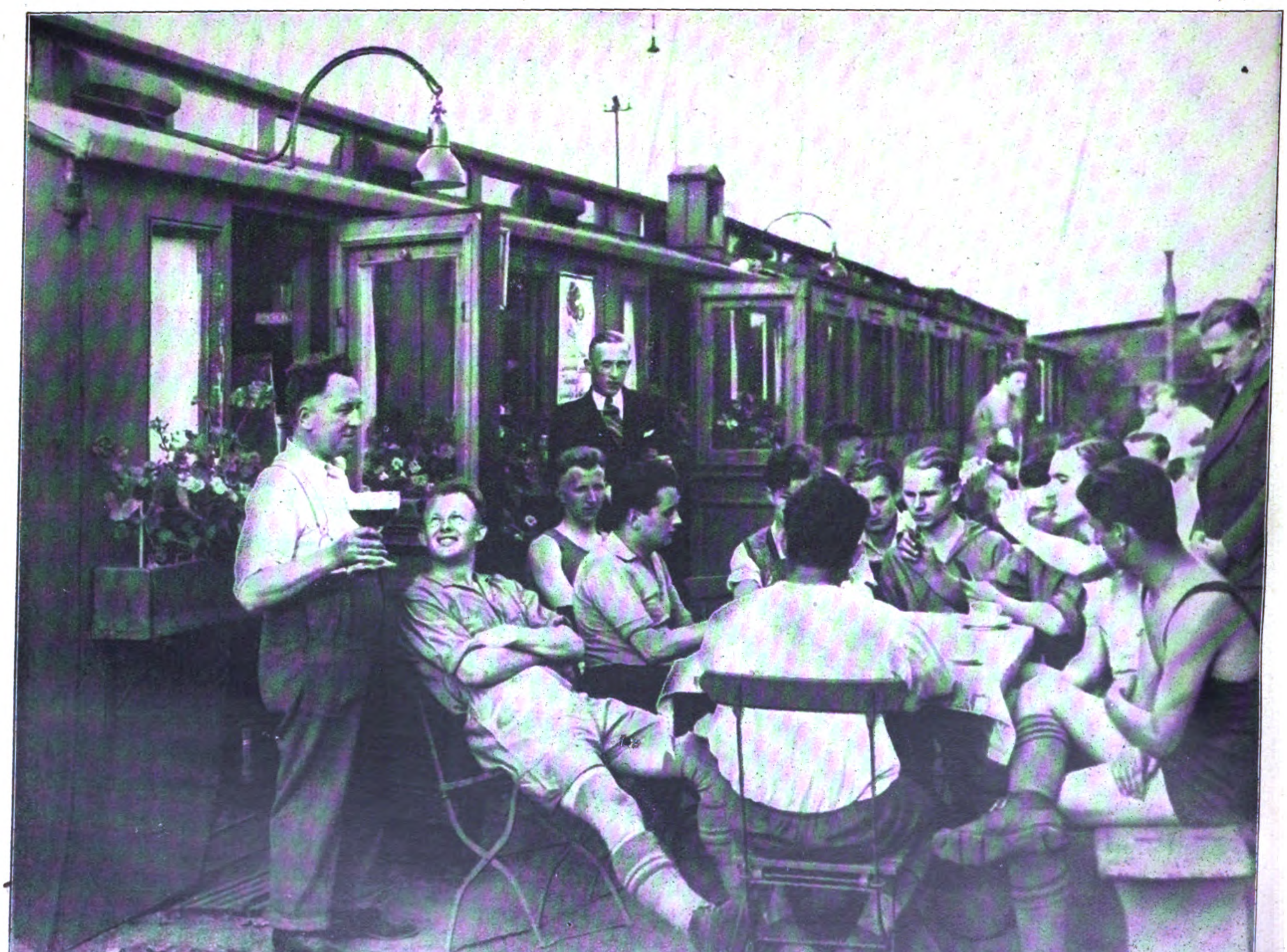
Die letzte Station



Der ausgediente Eisenbahnwagen als Wohnhaus. Draußen vor der Stadt hat auch noch ein kleiner Hühnerhof Platz



Die Lokomotive als Treibhaus. Ein Überbleibsel aus einem Bahnbau in Holländisch-Guayana, der wegen der ständigen Überschwemmungen wieder aufgegeben werden mußte.



Ein Sportplatz der Eisenbahner, wie er sein muß: Das Restaurant für die Spielpausen wird aus einem Zug ausgedienter Personenwagen gebildet.



„Sie kommen . . . !“

Vor 15 Jahren: Episode aus der Abwehrschlacht zwischen Scarpe und Somme
(Zeichnung von Elk Eber.)

MAX GÜNTHER:

48° 8' Nord, 11° 32' 55" Ost

Damit man seine Finanzkraft ahne, hieß es en gros & en detail, aber damit man die Bildung sähe, Charcutier, im übrigen Alois Zacherl, Wurst- und Fleischwaren. Halt ein Schweinemetzger.

Mitglied eines Kegelklubs, jeden Donnerstag, sowie des Stammtisches „De Grüabigen", auf deutsch „Die Geruhsamen", eines mehr trinkfreudigen Schützenvereins und der Schweinemetzgerzwangsinnung, sonst aber unbescholten. Keinen Hang zu tätiger Politik und an den Ereignissen des öffentlichen täglichen Lebens desinteressiert. Nebenberuflich Sachverständiger für Wasserkraft, nämlich jener, die sich hauptsächlich in Ia Leberkäs — täglich 5 Uhr warm — und ff Lyonerwurst gewinnbringend in das sogenannte Brat hineinverarbeiten läßt.

Dieser Alois Zacherl wollte eine Reise tun. „Scho a richtige Roas", erklärte er seiner Gattin Walpurga, wobei er hinzufügte, daß man es ja hätte. Sein Münchner geographischer Gesichtskreis war bisher im Osten durch die Daglfinger Rennbahn, deren glühenden Adepten der Zacherl Alisi einer ist, im Süden durch Starnberg, insbesondere aber die Schloßbrauerei Planegg, und im Westen durch das Volksfest Pasing, das er mit Erzeugnissen seines ihn nährenden Handwerks belieferte, begrenzt gewesen. Den Norden kannte der Alisi gar nicht, denn das lag in der Richtung auf Schwabing und Berlin, und die B.V.P. sah es nicht gern, wenn man vorwärts blickte. Wenigstens früher.

Der Besuch eines großen Reisebüros sollte dem reiselustigen Alisi die nötigen Anregungen verschaffen. Er hegte den Wunsch, weil er ja die Heimat kannte, ins Ausland zu reisen. Das Gebirg sei für die Fremden da und überhaupts, „a richtige Roas!"

Ein Reisebüro in der Hochsaison. Alisi staunte. Englisch und französisch wird verhandelt, die Fremden tun gerade so, als wären sie die wichtigere Kundschaft, und wie s' ausschauen! Hornbrillen, so groß wie Bierfilzl, und net reden können! Ein paar ganz ausgetrocknete Damen wollen auf die „Sugsbissä", weiß der Teufel, wo das liegt. Müssen aus einer armen Gegend sein. dachte der Alisi, weil s' gar a so mager sind, und so ledern

Ob er vielleicht nach Marienbad wolle, fragte der Angestellte, und sah auf Zacherls gewölbte Weste. Nein, nicht Marienbad.

Vielleicht nach Bad Gastein oder Franzensbad?

Alisi wurde ärgerlich. Was der nur mit seinen damischen Bädern hat. Was brauch' ich, dabei sah er an sich hinunter, ausgerechnet zum Baden fahr'n, schau ich denn so danach aus?

Schließlich zog Zacherl nach langen Verhandlungen unentschlossen mit einem ganzen Pack Reiseprospekte ab

*

Ah, die schönen Reisebroschüren! Die Welt erschließt sich. Bilder in Buntdruck und Photoreproduktionen:

Stolze 40 000-Tonnen-Schiffe schneiden in atemraubender Fahrt durch eine wildbewegte, aber sonnenbeschienene See, während daneben mit wildschwankenden Masten die Karavelle Santa Maria gleichzeitig einen Kampf gegen ihren eigenen Anachronismus und die böse See führt, und das nur zu dem Zweck, den Reisenden von dem Gedanken, das Flaggschiff des Kolumbus benützen zu wollen, abzubringen.

Auf einem anderen Prospekt rast ein Expreß donnernd über die Strecke der Great-Lakes-Route. Das Tempo ist so wild, daß die Räder in Nebelfetzen wirbeln und man ahnt, daß die Steine des Bahnschotters gegen stählerne Lokachsen und Kurbeln fliegen und zu Pulver zerstäuben. Von diesen Effekten weiß jedoch der Reisende in diesem Zuge gar nichts. Er sitzt im Barbershop des Spezial-Beauty-Cars und läßt sich — Gott, was tut der Kulturmensch nicht, wenn er im Pacific Limited reist — und läßt sich schönheitstrunken pedikiren. Aus eben diesem Grunde erfand die Eisenbahn und die Bahngesellschaft das Motto „Spitzenkomfort im Hundertmeilentempo".

Wieder ein anderes buntes Druckwerk zeigt eine Palmenallee an einem blauen, blauen Meeresgestade unter einem azurnen Himmel.

Im Vordergrund ist ein winkendes Badegirl vom Typ Miß California offensichtlich unter Assistenz eines Früchte anbietenden Mädchens bemüht, dem Beschauer den Eindruck eines Garten Eden inklusive Erbsünde vor die Sinne zu zaubern, wobei sie aber vermeidet, Zeugnis von jener Hitze abzulegen, welche eben jene Früchte und sie selbst zum Reifen brachte.

Zweifelsohne ist es auch für den Mann auf der Straße sehr wissenswert, daß die Munson Line Habane de Cuba anläuft, und der Dampfer „President Lincoln" dieses Jahr weiß gestrichen wurde und allfreitäglich die Berundas anläuft Wichtig ist auch, daß Reverend Mac Intosh aus Afrika zurück ist und „divine service" allsonntäglich in seinem Heim, wo er seines schweren Amtes waltet, in der Kingstown Ave. 1368 gehalten werde.

Alisi war entzückt und ließ sich alles Fremdsprachliche vom Xaverl, der die 6. bzw. immer noch die 5. Klasse eines ob seiner bedeutenden Erfolge an aufgeweckteren Knaben berühmten Privatpädagogiums besuchte, übersetzen.

Es war für Alois Zacherl sehr schwer, sich zu entscheiden. Nachts träumte er: Die gigantischen Wände des Grand Canyons, scharlachfarbene Zacken und orangeverblassende Pyramiden wuchsen um Bett und Stammtisch. Eine lohende glühende Straße in Algier, Sonne, Kamele — (Burgl, san d' Wurstwaren auf'm Eis?) — St. Moritz im Schatten der Schneeberge,

eine Terrasse in Monte Carlo, man sieht durch Feigenbäume und Palmen und fallende Blüten auf das Meer, auf welchem eine Barke, nein, die Yacht des Herrn Vanderbilt auf Gäste harrt Der Canale Grande mit den phantastischen Säulen der Piazetta taucht aus den Zacherlschen Träumen. Die Seefeste Ragusa gleitet vorbei und verschwindet, Straßen in Paris, Cafés mit kleinen Tischen, an denen Großpuritanier sich über Franzosen unterhalten. Und die Franzosen sind spitzbärtig und zynisch, sitzen herum und schlürfen Absynth und singen Opern, die zweideutig sind, und sind Advokaten oder Apotheker oder Präfekten. So ungefähr träumte Zacherl, nachdem er den Inhalt der Broschüren kannte, bis auf eine ...

Unter all dem Druckwerk befand sich ein Heftchen, aus welchem böse Hände die Bilder herausgerissen hatten und der Umschlag — sicher war etwas recht Schönes darauf gewesen — fehlte. Es war englisch und schon deshalb sicherlich in den vorhandenen Teilen wissenswert und mysteriös.

Xaverl wurde gerufen.

„Xaverl, kimm zum Vatta!"

Xaverl erschien.

„Da lies amal, wos da steht, Xaverl!"

„Do fehl'n ja Seiten"

„Dös sell woaß i aa, lies amal!"

„... die Stadt liegt somit genau in 48° 8' nördlicher Breite und 11° 32' 55" östlicher Länge. Sie hat den Vorzug, ein Knotenpunkt aller nach Süden fahrenden Expreß- und kontinentaler Züge zu sein."

Zacherl sen. gab sich Vergleichen hin, der Nimbus der Meridiane ließ Ferne und Geheimnis ahnen, das hörte sich doch nach etwas an, was waren da schon dagegen die Plakate „Besuchet Augsburg", oder „Nürnberg, die alte schöne Stadt" oder „Sehet den Römer in Frankfurt", „Auf an die Ostsee", „Das schöne Schwaben". Wie das aber klang: transkontinental, trans — kon — ti — nen — tal! Horch nur...

Xaverl weiter:

„... der gesunde Humor der Bewohner, die ungekünstelte Urwüchsigkeit, welcher der Besucher immer auf Schritt und Tritt begegnet..."

„Burgl, hast as g'hört, an g'sunden Hamur ham s', net a so gschert wia bei uns. Lies weiter, Xaverl!"

„Der frische Nationaltrank der berühmten Brauereien mundet den Fremden köstlich ."

„Hast as g'hört, Burgl, Nationaltrank aus der Brauerei, der mundet uns scho aa, wia?"

„Köstlich."

„Also köstlich. Eine Bülbung ham de Menschen dort, eine Bülbung! Weiter, Xaverl!"

„... ein dichtes und weitverzweigtes Trambahnnetz bringt den Erholungsuchenden zu einem geringen Tarif bis weit in die herrliche Umgebung, wo manch' malerische Gaststätte seiner harrt"

„Die herrlichsten Bergseen liegen sozusagen vor den Toren der Stadt und laden zu fröhlicher Dampfer- und Motorbootfahrt ein"

„Scho was anders wia Starnberg mit dem Schinacklruadern!"

„Die Museen sind weltberühmt und täglich geöffnet...."

„Ham mir denn überhaupts a weltberühmtes Museum?"

„Auch das „Quartier latin" fehlt nicht..."

„Wos? Wos is denn dös?"

„Halt ein lateinisches Quartier."

„Werd scho a Schimnasium sei Weiter, Xaverl!"

„Alljährlich findet auch ein großes Volksfest auf dem ... auf dem ..., da fehlt was "

„Wos is, san d' Buchstab'n ausganga?"

„Da fehlt a Seit'n, halt, da geht's weiter..., ..ihre Biere zum Ausschank bringen und Leib und Seele erheitern..."

„Hör' auf, Xaverl, da fahr'n mir hi', da gibt's nix, da werd hi'gefahr'n!"

„Ja, oba, wia hoaßt denn de Stadt?"

„Dös mach' i scho ausfindig"

Es kam Alois Zacherl in den Sinn, daß es saudumm sei, im Hauptbahnhof eine Fahrkarte nach, nach 48° usw. Nord und Ost zu verlangen Oder vielleicht gibt es so einen Zug ins Blaue oder Grüne und der Bahnhofportier weiß Bescheid? Unsinn!

Nach längeren Erwägungen beschloß Alois zunächst weitere Inspirationen durch den Besuch des Stammtisches herbeizuführen. Wenn man ihn dort nur mit dummen Fragen verschonte! Doch diese schon zweifelnd gehegte Hoffnung zerrann angesichts der Trunkgenossen.

„Also, wo fahrst denn hi', Alisi?"

„Alisi, was is, fahrst net zu deine Spezln nach Afrika?"

„Gib Obacht, daß di d' Haifisch net freß'n, war schad!"

„... um den arma Haifisch!"

Hierauf verließ Alois die christliche Geduld und unter der Apostrophierung der Freunde mit „dämliche Hanswursten" gab er sein Geheimnis preis. Er zog gewichtig einen Zettel aus der Tasche und verkündete, er gedenke sich mit Gattin und Deszendent nach einer fernen Stadt zu begeben, deren exakte Lage die, wia hoaßt ma dös — ja so, die Wissenschaft, die Geographie halt mit 48° 8' Nord und 11° 32' 55" Ost ermittelt habe. So

Die Fragen, wie die Stadt denn heiße, schnitt Alisi mit Größe ab, indem er sich mit Geheimnis umgab und so tat, als wolle er weiteres nicht verraten.

„Wird scho so a Kaff sei, wo de Zigeuner im Trab durchfahr'n!" Solche und ähnliche Mußmaßungen der Freunde prallten an Alisis Entschlossenheit, die unbekannte ferne Stadt zu erreichen, wirkungslos ab.

Vier lange Wochen blieb Alois Zacherl dem Stamm

tisch fern. Und als er wieder erschien, hatte Wüstensonne ihn gebräunt.

*

Mit der Reise nach der unbekannten Stadt kam es zwar anders.

Im Hause Zacherl herrschte Aufregung. Alois' Bruder, Georg Zacherl aus Milwaukee, war unangesagt nach dreißigjähriger Abwesenheit zu Besuch eingetroffen. Dieser Bruder nannte sich nunmehr George Satchearl, sprich Dschordsch Säbschörl, und war von Beruf Amerikaner, sodann zu Erwerbszwecken Holz- und Möbelhändler. Seine Reisezwecke waren mannigfacher Art. Sie erstreckten sich vom Bier bis zum Ankauf von Maschinen für seine Möbelfabrik. Ein sentimentaler und daher nicht verratener Zweck war, die „old country" wiederzusehen. Aus dem Besuch von Museen gedachte er reiche Anregung zur Erzeugung garantiert echter zeitgenössischer Möbel aus fernen Epochen zu empfangen. Nebenbei liebte er Luft- und Wassersport und rechnete auf die Assistenz und Teilnahme seines dear brothers, welcher der Zukunft angesichts der etwas gewaltsamen Entschlossenheit Schorschls mit einem trockenen und einem nassen Auge entgegensah.

Während George dauernd in Begeisterung lebte, kam Alisi nur nach und nach in Schwung und wunderte sich dabei über sich selbst und seine eigene Heimatstadt.

Museen, heißen diese nun Pinakothek oder Galerie oder Glyptothek, hatten für Alisi nur mäßige Anziehungskraft. Er nannte diese Kunststätten ohne Unterschied ob Malerei oder Plastik rundweg „Buidlsammlung" und erklärte, er habe überhaupt nicht gewußt, welchen Zwecken diese Bauten „bei dene wos d' Fenster aufs Dach baut ham" dienen. Er lief im Schlepp seines recht yankeemäßig begeisterten Bruders nur deshalb mit, weil sich dem Kunstgenuß jeweils ein meist ausgiebiger Früh- oder Dämmerschoppen anschloß. Es wäre indes ein erhebliches Unrecht, wollte man Alisi jedes Kunstverständnis absprechen. Ein Stilleben, in welchem ein Schinken die sachverständigen Zacherlschen Blicke auf sich zu ziehen versuchte, setzte ihn in gelinde Begeisterung und veranlaßte Alisi zur Frage, ob das Bild nicht zu kaufen wäre. Anderseits fanden im Zacherlschen Geiste Darstellungen weiblicher Schönheiten immerhin aber insgeheim eine verschwiegene Anerkennung. Meist ging ihm vor solchen Werken die Virginia aus und während des mechanischen Wiederanzündens schmeichelte Zacherls schielender Blick dem Werk in unauffälligem Wohlgefallen.

Die Zacherlsche Spießerseele empfing Eindrücke, die im Ödland seines Biergehirns nur langsam keimen konnten. Aber sie keimten.

Anders war das mit den Ausflügen.

George bewunderte die Sauberkeit der Wagen, die Wohlerzogenheit des Personals und die Güte und Zweckmäßigkeit der Einrichtungen. Im Eifer, dem „Bruader" Dinge zu erklären, geriet die Stadt in 48° Nord etwas in Vergessenheit, aber jeder gefälligen Äußerung des Amerikaners folgte ein stolzes „Gell, da schaust!" des Europäers.

Im Auto besuchte man Regensburg.

Man hatte die Walhalla besucht. Man war in das hohe Schweigen der Befreiungshalle eingedrungen und alles, was Alisi zu sagen wußte, war: „Ja, gibts denn sowas aa!"

Unten lag die kleine Stadt an der Donau.

„Ja, gibts denn dös aa!" Unter dem Walroßbart blieb dem Alisi das Maul offen.

George sah, sah und schwieg. Unter dem Lack dreißigjährigen Yankeetums war ein Mensch. Und das Herz in diesem Menschen war — deutsch. Deutsch von der Mutter, deutsch im Blut.

Ja, das war d a s Land, dieses. o dieses Land, dieses Deutschland!

Dann saßen die Zacherls dicht bei der Donaubrücke im alten Regensburger Bratwurstglöckchen. Die Brüder, die Schwägerin und Frau und Xaverl. Der alte, alte Strom, die ehrwürdige Brücke mit dem Steinbild des Männchens, das nach der Domspitze blickt, die Sage um den Dombaumeister, das Rathaus, der alte Reichstag — ja gibts denn dös aa? Der Kaiser Karl V. hat wirkli g'lebt?

Und bei Bratwürstl und Bier, — da kam es Alisi in den Sinn, daß es noch viele solcher deutscher Städte geben müsse — daß das Land schon etwas Großes sein müsse. Ja, daß es etwas ganz Großes wirklich sei!

Grand Canyon, Pyramiden, Algier, Pacific Expreß, Paris, Cannes, Amerika — ja gibts denn dös aa, daß dees schöner sein könnt? So a Blech!

Auf der Heimfahrt sprach George wenig. Einmal sagte er etwas, es klang wie ein ganz versunkenes Wort: Heimat.

Und Alisi fühlte es, ja: Heimat.

„In Starnberg baden? I bin do net narrisch!"

Es half nichts, Alisi mußte mit.

Hätten die Stammtischbrüder den Alois Zacherl gesehen, wie er blassen Leibes lange, lange das warme Seewasser prüfte und vor Kälte im Sonnenschein schnatterte, daß es wie Kastagnettensolo klang, — hätten die gelacht!

Hätten sie aber Alisi, eben jenen Zacherl Alisi, nach zehn Tagen Sonnenbaden und freier Bewegung gesehen, so hätten sie gestaunt. Und recht blöd gebleckt: ja gibts denn dös aa?

Und in Bayrischzell hat der Alisi gesungen. Jawohl, gesungen. Ein richtiges Lied mit Gesang. Zwar waren Alisis Stimmittel etwas verfettet und er selbst war total unmusikalisch, aber er merkte das nicht und somit blieb sein Genuß an der eigenen Darbietung ungestört. Und jenen, die ihn singen hörten, trieb es die Tränen in die Augen, ob vor Lachen oder tiefer Ergriffenheit, ließ sich nicht feststellen:

„... dort wo die Glockhän kliengen höll,
ün jänem Toll, — liegt Bayrischzöll..."

Es war erhebend. Es war es bei Gott!

*

George Satchearl rüstete zur Rückreise.

Er hatte sich mit Mr. Fiddleworth, einem Nachbarn, nach München verabredet, um mit ihm gemeinsam nach U.S.A. zurückzureisen. Es nahten die letzten zwei Tage seines Aufenthaltes.

Jonas Fiddleworth, in die Zacherlei eingeladen, erschien. Es war, als erschiene der alte Jonathan in Person.

Alisi barst beinahe vor Aufregung, dem Mr. Fiddleworth die Schönheiten und Vorzüge Münchens und Regensburgs und des Gebirges überhaupt, überhaupt Deutschlands zu erklären.

Es gab ein gemütliches Münchner Schweinemetzgerabendessen.

Es gäbe nichts Schöneres als Deutschland — jawohl, Germany, und in — wia? — „Germany" — „... also Dschörmeni gibts nix so schöns wia Minka!" „Munich?" „Jawohl, Munitsch!"

Auf einmal fiel dem Xaverl ein, man hatte vergessen, das Deutsche Museum zu besuchen.

„'s Deutsche Museum ham'r vergess'n!"

Man kam überein, das Versäumnis am letzten Tage nachzuholen und den Besuch mit einem letzten guten und vergnügten Abend im Hause Alois Zacherl verabschiedend zu ehren.

Deutsches Museum.

Abteilung Bergbau. Abteilung Maschinenbau. Abteilung Luftfahrt. Abteilung Elektrotechnik.

Großartig, wonderful indeed, very fine!

Abteilung Astronomie.

Auf einer sonnigen Plattform hielt ein sehr gelehrter Herr einen Vortrag.

Er zeigte auf einen in den Betonboden eingemeißelten Strich und erklärte: „Dies, meine Damen, ist der Meridian von München Jener Herr dort", er zeigte auf Alois Zacherl und aller Blicke drehten sich ihm zu, als gälte es etwas ganz besonderes zu sehen, „steht ganz genau auf dem Längengrad..."

„Auf wos steh' ih?"

„Auf dem Meridian, mein Herr."

Zacherl wurde verlegen. Er war sich durchaus nicht bewußt, daß ihm der Meridian von München genau über Bauch und Uhrkette, durch die Mitte der Krawatte und des Kragenknöpfchens, durch den Schnauzbart und über die Nase und endlich zwischen den Augen hindurch über die Glatze lief. Der Vortragende fuhr fort:

„Sie stehen genau auf 48° 8' nördlicher Breite und 11° 32' 55" östlicher Länge..."

Alisi blieb der Verstand stehen. Er fragte seinen Sohn, ob er gehört habe. „Ja, Vata, achtavierzg Grad, i woaß scho no..."

„Ja, gibts denn dös aa?!"

Alois Zacherl hatte die Heimat entdeckt.

*

Als er wieder am Stammtisch erschien, gab es großes Geschrei.

„Ham de de Schwarz'n net g'fress'n?" „Oder d' Wuidsäu?"

„... oder d' Krokodiler!"

„Bist dort g'wes'n auf deine achtavierzg Grad oder wia dös hoaßt?"

„Gewüß", sagte der Alisi auf Hochdeutsch, „üch bin dagewesen!" Seiner Bestimmtheit wagte niemand zu widersprechen, er sah auch so verbrannt aus — und so verändert — —, sicher war er weit weg gewesen — —

Erst viel später erklärte Zacherl, was es mit der Stadt in achtundvierzig Grad Nord auf sich habe und was für Hornochsen die Stammtischbrüder seien, und die Gesichter, die er sah, waren nicht die einzigen Früchte seiner Reise nach

48° 8' Nord und 11° 32' 55" Ost.

Vierbeinige Freundschaft

Es war in Deutschostafrika. Das Hauptlager des Bahnbaues befand sich in jenen Tagen am Fuße des Lassaberges, am Ufer des Pangani, als eines Tages ein Masaikrieger aus der unweit gelegenen Serengetisteppe im Lager erschien, auf dem Arme ein winziges Löwenbaby. Wir hatten zwar allerlei Getier im Lager. Jeder Europäer besaß mindestens zwei Hunde unkontrollierbarer Rasse, einer teilte seine Grashütte sogar mit zwei Fettschwanzschafen, an verschiedenen Stellen waren Stangen errichtet, die an ihrer Spitze einen Kasten trugen, der einem Mtumbili, einem Meerkätzchen und sehr possierlicher Affenart zur Wohnung diente. Eine zierliche Antilope, mit einem rosa Halsbändchen geschmückt, tummelte sich im Lager. Wir waren also an Tiere gewohnt. Aber ein Löwenbaby? Das war noch nicht dagewesen. Aber was half es, der kleine Gast mußte gleichfalls in die Gemeinschaft aufgenommen werden, eine Ablehnung des Geschenkes, das überdies mit einem kräftigen Backschisch abgegolten werden mußte, würde den Massai tödlich beleidigen, eben des Backschischs halber. Also wurde ein Holzkäfig gebaut. Daneben aber wurde die Ernährungsfrage akut. Eine Bierflasche mit Milch gefüllt und einem aus Stoffresten hergestellten Sauger fand keine Gnade. Da half uns Hexe, eine Terrierhündin, die tags zuvor geworfen hatte, aus der Verlegenheit. Ihre Jungen wurden ihr genommen, sie kam mit in den Löwenkäfig und übernahm ohne alle Scheu ihre neuen Mutterpflichten.

Das Löwenbaby war bald kein Baby mehr. Der Käfig war schon verschiedene Male in vergrößerter Form erstanden, aber die Gemeinschaft der beiden so ungleichen Tiere bestand in unverminderter Herzlichkeit weiter. Tagsüber tummelte sich die Hündin im Lager, während der junge Löwe sich faul in seinem Käfig streckte. Er war mittlerweile so zutraulich geworden, daß man ihn unbedenklich streicheln konnte. Die Ernährung bestand jetzt aus Milch und gekochtem Fleisch. Aber bei Sonnenuntergang, gegen 6 Uhr, wurde die Katze lebendig, es glänzten die Lichter und wartete auf den Moment, in dem ihre Pflegemutter sich wieder einstellte, um für die Nacht den Käfig mit ihr zu teilen. Hexe nahm ohne alles Zaudern den ihr von dem Löwen freigemachten Platz ein, eng kuschelten sich die beiden zusammen. Allzu unzarte Liebesbeweise des seiner Kraft sich dunkel bewußt scheinenden Raubtieres wehrte die Hündin ab, indem sie den Löwen kräftig in die Lippe biß, was geduldig und still hingenommen wurde.

Das Idyll nahm dann eines Tages ein Ende, es fand sich ein Liebhaber für den Löwen, der denselben samt der Terrierhündin aus dem Lager entführte.

Die Reihe der Tierfreundschaften läßt sich zweifellos um viele Beispiele erweitern. Weniger bekannt dürfte sein, daß es sogar Arbeitsgemeinschaften zwischen gegensätzlich gearteten Tieren gibt. So besteht eine solche Gemeinschaft zwischen dem in Deutschostafrika vorkommenden Mlembwe, dem Honigvogel, oder besser gesagt, dem Honigangeber und Bapuzi, dem Honigdachs. Der Honigdachs geht kurz vor Sonnenuntergang auf Nahrungssuche aus. Der Mlembwe, ein schwalbenähnlicher Vogel, schwarzweiß gefärbt, fliegt unausgesetzt von Baum zu Baum und sucht die dort von den Eingeborenen aufgehängten Msingas, d. s. rohrähnliche Trommeln, in denen sich wilde Bienenschwärme aufhalten und ihren Honig ablegen. Hat der Honigangeber nun eine solche Msinga gefunden, in der er Honig vermutet, so läßt er ein ununterbrochenes „Tschirtscherr" ertönen. Der Honigdachs hat selbstverständlich längst das Gebaren seines Geschäftspartners bemerkt und ist ihm gefolgt. Brummend gibt er Antwort. Er ist mittlerweile nahe herangekommen und erleichtert jetzt den Bienenstock um seine von beiden begehrten Schätze. Der Mlembwe sitzt derweil auf einem Baume in der Nähe und beobachtet, wie sein Kompagnon genießt. Er weiß, daß er seinen Anteil erhält, denn der Bapuzi ist ein ehrlicher Geschäftsmann.

Paul Mercier.

WOLFGANG FEDERAU:

DAS HAUS

Der Rechtsanwalt Monaß, der neben seiner ausgedehnten Praxis in Zivilstreitsachen sich auch als Treuhänder und Verwalter zahlreicher Grundstücke betätigte und aus dieser Arbeit einen nicht unerheblichen Nebenverdienst bezog, hatte natürlich nicht Zeit, Jürgen persönlich abzufertigen. Und wohl auch nicht Lust dazu. So erledigte sein Bürovorsteher das Erforderliche. Er gab Jürgen, nachdem dieser sich legitimiert hatte, die Schlüssel und sagte: „Natürlich, es steht nichts Ihrem Wunsche entgegen. Ich verstehe das. Übrigens: das Haus ist nicht nur leer augenblicklich, sondern die derzeitigen Besitzer sind auch gewillt, es gegen einen halbwegs annehmbaren Preis zu verkaufen. Also — wenn Sie sich entschließen wollten? . . "

„Es hat mehrere Male bereits seinen Besitzer gewechselt in den letzten Jahren", sagte Jürgen.

„Die jetzigen Eigentümer stammen aus dem Süden, aus Bayern denke ich oder aus Baden. Ich weiß es nicht genau", erwiderte der Bürovorsteher ruhig. „Sie vertragen unser etwas rauhes nordisches Klima nicht. Und den langen Winter mit seinem häufigen Wechsel der Temperaturen und all das, was damit zusammenhängt. Ich wüßte keinen anderen Grund, der sie zu diesem Verkauf veranlassen könnte."

„Ich ja", dachte Jürgen. „Es ist ein fremdes Haus für sie. Eine Geldanlage und nichts weiter. Deshalb trennen sie sich leicht davon — wie sie sich von ihren Aktien und von ihren Möbeln trennen würden, zu denen sie keine persönlichen Beziehungen haben." Aber er verschwieg diese Gedanken, für die der Bürovorsteher kaum das richtige Verständnis aufbringen würde.

Unten wartete Mady, die sich niemals entschließen konnte, ein Büro oder etwas Ähnliches zu betreten, wenn es sich irgendwie vermeiden ließ. Lieber fror sie ein wenig in ihrem hellen Sommerfähnchen, durch das der etwas herbe, frische Wind blies.

Dann fuhren sie mit der Vorortbahn heraus und dann hatten sie noch ein kleines Stück zu gehen, zwischen Villen und kleinen Landhäusern, ehe die Erde freier sich breitete, ehe die Häuser ihren räumlichen Zusammenhang immer mehr auflockerten.

Jürgen wurde mit jedem Schritt unruhiger, ja, er war beinahe aufgeregt und hatte Mühe, es zu verbergen. Mit einem Male wurde wieder diese ganze Zeit in ihm lebendig, schmerzlich lebendig, diese zehn Jahre drüben in Amerika. In Buenos Aires erst und dann in Venezuela, in den Staaten zuletzt, wo er sich endlich so etwas wie eine Existenz gegründet hatte. Von dort her stammte diese schöne, diese unglaublich schöne Frau, die jetzt an seiner Seite dahinschritt. Die eine Seltenheit, eine Köstlichkeit war in dieser unharmonischen und verwirrten Welt, und deren edelgewachsene, wundervolle Gestalt, deren klares, rassiges Gesicht er so liebte. Mit allen Sinnen . . . mit allen Sinnen.

Aber nicht an sie dachte er in diesem Augenblick, sondern an die zahllosen Nächte drüben, da er nicht einschlafen konnte, weil das Wort Deutschland in seinem Herzen brannte, weil Heimweh ihn verzehrte. Immer in solchen Stunden, wenn die heißen, brennenden Augen sich nicht schließen wollten, wenn er leidenschaftlich und verquält in die Dunkelheit seines Zimmers starrte, dann stand bei dem Gedanken Heimat dies Haus vor ihm, dem sie jetzt entgegenwanderten, dessen rotes Pfannendach jetzt, eben jetzt aus dem Grün umgebender Bäume herausleuchtete. Oder nein, nur schimmerte — denn brennendes Rot war längst nachgedunkelt zu einer milden, stillen, bräunlichen Farbe — unter der Einwirkung von Schnee und Regen, Wind und Staub vieler, vieler Jahre.

„Das ist es", sagte Jürgen hastig, und nun konnte er doch nicht umhin, Madys schlanken, marmorweißen Arm zu packen mit seiner fiebernden, weißen Hand. Die mädchenhafte Frau neben ihm streifte ihn mit erstauntem Blick. Ihr Gesicht blieb unverändert, unendlich ruhig und gelassen schritt sie weiter

Jetzt standen sie dicht vor dem Haus, vor dem Gitterzaun und der breiten Pforte, die den ungewöhnlich großen Garten gegen die Straße abgrenzte.

„Weißt du", sagte Mady zurückhaltend, „du hast mir so viel erzählt von deinem Vaterhaus, so oft hast du mir davon berichtet, daß ich nun . . . . ja, ich bin etwas überrascht. Ich habe es mir größer vorgestellt. Und auch schöner, ja. Denn schön, nicht wahr . . . schön ist es eigentlich nicht."

Jürgen antwortete nicht. Er holte den Schlüsselbund aus der Tasche, suchte nach dem passenden Schlüssel. Seine Lippen waren schmal.

„Sie hat ja recht", durchfuhr es ihn, „es ist nicht größer wie all die Häuser, die man sich hier baut, wenn man müde ist der Stadt und ihres Lärms und zurück will zur Natur. Zur Erde. Das schlichte Landhaus eines schlichten Bürgers. Und vielleicht ist es wirklich nicht schön. Mady muß es wissen, sie hat Geschmack, sie ist nicht umsonst Tochter eines Architekten von Weltruf. Aber für mich ist es schön, auch heute noch — für mich ist es das schönste Haus der Welt. Begreift sie denn nicht, daß es so ist! Und warum es so ist? . . . ."

„Ein drolliges Haus", plauderte Mady unverdrossen, und sie wußte nicht, in welche Gefahr sie sich begab. „Es sieht aus, als wäre es gern eine Burg, mit diesen putzigen beiden Türmen, mit den Strebepfeilern hier vorn, mit den dicken Mauern und dem Fachwerk oben. Und da — da sind ja sogar richtige Zinnen! Aber es ist keine Burg, nein. Ein Wohnhaus ist es und sollte es sein — und die Zeit eurer Ritter und Landsknechte hat es nie gesehen."

„Wir fühlten uns wohl hinter diesen Mauern", entgegnete Jürgen trocken. „Man ließ die Welt hinter sich und saß auf dem eigenen. Das ist ein wunderbares Gefühl. Ich habe es nicht mehr gekannt, seit ich die Heimat verließ — und ich wünschte, ich könnte es noch einmal erleben."

Sie gingen über den Weg, der aufgeweicht war vom Regen der letzten Nacht und dessen lehmiger Boden an den Schuhen haften blieb. Mady suchte vorsichtig nach trockenen Stellen — ihr Gesicht wies jetzt unverkennbar Spuren leisen Mißvergnügens auf. Sie haßte schmutziges Schuhwerk.

„Früher", sagte Jürgen und es klang wie eine Entschuldigung, „früher war hier Kohlenschlacke und darüber war eine Schicht groben Kieses gestreut und dann kam feinerer Kies. Der knirschte, wenn man darüberging und leuchtete goldgelb in der Sonne. Das sah feierlich aus und stimmte froh. Und da stand die Hundehütte"

Ja, hier, in dieser Ecke, die durch die Wand und die vorspringende Steintreppe gebildet wurde, stand die Hundehütte, und an warmen Tagen lag der Bewohner dieser Hütte auf ihrem Dach und ließ sich von der Sonne schmoren.

„Er hieß Phylax — ja, Phylax war unser letzter Hund", sagte Jürgen noch. „Ein schottischer Schäferhund." Und er entsann sich der Kameradschaft, ja leidenschaftlichen Freundschaft, die ihn, den Knaben, durch Jahre mit diesem Hunde verbunden hatte.

„Ich mag Schäferhunde nicht sehr. Die schottischen nicht und die deutschen auch nicht", entgegnete Mady. „Sie haben meist Ungeziefer, sie zu baden, macht viel Mühe, und außerdem vertragen sie das Wasser nicht. Ich ziehe die kurzhaarigen Rassen vor"

Jürgen tat, als hätte er nichts gehört. Für ihn war Phylax ein unvergleichliches Exemplar von Hund gewesen — so treu und tapfer und so lustig. Und er hatte nie Ungeziefer an ihm bemerkt, wirklich nicht.

Er ging um das Haus herum, denn das wollte er sich bis zuletzt aufsparen. Jetzt lockte ihn der Garten, in dem man so herrlich hatte toben können, in dem er so viele Abenteuer erlebt, so viel Träume geträumt hatte. Aber seine Stirn war düster und umwölkt, und „Bande" zischte er immer wieder zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

Er hatte es ja schon vorn, im Vorgarten, mit einem einzigen Blick erfaßt, dies Unvorstellbare, daß ein herrlicher Besitz, das Ergebnis langer, mühevoller Arbeit, in wenig mehr als zehn Jahren vernichtet worden war. Der ungepflegte Rasen war verkümmert, wies große, kahle, schmutzige Stellen auf. Und hatte doch einst, wenn die Mähmaschine darüberging, so unvergleichlich grün und sauber und saftig dagelegen wie ein Teppich, den die Natur selber gewoben hatte. Und die Rosen — wo waren nur all die Rosen geblieben, die einst das Entzücken aller Vorübergehenden gebildet, sie zu langem Verweilen, zu erstaunten und beglückten Ausrufen verlockt hatten? Die Maréchal Niel und die Teerosen, die Crimson Rambler und Buschrosen und wie sie allen hießen? Ein paar verkümmerte Blüten hingen traurig da und dort aus den krumm gewordenen Hochstämmen, die Azaleen waren eingegangen und die Rhododendren auch, und der wundervolle Goldregen vor dem Hause, die Trauerweide drüben, sie waren nichts mehr als dürre Gerippe.

Die unmöglichsten Schimpfworte brummte Jürgen in sich hinein, während sie weitergingen. Worte, die er gar nicht laut sagen durfte, ohne Mady zu beleidigen, die solche Hemmungslosigkeiten nicht duldete. Sein Zorn wuchs mit jedem Schritt. Er sah die langen Wege hinab — noch standen die Johannisbeer- und Stachelbeersträucher zu beiden Seiten, aber die Trauben, die Früchte waren unansehnlich — und doch hatte er nirgends in der Welt so große Beeren gesehen, späterhin, als die im Garten seiner Kindheit gereiften es waren. Unkraut umwucherte die Sträucher. Gras und Quecke und Wolfsmilch, und die Beete, wo einst Erdbeeren ihre purpurn leuchtenden Früchte zwischen dem Grün ihres Laubes geborgen hatten, lagen wüst und trübselig da. Die Obstbäume selbst, diese mehr als hundert Buschbäume und Hochstämme, die einst, noch jung, ihre Äste bereits gebogen hatten unter der Last auserlesener Früchte, zeigten einen spärlichen Fruchtansatz. Sie sahen aus wie verhungert — sie waren verhungert! Da niemand den Boden gepflegt und gedüngt hatte. Ja, auch die seltenen Loganbeeren längs des Zauns, dreimal, viermal so groß wie gewöhnliche Himbeeren, waren eingegangen. Und wo die Spargelbeete gewesen waren, da weideten jetzt ein paar Ziegen, die von den Bewohnern einer benachbarten Instkate durch die vermorschten Latten des Zaunes eingelassen worden waren.

„Meine Mutter ist tot, und es ist gut, daß sie dieses nicht sieht", sagte Jürgen vor sich hin. „Sie war nur eine einfache Frau, du weißt ja, Mady, und sie machte orthographische Fehler, wenn sie einen Brief schrieb Aber sie stammte vom Lande, und als sie aus der Stadt hierher kam, als wir dies Haus bauten und diesen Garten anlegten, da hat sie all ihre Liebe und alle ihre Kraft hier hineingegeben. ‚Dieser große Garten frißt mich auf', hat sie oft gesagt, denn sie war nie ganz gesund. Und wir konnten uns nur wenig fremde Hilfe leisten. Aber als mein Vater dann verkaufen mußte,


3 1/3 ₰
SALEM
GOLD No 3½
DRESDEN
SALEM
GOLD
EXTRA MILD
EXTRA MILD

starb sie bald darauf. Es fehlte ihr das, was sie bislang am Leben gehalten hatte — sie war wurzellos geworden, und sie ertrug es nicht, in einer Mietswohnung zu sitzen. Verstehst du das, Mady?"

„Nicht ganz", antwortete Mady, und am liebsten hätte sie schroffer geantwortet, mit einem glatten, klaren Nein. „Komisch, diese Deutschen", dachte sie. „Da ist nun Jürgen, und er ist doch ein Mann, er steht seinen Mann im Leben, ich kann das beurteilen. Er ist praktisch und klug und ehrgeizig — und er wird sentimental, wenn er den Garten betritt, in dem er als Kind gespielt hat."

Sie dachte an dies Rätsel, während Jürgen ihre unausgesprochenen Gedanken aufnahm. „Ich war ja ein halbes Kind noch, damals", sagte er, „und sehr verspielt. Aber dunkel begriff ich doch bereits, welch Unmaß an Arbeit meine Eltern hier hineingesteckt haben, in diese paar tausend Quadratmeter Erde. An Arbeit und Mühe und Liebe. Später, drüben, begriff ich es tiefer.... tiefer. Aus der Erkenntnis des Verlustes erwuchs mir das Wissen um die Größe dieses Verlustes."

Er vermied es, die andere Seite des Gartens aufzusuchen, wo die Stallungen lagen und die umgitterten Ausläufe für die Hühner und Enten, für die stolzen, blauen Andalusier, die Orpingtons, die behenden indischen Laufenten, die schwer watschelnden, schneeweißen Pekingenten.

Es drängte ihn, das Haus zu besehen, von innen. Einmal über die Treppe zu steigen, langsam und gesetzt, wie es sich für einen Mann seines Alters schickte — über die Treppe, die er oft in stürmendem Jugendübermut lärmend und holterdipolter heruntergetobt war.

Das Haus war leer. Die jetzigen Bewohner hatten es nur ganz kurze Zeit darin ausgehalten. Ein leeres Haus stimmt immer nachdenklich und traurig — aber Jürgen war es so fast lieb. Er hätte es nur schwer ertragen, fremde Möbel in diesen vertrauten Räumen zu sehen. Er erklärte, wo das Wohnzimmer gewesen wäre und das gute Zimmer, das Schlafzimmer und das Speisezimmer.

Dann stiegen sie hinauf ins obere Stockwerk. „Hier lag mein Zimmer", sagte Jürgen und stieß eine Tür auf. Es war ein kleines Zimmer, sehr verwohnt, aber sehr hell — es hatte noch die alte Tapete, und er erkannte die Haken, an denen sein Bücherregal gehangen, die Stelle, wo sein Bett gestanden hatte. Sehr ernst und nachdenklich sah er aus und bemerkte gar nicht, wie Mady zum Weitergehen drängte. Denn in diesem leeren Zimmer, da sah er einen Jungen mitten auf dem Fußboden liegen, auf dem Bauch, einen blonden Jungen, der in einem dicken Buch schmökerte. Und er erinnerte sich: dieser Junge — der bin ich gewesen! Wann, wann war es nur?

Mady sah den Jungen nicht. Sie konnte ihn nicht sehen. „Und hier?", fragte sie, den Flur durchschreitend und die gegenüberliegende Tür öffnend.

„Da wohnte in den Sommermonaten....", stockte der Mann.

„Ich weiß schon", unterbrach ihn Mady mit kalter Stimme, und eine feine Röte stieg in ihre weißen Wangen, „hier wohnte Lore, deine Jugendfreundin. Du hast mir ja oft genug von ihr vorgeschwärmt."

„Ja, Lore", kopfnickte Jürgen. „Um sie tut es mir doppelt leid — sie liebte das Haus so sehr und diesen Garten, sie fand hier jeden Sommer so etwas wie eine Heimat. Es ist schlimm, wenn man als junger Mensch, wenn man als Kind seine Eltern verliert und unter fremden Menschen aufwächst. Hier fühlte sie sich zu Hause, hier war sie daheim. Ein gutes Daheim war dies Haus, ihr und uns allen."

„Das ist alles phantastischer Unsinn", brach Mady jetzt aus. Hatte sie nicht lange genug diese Sentimentalitäten über sich ergehen lassen? Endlich hatte sie genug. „Du hast selbst einmal gesagt, wie elendiglich ihr gefroren habt, wenn der Winter hart war und der Wind vom See kam, bei den viel zu hohen, unpraktischen Fenstern."

„Es war nicht so schlimm", wehrte sich Jürgen. „Man war in seinem Eigenen, und wenn das Haus Mängel hatte — und natürlich hatte es sie —, so ertrug man sie klaglos. Wie man ja auch die Fehler eines Menschen gern in Kauf nimmt, wenn man ihn nur liebt."

„Pah", machte Mady und hob die Schultern. „Heute sind wir weiter. So was würde man nicht mehr bauen. Überhaupt...."

„Ich habe auf dem Fundamente dieses Hauses gespielt", sagte Jürgen ernst, „als man mit dem Bau begann. Ich bin sogar einmal in die Kalkgrube gefallen. Gott sei Dank war der Kalk schon gelöscht. Und bei jedem Ziegelstein, den die Maurer auflegten, habe ich gedacht: Mein Stein, unser Haus! Und wenn es jetzt aussieht wie eine Burg, das Haus — es wäre gut, wenn jeder Mensch eine Burg sein eigen nennen könnte, wo er ganz er selbst sein darf."

Sie gingen wieder die Treppe hinab — sorgfältig verschloß Jürgen die Tür.

„Wo ist denn deine geliebte Lore jetzt?" fragte Mady spitz. Sie kam nicht los von diesem Namen.

„In Berlin", antwortete Jürgen. „In abhängiger Stellung. Ich fürchte, es geht ihr nicht gut."

Dann, an der Gartenpforte draußen, meinte er: „Das Grundstück soll verkauft werden. Ich... ich möchte es gern wieder zu dem machen, was es einmal war."

„Bitte, kaufe es", antwortete Mady kurz. „Tu, was du nicht lassen kannst. Kannst ja wieder hierher ziehen, aber nicht mit mir..., nicht mit mir!"

Jürgen sah sie an, ganz blaß war er vor Aufregung. Er sah diese hohe Stirn, die braunen, großen Augen mit dem bläulichen Weiß, die hohen, gepflegten Bogen der Brauen. Er sah den Mund und die jetzt zitternden schmalen Flügel der Nase, diese ganze schmiegsame, hochgezüchtete Gestalt. Aber er sah das alles wie etwas Fremdes, wie etwas, das ihn nichts anging. Seine Sinne hatten sie umspielt und umworben, und gewiß liebte er sie. Aber war dies noch die rechte Liebe, wenn sie ihm plötzlich fremd wurde und fern? Er dachte an Lore, die Jahre älter war als diese Frau, die er sich in der Fremde erheiratet, und gewiß nicht halb so schön. Aber er dachte an sie, wie so oft in letzter Zeit, wenn etwas kam, was ihn mit Zorn, ja mit Verachtung gegen Mady erfüllte. Er dachte — in diesem Augenblick — an Lore, wie er drüben in Amerika, oft und oft an dieses Haus gedacht hatte, von dem Mady sagte, es wäre häßlich und unpraktisch und ungemütlich.

„Nein, nicht mit dir", sagte Jürgen und seine Stimme wurde hart.

Klirrend fiel die Gartenpforte ins Schloß..

Siegmund Freud, der Vater der hebräischen Urhorde

Betrachtung von Edmund Finke

Das Sonderbarste an dieser ganzen Psychoanalyse ist der Umstand, daß ihre philosophischen und gewisse andere unanfechtbare Grundlagen gar nicht von Freud, sondern von Novalis, Carus, Goethe und vor allem von Nietzsche herstammen. Freuds Leistung ist beschränkt auf bloße Empirie, die es unternahm, alle Dinge und Erscheinungen des Lebens vom Gesichtspunkt eines Erotomanen zu betrachten. Ebenso könnte man alle möglichen Erfahrungen zu einer „Wissenschaft“ zu sammeln suchen, die aussagt, beschreibt und untersucht, wie die Welt Blindgeborener beschaffen ist. Der Psychoanalyse fehlt zur „Wissenschaft“ die Allgemeingültigkeit. Sie ist weiter nichts als eine Unterabteilung der Psychiatrie, von der sie jedoch in der geringschätzigsten Art und Weise abgelehnt wird. Nicht weil Freud Jude ist, wurde ihm bisher — in der Judenstadt Wien — das Ordinariat versagt, sondern weil die Wiener Ärzteschule Freuds Psychoanalyse als das erkannt hat, was sie ist: eine Pseudowissenschaft ausgesprochen nihilistischer Richtung, deren erotomanischer Überbau ein Zeitvertreib für Caféhausliteraten und den übrigen sensationslüsternen Bildungspöbel der verjudeten und hysterischen Großstadtbetriebe der Gegenwart geworden ist.

Die Psychoanalyse gehört zu den seelischen Korruptionsformen des planlosen, überrationalisierten Spätkapitalismus, der die Menschen nicht nur der Arbeit entwöhnt hat, sondern bis in den Grund ihrer Seele unglücklich und lebensüberdrüssig gemacht hat. Erotik wird zur Manie überall dort, wo das Leben ohnedies zum Untergang verurteilt ist. Daß Freud den Goethe-Preis der Stadt Frankfurt erhalten konnte, ist der dämonischste Treppenwitz der Weltgeschichte, den sich das marxistische Nachkriegs-Deutschland geleistet hat.

Um den Abstand zu ermessen, der zwischen der Einführung einer lebendigen „Tiefenpsychologie“ in die Wissenschaft von der menschlichen Seele und der Freudschen Psychoanalyse liegt, müssen sowohl die Vorläufer Freuds als auch jene Nachfolger zitiert werden, die zum engsten Lehrkreis des „Meisters“ gehören und sein Werk ausgebaut haben.

Zu den Schöpfern der Tiefenpsychologie gehören:

Goethe: Der Mensch kann nicht lange im bewußten Zustand verharren; er muß sich wieder ins Unbewußtsein stürzen, denn darin lebt seine Wurzel.

Carus: Der Schlüssel zum Verständnis des bewußten Seelenlebens liegt in der Region des Unbewußtseins.

Schopenhauer: In jenem Widerstreben des Willens, das ihm Widrige in die Beleuchtung des Intellekts kommen zu lassen, liegt die Stelle, an welcher der Wahnsinn auf den Geist einbrechen kann.

Nietzsche: Das habe ich getan, sagt mein Gedächtnis. — Das kann ich nicht getan haben, sagt mein Stolz und bleibt unerbittlich. Endlich gibt das Gedächtnis nach.

Alle Triebe, welche sich nicht nach außen entladen können, wenden sich nach innen. — Gute Handlungen sind sublimiert böse. — Was wir im Traum erleben, gehört zuletzt so gut zum Gesamthaushalt unserer Seele, wie irgend etwas „wirklich“ Erlebtes.

Es gibt einen Rückschluß vom Ideal auf den, der es nötig hat, von der Tat auf den Täter, von jeder Denk- und Wertungsweise auf das dahinter kommandierende Bedürfnis.

Was haben Freud und seine Schüler aus diesen grundlegenden Sätzen der Tiefenpsychologie gemacht?

Schultz-Hencke: Was will es (das Triebhafte) im Menschen? — Andern alles wegessen, andre anbeißen, auffressen, andern nichts geben, nicht arbeiten, Kot essen, damit spielen, . . . und überhaupt handeln, wann und wo und wie es will; was in seiner Zusammensetzung nicht gefällt, zerlegen; was an einem Ganzen Freude macht, abreißen und mitnehmen; alles sehen, ganz egal, ob es dem andern paßt oder nicht; sich . . . befriedigen, wann und wo und wem gegenüber es eine Regung spürt; befriedigt davonlaufen, wenn es mit dem Munde . . . satt ist. Und dann hat es oft fürchterliche Angstgefühle. Das ist alles! (Besonders anstößige Stellen hier und in den folgenden Zitaten gestrichen!)

Georg Groddeck: Wer sich im Haus bewegt, begegnet bei jedem Schritt dem erotischen Symbol, ja er sieht deutlich, wie ein Symbol sich das andere erzwingt, sich auf dem Wege des Assoziierens neue Bilder des Menschseins (!) schafft. Das Feuer, die flammende Leidenschaft, baut sich den Herd, die Muttergöttin, die das Feuer in sich schließt und im Symbol des Kochens das Kind wachsen läßt. Der Herd aber assoziiert sich den Topf, den Löffel, die Tasse. Immer neue Bilder des fassenden Raumes im Weibe. Der wärmende Ofen entstand daraus, während das Leuchten des Feuers Öllampe, Kerze und Holzspan erfand, unter dem Druck der Mann-Imago, die noch im elektrischen Leuchtkörper sich überall vordrängt ... Der Tisch ist der säugenden Mutter nachgebildet (?), der Schrank ist unbewußte Nachahmung der Schwangeren usw.

Es ist nicht möglich, Groddeck weiter zu zitieren, da die Schamlosigkeiten erotomanischer Vorstellungen sich häufen.

Imago VIII/92: In einer Abhandlung über die Tag-

phantasie eines kleinen Schulmädchens berichtet ein Psychoanalytiker — mit vollem Namen unterzeichnet — von seinem Töchterchen, daß sie ihrer Mutter gegenüber den Wunsch geäußert habe, „ihren Vater zu sehen". Es ist kaum anzunehmen, daß dieses Mädchen, einmal groß geworden, ihrem Vater, der es auf eine so niederträchtige Art und Weise bloßgestellt hat, Liebe und Achtung bewahren wird.

Freud: Über den Ursprung des Totemismus. — „Eines Tages taten sich die aus der Urhorde vertriebenen Brüder zusammen, erschlugen und verzehrten den Vater und machten so der Vaterhorde ein Ende. Daß sie den Getöteten auch verzehrten, ist für den kannibalen Wilden selbstverständlich. (Unterschiebung!) Der gewalttätige Urvater war gewiß das beneidete und gefürchtete Vorbild eines jeden aus der Brüderschar gewesen. Nun setzten sie im Akte des Verzehrens die Identifizierung mit ihm durch, eigneten sich jeder ein Stück seiner Stärke an. Die Totemmahlzeit, vielleicht das erste Fest der Menschheit (!), wäre die Wiederholung und die Gedenkfeier dieser denkwürdigen verbrecherischen Tat. Hatten sich die Brüder verbündet, um den Vater zu überwältigen, so war jeder des andern Nebenbuhler bei den Frauen (bzw. den eigenen Müttern). Jeder hätte sie, wie der Vater, alle für sich allein haben wollen, und in dem Kampfe aller gegen alle wäre die neue Organisation zugrunde gegangen. Es war auch kein Überstarker mehr da, der die Rolle des Vaters mit Erfolg hätte aufnehmen können. (Gleichfalls eine willkürliche Unterstellung Freuds.) Somit blieb den Brüdern, wenn sie miteinander leben wollten, nichts übrig, als — vielleicht nach Überwindung schwerer Zwischenfälle — das Inzestverbot aufzurichten, mit welchem sie alle zugleich auf die von ihnen begehrten Frauen verzichteten, deretwegen sie doch in erster Linie den Vater beseitigt hatten. Sie retteten so die Organisation, welche sie erst stark gemacht hatte, und die auf homosexuellen (?!) Gefühlen und Betätigungen ruhen konnte, welche sich in der Zeit der Vertreibung bei ihnen eingestellt haben mochten. Vielleicht war es auch diese Situation, welche den Keim zum Mutterrecht legte, bis dieses von der patriarchalischen Familienordnung abgelöst wurde."

Die Urgeschichtsforschung hat, wie ich a. a. O. ausgeführt habe, längst bewiesen, daß es weder eine Identität von Totem und Vater, noch eine Totemmahlzeit gab, ferner, daß die Exogamie (Verwandte ausschließende Ehe) nicht mit dem Totemismus zusammenhängt, mithin die ganze Freudsche Hypothese samt ihren Kastrations- und Oedipuskomplexen ins Reich der Phantasie gehört.

Nirgends wirkt der Intellektualismus (das geistreichelnde Element) der Psychoanalyse so widerwärtig und grotesk wie in den Betrachtungen Freuds und seiner Schüler über das Wesen der Kunst:

W. Steckel: Zwischen dem Neurotiker und dem Dichter besteht gar kein Unterschied. Nicht jeder Neurotiker ist ein Dichter. Aber jeder Dichter ist ein Neurotiker.

O. Pfister: Künstlerische Inspiration ist die Manifestation eines verdrängten Komplexes und baut sich nach Gesetzen auf, in die Freud die neurotischen Symptome faßte, nur daß ein sinnvolles Ganzes geschaffen wird, dessen tiefere psychologische Bedeutung allerdings dem Künstler nicht völlig klar ist.

J. Landquist: Erläuterungen zu Goethes Gedicht „Der König von Thule": Der Becher ist nicht nur als Gefäß betrachtet, sondern auch als Symbol des Weibes gemeint.

S. Freud: Das Tragische (Kunstwerk) ist anzusehen als Ausdruck „der dem Sohn aus allen (Unterstreichung von Freud) Inzest-Vergehen erwachsenden Schuld. In summa ist es also (?!) die aktualisierte und ins praktische Leben übergreifende Dramatik verdrängter infantiler Komplexe, aus der das Tragische erwächst.

L. Jekel: Das in der Tagödie auf dem Sohne lastende Schuldgefühl erscheint in der Komödie auf den Vater verschoben — der Vater ist schuldig.

Die ganzen Greuel dieses von Freud zur Wissenschaft aufgemachten Vater-Sohn-Komplexes ist schon im Alten Testament enthalten, somit hebräischen Ursprungs. Ein größeres Scheusal als diesen alten Abraham, der einem Traum oder Tag-Traum gehorchend, ohne weiteres damit einverstanden ist, dem Gotte Israels seinen Sohn Isaak zu opfern, genauer gesagt, ihn auf dem Opferstein abzuschlachten, und erst durch ein anderes „Gesicht" von dieser Greueltat abgehalten werden muß, gibt es nur in wenigen religionsgeschichtlichen Überlieferungen anderer Völker, die sich zumindest nicht für auserwählt hielten. Mythengeschichtlich wird damit ausgedrückt, daß zur Zeit Abrahams die hebräische Urhorde Menschen- durch Tieropfer zu ersetzen begann.

Es ist anzunehmen, das die Psychoanalyse Freuds u. a. aus eben dergleichen mythengeschichtlichen Vorstellungen, aus dem Stammesgedächtnis Israels ihren Ursprung genommen hat. Das Alte Testament ist von menschlichen Lastern wie Rache, Blutdurst, Haß, Gier und Wollust dermaßen bis zum Rande menschlichen Empfindungsvermögens angefüllt wie kein anderes Buch der Menschheit. Freud hat, einem gespenstigen Atavismus verfallen, diese Schmach jüdischen Blutes aus grauer Vorzeit her in die Gegenwart abreagiert und mit dieser pseudowissenschaftlichen Transfiguration althebräischer Vorstellungen besonders der seelisch labilen Nachkriegsgeneration unermeßlichen Schaden zugefügt. Die Freudsche Lehre wirkte ebenso wie der Bolschewismus als Entfeßlung einer Unterwelt, eines seelischen Gangstertums, das erst durch die religiöse und historische Idee vom großen Aufbruch der Deutschen Nation gebändigt und besiegt werden wird.

Daß die Psychoanalyse auch auf die deutsche Literatur ungemein verderbliche Einflüsse ausübte, ist selbstverständlich. Die bezeichnendsten Literaturerzeugnisse dieser Art sind u. a. Siegfried Trebitsch: Die Frau ohne Dienstag, Jakob Wassermann: Ulrike Woytich, Arthur Schnitzler: Flucht in die Finsternis, Leonhard Frank: Die Ursache. Diesen und noch vielen andern ähnlichen Werken ist jedwede Gültigkeit vom Standpunkt einer künstlerischen Bewältigung und Verdichtung des Lebens abzusprechen. Sie sind klinische Krankengeschichten in Romanform.

Die nützlichen Auswirkungen der Psychoanalyse sind verschwindend klein gegen den unermeßlichen Schaden, den sie im Seelenleben aller Kulturvölker der Erde angestiftet hat. Die Ausübung psychoanalytischer Praktiken von Laien und Ärzten wäre gesetzlich zu untersagen. Sie müßte ausschließlich den psychiatrischen Kliniken vorbehalten werden.

Anekdoten

Das Gold.

Khoja, der türkische Eulenspiegel, ging in die Stadt, betrachtete dieses und jenes, und blieb schließlich vor dem Laden eines knauserigen Goldschmieds stehen, der in dem Rufe stand, es mit der Ehrlichkeit nicht ernst zu nehmen. Nachdem er die Auslagen betrachtet hatte, ging er in den Laden und fragte den Goldschmied, ob niemand höre, was man bespreche.

„Kein Mensch", sagte der Goldschmied.

„Nun denn", setzte der Khoja die Unterhaltung fort, „dann möcht ich wohl wissen, was so ein Goldklumpen wert ist."

Der Goldschmied gab ihm eine gute Zigarre und fragte, wie groß der Goldklumpen sei.

„Na", sagte der Khoja. „Vier Fäuste dick, mein ich."

Der Goldschmied zog ihn in's Wohnzimmer und ließ eine Flasche Wein springen. „Vier Fäuste dick?", lusterte er. „Der Klumpen ist schon was wert." Und er lud Khoja zum Essen.

Khoja langte tüchtig zu. Nun fragte der Goldschmied, wo er den Goldschatz denn habe.

Erstaunt sagte der Schalk: „Wo ich ihn hab'? Ja, guter Herr, hätt' ich ihn nur. Ich mein' nur, wie reich würd' ich sein, wenn ich so einen Goldklumpen hätte?"

Das Leben.

Nach einer Fabel der Gebrüder Grimm.

„Dreißig Jahre darfst du leben", sagte der Schöpfer zum Esel. Der klagte: „Ach, Herr, das ist eine lange Zeit. Vom Morgen bis spät in die Nacht soll ich Lasten schleppen? Schläge und Fußtritte soll ich ertragen? Erlasse mir einen Teil meiner Zeit."

„Gut!", sagte der Schöpfer, „ich schenke dir achtzehn!"

Der Esel dankte und ging. Da sagte der Schöpfer zum Hund: „Du darfst dreißig Jahre leben!"

„Ach", seufzte der Hund, „ist das dein ehrlicher Wille, o Herr? Das halten meine Füße so lange nicht aus. Habe ich erst die Stimme zum Bellen verloren und die Zähne zum Beißen, was bin ich dann noch?"

„Gut!", sagte der Schöpfer. „Ich schenke dir zwölf!"

Der Hund dankte. Da kam der Affe. Der Schöpfer sagte dasselbe zu ihm.

„Ach", seufzte der Affe, „so viel Jahre soll ich Gesichter schneiden und den Menschen zum Possen dienen. Das halte ich nicht aus."

Der Schöpfer schenkte ihm zehn. Da kam der Mensch. Der fragte enttäuscht: „Dreißig Jahre nur, Herr? Da bin ich doch gerade so weit, mir Pläne über die Zukunft machen zu können. Ich kann mir eine Familie gründen und ... nein, Herr, das ist wenig!"

„Gut!", antwortete der Schöpfer. „Nach deinen dreißig menschlichen Jahren bekommst du die Jahre des Esels. Beklage dich nicht, wenn du Lasten tragen mußt. Dann kommen die Jahre des Hundes. Wenn deine Beine müde werden und dir die Zähne ausfallen, dann murre nicht. Und dann schenke ich dir noch die Jahre des Affen. Wenn dich die Jungen verlachen, weil du schwachköpfig und närrisch wirst, bedenke, du wolltest die Jahre!"

Der Mensch versprach, dankbar zu sein. Als aber die Jahre kamen, da murrte er wider den Schöpfer und seine Torheit.

Leihgeschäft.

In Hebbels Notjahren kam um die Mittagsstunde der Sohn des Hauswirtes, eines Geizkragens mit der Bitte zu dem Dichter, ihm doch die Zeitung für den Vater zu leihen. Der Vater möchte sie lesen.

Kaltblütig antwortete der Dichter: „Eine Empfehlung an deinen Papa, er möchte mir eben sein Mittagessen leihen. Ich möchte es essen."

Das Geschenk.

Freimann, der Schalk von Gerdauen, sagte zu seiner Frau: „Wir sind arm und es geht uns schlecht. Wenn Gott mir doch hundert Mark schenkte. Aber genau hundert Mark müssen es sein. Weniger nehme ich nicht an."

Ein vorübergehender, vermögender Herr, der das hörte, betrat Freimanns Wohnung und sagte: „Ich soll dir diese 99 Mark bringen." Und er reichte Freimann einen Beutel. Der nahm ihn an.

Der Herr hatte gemeint, Freimann werde das Geld nicht annehmen, da es nur 99 Mark waren und er verklagte den Sünder.

Der Richter fragte den Schalk, ob es wahr sei, daß er gesagt habe, er nehme nicht weniger als 100 Mark an.

„Jawohl, hoher Herr", antwortete Freimann. „Neunundneunzig Mark hat mir Gott geschickt. Eine Mark hat er sich für den Beutel angerechnet. Da waren es hundert."

Der Bericht.

Der Magistrat einer kleinen Gemeinde erhielt zu Ende des Jahres, drei Jahre nach Beendigung des Weltkrieges den üblichen Fragebogen mit den handschriftlichen Tabellen zugefertigt. In diese hatte der Magistrat die wichtigsten Vorfälle des Jahres einzutragen. Die ausgefüllten Tabellen mußten der Regierung wieder eingereicht werden.

Der Magistrat sann mit den Mitgliedern des Magistrates lange nach. Endlich kam ihm Erleuchtung. Als die Regierung die Tabellen zurückerhielt, war darin notiert: „Es sind hier wohl einige Angelegenheiten vorgekommen. Diese Angelegenheiten sind aber Privatangelegenheiten und gehen die Regierung nichts an."

Die Entstehung der Zeitungsente.

Nach der französischen Revolution überboten sich die Zeitungen in Meldungen, die nicht immer der Wahrheit entsprachen. So stand in einer Pariser Zeitung ein Bericht, um die Gefräßigkeit der Enten festzustellen, habe ein Naturforscher zwanzig Enten in einen Käfig gesteckt. Jede Viertelstunde habe er eine getötet, die dann sofort von den anderen verzehrt worden sei. Im Verlauf von fünf Stunden sei nur noch eine Ente übrig geblieben, die also in dieser kurzen Zeit ihre übrigen Kameraden in sich aufgenommen habe. Dieser jeder Wahrheit Hohn spottende Bericht verbreitete sich sehr schnell über die ganze Erde. Die Ente war aber dadurch so bekannt geworden, daß man auch heute noch jede unglaubliche Zeitungsnotiz mit diesem Spitznamen belegt.

Frigo.

Schach-Beobachter

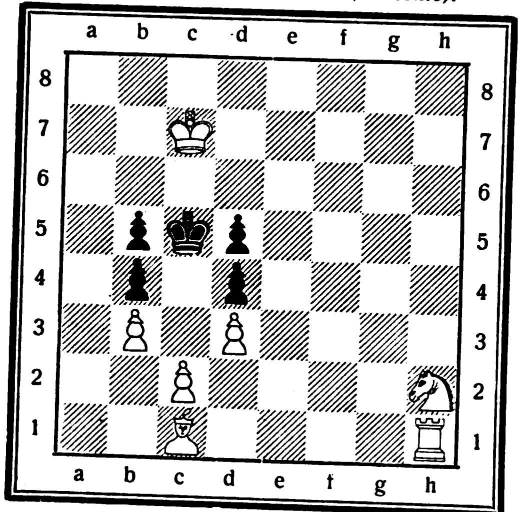
Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck.)

Von Karl Hetterich, München.

Schwarz: Kc5, Bb4, b5, d4, d5 (5 Steine).



Weiß: Kc7, Th1, Lc1, Sh2, Bb3, c2, d3 (7 Steine).

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Eine ebenso leichte wie hübsche Kleinaufgabe.

Aufgabelösung aus Folge 30.

Vierzüger Heinrich Gies, München.

Weiß: Kb3, Td1, Lf4, Ba4, c4, d3, f2, (7).

Schwarz: Kd4, Ba5, e6, (3).

1. Td1—e1! Kd4—c5; 2. Te1×e6, Kc5—d4; 3. Te6—d6†, Kd4—c5; 4. Bd3—d4 matt usw.

Richtig gelöst: Pfarrer Klein, Setzingen, Wttbg., Helmuth Klitzing, Güstrow; und der 15jähr. August Büchner, Hainstadt (Hessen).

Spanischer Reinfall

Gespielt im Vereinsturnier des Schachklub Schönebeck a. Elbe E. V.

Weiß: Tschirschwitz.		Schwarz: Märten
1. e2—e4	e7—e5	
2. Sg1—f3	Sb8—c6	
3. Lf1—b5	Sg8—f6	
4. 0—0	a7—a6	
5. Lb5—a4	Lf8—c5	
6. c2—c3!	Sf6×e4[1]	
7. d2—d4!	b7—b5	
8. La4—b3	Lc5—b6	
9. Tf1—e1!	f7—f5?	
10. Lb3—d5[2]	Se4—f6?	
11. Sf3×e5!	Ke8—f8?[3]	
12. Se5—f7[4]		

[1]) In dieser Stellung den Bauern e4 zu schlagen, ist gefährlich; die Steinitzverteidigung d7—d6, um die Läuferschräge c8—h3 zu öffnen, wäre sicherer.

[2]) Der strategische Aufmarsch von Weiß ist bereits so stark entwickelt, daß er bei jeder Verteidigung den siegbringenden Qualitätsvorteil bringen muß.

[3]) Auf Sc6×Se5 folgt T×Se5 + nebst L×Dd8.

[4]) Der Damenverlust ist unabwendbar.

Was ist Schach?

Äußerungen berühmter Schachmeister.

Dr. Aljechin, der in Paris lebende Weltmeister, meint: „Schach ist mehr Kampf wie Spiel."

Mattison, der kürzlich verstorbene Amateurweltmeister aus Lettland, behauptete in der ihm angeborenen Bescheidenheit: „Schach ist eine kleine, aber selbständige Republik!"

Miß Menchick, die Damenweltmeisterin, erklärte: „Schach ist ein sehr schweres Spiel!"

Ein Altmeister des königlichen Spiels beantwortete die Frage folgendermaßen: „Schach ist die einzige geistige Beschäftigung, wo auch ein halbgebildeter Mensch den ersten Platz einnehmen kann."

Monticelli, der junge italienische Vorkämpfer, erklärt: „Schach ist ein Reich, das noch auf seinen Mussolini wartet."

Die Ungarn: Vajda, Nagy, Steiner, Havasi, die bei einem Budapester Turnier gesehen haben, wie die ersten Preise in die Taschen der fremden Schachmeister flossen, meinen: „Schach ist ein nationales Unglück."

Grünfeld, der fußverletzte Österreicher, meint: „Schach ist der Stock, mit dessen Hilfe ein Lahmer zwei vollständig gesunde Menschen einholen kann."

Ein Berliner Meister erklärt: „Schach ist knorke, mehr dufte wie schnaffte."

Ein Sachse meint: „Schach ist ein ‚scheenes' Spiel."

Van Colle, der kürzlich verstorbene Belgier, der auf allen Turnieren durch seine vornehmen Kravatten aufgefallen ist und der bei den Turnieren viele Partien verloren hat, da seine zahlreichen Romane ihn so stark in Anspruch nahmen, antwortete nicht wie ein Belgier, sondern wie ein echter Pariser: „Schach? — das ist cherchez la femme . . ."

Snosko Borowski, der ständig in Paris lebende russische Meister, der bei einem Turnier sehr schlecht abgeschnitten hat, erklärt dezidiert: „Schach ist ein Spiel, wo die ersten die letzten sein können, wo aber die letzten nie die ersten sein werden."

Kmoch, der Wiener Meister, dessen Portefeuille mit Zeitungsartikeln, Telegrammen ebenso überfüllt ist als sein Kopf mit Schachvarianten, erklärt, scheinbar zwischen dem Schreiben zweier Zeitungsartikel: „Schach — das United Preß."

Yates, der vor kurzem verstorbene Engländer, der außer der englischen Sprache keine Sprache beherrschte, schrieb auf die Frage: „Was ist Schach" nur das eine kurze Wörtchen: „Yes!"

Gebhard „S. S. S. (die süddeutsche starke Seele)" meint: „Mühsam nährt sich das Eichhörnchen."

Ein Schach-Musikus erklärte: „Schach ist ein übermäßiger Septakkord, der sogar manchmal vermindert sein kann und der Auflösung bedarf."

Ein Schach-Arzt meint: „Schach ist ein Spiel, in dem ein Laie dem Arzt Konkurrenz machen kann durch „Eintupfen der Mattspritze."

Ein Schach-Sportsmann sagte: „Schach ist ein Cirkus, in dem der König aus der Manege springen lernt."

Ein Schach-Lehrer behauptet: „Schach ist das beste Mittel zur Erziehung zur Konzentration."

Ein Weltreisender, der Serbe Kostitsch aus Belgrad, beantwortet die Frage kurz und bündig: „Schach ist dasselbe wie das Reisebüro Thomas Cook."

RÄTSEL

Rebus



Gegensatzrätsel

Von folgenden Wörtern sind solche mit gegensätzlicher Bedeutung zu suchen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben den Namen eines Wegbereiters des Dritten Reiches.

fremd, Lärm, Ferne, zornig, Leben, arm, Wüste, falsch, traurig, Feigheit.

Kapselrätsel

In jedem der nachstehenden Wörter ist ein Hauptwort eingekapselt, deren Anfangsbuchstaben den Namen eines Vorgebirges nennen.

Angermünde, Minne, Chimborasso, Brandenburg. Ballast, Alligator, Antonia, Schalmei, Dreißig.

Rätsel

Die erste besitzt du doppelt,
Die zweite ist der Füße Schutz.
Die erste nimmt oftmals das Ganze.
Man warf ihn zur Fehde und Trutz.
Der einzelne nützet dir wenig,
Doch besang ihn ein Dichterkönig. B.

Silbenrätsel

Von den Silben: a a a bel bub bus cru di do dur e e ein fa fah ga gat haus he horn lach lar le ler ma ma mus ne ne nel nen nim ras rem rer ro schein so son son sur ter ti u un un ve ze sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, die Stammburg der Bewegung ergeben.

1 .... 10 ....

2 .... 11 ....

3 .... 12 ....

4 .... 13 ....

5 .... 14 ....

6 .... 15 ....

7 .... 16 ....

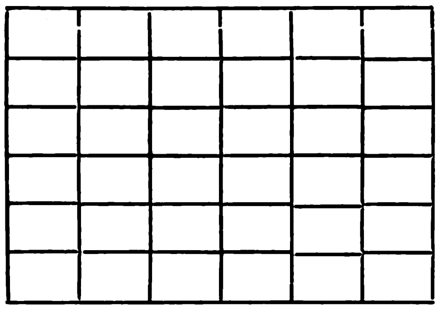
8 .... 17 ....

9 .... 18 ....

Die Wörter bedeuten: 1. Ort in Baden, 2. Pflanze, 3. Naturerscheinung, 4. Name des Satans, 5. Sportsmann, 6. berühmter Geigenbauer, 7. Oper von Lortzing, 8. engl. Nationalheld, 9. Fabeltier, 10. Mädchenname, 11. Männername, 12. Teil des englischen Parlaments, 13. Extrakt, 14. Künstler, 15. Filmgesellschaft, 16. Kirchenlehrer, 17. Gloriole, 18. Name eines abenteuerlichen Seemannes.

Diagrammrätsel

d e e e e e e e e e g g h i i i l l l n n n n n o r r r r r r s t u u z.



Obige Buchstaben sind in das Diagramm so einzusetzen, daß sich in den waagrechten Reihen Wörter folgender Bedeutung ergeben: Angehöriger eines afrikanischen Volksstammes, beschleunigtes Beförderungsmittel, Institutsausdruck, volkstümliche Bezeichnung einer Zahl, Besitzer, Rundfunkgerät. Die Anfangsbuchstaben ergeben den Namen eines bewährten Vorkämpfers der Bewegung und die Diagonale von links oben nach rechts unten den meistgenannten Staatsmann Europas.

Man entnehme

jedem der nachstehenden Wörter je eine Silbe: Vereinzelt, Gefreiter, Esra, Gelegenheit, Rebenhügel, Aufführung, Rennen, Wirkungsfeld, Einmachzeit, Helene, Nebenraum, Voltaire, Lerchenau, Wonnemond, Ebene.

Die entnommenen Silben ergeben im Zusammenhang gelesen den Anfang eines Gedichtes von Schiller.

Zwei Bäume

Im kühlen Schatten der Wort ich saß
Als ich von Wort die „Reden" las;
Und unter der Wort lag ich im Gras
Als ich die Wort ohne Ende las. B.

Zahlenrätsel

1 2 3 4 2 = Insekt
5 3 6 7 = Nebenfluß der Donau
8 6 9 2 7 10 2 = Beleuchtungskörper
11 5 10 12 2 10 13 14 7 15 = Staatsoberhaupt
2 16 6 = Mädchenname
8 2 4 7 6 = aussätzige Krankheit
17 18 4 3 = Hunderasse
9 7 5 3 9 6 10 = Gestalt aus einer Wagneroper
2 12 2 8 17 14 9 = Tugend
8 18 10 12 18 10 = europ. Hauptstadt
8 14 12 1 5 15 = Männername

Die Anfangsbuchstaben ergeben ein Schauspiel von Friedrich Schiller.

Männer

„Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen"
Sagt — wohl in Goethes „Faust".
Den — wirst du nicht entbehren können,
Wenn du einmal ein Fuhrwerk baust.
Die deutsche Kunst grüßt dich in Klang und Bildern,
Wenn du ein Werk von — schaust.
Der Staatsmann — wirkt voll Kraft im Lande,
Wo einst Parteiengeist gehaust.
B.

Buchstabenaustauschrätsel

Von folgenden Wörtern sind die ersten Buchstaben durch einen anderen zu ersetzen. Die gefundenen Buchstaben ergeben von oben nach unten gelesen einen süddeutschen Kurort.

Land, Imme, Bach, Niete, Igel, Hose, Rang, Alster, wie, Bau, Zorn, Ähre, Aller, Gut.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a ba bei brauch brow chard de er eye fut garn gi im ker lo na na ne nieß pol ral ral re ri sal sta te ten tu u un sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen einen Liederanfang ergeben.

1 ....
2 ....
3 ....
4 ....
5 ....
6 ....
7 ....
8 ....
9 ....
10 ....
11 ....
12 ....
13 ....

Die Wörter bedeuten: 1. Augenbraue (engl.), 2. Heilpflanze, 3. tropische Frucht, 4. Männername, 5. griechischer Gott, 6. europäischer Staat, 7. Vorschriften, 8. Planet, 9. Bienenzüchter, 10. Nutznießung, 11. Mädchenname, 12. europäisches Grenzgebirge, 13. Hülle. (st = ein Buchstabe.)

Doch dasselbe

Ein Feigling ist, wer sich's nicht tut,
Von Schaden frei, wer's niemand tut.

Lösungen aus Folge 33:

Balkenrätsel: „Wir werden den Sieg erringen, denn dieser Sieg ist alles, es ist Deutschland." Hitler. (Folge der Balken: 6, 4, 1, 8, 5, 2, 7, 3.) ✱ **Zahlenrätsel:** Jerusalem, Uhland, Nimrod, Gabriel, Vulkan, Ofen, Lotte, Kasperl = Jungvolk. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Lotse, 2. Eberhard, 3. Ibsen, 4. Barcelona, 5. Edenhall, 6. Saurier, 7. Übersee, 8. Ballast, 9. Unna, 10. naiv, 11. Gymnasium, 12. Ida, 13. Salat, 14. Timotheus, 15. Distichon, 16. Ironie = Leibesübung ist Dienst am Vaterlande. ✱ **Rösselsprung:** Wir wollen alle wirklich lebendigen Kräfte des Volkes als die tragenden Faktoren der deutschen Zukunft erfassen. Adolf Hitler. ✱ **Diagonal-Silbenrätsel:** 1. Oberan, 2. Skilauf, 3. Totensonntag, 4. Motorrad, 5. Archibald, 6. Regiment, 7. Klosterbruder = Ostmark, Oktober. ✱ **Rösselsprung:** Industrie, Handel, Gewerbe und Landwirtschaft dürfen voneinander nicht getrennt werden. Sie können ohne einander nicht bestehen, vereint aber werden sie stark sein, um die größten volkswirtschaftlichen Aufgaben zu erfüllen. (Bismarck). ✱ **Zahlenrätsel:** Aristokrat, Romeo, Banner, Eichenlaub, Tausend, Ungarn = Arbeit und Brot. ✱ **Rätselvers:** Riemen — Schneider — Riemenschneider. ✱ **Gegensatzrätsel:** Innen, Morgen, alles, neu, unten, Ebene, lustig, klar, Alter, nirgends, Tadel = Immanuel Kant.

Verlag: **Frz. Eher Nachf., G. m. b. H.**, München 2 NO, Thierschstraße 11–17, Fernsprecher: 20647 u. 22131. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post und durch jede Buchhandlung monatlich 86 Pfennig, durch Umschlag M. 1.45. Versand ins Ausland durch Umschlag monatlich M. 1.45, für Länder mit ermäßigtem Porto M. 1.25. Postscheckkonto: München 11346; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern, Postscheck III 7205. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank, Filiale Kaufingerstraße. / Der „Illustrierte Beobachter" erscheint wöchentlich am Samstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39/II, Fernruf: 20755 und 20801. Hauptschriftleitung und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dietrich Loder, München; Berliner Schriftleitung Dr. Hans Diebow; verantwortlich für Anzeigen: Erwin Finkenzeller, München. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. / Österreich: Für den Inhalt verantwortlich Eduard Steinagassinger; Auslieferungsstelle N. S. P.-Verlag, beide in Linz a. d. D., Langgasse 4/I. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Adressenvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Organisationsleben muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.

Die Geschichte vom Labskaus

Von Hans Riebau

Das Essen an Bord der „Holsatia“ war nicht gut. Ob es an „Smutje“ lag, dem Koch, oder am Kapitän, der den Daumen auf den Beutel hielt, oder an der Reederei — niemand wußte es. Montags und Freitags gab es Sauerkraut mit hartem Speck, Dienstags und Donnerstags harten Speck mit Sauerkraut, und Mittwochs und Sonnabends war es auch nicht viel anders. Nur Sonntags stand Labskaus, ein herrliches Gemisch aus Kartoffeln, Salzfleisch und Zwiebeln, auf der Speisekarte, und Labskaus konnte „Smutje“ besser kochen als der Küchenmeister der „Europa“. Kein Wunder, daß die Besatzung ihre Mägen sechs Tage der Woche auf den siebten vertröstete. Kein Wunder aber auch, daß an den Sonntagen die Nachfrage das Angebot um mehrere hundert Prozent überstieg.

Petersen, dem Bootsmann, gefiel das nicht. Petersen war, von Kindesbeinen an, ein geschworener Feind von Sauerkraut in jeglicher Zubereitungsform. Petersen brauchte, das mußte jeder verstehen, am Sonntag fünf oder sechs oder sieben Portionen Labskaus, oder er ging zugrunde.

Aber Petersen ging — wenigstens vorerst — nicht zugrunde. Schon auf der zweiten Reise nämlich — die „Holsatia“ hatte gerade den Roten Sand passiert, und es war ein nebliger, kalter Herbstsonntag — geschah etwas: Kaum daß die Mannschaft ihren Schlag Labskaus im Logis hatte, stieß Bootsmann Petersen, als er den Löffel in den Labskausbrei versenkte, auf einen festen Gegenstand, und zwei Sekunden später zog er — eine große tote Ratte heraus.

Die Besatzung saß, als sie das sah, wie erstarrt. Pinkerton und Schill aber, die Vollmatrosen, standen auf, gingen zu „Smutje“, dem Koch, und schütteten ihm, ohne ein Wort zu sagen, ihr Labskaus über den Kopf. Die anderen blieben im Logis, drehten die Zungen im Munde herum und guckten, voll heimlicher Sehnsucht zwar, aber auch voll von Hemmungen, in das Essen.

Der einzige, der sich überwand, war Bootsmann Petersen selbst. Nachdem er seinen Schlag Labskaus mit der toten Ratte zusammen über Bord geworfen hatte, fing er an, die Schläge der anderen zu inspizieren, und als er — ohne auf einen nennenswerten Protest gestoßen zu sein — die siebte Portion verdrückt hatte, konnte er feststellen, daß es augenscheinlich mit der einen Ratte sein ganz besonderes Bewenden hatte. Auf der „Holsatia“ gab es nach wie vor Sonntag für Sonntag Labskaus. Aber — die Regungen der menschlichen Seele spotten aller Logik — die Besatzung hatte keinen rechten Spaß mehr daran. Pinkerton und Schill pflegten sich an diesen Tagen mit Brot und Wurst zu begnügen. Die anderen aßen wenig, und alle spürten, daß sich, sobald sie an die Ratte dachten, ein Kloß in ihre Kehle legte.

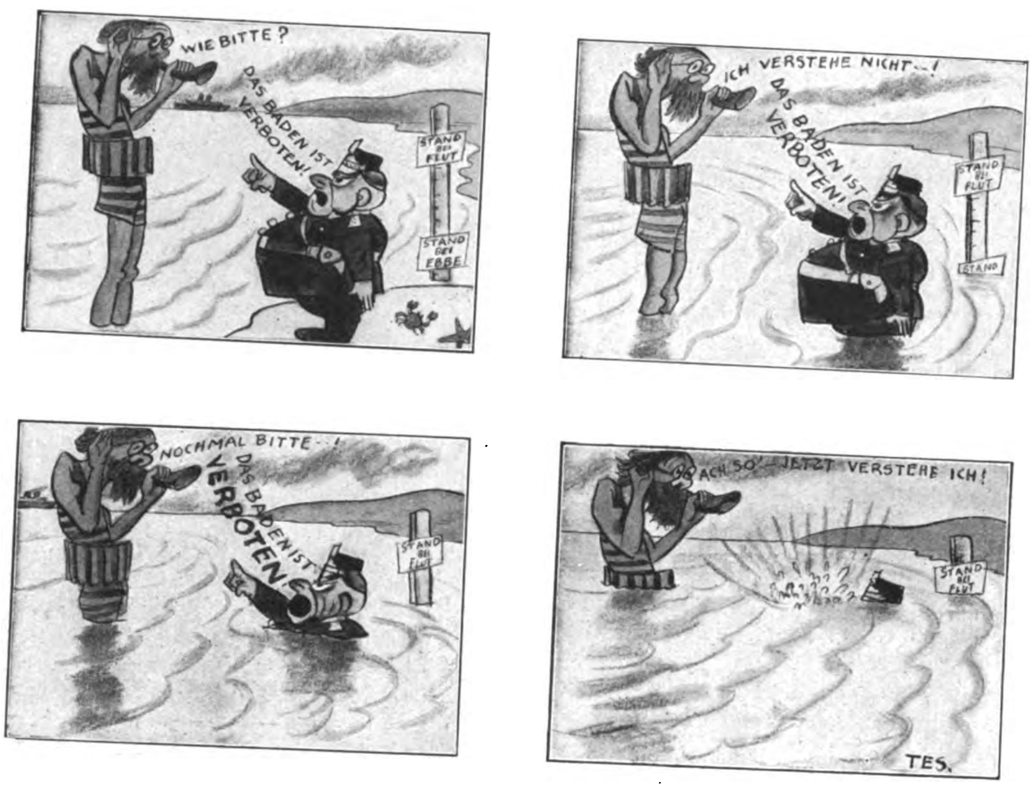
Nur Petersen war frei von allen Empfindsamkeiten. Er aß seinen Schlag, er aß Pinkertons und Schills Schläge, und bei Smutje in der Kombüse fand er immer noch genug, daß er, wie es ihm nötig schien, auf sieben Portionen kam.

Das wäre, so könnte man annehmen, bis in alle Ewigkeit so weitergegangen, wenn nicht Petersen eines Tages in Bremerhaven abgemustert und Heuer auf dem Kohlendampfer „Emma“ genommen hätte. „Petersen“, sagte der Kapitän, als er ihn verabschiedete, „so viel Labskaus, wie Sie hier bekommen haben, kriegen Sie aber auf der „Emma“ bestimmt nicht“

„Doch“, grinste Petersen, „up de „Emma“ dor givt dat ja wol ok nich so veel Surkrut. Und wenn dat dor doch so veel Surkrut givt, dann givt dat dor o k wol ne Ratte, de ich wedder mol in min Labskus smieten kann.“

Glossen der Woche

DER SCHWERHÖRIGE



Der S.A.

Wo Männer sich dem Volk zum Opfer weihen,
wird auch der stärkste Feind aufs Knie gezwungen,
um aus der Knechtschaft tiefsten Niederungen
die schwergeprüfte Heimat zu befreien.

Der Tod ging hundertfach durch deine Reihen,
und niemals hat er letzten Sieg errungen;
war seiner Sense kaum ein Streich gelungen,
begann als Lebenssaat er zu gedeihen.

Dein Geist ist ruhefern und kampfesnah,
des Führers Wort allein gilt dir auf Erden
für deines Vaterlandes neues Werden.

Ein Ruf erschallt voll Stolz: Heil dir, S.A.!
Wo deutsche Lippen in Gebeten flehen,
gilt es den Fahnen erst, die euch umwehen

Pidder Lüng.



„Sie, dös gibt's fei net, dös wird dem Tierschutzverein g'meld't!"



„Tja, das eine Gute ist an unserm Schiffbruch: Jetzt essen wir endlich mehr Obst!"



„Was würden Sie sagen, wenn ich Sie jetzt küssen wollte?"

„Nun, ich würde sagen: Klettern Sie dort auf die Bank!"



„Gehen Sie da weg, der Propeller dreht sich gleich!"
„Hm, det macht nischt! Oder is det Dinge nich stabil jebaut?"

Anerkennungsschreiben

Diese bilden ein so pestilentialisches, aussätziges und gemeingefährliches Geschlecht, daß sie verdienten, vor der Geburt ausgerottet zu werden.
(Giordano Bruno, 1584.)

Aber jetzund ist der Stamm nichts wert.
(Tischreden Luthers.)

Die verfluchten Gojim müssen uns vorarbeiten!
(Luther, Von den Jüden und ihren Lügen.)

Man muß die Juden als Nation, nicht als Sekte betrachten. Das ist eine Nation in der Nation.
(Napoleon I.)

Aber ihnen Bürgerrechte zu geben, dazu sehe ich wenigstens kein Mittel als das, in einer Nacht ihnen allen die Köpfe abzuschneiden und andere aufzusetzen.
(Fichte.)

Die Hebräer... ein Volk immer niedrig, knechtisch, schachernd.
(Giordano Bruno.)

Aber daß sie ganze Völkerschaften von Juden zu Breslau anbringen und ein ganzes Jerusalem draus machen wollen, kann nicht sein.
(Friedrich der Große.)

Das israelitische Volk hat niemals viel getaugt.
(Goethe, Wanderjahre.)

Denn wenn ich mir einen Juden denke, dem ich gehorchen soll, so muß ich bekennen, daß ich mich tief niedergedrückt und gebeugt fühlen würde.
(Bismarck, 1847.)

DAS GESPENST DER ARBEITSLOSIGKEIT



Wo sich das neue Deutschland rührt, hat das Gespenst die Flucht ergriffen

Das vulkanische Brot

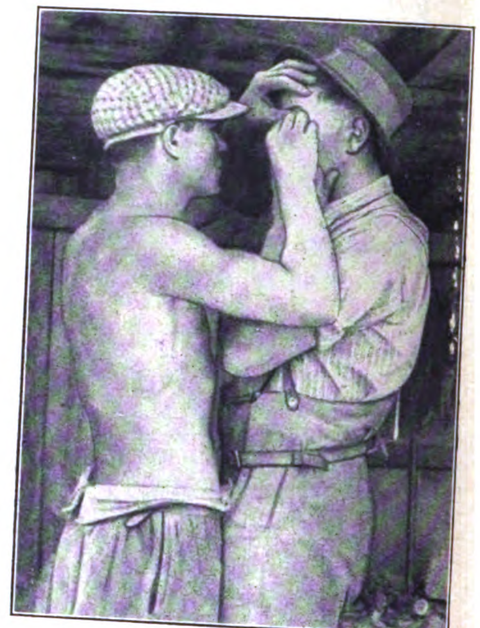
Große Teile der Bevölkerung des Eifelgebietes erhalten ihren Lebensunterhalt aus ihrer Arbeit in den Basalt-Lavagruben, von denen das ganze Gebiet übersät ist.



Feierabend! An riesigen Leitern klimmen die Steinarbeiter die bis zu fünfzig Meter hohen Wände empor.



Ein Steinmetz auf der Sohle einer 50 Meter tiefen Grube beim Brechen der Basalt-Lavablöcke.



Die größte Gefahr für die arbeitenden Steinmetzen sind die herumfliegenden Steinsplitter, die oft erhebliche Augenverletzungen hervorrufen.



Ein Blick in eine der 50 Meter tiefen Gruben.

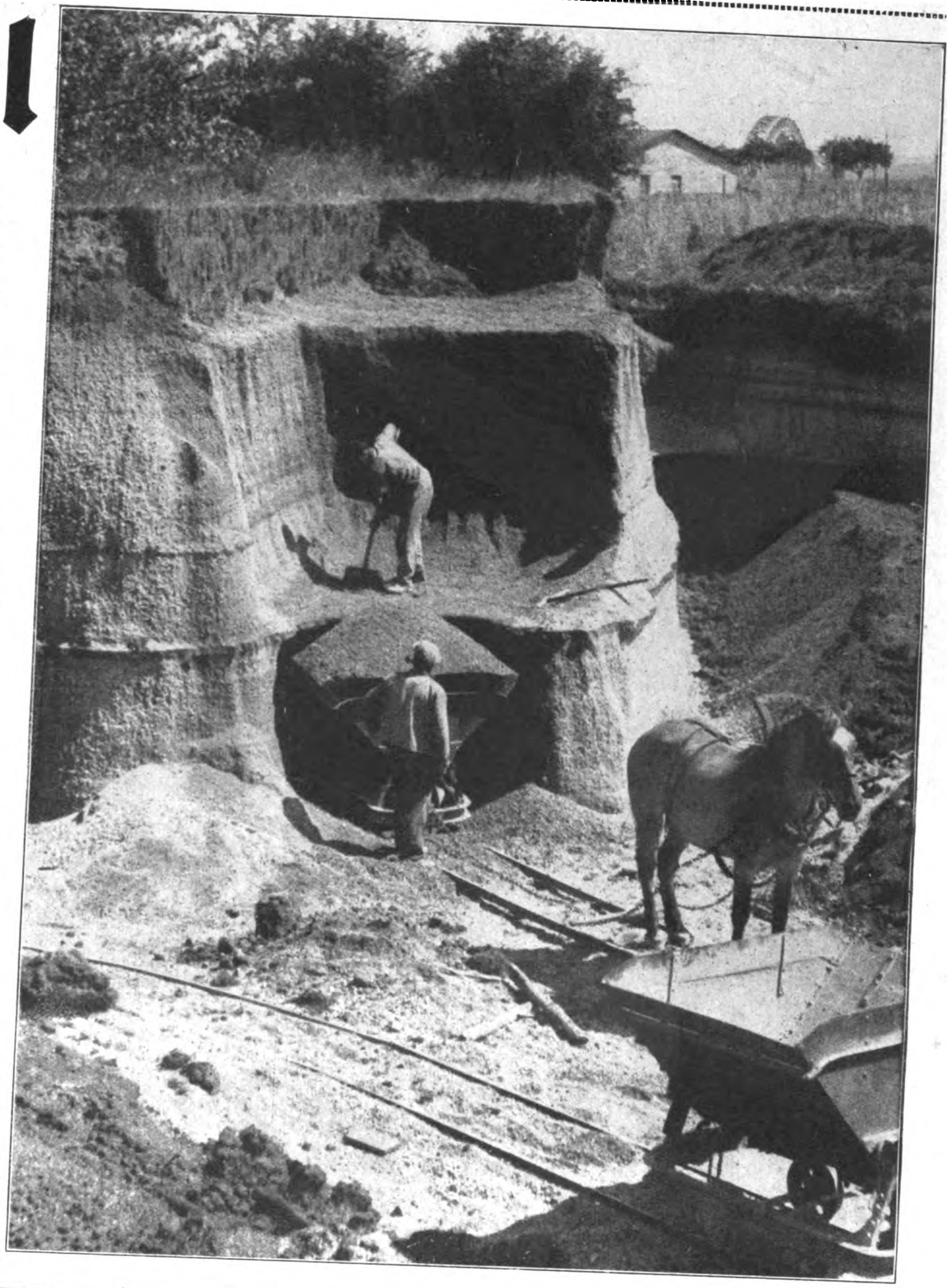
der Eifel

Basalt, ein vulkanisches Gestein aus der Tertiär- und Quartärperiode, kommt in Deutschland hauptsächlich in der Eifel, im Westerwald, im Habichtswald, in der Rhön und in Schlesien vor, wobei man die verschiedensten Arten von Basalt unterscheidet. An sich leicht verwitternd, wird er doch zu verschiedenen Zwecken verwendet, besonders, wenn er blasig und schlackig ist zu Mühlsteinen, wenn er körnig ist zu Tiefbauten:



Mühlsteine im Rohzustand, nach ihrer ersten oberflächlichen Bearbeitung. Die Gewinnung von Mühlsteinen ist äußerst schwierig, da sich einwandfreie Steine in der entsprechenden Größe nur schwer finden lassen.

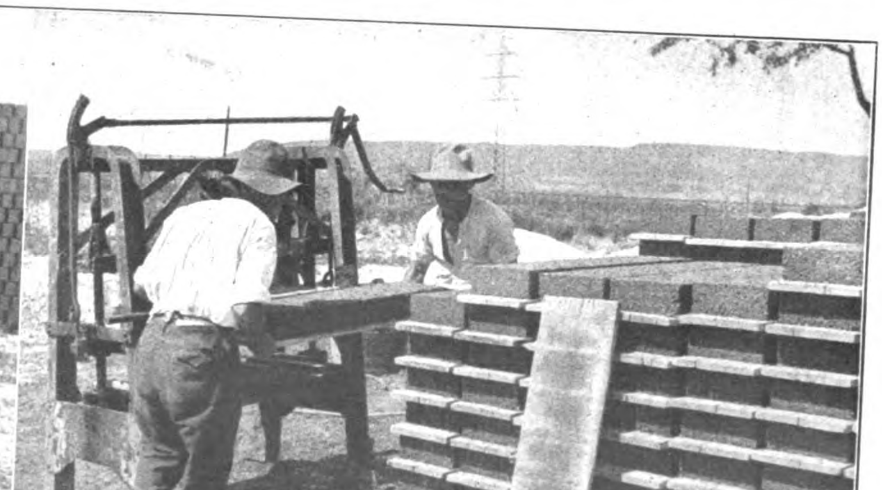
zu Prellsteinen, als Pflastermaterial, vorzüglich auch zur Beschotterung von Straßen und zu Uferbauten. Unsere deutschen Basalte sind hauptsächlich die sogenannten Feldspat- und Nephelinbasalte, die, begleitet von Konglomeraten und Tuffen, in ausgedehnten Decken und Gängen vorkommen.



Eine geologisch sehr bemerkenswerte Aufnahme aus einem der zahlreichen Lavakieslager in der Eifelgegend. Die Schichtungen, die in der Kieswand deutlich sichtbar sind, lassen interessante Schlüsse auf die vulkanische Aktivität in dieser Gegend vor Jahrtausenden zu.



Immer neue Berge von Schwemmsteinen werden aufgeschichtet und warten auf ihre Verwendung.



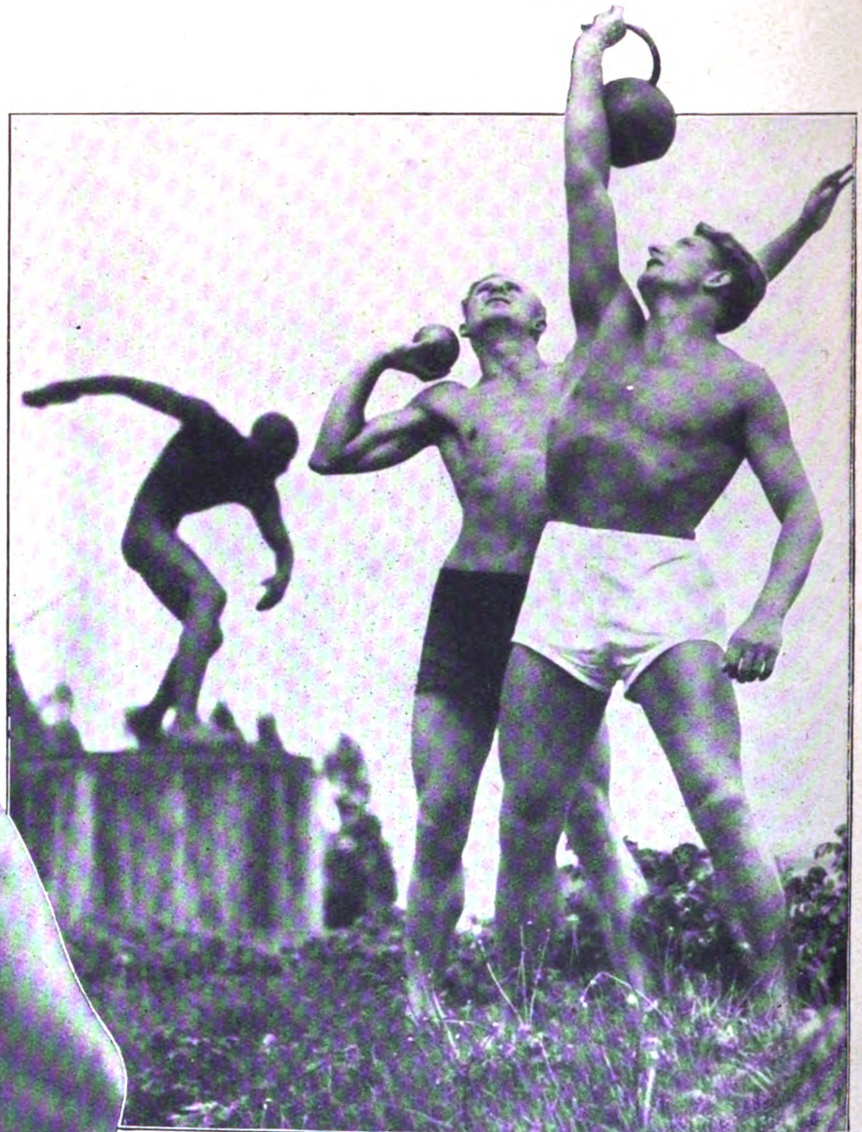
Was seit Jahrhunderten mit der Hand gemacht wurde, wird heute mit der wesentlich schneller arbeitenden Schlagmaschine bewerkstelligt.

DER Mann UND DAS Eisen



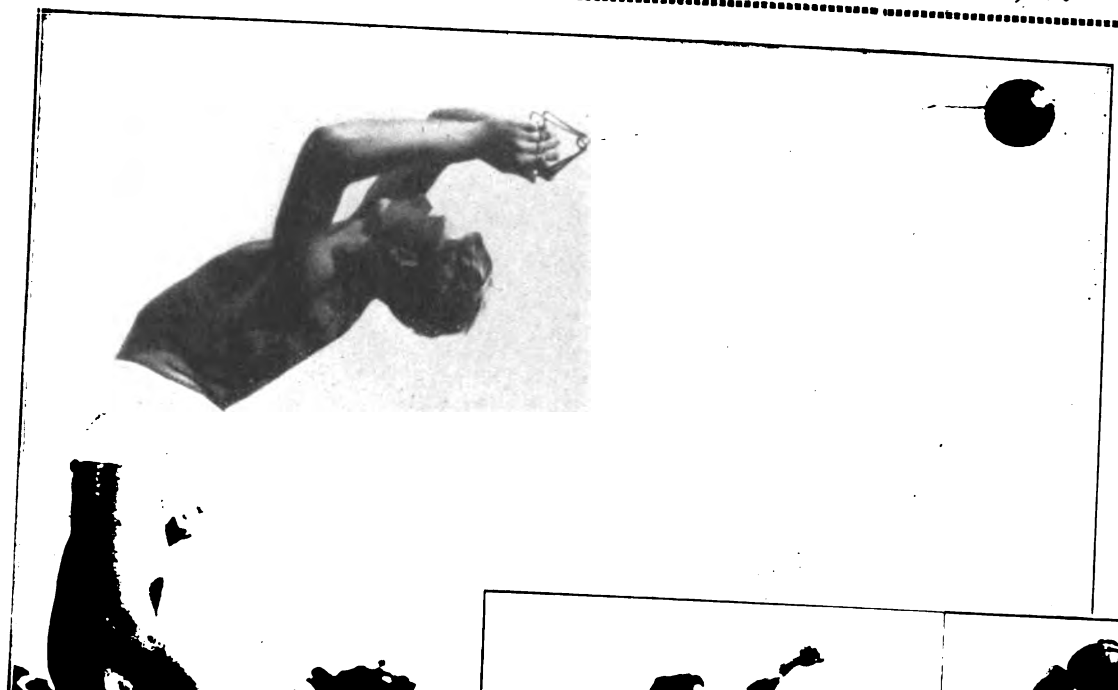
Photos: L. Spudich

Kugelschocken: Nach schneller Drehung erfolgt der Abwurf.



Kugel und Rundgewicht.

Kraft gehört dazu, Kraft und mannhafte Energie, das schwere Metall zu meistern. Für einen Mann, der seine Kraft erproben und üben will, ist Eisen immer magnetisch. Unwiderstehlich locken ihn zur sportlichen Arbeit Kugel und Rundgewicht, Hammer und Hantel. Mit festem Griff packt er die Kugel, wirft sie wuchtig empor und fängt sie wieder in elastischem Nachfedern. Wie gebannt folgen die Augen der Flugbahn des zehnpfündigen Eisenballes, denn ein Fehlgriff, und Schienbeine und Zehen, wenn nicht gar die Nase, können böse mitgenommen werden. Doch nicht bange machen lassen! Beginnend mit der leichtesten Form der Kugelgymnastik, dem Werfen und Fangen mit beiden Händen, wird man bald auch die Übungen mit einer Hand fertigbringen und



Hammerwerfen:
Kraft, gepaart mit feinstem Schwunggefühl, läßt den Hammer sausen.

schließlich den schwierigen Wurf von hinten über die Schulter erlernen.

Größere technische Schulung erfordert schon das Kugelstoßen als ideale Schnellkraftübung, und ferner das Kugelschocken. Ein kurzer, kräftiger Anlauf, eine weitausholende Drehung, und mit gestrecktem Arm, ähnlich wie der Schleuderball, wird die Kugel abgeworfen. Von Meisterhand so „geschockt", fliegt sie über 20 Meter.

Unser neuestes Wurfgerät, die Keule, hat sich durch die leichte, handliche Form und die für Zielwürfe vorteilhafte Gewichtsverteilung schnell beliebt gemacht. Besonders auch im Geländesport wird das Keulenwerfen eifrig gepflegt.

Eine kleine Kunst bedeutet das Jonglieren mit dem Rundgewicht und zugleich auch eine vortreffliche Mutschulung. Gilt es doch, das wirbelnde Gewicht beherzt am Griff zu packen und dann in federnder Anpassung an die Wucht des fallenden Eisens gleich zum neuen Abwurf auszuholen.

Wer einmal die Fliehkraft des kreisenden Hammers verspürt hat, der wird wissen, welch feines Gleichgewichtsgefühl dazu gehört, nach schnellster Körperdrehung den richtigen Moment des Abwurfs zu treffen.

W. Deichmann.



Das jüngste Sportgerät:
Die Keule.



Steinstoßen:
Die urgermanische Männerprüfung.

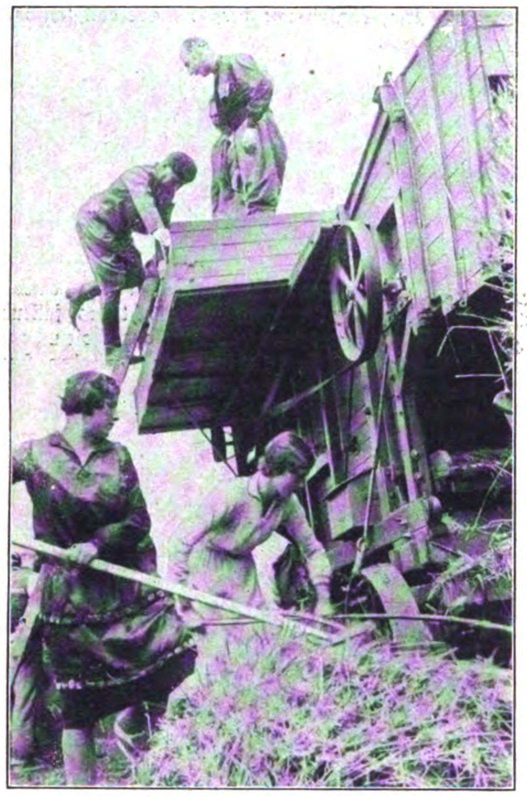


Gewichtreißen:
Eisen will bezwungen werden

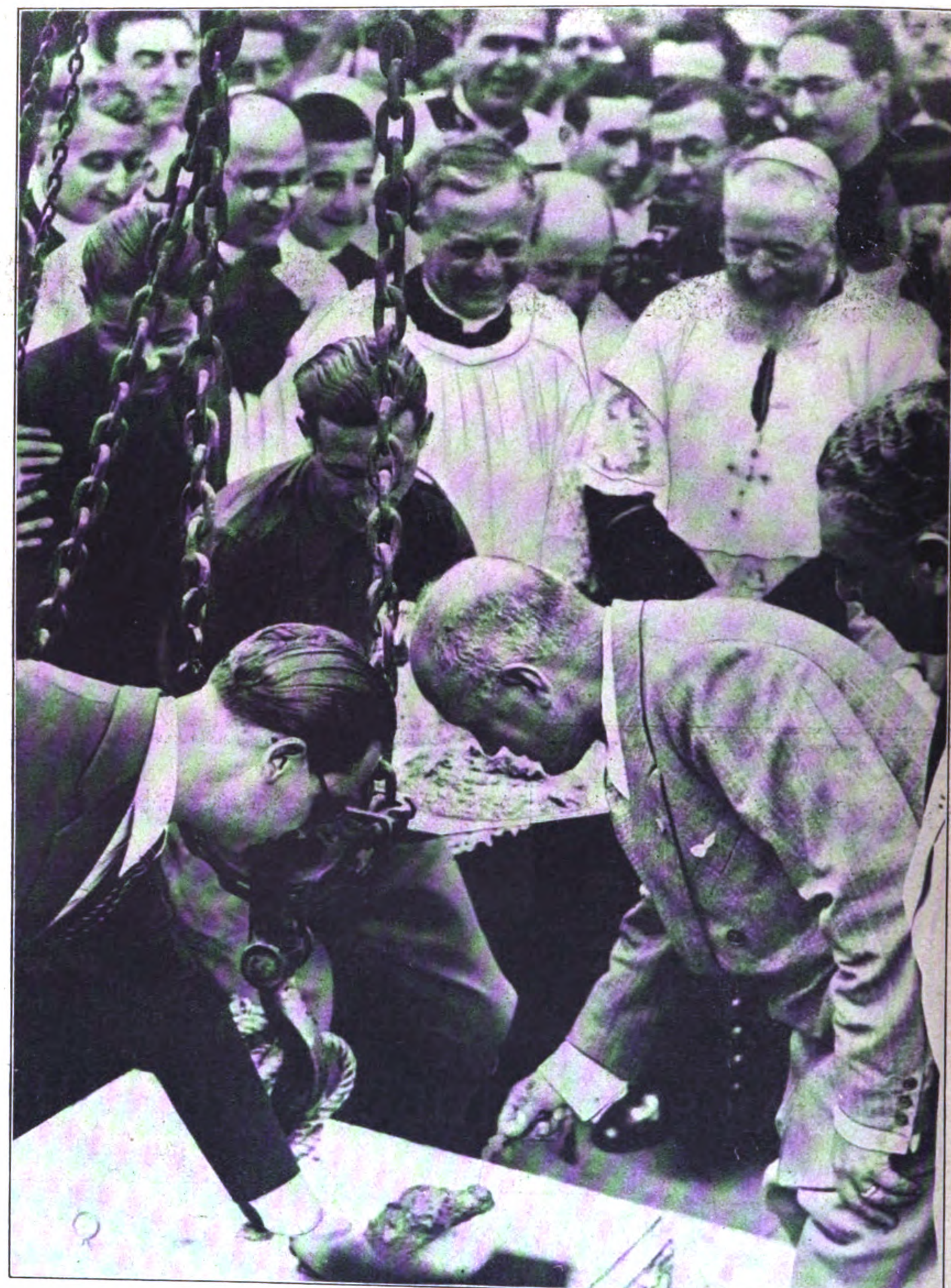
DIE KAMERA ENTDECKT UNGEAHNTE SCHÖNHEITEN



Die Elbe bei Cuxhaven zur Ebbezeit mit aufliegender Fischerei-Flottille.



Fruchtbare Felder auf den Fiebersümpfen.
Mussolini wohnt dem Dreschen des ersten Getreides bei.



Der Duce legt den Grundstein zu der zweiten im Gebiet der Pontinischen Sümpfe entstehenden Stadt Sabaudia.

DER DUCE BAUT EINE NEUE STADT

ERSTE ERNTE AUF DEN URBAR GEMACHTEN PONTINISCHEN SUMPFEN



Die in der neuen, im Sumpfgebiet gegründeten Stadt Littoria angesiedelten Bauern feiern ihr erstes Erntefest.



Die erste Garbe bricht Mussolini selbst und krönt damit seinen Sieg über die Pontinischen Sümpfe.



„Siehst du, das da drüben ist die Loreley!"

MUSSOLINIS JUNGE GARDE
BESUCHT DEUTSCHLAND:

Die Rheinfahrt

DER AVANGUARDISTEN



Neben dem Reichs-Jugendführer von Schirach der Kommandeur der Avanguardisten, Kapitän Gigli.



Die italienischen Gäste schreiben massenweise Ansichtskarten; natürlich muß jedesmal ein Hitlerjunge mit unterschreiben.

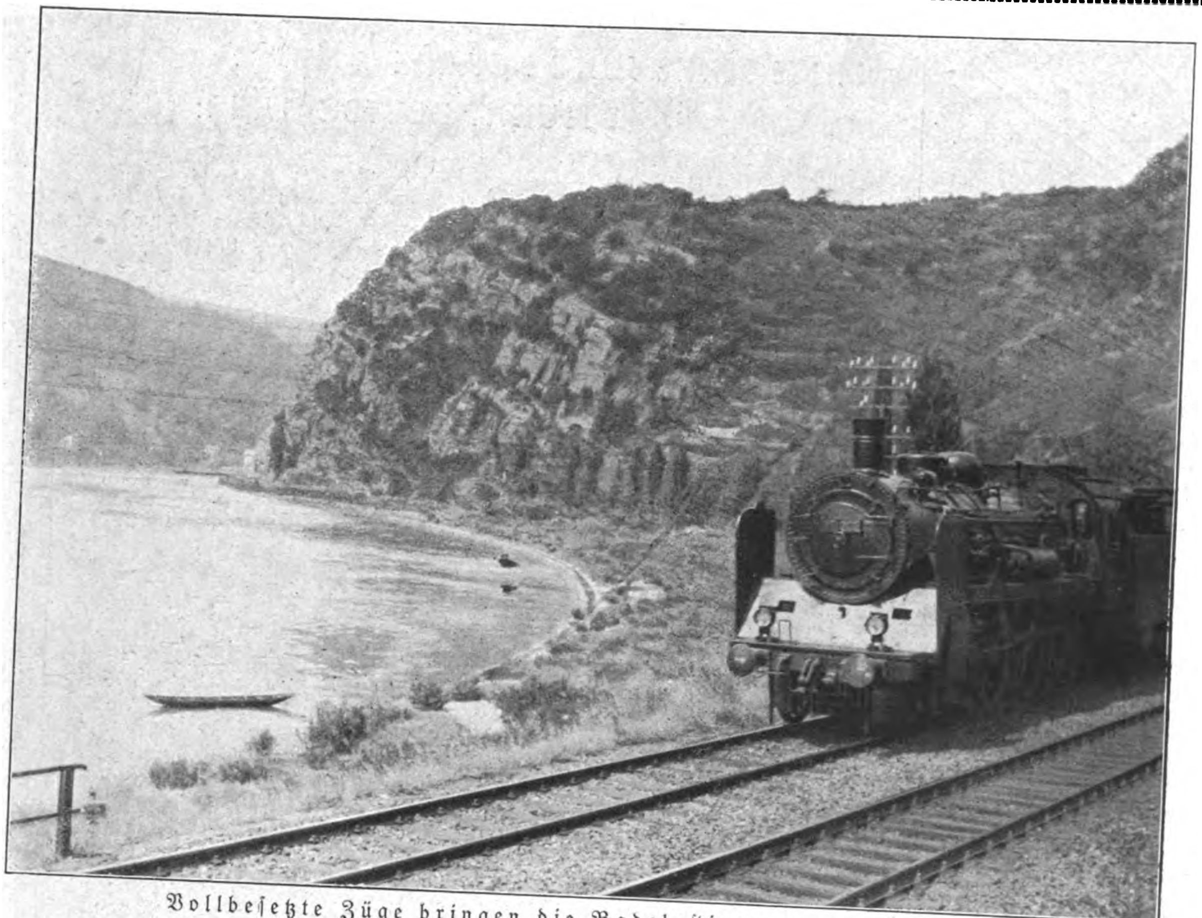


Vor den italienischen Ohren erschallt: „Nur am Rhein, da möcht' ich leben ..."

*



Man kann nicht hoch genug hinauf, um die Aussicht richtig zu genießen



Vollbesetzte Züge bringen die Badelustigen an die Gewässer. (Loreleyfelsen am Rhein.)



Eine angenehme Dusche! Die große Brause im Familienbad bei Dachau vor München.

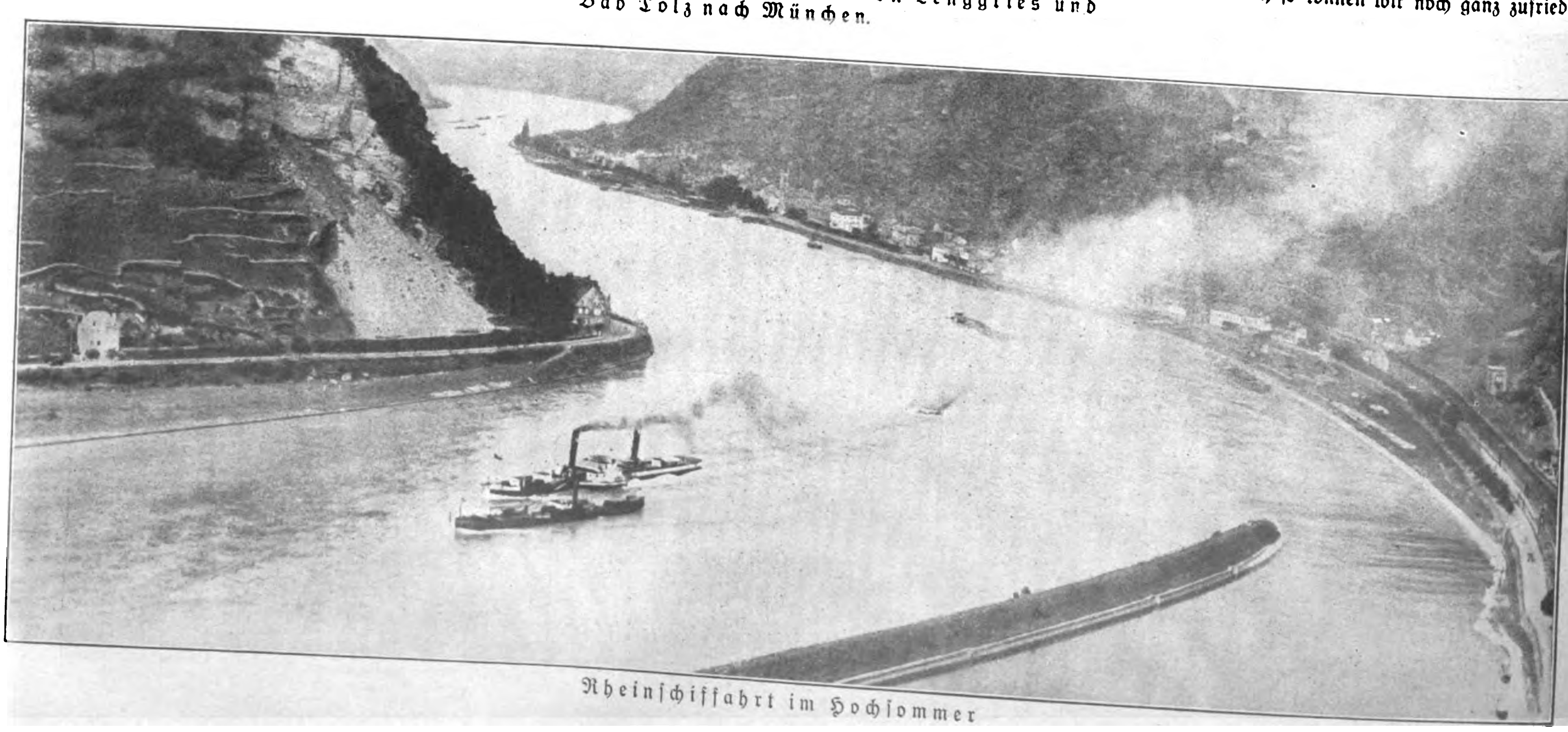
Hitze,

Nach einem gänzlich verregneten Frühjahr und Frühsommer hat es nun im August der Himmel fast allzu gut mit uns gemeint. Geradezu tropische Hitze herrschte über Deutschland und füllte alle Strand- und See- und Flußbäder mit Badenden, die Kühlung suchten. Die Badeanstalten in allen Städten meldeten Rekordbesuchsziffern, aber auch alle Freibäder waren dicht mit Menschen besät, die überall, wo nur die Möglichkeit bestand, schwammen und plantschten. Überfüllte Sonntags- und Feiertagszüge brachten Tausende und aber Tausende zu den Gewässern. Auch an Werktagen legten die Reichsbahndirektionen verschiedener Städte besondere verbilligte Badezüge zu den nächsten Seen ein, die sich ebenfalls starken Besuchs erfreuten. Und daneben gings natürlich auch noch mit allen anderen verfügbaren Fahrzeugen ins Freie, mit dem großen Kompressorwagen so gut wie mit dem vielfach geflickten alten Fahrrad.

Gelegentliche Gewitterregen brachten ja nur sehr vorübergehend Abkühlung, die kaum einen Tag vorhielt. Dann war es schon wieder heiß wie zuvor. Auch hier wieder „Rekorde", nämlich in bezug auf die Thermometerablesungen, die statistisch den berühmten, seit Menschengedenken nicht mehr dagewesenen Höchststand bestätigten. Glücklicherweise blieben uns in der Hauptsache die Begleiterscheinungen solcher Hitzeperioden erspart. Wenn wir uns daran erinnern, daß Amerika in solchen Fällen meist eine erschreckend große Anzahl von Todesfällen durch Hitzschlag meldet, so können wir noch ganz zufrieden



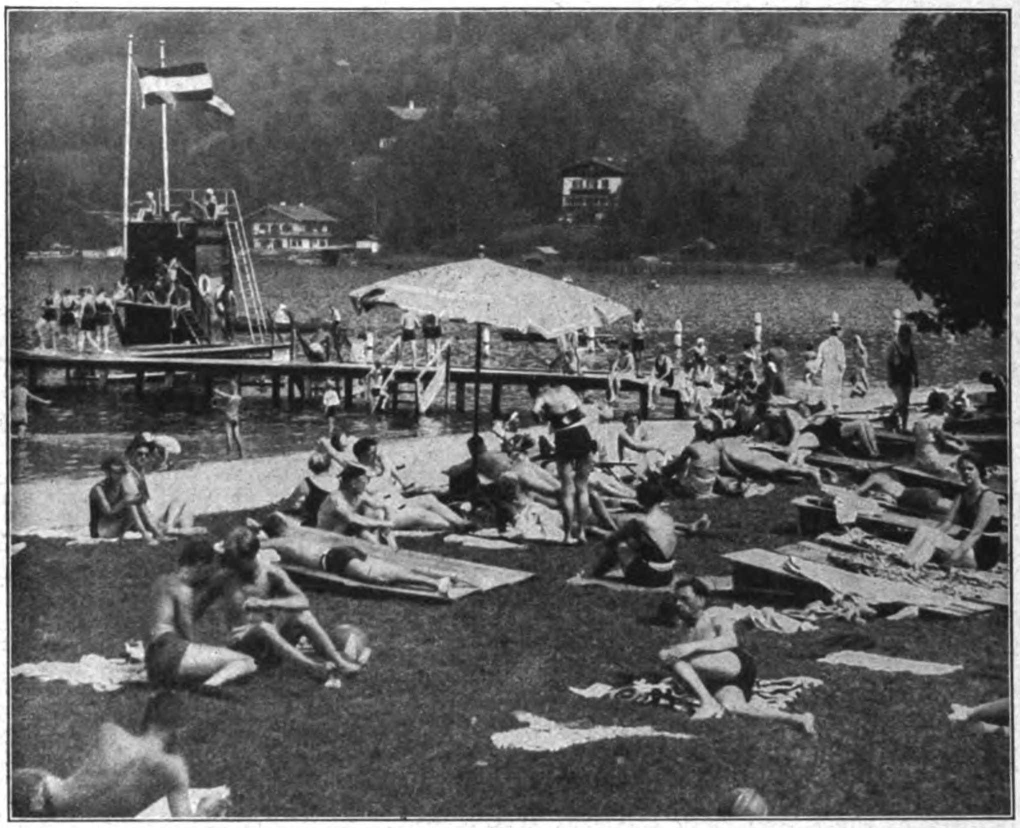
Vollbesetzte Flöße fahren isarabwärts von Lenggries und Bad Tölz nach München.



Rheinschiffahrt im Hochsommer



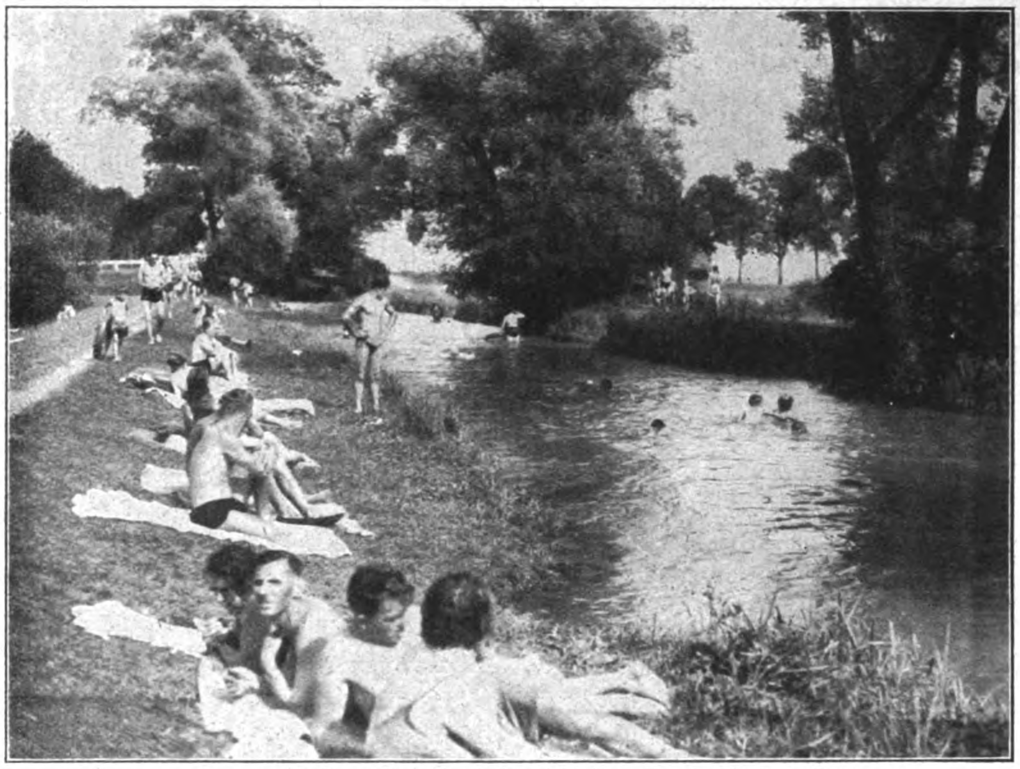
Der Retter aus der Not!
Fritz Hofrichter, Frankenthal, der kürzlich den 44. Menschen vor dem Ertrinken gerettet hat.



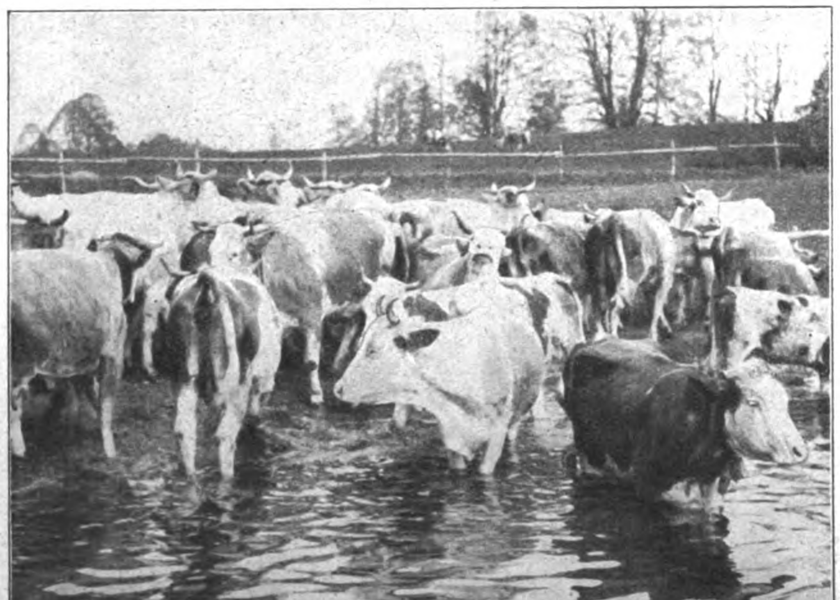
Familienbad in den Bergen (am Tegernsee).

Hitze...!

sein. Leider fordert aber auch bei uns die Badezeit immer wieder ihre Opfer. Es kann gar nicht eindringlich genug davor gewarnt werden, daß Nichtschwimmer oder auch nur nicht sichere Schwimmer in gefährliche Wasserstellen gehen: Tiefen, Strömungen usw.! In vielen Fällen ist es dann nur der Schreck, der den bedauerlichen Unfall verursacht; ein kleiner Krampf, ein plötzliches Nachlassen der Kräfte, ein überraschender Wasserwirbel, und der Unsichere verliert urplötzlich die Schneid, oder es trifft ihn gar der Schlag. Dann sind auch Rettungs- und Wiederbelebungsversuche erfolglos. Wir zeigen im Bilde einen Mann, der einen der schönsten Rekorde hält, die es auf der Welt gibt: den der Lebensrettungen. Diese Helden des Alltags werden nicht so gefeiert wie mancher Sportsmann oder Filmstar. Wir möchten ihnen versichern, daß ihr Ansehen darum nicht geringer sein soll. Ihr Beispiel soll aber auch für jeden anderen gesunden Menschen ein Ansporn sein, sich nicht nur im Schwimmen, sondern speziell im Rettungsschwimmen auszubilden und zu üben. Jeder von uns kann, jederzeit, in die Lage kommen, einem hilflos im Wasser treibenden Menschen beistehen zu müssen. Dann muß schnell und sicher gehandelt werden, bei höchster Nervenanspannung. Das ist ein „Sport", der unserer neuen Zeit im neuen Deutschland so recht entspricht, das ist die Befolgung des Leistungsgrundsatzes, den unser Reichssportkommissar v. Tschammer-Osten einer übertriebenen Rekordsucht entgegenstellt.



... aber auch das Freibad im kühlen Bach findet Zustrom.





Rinder und Pferde lieben bei der großen Hitze das Bad nicht weniger als die Menschen.



Fröhliche Spiele am Wasserfall

(Photo Axel v. Graefe.)

Preis 20 Pfennig
Ausland: 35 Pfennig

8. JAHRGANG / FOLGE 35 / DONNERSTAG, 31. AUGUST 1933

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



DAS HITLER-JUGEND-TREFFEN IN MÜNCHEN

Innenminister Wagner, Gebietsführer Klein und Reichsjugendführer v. Schirach grüßen die vorbeimarschierende H.J.



Die H.-J.-Gefolgschaften marschieren mit ihren Fahnen auf.

Hitler-Jugend-Treffen in München am 19./20. August 1933





Bilder von der feierlichen Kranzniederlegung zu Ehren der gefallenen Freiheitskämpfer an der Feldherrnhalle.



Die Flieger grüßen...



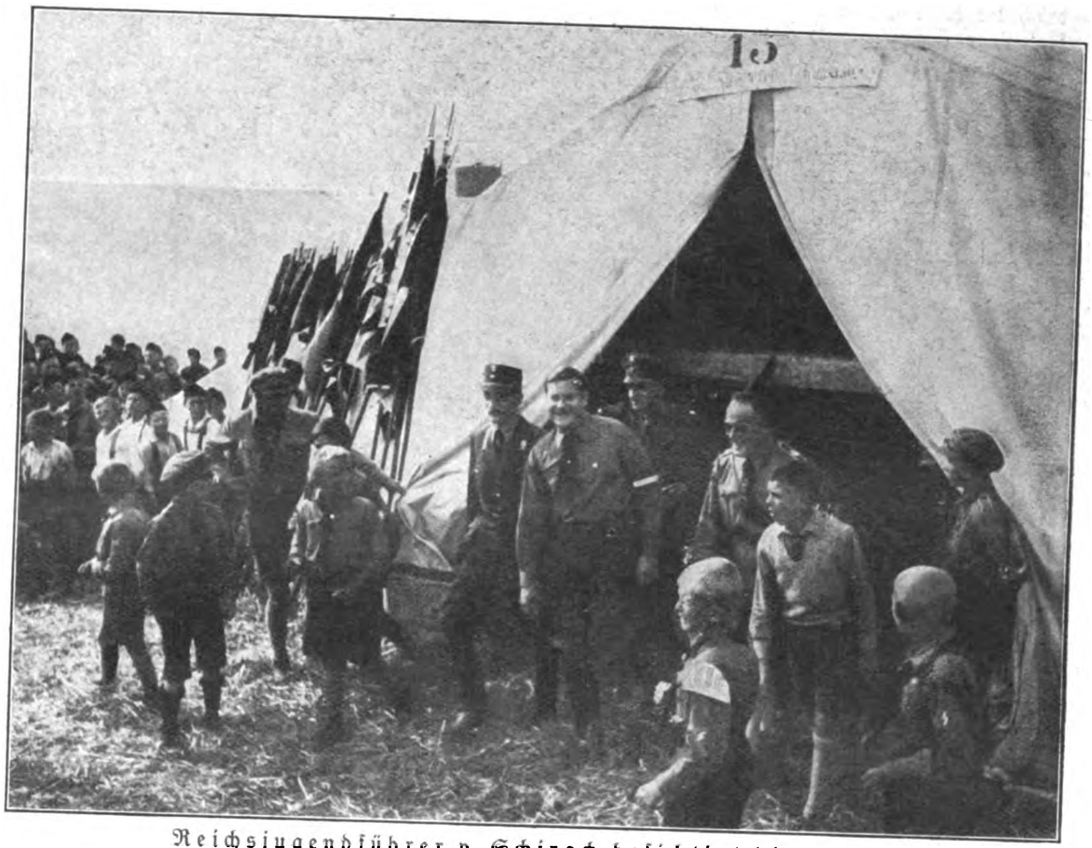
Kochkesselreinigen als Vergnügen.



Dem schmeckt's!



Oberbürgermeister Fiehler inmitten der H.-J.



Reichsjugendführer v. Schirach besichtigt die Zelte.
Links Oberbürgermeister Fiehler, rechts Gebietsführer Klein.



Das große Feuerwerk im Dante-Stadion.

Hitlerjugend!

Erobere dir das Reich!

Zeichnungen von Elk Eber

Der bayerische Innenminister Pg. Adolf Wagner, von der H.J. als „Minister der Jugend" begrüßt, schrieb zum Hitler-Jugend-Treffen in München:

„Manche Jugend wird in eine Zeit hineingeboren, die ihr mit übervollen Händen alle Güter der Welt in den Schoß wirft, daß ihr Jugendleben dahingeht wie ein strahlender Frühlingstag, erfüllt von Glanz und Freude. Glücklich eine solche Jugend, die in einen Sonnentag ihres Volkes hineingeboren wird.

Dir, brauner Hitlerjunge, und den Millionen deiner Jugendgenossen war dies Glück nicht zuteil geworden. Die deutsche Jugend der Generation vor euch verblutete auf allen Schlachtfeldern der Welt, um das Bismarckreich, dessen Größe und Glanz ihr nicht mehr kanntet, zu verteidigen. Sie gaben ihr Leben für euch, die damals Ungeborenen. Aus ihrer Sehnsucht und aus ihrem Heimweh nach einem neuen Deutschland entstand die Bewegung Adolf Hitlers, deren Träger in die Zukunft hinein ihr sein sollt. Nie hätte dieser großartige Neubau eines freien, machtvollen Reiches begonnen werden können, wenn nicht die Männer der nationalen Revolution, voran unser Führer Adolf Hitler, durch die harte Schule des Lebens gegangen wären, durch die Not ihrer Jugend, durch die Trommelfeuer des Weltkrieges, durch die Schmach der Nachkriegszeit. Die Zeit schmiedete sie hart, bis sie schließlich härter wurden als die Zeit und nun ihr Antlitz meißeln durften auf Jahrhunderte hinaus.

Auch du, brauner Hitlerjunge, hast das unerhörte Glück, um das dich einst Generationen beneiden werden, in einer Zeit zu leben, die durch ihre Not und Schwere dir die Möglichkeit gibt, im Ringen mit ihr hart und ehern und groß zu werden. Auch deine Jugend und dein Leben wird nichts anderes sein als Arbeit und Kampf und Kampf und Arbeit. Schwächlinge werden an dieser Zeit zerbrechen, Männer sich an ihr aufrichten. Wenn dir das Schicksal schon versagt hat, daß deine Jugend einem sonnigen, heiteren Frühlingstag gleicht, dann mache aus deiner Not eine Tugend und laß dich erfüllen vom brausenden Frühlingssturm einer neuen Zeit. Besser, euere Haare werden zerzaust und euere jungen Gesichter schmal in diesem Sturm, als euere Herzen verschlammen in der Unfläterei einer überlebten, weichlichen Zeit. Die Melodie dieses Frühlingssturmes aber, der euer junges Herz berauschen soll, soll immer sein: Das Dritte Reich! Und was der Schule dieser Zeit noch fehlt, das sollt ihr an euch selber formen: Wir wollen hart werden, wir wollen gesund werden, wir wollen sauber werden, rechtwinklig an Leib und Seele!

Die heute führende Generation wird das Reich bauen, weil sie hart war gegen sich selbst und stark in der Not der Zeit. Ahmt sie nach, dann werdet ihr als Männer das Reich nicht nur erhalten, sondern auch vollenden.

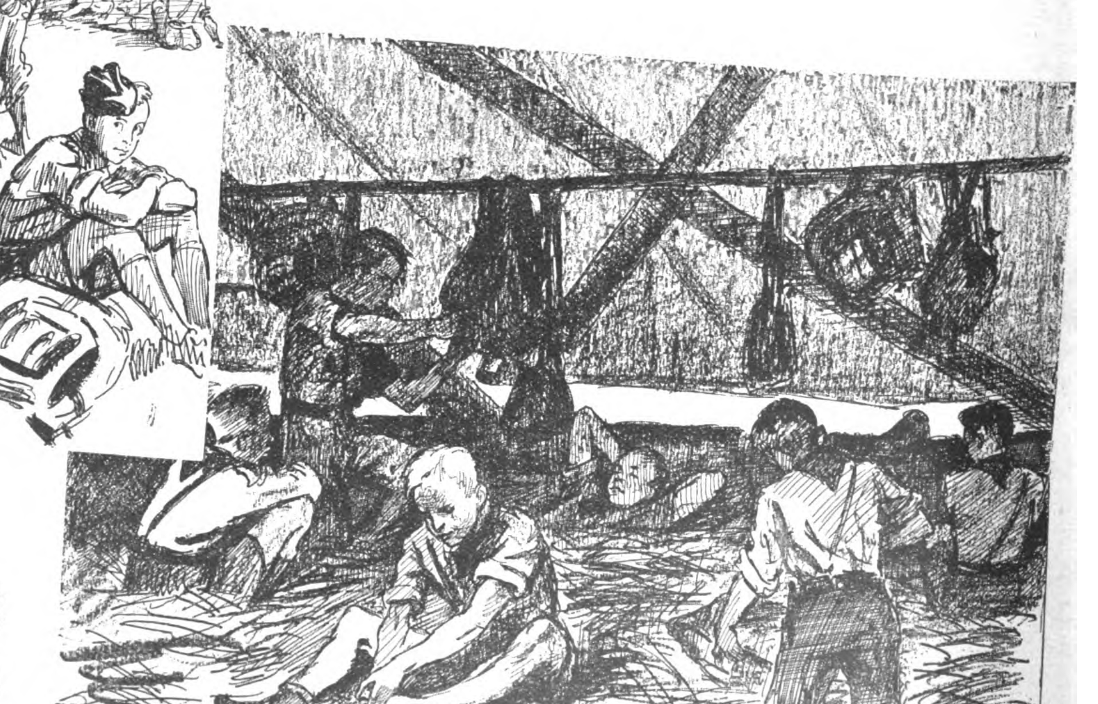
Wenn wir einst nicht mehr sein werden, dann soll durch dich, Hitlerjunge, immer noch bestehen des Deutschen Reiches Macht und Herrlichkeit! Hitlerjunge! Erobere dir das Reich!"



Frühmorgens um 5 Uhr wurde schon aufgestanden.



Der Flieger grüßt die H.J.



Auf dem Strohlager im großen Zelt.

H. J. in Berlin



Ein Meer von Kindern, Fahnen und Wimpeln: 80 000 Berliner Jungens und Mädels bekennen sich bei der vom Gau Mark Brandenburg im Reichsverband für deutsche Jugendherbergen im Berliner Lustgarten veranstalteten Kundgebung zum Wandern und zum deutschen Jugendherbergswerk.





Zeichnungen von E. ANGRES

VON DER KUNDGEBUNG FÜR WANDERN UND JUGENDHERBERGEN IM BERLINER LUSTGARTEN

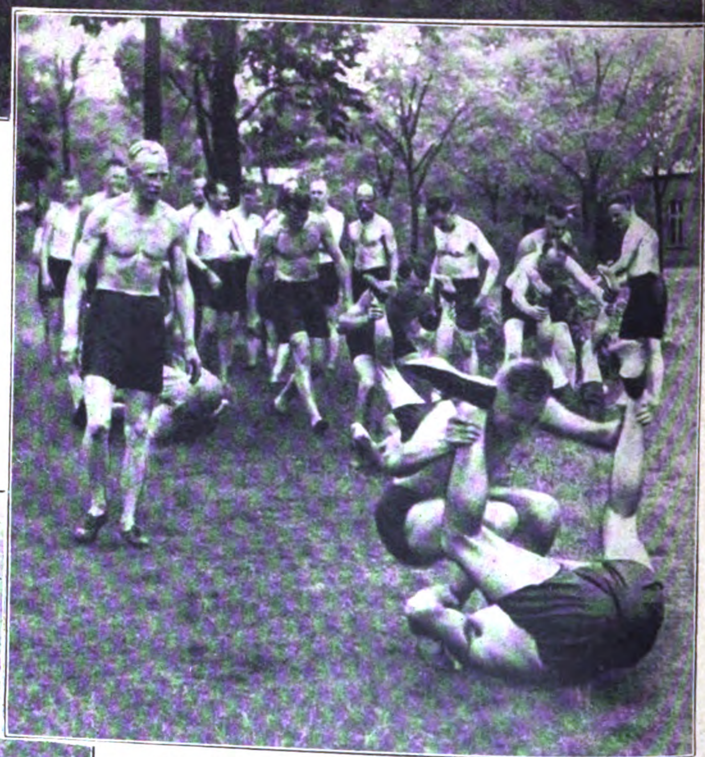


Während eines Besuches des preußischen Justizministers Pg. Kerrl führten die im Gemeinschaftslager untergebrachten Referendare Sportspiele heiteren Charakters vor. Hier spielen sie das „Hölzerne Männchen".

AUFNAHMEN: HERBERT HOFFMANN

FRISCHE LUFT STATT AKTENSTAUB

SONDERAUFNAHMEN AUS DEM REFERENDARLAGER IN JÜTERBOG



Der frohe Kameradschaftsgeist, der die künftigen Richter beseelt, tritt in dem ausgelassenen Treiben auf der Spielwiese zutage.



Wie übermütige Jungen tummeln sich die Herren Referendare beim „Pferdchenreiten".

Früher begann spätestens sechs Wochen vor dem Referendarsexamen ein wüstes Büffeln! Was der Kandidat bis jetzt nicht lernte, versuchte er, wenigstens für die Dauer der Examenstage sich vom Repetitor eintrichtern zu lassen. Mit diesem Unwesen hat der preußische Justizminister Kerrl kurz Schluß gemacht.

Das war einmal, das kommt nicht wieder! Die Referendare werden heut', sechs Wochen bevor sie ins Examen steigen, ins Gemeinschaftslager Jüterbog abberufen. Dort werden sie Tag für Tag in der frischen Luft „bewegt". Morgens um 6 raus aus den Betten, Antreten zum „Frühstücks"-Waldlauf! Dann Geländedienst, Turnübungen im Ganzen, Turnspiele in munterer Folge! Ein spartanisches, soldatisches Leben. Abends treffen sie sich in Kameradschaftsabenden mit Arbeitsdienstfreiwilligen und Eisenbahnstreckenarbeitern.



Wittekinds Gebeine in einem Altarschrein der Wittekindskirche zu Enger in Westfalen.
Ein unmittelbarer Nachkomme aus der Gefolgschaft des großen Sachsenherzogs, der junge S.A.-Reitersmann Sattelmeier Nordmeyer, betrachtet die ehrwürdigen Reste des heldischen Führers seiner Ahnen

Artsassen aus Wittekinds Zeit

Rings um Enger, der alten Festung des Sachsenstammes der Engern, liegen die Stammsitze des Bauern-Uradels aus Wittekinds Gefolgschaft und sind noch heute in Händen der Nachkommen dieser alten Geschlechter

Das Bauerntum bildet noch heute wie vor Jahrtausenden blutmäßig unsere stärkste Kraftquelle. In den Großstädten sterben die Geschlechter schon nach wenigen Folgen aus. Die Stadt verzehrt — aber das Land ernährt. Unter den Bauern im alten Sachsenlande gibt es Familien, die sich mit einer vorbildlichen und höchsten Bewunderung würdigen Zähigkeit viele Jahrhunderte, in einzelnen Beispielen gar über ein Jahrtausend lang allen Wechselfällen der Geschichte zum Trotz ihren Stammsitz bewahrt haben. Ringsum Enger, wo der alte Sachsenherzog Wittekind ansässig war, liegen uralte Bauernhöfe, deren Besitzer den Titel „Sattelmeier" tragen und dem Landesherrn zu bestimmten Dienstleistungen verpflichtet waren. Auf diesen Sattelmeierhöfen ist das Andenken an den großen Freiheitshelden aus den Sachsenkriegen noch heute lebendig. Über die Spanne eines Jahrtausends hinweg lebt die Überlieferung in den Familien, daß ihre Ahnen einstmals zu der engsten Gefolgschaft Wittekinds gehörten. Ein wundersames Erlebnis, den Sattelmeier Nordmeyer, einen jungen, kernigen

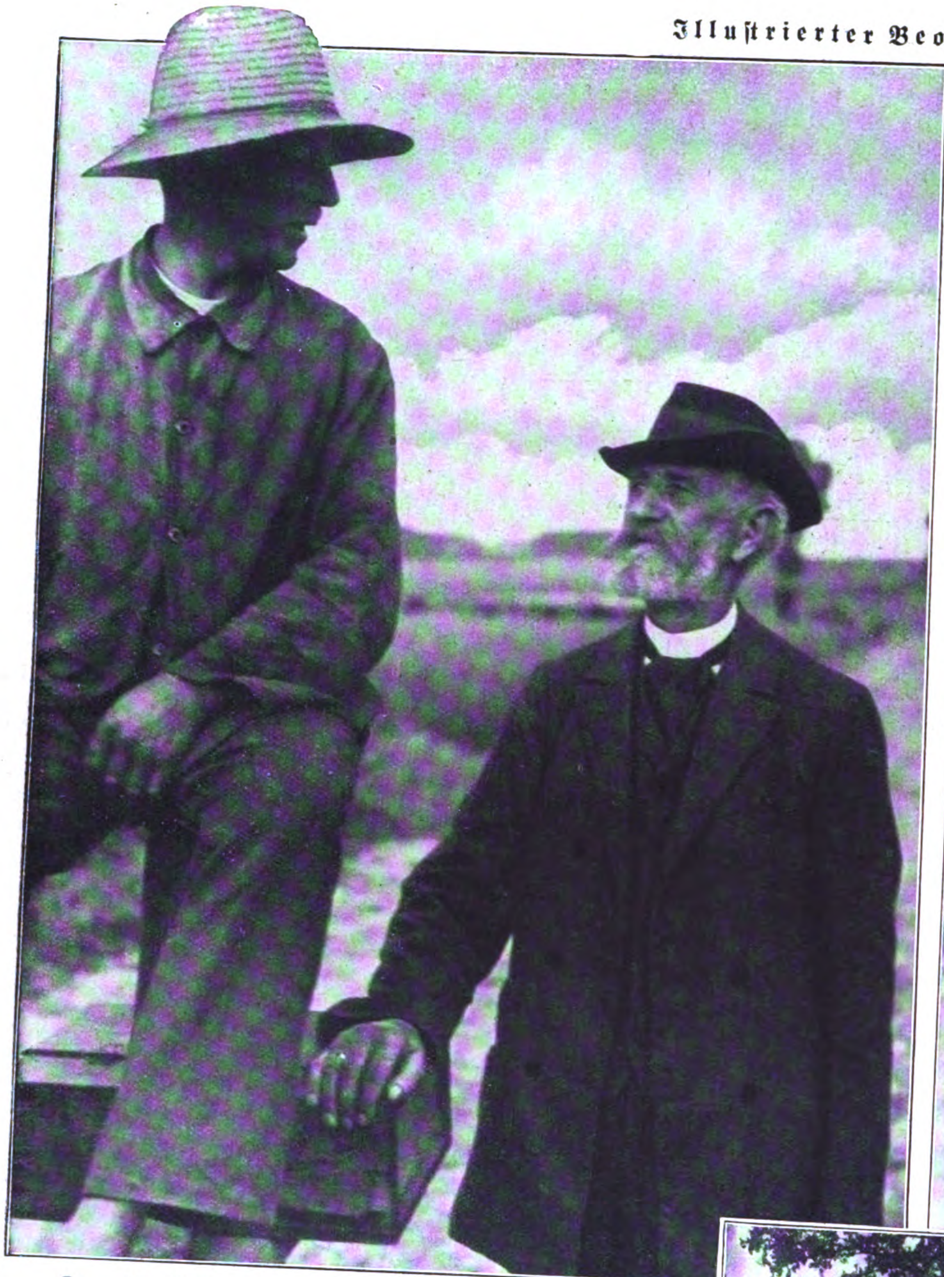


Herzog Wittekind. Kopfteil der Deckplatte des Wittekind-Sarkophages in der Kirche zu Enger.



Der junge Sattelmeier Nordmeyer, der den Nordhof, einen von den sieben berühmten Sattelmeierhöfen, in steter Geschlechterfolge von den Urvätern aus Wittekinds Tagen ererbt hat, ist ein Bauer auf der angestammten Scholle. (Das obere Bild zeigt ihn in der Uniform des S.A.-Reitersturms.)

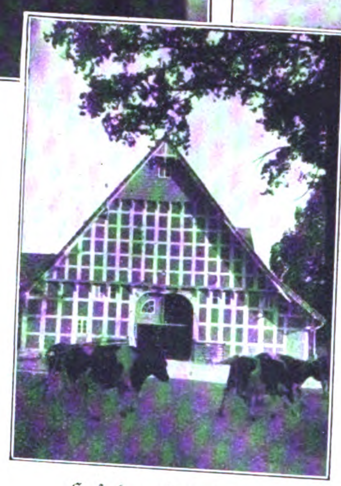
S.A.-Mann, Angehörigen des Reitersturms von Enger, in den Anblick der Gebeine Wittekinds versunken zu sehen und glauben zu dürfen: dem Herzog diente der Urahn Sattelmeier-Nordmeyer. Ein geheimnisvolles Band schlingt sich um Gegenwart und tausendjährige Vergangenheit. Und wenn auch ein urkundenmäßiger Beweis für die lückenlose Geschlechterfolge auf dem Nordhof oder auf dem Ringsthof oder dem Ebmeyerhof nicht geführt werden kann, und



Der alte Sattelmeier Ringstmeyer, der Besitzer des Ringsthofes, eines anderen uralten Bauernhofes aus der Zeit Wittekinds.



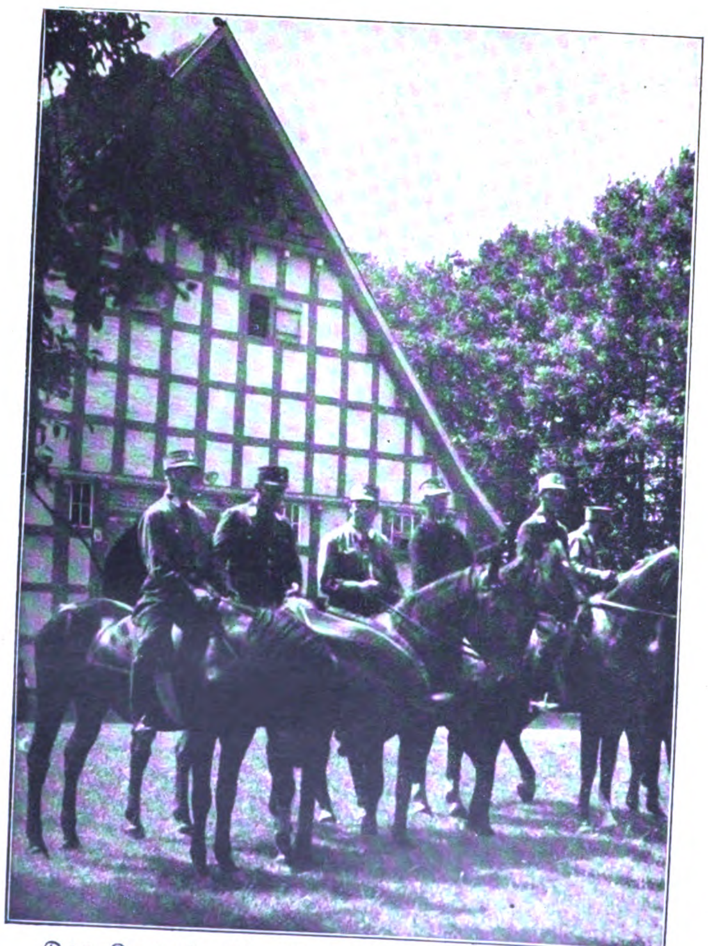
Der Sattelmeier Ebmeyer. Die Sattelmeier hatten für den Landesherrn ein Sattelpferd zu stellen. Diese alte Sitte bestand bis zur November-Revolution.



Hof des Sattelmeiers Johann Meyer.

wenn sich auch das unumstrittene Zeugnis für die „Echtheit“ der Gebeine Wittekinds nicht erbringen läßt: hier auf diesem urdeutschen, germanischen Boden der alten Sassen, der seßhaften, ist die Erbfolge höchster Familienstolz, und mündliche Überlieferung glaubhafter als papierne Urkunde. Hier ist Urväterbesitz unantastbar heilig gehalten. Bauernuradel, der sich dieser ehrwürdigen Tradition rühmen darf, und der doch nichts von Dünkel weiß: auf der Mähmaschine sitzt der junge Erbbauer und S.A.-Mann und nimmt als

(Sonder-Aufnahmen für den „I. B.“ von Georg Ebert)



Der Kampfgeist Wittekinds lebt noch heute auf den westfälischen Meierhöfen.
S.A.-Reitersturm auf dem Nordhof bei Enger.





Wittekind und Hermann der Cherusker beherrschen die Phantasie des Volkes noch bis auf den heutigen Tag. In den Bauerngärten sieht man sie, aus Rotdorn geschnitten, in den putzigen Formen, die unsere Aufnahmen zeigen.



Die alte Residenz Wittekinds und ehemals volkreiche starke Festung ist heute ein freundliches Städtchen, reich an tausendjährigen Erinnerungen.

Vor der Wittekinds-Kirche, in der die Gebeine des Sachsenherzogs ruhen, hallt heute der feste Schritt der S.A. durch die stillen Straßen.

Rührigster an den Felbarbeiten teil. Das Braunhemd, das die Farbe seiner Scholle trägt, ist das Kleid seiner Arbeit, der Arbeit für seine Familie wie für sein ganzes Volk.

Wo in der Welt hat das wohl seinesgleichen! Aus diesem Geiste geboren ist einer der köstlichsten nationalsozialistischen Leitsätze: Es gibt nur einen Adel: den Adel de Arbeit!



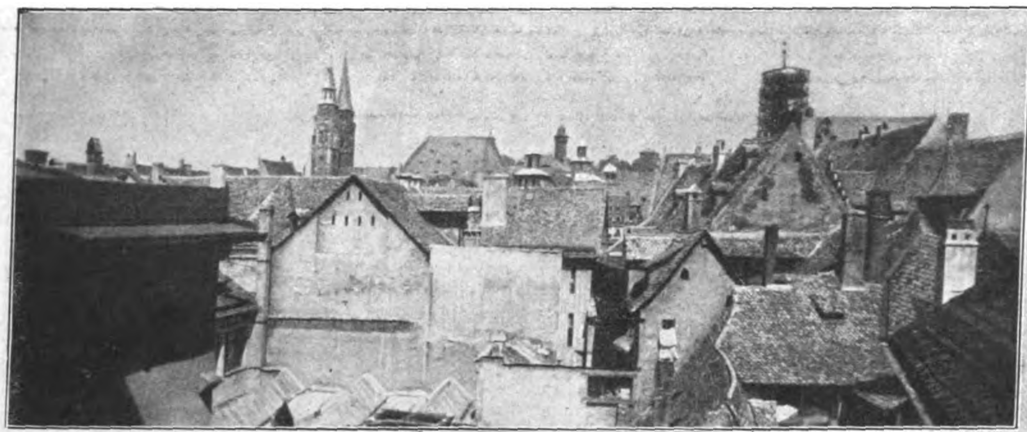
Den Gefallenen der Kriege 1864, 1866 und 1870/71 setzte Enger dies Standbild Wittekinds zum Denkmal.



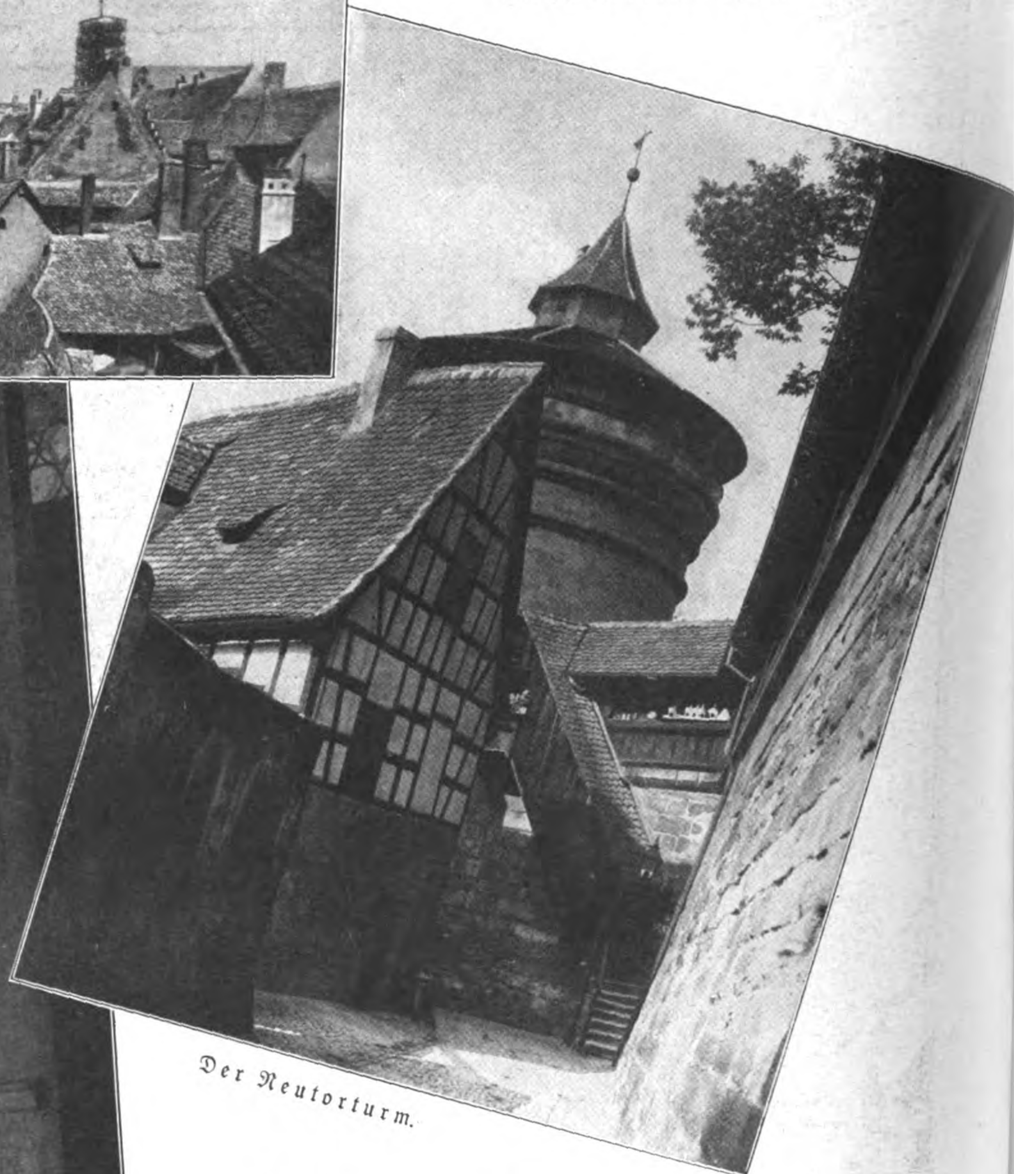
Der Glockenturm der Wittekinds-Kirche zu Enger steht nach altertümlicher Bauweise neben dem Gotteshaus.



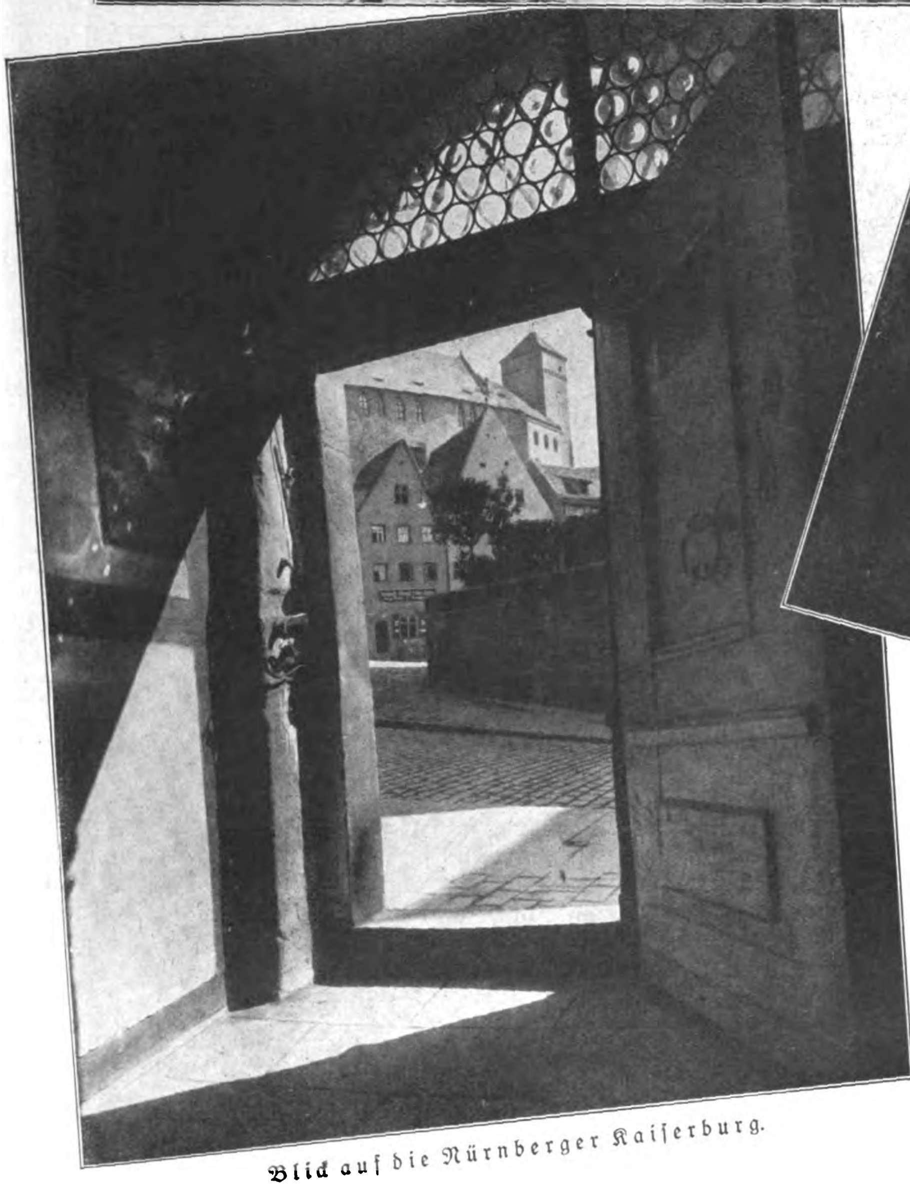
Der Bürgermeister von Enger, Engelhardt, ein treuer Hüter des alten Stammsitzes Wittekinds.



Links: Blick über Nürnberg mit Frauenkirche, Burg, Rathaus und Sebalduskirche.



Der Neutorturm.



Blick auf die Nürnberger Kaiserburg.

Nürnberg

Die alte Hochburg des Nationalsozialismus

Die alte freie Reichsstadt Nürnberg rüstet zum Parteitag der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, zum Aufmarsch der Hunderttausende. Die Stadt der Meistersinger, die Stadt Albrecht Dürers und Hans Sachs' ist auch die Stadt, die den gewaltigen Aufschwung der Freiheitsbewegung des Dritten Reichs miterlebt hat. Hier standen genau



Vor zehn Jahren: Der Parteitag auf der Feldherrnwiese am 2. September 1923.



1929 wollte der Zug schon kein Ende mehr nehmen ...



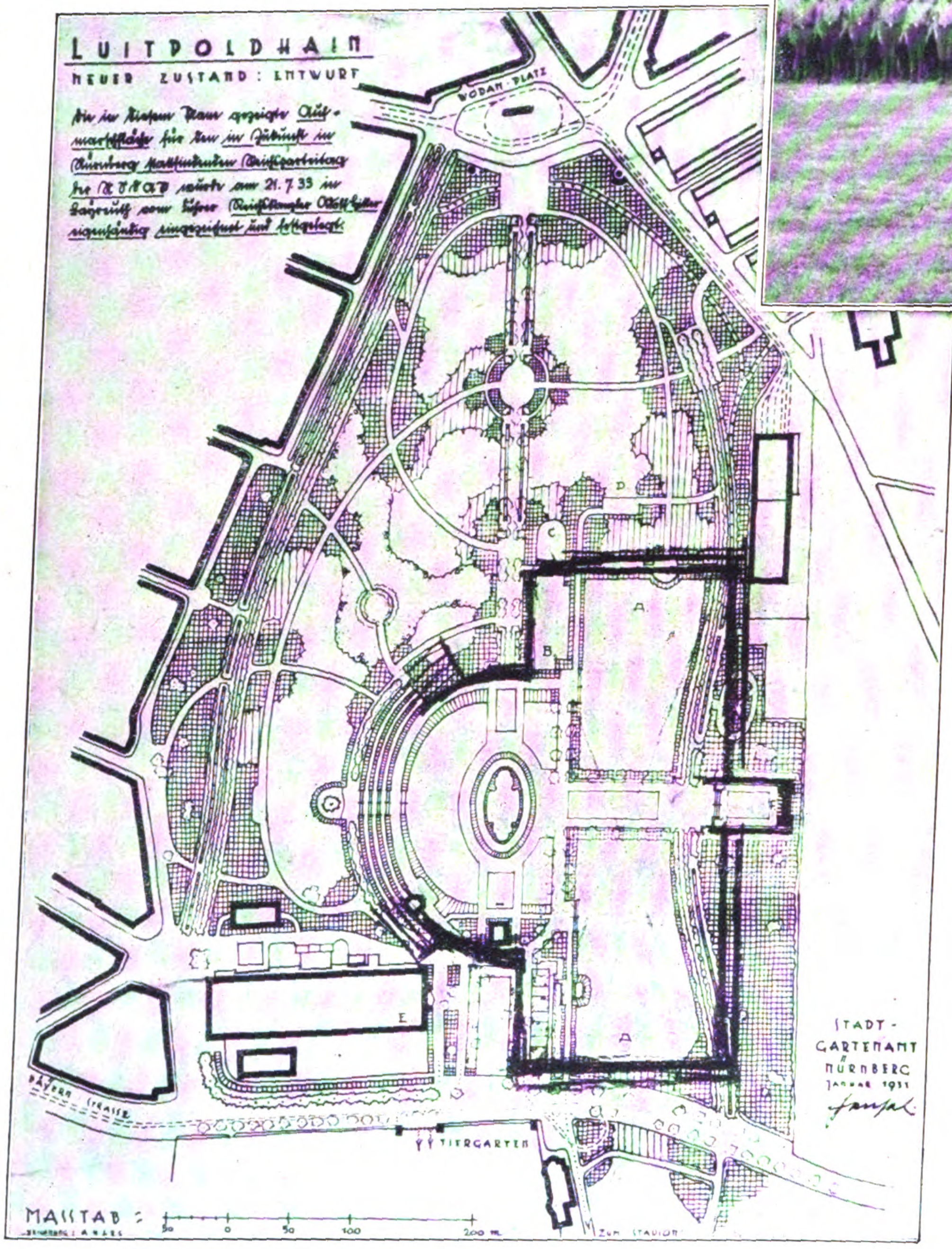
1923: Vorbeimarsch der S.A. vor dem Führer (×).

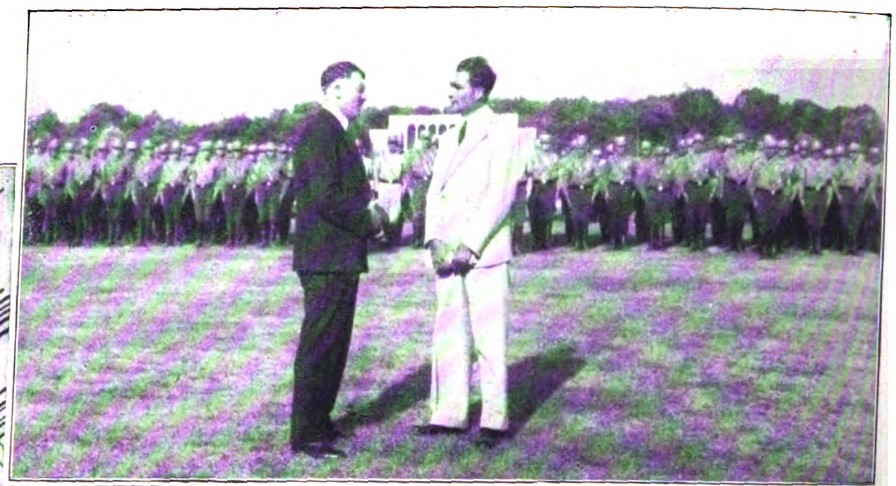
vor zehn Jahren zehntausend Braunhemden auf der Feldherrnwiese und gelobten unserm Führer die Treue. Hier stehen heute Hunderttausende im Namen der Millionen, die nicht mehr Platz finden können und denen es nicht vergönnt ist, an der gewaltigen Siegesfeier teilzunehmen, zu der in diesem Jahre der Parteitag wird. Als der Führer zum ersten Male die Seinen nach Nürnberg berief, umbrandete ihn auch in dieser Stadt wie überall im schmachvoll darniederliegenden Deutschland der wütende Haß der marxistischen Meute, die gehässige Ablehnung der irregeleiteten und verführten Menge, die noch an die leeren Versprechungen verantwortungsloser „Staatsmänner“ glaubten. Wie jede größere Stadt war auch Nürnberg damals eine „rote Hochburg“ gewesen, deren verhetzte und belogene Arbeiter den verbrecherischen Bonzen des abgetanen Systems nachlaufen zu müssen glaubten. Hier also, inmitten von Haß und Lüge, inmitten von Feinden aller Art das Banner der Freiheit aufzurichten, hier die Getreuen zu versammeln und zu unermüdlichem Kampf für Deutschland zu verpflichten, war so recht im Sinne des Führers und seiner Bewegung. Die Schlacht wurde geschlagen, die Schlacht wurde gewonnen, und das erste ungeheure Erleben von Nürnberg, die Kunde vom begeisterten und begeisternden Aufmarsch entschlossener Männer ging durch alle Gaue Deutschlands.



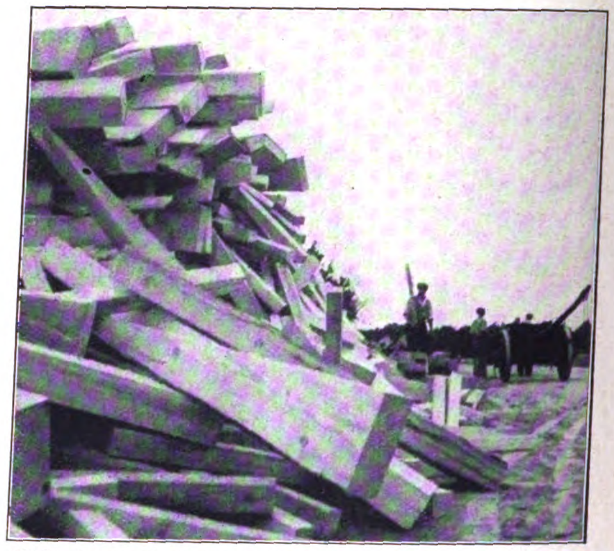
Der Führer grüßt seine S.A. In der ersten Reihe des Stabs Goering, rechts (erhöht) Dr. Goebbels.

Die Vorbereitungen —

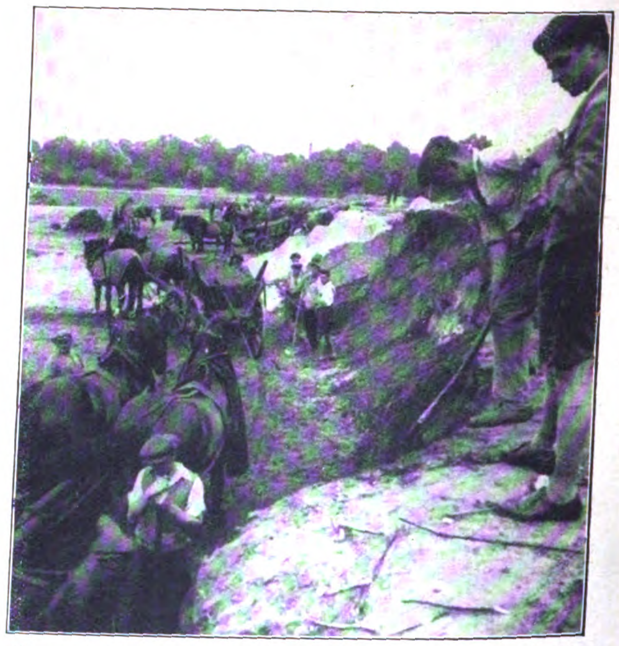




Adolf Hitler und Rudolf Heß auf dem Gelände.



Mit dem Bau der Zuschauertribünen wird begonnen.



Es muß noch viel Platz geschaffen werden, um alle unterzubringen.

vom Führer selbst beaufsichtigt



Der Führer besichtigt die Pläne im Deutschen Hof in Nürnberg. Links Pressechef Dr. Dietrich, rechts Gauleiter Streicher.



Hunderte erhalten auch hier wieder Beschäftigung und Lohn.



Hitler mit Streicher, Heß, Dr. Ley usw. auf dem Gelände, wo der Parteitag stattfindet.

Adolf Hitler selbst hat sich in wiederholten Aufenthalten in Nürnberg über den Stand und Fortgang der Vorbereitungen zum Parteitag informiert. Der Laie kann sich schwer einen Begriff davon machen, welch ungeheure Arbeit von dem Stabe der N.S.D.A.P. geleistet wurde, der unter Führung des Reichsinspekteurs Schmeer, M. d. R., im Gebäude der Frauentorschule in Nürnberg seit Ende Juli tätig ist. Der Laie kann sich auch keinen Begriff davon machen, was es da alles zu bedenken gab. Da mußten Quartiere geschaffen werden, die Fahrpläne mußten aufgestellt werden, die Zeltplätze und Parkplätze waren zu besorgen und sicherzustellen. Zeltpläne mußten aus ganz Deutschland herangeholt werden, Nahrungsmittel waren in ausreichendem Maße sicherzustellen, Geschirr war zu besorgen, Kochgelegenheiten mußten vorhanden sein, die Kundgebungsplätze waren auszubauen und mit Tribünen zu versehen, kurzum, man kann kaum einen Bruchteil von dem erwähnen, was es alles zu erledigen gab.



Der Führer und sein Stab schreiten das Gelände ab.



Ein paar Hitlerjungen bringen Blumen.

CHARLOTTE KÖHN-BEHRENS.

Was ist Rasse?

(Fortsetzung unserer Berichte aus Nr. 33)

Dr. Gercke, der Leiter des Rassenamtes, gibt in seiner ungemein lebendigen Art folgende Definition:

„Rasse ist der Strom des Blutes, der das Erbgut trägt."

Für mich ist Rasse noch mehr als ein wissenschaftlicher Begriff, mit dem man geistreich diskutieren kann, — Rasse ist für mein Gefühl der Anfang und das Ende aller völkischen Verantwortung und persönlichen Aufgaben.

Wir müssen heute in Deutschland die große Forderung stellen, daß sich jeder seiner Rasse und Rassenwerte bewußt wird, um diesen Strom aller Ströme hindurchzuleiten in ein kommendes glückliches Geschlecht.

Rasse ist die von Gott gegebene Größe. Niemand kann sich dieser letzten Gelegenheit entziehen, sie hält ihn und die nachfolgenden Geschlechter in ihrem Kreise fest. Wir haben keine Freiheit mehr innerhalb dieser Gebundenheit, und uns bleibt die von der Natur gestellte Aufgabe, den Strom dieses Bluterbes weiterzugeben, um den goldenen Ball des Geschickes weit hineinzuschleudern in eine deutsche und starke Zukunft.

Die Formel, auf die diese Forderung des Blutes zu bringen ist, lautet stets gleich und hat die innere Größe eines Gesetzes:

„Du sollst Dein Blut erhalten. Und Du sollst es rein erhalten und weitergeben an Kind und Kindeskinder!"

„Wie denken Sie sich die praktische Übersetzung dieser Theorien?

„Uns bleibt in allen Dingen dieses Lebens nur das eine zu tun: Wir müssen die Natur unterstützen und sollen den Sinn lebendig machen für jene großen natürlichen und unabweisbaren Geschehnisse, die das Vorbild der Natur durch die Ewigkeiten hindurch lehrt.

Wir haben zuerst einmal das Negative in unserer Arbeit und das heißt rassentechnisch übersetzt: Ausmerze. Es bedeutet in seiner letzten Konsequenz: Sterilisation der Erbminderwertigen. Man soll uns nicht mit den alten und falschen Humanitätsideen kommen. Es gibt in Wahrheit nur einen humanen Gedanken, der heißt ‚Förderung des Guten, Ausscheiden des Schlechten'. Der Wille der Natur ist der Wille Gottes. Sehen wir doch um uns... Wie arbeitet die Natur seit Jahrtausenden mit ihren Geschöpfen? Sie gibt dem Starken, Guten und Lebenstüchtigen Recht, und sondert die ‚Spreu von dem Weizen'. Wir erfüllen nur ein Gebot. Nicht mehr, nicht weniger.

Die positive Seite unserer Arbeit ist vielleicht schwieriger als die negative. Hier aber werden wir den Anfang mit dem Schaffen eines neuen und anderen Schönheitsideals machen. Wer ist denn schön? — Schön ist der Kräftige, der Gesunde, in dem das Leben sich blühend in den Zügen seines Gesichts und in den Linien seines Körpers beweist. Das Erdhaft-Kräftige, Ur-Deutsche, Gesunde ist für uns schön. In diesem Ideal einer ewig-alten, ewig-neuen Schönheit ruht die Erhaltung unserer Art und unserer Lebenstüchtigkeit.

Wie ich das anfangen will...?

Ich bin Praktiker. Mitten hinein in das Leben werde ich mit diesem Willen springen, „um den Stier sozusagen bei den Hörnern zu packen".

Sie kennen ja das Frauenideal der Revolutionszeit. Blaß, schmal, schwindsüchtig und mager. Das Ideal der Kranken und Krankhaft-Empfindenden. Der Gedanke, von diesen schmalhüftigen Frauen ein Kind zu bekommen, konnte dem gesunden Manne einen Schrecken einjagen. Unsere Männer fanden dieses artfremde Schönheitsideal im Grunde ihrer Seele gar nicht schön, aber der Geschmack einer Zeit kann ungemein stark dominieren. Zuviele sind von den augenblicklich herrschenden Gedanken beeinflußbar. Jede Kunstrichtung, jedes Modebild besang diese Schönheit einer kranken Frau. Wir werden jetzt ein gesundes, lebenstrotzendes Schönheitsideal aufstellen. Die Modezeitungen, die degenerierte Frauen als Typ und Vorbild zeigen, werden mit uns zu kämpfen haben. Alle Dinge des täglichen Lebens, des Geschmacks und der Kunst werden sich dem großen Gesichtspunkt unterzuordnen haben, daß Schönheit und Gesundheit, Kraftfülle und Ideal sich deckende Begriffe sind.

Indem wir das Gesunde fördern, lesen wir rassisch aus. Das ist ein Teil der praktischen Arbeit derer, die um die Erhaltung der deutschen Rasse besorgt zu sein haben."

„Wieweit geht Ihre Tätigkeit in der Frage der Arier-Gesetzgebung?"

„Das Arier-Gesetz ist bekannt. Als Arier wird der angesehen, der zum mindesten nachweisen kann, daß seine Großeltern noch rein arischer Abstammung gewesen sind. Wichtige Teile des Beamtengesetzes fallen in diese Bestimmung hinein. Doch ich selbst habe darauf keinen anderen Einfluß als die Lösung der Frage: ‚Ist der Betreffende ein Arier oder ist er es nicht?' In schwierigen Fällen ist es meine Aufgabe, durch unsere weitlaufenden Erkundigungen festzustellen, ob es sich um ein arisches Mitglied des deutschen Volkes handelt oder ob dem einzelnen diese Eigenschaft abzuerkennen ist. Was danach mit dem Betreffenden geschieht, liegt in der Entscheidung der Minister."



Dr. Achim Gercke,
der Leiter des Rassenamtes.

„Erschöpft sich Ihr rassisches Interesse in der Judenfrage?"

„Keinesfalls. Die deutsche Rassenfrage umschließt nicht allein die Judenfrage. Die jüdische Ausmerze ist eine Notwendigkeit, die jeder klar Fühlende, Denkende und Sehende begreifen kann und die keinerlei Diskussion bedarf. Auch die Juden trieben früher bewußt Rassenpolitik, in der sie sich untereinander rein und lebensfähig hielten. Keiner kann also uns verdenken, wenn wir die Erkenntnisse unserer Wissenschaft und unseres — Blutes in die Tat umsetzen und ebenfalls praktische Rassenpolitik treiben Aber niemand soll glauben, daß sich darin alles erschöpft. Der Aufbau einer neuen Rasse beginnt mit dem Gedanken der Hochzüchtung. Er ist eine geistige und seelische Angelegenheit. Kein Deutscher sei der traurigen Meinung, daß mit dem Vorweisen seiner arischen Großeltern schon das letzte gute Werturteil über ihn selbst gesprochen sei! Der innere Wert entscheidet!

Eine neue Moral in sexueller und seelischer Beziehung ist die Grundlage jeglicher Aufwärtsbewegung. Wir geben doch nicht nur unsere körperlichen Gegebenheiten weiter, sondern auch unsere seelischen. Entscheidend für den Wert und die Kraft eines Volkes war stets seine Sittlichkeit, seine Moral und Ethik. Alle Völker gingen an der Demoralisierung zugrunde. Griechenland, Rom, Ägypten — diese Beispiele brennen durch die Geschichte. Das Sinken der Volksmoral bedeutet immer ein Sinken der Volkskraft. Das ist ein einfacher und klarer Satz, der den Anfang einer schweren und großen Gedankenkette gibt.

Wir, die wir eine Hochzüchtung der deutschen Rasse erstreben, wollen eine Wiedergeburt der Moral. Der Nationalsozialismus pflegt den Gedanken an die Heiligkeit der Mutterschaft und wir wünschen unserem Lande viele Kinder. Aber das Wort des Philosophen Nietzsche können Sie über diesen heißen Wunsch setzen: ‚Bist Du ein Mensch, der ein Kind sich wünschen darf? Bist Du der Siegreiche, der Selbstbezwinger, der Gebieter der Sinne, der Herr Deiner Tugenden?' Wir wollen das Gute schaffen und wir werden es schaffen Denn mit uns geht, in allem, was wir beginnen oder vollenden, der unerschütterliche Glaube an das deutsche Volk und seine wachen und schlummernden Kräfte. Der Satz Adolf Hitlers, den ich selbst bei einer Führertagung hörte, steht wie ein Stern über unserer Arbeit:

‚Wir werden durch Auslese eine Rasse züchten, die eine ganze Welt in Erstaunen setzen wird!'

Unsere besten Erbströme werden wir in eine ferne Zukunft leiten. Die Pflege und der Gedanke an die Familie und an die Familienverbundenheit ist ein lebendiges Stück unseres Glaubens und unserer Religion.

‚Religio' heißt Verbindung nach rückwärts. Wer diese Verbindung nach rückwärts hat, hat sie auch nach vorwärts. Der ewige, goldene Lebensfaden heftet Vergangenheit und Zukunft aneinander.

Sehen Sie, die Juden, die zum anderen Glauben übertraten, um sich mit den Frauen unserer Rasse zu mischen, schnitten die religio durch. Ihre Verbindung nach rückwärts war irreparabel. Sie gingen aus ihrer Rasse und ihrer Religion und haben keine Gemeinschaft mehr mit den Ihrigen. Sie wurden wie das Blatt am Baume, das der Wind der großen Geschehnisse bewegt und abschüttelt. Der Wille der Natur spricht eine harte, klare und eindeutige Sprache.

Wir haben durch unsere Studien die Erfahrung gemacht, daß die Generationen, die aus Mischehen entstehen, sehr schnell aussterben. Die statistische Zahl gibt den Beweis. Auf jede Mischehe zwischen Juden und Ariern entfallen pro Ehe 0,9 Kinder. Das bedeutet, daß noch nicht einmal ein Kind in einer Mischehe den lebensfähigen Prozentsatz hält.

Wer diese Zusammenhänge nicht einsehen will und keine Volksverbundenheit kennt, hat keine Zukunft!

Vor uns, weit aufgeschlagen, liegt das ewig-gültige Buch der Natur, das den Willen Gottes und die Schönheit und die Kraft des Lebendigen durch alle Zeiten hindurch aufzeigt. Wir brauchen nur die Aufmerksamkeit des Herzens, das Wachsein der Sinne, um in ihm zu lesen.

Gott gab die Rasse als Gebundenheit des Blutes, aus dessen Wundern diese Welt gewebt zu sein scheint. Wir haben diese Gebundenheit als Gebot erkannt und wir werden ihr folgen, damit unser Vaterland stark und glücklich lebt. Deutschland ist das Herz der Welt. Der Blutstrom unseres Volkes wird dieses Herz Europas schlagen lassen durch den Wandel unabsehbarer Zeiten."



doppelt fermentiert

4 ₰

Hochwertige Cigaretten dürfen in einer Schachtel nicht lose hin- und herfallen, sondern sie müssen fest eingehüllt liegen. Dazu dient das Stanniol, das damit einen doppelten Zweck erfüllt.

WOLFGANG FEDERAU

Mit 80 Kilometern

Lange genug hatte der Herr im oberen Bett des Schlafabteils dem einförmigen Rhythmus gelauscht, mit dem die Wagen über die Eisenbahnschienen rollten. Diesem Ra-ta-ta — ra-ta-ta — ra-ta-ta . . . . Es mußte schon tief in der Nacht sein. Zwei Uhr oder so. Die dunkle Schutzhülle vor der Lampe verhinderte ihn, nach der Uhr zu blicken, und er war durchaus auf Mutmaßungen angewiesen. Aber schließlich war es ja auch gleichgültig, wie viel die Uhr zeigte, auch die längste aller Nächte mußte einmal ein Ende nehmen.

Da hörte er, wie der Reisegefährte unter ihm sich bewegte. Sehr zaghaft, so als ob er fürchte, den anderen zu wecken. Er hielt den Atem an.

„Können Sie auch nicht schlafen?" fragte der Herr oben, ganz leise.

„Nein", kam die Antwort.

„Es ist komisch... immer sage ich mir: jetzt mußt du schlafen, jetzt endlich mußt du schlafen. Aber je mehr ich meinen Willen auf diesen Wunsch konzentriere, desto unmöglicher wird es mir, ihn zu erfüllen. Ich schließe die Augen, ja. Aber wenn ich sie auch noch so fest zumache, es hilft nichts. Ich bleibe wach."

Der Herr unter ihm antwortete nicht.

„Es ist so, als warte ich auf ein Eisenbahnunglück", fuhr der andere unbeirrt fort. „Denken Sie doch nur: mit achtzig Kilometern Geschwindigkeit rasen wir hier durch die Nacht, durch diese stockfinstere Nacht. Und da braucht der Lokomotivführer nur ein Signal zu übersehen, oder ein Versehen bei der Bedienung eines Stellwerks oder eine lose Lasche in der Schwelle eines einzigen Schienenstückes und . . . Ach, es ist nicht auszudenken, was geschehen könnte. So ein Eisenbahnunglück muß grauenhaft sein. Aus den Zeitungsberichten kann man sich doch immer nur eine sehr unvollkommene Vorstellung machen. Es gibt gewisse Grenzen für unsere Phantasie, über die wir nicht hinauskommen. . . ."

„Ach — das sind nur die Nerven", entgegnete der Herr unten. „Im Verhältnis zu den vielen tausend Zügen, die Tag und Nacht das Land durchbrausen, ist die Zahl der Eisenbahnunfälle gewiß äußerst gering."

„Sie haben recht — wirklich, Sie haben recht", sagte der andere, sehr froh, daß diese Antwort ihm das Recht gab, die Unterhaltung — an Schlaf wäre ja ohnehin nicht zu denken — fortzusetzen. „Sehen Sie — ich muß das ja wissen. Seit länger als zwei Jahren lebe ich eigentlich auf der Bahn, und es ist nie etwas passiert. Gelegentliche Verspätungen — ja. Aber doch nichts Ernsthaftes. Bagatellsachen. Und vielleicht hat diese nächtliche Angst andere Ursachen, die immerhin auch in den Nerven ruhen".

„Sind Sie Reisender?" fragte der Herr unten.

„Reisender? Nein, natürlich nicht", gab der andere etwas erstaunt, etwas hochmütig, mit einem Unterton beleidigten Selbstgefühls, zurück. „Wie kommen Sie nur darauf?"

„Nun, weil Sie, wie Sie selbst zugeben, fast Ihr ganzes Leben auf der Bahn zu verbringen pflegen."

„Ach so..., ja... Aber — das hat seine besonderen Gründe. Nein, ich bin nicht Reisender, Gott sei Dank! Es muß ein furchtbarer Beruf sein. Ich selbst, ja, ich habe keinen Beruf. Oder doch — aber ich habe meine eigene Firma. Und der Laden wird jetzt von meinem Kompagnon geschmissen. Er läuft sozusagen allein — und das ist gut. In meiner Situation, in der Lage, in der ich mich befinde, ist das wirklich sehr gut."

Sein Reisegefährte antwortete nicht. „Wenn ich nicht weiterspreche, schläft er ein — und ich darf ihn dann nicht stören, ohne unhöflich zu sein und Grobheiten einstecken zu müssen", dachte der Besitzer des oberen Lagers ganz verzagt. „Und er darf nicht einschlafen — ich habe dann solche Angst. Wenn ich mit jemandem sprechen kann, empfinde ich es nicht so sehr. Dann ist mir wohler. Ich muß ihm etwas erzählen, was ihn wach hält, was ihn interessiert."

„Nein, ich bin kein Reisender", fing er also wieder an. „Aber jetzt kann ich mir eine Vorstellung davon machen, was für ein schwerer Beruf das ist. Ein Leben ohne Ordnung, ein hartes, schlimmes, trauriges Leben. Ohne Heimat und Bleibe, sozusagen. Ich..., bei Gott, ich wünschte, ich könnte nach Hamburg zurück, in meine nette Junggesellenwohnung. Ich wünschte brennend, ich könnte mein früheres, geruhsames und sorgloses, heiteres Leben wieder aufnehmen. Es war so schön — ich kann mich an dieses Herumvagabundieren gar nicht recht gewöhnen."

„Und wieso können Sie nicht zurück?" fragte der zweite Herr mit etwas kränkend gleichgültiger Stimme.

„Es geht nicht — es geht einfach nicht. Sie würden sagen, das ist Blödsinn, wenn Sie die Ursache erführen. Aber — nun, ich habe einfach Angst. Ich bin kein Feigling, gewiß nicht. Aber das hängt wohl auch mit meinen Nerven zusammen. Ich stamme aus einer etwas degenerierten Familie, müssen Sie wissen. Und ich habe Angst, mir könnte dort, in Hamburg, etwas zustoßen. Etwas Gräßliches. Ich lebe sozusagen immer auf der Flucht vor einem Geschehnis, das wie ein Damoklesschwert über meinem Kopfe hängt."

„Sie sollten in ein Sanatorium gehen", sagte der andere ruhig und drehte sich dann hörbar auf die andere Seite, als ob er jetzt endgültig entschlossen sei, einzuschlafen und sich durch die Krankheitsgeschichte eines Unbekannten nicht weiter langweilen zu lassen.

„Nein", sagte der andere fast heftig und zäh darauf bedacht, den unter ihm Liegenden wachzuhalten. „Das geht doch nicht. Ich muß immer meinen Aufenthaltsort wechseln, ich darf nicht zwei Nächte hintereinander am selben Fleck verleben; das ist das einzige, was mich ein bißchen beruhigt."

„Das ist ja wie bei einem Verbrecher, der vor seinen Verfolgern flieht", kam es von unten, und der Herr oben glaubte noch im Dunkeln zu sehen, wie der andere ein bißchen geringschätzig und ein bißchen mitleidig vor sich hinlächelte.

„Verbrecher", sagte er deshalb eilig, „nun, daß ist wohl ein bißchen zu kraß. Es ist eigentlich eine beinahe triviale Weibergeschichte. Alles Unglück kommt uns ja immer vom andern Geschlecht. Wissen Sie — na, wenn ich Ihnen alles erzähle, werden Sie mich bestimmt auslachen. Also — wie das so bei Junggesellen ist — ich hatte da ein Mädchen. Wirklich, ein sehr nettes, sympathisches Mädchen, und ich hatte sie sehr lieb. Das kann ich ohne Übertreibung sagen. Natürlich wollte ich sie nicht heiraten, das ist ja klar. Obgleich sie aus durchaus respektabler Familie stammte. Aber erstens wollte ich überhaupt nicht heiraten, und zweitens würde ja nur eine Frau in Frage kommen, die mir einen Batzen Geld in die Firma brachte. Das ist nun mal nicht anders — Liebe und Ehe ist immer zweierlei. Das sagte ich ihr natürlich nicht — sie hieß übrigens Dora, ein hübscher Name, nicht wahr? — denn warum sollte ich ihr ihre Illusionen nehmen? Zudem jedes Mädchen sich lieber Märchen erzählen läßt und lieber an das Unwahrscheinliche glaubt als an die nackte und nüchterne Wahrheit. Sie war im übrigen so verständig, daß ich eigentlich nie glaubte, sie könnte unsere Beziehungen für ewig und unveränderlich halten. Einmal freilich, ja einmal erzählte sie von ihren Angehörigen. Sie hatte auch einen Bruder, der war ein oder zwei Jahre älter als sie und liebte und verehrte sie abgöttisch. „Wenn es sich je herausstellen sollte, daß du es nicht ehrlich mit mir meinst und daß du mein Unglück geworden bist, würde er dich bestimmt töten", sagte sie damals. Sie lächelte dabei und ich lächelte auch, und dann gingen wir darüber hinweg. Sie zeigte mir ein paar Bilder, wohl um mir zu beweisen, daß sie aus durchaus guten, anständigen Verhältnissen stammte, wenn sie und die Ihren auch ziemlich dürftig und eingeschränkt leben mußten.

Ja, das war das erstemal, daß sie von ihrer Familie sprach. Es war wohl auch das einzige Mal. Bis zu jenem Tage, als sie, sehr aufgeregt, in später Stunde zu mir kam und mir gestand... Na, Sie können sich's ja schon denken. Sie sagte, wir müßten nun gleich heiraten, und daraus entnahm ich, daß sie meine Liebesschwüre und -beteuerungen wirklich für durchaus ernst genommen hatte, daß sie also viel naiver war als ich je geglaubt hätte.

Ich versuchte, ihr schonend beizubringen, daß an eine Heirat natürlich nicht zu denken sei. Ich sagte ihr, die Sache hätte früher oder später doch ein Ende nehmen müssen — ich hätte schon Beziehungen zu der Tochter eines unserer Senatoren angeknüpft, und so... das war ja auch wahr, aber vielleicht war es nicht ganz richtig, ihr das gerade jetzt zu erzählen. Ich tat es nicht aus Schlechtigkeit, es war eben nur unüberlegt. Na, ich sagte ihr auch, ich würde selbstverständlich für sie sorgen, und wüßte ein Haus in Thüringen, wo sie wohnen könnte, und keiner würde etwas erfahren. Das Kind würden wir in Pflege geben, oder vielleicht fände sich ein nettes, junges Ehepaar, das bereit wäre, es zu adoptieren. Na, kurz und gut, erst weinte sie herzbrechend. Aber plötzlich wurde sie ganz ruhig. „Du tust mir leid", sagte sie, und dann ging sie fort. Ohne Kuß, ohne Händedruck — aber das konnte ich ihr natürlich nicht übelnehmen in einem solchen Augenblick. Gewiß hatte sie es vor Aufregung nur vergessen..."

„Und dann?...." kam es von unten.

„Dann? Ach ja..., dann. Also. Am nächsten Tag zog man sie aus der Alster. Es traf mich sehr hart, das dürfen Sie mir glauben. Denn ich hatte sie wirklich gerngehabt — nie im Leben hatte ich geglaubt, daß sie so etwas tun würde. Wo sie doch so klug und so verständig war.

Trotzdem hätte ich es natürlich überwunden, mit der Zeit. Aber dann — nun, Sie werden gewiß lachen, wenn Sie es hören —, dann fiel mir plötzlich ein, was sie von ihrem Bruder gesagt hatte damals. Ich bekam eine wahnsinnige Angst, er könnte einmal bei mir eindringen in meiner Abwesenheit. Könnte mich überraschen bei meiner Heimkehr und mich niederknallen wie einen Hund. Er hatte mich nie gesehen — aber Dora besaß doch Briefe von mir, und natürlich würde er die finden. Von ihm kannte ich nur ein Bild — ein großer, blonder Bursche mußte es sein mit einer Narbe über der Stirn, dicht unter dem Haaransatz — von einer Mensur oder einem Duell denke ich — und mit einem fanatisch offenen Gesicht.

Ja, diese Angst steigerte sich innerhalb kürzester Zeit in so krankhaftem Maße, daß ich nicht mehr in Hamburg zu bleiben vermochte. Immer hatte ich das Gefühl, dieser blonde Kerl, von dem ich noch nicht einmal weiß, ob ich ihn erkennen würde, wenn ich ihm begegnete — sitze mir auf den Fersen. Seitdem begann meine Odyssee — diese blödsinnige Rumfahrerei in halb Europa und ganz Deutschland. Komisch, was?"

„Ja — merkwürdig", sagte der andere. Das Bett unten knarrte, und dem oben schien es, daß sein Gefährte Anstalten machte, aufzustehen. Vielleicht gab er es gleichfalls auf, den Schlaf zu suchen. Vielleicht wollte er sich anziehen und lesen.

„Ja", flüsterte der oben, „es ist so irrsinnig, mit achtzig Kilometer durch die Nacht zu jagen, hin und her, ohne Sinn, ohne Zweck, ohne Ziel. Ich wünschte wirklich, ich würde diese krankhafte Angst los. Und das alles hätte endlich ein Ende."

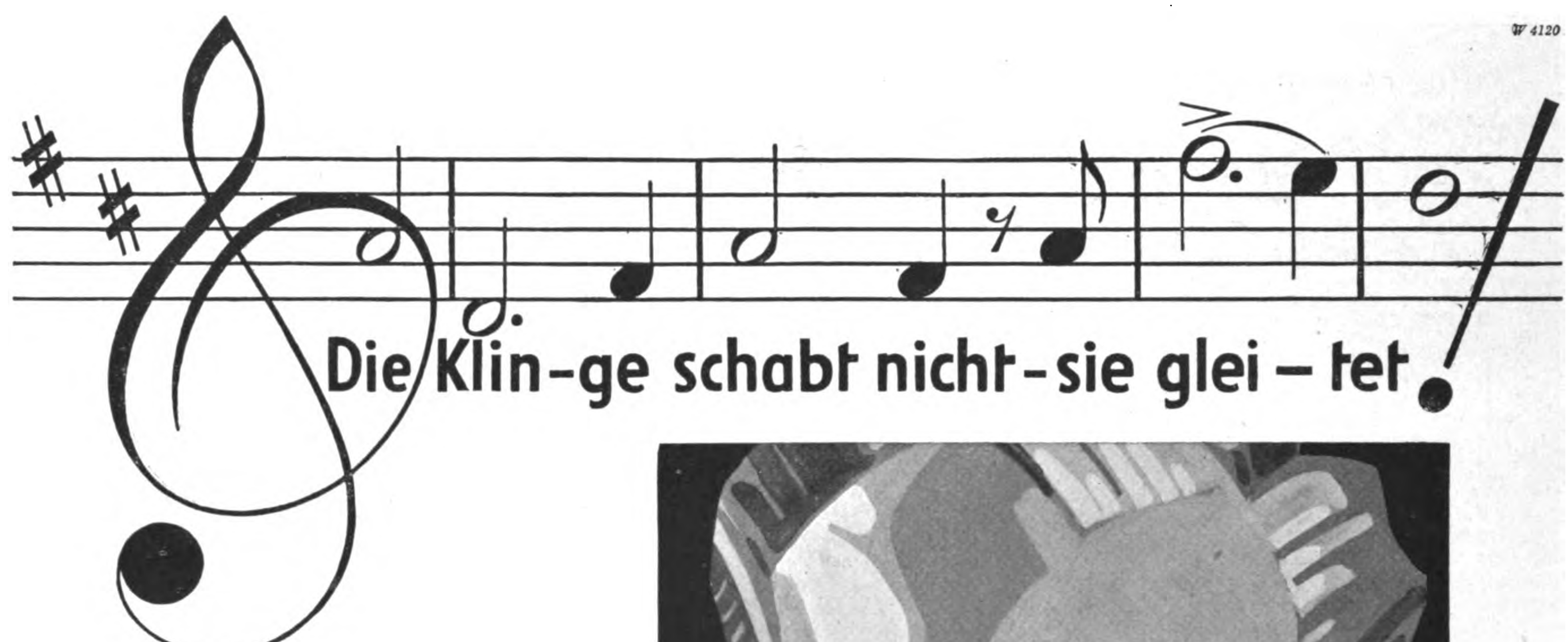
In demselben Augenblick wurde die Schutzhülle von der Lampe zurückgerissen.

„Es hat ein Ende!" kam eine heisere, grausame Stimme, und ein blondes, mageres Gesicht, dessen Stirn von einer breiten, roten Narbe überflammt war, blickte mit harten, haßvollen Augen auf den Ruhenden.

Der seufzte nur, und seine Hand fuhr zum Herzen. Das war nur ein Augenblick. Im nächsten streckte sich der Körper des Mannes krampfhaft und dann lag er ganz still.

Der andere hatte gar nicht mehr nötig, von der Waffe Gebrauch zu machen, die seine Rechte so fest umklammert hielt

W 4120



Beim Rasieren zu singen . . .



„Beim Rasieren zu singen ...", das heißt natürlich nur dann, wenn Sie Lust dazu verspüren. – Aber das werden Sie bestimmt, wenn Sie Kaloderma-Rasierer sind! Mit dem härtesten, widerspenstigsten Bart wird Kaloderma im Handumdrehen fertig! Und auch wenn Ihre Haut noch so empfindlich ist – kein Brennen und Spannen, denn Kaloderma-Rasierseife und -Rasiercreme werden beide nach dem selben besonderen Verfahren unter Zusatz des hautpflegenden Glyzerins hergestellt. ✶ Glyzerinhaltiger Schaum erweicht das Barthaar bedeutend rascher als Wasser und Seife allein. ✶ Der durch Glyzerinzusatz besonders dichte Kaloderma-Rasierschaum hält das Haar in der richtigen Stellung fest, so daß die Klinge es von selbst an der Wurzel erfaßt. ✶ Glyzerinhaltiger Schaum legt sich wie eine schützende Gleitschicht zwischen Messer und Haut und verhindert jedes Schaben der Klinge. ✶ Das hautpflegende Glyzerin beruhigt und kühlt die Haut. Sie bleibt – auch beim schärfsten Ausrasieren – glatt und weich wie Samt!

✶ *Mancher zieht die ausgiebige Kaloderma-Rasierseife in festen Stücken vor, mancher die Tube Kaloderma-Rasiercreme, die ihren Schaum vielleicht noch rascher, noch müheloser entwickelt und die manchem noch praktischer in der Handhabung erscheint. – Das ist Geschmackssache. Wir stellen deshalb beide für Sie her und überlassen Ihnen selbst die Wahl. Ob Rasierseife oder Rasiercreme – die Wirkung bleibt sich gleich. Aber achten Sie darauf, daß es Kaloderma ist!*



KALODERMA

Rasierseife & Rasiercreme

F · WOLFF & SOHN · KARLSRUHE

ALWIN DRESSLER:

Seitensprünge der Natur

1.

Kuriose Sommer und Winter.

Tritt einmal eine plötzliche Änderung im normalen Lauf der Naturgeschehen ein, so betrachtet man einen solch außergewöhnlichen Fall meist als etwas Nochnie-Dagewesenes. Aber es gibt wohl kaum etwas im Leben, was sich nicht schon einmal oder auch öfter zugetragen hätte, denn auch die Natur macht ihre Seitensprünge und gibt uns oft die größten Rätsel auf.

Von den merkwürdigsten Sommern und Wintern, die die Menschen schon oft in die größte Verlegenheit brachten und viel Schaden und Unheil anrichteten, weiß die Chronik eine ganze Reihe interessanter Fälle zu berichten.

Sehr heiße Sommer sind gewiß keine Seltenheit, aber im Jahre 1132 war die Hitze so groß, daß die Erde sich mit weiten Rissen öffnete und die Menschen beinahe verzweifelten; der Rhein versiegte und im Elsaß trockneten Flüsse und Brunnen aus. Auch das Jahr 1152 war ein Rekordjahr der Hitze, in welchem man während der Sommermonate Eier im Sande kochen konnte. Zur Sommerzeit 1303 und 1304 gab es keine Bäche und Sümpfe mehr und man konnte trockenen Fußes über den Rhein und die Donau marschieren. Das Jahr 1556 brachte eine große Dürre über fast ganz Europa und bedrohte die Menschheit mit Teuerung und Hungersnot. Im Jahre 1718 regnete es von April bis Oktober nicht ein einziges Mal. Das Getreide verbrannte auf den Feldern, und in den bewässerten Gärten blühten die Fruchtbäume zweimal. Auch im Jahre 1746 regnete es mehrere Monate nicht, und die große Hitze vernichtete die ganze Ernte. Die Jahre 1748, 1760, 1764, 1767, 1778 und 1788 waren nicht minder trocken und heiß. Im Jahre 1818 mußte man wegen der großen Hitze die Theater schließen, und 1830 und 1835 waren viele Flüsse eingetrocknet. Das Jahr 1842 war so heiß und regenarm, daß man wegen Futtermangel das Vieh um jeden Preis verkaufen mußte. Auch das Jahr 1893 war ein Jahr großer Dürre und Hitze. Schon im Mai war tropische Sonnenglut. In Oberitalien regnete es fast neun Monate nicht. Bemerkenswert ist, daß damals die Sonne 1357 Flecke aufwies, was eine große Unruhe dieses Himmelskörpers anzeigte. Auch in den späteren Jahren des 19. und 20. Jahrhunderts, in welchen die Sonne eine gesteigerte Fleckenbildung zeigte, waren die Sommer zeitweise sehr heiß und trocken.

Es hat auch schon Jahre mit sehr milden Wintern gegeben, so daß man glauben konnte, die Natur habe sich geirrt. Der Winter des Jahres 1186 war fast ohne Frost, und schon im Dezember hatten Raben und andere Vögel Junge. Im Januar blühten die Obstbäume und im Februar zeigten die Apfelbäume schon kleine Früchte. Ende Mai erntete man schon das Getreide, und anfang August wurden Trauben gekeltert. Die Folge dieses abnormen Winters war eine furchtbare Pest, die in Deutschland viele Menschen hinwegraffte. Nicht viel anders war es im Winter 1229, da blühten um Weihnachten schon die Veilchen. Im März 1241 gab es schon reife Kirschen, und im Winter 1287 waren die Bäume neu belaubt. Im Jahre 1538 standen in den Monaten Dezember und Januar die Gärten in voller Blüte, und zu Neujahr pflückte man Veilchen. Auch die Jahre 1582, 1588, 1607, 1609 und 1617 waren ohne Winter. Um Weihnachten 1624 blühten die Rosen und Pflaumenbäume, 1720 fast den ganzen Winter hindurch die Kirschbäume. Weitere gelinde Winter boten die Jahre 1792, 1795 und 1796. Die Feldblumen blühten vom Herbst her ununterbrochen fort. Der Januar 1804 war so warm, daß Erlen und Haselstauden am Rhein in voller Blüte standen, die Insekten aus ihrem Winterschlaf erwachten und im Sonnenschein umherflogen. Das Jahr 1807 hatte gar keinen Winter, auch 1816 und 1834 war die Winterszeit so milde wie sonst das Frühjahr. In noch vielen anderen Jahren waren die Winterszeiten recht milde und sommerlich, so 1873, 1882, 1885, 1895 und 1896.

Die Statistik zeigt uns aber auch eine Reihe sehr kalter Winter, und zwar in den Jahren 1407, 1513 und 1555. Am schlimmsten trieb es der Winter 1740, wo man 75 Grad Celsius unter Null messen konnte. Diese sibirische Kälte herrschte in Berlin 16 Wochen lang, so daß den Menschen auf der Straße die Nasenlöcher zufroren und der Atem sich in eine Eissäule verwandelte. Speichel und Wassertropfen waren gefroren, bevor sie zur Erde fielen, und selbst in den geheizten Stuben war es noch sehr kalt. Das Bier in den Fässern fror am warmen Ofen, und in die Erde drang der Frost zwei Ellen tief, so daß man schließlich die Toten nicht mehr begraben konnte. Anfang Mai waren die Äcker noch vereist. Alle Gewässer froren bis auf den Grund zu, so daß die Fische im Wasser haufenweise erstickten und steinhart wurden.

Die Folgen solcher abnormen Winter waren oft Krankheit und Not vieler Menschen, sowie große Teuerung. Die Preise für Futter- und Lebensmittel stiegen oft um das Zehn- und Zwanzigfache, und die armen Leute litten furchtbare Not.

Über sehr frühe Winter berichten die Jahre 1046 und 1237, wo es im September und Oktober schon schneite und fror. Im Jahre 1308 fiel Mitte Oktober schon so viel Schnee, daß man Schlittenfahrten veranstalten konnte. Noch früher zog der Winter im Jahre 1416 ein, wo am Lukastage eine so große Menge Schnee fiel, daß die Früchte in Feld und Gärten davon bedeckt waren. Andere frühe Winter hatten die Jahre 1433, 1541, 1583 und 1593, wo im Oktober und November schon die Teiche einfroren und früher Schnee fiel.

2.

Es regnet Staub und Schlamm.

Die gewaltigen Wirbelstürme in den nordafrikanischen Wüsten haben zur Folge, daß in den höheren Atmosphärenschichten zuweilen ungeheure Staubmassen vorhanden sind, die von den sich hoch über den Wolken bewegenden Luftmassen oft mehrere tausend Kilometer weit fortgeführt werden. Diese Staubwolken bilden je nach dem Feuchtigkeitsgehalt der Luftschichten, in die sie gelangen, die Ursache der bekannten Staub- und Schlammregen, sowie des farbigen Schnees. Die Statistik weist vom Jahre 1646 bis 1901 in Europa 57 Staubfälle nach, von denen einige auch in der Schweiz beobachtet wurden.

Aus neuerer Zeit ist besonders hervorzuheben der große Staubregen zwischen der Weichsel und dem Asowschen Meere vom 26. bis 29. April 1928, der in rumänischen und polnischen Gebiete die ungeheure Staubmenge von 1.67 Millionen Tonnen lieferte.

Nach einer Meldung aus Nikolajew erhob sich dort am 25. April 1928 ein starker Wind, der sich in der Nacht verstärkte. Am Morgen des 26. April stand ein feiner Staub in der Luft, wie dichter Nebel. Gegen 9 Uhr wurde es dunkel wie in der Dämmerung. In den Zimmern mußte Licht angezündet werden. Der Staub hatte einen gelben Widerschein und war so fein, daß er in alle Ritzen drang und alle Gegenstände mit einer dichten Schicht bedeckte. Der Wind erreichte am Tage Stärke 9, und einigemale begann es zu regnen, jedoch hörte es schnell wieder auf. Gegen 14 Uhr sank die Stärke des Windes, und am 27. April morgens begann der Staub sich wieder zu verteilen.

Von Jeisk kam die Nachricht, daß am Morgen des 26. April 1928 über die Stadt ein Staubgestöber ausbrach. Der Ostwind, der in den vorangegangenen Tagen mit einer Geschwindigkeit von 11—12 Sekundenmeter geweht hatte, verstärkte sich gegen 13 Uhr bis auf 18 Sekundenmeter, in Böen bis 23 Sekundenmeter. Durch den Wind emporgehobene trüb-gelbe Staubwolken verdeckten während zweimal 24 Stunden den Himmel. Das Sonnenlicht, das durch die Staubwolkendecke drang, verlieh allem eine phantastische, bläuliche Beleuchtung, die an eine Sonnenfinsternis erinnerte. Der Staub drang in die Häuser durch die geschlossenen Fenster, alles im Innern mit einer dicken Schicht überziehend. Das Wasser wurde vertrieben, und der Wasserspiegel sank gegen 13 Uhr am 26. April auf 104 cm niedriger als gewöhnlich.

In Berdjansk erschien am 26. April 1928 um 9 Uhr 30 Minuten im Norden eine graugelbe, dunkle Wolke, die schnell den Himmel bezog. Alle Gegenstände schienen in ein graugelbes Licht getaucht zu sein. Das Tageslicht erinnerte an die Beleuchtung, die durch eine starke Sonnenfinsternis hervorgerufen wird. Die Sonne hatte das Aussehen einer hellblauen Scheibe, in welche man ohne Mühe mit bloßem Auge blicken konnte. Bisweilen war die Sonne gänzlich versteckt. Das direkte Sonnenlicht, das in Spalten eindrang, gab grelle lichtblaue Streifen. Die Farbe des Meeres war bei der gelbgrauen Beleuchtung des verbreiteten Nebels vollständig dunkel. In den Wasserstellen, wo sich die Sonne spiegelte, sah man bunte, grelle Lichtflecke, so daß das Meer nicht mehr wie Wasser, sondern wie Petroleum erschien. Bei der unheilverkündenden, dunkel-schwefelgelben Beleuchtung erschien das ganze Himmelsgewölbe weißlich blau. Alle Gegenstände, stellenweise sogar in den Zimmern, waren mit einer Staubschicht bedeckt. Der dichte, trockene Staub wurde bis zur Nacht vom 26. auf den 27. April beobachtet.

In Czernowitz regnete es am 26. April gegen 13 Uhr 30 Minuten stärker als vorher. Um 14 Uhr bekam der Himmel plötzlich eine ganz veränderte Farbe, indem er gelbes, difuses Licht verbreitete. Ganz dunkle, graubraune Wolken jagten heran, und es wurde so finster, daß man Licht machen mußte. Der Regen brachte eine Art dunklen Schlammes herab, der alles überzog.

Bekannt ist die Tatsache, daß auch an den Vortagen jener Nebelkatastrophe im Maastal bei Lüttich anfang Dezember 1930 in mehreren Teilen des südwestlichen Europas Staubfälle und Schmutzregen beobachtet wurden, die als Folgen großer Verwehungen der westlichen Sahara angesehen werden. Nach einem Bericht des Wetterdienstleiters Dr. W. Lammert, Münster i. W., fiel der Wüstenstaub in einigen Orten der Schweiz plötzlich in mondklarer Nacht so dicht nieder, daß der Boden mit einer feinen Schicht bedeckt wurde und der sternenklare Himmel ein fahlgelbes Aussehen einnahm. Auch in Spanien sollen um dieselben Tage ähnliche Staubfälle beobachtet worden sein, wohingegen über Paris ein Schmutzregen herniederfiel, der großes Aufsehen erregte. Hier vermischte sich der niedergehende Wüstenstaub mit einer über Paris liegenden Regenwolkenschicht und lieferte einen gelblich-schmutzigen Regen.

Es bestehen heute keine Zweifel mehr darüber, daß die meisten Staub- und Schmutzregen von den Wüstengegenden stammen. Die Übereinstimmungen der physikalischen, chemischen und mineralogischen Eigenschaften der verschiedenen Staubvorkommen lassen keinen anderen Schluß zu, als daß zuweilen ganz ungeheure Mengen Wüstenstaubes über den Wolken verbreitet sind, die ein trockenes Verwitterungsprodukt der Erdoberfläche darstellen, deren Hauptlieferant die Sahara ist.


3 1/3 ₰
SALEM
GOLD No 3½
DRESDEN
SALEM
GOLD
EXTRA MILD
EXTRA MILD

FRANZ GERHARD SCHMIDT-OLDEN

Löwen und Löwenjagden

Wer zum erstenmal Löwen in freier Wildbahn sieht, ist meist enttäuscht. An Stelle der erwarteten majestätischen „Könige der Tiere" trotten mit tiefgesenktem Kopf und hochgezogenen Schultern fast unscheinbar aussehende Raubtiere durch das dürre Steppengras. Die lehmgelbe Decke paßt sich so ausgezeichnet der Umgebung an, daß schon eine gewisse Übung dazu gehört, um die Tiere überhaupt zu sehen. Allerdings gibt es hierfür ein gutes Hilfsmittel. Da, wo Löwen hindurchwechseln, bildet sich unter dem äsenden Wild eine breite Gasse, die sich langsam wieder schließt. Und wenn man auf weiter Steppe von einer Bodenerhöhung aus die Rudel von äsenden Antilopen, Gnus, Zebras und Gazellen mustert, so fällt vielleicht ein seltsam kahler Fleck in weiter Ferne auf, der im Durchmesser von etwa 100 Schritten vom Wild gemieden wird. Dort halten Löwen ihre Mittagsruhe!

Löwen jagen bekanntlich meist in Rudeln. Gewöhnlich schließen sich 4—5 Tiere zu einem Pack zusammen. Die brüllenden Löwen verrichten nur Treiberdienste und jagen das erschreckt wegbrechende Wild ihren geduckt lauernden Gefährten in den Rachen. Natürlich kennen sie als erfahrene Jäger auch die Pirschjagd und den nächtlichen Ansitz an einer Wasserstelle. Aber niemals werden sie ihre Beute hetzen, wie Hyänenhunde und Geparden.

Fast immer ist die Löwin angriffslustiger, als der männliche Löwe. Das haben nicht nur gelegentliche Blitzlichtaufnahmen bewiesen, die nachts am Köder gemacht wurden, sondern es ist auch eine bekannte Tatsache für die Eingeborenen, besonders für die Jägerstämme der Wandorobbo. Und so ein alter Wandorobbojäger erklärte mir einmal allen Ernstes: „Schießt du den Bwana Simba — den Herrn Löwen — zuerst, so wird seine Frau kali kabisa (sehr wütend), weil sie glaubt, nie wieder einen so schönen und kräftigen Mann zu bekommen. Schießt du aber die Löwin zuerst, o Herr, so wird der Löwe nur brummen: Nitafuta wingine — dann werde ich mir eben eine andere suchen — und du hast Zeit zu einem zweiten und dritten Schuß." Ob die Löwen so denken, weiß ich nicht. Aber ihr Benehmen scheint den Wandorobbo recht zu geben...

Da Löwen nur nachts jagen, ist ein klarer Beweis — etwa durch Filmen — nicht zu erbringen, wie sie eigentlich ihre Beute reißen. Allerdings erzählte mir vor etwa Jahresfrist ein Bur ein Erlebnis, das dieser Behauptung zu widersprechen scheint. Der Bur namens Pienaar, dessen Vater eine Farm am Kilimandjaro besitzt, war auf Safari. Er hatte auch einen kleinen Kinamoapparat mit und wollte gegebenen Falles filmen. An einem sonnigen Vormittag schlenderte er in der Nähe seines Lagers durch die Steppe. Natürlich ohne Waffe und auch ohne seinen Apparat. Plötzlich sprang dicht vor seinen Füßen ein ruhendes Gnu hoch, das er im dichten Gras nicht bemerkt hatte. Das Tier äugte auf seiner Flucht ängstlich nach dem menschlichen Störenfried zurück und stolperte auf diese Weise förmlich in eine Gruppe von drei schlafenden Löwen — kaum 50 Schritte von Pienaar entfernt.

Eine Löwin hatte das Gnu sofort gepackt, und zwar merkwürdigerweise nicht an der Drossel — am Hals —, sondern am Geäse. Fast das ganze Maul des Gnus bis über die Nüstern steckte im Rachen der Löwin, die das sich verzweifelt wehrende Tier langsam niederzog. Natürlich glaubte Pienaar nicht, daß das Drama lange dauern könne. Er verzichtete also darauf, seinen Kinoapparat zu holen und beobachtete gespannt den Vorgang durch seinen Feldstecher.

Die beiden anderen Löwen streckten sich lässig und sahen anscheinend gelangweilt ihrer Gefährtin zu. Nach etwa fünf Minuten wurden die Bewegungen des Gnus matt und matter und langsam drehte die Löwin ihre Beute auf den Rücken. — Die Löwen hatten Pienaar natürlich längst eräugt. Sie begnügten sich aber damit, die reglose Menschengestalt mit hochgezogenen Lefzen anzufauchen. Nach ungefähr 20 Minuten lag das Gnu endlich still und steif auf der dürren Steppe — und der kaltblütige Bur machte einige Schritte auf die Löwen zu. Langsam zogen sich die Raubtiere zurück. Sehr zur Genugtuung Pienaars, dessen Bruder vor einigen Jahren von einer Löwin furchtbar verstümmelt wurde...

Das Gnu wies keine erkennbare Verletzung auf und war offenbar regelrecht erwürgt worden. Und wenn Pienaar diese Szene gefilmt hätte, so wäre die Aufnahme zwar zweifellos echt gewesen, aber sie hätte doch kein wahres Bild davon gegeben, wie der Löwe seine Beute reißt. Denn diese Löwen waren satt und dachten gar nicht an Jagd. Und erst als das unglückliche Gnu ihre Siesta störte, verbaten sie sich das auf Löwenart.

Kräftige und gesunde Löwen greifen ungereizt fast nie einen Menschen an. Anders wird es aber, wenn das Raubtier durch Krankheit oder Alter zur Jagd auf flüchtiges und wehrhaftes Steppenwild unfähig wird. Dann vergreift sich der Löwe an den weidenden Viehherden oder lauert vielleicht einem wasserholenden Negerweib auf. Und hat er damit erkannt, daß der gefürchtete Mensch die leichteste und wehrloseste Beute ist, dann wird er in kurzer Zeit zum Menschenfresser, der häufig ganze Negerdörfer veröden läßt. Solche Löwen werden dann mit allen — sonst streng verpönten Mitteln gejagt, und eine Hetzjagd auf einen solchen Räuber bleibt mir unvergeßlich: Ich war Gast bei einem Burenfarmer. In der Nacht hatten Viehhirten die Nachricht gebracht, daß Löwen in einen entfernten Viehkraal des Farmers eingebrochen waren, und wir konnten damit rechnen, die Raubtiere in der Nähe ihrer Beute aufzustöbern. Der Farmer besaß eine Meute gut dressierter Löwenjagdhunde, die sich aus allen möglichen Rassen zusammensetzte. Schäferhunde, Burenhunde aus dem Süden und Airedales umringten uns aufgeregt winselnd, als wir vor Sonnenaufgang die bereitstehenden Pferde bestiegen. Mit Verwunderung sah ich, wie der alte Afrikander seine Doppelflinte mit zwei Schrotpatronen lud und damit offensichtlich zu seiner vollsten Zufriedenheit für die Löwenjagd gerüstet war.

In langem, wiegendem Galopp reiten wir dann über die mit dicken Grasbüscheln bestockte, sandige Steppe. Perlhühner laufen erschreckt vor uns her und stieben dann in niedrigem Flug ins nächste Gebüsch. In der Steppe locken die fasanenartigen Frankolinen, und zwei Strauße tanzen unbekümmert ihren morgendlichen Twostep. Immer sechs Schritte voran — dann eine Viertelbrehung — und wieder sechs Schritte in der neuen Richtung. — In der Ferne sehen wir die beiden Massaihirten wartend in ihrer beliebten Storchstellung auf einem Bein stehen. Wortlos setzen sie sich bei unserem Nahen in Bewegung. Mühelos arbeiten die langen, sehnigen Beine, und nur der Zopf in ihrem Nacken mit der in der Spitze eingeflochtenen Patronenhülse wippt gleichmäßig auf und nieder.

Nach etwa 1000 Metern zeigen sie auf einen dunklen Klumpen, der hinter einem Termitenhügel hervorragt. Die Überreste des gerissenen Rindes. Eingeweide und Weichteile fehlen und eine Keule ist angeschnitten. Da kann der Löwe nicht weit sein, denn sonst hätten Hyänen, Schakale und Geier längst reinen Tisch gemacht.

Mit gesträubten Nackenhaaren umkreist die Meute den Kadaver, um dann im Galopp die Löwenfährte aufzunehmen. Durch stachliges Gestrüpp und verfilztes Gras über einen ausgetrockneten Bach geht die wilde Jagd und wendet sich dann wieder im Halbkreis zurück. Die Meute verschwindet in einem dichten Gebüsch — und dann hören wir wütenden Standlaut und kurzes drohendes Fauchen.

„Catch him — catch..." brüllt der Farmer und schwingt sich aus dem Sattel. Ich reite etwas seitlich vor, bis ich über die Büsche sehen kann. Im blendendem Morgenlicht liegt etwa dreißig Meter vor mir ein Mähnenlöwe und äugt nach der Richtung, aus der das Brechen und Krachen der Äste und das anfeuernde Geschrei des Farmers tönt.

In achtungsvoller Entfernung umkreist heulend und kläffend die Meute das mächtige Raubtier, das sich geschmeidig mit kurzem Ruck aufrichtet und sprungfertig auf den muskulösen Vorderpranken niederduckt. Die halbrunden Gehöre liegen eng am Schädel, die Lefzen sind weit zurückgezogen und zeigen das furchtbare Gebiß mit den langen, gelben Reißzähnen. Und das stöhnende, keuchende Grollen läßt den Gaul unter mir vor wahnsinniger Furcht zittern, so daß ich Mühe habe, ihn am Platze zu halten...

Als jetzt das Knacken und Prasseln und das Schwanken der Büsche am Rande der Lichtung näherkommt, hebe ich atemlos die schwere Pistole, um dem leichtsinnigen Jäger bei dem nahenden Drama zu Hilfe zu kommen. Mit markerschütterndem Gebrüll springt der gereizte Löwe auf den Jäger zu, wird aber sofort von den wie toll heulenden Hunden von hinten gepackt und erhält von dem kaltblütigen Farmer auf zehn Schritte den ersten Schuß. Ein unvorsichtiger Hund fliegt aufheulend durch die Luft — und dann läßt die zweite Schrotladung auf kaum fünf Schritte den stolzen König der Tiere langsam und steif zur Seite rollen. Heulend stürzt die Meute über den toten Löwen und reißt und zerrt wütend an der dunklen Mähne...

Kein Gefühl stolzer Jägerfreude, sondern eher eine leise Traurigkeit steigt in mir auf, als der Bur geschäftsmäßig seinen Massais kurze Anweisungen gibt und dabei am entblößten Unterarm die Länge der Mähne mißt. Er wirkt wie ein Schlächter — und auf dem Heimritt hielt ich mit meiner Meinung nicht hinter dem Berge.

Der Farmer lachte gutmütig: „Unweidmännisch und unsportlich — weil der Löwe keine Chance hat...? — Soll er auch nicht, wenn er mein Vieh anrührt..."

Er zog seinem stolpernden Gaul mit dem dicken Knüppel, den er als Reitgerte benutzte, nachdrücklich und gewissenhaft zwei Hiebe über den glänzenden Schenkel und spuckte zufrieden einen Strahl braunen Tabaksaftes auf die staubige Steppe — ohne Ahnung davon, daß er soeben der schönen afrikanischen Tierwelt das Todesurteil gesprochen hatte.

Schongesetze und Jagdeinschränkungen können zwar das sinnlose Ausrotten des Wildes aufhalten — aber die fortschreitende Zivilisation nimmt ihm auch hier allmählich seine Lebensbedingungen.

Noch immer tanzen in der sonnenflimmernden Steppe die beiden Strauße. Zebras und Hartebeester galoppieren in übermütigen Sprüngen über das braune, im frischen Morgenwind flüsternde Steppengras. Aber das lockende Ruck — duk — duk eines nahen Wildtaubers klingt wehmütig und mahnend...


DEN WACHSENDEN SENDERN
BLEIBT ER GEWACHSEN!
Heute oder nach Jahren: – der neue Telefunkensuper-»Nauen« bleibt derselbe starke und schöne Radio-Apparat mit superscharfer Trennung:
Ein Super, der die Hälfte kostet!
Wenn die Sender auch weiter wachsen an Stärke und Zahl, sie wachsen ihm niemals über den Kopf.
Heute oder nach Jahren – der Telefunkensuper-»Nauen« hat Dauerwert
RM
225.-
einschließlich
Röhren
TELEFUNKEN
DIE DEUTSCHE WELTMARKE
TELE
FUN
KEN

MAMBAGIFT / Viermaliger Kampf mit dem Tode um 10 Mark — Das Zauberpulver

Da nach getrocknetem Schlangengift rege und stetige Nachfrage ist, habe ich in den letzten 35 Jahren systematisch Mambas, afrikanische Kobras, und andere Giftschlangen gejagt und vernichtet. Mambagift erzielt ungefähr 10 Mark das Gramm Da jede Mamba nur etwa ein Viertelgramm Gift aussondert, muß der Jäger viermal sein Leben aufs Spiel setzen, um einen Zehnmarkschein zu verdienen. Im Gegensatz zur allgemeinen Ansicht erreichen Mambaschlangen die ungeheure Größe von 3 bis 3½ Meter. Wie schwarze Blitze zucken sie, wenn sie angegriffen werden. Der Jäger muß schnell schießen, wie Hand und Auge irgend zusammenarbeiten können. Denn nur Sekunden trennen ihn von einem besonders scheußlichen Tode. Der Kopf des Reptils befindet sich auf gleicher Höhe mit der Brust des Jägers, der wilde Rachen gähnt ihm weitgeöffnet entgegen, und eine einzige Berührung mit diesen scheußlichen Zähnen genügt, um den stärksten Mann in wenigen Minuten in Zuckungen und — danach — in völlige Erstarrung zu versetzen. Während all der Jahre in Afrika habe ich tatsächlich niemanden gefunden, auf den ich mich im Falle eines Angriffs durch Mambaschlangen vollkommen verlassen konnte — weder unter Weißen noch unter Schwarzen.

Eines Abends schlenderte ich in der Nähe meines Lagers umher. Mehr aus Gewohnheit, als weil ich es für nötig erachtete, hatte ich meine Jagdflinte bei mir. Plötzlich vernahm ich in einer Entfernung von wenigen Schritten ein Rascheln im Grase. Ich wußte, was das bedeutete:

Schlangen! In wenigen Sekunden stand ich auf einem etwa einen Meter hohen Ameisenhaufen und erblickte zu meinem Schrecken zwei große Mambaschlangen, die geradewegs auf mich zu glitten. Einen Augenblick — dann verdeckte sie das Gras. Doch ich hörte, wie sie sich in der Richtung auf mich zu vorwärtsbewegten. Plötzlich erschien ein drittes Biest zu meiner Rechten, so daß mir jeder Weg zur Flucht abgeschnitten war. Da sie mir kein Ziel boten, war jedes Schießen zwecklos.

Plötzlich tauchten alle drei fast unmittelbar unterhalb meiner Füße aus dem Grase hervor. Die geringste Bewegung meinerseits hätte sie zu sofortigem Angriff gereizt. So stand ich unbeweglich... Sekunden schienen Stunden... und — — die Schlangen verschwanden in einem unter dem Ameisenhaufen gelegenen Loch!

Vor nicht allzulanger Zeit begleitete mich ein sehr verläßlicher Zulukaffer auf die Jagd, ein Mann, der mit mir dutzende Male zusammengewesen war und dem Tode kaltblütig ins Auge gesehen hatte. Wir stießen auf eine große Mambaschlange, die gerade dabei war, eine Ratte zu verzehren. Als sie fortglitt, war der Zulu toll genug, einen Stock nach ihr zu werfen. Möglich, daß das Biest während der Paarungszeit böswillig war — — es drehte sich jedenfalls im Augenblick um und schnellte wie ein Peitschenhieb auf uns zu. Der Zulu verlor den Kopf. Er stieß verzweifelte Schreie aus und lief davon wie ein Hase. Auch ich hatte den Drang, mich aus dem Staube zu machen, aber ich blieb, und das rettete uns. Als die Schlange nahe genug herangekommen war, traf sie mein Schuß gerade unterhalb ihres giftigen Kopfes. Dadurch wurde sie leider für meine Zwecke unbrauchbar, aber — ich war wenigstens am Leben geblieben.

Die überwiegende Mehrzahl der Eingeborenen fürchtet sich vor Schlangen nicht — mit eben der einzigen Ausnahme dieser schwarzen Todesnattern, die ihnen geradezu panischen Schrecken einjagen.

Ein einziges Mal lernte ich einen Zulu kennen, der diese Furcht nicht teilte. Dieser junge Kerl kam eines Abends in mein Zelt, man habe in einer der Minenbaracken eine große Schlange gesehen und er wollte sie mir lebend bringen. Ich lachte und hielt alles für leere Zuluprahlerei. Aber am nächsten Morgen machte er sich an die Arbeit.

Die Hütte, von der aus die Schlange ihre Schreckensherrschaft ausübte, war mit Handkarren, Minengerät, Pumpen usw. angefüllt — ein Platz, nicht gerade besonders geeignet, um sich darin herumzubewegen. Bevor er seine Operationen begann, holte der Zulu eine Handvoll Pulver hervor, das wie Schnupftabak aussah. „Zauberei", murmelte es unter den Zuschauern. Er schmierte sich den Puder über Hände und Füße und hob eine etwas über einen Meter lange Bambusstange auf. Während ich mit meiner Flinte bereitstand, rückte er vor und begann das Gerümpel beiseitezuwerfen. Sofort ertönte ein wildes Zischen, und eine drei Meter lange Mambaschlange schnellte auf ihn zu, verfehlte ihn aber. Der Zulu hielt den Kopf des Biestes fest und ließ das seltsame Pulver durch das Bambusrohr auf den Schlangenkopf niederlaufen! Das Zischen erstarb, und der wie ein Spaten geformte Kopf sank tiefer und tiefer. Kaltblütig bückte sich der Zulu und reichte mir diesen jetzt ungefährlichen Arm voll Tod. Ich aber brauchte all meinen Mut, um sie anzufassen. Dann köpften wir das schlaftrunkene Biest.

Weder nachher noch vorher habe ich je ein derartiges Kunststück mit angesehen. Am nächsten Morgen war der Zulu verschwunden, und ich verlor damit die Möglichkeit, das Geheimnis des seltsamen Pulvers zu finden. — Wenn Eingeborene gebissen werden, wenden sie sich gewöhnlich an den nächsten Weißen um eilige Hilfe. Einmal wurde ich zu einer Frau geholt, die vor knapp zwei Minuten gebissen worden war. Rings herum stand

eine wehklagende und aufgeregte Menge. Die Frau hatte selbst alle Hoffnung aufgegeben und lag ausgestreckt auf dem Rücken, das Ende erwartend.

Die Verwandten murmelten geheimnisvolle Klagelaute, und ein Zauberdoktor tanzte um sie herum. Die Augen des Opfers begannen sich rasch zu schließen. Als letzte Rettung band ich die Wunde ab und machte einen so tiefen Schnitt, daß das Blut auf den Erdboden strömte. Dann spritzte ich eine wässrige Lösung von Pottasche ein. Es war nur eine entfernte Möglichkeit . . ., aber innerhalb weniger Minuten begann die Erstarrung zu meiner Freude zu weichen. Nach zehn Stunden konnte die Frau sprechen und genas schließlich vollständig. Solche Fälle sind sehr selten. In Laboratorien ist zwar ein Gegengift präpariert worden, das sich in der Praxis aber nicht zu bewähren scheint. In der Tat gibt es bis zum heutigen Tage keine Heilmittel gegen Mambabisse. W. E. Jones.

Das 35. Gericht

Australischer Schinken gilt im Fernen Osten allgemein als Leckerbissen. Die Signatur genügte mir, um beim Chinesen, dem geborenen Allerweltshändler, einen säuberlich in Leinensack und Häcksel eingenähten Elfpfünder zu erstehen. Beim Auspacken fiel die schwere Hülle und alles Füllsel mit, dafür zeigte der jetzige Achtpfünder rosige Nester geschäftiger Maden. Ich raffe die ganze Kolonie zusammen und trag's dem Chinesen zurück Der verweigert die Zurücknahme, denn gekauft ist gekauft, bis es meiner Drohung mit Amtsarzt und Kadi gelingt, das Fatum der Schinkenspeise von mir abzulenken.

Tage vergehen. Während der Hochzeitswoche einer vornehmen Chinesenfamilie wird die ganze Europäerschaft des Ortes zu einem Festabend geladen, an welchem die obligaten 35 Gerichte aufgetragen werden und der Gastgeber jedesmal die Geschmacksrichtung der Speise ankündigt. So marschieren auf: Fleisch, Fisch und Geflügel, gesotten, gebraten, gebacken, als Klöße, Salat, Mayonnaise, ungezählte Gemüse in üblicher bis übler Zubereitung; als Besonderheiten noch Schildkröteneier, Schlangenfleisch und Flossen. Den Clou bildet eine sammetzarte, würzige Ragoutspeise mit echt indischer Paprikasauce. Man kostet alles und jedes durch und frischt sich auf mit Suppen und Getränken, denn das Fest darf vor dem Morgen nicht enden.

Nach geraumer Zeit führen mich Einkäufe wieder in das Toko meines Schinkenchinesen, den ich so nebenher frage, was mit dem Exemplar von damals geworden sei. Er meinte, der war doch absolut gut und wurde unlängst zu einer Hochzeit verkauft, wo jeder das Essen über alle Maßen lobte und bis zum andern Morgen blieb. Ich fühlte im Innern ein Brennen und Kribbeln und entschwand. — Das unentrinnbare Schicksal hatte mich trotz meiner Schläue doch überlistet: Alles ist Bestimmung. K. Keßler.

DIE SOLANAZEEN

als Gift-, Rausch- und Liebesmittel

Von F. Kümmel, Apotheker

Vom grauen Altertum an über das Mittelalter hinweg bis zur Neuzeit haben die Nachtschattengewächse in kultureller und sittengeschichtlicher Bedeutung eine nicht unerhebliche Rolle gespielt. Als Gift-, Rausch- und Liebesmittel haben sie in ausgedehntem Maße Verwendung gefunden. Im alten Römischen Reich waren Bilsenkraut, Tollkirsche, Stechapfel neben anderen Giftpflanzen wie, Eisenhut, Schierling u. a., beliebte Mittel, um unbeliebte Personen aus dem Wege zu räumen. Von einzelnen Herrschern des Altertums wurden Gifte sogar in großem Maße angewandt. So ließ Attalus III. von Pergamon viele Menschen durch Gift töten. Dasselbe gilt von Mithridates, von Kleopatra und den römischen Kaisern. Von letzteren steht fest, daß einige derselben sogar eigene Giftgärten und Giftsammlungen gehabt haben, so Gajus, dessen Giftsammlung der Kaiser Claudius nach dessen Tod verbrennen ließ.

Größer noch war die Verwendung der Nachtschattengewächse zu Liebestränken, ein Gebrauch, der noch heute hier und da im Volk sich findet. Der Glaube, daß es möglich sei, Menschen wider ihren Willen zu einem anderen in Liebe entflammen zu lassen, ist uralt.

Horaz, Epoden V., 77—82, heißt es:

„Einen stärkeren Trank will ich dir bereiten,
einen stärkeren dir kredenzend, dir, der du mich verschmähst.
Eher soll der Himmel unter das Meer sinken,
und die Erde über ihn emporsteigen als daß du
nicht in Liebe zu mir entbrennen sollst, so wie
Harz zu schwarzen Flammen."

Lewin nennt als Mittel zu Liebestränken den Stechapfel (Datura Stramonio), das Bilsenkraut (Hyoscyamus niger) und den Alraun (Mandragora), deren Verwendung zu dem genannten Zweck auch Dioskorides andeutet. Schon die Verwendung derartig giftiger Pflanzen zu Liebestränken läßt erkennen, daß der Schritt von diesen zur tatsächlichen Vergiftung, sei es gewollt oder ungewollt, nicht mehr weit war.

Theocrit, Idyllen, II, 158:

„Hat nicht andere Lust er gesucht und unser vergessen?
Jetzt nun in Liebestränken umfang' ich ihn, aber wofern er
mehr mich betrübt, bei den Moiren! An des Hades Tor soll er klopfen!
Solch ein verderblich Gift bewahr ich ihm, mein' ich, im Kästlein,
Wie ein assyrischer Fremdling mir es gelehrt."

Groß war auch die Verwendung der Solanaceen zu Rauschmitteln je nach örtlichem Vorkommen. In Mitteleuropa wurden Tollkirsche (Atropa Belladonna), Stechapfel, Bilsenkraut, Skopolie (Scopolia carniolica) und Alraun dazu gebraucht. In Afrika sollen nach Fühner die Blätter von Datura fastuosa geraucht werden, in Peru und Kolumbien soll ein Trank aus Datura sanguinea benutzt werden, in Brasilien soll Datura arborea, in Mexiko Datura praecox und quercifolia, in Nordamerika Datura meteloides und in Australien Duboisia Hopwoodii als Rauschmittel verwendet werden.

In Deutschland wurden solche Rauschmittel besonders im Mittelalter viel benutzt. In der Neuzeit findet man diese Unsitte nur noch in einzelnen Gebieten Rußlands, vielleicht auch noch hier und da in den östlichen Grenzländern (Litauen, Ostpreußen, Polen), wie gelegentlich aus gerichtlichen Verhandlungen hervorgeht und wo indessen die aus den betreffenden Pflanzen erhaltenen Auszüge weniger als Rausch-, denn als Liebesmittel Verwendung fanden. Man glaube ja nicht, daß der Gebrauch von Liebestränken ganz verschwunden sei, im Gegenteil es werden, auch bei uns noch im aufgeklärten Zeitalter, natürlich nur im geheimen von gewissen, im Geruch besonderer Kräfte und Kenntnisse stehenden Personen derartige Liebestränke abgegeben. Wesentlich schlimmer sieht es naturgemäß damit in den unkultivierten Ländern und bei den Naturvölkern aus. Die Taftwurzel in Persien, der Tongatrank aus den Blättern des roten Stechapfels in Südamerika stehen in starkem Ruf der willkürlichen Liebeserregung.

Die Verwendung der Solanaceen als Rauschmittel hat mit Einführung des Alkohols stark abgenommen, um so mehr, als der Alkoholrausch schneller eintritt, geschmacklich angenehmer und nicht so gefährlich ist als der Solanaceenrausch, welcher zu den heftigsten Wutausbrüchen führen kann. Fühner erwähnt in einem in den pharmazeutischen Berichten der J.G.F. erschienenen Beitrag einen von ihm selbst mit erlebten Solanaceenvergiftungsversuch an drei deutschen Soldaten während der Kurlandbesetzung 1918. Hier war den Soldaten eine Abkochung von Scopolia carniolica verabreicht worden, einer Pflanze, die in Ungarn und den Karpathenländern heimisch, in den nordischen Ländern Litauen und Lettland aber als Gartenpflanze gezogen wird. Es mag im vorliegenden Fall sich wohl weniger um einen Vergiftungsversuch als wie um einen Liebestrank gehandelt haben, der die Soldaten nur willensschwach und willfährig machen sollte.

Im Mittelalter war der Genuß von Rauschmitteln zu Belustigungszwecken gang und gäbe, wird doch in der Magia naturalis berichtet, wie man Menschen mit Tollkirsche, Stechapfel oder Bilsenkraut verrückt machen könne. Man könne ihnen suggerieren, sie seien in Tiere verwandelt und könne sie dazu bringen, dementsprechende Bewegungen auszuführen und Laute von

An unsere Leser!

Aus posttechnischen Gründen trägt diese Folge ausnahmsweise nicht das reguläre Datum (2. September), sondern das des Erscheinungstages.

Verlag Frz. Eher Nachf. G. m. b. H.

sich zu geben. Betrachtet man die heute bekannten Symptome der Solanaceenwirkung auf den Menschen, wie Schwindel, Benommenheit, Pupillenerweiterung, Kopfschmerzen, Delirium, Halluzinationen und zuletzt tiefen Schlaf, so wird der damalige Gebrauch klar.

Vor Einführung des Chloroforms und des Lachgases in die Chirurgie wurden bei Operationen nur Solanaceenabkochungen als Betäubungsmittel benutzt, auch ein Zeichen, daß an der Fähigkeit der Unempfindlichmachung doch etwas Wahres dran sein muß.

Der Ruf der Nachtschattengewächse als Aphrodisiakum ist ja auch wohl nur ein Zwischenstadium derselben, abhängig von der angewandten Dosierung. Im Mittelalter, zur Zeit der Hexenprozesse, haben die genannten Pflanzen eine sehr große Rolle gespielt. Die sogenannte Hexensalbe, die, aus Tollkirsche, Bilsenkraut und Stechapfel bereitet, auf die Haut eingerieben wurde, soll die betreffenden Personen in Halluzinationen verfallen lassen und sie Gelage, Tanz und Liebesträume so deutlich erleben lassen, daß sie nach dem Erwachen von der Wirklichkeit ihres Erlebten vollständig überzeugt gewesen wären. Auch hier im Hexenunwesen haben wir wieder die oben schon erwähnte Umgestaltung der Opfer des Solanaceenrausches in die verschiedensten Tiergestalten.

Wahrscheinlich ist wohl auch die religiöse Ekstase der orientalischen Völkerstämme und der Eingeborenen bei ihren Festen auf den Genuß bestimmter Pflanzenabsude zurückzuführen, denn nur so ist eine derartige Nervenaufpeitschung zu erklären. Auch der Amokläufer Javas handelt nur unter dem Einfluß gewisser Rauschmittel.

Die altgriechischen Orakelsprüche wurden wahrscheinlich ebenfalls in dem Stadium eines Solanaceenrausches abgegeben. Herodot berichtet von einem skythischen Volk, daß dessen Männer sich im Kreis um ein Feuer setzten, in das Früchte eines Baumes geworfen wurden, und daß diese Männer den Rauch einatmeten, wodurch Berauschung eingetreten sein soll. In der alten Literatur der Griechen und Römer finden sich zahlreiche Hinweise, daß man dem Wein bei Gelagen Wurzelrinde und Pflanzenteile zusetzte, um die Rauschwirkung zu erhöhen. Die alten Ägypter fügten dem Bier Alraunfrüchte zu demselben Zweck zu. Daß ein derartiger Zusatz zum Bier auch in Deutschland noch im 16. Jahrhundert gemacht wurde, beweist eine Verordnung aus Eichstätt in Mittelfranken vom Jahre 1507, wonach den Bierbrauern verboten war, dem Bier Bilsensamen oder andere den Kopf tollmachende Kräuter zuzusetzen.

Auf diesen Zusatz von Bilsenkraut zu Wein oder Bier mag wohl auch die hauptsächlich in den Jahren 1021, 1278, 1375 und 1418 in Deutschland, speziell im Elsaß, geradezu epidemisch auftretende Tanzwut zurückzuführen sein. Kleinlawels Reimchronik von Straßburg beschreibt dieselbe mit folgenden Reimen:

„Ein seltsam Zucht ist zu der Zeit
Under dem Volk umbgangen,
Dan viel Leut aus Unsinnigkeit
Zu tanzen angefangen,
Welches sie allzeit Tag und Nacht
Ohn Unterlaß getrieben,
Bis sie fielen in Ohnmacht,
Viele sind darnach geblieben."

Literatur: Schmidt, Drogen und Drogenhandel im Altertum; H. Schulz, Wirkung und Anwendung deutscher Arzneipflanzen; Pharmac. Berichte der I.G. Farben; Peters, Der Arzt und die Heilkunst.

RÄTSEL

Geographisches Silbenrätsel

Aus den Silben: der die din dürrn ech garn gen gi gu hieb hong il kong ler lin man neis nor ra sa se ter un vet sind 10 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen einen Feldherrn des Weltkrieges und den Schlachtort, durch den er berühmt wurde, ergeben.

1 .... 6 ....
2 .... 7 ....
3 .... 8 ....
4 .... 9 ....
5 .... 10 ....

Die Wörter bedeuten: 1. chines. Hafenstadt, 2. Nebenfluß der Donau, 3. deutscher Fluß, 4. Ort in Oberfranken, 5. Ort, berühmt durch Zeppelinkatastrophe, 6. nordfranz. Landschaft, 7. europ. Hauptstadt, 8. europ. Staat, 9. dalmat. Stadt, 10. franz. Festung.

Buchstaben-Austauschrätsel

Von nachfolgenden Wörtern sind die ersten Buchstaben durch andere zu ersetzen. Die gefundenen Buchstaben ergeben von oben nach unten gelesen einen bekannten Schlachtort des Weltkrieges.

Lau, ist, Kummer, rot, Adel, Gicht, Wild, Igel, Rost, sehen.

Gegensatzrätsel

Von folgenden Wörtern sind solche mit gegensätzlicher Bedeutung zu suchen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben den Namen des Führers des Außenpolitischen Amtes der N.S.D.A.P.

Kain, Schwert, Hand, eckig, Gebirge, dünn, Zwerg, Unter, Mond, falsch, Tag, Tal, Weile, glatt, böse.

Füllrätsel

E	R					
	E	R				
		E	R			
			E	R		
				E	R	
					E	R

Folgende Buchstaben sind in obige Figur so einzusetzen, daß Wörter folgender Bedeutung entstehen: Nachfolgegesetz, Beamter, Teil des Körpers, Industriezweig, deutscher Dichter, sehr fleißiger Schüler.

a a b b b b b ch e e e e g g i l l m o r r r r s t t t t w

Silbenrätsel

Aus den Silben: al auf bau bo del der dieb diph ei fel gie gif hu hu la land lauf li lie lo mo ne nie o pen phin rau ri schatz schwei sen so spi ter tin to tong tracht tur tus uh ul wa sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch Fichtes ergeben.

1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 ....

Die Wörter bedeuten: 1. Fisch, 2. deutscher Dichter, 3. Brennstoff, 4. mitteldeutsche Stadt, 5. Komponist, 6. Denklehre, 7. Ort in der Lausitz, 8. Reinigungsmittel, 9. Nachspeise, 10. Gemeinheit, 11. Doppellaut, 12. westdeutscher Gebirgszug, 13. Mädchenname, 14. Durcheinander, 15. verbrecherischer Tierliebhaber, 16. Gottesdienstordnung, 17. mildtätige Gabe. (sch = 1 Buchstabe.)

Fremdsprachliches.

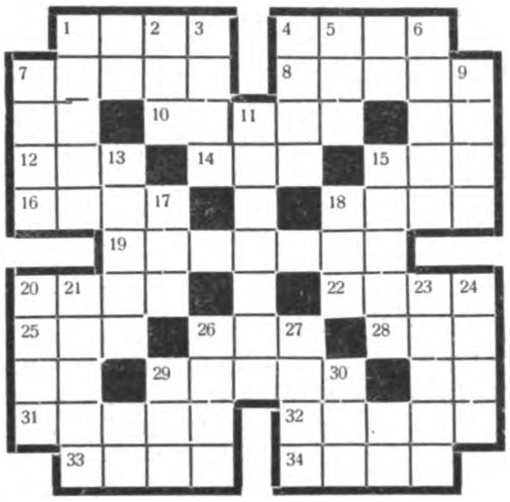
Das erste Wort im Wald man findet,
Das zweite uns Vergang'nes kündet.
Das Ganze wird vom ersten gern berichtet,
Und wenn du's prüfst, ist's meist erdichtet.

Zahlenrätsel

1 2 3 2 4 5 6	= fahrender Ritter
2 2 7 8 2 9	= Schweizer Kanton
7 10 8 5 6 10	= Mädchenname
11 12 13 14 11 10 7	= Verwandte
10 5 8 10 6 15 5 6 6	= Charaktereigenschaft
5 16 17 10 7 17 12 7 18	= Bienenzuchtgerät
11 14 10 7 10 15 10	= Frauenname
2 19 9 7	= Farbe
8 10 12 7 8	= Männe name.

Die ersten und letzten Buchstaben von oben nach unten gelesen ergeben ein Bewegungstreffen und dessen Ort.

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Ziergefäß, 4. Abkürzung für „Allgemeiner Studentenausschuß", 7. Zahlengruppe, 8. Papstkrone, 10. Wirtschaftsgerät, 12. italienische Stadt, 14. engl. Abkürzung für „Samuel", 15. Uferdamm, 16. Hohlraum, 18 Fluß im Harz, 19. Insel im Indischen Meer, 20. Futterpflanze, 22. Geflügel, 25. Fisch, 26. Spielkarte, 28. Wurfspieß, 29. Tonstärke, 31. indischer Fluß, 32. weibl. Vorname, 33. nordische Sagensammlung, 34. Haushaltungsplan. Senkrecht: 1. Wohnung, 2. Gewässer, 3. griechische Göttin, 4. Lebenshauch, 5. engl. Titel, 6. französischer Schlachtort aus dem Weltkrieg, 7. Stadt in Holland, 9. Musikstück, 11. ansteckende Krankheit, 13. krebsartiges Ungeziefer, 15. akustischer Vorgang, 17. französischer Schriftsteller, 18. Europäer, 20. Düngemittel, 21. Gemütsstimmung, 23. Hautfarbe, 24. Baum, 26. Stadt in Italien, 27. Teil des Beines, 29. russisches Gewicht, 30. geographische Bezeichnung.

Silbenrätsel

Aus den Silben: al aus be berg beth big bir bob bra de de des do e e e e e er fant ham in kanz le le ler li lin mi mit mo mond mu na na na ne nen neu no ob re reichs reth ri ri ror ru saa sa schach schlag sel sel sen ser ters ti to tut um un us va vie vier wen win za zing sind 26 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Schillers „Wallenstein" ergeben. (ß = ein Buchstabe.)

1	14 ....
2	15 ....
3	16 ....
4	17 ....
5	18 ....
6	19 ....
7	20 ....
8	21 ....
9	22 ....
10	23 ....
11	24 ....
12	25 ....
13	26 ....

Die Wörter bedeuten: 1. Patron der Landwirte, 2. berühmtes Bauwerk in Spanien, 3. vielbesungener deutscher Fluß, 4. Shakespearesche Dramengestalt, 5. sagenhafter Berg bei Salzburg, 6. Einsiedler, 7. Stadt in der Schweiz, 8. männl. Vorname, 9. hoher Staatsbeamter, 10. Baumfrucht, 11. römischer Kaiser, 12. deutsche Schriftstellerin, 13 astronomische Beobachtungsstation, 14. Mondphase, 15. Maskenkostüm, 16. Säugetier, 17. Eiland, 18. biblischer Ort, 19. Laufvogel, 20. reicher Mensch, 21. Fabrikstadt im Rheinland, 22. Hautkrankheit, 23. weiblicher Vorname, 24. Ort am Starnberger See, 25. Haustier, 26. alte Schriftzeichen.

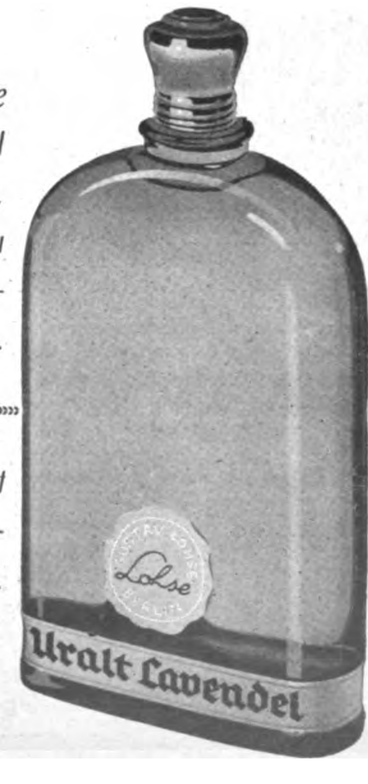
Rösselsprung

wand	ei	rast	ren	ken	nimm
bis	flek	und	den	ne	teu
ne	re	noch	den	so	stek
ken	du	ran	wand	du	oh
zen	hei	reicht	ger	den	hast
er	trae	und	mat	re	wenn

Rätsel-Auflösungen aus Folge 34

Rebus: Die Natur rächt stets die Übertretung ihrer Gebote. (Adolf Hitler.) ✹ **Gegensatzrätsel:** eigen, Ruhe, Nähe, sanft, Tod, reich, Oase, echt, heiter, Mut = Ernst Roehm. ✹ **Kapselrätsel:** Ger, Inn, Bora, Rand, All, Liga, Ton, Alm, Reis — Gibraltar. ✹ **Rätselvers:** Hand — Schuh — Handschuh. ✹ **Silbenrätsel 1:** 1. Durlach, 2. Agave, 3. Sonnenschein, 4. Belzebub, 5. Rennfahrer, 6. Amati, 7. Undine, 8. Nelson, 9. Einhorn, 10. Helene, 11. Adolar, 12. Unterhaus, 13. Surrogat, 14. Maler, 15. Ufa, 16. Erasmus, 17. Nimbus, 18. Crusoe = Das Braune Haus, Muenchen, Brienner Straße. ✹ **Diagrammrätsel:** Herero, Eilzug, intern, Nuller, Eigner, Sender = Heines, Hitler. ✹ **Man entnehme:** „Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Wonne ..." ✹ **„Zwei Bäume":** Fichte — Buche, Buch. ✹ **Zahlenrätsel:** Wespe, Isar, Laterne, Hindenburg, Eva, Lepra, Mops, Tristan, Edelmut, London, Ludwig = Wilhelm Tell. ✹ **„Männer":** Wagner. ✹ **Buchstabenaustauschrätsel:** Band, Amme, Dach, Miete, Egel, Rose, Gang, Elster, nie, Tau, Horn, Ehre, Iller, Mut = Bad Mergentheim. ✹ **Silbenrätsel 2.** 1. Eyebrow, 2. Salbei, 3. Banane, 4 Richard, 5. Apollo, 6. Unna, 7. Statuten, 8. Erbe 9. Imker, 10. Nießbrauch, 11. Regina, 12. Urwald, 13. Futteral = Es braust ein Ruf wie Donnerhall.





Kein Feuer, keine Kohle





kein Streichholz ist so harmlos, — gelegentlich gibt's doch eine kleine Brandwunde. Dann „Hansaplast elastisch"! Leicht gedehnt angelegt, gibt dieser Schnellverband infolge seiner Querelastizität besonders guten u. hygienischen Wundverschluß. Ohne zu zerren paßt er sich jeder Bewegung an; er sitzt faltenlos und unverrückbar fest. Haben Sie ihn stets zur Hand, im Hause, beim Sport, im Beruf. Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Bandagengeschäften schon von 15 Pfg. an.

Hansaplast elastisch
D. R. P.
SCHNELLVERBAND



Alle Frauen

leiden zu gewissen Zeiten an einem Gefühl des Unbehagens und tiefster Depression. Dabei ist es so einfach, solch trübe Tage leicht zu überwinden, indem man sich von den schmerzhaften Begleiterscheinungen befreit. Einige Tabletten

Sindi

helfen hier mit voller Sicherheit. Sie sind erstaunlich wirksam und ganz unschädlich

Sindi-Tabletten erhältlich in allen Apotheken

Packung RM 1.–
Sparpackung RM 2.–

Junghans UHREN

Das weltberühmte Deutsche Erzeugnis

IN ALLEN UHRENFACHGESCHÄFTEN MIT JUNGHANS-NAMENSZUG ERHÄLTLICH

APOTH. KONSTANTI'S Biol. Cholesterin-Schwefel HAAR-NÄHRMITTEL **„Biotrix"**
Beseitigt Haarausfall, fördert den Haarwuchs, kräftigt die Kopfnerven

[6-2]

[13-12]



Wenn die Gefahr da ist, dann fehlt Ihnen die EM-GE bestimmt! Dann ist es aber zu spät, **heute müssen Sie daran denken!**
Original EM-GE Start- u. Gaspistolen ohne Waffenschein durch d. Fachhandel. **Neu:** Raketen für EM-GE Pistole Mod. 5
Prospekte kostenlos und unverbindlich.
Moritz & Gerstenberger
Waffenfabrik, Zella-Mehlis 37 i. Th.

Bad Schwalbach i. Taunus



Jahrhunderte altes Heilbad
für Herz-, Gefäss- u. Blutkrankheiten, Frauenkrankheiten, Nervenentzündung, Rheuma u. Ischias.
STAHL-QUELLEN EISEN-MOORBÄDER

Moderne Trink- u. Badeanlagen, heizbare Trink- und Wandelhalle, Golf und Tennis.
Prospekte durch die staatliche Kurverwaltung Bad Schwalbach

Friedrich Hastreiter
Privatinstitut für naturgem. Kropfheilung, Neugermering b. München

Kropf — Basedow

32 seitige Broschüre u. Auskunft kostenlos

Einige Urteile
über Hastreiters Kropf- und Basedow-Kräuterkuren:

Da ich alle mir gesandten Kräuter verbraucht habe, kann ich Ihnen die freudige Mitteilung machen, daß ich vollständig geheilt bin. Die Atem- und Herzbeschwerden sind verschwunden! Hiermit spreche ich Ihnen meinen herzlichsten Dank aus für die erfolgreiche Kur!
Hochachtungsvoll Emil St., Lüdingworth Niederelbe, Kr. Hadeln

Vor mehreren Monaten bezog ich von Ihnen Ihre Kräuterkur und habe dieselbe mit Erfolg angewendet. Der Kropf ist vergangen. Ich verzichte auf eine Nachlieferung und kann Ihre Kräuterkur bestens empfehlen. Mit aller Hochachtung! E. A.

Ich bezeuge hiermit, daß mein Halsleiden, einseitiger Kropf, den ich seit etwa zwanzig Jahren hatte, durch die Kur von Herrn Friedrich Hastreiter seit sieben Monaten geheilt ist. M. R.

Ihr Schreiben habe ich erhalten und werde Ihnen gleich mitteilen, daß ich durch Ihre Kropfkräuterkur geheilt bin. Ich danke Ihnen bestens. Ich werde Sie in meinem Bekanntenkreis überall empfehlen. Hochachtungsvoll! Th. A.

Ich teile Ihnen mit, daß meine Frau die halbe Kropfkur gebraucht hat und der Kropf Basedow ist wirklich verschwunden. Ich habe Ihre Kur bereits weiterempfohlen. Fr. Sch.

Diese und weitere Tausende von Dankschreiben liegen in Original bei mir auf

Seit Februar erscheint wöchentlich der

N.S.Funk

Einzelpreis RM. —.20
Zu haben in jeder Buchhandlung und bei den Zeitungshändlern.

Herbin-Stodin

DIMETH. AC. PHENYL. PHENAC. LITHIUM.
20 Tabl. 1,05
10 Tabl. 0,60

unschädlich und unübertroffen bei starken
Kopfschmerzen
Rheuma-, Muskel- und Nervenschmerzen. Verlangen Sie daher in der Apotheke nur Herbin-Stodin und Sie werden angenehm überrascht sein.
H. O. ALBERT WEBER, MAGDEBURG



Schlaf und Ruhe
trotz **Lärm** und **Geräuschen** nur möglich mit
Ohropax-
Geräuschschützern im Ohr
weichen, oft benutzbaren Kügelchen z. Abschließen d. Gehörgang. Schachtel mit 6 Paar M. 1,90, überall erhältl. Alleiniger Fabrikant:
Max Negwer, Apoth., Potsdam 29 [6-2



Diana-Luftgewehre

Die besten **waffenscheinfreien** Sport- und Übungsgewehre. Billige Munition, einfache Handhabung, genaueste Schußleistung. Idealste Übungsgewehre für alle Angehörigen der S. A., S. S. und H. J. Ausführliche Prospekte kostenlos von
Dianawerk, Rastatt 1.





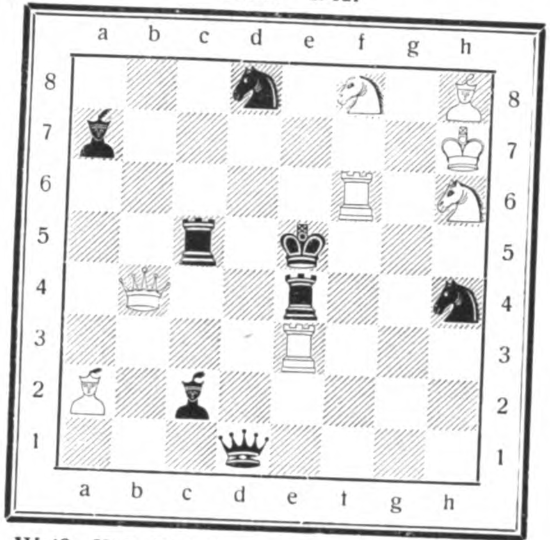
Werden Sie Redner!

Lernen Sie frei und einflußreich reden!
Nach F. A Brechts bewährter Original-Ausbildungsmethode Fernkursus f. prakt. Lebenskunst logisches Denken und freie **Redekunst** kann sich jeder unter Garantie zu einem logischen, ruhigen Denker, zum freien, einflußreichen Redner u. interessanten Gesellschafter ausbilden. Fordern Sie noch heute **kostenlos** Broschüre
Redner-Akademie, Berlin 73, Potsdamer Straße 105a

SCHACHECKE

Aufgabe

von J. J. Togstad.
Aus dem Turnier der „Pittsburgh Gazette Times“ 1912.



Weiß: Kh7, Db4, Te3, f6, La2, h8, Sf8, h6 (8).
Schwarz: Ke5, Dd1, Tc5, e4, La7, c2, Sd8, h4 (8).
Weiß zieht und setzt in 2 Zügen matt.

Ein Unikum in der Problemliteratur, da sämtliche weißen und schwarzen Figuren verwendet werden.

Lösung der Aufgabe in Folge 33.

1. Lb7—a6, d6—d5; 2. La6—d3††.
(Mit 3 Varianten)

Partie

Caro-Kann.

Gespielt im Nordischen Meisterturnier zu Kopenhagen 1924.

Weiß: A. Nilsson. — Schwarz: O. Löwenborg.

1. d2—d4 — c7—c6
2. e2—e4 — d7—d5
3. e4×d5! — .....

Dieser Zug ist die beste Fortsetzung für Weiß.

3. ..... — c6×d5
4. Lf1—d3 — Sb8—c6
5. c2—c3 — Sg8—f6

Hier kam auch e7—e5 in Betracht.

6. Lc1—f4 — Dd8—b6
7. Dd1—b3 — Db6×b3
8. a2×b3 — e7×e6?
9. h2—h3! — .....

Um Abtausch durch Sh5 zu vermeiden. Weiß steht jetzt überlegen.

9. ..... — Lf8—e7
10. Sg1—f3 — Le7—d8
11. 0—0 — Ld8—b6
12. Sb1—d2 — Lc8—d7
13. b3—b4! — .....

Schwarz hat gegen das drohende Springermanöver Sd2—b3—c5 keine genügende Parade.

13. ..... — Ke8—e7
14. Sd2—b3 — Ta8—d8
15. Sb3—c5 — Ld7—c8
16. b4—b5! — Sc6—a5
17. Sf3—e5 — Sf6—e8
18. b2—b4 — f7—f6

Ein Versuch, im Trüben zu fischen. Am besten war wohl Sc4.

19. b4×a5 — Lb6—c7
20. Se5×c6†! — .....

Entscheidend! Der Textzug forciert die Partie.

20. ..... — b7×c6
21. Lf4×c7 — Se8×c7
22. b5—b6 — Sc7—b5
23. Ld3×b5 — c6×b5
24. b6—b7 — Lc8—d7
25. Sc5×d7! — .....

Nicht Sa6 mit Qualitätsgewinn, da die Partie dann wegen des schwachen c-Bauern kaum zu gewinnen ist.

25. ..... — Td8×d7
26. a5—a6 — Td7—c7
27. Ta1—a3 — b5—b4

Die Partie ist natürlich für Schwarz total verloren.

28. c3×b4 — Tc7—c4
29. b4—b5 — Tc4—b4
30. Tf1—c1 — aufgegeben.

(Anmerkungen von Nilsson.)

Eröffnungsreinfall

Angenommenes Damengambit.



Weiß: Ke1, Da7, Ta1, h1, Sg1, Lc1, f1, Ba2, b2, d4, e3, f2, g2, h2 (14)
Schwarz: Ke8, Dc7, Th8, Sb8, g8, Lb7, f8, Bb5, c4, e5, f7, g7, h7 (13)

1. d2—d4 — d7—d5
2. c2—c4 — d5×c4
3. e2—e3 — b7—b5
4. Sb1—c3 — c7—c6
5. Sc3×b5? — c6×b5
6. Dd1—f3 — Dd8—c7!!!
7. Df3×Ta8 — Lc8—b7
8. Da8×a7 — e7—e5 **und gewinnt!**

Die bisher als korrekt gegoltene Eröffnung wurde durch den Meister Canal kürzlich widerlegt. Es ist sonderbar, daß bis jetzt noch niemand auf den Gedanken gekommen ist, das Qualitätsopfer in Erwägung zu ziehen.

Schwarz bekommt durch dieses Minus einen ungeheuren Entwicklungsvorsprung und gewinnt die weiße Dame durch Sc6 oder Lc5. Spielt Weiß 9. d4—d5, so folgt Lf8—c5!; 10. d5—d6, Lc5×d6; 11. e3—e4, Ld6—c5 und Weiß hat kein Feld mehr für seine Dame!

W. Z.

Besucht München!



Alle Auskünfte durch den Verkehrsverband München-Südbayern, Hauptbahnhof, Nordbau

Deutscher Hotel-Anzeiger

Bayerische Zugspitzbahn



[6-6] Zahnradbahn v. Garmisch-Partenkirchen über Badersee und Eibsee nach Hotel Schneefernerhaus, 2650 m u. bis auf d. Gipfel der Zugspitze. 2966 m

Partenkirchen, Obb. Dr. Wiggers Kurheim Sanatorium. Unt. ders. Leit. das vorn. Fam.-Hotel „Der Kurhof" Pens.-Pr. ab RM. 7.— aufw.! Beide Häus. ganzj. geöffn. Übergangszeit Ermäß. Näh. u. Prosp. durch d. Bes. Geh.-Rat Dr. med. Fl. Wigger [26-9]

Verlangt überall den „Illustrierten Beobachter"

Jagdschloß „Niederwald" b. Rüdesheim a. Rhein das bekannte Waldhotel am Nationaldenkmal, der schönsten Stelle des Rheins. Neu wiedererbaut. Das ruhige, erstkl. Haus für den Erholgs.-Suchenden. 70 Betten, fließend. Wasser, Bäder, Garagen, Tennis, Liegewiese. Z. v. 2.50, Pens. v. 5.50 an. Prospekte. [13-5]

Bad Homburg v. d. Höhe **Kurpension Miramonte** Kaiser-Friedrich-Promenade 39. Pension v. 5.- an. Pg. Röcker. [6-5]

Frankfurt a. Main, Hospiz Schweizerhof am Hpth. rechts Neuzeitl. einger. Z. m. Frühst. u. Bedienung von RM. 4.50 an [13-9]

Frankfurt a. Main, Hotel Kölner Hof Das älteste deutsche Haus für alle Ansprüche. Bes.: Pg. Hermann Laass [13-12]

Beachtet den „Deutschen Hotel-Anzeiger"

[18-18] **Berchtesgaden, Hotel Bellevue** Zimmer ab M. 2.50, mit Verpflegung M. 7.50, Einzelboxen

Landerziehungsheim Keilhau/Thür. Reformrealgymnasium u. Oberrealschule. Gegr. 1817 von Friedrich Fröbel. Abiturientenexamen an der Anstalt selbst. Erziehung zu zielbewußter Arbeit, Fleiß, Gehorsam, religiöser und nationaler Gesinnung. — Drucksachen durch die Leitung. [6-3]

Ingenieurschule Ilmenau i. Thür. Elektrotechnik, Maschinen-, Auto- und Flugzeugbau Lehrfabrik für Praktikanten, Werkmeisterabteilung Flugbetrieb im Fliegerlager [7-6]



Wer eine Stellung sucht wird sehr oft gefragt, ob er Sprachkenntnisse hat. Lesen Sie daher „Paustians Lustige Sprachzeitschrift", um im Englischen, Französischen oder Spanischen stets auf der Höhe zu sein. Sie lachen und lernen! **Ein Probe-Vierteljahr kostet nur M. 1.95,** Nachnahme M. 2.20 (bitte gewünschte Sprache angeben.) **Probeseiten kostenl.**

Paustians Lustige Sprachzeitschrift Hamburg 1, Chilehaus 67. Postscheck 189, Hamburg. Auch durch Buchhandel oder Post zu beziehen. [L-13]

Soo glücklich mit der neuen Kamera. Die alte hat Photo-Porst in Zahlung genommen. 5000 versch. Markenkameras hält Photo-Porst dauernd für Sie z. Wahl bereit. Der Porst-Photo-Helfer J 29 orientiert Sie über alles. **Kostenlos** erhalten Sie dieses Buch, 320 Seiten stark, wenn Sie heute n. schreib. an: Der Welt größt. Photo-Spezialhaus **PHOTO-Porst** Nürnberg-A 229 [26-24]

Ein guter Rat... Der **Graffa-Gürtel** D.R.G.M. gibt gute Figur u. Haltung, massiert Euch schlank und geschmeidig, sitzt angenehm u. anatom. einwandfrei, verhindert Beschwerden und Müdigkeit. Er vermeidet die bisherigen Nachteile, da die Bänder leicht und verstellbar sind. Bestellt mit Leibumfang und M. 9,– bei Chr. Graßmann, Hamburg, Brodschrangen 27. Lager von Tuchen und Uniformstoffen. [1-1]

Ohne Risiko! **GÄNSE** groß. starke diesjährig. flügge Ostpreußen und Schlesier, ca. 12-14 Pfd. schwer werdend, Stück M. 4.80, versendet laufd. jed. Stückz. unt. Garant. lebender Ankunft per Nachn. Bei Nichtgefallen Rückn. a. m. Kosten. **Bruno Koch** Langenchursdorf i. Sa. 177 [52-12]

Prismengläser dir. ab Fabrik v. 39.50 an. Kat. fr. Ratenzahlg. Dr. F. A. Wöhler, Optisches Werk, Kassel 47 [26-25]

Graue Haare erhalt. Naturfarbe dch. einf. Mittel. Keine Farbe, keine Nachn. Näheres kostenl. **Fr. M. Seufert, München 7, Wörthstr. 3/0** [13-7]

Alle Beinkrümmung verdeckt eleg. **nur mein mechanisch. Beinregulier-Apparat** ohn. Polst. od. Kissen! **Neu!** Kat. grat. Herm. Seefeld, Radebeul Nr. 7, b. Dresd. D.R.W.Z. 86 783 [26-11]

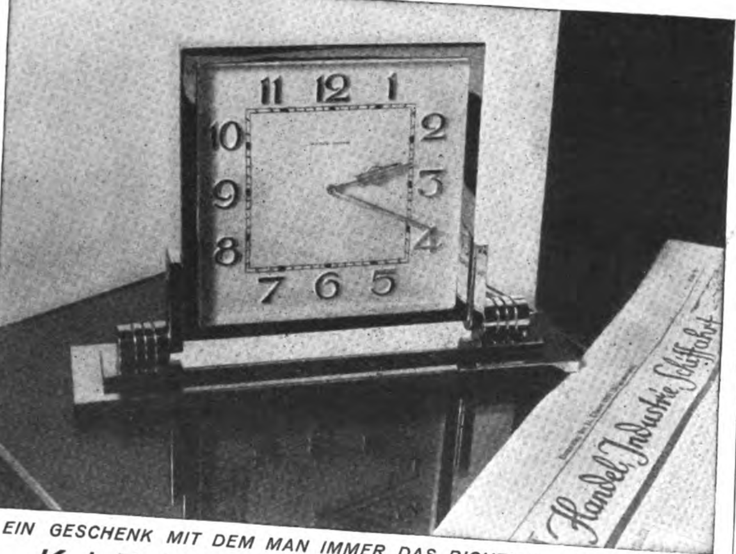
Werkzeuge! Katalog gratis. **Westfalia Werkzeugcomp. G. m. b. H., Hagen i. W. 204** [52-3]

Zwischen 30 und 40... wird man sorglos und glaubt ein Recht zu haben auf Bequemlichkeit und gutes Essen. Und dann ist man in den besten Jahren rundlich und beleibt. Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee bewahrt Sie davor, sorgt für die jugendliche schlanke Linie, räumt Fett und Schlacken weg und erhält Sie frisch, gesund und leistungsfähig. Paket Mk 1.80, extrastark Mk. 2.25. In allen Apotheken u. Drogerien, nehmen Sie aber nur: **Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee** „HERMES" Fabrik pharm. kosm. Präparate, München SW [52-12]

Alle Arten KLISCHEES Südd. Klischee-Anstalt Max Fichtner Tel. 25783 **MÜNCHEN** Liebherrstr. 4 [L-25]

Rassehunde Zuchtanst. u. -Hdlg. **A. Seyfarth Bad Köstritz 36** Gegr. 1864 Versand sämtlicher Rassen n. allen Länd. Illustr. Prachtkatalog m. Preisliste u. Beschreibg. RM. 1.— (Marken) [1-1]

Abonniert den „Völk. Beobachter"



EIN GESCHENK MIT DEM MAN IMMER DAS RICHTIGE TRIFFT: EINE **KIENZLE CROMETA** KIENZLE CROMETA-UHREN FÜR SCHREIBTISCH, NACHTTISCH UND REISE IN JEDEM UHREN-FACHGESCHÄFT SCHON VON 10 MARK AN.

Größer werden kann jeder bis zum 30. Lebensj. durch d. natürl. **METHODE GREY** Kompl. Kursus (bearb. von Dr. W. B.) in Buchform mit zahlr. Abbild. nur **RM. 5.-** fk. Nachn. (Ausl. RM. 6.-) Keine weiter. Kosten. Viele notar. beglaubigte Erfolge u. Anerkennung. des In- u. Auslandes. Ärztl. empfohlen. Nur z. beziehen durch: **Verlag C. A. Langer** Hamburg 36, B. A. 132 [L-13]

Das ist meine Quelle. denn hier bekommen Sie mehr Ware und sparen trotzdem einen Haufen Geld. Befolgen Sie darum meinen ehrlich. Rat: „Schreiben Sie noch heute und verlangen Sie völlig umsonst und portofrei **240 Wollproben 260 Stoffproben** ein kostenloses Jahresabonnement der Neuesten Quelle Nachricht. vom rein christlichen [L-25] Versandhaus **Quelle** G.m.b.H. Fürth i. Bay. Nr. 34

So billig wie nie zuvor

Katalog kostenlos **Sigurd-Fahrradfabrik Kassel 195**

Alle Musikinstrumente billigst ab Fabrik bez. vom größten Spezial-Versand-Geschäft direkt an Private Katalog kostenlos. Günstige Ratenzahlungen **Meinel & Herold** Klingenthal Nr. 323 [L-1]

Kauft nicht bei Juden!

Ahnentafeln Bürgerwappen Nachforschung, Neuzulegung durch Heraldiker Carl Busch, M. d. H., Berlin-Südende, Parkstraße 17. [3-3] (Prosp. geg. Rückporto)

Liegnitzer Bomben und Bombensplitter nur Qualitätsware, Sortiment 5.50 M. Portofrei. Versendet u. Nachnahm. **Gerhard Seidl** Wildschütz b. Liegnitz [5-1]

Stottern u. a. nervöse Hemmungen nur Angst. Auskunft frei. O. Hausdörfer, Breslau 16Z [13-5]

Repetier-Pistolen! Waffenscheinfrei mehrschüss. 6 mm M. 3.30 7 schüssg. M. 5.90 10 schüssig M. 7.40 **J. Ortmann, Nürnberg 4/51** [L-47]

Magen- und Darm-Störungen. Altbewährtes, ärztlich glänzend begutacht. Naturmittel. Kein Tee, keine Arznei. Kostenl. Brosch. Nr. 20 durch **Kloster Chorin-Offizin, Chorin** (Mark) [52-14]

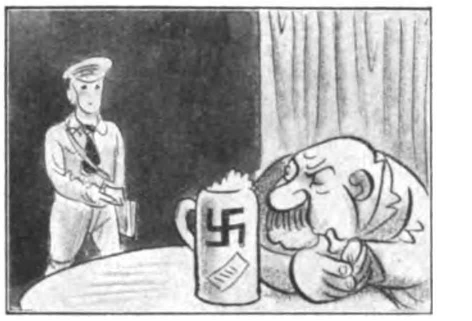
Herrliche Locken u. schön gewelltes Haar sofort durch **Lockenwasser „Wellin"** Die Locken sind dauerhaft auch gegen Feuchtigkeit; einfachste Anwendung, garantiert unschädlich. 1 Flasche 2 Mk., 2 Fl. portofrei. Versand p. Nachnahm. **F. Kögler, München 14** Isabellastraße 36

KYFFHÄUSER-TECHNIKUM Für Ingenieure und Werkmeister BAD FRANKENHAUSEN Erste u. älteste Anstalt für Flugzeugbau. Eig. Flugplatz [13-1]

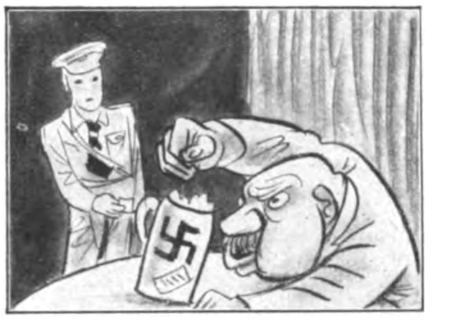
Stahlhelme deutsches Originalmodell, und alles für Wehrsport billigst. Liste kostenlos. Waffenfrankonia Würzburg 64

ADOLF HITLER · MEIN KAMPF
KARTONIERTE AUSGABE 2 BÄNDE JE RM 2.85

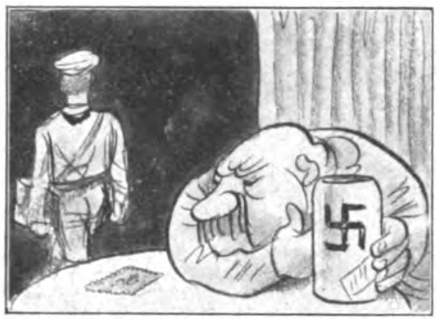
Glossen der Woche



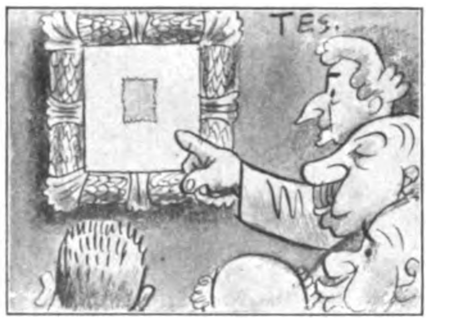
1 Herr Bierbauch saß mit roter Nase
beim Humpen und war national;
da trat grad' bei dem vierten Glase
ein Störenfried in das Lokal.



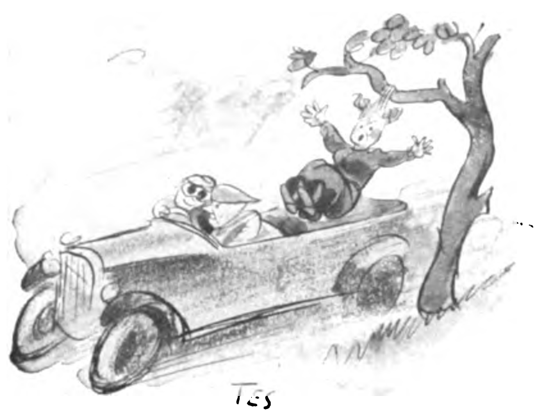
2 „Ich geb'", fing Bierbauch an zu fackeln,
„für euch nicht einen Pappenstiel!"
Er schimpfte bis zum Wändewackeln
und daß beinah' das Glas umfiel.



3 Auf daß sein Opfersinn erstarke,
tat Bierbauch einen tiefen Zug
und — kaufte eine Opfermarke
und sprach: „Fünf Pfennig? — Geld genug!"



4 Die Opfermarke schmückt ein Rahmen,
Preis dreißig Emm; doch immerhin:
Bierbauchs verwandte Seelen kamen
und lobten seinen Opfersinn.



„Donnerwetter, aus diesem Wagen holt man doch allerhand heraus!"



„Verzeihen Sie, ist dieser Platz dort frei?"

Der Verkehrspilot

Gebannt vom Wunder der Unendlichkeiten,
ist nicht sein Raum im irdischen Gelände,
wo nie sein Tatendrang den Gegner fände;
Sein Geist will mit den Elementen streiten.

Uralter Menschheitstraum seit grauen Zeiten
fand die Erfüllung wie im Märchenende,
ein Gott regiert die starken Herrscherhände,
wenn die Maschinen durch die Wolken gleiten.

Ob Sturm herrscht oder hell die Sonne scheint,
er führt das Steuer mit beherzten Sinnen,
um seinen Kampf im Äther zu gewinnen.

Wo noch der Friede nicht die Welt vereint,
schlägt er die Brücken, die die Völker gehen,
wenn alle gegenseitig sich verstehen

Pidder Lüng.

Anerkennungsschreiben

Sie sind zu nichts nütze, als alte Kleider zu schachern.
(Napoleon I., Memoiren.)

Diese kleine jüdische Nation ist immer lüstern nach den Gütern anderer, kriechend im Unglück, frech im Glück.
(Voltaire.)

Die unter uns lebenden Palästiner sind durch ihren Wuchergeist in den nicht unbegründeten Ruf des Betruges gekommen.
(Kant, Anthropologie.)

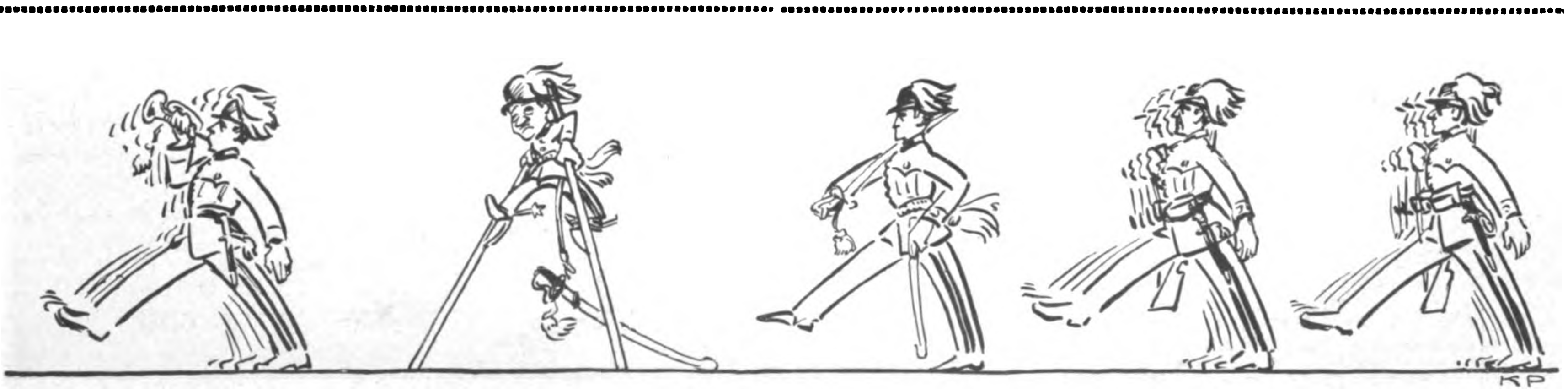
Der Utilitarismus, der Nutzen, ist das oberste Prinzip des Judentums.
(Ludwig Feuerbach.)

Daraus geht hervor, wie absurd es ist, ih·n einen Anteil an der Regierung oder Verwaltung eines Staates einräumen zu wollen.
(Schopenhauer.)

Es war lediglich meine Absicht zu bestreiten, daß die Emanzipation der Juden ein Fortschritt sei!
(Bismarck, 1847)

Des deutschen Kaisers Kammerknechte
sind jetzt Europas Kammerherrn.
Am Himmel aller Erdenmächte,
o Israel, wie glänzt dein Stern!
(Hoffmann von Fallersleben.)

Echirus.



Als Kaiserjäger-Regiments-Inhaber wird Dollfuß nun zum Stelzfußtraber.

Verlag: Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO. Thierschstraße 11-17, Fernsprecher: 20647 u. 22131. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post und durch jede Buchhandlung monatlich 86 Pfennig, durch Umschlag M. 1.45. Versand ins Ausland durch Umschlag monatlich M. 1.45, für Länder mit ermäßigtem Porto M. 1.25. Postscheckkonto: München 11346; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern, Postscheck III 7205. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank, Filiale Kaufingerstraße. / Der „Illustrierte Beobachter" erscheint wöchentlich am Samstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39/II, Fernruf: 20755 und 20801. Hauptschriftleitung und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dietrich Loder, München, Berliner Schriftleitung Dr. Hans Diebow; verantwortlich für Anzeigen: Erwin Finkenzeller, München. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. / Österreich: Für den Inhalt verantwortlich Eduard Steingassinger; Auslieferungsstelle N. S. P.-Verlag, beide in Linz a. d. D., Langgasse 4/I. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung, Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Absendervermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Organisationsleben muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.



Arbeitsschlacht auch im westfälischen Industriegebiet: Rauchende Hochöfen bei Tag und Nacht.

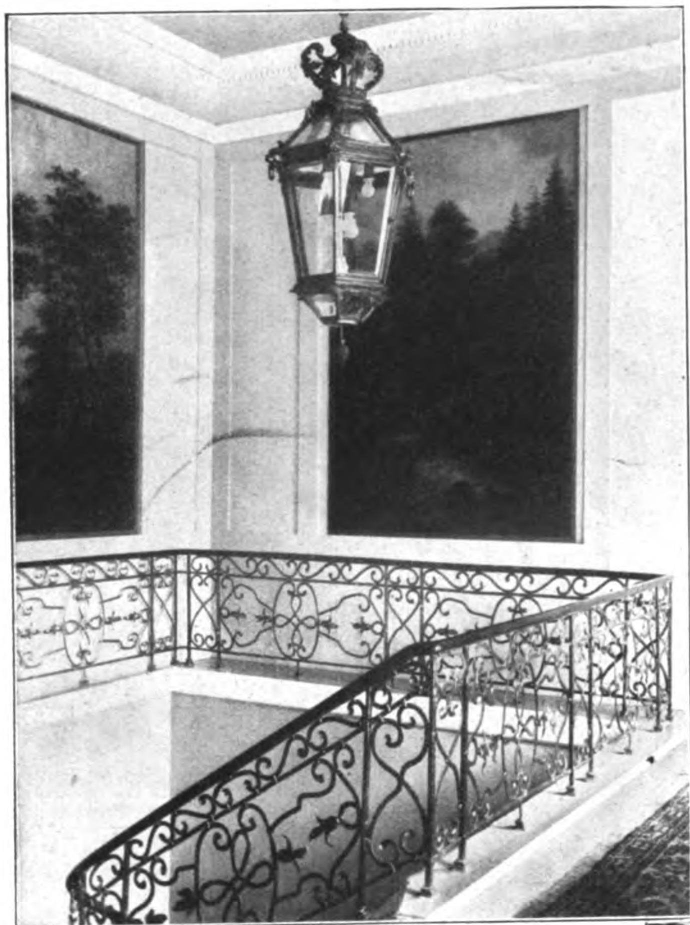


DAS HEIM DES REICHS-PRÄSIDENTEN
NACH DER ERNEUERUNG

Das Palais des Reichspräsidenten in der Wilhelmstraße in Berlin, ein vor etwa 200 Jahren für den Landjägermeister von Schwerin errichtetes Gebäude, litt seit Jahren unter allerlei bedenklichen Alterserscheinungen. Käferfraß und Hausschwamm hatten besonders das Dachgebälk völlig morsch werden lassen, so daß die Forderung nach umfangreichen Erneuerungsarbeiten immer dringlicher wurde. Unter Leitung des Oberregierungsbaurats Voß wurde daher der hölzerne Mittelbau des Daches durch Eisenkonstruktionen ersetzt, nachdem die Grundmauern entsprechend verstärkt worden waren. Nach einjähriger Bauzeit bietet sich das alte Palais nun in dem für seine Zwecke unerläßlichen Zustand der Sicherheit und Brauchbarkeit.



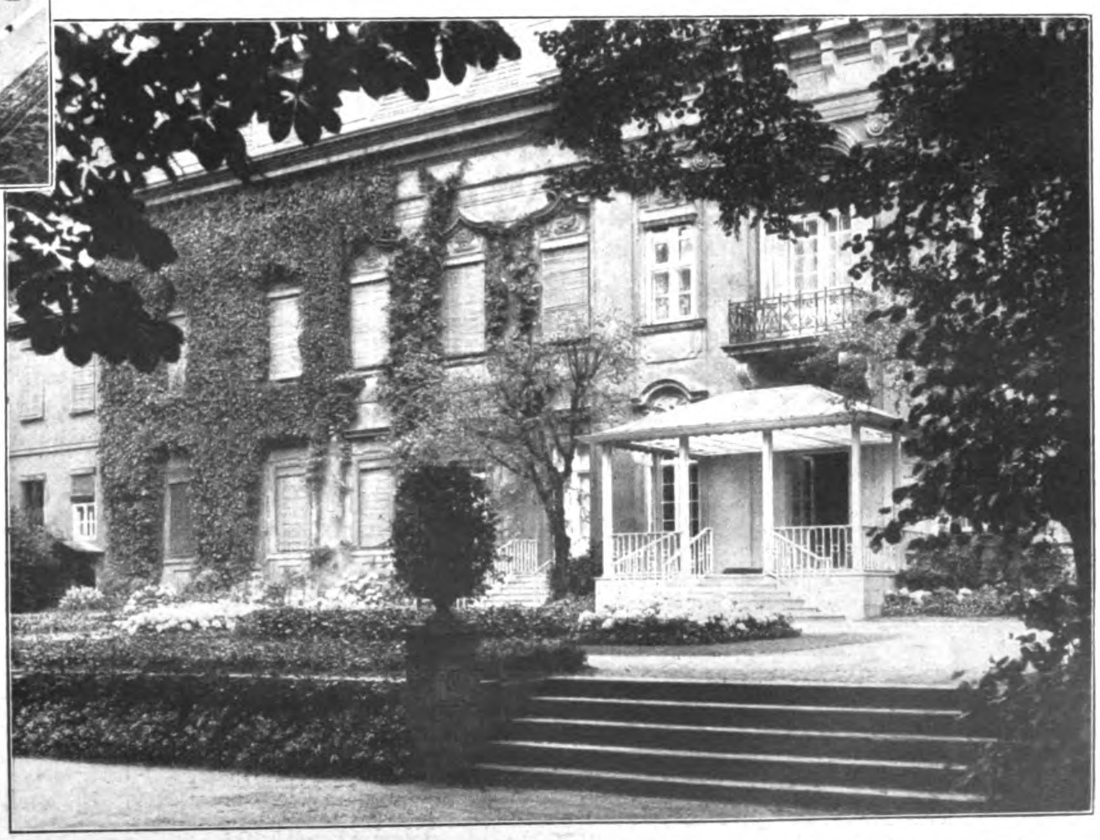
Der Festsaal erstrahlt wieder in altem Glanze, nachdem Fußboden und Decke gründlich ausgebessert sind und das Deckengemälde von seiner Ruß- und Schmutzschicht befreit ist.



Das Treppenhaus wurde mit Landschaftsbildern aus Potsdamer Schlössern geschmückt



Blick in den Park des Palais.



Das Reichspräsidentenpalais von der Parkseite aus mit der neu errichteten Eingangsveranda.

DER VOLKSKANZLER

AUFNAHMEN: HEINRICH HOFFMANN



Der langersehnte Augenblick: Adolf Hitler ist da!
Jung und alt haben viele Stunden vor dem Hause auf dem Obersalzberg bei Berchtesgaden gewartet. Sie wissen: wenn der Führer sich einmal einen Tag in den Bergen aufhält, dann macht er den Scharen der Besucher auch die Freude, ihn zu sehen.





Die Begeisterung kennt keine Grenzen: das Deutschland-Lied begrüßt den Kanzler, und der weißhaarige Alte begleitet die Melodie auf der mitgebrachten Trompete.



[...]ndert Hände strecken sich dem Führer entgegen. Aus allen Gesichtern strahlt die F.eude über des Kanzlers persönliches Erscheinen.





Ein Augenblick, den sie nie vergessen wird:

Ein junges Mädchen hat dem Führer einen selbstgepflückten Strauß mit einem Kärtchen überreicht ....

.... und erhält dafür als Dank den Händedruck, um den sie Tausende beneiden.



Ein Bild wie ein altes Gemälde: Die Jolle wird zu Wasser gebracht

Reichshilfe für die Fischerei



Bergen der Netze.



Die Netze werden eingeholt.



Aalschnüre werden zum Fang bereitgemacht



Auswiegen der Fische für den Versand nach dem Binnenland.



Nach getaner Arbeit ein einfaches Mittagsmahl in den Dünen.

Das Gewerbe der Fischer, zumal das der Seefischer, kann auf Schulen nicht gelehrt und nicht gelernt werden. Das lernt sich nur an Bord, auf Jollen und Kuttern, an Kurren und Warden, an Segel und Schoot, in der frischen Seeluft, an der Küste und auf hoher See, in Brisen, Flauten und Böen. Das vererbt sich durch Generationen und Jahrhunderte vom Vater auf den Sohn, wie es der Großvater auf den Vater vererbt hat. Das lernt sich in hundert und aberhundert Handgriffen des Alltags. Ein hartes Gewerbe, das sich in den geschlossenen und harten Gesichtszügen der Fischer widerspiegelt. Aber so mühsam das Gewerbe ist, so karg ist sein Lohn. Für einen wöchentlichen Betrag von fünf bis sechs Mark müssen die Fischer in oft fünfzehn- bis zwanzigstündiger Arbeitszeit ihr Leben einsetzen, um mit ihren Familien ein anspruchsloses Dasein fristen zu können. Sie wollen ja keine goldenen Berge aufstapeln, aber sie brauchen soviel, daß sie leben können. Auch hier hat nun die nationale Regierung energisch eingegriffen, um der Notlage der Seefischerei durch eine großzügige Werbung für Fischnahrung Abhilfe zu schaffen. Am 11. August d. J. wurde zum erstenmal in ganz Pommern ein allgemeiner Fischtag abgehalten: in sämtlichen Haushalten, in den Hotels, in den Arbeitsdienstlagern, in den S.A.-Küchen und Volksküchen wurden an diesem Tage nur Fische gegessen. Dieser erste Fischtag war ein schöner Erfolg und hat den Fischverbrauch und damit den sonst so geringen Absatz der notleidenden pommerschen Fischer ganz erheblich gehoben. Selbstverständlich wird nach diesem einmaligen Versuch nicht haltgemacht. Die Fischtage sollen wiederholt werden, und es wird auch bereits erwogen, einen Fischtag im ganzen Reich einzuführen. Auf diese Art könnte der gesamten deutschen Fischerei ein wertvoller Dienst geleistet werden. Aber auch die Volksgesundheit kommt dabei nicht zu kurz: Fischnahrung ist bekanntlich nicht nur wohlschmeckend, sondern auch nahrhaft und sehr bekömmlich.

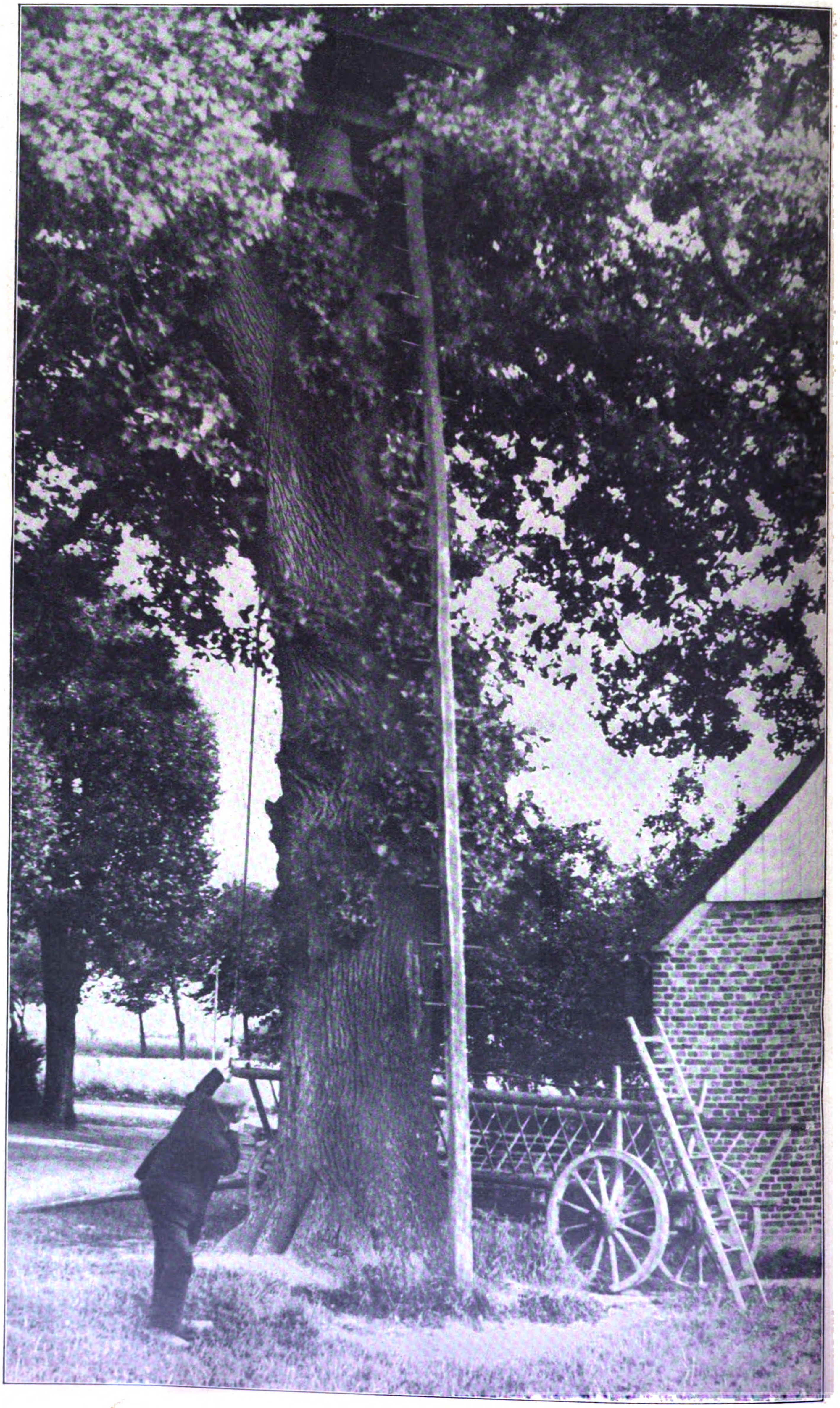
(Aufnahmen: Foto-Expreß-Stork)



Nächtliche Ausbootung.

DEUTSCHE HEIMAT ABSEITS VOM WEGE

DIE GLOCKE IM EICH-BAUM



In Ober-Eickum, einer kleinen Ortschaft im Kreis Herford (Westfalen), hat die Gemeinde dem Mangel eines Glockenturms ihrer Kirche in einer sinnigen Weise abgeholfen: sie hat aus dem Metall im Kriege 1870/71 erbeuteter französischer Kanonen eine Glocke gießen lassen und sie in das Geäst eines mächtigen Eichbaums gehängt. Ein mit Sprossen versehener Mast führt zu diesem seltsamen Glockenstuhl, und von der Erde aus wird die Glocke in Schwingung gesetzt. Ihr Ruf erschallt nun aus dem Blätterwerk des Baumes und lädt die Gemeindemitglieder zum Kirchgang.

Aufnahme: Georg Ebert)



Der Gipfel der Tollheit

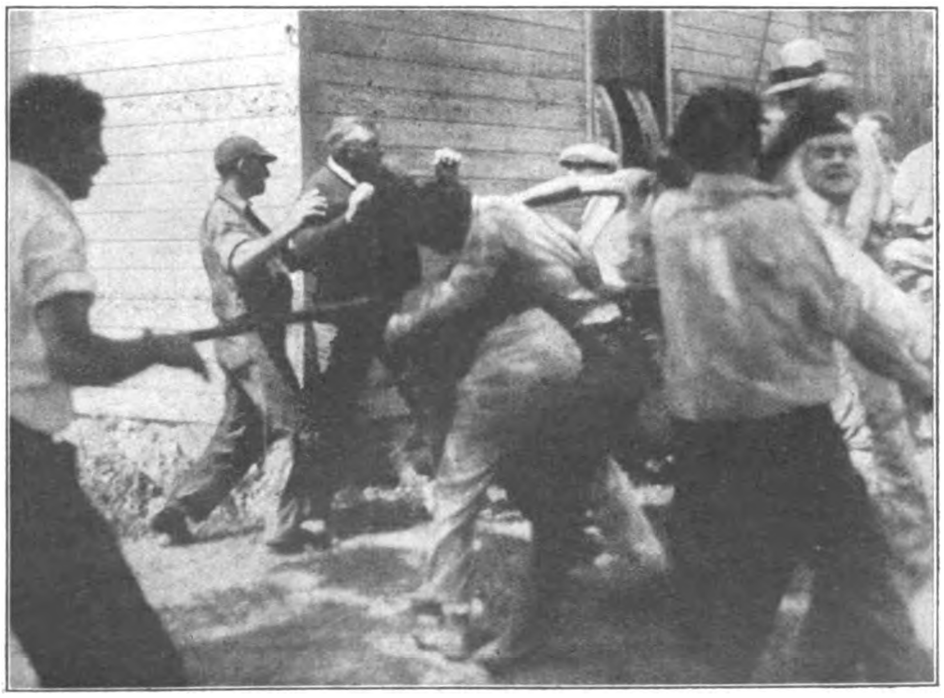
Von einem über dem Häusermeer von Los Angeles kreuzenden Luftschiff ließ sich ein amerikanischer Artist an einem um den Hals gelegten sieben Meter langen Seil freischwebend durch die Luft tragen. Nach einer Minute zog er sich an dem Seil wieder empor in die Kabine.

Der Milchkrieg im Staate Neuyork









Die Farmer im Staate Neuyork traten in den Streik, als ihnen die verlangte Erhöhung des Milchpreises nicht bewilligt wurde. Daraufhin wurde Polizei gegen sie eingesetzt, die, wie die Aufnahmen zeigen, sehr scharf gegen die sich zur Wehr setzenden Farmer vorging.

Entfesselte Elemente . . .



Explosion auf einem Öltankschiff in der Bucht von Rockaway-Beach bei Neuyork.

Flugzeugaufnahme



Wolkenbrüche ließen den Schweizer Alpenfluß Lütschine zu einem reißenden Wildwasser anschwellen, das den Bahndamm der Berner Oberlandbahn bei Lauterbrunnen wegriß.

Preis 20 Pfennig
Ausland: 35 Pfennig

8. JAHRGANG / FOLGE 36 / SAMSTAG, 9. SEPTEMBER 1933

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Hitler und Hindenburg am Tannenbergdenkmal

Deutsch die Saar — immerdar!

DIE ÜBERWÄLTIGENDE TREUE-KUNDGEBUNG DER HUNDERTTAUSEND VOLKSGENOSSEN AUS DEM SAARLAND AM NATIONAL-DENKMAL AUF DEM NIEDERWALD AM 27. AUGUST 1933



„Es wird keine glücklichere Stunde geben für dieses neue Deutschland als die, in der wir die Tore aufreißen können und Euch wieder in Deutschland sehen."

HITLERS SCHLUSSWORTE AN DIE SAARDEUTSCHEN

DIE BOTSCHAFT DES KANZLERS AN DIE SAAR-DEUTSCHEN

Photos: Heinrich Hoffmann



Reichskanzler Adolf Hitler (rechts oben, alle überragend) spricht.





Ein Bild, das unsere Tage kennzeichnet: Reichskanzler und Reichsregierung eilen im Flugzeug nach Ostpreußen und von dort an den Rhein. Der Führer im Gespräch mit dem Reichswehrminister v. Blomberg. Im Vordergrund links: Vizekanzler von Papen.



Adolf Hitlers Besuch beim Reichspräsidenten von Hindenburg auf dessen Gut Neudeck in Ostpreußen.

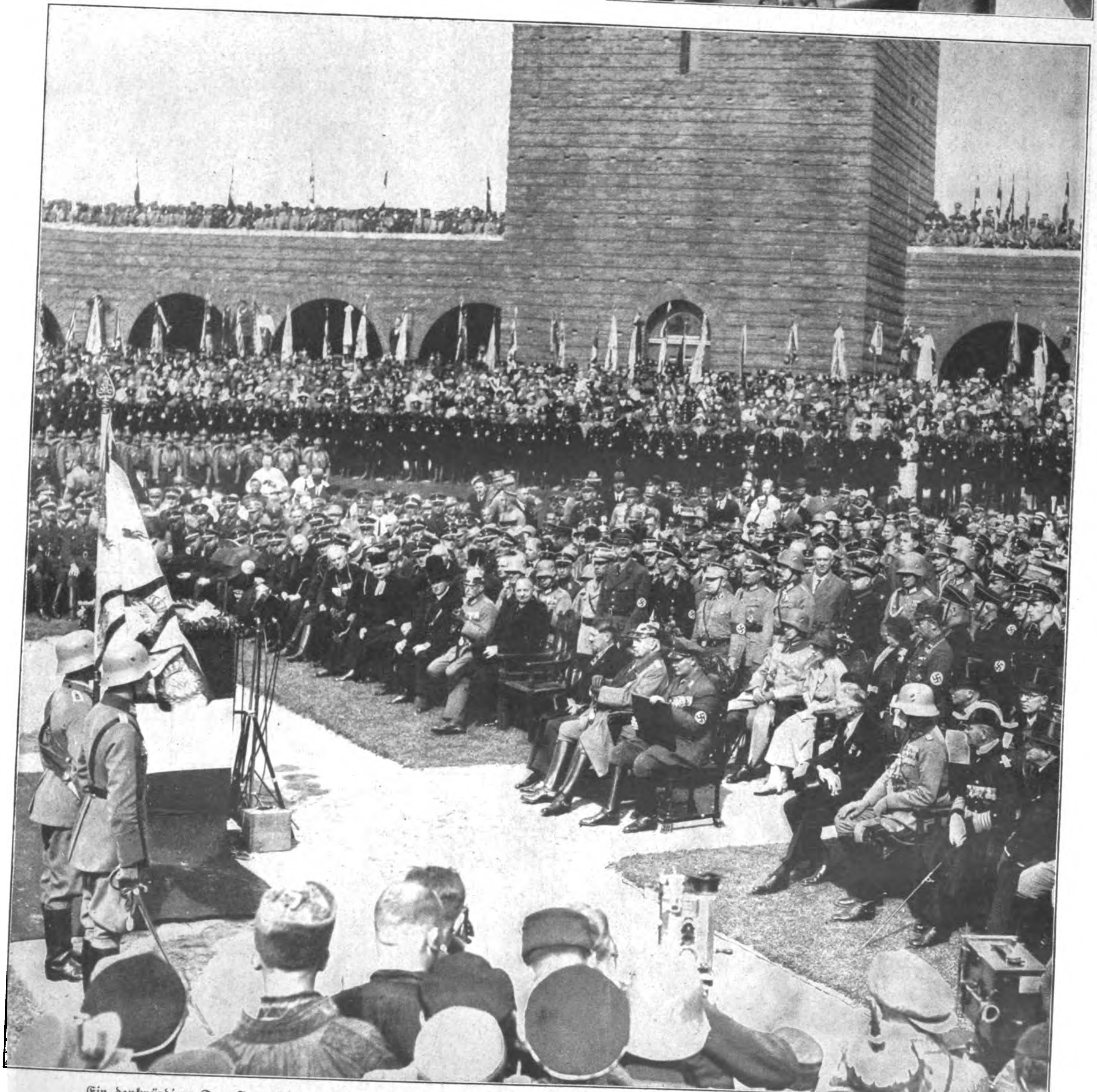


Der Kanzler begrüßt nach seiner Landung in Königsberg den Oberpräsidenten Erich Koch, dessen Tatkraft Ostpreußen in wenigen Wochen von der Arbeitslosigkeit befreite.

Deutschlands Dank an den Retter Ostpreußens

DIE HINDENBURG-EHRUNG IM TANNENBERG-DENKMAL





Ein denkwürdiger Tag: Im mächtigen Ehrenhof des Tannenberg-Denkmals wurde dem greisen Feldmarschall des Weltkrieges in weihevollem Staatsakt als Ehrengabe der Nation die Schenkungsurkunde überreicht, die mit dem Hindenburgischen Altbesitz Neudeck die Domäne Langenau und Forst Preußenwald dauernd vereinigt. Vor dem Rednerpult sitzend: Reichspräsident von Hindenburg, Reichskanzler Adolf Hitler und Ministerpräsident Goering während der Ansprache des Oberpräsidenten Koch. Oben rechts: Der Feldmarschall grüßt die alten Fahnen.



S·A· hilft bei der Ernte

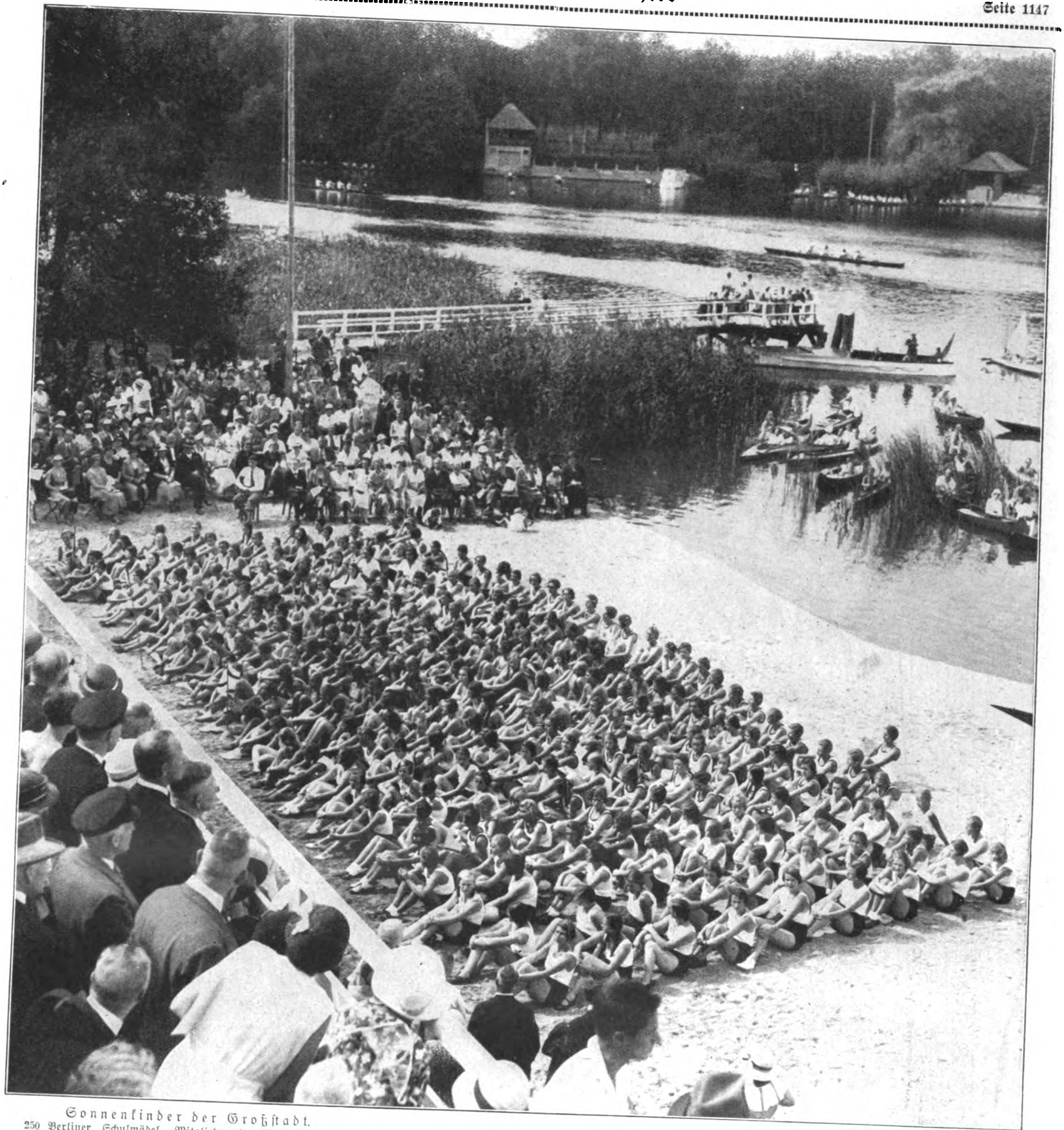
Zur Erntezeit braucht der Bauer viele arbeitsame Hände. In den verschiedensten Gegenden Deutschlands hat die S.A. hilfreiche Dienste geleistet. Hier helfen S.A.-Männer beim Setzen der Puppen.



Auch bei der anstrengenden Arbeit des Garbenbindens bei glühender Sonne erweist sich die S.A. als wertvolle Stütze des Landmannes.



Ein kühler Trunk nach heißer Arbeit.



Sonnenkinder der Großstadt.
250 Berliner Schulmädel, Mitglieder des Berliner Schülerinnen-Ruderverbandes „Wannsee“, lauschen der Festrede, mit der das neue Bootshaus seiner Bestimmung übergeben wird.

EIN BOOTSHAUS WIRD GEWEIHT

Berlin ist eine Wasserstadt. Das ist die erstaunte Feststellung jedes neuen Besuchers der Reichshauptstadt. Diese angebliche Steinwüste hat nicht nur zahlreiche große und kleine Seen in ihrer nächsten Umgebung, sondern sie besitzt auch in der Spree und in der Havel zwei Flußläufe, die für jede Art von Wassersport wie eigens geschaffen sind. Für Ruderer, Paddler. Kanufahrer, Motorbootsportler, Yachtbesitzer, Segler bieten Spree und Havel eine ideale Tummelstätte, deren Reiz durch die grünbewaldete Uferlandschaft noch beträchtlich erhöht wird. Wer Berlin richtig kennenlernen will, darf sich eine Dampferfahrt nach Potsdam im Westen oder Zeuthen im Osten nicht entgehen lassen.



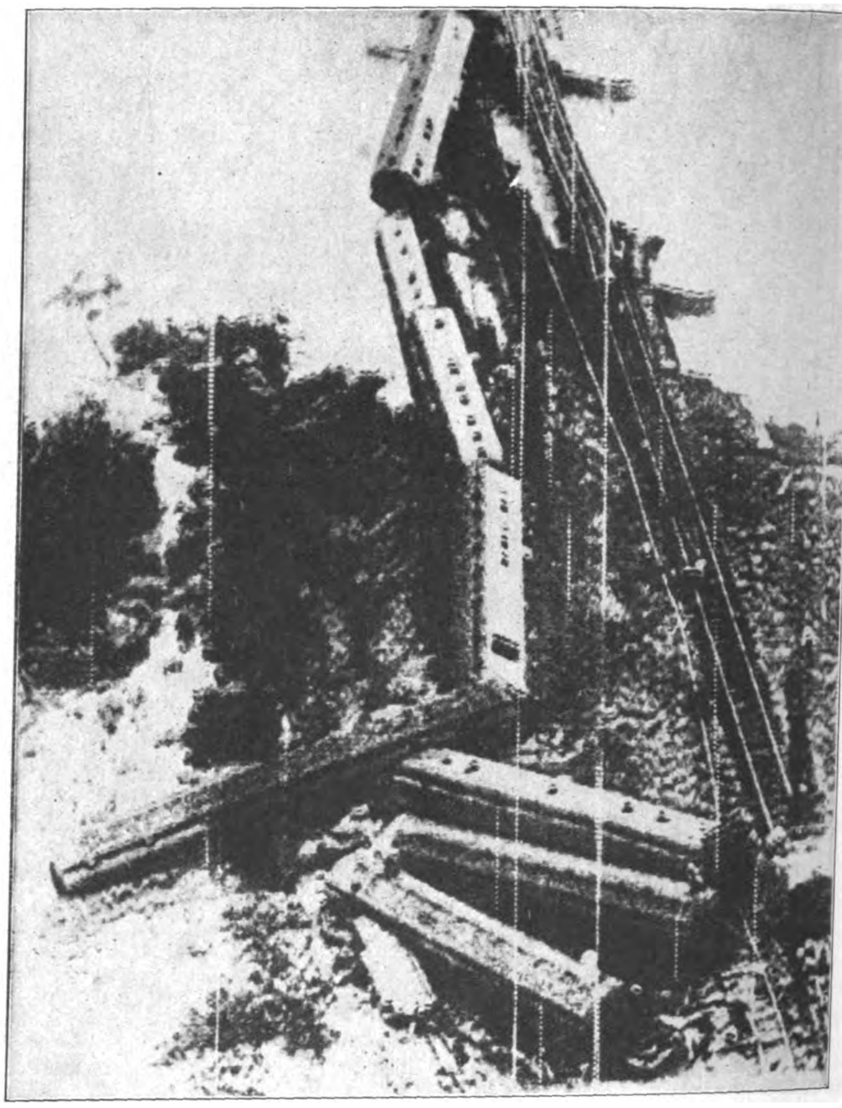
Froh bewegt kauern die jungen Mädel in Reih und Glied vor ihrem neuen Ruderheim, das sie bald mit Gelächter und Getummel erfüllen werden.





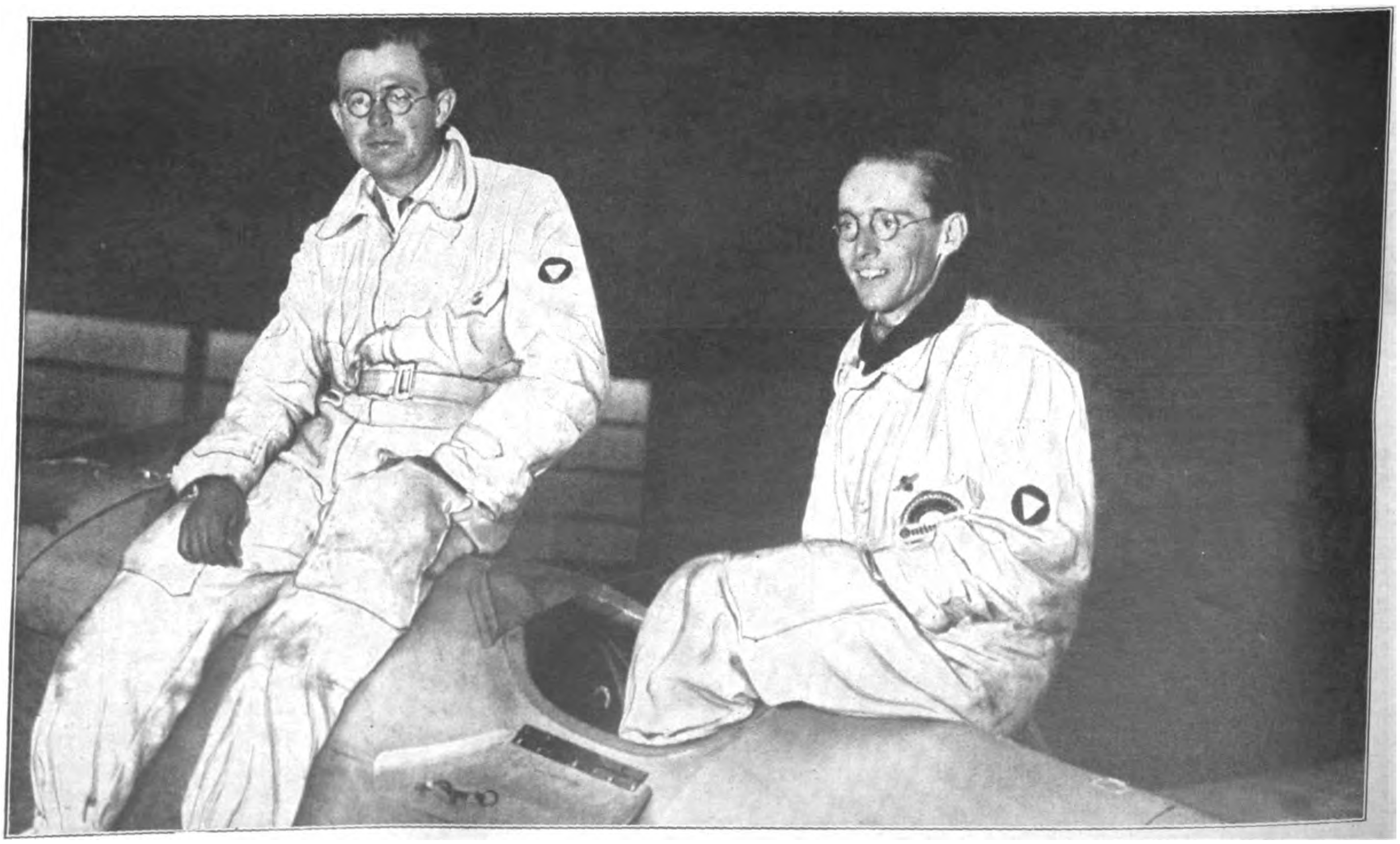
Feldmarschall v. Mackensen und Gen. d. Inf. Litzmann wurden zu preußischen Staatsräten ernannt.

Bilder vom Tage



Erstes Bildtelegramm von den furchtbaren Verwüstungen des Wirbelsturmes in Amerika!

Das Bild zeigt eine der entsetzlichen Verwüstungen, die die kürzlichen Wirbelstürme an der Ostküste der Vereinigten Staaten angerichtet haben. Eine hohe Eisenbahnbrücke, die Anacostia-Bridge, wurde vom Sturm am 24. August 1933 buchstäblich zerrissen und ein über sie dahinsausender Expreßzug von Neuyork nach Washington in die Tiefe heruntergerissen.



Kühnl-Hannover (links) wurde mit 995 Punkten Sieger im Deutschlandflug.

Die Kommenden klagen uns an

Mit dem Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses vom 14. Juli 1933 hat die Regierung des neuen Deutschlands einen entscheidenden Schritt zur Ausmerzung minderwertiger Nachkommen unternommen. Ein notwendiges Gesetz in zwölfter Stunde! Über 112 Millionen Reichsmark im Jahr hatte der Staat zuletzt für seine Erbkranken, als Krüppel Geborenen und Asozialen aufzubringen. Für den Aufwuchs erbgesunder Kinder, die den Fortbestand der Nation sichern, blieben ihm kaum noch Mittel. Das Gesetz wird zur Folge haben, daß die staatlichen Beihilfen künftig denen zufallen, die ihrer würdig sind, weil sie Deutschlands Zukunft verbürgen.



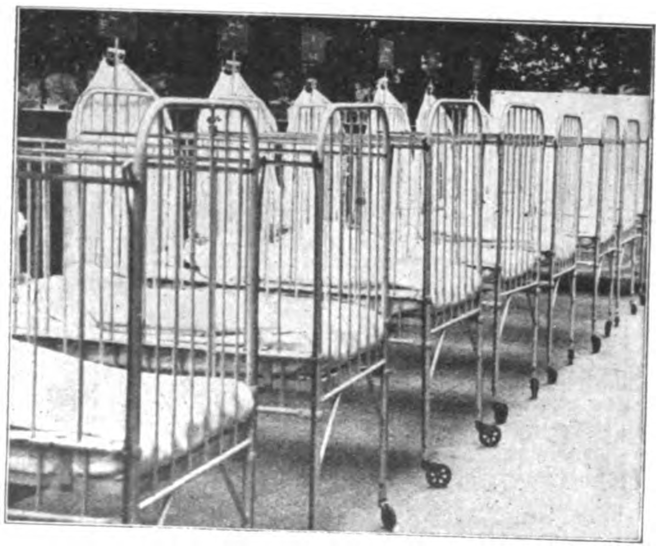
Die lebendige Anklage: ein blödsinniges Kind!



Das Antlitz der Trinkerin

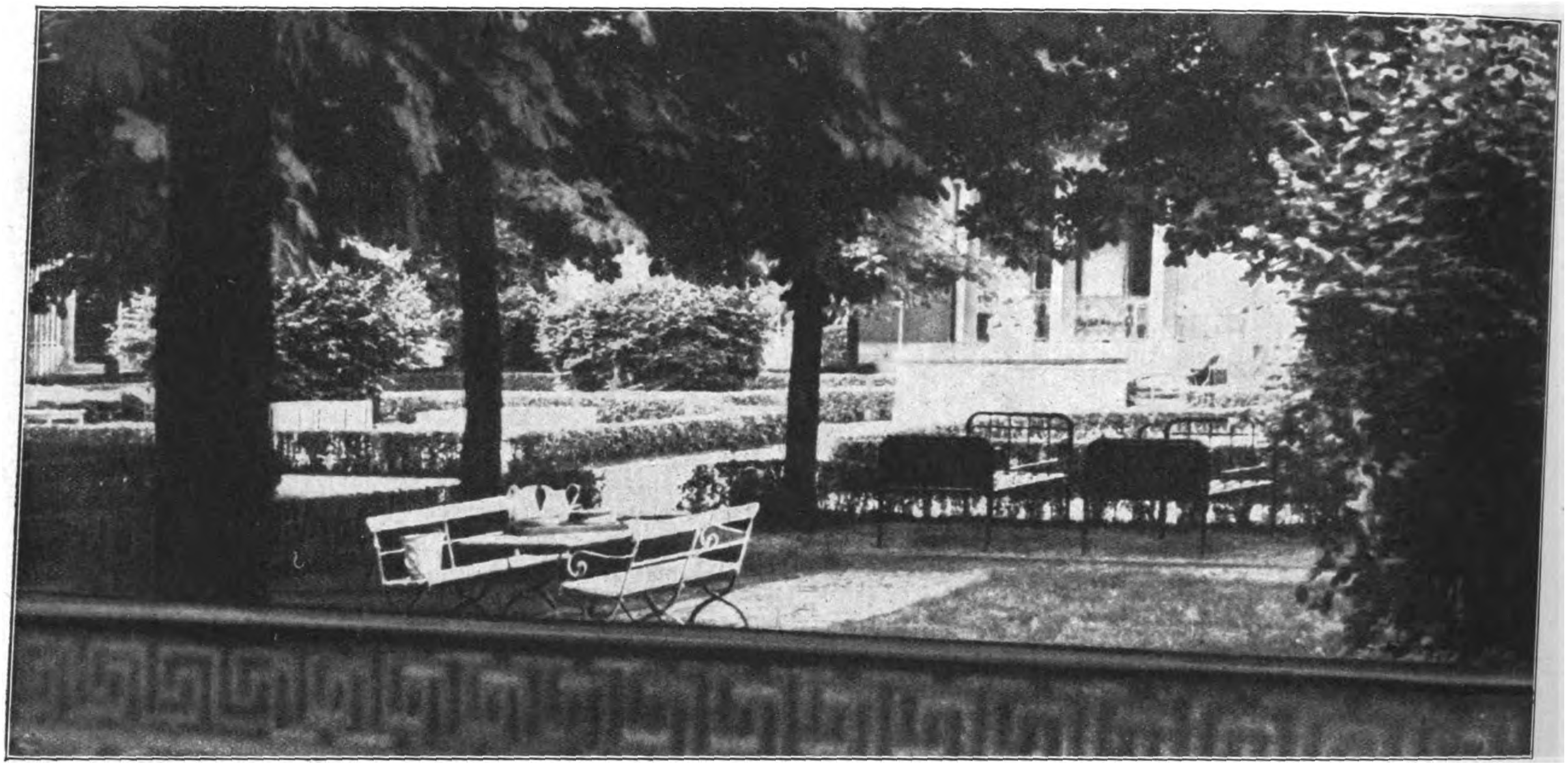
Wie verhängnisvoll die Trunksucht eines Menschen auf seine Nachkommenschaft wirkt, zeigt folgende Übersicht: Von den 834 Nachkommen, Kindern und Kindeskindern, einer Trinkerin waren nach einer amtlichen Feststellung 181 Dirnen, 142 Bettler, 76 Schwerverbrecher und 7 Mörder. 40 Nachkömmlinge fielen in Irrenanstalten dem Sta ate zur Last. Die Nachkommenschaft dieser einen Frau mit schlechtem Erbgut belastete den Staat mit etwa 5 Millionen. - Das Bild links zeigt ein Kind solcher minderwertigen Eltern. Seit 4 Jahren haben diese sich um das jetzt 6jährige Mädchen nicht mehr gekümmert. Es ist hochgradig schwachsinnig und trägt Manschetten an den Armen, da es sich sonst blutig schlägt und kratzt.

Der große Führer des faschistischen Italiens hat vor kurzem in Cuneo die wundervollen und zielweisenden Worte geprägt, daß nur die starken Völker in Friedenszeiten nah und fern Freunde haben und daß sie im Kriegsfall gefürchtet sind. Die schwachen Völker sind in Friedenszeiten allein und vernachlässigt, im Kriegsfalle laufen sie ernstlich Gefahr, erdrückt zu werden. Man muß vor allem zahlenmäßig stark sein, denn wenn die Wiegen leer sind, altert die Nation und gerät in Verfall. Man muß **mutig sein und darf sich nicht zurückwenden, wenn eine Entscheidung gefaßt wurde. Man muß stark sein im Charakter, damit**





Die Erhaltung solcher unglücklichen Kinder kostet den Staat 6—8 Mark für den Tag. Schwestern müssen sie füttern und ständig überwachen. Es müssen kostspielige Heilanstalten für sie errichtet werden, und doch werden sie nie im Leben sich aus eigener Kraft erhalten können. Unsere Bilder zeigen Säuglingsbetten und ein Kinderspielzimmer aus der Heilanstalt in Buch



Vergeudetes Volksvermögen:
Parkanlagen mit Liegestellen in der Psychopathenabteilung von Buch. Die Millionen, die zur Versorgung dieser unheilbaren, erblich belasteten Menschen ausgegeben werden müssen, könnten aufgewendet werden für die erbgesunde Nachkommenschaft verarmter Volksgenossen. Das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, das die nationalsozialistische Regierung am 14. Juli 1933 erlassen hat, wird erst späteren Generationen voll zugute kommen.

das Gleichgewicht nicht gestört werde, weder zu Zeiten des Ruhms der Nation, noch wenn sie von unverdienten Schicksalsschlägen heimgesucht wird. So wie Mussolini kann man sprechen, wenn niemand ihm und der italienischen Regierung den aufrichtigen Friedenswillen zu bestreiten vermag.

Haben diese an die ganze Welt gerichteten Worte nicht die gleiche Bedeutung auch für Deutschland, das wie Mussolini keine Kriege sucht, das im Beginn eines neuen Zeitalters seiner nationalen Geschichte durch erbliche Gesundung und rassische Erneuerung seinen Fortbestand innerhalb der Gemeinschaft Europas und seine Zukunft sichern will?

Das Bildermaterial, das wir zu diesem Aufsatz veröffentlichen, redet eine Sprache für sich. Es wäre leicht gewesen, Tatsachen, denen wir uns nicht länger verschließen dürfen, durch weitaus grausigere Dokumente der Wirklichkeit zu belegen. Erst wenn das ganze Volk es gelernt hat, mit ungetrübtem Blick zu sehen und zu erkennen, welche unabsehbaren Gefahren es bedrohen, wird es reif werden, an der Gestaltung seiner Zukunft, die zugleich die Zukunft jedes einzelnen von uns ist, mitzuwirken. Führertum ist Begnadung, und nur der zur Führerschaft Berufene vermag ein Jahrhundert vorauszudenken. Unsere Aufgabe ist es, zu begreifen und zu folgen. Es ist ja unser Schicksal, um das es geht. In tiefstem Vertrauen auf den Führer, der uns geschenkt wurde, müssen wir umdenken und neu denken lernen. Die Stimme des Blutes im Ablauf einer wahrhaft heroischen Geschichte des deutschen Volkes ist viel zu lange verschüttet gewesen. Jetzt endlich beginnt sie wie ein Springquell wieder zu fließen, und wir werden wieder gewahr des unlösbaren Verbundenseins unseres Ichs mit Blut und Scholle und damit der großen Gemeinschaft, in die wir eingegliedert sind als Träger des Guten und Wertvollen völkischen Menschentums aus der Vergangenheit her und zu ferner Zukunft hin. Unser Geschlecht steht zwischen den Ahnen und den Enkeln. Unsere Pflicht und Aufgabe ist es, beider würdig zu sein.

(Schluß Seite 1162)



Eine Verbrecherfamilie:

Der Vater, wegen Diebstahls vielfach vorbestraft, kam wegen versuchten Raubmordes ins Zuchthaus. Er beendete sein Leben in der Irrenanstalt. Die Mutter - eine Kupplerin, die im Zuchthaus starb.
Die Tochter wurde Dirne und Diebin. Der Sohn beging schon in jungen Jahren einen Mord und wurde enthauptet.

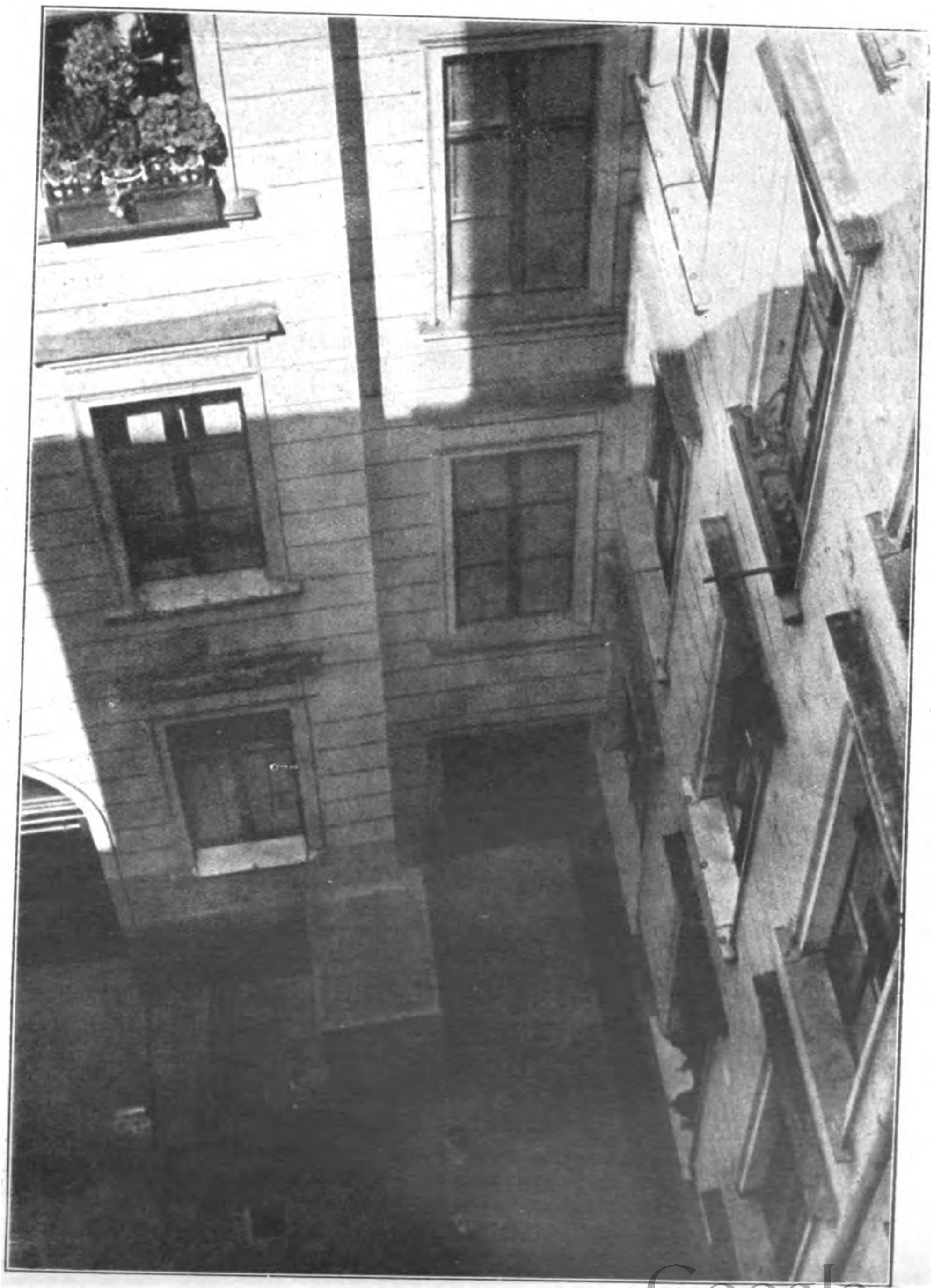


.... und dafür darben Gesunde!

In einer kleinen Küche lebt die Familie mit 11 Kindern. Der Mann ist Kriegsteilnehmer und seit zwei Jahren arbeitslos. Die Frau ist noch heute rüstig bei der Arbeit. Alle elf Kinder sind trotz der sehr mäßigen Lebensbedingungen leiblich gesund. Die Vernachlässigung erbgesunder Volksgenossen zum Vorteil erbkranken Nachwuchses ist für den Nationalsozialismus auf die Dauer unerträglich.



In der jammervollen Nacht luftloser Großstadthöfe wächst ein großer Teil unserer besten Volksgenossen heran. Die Kinder spielen zwischen Müllkästen und Kellerfenstern. Viele dieser Höfe erhalten selbst mittags im Hochsommer nur knapp bis zum ersten Stock Sonnenlicht.
Es kommt darauf an, in ländlichen Bezirken wieder Siedler zu schaffen, die, abseits der Großstadt und ihren gesundheitlichen Schädigungen, wieder mit der Scholle verbunden werden.



Wissenswertes vom Blitz

URSACHE, WIRKUNG, GEFAHR UND SCHUTZ

Die in jedem Jahre wiederkehrende Gewitterperiode and die damit verbundene Blitzgefahr gibt mir die Veranlassung, einiges über den Blitz nebst seinen zum Teil furchtbaren Auswirkungen und Gefahren, aber auch über Blitzschutz zu schreiben.

Die *Statistik* zeigt, daß durch Blitzschlag alljährlich bedeutende volkswirtschaftliche Werte vernichtet werden, und zwar auf dem Lande in weit höherem Maße als in der Großstadt. Das preußische statistische Landesamt hat festgestellt, daß allein im Freistaat Preußen 1087 Schadensfälle an versicherten Gebäuden im Jahre 1926 eingetreten sind. Im Jahre 1927 hat sich die Zahl der Schadensfälle auf 1698 erhöht; dies bedeutet einen volkswirtschaftlichen Verlust von 30 bis 35 Millionen Reichsmark jährlich im Deutschen Reich. Die Blitzgefahr hat in jüngster Zeit außerordentlich zugenommen. In Bayern zum Beispiel hat sie sich in fünfzig Jahren versechsfacht. Das ist teilweise auf atmosphärische Einflüsse, teils aber auch auf die veränderte Struktur des Wirtschaftslebens zurückzuführen; z. B. hohe Gebäude (Wolkenkratzer der Großstädte), Fabrikschornsteine und sonstige hervorragende Punkte. Aber auch durch die unverantwortlich leichtsinnige Vernichtung der Wälder, welche den natürlichen Schutz gegen Blitzgefahr für die Wohnungen der Menschen bilden, sind viele Gegenden ihres wirksamsten Schutzes beraubt worden. Dasselbe gilt von den Massen Metallröhren für Gas und Wasser unserer modernen Wohnstätte. Auch die allgemeine Drainage der Äcker und Wiesen, die Vermehrung der Eisenbahnen, die unzähligen Drahtleitungen für elektrische Schwach- und Starkströme, die mit hohen Bäumen bepflanzten Chausseen, sie alle bilden gleichsam Wegweiser für den Blitz zu den menschlichen Wohnungen, denn die Gewitter folgen ihnen in ihrem Zuge durch die Kraft der gegenseitigen Anziehung und führen so die Gewitter viel eher bewohnten Ortschaften zu als dieses früher der Fall war. In allen diesen Verhältnissen wird sich nichts ändern; eine Vermehrung der Wälder ist nie zu erwarten, allerhöchstens Erhaltung des derzeitigen Waldbestandes. Die Metallkonstruktionen im Hochbau werden immer ausgedehntere Verwendung finden, und so wird auch die Blitzgefahr im Laufe der Jahre eher wachsen als abnehmen. Es hat deshalb jeder Hausbesitzer, dem daran liegt, sein Eigentum gegen Blitzgefahr zu schützen, allen Grund, dies durch Anlage entsprechender Schutzvorrichtungen zu tun.

Bis vor kurzem nahm man an, daß der Blitzableiter bereits den alten Kulturvölkern bekannt war. Auch im Mittelalter wollte man Spuren dunkler Kunde der Blitzleitung nachweisen. Aber nach Untersuchungen von Henning gab es vor Franklin und Divisch keine Blitzableiter. Neuere Kritik ägyptischer Texte haben die Existenz des Blitzableiters oder entsprechender ähnlicher Vorrichtungen (am Tempel von Edfu und Jerusalem) als unbegründet erwiesen

Trotzdem sich das Altertum eifrig um die Ergründung des Wesens der Blitze und der Bekämpfung bemühte, gelang es erst dem nordamerikanischen Staatsmann und Physiker Benjamin Franklin im Jahre 1752 in Philadelphia, diesem Wunsche praktische Anwendungsformen zu geben.

Der Blitzgefahr begegnet man nach der grundlegenden Idee Franklins — im allgemeinen vollständig — durch Herstellung einer zusammenhängenden metallenen Leitung von dem höchsten Punkt des Gebäudes bis zum gutleitenden Erdreich. Pfarrer Divisch stellte 1754 in seinem Pfarrhof den ersten Blitzableiter mit eigentümlichen Saugvorrichtungen auf. Außerdem haben sich Faraday, Melsen und Findeisen noch um die Forschung und Bekämpfung verdienstlich gemacht.

Nach dem heutigen Stand der Wissenschaft und der Technik kann man die Gewitter und Blitze fast in physikalische Gesetze ordnen, aber trotzdem gehört der gewaltige Ausgleich der elektrischen Energien zwischen Himmel und Erde auch jetzt im Jahrhundert der Technik noch zu jenen Phänomen, die der Mensch nicht meistern kann. Um so mehr muß er es als seine Pflicht betrachten, den Umfang der aus dem Blitzeinschlage entstehenden Gefahren zu mindern und den Schäden vorzubeugen. Mindestens sollten Blitzableiter erhalten:

a) Gebäude, in denen größere Menschenansammlungen stattfinden, wie Kirchen, Kasernen, Unterrichtsanstalten, Versorgungs- und Krankenhäuser, Theater und Gebäude, in denen Schaustellungen stattfinden, Versammlungslokale, Gasthöfe, Fabriken, größere Geschäftshäuser;

b) Gebäude, welche zur Herstellung, Verarbeitung und Lagerung großer Mengen leicht entzündlicher und schwer zu löschender bzw. explosiver Gegenstände oder Materialien bestimmt sind, wie Feuerwerkskörper, Zündhölzer, Dynamit, Pulver, Petroleum, Spiritus, Benzin;

c) Gebäude, durch deren Zerstörung ein größerer Teil der Bevölkerung in Mitleidenschaft gezogen wird, z. B. Elektrizitätswerke, Gaswerke, Wasserwerke;

d) Gebäude, deren Inhalt einen hohen wissenschaftlichen, geschichtlichen oder künstlerischen Wert aufweisen, der im Falle der Zerstörung sehr schwer oder gar nicht ersetzbar ist, z. B. Museen, Bibliotheken, Gerichtsgebäude;

e) Gebäude, welche wegen ihrer Höhe, vereinzelten Lage oder ihres Standortes dem Blitzschlag besonders ausgesetzt sind, wie Türme, einzeln stehende Schornsteine, Windmühlen, Feldscheunen, einzeln stehende Häuser auf Höhen;

f) Weichgedeckte Gebäude, insbesondere solche, deren Bedachung nicht durch Imprägnierung wirksam gegen Entflammung geschützt ist;

g) Gebäude, die bereits vom Blitz getroffen wurden, oder in deren Nähe der Blitz schon öfter eingeschlagen hat.

Die Entstehung der Luftelektrizität und der Elektrizität in den Wolken, von wo aus der Blitz seinen Ursprung nimmt, kommt einerseits durch Reibung von Christallen, wodurch die Wolken einen elektrischen Zustand annehmen und andererseits durch Überhitzung der unteren Luftschichten; diese werden dadurch leichter als die oberen und durchbrechen sie, wenn die Temperaturabnahme nach oben auf je 100 Meter 3,4 Grad erreicht.

Trennung der positiven und negativen Ladung auf den Wolken bzw. zwischen Wolken und Erde erfolgt durch Influenz; anschließend gleichen sich die beiden verschiedenen Elektrizitätsarten positiv und negativ — nach dem physikalischen Grundgesetz, daß sich ungleichnamige Pole, in diesem Falle ungleichartige Elektrizitäten gegenseitig anziehen — in Form des gewaltigen Blitzes aus.

Die Arten der Blitze sind folgende:

1. *Linienblitze* (fälschlich Zickzack) kommen am häufigsten vor.

2. *Flächenblitze*; hierbei gleichen sich die Wolken gegeneinander aus. Es erfolgt also kein Niederschlag des Blitzes zur Erde, sondern nur von Wolke zu Wolke.

3. *Kugelblitze*; sie treten selten auf, bewegen sich langsam fort. Die Folgen sind meistens gewaltige Zerstörungen. Kugelblitze sind faust- bis kindskopfgroße Leuchtmassen. Über ihre Natur ist bis jetzt noch nichts bekannt, sie künstlich herzustellen, hat bislang ebenfalls nicht zu einem befriedigenden Ergebnis geführt.

4. *Perlenschnurblitze* (Rosenkranzblitze) treten äußerst selten auf.

5. Das sogenannte *Elmsfeuer* ist als stille Entladung zu bezeichnen; hierbei ist der Funke zum Überspringen zu schwach, es sind also unvollkommene Entladungen.

6. Das *Wetterleuchten*, ein blitzähnliches Aufleuchten der Wolken ohne Donner, ist entweder eine Glimmentladung oder das Blitzen von fernem Gewitter; bei diesem werden die Donnerschallstrahlen in gewissem Abstand von der Erde nach oben gelenkt.

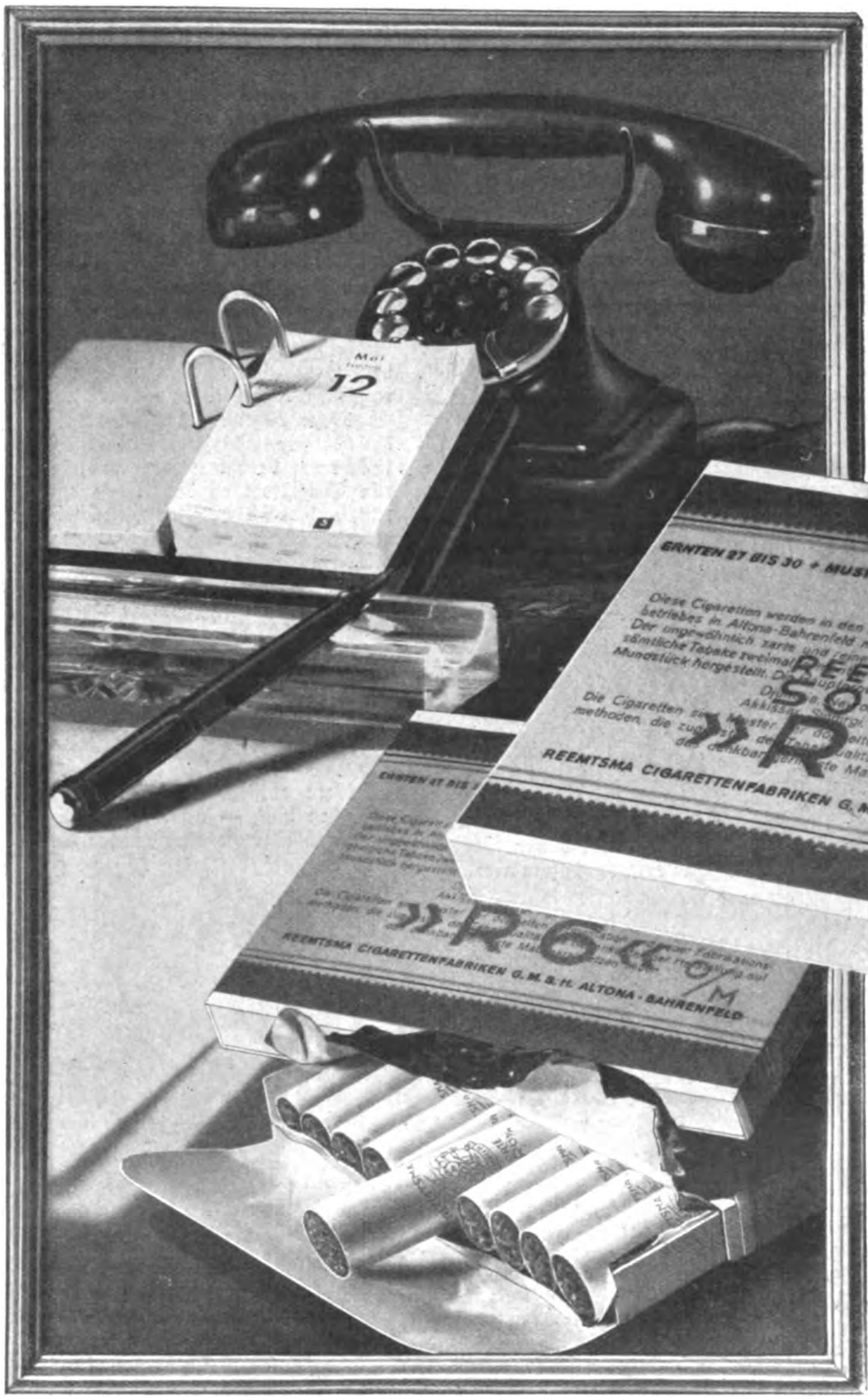
Der normale Blitz hat eine Dauer von zirka einer Hundertstel- bis einer Zehntelsekunde. Der Kugelblitz dagegen bis zu einer Dreiviertelminute.

Die *Richtung der Blitze* ist meistens von Wolke zur Erde, selten umgekehrt (Rückschlag), oder von Wolke zu Wolke. Das *Spektrum* der Blitze ist weiß, gelb, rot und blau; rötlich, wenn die Erde positiv, bläulich, wenn sie negativ geladen ist.

Der *Donner* entsteht durch das Zusammenschlagen der durch den Blitz explosionsartig auseinandergetriebenen Luft, und zwar gleichzeitig mit dem Blitz. Da jedoch das Licht in einer Sekunde 300 Millionen Meter zurücklegt, der Schall in derselben Zeit aber nur 330 Meter, erklärt sich die Tatsache, daß eben der Donner immer später gehört wird. Die Zeitspanne zwischen Blitz und Donner in Sekunden mal Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles (330 Meter) ergibt den Abstand des Ausgangspunktes des Gewitters vom Beobachter aus in Meter. Beispiel: Zwischen Blitz und Donner stellt der Beobachter 1,5 Sekunden fest, dies ergibt $1{,}5 \times 330 = 495$ Meter. Denjenigen, die sich rechnerisch mehr dafür interessieren, sei noch gesagt, daß obiges Resultat mal dem Sinus der scheinbaren Winkelhöhe des Blitzanfangspunktes die senkrechte Höhe der Gewitterwolke über dem Erdboden ergibt; diese Höhe beträgt durchschnittlich 1000 Meter, selten mehr als 5000 Meter.

Die Bahn des Blitzes folgt grundsätzlich immer dem geringsten zu überwindenden Widerstand. Hieraus erklärt sich auch die scharfe und gewissenhafte Prüfung der Erdleitungen bei Revisionen an vorhandenen Blitzschutzanlagen. Ob der Blitz selbst von guten Leitungen abspringt, um besseren zu folgen, ob er ganz den vorhandenen Leitungen folgt oder beim Überspringen Hindernisse glatt durchschlägt, hängt einmal von der Intensität der vom Blitz geführten elektrischen Energie und dann von den entgegentretenden Induktionskräften ab.

In trockenen Räumen folgt der Blitz fast ausschließlich Decken und Wänden und verschont in der Regel die in der Mitte des Raumes befindlichen Menschen und Gegenstände. Kommt der Blitz mit leicht entzündbaren Stoffen, wie Heu, Stroh usw. in Berührung, so findet meist eine Zündung statt. Trifft dies bei gefüllten Scheunen zu, so steht nach übereinstimmenden Angaben sofort das Gebäude in seiner ganzen Ausdehnung in Flammen. Hölzerne Gebäudeteile werden auch an der Einschlagstelle nur zersplittert oder zerschmettert, aber nur selten entzündet. Die Beschädigungen an dem besser leitenden Eichenholz sind geringer als an Tannenholz. Die bei kalten Blitzschlägen beobachteten Zerstörungen an den Gebäuden sind um so geringer, je geringer der Widerstand ist, welchen der Blitz auf seinem Wege von der Einschlagstelle an bis zur Erde zu überwinden hat. Seine zerstörende Wirkung ist eine größere, wo er in ungeteiltem, konzentriertem Strom gezwungen ist, Halbleitern, z. B. Hölzern von geringem Querschnitt und geringer Oberfläche, zu folgen, oder an Stellen, wo er von bzw. zu Metallen überspringt. Bei den elektrischen Leitungsdrähten, die über Gebäude hinweggehen, über-


12
ERNTEN 27 BIS 30 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
REEMTSMA
SORTE
»R6« o/M
REEMTSMA CIGARETTENFABRIKEN G.M.B.H. ALTONA-BAHRENFELD

wiegt im allgemeinen deren schützende Wirkung. Dagegen findet eine Gefährdung durch dieselben dann statt, wenn sie in das Innere der Gebäude führen oder an den Gebäuden befestigt sind, ohne mit Blitzschutzvorrichtungen ausgerüstet zu sein. Diese Gefahr wird noch erhöht, wenn in dem Gebäude und in der Nähe von Gas- oder Wasserleitungen eletrische Leitungen vorüberführen.

Die Wirkungen der Blitze:

a) Wärmewirkung in der Luft, die durchschlagen wird, leichte Entzündungen beim Einschlag.

b) Chemische Wirkung: durch das Blitzfeuer bildet sich in der Luft Ozon; der Ozongeruch (fälschlich Schwefelgeruch) entsteht durch teilweise Verwandlung des Luftsauerstoffes; Ozon ist eine reine und sauerstoffreiche Luft, daher nach starkem Gewitter eigentümlich riechende Luft (aktiver Sauerstoff O_3).

c) Mechanische Wirkung: Teile spalten sich, auch durch Erwärmung werden sie auseinandergetrieben.

d) Magnetische Wirkung: In der Nähe liegende Metallteile, Leitungen usw. können stark induziert werden, d. h., es können hohe Sekundärströme in ihnen auftreten. Auch macht der Blitz eiserne und stählerne Gerätschaften, die sich in der Nähe befinden, mitunter magnetisch, kehrt die Pole von Magnetnadeln um und setzt Galvanometer und Elektromagnete auf Telegraphenstationen in Tätigkeit.

Am blitzschlagreichsten ist die Zeit Juli und August, die Nordküste weist im Herbst eine größere Prozentzahl auf, wie das Binnenland. Die meisten Blitzschläge erfolgen in den Nachmittagsstunden 12 bis 6 (besonders 3—4) Uhr.

Die Blitzgefahr für Menschen und Tiere ist von ihrem Aufenthalt abhängig. Etwa die Hälfte der Getroffenen befand sich im Freien, und davon wieder der größte Teil unter Bäumen. Einzelstehende Bäume sind naturgemäß gefährlicher als Waldbäume.

Von Bäumen werden am meisten getroffen: Eiche 100%, Pappel 90%, Kiefer 30%, Fichte 90%, Buche 5%; Ursache ist die verschiedene elektrische Leitfähigkeit des Holzes sowie auch das Wurzelgebilde, Tiefe und Standort. Ein bekanntes Sprichwort im Volksmund: „Den Eichen sollst du weichen, die Buchen sollst du suchen" erklärt sich aus obiger Statistik.

Eine andere Statistik über Einschläge gibt folgende Zahlen:

Gebäude mit harter Bedachung	163
Gebäude mit weicher Bedachung	386
Kirchen	6274
Windmühlen	8524
Fabriken	306

Die Aufgabe der Blitzschutztechnik ist es nun, durch sachgemäße Anlagen dem Blitze einen sicheren Ableitungsweg zu schaffen, dem er unbedingt folgen muß. Die heutigen Baustoffe bieten bei sachgemäßer Anlage eine äußerst gute Gewähr für einen guten Blitzschutz. Man sollte unbedingt von dem Standpunkt ausgehen, daß eine vorhandene Anlage auch in ihrem inneren Wesen, d. h. der Übergangswiderstände usw. sich in einem brauchbaren Zustande befindet. Durch Strukturveränderungen oder deren leitende Eigenschaften bedürfen die Anlagen von Zeit zu Zeit einer Überprüfung, die im Durchschnitt alle zwei Jahre stattfinden sollte; auch infolge Veränderung der Untergrundverhältnisse kann der Erdübergangswiderstand erheblich herabgemindert werden, worüber die Messungen und Berechnungen Aufschluß geben. Verschiedene Vorkommnisse aus meiner Praxis geben mir Veranlassung, besonders auf letzteres hinzuweisen; so ist es verschiedentlich vorgekommen, daß der Blitz in eine Blitzableiteranlage eines Gebäudes eingeschlagen ist, bevor er jedoch zur Erde gelangte, sprang er direkt von der Leitung ab, um seinen Weg über ein Nachbarhaus durch einige Wände zu nehmen bis zu einem Brunnen, Wasserlauf oder dergleichen. Die Messung ergab, daß infolge der schlechten Beschaffenheit der Erder die Anlage in ihrer Wirkung illusorisch geworden war.

Um Menschen und Tiere besonders vor Blitzgefahren zu schützen, ist es erforderlich, aus vorstehendem die notwendigen Schlüsse zu ziehen. Niemals sollte Unterkunft während eines Gewitters in Kornhaufen, unter Bäumen, in der Nähe von Bäumen, Wasserläufen, größeren Eisenmassen, Rohrnetzen, Schienen, Gewässer od. dgl. gesucht werden. Falls ein anderer passender Unterstand nicht in der Nähe zu finden ist, sollte man lieber vorziehen, sich naß regnen zu lassen, auch evtl. — falls es erhöhtes Gelände ist — sich auf die Erde zu legen. Ereignet es sich, daß ein Mensch vom Blitz getroffen wird, so verräte das Aussehen des Erschlagenen meistens nicht die gewaltige Wirkung; gewöhnlich befindet er sich in derselben Stellung oder Lage, die er in dem Augenblick einnahm, wo der Blitz ihn traf. Gerät ein Mensch nur in die Atmosphäre des Blitzes, ohne vom Strahl getroffen zu werden, so entstehen Ohnmachten, Zuckungen oder Betäubungen; wird aber der Mensch unmittelbar vom Blitz getroffen, dann fährt derselbe meistens an der Körperoberfläche hinab, ohne besondere Wirkung auf innere Organe. Die Haut ist an der getroffenen Stelle zuweilen versengt oder mit Brandblasen besetzt; Blutunterlaufungen und stärkere Verwundungen kommen ebenfalls vor. Vom Blitz getroffene und wiederbelebte Menschen konnten nie einen Aufschluß über ihr Empfinden geben, denn die Wirkung ist so äußerst schnell, daß sie sich nicht erinnerten, vom Blitz etwas gesehen zu haben; einen Blitz, den man sieht, braucht man daher nicht mehr zu fürchten. Durch Blitzschlag ohnmächtig oder schlagflüssig gewordene Personen können sich nach mehreren Stunden wieder erholen, was meistens unter Konvulsionen und heftigen Pulsationen am Kopfe und Halse geschieht. Bei der Genesung schuppt sich dann oft die Oberhaut ab, und in einzelnen Fällen bleibt wohl ein Zittern des Körpers oder eine Lähmung der Sprachmuskeln, der Seh- und Gehörnerven oder der Beine zurück.

Die Rettungsversuche an einem vom Blitze Getroffenen bestehen darin, daß man ihn sogleich an einen kühlen Ort bringt, von den Kleidern befreit, den Körper mit kaltem Wasser begießt und tüchtig reibt. Zugleich lasse man rasch einen erfahrenen Arzt holen; bis dieser aber erscheint, kann man dem Verunglückten Ammoniak unter die Nase halten. Immer aber suche man die Atmung künstlich anzuregen, indem man bei leicht erhöhter Lage des Brustkorbes die beiden Arme langsam erhebt und über dem Kopfe einander nähert, sodann durch Senken der Arme, durch leichtes Zusammendrücken des Brustkastens und Hinaufdrücken des Unterleibes gegen das Zwerchfell das Wiedereinatmen der Luft zu bewerkstelligen sucht. Zeigen sich durch dieses Verfahren nicht bald Lebenszeichen, dann lege man den Verunglückten in ein frisch gegrabenes Erdbad. Dasselbe soll schon während der obigen Versuche hergestellt werden, und zwar derartig, daß in Menschenlänge ein etwa 60 cm tiefer Graben ausgehoben wird, in dem man den Verunglückten mit erhobenem Kopfe nackt hineinlegt und dessen Körper 30—60 cm hoch mit Erde bedeckt. Durch ein solches Erdbad sollen viele vom Blitz Getroffene gerettet worden sein.

Über Zweck und Wirkung des Blitzableiters bestehen selbst bei Fachleuten ohne technische Vorbildung noch vielfach falsche Ansichten, die auf eine völlige Unkenntnis der physikalischen Vorgänge zurückzuführen sind, welche bei dem Ausgleich zwischen Erd- und Luftelektrizität stattfinden. Es war deshalb notwendig, vor allen Dingen darzutun, wie die Gewitter entstehen und welche Gefahren sie für Leben und Eigentum des Menschen mit sich bringen.

Wenn man noch jetzt häufig beobachten kann, daß ein Gebäude trotz Blitzableiteranlage zu Schaden kommt, so ist das eben nur ein Beweis dafür, daß manche Installateure mit den Anlagen nicht genügend Bescheid wissen und den Blitz, d. h. die Elektrizität, vom Haus nicht ableiten, sondern dasselbe durch den verfehlten Blitzableiter zu einem Blitzanzieher machen. Es dürfte allgemein bekannt sein, daß zur Messung des Übergangswiderstandes von Erdplatten nur Wechselstrom benutzt werden kann, da bei Anwendung von Gleichstrom an den Erdplatten Polarisation auftritt, d. h. die Erdplatten wirken wie ein Element und bewirken dadurch, daß keine genaue Einstellung zu erreichen ist und unter Umständen ein falsches Meßresultat erhalten wird. Zur Messung der Oberleitungen ist jedoch Gleichstrom zu verwenden.

Nur unter Berücksichtigung aller angeschnittenen Fragen ist es möglich, daß trotz wachsender Bevölkerungszahlen und stärkerer Ausnutzung des bebauten Bodens die Statistik der nächsten Zukunft eine rückläufige Bewegung der eingetretenen Blitzschäden aufzeigt.

Mögen vorstehende Zeilen eine kleine Aufklärung über den Blitz — nebst seiner Wirkung und Gefahr, aber auch über die erforderlichen Gegenmaßnahmen — geben.

Ing. H. Heise, Treffurt.

Alwin Dreßler:

Die Erde schrumpft zusammen

Um 30000 Kubikkilometer im Jahrtausend

Unser Erdenplanet ist mit einem alternden Menschen zu vergleichen, der körperlich zusammenschrumpft und dessen Antlitz faltig und runzelig wird. Wie dieser Schrumpfungsprozeß bei der Erde vor sich geht, ist leicht zu erklären.

Man muß von der Vorstellung ausgehen, daß die inneren Erdschichten sich zum überwiegenden Teil noch in einem flüssigen und glühenden Zustande befinden und sehr hohe Temperaturen besitzen, die durch die fortgesetzte Wärmeausstrahlung der Erde allmählich zum Sinken gebracht werden. Es wird jedem Laien verständlich sein, daß durch einen beständigen Wärmeabfluß nach außen sich die Wärmevorräte im Innern der Erde erschöpfen müssen. Somit erreichen selbst die geschmolzenen Bestandteile des Erdinnern allmählich den Erstarrungspunkt, in welchem sie von ihrem flüssigen in den festen Zustand übergehen.

Die Höhe der Temperatur im Erdinnern ist abhängig von dem Druck, der auf ihm lastet. So haben zum Beispiel die Gesteine, welche die Erdkruste zusammensetzen, bei gewöhnlichem Druck eine Erstarrungstemperatur von 1000—1500 Grad. Diese Temperatur dürfte bei einem Druck in etwa 100 Kilometer Tiefe auf 3000 Grad steigen; sie erreicht im Erdmittelpunkt nach neueren Feststellungen eine Höhe von etwa 30 000 Grad.

Infolge allmählicher Abkühlung der Erdoberfläche bildete sich eine schützende Kruste, die sich im Laufe der Zeit immer mehr verstärkte und bis zum heutigen Entwicklungsstand der Erde auf 100 Kilometer Dicke angewachsen ist. Der glühend-flüssige Bestandteil der Erde mißt somit einen Durchmesser von 1100 Kilometer.

Berechnungen haben nun ergeben, daß durch jeden Quadratmeter der Erdoberfläche jährlich eine Wärmemenge von 668 Kilogramm-Kalorien dem Erdkörper verlorengehen, und diese Wärmeabnahme genügt, um eine Gesteinsschicht von 3 Millimeter Dicke aus dem flüssigen in den festen Zustand zu versetzen. Es müßte demnach die starre Erdkruste jährlich um 3 Millimeter, in einem Jahrtausend also um 3 Meter, anwachsen bzw. dicker werden. Aber wir wissen, daß Hitze alle Körper ausdehnt, und daher nehmen die durch Erstarrung gebildeten festen Gesteine weniger Raum ein als in ihrem ursprünglich flüssigen Zustande. Die Folge ist, daß sich zwischen der festen Erdkruste und dem flüssigen Kern mächtige Hohlräume bilden, bis die Kruste hinabsinkt und sich dem flüssigen Teil auflagert. Diese Vorgänge, die häufig zu großen Katastrophen führen können, sind uns zur Genüge bekannt durch das Auftreten tektonischer Erdbeben, durch Vulkanausbrüche und durch die gebirgsbildenden Schollenverschiebungen und Pressungen. Es sind die Auswirkungen der Schub- und Druckkräfte der einsinkenden Erdkruste, wodurch eine allmähliche Schrumpfung des Erdkörpers verursacht wird.

Man hat berechnet, daß eine Erstarrung von 3 Millimeter Gesteinsschicht einer Schrumpfung des Erdradius um 0,06 Millimeter entspricht. Unter Zugrundelegung dieses jährlichen Schrumpfungsprozesses der Erde ergibt sich im Verlauf von 1000 Jahren eine Verkürzung des Erddurchmessers um 12 Zentimeter. Die Erde schrumpft also in jedem Jahrtausend um 12 Zentimeter ihres Durchmessers zusammen. Damit tritt aber auch eine Verkleinerung des Kubikinhaltes der Erde ein, und zwar beträgt dieser Verlust rund 30 000 Kubikkilometer in einem Jahrtausend, wenn man die Erdoberfläche mit 510 Millionen Quadratkilometer annimmt.

Natürlich kann dieser Schrumpfungsvorgang der Erde in seinem jetzigen Ergebnis nicht von bleibender Dauer sein, denn die Erde ist eine Kugel, deren Volumen nach der Mitte zu abnimmt. Immerhin ist bei der schier unendlichen Lebensdauer der Erde anzunehmen, daß bis zu ihrem vollständigen Erkalten nach Jahrmillionen ihr heutiger Durchmesser sich um die Hälfte verkleinert haben wird. Dann allerdings befindet sie sich in einem Zustande, der uns keine Lebensmöglichkeiten mehr bietet, und der mit dem heutigen Zustande des Mondes zu vergleichen ist.

KALODERMA



DIE *Seife* DES REINEN, LEUCHTENDEN *Teints*

Kaloderma-Seife wird speziell zur Erhaltung der Schönheit Ihrer Haut zubereitet. Aus reinsten Grundstoffen, edelsten Ölen hergestellt, enthält sie die wundervollen Kaloderma-Zusätze, die Ihre Haut zart und geschmeidig, Ihren Teint rein und durchsichtig erhalten. Frauen, deren Haut empfindlich und leicht reizbar ist, bevorzugen diese herrliche Seife wegen ihrer absoluten Reinheit und Milde. Sie enthält alles, was die Haut zu ihrer Pflege braucht – nichts was ihr schaden könnte. – Eine Wohltat, wenn ihr satter, cremeartiger Schaum, ihr zarter, reiner Duft Sie schmeichelnd einhüllen. – Eine Seife, nach der Ihre Haut verlangt.

F · WOLFF & SOHN · KARLSRUHE

H. STURM, MÜNCHEN.

Briefe vor dem Richter

Kleine Beobachtungen aus den Gerichtssälen

Immer wieder fällt einem im Gerichtssaal auf, daß die Menschen gerne Briefe schreiben, oft unbedacht, und wenn dann solch ein Brief als Beweismittel vor dem Richter liegt, wird er zum größten Ankläger.

Der Mann, der im Zorn seinem Nachbarn einen Brief schrieb und ihn einen Lumpen und Dieb nannte, gab seinem beleidigten Gegner die beste Waffe zur Klage in die Hand.

Der *Heiratsschwindler* verrät sich oft nicht weniger mit den Liebesbriefen an seine Geliebte, von denen er mehrere Abschriften an fünf oder zehn Bräute zugleich sandte. Verliest sie der Richter, dann spricht irgendwo ein Satz, oft nur ein Wort, gegen den Angeklagten und belastet ihn schwer.

Dem *Hochstapler* ergeht es nicht viel anders mit seinen Versprechungen, obwohl er im allgemeinen sich auffallenderweise scheut, Versprechungen „schriftlich“ zu geben.

Es ist eine alte, kriminalpsychologisch immer wieder interessante Erfahrungstatsache, daß *fast alle großen Verbrecher Briefe geschrieben haben* und schriftliche Mitteilungen oder Notizen machten, die später sehr gut als Beweismittel ihrer Taten gebraucht werden konnten.

Man kann in dieser Eigenart wohl auch Bedürfnis jener Rechtsverbrecher, die ihre Taten irgendwie schriftlich fixierten, eine Ausdrucksbewegung der innersten Seelenzustände finden.

Die Ursachen des Schreibens vieler Verbrecher sind natürlich sehr verschieden, die Art und Weise aber, wie diese Schriftlichkeiten zustande gekommen sind, verraten nachträglich stets den wahren Sachverhalt, der also gerade hierburch oft erst an den Tag kommt.

Mörder entwarfen nach der Tat *schriftliche Notizen*, selbst Zeichnungen, offenbar aus Befriedigung, um das Geschehene in der Erinnerung noch einmal festzuhalten. Ein Massenmörder hatte die sämtlichen Namen seiner Opfer, ein Giftmischer sogar die Fieberkurven der durch ihn vergifteten und getöteten Frauen in einem Brief notiert. Auch Haarmann und Kürten sind ein typisches Beispiel für den „schreibenden Verbrecher“. — Oft treibt Dreistigkeit, Übermut, Eitelkeit, Großmannssucht und Lust an der verbrecherischen Darstellung den Täter zum Schreiben.

Anonyme Briefe

Der *Erpresser*, der das Leben seines Opfers zu seinen unsauberen Zwecken ausspioniert hat und irgendein Geheimnis für seine Zwecke mißbraucht, schreibt anonyme Briefe. Er ist von den vielen Arten der anonymen Briefschreiber als Urheber am leichtesten zu ermitteln, da es in der Natur des Erpresserbriefes liegt, daß er eine deutliche Spur hinterläßt, die einen Anhaltspunkt über die Person und den Aufenthaltsort des Täters liefert.

Außer den anonymen Briefen gibt es noch Schreiben, die Angriffe der Persönlichkeiten der Öffentlichkeit enthalten, und endlich Briefe, die von pervers veranlagten Individuen herrühren und gewöhnlich Obszönitäten enthalten.

Das Gemeinste und Gefährlichste zugleich aber ist der gewöhnliche anonyme Brief, der mit seinem Inhalt die Aufgabe verfolgt, einen Menschen bei einem andern schlecht zu machen, und der Richter hat mitunter überaus interessante Fälle abzuurteilen. Es ist selbstverständlich, daß derart gefährliche und gemeine Handlungen durch das Gesetz schwer bestraft werden. Welche Motive oft zum anonymen Schreiben verleiten, das mögen einige besonders typische Beispiele erläutern:

Rache wegen verschmähter Liebe

Fräulein B. hat Briefe geschrieben — anonyme Briefe. Einer war gemeiner als der andere. Wie eine Giftmischerin ihrem Opfer heimtückisch und voller Rachsucht das fürchterliche Gift in geringen Mengen gibt, von Zeit zu Zeit wiederholt, so hat sie Gift verbreitet durch ihre anonymen Briefe an den früheren Geliebten und dessen Frau.

Seit einem Jahr kommen diese gemeinen Briefe mit pünktlicher Sicherheit jeden Montag früh in das Haus der jungen Eheleute, drohten, langsam, aber sicher das Eheglück zu zerstören, und trieben den Mann bis zur Verzweiflung. Und jedesmal, wenn der junge Ehemann glaubte, es werde ein Ende haben, wenn er schon einen Stoßseufzer der Erleichterung hervorstieß, kam mit dem Anfang einer neuen Woche wieder ein Brief: voller Gemeinheiten, Bezichtigungen und Beleidigungen. Und dies ein ganzes Jahr lang!

Mit zäher Energie wollte die geheime und niederträchtige Briefschreiberin ihren mit einer kalten Geduld ausgedachten Vorsatz, die jungen Eheleute zu entzweien, erfüllt sehen. Aber da kam sie durch einen Zufall auf. Sie ist vor dem Richter geständig und will alles aus Rache getan haben, weil der junge Ehemann nicht sie, sondern ihre Freundin geheiratet hatte.

Einmal schrieb sogar eine Schwiegermutter aus Eifersucht auf den Mann ihrer Tochter anonyme Briefe, und es gelang ihr auch, die junge Ehe zu zerstören. Als das Paar geschieden wurde, kam die Briefschreiberin, ebenfalls durch einen Zufall, auf und wurde schwer bestraft.

Er hatte seine Braut „prüfen“ wollen

Ein Professor an einem Gymnasium einer Kleinstadt hatte sich mit der Tochter eines angesehenen Bürgers verlobt und die Hochzeit sollte in einigen Wochen stattfinden. Wenige Tage nach der Verlobung liefen bei dem Professor anonyme Briefe ein, in denen die Ehre seiner Braut in der gemeinsten Weise angegriffen wurde und in denen auch andere Personen aufs schwerste verdächtigt wurden. Der Professor machte seiner Braut auf Grund dieser Schreiben Vorhaltungen, und das Mädchen hob schließlich die Verlobung auf. Die Sache war der Polizei übergeben worden. Der Exbräutigam machte immer wieder den Versuch, der Polizei Anhaltspunkte zu geben, und zahlreiche unbeteiligte Personen wurden verdächtigt.

Handschriftenvergleichungen aber brachten eine *überraschende Aufklärung* dieses Falles: *Der Professor selbst war der Briefschreiber, und er versuchte, glaubhaft zu machen, daß er mit diesen Schreiben seine Braut habe prüfen wollen.*

Endlich spielen Briefe als Urkunden in *Urkundenfälscherprozessen* eine gewichtige Rolle, wie z. B. bei den folgenden interessanten Fällen:

Ein Tintenfleck

Ein geschickter Urkundenfälscher weiß, daß man mit einem Tintenfleck in richtiger Form und an geeigneter Stelle mehr ausrichten kann und einen harmloseren Eindruck erzielt als mit einer Rasur.

Ein Fälscher hatte einen gewöhnlichen Geschäftsbrief folgenden Inhalts erhalten, in dem es wörtlich hieß: „... ich freue mich aufrichtig, daß ich Ihnen diesen Auftrag übermitteln konnte. Bezahlung erfolgt sofort, wenn Lieferung erfolgt ist.“

Der Empfänger dieses Briefes, der nicht in der Lage war, den in Frage kommenden Auftrag zu erledigen, der aber trotzdem nicht auf die in Aussicht gestellte Provision verzichten wollte, machte aus dem Wörtchen „wenn“ die zwei Wörter „weil“ und „die“. Nun sah der Brief ganz anders aus und lautete: „... Bezahlung erfolgt sofort, weil die Lieferung erfolgt ist.“

Um den hinderlichen ersten Abstrich des Buchstabens n zu verdecken, griff der Fälscher zur Herstellung eines Tintenfleckes, der sich nach der Fälschung tadellos zwischen die beiden Wörter „weil“ und „die“ einschmiegte, und zwar zur Erhöhung der Echtheit sich noch ein wenig unter das Wörtchen „weil“ dahinzog. Auf Grund des so veränderten Schriftstückes erhielt der Fälscher von einem Dritten im Vertrauen auf das in den nächsten Tagen kommende Geld für den angeblich erledigten Auftrag ein größeres Darlehen.

Das Wörtchen „und“

Vor dem Richter liegt ein Lieferungsvertrag zwischen einem Sägewerkbesitzer und einem Bauunternehmer. Der Bauunternehmer hatte eine größere Anzahl Hölzer gekauft und mit dem Verkäufer einen Vertrag abgeschlossen, in dem der folgende Passus die Hauptstelle bildete:

„... ich verpflichte mich, die oben aufgeführten Bauhölzer usw. abfahren zu lassen, sobald es meine geschäftlichen Umstände erlauben, und dieselben ohne Abzug zu bezahlen.“

Dieses Schriftstück hatte der Holzkäufer und Bauunternehmer selbst aufgesetzt und war von beiden Parteien unterschrieben worden. Als nach einiger Zeit der Sägewerkbesitzer die Bezahlung der gelieferten Hölzer verlangte, wurde sie ihm rundweg unter Berufung auf den abgeschlossenen Vertrag abgelehnt. Der Lieferant aber fühlte sich im Recht und klagte.

Zum Erstaunen des Klägers kam erst vor dem Richter die Urkundenfälschung zutage, denn der Vertrag sah nun folgendermaßen aus:

„... ich verpflichte mich, die oben aufgeführten Bauhölzer usw. abfahren zu lassen, *und* sobald es meine geschäftlichen Umstände erlauben, dieselben ohne Abzug zu bezahlen.“

Bei der gerichtlichen Urkundenuntersuchung stellte sich in einer vor dem Strafrichter geführten Verhandlung heraus, daß der Bauunternehmer hinter den Wörtern „abfahren zu lassen“ den vorhandenen Raum — es war die eine Zeile hier zu Ende — dazu benutzte, das Wörtchen „und“ einzuschalten, zugleich aber auch das ihm unbequeme Zeichen „&“ durch einen Tintenfleck verdeckte. Das war dem Schwindler bei der Kleinheit des &zeichens gar nicht schwer. Die Urkunde aber bekam auf diese Art einen geradezu entgegengesetzten Sinn. Unter dem Tintenfleck, der mit derselben Tinte wie das Original hergestellt war, wurde gerichtschemisch deutlich das verschwundene &zeichen entdeckt und der Urkundenfälscher überführt.

ANEKDOTEN

Der weise Rat.

Freimann, der Schalk von Gerdauen, kam zu einem Freunde. Der lud ihn zum Kaffee. Freimann dankte und sagte: „Gott mache dich glücklich. Ich wünsche dir von Herzen eine Frau mit drei Vorzügen. Reich soll sie sein, schön und verrückt.“

„Warum denn verrückt?“, fragte der Freund.

„Nun“, antwortete Freimann, „wenn sie schön ist und reich, dann muß sie doch wohl verrückt sein, wenn sie dich nimmt.“

Der Arbeitsvertrag.

Peter und Anton zogen über Land. Ihre Beutel und Ranzen waren leer. Sie beschlossen, Arbeit aufzunehmen. Ein Großbauer, zu dem sie kamen, stellte sie ein. Nach dem Abendessen wurde ihnen ein Zimmer mit einem Bette angewiesen. Müde von der langen Wanderschaft verschliefen beide die Arbeitsstunde. Der Bauer ging hinauf und verprügelte den vorne liegenden Peter nach allen Regeln pädagogischer Kunst. Am Abend wollte Anton sich wieder an die Wandseite legen.

Den Wunsch lehnte Peter ab: „Das laß nur lieber. Ich trau dem Wecker nicht. Leg du dich nur vorn hin.“

Nach langer Abwehr legte sich Peter schließlich an die Wand und Anton nahm Peters Platz ein

Natürlich verschliefen die beiden Müdmänner auch den folgenden Morgen und der Bauer kam wieder mit dem infamen Knüppel. Anton überrieselte es eisig. Aber der Bauer dachte: „Gestern habe ich den hier vorne durchgehauen, heute kommt der andere dran.“ Und Peter bekam zum zweiten Male eine gehörige Tracht Prügel.

Das war Peter zu viel. Und weil diese Abreibung nicht im Arbeitsvertrage stand, walzten die Müdmänner weiter.


SALEM
GOLD
EXTRA MILD
SALEM
GOLD No 3½
Hugo Zietz
DRESDEN
EXTRA MILD
3 1/3 ₰

Kann der Mensch ohne Gehirn leben?

Eine Bismarck-Anekdote . . .

Bismarck liebte die folgende Geschichte zu erzählen:

„Auf unserm Gut Varzin erkrankte eines Tages meine Frau an einer Erkältung mit Fieber, und da der Hausarzt verreist war, ließen wir einen jungen Mediziner aus der Nachbarschaft kommen. Er blieb zum Essen, sprach während der Tafel dem Wein gut zu, wurde recht aufgeräumt und erzählte, daß er vor einigen Tagen nachts zu einer blutigen Rauferei geholt worden sei, bei der man einen Bauern derart zugerichtet hätte, daß sein Gehirn durch eine klaffende Wunde zutage getreten sei. Er, der Arzt, habe die Wunde mit nicht weniger als vierundzwanzig Nadeln sorgsam zugenäht, und der Bauer habe sich dank der geglückten Operation schon nach drei Tagen so gut erholt, daß er wieder zu der gewohnten Arbeit habe aufs Feld gehen können."

Wenn Bismarck so weit erzählt hatte, pflegte er zu sagen.:

„Ehe ich fortfahre, möchte ich fragen, ob sich vielleicht ein Stadtrat unter den anwesenden Herrschaften befindet. Ich könnte dann nämlich die Geschichte nicht gut zu Ende erzählen."

Wenn alle verneint hatten, fuhr er fort:

„Der Bericht des jungen Arztes war recht merkwürdig, aber ich tat so, als ob ich nicht den allermindesten Zweifel in seine Wahrheit setzte. Toll, sagte ich einfach, aber in Berlin ist einem Ihrer Kollegen neulich ein operativer Eingriff gelungen, der mir noch viel erstaunlicher zu sein scheint. Kommt da eines Tages ein Mann zu einem bekannten Chirurgen und erzählt ihm, daß er andauernd an den schrecklichsten Kopfschmerzen leide. Das ist eine Sache des Gehirns, sagte der Arzt mit ernster Miene, wir müssen nachsehen. Er nahm dem Patienten die Schädeldecke ab, hob das Gehirn heraus, setzte die Decke wieder auf und sagte zu seinem Schützling: Ich werde Ihr Gehirn in Ordnung bringen, kommen Sie bitte in zwei Tagen wieder, dann setze ich es Ihnen wieder ein, und Sie werden nie wieder über Kopfschmerzen zu klagen haben. Der Patient dankte und verließ seinen Wohltäter ganz erleichtert in einer wunderbar heiteren und gehobenen Stimmung. Als er sich nach zwei Tagen nicht wieder einfand, schickte der Chirurg zu ihm mit der Bitte, er möchte doch kommen, es sei höchste Zeit, daß ihm das Gehirn wieder eingesetzt werde, es fange schon ein wenig an zu riechen . . . Der Patient ließ ihm antworten, er danke vielmals, doch habe er sein Gehirn jetzt nicht mehr nötig, denn er sei unterdessen Stadtrat geworden . . .

Der junge Arzt an unserer Tafel lachte zwar über die Geschichte, doch war ihm deutlich anzumerken, daß er sich nach einer baldigen Beendigung des Essens sehnte, um sich in seinen Nachbarort zurückziehen zu können.

Er ist noch öfter bei uns gewesen, aber erstaunliche Geschichten aus seiner Praxis hat er nicht wieder erzählt."

. . . und Forschungsergebnisse

Das Gehirn des Menschen wurde bisher als der Erzeuger unserer Gedanken und als das Archiv für alle Erinnerungen angesehen. Das Denken sei ein chemisch-physikalischer Prozeß im Gehirn. Ohne Phosphor kein Gedanke! Das war die Behauptung unserer materialistischen Wissenschaft, die im menschlichen Körper nur die sterbliche Hülle erblickte und das Gehirn mit der Seele des Menschen verglich. Das Hören, Sehen, Fühlen und Denken wurde als Gehirntätigkeit aufgefaßt. Das Bewußtsein, der Verstand und der Wille des Menschen — so glaubte man — sei ein Erzeugnis des physischen Gehirns. Der Mensch sei ein aus der Tiergattung hinaufgezüchtetes Wesen, und nach seinem Tode sei alles aus.

Diese Ansicht wird nun gründlich widerlegt. Einmal dadurch, daß der Okkultismus und Spiritismus durch ihre unleugbaren Phänomene (nicht zu verwechseln mit betrügerischen Manipulationen) den experimentellen Beweis liefern, daß der Mensch schon zu seinen Lebzeiten, wie auch nach dem Tode, bewußt außerkörperlich existieren und wirken kann; zum andernmal durch die erwiesene Tatsache, daß ein Mensch mit aufgelöstem Gehirn noch denken, sprechen und selbstbewußt handeln kann. Somit ist das Gehirn nicht der Sitz der Seele, sondern ein sekundäres Organ, das von einer höheren (unsterblichen) Kraftquelle gespeist und geleitet wird.

Der Forscher G. W. Surya schildert in seinem vortrefflichen Werk „Moderne Rosenkreuzer" einen Fall, wo ein männliches Mitglied aus einer ihm befreundeten Familie jahrelang vollkommen geistesumnachtet war, jedoch einige Tage vor seinem Tode plötzlich geistig normal wurde und seine Verwandten zu sehen verlangte. Diese kamen, und er sprach mit ihnen ganz vernünftig, was allgemeines Erstaunen hervorrief. Wenige Tage später erfolgte sein Tod, und der Bruder des Verstorbenen wünschte der Leichenöffnung beigezogen zu werden, was ihm auch gestattet wurde. Die Sektion der Leiche ergab, daß vom Gehirn so gut wie nichts mehr vorhanden war. Der Krankheitsprozeß hatte die Gehirnsubstanz vollkommen aufgezehrt. — Woher aber das normale Denken und Sprechen noch einige Tage vor seinem Tode? Hier schweigt die Schulweisheit!

Dr. J. Ennemoser berichtet von Fällen, in denen das Bewußtsein und der Verstand des Menschen bei sehr starken Gehirnverletzungen, und nach sicheren Beobachtungen sogar bei gänzlicher Hirnauflösung, nicht verlorengingen, ja nicht einmal eine auffallende Veränderung erlitten, wie es Leichenöffnungen oft gezeigt haben.

Einen höchst merkwürdigen Fall hat Hufeland aufgezeichnet, wo ein zwar lange Kranker bis zur letzten Stunde seines Lebens nicht die geringste Spur von Geistesstörung hatte, wohl aber gelähmt war. Man fand den Hirnschädel wie eine leere Büchse, nur mit etwas Wasser gefüllt. Keine Spur von Gehirn weder in den vorderen noch mittleren Gruben der Basis cranii, noch auf der Sella turiciaca. Die Geistesfähigkeit behielt der Kranke bis zu seinem Tode.

Professor Dr. J. H. Schmid, der sich in seinen bekannten Schriften besonders für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele einsetzt, zitiert in einem seiner Werke einen Fall, wo ein Mensch, welcher bei vollkommenem Bewußtsein plötzlich niederfiel und bald starb. „Der große Teil des ganzen Gehirns fand sich da in eine dem Eiter ähnliche Flüssigkeit aufgelöst, welche offenbar schon seit langer Zeit mit ganz normalen Denkvorgängen zusammen bestanden hatte." Derselbe Physiologe spricht seine Ansicht dahin aus, daß es kein einziges sicheres äußeres Symptom des inneren Eiter-Extravasates gebe.

Professor Hagen behauptet übereinstimmend, daß die gesamte medizinische Literatur keinen einzigen Fall enthalte, in welchem aus Gehirnleiden allein geistige Störung herzuleiten gewesen wäre. — Hartmann („Geist des Menschen") sagt in demselben Sinne: „Es gibt keinen Gehirnteil, den man nicht schon verhärtet, erweitert, gelähmt gefunden hätte, ohne Geistesstörung im Leben vorher." — Professor Dr. Schmid: „Alles Vorstehende spricht in Übereinstimmung dafür, daß wir nicht das Gehirn als Organ des Leibes in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes aufzufassen haben, welches ganz allein das sogenannte geistige Leben des Menschen darstellt und in sich erzeugt. Es kann nur als Handhabe eines anderen, auf physischem Wege unverletzlichen Elementes betrachtet werden, welches dieser Handhabe sich auch dann noch zu bedienen vermag, wenn sie nur teilweise, ja nur in Spuren brauchbar geblieben ist. Durch alle diese Züge zusammen charakterisiert sich das Gehirn nicht als selbständiges Organ, sondern vielmehr als bloße Basis für das Eingreifen einer von der eigentlichen Materie völlig verschiedenen Wesenheit."

Schließlich hat auch Professor Dr. Schleich über seine Erfahrungen, die das Menschenhirn betreffen, folgende Erklärung abgegeben: „Ich versichere der Wahrheit gemäß, daß ich mindestens zwanzig Fälle von Gehirnverletzungen behandelt habe, bei denen löffelweise Ganglien enthaltende (in Unzahl) Gehirnmasse entleert wurde, ohne daß die geringste Störung der Intelligenz, des Zahlbegriffes, des Bewußtseins der Individualität zu bemerken war. Es war eine ständige Frage an meine Assistenten und Schwestern: „Glauben Sie noch angesichts dieses Hirnschmelzens, daß das Gehirn der Sitz der Seele sei?"

Diese verblüffenden Tatsachen beweisen, daß der Geist, die Seele des Menschen, nicht aber das Gehirn die Kraftquelle unseres Denkens und Handelns ist. — Surya erklärt die Lebensmöglichkeit des Menschen mit zerstörtem physischem Gehirn damit, daß er sagt: Der Geist ist die primäre Kraftquelle, das Gehirn die Schalttafel, die Seele das Hauptkabel vom Primärdynamo zur Schalttafel. Das Nervensystem entspricht dem Leitungssystem von der Schalttafel zu den einzelnen Sekundärmotoren: den Organen des Sehens, Hörens, Sprechens usw. Ist die Schalttafel (Gehirn) zerstört, so legt man Notleitungen vom Hauptkabel (Seele) zu den einzelnen Sekundärmotoren und erhält den Betrieb aufrecht. Es ist auch möglich, daß das „Sonnengeflecht" stellvertretend die Rolle des Gehirns übernimmt. Ist das physische Gehirn zerstört, so funktioniert deshalb das „astrale Gehirn" ungehindert weiter. Da nun der Astralkörper vermittels aller übrigen Nervenzentren (Ganglien) in Verbindung mit dem physischen Körper steht, so wirkt das astrale Gehirn direkt auf den Kehlkopf, Mund und Zunge ein, und der Mensch spricht und denkt nun ohne physisches Gehirn. Aber nicht jeder Mensch besitzt den Grad innerer Entwicklung, um diese „Notleitungen" herzustellen.

In Frankreich trat bereits vor Ausbruch des Weltkrieges Professor Henri Bergson dafür ein, daß das Gehirn nicht der Sitz der Seele sei, und zwar ebenfalls auf Grund von merkwürdigen Gehirnverletzungen im Balkankriege 1912—1913. Surya sagt hierzu: „Mir selbst ist ein Fall bekannt (1916), wo ein Mann, nachdem ihm das halbe Gehirn abgequetscht wurde, noch drei Tage lebte und einen tadellosen Brief an seine Familie diktiert hat."

Auch der Verfasser dieses Artikels erlebte in der Champagneschlacht im Frühjahr 1915 einen ähnlichen Fall, wo ein verwundeter Kamerad, dessen Gehirn durch einen Stirnschuß bereits aus der hinteren Schädeldecke quoll, noch lange Zeit lebte und bei vollem Bewußtsein sich auf den Tod vorbereitete, indem er seine Abschiedsbriefe an die Hinterbliebenen sorgfältig ordnete.

Was sagt die materialistische Wissenschaft zu diesen unerschütterlichen Tatsachen?

Alwin Dreßler.


4711
Tradition
Eigenart
Vorkämpfer des Qualitätsgedankens
Von jeher war die echte "4711" vorbildliche deutsche Wertarbeit. Überall da, wo es gilt, sich Frische und Spannkraft zu erhalten – im Beruf, im täglichen Leben, beim Sport und auf Reisen –, ist es die köstliche "4711", die immer wieder erquickt und belebt. Geschaffen im Zeichen des deutschen Qualitätsgedankens sind auch die übrigen "4711" Schöpfungen – all die erlesenen Seifen, Cremes, Puder und Parfums.
KÖLNISCH WASSER
BLAU-GOLD
N° 4711.
BLAU-GOLD KÖLNISCH WASSER DOPPELT
N° 4711.
aus der Kölnisch Wasser Fabrik GLOCKENGASSE N° 4711 KÖLN A/RH.
KÖLNISCH WASSER
SEIFE
N° 4711.
FERD. MÜLHENS KÖLN A/RH.
Stets erste Preise
"4711" Deutschlands Qualitätsmarke

Historische Miniaturen

Erzählt von Hans Bethge

Shakespeare.

Shakespeare spielte bei Hof in einem seiner Dramen den König. Unmittelbar vor der Bühne saß die Königin Elisabeth. Shakespeare kam während des Spieles in allernächster Nähe der Königin zu stehen, und sie machte sich, gut aufgelegt, wie sie war, den Scherz, den Dichter aus der Rolle zu bringen.

Sie nahm also ihr Taschentuch und ließ es fallen — und zwar so, daß es hart vor Shakespeares Füßen zu liegen kam. Der Dichter ließ sich nicht beirren, er bückte sich nicht, sondern sagte zu seinem Partner:

„Bevor Ihr meine Befehle ausführt, nehmt dieses Tuch meiner königlichen Schwester und reicht es ihr!“

Der Schauspieler tat, wie ihm geheißen, und die Königin klatschte lachend Beifall zu so viel heiterer Geistesgegenwart.

Die Pompadour.

Am Hofe von Versailles unterhielt sich ein Marquis mit dem alten Schloßprediger. Er gab dem Geistlichen den Rat, er solle doch, wenn er sich die besondere Gunst des Königs erwerben wolle, die allmächtige Geliebte des Herrschers in das tägliche Kirchengebet mit einschließen.

„Das tue ich ja“, erwiderte der Geistliche, „ich bete alle Tage: Und erlöse uns von dem Übel.“

Ludwig XIV.

Ludwig XIV. hatte eine krankhafte Angst vor dem Tode. Jede Andeutung an den Tod war ihm verhaßt, niemand durfte in seiner Gegenwart vom Ende sprechen, es war ein Thema, das ihm gegenüber einfach ausgeschaltet war. Beging jemand dennoch die Torheit, auf das Sterben anzuspielen, so fiel er unwiderruflich in Ungnade.

Eines Tages hörte der König in der Schloßkapelle die Predigt seines von ihm hochgeschätzten Hofkaplans. Dieser war so unvorsichtig, während seiner sonst sehr klugen Auslassungen das unbedachte Wort zu sprechen: „Alle Menschen müssen sterben“.

Im selben Moment bemerkte er, wie der König unruhig wurde und seine Stirn in tiefe Falten zog.

Der Kaplan wollte sein Versehen schnell wieder gutmachen, wendete sich zum König hinüber und sagte:

„Ja, Sire, fast alle Menschen müssen sterben.“

Der junge Bismarck.

Im Park von Schönhausen ragt eine alte Sandsteinfigur, ein Herkules, der sich mit der rechten Hand auf die Keule stützt. Die linke Hand soll nach dem Willen des Bildhauers offenbar auf der Hüfte ruhen, doch ist es dem Künstler passiert, daß sie zu weit hinten dargestellt ist, so daß man eher sagen kann, sie ruht auf dem Gesäß.

Als der junge Bismarck im Alter von vierzehn Jahren einmal auf Ferien zu Hause war, schlenderte er mit der Flinte durch den Park, um Kaninchen zu schießen. Beim Anblick der Herkules-Statue juckte ihn der Übermut, er hob die Flinte und jagte dem steinernen Herrgott eine Schrotladung ins Gesäß.

Am nächsten Tage machte der Jüngling mit dem Vater einen Spaziergang durch den Park. Der Vater nahm erstaunt und ärgerlich die Veränderung an der Plastik wahr und fragte seinen Sohn mit verhaltenem Zorn, ob er diese Dummheit begangen habe.

Der junge Bismarck, der nicht zu lügen pflegte, gestand sein Attentat sofort, war aber bereits Diplomat genug, um sein Geständnis in eine Form zu kleiden, die den Vater entwaffnete.

„Ja“, sagte er, „ich habe es aus purem Übermut getan, Vater, da ich den großen Popez so komisch fand. Hätte ich freilich gewußt, daß ich dem Mann wehe tun würde, so hätte ich es unterlassen. Gleich nach dem Schuß hat er vor Schmerz mit der linken Hand nach hinten gefaßt, da ist sie dann geblieben.“

Der Vater lachte, der Sohn stimmte ein, und die verstümmelte Statue steht noch heute so da.

Bischof Bonner.

Heinrich VIII. wollte seinen Bischof Bonner mit einem besonders groben Handschreiben an den König Franz I. von Frankreich schicken.

„Wenn ich diesen Brief überreiche“, meinte Bonner, „wird man mir den Kopf abschlagen.“

„Dann werde ich sämtliche Franzosen enthaupten lassen, die sich im Königreich England befinden“, rief der König energisch.

„Sehr gut, Majestät“, entgegnete der Bischof, „nur befürchte ich, daß von den abgeschlagenen Köpfen keiner auf meinen Körper passen wird.“

Joseph II.

Kaiser Joseph II. liebte es, inkognito zu reisen. Eines Tages kam er nach Lemberg, ließ sich ein Zimmer geben und schrieb sich als Graf Hochberg aus dem Gefolge des Kaisers ein.

Er begab sich auf sein Zimmer und fing an, sich zu rasieren. Das Stubenmädchen schlich äußerst neugierig um ihn herum, machte sich zu schaffen und fragte ihn plötzlich, welche Dienste er beim Kaiser versehe.

Joseph erwiderte, indem er sich gelassen den Seifenschaum über die Wangen wischte:

„Ich pflege ihn zuweilen zu rasieren.“

HANS RIEBAU:

MÄRCHEN VOM GLÜCK

I.

Am Donnerstag hatten sie sich kennengelernt. Sie war, gleich vom Büro aus, in ihrem Leinenkleid, ohne Hut und Handschuhe ins Kino gegangen, hatte eine Karte für fünfundneunzig Pfennig gelöst, und erst als die Platzanweiserin sie die Reihen hinunterführte, hatte sich herausgestellt, daß alle billigen und selbst die mittleren Plätze besetzt waren.

„Na, Fräulein", hatte der Geschäftsführer gesagt, „dann hilft es nichts: Gehen Sie nur in die Rangloge."

Mit einem beklemmenden Gefühl hatte sich Trube in das weiche Leder des Klubsessels fallen lassen. Von der Wochenschau hatte sie kaum etwas gesehen und gehört, so sehr war sie damit beschäftigt, wenigstens das blonde Gewirr des Haares dem Milieu der feinen Leute, als das sie nun einmal den teuersten Platz eines Kinos empfand, anzupassen.

Neben ihr aber, durch zwei dicke Klubsesselarmlehnen getrennt, saß e r. Sie fühlte, wie er hin und wieder den Kopf wandte, und als dann endlich der Hauptfilm begann, geschah es: Er reichte ihr die Schachtel mit den Rumpralinen und brachte sie, als das Programm zu Ende war, nach Hause. Sie verabredeten sich für Montagabend — „ich", sagte er, „hole Sie selbstverständlich ab" —; und da er sich in aller Form vorgestellt hatte, wußte sie sehr bald, wer Peter Pollen war: Inhaber der Pollenwerke draußen in Kendorf und s o o o reich!

II.

Freitag, Sonnabend und Sonntag vergingen wie im Fluge. Der Jubel, der ohne Zweifel in Trubes Brust tobte, war in starke Fesseln geschlagen. Natürlich, ein wohlhabender Mann und jung dazu und nett und gut aussehen, das war für eine Stenotypistin bei Cox & Lohmüller das leibhaftige Märchenglück. Aber fehlte nicht etwas? Mochte sie ihn gern? Oder gar: Liebte sie ihn schon? Oder war es nur der Glanz dieses geradezu unglaubwürdigen Zufalls, der sie die Tage wie im Fieber durchleben ließ?

Am Montagmittag endlich erwachte sie aus ihrem Taumel. Um acht Uhr wollte er sie abholen, und sie, im Begriff, ins Büro zu gehen, machte die plötzliche Entdeckung: Es ging ja gar nicht! Es war unmöglich! Welches Kleid sollte sie anziehen, um mit Peter Pollen etwa in ein Luxusrestaurant oder sogar ins Astoriakabarett zu gehen? Sollte sie die braunen Schuhe nehmen mit den weißen Streifen, (die, wenn man sie genau besah, gar nicht mehr weiß waren?). Oder die Zwirnhandschuhe, an beiden Daumen gestopft? Und die Handtasche, die einen dicken Hautcremefleck auf der Klappe hatte? Und die Strümpfe erst? Und der Hut vom vorigen Jahr?

In Trube stürzte eine Welt zusammen. Und erst, nachdem sie die Trümmer dieses Zusammensturzes sozusagen mit leibhaftigen Augen gesehen hatte, begann sie nach einem Ausweg zu suchen, nach einer Notlösung, die es doch und trotz allebem möglich machen mußte, mit einem Mann wie Peter Pollen in der kronleuchterglitzernden Helle eines Weinrestaurants Austern zu essen und Sekt zu trinken Das neue Abendkleid von Lisa, das wußte sie, paßte ihr. Strümpfe konnte ihr Frau Borchwald zur Not leihen, und vielleicht ging es auch mit den Schuhen, die sich Fräulein Glunkel neulich für den Schützenball gekauft hatte? Und was die Handtasche angeht, so sollte es doch eigentlich nicht so schwer sein — — —

Als Trube abends um 7.15 Uhr ihr Zimmer betrat, hatte sie alles, was notwendig war, in ihrem Handköfferchen bei sich: Kleid, Strümpfe, Schuhe, Hut, Handschuhe und sogar einen wundervollen, blauseidenen Abendmantel. Als aber das Köfferchen geöffnet und sie im Begriff war, von all diesen Kostbarkeiten Besitz zu ergreifen, klingelte es und gleich darauf trat Peter Pollen ins Zimmer.

„Ich bin etwas zu früh gekommen", lachte er. „Aber um so mehr Zeit haben wir für uns, kommen Sie."

Trube zitterte. „O nein", sagte sie, „zuerst muß ich mich umziehen."

„Ausgeschlossen", lachte Peter Pollen weiter, und schon hatte er ihr in den grauen dünnen Sommermantel geholfen, „so wie Sie jetzt sind, gefallen Sie mir am besten."

Sie gingen. Nicht ins Weinrestaurant und nicht ins Astoria, sondern in Hennemanns Sommergarten. Sie tranken Bier, aßen Beefsteak mit Ei dazu und tanzten. Und als dann gar noch eine Flasche Erdbeerwein auf dem Tisch stand, war ihr Glück so groß, wie es größer nicht mehr sein konnte.

III

Natürlich waren sie bald verheiratet, Peter Pollen und Trube. Jedes Jahr feiern sie ihren Hochzeitstag — das sind sie schließlich ihrer Liebe und ihrem Glück schuldig — in Hennemanns Sommergarten bei Erdbeerwein und Beefsteak mit Ei; und das alles läßt sich um so leichter machen, als Peter Pollen (und damit ist der Autor dieser Geschichte der Gefahr entronnen, anstatt ein Stück aus dem Leben, wieder einmal ein Stück Kino geschrieben zu haben) längst nicht mehr Inhaber der Pollenwerke und längst nicht mehr reich ist, sondern zweiter Buchhalter bei der Bausparkasse „Bescheidenheit".

(Schluß zu Seite 1151: „Die Kommenden klagen uns an")

Erbkranker Nachwuchs bedeutet für jedes Volk eine Belastung, vielleicht gar eine so schwere, daß sie das Volk an den wirtschaftlichen Abgrund führen kann. Eine der wichtigsten Aufgaben des Staates ist es daher, das Entstehen alles Kranken, Minderwertigen, die Nation in ihrer Gesamtentwicklung Hemmenden und Hindernden zu verhüten, damit er mit aller Kraft und mit dem ganzen Einsatz wirtschaftlicher Möglichkeiten denen dienen kann, die seinen Aufstieg und seinen Weiterbestand gewährleisten.

In voller Erkenntnis der Richtigkeit solcher Aufgaben wird die Regierung in kürzester Zeit weitere Schritte auf dem Gebiete positiver Bevölkerungspolitik unternehmen und für die erbgesunden, kinderreichen Familien sorgen, die Träger unserer Zukunft sind.

Es gilt nicht, bestehendes minderwertiges Erbgut auszurotten und brutal zu vernichten, sondern das Entstehen neuer Träger zu verhindern. Nur auf diesem Wege wird Deutschland zu jener inneren Gesundung gelangen, die es braucht. Damit es dahin finde, muß es in seiner Gesamtheit aber erst zur Erkenntnis kommen, daß es über das eigene Ich zurück- und vorausdenkt. Mit der Ausschaltung des Fremdrassigen aus seinem Volkskörper ist es allein ebensowenig getan wie mit der Vorsorge, daß erbkranker Nachwuchs weiter zum Dasein gelangt. Erst wenn sich jeder, auch der letzte, der großen, völkischen Pflicht bewußt wird, daß er mit seinem ganzen Sein, mit Herz und Körper, mit seiner besonderen Begabung und Begnadung der Familie, der Sippe und dem großen Gemeinwohl zu dienen hat, daß er nicht ererbte Krankheit und ererbtes Krüppeltum, sondern seine Gesundheit seinen Kindern weiterzuverschenken hat, dann wird eine ganze Nation, bei der jeder für den andern einsteht, fähig und würdig sein, die Aufgaben zu erfüllen, die sein Führer ihm bestimmt hat. Um Frieden zu haben, um unseren Lebensraum gesichert zu sehen, müssen wir ein starkes Volk werden. Und nur ein gesundes Volk ist stark. Es bleibt ein Naturgesetz von ewigem Bestand, daß lebensunwertes Leben von Stärkeren vernichtet wird.

Dr. Hellmut Unger.

KULTURKURIOSA

Im Spiegel der Zeit

Das Blond der alten Germanen war im dunkelhaarigen Rom stark begehrt. Man kannte damals schon blonde Perücken. Die Germanin selbst, wenn ihr die Natur dieses Blond versagt hatte, färbte sich das Haar mit einer Seife von Buchenasche und Ziegentalg.

Die Ehe war für die altdeutschen Frauen einmalig. Schon Tacitus berichtet, daß meist nur Jungfrauen heirateten. Fand nach dem Tode des Gatten eine zweite Ehe statt, so begab sich die Frau damit wertvoller Rechte. Auch büßte sie die Gütergemeinschaft mit den Kindern aus erster Ehe ein.

Mußten altdeutsche Frauen vor Gericht erscheinen, so schwuren sie bei ihrem Zopf, indem sie die eine Hand auf ihre Brust, die andere auf ihren Haarzopf legten.

Mittelalterliche Frauen durften nichts berühren, was vorher ein fremder Mann angefaßt hatte. Vor allem galt es als schimpflich, wenn eine Frau Männerkleidung anlegte. Letzteres war in Island sogar ein Scheidungsgrund. Der Mann hatte das Recht, sich von einer Frau scheiden zu lassen, wenn sie Hosen trug.

Im sächsischen Land- und Lebensrecht aus dem 13. Jahrhundert wird die Frau in ihrer rechtlichen Stellung erst an 19. Stelle angeführt. Die Aufzählung beginnt mit dem lieben Gott, um mit dem Juden zu enden.

Bei der Bewirtung des Brautpaares und der Gäste spielten Huhn und Hahn eine wichtige Rolle. Noch im Berlin des 16. Jahrhunderts heißt die erste Bewirtung der Hochzeitsgäste durch das Brautpaar „Brauthahn". Im 17. Jahrhundert trug man diesen „Brauthahn" im Rheingau auf den Tisch. Er war meist prächtig verziert mit Blumen und Eicheln. Am Ende des Hochzeitsmahles wurde er verzehrt.

Bedeutende Maler des Mittelalters haben fürstliche Geliebte als Heilige oder biblische Heldinnen gemalt. So wurde Käte Stolzenfels, die Geliebte des Kurfürsten Albrecht von Mainz (1514—1545) von Albrecht Dürer zugleich mit Ernestine Mehandel, einer anderen Geliebten des Kurfürsten, als Loths Töchter verewigt. Lukas Cranach malte Ernestine als hl. Ursula, während die schöne Käthe von Matthias Grünewald gemalt wurde.

Bauernnot in alter Zeit

Noch im 17. und 18. Jahrhundert teilte der Bauer seine Stube mit dem Federvieh.

Steuern und Abgaben waren die schlimmsten Feinde des Bauern. In manchen Gegenden mußte er, wenn ein Sterbefall gewesen, das beste Stück Vieh oder Gewand seiner Herrschaft abliefern.

Das Wild vermehrte sich ehemals ungeheuer, da die Jagdgelüste der Großen ebenso ungeheuer waren. Ungehindert durfte es des Bauern Acker vernichten. Grausame Strafen trafen den, der das Wild auch nur zur Bekämpfung des Wildschadens tötete.

Kulturbildchen von einst: 1617 wandte man in Sachsen jährlich für die Erhaltung der Jagdmeute 13 000 Taler auf, für die Bibliothek aber nur 300 Gulden.

Kurfürst Joachim der Zweite von Brandenburg ließ jedem Wilddieb beide Augen ausstechen.

Der Besitzer eines Dorfes hatte das Recht, es zu verpfänden. Man kann sich denken, daß da aus dem Dorfe herausgepreßt wurde, was ging oder auch nicht ging.

Dem Bauern waren seit den Tagen Karls des Großen die Farben vorgeschrieben, in die er sich zu kleiden hatte: in der Woche dunkel- oder hellgrau, Sonntags blau.

Der Herr besaß das Recht, seinen Hörigen die Ehe zu erlauben oder zu verbieten. Er konnte jeden jungen Mann mit 18, jedes Mädchen mit 14 Jahren zu einer ihm genehmen Ehe zwingen.

Agricola.

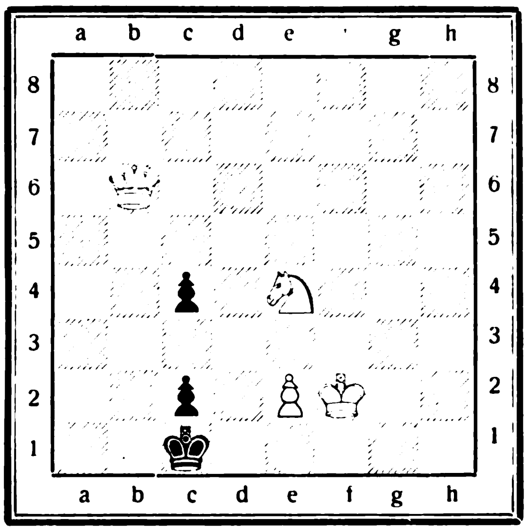
Schachbeobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck.)

Aus dem Nachlaß des auf dem Felde der Ehre gefallenen Berliner Schachmeisters **Curt Moll** freundlichst zur Verfügung gestellt von seiner Frau Eleonore Teichert-Moll, Berlin.



Schwarz: Kc1, Bc2, c4 (3 Steine).
Weiß: Kf2, Db6, Se4, Be2 (4 Steine).

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt. Ein schöner, aber nicht schwerer Dreizüger.

Verfehlte Wiener Gambitannahme

Weiß: Dr. M. Würzburger. Schwarz: Peifer.

1. e2—e4	e7—e5
2. Sb1—c3	Sg8—f6
3. f2—f4	e5×f4? (1)
4. e4—e5!	Dd8—e7
5. Dd1—e2!	Sf6—g8 (2)
6. Sg1—f3	Sb8—c6
7. d2—d4	d7—d6? (3)
8. Sc3—d5	De7—d8 (4)
9. Sd5×c7†!	Aufgegeben.

1. Üblich ist hier 3. ... d5; 4. f×e, S×e4; 5. d3, Dh4† (richtig wäre 5. ... S×c3); 6. g3, S×g3; 7. Sf3! Dh5; 8. S×d5! und Weiß steht in allen Varianten auf Gewinn.
2. Entwickelte Figuren in der Eröffnung schon zurückziehen müssen, bedeutet Zeit und Terraineinbuße, das sich bald rächen muß.
3. Besser wäre 7. ... Db4 und falls 8. a3, so 8. ... Db6.
4. Oder 8. ... Dd7, 9. e×d†, Kd8; 10. d×c† usw.

Eine von dem 81jährigen Führer der Weißen jugendlich kräftig gespielte Partie.

Eine Wiener Partie

aus einem Münchener Tombola-Turnier.

1. e2—e4	e7—e5
2. Sb1—c3	Sb8—c6
3. f2—f4	Sg8—f6?
4. f4×e5	Sc6×e5
5. d2—d4	Se5—g6
6. e4—e5!	Dd8—e7
7. Dd1—e2!	Sf6—g8 (1)
8. Sg1—f3!	d7—d6 (2)
9. Sc3—d5 (3)	De7—d7
10. e5×d6†! (4)	Ke8—d8
11. d6×c7†! (5)	D×c7
12. S×Dc7	K×Sc7
13. De2—c4†	Kc7—b8
14. D×f7 (6)	Sg8—e7
15. Df7—f4†	S×D
16. L×Sf4 matt!	

1. Zeit, Tempo und Raumverlust.
2. Schwarz ist schon sehr in Verlegenheit! Was soll er tun? Wenn er c6 zieht, so folgt Se4!
3. Weiß gewinnt mit diesem Vorbereitungszug mindestens eine Figur.
4. Auch S×c7† ist schon hinreichend.
5. Nun wäre des grausamen Spiels genug, aber im Tombola-Turnier muß bis zum Matt gespielt werden, was Weiß vollends genießend auskostet.
6. Auf Sf6 opfert Weiß die Dame, auf g6 und mit Lf4 setzt er dann matt.
7. Der Führer der Weißen erhielt für diese schneidige Partie einen Delikateßfreßkorb, aber nicht wegen der vielen Figurenfresserei, sondern weil er als erster die Partie gewann.

Aufgabenlösung aus Folge 32.

(Dreizüger von Prof. Köbele, Freiburg i. B.)

Weiß: Ke1, Df7, La4, Se5, Be4 (5).
Schwarz: Ke3 (1).

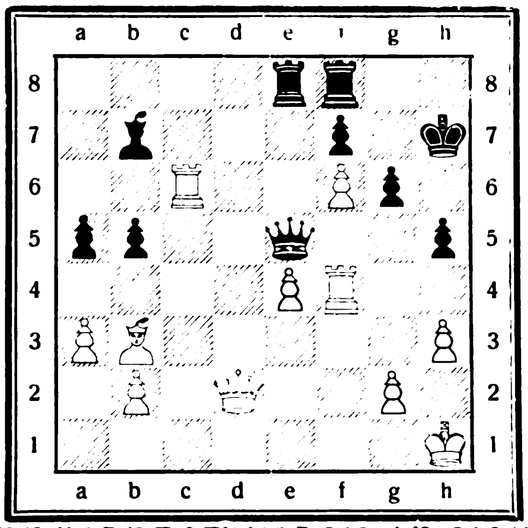
1. Se5—c6, K×e4, 2. Lc2†, Ke3; 3. Df7—f2††.
1. . . . . , Ke3—d3; 2. La4—d1, Kd3—c3; 3. Db3††.
1. . . . . , ... ; 2. . . . . , Kd3—e3; 3. Df3††. Df3††.

R i c h t i g gelöst: Walter Dreher, Solingen; Georg Bonnet, Bad Segeberg; Frau K. Dudenhöffer, Osterath; Karl Katsenski, Kiel; Rektor Kidaller, Bolko-Oppeln; Heinz Leiteritz, Hartmannsdorf; Pfarrer Klein, Setzingen; E. H. Daas, Stettin; Nr. 30 W. Herbote, Zgrang Südlohn; Nr. 28, 30 und 32 Alfred Prater, Hartha; Nr. 30 Max Henning, Dresden.

Eine glänzende Kombination

Weiß: Nootebom, Holland. Schwarz: Cromer, Frankreich.

Kontrollstellung Schwarz:
Kh7, De5, Te8, Tf8, Lb7, Ba5, b5, f7, g6, h5 (10).



Weiß: Kh1, Dd2, Te6, Tf4, Lb3, Ba3, b2, e4, f6, g2, h3 (11)

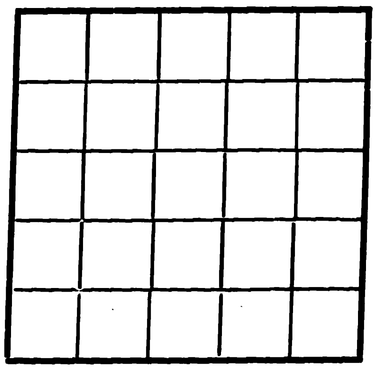
Der letzte Zug von Schwarz war Lc8—b7, worauf Weiß mit der glänzenden Kombination Tf4—f5! antwortete. Schlägt der Bauer g6 den Turm, so geht die weiße Dame nach g5 und droht Matt. Schwarz schlägt mit der Dame den Bauern e4. Nun folgt ein hübsches Opfer! Wo?

Lösung:

Tf5×h5†, g6×Tf5; Lb3—c2, L×Tc6; Dd2—g5†, De4—g6; Dg5×h5†, Kh7—g8; Lc2×Dg6 und gewinnt. Ein Spielschluß voll Kraft und Schönheit.

RÄTSEL

Magisches Quadrat



Buchstaben sind in obige Figur so einzusetzen, daß die waagrechten und senkrechten Reihen gleiche Wörter folgender Bedeutung ergeben: Stadt am Missouri, Längenmaß, afrik. Gebirge, seufzen (englisch), Gift.

Geographisches Zahlenrätsel

1	2	3	4	2	5	6		= italien. Stadt
7	8	3	7	9	7	7		= See in Nordamerika
3	9	10	8	3	7	5		= adriat. Küstenland
9	2	5	10	11	9			= brasil. Stadt
10	7	12	7	8	2	5		= Stadt in Persien
7	8	4	2	13				= Stadt in Ungarn
8	12	7	3	5				= deutscher Strom
9	13	1	2	10	8	2		= Insel im indischen Ozean
13	4	1	7	5	2	13		= Stadt in Thüringen
5	2	14	2	9	2	15	3	= Stadt in Japan
14	11	10	10	12	2	8	6	= Berg in der Schweiz
7	16	8	11					= Fluß in Spanien
8	7	3	1	9				= Stadt in Frankreich

Die ersten Buchstaben von oben nach unten gelesen ergeben eine Oper von Richard Wagner.

Silbenrätsel

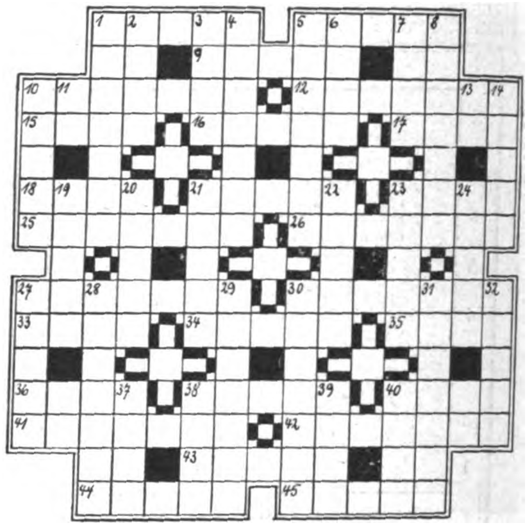
Aus den Silben: bo bo bro chi co de di do do e e e e fan fir gen gen lai land let mo mond na na ni ni nis o pi raph re rich ris ro se stel, tant, tri u umph ver sind 17 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Sinnspruch aus dem Kampfe der Bewegung ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Stümper, 2. span. Fluß, 3. Stadt in Nordamerika, 4. Farbenzusatz, 5. Männername, 6. Regenbogen, 7. asiat. Reich, 8. Siegesfreude, 9. Engel, 10. Musikinstrument, 11. Mädchenname, 12. Bibelabschnitt, 13. Paladin Karls des Großen, 14. Komponist, 15. engl. Hafenstadt, 16. Göttin der Zwietracht, 17. nordital. Stadt (ch = 1 Buchstabe).

1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 ....

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Gaukler, 5. Haustier, 9. Geistlicher, 10. Schatz, 12. Ehrfurcht, 15. Körnerfrucht, 16. Wohnung, 17. Nachtvogel, 18. deutscher Komponist, 21. gesetzliche Gesellschaftsordnung, 23. Weißmetall, 25. distelähnliches Kraut, 26. bibl. Männergestalt, 27. Bekleidungsstück, 30. Teil der Körperpflege, 33. Lebenshauch, 34. Kraftmaschine, 35. deutscher Strom, 36. Geflügel, 38. deutsche Erfindung des ausgehenden Mittelalters, 40. mittelalterliche Waffe, 41. Hafenstadt in Frankreich, 42. Lohn, Gehalt, 43. römische Göttin, 44. Blume. 45. Hunnenkönig.
Senkrecht: 1. Nahrungsmittel, 2. heiliger Stier der Ägypter, 3. Götzenbild, 4. karnevalistische Veranstaltung, 5. Vermögen, 6. Gewürz, 7. italienisches Fürstengeschlecht, 8. frz. Physiker, 10. Sternbild, 11. frz. Artikel, 13. spanischer Artikel, 14 amerikanischer Staat, 19. Halbedelstein, 20. türkisches Frauengemach, 21. Gewässer, 22 Amtstracht, 23. Goethegestalt, 24. Organ, 27. Steppe in Mittelargentinien, 28. Aufgabe, 29. Rundreise, 30. Gotteshaus der Mohamedaner, 31. Seeoffizier, 32. Hausvorsprung, 37. landwirtschaftliches Gerät, 38. Teil der Werft, 39. Ernährungsart, 40. englischer Dichter.



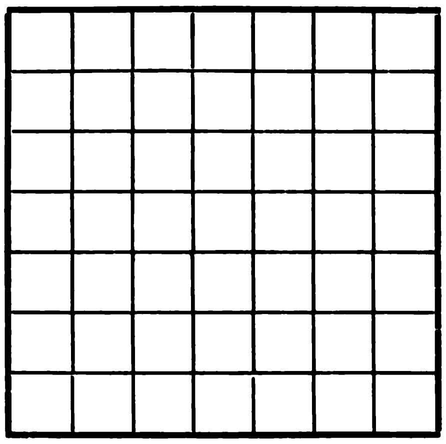
Rätsel

Der schönsten der Göttinnen reichte
Mein Wort den goldenen Apfel:
Auch nennt es die Weltstadt, wo oft schon
Gemischt ward der Becher des Unheils.

Farbendreiklang

Der —, gelb und rot in Blüte steht,
Als ein brauner — vorbei just geht.

Diagonalrätsel



Folgende Buchstaben sind in obige Figur so einzusetzen, daß in den waagrechten Reihen Wörter folgender Bedeutung entstehen. Die Diagonale von links oben nach rechts unten und von links unten nach rechts oben ergeben die Namen zweier Reichsminister.

a a a a ä b e e e e e e e g g g g g g
h h h i i i l l m n n n n o r r r r r r r
s t t t u u u u

Landzunge, Deutscher, bayer. Berg, Stadtbewohner, zoolog. Einteilung, Riese, Ort in Algerien.

Doppelt geköpft

Gegrüßt, du Gau der Reben,
Du Land voll Frucht und Wein,
Wo Burg und Dom sich spiegeln
Im grünen deutschen Rhein!
Zwei Zeichen weg: da sprudelt
Ein Fluß durch grüne Au
Und kraftvoll Leben bringt er
Dem schönen Chiemseegau.

Gegensatzrätsel

Von folgenden Wörtern sind solche mit gegensätzlicher Bedeutung zu suchen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben einen Führer der N.S.D.A.P.

links, redlich, unklar, geheim, fest, mager, dunkel, falsch, oft, ernten.

Auf den Kopf gestellt

Im Kleide aus Wort
Nahm ich den Wort,
Um zu suchen den Wort.
Und dreht' ihn sofort
Und spielte dann Wort.

Silbenrätsel

Aus den Silben: al ar ar be bei bi chen dau bra el en er erl kat kö land li lip ma mands mo na ne nie nig niz no pu ras re rut se sen ster tar tel ti tin vi za ze sind 17 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben von oben nach unten gelesen ein Zitat von Schiller ergeben.

1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 ....

Die Wörter bedeuten: 1. Theaterstück, 2. Mädchenname, 3. bekannte russ. Gestalt, 4. Hafenstadt in Palästina, 5. landwirtschaftl. Gerät, 6. Gift, 7. Stadt in Frankreich, 8. Goethesche Figur, 9. Einrichtungsgegenstände, 10. Nebenfluß der Elbe, 11. jurist. Person, 12. Stadt an der Riviera, 13 Teil des Fasses, 14. geometr. Figur, 15. Gebiet zwischen zwei Fronten, 16. Haustier, 17. Rang. (ch und tz = ein Buchstabe.)

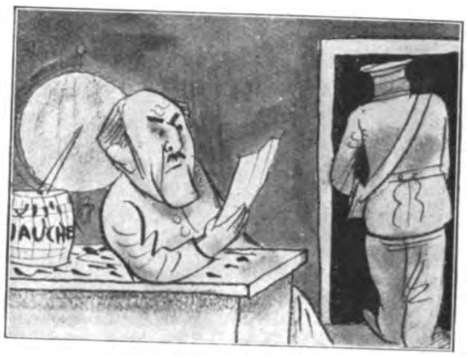
Rätsel-Auflösungen aus Folge 35

Geograph. Silbenrätsel: 1. Hongkong, 2. Iller, 3. Neisse, 4. Dürrnhieb, 5. Echterdingen, 6. Normandie, 7. Berlin, 8. Ungarn, 9. Ragusa, 10. Givet = Hindenburg, Tannenberg. ✱ **Buchstabenaustausch-Rätsel:** Tau, Ast, Nummer, Not, edel, nicht, Bild, Egel, Rast, gehen = Tannenberg. ✱ **Gegensatzrätsel:** Abel, Leier, Fuß, rund, Ebene, dick, Riese, Ober, Sonne, echt, Nacht, Berg, Eile, rauh, gut = Alfred Rosenberg. ✱ **Füllrätsel:** Erbrecht, Bergrat, Oberarm, Weberei, Gellert, Streber. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Delphin, 2. Uhland, 3. Spiritus, 4. Oschatz, 5. Liebau, 6. Logik, 7. Sorau, 8. Terpentin, 9. Auflauf, 10. Niedertracht, 11. Diphthong, 12. Eifel, 13. Ulla, 14. Tohuwabohu, 15. Schweinedieb, 16. Liturgie, 17. Almosen = Du sollst an Deutschlands Zukunft glauben. ✱ **Fremdsprachliches:** Jäger — Latein, Jägerlatein. ✱ **Zahlenrätsel:** Paladin, Aargau, Regine, Tochter, Eigensinn, Imkerkorb, Therese, Azur, Georg = Parteitag Nuernberg. ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Base, 4. Asta, 7. Einer. 8. Tiara, 10. Eimer, 12. Ala, 14. Sam, 15. Kai, 16. Maß, 18. Ilse, 19. Sumatra, 20. Klee, 22. Ente. 25. Aal, 26. Pik, 28. Ger, 29. Piano, 31. Indus, 32. Irene, 33. Ebba, 34. Etat. — Senkrecht: 1. Villa, 2. See, 3. Eris, 4. Atem, 5. Sir, 6. Arras. 7 Edam, 9. Arie, 11. Malaria, 13. Assel, 15. Klang, 17. Sue, 18. Ire, 20. Kali, 21. Laune, 23. Teint, 24. Erle, 26. Pisa, 27. Knie, 29. Pud, 30. Ort. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Wendelin, 2. Alhambra, 3. Saale, 4. Desdemona, 5. Untersberg, 6 Eremit, 7. Rorschach, 8. Erwin, 9. Reichskanzler, 10. Birne, 11. Tiberius, 12. Biebig, 13. Observatorium, 14. Neumond, 15. Domino. 16. Elefant, 17. Insel, 18. Nazareth, 19. Emu, 20. Nabob, 21. Viersen, 22. Ausschlag, 23. Elisabeth, 24. Tutzing, 25. Esel, 26. Runen = „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen." ✱ **Rösselsprung:** Wenn du noch eine Heimat hast, / So nimm den Ranzen und den Stecken / Und wand're, wand're ohne Rast, / Bis du erreicht den teuren Flecken. (Traeger.)

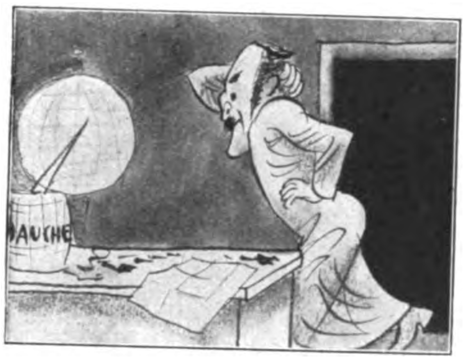
Glossen der Woche



1 In seinem Maulwurf-Sudelloch
Sitzt Alfred Kerr (und andere noch);
er spritzt gemäß erprobtem Brauche
auf Deutschland die Verleumderjauche



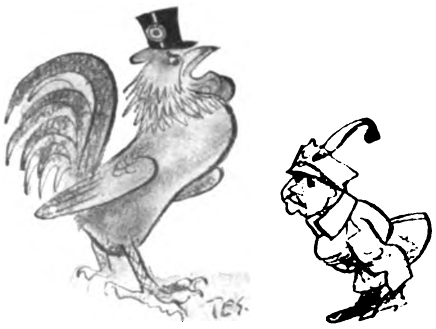
2 G'rad' als er neuen Mist erdachte,
die Post Nachricht aus Deutschland brachte.
Voll Wut las er auf diesem Bogen,
daß ihm das Bürgerrecht entzogen.



3 Durchs Zimmer geht er kreuz und quer
und sinnt und grübelt hin und her,
ob nicht sein Intellekt am Ende
noch irgendeinen Ausweg fände.



4 So tat er dann durch Knopfabzählen
ein neues Vaterland sich wählen,
damit er was im Zeitungsblatt
zum Hetzen und Verleumden hat.



„Gestatten: Dollfuß, Inhaber des Kaiserjäger-Regiments!"
„Sferr angenehm! — Lecoq, Zahlmeister des Dollfußregiments!"



„Nun, Moritzchen, was weißt du mir von den alten Germanen zu sagen?"
„N—nu—nur Gutes, Herr Lährer!"

Genf und Santander

Schleunigst läuft der Lausejunge,
wo man ihn versohlen würde.
Doch er reckt die lange Zunge
hinter Gitter-Zaun und Hürde.

Wagt sich einer in die Stube
seiner Affenmutter weiter,
schreit der süße, kleine Bube,
wie ein Unschuldslämmlein schreit er

Die Mama in ihrem Zorne
weist dir dann empört die Türe,
und die Wut kommt dir von vorne,
daß dir solches widerführe

Bleib darum aus seinem Hause,
wo die Alte auf ihm brütet
und nimm Rache an dem Lause-
jungen, wo er nicht behütet!

Horatius.

Kurzmeldungen

In Greuelmeldungen herrscht bereits Überproduktion, daß zwei der größten Greuelunternehmungen, der Wiener „Abend" und „Der Telegraf" ihren Betrieb einstellen mußten.

*

Die Neuyorker Juden haben den Reichspräsidenten Hindenburg ersucht, den Reichskanzler Hitler zu entlassen; sie wollen ihm dafür ein ganzes Dutzend Juden, sortiert in den feinsten Marken, fracht- und spesenfrei zur Kanzlerauswahl senden.

*

Der Schwede Branting und der Franzose Romain Rolland beschäftigen sich lebhaft mit dem Problem, aus dem deutschen Reichstagsbrand einen Weltbrand zu entwickeln.

*

Österreich war beim Kongreß der 2. Internationale durch vier Krummschnäbel vertreten: einen Adler und drei „Falken". Der Adler war natürlich nicht der österreichische Adler, sondern der jüdische.

Neues aus Oesterreich

Das offizielle Österreich will sich einen anderen Namen zulegen, da es als deutsches Ostreich nicht mehr angesprochen werden kann. In Frage kommen: Doll-fu-sien, Vaugoinea und Feyerland.

*

Das österreichische „Braunbuch" konnte noch nicht erscheinen, da sogar die Schrift blau anlief und außerdem wegen des Inhalts der Deckel sich verbog.

*

Dr. Dollfuß beruft sich bei seinem Vorgehen gegen alles Deutsche auf den berühmten „Dank vom Hause Österreich", den abzustatten ihm als Regierungschef zukomme.



Auf daß ein Judenreich erblüh', sagt Moses „Hott!" und Itzig: „Hüh!"

Verlag: Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11-17, Fernsprecher: 20647 u. 22131. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post und durch jede Buchhandlung monatlich 86 Pfennig, durch Umschlag M. 1.45. Versand ins Ausland durch Umschlag monatlich M. 1.45, für Länder mit ermäßigtem Porto M. 1.25. Postscheckkonto: München 11346; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern, Postscheck III 7206. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank, Filiale Kaufingerstraße. / Der „Illustrierte Beobachter" erscheint wöchentlich am Samstag Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39/II, Fernruf: 20755 und 20801. Hauptschriftleitung und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dietrich Loder, München; Berliner Schriftleitung Dr. Hans Diebow; verantwortlich für Anzeigen: Erwin Finkenzeller, München. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. / Österreich: Für den Inhalt verantwortlich Eduard Steingaßinger; Auslieferungsstelle N. S. P.-Verlag, beide in Linz a. d. D., Langgasse 4/I. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Adressenvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Organisationsleben muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.

Diese Ausgabe darf in Lesezirkeln nicht geführt werden



Die Schulter als Sprungbrett.

Gibt es einen Hundebesitzer, der seinen Liebling nicht für das klügste vierbeinige Geschöpf der Welt hielte? Wir verdenken es keinem, tausendmal hat man ja doch die verständige Ausdrucksweise seiner stummen Sprache bewundern müssen. Man kennt seine Tugenden und Untugenden genau, ist sich über seine Gemütsbewegungen im klaren und freut sich, wenn er wie ein ausgelassenes Kind auf Spiel und Neckerei eingeht. Und wie ein Lausejunge nichts rascher begreift als die Schwächen seines Lehrers, so spürt der Schlauberger Hund sofort heraus, ob sein Herr in einem Entschluß fest bleibt oder wankelmütig wird. Und dies letzte nützt er dann weidlich aus. Spielend lernt er in jungen Jahren oft Erstaunliches, aber viel bewunderungswürdiger als alle anerzogenen Künste sind doch die echten Regungen seiner kleinen Seele, die ihn wert machen, Kamerad des Menschen zu sein.



Durch die zum Reifen geformten Arme springt Foxl am liebsten.

Kann Ihr Hund das auch?



Ein Stück Zucker — u..d ein Höhenrekord.



Huckepack macht ihm eine Mordsfreude.

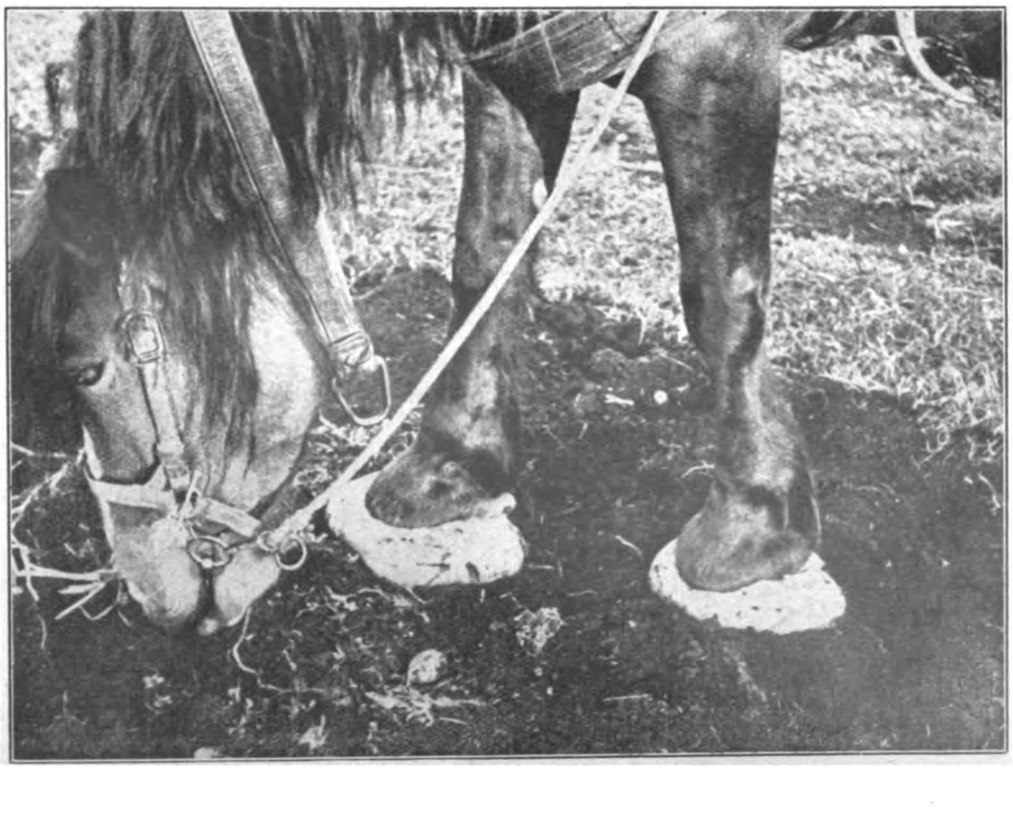


Schwer ist die Arbeit der ostpreußischen Moorbauern Aufnahmen Piper-Nicolai
Die im Moorbruch gebräuchlichen Wagen müssen mit besonders breiten Rädern ausgerüstet sein, da sie sonst bis zur Achse in den weichen Moorboden einsinken würden.

Bauern im Moor

BILDER AUS DEM GROSSEN MOOSBRUCH IN OSTPREUSSEN

Da, wo der Memelstrom und sein Mündungsarm, die Gilge, in das Kurische Haff münden, haben sich im Laufe der Jahrtausende Niederungs- und Hochmoore durch Ablagerungen gebildet, das Hochmoorgebiet des großen Moosbruches. Dieses Gebiet blieb Jahrhunderte hindurch als Sumpf und Urwald unbewohnt. Erst im 13. Jahrhundert begann nach und nach, vielfach durch kriegerische Unternehmungen gestört, die Besiedlung des Gebietes. Sie schritt aber so langsam fort, daß noch im 15. Jahrhundert der weitaus größte Teil des Niederungsgebietes als unbewohnt angesehen werden mußte. Erst im 16. Jahrhundert entstanden zahlreiche Niederlassungen. Naturgegeben an den Strömen, die zunächst die einzigen Verbindungswege bildeten. Handel und Wandel ließen sehr bald den Wunsch aufleben, die Wasserwege zu verbessern und zu verkürzen,



und namentlich war man bestrebt, die Deime mit der Memel durch Binnenwasserstraßen zu verbinden, um den Schiffern den gefährlichen Weg über das oft stürmische Haff zu ersparen.

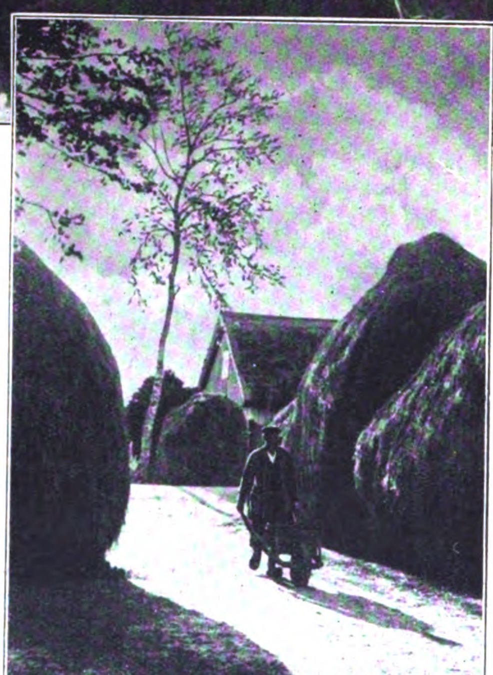
Mit fortschreitender Besiedlung fiel mehr und mehr Wald, und der Wald wurde urbar gemacht. Aus kleinen Verwaldungen, die bei den Strombegradigungen und Verbreiterungen an den Ufern zur Ablagerung kamen, entwickelten sich mit der Zeit Deiche. Mit den Andeichungen ging das Sumpfgelände zurück. Diese Andeichungen machten dann eine jahrhundertelange Entwicklung durch.

Pferde mit Holzschuhen. Die Pferde im Moorgebiet würden ohne diese breiten Hufstützen keinen Schritt vorwärtskommen.



BAUERN IM MOOR

Eine Dorfstraße im Moordorf Gilge.
Vor den Häusern liegen die geernteten Zwiebeln ausgebreitet und geben dem Straßenbild ein eigenartiges Gepräge.



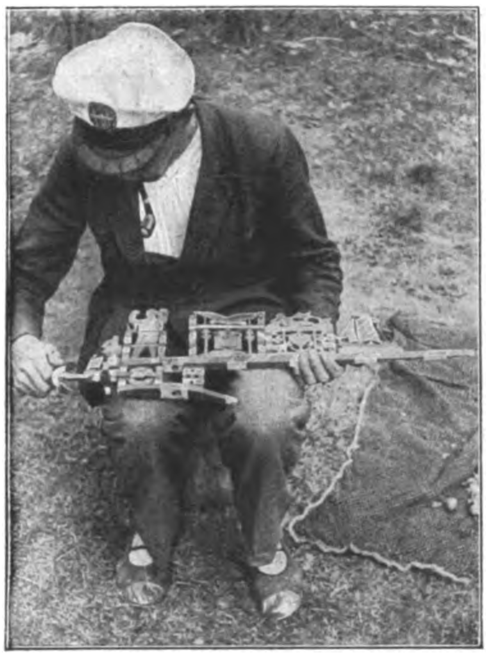
Für den Bau von Scheunen ist fester Boden nicht genügend vorhanden, so daß die Bauern ihr Heu auf der Straße in unmittelbarer Nähe ihrer Häuser aufrichten müssen.



Ein großer Teil des Moorlandes kann seines sumpfigen Charakters wegen weder mit Maschinen noch mit Pferden bearbeitet werden. Hier ist der Bauer auf seine eigene Kraft angewiesen.



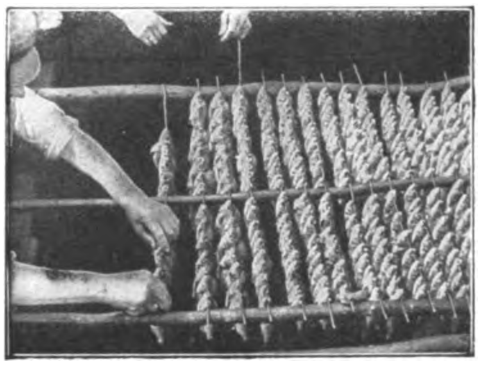
Eine Witwe mit sechs Kindern beim Beschneiden der Zwiebeln vor ihrem Hause. Der Haupterwerb der Moorbauern ist die Zwiebelernte.



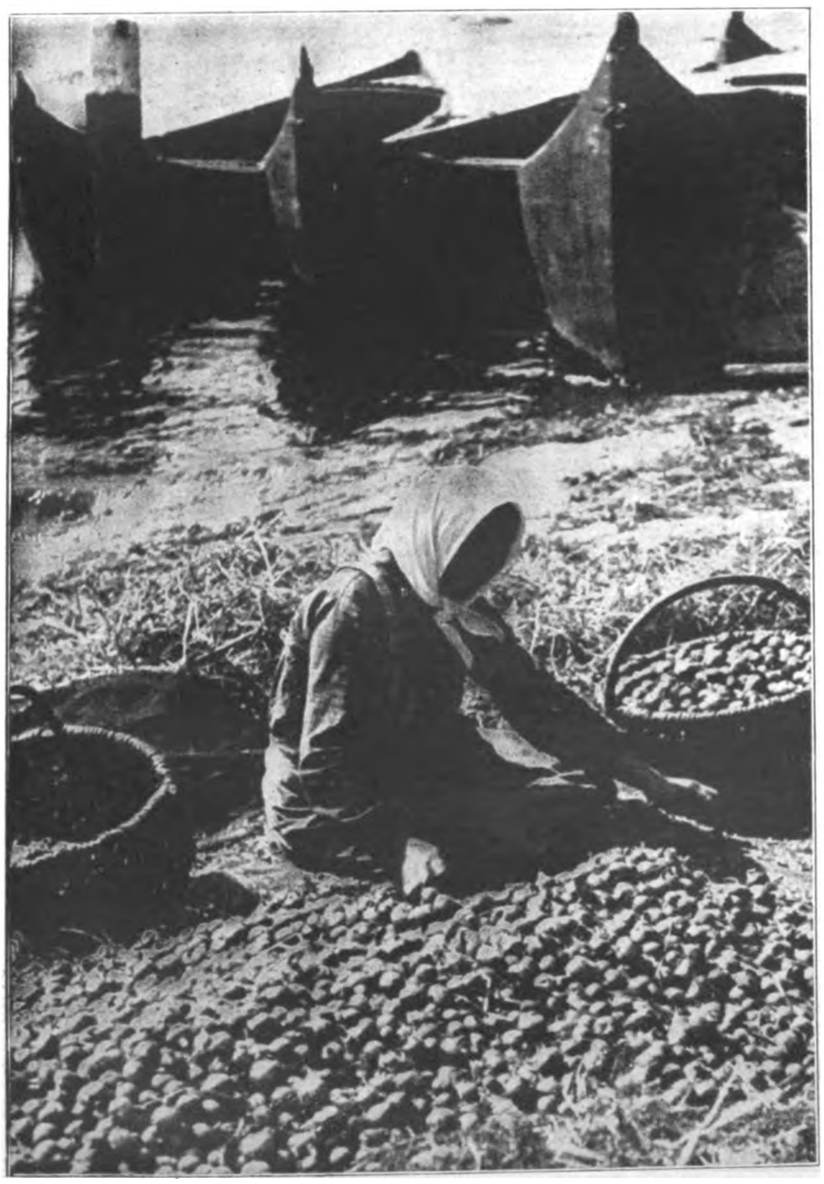
Die Moorfischer führen an den Masten ihrer Boote seltsame, holzgeschnitzte Wimpel, die sie selbst herstellen.

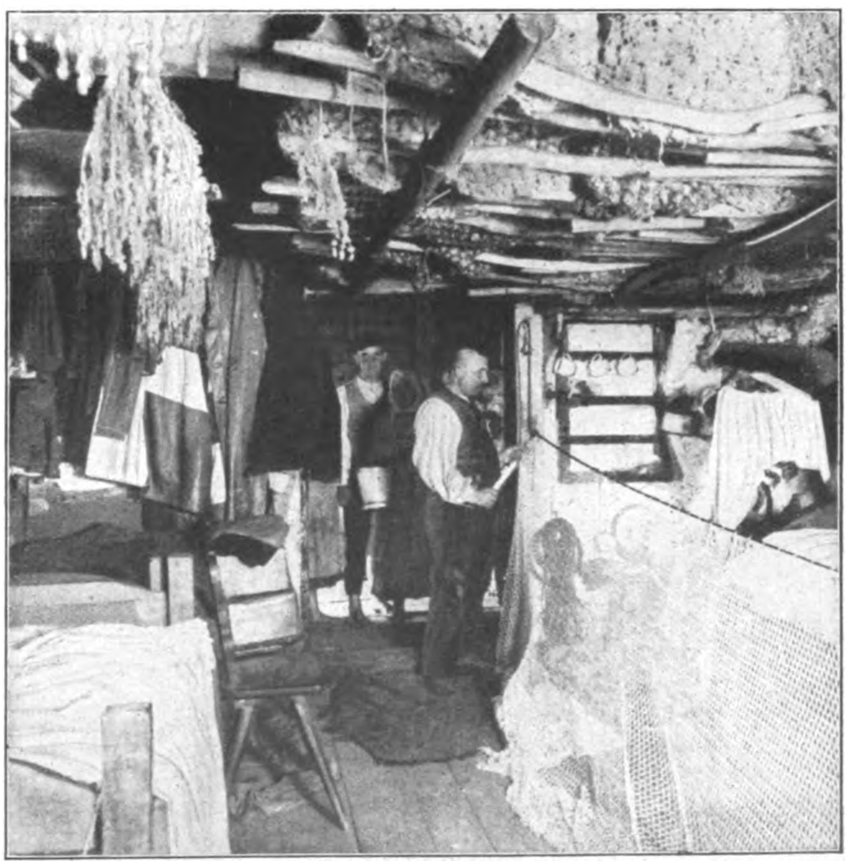


Im Moorgebiet wächst kein Getreide. Daher kennen die Kinder der Moorbauern die Getreidearten fast ebensowenig wie die Großstadtkinder.



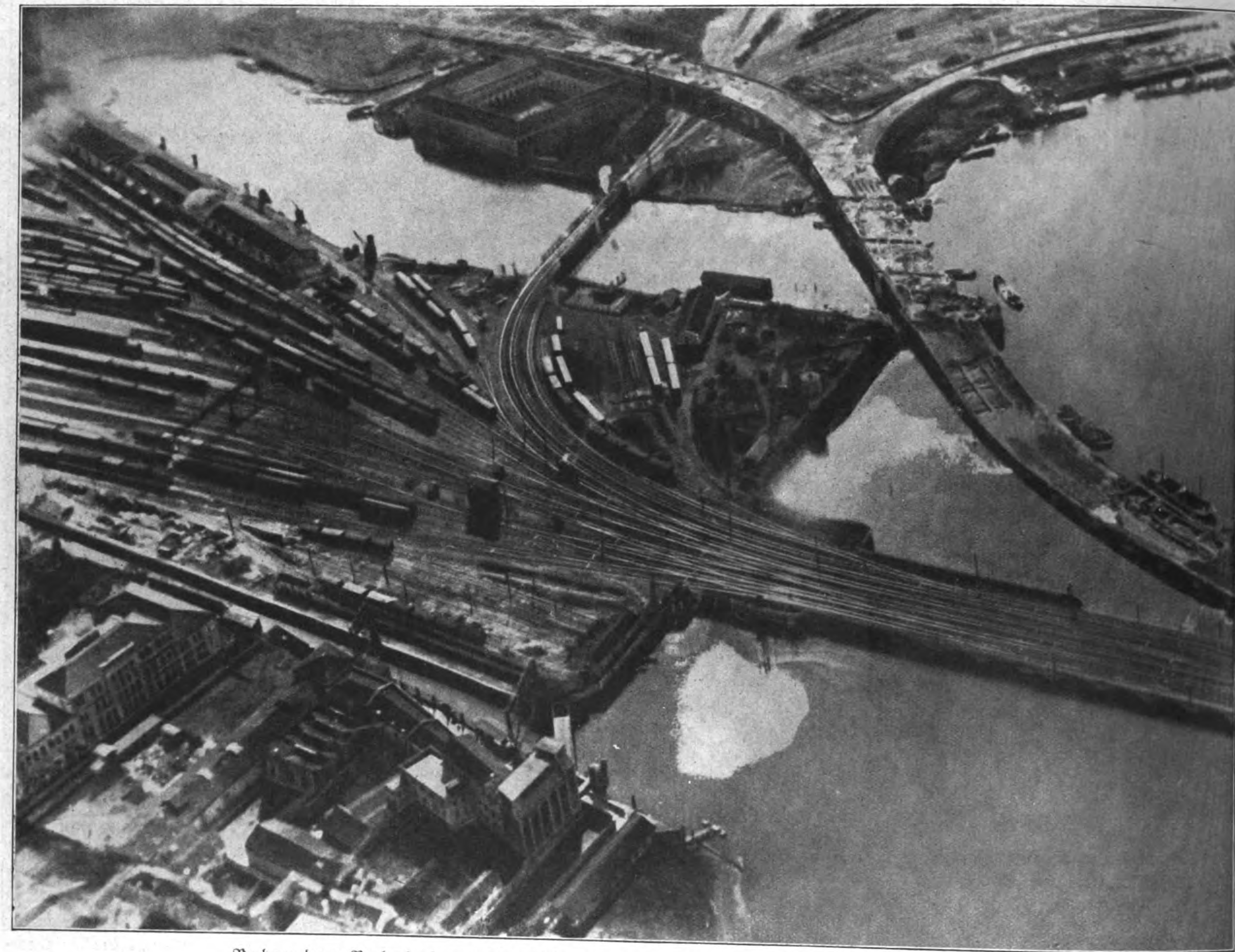
Moorfischer beim Räuchern der Fische in einer primitiven Räucheranlage.





Moorfischer in ihrem Hause beim Flicken der Netze. Unter der Decke hängen in großen Netzbeuteln die geernteten Zwiebelmengen.

Links: Moorbäuerin beim Sortieren der Zwiebeln.



Neben dem Bahnhof von Venedig mündet die Autostraße in die Lagunenstadt.



Das Viadukt bei Venedig.

MIT DEM AUTO NACH VENEDIG

Bis zum letzten Frühjahr tauchte in Silben- und Kreuzworträtseln immer wieder die Frage nach der Stadt auf, in der es keine Autos gibt: Venedig. Aber das trifft nun nicht mehr zu. Während man früher bei Motorfahrten nach der berühmten Lagunenstadt nur bis Mestre kam — ganz Unentwegte, die den

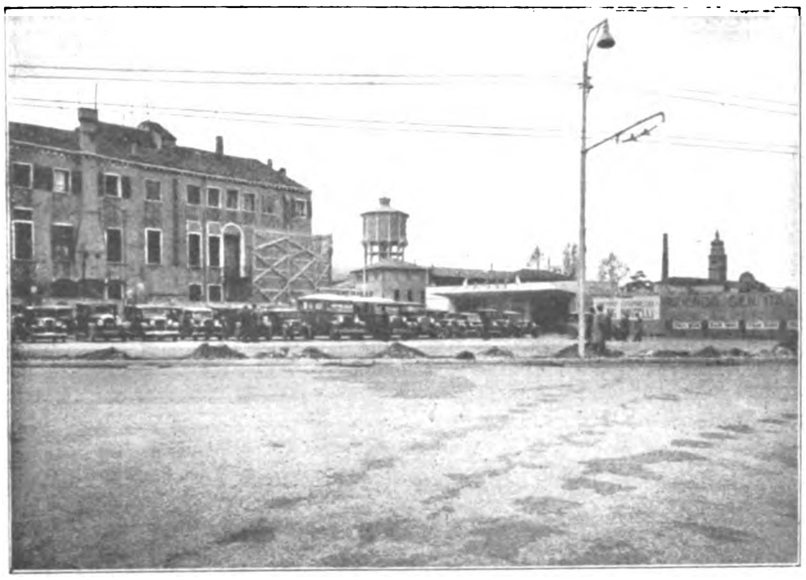


Autostraße und Eisenbahn führen auf fünf Kilometer langer Brücke durch die Lagunen nach Mestre.

Garagenschleppern von Mestre rauhen Herzens zu entgehen wußten, konnten sogar noch ein paar Kilometer weiter bis nach San Giuliano fahren, aber dort war dann wirklich endgültig Schluß —, fährt man jetzt wirklich und wahrhaftig nach Venedig hinein, auf einer kilometerlangen Straßenbrücke, die neben dem Eisenbahnviadukt von Mestre nach Santa Lucia führt. Im Frühjahr wurde die Straße feierlich eröffnet — der Duce selbst war zugegen —, aber jetzt erst, bei beginnender Saison, wird sie voll ausgenützt und täglich von Hunderten von Motorwagen und -rädern befahren. Ein großer Parkplatz und riesige Garagen können ein paar tausend Kraftfahrzeuge beherbergen. Am Eingang der Lagunenstadt steht, mit weißem Zeichenstab bewaffnet, eine dort ungewohnte Erscheinung: der Verkehrspolizist, der immerhin auch jetzt noch eine Seltenheit Venedigs ist und im Baedecker mit drei Sternen versehen zu werden verdient. Gleich neben dem Parkplatz harren die Gondeln und Motorboote der Fremden, die durch die neue Straße Zeit gewonnen und im übrigen nichts versäumt haben: die Fahrt von Mestre nach Venedig mit dem Vaporetto gehörte keineswegs zu den Sehenswürdigkeiten, da man hier in jeder Beziehung von der Rückseite an die schöne Stadt herangelangt. Jetzt aber ist man schon zwei Minuten nach der Ankunft im Canale grande.



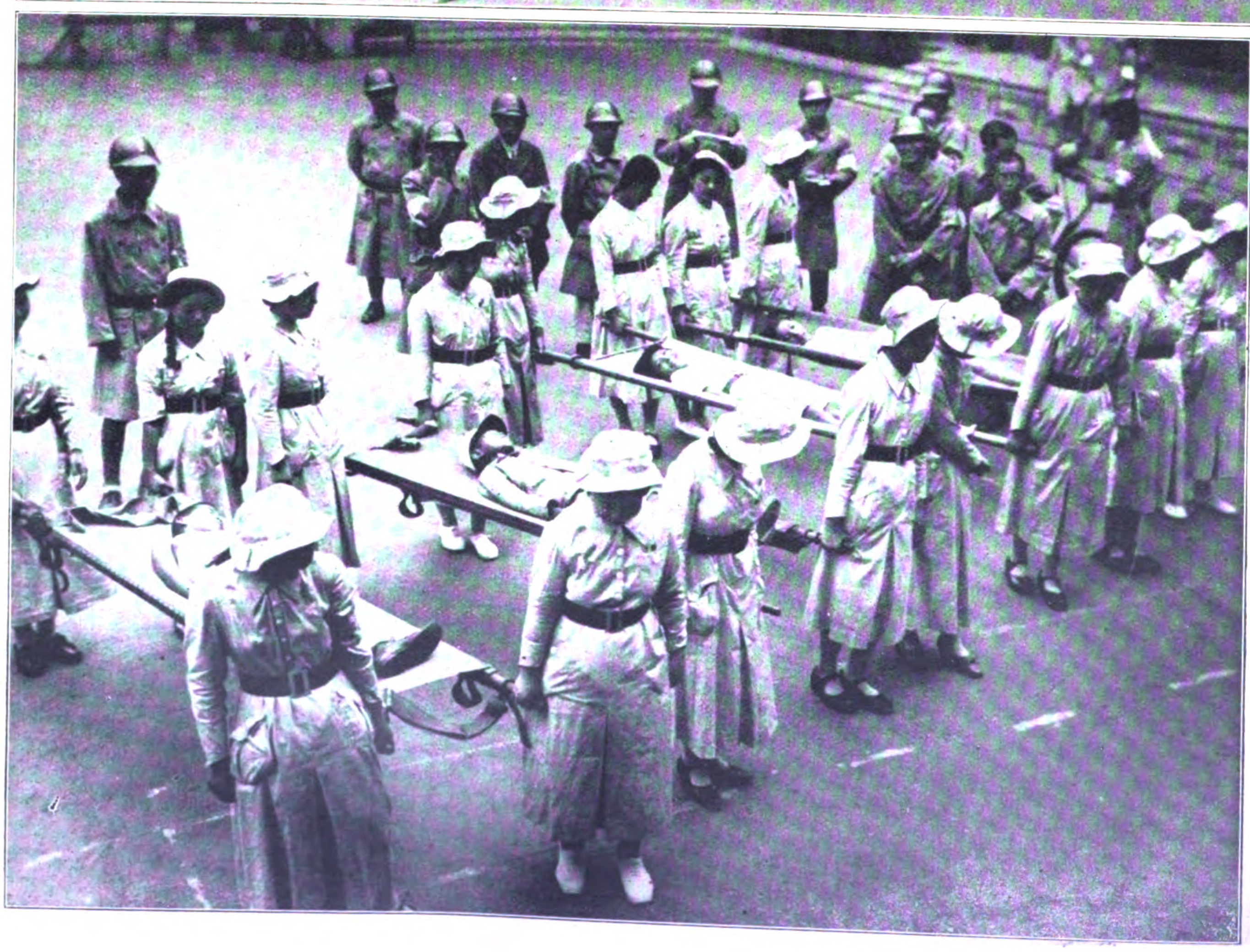
Eine Neuigkeit in Venedig: Der Verkehrspolizist.



Der große Autoparkplatz.

Luftschutz bei den andern





In Tokio fanden kürzlich Luftschutzübungen in einem Ausmaß statt, wie sie Japan bisher nicht gesehen hatte. In der japanischen Hauptstadt die vor zehn Jahren, am 1. Sept. 1923, durch Erdbeben fast völlig zerstört, heute nach ihrem Wiederaufbau die drittgrößte Stadt der Welt ist, wurde eine planmäßige Gasvertilgung in den von Rauchschwaden durchfluteten Straßen vorgeführt.

Die mit Gasmasken versehenen Mannschaften rollen Trommeln mit Chlorkalk vor sich her, der auf das angefeuchtete Pflaster gestreut wird und die Entgiftung erzielt.

Freiwillige japanische Sanitätshelferinnen beim Abtransport gasvergifteter Personen.



Ein besonders kostbarer Wagen aus dem Festzuge, der sich zur Feier der Eröffnung der ersten Braunen Großmesse durch Leipzigs Straßen bewegte:

Der Wagen der Plauener Spitzenindustrie, der im großen Umzug des Handwerks viel bewundert wurde.

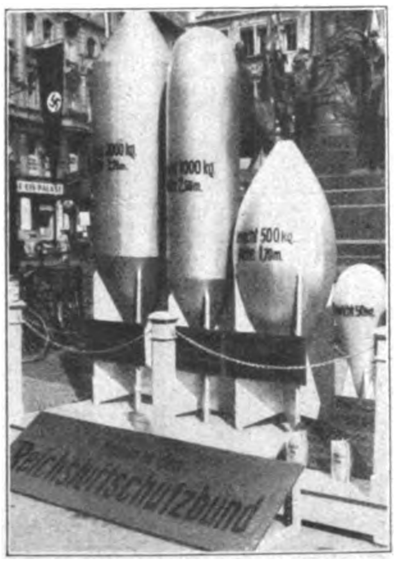
LEIPZIGER HERBSTMESSE UND . . .

. . . ERSTE BRAUNE GROSSMESSE

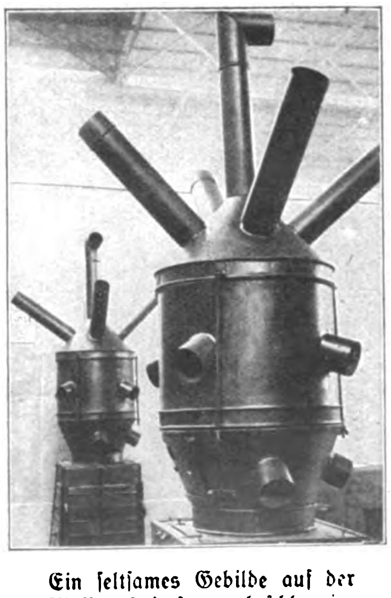
Die Verbindung der in den letzten Jahren schwächer besuchten Leipziger Herbstmessen mit der Braunen Großmesse hat den im Inland erwarteten und vom Ausland bezweifelten großen Antrieb gebracht. Gerade dem nationalsozialistischen Deutschland ist es in erster Linie um die Belastung der mittleren und kleineren Betriebe zu tun, die durch die Güte und große Mannigfaltigkeit ihrer Erzeugnisse von jeher ein besonderes Kennzeichen der deutschen Wirtschaft darstellten und mit deren Wachstum die Leipziger Messe an Bedeutung für das ganze Volk zunimmt.



Die Meißener Porzellanmanufaktur führte mit lebenden Darstellern ihre Rokokofiguren vor. Die weißen Wimpel am Stoffbehang des Wagens tragen die berühmten gekreuzten Schwerter, den Echtheitsstempel des Meißener Porzellans.



Während der beiden großen Messen fand eine umfangreiche Werbung für den Luftschutz statt.



Ein seltsames Gebilde auf der Messe: Heizofen zur beschleunigten Austrocknung von Neubauwohnungen.

Volksverräter

ausgestoßen aus der deutschen Volksgemeinschaft!

Auf Grund des § 2 des Gesetzes über den Widerruf von Einbürgerungen und die Aberkennung der deutschen Staatsangehörigkeit vom 14. Juli 1933 hat der Reichsminister des Innern im Einvernehmen mit dem Reichsminister des Auswärtigen durch eine im „Reichsanzeiger" veröffentlichte Bekanntmachung vom 23. August 1933 zunächst folgende im Ausland befindliche Reichsangehörigen **der deutschen Staatsangehörigkeit für verlustig erklärt**, weil sie durch ein Verhalten, das gegen die Pflicht zur Treue gegen Reich und Volk verstößt, die deutschen Belange geschädigt haben:



Philipp Scheidemann



Otto Wels



Wilhelm Pieck



Dr. Robert Weißmann



Dr. Rudolf Breitscheid



Heinz Werner Neumann



Albert Grzesinski



Bernhard Weiß



Dr. Joh. Werthauer



Dr. Alfred Apfel



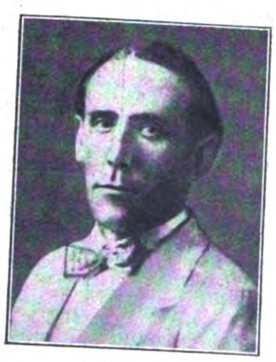
Friedrich Stampfer



Ruth Fischer



Dr. Friedr. W. Foerster



Emil Gumbel



Helmuth v. Gerlach



Leopold Schwarzschild



Dr. Kurt Tucholski



Max Hölz



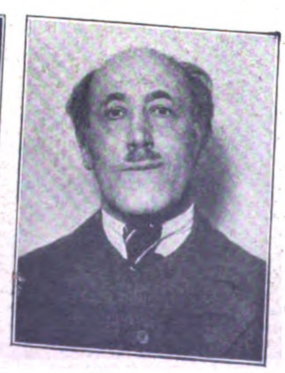
Willi Münzenberg



Ernst Toller



Georg Bernhard



Alfred Kerr



Heinrich Mann



Lion Feuchtwanger

Preis 20 Pfennig
Ausland: 35 Pfennig

8. JAHRGANG / FOLGE 37 / SAMSTAG, 16. SEPTEMBER 1933

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

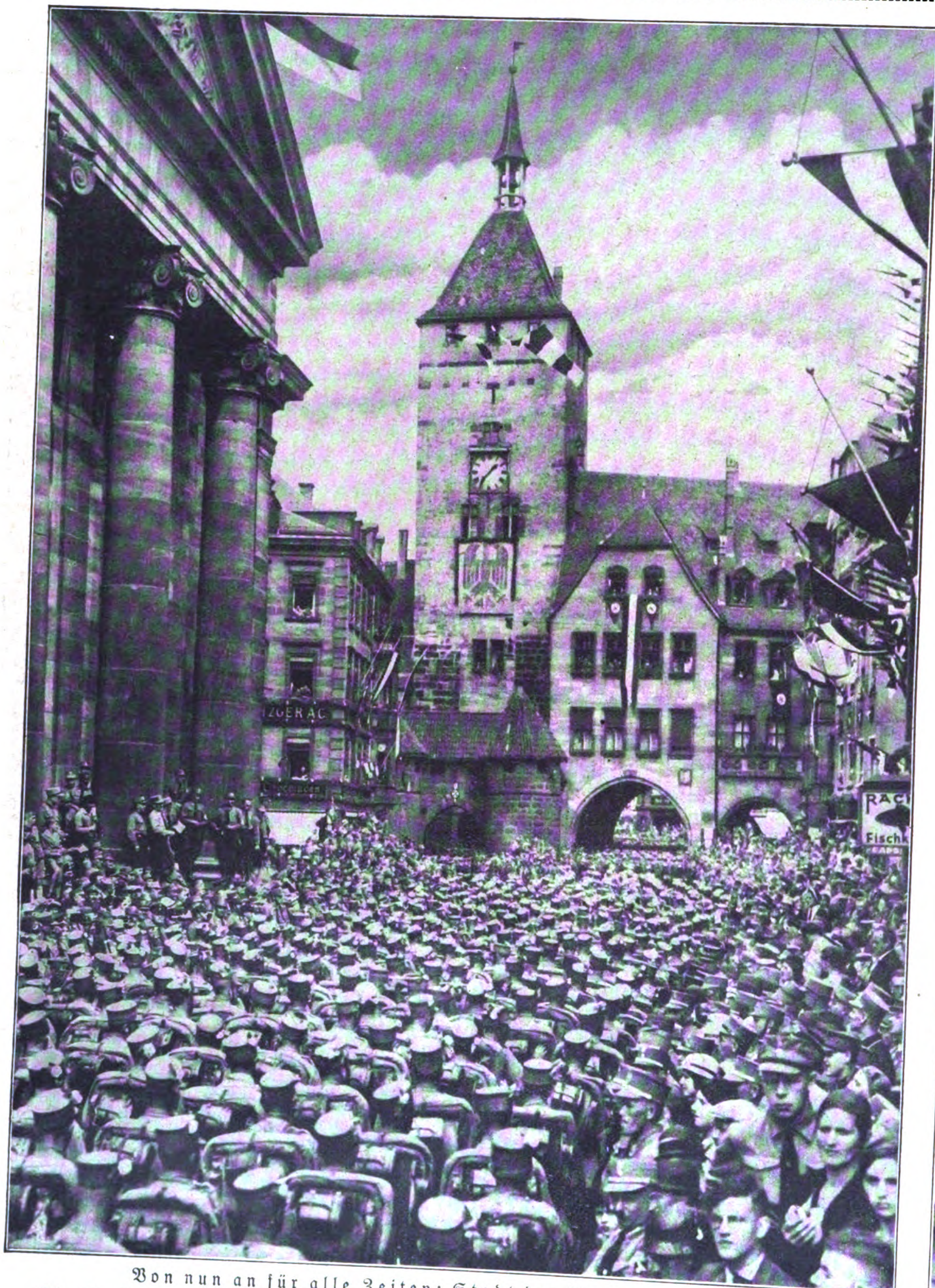


(Phot. A. Koch, Dresden-Blasewitz)

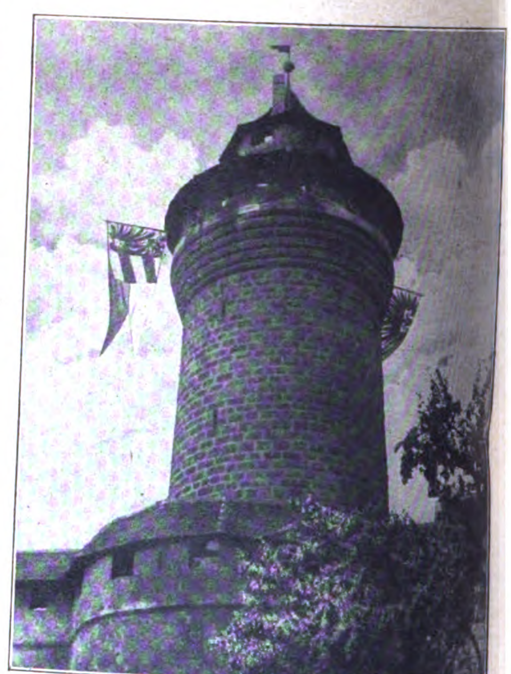
Die begeisterte Menge ist kaum zu halten!

Adolf Hitler in Nürnberg. In der ersten Reihe hinter ihm von links nach rechts: Oberführer Dietrich, Stellvertreter Heß, Reichsminister Goebbels, Reichsleiter Amann, Reichsleiter Dr. Ley.

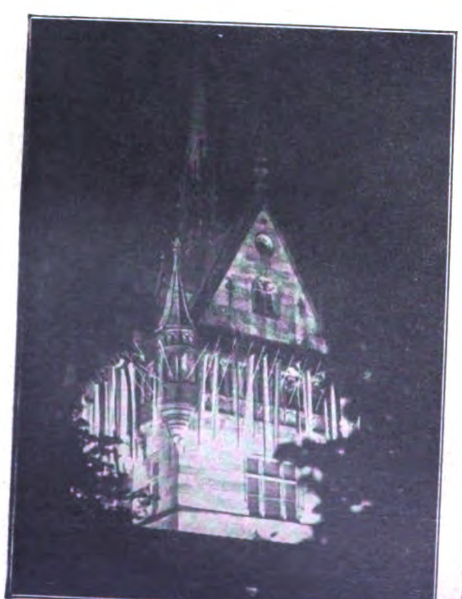
Die großen Tage von Nürnberg



Von nun an für alle Zeiten: Stadt der Parteitage.
Die alte Reichsstadt, die in ihrer berühmten Geschichte den Glanz der Kaiserherrlichkeit zweier Reiche sah, zählte in den ersten Septembertagen 1933 zwei Millionen festlich bewegte Menschen in ihren Mauern.
P. B. Z.



Ein Wahrzeichen Alt-Nürnbergs: Der Vestner Turm der Kaiserburg mit alten Wappenfahnen.
Atl.



Das Germanische Museum im Fahnenkleid.
P. B. Z.



Das altehrwürdige Dürer-Haus mit dem Zeichen des großen Meisters.
v. Estorff-Atlantic.



Alte Häuser an der Pegnitz im Scheinwerferlicht.
Atlantic.

Zeichnung von Elk Eber.



„Ihr wißt, daß die Ehre der Fahne stets die Ehre der Träger ist. Nie kann ein Feind eine Fahne schmähen, sondern stets nur der eigene Träger."

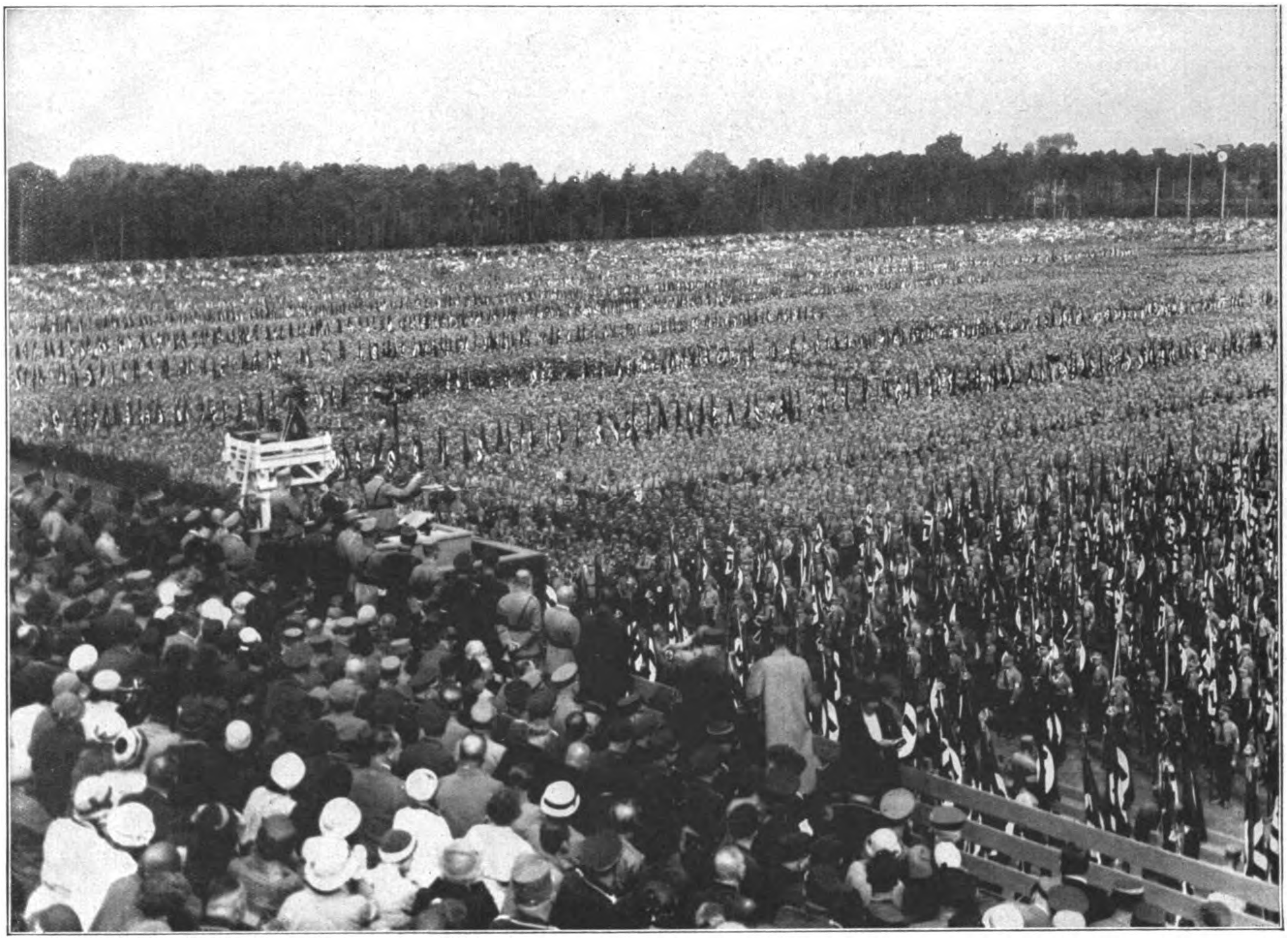
Adolf Hitler



Atlantic.

Durch Nürnbergs Straßen wogen die braunen Kolonnen

Ein Blick in die Königstraße während des Anmarschs der S.A.



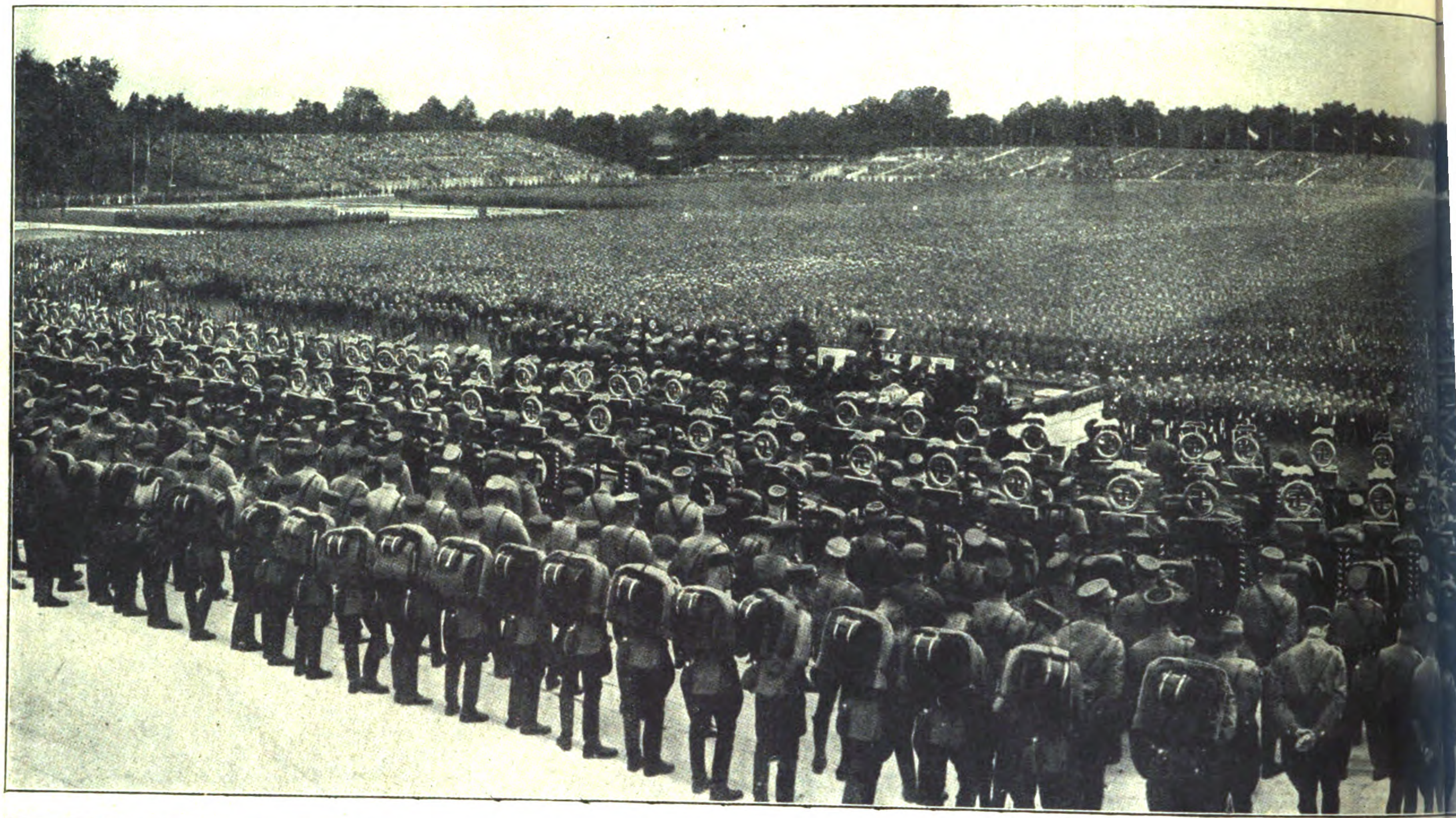
Des Führers große Rede an die 151 000 Amtswalter.

„Sie sind als Träger der politischen Organisation verpflichtet, jene Führer-Hierarchie zu bilden, die wie ein Fels unerschütterlich im Getriebe des Lebens unseres Volkes steht."



Adolf Hitler beim Amtswalter-Appell auf der Zeppelinwiese.

Hinter ihm der stellvertretende Führer der N.S.D.A.P., Rudolf Heß; weiter rechts Dr. Ley, der den toten Kameraden ein ergreifendes Gedenken und dem Führer den Dank der Nation darbrachte.

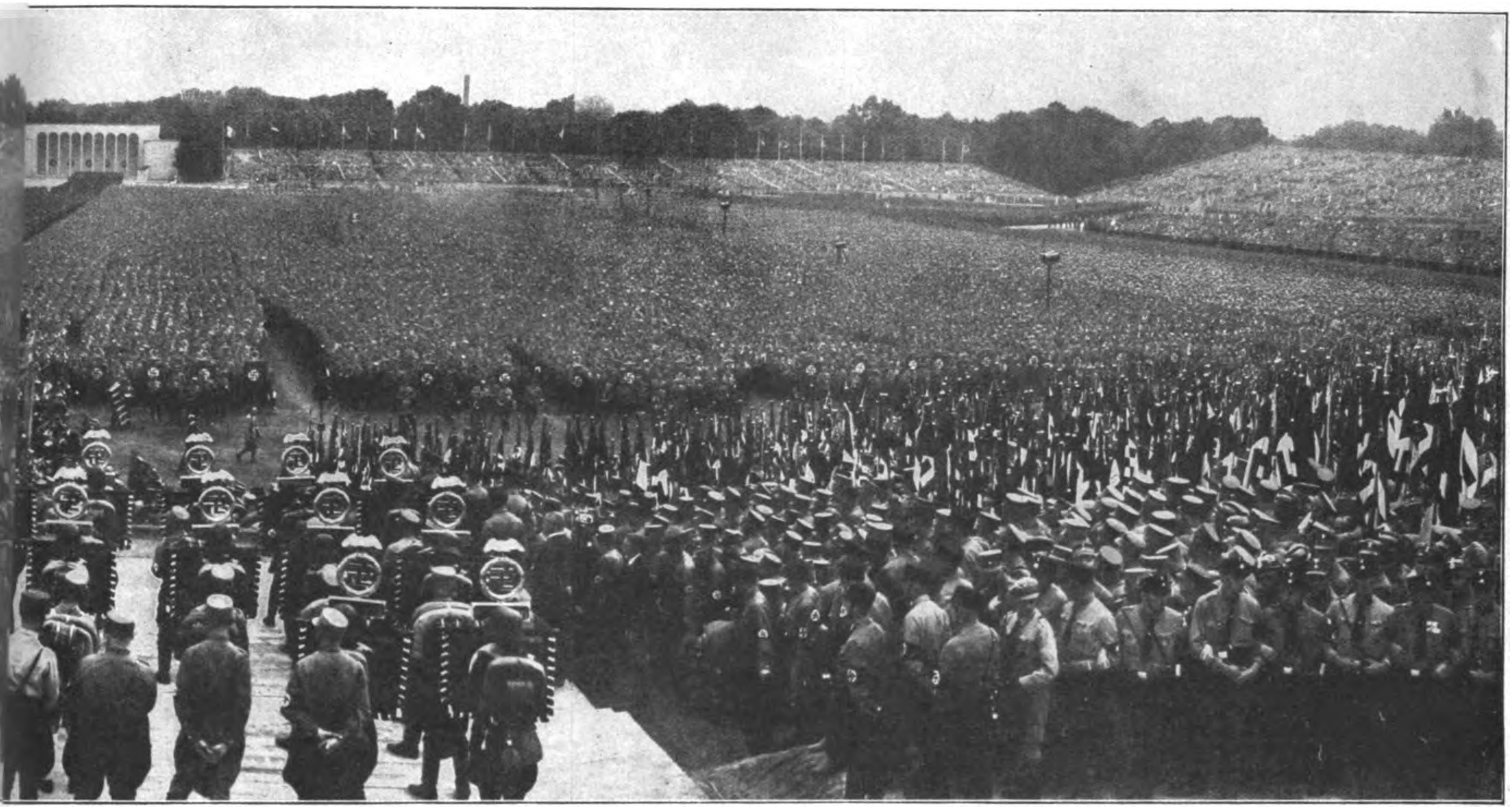


„Als alle untreu wurden, da sind wir treu geblieben und erst recht treu geworden.“ — „Der Himmel kann Zeuge sein: Die Schuld unseres Volkes ist gelöscht, der Frevel ist gesühnt, die Schande ist beseitigt! Die Männer des Novembers sind gestürzt und ihre Gewalt ist vorbei.“
Aus Adolf Hitlers Rede an 120 000 S.A.- und S.S.-Männer im Luitpoldhain zu Nürnberg am 3. September 1933.

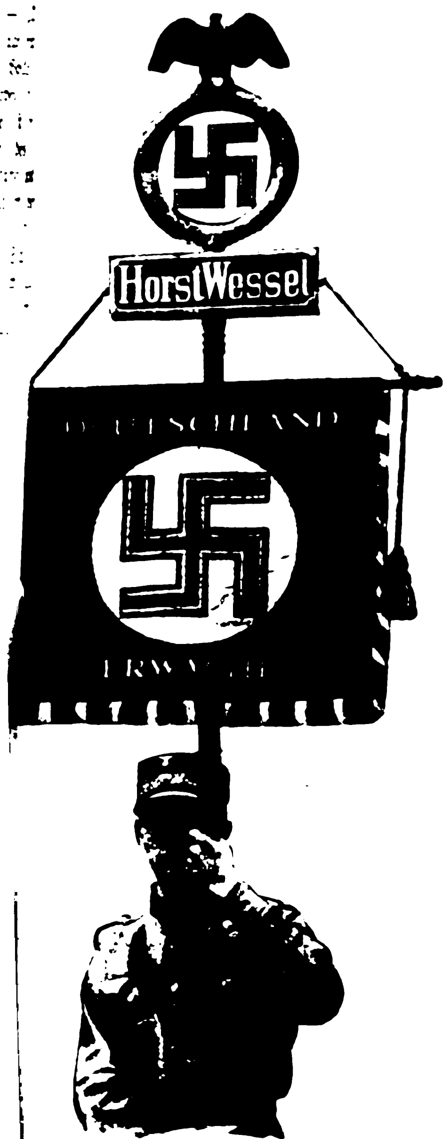


Heinrich Hoffmann.

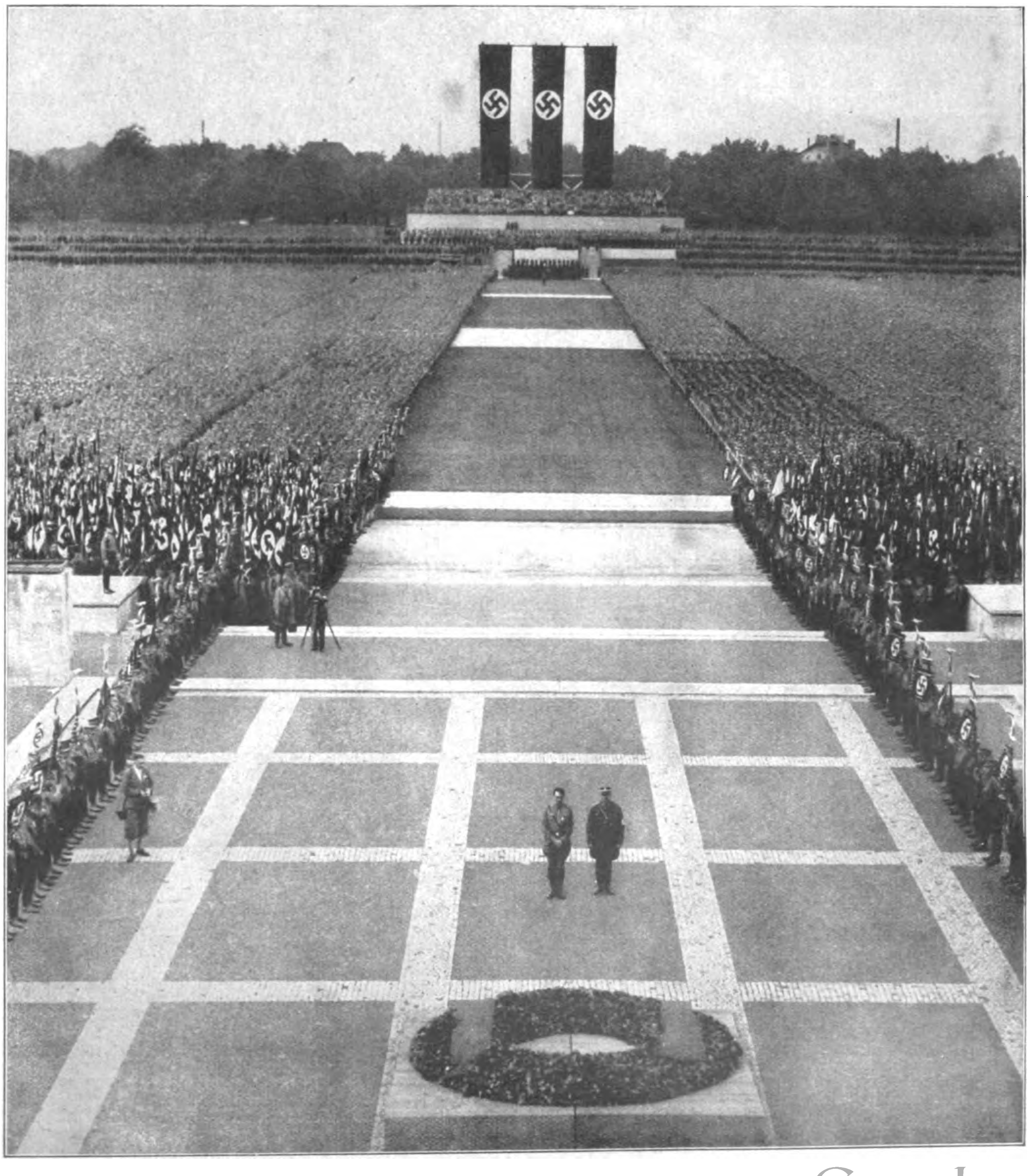
Der Führer weiht die 126 neuen Standarten.
„Haltet die Fahnen und neuen Symbole, unter denen sich Deutschlands Wiedergeburt vollzog, heilig und in Ehren.“



Kurt Grimm.



Die Horst-Wessel-Standarte.



Unter den Klängen des Trauerchors aus der Götterdämmerung schritten der Führer und sein Stabschef zum Ehrenmal, um still der Toten zu gedenken.



Umsäumt von den Tribünen auf dem Adolf-Hitler-Platz grüßt der Führer seine S.A. Kurt Grimm.

DER VORBEIMARSCH DER 120000 AN IHREM FÜHRER



Ein Bild, das allen, die es sahen, unvergeßlich bleiben wird. Wälder von Fahnen marschierten an dem Führer vorüber.



Aufn. P.B.Z. und H. W. Valerien.

Schluß mit der gewerbsmäßigen Bettelei!

VON Dr. SCHWAB, PREUSSISCHES MINISTERIUM DES INNERN, MED. ABT.

Das Bettelunwesen hat in unseren Städten in den letzten Jahren einen Umfang angenommen, der sich zu einer wahren Plage für die Bevölkerung ausgewachsen hat. Neben der steigenden Not ist die Zersplitterung des Wohlfahrtswesens die Ursache. Aus den verschiedensten Schichten setzt sich der Personenkreis der Bettler zusammen: Arbeitslose, Wanderer, Flüchtlinge, Verarmte des Mittelstandes, Kriegsopfer, Jugendliche und Kinder. Das Bettelunwesen tritt auf in der Form des Straßenbettels an besonders belebten Verkehrspunkten oder als Haus- und Hofbettelei in den wohlhabenden Wohnvierteln. Eine andere Gruppe ist die der „Reisenden in Almosen“, die von Ort zu Ort gehen oder fahren. Ein besonders trauriges Kapitel ist der Kinderbettel mit seinen vielen sittlichen Gefahren in offener oder versteckter Form unter Ausnutzung der Kinder seitens der Eltern als Verkäufer von Blumen, Sicherheitsnadeln, Streichhölzern, Postkarten usw. zur Erlangung von Almosen.



Phot.: Reinke-Depphot

Der hartnäckige Schnürsenkelverkäufer gehört zu den lästigsten Erscheinungen in den Hauptverkehrsstraßen der Großstadt.



Ein Bild des Jammers, der zusammengekauerte Alte, aber wer weiß, ob hier unverschuldetes Unglück uns ans Herz rühren will oder nur listig berechnete Täuschung.

Das Bettlerproblem ist alt. Es ist schwierig und auch nicht leicht zu übersehen. Es gilt aber vor allem, ein falsches Vorurteil zu beseitigen, daß das Bettlerproblem nur und allein ein wirtschaftliches sei. Wahr ist nur, daß durch gesteigerte wirtschaftliche Not das Bettlertum noch an Ausbreitung zugenommen hat. Aber damit ist das Problem noch nicht erschöpft. Wir wissen, daß das Bettlerunwesen die letzte Folgerung alter sozialfürsorgerischer Mängel und Lücken ist. Daher ist es Aufgabe einer

Der Schwerkriegsbeschädigte mit der Prothese sollte aus dem Straßenbild verschwinden. Die Wohlfahrt und die Kriegsopfer-Fürsorge sind da, um ihm zu helfen.





Einer von den „vielen“. Sie sagen nichts, sie handeln mit nichts, aber sie wissen das Mitleid der Passanten zu erregen.



Der „größte Poet der Welt“ verkauft das „schönste Lied der Zeit“ für 10 Pfennig.



Der mit Streichhölzern handelnde Blinde macht so gute Geschäfte, daß er mit einem Arbeitslosen nicht tauschen würde.



Die harmloseste Form des öffentlichen Bettelns: Straßen- und Hofsänger, die sich die ihnen gespendeten Almosen durch ihre Liedervorträge wenigstens verdienen.

wirklichen und aussichtsreichen Bekämpfung, das Bettlerproblem in seine verschiedenen Teilaufgaben zu zerlegen, von denen die Arbeitsbeschaffung aber nur eine neben vielen anderen ist.

Das Fürsorgeproblem steht obenan. Nach statistischen Feststellungen sind 43 v. H. aller Bettler von der öffentlichen Fürsorge erfaßt, 38 v. H. haben ein regelmäßiges Einkommen. Trotzdem betteln sie weiter. Hier klafft eine Lücke. Ein weiterer Fehler ist in der privaten Fürsorge begründet, die — obgleich sie Ausgezeichnetes geleistet hat — eine Zersplitterung, d. h. ein mangelndes Zusammenarbeiten gezeigt hat.

Nehmen wir beispielsweise an, daß die Zahl der Bettler in Berlin nur 5000 beträgt und jeder durchschnittlich eine Tageseinnahme von 2 bis 3 Mark hat — gibt es doch Berufsbettler mit Tageseinnahmen von 10 bis 20 Mark —, so kommen wir auf einen Tagesdurchschnitt von 10—15 000 Mark und im Jahre zu Beträgen von 3 bis 4 Millionen (!) Mark, die an Almosen gegeben werden. Welch große Summen werden so von der Bevölkerung oft gedankenlos und vor allem unzweckmäßig ver-

(Schluß auf Seite 1203)



Ein häufiger Typ: Das alte Mütterchen, das durch sein verkümmertes Aussehen meist mit Glück auf die Mildtätigkeit spekuliert.

Koks

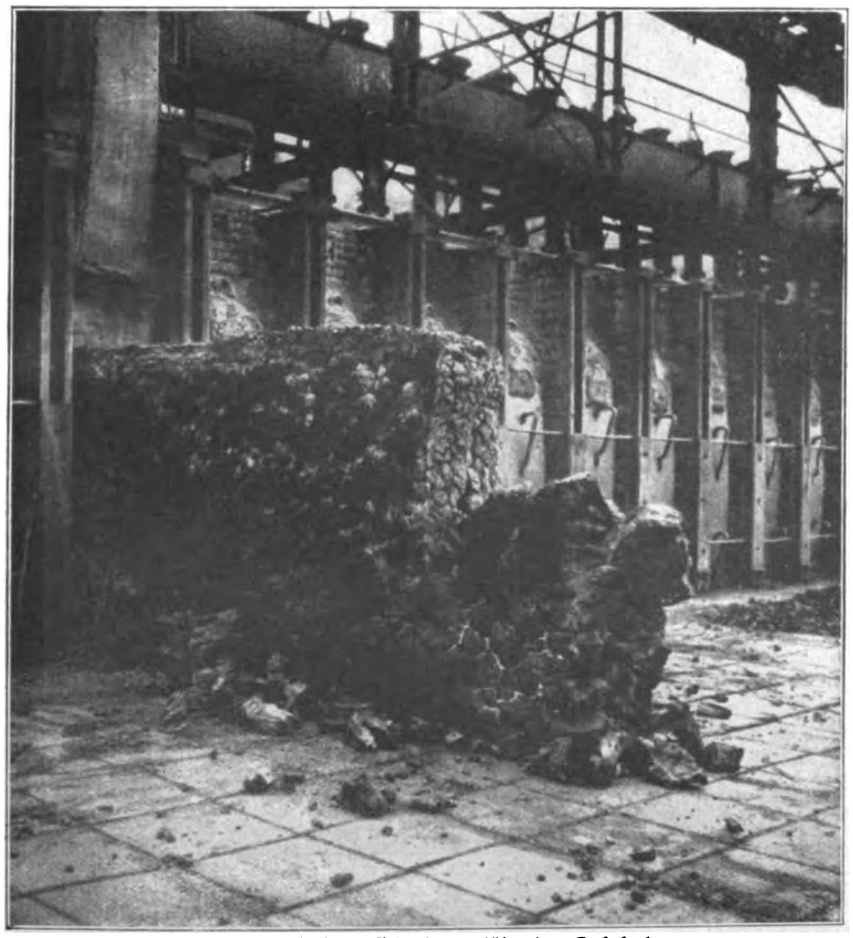
Ein Bild von deutscher Arbeit



Wie ein lebendiges Ungeheuer schiebt sich fast lautlos der glühende Kokskuchen in das Dunkel hinaus, wenn bei Nacht die Koksöfen gedrückt werden. Zischend prasseln im selben Augenblick von allen Seiten Wasserstrahlen in die Glut hinein. Gewaltige Dampfwolken steigen daraus hoch über das nächtliche Werk hinauf und färben sich flammend rot von der Glut. Und wenn dann unter der Wucht der langen Eisenstangen, mit welchen hünenhafte Schattengestalten gegen die schon kühler gewordene Koksmauer vorgehen, die glutrote Masse krachend in sich zusammenbricht, dann ist wohl der Höhepunkt dessen erreicht, was man an Romantik und großartiger Schönheit im ganzen Betrieb der Schwerindustrie erleben kann.

Um so ernster, sachlicher ist

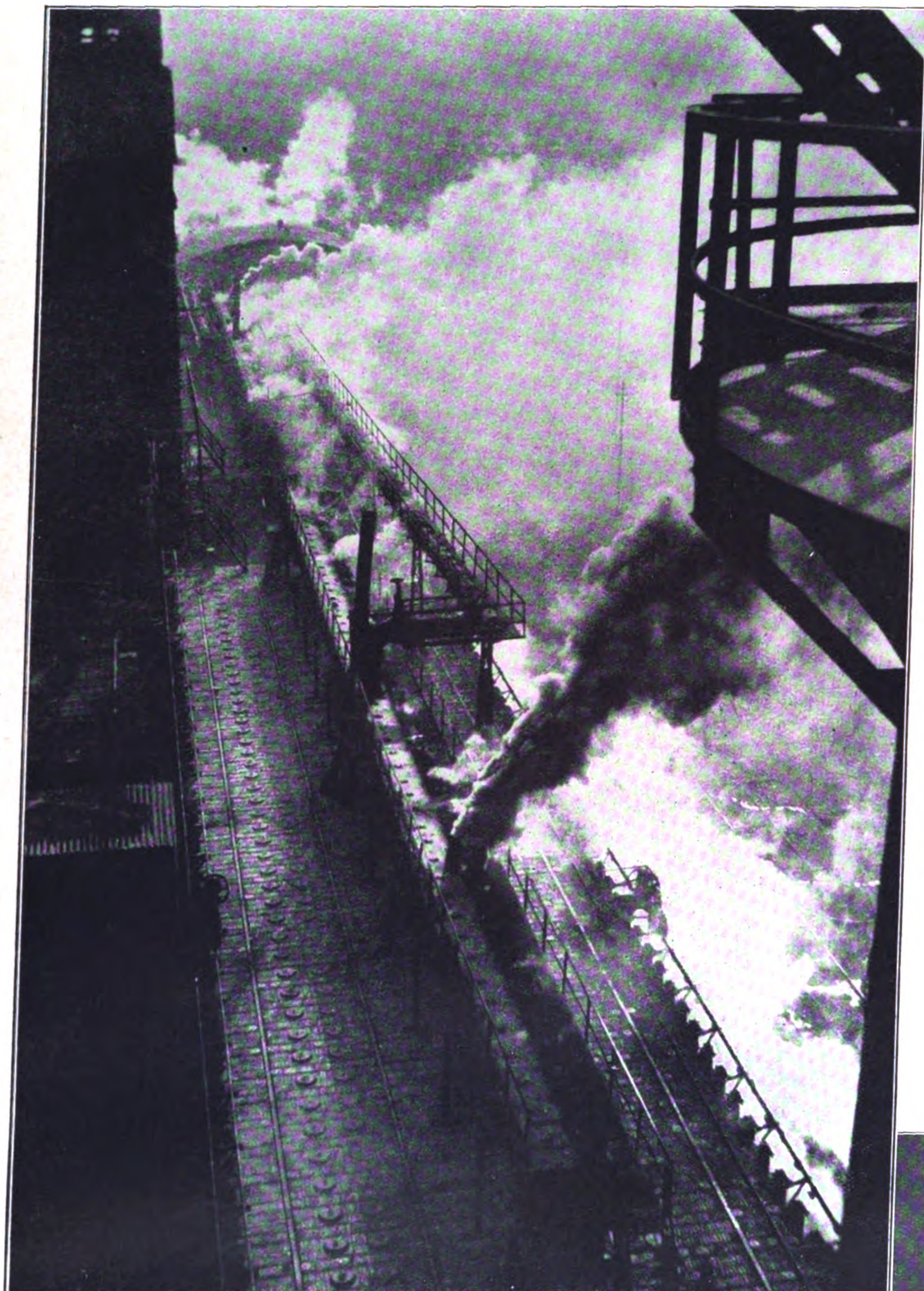
Die Kokerei ist der malerischste Betrieb der ganzen Schwerindustrie. Unter mächtiger Dampfentwicklung wird der heiße Kokskuchen zum Erkalten gebracht.



Langsam schiebt sich der glühende Kokskuchen aus dem Ofen hervor.



Mit langen Stangen werden die Kokswände umgestoßen, um sie schneller zum Erkalten zu bringen.



Koks — ein Bild von deutscher Arbeit.
Früher ließ man das Kohlengas ungenutzt entweichen. Blick auf eine Koksbatterie eines Hochofenwerks (ältere Anlage).



Was früher nutzlos mit den Abgasen in die Luft entwich . . .
Eins der Nebenprodukte des Kokereibetriebes: Schwefelsaures Ammoniak, Ersatz für den Chilesalpeter, ist ein unentbehrliches Düngemittel geworden.

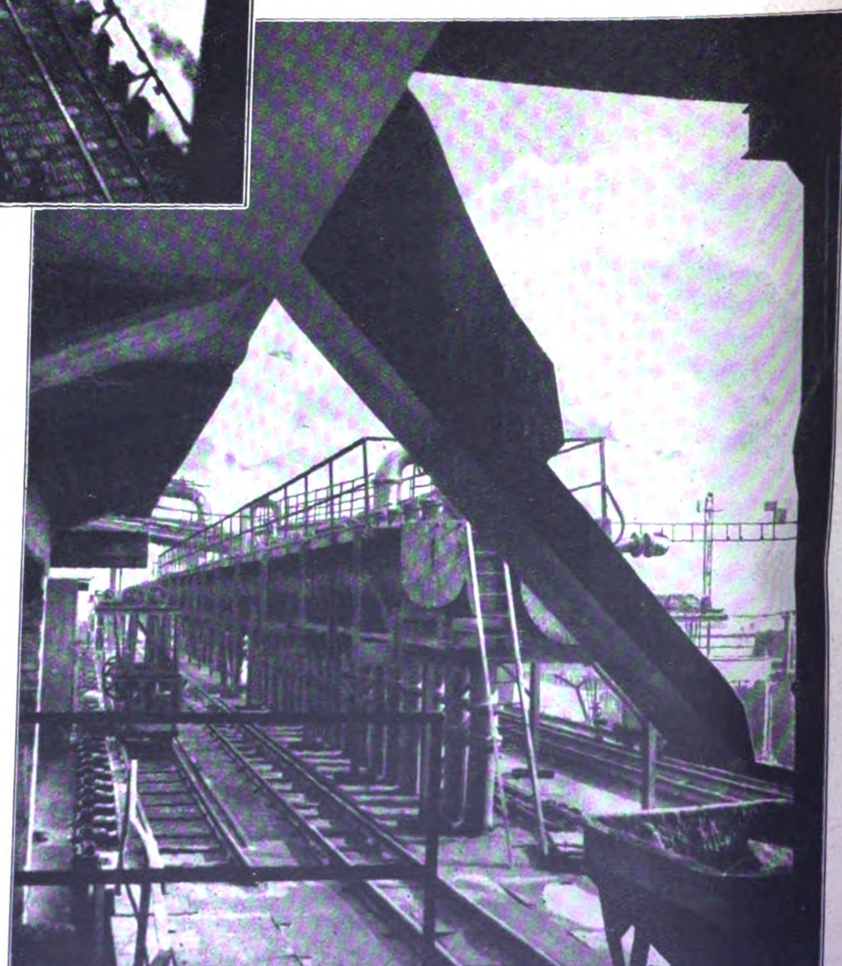
die Wirklichkeit, mit welcher der Hochofenleiter den ihm unterstellten Betrieb der Kokerei kalkulieren muß. Der einzige Zweck der Kokerei bestand früher darin, aus der gemahlenen Kohle, so wie sie von den Bergwerken her in einer Kohlenwäsche verarbeitet wurde, Koks zu erzeugen, mit dessen Hilfe man in dem Riesenleib des Hochofens die Erze zum Schmelzen brachte. Er diente also der Herstellung des Roheisens, welches die ganze Schwerindustrie mit Material versorgt. Über dem Kokswerk stiegen die gigantischen Rauchsäulen der Gase auf, welche dem röstenden Kohlenstaub entwichen. Schon lange ist dies anders geworden. Über das, was einst alleiniges Produkt war, Koks, geht man längst zur Tagesordnung über. Es ist selbstverständlich geworden. Dagegen fängt man heute die einst lästigen Gase sorgsam und restlos auf. Mit allen Errungenschaften der Neuzeit löst man sie in ihre Bestandteile auf, sei es daß man sie

(Schluß auf Seite 1203)



Früher verrichteten dies die Füße der Arbeiter: heute stampft die Maschine die geschrotene Kohle fest, ehe sie in den Koksofen hineingeschoben wird.

BILD-BERICHT von J. v. Heimburg



Eine moderne Koksofenanlage.
Das Wolkenmeer der Abgase ist gewichen. Zahlreiche Fabrikzweige verarbeiten das Koksgas zu verschiedensten wertvollen Produkten.

Rassenzucht bei Pflanzen

Im Jahre 1927 entschloß sich die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft auf Vorschlag des Botanikers Professor Erwin Baur hin, ein Institut für Pflanzenzüchtung zu errichten. Bis dahin hatte die Pflanzenzüchtung fast ausschließlich in Händen privater Betriebe gelegen. Aber die Fortschritte auf dem Gebiet der Erblehre, die sich der frühere Arzt Dr. Baur, später Professor der Botanik an der Berliner Universität, als gründlich zu erforschendes Arbeitsfeld ausersehen hat, erforderten es, daß sich auch die Wissenschaft mit genetischen Fragen der Pflanzenzucht befaßte. Im Frühjahr 1929 konnte dann das vorbildlich angelegte, 1300 Morgen große Institutsgut bei Müncheberg in Betrieb genommen werden.

Dreierlei Aufgaben stellte sich Professor Erwin Baur, der Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Pflanzenzüchtung in Müncheberg in der Mark: die Pflanzenvererbung, nicht bloß der Kulturpflanzen, ist theoretisch-wissenschaftlich zu studieren; zweitens soll sich das Institut bemühen, neue Wege und Methoden für die Pflanzenzüchtung auszuarbeiten, um seine Erfahrungen der deutschen Landwirtschaft und dem deutschen Obst- und Gartenbau zur Verfügung zu stellen, und drittens soll das Institut selbst einzelne Züchtungen vornehmen, und zwar in erster Linie solche, die für die Privatzucht entweder zu schwierig, zu kostspielig oder zu unsicher waren.

Etwa den Saatzuchtbetrieben Konkurrenz zu machen, liegt dem Müncheberger Institut ganz fern. Gegen einen geringen Kaufpreis oder gegen eine Lizenzgebühr stellt

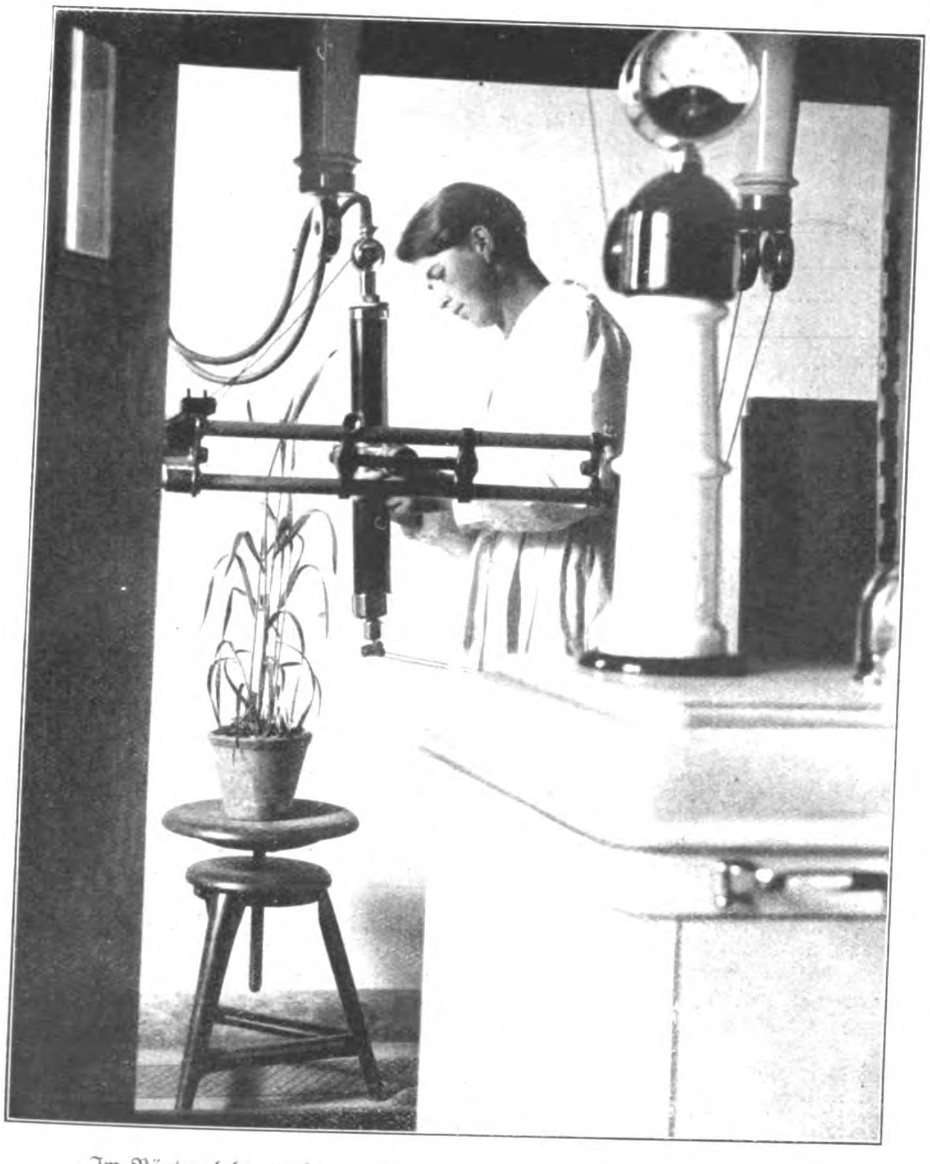
(Schluß auf Seite 1192)



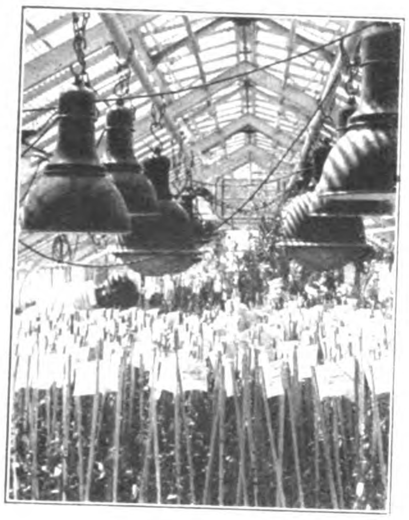
An diesem Kasten mit Weinreben studiert man die Abwehrmethoden gegen Meltau und Reblaus, deren Bekämpfung den deutschen Weinbau jährlich 50 bis 60 Millionen Mark kostet. Man hat die amerikanische Rebe mit deutschen Reben gekreuzt, um daraus sowohl eine krankheitswiderstandsfähigere als auch wohlschmeckende Traube zu erzielen.



Prof. Dr. Baur, der Leiter des Instituts für Züchtungsforschung mit seiner Lieblingspflanze, dem Löwenmaul, das vorweg zu allen Züchtungsversuchen verwendet wird, vor dem Forschungsgebäude.



Im Röntgenlaboratorium werden Getreidepflanzen mit Röntgenstrahlen behandelt, um Veränderungen zu erzielen, die für die Züchtung ganz neuer Pflanzenrassen wesentlich sind



Ein Glashaus voll von Löwenmaul, das sich für Vererbungsversuche am besten eignet. Alle Versuche werden zuerst am Löwenmaul vorgenommen.



Hier wird versucht, durch erzwungene Selbstbefruchtung von Roggen neue Rassen zu schaffen. Die einzelnen Ähren werden in Tüten von Pergamin eingeschlossen. Im Lauf eines Jahres werden rund 60 000 Roggenpflanzen in dieser Weise behandelt.

CHARLOTTE KÖHN-BEHRENS:

Was ist Rasse?

(Fortsetzung unserer Berichte aus Nr. 35)

Im Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik in Dahlem, treffe ich Professor Eugen *Fischer*, den jetzigen Rektor der Berliner Universität, mitten in der Arbeit. Er beantwortet meine Frage so:

„Rassen sind Gruppen von Menschen mit gleichem Erbgut."

Nach dieser kurzen Definition verlängert er seinen Gedanken:

„Das will nun allerdings nicht sagen, daß dabei nicht jeder einzelne noch einige besondere Erbanlagen hat. Ein großer und umfangreicher Satz. ‚Erbgut' aber ist gemeinsam und unterscheidet sich von der Erbmasse anderer Gruppen, d. h. anderer Rassen. Wir müssen einen Unterschied machen zwischen der erblichen *Übereinstimmung*, die die *Rasse* gibt, und zwischen der Verschiedenheit der einzelnen *Individuen*, die immer vorkommen wird. Viele Begabungen und Anlagen sind individuell, wie es beispielsweise die Musikalität ist, während andere Charakterzüge durch die erbliche Übereinstimmung der Rassen Gemeinsamkeiten ergeben."

„*Was ist denn Erbgut?*"

„Erbgut umfaßt die Gesamtheit der körperlichen und geistigen Erbanlagen. Wir Rassenforscher müssen und sollen den Beweis antreten, welche Anlagen erblich und welche nicht erblich sind. Haben wir das gefunden, dann erst können wir sagen: ‚Das ist Rasse!' Dazu gehört nun als erstes, daß man die Eigenschaften trennt, die durch die *Rasse* bedingt werden, und jene, welche die *Umwelteinflüsse* hervorrufen. Ich will Ihnen zur Erklärung ein Beispiel sagen: Nehmen wir einzelne Stücke holsteinischer Rindviehrassen und importieren wir sie nach Südwest-Afrika, so werden diese Tiere unter den ganz veränderten Umweltverhältnissen ihre äußeren Merkmale stark verändern. Schickt man sie wieder zurück nach der Heimat, so verlieren sich diese Veränderungen, und die alten Merkmale treten von neuem deutlich zutage. Ein Beweis also, daß die Umwelt die *Erscheinungsform*, nie aber die eigentliche *Rasse* verändern kann."

„*Man spricht auch von ‚Erblinien' — was versteht man darunter?*"

„Eine Erblinie ist die Geschlechterfolge, über die und durch die bestimmtes Erbgut weitergetragen wird. Die Gesamtheit der sich dauernd kreuzenden Erblinien in einem Volk gibt dessen Erbgut unverändert durch die Jahrhunderte hindurch, wenn nicht Erblinien abgeschnitten werden, d. h. aussterben."

„*Nach welchen wissenschaftlichen Gesichtspunkten treten Sie, Herr Professor Fischer, den Beweis der Erblehre an?*"

„Eine der souveränsten Methoden des Beweises der Erblichkeit ist unsere *Zwillingsforschung*. Ich muß Ihnen dabei zunächst erklären, daß zwischen einzelnen Zwillingspaaren ein großer und grundlegender Unterschied besteht. Wir haben die ein-eiigen und zwei-eiigen Zwillinge. Das bedeutet: In dem einen Fall lösen sich im mütterlichen Eierstock ausnahmsweise zwei Eierchen zugleich los, die getrennt befruchtet werden und sich entwickeln. In dem anderen wird nur ein einziges Ei befruchtet, das sich dann, also erst nach der Verteilung der Erbanlagen in sich selber in zwei teilt. Die Kinder, die ihre Entstehung der Befruchtung von zwei verschiedenen Eiern verdanken, ähneln sich nicht mehr und nicht minder als sich gewöhnliche Geschwister gleichen. Dieselbe Stunde ihrer Geburt bleibt ein Zufall; Leben, Neigung und Veranlagung spiegeln sich in ihnen verschieden, und die seltsame Verbundenheit, die die ein-eiigen Zwillinge haben, finden wir bei ihnen nicht. Diese unbeschreibliche Ähnlichkeit, die oft selbst die Eltern bei den letztgenannten in Erstaunen und manchmal auch in Verwirrung bringen, ist ein bekanntes Zeichen der Ein-eiigen. Dieselbe Veranlagung, sehr ähnliche Wünsche und Ziele, eine Gleichheit bis in die letzten und eigenartigsten Kleinigkeiten der Konstitution und beinahe auch des Schicksals hinein ist eine Erfahrung, die wir bei unseren Zwillingsforschungen immer gemacht haben. Um ein Beispiel zu geben: *das persönliche Tempo des Menschen*[1], das wir mit unseren Apparaten messen können, und das sonst bei allen Personen differiert, ist bei ihnen gleich. An den Zwillingspaaren können wir die Geheimnisse der Vererbung auf exakter Basis beweisen. Uns stehen in Berlin allein 5000 Zwillingsadressen aus Schulen zur Verfügung, die durch jahrzehntelange Beobachtung und Bearbeitung zu einem sehr wertvollen Beweismaterial werden. Etwa 1800 Paare sind durchuntersucht.

Die zweite Methode, Erbgang bei Menschen zu verfolgen, ist die genealogische. Am leichtesten ist er an



Professor Dr. Eugen Fischer
(Anthropologie)
Rektor der Universität Berlin.

Dingen festzustellen, die bei den betreffenden Eltern sehr starke Unterschiede aufweisen. Aus dieser Überlegung heraus habe ich schon als junger Professor *Untersuchungen über Rassenkreuzungen* beim Menschen gemacht. Ich war damals — 1908 — in Südwest-Afrika und habe den wirklichen Erbgang der Rasse in den Kreuzungen zwischen Buren und Hottentotten, die durch fünf Generationen hindurchliefen, festgestellt. Als Ergebnis veröffentlichte ich mein Buch: ‚Die Rehobother Bastards'. Sie können sich denken, daß es bei der völligen Dunkelheit, die seinerzeit noch in jenen Fragen herrschte, einen großen Sturm der Meinungen und meistens Ablehnung hervorrief, heute ist das Buch einfach ‚die' Grundlage.

Erst jetzt beginnt man glücklicherweise, den wichtigsten Faktor zur völkischen Arterhaltung richtig zu begreifen und zu erfassen. Ohne seine Erkenntnis steuerten wir dem Untergange entgegen. Wir haben noch große Gefahren zu überwinden. Sehen Sie, ein Schüler von mir machte jetzt eine Untersuchung zwischen Mischlingen von Chinesen und Europäern hier in Berlin! Denken Sie an die große Gefahr, die es bedeutet, daß wir hier in die schon bestehende Verschiedenheit unserer an sich getrennten europäischen Rassen auch noch Mongolenblut eingeschmuggelt bekommen. Außerdem haben wir in Berlin etwa 100 Neger, die von jener Kolonialausstellung um die Jahrhundertwende herstammen und ansässig geworden sind. Auch diese Gefahr ist nicht zu unterschätzen... Freilich kein Vergleich mit dem — sagen wir ruhig — Rassenskandal, den sich Frankreich durch die farbigen Regimenter auf europäischem Boden leistet!"

„*Wie denken Sie sich eine praktische Rassenpflege?*"

„Der Anfang von allem Guten und Richtigen liegt bei der *Frau*! Solange ihre eigensten und natürlichsten Instinkte schweigen, entrinnen wir diesen Schäden an unserm Blute nicht. Bei der richtigen *Gattenwahl* setzt der Aufbau der Rasse ein. Ich will bestimmt nicht mit zweierlei Maß messen, aber die Gefahr jeglicher Verirrung auf rassischem Gebiet ist bei der Frau schlimmer als beim Manne, denn die Kinder unserer Frauen bleiben im Vaterlande. Trotzdem ist auch der Mann zu verachten, wenn er im Ausland eines jener unglücklichen Geschöpfe in die Welt setzt, die Bastarde immer sind, weil sich in ihnen zwei Blutarten bekämpfen.

Die wichtigste Erkenntnis auf dem Gebiete der Rassenpflege ist die: *Es tauchen praktisch keine neuen schlechten Erbanlagen auf, die nicht schon vorher in der Erblinie enthalten waren.* Neue entstehen offenbar ganz ausnehmend selten. Wenn es also möglich wäre, die vorhandenen schlechten Erblinien im Volke gänzlich auszumerzen, so müßten wir zu einer vollkommenen Gesundung kommen. Diese Erkenntnis stellt die Gesamtheit und den einzelnen vor große und starke Aufgaben. —

Alle Menschen — Mann und Frau — müssen sich klar sein, daß sie als Vater und Mutter ihre Erbeigenschaften bis in die fernste Zukunft vererben. In diesem Wissen liegt eine Höhe und Tiefe der Verantwortung, die vielleicht im ersten Augenblick kaum gefaßt werden kann. Jede Veranlagung wird an die Erblinie weitergegeben, ganz gleich, ob sie nun schon bei den eigenen Kindern auftaucht oder nicht. In der zweiten, dritten oder vierten Generation erstehen sie nach bestimmten Gesetzen wieder. Aus diesem Grund kommt auch die ungeheure Wichtigkeit der Forderung von Reinrassigkeit! Die Kultur unseres Volkes ist nur durch die im deutschen Volke seit Jahrtausenden gewordene Rassenverbindung der nordischen als Führerin mit den ihr einigermaßen ebenbürtigen alpinen und dinarischen entstanden und kann *nur* durch sie weitergeführt werden. Jeder Einschlag artfremder Rassen, so der vorderasiatisch-orientalischen (z. B. der Juden), ist daher zu verwerfen."

„*Wenn nun immer nur die gleichen Veranlagungen in einer Familie erscheinen, wie entstehen dann Genies?*"

Professor Fischer überlegt einen Augenblick, um dann sehr bildkräftig zu erklären:

„Ich möchte Ihnen hier wieder ein Beispiel sagen: Denken Sie sich die einzelnen Erbanlagen von Mutter und Vater in einen Satz gewöhnlicher Spielwürfel übersetzt. Geistige Anlage soll z. B. sein: Energie,

[1] Das persönliche Tempo des Menschen wird auf verhältnismäßig einfache Weise festgestellt. Man läßt die Versuchspersonen mit dem Zeigefinger auf den Tisch klopfen und lenkt sie durch Gespräche während des Versuches ab. Von dem Augenblick an, in dem das gedankenlose und mechanische Klopfen einsetzt, werden mit einem Apparat die Schläge gezählt. Das zahlenmäßige Ergebnis ist, wie gesagt, bei allen Menschen verschieden, nur bei den ein-eiigen Zwillingen haargenau gleich. Dieser Beweis kann mit genauen Ziffern belegt werden.



Völlig unabhängig von ihrem billigen Preis ist diese Cigarette das Kennzeichen einer feingeistigen Tabakkultur geworden.

4 ₰

doppelt fermentiert

Gemüt, technische oder künstlerische Veranlagung usw. Auf jedem dieser Würfel stehen die Zahlen 1—6, wie Sie wissen. Jeder Würfel sei eine „Anlage", die Zahl der Augen deren Größe. Das Kind, das da geboren wird, ist — wenn ich so sagen darf — aus den Eigenschaften beider Erblinien „zusammengewürfelt". Es können nur Einsen oder Zweien fallen, dann haben wir die Unterbegabten, oder hohe und niedere Augenzahlen gemischt: durchschnittliche Kinder. Ja, die einzelnen Veranlagungen auch aus guten Erblinien können sich so unglücklich zusammensetzen, daß der nicht selten beobachtete Fall eintritt, daß Kinder hochbegabter Eltern nur Durchschnitt zeigen. Sie geben aber ihre empfangenen guten Erbanlagen trotzdem an die Erblinie weiter — ihre Kinder oder Kindeskinder können wieder hervorragende Eigenschaften zeigen. Außerdem ist diese Tatsache auch ein Beweis dafür, daß wir viele Kinder brauchen. Eines aus der großen Schar in einer guten Erblinie bringt schon sicher einmal wieder im Würfelspiel des Blutes die hohe Summe wertvoller Eigenschaften mit. Und das Genie? Denken Sie sich in einer gesunden, an sich begabten Erblinie väterlicher- und mütterlicherseits nur Sechsen gewürfelt, dann haben Sie das Genie!"

„Wie erscheint Degeneration?"

„In gesunden Erblinien gibt es keine Degenerationserscheinungen. Sie können immer nur durch sich treffende krankhafte Anlagen zweier Erblinien zustandekommen. Anders nicht."

„Dann wäre also Inzucht in gesunder Erblinie keine Gefahr?"

„Das möchte ich nicht so ohne weiteres sagen, obwohl dieser Gedanke natürlich die logische Folge und theoretisch richtig ist. Inzucht bleibt aber aus anderen Gründen ein Risiko, das ich Ihnen gerne erklären will.

Beim Menschen gibt es (wie bei Pflanze und Tier) zwei Erbgänge. Im dominanten ist jede vererbte Eigenschaft vorherrschend über ihr Gegenteil, d. h., sie erscheint am Leibe ihres Erbträgers. Im recessiven dagegen tritt sie zurück, d. h., sie ist nur in den Erbzellen (Ei und Samen) vorhanden, aber am Leib des Erbträgers verschwunden. Er aber gibt sie weiter, ohne sie selber zu zeigen. Leider vererben sich die meisten krankhaften Anlagen nach diesem Gang. Treffen sich von zwei Eltern her zwei gleiche schlummernde (recessive) krankhafte Erbanlagen, so kommt von scheinbar gesunden Eltern ein krankes Kind. Bei Inzucht ist nun natürlich die Wahrscheinlichkeit, daß beide Eltern dieselbe Belastung haben, weil sie eben aus ein und derselben Linie stammen, viel größer als ohne solche. Inzucht muß also keine Gefahr, kann aber eine bedeuten, weil wir nur unsere dominanten, nicht aber unsere recessiven oder schlummernden Eigenschaften kennen."

„Welche Möglichkeiten bieten sich der völkischen Gesamtheit, sich zu erneuern?"

„Wir brauchen mit Hilfe des neuen Staates eine Meldepflicht aller erbkranken Linien. Erst das Wissen kann dem Unglück steuern. Das Gesetz der Sterilisation der erblich Minderwertigen ist bereits erlassen, wie Sie wissen. Nur damit können wir die große Auslese und Ausmerze, die uns die Natur in vorbildlichster Weise zeigt, einigermaßen nachholen. Die starke Politik gegen die Juden wird von nun ab dieser Rassenkreuzung vorbeugen.

Einer jeden rassischen Erneuerung aber muß eine seelische vorangehen. Die furchtbare Zersetzung unserer Moral muß aufhören. Solange die Dinge, die rund um Liebe und Ehe liegen, nicht von beiden Geschlechtern ernstgenommen und in ihrer Tiefe erfaßt werden, ist ein Aufblühen unseres Volkes unmöglich. Ich habe Ihnen vorhin erklärt, weshalb wir viele Kinder aus guten Erblinien brauchen. Solange diese Welt steht, schöpft die Natur aus dem Vollen, aus dem Überfluß. Einer steht in der Reihe auf, um große Taten zu vollbringen, und selten ist es der erste der Geschwisterschar. Niemand denke, daß ein Ein- oder Keinkindersystem das Problem der Arbeitslosigkeit löse. Rückgang der Geburten ist immer ein Zeichen völkischen Rückgangs, einer inneren und äußeren Schwäche gewesen. Andere Völker überfluten die matt werdenden Nachbarn, die sich nur aus der Fülle der Natur die große, sieghafte Kraft des Sichbehauptens und Sichbeweisens geben können. Das Wort Nietzsches: ‚Kriegstüchtig wünsche ich mir den Mann, gebärtüchtig das Weib!' ist die große Quintessenz dessen, was die einzelnen und das Volk groß macht — es ist der letzte Beweis an das Leben!"

Die Bilder des Weltrekord-Segelfliegers Schmidt in Nr. 33 des „I. B." stammen von Fritz Krauskopf, Königsberg.

Herr, Ihr Blickwinkel ist schief / Von Karl Lütge

In mein Schlafabteil stieg in der nordschwedischen Festung Boden ein Herr zu. Die erste Nacht hatte ich allein verbracht; nun würde ich für die weiteren 1200 Kilometer bis Stockholm Gesellschaft haben.

Der Herr war Finnländer; er stammte aus dem finnischen Teil von Haparanda und reiste zum erstenmal nach Deutschland. Er war auf Deutschland nicht sonderlich gut zu sprechen, wiewohl er vor mir das Gegenteil geflissentlich zu behaupten suchte. Sein unbedachtes, vergeblich im Wortschwall halb vertuschtes häßliches Wort von „wüsten Verhältnissen" — vielleicht war er sich des Schimpflichen dieses Ausdruckes nicht einmal bewußt — fand meine entschlossene Abwehr. Und mein Einwand, daß Deutschland nicht aus dem Blickwinkel kleiner Landeszeitungen betrachtet werden dürfe, und daß zur Beurteilung der deutschen Verhältnisse nicht irgendwelche wahllos veröffentlichten Meldungen als Maßstab dienen konnten, schien den gewünschten Eindruck zu hinterlassen.

Im Hamburger Wagen des Zuges Stockholm—Trälleborg stieß ich wieder auf den Finnen; er war jetzt nicht mein Abteilgenosse und ging mir, offenbar etwas schuldbewußt, aus dem Wege. Aneinander gerieten wir bei der Überfahrt von Trälleborg nach Saßnitz, im eleganten Frühstückssalon der „Preußen". Der Finne knurrte übellaunig über die unerhört hohen Preise. Für ein einfaches Frühstück drei Mark — das sei unerhört! Ich nagelte ihn sogleich fest: er verzehrte nicht ein einfaches Frühstück, sondern hatte Butter nachbestellt, zwei Eier gegessen und Trinkgeld bezahlt. Es machte insgesamt 2.80 Reichsmark — der übliche Preis in allen Ländern. Na gut, meinte er; er habe nicht gewußt, daß alles einzeln zu bezahlen sei. Übrigens, daß der Kellner nur deutsch spreche, sei unverständlich. In seinem Beisein erhielt ich vom Kellner die Auskunft, daß er außer Deutsch fließend Englisch spreche und die nötigsten schwedischen Sprachkenntnisse habe.

Den Betrieb in Saßnitz, beim Rangieren der über die See geführten direkten Wagen fand mein Finnländer sonderbar umständlich; anscheinend sei deutsche Gründlichkeit flottem Verkehr hinderlich. Von den technischen Schwierigkeiten, die sich beim Auseinandernehmen und Wiederzusammenstellen der Zugteile Oslo—Berlin und Oslo—Hamburg, Stockholm—Berlin und Stockholm—Hamburg ergaben, wußte der Herr, der alles aus schiefem Blickwinkel zu betrachten sich verschworen hatte, nichts. Und er merkte auf der Weiterfahrt auch nicht den Unterschied zwischen der bergigen Insel Rügen und dem ebenen Südteil Schwedens.

Während drüben der Zug flott fuhr, erklomm er hier hinter Saßnitz in langsamer Fahrt die Höhen.

Der Finne reizte mich. Seine Nörgelei war nicht wichtig und mußte doch als bezeichnend gelten. So sah einer Deutschland, wenn er mit Vorurteilen beladen kam. So falsch sehen weite Teile der Welt Deutschland: sie vergleichen falsch, und sie stellen Ansprüche, die sie anderswo nicht erheben.

Wie leicht ist ein ungünstiges Urteil über Deutschland oder Geschehnisse und „Zustände" in Deutschland zu fällen. Ich blicke aus dem Abteilfenster. Erste Feststellung: Die Straßen sind mangelhaft, grob gepflastert. (Rasch Vermerk ins Notizbuch!) Tatsache ist: grob gepflastert war ein Verbindungsstück zwischen zwei sehr niedrig liegenden Teilen der Insel; die Straße mußte hier diese Befestigung haben. Zweite Feststellung: Es gibt wenig Autos, dafür viel Pferde. Dritte: Der Wald ist spärlich.

Tausende solcher schiefen Beobachtungen lassen sich machen. Leider werden sie gemacht, und sie erfahren Verbreitung von Mund zu Mund und selbst auf dem Weg über die Druckpresse.

Mein Finne z. B. ruft erstaunt „So?" als ich ihn bei Gedanken ertappt habe, die von den eben geschilderten kaum verschieden waren. „Rügen? So, also erst eine Insel?"

Auf der Fahrt nach Hamburg sind viele, mitunter ziemlich lange Aufenthalte in Kauf zu nehmen. Warum? Was weiß der flüchtige, voreingenommene Beobachter von den Kreuzungspunkten der Strecke, vom Trennen des Berliner und Hamburger Zugteils in Saßnitz, vom Zusammenkoppeln des schwedisch-norwegischen Zuges mit dem Kopenhagener Zug in Rostock. Er begeht Minute um Minute in seinen Beobachtungen Unrecht, da der Blickwinkel falsch ist. Wenn er im Flugzeug aus Stockholm direkt in Berlin landen und mit dem FD mit zweimaligem Halt nach München in 9 Stunden fahren würde (zu welch gleichlanger Strecke der Schnellzug in Schweden oder Finnland 13 bzw. 15 Stunden braucht), dann hätten wir den umgekehrt falschen Blickwinkel.

Vielerlei ist mit den Augen des Fremden zu beobachten, wenn man nach einiger Abwesenheit deutschen Boden betritt. Die Leute sind meist nicht gut angezogen. Viele sehen übernächtig aus. Sattheit und Unbedachtheit spricht so. Deutschland hat einen Krieg gegen 28 Gegner geführt, Kriegs- und Inflationsfolgen und Spuren der geisteswirren Zeit der letzten Jahre und der Arbeitslosigkeit zeigen sich überall; überall ist Not, wie man sie in anderen Ländern nicht entfernt ahnt und an die man dort nicht glaubt, da viele Lebensäußerungen des leistungstüchtigen deutschen Volkes im allgemeinen andere Schlüsse zulassen.

Das sichtbare Große nötigt zur Bewunderung: Die großen Aufmärsche, die Zeppelinfahrten. Meinen Finnen z. B. in Hamburg: Hauptbahnhof, Straßenverkehr, Hochhäuser. Dies sei Deutschland, wie er es sich vorstellte, spricht er, begeistert, erfreut und erlöst. Er will, wie viele Ausländer, Deutschland entweder als unbedingte Vollendung oder mit „wüsten Zuständen", wie man in der letzten Zeit die Verhältnisse in Deutschland draußen darzustellen versucht hat.

Aber jeder, der — voreingenommen oder nicht — zu uns nach Deutschland kommt, wird feststellen, daß es ist, dies Land, das gegen 28 Gegner Krieg führte, und ist und bleibt. Und wer es längere Zeit nicht sah, der liebt es nur um so inniger und stärker.

Rassenzucht bei Pflanzen

(Schluß von Seite 1189)

das Institut die bei ihm gezüchteten Sorten den Privatbetrieben zur Verfügung.

In jahrelanger Arbeit wird beispielsweise versucht, durch Kreuzung von Weizen und Roggen eine Getreideart zu züchten, die die guten Eigenschaften beider Arten in sich vereinigt. Eine solche Aufzucht dauert oft Jahrzehnte, denn die Natur baut langsam, und oft denkt man, wenn man über die Versuchsfelder der Getreidepflanzen, der Obststämmlinge, Rebstöcke, Kartoffeln, Tomaten, Rosen, Lupinen, Spargel, Pappeln, Kiefern, Tabakpflanzen und Ölpflanzen — nur eine kleine Auslese aus dem Pflanzenparadies — wandert, es müsse eine Sisyphusarbeit sein, der Natur etwas zu entreißen und ihr gleichsam dafür andere Eigenschaften einzuverleiben.

Aber die erfolgreiche Arbeit des Instituts hat der deutschen Volkswirtschaft schon Millionenwerte an Erfahrungen zugeführt. Im Laufe der kommenden Jahre, wenn neue Zuchtergebnisse sich häufen, wird der Wert dieses Instituts sich noch um ein Vielfaches gesteigert haben.

THEODOR PROSEL

Die Kampffront der Frauen

Gemeinnutz geht vor Eigennutz!

Das wundervolle Wort ist die geistige und seelische Grundlage der großen Erneuerungsbewegung, die unser Volk heute beglückt. Aber die Beglückung wird nur dann vollkommen werden, wenn dieser Satz nicht nur Phrase bleibt, wenn dieser Satz nicht nur auf den Lippen schwebt, sondern wenn er sich in Herz und Hirn festsetzt.

Auch in den kleinsten Dingen des Lebens muß dieser Satz Geltung haben. Es ist Aufgabe der Frau, sich mit den kleinen und den kleinsten Dingen auseinanderzusetzen. An was muß eine Frau nicht alles denken, wenn sie ihren Haushalt reibungslos führen will? Es mag vielen im Augenblick übertrieben erscheinen, daß auch bei allen diesen kleinen Alltäglichkeiten, bei den kleinsten Handlungen der große Gedanke: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“, ebenfalls vorausleuchten soll. Aber wie groß diese kleinen Dinge sind, ersieht man wohl am besten, wenn man sie einfach multipliziert. Wenn eine Handlung, die eine Minute in Anspruch nimmt, von Millionen Menschen getan wird, dann werden daraus Millionen von Minuten oder Tage, Wochen, Jahre, ja, Jahrzehnte. Und wenn eine Frau zehn Pfennig falsch verwendet, so werden, wenn dies Millionen von Frauen tun, viele Hunderttausende, ja Millionen von Mark daraus. Wie oft hört man klagen, daß die deutsche Handelsbilanz auf der Passivseite einen ungeheuren Betrag aufweist für die Einfuhr von kosmetischen Artikeln aus Frankreich. Ja, würde denn tatsächlich diese Einfuhr möglich sein, wenn nicht die Spekulation der Importeure auf die Eitelkeit der Frau richtig wäre? Wenn ein großer Parfüm-Importeur nicht die Möglichkeit hätte, bei deutschen Frauen den Absatz für seine französischen Parfüms zu finden, dann würde sich der betreffende Herr wahrscheinlich sehr bald auf einen anderen Artikel verlegen. Man sprach in der letzten Zeit sehr viel von den Auswüchsen des Kaufhaus-Unwesens, von denen des Zugabeartikel-Unwesens und von anderen Mißständen mehr.

Gewiß werden die Gesetze diesen Mißständen einen Riegel vorschieben. Aber wären diese Maßnahmen überhaupt notwendig, wenn die deutsche Frau in ihrer Mehrzahl verständnisvoll genug wäre, um jede unlautere Methode, jede kaufmännische Betriebsamkeit, die man nicht mehr mit dem Worte „anständig“ bezeichnen kann, einfach abzulehnen! Wäre die ökonomische Erziehung der Frau besser, hielten sich die Frauen auch bei diesen kleinen Kaufhandlungen, die sie täglich vornehmen müssen, den Grundsatz „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ vor Augen, dann würde bald in das ganze Geschäftsleben eine Reinlichkeit einziehen, durch die allein wir den durch die Krise schwerkranken Wirtschaftskörper wieder gesund machen können. Was wir Krise nennen, ist eine schwere Krankheit, deren Ursache großenteils in der Unreinlichkeit des geschäftlichen Gebarens zu suchen ist.

Vor wenigen Jahrzehnten stand die Welt den großen Epidemien hilflos gegenüber. Es ist noch kein Jahrhundert her, da die großen Städte Europas von der Cholera heimgesucht wurden, und der Würgengel durch alle Straßen schlich, vor keinem Haus, ob arm ob reich, haltmachte. Wir haben seit Jahrzehnten keine großen Epidemien mehr. Dies ist kein Zufall, den ein Gott in gütiger Laune geschaffen hat. Cholera und Pest werden Europa nicht mehr heimsuchen, weil wenigstens in Westeuropa die hygienischen Lebensverhältnisse so gut geworden sind, daß sich einfach die Bazillen nicht mehr ausbreiten können. Die Technik schuf uns Kanäle, und in jedem Haus befinden sich gut funktionierende sanitäre Anlagen. Wir haben in allen Großstädten keimfreies Wasser, die Menschen pflegen sich besser, und wir haben alle möglichen Reinigungsmittel, um sowohl unseren Körper als auch unsere Wohnstätten von Ungeziefer freizuhalten. Die Industrie schuf uns das reine Hemd. Das allein im weitesten Begriff ist die Ursache, warum es keine so furchtbaren Epidemien mehr gibt und warum unsere Gesundheitspolizei dieser Epidemien, wenn sie ja von irgendwoher eingeschleppt werden, rasch Herr wird.

Die Weltkrise konnte nur dadurch entstehen, daß man in den Funktionen der Wirtschaft nicht genug auf die Reinlichkeit achtgab. Es wurden solange schmutzige Geschäfte gemacht, bis jedes einzelne Geschäft krank wurde und dieses wieder das nächste ansteckte, bis zum Schlusse die Epidemie, die wir Weltkrise nennen, verheerend und todbringend wie nur je eine Pest der verflossenen Jahrhunderte durch die Lande zieht. Schmutzige Geschäfte wurden überall gemacht. Von dem Irrsinn der Börsenspekulation angefangen über den Zinsenwucher der Banken hinweg, bis zum Preis- und Lohnwucher der Größten und der Kleinsten, klebte fast an jedem Geschäft moralischer Schmutz. Jüdischer Händlerkreis wucherte den Bauer aus und brachte ihn beinahe um die Scholle. Jüdischer Wuchergeist gab den Fabrikanten Geld nur unter Bedingungen, die zum Schlusse die Fabriken lahmlegten. Und jüdischer Wuchergeist war es, der im Jahre 1923 dem deutschen Volke das Vermögen aus den versperrten Kassen stahl. Alle diese Erlebnisse, die wir hatten, sind auf einen Nenner zu bringen. Wir werden erst dann wieder gesund werden, wenn wir erkennen, daß die Reinlichkeit in allen Geschäften uns allein wieder im wirtschaftlichen Sinn gesund machen kann. Der Frau ist eine ungeheure Rolle vom Schicksal zugeteilt. Wird die Frau mit ihrem Haushaltspfennig in der Hand nur bei jenem Kaufmann kaufen, der gesunde Geschäfte macht, dann muß das Kranke von selbst absterben. Gewissenlose Geschäftsmethoden haben zu einem Billigkeitswahn geführt. So sehr es begreiflich ist, daß die Frau, die heute naturgemäß mit ihrem Pfennig rechnen muß, dorthin geht, wo sie anscheinend am wohlfeilsten kauft, so sehr aber muß doch die Frau in unseren Tagen die Rolle der wirtschaftlichen Gesundheitspolizei übernehmen. Wenn heute ein fremder Mann an die Türe einer deutschen Hausfrau klopfte und ihr einen Stoff anböte zu einem Preise, so billig, daß die Vermutung nicht von der Hand zu weisen wäre, der Stoff sei gestohlen, so würde die Frau, wenn sie nur irgendwie gesund und anständig empfindet, zumindest den Kauf ablehnen, wenn sie nicht, was das einzig Richtige wäre, einen Schutzmann holen ließe. Manche Geschäfte aber schreiben oft Waren zu derartig billigen Preisen aus, daß man tatsächlich zur Vermutung kommt, daß es auch hier nicht mit richtigen Dingen zugegangen sein kann. Wenn zum Beispiel ein Ramschgeschäft irgendeine Partienware von einem zugrunde gegangenen Unternehmen aufgekauft hat und diese Ware nunmehr in Bausch und Bogen zu lächerlich billigen Preisen verschachert, so ist das nicht um einen Grad besser als das Angebot jenes Diebes, der von Tür zu Tür wandert. Hier wie dort liegt unbedingt das Verbrechen des bedenklichen Ankaufes vor. Nur wird bei dem Geschäfte, das die Frau zwischen Tür und Angel mit dem sich scheu benehmenden Dieb machen soll, das Unanständige der Handlungsweise sofort ins Bewußtsein treten, während bei dem großen Laden, der bei einem solchen verbrecherischen Verkauf mit frecher Reklame die Unanständigkeit seiner Handlungsweise tarnt, dem oberflächlich Denkenden nicht sichtbar wird, daß es sich auch hier um den Verkauf von „Diebesgut“ handelt. Es ist ganz unmöglich, die Gesetze so weit in das Wirtschaftsleben eingreifen zu lassen, daß solche Fälle vollkommen unterbunden werden. Würde man das verlangen, so hieße das, zu jedem Kontobuch einen Schutzmann stellen. Eine Abwehr kann also nur von der Seite erfolgen, die dazu berufen ist, nämlich von seiten des Käufers. Wie rasch würden die unlauter arbeitenden Kaufleute ihre Geschäfte umstellen, wenn sie gewärtig sein müßten, bei der geringsten Unanständigkeit, die ersichtlich wird, ihre Kunden zu verlieren.

Billigkeit ist gewiß die höchste Tugend der Ware. Aber es kann eine Billigkeit geben, die mehr schadet als nutzt. Wenn eine Ware so billig wird, daß der Erzeuger sie nur unter ungeheuren Opfern um diesen Preis hergeben kann, wenn er vielleicht sogar mit Verlust arbeitet, oder seine wirtschaftliche Substanz aufzehren muß, wie es ja heute z. B. tatsächlich bei allen landwirtschaftlichen Produkten der Fall ist, dann richtet diese Billigkeit einen Schaden an, der zum Schlusse auf denjenigen, der gemeint hat, ein sehr gutes Geschäft zu machen, zurückfällt. Es mag eine Beamtenfrau im Augenblick glauben, sich selbst einen guten Dienst erwiesen zu haben, wenn sie besonders billig einkauft, wenn sie das Pfund Butter um einige Pfennig billiger erstanden hat. Wenn aber der Bauer durch die gedrückten Preise nicht mehr imstande ist, sich selbst zu erhalten, so wird er eines Tages die staatliche Hilfe in Anspruch nehmen müssen. Wenn aber der Staat gezwungen ist, aus den Steuergeldern irgendeinen Stand, in diesem Falle den Bauernstand, zu stützen, so kann er wohl das Geld nur entweder wieder durch neue Steuern aufbringen, oder aber durch größere Ersparnisse in seinem eigenen Haushalt. Tut er dies, dann wird wohl nichts anderes übrig bleiben, als den vom Staate unmittelbar Erhaltenen die Bezüge zu kürzen. In diesem Augenblick aber hat sich der allzu billige Einkauf durch die Beamtenfrau gerächt, weil eines Tages der Gehaltsabbau ihres eigenen Mannes nicht mehr zu vermeiden sein wird. Gewiß ist in allen geschäftlichen Dingen, seien sie groß oder klein, sei es der Butterkauf der kleinen Beamtenfrau oder aber der Riesenabschluß eines großen Konzernes, ein gesunder Egoismus am Platze. Aber dieser Egoismus darf nicht dazu ausarten, daß man gegen seinen Geschäftspartner jede Rücksicht verliert, und nur dann Geschäfte machen will, wenn ausschließlich der eigene Vorteil maßgebend ist. Das gesunde Geschäft muß beiden Teilen Vorteile bieten. In dem Augenblick, wo man aber den anderen zwingt, Verlustgeschäfte zu machen, kann wohl ein scheinbarer Gewinn eintreten, in Wirklichkeit ist aber auch derjenige, der anscheinend den allzugroßen Vorteil hat, im Kreislauf des wirtschaftlichen Geschehens irgendwann einmal an dem Verluste beteiligt. In welcher Form immer uns solche überaus vorteilhafte Geschäfte angeboten werden, der Käufer muß sich gewissenhaft dahin schulen, daß er das reelle Geschäft von dem unanständigen auseinanderkennt. Hat er das Unsolide eines solchen Angebotes erkannt, dann gibt es nur eines: ein solches Geschäft eben nicht zu machen. Es ist gewiß die Aufgabe des guten Kaufmannes, seinen Kundinnen den größtmöglichsten Vorteil zu bieten. Aber dieser Vorteil darf nicht in eine alle anderen Beteiligten schädigende Geschäftspraxis ausarten, die am Ende alle nur den Ruin entgegenführt.

Man kann der deutschen Frau wahrlich nicht Heroismus absprechen. Wie tapfer ertrug die deutsche Frau alles Unglück, das die letzten schicksalshaften Jahre über sie und ihre Familien gebracht haben. Aber es gibt nicht bloß in großen Dingen, sondern auch im ganz kleinen eine Art Heroismus, der unerbittlich seelische Stärke fordert. Und eine gewisse seelische Stärke gehört dazu, einen Kauf, der einen im Augenblick ein paar Groschen Ersparnisse und somit einen zählbaren Vorteil bringt, nicht zu tätigen. Man glaubt auch immer, daß eine solche Tat, eine solche Überwindung deswegen zwecklos wäre, weil ja doch die „anderen“ es trotzdem tun. Selber, glaubt man, sei man nur ein Sandkorn in dem Meere und spiele als solches keine Rolle. Man muß endlich erkennen, daß die „anderen“ ja niemand anders als wir selber sind. Werden sich diese Ansichten, die hier in großen Zügen festgelegt sind, einmal verbreitern und selbstverständliches Allgemeingut werden, dann werden aber die „anderen“ immer seltener werden. Es gibt genügend Frauen, die sich schämen würden, wenn sie die Not dazu zwänge,


SALEM
GOLD
EXTRA MILD
SALEM
GOLD No 3½
DRESDEN
EXTRA MILD
3 1/3 ₰

in ein Pfandhaus zu gehen. Das aber ist noch lange nicht so beschämend, als bewußt in ein Geschäft zu gehen, um etwas unter Bedingungen zu kaufen, durch die viele andere Mitbürger geschädigt werden.

In dem Augenblick aber, wo das Betreten eines solchen Geschäftes als Schande ausgelegt werden würde, wo man Angst haben müßte, von einer Bekannten gesehen zu werden, wäre schon ungeheuer viel erreicht. Dann würde den unlauteren Geschäften bald das Armesünderglöckchen läuten.

Alle Geschäfte würden dann bald gesunden, und auch der eigene Mann würde dann eines Tages wahrscheinlich in der Lage sein, seiner Frau das Wirtschaftsgeld zu erhöhen. So tritt heute an die einzelne deutsche Frau die wichtige Aufgabe heran, innerhalb ihres ureigensten Wirkungskreises alle Bestrebungen zu unterstützen, die dahin zielen, unser ganzes Volk wieder der Gesundung zuzuführen. Die deutsche Frau, die zu jedem Opfer fähig ist, wird auch hier, wo es um so kleine Dinge geht, bestimmt nicht versagen. Aber die Dinge scheinen nur klein, im alltäglichen Einzelfall. In Wirklichkeit werden sie in ihrer Vielfalt zu den ausschlaggebenden Faktoren in der großen Wirtschaftsschlacht, die heute geschlagen wird. Tut die Frau ihre Pflicht, dann wird diese Schlacht mit einem Siege für uns alle enden. Steht aber die Frau mit kleinlichem, kurzsichtigem Nichtwollen beiseite, sieht sie nur den augenblicklichen, kleinen Vorteil und nicht das große Ganze, um das es geht, dann allerdings wird der Kampf noch lange dauern, und das ungeheure Leid, das die wirtschaftliche Krankheit über uns alle gebracht hat, wird erst in einer heute nicht absehbaren Zeit enden. So wie jeder einzelne Mann die Pflicht hat, an der Stelle, wohin das Schicksal ihn gestellt hat, in erster Linie dem Gemeinsinn zu dienen, so hat die Frau innerhalb ihres Reiches ihre gewiß nicht geringere Pflicht des klugen Opferns zu erfüllen. Es ist eine Schlacht, die um uns alle tobt. Und so sehr wir Männer auch planen, wägen und handeln wollen, wir werden, wir können der Mithilfe der deutschen Frau in ihrer Gesamtheit nicht entbehren, denn die Schlacht und die Kämpfe, die ausgekämpft werden müssen, werden auf ihrem ureigensten Gebiet, auf ihrem eigensten Felde geschlagen. Und in diesem Sinne mag der Ruf nicht übertrieben erscheinen: Frauen an die Front!

ROBERT GEHRKE

Der Kater Alfred

„Hausmeister! Was haben Sie denn da im Sack?"
„Der Herr Schriftsteller muß aber auch alles wissen!"
„Ich bemühe mich, Bahlsen, ich bemühe mich."
Der brave Alte blickte mich väterlich-wohlwollend an.
„Sie sind ein strebsamer Mensch!"
„Das hat mir noch niemand gesagt", lenkte ich ein.
„Es hat seine Richtigkeit! Fast jede Nacht brennt in Ihrem Gartenhaus das Licht — Sie arbeiten und studieren. Sie sind ein —"
„Punkt, Bahlsen, Punkt! Sie sollen mir doch sagen, was . . ."
Der alte Bahlsen liebte die Um- und Weitschweifigkeit; nie fiel es ihm ein, sofort von der Sache zu sprechen. Fragte man ihn beispielsweise, ob es jetzt an der Zeit sei, Salat zu pflanzen, so mußte man damit rechnen, daß er unter kräftigem Tabakgeschmauche in unüberbietbarer Ausführlichkeit von einem Kegelabend erzählte und anschließend gepfefferte Kritik an der letzten Gemeinderatssitzung übte. Dabei hatte er das Salatkapitel keinesfalls vergessen! Selber dachte man schon gar nicht mehr an das lächerliche Grünzeug — da beugte er sich unvermittelt vor, nahm die Pfeife aus dem Mund: „Es kommen noch Frostnächte. Warten Sie mit dem Pflanzen. Behüt' Sie Gott!"

Und so war es auch heute. Mich interessierte lebhaft der Inhalt des Sackes, und dieser Bahlsen — nachdem er der Strebsamkeit ein Loblied gesungen — gestaltete ein Erlebnis aus seinem früheren Waldhüterdasein.
„. . . ich war höchstens noch zehn Meter von ihm entfernt, als er plötzlich die Waffe gegen sich selbst richtete. — Meisner! rief ich, seien Sie vernünftig, denken Sie an Frau und Kinder Ich werde Sie dem Oberförster nicht melden! Aber Sie müssen mir versprechen, daß Sie —"
„Haltestelle!" sagte ich ungeduldig. „Ich kenn' doch diese Wilderergeschichte; sie ist ja bereits gedruckt. — Nun öffnen Sie endlich den Sack!"
Er tat, wie ihm geheißen. Ich beugte mich herab. In des Sackes Tiefen krallte eine kleine schwarze Katze mit weißer Schwanzspitze.
„Wohin damit, Bahlsen?"
„Ich habe den Auftrag, sie auszusetzen. Frau Ufer möchte nur die beiden weißen behalten — die schwarze wäre ihr zu unheimlich. Übrigens handelt es sich um einen Kater. Kater sind treuer als Katzen!"
„Wissen Sie das genau?"
„Freilich, freilich!"
„Dann her damit. Geben Sie mir das Bürschlein — und empfehlen Sie mich der gnädigen Frau!"
So kam ich unverdientermaßen in den Besitz des Katers Alfred. Also hatte ich ihn noch gleichen Tags getauft. Und er war einverstanden.
Seine Anhänglichkeit und Treue sei gepriesen!
Nur selten wich er von meiner Seite. Zumeist begleitete er mich auf allen Spaziergängen. Durch Alfred



wurde ich ortsbekannt. Meine leibliche Mitarbeit am hiesigen „Heide-Boten" hätte mir niemals zu diesem Ruhm verholfen. — Das schwarze Käterlein folgte mir zum Bäcker, zum Krämer, zur Wäscherei, zur Post, ja sogar zur Redaktion des „Heide-Boten", wo ich allwöchentlich einen Sonntagsartikel abzuliefern hatte.

„Aber Wertester! Schon wieder eine Katergeschichte? Das geht doch wirklich nicht an!" verwies mich der Schriftleiter. „Ihr schöner Alfred muß doch unseren Lesern bald auf die Nerven fallen! Schreiben Sie doch mal etwas über den Neubau der Kinderbewahranstalt; berichten Sie von einer Reise (mit Ihren bewährten humoristischen Spitzlichtern) oder lassen Sie sich über die Mustergeflügelfarm unseres allverehrten Herrn Kohlfurts aus!"

„Mit Spitzlichtern?" fragte ich bescheiden.

„In dem Falle ohne, bitte."

Nebenbei — ich möchte doch den Kater nicht mehr mit auf die Redaktion bringen. Nebenbei, bitte.

„Gehorsamster Diener. Wohlauf! Herr Chef."

Draußen schien die Sonne Freiheit! Ich war des Glückes voll.

„Halte dich mehr rechts, mein Alfred, dort kommt der Herr Gemeindevorstand."

Ich zog den Hut bis zum Knie

Kaum heimgekehrt, wurde ich vom Reichsbahnsekretär

Hartmann, wohnhaft Vorderhaus, zwei Treppen, überfallen.

„Meine Bartbinde!" fuhr er mich an.

Friedselig umschwänzelte Alfred unsere Gebeine.

„Ihre Bartbinde??" Und da mußte ich hören, daß mein Freund in einem unbewachten Moment in Hartmanns Gemächer geschlichen war — und alldort die Schnurrbartbandage besagten Hartmanns entwendet hatte.

„Users Mädchen ist Zeuge!"

Alfred, was sind das für Streiche? Er ließ sich nicht herbei, mir sein Versteck zu verraten. Die reine Unschuld, tändelte er mit meinem aufgelösten Schuhband.

So mußte ich wohl oder übel 1.90 Mark für die entführte Bartbinde opfern.

Unlängst erst hatte er den Krämer Daniel um eine — wenn auch kleine — Leberwurst gebracht. Zu meinen Lasten.

„Du hast wahrlich rabenhafte Eigenschaften, Kamerad Alfred. Treib' es nicht zu weit, du Spitzlicht!"

Auf dem Schreibtisch hockend, blickte er mich aus grünen, unergründlichen Augen an. Ein seltsames Wesen. Ein mysteriöser Gefährte! Wir waren jede Nacht zusammen. Manchmal löschte ich die Lampe, um seine schrägen Augen funkeln zu sehen.

Gespensterhaft glitt er über die Diele — die Läufe gestreckt, den Rücken gekrümmt, den Schwanz mit

weißer Spitze steil empor . . . Immerzu, du schwarzer Schleicher. Lehre mich das Grauen. Du förderst mein Werk. —

Als der Wonnemonat Mai mit seinen balsamischen Nächten kam, hielt es den Kater Alfred nicht mehr bei mir.

Auf Dächern und Rasenplätzen oblag er mit Artgenossinnen Spielen mannigfacher Art.

Vergebens rief ich: „Alfred, herbei! Deine Milch wird sauer."

Bekümmert setzte ich mich wieder an die Arbeit.

Eines Morgens blieb der liebe Freund aus.

Stets war er von seinen Abenteuern zurückgekehrt.

Diesmal jedoch — —. Ich wartete Tage, Wochen. Alfred blieb verschwunden.

Das Gartenhaus, alt, verwittert und brüchig, sollte abgerissen werden. Ich mußte ausziehen. Wehmut im Herzen, verließ ich die traute Stätte hinten im Park.

Am Ende der Bahnhofstraße fand ich Unterkunft.

In bangen Nächten hörte ich das Läutewerk anschlagen, hörte Rufe, Pfiffe, Signale.

All das machte mein Herz noch schwerer.

Wieder einmal stand ich zu später Stunde verlassen vorm Hoftor — da drang eine bekannte Stimme an mein Ohr.

Auf dem Mauersims näherte sich mir leuchtenden Auges Alfred.

Elastisch balancierte er heran . . .

Wohlig schnurrend schmiegte er seinen samtenen Kopf in meine freudig ausgestreckten Hände.

ALWIN DRESSLER:

Hat die Sonne sich verjüngt?

Katastrophen im Weltall

Man wundert sich, daß die Sonne trotz ihres hohen Alters — man schätzt es auf 70 Billionen Jahre — immer noch in erstaunlicher Frische strahlt wie am ersten Tag. Seit Urbeginn gibt sie täglich unfaßbar große Wärmemengen in den Weltraum ab, ohne daß ihr Strahlungsvermögen merklich nachgelassen hätte. Dieses Rätsel ewiger Jugend hat die Forscherwelt zu erklären versucht, und von den verschiedenen Theorien, die hierüber aufgestellt wurden, brachte uns die folgende einer Lösung dieses Probelms am nächsten.

Nach Ansicht des Astrophysikers Dr. Zeipel (Upsala) hat unsere Sonne vor vielen Jahrmillionen einen Verjüngungsprozeß erlebt, der ihre erlahmende Energie von neuem anfachte. Seine Theorie stützt sich auf die wissenschaftlich erkannte Tatsache, daß alle heißen Sterne durch Energiewandlung ihres Innern einen Verjüngungsprozeß durchmachen können, wobei sie ein gewisses Stadium erreichen, in dem der Zerfall der Elemente spontan mit großer Kraft einsetzt. Bei diesem Energie-Ausbruch entstehen neue Zwischenstufen radioaktiver Elemente, die den Stern mit neuer Energie versehen, oftmals in gesteigertem Maße als vor dem Ausbruch.

Bei unserer Sonne, die ja auch ein heißer Stern ist — man schätzt ihre Temperatur im Mittelpunkt auf 30 Millionen Grad — liegen dieselben Verhältnisse vor. Ihre unerschöpfliche Energiequelle bleibt erhalten durch die beim Atomzerfall frei werdenden Energien. Allerdings würden die auf unserer Erde bekannten radio-aktiven Elemente nicht ausreichen, um den großen Verlust der Sonnenstrahlung zu ersetzen. Eine Sonne aus reinem Radium könnte zwar bedeutend mehr Energie ausstrahlen als die unsrige, doch würde ihre Lebensdauer nur von kurzem Bestand sein, denn Radium verliert bereits in 1560 Jahren die Hälfte seiner Energie. Eine Radiumsonne könnte also nur wenige Jahrtausende bestehen. Das Uran würde bis zu seinem Zerfall zwar die nötige Zeit vorhalten, doch könnte eine Sonne aus Uran nur halb soviel Energie ausstrahlen wie die unsrige. Die Ausstrahlung unserer Sonne ist aber so mächtig, daß trotz ihrer Entfernung von 150 Millionen Kilometer alles Lebende auf der Erde versengen würde, wenn die Erde nicht von einer schützenden Lufthülle umgeben wäre.

Wo nimmt aber die Sonne diese gewaltigen Energiemengen her? Es müssen in der Sonnenmasse zweifellos noch schwerere Elemente als die auf Erden bekannten vorhanden sein, die infolge ihres schweren Atomgewichtes sich im Sonnenkern konzentrieren, während durch das Sonnenspektrum nur die leichtatomigen Zerfallsprodukte der Sonnenoberfläche in Erscheinung treten. Unsere sonnengeborene Erde entstammt der äußeren Schicht der Sonne und enthält diese schweren Elemente nicht. Nach der neuen Theorie ist der Atomzerfall dieser hypothetischen Elemente kein kontinuierlich verlaufender Prozeß, sondern sie erreichen in einem gewissen Stadium einen Wandlungspunkt, in welchem ihre frei werdende Energie explosivartig aus dem Sterninnern emporbrängt und einen Verjüngungsprozeß herbeiführt.

Nach Ansicht Dr. Zeipels soll unsere Sonne vor etwa 350 Millionen Jahren einen solchen Wandlungsprozeß durchgemacht haben, und es ist nicht ausgeschlossen, daß dieser Vorgang sich nach einem gewissen Zeitpunkt wiederholt. Die Licht- und Wärmeabgabe der Sonne nahm an Mächtigkeit zu, und die Erde erblühte zu neuem Leben. Ein üppiges Wachstum im Tier- und Pflanzenreich setzte ein, denn die verjüngte Sonne schuf unverhofft günstige Lebensbedingungen. Die mächtigen Steinkohlenflöze und die versteinerten Reste plumper Geschöpfe der Steinkohlenzeit sind uns als Wahrzeichen dieser Epoche erhalten geblieben.

Für die Glaubhaftigkeit der Sonnenverjüngungstheorie spricht die Tatsache, daß das Erscheinen „neuer Sterne" am Himmel schon häufig beobachtet werden konnte. So die Nova Cassiopeia, die zeitweilig den Sirius überstrahlte und selbst am Tage sichtbar war. Ferner die Nova Persei, die bei ihrem Aufleuchten im Jahre 1901 großes Aufsehen erregte, innerhalb kurzer





Zeit die Helligkeit eines Sternes erster Größe erreichte und nach einigen Tagen sich mit einer mächtigen Nebelmasse umhüllte, die in einer ungeheuer schnellen Bewegung begriffen schien. Dann die Nova Lacerta, die im Jahre 1910 kaum sichtbar erschien, in einigen Tagen an tausendfacher Lichtstärke gewann und nach diesem Verjüngungsakt sich in ein Meer kleiner Himmelskörper verwandelt hatte. Schließlich die Nova Aquitae, die als Sternchen elfter Größe schnell an Helligkeit zunahm und jetzt zu den Sternen der vierten Größenklasse zählt.

Es werden mit unseren Fernrohren jährlich etwa zehn solcher Sterne entdeckt, die in neuem Glanze am Himmel erstrahlen. Die Vermutung liegt nahe, daß es sich hierbei um eine allgemeine Erscheinung in der Sternenwelt handelt, also um einen Verjüngungsakt, der im Laufe der Jahrmillionen jedem Stern beschieden sein kann. Man schließt hieraus, daß unsere Sonne erneut einen Wandlungspunkt erreichen und ihren Verjüngungsprozeß wiederholen wird, wenn die Bedingungen hierzu gegeben sind.

Die Sonne ist ein mächtiger, kochender, Gase speiender Moloch, in dessen Riesenleib mehr als eine Million Erdkugeln spurlos verschwinden könnten. Die gewaltigen Eruptionen auf ihrer Oberfläche, die als Protuberanzen, Sonnenfackeln und Sonnenflecken von gigantischen Ausmaßen in Erscheinung treten, zeugen von den überwältigenden Vorgängen im Sonneninnern. Der mächtige Strahlungsdruck des überhitzten Sonnenkernes, verursacht durch das Gemisch von Atomen, Elektronen und Ätherwellen, die sich in wildem Aufruhr bewegen, führt zu explosiven Ausbrüchen. Diese Vorgänge können zu gewissen Zeitpunkten einen katastrophalen Höhepunkt erreichen und die Leuchtkraft eines Sternes verhundertfachen. Der Ausbruch einer solchen Katastrophe auf der Sonne würde für unsere kleine Erde vernichtende Folgen haben. Im Moment des Ausbruchs wäre die Menschheit von dem erhöhten Strahlenglanze geblendet, eine ungeheure Hitzewelle würde den Erdball überfluten und alles Brennbare versengen, die Flüsse und Ozeane zum Kochen bringen und die Erde in kurzer Zeit in eine dichte Dampfwolke einhüllen. Eine Weltkatastrophe, wie wir sie mit den Fernrohren schon öfter beobachten konnten, würde das hochentwickelte Leben eines bewohnten Planeten vernichten und eine neue Epoche seiner kosmischen Laufbahn einleiten.

ANEKDOTEN

Brahms auf der Wohnungssuche.

Von Meister Brahms wird eine nette Geschichte erzählt: Er war immer auf der Jagd nach einer stillen Wohnung, in der er ungestört arbeiten konnte. Seine erste Frage an den Vermieter war immer die, ob das Zimmer denn auch wirklich ruhig sei, ob man nicht mit einem störenden Nachbarn rechnen müsse, der singt, Klavier spielt oder geigt, ob sich nicht eine Blechschmiede in der Nähe befinde oder eine sonstige Stätte lärmender Arbeit. Man versicherte ihm hoch und teuer, es sei die ganze Umgebung das verschwiegenste Idyll, das man sich nur denken könnte. War der gutgläubige Brahms aber dann eingezogen, so mußte er bald erfahren, daß man ihn belogen hatte, denn irgend etwas war immer los, seine Ruhe zu stören. Entweder war nebenan ein Kanarienzüchter oder ein Posaunenbläser, ein Schlosser oder ein Schuster, den man ihm verschwiegen hatte, der aber sich selbst nicht verschweigen konnte und wollte. Durch seine Erfahrungen gewitzigt, beschloß er, die Sache anders anzupacken. Als er sich wieder einmal nach einer neuen Behausung umsah, kam er zu einer alten Frau, die ein recht nettes Zimmer hatte. Er fragte nach dem Preis und nach dem und jenem und zeigte sich durchaus geneigt, die Bude zu beziehen. „Aber", sagte er schließlich mit einem schweren Seufzer, „ein bißchen sehr still scheint es mir hier zu sein. Man kommt sich hier vor wie vergessen und begraben. Ist denn gar nichts in der Nähe, ein bißchen Musik, ein bißchen fröhlicher Lärm von der Straße oder der lustige Takt eines Hammers? Daß man wenigstens ein bißchen Zerstreuung hat, wenn man den ganzen Tag dasitzt und seinen Gedanken nachhängt?" „Ach Gott, nein", sagte das Mütterchen in ehrlicher Bekümmerung. „Da haben Sie schon recht, lieber Herr, es ist ein bißchen arg still hier. Man hört den ganzen Tag keinen Ton. Nicht einmal die Straßensänger kommen in unseren Hof. Es wohnen lauter stille und einfache Leute in der Gegend." „Nun", meinte Brahms wohlwollend, „ich werde das Zimmer trotzdem nehmen!" Und nun hatte er wirklich eines gefunden, wo kein Lärm seinen Frieden störte. Dr. E. R.

*

Friedrich der Große.

Während eines Aufenthaltes Friedrichs des Großen starb dort ein bekannter Schauspieler katholischer Konfession. Der Bischof weigerte sich, den Verstorbenen, der ein etwas leichtes Leben geführt hatte, in geweihter Erde zu bestatten. Die Angehörigen des Verstorbenen waren untröstlich und wendeten sich hilfeflehend an den König.

Dieser ließ den intoleranten Bischof zu sich kommen und empfing ihn höchst ungnädig.

„Wenn Ihr den Friedhof weiht, wieviel Ellen in die Tiefe geht dann Eure Weihe, Herr Bischof?"

Der Angeredete war auf solche Frage nicht gefaßt, stand verwirrt und entgegnete schließlich:

„Etwa drei bis vier Ellen, Majestät."

„Gut. So bereitet dem verstorbenen Schauspieler ein Grab von fünf Ellen Tiefe", sagte der König, „Ihr selbst zelebriert die Totenfeier. Die Angelegenheit ist erledigt."

*

Leo XIII.

Leo XIII. war, bevor er Papst wurde, als Nuntius in Brüssel tätig. Als er eines Abends zur königlichen Tafel zugezogen war, saß neben ihm ein leichtfertiger Marquis, der es für gut fand, sich einen Scherz mit dem hohen Geistlichen zu gestatten.

Er zeigte dem Vertreter des Zölibats eine Tabaksdose, auf der eine frivole Frauengestalt in höchst anstößiger Weise dargestellt war.

„Wie gefällt sie Ihnen, Eminenz?" fragte er mit zynischem Lächeln.

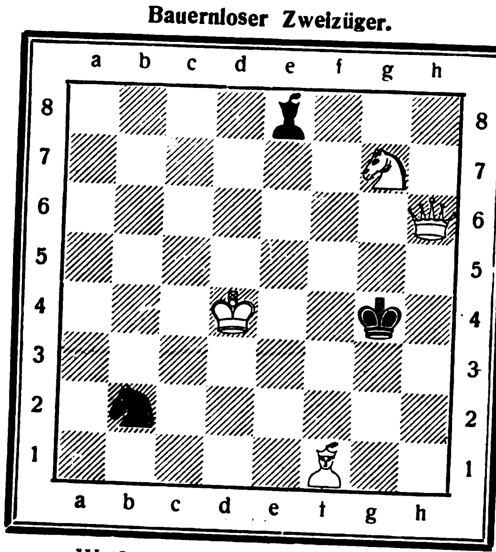
„Eine schöne Dame", entgegenete der Nuntius, indem er die Dose ruhig betrachtete, — „vermutlich die Frau Marquis?"

Der Marquis hat nie wieder einem Geistlichen seine Tabaksdose gezeigt.

SCHACHECKE

Aufgabe

Bauernloser Zweizüger.



Weiß: Kd4, Dh6, Sg7, Lf1 (4).
Schwarz: Kg4, Sb2, Le8 (3).

Weiß zieht und setzt in 2 Zügen matt.
Sehr leicht und instruktiv.

Partie

Aus dem Karlsbader Turnier 1923.
Weiß: Sir G. Thomas Schw.: Dr. Treybal

1. e2—e4 e7—e5
2. Sg1—f3 Sb8—c6
3. Lf1—b5 a7—a6
4. Lb5—a4 d7—d6
5. d2—d4 Lc8—d7
6. 0—0 Sg8—e7

Ein alter Zug, welcher oft von Steinitz angewandt wurde, meistens aber ohne Erfolg.

7. La4—b3 h7—h6

Es drohte 10. Sf3—g5.

8. c2—c3 ....

Besser war 8. Sb1—c3, da nach dem Textzuge Schwarz keine Schwierigkeiten hat.

8. .... Se7—g6
9. Lc1—e3 Lf8—e7
10. Sf3—e1 Sc6—a5
11. Lb3—c2 Le7—g5

Schwarz will das gefährliche f2—f4 so lange wie möglich verhindern.

12. Dd1—e2 ....

Verhindert das drohende Sa5—c4. Besser war aber sofort 12. Sb1—d2. Weiß beabsichtigt aber wahrscheinlich, den Bauer auf e5 zu tauschen, und darum deckte er mit der Dame den Läufer e3.

12. .... b7—b5
13. Sb1—d2 0—0
14. d4×e5 Lg5×e3
15. De2×e3 d6×e5
16. g2—g3 Ld7—h3
17. Se1—g2 c7—c5
18. Ta1—d1 Dd8—e7
19. b2—b3 Tf8—d8
20. Sd2—f3 Sa5—b7
21. Tf1—e1 c5—c4
22. Sf3—h4 Sg6×h4
23. Sg2×h4 Lh3—g4
24. f2—f3 Lg4—e6
25. b3—b4 a6—a5
26. a2—a3 a5×b4
27. a3×b4 Td8×d1
28. Te1×d1 Ta8—d8
29. Kg1—f2 Td8×d1
30. Lc2×d1 De7—d7
31. Ld1—c2 Sb7—d8
32. f3—f4 ....

Weiß übersieht die Antwort des Gegners. Besser war es, den Springer über g2 nach e3 hinüberzuspielen, obwohl er auch dann ein schwieriges Spiel hätte, weil Schwarz den Springer nach Vorbereitungen auf b4 oder d4 opfern konnte.

32. .... Le6—g4!
33. Kf2—e1 Sd8—e6
34. f4—f5 Se6—g5
35. De3—d2 Dd7—a7
36. Dd2—f2 Da7—a2
37. Df2—g2 Da2—b2
38. Ke1—d2 f7—f6
39. Dg2—h1 Lg4—f3!
40. Sh4×f3 Sg5×e4†
41. Kd2—e3 Db2×c2
42. Sf3×e5 Dc2×c3†

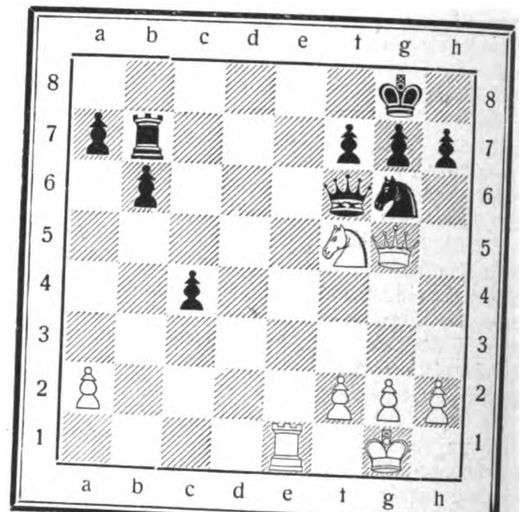
43. Weiß gab auf, denn nach Ke3×e4 verliert er durch Dc3×e5† die Dame.

(Anm. von Dr. Treybal.)

Eine glänzende Kombination

Weltmeister Aljechin, der kürzlich in Amerika eine neue Rekordleistung im Blindspielen aufstellte, nämlich 32 Partien zu gleicher Zeit, innerhalb 12 Stunden, kam 1925 in einer Blindvorstellung auf 28 Brettern in Paris gegen Freeman in folgende Stellung und entschied durch eine fabelhafte Kombination.

Weiß (Aljechin): Kg1, Dg5, Te1, Sf5, Ba2, f2, g2, h2 (8).



Schwarz (Freeman): Kg8, Df6, Tb7, Sg6, Ba7 b6, c4, f7, g7, h7 (10).

Weiß am Zug kündigte Matt in 4 Zügen an.

1. Te1—e8† Sg6—f8
2. Sf5—h6† Df6×Sh6
3. Te8×f8† Kg8×f8
4. Dg5—d8†† matt.

Die ganze Kombination ist aus der schlechten Turmstellung von Schwarz entsprungen.

Lösung der Aufgabe in Folge 35.

1. Te3—e2, beliebig. 2. Tf6, Sf8 oder Sh6††.

RÄTSEL

Magisches Quadrat

Untenstehende Buchstaben sind in obiges Quadrat so einzusetzen, daß die waagrechten und senkrechten Reihen gleiche Wörter folgender Bedeutung ergeben: Schauspiel von Ibsen, Halbedelstein, Molkereiprodukt, Frauenname.

a a a a a h l l m m n o o p r r

Buchstabenaustauschrätsel

Von folgenden Wörtern sind die ersten Buchstaben durch andere zu ersetzen. Die gefundenen Buchstaben ergeben, der Reihe nach gelesen, den Namen eines großen Kämpfers. Bast, Aller, Wurm, Wucht, Haus, Elster, Wonne, Wacht.

Silbenrätsel

Aus den Silben: bal be bo da bis dre eg en es fant fuhr ge i in in la le le li mann nat nau ne nel nel ni ni ni nung o o put re rich sän see ser son spi stoi ter tis tol ul un us wenz sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben beide von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Goethes Iphigenie ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Ort am Starnberger See, 2. Wasserfahrzeug, 3. Gemüsepflanze, 4. russischer Schriftsteller, 5. männl. Vorname, 6. untergegangenes Schulschiff, 7. Nebenfluß der Weichsel, 8. deutscher Lyriker, 9. Handwerkervereinigung, 10. bayer. Minister, 11. italienischer Minister, 12. römischer Dichter, 13. Berg in der Schweiz, 14. weibl. Vorname, 15. berühmter englischer Admiral, 16. Wortwechsel, 17. weibl. Dramengestalt Lessings, 18. spanischer Prinzentitel, 19. landwirtschaftliches Gerät, 20. Sternbild. (ch = 1 Buchstabe.)

1	11 ....
2	12 ....
3	13 ....
4	14 ....
5	15 ....
6	16 ....
7	17 ....
8	18 ....
9	19 ....
10	20 ....

Zahlenfüllrätsel



In obige Figur sind die durch nachfolgende Zahlen gewonnenen Buchstaben in die Felder mit gleicher Zahl einzutragen, so daß sich von 1—61 gelesen, die Buchstaben zu einem Ausspruch von Fichte ergänzen. (ch = ein Buchstabe.)

8 15 10 50 20 41	= exot. Kopfbedeckung
2 31 9 44	= Urzustand
5 31 47 34	= Roman von Zola
1 3 56 25 53	= dramat. Dichter
61 10 28 18 52 26 7	= Tiermilbe
27 51 57 10 4 14 8 17	
19 49 24 60 46	= organisator. Begriff
48 34 29 9 12 11	= Kriegsgerät
21 22 10 40 23	= Stadt in Bayern
42 1 53 18 28 59 24 31	= Stadt in Spanien
30 9 38 10 4 47 6	= deutscher Staatsmann
35 23 39	= Nachtvogel
54 43 59 55 58	= eingedickter Fruchtsaft
16 34 10 33 31 50	= bekannte Romanfigur
13 49 36 9 43	= Verfasser eines beliebten Jugendbuches
37 15 3 24 1 32	= irische Stadt
31 45 55 10	= Blutbahn

Gegensatzrätsel

Von folgenden Wörtern sind solche mit gegensätzlicher Bedeutung zu suchen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben den Namen eines Helden der Befreiungskriege.

nie, Solo, nieder, keiner, arm, Su[illegible], dunkel, geschlossen, schmutzig, Tugend, lebendig.

Zahlenrätsel

1 6 11 3 10	= Gefährt
2 4 3 6 13	= Vorbild
3 13 5 7 3 9	= Vogel
4 3 13 7 6	= griechischer Buchstabe
2 10 4 2 6 10	= Gewürz
3 13 5 6	= Wagnergestalt
5 6 13 7 6	= Brettlspiel
6 10 4 6 10 7 3	= musikal. Tempobezeichnung
6 9 3 10 6	= Kampfplatz
7 8 13 5 7 8 2	= russischer Schriftsteller
5 7 6 7 12 3	= leblose Figur
8 5 7 3	= linker Nebenfluß der Elbe
4 6 9 2 12 5	= König der Perser
2 13 7 2 5	= Pelztier
3 10 7 3 10 7 3	= Staatenbund
3 2 5 3 10	= Metall
9 8 12 5 5 3 6 12	= französischer Schriftsteller
10 8 9 4 3 10	= Himmelsrichtung
7 9 6 4 2 7 2 8 10	= Überlieferung
3 10 7 3 10 3 2	= Tierprodukt

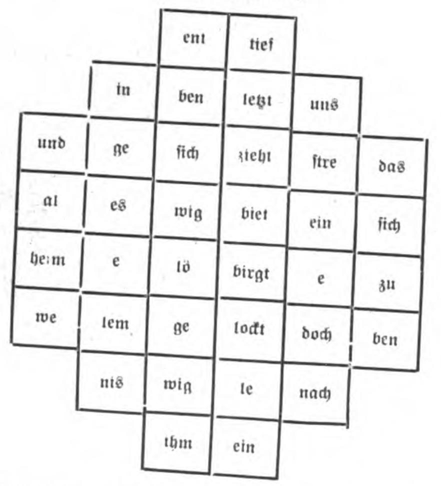
Für die Zahlen sind Buchstaben einzusetzen, so daß Wörter der nebenstehenden Bedeutung sich ergeben. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben ein Sprichwort.

Gegensatzrätsel

Von folgenden Wörtern sind solche mit gegensätzlicher Bedeutung zu suchen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben den Namen eines Freiheitsdichters.

seicht, Hölle, letzter, unten, hier, mit, links, gesund, belebt, falsch, jedermann, Anfang, schweigen.

Rösselsprung



Silbenrätsel

Aus den Silben: a bau bos bu che da dek di ein en ern ge gen gi gies hand hof kon ker les lin mann me mee ne o or plau res schla ser sta stand ter trud ve wo zin sind 13 Wörter zu bilden, aus denen je drei aufeinanderfolgende Buchstaben, im Zusammenhang gelesen, ein Zitat Schillers ergeben (ch = ein Buchstabe.)

Die Wörter bedeuten: 1. Flugzeugtyp, 2. griechische Insel, 3. Stadt in Sachsen, 4. ländliche Siedlung, 5. sportliche Übung, 6. deutscher Freiheitsheld, 7. musikalisches Zeitmaß, 8 römische Priesterin, 9. Laubbaum, 10. afrikanischer Zauberer, 11 berühmter Übersetzer der „Göttlichen Komödie", 12. bewegte See, 13. weibliche Wagnergestalt.

1 .... 8 ....
2 .... 9 ....
3 .... 10 ....
4 .... 11 ....
5 .... 12 ....
6 .... 13 ....
7 ....

Lösungen aus Folge 36:

Magisches Quadrat: Omaha, Meter, Atlas, heave, Arsen. ✱ **Geographisches Zahlenrätsel:** Mailand, Eriesee, Istrien, Santos, Teheran, Erlau, Rhein, Sumatra, Ilmenau, Nagasaki, Gotthard, Ebro, Reims = Meistersinger. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Dilettant, 2. Ebro, 3. Richmond, 4. Firnis, 5. Udo, 6. Regenbogen, 7. China, 8. Triumph, 9. Seraph, 10. Oboe, 11. Fanni, 12. Epistel, 13. Roland, 14. Nicolai. 15. Dover, 16. Eris, 17. Modena = Der Furcht so fern, dem Tod so nah, Heil dir, S.A.! ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagerecht: 1. Fakir, 5. Kater, 9. Dekan, 10. Kleinod, 12. Pietät, 15. Reis, 16. Logis, 17. Eule, 18. Bach, 21. Staat, 23. Tula, 25. Scharte, 26. Lazarus 27. Paletot, 30. Massage, 33. Atem, 34. Motor, 35. Oder, 36. Pute, 38. Druck, 40. Pike, 41. Avignon, 42. Honorar, 43. Ceres, 44. Nelke, 45. Etzel. — Senkrecht: 1. Fleisch, 2. Apis, 3. Idol, 4. Redoute, 5. Kapital, 6. Anis, 7. Este, 8. Réaumur, 10. Krebs, 11. le, 13. el, 14. Texas, 19. Achat, 20. Harem, 21. Strom, 22. Talar, 23. Tasso, 24. Lunge, 27. Pampa, 28. Lektion, 29. Tournee, 30. Moschee, 31. Admiral, 32. Erker, 37. Egge, 38. Dock, 39. Kost, 40. Pope. ✱ **Rätselvers:** Paris. ✱ **Farbendreiklang:** Kapuziner. ✱ **Diagonalrätsel:** Nehrung, Germane, Säuling, Buerger, Tierart, Goliath, Guerrah = Neurath, Goering. ✱ **Doppelt geköpft:** Pfalz, Alz. ✱ **Gegensatzrätsel** rechts, unehrlich, deutlich, oeffentlich, locker, fett, hell, echt, selten, säen = Rudolf Heß. ✱ **Auf den Kopf gestellt:** Atlas Salta. ✱ **Silbenrätsel:** 1 Drama, 2. Erna, 3. Rasputin, 4. Beirut, 5. Rechen, 6. Arsen, 7. Vienne, 8. Erlkönig, 9 Mobiliar, 10. Alster, 11. Notar, 12. Nizza, 13. Daube, 14. Ellipse, 15. Niemandsland, 16 Katze, 17 Titel = Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.

Schluß mit der gewerbsmäßigen Bettelei

(Fortsetzung von Seite 1186)

ausgabt! Die Leute beruhigen, wenn sie dem Bettler Geld geben, meist nur ihr eigenes Gewissen. Sie denken aber nicht daran, daß diese Art der Hilfe durchaus abwegig ist. Denn die Erfahrung lehrt uns, daß Menschen, die betteln zu „müssen" glauben oder gar gern betteln, oft, vor allem besonders seelisch, in Not und Gefahr sind. Das Betteln wirkt entwürdigend auf den Menschen, der das Gefühl für das Erniedrigende des öffentlichen Bettelns verliert und nur noch auf diese Weise seinen Lebensunterhalt bestreiten zu können glaubt. In diesen Leuten ist meist alles Ehrgefühl und jeder gute Wille, wieder zu arbeiten, erstorben. Der Bettler begehrt, ohne einen Rechtsanspruch zu haben, von anderen materielle Unterstützung ohne Leistung oder doch meist nur gegen Scheinleistung. Aber auch unwirtschaftlich ist das Handeln der Bevölkerung, denn nachweisbar wird viel erbetteltes Geld vertrunken, vernascht oder aus mangelndem Verständnis ganz unvorteilhaft wieder ausgegeben.

Auch auf dem Gebiet des Bettlerunwesens ist also eine Planwirtschaft der privaten Fürsorge durchaus erforderlich unter Führung der N.S. Volkswohlfahrt, damit so mit gleichen Mitteln ein mindestens doppelter Erfolg erzielt wird.

Das Bettelunwesen ist aber auch ein Problem der Gefährdetenfürsorge (Sträflingsfürsorge, Trinkerfürsorge); ferner der Wandererfürsorge, die für das ganze Reich einheitlich zu regeln ist. Nicht zuletzt aber auch ein Problem der Erwerbsbeschränkten, wie Blinden, Taubstummen und anderer Körperbehinderten. Wir erkennen die Vielseitigkeit der sozialen Aufgaben. Die Hauptaufgabe ist, daß der Kampf gegen das Bettelunwesen nunmehr zielbewußt und planmäßig beginnt.

Die Lösung des Bettlerproblems wird nicht so sehr die Aufgabe der Polizei und des Gerichtes sein, sondern einer guten und wirtschaftlichen, fürsorgerischen Organisation. Alle fürsorgerischen und polizeilichen Maßnahmen führen jedoch nicht zum Ziel, wenn nicht die Bevölkerung mithilft und wenigstens von der Verabreichung von Geld an die Bettler Abstand nimmt. Eine falsche Gefühlseinstellung muß schwinden!

Gerade heute ist es erforderlich, daß alle Mittel haushälterisch verwendet werden und nur denen zukommen, die wirklich in Not sind. Besser ist es also schon, Geldbeträge, die man an unbekannte Bettler abgab, an die Organisationen der privaten Wohlfahrt abzuführen, wie das auch in dem Erlaß des Preußischen Ministers empfohlen wird. Nur so wird unverschuldeter Not wirksam entgegengetreten. Auch auf diesem Wege wird die Absicht unserer Regierungsstellen, „In diesem Winter wird niemand hungern und niemand frieren", verwirklicht werden.

KOKS - Ein Bild deutscher Arbeit

(Fortsetzung von Seite 1188)

in besonderen Fabrikationszweigen destilliert, erhitzt, abkühlt oder in Flüssigkeiten auffängt. Von ihrer Weiterverarbeitung lebt ein großer Teil der chemischen Industrie. Das einst nutzlos verpuffte Gas liefert das wertvollste Düngemittel für die Landwirtschaft. Es erzeugt die bedeutendsten Betriebsstoffe für Motoren, die Benzole, wir finden dieses selbe Gas weiterverarbeitet in den Krankenhäusern als Desinfektionsstoffe, mit den ihm innewohnenden Stoffen mottet die Hausfrau ihre Kleider ein, putzt der Hausdiener seine Stiefel, unbewußt, wessen Herkunft Naphthalin und Stiefelwichse sind. Der Autofahrer benutzt nicht nur den daraus gewonnenen Betriebsstoff, sondern die geteerten Straßen, auf denen er fährt, sind Endprodukte des Koksgases.

Nachdem man eine solche Fülle von Stoffen dem Gas entnommen hat, daß es einer Fachzeitschrift überlassen bleiben muß, sie nur annähernd aufzuzählen, ist es noch nicht ausgelaugt. Im Gegenteil! Meist wird nun die Masse geteilt. Die eine Hälfte geht zur Versorgung eines ganzen Ortes als Leuchtgas hinaus, die andere Hälfte kehrt an ebendenselben Ort zurück, dem es einst entsprungen ist, der Kokerei, und gebiert gewissermaßen von neuem sich selbst, indem es die inzwischen mit neuem Kohlenstaub gefüllten Koksöfen zum Erhitzen bringt.

Glossen der Woche



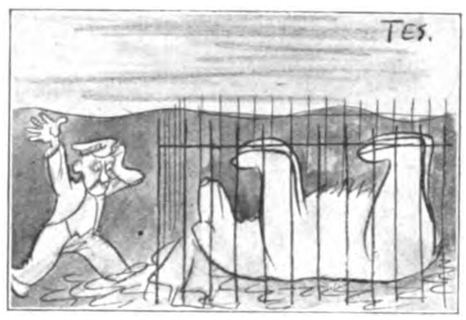
1 Die Sonne schien vom Firmament,
daß furchtbar sie erhitzte,
weshalb der Eisbär permanent
aus seinem Pelze schwitzte.



2 Der Wärter aber aus dem Zoo
tat sein Gehirn anstrengen
und sprach erleuchtet: „A propos!"
und brachte Eis in Mengen.



3 Gefüttert war der Käfig nun
mit Eisblockunterlagen;
der Bär des Eises tat drauf ruhn
mit wohligem Behagen.



4 Der Bär erfror dann absolut,
der Wärter schrie und grollte...
Ja, wer zuviel des Guten tut,
erreicht nicht, was er wollte.

Vaugoin

Es lohnt sich, diesen Mann noch einmal zu betrachten,
bevor sein Bild umstrahlt die Glorie der Schlachten.
Denn solche will er ja, und zwar in Bälde schlagen;
schon ist er Feldmarschall in weißem Galakragen.

Schon trägt er Hosen, rot und glitzernd-goldne Borten,
er siegt bei Austerlitz und weiß Gott wo — mit Worten.
Er rüstet auf als Held von würdig-großen Zielen,
nachträglich kam der Sieg: er darf Soldatenspielen!

Wie könnt' er sie noch sehn, die deutschen Uniformen,
in denen man verkannt den Feldherrn, den enormen?
Und wie vertrüge er den Waffenrock, den alten,
in dem das Brudervolk zu Deutschland einst gehalten?

In diesem Waffenrock, da starben deine Söhne,
o Österreich, wofür? Daß Vaugoin sie höhne?
Nein, lächelt nicht des Bilds in Gala und in Tressen,
stets war es traurig, wenn ein Narr die Macht besessen.

Horatius.



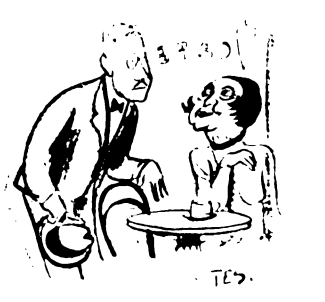
„Magnifique, mon camarade, unsere Grenzen sind stark gesichert und Deutschlands Sicherheit ist stark begrenzt!"



„Kolossal primitive Verhältnisse hier, Herr Wirt! Und da schreiben Sie von Pension mit fließendem Wasser?"
„Bal's net regnt, können S' koa fließends Woassa valanga!"

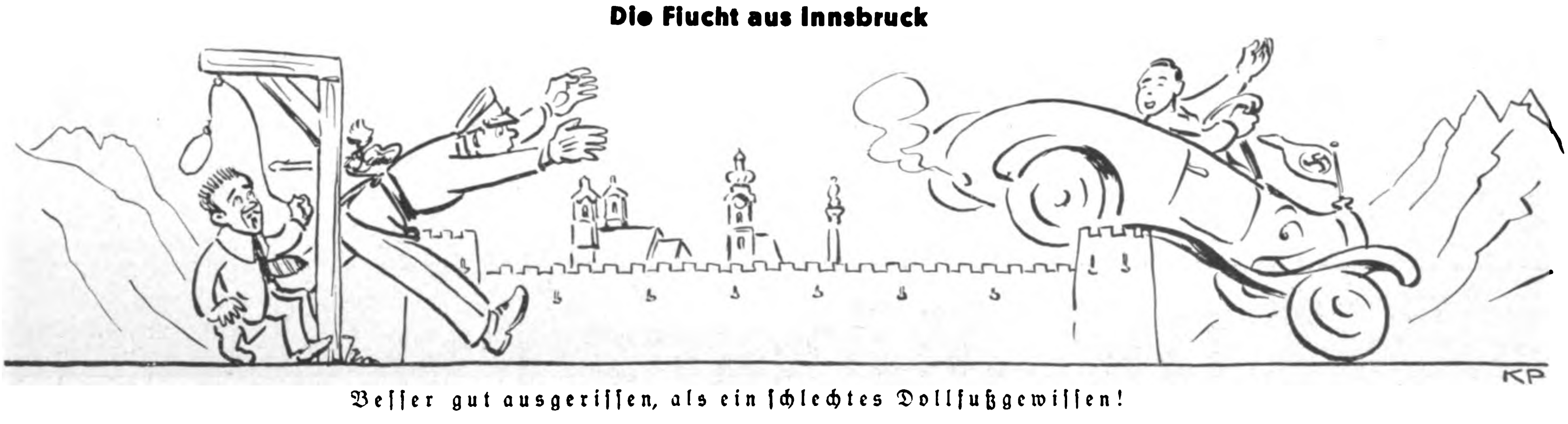


„Los, Carola; wenn wir auch nicht Mitglied der Partei sind, den Gruß wollen wir aber wenigstens erwidern!"



„Verzeihung! Gestatten Sie — —
„O bütte sehr!"
„— — daß ich mich irgendwo anders hinsetze?"

Die Flucht aus Innsbruck



Besser gut ausgerissen, als ein schlechtes Dollfußgewissen!

Verlag: Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO. Thierschstraße 11-17, Fernsprecher: 20647 u. 22131. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post und durch jede Buchhandlung monatlich 86 Pfennig, durch Umschlag M. 1.45. Versand ins Ausland durch Umschlag monatlich M. 1.45, für Länder mit ermäßigtem Porto M. 1.25. Postscheckkonto: München 11346; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern, Postscheck III 7205. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank, Filiale Kaufingerstraße. / Der „Illustrierte Beobachter" erscheint wöchentlich am Samstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39/II, Fernruf: 20755 und 20801. Hauptschriftleitung und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dietrich Loder, München; Berliner Schriftleitung Dr. Hans Diebow; verantwortlich für Anzeigen: Erwin Finkenzeller, München. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. / Österreich: Für den Inhalt verantwortlich Eduard Steinaaflinger; Auslieferungsstelle N. S. P.-Verlag, beide in Linz a. d. D., Langgasse 4/I. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Adressenvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Organisationsleben muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.

[A B C D E F]

Diese Ausgabe darf in Lesezirkeln nicht geführt werden

Sieben Brüder im Braunhemd



Der Hof der Familie Göhner in Westerenger, Kreis Herford.

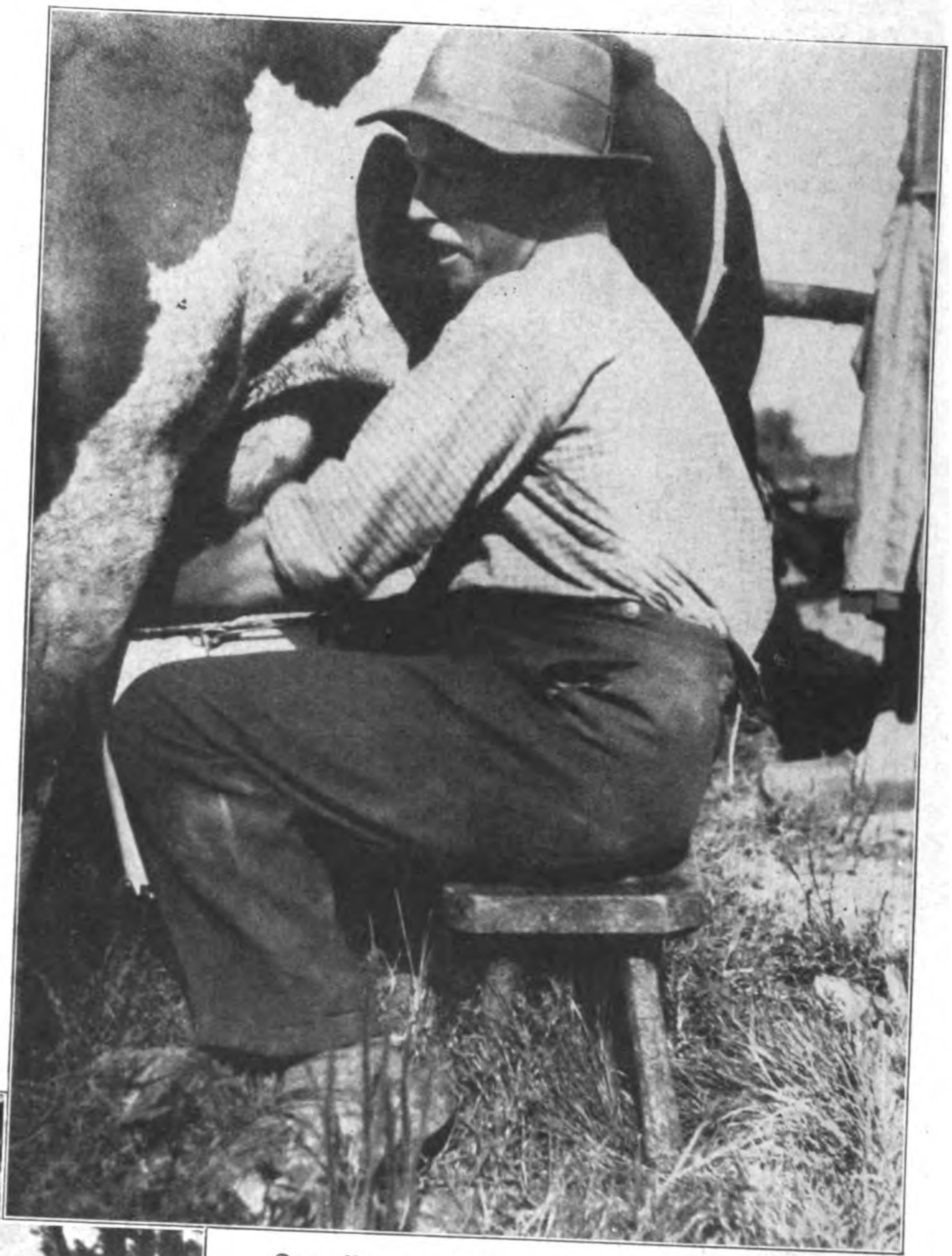
Sonderaufnahmen für den „I. B." von Georg Ebert.



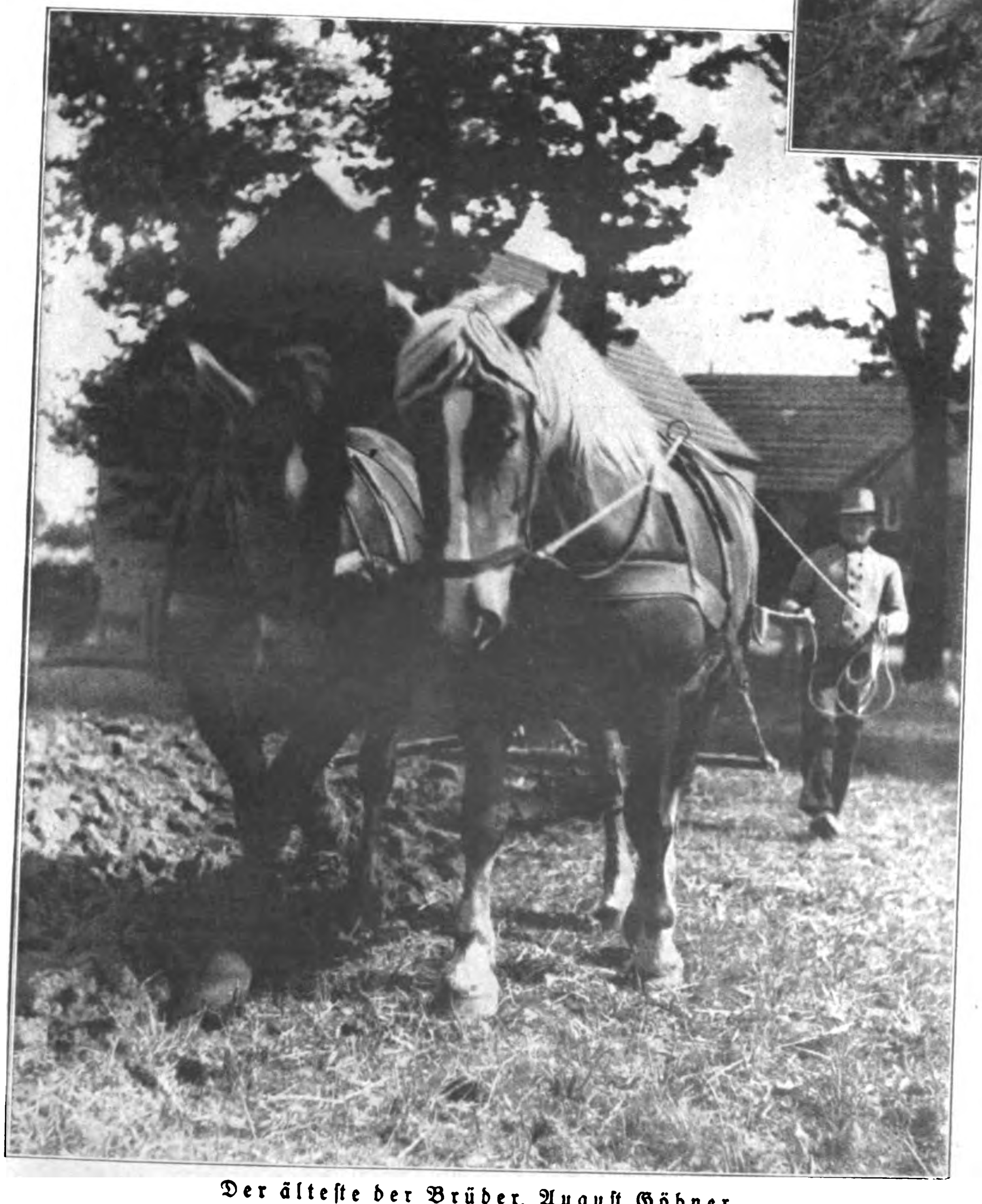
Ein stolzer Anblick: Die sieben Brüder Göhner, echte Westfalen, tragen alle miteinander das Ehrenkleid der nationalsozialistischen Revolution. Der jüngste unter ihnen, der sechzehnjährige Karl, gehört der Hitlerjugend an.



S.A.-Mann Heinrich Göhner ist Mitglied des Reitersturms.
Er hat für seine nationalsozialistische Überzeugung einst Gefängnishaft erdulden müssen.



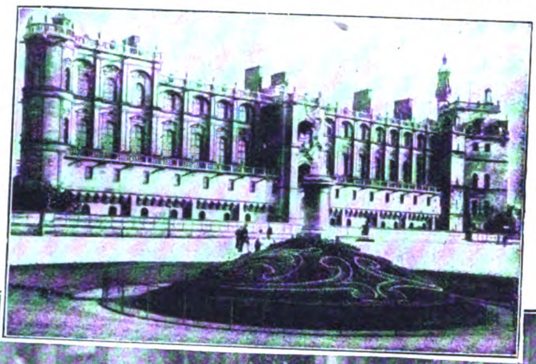
Der Bauer Heinrich Göhner beim Melken.



Der älteste der Brüder, August Göhner, pflügt sein Feld.



Die wackere Mutter der sieben Braunhemden, Luise Göhner, mit ihren beiden Töchtern Hanna und Magdalene.



Das Schloß von Saint-Germain, in dem vor 14 Jahren der „Friedensvertrag" mit Österreich unterzeichnet wurde.

14 Jahre

UNBEKANNTE AUFNAHMEN AUS DE



Der innere Hof des Schlosses von Saint-Germain
am Tag der Überreichung der „Friedens"bedingungen an die österreichischen Delegierten. In Erwartung Wilsons, der eine Autopanne hatte.

Vor 14 Jahren, am 10. September 1919, wurde im Schloß von Saint-Germain-en-Laye der Staatsvertrag zwischen Österreich und den „alliierten und assoziierten Mächten" unterzeichnet, der den Namen eines Friedens-Vertrages ebensowenig verdient wie der Kongreß in Paris, dessen Werk er ist, den eines Friedenskongresses.

Der Unterzeichnungsakt spielte sich im Saal der Steinzeit, in dem auch am 2. Juni die Überreichung der Friedensbedingungen an die österreichischen Delegierten stattgefunden hatte, ohne jede Feierlichkeit ab, im Gegensatz zum 28. Juni, dem Tag von Versailles, an dem der gallische Siegestaumel wahre Orgien feierte. Er machte vielmehr den Eindruck einer rein förmlichen Sitzung, einer Selbstverständlichkeit, die den Franzosen kein Anlaß zu besonderer Freude schien.

Clemenceaus Ansprache umfaßte nur vier Sätze, eine beinahe wörtliche Wiederholung dessen, was er in Versailles sagte: „Die Sitzung ist eröffnet. Die Verhandlungen, die ein Einvernehmen zwischen den alliierten und assoziierten Mächten und Österreich über den Friedensschluß zum Gegenstand hatten, sind beendet. Ich habe eine Urkunde gefertigt, die bestätigt, daß der Text, der jetzt unterzeichnet werden wird, mit dem der österreichischen Delegation übermittelten übereinstimmt. Im Namen der alliierten und assoziierten Mächte lade ich den Kanzler Renner ein, den Vertrag unterzeichnen zu wollen."



Der „Saal der Steinzeit" im Schloß von Saint-Germain
in dem das Friedensdiktat der österreichischen Delegation überreicht wurde.

In einer knappen Stunde war alles vorbei.

Beim Verlassen des Schlosses leistet die Wache im Hof allen Delegierten, jetzt auch den österreichischen, die Ehrenbezeigung.

Die Wagen rollen ab, von der Bevölkerung Saint-Germains kaum beachtet. Nachdem der Frieden mit Deutschland unter Dach ist, was hat Österreich da noch viel zu bedeuten?

Am 17. Oktober 1919 nahm die österreichische Nationalversammlung mit den Stimmen der Sozialdemokraten, der Christlichsozialen und des jüdisch-nationalen Abgeordneten den „Friedensvertrag" an, am 16. Juli 1920 trat er mit dem Austausch der Ratifikationsurkunden in Kraft.

Saint-Germain

AMMLUNG E. H. SOMMERT, MITGLIEDES DER OESTERR. FRIEDENSDELEGATION





Die Beteiligten von Saint-Germain:

Staatskanzler Dr. Renner (Mitte) verläßt mit der österreichischen Delegation nach Empfangnahme der Bedingungen der alliierten und assoziierten Mächte das Schloß.

Woodrow Wilson, dessen unheilvolle „14 Punkte" vom Januar 1918 bei unseren Illusionspolitikern den Glauben an einen Frieden der Gerechtigkeit stärkten.



Clemenceau, der unerbittliche Aufpeitscher des französischen Widerstandswillens, und Lloyd George, Englands Premier, beim Verlassen des Schlosses von Saint-Germain-en-Laye.



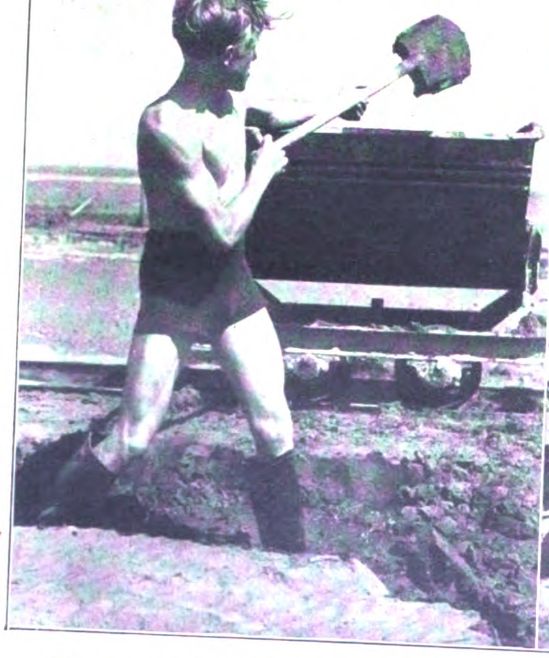
General Foch, der militärische Berater Clemenceaus und Generalissimus der alliierten Armeen, der den Waffenstillstand im Walde von Compiègne abschloß.



Wehr am Meer
Schutz in den Bergen

Ständig liegen die Bewohner der deutschen Nordseeküste in erbittertem Kampf mit dem Meer, ständig drohen im bayerischen Hochland die Gefahren der Berge: Steinschlag, Wildwasser, tobende Wetter und rasender Sturm. Zwischen Cuxhaven und Duhnen sind die Arbeitsdienstfreiwilligen mit dem Ausbau der Deichanlage beschäftigt und holen sich das Material dazu aus dem Watt, zwischen Schliersee und Bayerischzell hat die Deutsche Bergwacht am Südabfall der Ruchenköpfe das höchste Arbeitsdienstlager Deutschlands errichtet und läßt dort als Stützpunkt für Rettungsmannschaften eine neue Schutzhütte bauen.

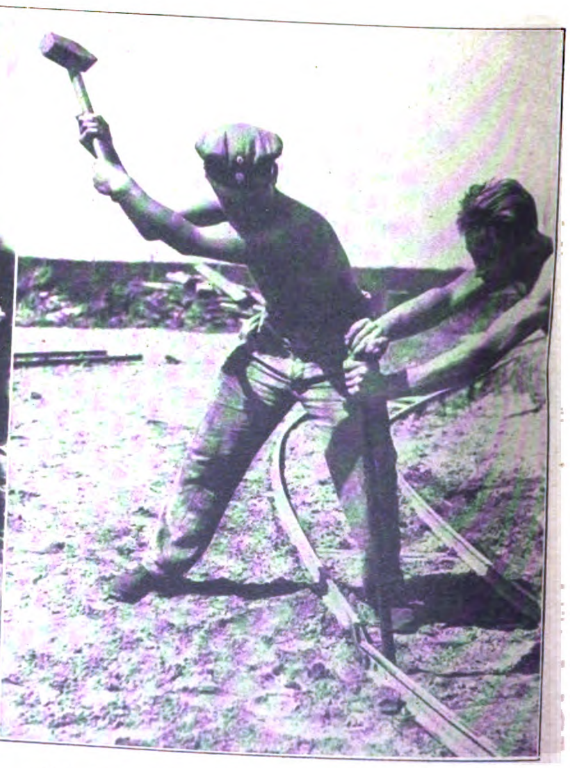
Eine Schienenanlage geht weit ins Watt hinaus. Dort werden die Loren mit Schlick gefüllt, und ein in den Dünen aufgestellter Motor zieht die Kippwagen zum Strand hinauf. Im Hintergrund eine Kolonne beim Einschippen.



Ein junger Arbeitsdienstfreiwilliger, von Beruf Kaufmann, zeigt, daß er mit dem Spaten genau so gut umzugehen versteht wie mit der Schreibmaschine.



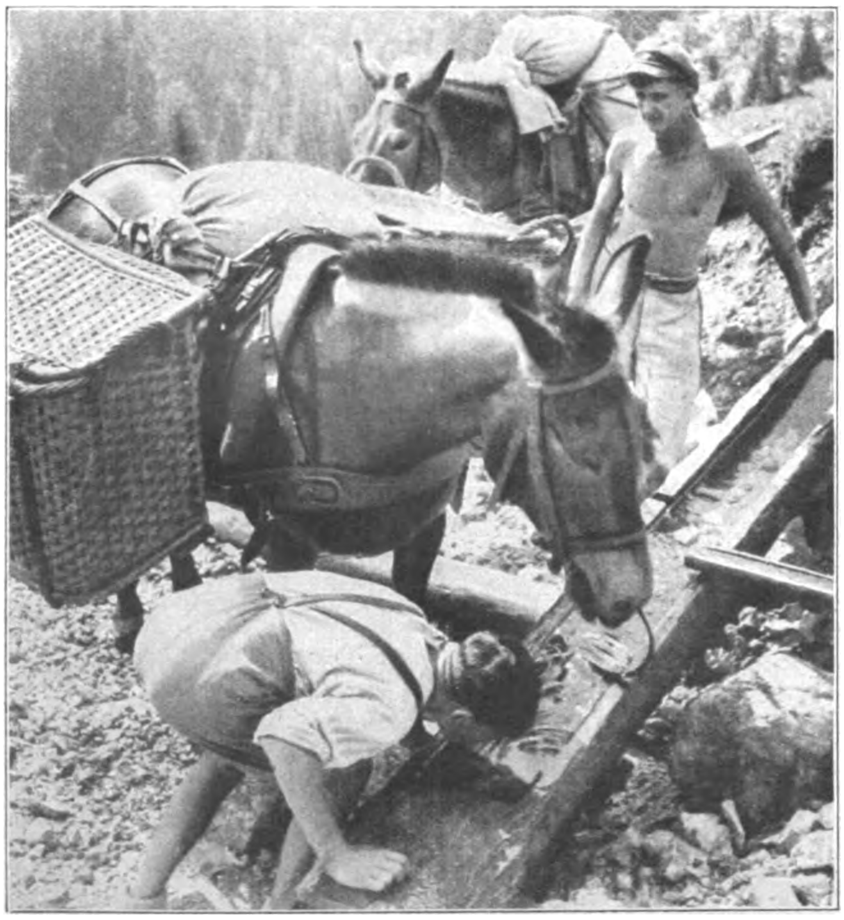
Die mit Schlick gefüllte Lore wird fortgeschoben. Die hier einträchtig beschäftigten jungen Menschen, im ganzen etwa fünfzig, gehören allen möglichen Ständen an und stammen aus den verschiedensten Gegenden unseres deutschen Vaterlandes.



Bei dem leichten Unterbau der Schienen ist ein häufiges Entgleisen der schweren Loren unvermeidlich. Aber schließlich bekommt man auch hierin bald Übung und weiß dem Übel mit Hammer und Stemmeisen beizukommen.



Das höchste Arbeitsdienstlager Deutschlands:
Der Bauplatz der Schutzhütte im Rotwandgebiet bei Geitau in 1800 Meter Höhe mit Blick nach Süden auf die „Lange Abfahrt" und den Berg Traiten (im Hintergrund). Aufn. Pasternek-Akademia.



Rast während des Aufstiegs. Das Material zum Hüttenbau (Holz, Zement, Sand, Kalk, Werkzeug usw.) muß mit Maultieren aus dem Tale geholt werden. Wegen der Schwierigkeit des Aufstiegs wurden nur erfahrene Bergsteiger ausgewählt.



Maultiere schleppen die Holzplanken für den Bau der Schutzhütte hinauf. Die Trägerkolonne setzt sich aus Angehörigen der verschiedensten Berufe zusammen: Studenten, Maurer, Bäcker, Mechaniker, Bergführer usw.



Über Schnee und Eis der Alpen hinweg kommt der Oleanderschwärmer nach Deutschland geflogen, um sich im Norden fortzupflanzen.



Der Blitzschuß auf den Nachtfalter. — Im Augenblick, da der Lindenschwärmer zur Blüte fliegt, läßt der Photograph das Blitzlicht aufflammen.

Fast völlig unbekannt lebt in unserem deutschen Wald ein seltsamer Schmetterling, dessen Name Totenkopf bereits abenteuerlich genug klingt. Seine Stammheimat ist der Süden, aber von dort macht er sich alljährlich zu einer weiten Reise auf. Ein plumper Falter, fliegt er 3000 Meter hoch, über die Gletscher und Schneefelder der Alpen hinweg, läßt sich von warmen Winden aufwärts tragen, um im Schneegestöber und Eissturm seine lange Wanderung fortzusetzen, bis er in unsere nordischen Wälder gelangt. Hier führt er ein geheimnisvolles nächtliches Leben. Tagsüber verbirgt den Totenkopfschwärmer seine unscheinbare Färbung zwischen rissiger Baumrinde. Erst mit Einbruch der Nacht erwacht der Schmetterling. Zwischen seinen

Nach[...]
IM BLITZL[...]



Der Jäger hinter dem „Schirm". Eine vorgehaltene Honigwabe läßt den scheuen Totenkopfschwärmer

alter

M

LICHT



In blitzschnellem Flug umgaukeln zwei Totenkopfschwärmer den blühenden Seifenkrautbusch.



alle Vorsicht vergessen. Gerade ist er bereit, den ausgestreckten Rüssel in den Honig zu senken.

ausgebreiteten Flügeln zeigt sich dann die seltsame, totenkopfähnliche Zeichnung, die dem Tier seinen Namen gegeben hat. Mit anderen seinesgleichen versammelt er sich an stark riechenden Blüten oder an wunden Bäumen. Hier finden sich auch Oleander- und Lindenschwärmer. Im Fluge wird der Rüssel entrollt, und flatternd saugen die Tiere ihre Nahrung auf. Das seltsamste Leben von all seinen Verwandten führt aber der Totenkopfschwärmer. Seine Vorliebe für Honig treibt ihn zu den Bienenstöcken, und ungeachtet des drohenden Gebrummes schlürft er sich voll Honig. Einen halben Teelöffel voll hat man schon im Magen eines solchen Tieres gefunden, das oftmals seine Lüsternheit mit dem Tode büßen muß. Dr. Sachs.



Die nächtliche Jagd auf die Falter, die gern wunde Saftstellen an Bäumen als Futterplatz wählen, erforderte vorsichtiges Anpirschen auf Bäume und Blüten.

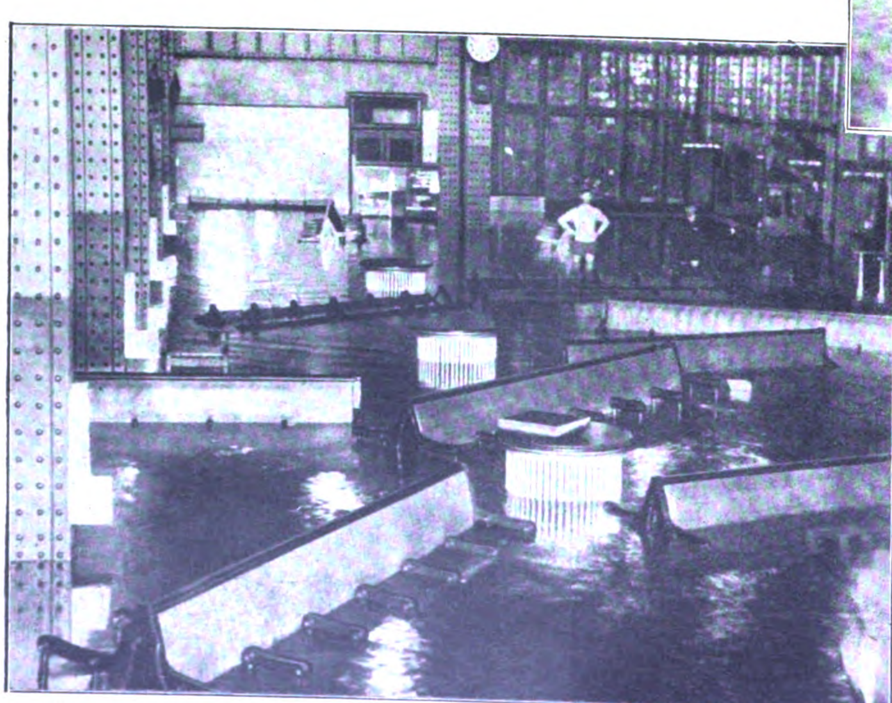


Luftbild von Ocean City im Staate Maryland: Der Einbruch der vom Hurrican aufgewühlten Wassermassen.



Auch Amerikas Hauptstadt hatte zu leiden: Ein Vorort von Washington, der völlig unter Wasser steht.

EIN WIRBELSTURM VERHEERT DIE OSTKÜSTE AMERIKAS



Ein Bahnhof in Philadelphia, der einem Hallenschwimmbad gleicht. Die Fluten des aufgepeitschten Ozeans und unaufhörliche Regenmassen drangen in alle Häuser ein und verwandelten sie in Trümmerstätten.



Ein Name voller Vorbedeutungen: Das Städtchen Ocean City ist vom Ozean überflutet worden. Wenn die Wassermassen weichen, hinterlassen sie allenthalben Ruinen.

URLAUB
ZUR
PREMIERE

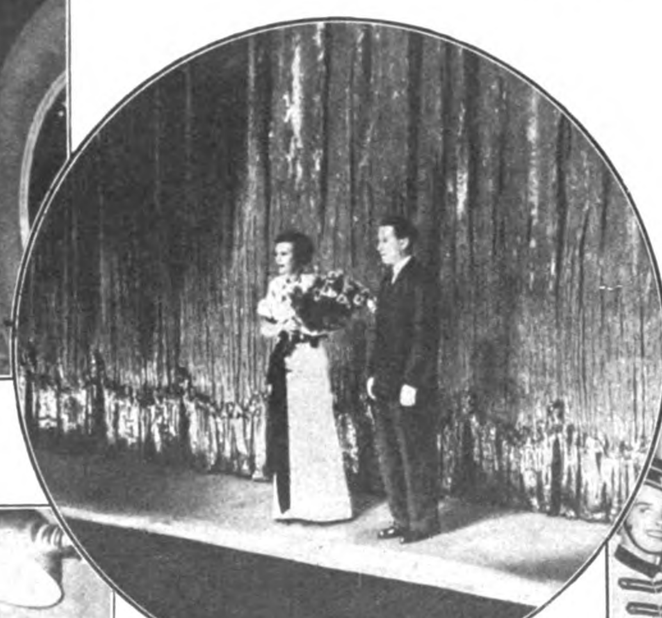
Leni Riefenstahl, der künstlerischen Leiterin des Films vom Reichsparteitag, wurde auf Anordnung des Führers die Teilnahme an der Berliner Uraufführung des Grönlandfilms „SOS-Eisberg“, an dem sie als einzige Frau mitwirkte, durch Bereitstellung eines Flugzeuges ermöglicht.



Leni Riefenstahl entsteigt dem Sonderflugzeug in Berlin-Tempelhof.



Für die knappen Stunden ihres Berliner Aufenthaltes hatte die Reichsregierung der Künstlerin einen Kraftwagen zur Verfügung gestellt.



Nach der Uraufführung von „SOS — Eisberg“ im Ufa-Palast am Zoo: Der Beifall des Publikums ruft die Künstlerin vor den Vorhang.



Trotz der Kürze der Zeit mußten noch 10 Minuten für einen Vortrag über ihre Grönlanderlebnisse im Funkhaus erübrigt werden.

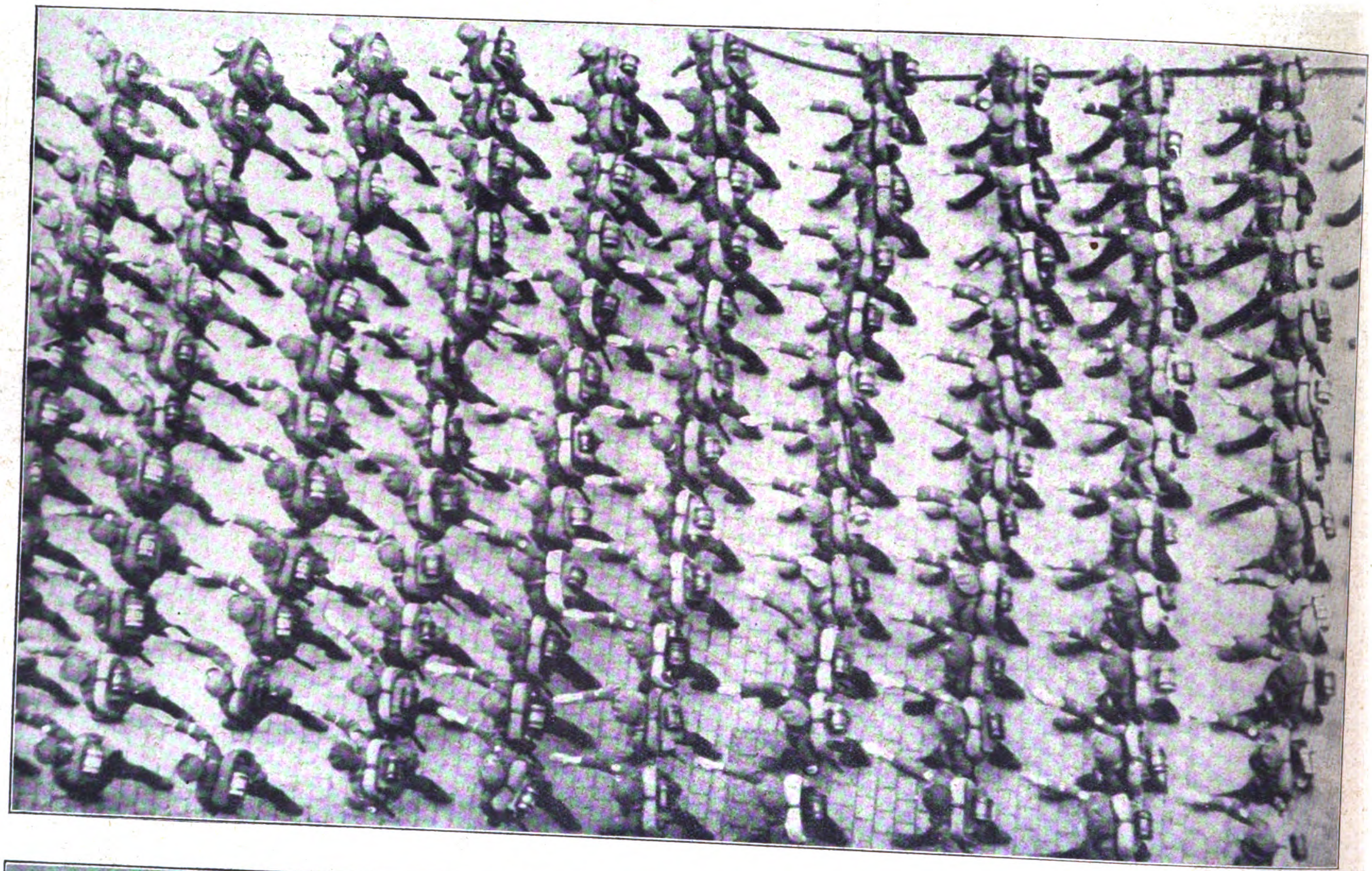
Die bekannte Darstellerin in den großen Fanckfilmen aus der Hochgebirgswelt, Leni Riefenstahl, war in der Eiswildnis Grönlands viele Monate hindurch an der Arbeit für den Großfilm „SOS — Eisberg“ beteiligt. **Jetzt sollte die Uraufführung dieses Films, der für sie den Höhepunkt ihrer Filmlaufbahn bedeutete, ohne ihre per-** sönliche Anwesenheit in Berlin stattfinden, da sie vom Führer mit der künstlerischen Gesamtleitung des Nürnberg-Films betraut worden war. Adolf Hitler gewährte der Künstlerin eine mehrstündige Unterbrechung ihrer Arbeit und ließ ihr ein Sonderflugzeug zur Verfügung stellen, das sie in kürzester Zeit nach Berlin brachte und nach Schluß der Aufführung wieder zurück nach Nürnberg.

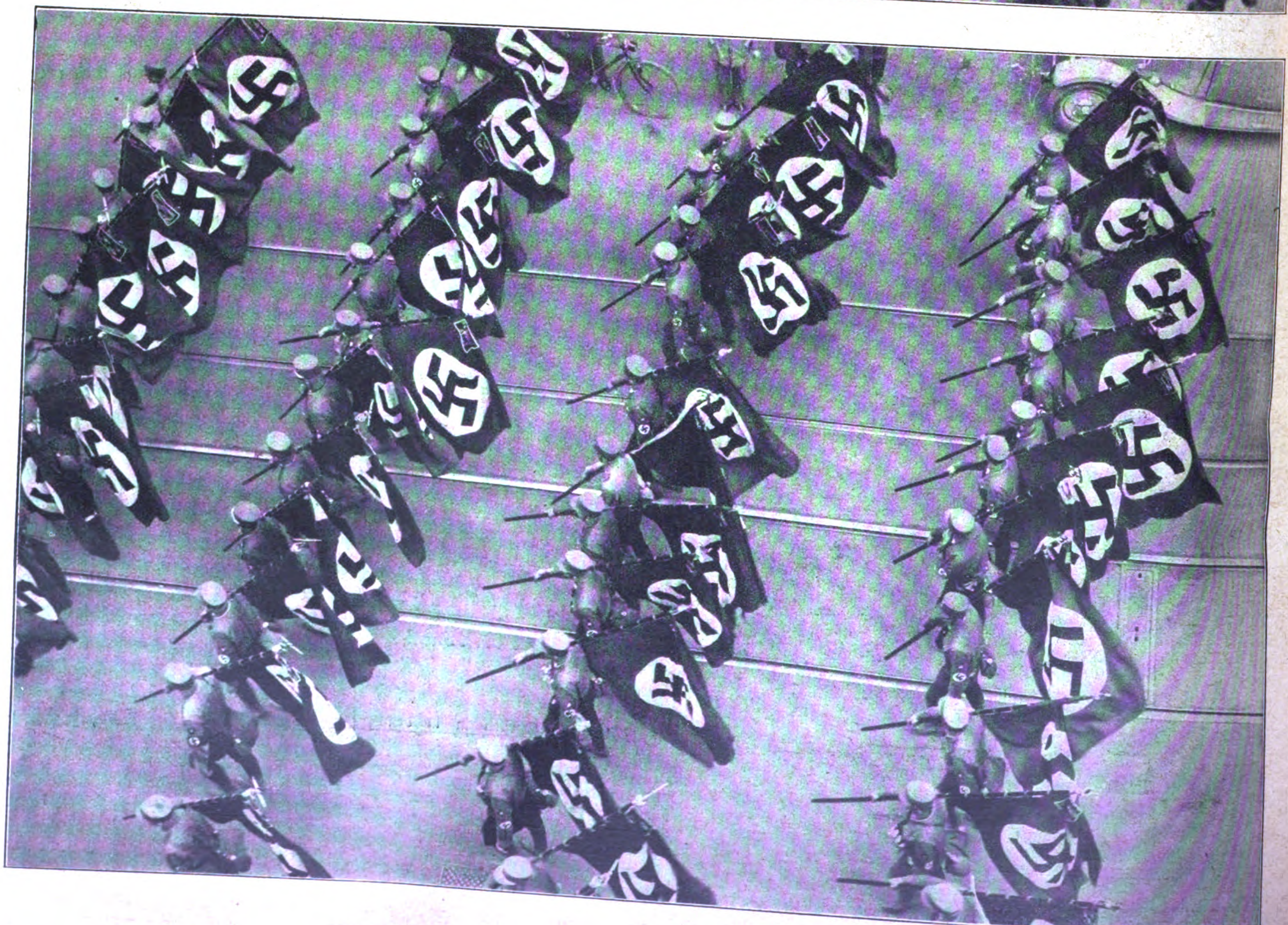


Vor dem Rückflug nach Nürnberg: Leni Riefenstahls Abschied nach ihrem Triumph auf der Leinwand.

S.A. marschiert

Eindrucksvolle Aufnahmen vom Parteitag in Nürnberg



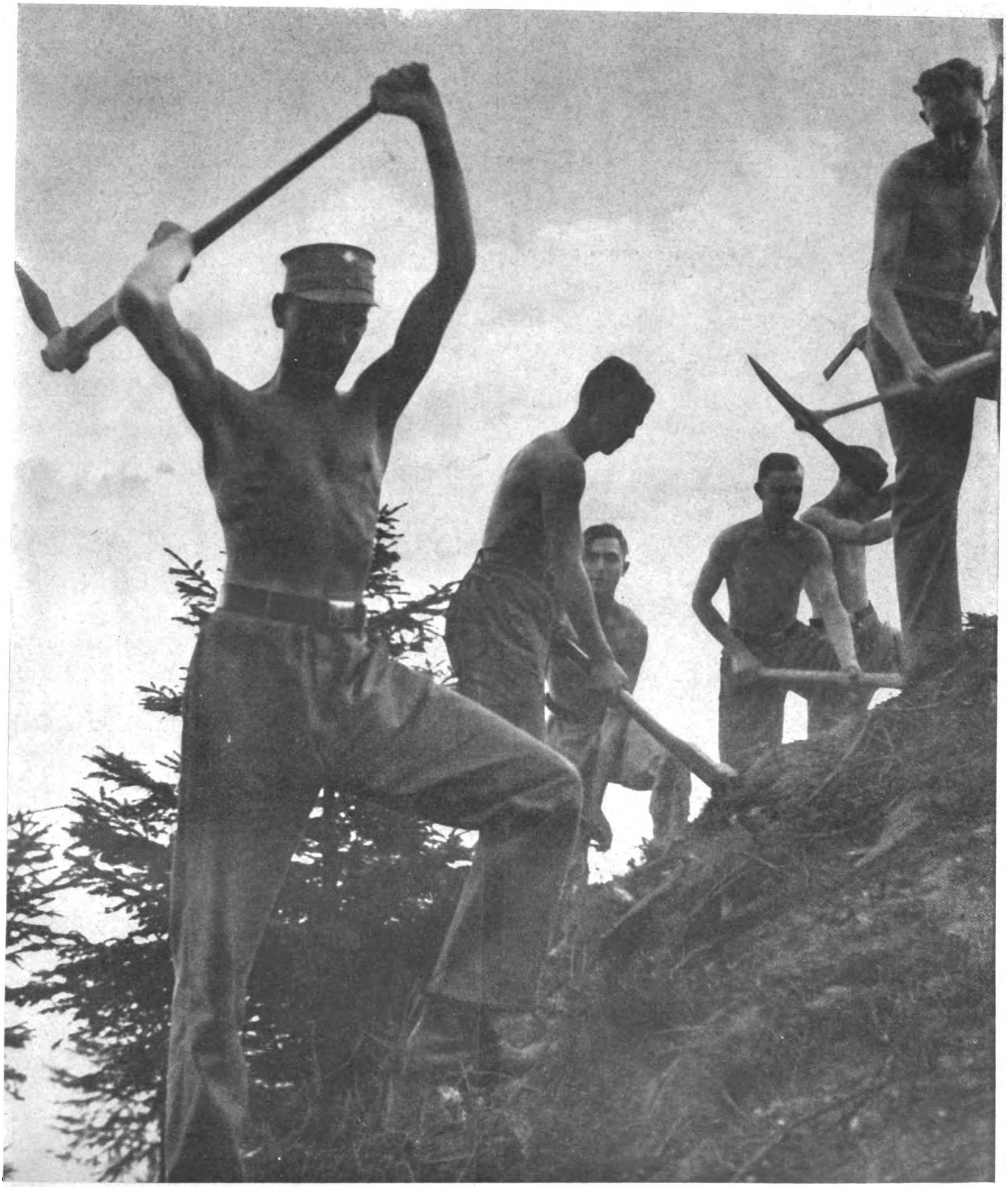


Preis 20 Pfennig
Ausland: 35 Pfennig

8. JAHRGANG / FOLGE 38 / SAMSTAG, 23. SEPTEMBER 1933

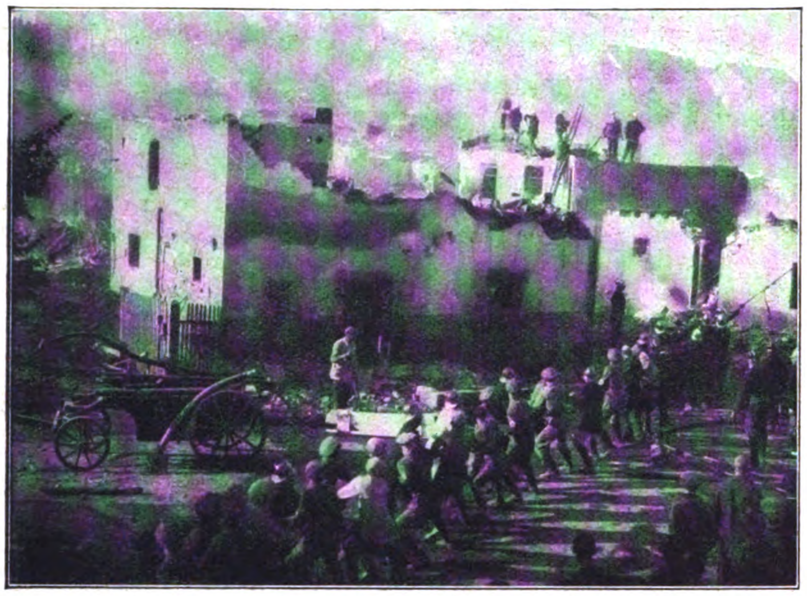
IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Ein Horst-Wessel-Denkmal entsteht auf dem Süntel

Der Freiwillige Arbeitsdienst von Hameln bei den Vorarbeiten zur Errichtung des Denkmals.



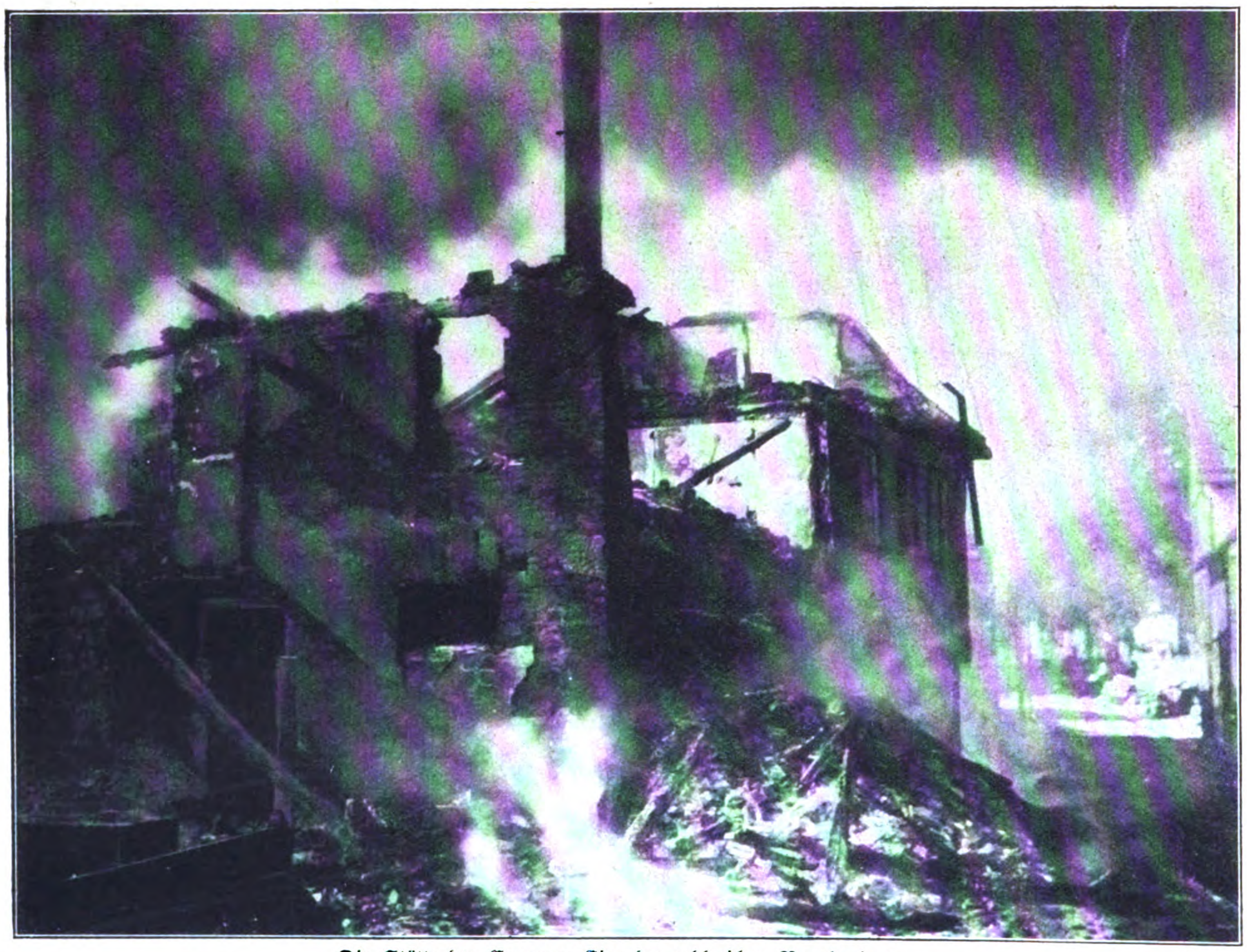
Reichswehr, Polizei, S.A., Stahlhelm und Arbeitsdienst bei den Löscharbeiten.



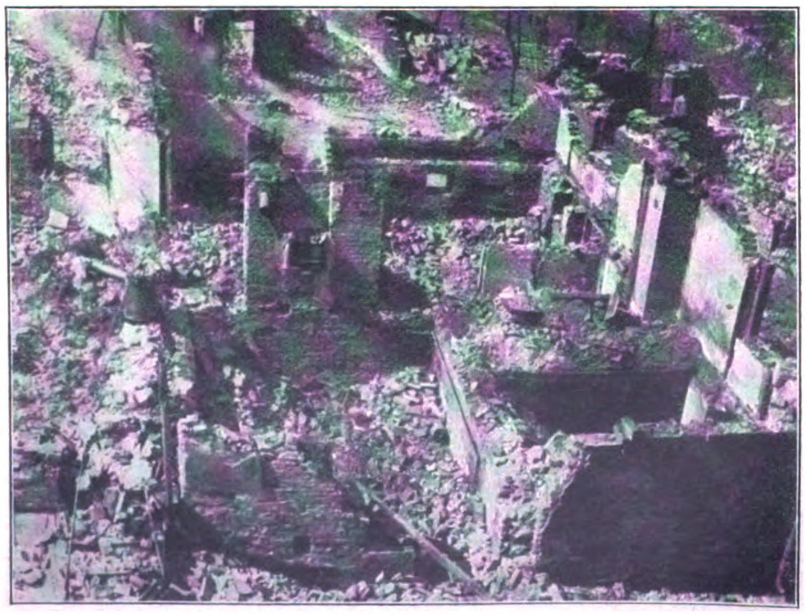
Das ganze Dorf brennt, der Wind treibt das Feuer unaufhaltsam weiter.

Ein Dorf brennt nieder

Der Riesenbrand in Öschelbronn bei Pforzheim (Baden), durch den über 200 Gebäude eingeäschert und 357 Einwohner obdachlos wurden.



Die Stätte des Grauens: Eine der zahlreichen Brandruinen.



Leergebrannt ist die Stätte . . .



Feldlager der Abgebrannten mit den wenigen geretteten Habseligkeiten.



Der Reichskanzler im Gespräch mit v. Blomberg (halb verdeckt) an einem Geschütz auf dem Truppenübungsplatz.



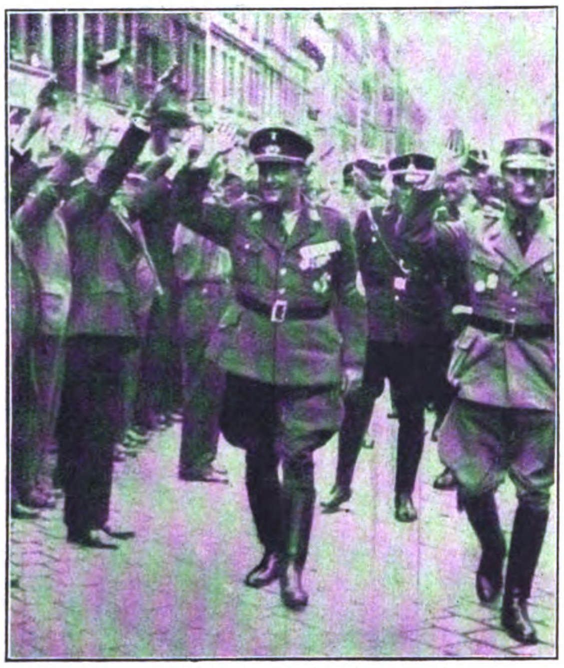
Reichskanzler und Reichswehrminister im Gespräch.

ADOLF HITLER bei den Ulmer Reichswehrübungen

In Anwesenheit des Reichskanzlers Adolf Hitler, des Reichswehrministers Generaloberst v. Blomberg und des preußischen Ministerpräsidenten General der Infanterie Hermann Goering hat die 5. Reichswehrdivision ihre diesjährige Herbstübung Anfang September in der Gegend bei Ulm durchgeführt.



Min.-Präs Goering in der Uniform eines Generals der Infanterie.

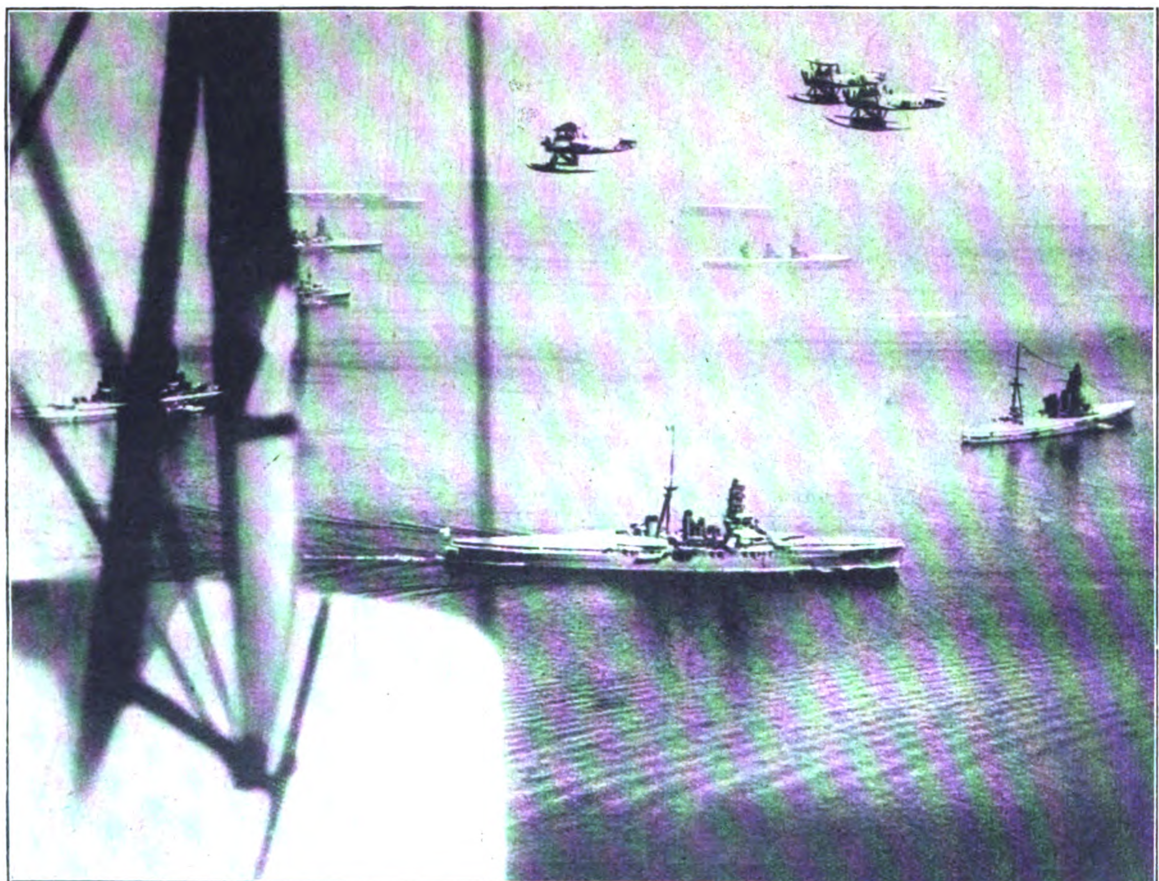


Pg. Oberlindober, M. d. R., bei der Einweihung des nat.-soz. Kriegsopferheims in München. Rechts Oberbürgermeister Pg. Fiehler.



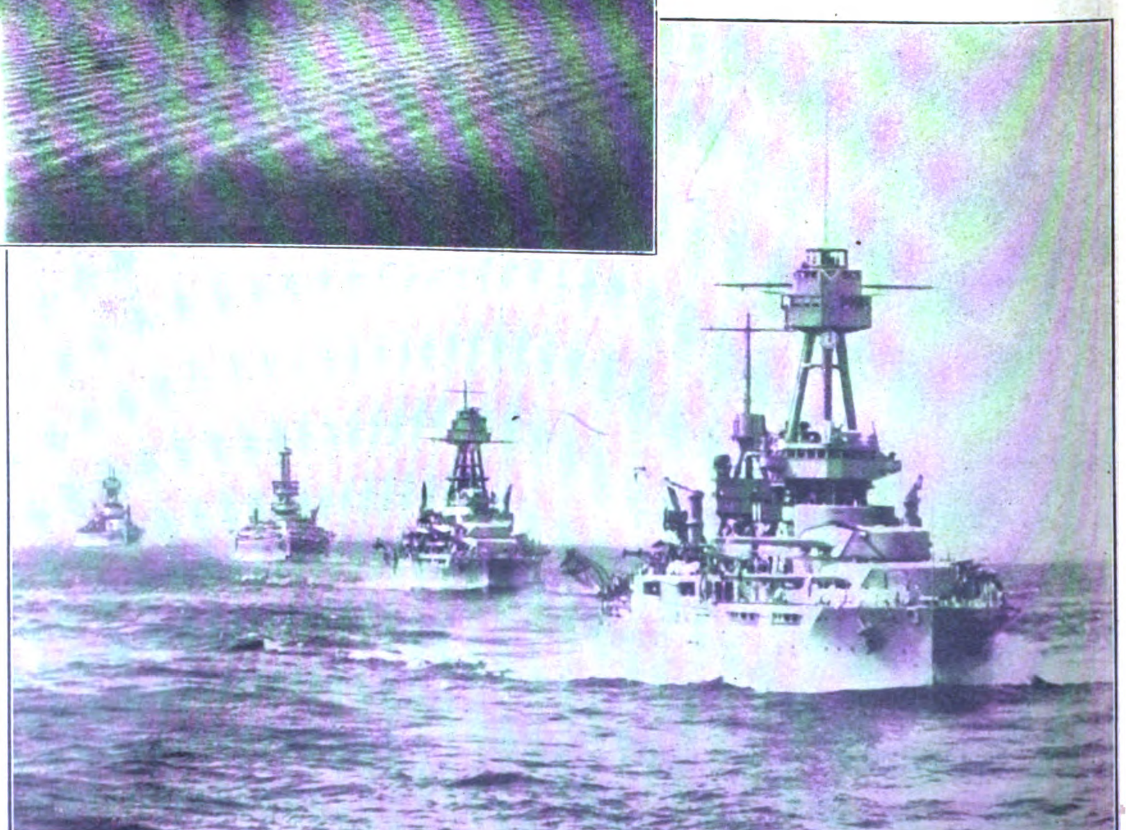
Das Fest der deutschen Schule, veranstaltet vom V.D.A. in München. Das Festspiel zeigte die deutschen Länder in allegorischer Darstellung.

FLOTTENMANÖVER

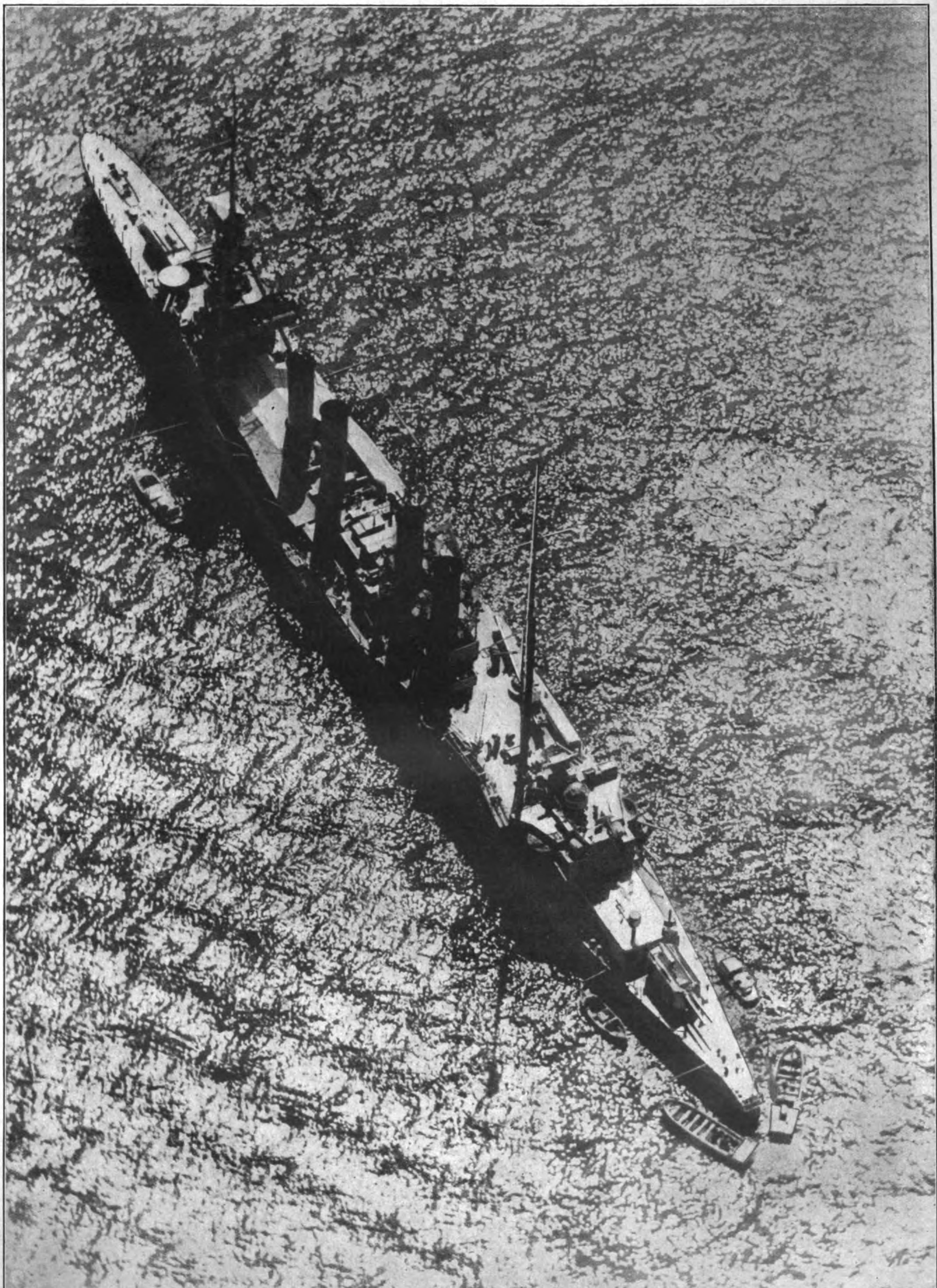


Japanische Flottenparade in Yokohama. Der große Aufmarsch der japanischen Gesamtflotte (Schiffe und Flugzeuge), vom Flugzeug aus gesehen.

Am 26. August dieses Jahres fand in den Gewässern vor Yokohama die größte und prächtigste Flottenparade der gesamten japanischen Kriegsflotte statt. An dieser Flottenparade und den Manövern nahm der Kaiser von Japan mit seiner Familie teil. Es marschierten auf: 9 Schlachtschiffe, 2 Flugzeugmutterschiffe, 12 Schlachtkreuzer, 14 kleine Kreuzer, 61 Torpedobootszerstörer, 33 Unterseeboote, 2 Unterseebootmutterschiffe, 2 Minenleger, 2 Kanonenboote, 6 Minenboote, 13 Spezialboote und insgesamt 180 Kampfflugzeuge. — In den letzten Wochen hatte die gesamte amerikanische Atlantikflotte höchste Bereitschaft wegen der kritischen Lage auf Kuba, die gegebenenfalls ein Eingreifen notwendig erscheinen ließ.



Vier „dicke Schiffe" (Großkampfschiffe) der amerikanischen atlantischen Flotte in Kiellinie.



Das Flaggschiff der U.S.A.-Kreuzer.
Wie ein Modellschiff auf Silberpapier wirkt diese Fliegeransicht der gewaltigen „Louisville“, die im Hafen von Los Angeles vor Anker liegt.

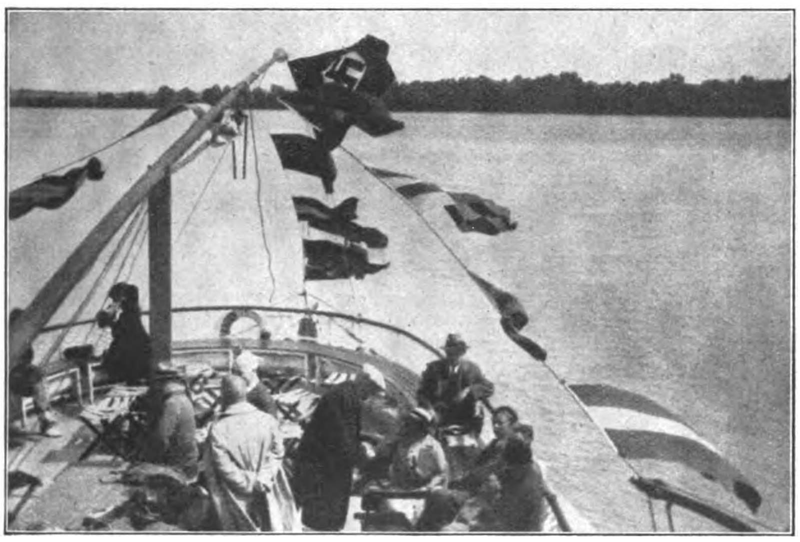
Ungarnfahrt des V.B.

(Aufnahmen: W. Wülfing.)



Blick von der Fischerbastei auf Budapest.

Die Aufforderung des „Völkischen Beobachters" zur neuntägigen Ungarnfahrt in allen Teilen des Reiches fand lebhaften Widerhall. Fast 600 Parteimitglieder lernten auf diese Weise das Volk drunten an der Donau kennen, das gleich uns unter der Schmach der Friedensdiktate



Der Mast mit der Hakenkreuzflagge wird beim Passieren der Brücken umgelegt.

leidet. Zwei Drittel seines Landes mußte Ungarn hergeben. Gegen diese unerhörte Ungerechtigkeit, die es nicht leben und nicht sterben läßt, lehnt sich das Volk wie ein Mann auf und kämpft mit allen Mitteln um die Wiederherstellung seiner alten Grenzen. Dieser gemeinsame Kampf um



In der Staatskellerei übt die Jugend unentwegt Tschardasch. Die unentgeltlich verabreichten Weinproben haben Stimmung gemacht.



Der Hitlerjunge Aigner aus München-Laim trägt, flankiert von zwei S.A.-Männern, das Hakenkreuzbanner bei unserem Einzug in das schwäbische Dorf Budafok.

eine Revision bindet beide Nationen fest zusammen, noch fester, als es das gemeinsame Ringen im Krieg gegen eine Welt von Feinden tat. Wohin die Parteigenossen auch kamen, überall wurden ihnen Beweise wärmster Sympathien entgegengebracht. Täglich wächst die Zahl der-



Zwei Weinkenner!
Bei der Weinkostprobe in der Ungarischen Staatskellerei.

jenigen, die sich um das Hakenkreuz scharen, von dem auch sie allgemeines Erwachen, Erlösung von allen Übeln und Wiederaufstieg erhoffen.

Unvergeßliche Eindrücke nahm jeder mit nach Hause, von dem unvergleichlich schönen Budapest mit seinen Monumentalbauten, Kunstschätzen und Heilbädern, von der Donaufahrt nach der alten Burgruine Visegrad, von der Weinprobe in der Ungarischen Staatskellerei, von der Kranzniederlegung auf dem deutschen Heldenfriedhof und am Grabmal



Eine der schönen Donaubrücken in Budapest.

des „namenlosen Helden", von dem dreitägigen Aufenthalt am Plattensee, dem „Ungarischen Meer" mit seinen weltberühmten Badeorten.

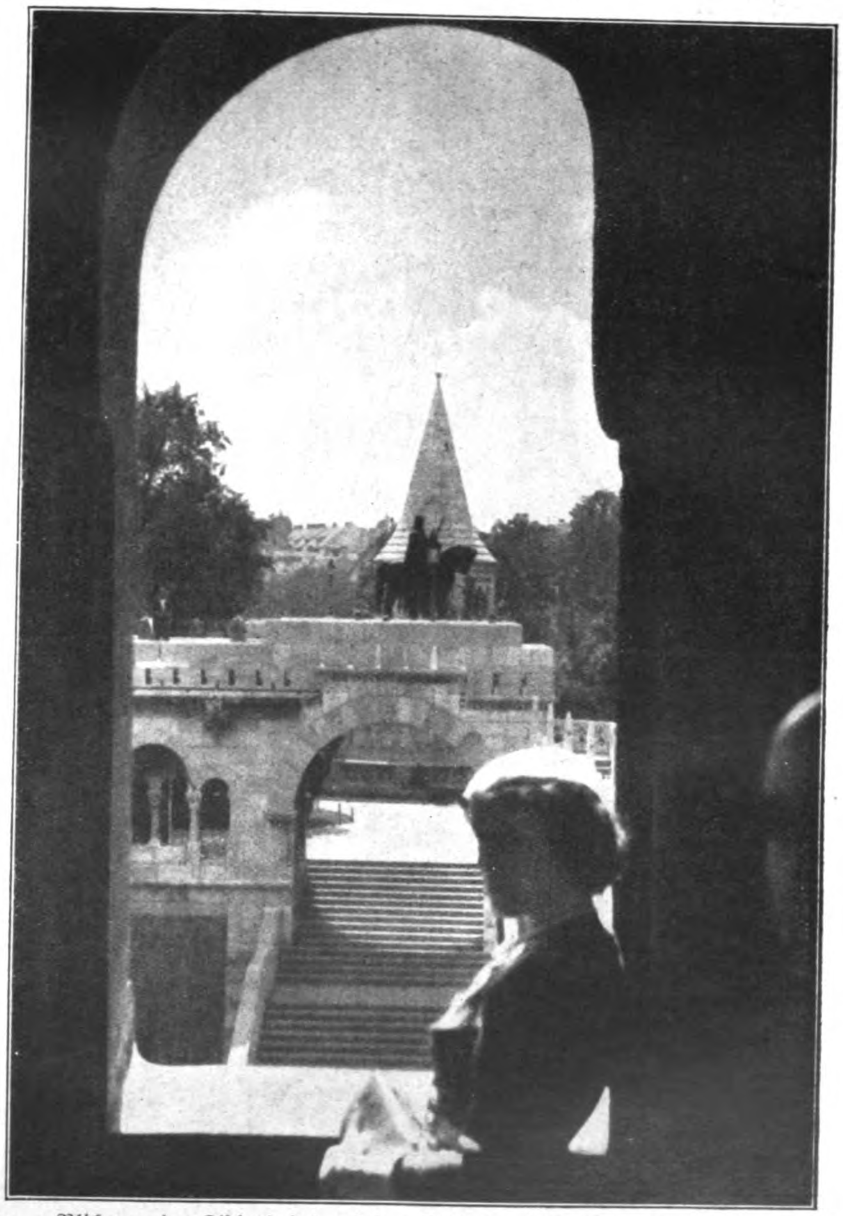
Wie im Fluge gingen die Tage bei herrlichstem Sommerwetter dahin. Nur einen Ausschnitt von Land und Leuten konnten wir sehen, aber auch dieser genügte, um uns ein eindrucksvolles Bild von Ungarn einzuprägen. Diese Fahrt hat sich in jeder Weise gelohnt, das war das allgemeine Urteil. Auch sie wird dazu beitragen, die Freundschaftsfäden zwischen beiden Völkern enger zu knüpfen. Pg. W. Wülfing.



Der Wächter vor dem Parlament.
Bemerkenswert ist der geschiente Messinghelm, der die Form der Kuppel des Budapester Parlamentsgebäudes hat.



Der Posten vor dem Königspalast
schreitet mit unbewegter Miene in „langsamem Schritt", in gleichmäßigem, abgehacktem Rhythmus auf und ab.



Blick von der Fischerbastei auf das Reiterstandbild König Stephan des Heiligen.



Der Bückeberg bei Hameln erlebt am 1. Oktober den Aufmarsch von 500 000 Bauern aus dem ganzen Reiche.

Der Schauplatz des Reichs-Erntedankfestes

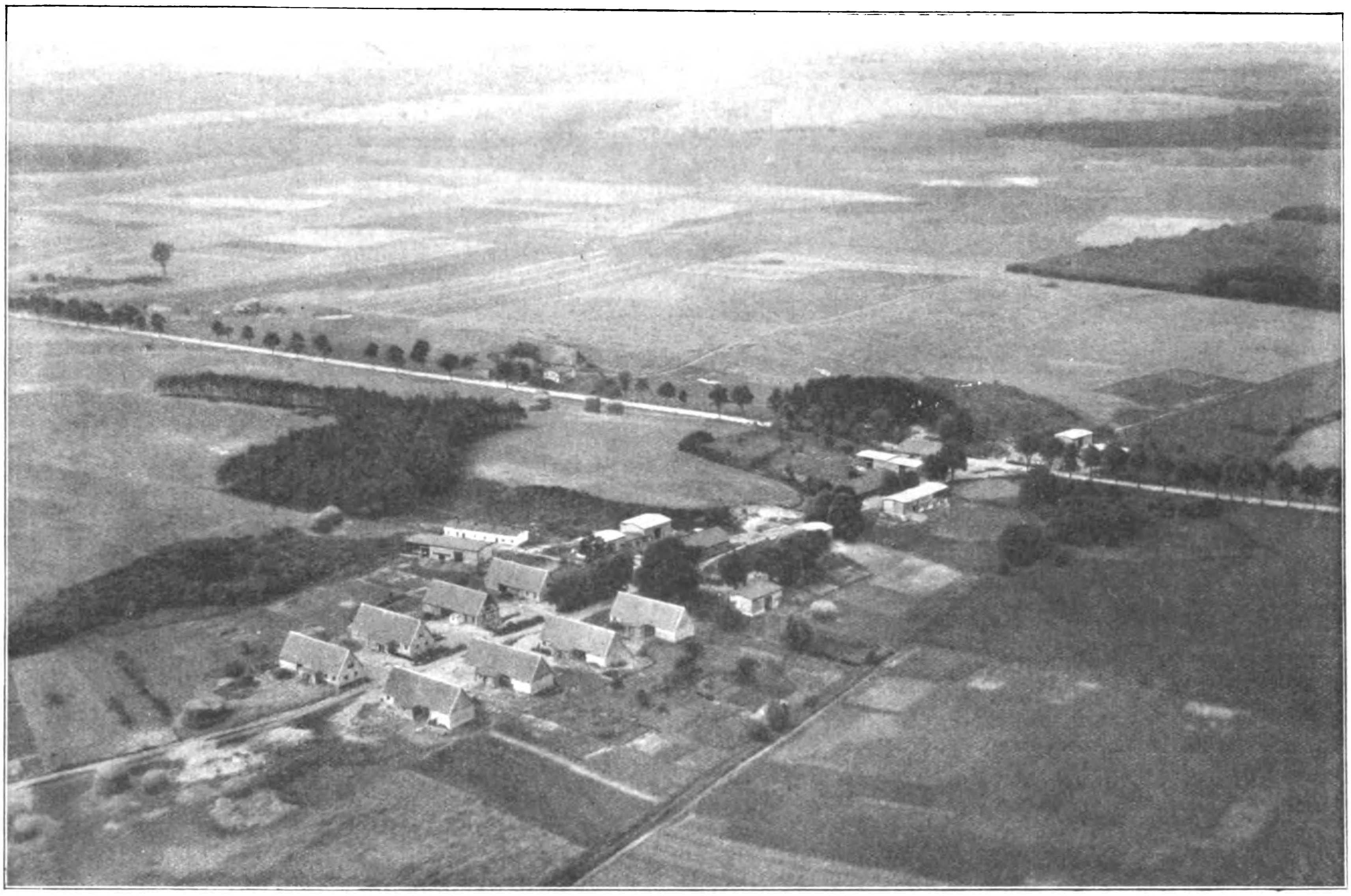
Aufnahmen Georg Ebert



Die Osterstraße in Hameln mit ihren schönen Fachwerkhäusern. Im Hintergrund das berühmte Hochzeitshaus.



Die alte Rattenfängerstadt Hameln an der Weser rüstet sich zum Empfang der Festbesucher.



Siedlung Kobrow in Mecklenburg.
So entsteht das Dorf unter Anlehnung an den alten Kern, eingefügt in die Landschaft und die umgebenden Waldbestände.

Luftaufnahmen von Klinke & Co. Zentralflughafen, Berlin

Neubildung deutschen Bauerntums

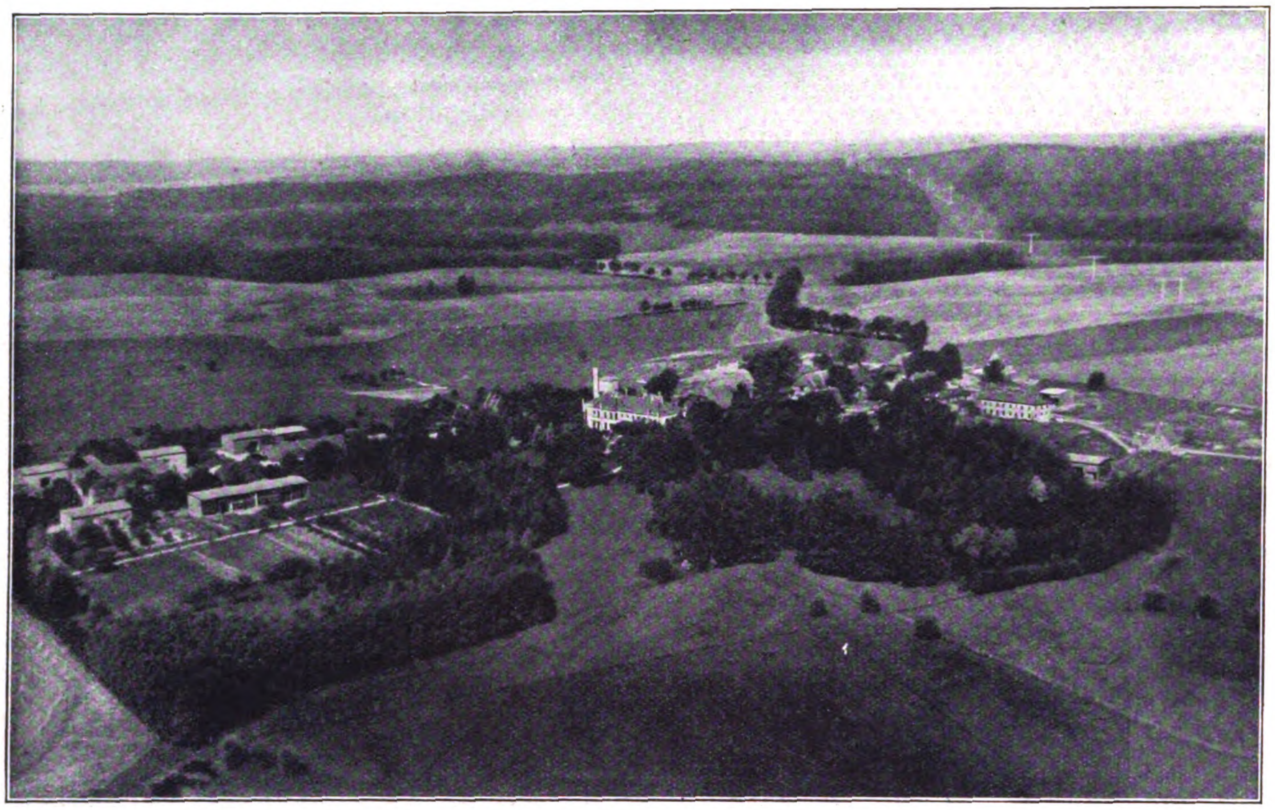


Mit der Berufung des Pg. R. Walter Darré zum Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft hat der Führer seinen unbeugsamen Entschluß bekundet, die Erneuerung des deutschen Volkes aus Blut und Boden, den wesenhaften Wurzeln alles völkischen Lebens, mit zäher Tatkraft und unter Überwindung der reaktionären und liberalistischen Hemmungen früherer Zeiten zu betreiben. Es gibt kein Hindernis mehr, das die Besiedlung volkarmer deutscher Teile, insbesondere in den Ostprovinzen, und damit die Schaffung eines gesunden, schollverwachsenen Bauerngeschlechts hinauszögern, geschweige unterbinden könnte.

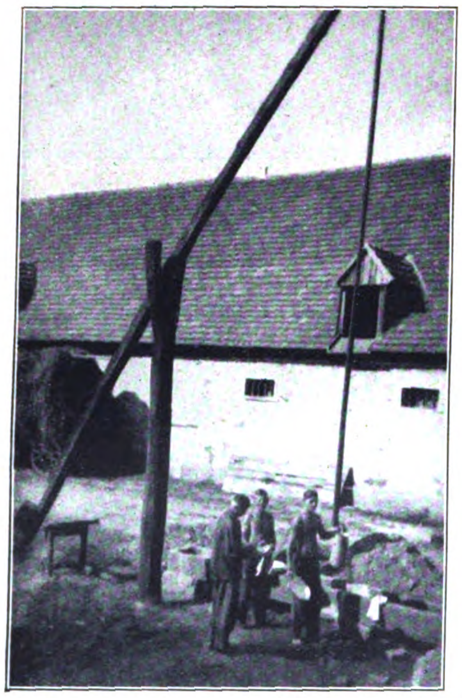
Auch der Marxismus hat sich in der Siedlung versucht. Als nach der Novemberrevolte die heimkehrenden Frontsoldaten ihren Anspruch auf Arbeit geltend machten, glaubte man, einen erheblichen Teil der Entlassenen auf das Land abschieben zu können. Nach selbstverständlich langwierigen parlamentarischen Kuhhandeleien wurde das Reichssiedlungsgesetz verabschiedet, das aus dem Ungeist der Interessentenklüngel, nur nicht aus dem Geist der schicksalsverbundenen Nation geboren war. Über die Abgabe des zur Siedlung bestimmten Bodens entschieden die Landlieferungsverbände, Organisationen des Großgrundbesitzes, der sich jeden Morgen Ackers buchstäblich seinen Händen entwinden ließ, weil er nicht die geringste Neigung hatte, die Vormachtstellung, die ihm das Eigentum an deutscher Erde verlieh, zu vermindern. Auf der anderen Seite war die eigentliche Besiedlung als Aufgabe den Kulturämtern übertragen, die — mit systemtreuen Beamten besetzt — von dem völkischen Ziel der Siedlungspolitik genau so wenig Ahnung besaßen wie ihre marxistischen Auftraggeber. Was konnte bei diesem Widerstreit der Meinungen und Interessen anderes herauskommen als heilloser Wirrwarr und am Ende die Katastrophe? Die angesetzten Siedler wurden mit viel zu hohen Kosten belastet, so daß sie wirtschaftlich zusammenbrachen. Von einer Zusammenarbeit, der Voraus-



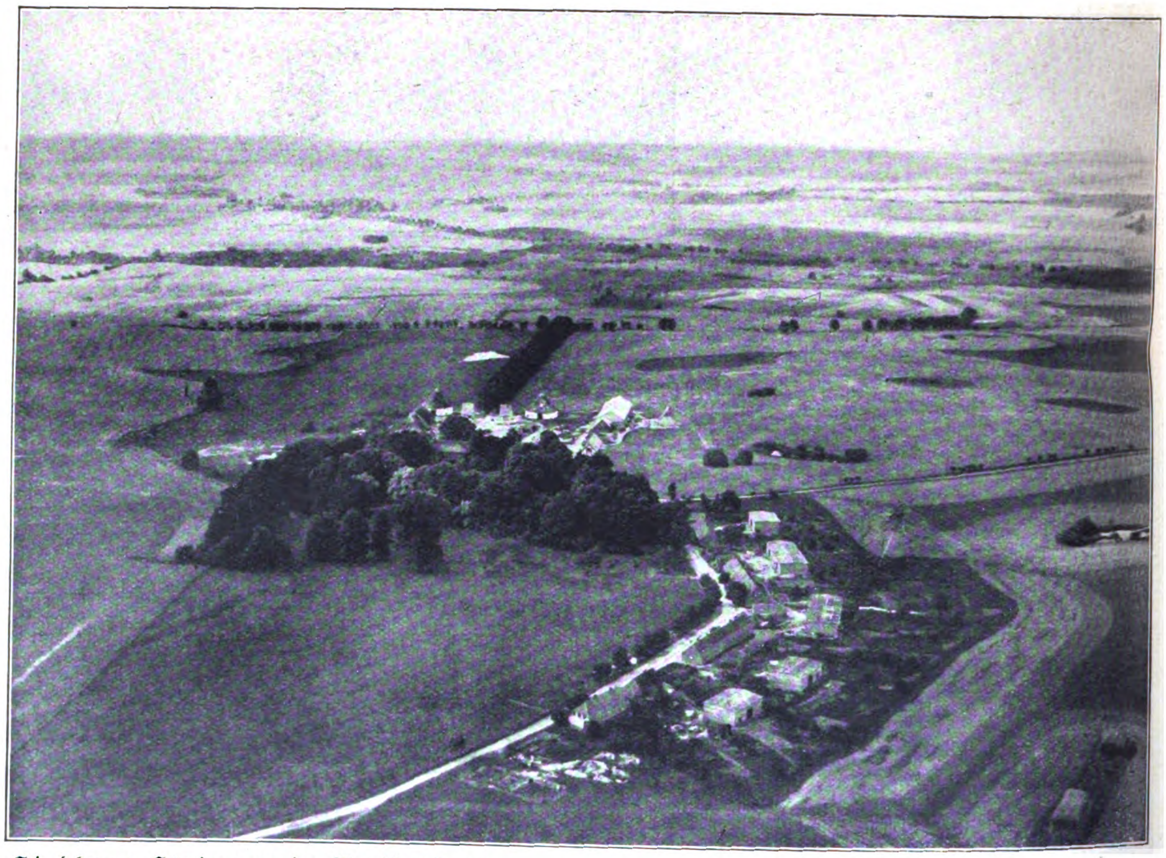
Eichenfachwerk mit Pfannendach geben dem in Kobrow gelegenen Bauernhaus das Gepräge.



Siedlung Banzow in Mecklenburg.
Das entstehende Dorf, um Schloß und Park gruppiert, wächst mit der Landschaft sofort in eins zusammen. Es ist nicht mehr die vorhandene Streusiedlung der Einzelgehöfte, sondern das gewachsene Dorf, eingebunden in die umgebende Landschaft.



Vorhandener Ziehbrunnen auf dem Dorfplatz.



Siedlung Striggow in Mecklenburg.
Die Anlehnung an das alte und der Ausbau des alten zum neuen Dorf, um den vorhandenen Gutskern gelagert, ergibt die fertige Dorfgemeinschaft.

setzung fruchtbarer Siedlungstätigkeit in der Dorfgemeinschaft, war keine Rede. Und zuletzt fehlte es überhaupt an Land, den Siedlungshunger zu stillen. Es war zwar da, aber es wurde nicht herausgegeben. Kein Wunder also, daß die Politik der Novemberleute auch auf dem Gebiet der Siedlung mit einem Fiasko schließt.

Von dieser näher gekennzeichneten Art der Siedlung ist die Neubildung deutschen Bauerntums, wie sie der Führer will und Pg. Darré durch den früheren Ministerpräsidenten von Mecklenburg-Schwerin, Pg. Granzow, als Reichskommissar verwirklichen läßt, wohl zu unterscheiden. Hier handelt es sich nicht um die planlose Ansiedlung irgendwelcher Landbewerber auf Stellen, die nach langem Feilschen teuer erworben wurden und wo der Siedler wegen der Unzulänglichkeit der Mittel nicht leben und nicht sterben konnte, sondern um den organischen Aufbau eines weltanschaulich geschlossenen Bauerntums in wirtschaftlich lebensfähigen Gemeinschaften. Diese bäuerliche Siedlungspolitik, von der schlechthin die Zukunft unseres Volkes abhängt, kann sich auch nicht mit einem mehr oder minder dem Zufall überlassenen Erfolge begnügen, sie muß vielmehr alle Voraussetzungen und Bedingungen schaffen, die den größtmöglichen Erfolg verbürgen. Es war deshalb ein verdienstliches Unternehmen, daß Pg. Architekt Dipl.-Ing. C. Ch. Lörcher Zielsätze zur Siedlungspolitik aufstellte, die geeignet sind, dem großen Werk Weg und Richtung zu weisen.

Die Zielsätze beginnen mit der Feststellung, daß die Zahl der Neusiedlerstellen in den letzten Jahren zurückgegangen sei, ein im Hinblick auf die volks- und staatswichtige Bedeutung der völkischen Anreicherung deutscher Erde unhaltbarer Zustand. Ein Reichssiedlungsplan wird die Ziffern der neu anzulegenden Stellen für jedes kommende Jahr beträchtlich steigern müssen. Wenn der Großgrundbesitz im Osten, der sich aus eigener Kraft nicht mehr erhalten kann und auf staatliche Unterstützungen spekuliert, die Industrie, die dem Weltwirtschaftswahn verfallen ist, und die Finanzwelt, die befürchtet, daß ihre wirtschaftliche Betätigung durch die Umstellung von ungesunder Überindustrialisierung zu gesunder Boden- und Binnenwirtschaft eingeengt wird, der Neubildung deutschen Bauerntums Hemmnisse in den Weg legen, so sind diese reaktionären Bestrebungen rücksichtslos aus dem Wege zu räumen. Das für die verstärkte Siedlung benötigte Land ist einmal aus dem Bestand der Großgüter, zum andern aus dem kulturfähigen Moor- und Heideboden zu gewinnen. Auf diese Weise können zunächst 14 Millionen Morgen der Besiedlung erschlossen werden, wobei der Mitwirkung des Arbeitsdienstes eine wesentliche Rolle zufällt. Der Aufstellung eines allgemeinen Siedlungsplanes entspricht die Aufstellung eines Plans zur Bewirtschaftung der Baustoffe, der die Baustofferzeugung auf eine den gesteigerten Anforderungen genügende Höhe bringt und Preistreibereien verhindert. Grundsätzlich wichtig ist die Auswahl der Siedler. Sie

(Schluß auf Seite 1237)



Fachwerkhaus in Eichenholz mit rotem Pfannendach in Kobrow. Die Wirtschaftsräume sind in das alte Gutsgebäude eingebaut



Drei lustige rheinische Mädchen aus dem „Goldenen Mainz“.



Eine bekannte Mainzer Type, Herr Hermann, der Hauptsachverständige beim „Weinzungen-Wettstreit“.

2000 JAHRE WEIN AM RHEIN

Bilder vom diesjährigen Mainzer Weinmarkt

Aufnahmen Bauer - A. P.

Rechts: Auf gut hessisch einladendes Schild einer Weinschenke.





Ein echter Weinkenner der alten Domstadt am Rhein.



Der Bläser der historisch kostümierten Musikkapelle.

CHARLOTTE KÖHN-BEHRENS:

Was ist Rasse?

(Fortsetzung unserer Berichte aus Nr. 37)

Der Leiter des Aufklärungsamtes für Bevölkerungspolitik und Rassenpflege, Dr. med. Walter Groß, beantwortet die Frage nach dem Rassebegriff sehr ausführlich:

„Das Wort ‚Rasse' im heutigen Sprachgebrauch hat einen zweifachen Sinn. Einmal versteht man darunter — das ‚Erbe' —, d. h. das Erbbild des Menschen. In diesem Falle sprechen wir von ‚System-Rasse'. In der zweiten Form umschließt dieser Begriff das Anthropologisch-Wissenschaftliche und erfaßt damit eine Gruppe von Menschen, die eine bestimmte Anzahl geistiger und körperlicher Eigenschaften gemeinsam haben und sich durch sie von anderen Menschengruppen unterscheiden."

Wenn man nun von Rassefragen spricht, muß man wissen, ob man dieses Wort im ersten oder zweiten Sinne fassen will. Im allgemeinen zerfällt das ganze Problem praktisch in drei Teile.

Im Vordergrund steht die Sorge um die Erhaltung dieses großen Blutstromes des Volkes überhaupt. Dieser Strom kann aber nur erhalten werden, wenn ein zahlenmäßig ausreichender Nachwuchs in allen Schichten der Bevölkerung vorhanden ist. Der zweite große Gesichtspunkt ist die Sorge um die Wertigkeit und erbliche Tüchtigkeit der Nachkommenschaft. Der letzte und beinahe wichtigste Faktor ist die Verhinderung von Mischungen mit fremden Rassen."

„Wie denken Sie sich diese Forderungen ins Praktische übersetzt?"

„Dabei muß man sich zu Anfang die Frage vorlegen: Wie steht Deutschland im Augenblick in dieser Beziehung überhaupt da? Hier wird man sich leider eine deutliche und schwere Antwort nicht ganz ersparen können. Sie lautet ganz schlechthin: ‚Miserabel!' Auch dabei will ich Ihnen eine ganz klare Einteilung geben. Als erstes Bild haben wir da den geradezu rapid zunehmenden Geburtenrückgang, der bereits praktisch zur Verminderung der Zahl deutscher Menschen geführt hat, obwohl dieser katastrophale Zustand immer noch durch die Statistiken verschleiert wird. Durch die Verschiebung des Altersaufbaues — Sie wissen, daß die Menschen dank den Fortschritten der ärztlichen Wissenschaft ein viel höheres Alter als früher erreichen — wird die Tatsache bis jetzt verdunkelt. Bei einer weiterlaufenden Entwicklung aber wird noch in diesem Jahrhundert Deutschland auf 2/3 seiner Bevölkerungsziffer gesunken sein, während das kleine Polen mit seinem Geburtenüberschuß unsere jetzige Zahl erreicht haben wird."

„Man hat aber in verschiedensten Kreisen immer wieder die Entgegnung, daß bei den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen durch Geburtenüberschuß nur die Zahl der Arbeitslosen vergrößert würde?"

„Das ist ein großer Gedankenfehler. Die neugeborenen Kinder treten erst in 16—17 Jahren als Konkurrenz in Erscheinung, während sie bis dahin die allgemeine wirtschaftliche Lage verbessern, da sie bis zu diesem Zeitpunkt ausschließlich Verbraucher sind."

„Das ist, im großen gesehen, sicher richtig. Wie schaffen aber die Eltern im Augenblick die Geldmittel heran, um die Kinder zu ernähren und zu erziehen?"

„Eine sinnvolle Familienpolitik des Staates wird einen vernünftigen Lastenausgleich schaffen. Man wird den Familienvätern von vielen Kindern auf der einen Seite mit den Löhnen entgegenkommen, während man ihre Steuerlasten ganz erheblich erleichtern wird. Die Vorarbeiten für diese volkspolitische Neuordnung haben im Sachverständigen-Beirat des Reichsinnenministeriums bereits auf den ausdrücklichen Wunsch des Führers sofort nach Erlaß des Sterilisationgesetzes begonnen.

Im übrigen aber darf ich Sie wohl hier auf einen anderen großen Zusammenhang aufmerksam machen. Der Rückgang der Geburten ist das Selbstzeugnis der absoluten Schwäche eines Volkes; Geburtenrückgang geht immer dem Untergang voran! Solange wir die Geschichte der Menschheit kennen, hat den durch die Entvölkerung entstehenden leeren Raum ein biologisch stärkeres Volk nach höherem Recht eingenommen.

Es kommt aber nicht allein auf die Quantität der Nachkommenschaft — wenn ich so sagen darf — an, sondern viel stärker muß die qualitative Seite in den Vordergrund der Betrachtung, Sorge und Pflege gestellt werden. Wir haben augenblicklich in Deutschland eine geradezu ungeheuerliche Vermehrung der Erbschäden, die durch die falsche Humanität der letzten Jahre künstlich hochgezüchtet wurde. Es ist doch leider ein Faktum, daß die Familien der Schwachsinnigen und Säufer fast die doppelte Kinderzahl haben als die erbgesunden Familien. Dieser Umstand erklärt sich ganz einfach dadurch, daß bei diesen Menschen alle Gedanken und Hemmungen ausschalten.



Dr. Walter Groß

Es gibt ein ganz bekanntes und erschütterndes Beispiel, das sogenannte Paradebeispiel, um das Furchtbare dieser Tatsache allen deutlich vor Augen zu führen. Eine deutsche Großstadt — Stuttgart — nimmt ihr Wachstum lediglich aus den Kreisen der Minderwertigen, wenn man den Zuzug aus den fremden Städten abrechnet. Die erbgesunde Bevölkerung nimmt ab und könnte noch nicht einmal die bestehende Einwohnerzahl halten."

„Wie erklären Sie sich diese Minderung deutscher Kraft, die im Geburtenrückgang liegt?"

„Ich will Ihnen etwas sagen.... Unsere Feinde sprechen gern von dem Altern der Kulturvölker, von der Minderung der physischen Kraft, wenn, wie bei uns, eine gewisse geistige Höhe erreicht ist. Aber das ist Unsinn. Ein Volk altert nicht! Es ist ewig! Es müßte denn sein, daß es sich selbst ausrottete. Ich will Ihnen das erklären. Die Beispiele der Geschichte — Rom, Ägypten, Griechenland — beweisen, wie schnell die Selbstzerstörung vor sich geht, einmal durch zahlenmäßiges Aussterben, d. h. Geburtenunwilligkeit neben dem ständigen Opfer des Kampfwilligen, und andererseits durch das Überwuchern der Krankhaften und Erbminderwertigen (die beispielsweise in Kriegen immer bewahrt werden). Der letzte furchtbare Grund lag aber in der Vermischung mit anderen Rassen, die erst den Untergang vollkommen machten. Im alten Rom hatte man ein schönes und starkes Wort, das eine letzte Erkenntnis trägt. Es heißt ungefähr so: ‚Zerrüttete Sitten folgen auf zerrüttete Gesichter.' Denn diese nicht mehr einheitlichen, also ‚zerrütteten' Gesichter der Römer waren eine Folge der Blutmischungen, die das vordere Asien einbrachte. Wenn ein Volk entartet, verfallen die Sitten, und dort, wo die Moral sinkt, sinkt das Volk! Das ist eines der deutlichsten Gesetze Gottes, die für alle erkennbar sind, die sehen und hören wollen! Das Beispiel Indiens kann ebenfalls für alle eine Warnung sein! Hier hatte sich die helle, jedenfalls nordische Herrenschicht über die dunkle Urbevölkerung gelagert. Die strengen Kastengesetze hielten den Lebensfaden des Volkes. Als die Vorschriften zerbrachen und die Rassenmischungen über diese Gesetze hinfluteten, ging das ursprünglich arische Indervolk unter.

Unsere deutschen Rassenmischungen sind ebenfalls eine schreiende Warnung für uns. Wir haben einen Teil jüdisches, mongolisches und negroides Blut eingeschleppt bekommen. Denken Sie nur an die ‚schwarze Schmach' am Rhein... Noch ist es wenig, noch können wir ausmerzen und neu aufbauen, aber es ist höchste Zeit! Denn schon beginnt durch die wirtschaftlichen Schwierigkeiten sich auch die Landbevölkerung zu vermindern, und wenn das Positivum abnimmt, ist der Augenblick des allerenergischsten Eingreifens gekommen."

„Was soll als Gegenmaßregel geschehen?"

„Der Staat wird jetzt die gröbsten Schäden gesetzlich verhüten und den Erbgesunden eben Möglichkeiten des Kinderreichtums geben, wie ich schon vorhin andeutete. Der Bauernstand wird wieder gestützt werden, denn aus dieser Quelle haben wir den gesündesten und lebenstüchtigsten Nachwuchs.

Aber bedenken wir jetzt die größte Aufgabe, die nicht allein im Aufklären, Leiten und Erziehen Anfang und Ende hat, sondern die unser Volk allein erfüllen muß. Das ist die seelische Einstellung des Volkes, des einzelnen Mannes und der einzelnen Frau. Sie ist maßgebend für die Gesundung, Ertüchtigung und Wiedergeburt Deutschlands. Die Frau muß wieder Mutter, der Mann wieder Vater sein wollen, tief in ihnen muß jene herrliche und große Kraft liegen, ihr ‚Ich' wie einen goldenen Ball in das weite Land der Zukunft zu schleudern.

Die Mutter wird in dieser Beziehung der wichtigste Faktor eines neuen Deutschlands sein. In der Hoffnung auf ihre seelische Kraft gründen wir die große Zukunft!

Aber das kann man nicht mit ‚Verordnungen' und seelischem Zwang erreichen wollen. Aus dem Schutt der letzten 14 Jahre soll das alte madonnengleiche Muttertum erblühen, unsere Aufgabe ist es allein, diesen Schutt von einem schönen Bilde zu entfernen."

Eine kleine Pause entsteht, ehe ich Herrn Dr. Groß abschließend frage:

„Welches ist nun Ihr eigentliches Arbeitsgebiet?"

„Nicht Forschung — denn sie ist die Sache des Wissenschaftlers, nicht Gesetzgebung — denn sie wird vom Reichsministerium des Innern gemacht —, sondern lediglich die Erziehung des Volkes zu einem biologischen Denken und Fühlen.

Außerdem habe ich über die Vereinheitlichung der gesamten Aufklärungsarbeit auf rassischem Gebiete Sorge zu tragen, denn zu oft kommt es vor, daß unsere alten Feinde an Rundfunk und Presse herangetreten sind, um heute das Gegenteil von dem zu behaupten, was sie früher gesagt haben, oder um sogar mit Verschleierung der Wahrheit Verwirrung in das Volk zu tragen.

Den Streit der Wissenschaftler lassen wir unangetastet; er gehört in die interne Gelehrtenbesprechung. Vor das Forum der Öffentlichkeit aber darf nur die erwiesene Tatsache und nicht die umstrittene Meinung kommen.

Es ist unsere Aufgabe, die Aufklärung und Erziehung des Volkes in straffer Linie weiterzuführen, denn die Erkenntnis der rassischen Gebundenheit ist es, die unser Volk von dem Abgrund zurückreißt, um es zu einer neuen Höhe zu führen!"



doppelt fermentiert

4 Pf

Der schönste Zigarettenkasten kann nicht die Originalpackung ersetzen, wenn es sich darum handelt, die Zigaretten fabrikfrisch zu erhalten.

Gregorius:

Fremdes Gift

Vor zehn Wochen war der dritte Offizier, Pieter Larsen, im Laderaum A der S.S. „Urania“ beim Löschen verunglückt und ins internationale Missionshospital eingeliefert worden: Knochenbruch, Quetschungen und Gehirnerschütterung. Kleinigkeiten, wie sie eben auf jedem anständigen Kasten an der Ordnung sind. „Puh, puh“, ächzte Pieter, „wenn nur sonst nichts erschüttert ist!“, und lachte trotz Gips- und anderer Verbände den Arzt und die Schwester an. So einer war Pieter.

Pieter war wiederhergestellt. Man sah ihn im Hospital ungern scheiden. Er war ein vergnügter Patient gewesen. Selbst das eingeborene Personal hatte ihn gern. Da hatte auch noch ein anderer Deutscher im Hospital gelegen mit einer ziemlich komplizierten Schußverletzung, der hieß Hein Best; phantasierte am Anfang fürchterlich von einer verd .. Congai und einer Luxusjacht, die „Semiramis“ hieß, und einer verd... Frau, der die Jacht gehören soll.

Wirres Zeug. So ein Deutscher denkt natürlich, jedes Girl sei eine Dame, und will Beschützer spielen — in Ostasien!

Na, beide, Pieter und Hein, haben sich dick angefreundet. Waren feine deutsche Jungens. Konnten sich sehen lassen, Herr.

Pieter hatte ein Steckenpferd: er spielte großartig Klavier. Hein sagte oft: „Klopf' mal ein bißchen das Elfenbein!“ Das hatte er von den Engländern: „bang the ivories!“, kein ganz salonfähiger Ausdruck, Herr. Dann setzte sich Pieter an den Musikkasten und ließ Melodien vom Stapel. Lieder, voll mit Mondschein, Mädchen, Liebe, La Paloma, Bajazzo und solche Artikel.

Hein sang oft mit und vergaß die Sache mit der „Semiramis“ ein bißchen. Das eben wollte Pieter. Das war gut so. Hein hatte seinem Freund natürlich schon eine ganze Menge über die verd... Jacht erzählt. Na, und außerdem kam die Frau des Schiffsagenten Eggers, die schöne Frau Irene, jeden Tag in das Hospital und besuchte die beiden deutschen Jungen, verteilte ihre kameradschaftliche Gunst sehr gleichmäßig auf beide und bewirkte, daß sie ein bißchen öfter an ihre Mutter und an die blonden Mädchen von der Wasserkante dachten und weniger an das fremde Gift.

Die Oberschwester weinte bei Pieters Abschied. Sie hatte ihn einmal gefragt, ob er aus Bremen sei. Sie dachte, wegen seines blonden Haares und der gefühlvollen Lieder. „Nein, Schwester“, hatte Pieter geantwortet, „aber meine Mutter war Bremerin.“ Dabei hatte er so nach der Decke gesehen, als zögen dort Wolken, und dann spielte er gleich was, das klang wie ein Wiegenlied, war sehr schön, Herr, ein bißchen merkwürdig für einen Seemann. Von da an hat die Oberschwester Pieter wie einen Sohn behandelt.

Also, Pieter war wieder hergestellt. Stand da in seiner weißen tipptoppen Uniform, lachte alle mit seinem Jungensgesicht an und nahm Abschied.

Hein Best mußte noch ein paar Tage bleiben. War noch nicht ganz erholt, Herr.

Jetzt wollte Pieter selbstverständlich sobald als möglich wieder auf einen Kasten. Die „Urania“ schaukelte längst irgendwo im Indischen Ozean. Also ging Pieter zum Schiffsagenten Eggers.

Sein Gepäck hatte er durch einen Boy in die „Blue Lagoon“ geschickt. Feines Hotel, gleich am Hafen. Nur für Offiziere. Es gehört Vere Stackpoole. Vere fuhr früher bei der Bibby-Line. Captain. Warum er die christliche Seefahrt aufgegeben hat, weiß man nicht. Dabei kennt er die Chinks und Ostasien besser als seinen Schnapsladen. Krach mit der Gesellschaft? Well, da hätte er bei einer andern fahren können. Was meinen Sie, Herr?

Das war ein Kerl, dieser Stackpoole, mit allen Wassern gewaschen. Während des Krieges war er in einem Spezialdienst hier in Ostasien — wie? Intelligence service? Richtig, so hieß das. Was weiß ich, ich glaube, er ist doch in dem, ähemm, Service.

Gut. Pieter schickte sein Gepäck in die „Blue Lagoon“, um in den paar Tagen, bis es einen Kasten für ihn gäbe, mit dem Boß einen oder zwei Whisky zu trinken. Erst ging er aber dann zu Eggers, dem Agenten.

Der saß ganz zerflossen unter dem großen Deckenventilator in seinem dämmerigen Büro.

Sie kennen ihn? Da ist in dem ganzen Viertel keine Rickshaw, die sein Gewicht trüge. Ausgeschlossen. Wenn die Rickshawkulis Eggers kommen sehen, reißen sie aus oder sagen, sie seien bestellt.

Eggers empfing Pieter riesig freundlich. Wie ein Nilpferd einen Silberfuchs. Grölte und goß gleich einen Whisky ein. Fragte nach der Gesundheit und was man denn nun vorhätte, so neu überholt und frisch. Auf einen Kasten natürlich, selbstverständlich. Na, mal nachsehen, werden wir gleich haben, hoffentlich ist bald einer fällig. Die Schiffslisten knistern, und Eggers atmet laut und angestrengt. „Nee, Larsen, alter Junge, nichts zu machen; in sechs Wochen die „Colombo“. Tut mir selber leid, schade, schade ...“

Er war richtig betrübt. „Sechs Wochen, pfui Teufel, verd... lange Wartezeit!“ platzte Pieter heraus, na, und wenn er (Pieter) Schiffsagent wäre, dann wäre er es für eine Gesellschaft, die auch ab und zu ein Kähnchen schwimmen ließe. Eggers hörte ganz gerne nicht hin

und schlug Pieter vor, er solle eben in der „Blue Lagoon“ solange warten; gäbe es was Neues, so schicke er den Boy oder rufe an.

Pieter hätte gerne, bevor er ging, noch einen Gruß an Frau Irene aufgegeben, aber er wagte es nicht. Eggers war das gar nicht recht, Irene hatte ihm so nett von den beiden Jungens erzählt und sich solche Mühe um sie gegeben. Sind doch recht undankbar; wenn sie nur auf einem Kasten sind! Ja, ja, so ist die Jugend ...

Trotzdem vergaß er nicht, Pieter einen Scheck für die Auslagen zu geben, und dann fragte er noch: „Auf einem anderen Kasten als einem deutschen wollen Sie nicht fahren?“

Da sagte Pieter „Nee!“, und lachte. Auf einmal lachten sich beide ins Gesicht und schüttelten sich die Hände, daß es knackte.

*

Sie kennen den Hafen, Herr? So ein langer Pier strebt in die klare, blausilberne See hinaus. Dschunken zeigen braune, fleckige Segel wie Drachenflügel. Die zahllosen Boote der Siamesen, Annamiten und Chinks tragen alle mittschiffs eine kleine Strohhütte. Darin leben diese Menschen. Zu Tausenden liegen Boote Bord an Bord am Ufer. Farben, Geschrei, Gestank, Geschäftigkeit, Songs und nachts Flüstern, Stöhnen, Schnarchen und das Zirpen der Grillen in den Käfigen. Da und dort dämmert ein Lampion. Die Welle eines vorüberziehenden Dampfers läßt die Boote leicht schaukeln, dann reibt trockenes Holz und es knarzt eine ganze Weile.

Gleich daneben am Kai liegen die großen, schönen Dampfer. Die Passagierdampfer aber liegen im Hafen frei vor Anker; wegen der Ratten und dem Gesindel, blinden Passagiere und so weiter.

Und das Leben! Die Männer tragen bunte, enge Frauenröcke und enorme Strohhüte. Die zierlichen Frauen haben so platte Puppengesichter mit jettschwarzen Augen und lasterhaften roten Mündern. Gemalte, natürlich, Herr. Fremdes Gift, Herr. Nichts für einen deutschen Seemann.

Da saß am Abend, als die Hitze nachgelassen hatte, Pieter vor der „Blue Lagoon“, sah über das Getriebe und die Schiffe und plauderte mit Vere Stackpoole.

Eine wunderbare Jacht lag im Hafen. Auch Vere sah hin.

„Das ist die ‚Semiramis'. Feines Ding, nicht?“

Pieter hörte den Namen und dachte sogleich an Hein Best. Vere kannte die Jacht — was kennt Vere nicht? — und erzählte weiter:

„Im Maschinenraum hat sie zwei Turbinen, Boy, die laufen so zart wie auf Samt. Die Dynamo singt nur ganz fein wie ein Moskito, man hört das kaum. Trägt im Maschinenschacht das dicke bronzene Bauschild, den Diamanten mit dem „D“ darin; Yokohama Dock Yards. Ist vierundzwanzigkarätige Sache!“

Pieter sagte nur nachdenklich: „. . . und sowas gehört einer Frau!“ Er wollte gerne mehr wissen, mochte es aber Vere nicht merken lassen. So fügte er kopfschüttelnd hinzu: „Wie das eine Frau nur macht?“

Vere schwieg. Pieter hielt das nicht lange aus. Dann fragte er:

„Wer ist sie denn?“

„Wer sie ist?“ Vere sog an seiner Pfeife, setzte ab und deutete wie zur Betonung der Frage mit dem Pfeifenmundstück nach der Jacht.

„Eine Amerikanerin; sie ist mit einem unmenschlich reichen Chink verheiratet, so eine Art von Mitsubishi oder Dschingis Khan oder Aga Khan ...“

„Eine Amerikanerin mit einem Chinesen, das ist doch ...“

„Ausreden lassen, Boy! Also, man sagt“ — Vere machte eine Pause, um zu betonen, daß er ‚man' und nicht ‚er' sage —, „sie sei eine Großfürstin gewesen oder so was Ähnliches. Vielleicht auch was mit den Sowjets. In Hollywood tauchte sie als Star auf — sie soll auch eine Villa mit Park in Honolulu haben. Den amerikanischen Ölkönig Stanley Stokes soll sie geheiratet und bankerott gemacht haben, eine sensationelle Scheidung, im Ölskandal der U.S. Navy soll sie auch ihre Hand gehabt haben . . ., Amerikanerin, you see!“

Pieter nahm kein Auge von der „Semiramis“, die nun ihre Lichter zeigte Das wäre ein Schiff ...

Vere sprach weiter: „Manches mag stimmen. Die fürstliche Herkunft?“ er zuckte die Achseln, „kann sein, kann sein.. . Überall ist sie schon aufgetaucht, immer wieder spielte sie eine andere Rolle .. “

Diese Nacht, der Whisky, der Mann da, der mit seiner brüchigen Stimme eintönig-nüchtern vom Fremden, vom Abenteuer sprach, ein Tropfen fremdes Gift im Blut....

Das wäre ein Schiff!...

Dann fiel Pieter ein, Hein Best hatte sagen lassen, er käme morgen abend her. Vielleicht habe man Glück und könne zusammen auf einen Kasten kommen. Hein wüßte sicher mehr noch über die „Semiramis“ und die — die Frau.

Ein großer Dampfer heulte zweimal auf, kam langsam näher, zeigte einen Augenblick lang beide, die grüne und die rote Sonne seiner Positionslichter, dann nur noch die rote. Pieter erkannte: es war ein Nippon-Yusen-Kaisha-Kasten; er zog, die Aussicht auf die „Semiramis“ verdeckend, langsam mit bevölkerten lichtstrahlenden Decks und leuchtenden Bullaugen vorüber.

Sechs verdammte Wochen warten. ..

Vere sah dem Japs nach und unterbrach Pieters Gedanken: „Das war die ‚Osakka Maru', kommt von Penang.“

Der Dampfer kam vorbei. Die „Semiramis“ schaukelte ganz leise auf den Dampferwellen. Wie ein Schwan, dachte Pieter, wie ein Schwan auf einem dunklen Teich.

Der Wind trug Fragmente einer Musik von der Jacht herüber. Man tanzte dort. Eine Frauenstimme sang:

> Quand le Soleil se couche à l'horizont.
> à Saïgon ... à Saïgon ...
> ... nuit suprême, nuit carême, nuit d'amour,
> nuit d'amour ...

In Pieter kochte etwas; fiebrig, abenteuerhungrig sehnsüchtig nach Liebe, nach dem Fremden, dem Wunder ...

Ganz in der Nähe legte jäh, krachend und eilig ein Orchestrion los; schrilles, trunkenes Lachen mischte sich darein.

—

Pieter schleppte sich, wie an einer Trosse gezogen, in sein heißes Zimmer.

(Fortsetzung auf Seite 1232)


Für Jedermann-
für alle Tage
"4711"
KÖLNISCH WASSER
BLAU-GOLD
№ 4711.
aus der
Kölnisch Wasser Fabrik
GLOCKENGASSE № 4711
KÖLN a/Rh.
M 2.20
BLAU-GOLD
KÖLNISCH WASSER
DOPPELT
4711
Im Tempo unserer Zeit ist "4711" eine Notwendigkeit für Körper und Nerven. Nicht zu entbehren im Beruf und täglichen Leben, beim Sport und auf Reisen.
KÖLNISCH WASSER
№ 4711.
FERD. MÜLHENS
M 1.90
M –.50
Deutschlands Qualitätsmarke

(Schluß von Seite 1230)

Als Pieter am anderen Morgen über den Hafen blickte, flog auf der „Semiramis" der Blaue Peter in die Höhe. Die Jacht ging also heute noch in See.

Ein Boy kam gelaufen und brachte einen Brief von Eggers. Pieter solle sich sofort fertig machen und in die Office kommen, die „Semiramis" brauche einen Zweiten. Pieter schien das wie ein Märchen.

Eggers schnaufte.

„Zufall, Junge. Einfach Glück! Der Zweite auf der Misa ... Sami ..., verdammt nochmal .. " — „Semiramis", half Pieter; „richtig, Semiramis — hat heute früh plötzlich abgemustert. Allerdings kein deutsches Schiff. Aber wenn Sie es so gar nicht erwarten können, wieder auf einen Kasten zu kommen? .. Feines Schiff, geht nach Bangkok, später nach Europa. Sie nehmen doch an?"

Pieter zog es einen Augenblick wie warnend durch den Kopf: „kein deutsches Schiff .. ", dann sagte er: „Ach was!", und nahm an.

Eggers für seine Person wunderte sich, warum man es auf der Jacht nicht gestern schon gewußt habe, daß man einen Offizier brauche, und daß der Zweite so plötzlich ging. Aber das behielt er für sich, was nicht sehr kameradschaftlich war einem Landsmann in der Fremde gegenüber, doch leicht verständlich, wenn man bedenkt, daß er einen anderen Zweiten doch nicht aus dem Ärmel schütteln konnte.

Pieter kam erst später auf solche Fragen. Jetzt war er zu sehr mit seinem Glück beschäftigt. Das schnelle weiße Motorboot der „Semiramis" legte an und brachte den alten Zweiten an Land. Netter Kerl, dachte Pieter. Dann ging alles sehr rasch. Er übergab sein Gepäck dem zulangenden Bootsführer, winkte und rief Eggers zum Abschied doch noch einen Gruß an Frau Irene zu. Dann sprang er ins Boot. So, nun konnte der andere auf die „Colombo" warten.

Hein Best fragte an diesem Abend vergeblich in der „Blue Lagoon" nach Pieter. Die Jacht war schon weit.

Und Eggers erfah aus den Papieren des abgemusterten Offiziers, daß dieser nur kurze Zeit auf der Jacht in Dienst gestanden hatte.

Sonderbar ...

Vierzehn Tage später näherte sich die „Semiramis" Bangkok. Pieter hatte sich der wunderbaren Einrichtungen der Luxusjacht erfreut. Die Offiziere bewohnten alle hübsche, komfortable, große Kammern an Deck. Und doch wurde Pieter nicht heimisch an Bord. Der Kapitän war ein baumlanger, starker Mensch mit einem eckigen, wüst zerfurchten, brutalen Gesicht, stark vortretenden Backenknochen und furchtbaren Händen. Er sprach kaum ein Wort und lag den ganzen Tag, in einen blauen chinesischen Kimono gehüllt, in seiner Kammer. Man wußte nicht, was er dort tat. Vermutlich rauchte er Opium. Ein-, zweimal im Tag kam er in tadelloser Uniform auf die Brücke, blieb eine Weile, sah mit verschwollenen kleinen Augen um sich und verschwand wieder. In Uniform sah er aus wie der Portier eines Nachtlokals. Wer weiß, dachte Pieter, ob er nicht eigentlich nur so eine Art Wächter für die Sicherheit der Herrin ist? Er hieß Lincoln, nur Lincoln; mehr wußte niemand.

Der erste Offizier, ein leidenschaftlicher, beherrschungsloser Mensch, ein Amerikaner aus New Orleans, liebte die Herrin der Jacht. Er machte kein Geheimnis daraus.

Das Verhältnis der Offiziere untereinander war schlecht. Es herrschte eine Spannung schlecht unterdrückten und gereizten gegenseitigen Mißtrauens. Auch die malaiischen Stewards, ihre verschlossenen, ausdruckslosen Mienen ärgerten Pieter und ekelten ihn an.

Das Schlimmste aber waren die arroganten, eitlen und nichtssagenden Gäste der Herrin. Pieter wußte, daß er diesen Frauen gefiel. Er fühlte ihre Blicke, aber sie verursachten ihm Unbehagen. Am stärksten aber fühlte er dieses Unbehagen in der Nähe der Frau, deren abenteuerlicher Ruf zuerst in ihm dieses seltsame Feuer von Abenteuerdrang in ihm entzündet hatte.

Er war grenzenlos ernüchtert und enttäuscht. Er hatte sich diese Frau ganz anders vorgestellt. Sie war schön, von einer fremden, zerbrechlichen, nervösen Schönheit. Während sie das erstemal mit ihm sprach, hatte er den Eindruck, vor einem überaus frühreifen und verwöhnten Kinde zu stehen, zu dem man nie die richtigen Worte findet. Ganz blauschwarzes Haar hatte sie. Aus ihrer Stimme und Sprechweise klang viel überzeugtes und verbotenes Wissen. Man konnte nicht auf diesen Mund sehen, ihre Augen blickten kalt und doch brennend, mißtrauisch abschätzend und komplizenhaft zugleich. Es waren für Pieter rätselhafte Augen. Irgendetwas war in ihrem gebräunten Sphinxgesicht — Pieter fand nicht, was es war —, er glaubte es schon in den Gesichtern mancher Mädchen in Schanghai oder Marseille oder sonstwo gesehen zu haben. Es hatte mit Laster und Gier zu tun.

Sprach sie mit ihm, so kam er sich tapsig und dumm vor. Sie schien mit allem zu spielen, — nicht wie ein Kind oder eine verwöhnte Frau, sondern wie eine Katze, die weiß, daß sie kraft ihrer Krallen jedem Hund überlegen ist. Ihre Stimme, je nach Laune läutend, lockend oder müde, zwang Pieter wider Willen manchmal in ihren Bann.

Eine Lucrezia Borgia....

*

Bangkok.

Fest an Bord.

Verdeckt angebrachte Lampen verbreiten dämmeriges Licht. Man tanzte an Deck zu der monotonen, zirpenden Musik fremder Instrumente, die von kleinen Männern unermüdlich gespielt wurden. Die Gäste im Frack, die Offiziere im weißen Dinnerdreß. Die Malayen reichten Champagner und ein eisgekühltes, einheimisches Rauschgetränk, eine Art Absinth, nur süßer und flüssiger. Man trank, lachte, plauderte, flirtete; vor allem — es war eine schwüle Nacht — trank man. Die Frauen glichen noch mehr als sonst seltsamen giftigen Blumen. Ihre Schönheit war gefährlich. Pieter fühlte es plötzlich deutlich: sie hatte einen todbringenden Zauber. Das war nicht die erlösende, wohltuend beglückende Schönheit der blonden Frauen seiner Heimat. Pieter fand kein Gefallen an dem Fest. In seinem hellen Jungengesicht stand ein melancholischer Zug. Er tanzte wenig; die Frauen fanden ihn langweilig und ungeschickt. Man ließ ihn in Ruhe.

Die Herrin selbst, in hauchdünner gelber Seide, die faltenlos den schlanken Körper umspannte, glich einem wilden Tier. Zierlich, glatt, braun, katzenhaft biegsam und gespannt. Von überall kam ihr Lachen. Die Blicke des Ersten suchten sie beständig und folgten ihr. Er stand da, an die Reling gelehnt, trank hastig und viel und rauchte schwere Zigaretten, die er zwischen unruhigen Fingern hielt. Er tanzte nicht. Er sah nur die gelbe Seide. Eindringlich und böse musterte er jeden, der mit der Frau tanzte oder sprach oder nur in ihrer Nähe stand. Pieter beobachtete ihn und erkannte entsetzt, daß dieser Mann, von Leidenschaft besessen, fähig war, sich hinreißen zu lassen. Er hätte ihn gerne gewarnt, wenn die versteckte Feindschaft des Ersten ihn nicht gehindert hätte. Sah er denn nicht, der Erste, wie die Frau mit ihm spielte Katz und Maus, wußte er nicht, daß er ihren Krallen unterlegen war? Wie sie die Blicke genoß, diese eifersüchtigen besessenen, bösen, gierigen Blicke. Sie reizte ihn, sprach ihn an, wandte sich spottend ab, sandte von irgendwoher plötzlich ihrerseits verheißende Blicke. In ihrem Lachen aber lag Hohn.

Nun kam der Höhepunkt des Festes. Die Musik verstummte jäh. Ein Schwarm siamesischer Congais stand da. Zierliche, sündhaft junge Congais. Musik zirpte. Gamelangs bullerten, die Congais begannen zu tanzen. Alte, bewegungsarme Tempeltänze, die auch in hockender, kniender Stellung noch Tanz sind; oft bestehen sie nur noch aus dem Zucken eines Fingers, der Drehung einer Schulter, aus einer ganz kleinen Verbeugung. Die Kostüme betonten jeden Effekt. Einige Stimmchen sangen:

Tai ... tai ... hang hoo o o. .

Eiliger dröhnten die Gamelangs. Der Gesang war Klage, Sehnen, Götzendienst. Es schien, als schlüge der Gamelangton auch die Glieder der Zuschauer.

Tai ... tai .. hang hoo o o ...

Langsam zogen sich die Congais aus dem Tanz zurück. Eine einzige züngelte schließlich nur noch mit rasend gewordenem Leib. Es wollte Pieter bedünken, als hätte er gerade diese vorher nicht unter den Tanzenden gesehen.

Der Erste erkannte in ihr trotz Schminke und Kostüm die Herrin der Jacht.

Da, auf einmal, in dem unwirklichen Licht versteckter Lampen kam sie schwebend auf ihn zu, der, erstarrt, mit stockendem Herz an die Reling gelehnt, sie mit Blicken verzehrte; kam auf ihn zu, und während sie die Arme um seinen Hals legte, um ihn zu küssen, verlöschten alle Lichter.

Tiefe Stille, Stille der Erwartung. Eine Überraschung der Herrin? O, man läßt sich gerne überraschen

Als nach ein paar Minuten alle Lampen zugleich erstrahlten, sahen die erwartungsvollen Gäste in den Armen des Ersten eine Congai, die sich mit betelroten Zähnen, blöde grinsend, an ihn lehnte; unter der offenen Salontüre aber stand die schöne Herrin, fremde, gelbseidene Blume, verspieltes Kind, unnahbare Dame, ließ hochmütig, angeekelt, den Blick von dem seltsamen Paar auf die Gäste schweifen und sagte mit müder Stimme:

„Kommen Sie! Es ist Zeit zum Schlafen! Überlassen wir die beiden ihrem Glück!"

Da, ehe die Gäste noch begriffen, schleuderte der Erste mit wutverzerrtem Gesicht die Congai zu Boden und stürzte sich mit einem Schrei auf die Frau, die blitzschnell zur Seite wich. Aus dem Schatten hinter der Türe aber trat ein Mann in blauseidenem Kimono, fing den Rasenden auf und überwältigte ihn in kurzem Kampf. Von fern läutete belustigt und genießerisch das Lachen der Frau.

Pieter brachte den Ersten in seine Kabine.

*

Als Pieter am andern Morgen auf die Brücke kam, trat Lincoln ihm grob in den Weg.

„Sie haben gestern abend gesehen, wie der erste Offiziere die Mistreß anfallen wollte. Sie standen doch in der Nähe, wie?"

Pieter sah unbeirrt in das brutale, halbasiatische Gesicht des Riesen und antwortete, jedes Wort betonend:

„Ich will Ihnen sagen, was ich gesehen habe. Ich habe zwei Congais gesehen, eine falsche und eine echte. Die falsche ging, als das Licht ausgeschaltet war, die echte trat an ihre Stelle, ohne daß der erste Offizier es merken konnte. Im übrigen noch eine Frage: Kennen Sie Hein Best?"

Pieter legte beide Hände auf die Reling und sah über das Wasser. „Dieser Hein Best", fuhr er sehr ruhig fort, wurde vor nicht sehr langer Zeit bewußtlos in ein Hospital eingeliefert; er kam von der ‚Semiramis'."

Auf Lincolns Stirne erschien zwischen den Augen eine böse Falte. Er machte Miene, Pieter zu unterbrechen. Pieter sah es und kam ihm zuvor: „Hein Best konnte nicht sprechen und erzählen, was sich mit ihm zugetragen hatte. Es hätte ihm auch niemand geglaubt. Soll ich Ihnen erzählen, was sich mit Hein Best zugetragen hat?"

Lincoln wollte auffahren, den Mann mit den Fäusten packen, da sah er, daß Pieter ganz ruhig über das Wasser sah und an keinen Angriff dachte. Er ließ die Fäuste sinken und wandte sich ab.

Die „Semiramis" suchte wieder einen Ersten und einen Zweiten. Der Blaue Peter wurde eingeholt. Sie lief an diesem Tag nicht aus.

*

Pieter kam für die „Colombo" gerade noch recht.

Eggers wunderte sich nicht wenig, als nach fünf Wochen Pieter schon wieder in sein Büro geturnt kam und gleich losplatzte: „Hallo, noch Platz auf der gesegneten ‚Colombo'?"

„Jawohl," schrie Eggers, „Zufall, Junge sogar als Zweiter; hm, und Best fährt als Supercargo Zufall, Junge, Sie haben eben Glück."

Am Abend saß Pieter lange mit Hein Best und Vere Stadpoole vor der „Blue Lagoon" und erzählte ihnen seine Erlebnisse auf der „Semiramis". Eine schöne Nacht, fast wie damals, als Vere Stackpoole von der Herrin der „Semiramis" erzählte und Pieter zum erstenmal das fremde Gift in sich wirken fühlte.

Weit draußen heulte ein Dampfer zweimal auf.

„Die ‚Colombo'!" sagte Stackpoole.

„Du denkst also, Pieter," sagte Hein, „diesen Trick mit dem Licht und der Congai versucht sie immer wieder?"

„Genau die gleiche Sache, ein smartes Spielchen für eine Frau wie die ..."

„A hell of a woman!" brummte Stackpoole, erhob sich und ging ins Haus.

„Na, wir zwei haben das fremde Gift los, Hein; was meinst du?"

Hein sah Pieter mit einem offenen und freien Lächeln in die Augen. „Das fremde Gift! Pfui Teufel! Soll mich kein zweites Mal erwischen. Junge, wie ich mich auf Bremen freue!"


SALEM
GOLD
EXTRA MILD
ORIENTALISCHE
TABAK-UND
CIGARETTENFA-
BRIK „YENIDZE"
3 1/3 ₰
EXTRA MILD

Carl Conrad: Die Mittagsgöttin

Ich muß ein sehr phantastisch veranlagtes Kind gewesen sein. Jedenfalls erinnere ich mich, daß eine Landschaft, ein bewölkter Himmel, ein Sonnenreflex auf einer Wand oder etwas dergleichen in mir ein jeweils ganz bestimmtes und ungemein starkes Gefühl hervorrief. Später, als ich lernte, daß Wolken nichts sind als Wasserdampf und Sonnenstrahlen nichts als Ätherschwingungen, ist mir diese beinahe magische Fähigkeit ganz verlorengegangen. Vorher aber, in jener glücklichen Kinderzeit, hatte ich einmal an einem Sommermittag ein Erlebnis, das ich nie vergessen werde, weil mich jeder grelle, heiße Sommertag daran erinnert. Noch heute fühle ich, wenn ich an solchen Tagen um die Mittagszeit durch den glühenden Sonnenbrand gehe, zuweilen einen leichten Schwindel, und ich suche eilends den Schatten auf.

Ich war damals etwa sieben Jahre alt. Die Sommerferien verbrachte ich bei den Großeltern auf dem Lande. Das weißgekälkte Fachwerkhaus mit den schwarzen Balken lag inmitten eines bunten, bäuerlichen Gartens an einem sanften Berghang. Abwärts führte ein Fußweg, am Hause vorüber, dann durch den Obsthof des Großvaters, wo auf hügeliger, weiter Rasenfläche Baum an Baum sich drängte, Äpfel, Birnen, Pflaumen, Pfirsiche, Kirschen, weiter an einem Kornfeld entlang, um schließlich, wieder ein wenig aufwärts führend, in den Wald einzulaufen. Dieser Wald war mir unheimlich. Ich hätte nicht gewagt, ihn allein zu betreten. Jenseits des Waldes war am Horizont ein weiter, kahler, lehmgelber Hügel sichtbar, der mir voller Geheimnis und unsagbar grauenhaft erschien. Wochenlang nun trieb ich vom Morgen bis zum Abend kein anderes Spiel, als einen kleinen Leiterwagen den Fußweg hinaufzuziehn, bis zur Höhe, wo zwischen niedrigen Apfelbäumen der Wasserturm stand, um mich alsdann in das Gefährt zu setzen, die Deichsel vorn zwischen den ausgestreckten Beinen festklemmend, um mich so in rascher Fahrt den Weg hinab an Haus und Garten vorüber, unter dem Schatten der Obstbäume her, am Kornfeld entlang bis an den Wald rollen zu lassen. Dieses Spiel trieb ich mit unermüdlicher Begeisterung. Ich war der Lokomotivführer eines Expreßzuges. Die frischen Erlebnisse der Reise wirkten in mir nach.

Wenn ich meinen Wagen bis zum Wasserturm hinaufgezogen hatte, schwitzte ich und litt an Herzklopfen. Ich drehte den Wagen um und setzte mich hinein, um jeden Augenblick losfahren zu können. Die Füße stemmte ich auf die Erde. Ich brauchte sie nur hochzuziehn, und schon rollte ich davon. Aber ich tat es noch nicht. Ich mußte die Situation erst auskosten. Wenn ich zum Himmel emporblickte, schien er mir weiß zu sein. Mit einer derartigen Gewalt brannte die Sonne. Ich fühlte ihre Glut wie ein Gewicht auf meinem Kopfe liegen. Obgleich nirgendwo ein Laut zu hören war, denn alle Kreatur war gleichsam erstarrt, die Vögel saßen wie tot auf den Ästen und die Hühner hatten sich im Schatten Löcher in die Erde gescharrt, in denen sie bewegungslos und stumm saßen — obgleich also rings die größte Stille herrschte, war dennoch ein feiner, heller, singender Laut in meinen Ohren, und ich hatte die Vorstellung, als wenn die Hitze singe.

Plötzlich zog ich dann meine Füße empor, stieß einen Pfiff durch die Zähne, und der Zug donnerte los. Das Stoßen der Räder über die Steine brachte mich in eine erregende Vibration, die Geschwindigkeit nahm zu, und die gefährliche Kurve, die einzige der Strecke, nahm meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Es war vor dem Hause, am Gartenzaun, der aus grün angestrichenen Holzlatten mit weißen Köpfen bestand. Allzu leicht konnte es hier geschehen, daß ich die Kurve nicht eng genug nahm und, in spitzem Winkel dem Zaune näher kommend, die Kollision unvermeidlich vor mir sah. Mit einem Krach rannten sich die Achsen an den Zaunlatten fest, und ich blieb ruhig sitzen und führte nunmehr ein Gespräch mit einem unsichtbaren Partner. Ich wurde gleichsam über den Unfall vernommen und versuchte, mich nach Möglichkeit rein zu waschen. Meine beliebteste Ausrede war alsdann, daß die Bremse versagt habe, obgleich sich ein derartiges Instrument an dem primitiven Wägelchen natürlich überhaupt nicht befand. Aber es erschien mir so technisch und interessant, dieses: Bremse versagt.

Ich hatte alsdann keine Eile, den Disput abzubrechen, denn im Schatten des Zaunes und der dahinterstehenden Sträucher war es kühl und angenehm. Was die Sträucher anbetrifft, so erinnere ich mich, daß sie seltsame kleine weiße Kügelchen trugen, die, wenn man sie

auf den Boden warf und mit dem Fuße darauf trat, unter einem Knall zerplatzten.

Schließlich brachte ich meine „Maschine" wieder in Fahrt, stoppte aber auch wohl im Obsthof, wenn gerade eine besonders schöne Birne am Wege lag, hob sie auf, rieb sie ein paarmal zum Zwecke der Reinigung an meinem schmutzigen Kittel und biß hinein, daß mir der Saft übers Kinn lief. Wenn ich dann im Fahren weiteraß, kam es mir sehr wirklich als eine Eisenbahn vor. Ich hatte ja schon erlebt, daß man dort im Speisewagen wahrhaftig während des Fahrens aß.

Am Kornfeld kam ich dann wieder in die volle Sonnenglut. Die Luft schien so dick und warm, daß ich kaum zu atmen vermochte. Staub brannte mir in den Augen und knirschte unangenehm zwischen den Zähnen. Plötzlich fuhr ich mitten unter eine Schar Hühner, die sich im Wege ihre Löcher gescharrt hatten, und die nun erschrocken und mit Geschrei und heftigem Flügelschlagen auseinanderstoben. In einem gewissen Sinne war ich stolz und machte sogar ein hartes, kühnes Gesicht, weil ich schon gesehen hatte, wie beispielsweise vor einem Automobil nicht nur Hühner und Schweine, sondern sogar auch erwachsene Menschen erschreckt davonstoben, wobei der Chauffeur seine erhabene Ruhe für keinen Augenblick verlor, was mir gewaltig imponiert hatte. Anderseits aber war ich auch voll Ekel, denn ich mochte Hühner nicht leiden. Sie hatten so etwas Trockenes, Staubiges an sich, etwas Stumpfes und durch und durch Widerwärtiges. Einmal hatte ich an einem Hühnerei, welches soeben aus dem Nest genommen war, Blut entdeckt. Seither aß ich keine Eier mehr. Aber ich hatte noch lange nachher die furchtbarsten Träume, daß ich ein Ei schon fast ganz gegessen habe und dann erst unten in der Schale Blut entdeckte.

Vor dem Walde, wo der Weg wieder ein wenig anstieg, hatte mein Wagen sich ausgelaufen und blieb quietschend stehen. Ich blickte in das Dunkel des Waldes, verspürte auch einen ganz leisen Hauch von Kühle aus dieser Richtung und schauderte, obgleich mir der Schweiß von der Stirne tropfte und das Herz ganz dünn und hart in den Schläfen tickte. Ich fühlte ein starkes Unbehagen und sehnte mich nach dem Schatten der Obstbäume. Ich stand auf, faßte die Deichsel und begann den Weg hinaufzusteigen. Trotz



Kapellmeister Pg. Dr. Ludwig K. Mayer der mit großem Erfolg am Deutschlandsender dirigierte.

der furchtbaren Hitze hatte ich an diesem Tage den Wagen wohl schon dreißigmal zum Wasserturm hinaufgezogen. Jetzt war es gegen ein Uhr mittag, und ich erwartete jeden Augenblick, daß ich zum Essen gerufen würde. Aber einmal wenigstens wollte ich vorher noch fahren. Also beeilte ich mich, so schwer es fiel. Aber etwa in der Mitte des Kornfeldes konnte ich nicht mehr. Ich mußte anhalten, um zu verschnaufen. Ich blickte auf den Weg zurück, um zu sehen, wieviel ich schon hinter mir hatte, und sah über dem Walde am Horizont die grelle, lehmgelbe und grauenhaft nackte Bergkuppe aufsteigen. Ich hatte das Gefühl, als greife jemand nach meiner Kehle und wollte schon schreien — da fuhr plötzlich geräuschlos ein Blitz, ein gleißender Strahl aus der Kuppe zum Himmel empor, schwoll zu einer weißglühenden Gestalt an, welche die Arme nach mir ausstreckte und über mich kam. Es war mit einem Male stockfinster.

„Junge! Junge! Kalemänneken, mein Jung!" rief jemand und rüttelte mich. Ich machte die Augen auf und sah das Gesicht meiner Großmutter dicht über mir. Sie trug mich auf den Armen ins Haus und legte mich in der Kammer behutsam aufs Bett. Die Kühle des Leinens tat mir wohl. Ich hörte die Hitze draußen vor den Fenstern singen. Erst gegen Abend wurde sie still, und statt dessen begannen wieder die Vögel zu zwitschern und die Fliegen zu summen. Der Arzt kam und ließ mir kalte Umschläge auf den Kopf machen. Am nächsten Tage konnte ich schon wieder aufstehen. Aber es war mir noch lange Zeit sehr weh und schwer im Kopf, und mein Gang war taumelig. Mara, die Mittagsgöttin, hatte mich angerührt. Aber behalten hatte sie mich nicht. Ich war ihr wohl noch zu jung. Seitdem fürchte ich solche Sommertage, und der grellen Sonne um die Mittagsstunde weiche ich ängstlich aus.

ANEKDOTEN

Hohe Politik.

Anno 1611 sandte Karl IX. von Schweden eine recht beleidigende Herausforderung an Christian IV., König von Dänemark. Der diplomatische Stil war damals offenbar noch nicht so ausgebildet wie heutzutage. Christian IV. antwortete nämlich kurz und bündig: „Deine Beschuldigungen sind Lügen, Dein Fehdebrief ist eine Narrheit. Nimm Nieswurz!"

Luther und die Bratwurst.

Luther soll einmal, so wird erzählt, in einer Schenke bei Erfurt aus Versehen eine Bratwurst schuldig geblieben sein. Diese Sage hatte sich in dem betreffenden Wirtshaus bis zum Siebenjährigen Kriege erhalten, und an der Türe stand mit Kreide angeschrieben, daß der Doktor Luther hier noch eine Bratwurst zu bezahlen habe. Ein preußischer Husar, der zufällig in dieser Kneipe sich einen Schnaps genehmigte, las mit Unwillen, was an der Türe stand. „Herr Wirt", rief er, „was kostet eine Bratwurst?" „Fünfzehn Pfennige", lautete die Antwort. Der Husar zog den Beutel und bezahlte. „Und nun, Halunke", sagte er zu dem Wirt, „lösch aus! Ich habe für Doktor Luthern bezahlt. Komme ich wieder und finde das noch angeschrieben, so hast du für Prügel nicht zu sorgen!"

HANS RIEBAU

Amsterdam – Neuyork

„Hallo", sagte Pitter Sputh, der Wirt vom „Goldenen Seeschwein", stieg auf die Leiter und bog die Balken an der Decke wieder gerade, „nun man to, Klaus, jetzt kummst du."

Kap'tän Klaus rührte in seinem Grogglas. „Tjä", sagte er dann, „was Kap'tän Iverson da von der Zentrifuge erzählt hat, die aus Seewasser dänischen Aquavit macht, das klingt ja ganz schön, aber doch 'n klein bißchen unwahrscheinlich, nicht? Und wenn ich euch erzähl', daß ich 1908 mit'n Segelboot von sechs Meter fünfzig allein von Amsterdam nach Neuyork gesailt bin, dann sagt ihr: Kap'tän Klaus 'ügt. Die Sache war aber so: Wenn meine Frau Anna Luise nich so 'ne tüttrige Schlampe wär', hätte ich 1908 den Atlantik überquert."

„Warum so 'ne lange Vorrede, Kap'tän", sagte Steuermann Harms, „stoß man ab. Dat Segelboot, dat war wohl, als ihr über den Atlantik steamtet, im Laderaum von so 'nem lütten 20 000-Tonnen-Dampfer verstaut?"

„Kinner", klopfte Klaus mit dem Grogglas auf den Tisch, „macht mich nicht ärgerlich. Das Segelboot ist mit'n Kiel im Wasser im Atlantik geschwommen, an der Pinne hab' ich gesessen, und die Geschichte, die ich euch erzähl', ist so wahr wie — — —"

„Na, denn man to", nickte Steuermann Harms.

„Mein Bott", fing Kap'tän Klaus an, „war sechseinhalb Meter lang, aus geklinkerter Eiche, dreiviertel eingedeckt, und ganz neu von der Lürssen-Werft gekommen. Es hieß, das wollte meine Frau nich anners, ‚Anna Luise'. Und meine Frau packte das Boot voll Konserven, Schiffszwieback, Schnaps, Tabak, Wasser und was da sonst noch nötig war. Nur die Seekarten und den Kompaß besorgte ich selbst."

„Hast du auch alles verstaut?" fragte ich. „Nichts vergessen? Die Geldkassette? Die Papiere? Den Kautabak? Den Rum?"

„Alles in Ordnung", sagte meine Frau.

Und dann fuhr ich los. Die Fahrt, Kinners, werd' ich mein Leben nich vergessen. Schon in der Biskaya ging mir der Mast über Bord. Aber Anna Luise hatte einen Patent-Reserve-Mast aus Stahl eingepackt. Der hielt. In der Nähe von Vigo ging das Großsegel in Fetzen. Aus der Persenning nähte ich ein neues Segel. Dafür war Tag und Nacht das Boot halb voll Wasser. Das Brot faulte. Die Konservendosen rosteten. Der Kompaß ging über Bord. Das Boot wurde leck. Die Pumpe funktionierte nicht mehr."

„Junge, Junge —", murmelte die Tafelrunde.

„Trotzdem", fuhr Kap'tän Klaus fort, „kam ich in zweiunddreißig Tagen über den Atlantik. Als ich bei Neufundlandbank mit Windstärke acht zu tun bekam, hatte ich seit zehn Tagen nur zwei Zwiebäcke gegessen, und seit drei Tagen — das hatte es zuletzt geregnet — kein Wasser getrunken."

„Ogottogott", sagte Steuermann Harms.

„Tjä", nickte Kap'tän Klaus, „hätte Anna Luise nich den Rum in ein Zinkfaß gegossen, wäre ich längst hin gewesen. So aber sichtete ich am dreiunddreißigsten Tag Ellis Island. Am 14. Juli, abends um sieben Uhr, machte ich — mehr tot als lebendig — am Kontrollkai fest."

„Ja, aber —", sagte Steuermann Harms, „Ellis Island liegt doch vor Neuyork, denn bist du ja 'rübergekommen —? Denn hast du ja — — "

„Pscht!" machte Kap'tän Klaus. „Beinahe wär' ich 'rübergekommen. Beinahe hätte ich einen Weltrekord aufgestellt. Beinahe wär' ich ein berühmter Mann geworden. Aber meine Frau Anna Luise und die Kontrollbeamten von Ellis Island wollten es nich. Wie ich mich allmählich aus dem Boot hochrappele und die eiserne Leiter 'raufklettern will, kommen die Beamten. ‚Woher?' schreien sie.

‚Amsterdam', sage ich.

‚Besoffen', sagt der Oberkontrolleur zu den anderen. Und zu mir: ‚Zeigen Sie mal Ihren Paß!' Ich hab' die Blechkassette schon unter dem Arm, öffne sie, finde mein Schulzeugnis, mein Schifferpatent, aber der Paß ist nich da.

‚Himmel, Kreuz und Wolken!' brüllte ich. ‚Meine Frau hat den Paß nich eingepackt. Aber hier sind —'

‚Ohne Paß können Sie hier nicht landen', sagte der Beamte.

‚Ohne Paß kann ich hier nich landen?' frage ich. ‚Das wollen wir doch erst mal sehen.' Und ich klettere ein paar Stufen der Eisenleiter 'rauf.

‚Bitte sehr', lächelt der Beamte, ‚kommen Sie nur, Zelle 51 ist gerade frei. Vier Wochen können Sie sich diese genau ansehen.'

Das war denn doch zuviel. ‚Einsperren wollt ihr mich?' schrie ich. ‚Mich, der ich vierunddreißig Tage auf See bin, seit drei Tagen nichts getrunken hab' und nicht mehr weiß, wo meine Haut geblieben ist? Übermorgen werd' ich beim Präsidenten Roosevelt empfangen. Da sollt ihr mal sehen, was euch passiert, ihr — —'

„Na", seufzt Kap'tän Klaus, „ich sagte denn noch so allerlei, was nichts für Beamtenohren war. Der Oberkontrolleur lief rot an. ‚Holt ihn 'rauf!' kommandierte er. Zwei Mann kletterten die Leiter herunter. Ich aber, eins, zwei, drei, warf die Leine los und fierte das Großsegel. Eine Bö kam gerade recht, und als die Beamten unten auf der Leiter standen, war ich schon fünfzig Meter weiter.

Die Brise, genau achterlich, frischte auf. Ich setzte das Ballonsegel, schnitt mir 'nen Priem, und winkte noch mal nach Ellis Island 'rüber. „Pfeif' auf die Atlantikfahrerei", dachte ich, „pfeif' auf Ruhm und Präsident Roosevelt. Die Yankees wollen mich nich. Was will ich von den Yankees?"

„Und dann?" fragte Steuermann Harms, als Kap'tän Klaus schwieg „Was dann?"

„Dann", sagte Klaus, und strich sich mit der Hand langsam über den Hinterkopf, „dann bin ich nach Amsterdam zurückgefahren."

Neubildung deutschen Bauerntums

(Schluß von Seite 1226)

muß schon in der Heimat der Landbevölkerung durch psychologisch befähigte Männer auch nach charakterlichen Gesichtspunkten erfolgen, um die Gruppensiedlung und Dorfschaftsbildung zu fördern. Zur Heranbildung eines tüchtigen Führerstammes sind die Lehrstühle für ländliches Bau- und Siedlungswesen an den technischen Hochschulen mit in der Siedlungspraxis bewährten Kräften neu zu besetzen. Die neue Aufgabe erfordert ganze Männer, die nicht nur die technische Seite der Frage beherrschen, sondern das Siedlungsproblem als den Urgrund zur Erneuerung des völkischen Daseins erfaßt haben. Die Siedler sollen sich nach ihrer Ansetzung nicht selbst überlassen bleiben. Ihr Anspruch auf rechtliche, wirtschaftliche und kulturelle Betreuung wird durch geeignete Siedlungsführer befriedigt, die ihre Ausbildung auf landschaftlich geordneten Führerschulen erhalten.

Daß Siedlung auf diesem ins Große weisenden Wege im einzelnen möglich, ja notwendig ist, zeigen die unter persönlicher Anregung, Teilnahme und Förderung des Pg. Granzow und unter Leitung des Pg. Lörcher entstandenen Versuchssiedlungen Kobrow, Striggow und Banzow in Mecklenburg. Im allgemeinen werden als Siedlungsanwärter nachgeborene Bauernsöhne und Landarbeiter herangezogen. In Kobrow, einem Gut von rund 4000 Morgen, befanden sich unter den Anwärtern fünfzehn gutsansässige Arbeiter- und Handwerkerfamilien, die übrigen stammten aus einer Industriestadt des Westens, zählten aber unter sich eine ganze Reihe von Landwirten und Handwerkern aus verschiedenen Berufszweigen. Die Aufgabe, die hier zu lösen war, bestand darin, die Siedler, deren Familien gleich mit zuzogen, beim Aufbau der Siedlung bis zur Vollendung der Arbeit zu beschäftigen, das Gesamtwerk unter Ausnutzung der vorhandenen Gebäude möglichst billig zu gestalten und die Siedler vor jeder untragbaren, ihre Existenz gefährdenden finanziellen Belastung zu schützen.

Im Dezember 1932 erfolgte der Baubeginn. Die Siedler wurden in die Arbeitsvorgänge mit eingeschaltet, um die Kosten der Herstellung, die im übrigen den ortsansässigen oder in der Nachbarschaft beheimateten kleinen Bauunternehmern übertragen wurden, zu verbilligen und die Landnehmer in den zukünftigen Wirkungskreis einzuführen. Zuerst wurden die vorhandenen Gebäude ausgebaut. Da entstand aus dem Ochsenstall ein Wohnhaus, aus der Feldscheune wurde der Wohn- und Wirtschaftsmittelpunkt einer 50-Morgen-Stelle. Wo immer nur Brauch- und Verwendbares zu finden war, wurde es zum Aufbau der Siedlung benutzt. Einem besonderen Zweck wurde das ehemalige Herrenhaus des Gutes zugeführt: es wurde der Sitz der Gemeindeverwaltung und der Schule. Natürlich reichten die vorhandenen Baulichkeiten nicht im entferntesten zur Unterbringung der Siedler mit ihren Familien aus, ganz abgesehen davon, daß ihre Lage mit den Anforderungen einer zweckmäßigen Gestaltung der Siedlerstellen nicht zu vereinbaren war. Es wurden also auch neue Gebäude aufgeführt, bei deren Errichtung man mit glücklicher Hand auf die ortsübliche Bauweise zurückgriff, die den Vorzug der Billigkeit hatte. Die Wohnhäuser in Eichenholz und die Wirtschaftsgebäude in Fachwerk mit Pfannendächern bieten einen schmucken Anblick. Ohne Unterbrechung wurde den Winter über gebaut, und pünktlich — wie vorgesehen — konnten die Stellen Anfang April 1933 von den Siedlern übernommen werden. Unsere Bilder zeigen, daß in Kobrow ebenso wie in Striggow und in Banzow Stätten entstanden sind, wo die Neubildung deutschen Bauerntums in der vom Führer gewollten Art erfolgen kann.

Nicht überall im deutschen Osten werden die Verhältnisse gleich oder ähnlich gelagert sein. Der Tatkraft eines im nationalsozialistischen Geiste wirkenden Führertums aber wird es gelingen, überall die Siedlung so zu gestalten, daß sie den Boden darstellt, auf dem sich die Erneuerung des deutschen Volkes und seine Entwicklung zur Nahrungs- und politischen Freiheit vollziehen kann.

Dr. Hans-Achim Thiele.

MEHR EHEN — MEHR ARBEIT

(Schluß von Seite 1245)

für Kinderwagen (hoffentlich wenigstens!), für Porzellan, für Gemüse, Fleisch und Brot bekommen Aufträge, Arbeit, Umsatz. Sie bekommen Arbeit und vergeben Arbeit, Arbeit bedeutet wiederum Brot und Verdienst. Hundertsechzig rollende Millionen, die nicht irgendwo liegen, sondern plötzlich lebendig geworden sind, arbeiten und schaffen Werte. Hundertsechzig Millionen lebendiger Reichsmark sind mehr wert, als hundertsechzig Millionen halbtoter Hoffnungen und Versprechungen aus einer Zeit, die wir hoffentlich bald vergessen haben. Und im nächsten Jahr werden es wieder 160 Millionen Mark sein, die erneut in Umlauf kommen.

Zahlen, Zahlen — — zweihunderttausend jungen Ehen soll geholfen werden, 200 000 Mädchen sollen heiraten, 200 000 Menschen wird dadurch Platz gemacht — 200 000 Schlafzimmer — 200 000 Küchen — 200 000 Kinderwagen — — —

Und das jährlich. Nicht einmal, sondern jedes Jahr wieder! Das bedeutete also nach Adam Riese allein beinahe 550 Kinderwagen mehr am Tage, als bisher. Das ist Fortschritt!

Scherz beiseite — es wird neues Leben erblühen, aus den Ruinen und — aus den Kinderwagen. Die 160 Millionen, die der Staat jährlich sät, werden aufgehen und blühen und Frucht tragen. (Und jedes Mädel, jeder kleine Deutsche, die geboren werden, helfen ihren Eltern, das zur Gründung der Ehe aufgenommene Darlehen zu tilgen. Mit der Geburt eines Kindes sind 25 Prozent des Darlehens ausgelöscht!)

*

Wir verzweifeln heute in Deutschland nicht mehr. Wir arbeiten. Aber wir können das alte Wort vom „Arbeiten und nicht verzweifeln" auch ein wenig umdrehen und sagen: Heiraten und nicht verzweifeln.

RÄTSEL

Magisches Quadrat

Untenstehende Buchstaben sind in das Quadrat so einzusetzen, daß die waagrechten und senkrechten Reihen gleiche Wörter folgender Bedeutung ergeben. Nagetier,

Frauenname, Stadt in Westfalen, asiatisches Königreich. a a a a i i m m n n n n s s u u.

Zahlenfüllrätsel

	1	2	3	4	5	6	
7	8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21	22
23	24	25	26	27	28	29	30

In obige Figur sind die durch nachfolgende Zahlen gewonnenen Buchstaben in die Felder mit gleicher Zahl einzutragen, so daß sich, von 1 bis 30 gelesen, die Buchstaben zu einem Ausspruch des Generalfeldmarschalls v. Manteuffel ergänzen.

4 12 5 7 2 14 = Stadt in Südamerika
21 8 11 27 15 = Gebirge in Nordafrika
1 18 22 23 3 = Charaktereigenschaft
26 6 19 20 13 = Zeitabschnitt
9 10 24 30 17 18 22 18 29 5 = Gebrauchsgegenstände
28 21 25 16 = Besuch

Zahlenrätsel

1 2 3 4 5 6 7 = Reichsminister
8 9 2 4 10 6 = milit. Rang
6 4 2 3 2 = Tugend
9 4 11 1 12 11 10 11 = ital. Hafenstadt
4 5 13 10 2 10 = ägypt. Königsname
11 4 2 1 2 = Frauenname
14 7 5 13 15 11 16 1 8 1 = Pilz

Die ersten und letzten Buchstaben ergeben ein Sprichwort.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a an au bach bahn bon da de der dolf e e ei elms er feu fisch han jo ke li li lis ma mo na ne nis pie ra rie ru sa see sen tal te thal ti to u sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen einen Wahlspruch ergeben.

1 .... 8 ....
2 .... 9 ....
3 .... 10 ....
4 .... 11 ....
5 .... 12 ....
6 .... 13 ....
7 ....

Die Wörter bedeuten: 1. bekanntes Schönheitsmittel, 2. Teil von Großberlin, 3. ethnologischen Fundort, 4. See in Nordamerika, 5. Männername, 6. beliebter Ausflugsort in Oberbayern, 7. Phantasterei, 8. Naturerscheinung, 9. Explosionskörper, 10. Geigenbauer, 11. europäische Hafenstadt, 12. Getränk, 13 Verkehrsmittel (j = i).

Zahlenfüllrätsel

1	2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30	31	32
33	34	35	36	37	38	39	40
41	42	43	44	45	46	47	48

In obige Figur sind die durch nachfolgende Zahlen gewonnenen Buchstaben in die Felder mit gleicher Zahl einzutragen, so daß sich, von 1—48 gelesen, die Buchstaben zu einem Ausspruch Bismarcks ergänzen.

37 35 33 47 11 44 = Staatsmann
9 25 28 25 16 36 40 30 47 25 = berühmter Rennfahrer
4 25 31 48 22 34 = französ. Revolutionär
45 25 21 41 5 3 = großer Komponist
47 14 30 20 2 42 25 8 = griechischer Held
25 7 23 2 47 25 = Hunnenkönig
47 6 18 17 27 15 = Reformator
12 30 15 4 = amerikan. Industrieller
1 19 4 42 35 21 43 20 = deutscher Seeheld
10 13 32 29 = Religionsgründer
26 25 47 26 30 = Ozeanflieger
24 46 2 25 = Ostgotenkönig
39 9 22 48 38 = Polarforscher
(j = i.)

Silbenrätsel

Aus den Silben: ab bir chard da eb eh est ge ge ge gut hi hi i kel land land land leucht lun mann mi mi nor o o on re ri rie ro sen so stein ta tät ti tief turm ve sind 15 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch Franz I. nach der Schlacht von Pavia ergeben.

1 .... 9 ....
2 .... 10 ....
3 .... 11 ....
4 .... 12 ....
5 .... 13 ....
6 .... 14 ....
7 .... 15 ....
8 ....

Die Wörter bedeuten: 1. Außergewöhnliches, 2. Bauer, 3. Schiffswegweiser, 4. hohes Gut, 5. Putzmittel, 6. Nachahmung, 7. Töpferware, 8. geograph. Begriff, 9. Fahrzeug, 10. Fluß in Spanien, 11. Grenzgebirge, 12. inneres Organ, 13. nordamerikanischer Staat, 14. Männername, 15. baltischer Staat (ch = ein Buchstabe).

Gegensatzrätsel

Von folgenden Wörtern sind solche mit gegensätzlicher Bedeutung zu suchen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben den Namen eines deutsch-österreichischen Kämpfers der Bewegung.

Faul, gekocht, gescheit, Überfluß, wild, Verzweiflung, Westen, Mut, letzter, mild.

Lösungen aus Folge 37:

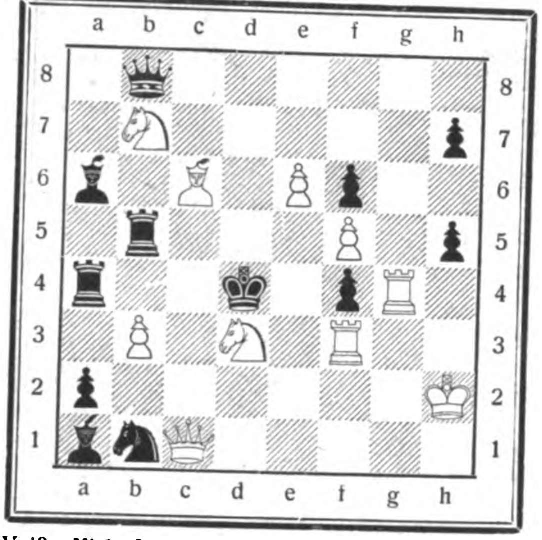
Magisches Quadrat: Nora, Opal, Rahm, Alma. ✵ **Buchstaben-Austauschrätsel:** Last, Iller, Turm, Zucht, Maus, Alster, Nonne, Nacht = Litzmann. ✵ **Silbenrätsel:** 1. Leoni, 2. Unterseeboot, 3. Spinat, 4. Tolstoi, 5. Ulrich, 6. Niobe, 7. Drewenz, 8. Lenau, 9. Innung, 10. Esser, 11. Balbo, 12. Ennius, 13. Säntis, 14. Irene, 15. Nelson, 16. Disput, 17 Dalila, 18. Infant, 19. Egge, 20. Fuhrmann = „Lust und Liebe sind die Fittiche zu großen Taten." ✵ **Zahlen-Füllrätsel:** Burnus, Chaos, Nana, Ibsen, Trichine, Betriebszelle, Kanone, Fürth, Chinchilla, Goering, Uhu, Gelee, Tarzan, Defoe, Dublin, Ader = Ich bin geboren, deutsch zu fühlen, bin ganz auf deutsches Denken eingestellt. ✵ **Gegensatzrätsel:** stets, Chor, hoch, alle, reich, Nord, hell, offen, rein, Sünde, tot = Scharnhorst. ✵ **Zahlenrätsel:** 1. Wagen, 2. Ideal, 3. Elster, 4. Delta, 5. Indian, 6. Elsa, 7. Salta, 8. Andante, 9. Arena, 10. Tolstoi, 11. Statue, 12. Oste, 13. Darius, 14. Iltis, 15. Entente, 16. Eisen, 17. Rousseau, 18 Norden, 19. Tradition, 20. Entenei = „Wie die Saat, so die Ernte." ✵ **Gegensatzrätsel:** tief, Himmel, erster, oben, dort, ohne, rechts, krank, öde, richtig, niemand, Ende, reden = Theodor Körner. ✵ **Rösselsprung:** Es birgt sich tief in allem Leben / Ein letzt' Geheimnis, ein Gebet, / Das ewig lockt, ihm nachzustreben, / Und ewig doch sich uns entzieht. Löwe. ✵ **Silbenrätsel:** 1. Eindecker, 2. Lesbos, 3. Plauen, 4. Bauernhof, 5. Handstand, 6. Schlageter, 7. Adagio, 8. Vestalin, 9. Bucke, 10. Medizinmann, 11. Kannegießer, 12. Meereswogen, 13. Ortrud = „Eines Bauern Handschlag ist auch ein Manneswort."

Schach-Beobachter.

Zuschriften an Jose: Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)
Von Adolf Sayer, München.
Schwarz: Kd4, Db8, Ta4, Tb5, La1, La6, Sb1, Ba2, f4, f6, h5, h7 (12).



Weiß: Kh2, Dc1, Tf3, Tg4, Sb7, Sd3, Lc6, Bb3, e6, f5 (10).
Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.
Ein nicht schwerer Zweizüger, der das Ellermanthema behandelt.

Eine Husarenpartie des Weltmeisters.

Weiß: Dr. Aljechin	Schwarz: N. N.
1. d2—d4	d7—d5
2. Sg1—f3	Sg8—f6
3. c2—c4	e7—e6
4. Sb1—c3	c7—c6
5. e2—e3	Lf8—d6?
6. Lf1—d3	Sb8—d7
7. e3—e4	d5×e4
8. Sc3×e4[1]	Sf6×Se4
9. Ld3×Se4	Sd7—f6
10. Le4—c2	Dd8—a5†
11. Lc1—d2	Da5—h5[2]
12. Dd1—e2	0—0
13. h2—h3	c6—c5
14. g2—g4!![3]	Sf6×g4
15. 0—0—0	Sg4—f6
16. Td1—g1!	h7—h6
17. d4×c5!	Ld6×c5
18. Ld2—c3	Lc5—e7
19. Tg1×g7†!!	Kg8×g7
20. Th1—g1†	Kg7—h8
21. De2—e4!	e6—e5
22. Sf3×e5!![4]	Lc8—f5
23. De4×f5	Dh5×D
24. Lc2×D	Ta8—d8
25. Se5—d7	Td8×d7
26. Lf5×d7	Aufgegeben[5].

[1] Wäre der Läufer statt d6 nach e7 gegangen, so könnte sich Schwarz mit b7—b6 und Lc8—b7 weiter entwickeln.

[2] Die schwarze Dame begibt sich in eine Gefahrzone. Besser wäre Le7—b4 gewesen.

[3] Ein Bauernopfer im Morphystil! Bei Annahme öffnet sich dem Weißen die Zugstraße für die Türme.

[4] Nach dem schönen Turmopfer folgt ein noch hübscheres Damenopferangebot, das wegen 23. S×f7†, Kh7; 24. Tg7 matt nicht angenommen werden darf.

[5] Weiß hat nun seinen geopferten Turm und als Zugabe einen Bauern wieder zurückgewonnen.
Schwarz gab das für ihn aussichtslose Endspiel auf.

Aufgabelösung aus Folge 34.

Dreizüger von K. Hetterich, München.
Weiß: Kc7, Th1, Lc1, Sh2, Bb3, c2, d3 (7).
Schwarz: Kc5, Bb4, b5, d4, d5 (5).
1. Lc1—e3!, d4×Le3; 2. Sh2—f3, d5—d4; 3. Th1—h5††.

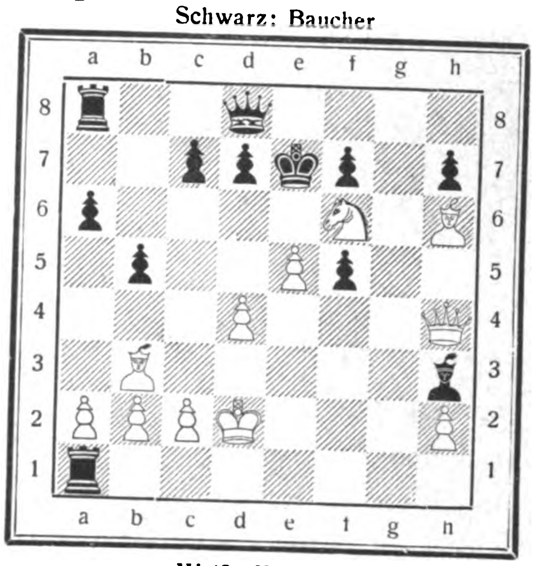
Richtig gelöst: W. Bischoff und H. Theismann, Brüssel (Belgien); Ernst Daas, Stettin; Pfarrer Klein, Setzingen; H. Lindenberg, Dresden; Fr. Wagner, Krottendorf; O. Zetlmeisl, Ludwigshafen; Lehrer K. Fehler, Niederscheid (Dill); Herbert Tschirschwitz, Schönebeck (Elbe); Fr. Meiser, Dresden; M. Kolscher, Göttingen; Hermann Hanke, Leipzig; Heinz Jünemann, Planitz (Sachsen); Chr. Donhauser, Bad Tölz; Gerhard Riegler, Arnstadt (Th.); cand. phil. Herb. Schuchhard, Berlin-Wilmersdorf; Dipl.-Ing. Nik. Kulm, Ludwigshafen; Reichold Johnsen, Leipzig; Helmuth Klitzing, Güstrow; Alfred Prater, Hartha; Ger. Tredup, Berlin-Schöneberg; Reinhard Sievers, Berlin-Schöneberg; Hans Hegele, Truderina; Curt Schindler, Gnadenfeld; Walter Dreher, Solingen; Carl Hülsenbeck, Düren.

Berichtigung: Die Aufgabe in Folge 36 ist nebenlösig.

Kombinations-Studie.

Eine elegante und dabei nicht leichte Matt-Kombination lieferte der Führer der weißen Steine in einer 1864 in Paris gespielten Partie nach dem 24. Zuge von

Schwarz: Baucher



Weiß: Klezinski

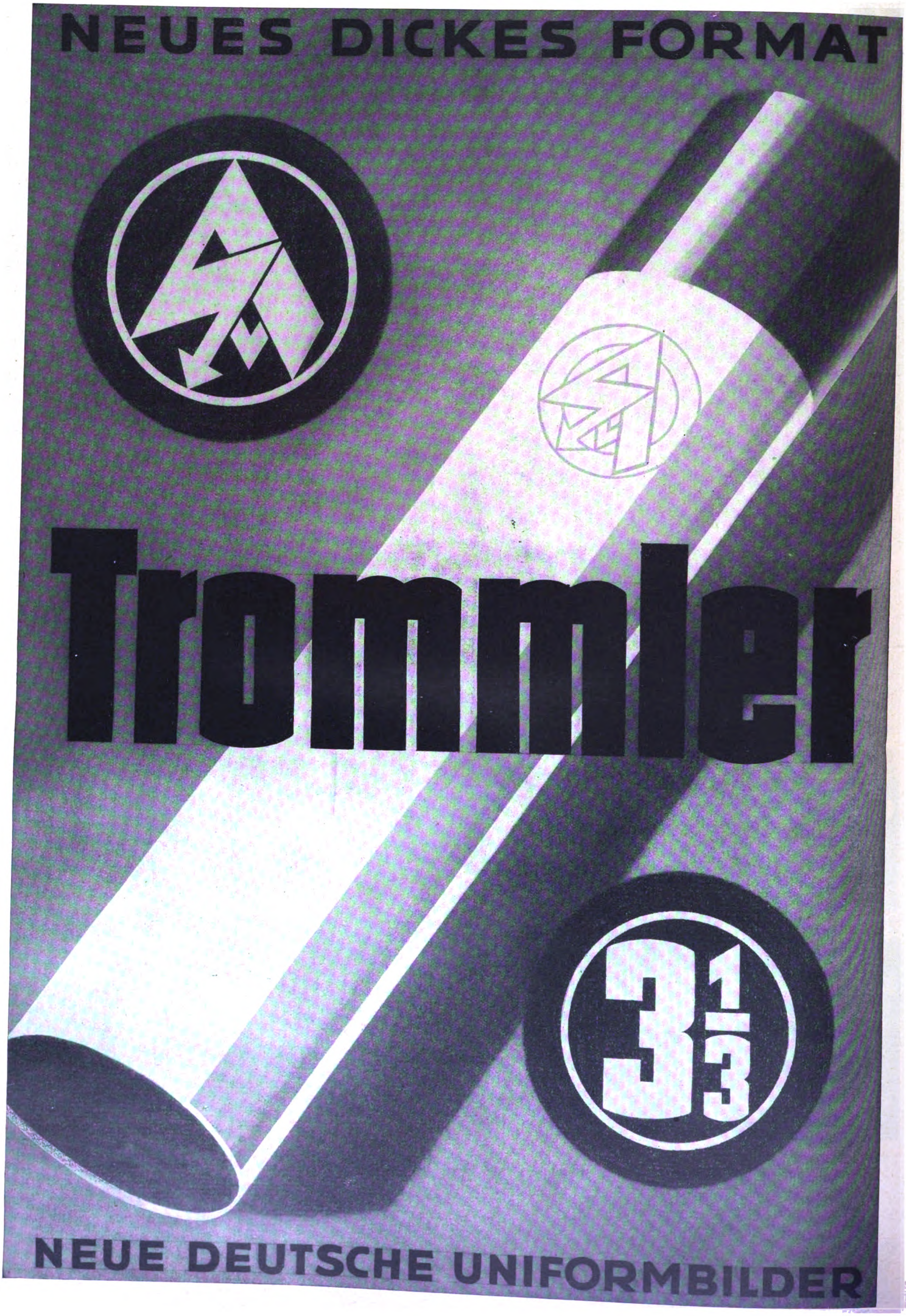
der 1863 als polnischer Emigrant nach Paris gekommen war. Er entpuppte sich dort als ein höchst geistreicher Schachspieler, wie obige Schlußstellung bestätigt.
Weiß kündigt Matt in fünf Zügen an! Wodurch?

Lösung:

Durch
1. Sf6—d5† Ke7—e8; (falls Ke7—e6, so Sd5×c7††)
2. Sd5×c7† Dd5×c7
3. Lb3×f7† Ke8×f7
4. Dh4×f6† Kf7—e8
5. Df6—f8 matt.

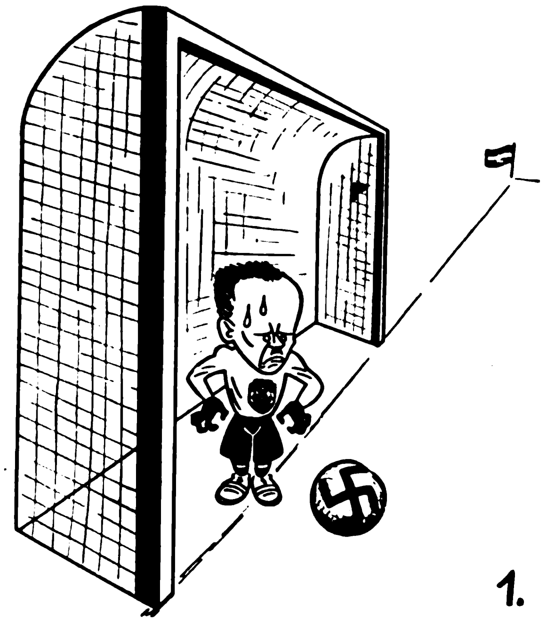
Schachanekdote.

In Baden-Baden war der deutsche Altmeister Louis Paulsen mit seinem Logis unzufrieden und machte sich auf den Weg, ein besseres zu suchen. Er wanderte lang umher und endlich fand er, was er sich wünschte. Sein nächster Schritt war, einen Träger zu finden, der sein Gepäck befördern sollte. Beide waren nicht wenig verblüfft, als sie entdeckten, daß weiter nichts nötig war, als die Koffer aus der früheren Wohnung ein Stockwerk tiefer zu befördern. Einer großen Kraftanstrengung bedurfte der Träger nicht, da die Koffer nur ein paar Kilo schwer waren.

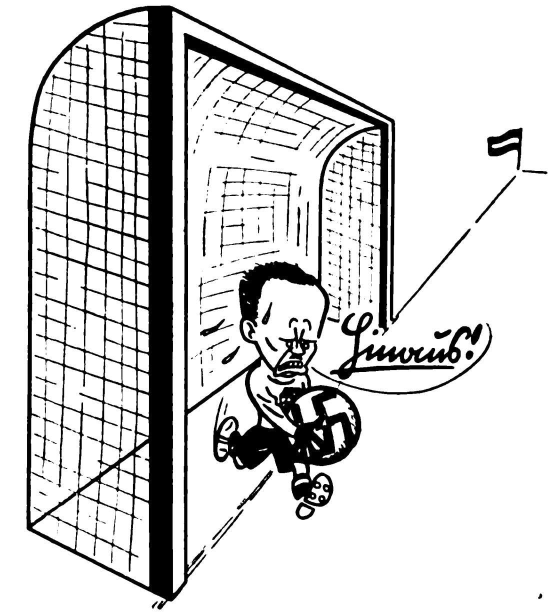

NEUES DICKES FORMAT
Trommler
3 1/3
NEUE DEUTSCHE UNIFORMBILDER

Glossen der Woche

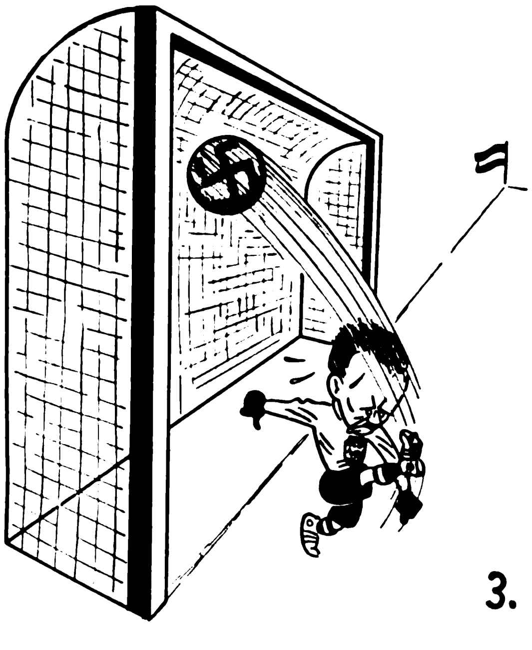
DOLLFUSSFUSSBALLBALLADE



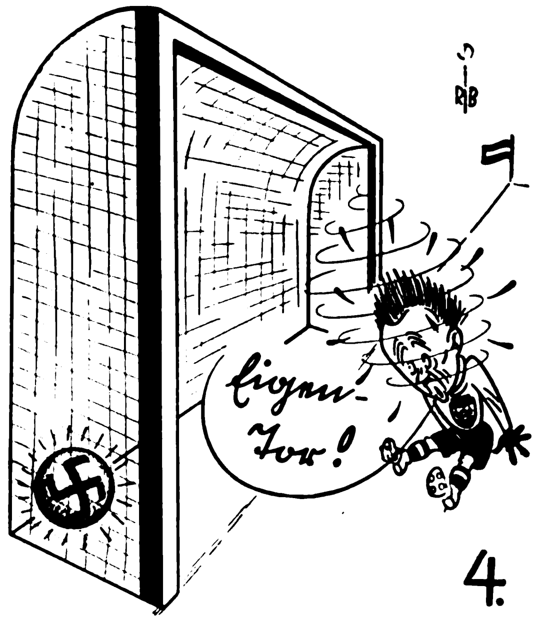
Man sieht's an seiner Miene gut,
er hat 'ne kolossale Wut.



Drum müht er sich mit aller Kraft,
daß er den Ball vom Hals sich schafft



Der Dollfuß schmeißt den Fuß wie doll,
doch tut der Ball nicht, was er soll.



Jaja — so Sachen kommen vor,
stellt einen Toren man ins Tor!



„Hilfe! Hilfe! Ich kann nicht schwimmen!"
„Ich auch nicht! Mache aber nicht so'n Geschrei wie Sie!"



Wärter: „ — — und wird man von einer giftigen Schlange gebissen, so soll die Zusichnahme starker Alkoholmengen helfen!"
Ehegattin: „Jeremias, daß du dich jetzt nur nicht beißen läßt!"

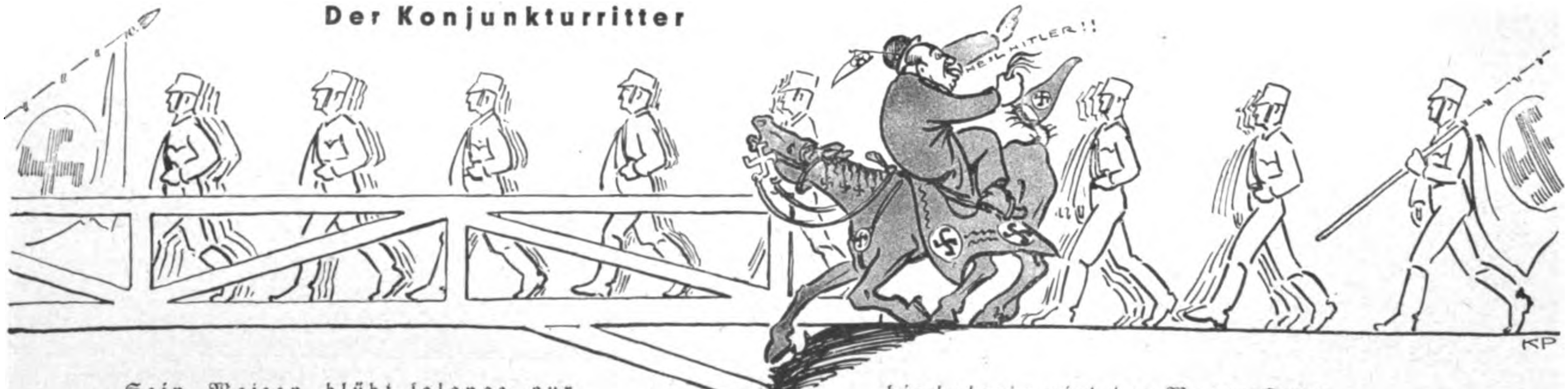


„Isi, so geh doch hin und frag', ob er wieder verkaaft sein Ernt' an dich!"
„Besser ist besser, Mauses, ich will warte, bis er hat aus der Hand gelegt den Dreschflegel."



Fluglehrer zum Schüler: „Herr, wenn Sie noch einmal so miserabel landen, fliegen Sie!"

Der Konjunkturritter



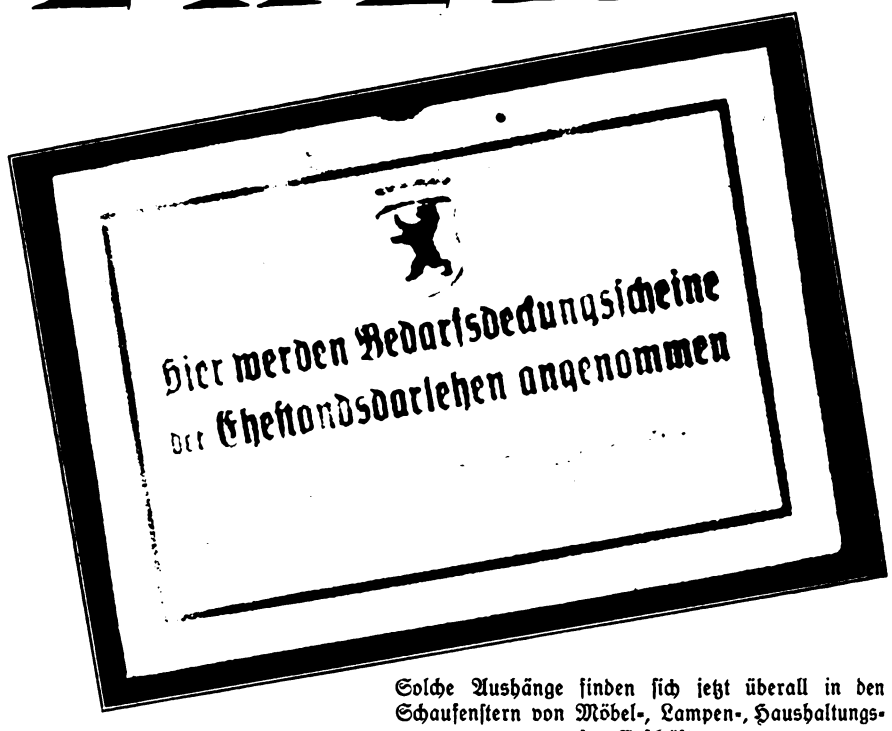
Sein Weizen blüht solange nur, bis holprig wird des Weges Spur.

Verlag: Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11-17, Fernsprecher: 20647 u. 22131. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post und durch jede Buchhandlung monatlich 86 Pfennig, durch Umschlag M. 1.45. Versand ins Ausland durch Umschlag monatlich M. 1.45, für Länder mit ermäßigtem Porto M. 1.25. Postscheckkonto: München 11346; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern, Postscheck III 7205. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank, Filiale Kaufingerstraße. / Der „Illustrierte Beobachter" erscheint wöchentlich am Samstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39/II, Fernruf: 20755 und 20801. Hauptschriftleitung und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dietrich Loder, München; Berliner Schriftleitung Dr. Hans Diebow; verantwortlich für Anzeigen: Erwin Finkenzeller, München. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. / Österreich: Für den Inhalt verantwortlich Eduard Steingaßlinger; Auslieferungsstelle N. S. P.-Verlag, beide in Linz a. d. D., Langgasse 4/I. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Aufforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Adressenvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Organisationsleben muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.

MEHR EHEN —



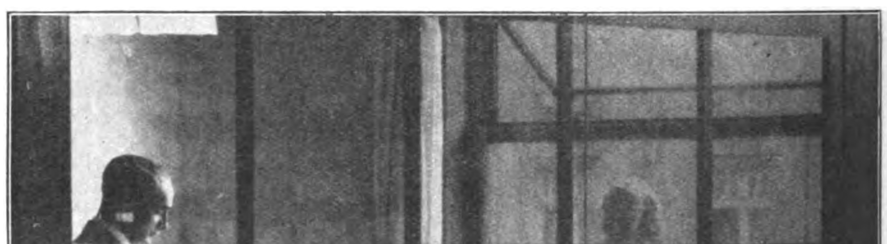
Der Auftakt auf dem Standesamt: Die Ehe wird geschlossen.



Solche Aushänge finden sich jetzt überall in den Schaufenstern von Möbel-, Lampen-, Haushaltungs- usw. Geschäften.

Heiraten möchten viele. „Wenn die Jungen fliegen können", sagte man zur Zeit unserer Großväter, „dann flattern sie aus dem Nest und bauen sich selbst eins." Und Papa und Mama sahen zu, wie eins nach dem anderen von den Kindern, die sie in langen Jahren behütet und gepflegt und großgezogen hatten, das Elternhaus verließ, sich das eigene Nest baute und — — aus den Zurückgebliebenen, aus Mutter und Vater wurden Großvater und Großmutter. Die Generationen wuchsen heran und wechselten sich ab.

Noch im Jahre 1929 gab es in Deutschland 590 000 Eheschließungen, aber schon im Jahre darauf, 1930, verringerte sich die Zahl der heiratenden Paare um 75 000! Und im Jahre 1931 waren es noch nicht einmal 500 000 Paare, die in Deutschland vor den Altar und den Standesbeamten traten. Rückgang also! Rückschritt in einer Zeit, die das Wort „Fortschritt" allzugroß auf ihre Fahnen gemalt hatte. Es ist müßig, nach Gründen zu forschen. Warum die jungen Deutschen nicht mehr Lust und Liebe zum Heiraten hatten? Liebe schon — aber sie hatten keine Lust, weil sie nicht wagten, ihre und ihrer Nachkommen Zukunft auf ein schwankendes Gerüst von ewigen, abgeklapperten Hoffnungen aufzubauen. Wenn der zukünftige Familienvater schon als Bräutigam keine Arbeit hatte, was sollte erst werden, wenn — — — ach — wozu denn. Und dann die Schwierigkeiten mit der Wohnung. Und keine Möbel. Kein Geld, um das Nötigste anzuschaffen für ein kleines eigenes Nest. Selbst wenn im Augenblick Arbeit und Verdienst da war — — was konnte denn morgen oder übermorgen sein? In einer Zeit, in der die Worte „Abbau" — „Entlassung" groß geschrieben wurden!



Der Platz der jungen Stenotypistin im Büro, die dem Ruf zur Heirat folgte, ist frei geworden; eine andere, die arbeitslos war, kann einrücken.



Die gemietete Wohnung wird neu eingerichtet. Die Möbelspediteure bekommen zu tun.

Mehr Arbeit



Auch das Handwerk blüht mit auf. Der Tischler braucht nicht mehr zu feiern, denn der Bedarf an Möbeln wächst dauernd.



Die junge Hausfrau geht einkaufen. Der Umsatz des Obst- und Gemüsehändlers steigt ebenso wie der des Fleischers und des Bäckers.

So sank die Zahl der Eheschließungen in Deutschland, und die Zahl der Geburten. Ein Volk wurde langsam müde.

*

Bis das Erwachen kam. Bis der Tag kam, an dem die große Ankurbelungskurbel, die schon so viele vorher mit dem Mund zu drehen versucht hatten, von Männern mit starken Armen und hellen Köpfen wirklich in Schwung gebracht wurde.

Die Ehestandsdarlehen sind ja nur ein kleines Stück von alledem, was getan wird, um die Müdigkeit zu erschlagen und neues Leben aus zerstampften marxistischen Ruinen sprießen zu lassen, aber sie sind auch ein klares Stück vom Geist unserer Zeit, die Gedanken hat und — was das Wichtigste ist — die Gedanken auch zur Tat werden läßt! — Einhundertsechzig Millionen Mark jährlich kommen in Umlauf. Es wird geheiratet. Es werden Wohnungen gebaut. Es werden Möbel gekauft und Hausgerät. Der Platz, den ein arbeitendes junges Mädchen innehatte, wird frei, um einem Manne Platz zu machen, der auch wieder heiraten und eine Familie gründen kann. Die hundertsechzig Millionen rollen. Die Möbeltischler, die Fabriken, die Geschäfte für Hausgerät,

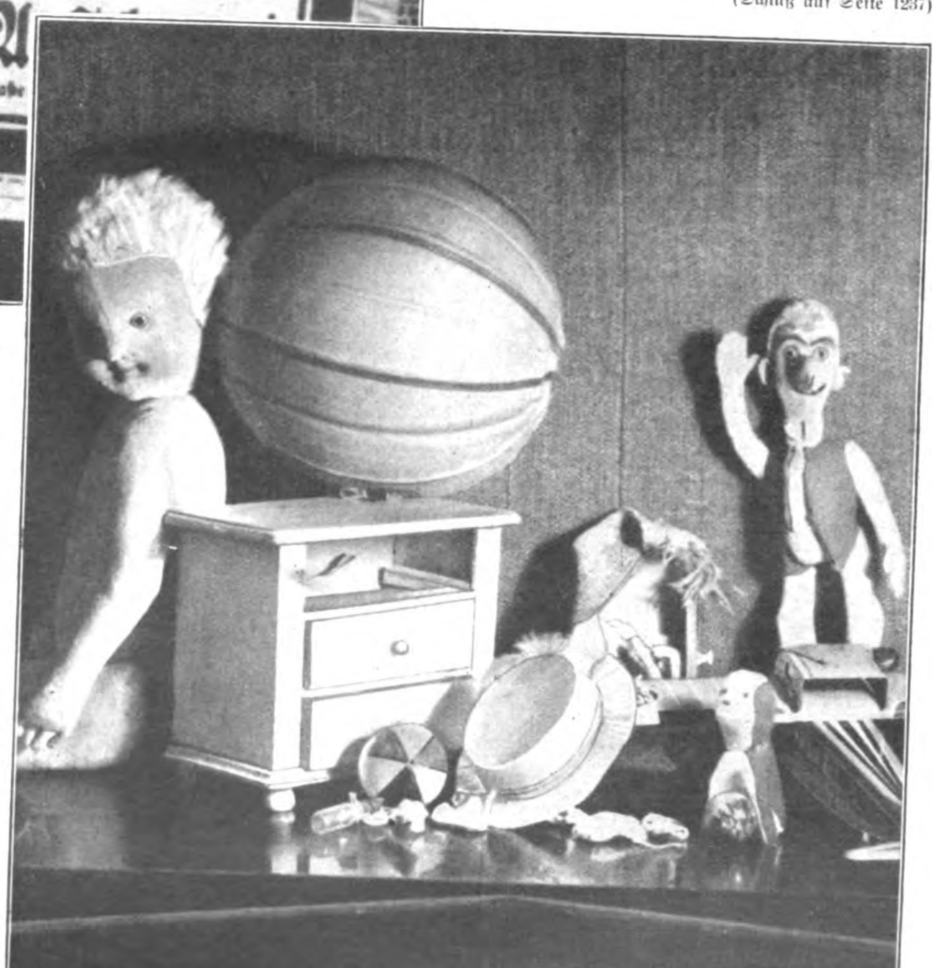
(Schluß auf Seite 1237)



Plakate, wie diese, locken die Heiratslustigen zum Kauf an.



Ein Kind bringt nicht nur Sonnenschein ins Heim, es belebt auch die Wirtschaft auf den verschiedensten Gebieten.

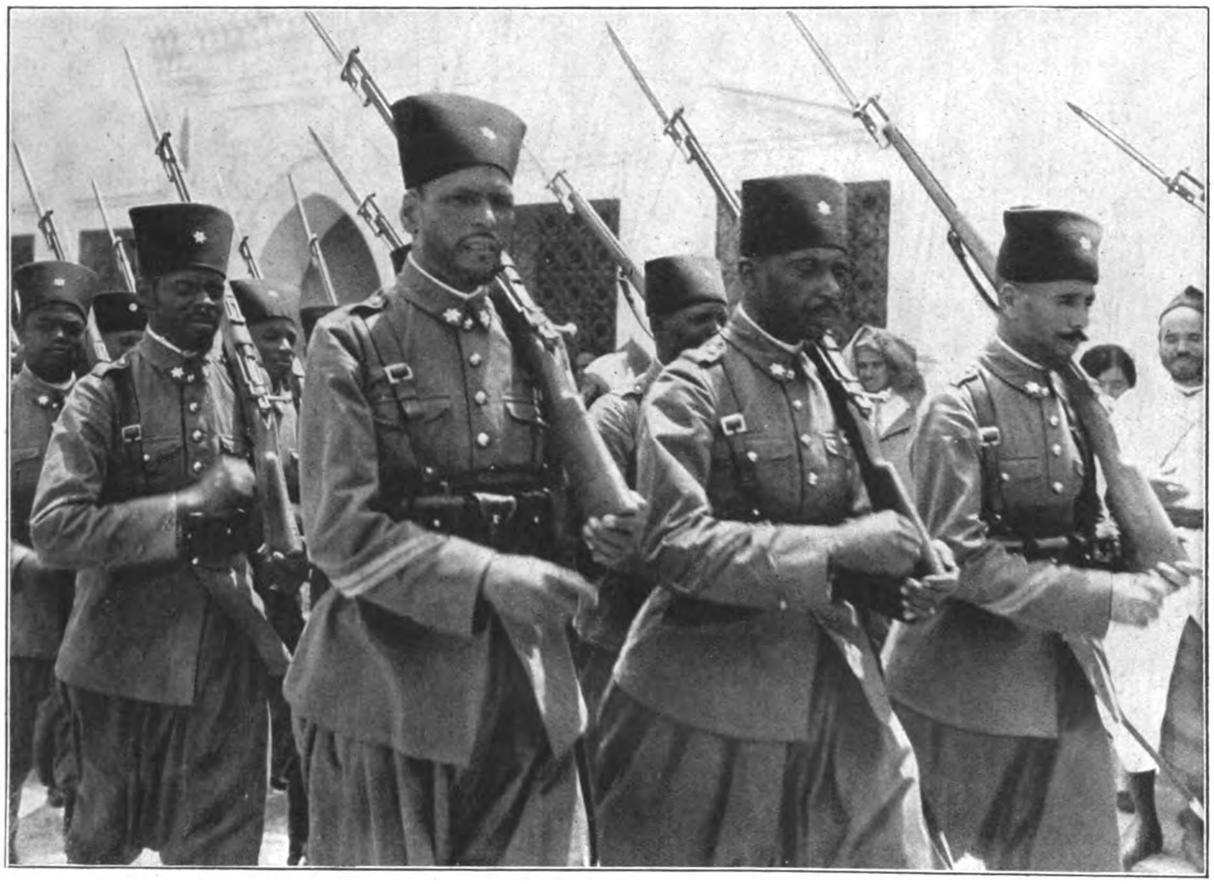


Die Spielwarenindustrie, die lange daniederlag, kann wieder hoffnungsvoll in die Zukunft blicken. Wo Kinder sind, darf das Spielzeug nicht fehlen.

Der Kalif zieht zur Moschee

KORAN / 1. Sure
Allâhû akbar!
Aschandu anna la ilâha ill Allâh!
Aschandu anna Mohammedu rasûl — Allâ;
Hajjâ alas-salât;
hajjâ ala l'falâch;
wa Allâhû akbar,
la ilaha ill Allah!

Pg. Bildreporter P. Hartlmaier, München, fuhr auf einem DKW-Motorrad mit Beiwagen 9400 Kilometer durch Nordwestafrika bis nach Südmarokko. Wir bringen aus seiner reichhaltigen Ausbeute ein Erlebnis in Tetuan (Spanisch-Marokko).



Zuerst ziehen die farbigen Truppen auf.

Noch vor eineinhalb Stunden sahen wir Afrika von Europa aus, und jetzt ist es umgekehrt, wir sind nämlich schon in Ceuta, und während unser Schiff — beinahe hätte ich ihm einen geringschätzigen Beinamen gegeben, da fällt mir gerade noch ein, es ist ja ein Rekordschiff ersten Ranges, denn es fährt viermal täglich von einem Erdteil zum anderen —, während also unser Schiff anlegt, tönt uns, den einzigen deutschen Passagieren an Bord, der afrikanische Ruf eines verwegenen Wüstensohnes mit Hotelmütze entgegen:

„Braukten Sie ein Simmerrr?"

Mein erster Eindruck von Afrika: Hoteldiener sehen dich an, und du bist erkannt!

Ein Kran setzt unser Fahrzeug sanft auf Afrikas Boden, und dann surrt es gleich hinein auf schöner Teerstraße nach Tetuan.

Ich fahre gleich durch bis zum Hauptplatz und halte dann an. Sofort sind wir von einer dichten Zuschauermenge umringt.

Auf das Stichwort „Hotel" bieten mir dreißig Araberjungen gleichzeitig die Führung an, und alle dreißig wollen sich gleichzeitig auf mein hochbepacktes Fahrzeug setzen. Weil dies aber nicht geht, rennen sie vor, neben und hinter uns her wie Wölfe um einen Schlitten in Sibirien.

*

Freitag in Tetuan. Mohammedanischer Feiertag. Sonntägliche Ruhe überall. Die Araber, in schneeweiße Tücher gehüllt, schreiten in Pantoffeln majestätisch durch die Straßen — jeder Zoll ist Würde und Stolz — oder sie sitzen vor den arabischen Cafés auf Teppichen und trinken Mokka oder Tee, das Glas voll ganzer grüner Blätter: M'Kemme.

Vor dem Palast des Kalifen zieht marokkanisches Militär auf, große, stramme Menschen, exakt exerziert, mit aufgepflanztem Bajonett. Bilden ein Spalier vom Palast zur Moschee. Dann kommt die Musik:

Fremdartige, tragisch wirkende Klänge aus den Urtiefen der afrikanischen Seele.

Scheichs aus der ganzen Umge-



Dann kommt die Musik, voran drei Bläser mit Clairons.

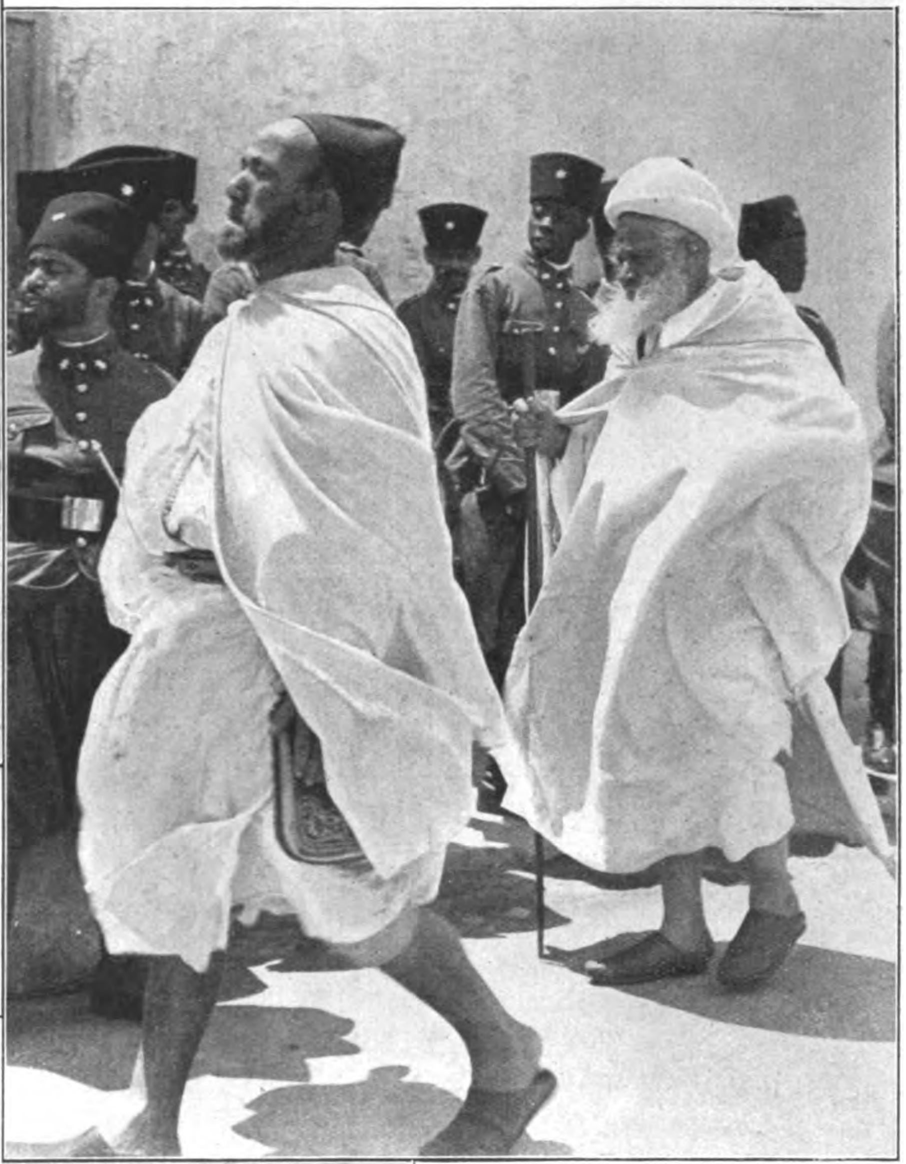


Die ehrwürdige Gestalt eines Scheichs im Gefolge des Kalifen.

bung finden sich nach und nach ein, um an dem festlichen Umzug teilzunehmen. Alles strahlt in Weiß, die Araber und die Häuser. Etwas Festlicheres habe ich nie gesehen. Und über die schneeweiße Welt spannt sich ein tiefblauer Himmel.

Ein unvorstellbar hohes Signal, auf einer winzigen Trompete geblasen, kündigt plötzlich die Ankunft des Kalifen an. Noch ehe er selbst zu sehen ist, beginnen die Scheichs mit ihrer Verbeugung; ein Kommando ertönt — das Militär präsentiert — die Musik setzt ein — der Kalif naht!

Voran zwei Stangenträger, dann auf einem edlen Rappen eine hohe, kräftige Gestalt, das bronzene Antlitz weiß umrahmt — El Califa! Seine Leibdiener begleiten ihn, einen riesigen Bastschirm hält ihm einer über das Haupt, dann folgen seine Leibwache, die Muschiere (Räte) und die Scheichs.



Andere Scheichs im blendend weißen Burnus.



Der Kalif kommt, signalisiert durch zwei Stangenträger.

Es ist wie ein Märchenzauber aus Tausendundeiner Nacht, es ist die uralte Kultur Nordafrikas, die Jahrtausende überdauert hat, im Bewußtsein ihrer Erhabenheit über all das, was europäische Zivilisation kulturellen Fortschritt nennt, unwandelbar verwurzelt in der Lehre Mohammeds, unerschütterlich in tiefster Religiosität.

Zur Hauptmoschee bewegt sich der prächtige Zug. Der Kalif steigt vom Pferd, schreitet zum Moschee-Eingang und legt seine Pantoffel ab, ehe er eintritt, hinter ihm sein Gefolge und das Arabervolk.

Dann herrscht Ruhe auf dem Platz vor der Moschee. Selbst die



Der Kalif zu Pferd,
umgeben von seinen Leibdienern
und seiner Leibwache.

Palmen scheinen erstarrt in der Mittagsglut einer fast senkrecht stehenden Sonne, und kaum ein Laut ist zu hören auf dem sonst so lebhaften Platz.

Horch! — Eigenartig klingt es aus dem Äther wie aus weiter Ferne — schwermütige, langgezogene Töne, immer auf gleicher Tonhöhe, aber groß, erhaben, erschütternd — der Gebetsruf des Muezzin auf dem Minarett!

Nach jeder Himmelsrichtung ruft er. Bald klingt es näher, dann wieder weiter weg, und dann noch weiter. Er ruft die erste Sure des Korans, die mit der Lobpreisung Allahs beginnt: Allah ist groß und Mohammed ist sein Prophet! Allahu akbar! Aschandu anna Mohammed rasul Allah!

Und rings auf den freien Plätzen der Stadt neigen sich Hunderte und aber Hunderte von gläubigen Anhängern des Propheten bis zur Erde im Gebet. Ein ergreifendes Bild, dieser Ausdruck religiöser Überzeugung.

Die eigenartig hohe Stimme des Muezzin mit ihrem psalmodierenden Tonfall, die seit fast anderthalbtausend Jahren diese Sure des Korans ertönen läßt, erweckt die Vergangenheit gleichsam wieder zum Leben! Und so erklingt heute die Sure von der Größe Allahs und von seinem Propheten Mohammed wie in den Tagen, da dieser selbst noch auf Erden weilte . . .

*

Das war ein einfaches und doch ein unbeschreiblich großes Erlebnis. Wieso? Ich weiß es selbst nicht! Aber ich war ergriffen wie kaum je in meinem Leben. Wunderbilder aus Tausendundeiner Nacht waren vor meinem Auge erstanden, wie sie so manchen Nordländer schon berückt haben mochten, seit die germanischen Heere nach Süden zogen, einem ungewissen Schicksal entgegen, angefangen von den Zimbern und Teutonen bis zu den Normannen, Kreuzrittern und den deutschen Truppen im Weltkrieg . . .



Der Kalif (im Vordergrund rechts) betritt die Moschee.



Das große Gefolge auf dem Weg zum Eingang der Moschee.

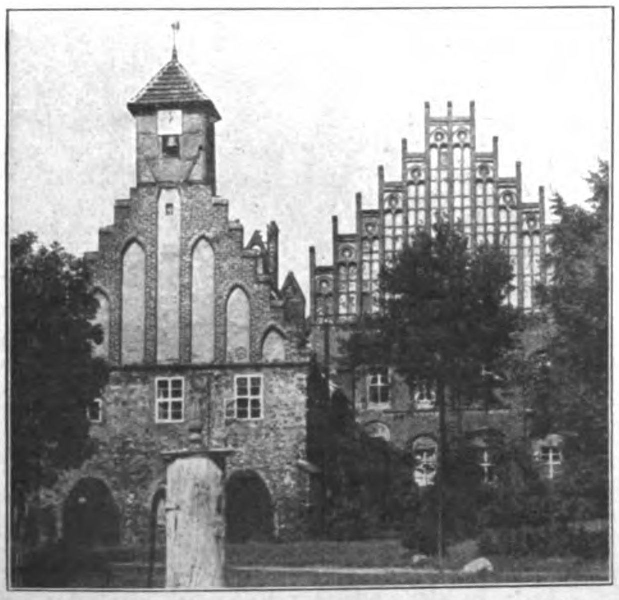


Die Forstgruppe auf dem Wege zur Arbeitsstätte. Unter Leitung eines Försters erfolgt die Arbeit.

Junge Mädchen im Freiwilligen Arbeitsdienst

Früh, wenn die Hähne krähen — klingt auf in deutschen Landen Rhythmus der Arbeit. Hell, wie Geigenton, jubelt in die gewaltige Arbeitsmelodie das Schaffen der jungen Mädchen vom Freiwilligen Arbeitsdienst. In tausend Lagern, in hundert deutschen Landschaften wecken helle Mädchenstimmen täglich morgens vor Fünf die Kameradinnen zum frohen Arbeitstag!

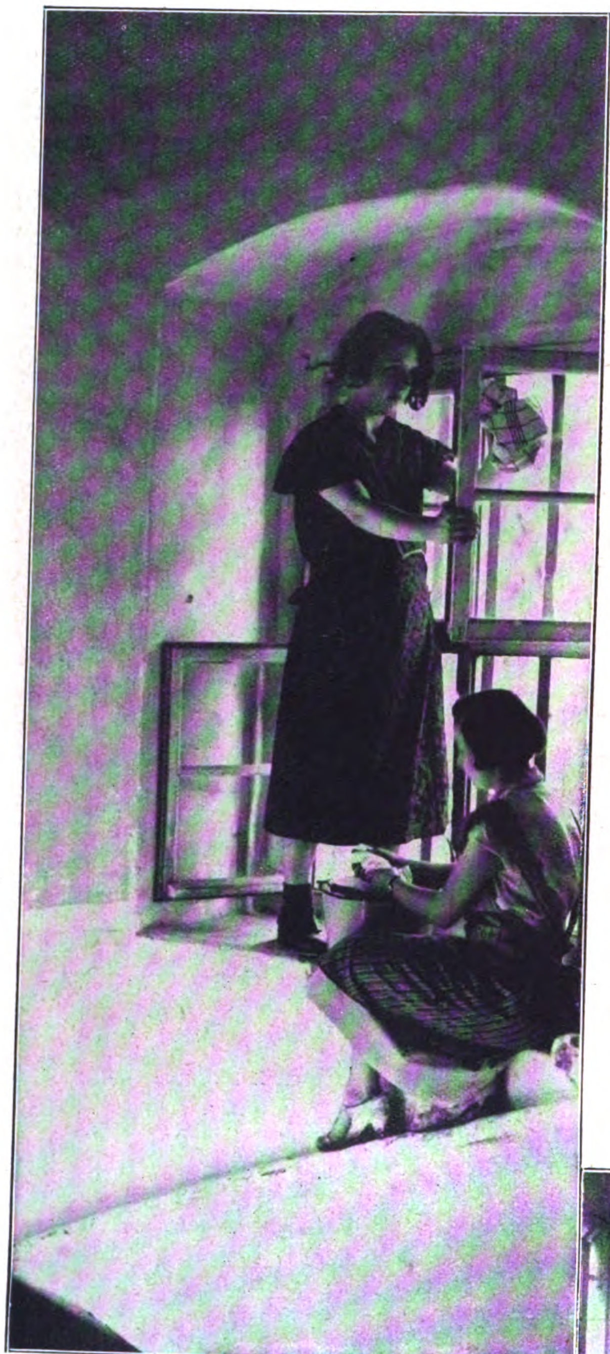
Zinna, Landstädtchen zwischen Berlin und Jüterbog. — Im 760 Jahre alten ehemaligen Zisterzienserkloster ist eines der Mädchenarbeitslager eingerichtet. Altes, romantisches, weitläufiges Klostergebäude von herbfeierlicher, nordischer Backsteingotik. Geschichte lebt in den efeuumrankten Gemäuern. Durch die hohen Bogenfenster Blick über Grasgarten und Obstbäume hinweg zum märkischen Kiefernwald. Die ranke Gestalt der Lagerleiterin Dorgerloh mit der besonnenen, klaren Stirn und dem hellen Aug', drinnen ein Schalk blitzt, paßt ins Bild, paßt auch zu den 50 Mädchen, die sie mit fester Hand und klugem Sinn



Kloster Zinna in der Mark, das Lager des weiblichen Freiwilligen Arbeitsdienstes.



Die Forstgruppe beim Aufhauen der Kiefernschonungen.



Die Hausgruppe, die für die Sauberkeit des Lagers sorgt, beim Fensterputzen.



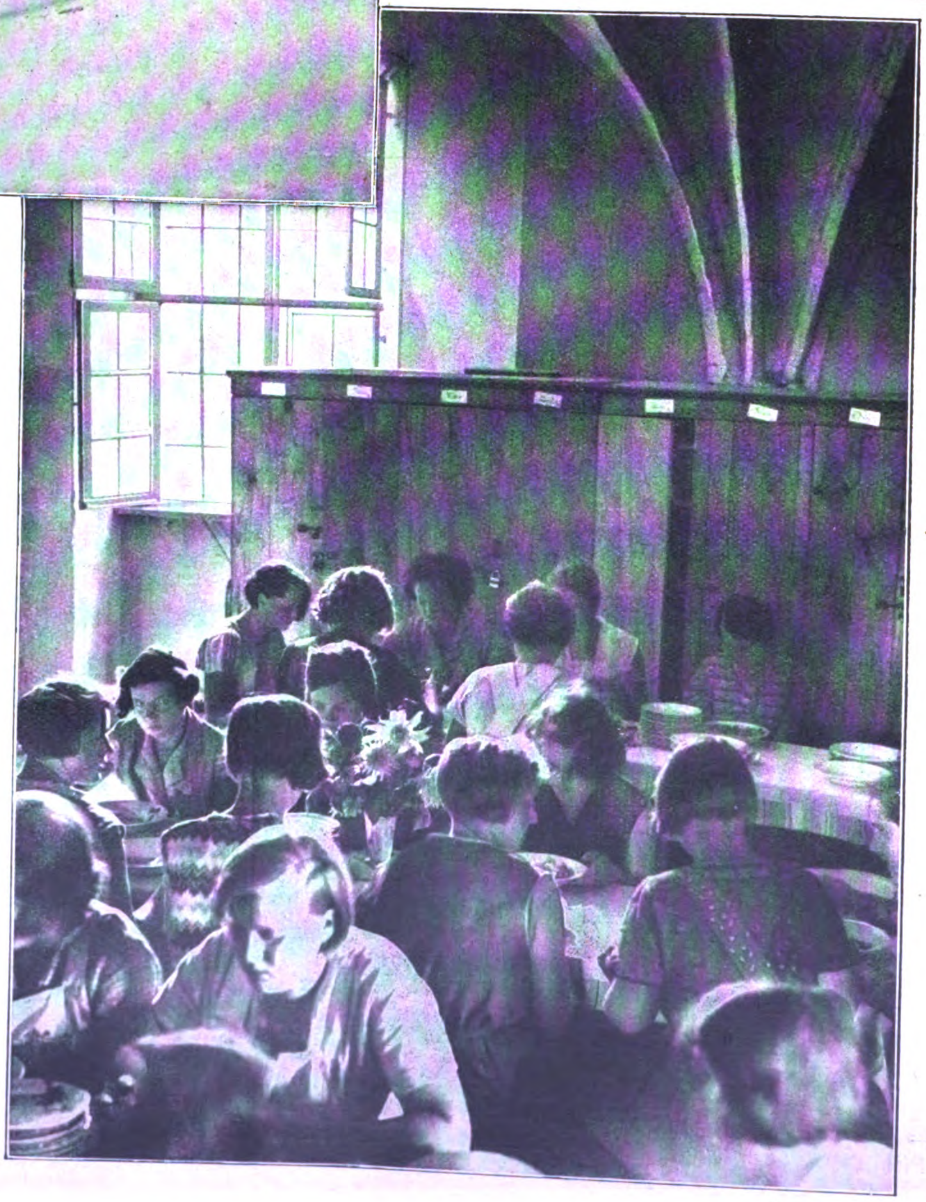
Die Gemeindeschwester des Ortes Zinna erteilt Hygiene- und Säuglingsunterricht.

führt. Einst waren es Arbeiterinnen, Abiturientinnen, oder sie kamen aus den Kontoren, aber jetzt sind sie alle wieder Schülerinnen, junge Menschen, die das Land lernend und arbeitend wiedergewinnen wollen.

Der witzige Staatskommissar Fuchs sagte zum Thema Siedlerfrauen: „Wenn eine Frau mal erst rotlackierte Fingernägel hat, kriegt sie keiner mehr unter die Kuh." Und das ist's, was diese jungen Städterinnen, die natürlich alle keine rotlackierten Fingernägel hatten, wollen: sie wollen — im Bilde gesprochen — „unter die Kuh"; sie wollen das ländliche Leben so



Im Waschraum herrscht größte Sauberkeit und Ordnung.



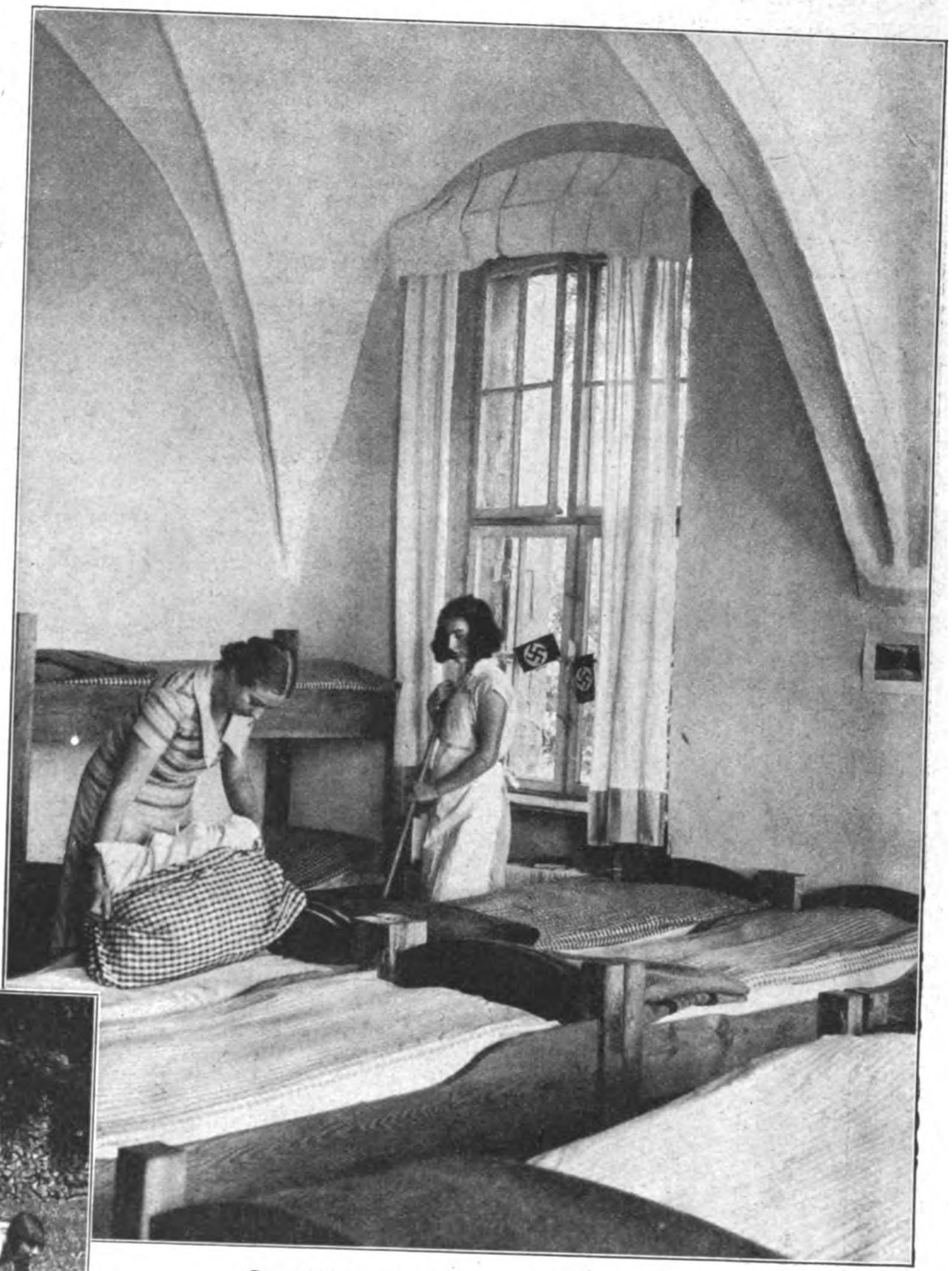
Die jungen Mädchen am Mittagstisch.

kennen lernen, daß sie als wertvolle Mitarbeiterinnen im Bauernhaushalt und später als tüchtige deutsche Landfrauen in Ehren bestehen können. Der alte Beruf ist abgetan, jetzt sind sie in vier Gruppen eingeteilt: eine Gruppe für Küche, Haus und Wäsche, eine andere für Forstarbeit (sie lernen Kiefernschonungen aufbauen, Holzabfuhrwege in Ordnung halten), eine dritte für Garten, Hof und Feldarbeit, und die vierte ist die Siedlergruppe. 4.45 Uhr ist Wecken, 20 Minuten Turnen, dann Bettenbau und was so dazu gehört; nach diesem ersten Arbeitsteil lustige Kaffeepause. Hernach geht's bis 1 Uhr zur sechsstündigen Tagesarbeit in Haus und Hof, in Garten und Land und im Walde. Einfaches, aber gesundes und reichliches Mittagessen und darauf — 2½ Stunden Bettruhe! Die Bauernfrau, die das hört, wird lachen; aber diese Bettruhe ist wichtig, denn der Nachmittag ist der Bildung des Geistes und der Seele vorbehalten. Zur Staatsbürgerkunde, zum Unterricht in Hygiene und Säuglingspflege, in erster Dienstleistung bei Unglücksfällen und in landwirtschaftlichen Fragen gehören klare, ausgeruhte Köpfe. Das schlichte Abendbrot läßt eine heitere, fast festliche Stimmung aufklingen. Während des abendlichen Nähens und Bastelns tönen die Melodien alter und neuer Volksweisen in die Felder hinaus oder die Mädchen lauschen der warmen Stimme der Lagerleiterin, die aus Deutschlands Geschichte erzählt. Fast jeden Abend werden auf dem Klosterplatz muntere Fangspiele gespielt und Reigen bilden sich: zum Klang der Lauten und Gitarren tanzen die Mädchen die alten, ländlichen Tänze. Ein frisches, gesundes, zukunftssicheres Lern- und Arbeitsleben ist den Mädels beschieden.

Und nun wollen Sie wissen, wie die Mädchen hausen: sie haben sich sehr schlicht eingerichtet. Die Spinde, Tische und Bänke hat der männliche Arbeitsdienst geschreinert, aber Frauenhände walten und schaffen eigenen Reiz. Mit



Gesangsstunde auf der Wiese vor dem Kloster Zinna.



Der Schlafraum, der noch unter Denkmalsschutz steht.

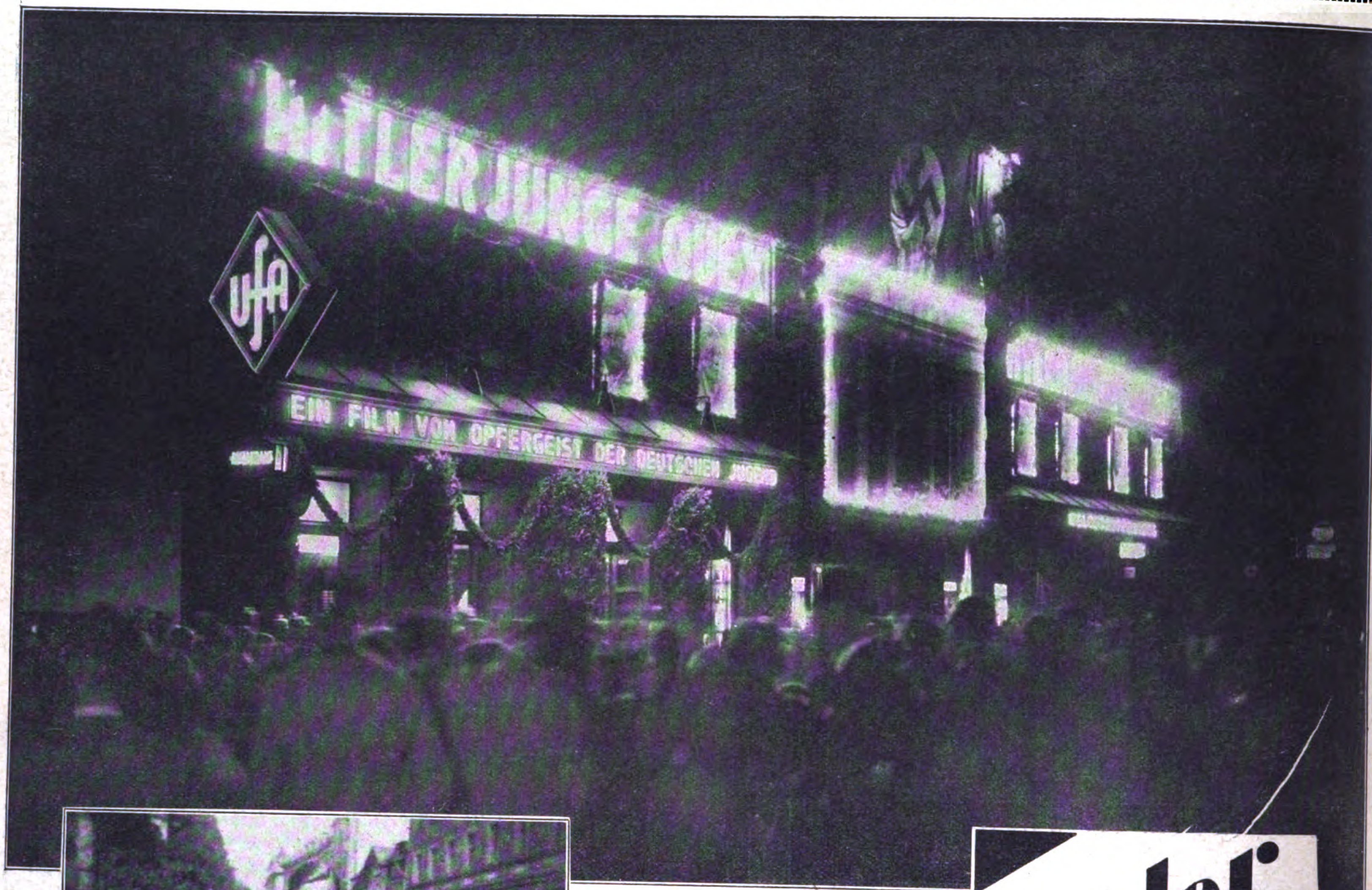


Die Sport- und Spielstunde.

lustigen Farben wurde gestrichen und gepinselt, bunt und behaglich leuchten die Räume, aus Apfelsinenkisten und mit viel Fleiß und Geschick sind Kleinmöbel hergestellt worden, Truhen, Hocker und Bücherbörde bringen entzückende Wohnlichkeit in die Stuben und Säle. Feldblumensträuße stehen überall, und die Bilder sind ganz anders aufgehängt als die Schönheitsgalerie, mit der sich Matrose Jürg Jensen seine Koje schmückt. **Es ist eben ein deutsches Mädchenarbeitslager, und da herrscht bei aller Sachlichkeit, wie sich's gehört, die Schönheit.** **Ho.**



Die Gutsgruppe bei Arbeiten in den Kohlfeldern des Gutes.





Unter Anwesenheit des Führers, des Reichsstatthalters von Bayern Ritter v. Epp und des Reichsjugendführers v. Schirach gestaltete sich die Welturaufführung des „Hitlerjungen Quex" in München zu einem bemerkenswerten Ereignis. Links: Baldur v. Schirach mit den Darstellern des Hitlermädchens Ulla und des Hitlerjungen Quex vor seiner Münchener Wohnung.

Bilder vom Tage





Erstes Bildtelegramm von der Todesfahrt in Monza.
Rechts von oben nach unten die drei berühmten Rennfahrer Borzacchini, Campari und Graf Czaykowski, die beim „Großen Preis von Monza" den Tod fanden.

Preis 20 Pfennig
Ausland: 35 Pfennig

8. JAHRGANG / FOLGE 39 / SAMSTAG, 30. SEPTEMBER 1933

IB Illustrierter Beobachter

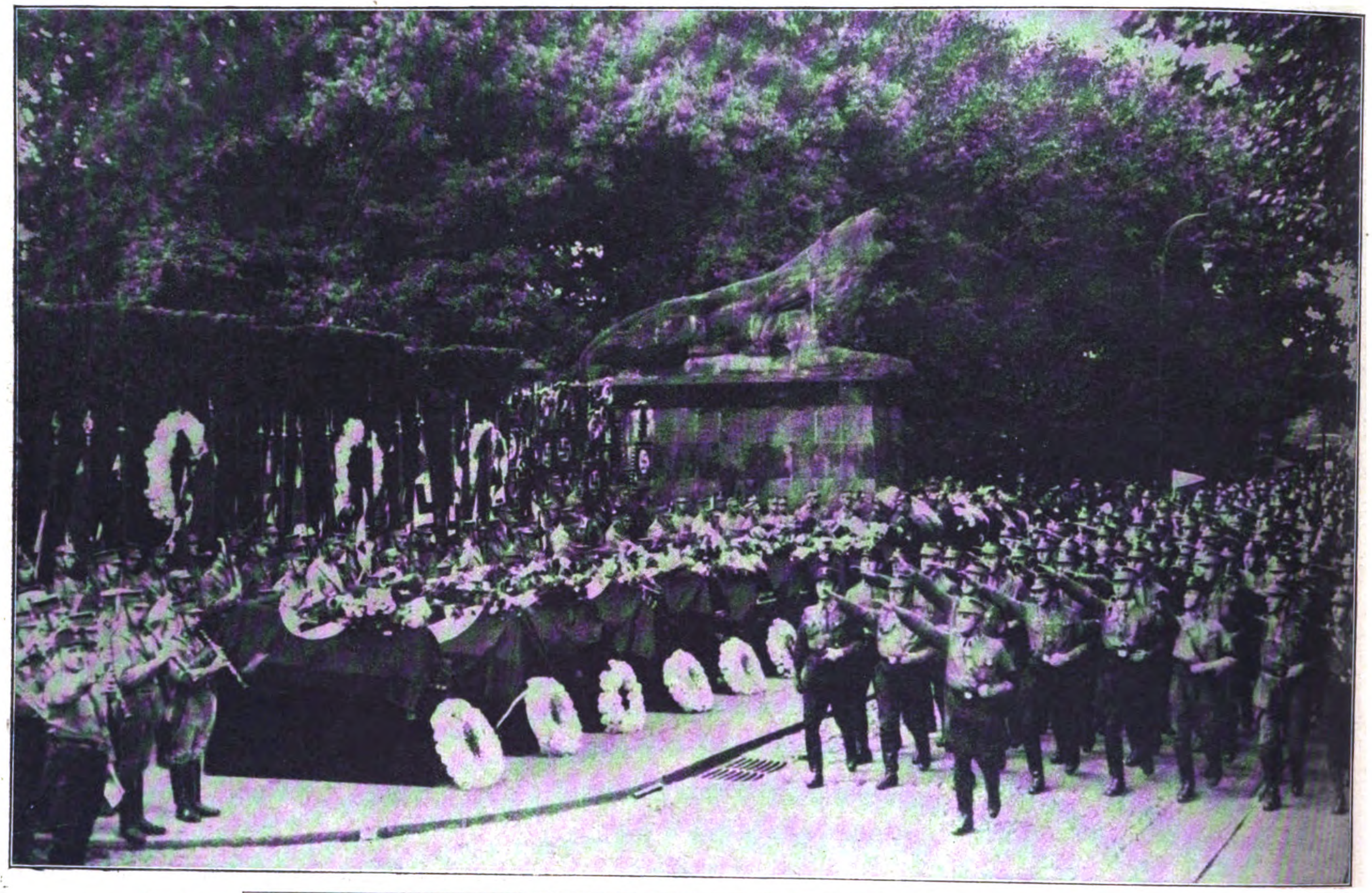
VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Phot. Helmuth Kurth

Erholungspause bei der Potsdamer Staatsratssitzung

Stabschef Ernst Röhm und Ministerpräsident Hermann Goering im Gespräch



Photos h Exter, Gerlac u. Rosenkranz

An den Särgen der zehn S.A.-Kameraden, die am 10. September bei Solingen einem schweren Kraftwagenunglück zum Opfer fielen, marschierte die westfälische und niederrheinische S.A. in einer Stärke von 70000 Mann mit zum letzten Gruß erhobener Rechten vorbei. Unter großen Hakenkreuzfahnen waren die Totenschreine am Ehrenmal von Bochum aufgebahrt.



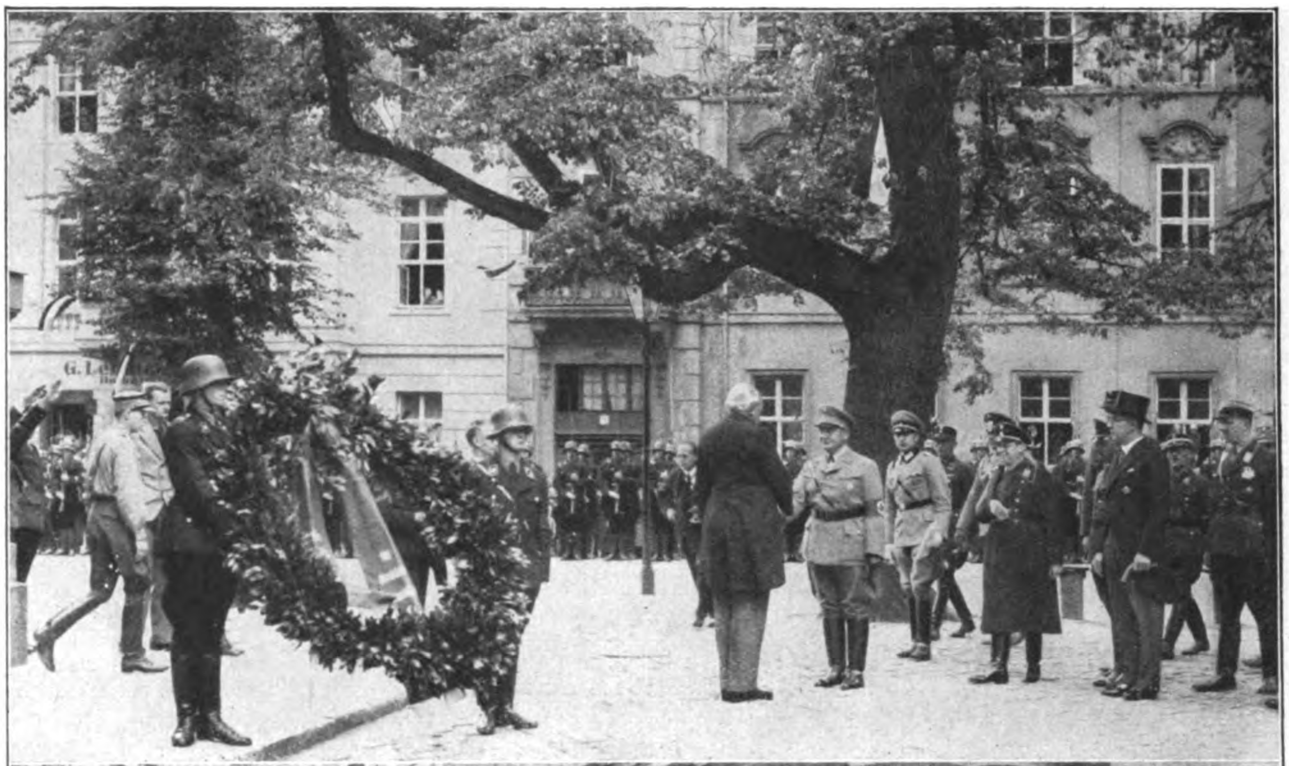
Gauleiter Staatsrat Wagner im Trauerzuge. Rechts neben ihm in der Uniform der Schutzpolizei Polizeigeneral Stieler von Heydekamp.

DAS STAATS-BEGRÄBNIS FÜR DIE IM DIENST FÜR VOLK UND VATERLAND VERUNGLÜCKTEN S.A.-MÄNNER IN BOCHUM



Den langen Zug der Totenwagen eröffnete der Sarg des Hitlerjungen Böhm.

Der Preussische Staatsrat in Potsdam





In bewußtem Gegensatz zu den von Adolf Hitler zertrümmerten Formen der parlamentarischen Demokratie ist in den preußischen Staatsrat eine Auslese der besten und bewährtesten Männer berufen worden, die dem Führerprinzip entsprechend ihre Verantwortung dem Staat und dem Ministerpräsidenten gegenüber tragen.

Die preußischen Staatsräte sind das Gegenteil von Parlamentariern, ihre Stimmen werden nicht gezählt. Ihre Gutachten dienen vielmehr dazu, die Staatsführung mit dem ganzen Gewicht ihrer Persönlichkeit zu beraten. Die Staatsführung jedoch entlastet sich dadurch nicht der Verantwortung vor der Geschichte: die Entscheidung ruht allein bei dem Führer und seinen Beauftragten.



Oben: Ministerpräsident Goering wird bei seiner Ankunft in Potsdam durch Oberbürgermeister Rauscher begrüßt. Links der Kranz, der vom Ministerpräsidenten Goering an der Gruft Friedrichs des Großen in der Garnisonkirche niedergelegt wurde.

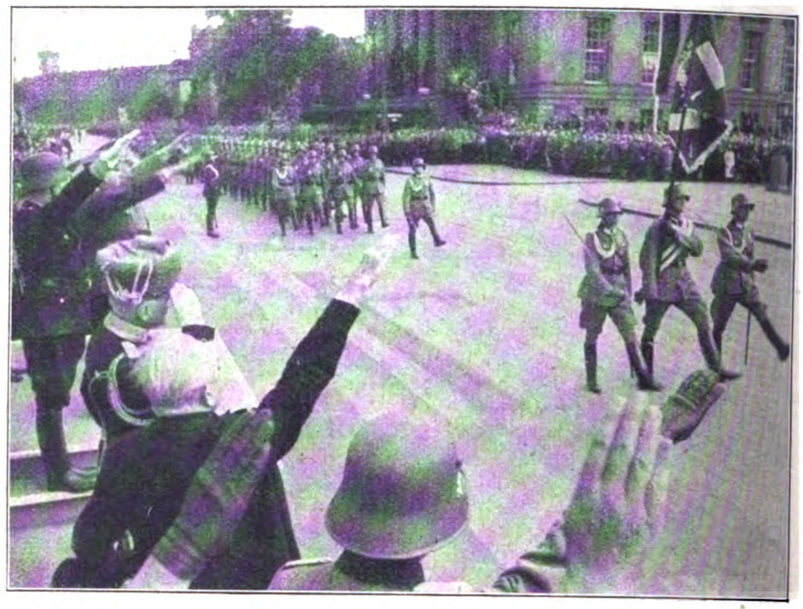
Mitte: Die Staatsräte am Haupteingang des Neuen Palais, in dem die Tagung stattfand, in Erwartung des Ministerpräsidenten Goering.

× Generalmusikdirektor Professor Furtwängler.

Unten: Die Ehrenformationen vor dem Neuen Palais während des Abschreitens der Front durch Ministerpräsident Goering.



Links: Generalfeldmarschall v. Mackensen;
auf dem Podium: Stabschef Röhm, Ministerpräsident Goering,
Reichsführer S.S. Himmler.



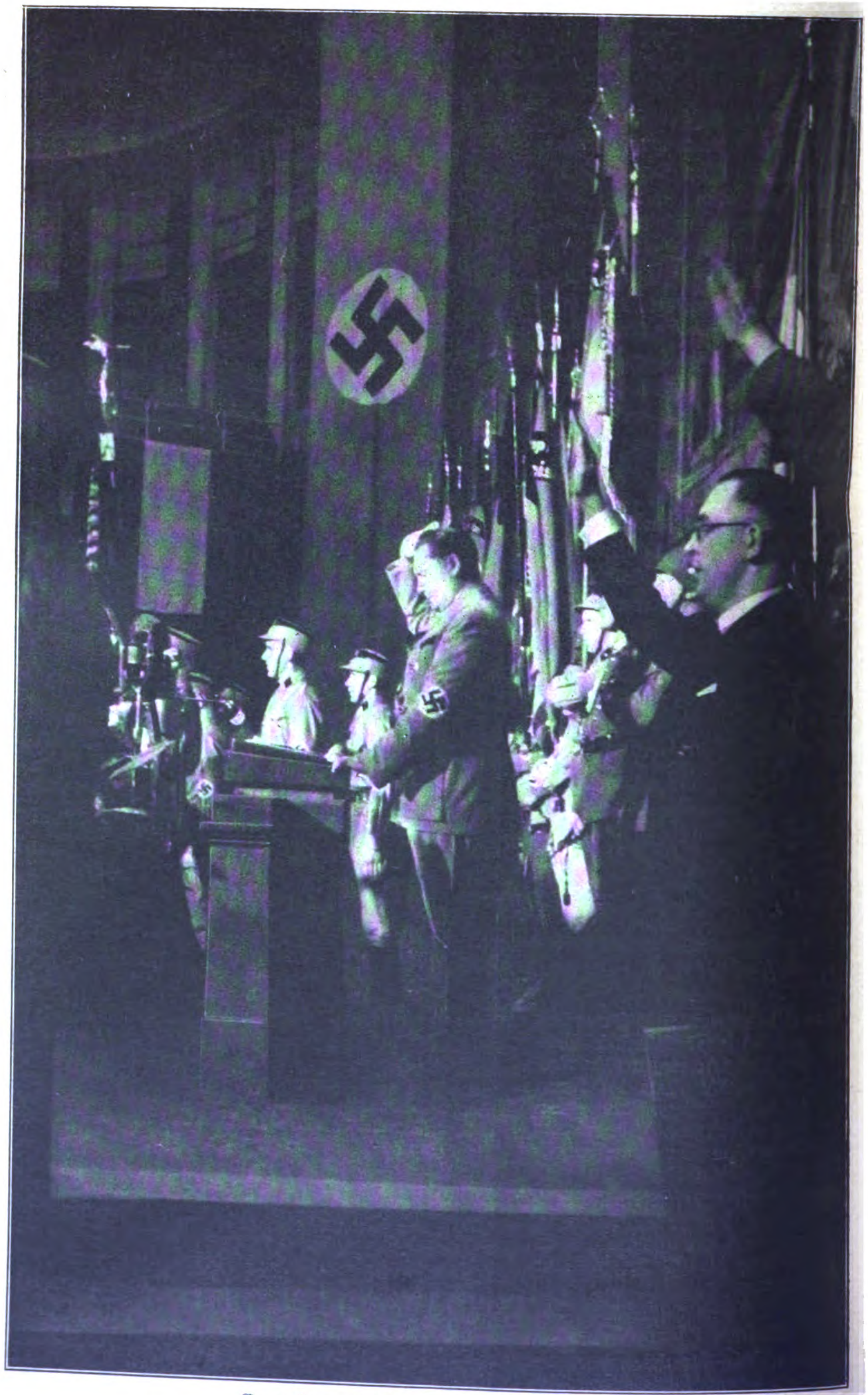
Der Vorbeimarsch der Ehrenkompanie der Reichswehr.
Vorne links, mit erhobener Hand grüßend, General Litzmann.



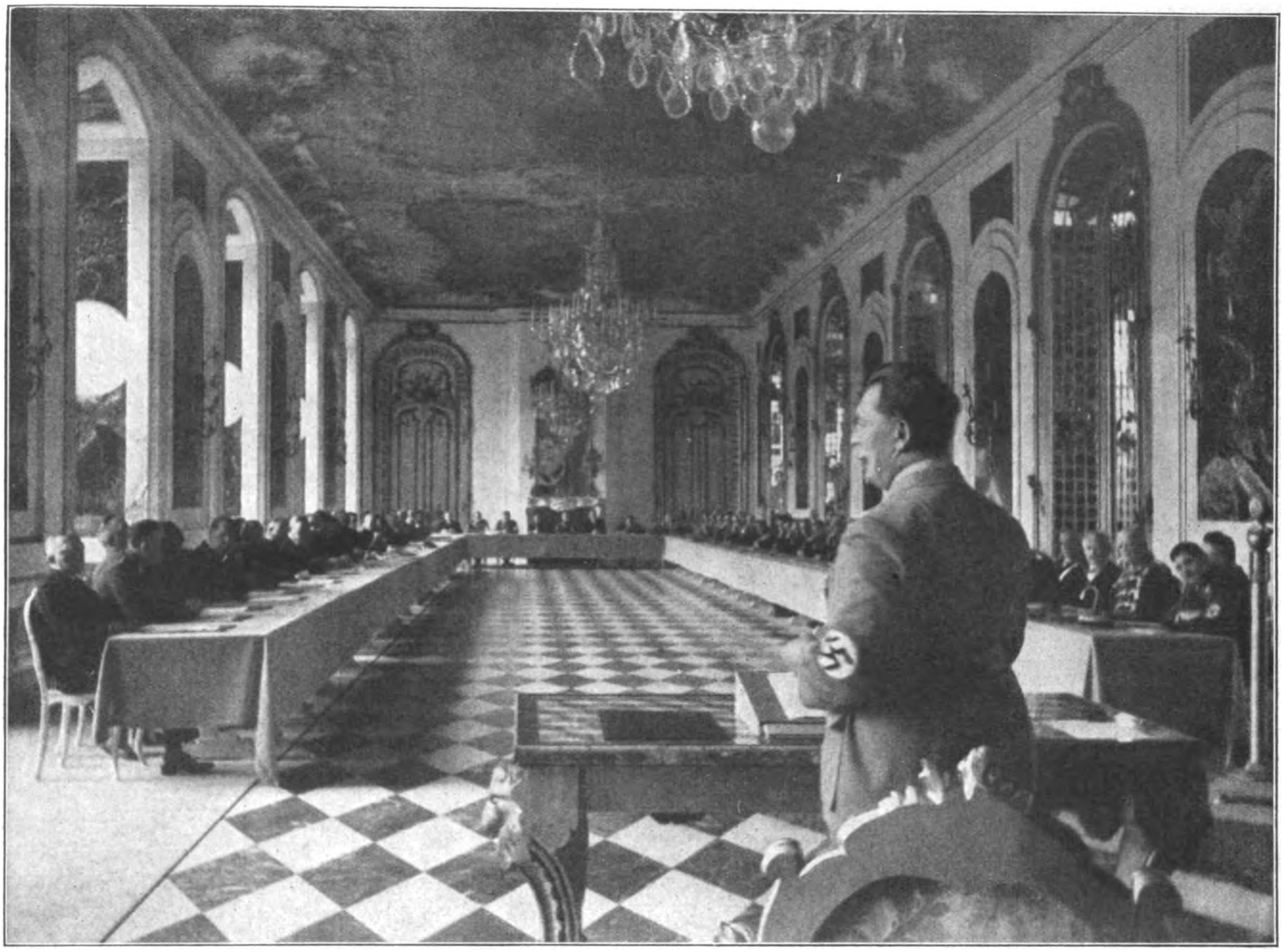
Pg. General Litzmann,
nach Mackensen der zweitälteste
preußische Staatsrat.



Stabschef Röhm
und Reichsführer S.S. Himmler im Gespräch.



Goering eröffnet die feierliche Sitzung,
an die sich die Vereidigung und Übergabe der Urkunden an die Staatsräte schloß.



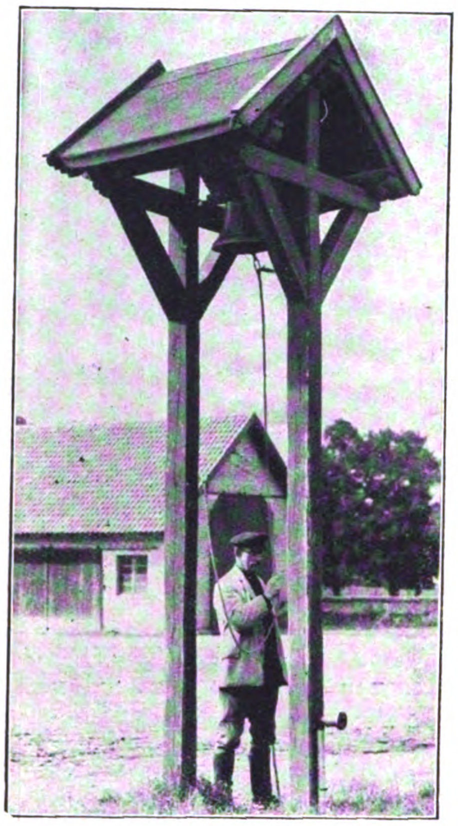
Goering bei seiner Ansprache an den Preußischen Staatsrat im Festsaal.



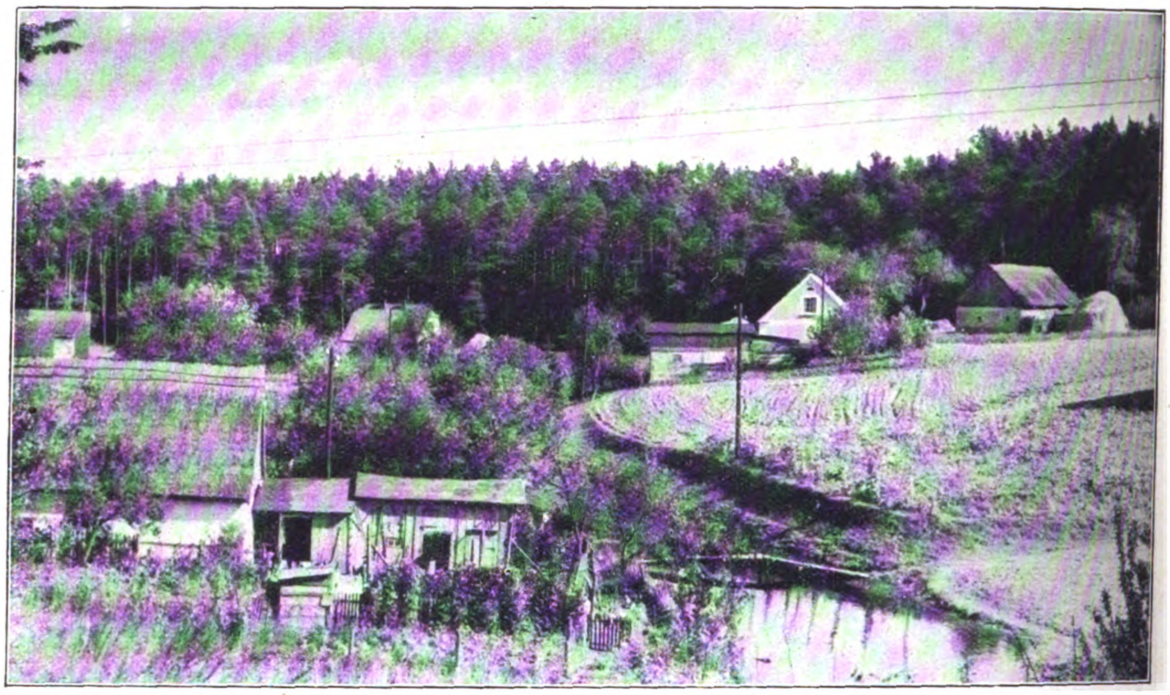
Der Staatsrat während der Ansprache des Staatsrats Prof. Schmidt, Köln.
Am Tisch links: Ministerpräsident Goering; rechts (v. r. n. lks.): Röhm, Himmler, Mackensen, Litzmann.

Der Besitz des Reichspräsidenten von Hindenburg:

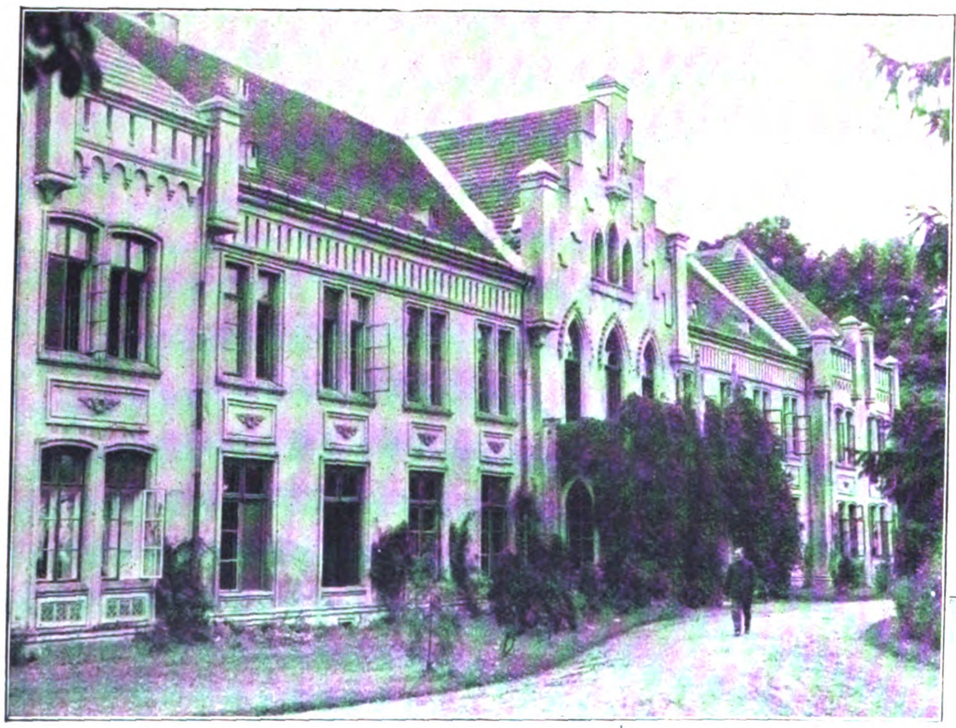
Sonderaufnahmen für den „J.B." von Piper-Nicolai



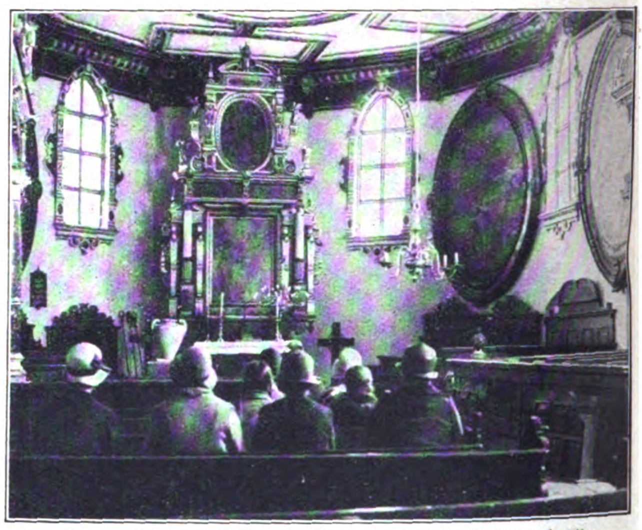
Die Glocke des Gutes Neudeck ruft zur Arbeit.



Rechts: Im Preußenwald. Die Ansiedlung Waldkaten.



Das neu verliehene Schloß Langenau.



Inneres der Kirche zu Langenau (16. Jahrhundert).

Zwischen den beiden westpreußischen Städten Rosenberg und Freystädt liegt, umgeben von Wäldern und Seen, die ehemalige preußische Staatsdomäne Langenau, die jetzt der preußische Staat dem Sieger von Tannenberg, **dem Generalfeldmarschall und Reichspräsidenten von Hindenburg, am 19. Jahrestage der Schlacht von Tannenberg zum Geschenk gemacht hat.** Zu beiden Seiten der Dorfstraße, die von der Rosenberger Straße abbiegt, ragen die kleinen roten Insthäuser. Dahinter wird zwischen uralten Bäumen eines großen Parks ein alter Herrensitz sichtbar. Es ist das Schloß Langenau, ein alter, einstöckiger Bau mit zwei Seitenflügeln, dem man wirklich nicht einen ostpreußischen Feudalsitz ansieht.

Frieden und Ruhe liegt über der Landschaft. Im Umkreis von 4000 Morgen erstrecken sich Felder, Wald, Weide und Wiesen in bunter Folge, sie bilden die Herrschaft Langenau. In



Ententeich bei der Kirche in Langenau.

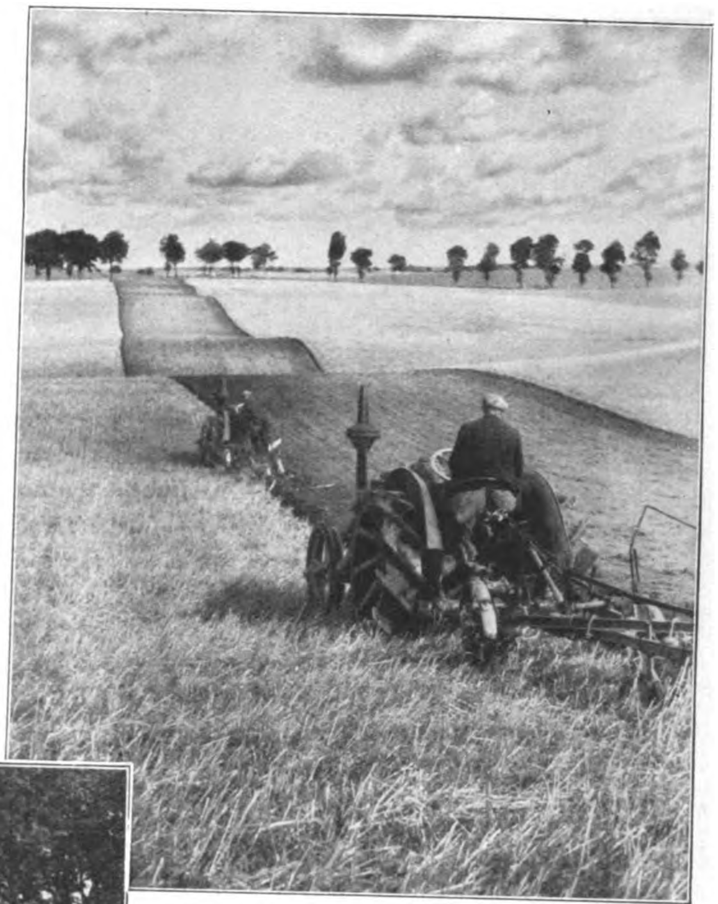
Rittergut Neudeck und Preußenwald



Zwei treue Diener ihres Herrn.

Rechts: Johann Witkowsky, der 63 Jahre lang als Schäfer auf Gut Neudeck im Dienst der Familie von Hindenburg stand. Er ist Inhaber des goldenen Kreuzes mit Diplom für treue Dienste.

Links: Michael Jeskowsky, der 58 Dienstjahre bei der Familie von Hindenburg aufzuweisen hat.



Eine malerische Aufnahme von der Feldarbeit auf Gut Neudeck.



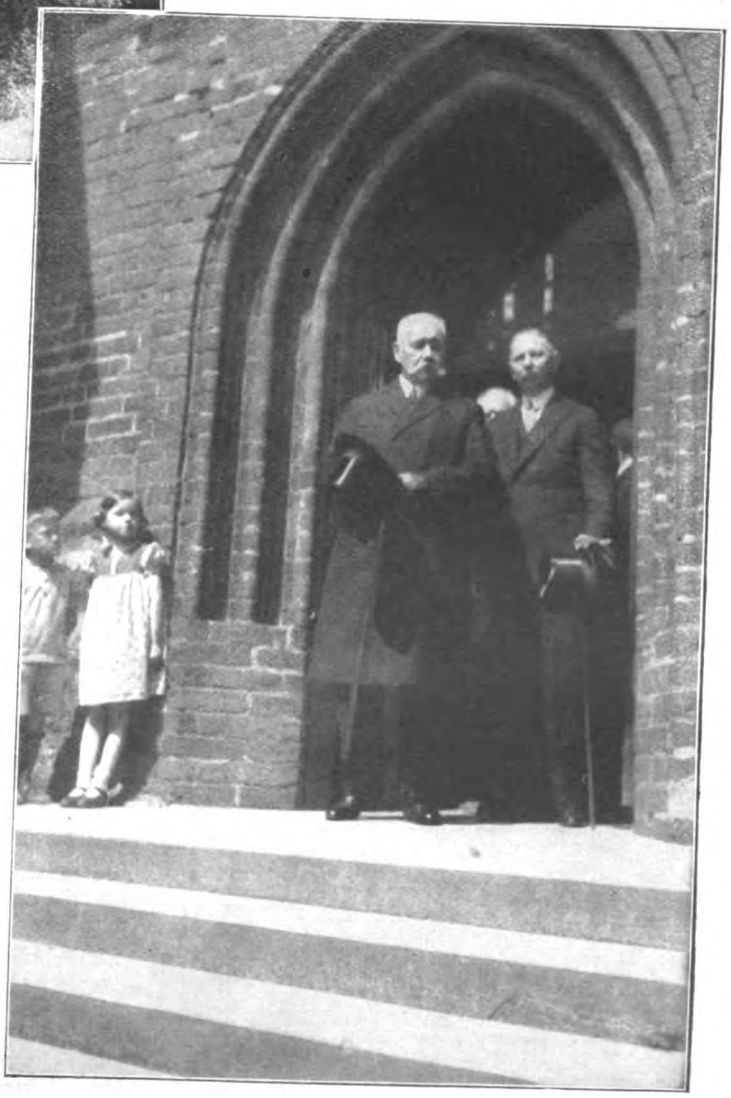
Schloß Neudeck, der Altbesitz des Geschlechtes von Hindenburg.



Die Enkelkinder des Reichspräsidenten beim Spiel an dem Beutegeschütz aus der Schlacht bei Tannenberg auf der Terrasse des Schlosses Neudeck.

südöstlicher Richtung grenzen sie an Neudecker Land, mit dem sie sich zu dem Stammgut des Geschlechts derer von Beneckendorff und von Hindenburg vereinigen. Vom fernen Horizont grüßt der dazugehörige Preußenwald herüber. Die Geschichte Langenaus beginnt schon mit dem Deutschen Ritterorden. In einer alten Handfeste wird es schon im Jahre 1312 erwähnt. — Ursprünglich war Langenau ein großes Kirchdorf, das aus etwa 40 Bauernfamilien bestand. In der ersten Schlacht von Tannenberg im Jahre 1410 wurde es so arg mitgenommen, daß es lange Zeit nicht wieder besiedelt werden konnte. Im Jahre 1532 gelangte dann Langenau in den Besitz des Bischofs von Samland, Georg von Polentz. Der Besitz wurde zu Beginn des 18. Jahrhunderts der Familie von Polentz durch einen Prozeß des preußischen Staates streitig gemacht, bis König Friedrich Wilhelm I. am 8. September 1730 Langenau als freies Eigentum dem „Samuel von Polentz, Kapitän bei unserem königlichen Regiment", zum Geschenk machte. Langenau blieb dann bis 1853 im Besitz der Familie von Polentz. Der letzte Besitzer des Gutes, der Landschaftsrat Samuel von Polentz, überließ das Gut seinem mit seiner einzigen Tochter Karoline verheirateten Schwieger-

(Schluß auf Seite 1271)



Der Reichspräsident und sein Sohn, Oberst von Hindenburg, beim Verlassen der Kirche in Neudeck.

CHARLOTTE KÖHN-BEHRENS:

Was ist Rasse?

(Fortsetzung unserer Berichte aus Nr. 38)

„Es ist aber nicht *die* Stadt glücklich zu preisen, die von allen Enden her aufs Geratewohl viele Bürger anhäuft, sondern diejenige, welche die Rasse der von Anbeginn an Angesiedelten am besten erhält.“ (Isokrates, 458 v. Chr.)

Der Leiter des Außenpolitischen Amtes der N.S.D.A.P., *Alfred Rosenberg*, hat als Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit das bedeutsame Buch geschrieben: „Der Mythus des 20. Jahrhunderts“. Als ich ihn über die tiefen Zusammenhänge zwischen Mythus und Rasse befrage, erklärt er den Rassebegriff nach der Fragestellung:

„*Was ist Rasse?*“

fest umrissen:

„Rasse ist eine ganz bestimmte Seele, die in körperlicher Form in das Dasein tritt. Diese äußere Erscheinung und der innere Charakter bilden eine tiefe, unlösliche Einheit. So berechtigt nun eine wissenschaftliche Definition des Rassenbegriffes sein mag, so liegt das Hauptgewicht der neuen Erkenntnis in einem Satz, den ich so formuliert habe:

‚*Seele bedeutet Rasse, von innen gesehen, und umgekehrt ist Rasse die Außenseite der Seele.*‘

Von diesem Standpunkt aus gesehen ist die Geschichte der Völker nicht nur ein Ringen um die politische Vorherrschaft, sondern vielmehr ein Kampf um die Vorherrschaft bestimmter Seelen- und Charakterwerte. Ich nenne hier als Beispiel das Griechentum. Es ist heute bekannt, daß Hellas nordisch war; die schlanken, blonden und blauäugigen Hellenen waren Gestalten der nordischen Rasse, der Goldhaarige (chrysokomos, Apollon) ist der Schützer alles Edlen und Frohen, und die hochfrommen, griechischen Seelenschöpfungen zeigen das gradgewachsene, innere, noch reine Leben des *nordischen* Menschen.

Die nordisch-griechischen Götter des Lichtes kämpften mit den Göttern der Nacht, die Götter des Himmels rangen mit jenen der Erde. Diese nordische Götterwelt war frei von dämonischem Zauber und stritt gegen die Dämonie und Zauberkulte der vorderasiatischen Rassen. So erscheint die griechische Geschichte nicht als jene abstrakte „Einheit“, wie die früheren Forschungen sie hinstellten, sondern als ein dramatischer Kampf der Rassenseelen und eines Schönheitsideals mit einem anders gearteten Menschentum, in dem der Grieche schließlich versank.“

„*Was verstehen Sie unter dem Mythus des Blutes?*“

„Es ist kein Zufall, wenn die verschiedenen Rassen auf dem Erdball auch verschiedene Kulturen erzeugt und andere bekämpft haben. Dieser seelische Kampf ist mit der inneren Anerkennung der Lebensgestalt und des blutmäßig bedingten Charakters untrennbar. Die Summe der seelischen, charakterlichen und geistigen Anlagen ist nun nicht eine materialistische Zusammenfassung, sondern all diese Anlagen gehen auf ein erfahrungsmäßig nicht faßbares Zentrum zurück. Diese nichtfaßliche *Zusammenfassung aller Richtungen des Ich, des Volkes, ja überhaupt jeder Gemeinschaft*, macht einen Mythus aus. Er kann und wird nur zerstört werden, wenn eine andere Gruppe die Herrschaft gewinnt und damit die Ausrottung des bestehenden Blutes nach sich zieht.

Das lebendige Erwachen dieser Erkenntnis in unserer Zeit ist in meinen Augen der *Blutmythus des 20. Jahrhunderts*. Die Tatsache der großen deutschen Freiheitsbewegung zeigt die elementare Kraft, die in dieser Wertänderung liegt, die Millionen zu einer inneren weltanschaulich begründeten Umkehr gezwungen hat.“

„*Welche Folgerungen sind aus diesen Ideen zu ziehen?*“

„Es ist klar, daß auf dieser Grundeinstellung auf *allen* Gebieten des Lebens ganz besondere Konsequenzen gezogen werden können. Ich habe in meinem Werke ‚Der Mythus des 20. Jahrhunderts‘ für meine Person offen Folgerungen auf dem Gebiete der Kunstphilosophie und der Kirchendogmatik gezogen, und es bleibt der ringenden Zeit überlassen, ob meine Erkenntnisse die Schlußfolgerungen des gesamten Volkes werden können.

Das Ringen um die Neubildung einer religiösen Gemeinschaft kann aber nicht durch die politische Macht gefördert oder gehindert werden. Die Tendenz muß für sich selber wirken, und es hängt allein von der *Stärke der Überzeugungskraft* ab, *ob* und *wann* diese Gedanken *aktives* Leben werden können.“

„*Wo sehen Sie den Anfang zu einer Rassengesundung des deutschen Volkes?*“

„*In der Hand der Frau liegt die Erhaltung unserer Rasse!* Dieser Satz ist die Basis aller praktischen rassenhygienischen Erkenntnisse.



Alfred Rosenberg
Hauptschriftleiter des „Völkischen Beobachters“ und Chef des Außenpolitischen Amts der N.S.D.A.P.

Ich selbst bin in meiner Haltung zu der Stellung der Frau im Staate sehr oft mißverstanden worden. Doch glaube ich, daß ich nun vor meinen Gegnerinnen bald als gerechtfertigt dastehen werde.

Wenn wir nämlich in das Zentrum unseres Denkens und Fühlens die Rassenfrage und den Blutmythus stellen, so ergibt sich ganz selbstverständlich die Tatsache, daß die Frau die Hüterin und Bewahrerin der deutschen Seelenwerte und die Grundlage aller Zukunft ist. Allein aus der Sorge *um diese hohe Mission* ist von mir schon seit Jahren eine scharfe Polemik gegen eine gewisse abstrakte Geistigkeit der Frauen geführt worden. In dem Augenblick, in dem sie auf ihr bestes Gut verzichteten und — bar allen fraulichen Instinktes — die männliche Form des Lebens nachäffen wollten, stellten sie ihre eigenen tiefen Werte als zweitrangig hin.

Die nationalsozialistischen Frauen sind stolz darauf, nach der großen, alles entscheidenden Wendung wieder jene geachtete Stellung und jene große Aufgabe zu übernehmen, welche die Frauengestalten des frühgermanischen Mittelalters auszeichneten.

Mir persönlich schwebt als Krönung dieses Gedankenganges die Errichtung mehrerer *großer Frauen-Universitäten* vor, auf der alle Gebiete berücksichtigt werden, die zur Stärkung des Selbstbewußtseins und der wirklichen Möglichkeiten der Frauenarbeit beitragen können. Es müßte dort in ganz ausführlicher Weise *Rassenkunde*, *Volkshygiene* und *Geschichte*, ebenso *Naturwissenschaften*, *Ernährungslehre* und *Sozialfürsorge* getrieben werden. Ich denke sogar an *Medizin*, soweit sie nicht die Chirurgie betrifft, vor allem aber auch *Landwirtschaft* und *Kurse* über *Kunst*, *Rhythmik* und *Tanz*. Männer- und Frauen-Intellekt sind *nicht* dasselbe. Es hat sich gezeigt, daß ein und dasselbe Thema den Frauen anders dargestellt werden muß als den Männern, denn die Art ihres Denkens ist verschieden, und für den Lehrenden gehört unbedingt ein gewisses künstlerisch-plastisches Talent dazu, den Frauen jene Dinge wirklich nahezubringen, die von ihnen zu tiefst aufgenommen werden sollen. Die Frauen-Universitäten, die mir vorschweben, würden ebenfalls eine gute Auslese für alle die sein, die wirklich studieren und nicht nur über die Universität hinweg heiraten wollen.

Diese meine Ansicht gründet sich auf die rassenseelische Erkenntnis, daß die Polarität des Weltgeschehens nicht nur zwischen Blut und Blut, sondern auch zwischen männlichem und weiblichem Geschlecht besteht.

Darum ist meine Haltung nicht etwa *Frauenfeindschaft*, sondern der Wunsch nach einer Wiederherstellung der alten germanischen Frauenachtung und ihres Selbstbewußtseins.

Schuld an den ungesunden Zuständen ist in erster Linie der Mann. In einem Zeitalter, in dem der Mann nicht ‚Mannes genug‘ war, um sich selbst zu behaupten, braucht man sich über Frauen-Emanzipation nicht zu wundern. Wir müssen eine Reform des Männlichen erstreben, die Reform des Weiblichen aber muß nicht in irgendwelchen Verboten bestehen (Eine deutsche Frau raucht nicht, usw.), sondern darin, daß man die Durchsetzung allein den nationalsozialistischen Frauen selbst überläßt und die Erziehung des Mannes zum *Selbstbewußtsein*, nicht aber zur *Überheblichkeit*, beginnt und durchführt.

Doch über alle diese Spannungen hinweg wird das Bewußtsein einer großen Gemeinschaft immer stärker, Frau und Mann gemeinsam kämpfen zu lassen, um *zusammen das Fundament des deutschen Lebens* zu bauen.“

„*Welches sind die tiefsten Aufgaben, die den Umschwung des deutschen Volkes bedingen?*“

„Herder hat einmal gesagt: ‚Jede Nation hat *ihr* Zentrum der Glückseligkeit, wie jede Kugel ihren Schwerpunkt.‘ Das arische Indien fand die tiefste Metaphysik, das arische Iran die größte Religionsphilosophie einer dualistischen Weltordnung von der das Christentum die stärksten Kräfte gezogen hat. Das dorische Hellas hat das plastische Schönheitsideal, das latinische Rom die Idee des formalen Staates geformt. Das germanische Zentrum aber ist der Traum eines *ehrbewußten Daseins*. Der große Gedanke der Ehre ist der Mittelpunkt des germanischen Lebens überhaupt. Wir finden das immer wieder versinnbildlicht, vom Hildebrand, Gudrun und Nibelungenlied angefangen, bis zum Freiheitsstreben des „Faust“ und dem germanisch gedeuteten „Tristan“, der nicht an der Liebe, sondern an der Schuld des gebrochenen Wortes seinem Herrn und König Marke gegenüber stirbt.

Die *Ehre* ist auch das Zentrum des germanistischen Rechtlebens, ist Voraussetzung der heroischen Musik und des heroischen Kampfes der Wissenschaften des Abendlandes. Und dieser Gedanke ist es auch, der heute die deutsche Revolution trägt.

Die Revolution in Italien gab sich als Symbol das Rutenbündel der Liktoren und das Beil. Das germanische Erwachen der Seele aber griff zum Sinnbild des aufsteigenden Tages, des Blutes, das sich verwandt fühlt mit den Gestalten ferner Zeiten. Widukind, der Sachsenherzog, ist uns heute verständlicher als mancher Zeitgenosse, und das Fritzesche Preußen ist unserem jetzigen Gefühl am nächsten gerückt, denn Friedrich der Große war der bewußte Träger und Verkörperer des Gedankens der Ehre.

Es ist germanisches Wesen, das sich aus der Ahnenreihe und Vergangenheit die Gestalten heraussucht, die in Gegenwart und Zukunft eine neue Rangordnung der Werte schaffen. Es bleiben nicht Liebe und Humanität, sondern das blutgebundene Volk mit seinem blutbedingten Höchstwert: *der nationalen Ehre!*“

Charlotte Köhn-Behrens.



Der Bildhauer braucht eine ruhige sichere Hand und kann sich nicht jeder Cigarette anvertrauen.
Die doppelt fermentierten Tabake der Cigarette »R6« o/M besitzen einen Reinheitsgrad, der den Genuß und die Stimmung des Künstlers fördert.

Alwin Dreßler:

Zehn Millionen Sternschnuppen und Meteore an einem Tage

Man hat als Laie schon viel von Sternschnuppen und Meteoren gehört, ohne recht zu wissen, welcher Unterschied zwischen beiden Himmelserscheinungen besteht. Beide sind sogenannte Brosamen der Weltmaterie, zum Teil zurückgebliebene Reste ehemaliger Weltkörper, hauptsächlich aufgelöster Kometen. Sie fliegen oft in größeren Gemeinschaften, zu Millionen an der Zahl, als blinde Passagiere durch den Weltraum und werden, sobald sie in den Anziehungsbereich der Erde gelangen, von ihr angezogen und zum Niedergehen gezwungen.

Die Sternschnuppen sind staubähnliche Gebilde, die durch den reibenden Widerstand unserer Atmosphäre erhitzt werden und als leuchtendes Phänomen herabgleiten. Häufig läßt sich ein glühender Streifen am Himmel erkennen, der die Bahn der niedergehenden Sternschnuppe oder des in der Luft sich auflösenden Meteors kennzeichnet. Diese Streifen bestehen aus kleinsten glühenden Staubpartikelchen, die als „kosmischer Staub" zur Erde fallen. Ein solcher Staubregen findet auch bei Tage ununterbrochen statt; seine Spur läßt sich besonders in den weiten Schneefeldern Grönlands und den Polgebieten nachweisen. Man bemerkt dort, daß die Schneeflächen oft rostgelb gefärbt sind.



Der Reichsjugendführer Baldur v. Schirach mit Generaldirektor Reemtsma, dem Chef der bekannten Zigarettenfirma.

Nach Beobachtungen und Berechnungen durchkreuzen täglich mindestens zehn Millionen Meteore und Sternschnuppen unsere Atmosphäre, doch nur selten liest man in den Zeitungen vom Niedersturz eines großen Meteorites. Immerhin zeigt die Statistik aus alter und neuer Zeit, daß Meteorfälle durchaus keine Seltenheit sind, und daß zuweilen ganz gewaltige stein- und eisenhaltige Blöcke vom Himmel stürzen. Einer der größten bisher aufgefundenen Meteorblöcke ist der in Tucuman in Argentinien im Gewicht von 15 000 Kilogramm. An verschiedenen Orten der Erde hat man Spuren von Riesenmeteoren gefunden, deren Einschlagtrichter oft einen Durchmesser von tausend Meter und mehr haben. Das beweist, daß zuweilen Blöcke von ganz gewaltigen Dimensionen vom Himmel fallen, und es mag lediglich an dem Grad der Erhitzung und an der Beschaffenheit des Meteors liegen, ob es durch den Reibungswiderstand der Luft in gewisser Höhe zerplatzt oder als ganze Masse den Erdboden erreicht. So befindet sich in Arizona der größte Meteoreinschlag aus vorgeschichtlicher Zeit. Die Hauptmasse dieses Meteors hat sich 400 Meter tief in den Boden eingewühlt und bildet einen Krater von über einen Kilometer im Durchmesser und 170 Meter Tiefe.

Riesenmeteore von vielen Tausenden Kilogramm Gewicht stürzten schon häufig auf die Erde nieder oder zerplatzten mit donnerartigem Getöse in der Luft, um als „Steinregen" herabzufallen. Im Jahre 1803 fiel in Aigle in Frankreich ein Steinregen von insgesamt 3000 Steinen über eine Fläche von etwa zehn Quadratkilometer herab. Man sah eine dunkle Wolke, die sich rasch am Himmel fortbewegte und unter donnerartiger Detonation zerteilte. Häuser stürzten ein, und das Getöse der Katastrophe war bis zu einem Umkreis von 130 Kilometer hörbar. Im Jahre 1908 stürzten bei Stannern in Tirol etwa 150—200 Steine zur Erde nieder. Ein anderer Steinregen ereignete sich im Jahre 1868 zu Pultusk in Polen, wo die heftigen Schallerscheinungen mehrere Minuten anhielten und während der Hauptdetonation zu einem grauenhaften Getöse anschwollen. Erwähnenswert ist noch der große Steinregen zu Madrid am 10 Februar 1896, bei dem sich die Hauptmasse des Meteors in Staub und Gas verwandelte. Millionen Fensterscheiben wurden zertrümmert, und der Bevölkerung bemächtigte sich eine entsetzliche Panik.

Auch aus neuerer Zeit liegen zahlreiche Meldungen über Meteorfälle vor. Am 1. August 1907 wurde der zwischen London und Boston verkehrende Frachtdampfer „Cambrian" von einem Meteor beinahe getroffen, das unter einer die Sonnenhelligkeit übertreffenden Lichtentfaltung und unter ungeheurem brüllendem Getöse unmittelbar über das Schiff hinwegflog und einige Meilen entfernt ins Meer stürzte. Eine riesige Welle riß den Dampfer empor der jedoch wie durch ein Wunder ohne Schaden davonkam. Ein anderes englisches Schiff, die „Eclipse", wurde im Stillen Ozean von einem herabfallenden Meteor gestreift und dabei so schwer beschädigt, daß es in sinkendem Zustand von seiner Mannschaft verlassen werden mußte. Im Jahre 1908 ging ein Riesenmeteor in der Waldwildnis des östlichen Sibiriens nieder, dessen Katastrophen-Auswirkung auf Tausende von Kilometern hinaus spürbar war. Mehr als 2000 Kilometer weit hörte man den grollenden Donner des Einschlages, und das Barometer gab noch an der Küste Großbritanniens Kunde von der Erschütterung, in die das Meteor die Atmosphäre versetzt hatte. Eine Millionenstadt hätte von der Wucht des Einschlages und dem ungeheuren Luftdruck völlig vernichtet werden können wenn die Katastrophe nicht durch eine glückliche Fügung in einem völlig unbewohnten Landstrich eingetreten wäre. Die dadurch hervorgerufenen Gase und Staubmassen, die eine Art Dämmerung verursachten, waren auf Tausende von Kilometern bemerkbar.

Im April 1930 stürzte an der deutschen Nordseeküste in der Nähe der dänischen Grenze ein riesiger Meteorstein ab. Der Meteorit erschien am nördlichen Himmel und nahm innerhalb kürzester Zeit fast die sichtbare Größe des Mondes ein. Mit feurigem Schweif glitt das Meteor dahin, um in einer Entfernung von einigen Kilometern von der Küste entfernt ins Meer zu stürzen. Eine Stunde nach diesem Vorfall wurde das Küstengebiet von einer großen Flutwelle heimgesucht, die mit dem Meteorsturz in Zusammenhang gebracht wurde. Im Januar 1931 wurde das Städtchen Cobres in der Provinz Tarapaca (Kordilleren) von einem Erdbeben überrascht, das von einer Meteorkatastrophe begleitet war. Die Panik wurde unter den Bewohnern dadurch gesteigert, daß, wie berichtet wurde, ein Steinregen und ein Strom kochenden Wassers über die Stadt hereinbrach. Am 19. Juli 1932 wurden frühmorgens die Einwohner Heidelbergs durch einen lauten Knall aus dem Schlafe geschreckt. Das Meteor hatte den Himmel für einige Momente vollkommen erhellt und explodierte in einer Höhe von etwa 30 Kilometer über dem Edenkobener Tal. Ein Viehhändler, der sich auf der Landstraße nach Neustadt befand, wurde von dem Luftdruck zu Boden geworfen und verletzt. Das Meteor wurde als eine feurige Kugel mit langem Schweif geschildert. Spuren konnten bis jetzt nicht gefunden werden.

Im allgemeinen hören sich die Meteorkatastrophen entsetzlicher an, als sie in den meisten Fällen ausgehen. Das im Vogelsberg vor einigen Jahren niedergegangene Meteor zeigte ein weithin leuchtendes Licht und sauste in fast senkrechter Flugbahn mit einem dumpfen Geräusch vom Himmel herab, sprühende Funken hinter sich lassend. Aus dem Kreise Bern wurde seinerzeit gemeldet, daß in Ulmitz ein Meteor dicht vor einem Hause niederstürzte. Man beobachtete zunächst ein starkes Aufleuchten am Himmel, dem ein donnerähnliches Rollen folgte. Nach einer Blättermeldung aus Lemberg fiel vor zwei Jahren in der Nähe der Stadt Mohilew in Podolien ein Meteor hernieder. Das Volk floh aus den Wohnstätten und glaubte, das Ende der Welt sei gekommen. Viele Leute knieten in den Straßen und beteten.

Weit harmloser als Meteore und Steinregen sind die aufleuchtenden Sternschnuppen, die besonders in den klaren Herbstnächten sehr zahlreich in Erscheinung treten. Es ist der Wissenschaft bekannt, daß es Sternschnuppenschwärme gibt, die in elliptischer Bahn um die Sonne kreisen, wobei sie in regelmäßigen Zeitabschnitten mit der Erde in Berührung kommen. Ein solcher Sternschnuppenschwarm sind die „Leoniden", die nach wissenschaftlicher Ansicht ehemalige Bestandteile des Tempelschen Kometen sind und alle 33 1/3 Jahre einmal die Sonne umkreisen. Um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts wurde dieses kosmische Phänomen erstmalig authentisch der Wissenschaft vermittelt. Alexander von Humboldt beobachtete den Leonidenschwarm im Jahre 1799 in Südamerika und berichtete hierüber, daß „kein Stück am Himmel so groß

(Schluß auf Seite 1271.)

Dipl.-Ing. Walter Orth:

Vorsicht! Sprengung!

Was der Laie von den Sprengstoffen wissen soll

Explosivstoffe sind, chemisch ausgedrückt, bestimmte Körper oder Gemische von solchen, welche sich infolge eines äußeren Anstoßes zu neuen Stoffen umsetzen, die zum größten Teil gasförmig sind. Diese Umwandlungsprodukte nehmen natürlich infolge ihrer gasartigen Natur einen viel größeren Raum ein, so daß sie in der Lage sind, große mechanische Kraftäußerungen hervorzubringen. Man verlangt von einem Sprengstoff, daß er mit sehr großer Geschwindigkeit verbrennt, daß er sehr große Mengen an gas- oder dampfförmigen Produkten entwickeln soll, und daß der Explosionsvorgang unter starker Wärmeentwicklung verläuft. Die Zeitdauer der Explosion ist immer sehr kurz, jedoch bei den verschiedenen Sprengstoffen sehr verschieden. Demnach läßt sich unterscheiden zwischen brisanten oder eigentlichen Sprengstoffen und sogenannten Schieß- oder Treibmitteln, bei denen die Verbrennung relativ langsam erfolgt.

Die Auslösung einer Explosion kann durch Erhitzung, Entzündung oder schon durch Stoß erfolgen. Es ist nicht immer notwendig, daß ein Stoff spontan verbrennt, sondern es kann die Geschwindigkeit, mit welcher die bei der Verbrennung freiwerdende Wärme auf die vorhandene Stoffmenge übertragen wird, so langsam sein, daß keine Explosion, sondern nur ein Abbrennen eintritt. Bei Sprengstoffen von geeigneter chemischer und physikalischer Beschaffenheit und bei erheblichem Gasdruck, wie er in Schießwaffen und Bohrlöchern auftritt, erfolgt die Verbrennung immer explosionsartig rasch. Die Arbeitsleistung eines verbrennenden Sprengstoffes ergibt sich aus dem ungeheuren Druck, die die in kurzer Zeit entstandenen Explosionsgase im kleinen Explosionsraum ausüben. So beträgt der Druck, den 10 kg Pikrinsäure auf die Wände eines Raumes von 1 cbm bei Explosion ausübt, nahezu 90 kg pro Quadratzentimeter. Der sogenannte Initialimpuls, also der äußere Anstoß zum explosiven Zerfall eines Sprengstoffes, wird in der Technik je nach Art des Explosivstoffes durch elektrische Funken- oder Glühzündung, Schlag- und Stoßzündung, Flammenzündung (Zündschnur), besonders aber mittels mit Knallquecksilber gefüllten Sprengkapseln gegeben Nicht jeder Explosivstoff spricht auf diesen Initialimpuls gleichmäßig an. Die sogenannte Sensibilität ist sehr verschieden. Viele chemische Verbindungen können wegen ihrer äußerst großen Sensibilität gar nicht praktisch verwendet werden, während andere wiederum nur durch die stärksten Impulse zur Explosion gebracht werden können. Die Sensibilität kann durch Zusätze harter, kantiger Stoffe vermindert werden. Derartige Stoffe sind z. B. Sand, Glaspulver und besonders der Kieselgur, ein Mittel, das bei der Stabilisierung von Nitroglyzerin eine große Rolle spielt (Dynamit).

Der älteste Explosivstoff ist das Schwarzpulver, das seinen Namen nach dem Freiburger Mönch Berthold Schwarz, dem angeblichen Erfinder, erhalten hatte. Nachgewiesenermaßen wurde aber das Schwarzpulver bereits viel früher von Marcus Graecus, Roger Bacon und Albertus Magnus gekannt. Das Schwarzpulver besteht aus Holzkohle, Schwefel und Kalisalpeter. Die Mischung der drei Bestandteile muß sehr fein sein und nachher einer für die Verwendung als Schießmittel notwendigen Dichtung und Körnung unterzogen werden. Dem Schwarzpulver dürfte man wohl schon mehr historisches Interesse zuschreiben.

Wohl das bekannteste Sprengmittel ist das Nitroglyzerin oder Sprengöl, das durch Alfred Nobel in Form des Dynamits in die Sprengtechnik eingeführt wurde. Nitroglyzerin wird hergestellt, indem man reines Glyzerin in einem dünnen Strahle in ein Gemisch von konzentrierter Salpetersäure und konzentrierter Schwefelsäure, sogenannte Nitriersäure, einfließen läßt. Es ist eine ölige Flüssigkeit von gelblicher Färbung und süßlichem Geschmack. Es ist giftig und seine Dämpfe erzeugen eingeatmet Kopfweh und Schwindel Bei Erhitzung auf 270 Grad tritt Explosion ein. Gegen Schlag oder Stoß ist es äußerst empfindlich, so daß es in der öligen Form wegen dieser Eigenschaft nicht verwendet werden kann. Als hervorragendes Mittel zur Desensibilisierung erwies sich Kieselgur oder Infusorienerde, die übriggebliebenen Panzer von abgestorbenen kleinen Tieren, den Diatomeen. Dieser Kieselgur vermag das Dreifache seines Gewichtes an Nitroglyzerin aufzusaugen und damit eine knetbare Masse zu bilden. In dieser Form wird das Sprengöl als Dynamit bezeichnet. Auch andere Stoffe wurden an Stelle des Kieselgurs mit Erfolg verwendet. Dynamit läßt sich ohne Gefahr transportieren. An einer Flamme entzündet, brennt es ohne Explosion ab. Der Explosionsimpuls wird durch eine Knallquecksilberkapsel gegeben.

Ein Vertreter der Dynamite mit wirksamer Beimischung ist die von Nobel eingeführte Sprenggelatine. Durch ausgedehnte Versuche zeigte sich, daß das Nitroglyzerin mit Kollodiumwolle, einem durch Behandlung von Zellulose mit Nitriersäure erhaltenem Produkt, ein Präparat von gelatineartiger Beschaffenheit liefert, das gegen mechanische Einwirkung noch unempfindlicher als Gurdynamit ist. Außerdem ist die Sprenggelatine unempfindlich gegen Feuchtigkeit und deshalb mit Erfolg bei Sprengungen in nassen Gruben und unter Wasser anwendbar. In ihrer Wirkung abgeschwächte Sprenggelatinen heißen Gelatinedynamite Ihre Herstellung erfolgt durch Zusatz von Mehl oder Holzmehl mit Salpeter zu Sprenggelatine. Produkte äußerst hoher Sprengkraft sind die Ammonsprenggelatinen, sehr nahe den Gelatinedynamiten verwandt

Unsere Schießbaumwolle entsteht dadurch, daß gereinigte und entfettete Baumwolle oder Holzzellulose mit Nitriersäure behandelt wird. Dabei bilden sich verschieden stark nitrierte Produkte, die je nach dem Gehalt an Stickstoff als Kollodiumwolle oder Schießbaumwolle bezeichnet werden. Für sich allein wird die Schießbaumwolle in gepreßtem Zustand zur Füllung von Torpedos und Granaten benutzt.

Die für militärische Zwecke jetzt allgemein verwendeten rauchlosen Pulver zeichnen sich dadurch aus, daß sie bei der Verbrennung keine festen Rückstände, also keinen Rauch liefern. Die Grundlage bildet die gelatinierte Nitrozellulose Die Gelatinierung erfolgt durch Azeton oder Essigäther. Hierher gehört auch der von Nobel eingeführte Ballistit, der aus Nitrozellulose und Nitroglyzerin hergestellt wird. Kampferzusatz kann die Brisanz regulieren. Verwandte Sprengstoffe sind der in Italien gebrauchte Filit und der in England bekannte Kordit. Durch Anwendung hoher Temperaturen und hohen Druckes ist es auch gelungen, Nitroglyzerin-Nitrozellulosepulver ohne Anwendung eines Lösungsmittels herzustellen. Rauchlose Pulver erhalten je nach Verwendung Blättchen-, Körner-, Strang- oder Röhrenform. Auch Spiralen- oder Streifenform mit kammartigen Einschnitten sind nicht selten.

Von äußerst großer Bedeutung sind die sogenannten Sicherheitssprengstoffe. Diese sollen besonders im Bergbauwesen Verwendung finden, wo das Leben der Arbeiter durch die schlagenden Wetter gefährdet ist. Um die Entzündungsmöglichkeit dieser gefährlichen Gemische von Grubengas und Luft durch Sprengungen möglichst auszuschließen, verwendet man die Sicherheitssprengstoffe. Diese zeichnen sich dadurch aus, daß sie bei der Explosion einen kleinen Gasdruck liefern. Außerdem ist die Schlagwettersicherheit der Sprengstoffe um so größer, je geringer die entwickelte Wärmemenge, die Flammenlänge und die Flammendauer sind. Diese Eigenschaften dürfen eine gewisse obere Grenze nicht überschreiten. Von diesen Explosivstoffen seien erwähnt Westfalit, Roburit, Dahmenit, Donarit, Ammonkarbonit u. a Sie enthalten die verschiedensten Stoffe wie Ammoniumnitrat, Nitroglyzerin, Kollodiumwolle, Sprenggelatine, übermangansaures Kali, Kaliumnitrat, Aluminium usw.

Eine wichtige Stellung in der Reihe der Sprengstoffe nehmen die Stoffe ein, die durch Behandlung von Benzol oder Benzolverwandten mit Salpetersäure und Schwefelsäure entstehen. So entsteht z. B. die immer noch verwendete Pikrinsäure dadurch, daß man die in der Medizin bekannte Karbolsäure zuerst mit Schwefelsäure und dann mit Salpetersäure behandelt Sie bildet gelbe nadelförmige Kristalle, die bei plötzlichem Erhitzen, besonders in Gegenwart von sauerstoffhaltigen Stoffen äußerst heftig explodiert. Der Pikrinsäure chemisch verwandte Stoffe sind die als Explosivstoffe verwendeten Verbindungen Trinitrokresol (Kresylit), das Ammoniumsalz desselben, das in der österreichischen Armee verwendete Ekrasit. Außerdem gehören hierher Triplastit, Trotyl, Trinol, Tolite und Trilit Auch Tetralit, Hellhoffit, Panklastit und Rackarock dürften bekannte Sprengstoffe sein

Neben den Ammoniumsprengstoffen hat sich die flüssige Luft eine hohe Stellung in der Sprengstoffindustrie gesichert. Durch Mischung derselben mit Korkmehl, Holzkohlenpulver, Sägemehl, Watte, lassen sich mehr wirksame Kombinationen herstellen. Dabei bieten derartige Sprengmittel den Vorteil, daß sie erst am Verwendungsort zusammengemischt werden können, daß die Komponenten, die isoliert transportiert werden, keinerlei Explosivwirkung zeigen. Die flüssige Luft wird in doppelwandigen Gefäßen aus Messing versandt und aufbewahrt. Sie enthält zirka 95 Prozent Sauerstoff, auf dessen Anwesenheit ihre zur Explosion anregende Wirkung beruht. An der Gebrauchsstelle werden die in Papierhülsen befindlichen obengenannten Stoffe in die flüssige Luft getaucht und nach 2 Minuten sind die Patronen gebrauchsfertig Die Zündung erfolgt elektrisch oder durch Zündschnur. Bei Verwendung von 12 kg Holzkohlenpulver würden 22 400 Liter Gas entstehen, wobei aber die Zunahme des Gasraumes durch die entstandene Temperatur noch nicht berücksichtigt ist. Dieses sogenannte Oxyliquitverfahren hat sich im Bergbau sowie im Minenkrieg sehr gut bewährt.

Der Zweck der vorliegenden Ausführungen war, dem Laien ein Bild von der Vielseitigkeit des Sprengstoffwesens zu geben, ihn mit den wichtigsten Sprengmitteln und ihren Eigenschaften bekannt zu machen. Denn nur in der Hand eines Verständigen kann ein Sprengstoff gefahrlos gehandhabt werden.


EXTRA MILD
SALEM GOLD
EXTRA MILD
ORIENTALISCHE TABAK- UND CIGARETTENFA-BRIK „YENIDZE“
SALEM
GOLD Nº3½
DRESDEN

Der Sängerknabe von St. Stephan

„Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen."

Goldig lachte die wärmende Sonne vom strahlendblauen Himmel und tauchte das junge, treibende Grün der Wiesen und Fluren, Bäume und Sträucher sowie die Menschenkinder in ihr belebendes Geleuchte.

Besonders schön war es in dieser Zeit in dem herrlichen Schönbrunn, dem kaiserlichen Lustschloß zu Wien.

Das Schloß selbst war freilich erst im Bau. aber im Park lockten die Amseln, schlugen die Finken, sangen die Meisen und lachten und tollten ein paar wilde Knaben. Keine junge Prinzen, o nein, Sängerknaben von St. Stephan, die unter dem strengen Chorregenten Reutter das ganze Jahr hindurch gar harte Zucht erfuhren.

Für den hohen Feiertag jedoch waren sie an den Hof „ausgeliehen" worden, um in der Schloßkirche von Schönbrunn beim feierlichen Hochamt zu singen, was ihnen auch sehr wohl gelungen war.

Jetzt war es allerdings kein Wunder, wenn sie sich nach dem langen Lernen und Stubenhocken mit allem jugendlichen Übermut austoben wollten, wenn der kaiserliche Schloßpark trotz all seinen verlockenden Hainen und Rasen auch gerade nicht der richtige Ort dazu war.

Aber schließlich hatten es ja die Buben auch gar nicht so sehr auf den Park selbst abgesehen; es lockte sie vielmehr das Baugerüst, das das fast ganz im Bau vollendete Lustschloß noch umgab.

Hei, war das eine Lust, auf den Leitern und Brettern mit waghalsigem Mute herumzuklettern, da einen Pfosten zu erklimmen, dort an den Sprossen nach Herzenslust zu schaukeln, und kein Wunder war es, daß es bei diesen Kunststückchen nicht gerade sehr leise zuging.

Am lautesten und ungestümsten von den Knaben benahm sich der dreizehnjährige Joseph Haydn

Der Lärm ward immer ärger und störender; Kaiserin Maria Theresia runzelte ihre edle Stirn und trat ans Fenster.

Eine Zeitlang sah sie dem übermütigen Treiben der Jungen zu. Dann, als sie den Hauptruhestörer herausgefunden, gab sie einem Diener den Befehl, hinunterzugehen und dem Jungen dort — sie deutete auf Haydn — einen „rezenten Schilling aufzumessen", auf daß das Spektakel ein Ende nehme.

Geflissentlich ward der Befehl der hohen Frau ausgeführt.

*

Indessen waren viele Jahre vorübergegangen, und aus dem kleinen Sängerknaben von einst war der große Komponist geworden, dessen Name in dem Buche der Unsterblichen verzeichnet stehen sollte.

Zwar hatte er auch mit viel Not und Sorge zu kämpfen

gehabt, besonders als seine Stimme mutierte und Reutter ihn als Sängerknaben nicht mehr gebrauchen konnte.

Reutter war damals herzlich froh gewesen, daß Haydn einem vor ihm sitzenden Mitschüler den Zopf abschnitt; so hatte er wenigstens einen Vorwand, den unnützen Kostgänger loszuweiden: „Da hilft nichts, du wirst zuerst geprügelt, und dann marsch!"

Ja, damals wäre der Siebzehnjährige, der verzweifelt, ohne Zuflucht und Obdach durch die Straßen von Wien irrte, bestimmt verhungert und elend umgekommen, wenn sich nicht der Tenorist des Michaeler Kirchenchores, Spangler, seiner erbarmt und ihn in sein selbst so ärmliches Haus aufgenommen hätte.

Harte Jahre hatte Haydn nun durchzumachen; gar kümmerlich nur vermochte er durch Stundengeben, gelegentliches Mitwirken bei Konzerten usw. seinen Unterhalt zu bestreiten.

Endlich, nach vielen Irrfahrten, lachte auch ihm das Glück. Fürst Paul Anton Esterhazy, der ihn schon als jungen, halbverhungerten Menschen bei Spangler gekannt hatte, da er mit seiner Mutter gleichfalls zu jener Zeit im Michaeler-Hause gewohnt, nahm den nun Achtundzwanzigjährigen, der sich schon durch zahlreiche Kompositionen hervorgetan hatte, als Kapellmeister in seine Dienste.

Nun hatten alle Sorgen für Haydn mit einem Schlage ein Ende. Dreißig Jahre lang sollte er als gutbesoldeter Musiker an der Spitze einer erlesenen Kapelle stehen, derselben durch seine in unerschöpflicher Fülle hervorquellenden Kompositionen Weltruf und Glanz verleihen.

Im märchengleichen Wunderbau des Schlosses Esterhaz, am Südende des Neusiedler Sees, in stimmungsvoller Einsamkeit, hauste Haydn mit seinen Musikern, erfreute seinen Fürsten bei allen möglichen Anlässen mit glänzenden Opern und Konzertstücken und lockte durch die Gewalt seiner Töne eine beträchtliche Zahl von hohen Persönlichkeiten in seinen Bannkreis.

Im Herbst des Jahres 1773 kam auch die Monarchin Maria Theresia nach Esterhaz. Sie hatte gesagt: „Wenn ich gute Opern hören will, gehe ich nach Esterhaz!"

Ihr zu Ehren schrieb Haydn die Symphonie „Maria Theresia", die mit großem Erfolg aufgeführt wurde.

Der Fürst war über den hohen Besuch über die Maßen beglückt. Feste von beispielloser Großartigkeit wechselten ununterbrochen miteinander. Der Löwenanteil daran gebührte der Musik und an dieser wieder dem großen Klangschöpfer und Tonheros Haydn.

Lebhaft beglückwünschte ihn die Kaiserin. Der Komponist aber verfehlte nicht, die hohe Frau an den verschriebenen „rezenten Schilling" von einst zu erinnern, worauf Maria Theresia lachend erwiderte:

„Sieht Er, lieber Haydn, der Schilling hat doch seine guten Früchte getragen."

Ehe die Kaiserin abreiste, überreichte sie dem vortrefflichen Kapellmeister noch eine kostbare, mit Dukaten gefüllte Tabatiere Haydn konnte zufrieden sein.

Es war, als ob die hohe Frau all das Sonnengold jenes lachenden Pfingsttages in dieser Dose aufbewahrt hätte, um es ihm, den sie einst an diesem Tage hatte züchtigen lassen, zu doppelter, bleibender Freude zu verehren.

Grete Schoeppl.

Wie der faschistische Staat jugendliche Kriminalität bekämpft

Die tiefgreifende Veränderung, die der faschistische Staat auf allen Gebieten des sozialen und politischen Lebens in Italien vorgenommen hat, spiegelt sich auch in allen Zweigen der Rechtspflege wieder. Durch die Schaffung eines neuen Strafrechts (Codice Penale 1931) und einer entsprechenden Strafvollziehungsordnung (Codice di procedura penale) wurde nicht nur eine neue faschistische Strafnorm geschaffen, sondern auch gleichzeitig Vorkehrungen getroffen, um den Straftaten selbst vorzubeugen.

Wie bei allen seinen Aufbauarbeiten, so beginnt auch hier der Faschismus bei der Jugend, der Trägerin des Staates von morgen.

Der heute außer Zweifel stehende Zusammenhang von Kriminalität, von physischen, organischen und funktionellen Voraussetzungen, führte zwangsläufig zu einer betonten physischen Ausbildung auf breitester Basis unter direkter Leitung und Kontrolle des faschistischen Staates. Daß diese physische Erziehung der Jugend nur primäre Voraussetzung ist und bleibt und erst in Verbindung mit einer entsprechenden psychisch-moralischen Massenerziehung zufriedenstellende Ergebnisse zeitigen kann, ist selbstverständlich. Der italienische Gesamtplan realisiert aber keine ärztlichen Experimente, sondern beschränkt sich eben nur auf die physisch-moralische Erziehung. Hier sind natürlich die Fälle ausgeschlossen, wo körperliche Anomalien eine gesonderte Einzelbehandlung verlangen.

Die erzieherisch vorbeugende Arbeit des faschistischen Staates erstreckt sich auf:

a) Kinder, die ohne moralischen und erzieherischen Rückhalt bei der eigenen Familie dastehen und somit jedem schlechten äußeren Einfluß preisgegeben sind.

b) Jugendliche, die irgend schon einmal straffällig geworden sind, und zwar vom 18 bis 21. Lebensjahr.

Die Rettung der meisten dieser Kinder, die ohne moralisch-erzieherischen Rückhalt auf der Straße aufwachsen, hängt nach faschistischer Auffassung hauptsächlich davon ab, daß man diese Jugendlichen aus ihrem Milieu heraushebt und ihnen die fehlende gute Erziehung zuteil werden läßt; eine Aufgabe, die der Staat nur in Gemeinschaft mit privater Initiative zu lösen vermag.

Es handelt sich daher in keinem Fall um irgendeine Polizeiaktion, sondern um eine tief faschistisch empfundene soziale Hilfeleistung, die von der Verantwortung gegenüber der nächsten Generation getragen wird. Die Erfahrungen, die man hier mit verwahrlosten Kindern machte, sind als Anfangserfolg zufriedenstellend; ist es doch gelungen, zwei Drittel dieser Kinder zu einwandfreien Menschen ohne die geringste kriminelle Neigung heranzuziehen. Der anfängliche Aufenthalt im Waisen- oder Erziehungsheim ist denn auch nur Übergangsstadium, denn so schnell wie möglich werden die Kinder Arbeitsstätten oder Familien zugeführt, über deren moralische Qualitäten keine Zweifel bestehen. Die Eltern jedoch, die sich in keiner Weise um die Erziehung kümmern, und deren moralische Führung sie als Erzieher ungeeignet und verderbend erscheinen läßt, werden durch den zuständigen Bürgermeister ihrer Verantwortung enthoben.

Ein dauernd unbeaufsichtigtes Kind oder Jugendlicher unterliegt als natürliche Folge der Umgebung, dem Vagabundentum in seinen verschiedenen Spielarten. Kleinere und größere Diebstähle sind nur die logische Weiterleitung der begonnenen Entwicklung. Derartige Voraussetzungen zu unterbinden, kann nur im Machtbereich des Staates liegen.

Entsprechend den Richtlinien Mussolinis, hat der italienische Justizminister Ausführungsbestimmungen erlassen, die nicht nur kalte, festliegende Normen darstellen, sondern jederzeit, entsprechend den Bedürfnissen, Korrekturen und Reformen zulassen.

Die Erziehungsarbeit wird hauptsächlich durch die grandios organisierten faschistischen Jugendverbände durchgeführt, wie die „Balilla", den „Avanguardisti", den „Piccolo Italiane" und den „Giovane Italiane". Selbstredend vollzieht sich diese Arbeit in engstem Zusammenwirken von Justizbehörden, die besonders auch für den Strafvollzug verantwortlich sind, soweit Straffällige in Betracht kommen.

Nachdem man Hunderten von moralisch verlassenen Kindern die physische Grundlage eines neuen Lebens gegeben hat, erfolgt die systematische Erziehung im faschistischen Sinne.

J. A.

Glossen der Woche



„Gottlieb, fahr' ihn zusammen! Wir haben doch freie Passage!"

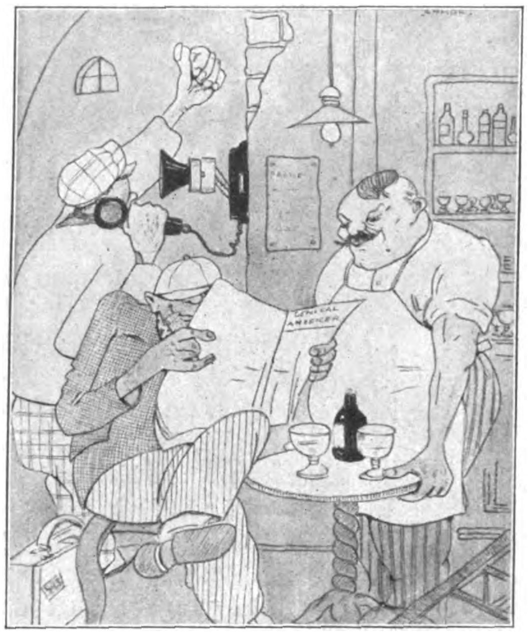
Es tutet sich was in Prag.

„Wahrlich, unsere Väter haben dereinst mit Posaunen Stadtmauern umgelegt. Warum sollten wir nicht mit Posaunen Boykottmauern aufrichten können?" Also sprachen die vom Stamme der Revisionisten beim Zionistenkongreß und tuteten mit viel Geschrei und gar grimmiglich auf — Kindertrompeten.

*

Zur praktischen Verwendung vorzubereiten.

Interventionen zugunsten „besserer" Schutzhäftlinge dürfen dimensional den Durchmesser eines gewöhnlichen Papierkorbes nicht überschreiten. Ausnahmen sind zulässig, wenn das Papier nur einseitig beschrieben und zweckentsprechend perforiert ist. Huzli Puzli.



Verletzter Künstlerstolz.

„Is dort die Redakzjohn vom Jeneralanzeiger? Ja? Sahrensema, Mensch, Sie sin ja wohl brustkrank im Kopp? Wat schreiben Se denn da von dem Bankeinbruch, eine janze Kolonne von mindestens zehn Mann hätte jearbeitet — zwo Männecken warn wa, daß Se Bescheid wissen, Sie dammlicher Lulatsch — — —!"



„Det is aba ne komische Jeschichte, ha 'ck da 'n Rückwärtsjang drin, fahrn tun wa aba seitwärts!"

Eine andere Lesart.

Die französische Regierung hat auf ernstliche Vorstellungen ihres verdienten Ministers Baugoin die Aufstellung einer neuen Kolonialarmee in Französisch-Donau endgültig angeordnet, nachdem die erforderlichen Geldmittel bereits seit längerem bereitgestellt waren.

*

Humane Perspektiven.

Nachdem die Vivisektion in Deutschland verboten ist, mehren sich die Hoffnungen des Auslandes, daß jetzt auch die Greuelopfer nicht mehr lebendig zerschnitten über die Grenze gejagt werden.



„Ottilie, halt' den Schirm über'n Reisekoffer, der Regen wischt uns ja die ganzen Hotelzettel 'runter!"



„Einen Sardinenpacker könnte ich noch gebrauchen, aber nur mit entsprechender Vorbildung!"
„Hab' ich, von meinem letzten Beruf, ich war Straßenbahnschaffner!"



„Donnerwetter, wüßte ich, daß da unter den Wolken kein Wasser wäre, dann würde ich abspringen!"

DER LONDONER BOBBY IM ZWEIFEL



„Hallo, eine ganze Bande von Einbrechern — —!!"
„Mensch, laß' sie laufen! Vielleicht sind's doch bloß die Zeugen für den Reichstagsbrandprozeß, die das belastende Material beischleppen . . ."

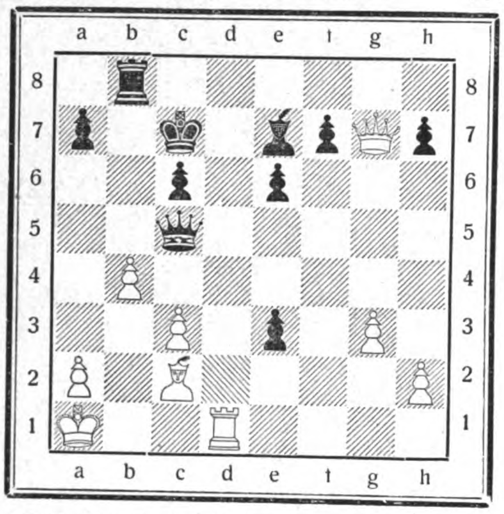
SCHACHECKE

Die mit dem 1. Schönheitspreis ausgezeichnete Partie aus dem „Bayerischen Schachkongreß 1932/33":

Weiß: Bacher — Schwarz: H. Zollner

Sizilianische Verteidigung.

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	c7—c5	15.	0—0—0	0—0—0
2.	Sg1—f3	Sb8—c6	16.	Se4×f6	Db6×f2!
3.	d2—d4	c5×d4	17.	Lf1—a6†	Kc8—c7
4.	Sf3×d4	Sg8—f6	18.	Sf6×d7	Df2—f4†!
5.	Sb1—c3	d7—d6	19.	Kc1—b1	Td8—d7
6.	Lc1—g5[1]	e7—e6	20.	Td1—Td7†	K×d7
7.	Sd4×c6	b7×c6	21.	Th1—d1†	Kd7—c7
8.	e4—e5	d6×e5	22.	g2—g3?[4]	Df4—f5†
9.	Dd1—f3	Lc8—d7	23.	La6—d3	e5—e4
10.	Sc3—e4	Lf8—b4†![2]	24.	Td1—f1	Df5—d5
11.	c2—c3	Lb4—e7	25.	Ld3—c2	e4—e3
12.	Lg5×f6	g7×f6	26.	Tf1—d1	Dd5—c5
13.	Df3—g3[3]	Dd8—b6	27.	b2—b4[5]	Tf8—b8!
14.	Dg3—g7	Th8—f8	28.	Kb1—a1	....



Weiß: Ka1, Dg7, Td1, Lc2, Ba2, b4, c3, g3, h2.
Schwarz: Kc7, Dc5, Tb8, Le7, Ba7, c6, e3, e6, f7, h7.
Schwarz zieht und gewinnt.

28.	....	Tb8—g8!!![6]
29.	Dg7×Tg8	Dc5×c3†
30.	Ka1—b1	Le7—f6!
31.	Td1—d7†[7]	Kc7×d7
32.	Dg8×f7†	Kd7—d8
33.	Df7—f8†	Kd8—c7
34.	Df8—f7†	Kc7—b6
35.	Kb1—c1	e3—e2

Aufgegeben.

[1] Dieser Zug leitet das sog. Richter-Gambit ein, das vor einem Jahre sehr zur Debatte stand.
[2] Sehr stark! Schwarz provoziert die Auflockerung des weißen Damenflügels, die sich später sehr unangenehm bemerkbar macht.
[3] Weiß vertrödelt Zeit. 0—0—0 war angebracht.
[4] Weiß mußte mit Dg7×h7 auf Remis spielen.
[5] Der Plan des Weißen ist, der schwarzen Dame die kritischen Felder d4 und e5 zu nehmen.
[6] Ein Problemzug, ein Problemzug, aber doch bei genauer Betrachtung die Folge eines konsequenten Planes, die kritischen Felder e5 und d4 zu behaupten.

Partie

Gespielt beim Hollandturnier in Scheveningen 1923

Weiß: Maróczy — Schwarz: Dr. Olland

1.	Sg1—f3	Sg8—f6
2.	d2—d4	d7—d5
3.	c2—c4	e7—e6
4.	Sb1—c3	Lf8—e7
5.	Lc1—g5	Sb8—d7
6.	e2—e3	0—0
7.	Ta1—c1	b7—b6

Diese früher sehr beliebte Verteidigung ist in neuester Zeit ganz aus der Mode gekommen.

8. c4×d5 — e6×d5
9. Lf1—d3 — ....

Der moderne Zug ist 9. Lf1—b5. Gegen 9. Dd1—a4 kann sich Schwarz mit c7—c5! ausreichend verteidigen.

9. .... — Lc8—b7
10. 0—0 — Tf8—e8
11. Ld3—b5 — ....

Dieser Zug ist nun stärker als früher, da Schwarz den Punkt f7 geschwächt hat.

11. .... — a7—a6
12. Lb5—a4 — b6—b5
13. La4—c2 — Sf6—e4

Ganz nach Wunsch des Weißen gespielt.

14. Lg5×e7 — Dd8×e7

Etwas besser war Te8×e7.

15. Lc2—b3 — ....

Die scheinbaren Tempoverluste sind durch die entstandene Schwäche auf c7 mehr als genügend ausgeglichen.

15. .... — Sd7—b6
16. Sc3×e4 — d5×e4
17. Sf3—e5 — ....

Schwarz hat lauter Zwangszüge.

17. .... — Lb7—d5
18. Lb3×d5 — Sb6×d5
19. Dd1—b3 — Sd5—b6
20. Tc1—c6 — Kg8—f8
21. Tf1—c1! — ....

Fehlerhaft wäre hier der scheinbar entwickelnde Zug 21. Db3—c2, z. B. 21. ... f7—f6! 22. Tc6×c7, Ta8—c8! und Schwarz bleibt im Vorteil.

21. .... — Ta8—c8
22. Db3—c2 — f7—f6
23. Tc6×b6! — ....

Weiß hat sich diesen Ausweg zurechtgelegt.

23. .... — f6×e5
24. Tb6×a6 — e5×d4
25. e3×d4 — e4—e3
26. f2×e3 — De7×e3†
27. Dc2—f2†

Erzwingt Damentausch und überläßt dem Weißen ein gewonnenes Endspiel.

27. .... — De3×f2†
28. Kg1×f2 — Tc8—d8
29. Tc1×c7! — Td8×d4
30. Ta6—a7 — ...

Die Verdopplung der Türme auf der siebenten Reihe entscheidet.

30. .... — Td4—f4†
31. Kf2—g3 — g7—g5
32. h2—h3 — h7—h5
33. Tc7—h7 — h5—h4†
34. Kg3—h2 — Kf8—g8
35. Ta7—g7† — Kg8—f8
36. Tg7×g5 — Schwarz gab auf.

Eine lehrreiche Partie.

(Anmerk. von Maróczy.)

Lösung der Aufgabe in Folge 37

1. Sg7—e6, Kg4—f5; 2. Lf1—h3†† oder 1. .... Kg4—f3; Dh6—h3 (f4)††.

Zehn Millionen Sternschnuppen und Meteore an einem Tage

(Fortsetzung von Seite 1262)

als drei Monddurchmesser gewesen sei, das nicht jeden Augenblick von Feuerkugeln und Sternschnuppen gewimmelt hätte." —

Dieses Phänomen eines „Meteor-Schneeflockenfalles" wiederholte sich in den Jahren 1833 und 1866, blieb im Jahre 1893 aus bisher nicht genügend geklärten Gründen aus und müßte jetzt wieder in den Nächten vom 10. bis 19. November in den Kreis der Sichtbarkeit treten.

Sollte der Leonidenschwarm auch dieses Mal wieder ausbleiben, so muß angenommen werden, daß sein dichtester Teil sich allmählich aufgelöst hat oder durch Gravitationskräfte eines größeren Planeten in seiner Umlaufsbahn gestört wurde.

Man hat berechnet, daß der fortwährende Niederfall fremder Weltkörper auf unsere Erde eine erhebliche Gewichtzunahme der Erdkugel zur Folge haben muß und daß im Laufe von Jahrtausenden dadurch eine geringe Veränderung der Tageslänge infolge langsamerer Rotation der Erde verursacht wird, wenn nicht andere Faktoren diesen Einfluß wieder aufheben. Denn die Natur birgt große Geheimnisse, und nur klein ist das Wissen der Menschen

Der Besitz des Reichspräsidenten von Hindenburg: Rittergut Neudeck und Preußenwald

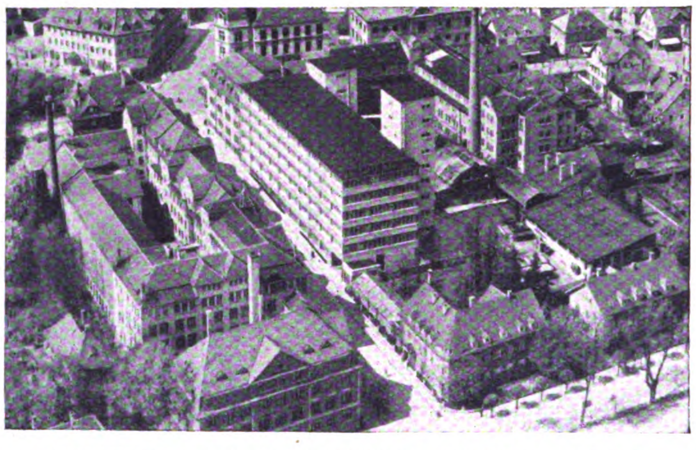
(Fortsetzung von Seite 1259)

sohn Hans Louis Albert von Beneckendorff und von Hindenburg, einem Onkel unseres Reichspräsidenten. Sein jüngerer Bruder Robert ist der Vater des Generalfeldmarschalls. Kammerherr Albert von Hindenburg vermachte seiner Tochter Lina das ihm ebenfalls gehörige benachbarte Rittergut Neudeck. Sie war mit einem Bruder des Generalfeldmarschalls verheiratet. Seinem Sohne Günther vererbte er Langenau, der es dann 1902 an den preußischen Staat verkaufte, aber gleichzeitig erster Pächter der Domäne wurde. Erst seit 1920 wird das Gut nicht mehr von der Familie von Hindenburg bewirtschaftet.

In Langenau wissen noch viele alte Leute, die seit 50 und mehr Jahren im Dienste des Gutes stehen, zu berichten, daß der Generalfeldmarschall in seinen jungen Jahren als Offizier oft in Neudeck zu Besuch weilte und von dort nach Langenau kam.

Über dem Portal des Schlosses Langenau sind die Wappen der beiden Häuser Polentz und Hindenburg angebracht. Darüber befinden sich die Worte „Dei Gloria", Gott zum Ruhme, und zeugen von der männlichen Frömmigkeit, die nach seinen Vorfahren auch heute noch unseren Reichspräsidenten auszeichnet. Unter dem stellenweise schon verfallenen Putz lugt das Gesicht des 16. und 17. Jahrhunderts hervor, in dem der Hauptbau ausgeführt wurde. In der Eingangsdiele steht ein lebensgroßer Herold, den Stab auf den Boden gestützt, der mit kalten, harten Fliesen bedeckt ist. Im Speisezimmer steht in der Ecke ein mit alten Sprüchen wunderlich verzierter Kachelofen. Die Räume sind teilweise mit Stuckarbeiten im gotischen Stil verziert, überall schöne, alte Kamine und Öfen aus blauen, grünen und violetten Kacheln. An den Wänden der Diele Geweihe und eine alte Spieluhr. Der Festsaal ist — wie auch die Bibliothek — noch mit alten Möbeln aus dem Besitz der Hindenburgs ausgestattet, mit gelber, glänzender Seide überzogene Sessel und Sofas. Ein Spiegelkamin trägt die Bronzefigur des Großen Kurfürsten, an den Wänden goldumrahmte Spiegel, und der Fußboden in fein ausgelegter Parkettarbeit. Ein helles, freundliches Treppenhaus, wieder mit den beiden Hauswappen geschmückt, führt in die oberen Räume, in denen die Fremdenzimmer in großer Zahl aneinandergereiht liegen, ein Zeichen dafür, daß in diesem Hause die Gastlichkeit in hohen Ehren stand.

H. R.

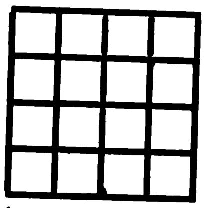


Berufen Sie sich bei Ihren Einkäufen stets auf den „Illustriert. Beobachter"

RÄTSEL

Magisches Quadrat

Untenstehende Buchstaben sind in das Quadrat so einzusetzen, daß die waagrechten und senkrechten Reihen



gleiche Wörter folgender Bedeutung ergeben: Erzählung, Betriebsstoff, Geschenk, Renntier.

a a a a b e e e e g g l l n r s

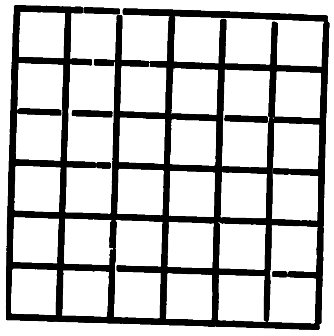
Zahlenrätsel

1 2 3 1 2 = amerikanisches Seebad
3 4 5 6 7 3 = Stadt in Kleinasien
8 9 7 2 10 11 12 13 10 11 = kirchliches Fest
14 6 15 12 = Körperteil
13 16 2 17 = Verbannung
4 18 17 17 = Zahl
10 13 2 19 13 = Gewebe
13 20 3 = Mädchenname
4 3 7 21 2 10 10 13 = Blume

Die Anfangsbuchstaben ergeben den Namen eines großen Feldherrn.

Diagonalrätsel

In folgende Figur sind Wörter folgender Bedeutung einzusetzen: Schicksalsgöttin, kirchliches Fest, Verwandte, übersinnlich, gerichtliche Zustellung, schlechter Lohn. Die Diagonale von links oben nach rechts unten ergibt eine gern gelesene Radiozeitung.



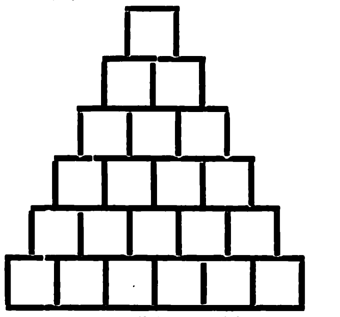
Silbenrätsel

Aus den Silben. arz at be bru cha dot drei e eck eg er et fung ge ge ge gut hee hue il la le ler li lie lu mä ne ne ne nei on os res schlaf sit sor stir tan te ter ti ti tich wald sind 18 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben, von oben nach unten, und deren dritte Buchstaben, in umgekehrter Reihenfolge gelesen, ein Zitat von Theodor Körner ergeben.

1	11 ....
2	12 ....
3	13 ....
4	14 ....
5	15 ....
6	16 ....
7	17 ....
8	18 ....
9	19 ....
10	20 ....

Die Wörter bedeuten: 1. geometrische Figur, 2. Hunnenkönig, 3. Begleiterin der Not, 4. militär-technischer Ausdruck, 5. Männername, 6. Ermüdungserscheinung, 7. farbveränderndes Tier, 8. Teil des Kopfes, 9. Riese, 10. landwirtschaftl. Gerät, 11. Rede, 12. Auslese, 13. Nebenfluß der Donau, 14. Gefühl, 15. Teil eines tierischen Erzeugnisses, 16. Heilmittel, 17. Papageienart, 18. berühmter deutscher Strafverteidiger. (ch und sch sind je ein Buchstabe.)

Pyramidenrätsel



1. Konsonant, 2. chemisches Zeichen, 3. Trinkstube, 4. franz. Seeheld († 1702), 5 Paradewaffe der Bergleute, 6. ostpreußische Stadt.

Buchstabenaustauschrätsel

Von folgenden Wörtern sind die ersten Buchstaben durch andere zu ersetzen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben den Namen eines deutschen Staatsmannes.

Leier, Kunde, Elle, Rachen, Wunder, Hase, Art, Wacht, Saar, Ober, Rate, Igel, Mull.

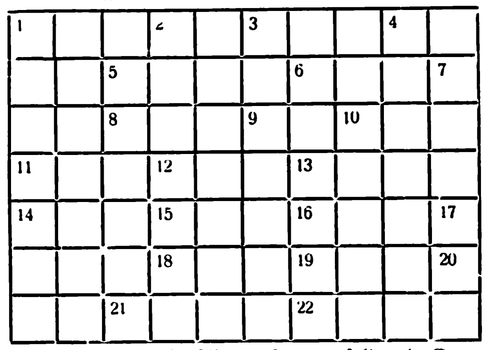
Gegensatzrätsel

Von folgenden Wörtern sind solche mit gegensätzlicher Bedeutung zu suchen Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben den Namen eines verstorbenen Organisators der N.S.D.A.P.

Oft, jetzt, nie, Tag, dunkel, geschlossen, Schatten, lustig, feige, Ernst, phlegmatisch, Pessimist, Lüge.

Ergänzungsrätsel

Die in jedem der nachstehenden Wörter fehlenden Buchstaben sind in den Rahmen bei den entsprechenden Zahlen einzutragen. Bei richtiger Lösung entsteht ein Zitat und dessen Verfasser.



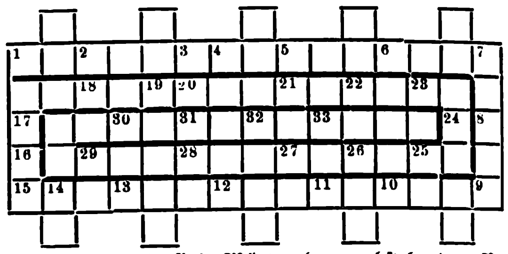
1. G.me..de, 2. Al.., 3. .r..feld, 4. Ec..rnförde, 5. Mee..et..h, 6. C.lo..lde, 7. ..n.ter, 8. J.ha.., 9. Meri.ge., 10. K ..lust, 11. re..ck, 12. O.r.., 13. B....na, 14. S hlac.., 15. Ei..g-k.it, 16. An...sen, 17. ..o. ge, 18. Ori.., 19. Er-..ite.n, 20. Lod...heide, 21. Erz...tum, 21 N.ch-d.u..

Zahlenrätsel

1 2 3 1 4 5 6	= Monat
5 7 8 9 10	= Verwandter
11 9 12 4 5 7	= Heilpflanze
13 1 12 5 6 9	= Krankheit
5 12 12 7 14 11 5	= geometr. Figur
12 15 6 9	= musikal. Symbol
4 16 3 3 13 5 6	= Handwerker
6 17 18 5	= alt. Schriftzeichen
1 19 5 7 10	= Onkel
18 7 4 5 12 17 18 20 5 18	= Sagengeschlecht
18 5 6 21	= Pelzart

Die Anfangsbuchstaben ergeben einen vielgenannten Unglücksort.

Spiralrätsel



In die Spirale sind Wörter der nachstehenden Bedeutung einzutragen. Die einzelnen Wörter beginnen bei den angegebenen Zahlen, während das Ende derselben vom Löser selbst zu erraten ist. Bei richtiger Lösung ergeben die fünf senkrechten Reihen ein Zitat aus Schillers „Tell". (st und sp = ein Buchstabe.) Die Wörter bedeuten: 1. Fürwort, 2. Gelände, 3. Ackergrenze, 4. Faultier, 5. Roman von Zola, 6. akademischer Beruf, 7. Fluß in England, 8. deutscher Badeort, 9. Fluß in Südspanien, 10. asiatisches Gebirge, 11. juristischer Begriff, 12. Pelztier, 13. Schweizer Dorf, 14. Teil der Streichinstrumente, 15. Nebenfluß der Elbe, 16. Wurfwaffe, 17. männl Vorname, 18. Verhältniswort, 19. Dienstkleidung, 20. franz. „man", 21. Auerochse, 22. Eile, 23. Teil der Pflanze, 24. Märchenwesen, 25. Pelztier, 27. Offenbachsche Gestalt, 27. Fluß in Sibirien, 28 Gewürz, 29. festlicher Kleidungsschmuck, 30. Seuche, 31. Abkürzung für „Anastasia", 32. Waschmittel, 33. deutscher Dichter.

Lösungen aus Folge 38:

Magisches Quadrat: Maus, Anni, Unna, Siam. ✲ **Zahlen-Füllrätsel:** Santos, Atlas, Willi, Woche, Utensilien, Gast = „Wo es nottut, läßt sich alles wagen." ✲ **Zahlenrätsel:** Neurath, Oberst, Treue, Brindisi, Ramses, Irene, Champignon = „Not bricht Eisen." ✲ **Silbenrätsel:** 1. **Eliba**, 2. **Johannisthal**, 3. **Neandertal**, 4. **Eriesee**, 5. **Rudolf**, 6. **Fischbachau**, 7. **Utopie**, 8. **Elmsfeuer**, 9. **Rakete**, 10. **Amati**, 11. **Lissabon**, 12. **Limonade**, 13. **Eisenbahn** = „Einer fuer alle, alle fuer einen." ✲ **Zahlen-Füllrätsel „Berühmte Männer":** Hitler, Caracciola, Danton, Wagner, Leonidas, Attila, Luther, Ford, Weddigen, Huß, Balbo, Teja, Scott = „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts auf der Welt!" ✲ **Silbenrätsel:** 1. **Abnormität**, **Landmann**, 3. **Leuchtturm**, 4. **Ehre**, 5. **Soda**. 6. **Imitation**, 7. **Steingut**, 8. **Tiefland**, 9. **Vehikel** 10. **Ebro**, 11. **Riesengebirge**, 12. **Lunge**, 13. **Ohio**, 14. **Richard**, 15. **Estland** = „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht." — **Gegensatzrätsel:** Fleißig, roh, albern, Not, zahm, **Hoffnung**, Osten, Furcht, erster, rauh = Franz Hofer.

Verlag: **Frz. Eher Nachf., G. m. b. H.,** München 2 NO, Thierschstraße 11-17, Fernsprecher: 20647 u. 22131. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post und durch jede Buchhandlung monatlich 86 Pfennig, durch Umschlag M. 1.45. Versand ins Ausland durch Umschlag monatlich M. 1.45, für Länder mit ermäßigtem Porto M. 1.25. Postscheckkonto: München 11346; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern, Postscheck III 7205. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank, Filiale Kaufingerstraße. / Der „Illustrierte Beobachter" erscheint wöchentlich am Samstag Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39/II, Fernruf: 20755 und 20801. Hauptschriftleitung und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dietrich Loder, München; Berliner Schriftleitung Dr. Hans Diebow; verantwortlich für Anzeigen: Erwin Finkenzeller, München. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. / Österreich: Für den Inhalt verantwortlich Eduard Steinaaßinger; Auslieferungsstelle N. S. P.-Verlag, beide in Linz a. d. D., Langgasse 4/I. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung, Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Adressenvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Organisationsleben muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.

[A B C D E F] **Diese Ausgabe darf in Lesezirkeln nur geführt werden, wenn sie im Kopf als Lesezirkel-Ausgabe kenntlich gemacht ist.**

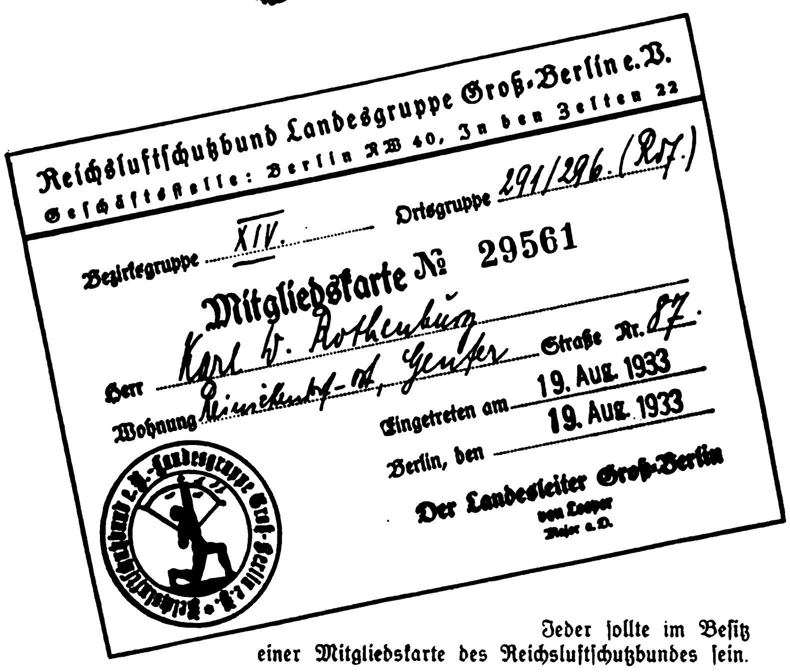


Zeichnung Elk Eber

Öschelbronn liegt in Trümmern — — helft!!

Spenden an die Städtische Sparkasse Karlsruhe unter dem Vermerk: Brandkatastrophe Öschelbronn, erbeten

Luftschutz tut not!


Reichsluftschutzbund Landesgruppe Groß-Berlin e.V.
Geschäftsstelle: Berlin NW 40, In den Zelten 22
Bezirksgruppe XIV. Ortsgruppe 291/296. (R.7.)
Mitgliedskarte № 29561
Herr Karl W. Rothenburg Straße Nr. 87.
Wohnung
Eingetreten am 19. Aug. 1933
Berlin, den 19. Aug. 1933
Der Landesleiter Groß-Berlin

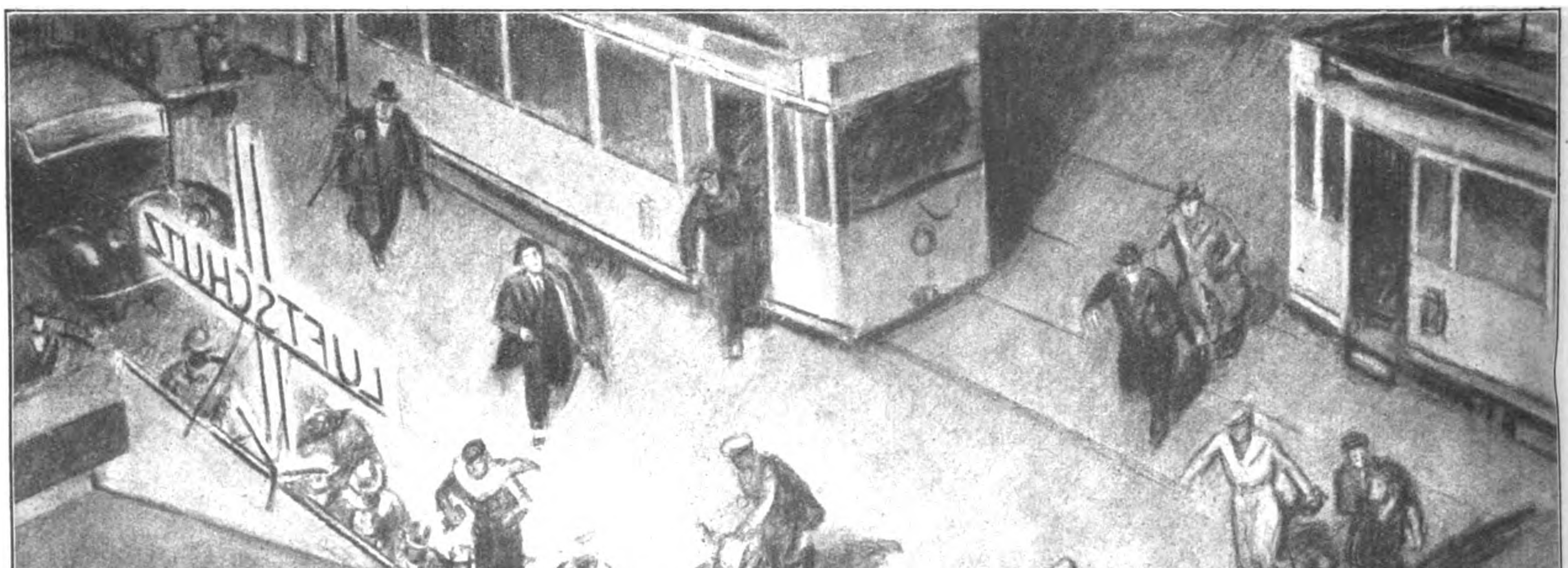
Jeder sollte im Besitz einer Mitgliedskarte des Reichsluftschutzbundes sein.

Als ein breiter Strom ergießt sich die Volksbewegung des Luftschutzes über das deutsche Land. Ausgelöst wurde diese Bewegung, die vergleichbar ist nur mit dem Anwachsen der Bewegung Adolf Hitlers, durch das verantwortungsstolze Wort des deutschen Luftfahrtministers Hermann Goering, daß der Luftschutz zu einer Lebensfrage für das ganze Volk geworden sei. Die Lebensfragen des Volkes aber werden im nationalsozialistischen Staat mit der Gründlichkeit angepackt und durchgeführt, wie es das Programm der Partei und ihre stolze Tradition gebieten.

So wurde auf Veranlassung des Reichsministers der Luftfahrt der Reichsluftschutzbund gegründet, damit in ihm die Kraftströme des Volkes für den Luftschutz zusammengeführt und zur einheitlichen Leistung angesetzt würden. Mit klarem Kopf und heißem Herzen sind die Männer an die große Aufgabe herangegangen, die ihnen von Hermann Goering gestellt wurde, um die Sicherheit der Nation zu gewährleisten. Überall regen sich die Kräfte, die in edlem Wettstreit bemüht sind, den Vorsprung, den selbst die luftgerüsteten Staaten im passiven Luftschutz vor Deutschland haben, aufzuholen und die zwingend notwendigen Maßnahmen des Luftschutzes vorzubereiten und durchzuführen.

„Luftschutz ist not!" — diese Erkenntnis zu verbreiten und zum Bewußtsein des ganzen Volkes zu bringen, ist die erste Aufgabe des Reichsluftschutzbundes. Es bedeutet dies die Notwendigkeit, die Bevölkerung aufzurütteln und für die Bereitschaft im Luftschutz zu begeistern. Es muß in den Dienst dieser großen Aufgabe die Kraft jedes Volksgenossen und vor allem die Opfer- und Einsatzbereitschaft jedes Nationalsozialisten eingesetzt werden.

„Luftschutz ist Selbstschutz", diese Tatsache verpflichtet den Reichsluftschutzbund, den notwendigen Selbstschutzmaßnahmen der Zivilbevölkerung umfassend



Flieger-Alarm:
Passanten stürzen in einen Luftschutzkeller.

(Zeichnung von Victor Stroda.)



(Zeichnung von Victor Stroda.)

Die Schrecken des Luftangriffs:
Flieger-Sprengbombe hat ein Haus getroffen.



Praktische Schulung im Gasschutz.
Durch Ansaugen wird festgestellt, ob die Gasmaske auf allen Seiten vollkommen dicht schließt.

und gründlich zur Durchführung zu verhelfen. Denn nur die Mitarbeit der gesamten Bevölkerung im Luftschutz kann die Sicherheit des Volkes vor der feindlichen Luftwaffe gewährleisten. In zäher Kleinarbeit wird deshalb von den Gliederungen des Reichsluftschutzbundes auf die Erfassung der ganzen Nation hingearbeitet.

Wenn der Luftschutz eine Angelegenheit des ganzen Volkes ist, dann muß auch das ganze Volk und jeder einzelne in allen Dingen des Luftschutzes eingehend Bescheid wissen. Es bedeutet dies praktisch, daß tatsächlich das ganze Volk durch die Schule des Luftschutzes gehen muß. Diese Aufgabe ist die größte und ernsteste, die dem Reichsluftschutzbund übertragen worden ist.

Man darf nicht vergessen, daß uns der immer noch in Kraft stehende Versailler Vertrag jede Möglichkeit wirkungsvoller Fliegerabwehr verbietet. Wir haben nicht nur keine Militärflugzeuge, sondern auch Flugzeugabwehrgeschütze und sonstige aktive Abwehrmittel sind uns untersagt. Das einzige, was wir tun können, und was wir darum mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln vorbereiten müssen, ist die Rettung und Sicherung der Zivilbevölkerung, unserer Frauen, Kinder und Greise, vor den furchtbaren Folgen eines feindlichen Luftangriffs, der uns jederzeit überraschen kann, wenn Deutschland mit Krieg überzogen würde.

Es ist in hohem Maße erfreulich, daß gerade die Schulung der Zivilbevölkerung im Selbstschutz solche Fortschritte macht, daß heute schon ein Teil der Bevölkerung genügend aufgeklärt und unterrichtet ist, um selber belehrend



Praktische Schulung im Brandschutz.
Von der Brandgefahr sind besonders die Hausböden bedroht, auf denen sich im Laufe der Zeit viel brennbares Gerümpel angehäuft hat. Eines der Hauptziele des Reichsluftschutzbundes ist die Entrümpelung dieser Dachböden.



Sanitätsdienst und Laienhilfe.
Wenn keine Bahre vorhanden ist, wird der Kranke über der Schulter getragen, so daß seine Atmungsorgane möglichst zusammengepreßt sind. Alle auf der Straße aufgefundenen Gaskranken werden in den Sanitätsschutzkeller geschafft.



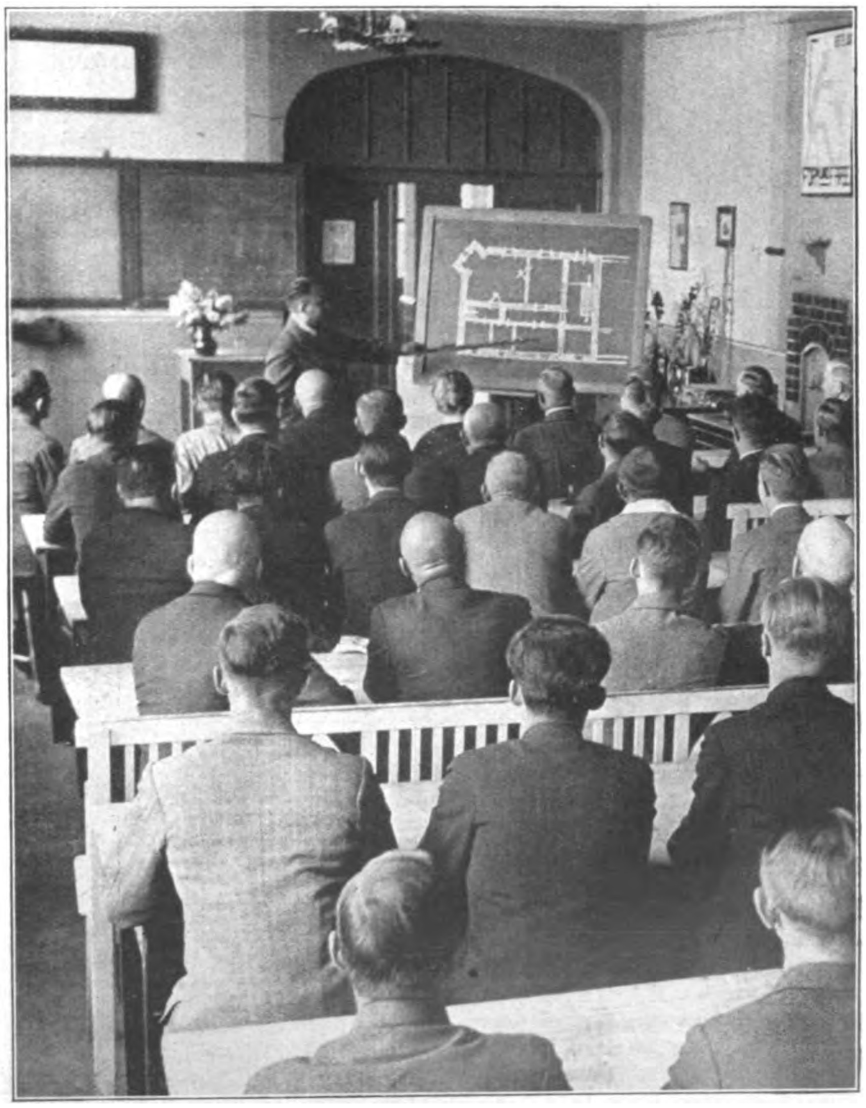
Die Sanitäter demonstrieren, wie einem Gaskranken als behelfsmäßiger Gasschutz ein feuchtes Tuch vor die Atmungsorgane gedrückt wird.



wirken zu können. Der Luftschutz und besonders der Selbstschutz im Luftschutz ist eine Angelegenheit, an der kein Volksgenosse vorbeigehen kann und darf. Es gehören deshalb an die Front des Luftschutzes und in den Reichsluftschutzbund alle verantwortungsbewußten Frauen und Männer. Wenn Goering dem Volke mahnend zurufen mußte: „Luftschutz tut not", so wollen wir alle daran mitarbeiten, daß in absehbarer Zeit dem Minister gemeldet werden kann:

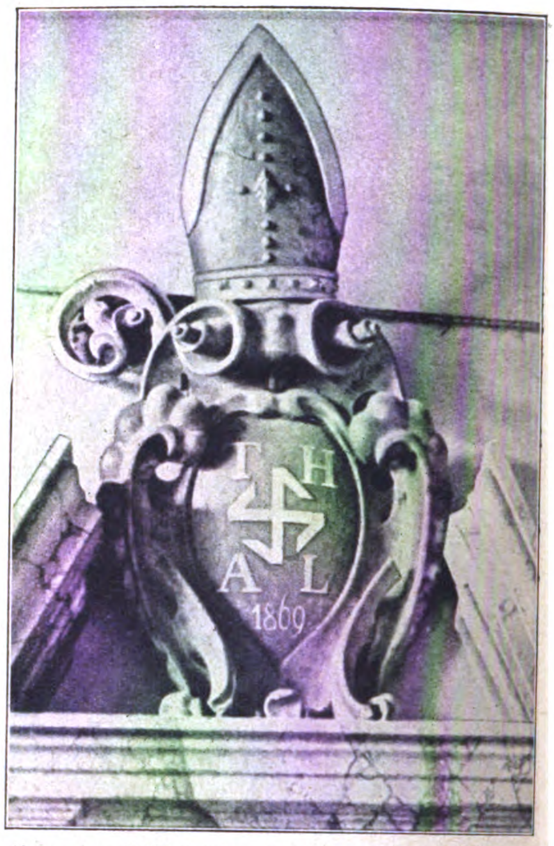
„Luftschutz durchgeführt!"

Horst Joachim Jaehrig, Abteilungsleiter im Präsidium des Reichsluftschutzbundes e. V.



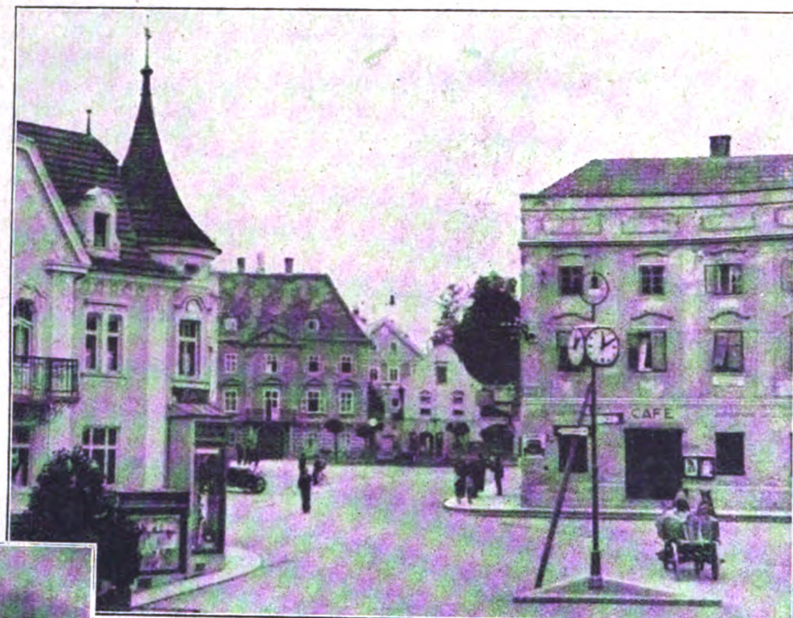
Die wichtigste Aufgabe neben der Aufklärungstätigkeit besteht zur Zeit in der theoretischen und praktischen Ausbildung von Luftschutzhauswarten, die von Fachleuten geleitet wird. Unser Bild zeigt einen Lehrer, der an Hand eines Hausgrundrisses das Thema: „Schutzraumbau" behandelt.

Wo Adolf Hitler zum ersten Male das Hakenkreuz sah



Unter der Bischofsmütze trägt das Wappenschild ein deutlich erkennbares Hakenkreuz und die Initialen „T. H. A. L." (Theoderich von Hagen, Abt von Lambach).

Als Adolf Hitler geboren wurde, war sein Vater Zollbeamter in Braunau am Inn. 1894 wurde er nach Passau versetzt und ein Jahr später nach Lambach an der Traun. Zwei Jahre lang besuchte Adolf Hitler hier die Schule des Benediktinerstiftes. Auf dem Hof dieses Stiftes



Blick aus dem Klostertor auf das Wohnhaus der Familie Hitler in Lambach an der Traun in den Jahren 1897 und 1898 (auf dem Bilde rechts).

steht ein alter Brunnen, in dessen Bogen ein Wappen mit spitzwinkligem Hakenkreuz gemeißelt ist. Dasselbe Zeichen trägt der altertümliche Betschemel in der Sakristei, ebenso eine große dunkle Holztruhe und ein Gemälde an der Wand des Wandelganges.

Wie aber ist das Hakenkreuz in das Wappen des Benediktinerstifts von Lambach gekommen?

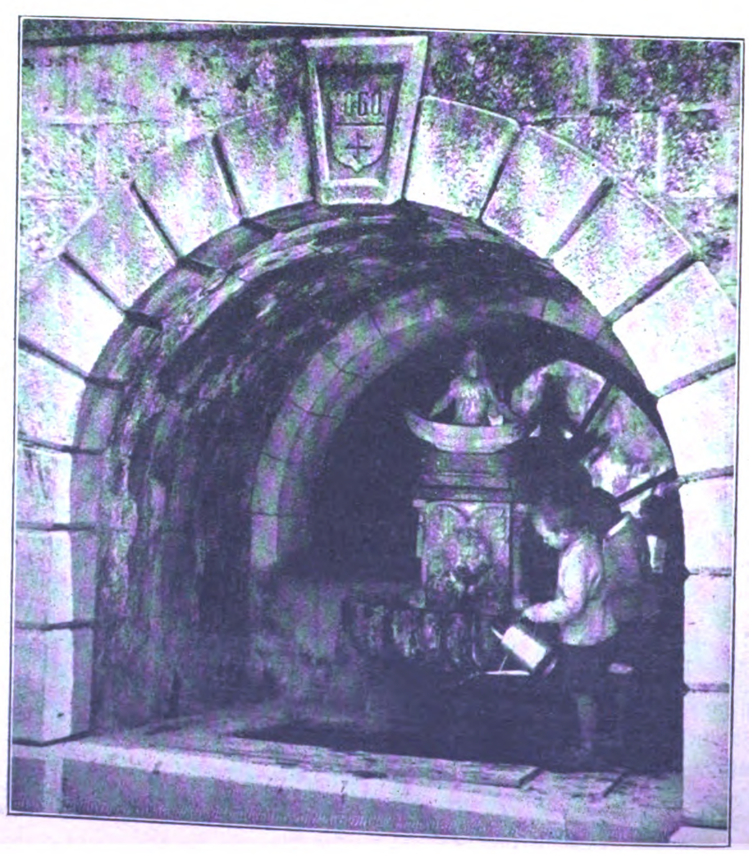
Im Jahre 1859 wurde Theoderich Hagen, der ehemalige fürsterzbischöfliche Notar zu Prag und Sekretär des Kardinals Schwarzenberg, zum Abt von Lambach ernannt. Abt Theoderich hatte, der Klangwirkung seines Namens Hagen folgend, zwei gekreuzte Wolfsangeln („Haken") zu seinem Wappen gewählt. Und als er bauliche Veränderungen am Stift vornahm, unterließ er es nie, sein Zeichen allein oder mit dem alten Stiftswappen zusammen an dem neuerrichteten Brunnen, Betstuhl oder Wandelgang anzubringen. Ein Hakenkreuz im Sinne des alten Sonnen- und Heilsymbols ist dies Wappenzeichen der gekreuzten Haken wohl kaum zu nennen, aber es ist durchaus möglich, daß Abt Theoderich im Zuge seiner heraldischen Studien, die er als fürsterzbischöflicher Notar in Prag betrieben hatte, sein Hakenkreuz in Anlehnung an alte Haus- oder Steinmetzzeichen bildete.



Über einem Betschemel in der Sakristei des Stiftes Lambach hat Abt Theoderich von Hagen sein Wappen, das Hakenkreuz, anbringen lassen.



Das Benediktinerstift in Lambach, Oberösterreich, wo Adolf Hitler in den Jahren 1897 und 1898 die Stiftsschule besuchte.



Im Klosterhof, durch den Adolf Hitler täglich zur Stiftsschule ging, erblickt man auf einem Brunnenbogen unter der Jahreszahl 1860 das Hakenkreuz.

Aufnahmen Jlk Bohl, Wien

Horst Wessels
JUGENDLAND UND HEIMAT

Der Name unseres Freiheitshelden Horst Wessel wird im Buch der Weltgeschichte verzeichnet sein. Unserem Gedächtnis hat sich der Name unauslöschlich eingeprägt.

Wenn wir von der Bewegung sprechen, denken wir an Horst Wessel, denn hinter ihm reiht sich die bleiche, stumme Schar der tapferen Männer, die für den Wiederaufstieg Deutschlands ihr Leben hingaben. Horst Wessel marschierte ihnen als Kämpfer und Dichter voran.

Das Leben und Sterben des deutschen Mannes steht uns lebendig vor Augen. Wir erinnern uns täglich, daß wir ihm nacheifern müssen, so uneigennützig, so kameradschaftlich, so tapfer und so treu wie er. Das Leben Horst Wessels gibt uns immer wieder die Kraft, die Schwierigkeiten des Alltags zu überwinden. Das Sterben Horst Wessels zeigt uns, welchen Weg wir zu gehen haben, wenn das Schicksal uns ruft. Symbolisch steht über unserem Tag das Bild des politischen Soldaten, der nichts weiter kannte als Deutschland.

Nun jährt sich am 9. Oktober der Geburtstag Horst Wessels, und da wollen wir einmal das Jugendland entdecken, die Heimat und auch den Geburtsort sehen. Von Geschichten, die sich um die Jugend weben, geht immer ein frischer Hauch der Natürlichkeit aus, und so sind auch die Jugendjahre Wessels von der Sorglosigkeit und der Fröhlichkeit überstrahlt, in der sich die Jugend sonnt.

Bielefeld, die Geburtsstadt, hat das Haus der Kreisleitung dem nationalsozialistischen Kämpfer zu Ehren „Horst-Wessel-Haus" genannt. Nur wenige Monate blieb der Junge in Bielefeld, dann ging es sechs Jahre nach Mülheim, und später siedelten sich die Eltern in Berlin an. Aber in all diesen Jahren zog man, so oft man konnte, während der Urlaubszeit nach Hameln, wo Pfarrer Wessel zur Schule gegangen war.

In Hameln besitzt Ludwig Tönebön, der Patenonkel Horst Wessels, ein herrliches Anwesen, und in dem gastlichen Haus des Patenonkels verlebte der junge Horst sorglose Zeiten. Zwischen Ziegeln und Loren, zu Füßen des Süntel, in der Tongrube des Onkel Tönebön, fanden sich die Kameraden um Horst Wessel zusammen, und so mancher Jungenstreich wurde ausgeheckt und ausgeführt. Eine Feststellung ist in der Erinnerung haften geblieben: Horst Wessel war immer der Anführer der Freunde bei allen Unternehmungen. Er war zum Führer geboren. Es ist dem Photographen gelungen, den Spielplatz in der Tongrube festzuhalten. In den Hängen des Süntel plant der Kreis die Schaffung eines monumentalen Horst-Wessel-Ehrenmals. Aus dem Steinbruch soll, aus der Naturanlage herauswachsend und herausgearbeitet, eine gewaltige Freilichtbühne entstehen, und auf der Höhe der Felsen wird sich ein fünfzig Meter hoher Turm erheben.



Der Wesselhof in Dehrenberg, Kreis Hameln, erbaut von Horst Wessels Urgroßvater, der vorher Amtmann auf dem Stiftsgut in Fischbeck war.



Hausinschrift mit dem Namen der Urgroßeltern Horst Wessels auf dem Wesselhof in Dehrenberg



Das Geburtshaus Horst Wessels in Bielefeld, Kaiserstraße 37. In diesem Hause stand die Wiege des als Sohn des evangelischen Pfarrers Dr. Ludwig Wessel am 9. Okt. 1907 geborenen unsterblichen Kämpfers und Sängers der nationalsozialistischen Revolution.



Horst Wessel im Alter von 2 Jahren und 2 Monaten.



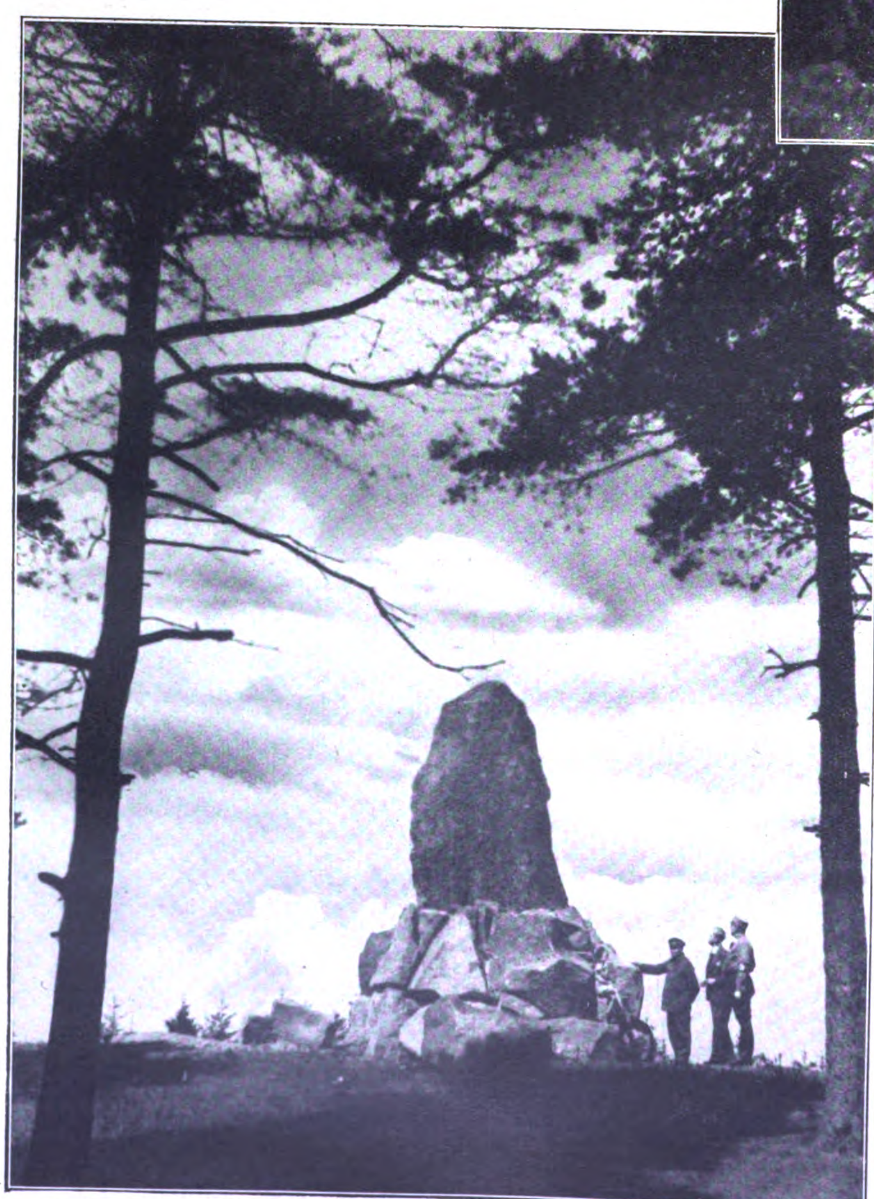
Das Wehrbeinsche Haus in Hemeringen. Hier weilte der junge Horst Wessel alljährlich oft viele Monate.

der im Grundriß in Hakenkreuzform angelegt ist. Der uns vorliegende Entwurf des Architekten, S.S.-Sturmführers Röpe, zeigt eine würdige, gewaltige Lösung, und es werden sicher Millionen Deutscher zu diesem Ehrenmal wallfahrten, das in einem herrlichen, prächtigen Flekken deutschen Landes eingebettet liegen wird.

Von Hameln aus, das, so oft man es besuchte, immer ein neues Gesicht zeigt und dem Jungen immer neue Anregungen gab, ging es sehr oft hoch zu Wagen nach Hemeringen. Hier war ein Vetter des Pfarrers Wessel zu Hause, und wenn man den kleinen Horst Wessel fragte, wo er am liebsten hinmöchte, dann sagte er: nach Hemeringen zu Onkel Wehrbein und Lehrer Blumenberg. In Hemeringen durfte Horst reiten lernen. Später ging es mit dem „guten Max" weit hinaus ins Land. Manchmal hatten die Eltern Sorgen um den wilden Jungen, der so ganz aus der Art geschlagen schien, aber heil und froh stellte er sich immer wieder lachend zu den Mahlzeiten ein: „Da bin ich, es war wunderschön!" H. S.



Kirche in Hemeringen, Kreis Hameln. Horst Wessels Vater predigte hier, wenn er mit seinen Kindern im Hause seines Vetters Wehrbein zu Besuch war.



Der Horst-Wessel-Stein auf der „Horst-Wessel-Höhe" im Teutoburger Wald bei Bielefeld. Am 9. Oktober wird der Denkstein eingeweiht. Der Platz soll als Feierstätte für Veranstaltungen der Partei dienen.

Ein unveröffentlichtes Gedicht Horst Wessels (September 1926)

Man ließ mich hier zum erstenmal die Heimat sehen,
Die Heimat, die ich wissend nie geschaut.
Der Heimat Art, hier lernt ich sie verstehen,
Sie war mir lange, lange schon vertraut. —
Mein Weg geht wieder in die weite Welt.
Wer weiß, wann je ich wiederkehr',
Behüt dich Gott, mein Bielefeld,
Mein Herz läßt von dir nimmermehr!

(Aus einem Gästebuch der Familie Brune in Bielefeld)



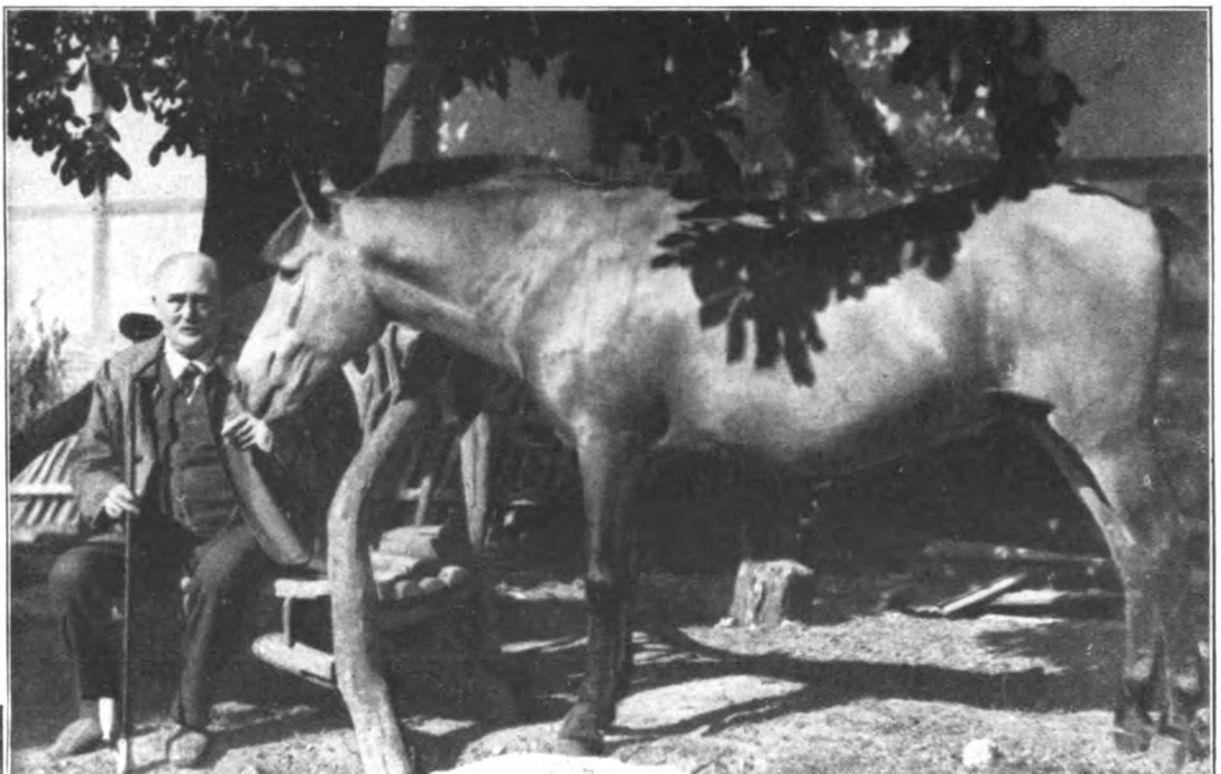
Das Horst-Wessel-Haus in Bielefeld der Sitz der Kreisleitung der N.S.D.A.P.





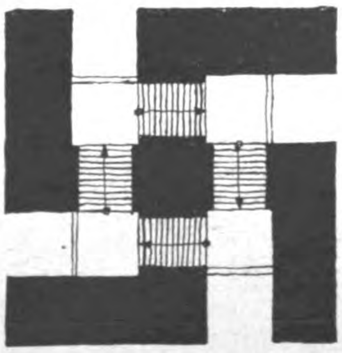
Die beiden Brüder Horst und Werner während ihrer Ferien im Weserbergland.

Die Tongrube an der Ziegelei seines Patenonkels Tönebön in Hameln war der Tummelplatz des jungen Horst Wessels. Das × bezeichnet den Süntel (437 m hoch), wo das Ehrenmal für Horst Wessel errichtet wird. Rechts: Das Pferd „Max" trug den jungen Horst Wessel oft auf seinem Rücken. Lehrer Blumenberg in Hemeringen, der Besitzer des Pferdes, bewahrt manche liebe Erinnerung an Horst Wessel.





Der Entwurf des S.S.-Sturmführers Architekten Röpe (Hameln) für das Horst-Wessel-Ehrenmal auf dem Süntel. Rechts: Grundriß des Turmes in Hakenkreuzform.



Rechts: Der Patenonkel Horst Wessels, Ludwig Tönebön, der für die Streiche des jungen Wildfangs menschliches Verständnis hatte.



BINSEN-WAHRHEITEN

Ein Gang durch die landwirtschaftliche Lehr-Ausstellung beim Münchener Oktoberfest

Aufnahmen: Dr. Weber-René-Photola



Bei guter Sortierung ist keine Auslandskartoffel mehr nötig.

Es ist nicht zu glauben, daß die unser Leben ausschlaggebend bewegenden Tatsachen und Zahlen der erdrückenden Mehrzahl unserer Mitbürger schlechthin unbekannt sind. Die geringsten Veränderungen nebensächlicher Dinge leben in aller Munde, wenn es sich nur um etwas handelt, das sichtbar für jedermann sich vor den Augen des geruhsamen Bürgers abspielt. Wenn aber die großen Zusammenhänge der Dinge in Frage kommen, die man nicht mit Augen sieht, sondern geistig erfassen muß, wenn es sich darum dreht, welche Gesetze unser Wirtschaftsleben beherrschen, welche Zahlen unsere Umgebung regieren, welche Maßnahmen unsere materielle Not steuern können, dann herrscht meist völlige Unwissenheit. Und die Folge ist eine verhängnisvolle Gleichgültigkeit dort, wo doch jeder einzelne mitwirken und durch sein Verständnis für diese Fragen Dritte bekehren und überzeugen könnte.

Die wichtigsten Zahlen für die Existenz unseres Volkes sind alle, die mit der Volksernährung zusammenhängen. Unser armes Volk mit einer bei der Erstarkung der ausländischen nationalen Industrien dauernd schrumpfenden Exportindustrie leidet schwer darunter, daß immer noch große Mengen von Lebensmitteln, von Viehfutter und dergleichen eingeführt werden müssen und unsere Valuta immer wieder gefährden. Aber wer kennt die Gründe ihrer Entstehung, die Mittel der Abwehr? Als Beispiel gelte für alle Bauern, daß wir schwere Millionen für ausländische Kartoffeln zahlen müssen, nur weil viele von ihnen die Wichtigkeit sorgfältiger Sortierung unterschätzen. Würde nicht Kenntnis der Zahlen zur Beachtung der doch eigentlich selbstverständlichen Produktionsmaßnahmen führen und beitragen zum weiteren Aufbau, zur weiteren Festigung unserer Wirtschaft? Und ist es nicht dasselbe mit der Anwendung des richtigen Düngemittels, das auf anderem Boden durchaus anders geartet sein muß? Und das — richtig verwertet — den Ertrag vervielfacht und uns frei macht von Ausland und Valutanot? Und solche schicksalsschwere, unsere Landwirtschaft beherrschende Fragen existieren auf allen Gebieten, sie sind der Schlüssel zur Gesundung unserer Wirtschaft, aber nur schwer versteht man ihre Bedeutung, nur schwer handelt man nach ihren Gesetzen.



Die riesigen Hopfensäcke gehen bis in die fernsten Erdteile.



Im Kontobuch läßt sich der Gewinn der Kalidüngung nachrechnen.

Und da ist es ein Verdienst der nationalen Regierung, in die umfassende Belehrung der Fachkreise und darüber hinaus aller Anhänger des nationalen Staates eingetreten zu sein: denn alle können und sollen mitwirken, wie auch heute Regierung und Volk eins sein sollen und sind in der Verwaltung der heiligsten Güter der Nation.

Nicht Feste sind es, welche die Volksgenossen in den großen Ausstellungen — wie



Eine lustige Propaganda für deutsches Obst.

jetzt in München anläßlich des Oktoberfestes — zusammenführen, in diesen Ausstellungen, die nach langer Pause wieder Tatsache geworden sind. Ernste Arbeit ruft alle zusammen, um an einem Tage die Jahresarbeit der Führer des Berufsstandes eindrucksvoll vor Augen zu haben und als wohlerworbenes Gut mit auf den eigenen Hof zu übernehmen.

Und die modernsten Mittel der Übermittlung dienen der nationalen Sache. Nicht schulmeisterliche Belehrung, die ernüchtert und verstimmt, sondern in lustigen, oft grotesken Gruppen, Figuren, Zeichnungen und Tabellen wird die ernste Tatsache fast als leichtes Spiel dem Beschauer dargeboten. Ohne Ermüdung nimmt dieser Bild auf Bild mit steigendem Interesse in sich auf, und es besteht keine Gefahr, daß auch nur eine einzige der mit eherner Wucht übermittelten Tatsachen unbeachtet bliebe.

Und ein Weiteres. Nicht nur der Landwirt besucht diese Ausstellung von unerhörter Eindringlichkeit. Alle Stände werden auf diese fröhliche Weise dem Nährstand unserer Nation, in dem die nationale Regierung das Fundament des Staates erblickt, näher gebracht. Der Bauer ist nicht mehr die vom Städter oft bespöttelte Figur: er ist der Angelpunkt bei der Erstarkung des Volkes, und Stadt und Land verschmelzen zur Einheit im nationalen Aufbau.



Was Kali schafft!



Was uns die Kartoffel sein kann.

Kultusminister Rust und sein Ministerium

Am 30. September feiert der preußische Kultusminister Pg. Rust seinen 50. Geburtstag. Pg. Rust ist ein Sohn einer alten niedersächsischen Familie, deren Vorfahren seit Jahrhunderten als Bauern und Handwerker in der Göttinger Gegend saßen. Nach Beendigung des Studiums und des Einjährig-Freiwilligen-Jahres begann er Ostern 1909 seine Tätigkeit als Lehramtskandidat am Ratsgymnasium in Hannover. Das preußische Kultusministerium wurde zum ersten Male auf ihn aufmerksam durch seine Abschlußarbeit am Ende des Semesterjahres über „Die Philosophie im Deutschunterricht der Prima". Er erhielt einen Ruf nach Schulpforta, wurde aber durch sofortige endgültige Berufung an das Ratsgymnasium in Hannover gehalten. Eine ungewöhnliche Laufbahn lag vor ihm, als der Krieg dazwischentrat. Er nahm am Kriege teil als Zugführer, Bataillonsadjutant, Kompanieführer und schließlich als Bataillonsführer der Infanterie, wurde schwer verwundet und verschüttet und erhielt bereits im Frühjahr 1916 in der Schlacht bei Postawy das Eiserne Kreuz erster Klasse, am 22. März 1918 nach der großen Frühjahrsoffensive in Frankreich das Ritterkreuz des Hohenzollernordens. Sofort nach dem Zusammenbruch von 1918 beteiligte er sich aktiv an den Vorarbeiten zum Wiederaufbau des Deutschen Reiches, zunächst in der Einwohnerwehr, und seit dem Frühjahr 1922 in der völkischen Bewegung gemeinsam mit dem in Niedersachsen bekannten Major Dincklage. Im März 1924 übernahm er die Leitung des Völkisch-Nationalen Blockes in Hannover, und kurz danach, im Dezember des gleichen Jahres, wurde ihm vom Führer die Leitung des Gaues Niedersachsen der N.S.D.A.P. übertragen. Als Gauleiter, Fraktionsführer des Provinziallandtages und Mitglied des Deutschen Reichstages hat Pg. Rust bis zum 30. Januar 1933 das völkische Kerngebiet Niedersachsen für den Nationalsozialismus erobert und organisiert. Am 30. Januar wurde er vom Führer zur Leitung des preußischen Kultusministeriums nach Berlin berufen. Als Staatssekretär wurde Pg. Dr. Stuckart berufen, der vor Jahren sein Richteramt aufgab, um als juristischer Gaufachbearbeiter für den Gau Pommern der N.S.D.A.P. zu arbeiten. Sämtliche Abteilungen des Ministeriums sind von Nationalsozialisten geführt und besetzt, die in fester Kameradschaft das Ziel der nationalsozialistischen Revolution in genau derselben Weise verfolgen, wie sie das bisher als Amtswalter und S.A.-Männer draußen in der Bewegung getan haben.

Die Aufgabe der nationalsozialistischen Kulturpolitik ist tatkräftig in Angriff genommen, aber bei weitem noch nicht gelöst. Aber schon heute, bei seinem 50. Geburtstag, kann Kultusminister Rust von sich sagen, daß er nach sorgfältiger Vorbereitung und Auslese



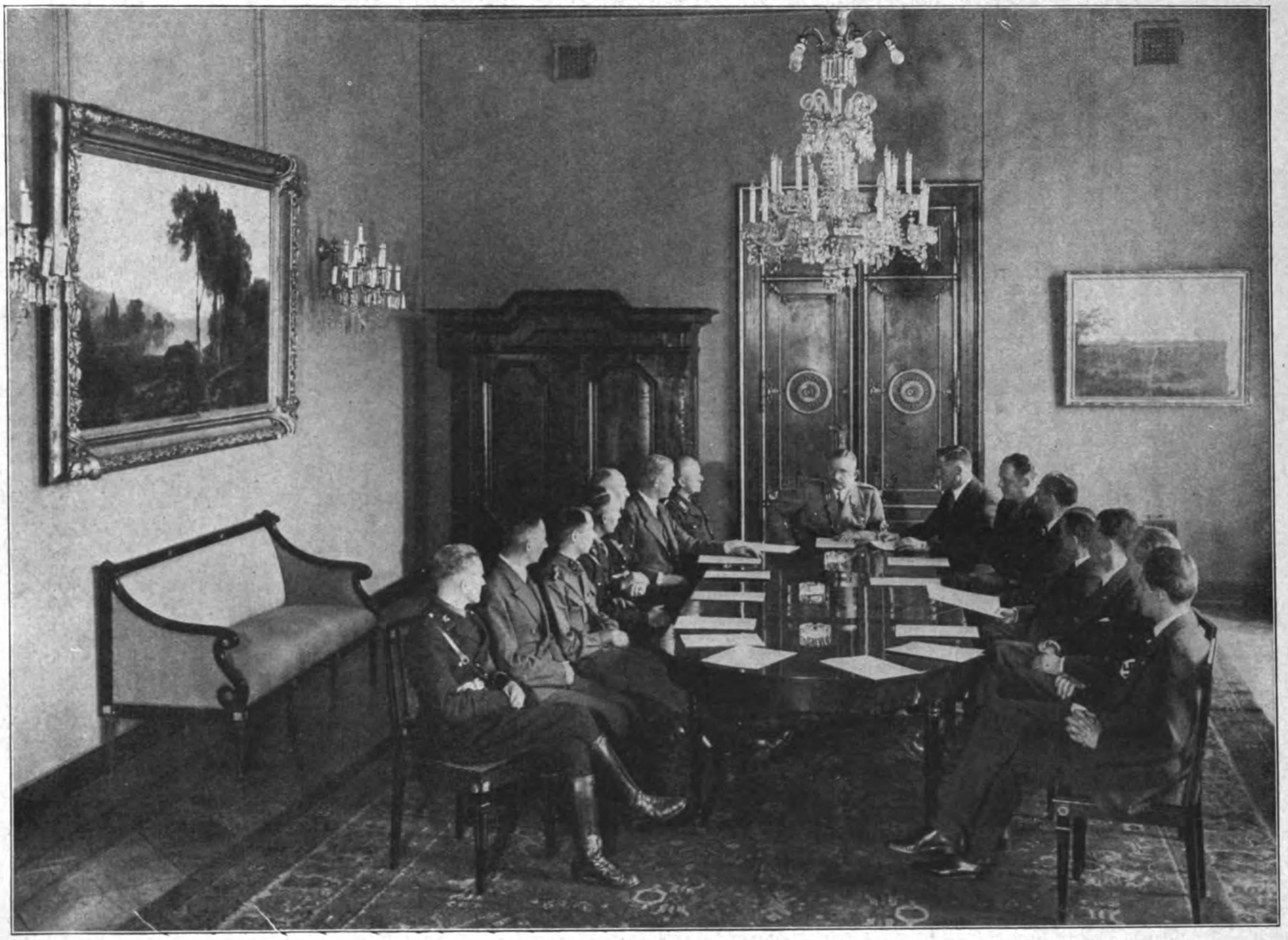
Minister Rust im Kreise führender Nationalsozialisten seines Ministeriums. Von links nach rechts: Staatssekretär Pg. Dr. Stuckart, der Minister, Ministerialrat Pg. Sunkel, Ministerialrat Pg. Dr. Haupt, Ministerialrat Pg. Dr. Löpelmann, Ministerialrat Pg. Jäger, Ministerialdirektor Pg. Dr. Zunkel.



Der preußische Staatsminister Bernhard Rust wird am 30. September 50 Jahre alt.



Der Minister und seine drei Kinder: Hildburg, Hans-Bernd und Mechthild.

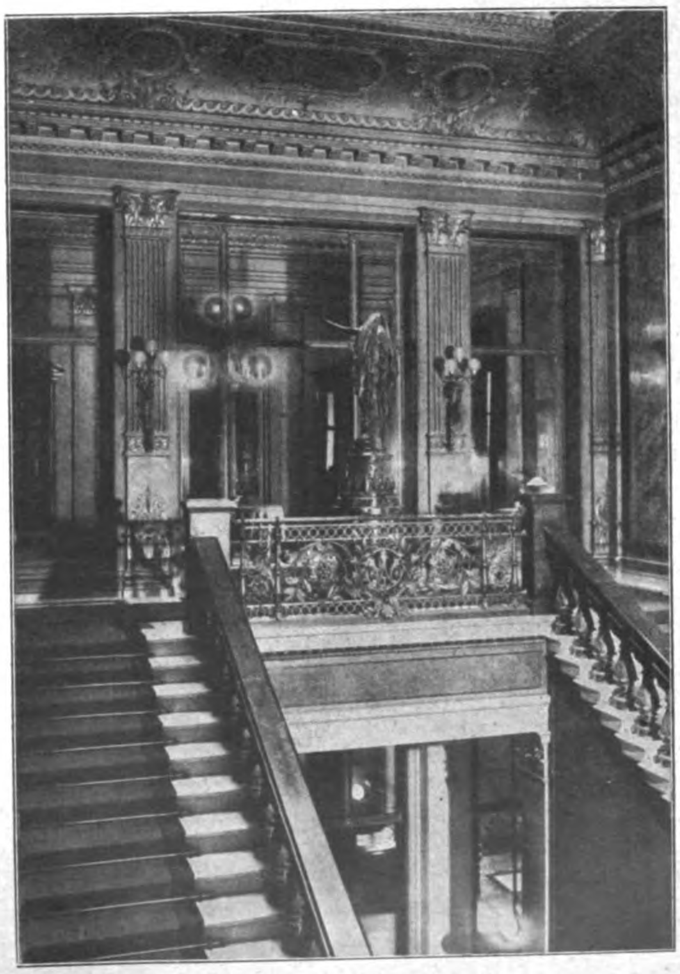


Minister Rust bei einer Besprechung mit einer Reihe nationalsozialistischer Ministerialdirektoren und Ministerialräte seines Ministeriums. Vom Minister rechts der zweite: Staatskommissar Pg. Hinkel.

eine wirklich arbeitsfähige Grundlage für die deutsche Kulturpolitik geschaffen hat, geeignet, die großen Pläne des Führers zur Durchführung der nationalsozialistischen Revolution auf dem Gebiete der nationalsozialistischen Kulturpolitik zu verwirklichen.



Minister Rust in seinem Arbeitszimmer bei einer Besprechung mit Staatssekretär Pg. Dr. Stuckart und seinem Adjutanten Ministerialrat Pg. Sunkel (stehend).



Das Treppenhaus im Kultusministerium.

Der Kampfflieger mit dem Hakenkreuz



Leutnant Werner Voß, mit 20 Jahren Inhaber des Pour le mérite nach dem Abschuß von 28 feindlichen Flugzeugen bei der Jagdstaffel Boelcke. Im ganzen errang Leutnant Voß 48 Luftsiege.

Zum 16. Male jährt sich am 23. September der Tag, an dem einer unserer ausgezeichnetsten und erfolgreichsten Kampfflieger im Luftkampf gegen erdrückende feindliche Übermacht dem deutschen Vaterland sein junges Leben zum Opfer bringen mußte. Am 23. September 1917 ist Werner Voß, als Führer der Jagdstaffel 10, der im Alter von 20 Jahren bereits Ritter des hohen Ordens Pour le mérite war und schon bei der Jagdstaffel Boelcke 28 feindliche Flugzeuge abgeschossen hatte, von einem Jagdfluge nicht zurückgekehrt und als vermißt gemeldet worden. Von ihm bekannt war nur, daß Lt. Voß am gleichen Tage noch einen D'Haviland abgeschossen und damit seinen 48. Luftsieg errungen hatte; sonst war alles ungewiß, und man hoffte wenigstens für sein Leben. Am 3. Oktober 1917 erfuhr man zuverlässig, daß Lt. Voß nach einer vom Britischen Fliegerkorps abgeworfenen Meldung am



Leutnant Werner Voß erklärt im Fliegerlager die Maschinengewehre seines Dreideckers.

23. 9. 17 gefallen war. Begräbnisort und Todesursache waren nicht angegeben. Es bestand somit nur die Möglichkeit, daß von gegnerischer Seite Licht in das Dunkel des Schicksals von Werner Voß gebracht werden konnte. Der Ritterlichkeit und Vornehmheit des Fliegergeistes entspricht es, daß einer der Gegner von Werner Voß, der englische Fliegerkapitän Mc. Cudden, Klarheit über den letzten Luftkampf von Werner Voß gebracht und die Eindrücke und Einzelheiten dieses Gefechtes dargestellt hat; sein Bericht schließt mit den Sätzen:

Solange ich lebe, werde ich niemals aufhören, diesen deutschen Flieger zu bewundern, der allein 7 von uns 10 Minuten lang in Schach hielt und unsere sämtlichen Flugzeuge mit Kugeln durchsiebte. Sein fliegerisches Können war meisterhaft, sein Mut hervorragend. Nach meiner Ansicht war er der tapferste deutsche Flieger, den im Nahkampf zu sehen mir vergönnt gewesen ist. An jenem Abend stimmten wir alle darin überein, daß der feindliche Flieger einer der Besten unserer Gegner gewesen sein mußte: wir stritten darüber, ob Richthofen, Goering, Wolf oder Voß. Er war in unsere Linien gefallen. Ein Fernspruch vom Wing teilte uns am nächsten Morgen mit, daß der gefallene Flieger geborgen wäre. Er trug wie Boelcke den Pour le mérite. Sein Name war „Werner Voß".



Rittmeister Manfred Freiherr von Richthofen im Gespräch mit Leutnant Werner Voß auf dem Kriegsschauplatz.



Leutnant Voß vor seinem Albatros-Flugzeug, das er 1917 mit dem Hakenkreuz als Erkennungszeichen geschmückt hat. Mit dieser Maschine schoß er 37 Feinde ab.

Preis 20 Pfennig
Ausland: 35 Pfennig

8 JAHRGANG / FOLGE 40 / SAMSTAG, 7. OKTOBER 1933

JB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



(Aufn. Heinr. Hoffmann)

Das gigantische Werk der Reichsautobahnen

Brot und Arbeit für Hunderttausende von Volksgenossen. Der Führer beim ersten Spatenstich im Gelände bei Frankfurt a. M.

Eine Straße des Jammers.

Die Arbeitslosen der Welt, deren Zahl heute auf 27,5 Millionen geschätzt werden muß, würden — hintereinandergereiht — einen Zug ergeben, wie ihn unsere Zeichnung darstellt.



Daß der Führer des neuen Deutschlands diese schlimmste aller Nöte der Gegenwart mit so stürmischer Entschlossenheit anpackte, und daß es ihm gelang, in der kurzen Zeit seit der Machtergreifung bereits 2,3 Millionen Arbeitslosen wieder Brot und wieder Arbeit zu geben, wird allein den Maulhelden des Sozialismus Kummer bereiten, die — einst selber im Besitz der Macht — das Vertrauen ihrer Gefolgschaft schamlos mißbrauchten.

Nur ein geeintes Volk ist zu großen Taten fähig, und nur Werke von riesigem Ausmaß können eine beschleunigte Eingliederung der Millionen Erwerbsloser in die Wirtschaft herbeiführen. Das ist die tiefste Bedeutung des großen Werkes der Reichsautobahnen, dessen Baubeginn der Führer mit seinem ersten Spatenstich eingeweiht hat.



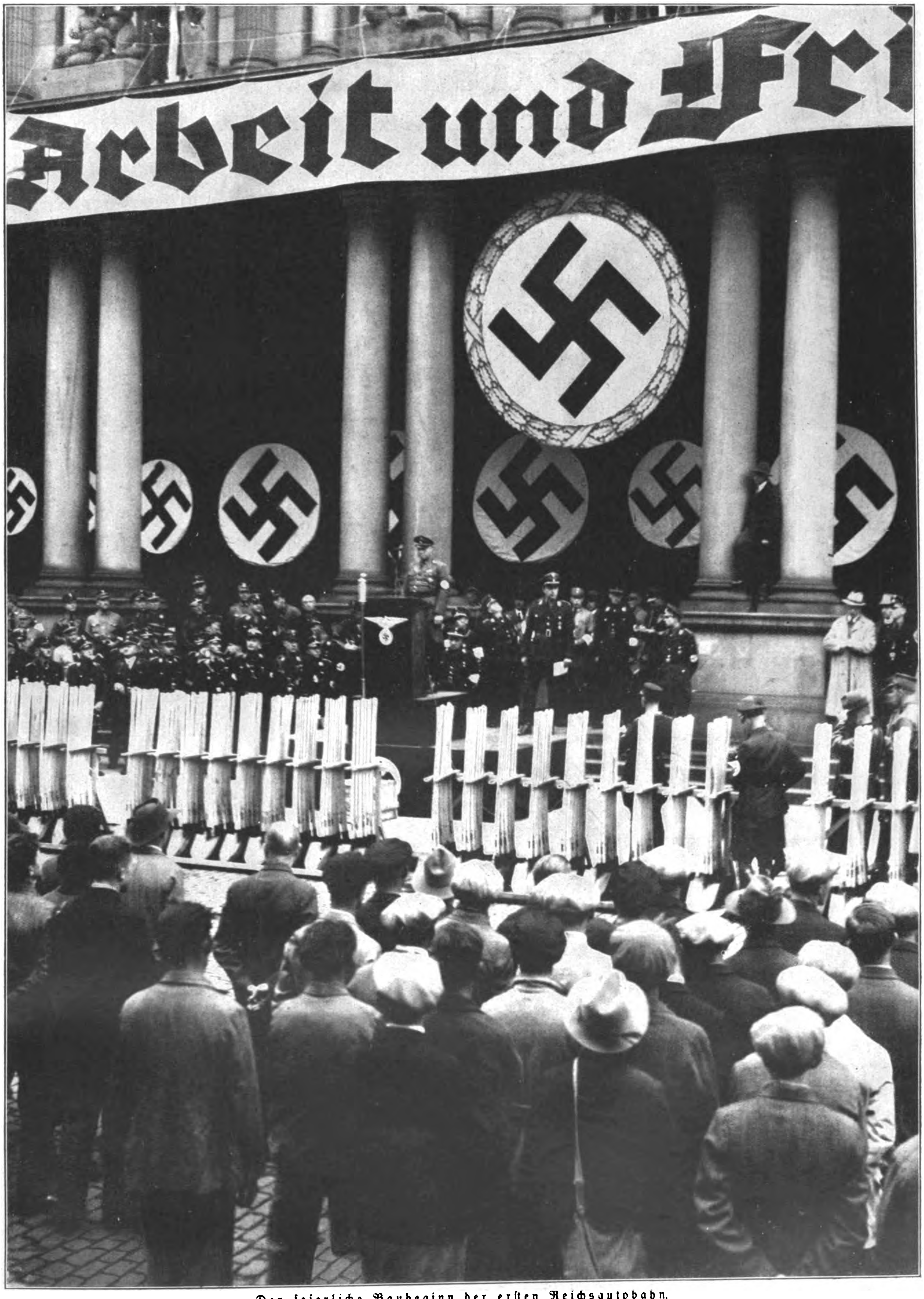
DIE WELTNOT ARBEITSLOSIGKEIT - HITLER-DEUTSCHLAND RINGT SIE NIEDER!





Der große Festtag der Arbeit: Den ersten Siebenhundert, die mit stolzer Freude das große Werk in Gang bringen durften, werden bald Tausende folgen.

Links: „Deutsche Arbeiter, ans Werk!" Adolf Hitlers Ansprache an die neueingestellten 720 Arbeiter, die am 23. September 1933 mit dem Bau der ersten Autobahnstrecke Frankfurt a. M.—Darmstadt—Mannheim—Heidelberg auf dem Gelände in Schwanheim a. M. begannen.



Der feierliche Baubeginn der ersten Reichsautobahn.
Vor dem festlich geschmückten Börsengebäude in Frankfurt a. M. und der geschlossenen Front der Schippen und Spaten sind die Gruppen der Arbeiter angetreten, um die Reden des Reichsstatthalters Sprenger und des Generalinspekteurs für das deutsche Straßenbauwesen, Dr. Fritz Todt, zu hören und nach dem Empfang ihrer Arbeitsgeräte zum Bauplatz abzumarschieren.

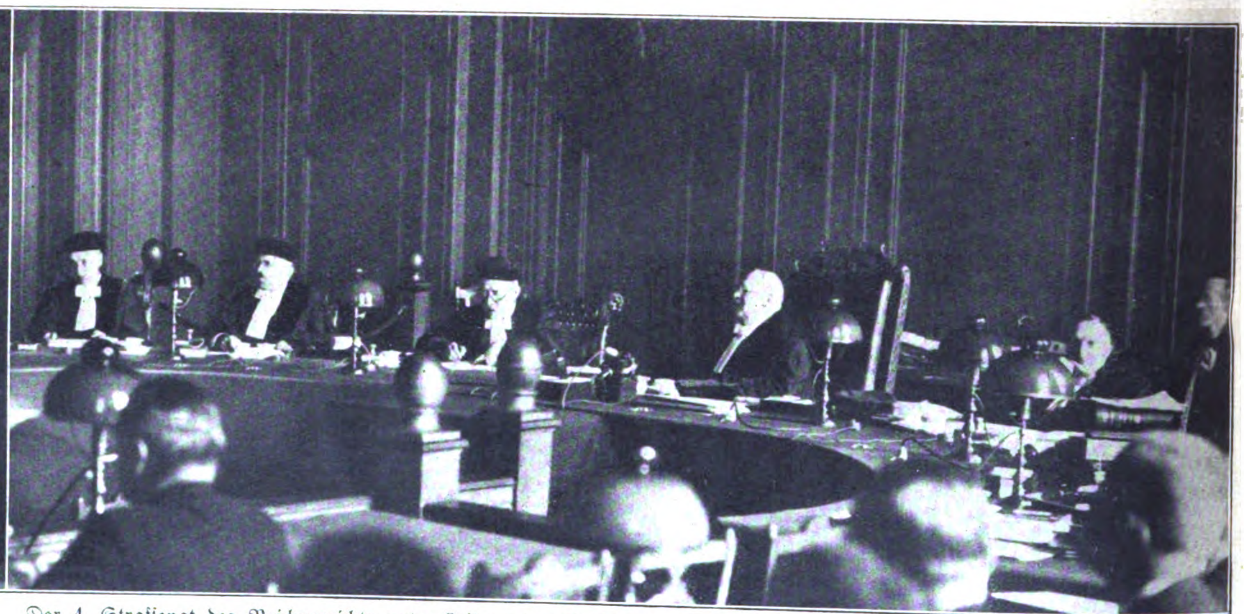
Der Reichstagsbrand

VOR DEM REICHSGERICHT IN LEIPZIG



Die Angeklagtenbank. Links: Der Hauptangeklagte van der Lubbe. Rechts: Der Angeklagte Torgler.





Der 4. Strafsenat des Reichsgerichts unter Leitung des Präsidenten Dr. Bünger.
Links: Der Hauptangeklagte van der Lubbe, noch gefesselt



Der Hauptangeklagte van der Lubbe während des Verhörs. Vorn sitzend: Der Dolmetscher



Der bulgarische Kommunist Dimitroff, der wegen seines frechen Auftretens wiederholt gerügt wurde, bei der Vernehmung.



Der deutsche Kommunistenführer Reichstagsabgeordneter Ernst Torgler.



In der Dorfschule von Appel im Kreise Harburg wird schon seit zehn Jahren in nationalsozialistischem Geist gelehrt: Mit dem Deutschen Gruß grüßt das Hitler-Jungvolk seinen Lehrer.

Eine Dorfschule sät lebendige Saat

Es gibt schon seit zehn Jahren eine nationalsozialistische Schule in Deutschland. Wie das klingt! Nun — eine Schule, die zum Nationalsozialismus führt, haben wir schließlich alle durchgemacht in den letzten Jahren, aber eine richtige Schule mit Lehrer, Schulbänken und Schülern, in der in nationalsozialistischem Sinne gelehrt und gelernt wird — das soll es gegeben haben unter den verflossenen Regierungen in Deutschland, die doch wirklich alles getan haben, um das Gegenteil wuchern zu lassen? Jawohl, das hat es gegeben, und das gibt es heute erst recht! Es ist allerdings nur eine kleine Schule, die Dorfschule in Appel im Kreis Harburg. Und so entstand sie:

Der Dorfschullehrer Kremling ist einer von den alten Völkischen. Mit ihm kam der richtige Mann in das richtige Dorf, denn vierzehn Bauernfamilien hat das Dorf — vierzehn Bauernfamilien, die schon seit über dreihundert Jahren dort sitzen — vierzehn Bauernfamilien, die



Im Geographie-Unterricht wird den Kindern hier die Bedeutung Ostpreußens als deutsche Grenzwacht und äußerster Vorposten des Reiches nahegebracht.



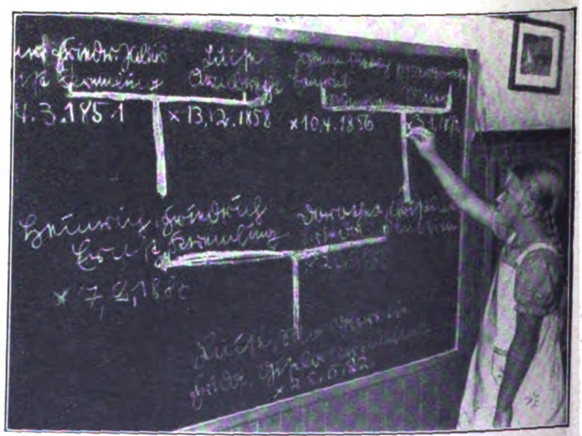
Im Gesangsunterricht steht das Horst-Wessel-Lied mit an erster Stelle und wird mit Blockflötenbegleitung eingeübt.



alle schon seit Jahren bei allen Gelegenheiten nur nationalsozialistisch wählten.

Das ist, wenn man es recht betrachtet, sogar eine Sache zum Schmunzeln. Man stelle sich nur vor, wie damals alles Nationalsozialistische verfolgt und verboten wurde, wie Beamte ihrer Überzeugung wegen entlassen oder strafversetzt wurden! Wir können uns das heute schon fast nicht mehr richtig vorstellen, und während all die Jahre hindurch innerhalb der

(Schluß auf Seite 1313)



Mit der Rassenkunde im Zusammenhang steht als weiteres neues Fach die Familienforschung. Die kleine Tochter des Lehrers Kremling, der mit seinen Schulkindern zusammen die Stammbäume der 14 Familien des Dorfes bis zum Dreißigjährigen Krieg aufgestellt hat, zeigt ihren Mitschülern, wie ihre eigene Familie mit denen der anderen Kinder verschwägert ist.

Links: Einen breiten Raum im Unterricht nimmt das neue Fach der Rassenkunde ein: An dem Kopf eines Mitschülers werden die germanischen und insbesondere die niedersächsischen Stammeseigenschaften erläutert



Die Pflanzen der engeren Heimat werden mit denen anderer deutscher Gaue verglichen. So lernen die Kinder auch in der Naturkunde den Grund der Vielgestaltigkeit der deutschen Landschaft kennen.



Der Stolz auf alte Überlieferungen wird gepflegt: die Kinder forschen an den geschnitzten Balken ihrer elterlichen Wohnhäuser nach altem Familiengut. Was früher achtlos dem Verfall preisgegeben wurde, wird künftig mit Ehrfurcht bewahrt.

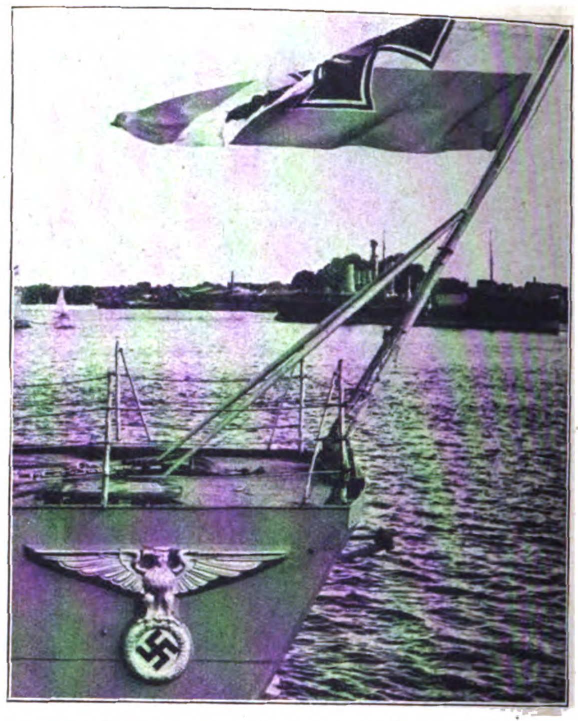


Ein Bild wie aus uralten Zeiten deutschen Heldensangs:

Freudig erregt lauscht die Jugend den Erzählungen eines alten Kämpen der Partei, eines Amtswalters, der in Hamburg die Kämpfe gegen Rotfront und den Triumph der nationalsozialistischen Bewegung über ihre mörderischen Gegner miterlebt hat.

Herbstübungen der deutschen Flotte in der Ostsee

(Photo C. Schütze, Hamburg.)



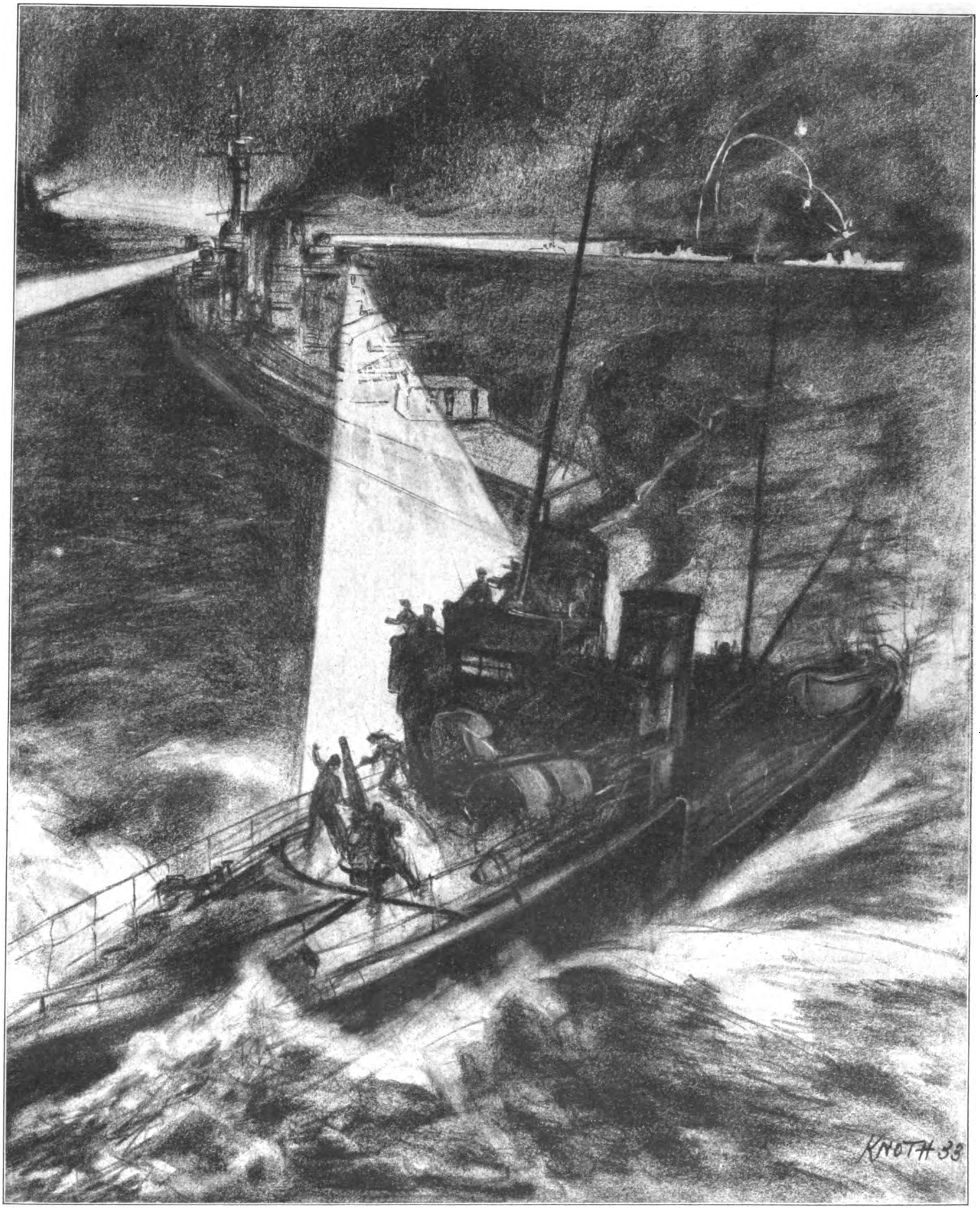
Das neue Hoheitszeichen, das jetzt alle deutschen Kriegsschiffe erhalten.



Es nieselt. Wir passieren gerade das sagenhafte Kap Arkona auf der Insel Rügen. Regenschauer fegen über das Deck. Wir Passagiere sind voll unruhiger Erwartung. Sie müssen bald kommen, die Linienschiffe. Aber da draußen auf dem Vorschiff oder dem Bootsdeck ist der Aufenthalt nicht gerade gemütlich. Man schuddert, bald ist das Taschentuch in ständigem Gebrauch. Mit dem Gefühl leichter Pflichtvergessenheit ziehe ich mich in die Messe zurück. Die alten Fahrensleute und Seebären, sehe ich, sind inzwischen längst beim siebten oder achten steifen Nachmittagsgrog angelangt und spinnen ihr Garn. Da ist der Kapitän z. See a. D. Moritz von Egidy, heute schlichter Passagier in grauem Zivil, an Bord des M. S. „Monte Pascoal"; damals in der Skagerrakschlacht Kommandant des schwer getroffenen und tapfer kämpfenden Panzerkreuzers S. M. S. „Seydlitz". Er erzählt seinen aufmerksam lauschenden Freunden gerade, wie glücklich damals in der Schlacht er und seine Leute waren, als die Linienschiffe durch ihr Erscheinen auf dem Kampfplatz den englischen Admiral Beatty veranlaßten, das Gefecht abzubrechen, das schon so günstig für ihn stand.

Es ist fast eine Stunde nach der verabredeten Zeit, als wir in der beginnenden Dämmerung das Flaggschiff des Geschwaders deutlich am Horizont erspähen: die alte „Schleswig-Holstein", die man mit den beiden anderen Linienschif-

1500 Passagiere des Motorschiffes „Monte Pascoal" der Hamburg-Südamerika-Linie sehen dem großartigen Schauspiel der Flottenparade zu, die der aus dem Dienst scheidende Flottenchef, Vizeadmiral Gladisch, an Bord des Flaggschiffes „Schleswig-Holstein" abnimmt.



Nachtgefecht in der Ostsee: Durchbruch eines Zerstörers durch die Kreuzerlinie.

(Zeichnungen unseres zu den Herbstübungen der deutschen Flotte entsandten Sonderzeichners W. Knoth.)

sen „Schlesien“ und „Hessen“ inzwischen soweit modernisiert hat, wie das Material es erlaubte. Man hat nicht allzuviel machen können. Aber die Bewegungen im Verbande, die man uns da jetzt vorführt, sind ein Bild vollendeter militärischer Exaktheit. Haben wir auch keine kampfkräftigen Schiffe mehr, so haben wir doch noch tüchtige Seeleute!

Vizeadmiral Gladisch, der scheidende Flottenchef, läßt jetzt herüber signalisieren, daß die Übung beendet ist. Er wünscht uns viel Vergnügen bei den Kreuzern. Die aber treffen wir erst, als die Dunkelheit völlig hereingebrochen ist. Wir folgen der „Königsberg“ und der „Leipzig“ im Kielwasser in einer Entfernung von vielleicht 500—600 Meter. Lange Zeit geschieht nichts. Dann plötzlich sehen wir draußen an Backbord eine rotgrüne Signalrakete, das Markierungszeichen dafür, daß auf die Kreuzer ein Torpedoschuß abgegeben worden ist. Sofort blitzt von der „Leipzig“ ein Scheinwerferstrahl auf. Wie ein langer Finger huscht der über das Wasser, und schon hat er den Angreifer gefunden. Der liegt, taghell erleuchtet, trotz hoher Fahrt vor aller Augen da, und ist für die Kanoniere der Kreuzer ein gefundenes Fressen. Sekunden nur sind vergangen, da blitzen die ersten Schüsse auf — das Gefecht ist jetzt in vollem Gange. Die Kreuzer scheren aus, um den markierten Torpedoschüssen zu entgehen, und ziehen dann in Kiellinie, immerfort scheinwerfernd und schießend, in

(Schluß auf Seite 1313)

Ulrich spielt um Gott

VON WOLFGANG WALLSFURTH

Der Soldat Ulrich mußte sich auf die Bank hinter dem Tisch des Wachtraumes setzen. Noch flog ihm die Brust von der Flucht vor den jungen Kameraden, die den Deserteur auf des Wachtmeisters Befehl hatten einfangen müssen. In Fetzen hing die Uniform; Blut krustete ihm im Gesicht, von den Rissen der Hecken und Büsche, durch die die verzweifelte Hetze auf Leben und Tod gegangen war. Wäre der Wachtmeister nicht ein so rüder Patron gewesen, die Grenadiere hätten den armen Kameraden, weiß Gott, entkommen lassen. Indessen die Drohung „Bringt ihr seinen Kopf nicht, kostet es euern" ließ keine Gnade zu.

Nun stand der Graubart mit dem zerhackten, einäugigen Gesicht vor dem Fahnenflüchtigen. Nicht mit Fluchen und Wettern, wie das sonst dieses Wachtmeisters Art war. Vielmehr schwieg er, nagte wütend an seinem struppigen Schnauzbart, und nur das funkelnde Zwinkern des einen Auges ließ erkennen, daß in dem Alten mehr als eine alltägliche Niedertracht aufkochte.

Der Soldat Ulrich konnte dieses Blitzen eines von allen Leidenschaften verdunkelten Auges nicht ertragen. So blickte er starr auf die Wand der niedrigen Bauernstube, in der die Kompanie ihre Quartiere aufgemacht hatte. Tausend glitzernde Eiskörnchen blinkten ihm im Flackerlichte des Kienspans entgegen, der neben der Tür in eiserner Schere steckte. Und welche Qual, alle die blinkenden Dinger sprühten ihn genau so haßerfüllt, so unheilbrohend an wie das eine Auge des Wachtmeisters. So erfüllt war der Deserteur von seiner Schuld. Fahnenflucht im Felde war Tod; das wußte er. Auf Ursachen und Gründe kam hierbei nichts an. Mochte tausendmal dort, hinter der Österreicher nahen Linien, das Dorf liegen, wo ihm Vater und Mutter wohnten, mochte immerhin dem Regimente befohlen sein, beim Sturm im Morgengrauen nichts zu schonen, weil die Bergbauern der Grafschaft Glatz es immer noch mit Maria Theresia, ihrer bisherigen Kaiserin hielten, — Fahnenflucht blieb was sie war. Ulrich wußte, daß er, einmal gefangen, schimpflichstem Tode verfallen war.

Aber als ihn dieser Hund von einem Wachtmeister ohne Beicht und geistlichen Trost in den Tod schicken wollte, als er ihm sogar den Zuspruch des lutherischen Feldpredigers weigerte und ihm statt dessen grinsend anbot, ihm für die letzte Nacht seines Lebens eine Trotzbirne in sein Gefängnis zu schicken, „damit er sich sein ewiges Höllenfeuer zuletzt auch noch recht ordentlich verdienen könne", da war es wie ein Taumel über Ulrich gekommen. Abermals war er entwischt. Aber schon bald hatten sie den vor Verzweiflung und Herzensnot Kopflosen wieder eingefangen

Unterdessen schien der Wachtmeister seinen Plan zu haben. „Ein Kartenspiel her!" schrie er den nächsten der Grenadiere an. Und wieder funkelte das harte, boshafte Auge aus dem buntnarbigen Gesichte Ulrich an. Dem Deserteur war inzwischen der letzte Rest gewaltsam aufgebäumter Kraft zusammengebrochen. Wie in einem Traume gehorchte er, als der Wachtmeister ihn anschrie: „Jetzt spielt Er mit mir um seinen Gott, verstanden?" Schon mischte der Alte die Karten, gab aus und verlangte, daß Ulrich anspiele. Verstohlen blickten sich die Mannschaften an. Sie alle wußten, wie leidenschaftlich, gerissen und, wenn es sein konnte, wie falsch der alte Wachtmeister die Karten handhabte. Wußten auch, daß der junge Grenadier noch kaum wohl ein Kartenspiel gespielt hatte.

So ging denn das Spiel auch, wie es gehen mußte. „Verliert er, so ist sein Gott keinen Dreier wert", schrie der Wachtmeister. Stich auf Stich scharrte er an sich. Drei Karten noch zitterten in Ulrichs Hand, da wurde die Tür aufgerissen und eine Ordonnanz stand breitbeinig neben dem Tisch. „Wachtmeister —". „Pack Er sich", brüllte der Alte in Raserei Und als der Grenadier noch einmal zum Reden ansetzte, traf ihn ein Tritt des Alten, der ihn mit Krachen vor die Tür schleuderte.

In Ulrichs Hand bebten immer noch die drei Spielkarten. Der kalte Schweiß stand dem von tausend Qualen gehetzten Gefangenen auf der Stirn. War er auch längst schon der Verlierer, so glaubte er doch, wenigstens etwas Gnade zu finden, wenn er sich tapfer hielt. Langsam legte die kalte, zitternde Hand eine Karte auf den Tisch. Kaum lag das Blatt, da feuerte der Wachtmeister schon seinen Trumpf darauf, und Ulrich in seiner Qual merkte nicht, wie die Grenadiere sich anstießen ob des Falschspiels des Alten. Ein Tritt unter den Tisch vor Ulrichs Knie zwang den Gefangenen zu weiterem Anspielen. Gierig starrte der rasende Satan in Uniform auf sein Opfer. „Bet' Er zu seinem Herrgott, daß er für Ihn spiele!" schrie er Ulrich an. Und als der Deserteur das zweitletzte Blatt hinlegte und des Wachtmeisters Gegenkarte daraufklatschte, fiel der Alte fast auf den Tisch und rief, indem sein Auge den Soldaten triumphierend anblitzte: „Sieht Er, was sein Herrgott für ein Filou ist? Nicht mal Kartenspielen kann der wie ein preußischer Wachtmeister!"

Und überhörte in seiner Raserei ganz, wie auf einmal ein Ruck durch die halbseits stehenden Grenadiere ging. Aber als auch Ulrich Spiel Spiel sein ließ und weit offenen Auges zur Tür starrte, drehte der Wachtmeister den Kopf Sprang auf und stand wie ein Bild.

In der offenen Türe stand des Königs Friedrich Majestät. Hatte der Wachtmeister ein böses Gewissen vor seinem König oder war es dessen unerwarteter Anblick und sein mächtiges, scharfes Auge, das wie durch Rock und Leib ging, immer mitten ins Herz. — der Alte sah mit seinem einen Auge beiseite Ein paar eindeutige Zeichen mit dem Krückstock auf die Karten, auf den bebluteten, fetzenbekleideten und aschfahlen Grenadier waren bei dem wortkargen König Frage genug. Aber nicht Frage an den Alten, und als der den Mund auftat, um zu rapportieren, wischte ihm der König den Stock vor das Gesicht, winkte Ulrich heran und befahl: „Erzähl' Er!"

Und Ulrich erzählte. Erst zögernd und stockend, dann mit dem Mute des dennoch Verlorenen sprach er sich alles herunter, von den Quälereien des Wachtmeisters, von dem Sturmbefehl, von Heimatdorf und seinem Willen, Vater und Mutter zu retten und das wenige Vieh, die letzte Habe. Kaum hatte Ulrich geendet, da war es mit seiner Kraft vorbei; bewußtlos brach er zusammen.

So hörte er nicht, was nun zwischen dem König und seinem Wachtmeister vorging Mit kleinen, ganz langsamen Schritten, gebückter als sonst, ging der König auf den Alten zu. „Weiß Er, was Er ist?" fragte der König. Aber er wollte keine Antwort, er gab sie selbst. „Canaille!" knurrte er seinen Veteran an, und mit wuchtig ausgeholtem Stocke zog er ihm ein paar Striemen von links und rechts durch das Narbengesicht. Antwort genug für einen seiner ältesten Korporale, der die Geschichte seines Königs und der Schlachten Friedrichs in eindeutigen Runen im Gesichte trug Man sah es Friedrich nicht an, welcher Zorn in ihm bebte.

Schweigend stand der König, schweigend der Wachtmeister und die Grenadiere. Erst ein Stöhnen des Fahnenflüchtigen, der vor ihnen auf den Dielen lag, brach die verhängnisvolle Stille. „Was hat Er früher für eine Konfession gehabt?" fragte der König den Alten. „Katholisch, Majestät", zögerte der heraus. Wieder blitzten des Königs Augen den alten Krieger an, und der Stock in Friedrichs Hand zuckte halb empor. Wieder Stille. Der König überlegte. „Hat Er in seiner Jugend zur Messe gedient?" „Nein, Majestät." „So paß Er auf! Jetzt schert Er sich und ist in einer Stunde wieder hier mit einem Pfarrer. „Der da", wies er mit dem Stock auf den Grenadier Ulrich, der noch immer bewußtlos am Boden lag, „stirbt als Deserteur. Vorher aber beichtet er". Und wieder saß der Stock unter des Wachtmeisters Bart, „und dann erst der dort. Und hat Er das erledigt, dann dient Er in der Frühe dem Priester zur Messe. Verstanden? Daß mir das klappt, hört Er? Sonst bring' ich ihm das Messedienen bei! Er Hundsfott!" „Sehr wohl", bebte der Alte, und des Königs hinausweisendem Stock folgend, war er sogleich auf und davon.

Als Ulrich bald darauf erwachte, stand der König über ihn gebeugt, und sprach: „Fass' Er sich! Sein Herrgott kann doch besser Karten spielen als ein preußischer Wachtmeister. Sein Priester kommt; Er wird nicht ohne Seinen Gott sterben. Nun bet' Er, daß Sein Wachtmeister bis morgen früh das Messedienen lernt! Sonst lebt Er solange, bis Sein Malträteur das kann!"

Der Soldat Ulrich ist nach seines Königs Wort nicht gestorben. Der Wachtmeister kam nicht zurück. Von einer Weide am Wege zum Pfarrdorf hat man ihn, den Saufaus und Lästerer, am Morgen abgeschnitten. So endete des Soldaten Ulrich Spiel um Gott.


NUR ECHT MIT FI
ORIENTALISCHE T
UND CIGARETTEN
„YENIDZE"
INH. HUGO ZIET
SALEM GOLD
EXTRA MILD
GARANTIERT REINE AUSGESUCHT MILDE UND BEKÖMMLICHE ORIENTTABAKE.
SALEM GOLD
EXTRA MILD
ORIENTALISCHE TABAK-UND CIGARETTENFABRIK „YENIDZE"
EXTRA MILD
3 1/3 PF

Menschen springen aus den Wolken

Wenn der Fallschirm sich nicht öffnet

„Der Sprung über den Rand des Flugzeuges ist ebenso lang wie von den Wolken bis zur Erde", sagte ein erprobter Fallschirm-Abspringer. Denn es erfordert eine unerhörte Nervenanspannung und ein hohes Maß an Energie, sozusagen aus Sport nur, mit einem Fallschirm in die Tiefe zu springen. Drei Piloten ergreifen beifolgend das Wort und schildern ihr gefährliches Erlebnis in schwindelnder Höhe. Es handelt sich bei den hier geschilderten Absprüngen um Fallschirme, die sich nicht selbsttätig öffnen.

Berthold Ast:

Zweikampf im stürzenden Flugzeug

Das schrecklichste Ereignis in meinem Fliegerleben war ein Zweikampf in 2400 Meter Höhe. Ich werde diese kleine Viertelstunde niemals vergessen, denn mir standen damals buchstäblich die Haare zu Berge.

Bei einem Übungsflug hatte ich einst den Photographen X. an Bord, der einen Berghöhenzug aufnehmen wollte. Anfänglich ging alles gut, dann fing plötzlich der Motor zu streiken an und versagte schließlich vollkommen. Rings herum in der Tiefe erstreckte sich ein undurchdringlicher Wald, und nirgends war ein freier Platz zur Landung sichtbar.

Immer wieder versuchte ich den Motor in Gang zu bringen, aber er verweigerte den Gehorsam, und in gleichmäßig langsamem Flug senkte sich das Flugzeug immer mehr nach unten. Ich bereitete mich zum Absprung vor und schrie auch dem Photographen zu, daß er sich zum Rand des Flugzeugs begebe. Er sah nach unten in die bodenlose, gähnende Tiefe, zitterte nur und schüttelte schweigend den Kopf. Noch einmal sagte ich es ihm, ja ich schrie ihn energisch an, doch der Passagier schüttelte weiter den Kopf und trat zurück. Es blieb mir nichts weiter übrig, als Gewalt anzuwenden. In zwei Sätzen war ich bei ihm, griff zu und — — wollte ihn aus dem Flugzeug herauswerfen. Aber weit gefehlt: der Photograph hielt sich verzweifelt an seinem Sitz fest, und es war mir nicht möglich, ihn von der Stelle zu bringen.

Innerhalb mehrerer schrecklicher Sekunden kämpften wir erbittert, während die Maschine langsam nach unten glitt, gerade auf die Baumspitzen zu.

Unmöglich konnte ich allein abspringen und meinen Passagier dem sicheren Tode entgegenfliegen lassen. Das widersprach der Pilotenregel. Also kehrte ich zu meinem Platze zurück und lenkte das Flugzeug auf diejenigen Bäume, die mir noch am günstigsten schienen.

Immer näher rückten die dunklen Urwaldriesen heran — die bräuende Katastrophe mußte jeden Augenblick eintreten. Vor meinen Augen wurde es schwarz — ich sah nichts mehr.... Der schwere Motor riß sich los und fiel zur Erde, während der Rumpf in den starken Zweigen hängenblieb. Ein seltener Zufall war es, der in eines Menschen Leben sicher nur einmal vorkommt. Nur mit einigen unwesentlichen Beulen und Schrammen krabbelten wir zur Erde nieder. . . .

H. Kramer:

Der rettende Ring

Noch einen letzten Blick warf ich auf den Piloten, lispelte mit trockenen Lippen ein kurzes „Leb' wohl!" und versuchte zu lächeln, was mir aber nur sehr schwer gelang. Dann stellte ich mich auf den Rand der Gondel, raffte meinen letzten Mut zusammen und — — sprang in die Tiefe... Im nächsten Augenblick durchschnitt ich bereits die Luft.

Durch die ungeheure Schnelligkeit des Flugzeuges, das über hundert Kilometer in der Stunde zurücklegte, wurde ich sekundenlang unter den Flügeln mitgezogen, und es schien mir, als läge ich in der Luft. In dieser kurzen Zeitspanne sah ich nach unten und bemerkte das schmale, rote Dach eines Krankenhauses, aus dem ein Sanitätsauto herausfuhr und zum Platze meines voraussichtlichen Niederganges eilte. Wie wird das Auto mich vorfinden? — schoß es mir durch den Kopf — lebend oder tot? Dann tauchte mein Kopf unter, der Körper folgte, und ich fing an, unbarmherzig Saltomortales auszuführen.

Unaufhaltsam sauste ich zur Erde nieder und sah jedesmal, wenn sich mein Gesicht nach unten drehte, wie die Erde mit immer größerer Schnelligkeit mir entgegeneilte. Von einer plötzlichen Angst ergriffen, fing ich an, auszurechnen, wieviele Sekunden wohl erforderlich sind, um diesen Raum zu durchfliegen. Würde ich wohl noch Zeit haben, an dem Ring zu ziehen, der den Fallschirm öffnet? Und wenn ich das getan habe, wird der Schirm sich dann noch rechtzeitig öffnen können und meinen Sturz aufhalten? 1500 Meter sind schließlich eine nicht allzugroße Höhe.

Schon bedauerte ich, nicht höher gestiegen zu sein — vielleicht auf 2000 Meter; das hätte dem Fallschirm mehr Zeit gelassen, sich auszubreiten. Mechanisch fing ich an, mit der Hand den rettenden Ring zu suchen, und dann zog ich an ihm. Vielleicht rüttelte ich schon vorher daran, genau kann ich mich dessen nicht entsinnen. Ich glaube auch, gehört zu haben, wie ein Flugzeug über meinem Kopfe vorbeisummte, doch dann waren meine Gedanken wieder beim Fallschirm. Ich wunderte mich, daß er sich, während ich wieder einige hundert Meter nach unten gestürzt war, noch nicht entfaltet hatte.

Sollte der Schirm entzwei sein? Sollte ich denn wirklich mit dieser fürchterlichen Geschwindigkeit so lange nach unten fallen, bis ich, auf den Erdboden aufschlagend, mich in eine unkenntliche Masse verwandeln würde? In diesem Moment aber hörte ich über mir einen schrillen Pfiff und das Rauschen von Seide...

Mit einem ohrenbetäubenden Krachen, das mir wie ein Kanonenschuß vorkam, öffnete sich endlich der Schirm, und mein Fallen hielt derart schroff an, daß ich mir beinahe die Hand verrenkte, mit der ich mich an den Stricken festhielt. In der nächsten Sekunde schon schaukelte ich mich unter dem mächtigen seidenen Schirm bequem und ruhig von einer Seite zur anderen. Zwischen den Stricken heulte der Wind, und diese Musik schien mir wie ein frohes und lustiges Lied. Der Fallschirm arbeitete ausgezeichnet und trug mich in langsamem Tempo sicher nach unten. Ich hatte das Gefühl, haarscharf dem Tode entronnen zu sein. Währenddessen folgte immer noch der Krankenwagen meinem wankenden Flug...

Herbert Hamel:

Das Loch im Fallschirm

Mein Versuch, einen Rekordabsprung aufzustellen, erwies sich als bedeutend riskanter, als ich erwartet hatte. Der Pilot stieg mit mir in eine Höhe von fast 3500 Meter. Noch höher konnte das Flugzeug nicht mehr steigen, und dann gab er ein Zeichen. Sofort sprang ich von meinem Sitze und stürzte mich, ohne lange zu überlegen, in die Tiefe.

Wie ein Pfeil durchschnitt ich einige hundert Meter lang die Luft und zog dann den Ring des Fallschirms. Dieser öffnete sich nicht sogleich, sondern erst nach etwa 500—600 Meter. Dann erschloß er sich aber mit einem jähen Ruck. Das Geräusch kam mir jedoch sehr sonderbar vor; ich hörte das helle Pfeifen des Windes und bemerkte beim Aufsehen, daß mitten im Fallschirm ein großes Loch war. . . . Das bedeutete, daß ich mit solcher Geschwindigkeit nach unten fallen würde, die vollauf genügt, um nach dem Aufschlagen nicht mehr aufzustehen.

Ein Blick nach unten ließ mich sofort erkennen, daß die einzige Möglichkeit, dem Tode zu entrinnen, in den Bäumen zu suchen war, die seitlich meiner Flugbahn standen. Ich mußte unbedingt versuchen, meinen Schirm dorthin zu lenken. Es war nicht leicht, doch schließlich gelang es mir unter den größten Schwierigkeiten, die Stricke meines großen Fallschirms von einer Seite anzuziehen, so daß der Wind ihn direkt zu den Bäumen jagte. Mit einem lauten Krach schnitt sich der Schirm in eine Baumkrone ein und blieb dann hängen. Mein Leben war gerettet! Nur ganz unwesentliche Verwundungen mußte ich mitnehmen als Erinnerung an das gewagte Unternehmen.

ANEKDOTEN

Höflichkeit.

Sir William Gooch, Gouverneur von Virginia, unterhielt sich, wie im „London Magazine" von 1764 erzählt wird, einmal auf der Straße mit einem Kaufmann, als ein Neger ihn im Vorbeigehen devot grüßte. Er erwiderte freundlich den Gruß. „Wie", ereiferte sich daraufhin der Kaufmann, „Euer Exzellenz lassen sich so weit herab, einen schwarzen Sklaven zu grüßen?" — „Allerdings", entgegnete der Gouverneur, „es würde mich sehr verdrießen, wenn ein Sklave höflicher wäre als ich."

Der verbotene Mezzolan.

Ein interessantes Beispiel für die nicht seltenen Streitigkeiten zwischen nahverwandten Zünften ist die Fehde der Weber gegen die Mezzolanweber zu Breslau unter der Regierung Kaiser Rudolf II. (1576—1612). Jene verfolgten die Mezzolanweber und brachten die Theologen auf ihre Seite, die auf der Kanzel aus der Bibel erwiesen, daß Gott die Kleider aus Mezzolan, d. h. aus Wolle und Leinen gewebt, ausdrücklich verboten habe: „Ne induite vestimentum ex lana et lino contextum" (Du sollst nicht anziehen ein Kleid von Wolle und Leinen zugleich gemenget), heiße es im 5. Buch Moses, 22, 11; und es sei daher nicht erlaubt, dergleichen Stoffe zu weben. Kaiser Rudolf verbot daraufhin tatsächlich die Mezzolanweberei. Das Verbot wurde jedoch bald wieder aufgehoben. Kl.

O diese Chinesen!

Vor Jahren seßhaft in Surabaja, mache ich einen Abendbummel durchs Chinesenviertel. Mein Lebensmittellieferant Li Bo An bittet mich freundlich in sein Toko: „Tuan, aba ketju baik!" (Herr, ich habe feinsten Käse empfangen.) Ich trete ein, mustere die vergilbten Klebestreifen und die bedenkliche Bombage der Blechdose; aber die Firma ist erstklassig für echten bayerischen Camembert. So verlange ich die Probe aufs Exempel. Der Chinese war seiner Sache sicher und stach die Dose mit dem Öffner an — eine Garbe käsiger Lauge schoß zur Decke und tropfte nieder auf die Vielheit europäischer, chinesischer und japanischer Waren, überzog auch das feiste Reisgesicht und die schlodbrige Kleidung des Gutmütigen mit übelriechender Brühe. Ich frage ironisch: „Nun, ist der noch gut?", worauf er prompt zurückgab: „Er ist gut, Herr! Er hat Feuer. Nur schlechter Käse bleibt fade in der Dose liegen." So mußte ich mich wiedermal überzeugen, daß Feuerkraft und Eßgestank dem Chinesen die höchste Güte bedeuten, selbst beim ältesten Bauernkäse. K. Keßler.

KALODERMA



Die

SEIFE

der Schönheit

Kaloderma-Seife wird speziell zur Erhaltung der Schönheit Ihrer Haut zubereitet. Aus reinsten Grundstoffen, edelsten Ölen hergestellt, enthält sie die wundervollen Kaloderma-Zusätze, die Ihre Haut zart und geschmeidig, Ihren Teint hell und durchsichtig erhalten. Frauen, deren Haut empfindlich und leicht reizbar ist, bevorzugen diese herrliche Seife wegen ihrer absoluten Reinheit und Milde. Sie enthält alles, was die Haut zu ihrer Pflege braucht – nichts was ihr schaden könnte. – Eine Wohltat, wenn ihr satter, cremeartiger Schaum, ihr zarter, feiner Duft Sie schmeichelnd einhüllen. – Eine Seife, nach der Ihre Haut verlangt.

F · WOLFF & SOHN · KARLSRUHE

ALWIN DRESSLER:

Geht die Sonne durch einen Nebel?

EINE NEUE SONNENFLECKEN-THEORIE

Mit dem Fortschritt unserer Forschung eröffnen sich auch der Astronomie zuweilen neue Wege, die zu ganz anderen Erkenntnissen führen und oft die alten als Wahrheiten anerkannten Tatsachen erschüttern. Manches Welträtsel wurde durch die moderne Forschung in den letzten Jahrzehnten gelöst, und mancher wissenschaftliche Irrtum dadurch geklärt Aber die Forschung steht nicht still und wird uns auch weiterhin mit neuen Enthüllungen überraschen.

Einer der wichtigsten Fortschritte auf astronomischem Gebiete ist die neuere Erkenntnis, daß es im Weltall eine lichtlose Materie gibt, die an vielen Stellen des Himmels in Gestalt dunkler Nebel in Erscheinung tritt. Noch überraschender aber ist die Feststellung, daß auch die meisten leuchtenden Nebelgebilde gar kein Eigenlicht besitzen, sondern eine ebenso vollständig dunkle Materie darstellen, deren Moleküle durch die Energiestrahlung der Sterne zum Leuchten angeregt werden. Was man also noch vor wenigen Jahren als glühende Gaslager oder selbstleuchtende Nebelwolken angesehen hat, wird heute als lichtlose Materie erklärt, die im Licht von Sternen, das auf Reflexion oder Lumineszenz zurückzuführen ist, leuchtet Eine Ausnahme hierin bilden nur die „Spiralnebel", die eine Ansammlung vieler Sterne darstellen, also aus keiner Nebelmaterie bestehen und daher den Namen „Spiralnebel" zu Unrecht führen.

Die Forscher sind heute der Ansicht, daß der ganze von uns sichtbare Himmel mit nichtleuchtenden Nebelwolken überzogen ist und daß auch unser Sternsystem in eine solche Masse gehüllt zu sein scheint Man hat versucht, die stoffliche Beschaffenheit dieser kosmischen Dunkelnebel zu erforschen und ist zu der Überzeugung gelangt, daß sie ausgedehnte Felder kosmischen Staubes meteorologischer Art darstellen, die — ähnlich wie die Kometenschweife — ohne Einfluß auf das Sternenlicht sind, d. h. keine absorbierende Wirkung ausüben.

Diese Erkenntnis war für unsere weiteren Forschungen von großer Bedeutung; denn sie hat inzwischen zu einer beachtenswerten Theorie geführt, die uns das Geheimnis der Sonnenflecken-Perioden in verblüffend einfacher Weise zu erklären versucht

Bekanntlich stützte man sich bisher auf die Theorie, daß der Jupiter einen Einfluß auf die elfjährige Sonnenflecken-Periode ausübe. Aber diese Ansicht konnte den exakten wissenschaftlichen Forschungen insofern nicht standhalten, als sich im Verlauf der Jupiterumläufe und der Sonnenfleckenperioden Zeitunterschiede ergaben, die zu einer befriedigenden Lösung dieses Problems nicht führen konnten. Auch erschien es nach dem Gesetz der Gravitation als höchst unglaubhaft, daß dieser im Vergleich zur Größe der Sonne doch immerhin verschwindend kleine Planetenkörper bei einer Entfernung von über siebenhundert Millionen Kilometer noch so viel Kraft aufbringen sollte, um einen derart wirkungsvollen Einfluß auf die riesenhafte Sonnenoberfläche auszuüben. Diese und noch andere Faktoren, die gegen die Jupiter-Sonnenflecken-Theorie ins Feld geführt werden konnten, gaben ihr den Charakter einer sehr zweifelhaften Hypothese.

Nun ist man auf Grund neuerer Anschauungen zu der Überzeugung gelangt, daß, wenn unser Sternsystem in eine dunkle Nebelmasse gehüllt ist, dann auch die Sonne mit ihrem Planetengefolge durch diesen Nebel wandern muß.

Diese Annahme wäre an sich noch kein besonderer Grund gewesen, ihr ein so großes Interesse entgegenzubringen, wie es von wissenschaftlicher Seite geschehen ist. Vielmehr führte die ebenso kühne wie sonderbare Ansicht des Forschers Delauney zu der sehr beachtenswerten Theorie, daß die Störungen auf der Sonne auf ihren Durchgang durch den Nebel zurückgeführt werden müßten. Delauney sucht diese Störungen auf der Sonnenoberfläche bzw. ihre Fleckenperioden wie auch verschiedene andere Erscheinungen des Sonnensystems auf eine recht interessante Art zu erklären. Er fand, daß zwar die Zeiträume zwischen dem Sonnenfleckenmaxima ganz unregelmäßig sind, daß aber die Jahre vor und nach 1788 eine gewisse Symmetrie zeigen. So entspricht zum Beispiel das Sonnenfleckenmaximum von 1739 genau dem von 1837, ebenso das von 1727 dem von 1848 usw.

Aus dieser Beobachtung zog Delauney die Folgerung, daß die Sonne durch einen Nebel geht, der aus einem Kern und aus einer Reihe konzentrischer Ringe besteht. Der Durchgang durch die Nebelmasse veranlasse Störungen, die sich in einem Fleckenmaxima kundtun. Ging die Sonne 1788 durch den Kern des Nebels, so muß sie die Ringe in entsprechenden Zeiträumen vor und nach jenem Jahr durchschreiten. Delauney ist der Ansicht, daß die gegenseitige Anziehung beide Teile hin und her schwanken lassen, und daß der Durchgang der Sonne durch den Nebel Reibungswärme erzeuge, so daß die Wärmeausstrahlung auf der Höhe bleibe, während die Sonne zu anderen Zeiten so lange in nebelfreiem Raum geweilt hat, daß sich dadurch das Entstehen der Eiszeiten erklären lasse.

Diese Theorie hat etwas ungemein Fesselndes an sich; denn die Ansicht, daß wir uns in einer kosmischen Staubwolke befinden, ist auch früher schon von anderen Forschern vertreten worden. Man begründete diese Auffassung damit, daß es Meteoriten in ganz früheren Zeiten selten gegeben habe und daß unser Sonnensystem erst seit etwa 10 000 Jahren in eine kosmische Staubwolke eingetreten sei, aus der sich der Ursprung der Kometen, Sternschnuppen und Meteore erklären lasse.

Kosmische Staubwolken sind aber nichts anderes als nichtleuchtende Nebelmassen, als gewaltige dunkle Wolken feinen Meteorstaubes, der in Kalk- und ähnlichen Dämpfen eingebettet ist. Solche dunkle Wolken verraten sich als sogenannte „Löcher im Himmel", die inmitten von Gegenden großen Sternenreichtums wie gähnende Abgründe wirken und sich in eine schwarze Unendlichkeit verlieren So ist zum Beispiel am galaktischen Pol und noch an vielen anderen Sterneninseln jenseits der Milchstraße eine starke Anhäufung solch dunkler Massen bemerkbar

Da diese Dunkelnebel über schier unendliche Zeiträume bestehen, ist es erklärlich, daß sie sich bei ihrer Wanderung durchs Weltall mit den überall im Raum verteilten Stoffteilchen und Welttrümmern in einem Maße anreichern, das oft dem Tausendfachen ihrer ursprünglichen Masse entspricht. Ihre räumliche Ausdehnung wächst daher ins Riesenhafte, so daß ganze Sternenstaaten darin verschwinden und unter Umständen auch große Sterne darin steckenbleiben können.

Man vermutet, daß es sich bei diesen Nebelgebilden nicht nur um riesenhafte Welttrümmer-Ansammlungen handelt, sondern auch um ungeheure Schwaden nichtleuchtenden Gases. In welcher Weise diese chaotischen Nebelmassen mit dem Leben und Werden von Sternen zusammenhängen, konnte bis heute noch nicht genau erforscht werden, doch nimmt man an, daß die Nebelmaterie sich unter beständig steigendem Druck verdichtet und so den Geburtsakt roter Riesensterne einleitet, die dann allmählich in Weißglut übergehen und schließlich als rote Zwergsterne auf den absteigenden Ast der Entwicklung gelangen.

In der Tat sind uns viele solcher Sterne am Himmel bekannt, darunter auch solche die noch mit einer Nebelhülle umgeben sind Es sind Sterne, die sich noch in ihrer Entwicklung befinden, sie „reinigen" mit der Zeit um sich den Raum, indem sie alles aufsaugen und sich einverleiben. Dann pflegen sie eine dunkle, von Stoff ziemlich freie Umgebung zu haben und strahlen klar.

Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß die kosmischen Dunkelnebel als „Sammler des Stoffes und der Energie" im Weltraum walten und als Mutterschoß werdender Welten ihre Mission zu erfüllen haben.

Fritz Müller-Partenkirchen

Die Nägel der Bavaria

Das Bavaria-Monument in München war unserer Jugend Mittelpunkt. Ein Netz von Spielen legten wir darum. Leuchtend steigt das Monument aus unseren freien Nachmittagen. Gütig lächelnd schaute die Bavaria uns zu und warf den Kranz in unsere Spiele.

Oder wüßte jemand einen Ort, an dem man besser Fangamandel, Räuber und Schandarm und Schneider leih' mir dei' Scher' hätte spielen können, als rund um die Bavaria auf der Wies'n?

Das Schönste aber war die große Treppe.

Mochten andere um ein Zwanzgerl so geschmacklos sein, im Rückgrat der Bavaria aufzusteigen, ihr im Kopf herumzukrabbeln, aus den Augenhöhlen in die Münchner Stadt hinabzuglotzen — wir hatten unsere Treppe. Unsere große, schöne, freie Treppe, auf der es sich hinauf-, hinuntertollen ließ, so wundervoll und übermütig...

Wie schossen des Randelkofers lange Beine über diese Treppe — wie hat der dicke Gunzelmann da schnaufen müssen — wie konnte sich der kleine Weizel da verstecken...

Das Schönste aber war der Rand der Treppe. Da waren breite, glatte Platten, links und rechts, zwei große weiße Bänder, die verlockend in die Tiefe wiesen.

Verlockend? Ei, natürlich — wie herrlich konnten wir mit angezogenen Beinen hockend abwärts rutschen — Herr im Himmel, war das eine Seligkeit.

Ich weiß noch gut, wie mich's der Reiser Albert dort zum ersten Male lehrte. Das war ein Zittern erst und dann ein Jauchzen Ich konnte nicht genug davon bekommen. Von zwei Uhr nachmittags bis gegen Abend bin ich dort gerutscht, übers Abendessen weg sogar und über Strafen, die für mich fällig wurden deshalb. Einer nur in einer rutschenden Kolonne. Doch der beharrlichste darunter.

Viel bin ich seit der Zeit herumgerutscht da draußen in der Welt — aber niemals war es ganz so schön wie bei den Rutschpartien rechts und links der Treppe jenes Denkmals.

Manche Sohle habe ich durchgerutscht seither und manche Hose — niemals aber machten mir kaputte Sohlen und durchgewetzte Hosenböden so wenig Kummer wie zu jener Zeit.

Hm, sagt ihr, von dem Standpunkt eines tollen Jungen, aber —

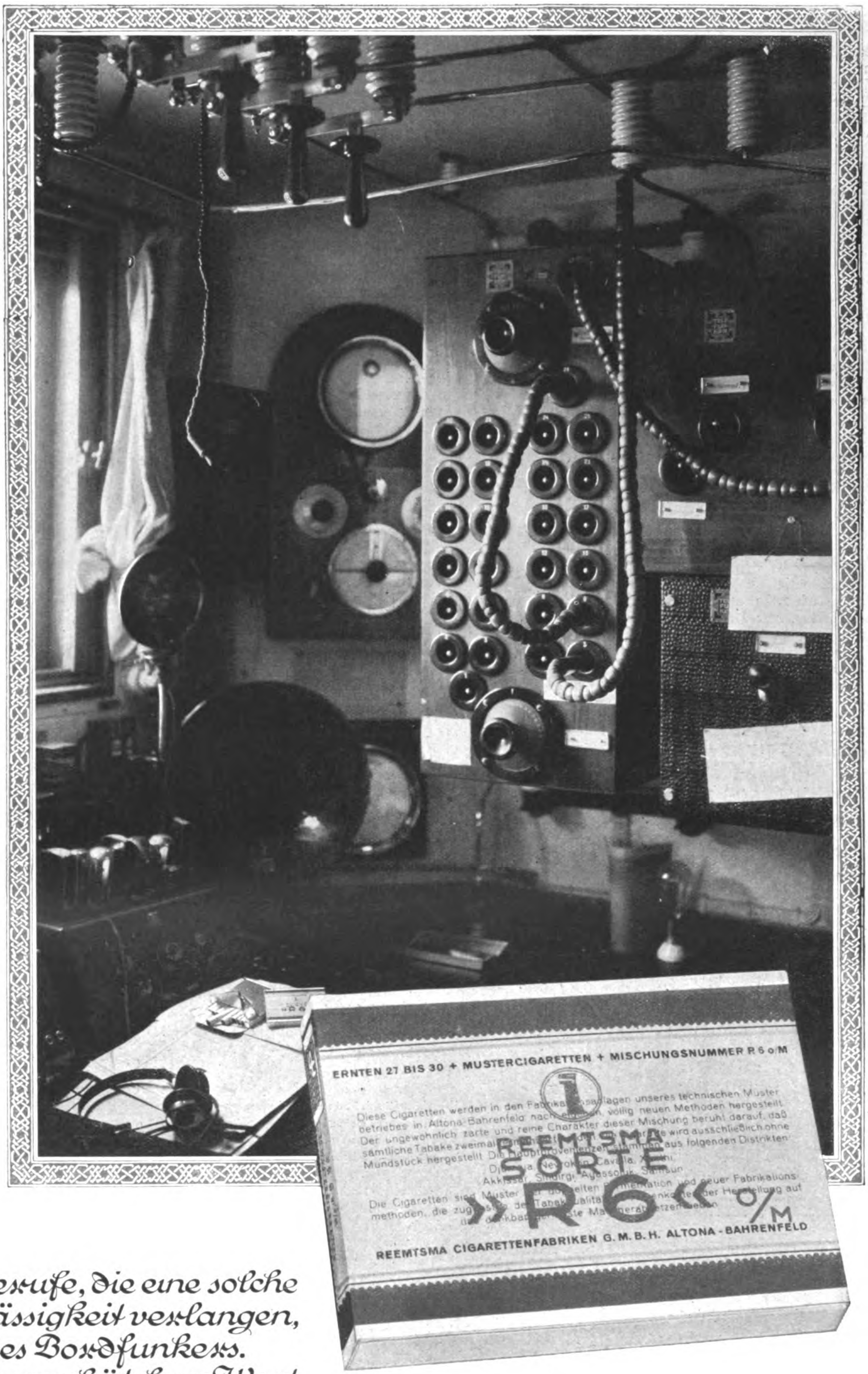
Bitte, sogar den alten Wächter des Bavaria-Parkes hat's gefreut. Da stand er oben an der langen Treppe, die alten Hände über seinen Bauch gefaltet und brummte, kicherte und lachte·

„Kreizbivibomini", hat er gesagt, „ma sullt's net glau'm, was do die Lausbuam von heitzutag für Lausbuam san."

Und der Wächter des Bavariaparkes, denke ich, ist doch kompetent dazu.

Aber dann kam einmal ein Mann vorüber, der sich noch für kompetenter hielt. Das war unser Rektor. Ich will nichts Böses von ihm sagen Er hatte manche gute Seiten. Eine Seite aber, eine Seite seines Lebensbuches, die war böse. Auf der Seite stand:

„An den löblichen Magistrat der Haupt- und Residenzstadt München. Gelegentlich eines Spazierganges längs der Sendlinger Chaussee habe ich feststellen müs-



doppelt fermentiert

4 ₰

Es gibt wenig Berufe, die eine solche Ruhe und Zuverlässigkeit verlangen, wie die Tätigkeit des Bordfunkers.

Darin liegt der unschätzbare Wert hochwertiger doppelt fermentierter Cigaretten, daß sie den Menschen über härteste Nervenproben hinweg helfen.

sen, daß nicht nur eine Unzahl kleiner Buben, sondern sogar Angehörige der reiferen Jugend durch ein von übermütigem Gejohle begleitetes Hinunterrutschen auf den Platten der Bavariatreppen derartig schweren Unfug ausüben, daß ..."

Er verfehlte nicht, in der Begründung die zerstörten Hosenböden „anzuziehen" und auf die respektiven Portemonnaies der respektiven Eltern hinzuweisen und eine „eiserne Remedour" zu verlangen.

Und der Erfolg?

Auch der Erfolg war eisern. Leider. Es wurden kleine Eisenstifte auf den Platten eingeschlagen. Der Randlkofer war der erste, welcher die Nachricht in die Schule brachte.

Das war am Freitag.

Am Samstag zogen wir hinaus in hellen Haufen, sahen wirklich solche Eisennägel starren, jammerten und schimpften. Bis der kleine Welzel eine Zange aus der Tasche praktizierte und reihum die Nägel auszog. Eine harte Arbeit war es, aber eine gute.

Und wir rutschten wieder eine volle Woche lang in Fröhlichkeit an der Bavariatreppe abwärts.

Bis die dicken Eisenzähne kamen. Mit Zementguß pflanzten Hörige des Magistrats diese Eisenzähne reihenweise in die Platten.

Barbarendokumente bürgerlicher Ordnungsliebe im Kampfe gegen Jugendlust und Jugendübermut.

Die bürgerliche Ordnung siegte. Welzels Zange knirschte machtlos gegen dies Gezähne. Mit hängenden Köpfen sind wir heimgeschlichen. Wir waren später niemals wieder so erbittert mutlos nach verlorenen Lebensschlachten.

Die Bavaria schwingt noch immer ihren Kranz. Aber sie wirft ihn nicht mehr in die Reihen ihrer Jugendbgarben. Sie sieht grämlich aus seitdem. Und sie hat einen Parkwächter bekommen, der keinen Spaß mehr versteht. Der kein Wort mehr sagt von „dene Lausbuam", sondern der sie schweigend aufschreibt und der ohne Gnade ans Rektorat berichtet.

MATTHÄUS BECKER:

Das Baby unter Deutschlands Inseln

Wissen Sie, daß es eine deutsche Nordsee-Insel gibt, die noch nicht über 80 Jahre alt ist? Eine Insel, die größer ist als Helgoland? Sogar an der Wasserkante wurde mir auf diese Frage in vielen Fällen eine verneinende Antwort.

Im Jahre 1854 entdeckten Nordseefischer im Wattenmeer, gegenüber dem westholsteinischen Friedrichskoog, winzige Inseln, die mit Queller, einer bodenbildenden Wasserpflanze, bewachsen waren. Die dürftige Flora verriet, daß es sich hier um werdendes Neuland handelte. Die Landspuren wurden bauernd beobachtet, und bald ergab sich, daß hier am Leib unserer alten Erde Veränderungen sich vollzogen: die kleinen Inseln dehnten sich, und nach mehreren Jahren waren sie eine einzige weite Fläche. Allerdings, was der blanke Hans, die Nordsee, hier zurückgab, ist nur ein kleiner Teil der Beute, die er auf wiederholten Raubeinfällen dem holsteinischen Marschenland entrissen hat. Die sogenannte Antoniusflut von 1510, von der heute die Fischer sich noch erzählen, fraß weites fruchtbares Land mit unzähligen Dörfern. Der Jadebusen wurde damals in die deutsche Küste gefetzt, und das junge Eiland Trischen ist von all dem Verlorenen nur ein winziges Sandkorn.

Ich habe in diesen Sommertagen auf dem jüngsten Stück deutschen Erdbodens gestanden, bin auf den Deichen der Insel gewandert, habe in einer Welt gelebt, in deren Einsamkeit es keine anderen Laute gibt als den Klang des Meeres und den Schrei der Seevögel. In den Dünen des südlichen Strandes haben Tausende dieser Vögel ihre Heimstätte. Naht du diesem Gebiet als Eindringling, dann alarmiert dein Kommen schon aus der Ferne das unzählige Heer der Hellgefiederten, die über dich Eskapaden von Vorwürfen und Drohungen entladen. Gern läßt du sie, nordwärts dich wendend, zu dem freundlichen Geschäft der Vermehrung zurückkehren. Bald gelangst du an einen hohen Dünenring von nur 50 Meter Durchmesser. Es ist die Urzelle des ganzen Eilandes, das erste um die Jahrhundertmitte emporgetauchte Stückchen Erde, und diese früheste, von Menschenhand geschaffene Schutzwehr, mutet heute an, wie der Wall einer alten Festung, deren Armierung durch die Entwicklung der Kriegstechnik längst überholt ist.

Umgeben von windgezaustem Strandhafer ragen acht einfache schwarze Holzkreuze. Koniferen überschatten die Ruhestätte der Unbekannten, die hier im Schutz der Düne eines von der Welt abgeschlossenen Nordsee-Eilandes die letzte Ruhe fanden. Nur von einem weiß man, daß er, dessen Leichnam damals an den einsamen Strand gespült wurde, ein in der Skagerrakschlacht gefallener deutscher Flieger ist. Aber auch sein Kreuz trägt kein Namensschild. Man erinnert sich Ferdinand von Saars schöner Verse vom Friedhof der Namenlosen:

> Tief im Schatten alter Rüstern
> starren Kreuze hier am düstern
> Uferrand;
> aber keine Epitaphe
> sagen uns, wer unten schlafe
> kühl im Sand.
>
> Still ist's in den weiten Auen,
> selbst die Donau ihre blauen
> Wogen hemmt;
> denn sie ruhen hier gemeinsam,
> die die Fluten still und einsam
> angeschwemmt.

Verlag: Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11-17, Fernsprecher: 20647 u. 22131. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post und durch jede Buchhandlung monatlich 86 Pfennig, durch Umschlag M. 1.45. Versand ins Ausland durch Umschlag monatlich M. 1.45, für Länder mit ermäßigtem Porto M. 1.25. Postscheckkonto: München 11346; Wien: 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern, Postscheck III 7205. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank, Filiale Kaufingerstraße. / Der „Illustrierte Beobachter" erscheint wöchentlich am Samstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39/II, Fernruf: 20755 und 20801. Hauptschriftleitung und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dietrich Loder, München; Berliner Schriftleitung: Dr. Hans Diebow; verantwortlich für Anzeigen: Erwin Finkenzeller, München. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. / Österreich: Für den Inhalt verantwortlich: Eduard Steingassinger; Auslieferungsstelle N. S. P.-Verlag, beide in Linz a. d. D., Langgasse 4/I. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung, Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Adressenvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Organisationsleben muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.

Diese Ausgabe darf in Lesezirkeln nur geführt werden, wenn sie im Kopf als Lesezirkel-Ausgabe kenntlich gemacht ist

Viele, die sich hier gesellen,
trieb Verzweiflung in der Wellen
kalten Schoß;
drum die Kreuze, die da ragen,
wie das Kreuz, das sie getragen,
namenlos.

Trischen ist das alte Flackelholm aus Frenssens „Drei Getreuen". Die Erdoberfläche hat für die Kartographen bekanntlich nur noch wenige weiße Stellen, aber trotzdem ist dieses dort oben dem Elbstrom vorgelagerte Stück deutscher Erde manchen dieser Herren anscheinend noch unbekannt. Ich sah Karten, die im übrigen einwandfrei waren, auf denen Trischen aber fehlte.

Die einzigen Bewohner Trischens sind die Leute vom Trischenhof. Auf den saftigen Weiden des fetten Marschenbodens grast eine große Schafherde, tummeln sich Pferde und bunte Rinder. Die einzige irdische Plage in dieser Welt der himmlischen Ruhe sind die Karnickel, die sich hier so ungeheuer vermehren wie eben nur Karnickel.

Himmlische Ruhe! Dennoch ist dieses Eiland mit dem weithin sich dehnenden köstlichen Sandstrand für den abgespannten Großstadtmenschen kein Ort der Zuflucht. Das Betreten der Insel wird vom Fiskus nur gelegentlich und unter ganz besonderen Voraussetzungen gestattet. Das Heer der Hellgefiederten soll im Geschäft der Vermehrung nicht gestört werden. Es ist leichter auf

den Galapagos als auf Trischen ein Robinsonleben zu führen.

Aber einmal wird das anders sein. Wenn wieder einmal achtzig Jahre ins Land gegangen sind, ist Trischen wahrscheinlich nicht mehr Eiland. Die Insel wächst noch heute und wird weiter wachsen. Und auch drüben vom Festland bei Friedrichskoog her — das du heute allerdings nur hinter dem Horizont weißt, — wächst die Erde herüber. Bei deiner Überfahrt erzählen dir weit durchs Wattenmeer laufende Palisadengatter von großen Landgewinnungsarbeiten. Wo hinter diesen Pfahlkolonnen die See sich dehnt, sind die Tage des Wassers gezählt. Die eingekoogte Wasserfläche wird in wenigen Jahren sich in Land gewandelt haben, und damit wird die Festlandsküste um 2400 Hektar seeeinwärts getrieben sein. Dann werden die Palisadenkolonnen abermals vormarschieren, wird das Spiel — nein, wird diese mühseligste aller Arbeiten — von neuem beginnen. Dann wird

„Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde
sogleich behaglich auf der neuen Erde.
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
den aufgewälzt kühn-emsige Völkerschaft.
Im Innern hier ein paradiesisch Land."

Und in der Tat: Paradiesisch ist der Boden, von dem die See hier verdrängt wird. Der Garten Eden hat nicht köstlichere Erde umschlossen als dieses fette Marschenland. Der Vorstoß mit Hacke und Spaten nach dem unbekannten Eiland ist zwar kostspielige Schatzgräberarbeit, aber die Bergung des Schatzes ist gewiß.

Die Fähnriche von Gangstown

Von Hans Riebau

Die Kriegsschule von Gangstown hat einen zwiefachen Ruf. Die besten Offiziere der Vereinigten Staaten gehen aus ihr — Jahr für Jahr und Generation für Generation — hervor. Die ganze Armee weiß das und das ganze Land. Nur die Lehrer sind anderer Ansicht. „Die Kriegsschüler von Gangstown", sagen sie, „sind Schandflecke der Nation." Die Lehrer legen — und hier befinden sie sich auf einem Irrweg, der ja oft und überall in der Welt von Pädagogen gemacht wird — den Maßstab ihrer Erfahrungen mit Schülern an, um den Wert der späteren Offiziere zu messen.

Allerdings: Sie haben es nicht leicht. Ihr Tagewerk ist Kampf in des Wortes wahrster Bedeutung. Die Schüler, Söhne von Offizieren zumeist, die auch schon die Kriegsschule besucht haben, wissen genau, wie es um den traditionellen Geist dieses Instituts bestellt ist, und sie setzen all ihre Kräfte ein, um diesen Geist nicht degenerieren zu lassen. In den unteren Klassen begnügen sie sich mit den Lausbübereien, wie man sie von jedem Gymnasium her kennt. In den Fähnrichklassen aber wird der Kampf zum Abenteuer, und es gibt keinen Ordinarius, dessen Haar nicht grau geworden ist.

Den Höhepunkt dieses Kampfes bildet Jahr für Jahr die Abschlußprüfung der obersten Fähnrichklasse.

Die Prüfung ist sehr schwer. So schwer, daß die wenigsten Fähnriche, die ihre Offiziersuniform schon im Spind hängen haben, mit einem erfolgreichen Abschluß rechnen könnten, wenn nicht — —

Seit Jahrzehnten besteht — um es kurz zu sagen — in Gangstown die Sitte (und somit für die Fähnriche die eiserne Pflicht), die Prüfungsarbeiten einige Tage vor dem Examen aus der Wohnung des Direktors zu entwenden, abzuschreiben und wieder, als ob nichts geschehen sei, an Ort und Stelle zu bringen. Jeder weiß das, jeder Schüler, jeder Offizier, jeder Lehrer. Auch der Direktor weiß es, und er kämpft seit langem erbittert um seine organisatorische Überlegenheit. Noch nie aber — das erwies jedesmal das Ergebnis der Prüfung — hat er diesen Kampf gewonnen.

Die Sicherheitsschlösser seines Schreibtisches waren nichts gegen die Tricks mechanisch begabter Prüflinge. Der Wachhund, der die Nächte im Arbeitszimmer des Direktors zubringen mußte, erlag den hypnotischen Kunststücken eines auf dem Gebiet bewanderten Schülers. Vor zwei Jahren hatte der Direktor einen Tresor aufstellen lassen. Erst nach Monaten, während einer Generalreinigung des Zimmers, entdeckte er, daß die Rückwand kunstgerecht aufgeschweißt war. Auch die Depots der Filiale der Nationalbank — beziehungsweise die Unbestechlichkeit der verantwortlichen Beamten — hielten dem Siegeswillen der Fähnriche nicht stand. Vor einigen Jahren aber hatte der Direktor — und die Gewißheit, nunmehr als Sieger aus dem Kampf hervorzugehen, war unerschütterlich gewesen — Nacht für Nacht auf den sorgfältig verpackten Prüfungsarbeiten g e s c h l a f e n. Am Examensmorgen war er zwei Stunden später als sonst erwacht, und das Zimmer war voll von süßlichem Äthergeruch gewesen.

Nicht nur der Geist der Kriegsschüler von Gangstown, auch die Klugheit der Lehrerschaft gebot, daß dieser Kampf in aller Stille, gleichsam unter der Oberfläche, sich vollzog. Das Prestige der Anstalt verlangte es, daß die Niederlage der Pädagogen nie offen zugegeben, die Attentate auf die Autorität nie verfolgt wurden. Denn der Korpsgeist der Schüler war — das wußte niemand besser als die Lehrer — so unerschütterlich, daß jede Untersuchung zu einer neuen Blamage und damit zu einer neuen Schwächung der Autorität geführt hätte.

Vor zwei Jahren aber war der Direktor — in ehrlicher Besorgnis um die, wie er meinte, zunehmende Zuchtlosigkeit der Schüler, nicht zuletzt aber auch auf Grund einer eindeutigen Anordnung der vorgesetzten Behörde — fest entschlossen, die Examenskomödie nicht mehr länger mitzuspielen „Meine Herren", sagte er, nachdem er das Lehrerkollegium zusammengerufen hatte, „es geht auf Biegen oder Brechen. Nicht nur unser Ansehen steht auf dem Spiel, sondern auch unsere Existenz. Die Kriegsschule von Gangstown wird geschlossen werden, falls sich die Fähnriche wiederum der Prüfungsarbeiten bemächtigen. Auf Panzertresors und Sicherheitsschlösser können wir uns ebensowenig verlassen wie auf Beamte und Polizisten. Heute abend erhalte ich die Examensarbeiten aus Washington. Ab heute abend werde ich mit Gasmaske und Revolver vor meinem Schreibtisch wachen, Nacht für Nacht."

„Revolver?" runzelte einer der Lehrer die Stirn, „Sie wollen die Fähnriche erschießen?"

„Nicht erschießen", lächelte der Direktor, zog einen Revolver und öffnete die Patronenkammer. „Sehen Sie, die Stahlgeschosse habe ich aus den Hülsen entfernt. Ein Mann aber, der diese Ladung ins Gesicht bekommt, behält die Pulverspuren — für einen Offizier übrigens eine beinahe ehrenvolle Dekoration — sein Leben lang im Gesicht. Am Morgen nach dem Attentat, meine Herren, wissen wir, wer der Täter ist, und wir werden für alle Zeit ein Exempel statuieren"

Die Überlegungen des Direktors waren richtig; seine Wachsamkeit blieb nicht unbelohnt. Programmäßig wurde — schon in der zweiten Nacht — die Tür seines Arbeitszimmers geöffnet. Programmäßig schlich sich ein Fähnrich mit Blendlaterne und Maske an den Schreibtisch, programmäßig schoß der Direktor dem Unbekannten seine Pulverladung gegen die linke Backe. Der Einbrecher flüchtete. Für diese Nacht war der Angriff abgeschlagen.

Am nächsten Morgen betrat der Direktor klopfenden Herzens die oberste Klasse Sein erster Blick fiel auf den Fähnrich Konolworth Der Fähnrich Konolworth hatte die linke Backe über und über voll Pulvernarben.

Der Direktor triumphierte. Plötzlich aber ging es wie ein Ruck durch seinen Körper. Seine Augen starrten auf die Klasse: Alle vierundvierzig Fähnriche hatten die linke Backe über und über voll Pulvernarben. —

Drei Tage später bestanden sämtliche Schüler — niemand hat erfahren, auf welche Weise sie sich diesmal der Examensarbeiten bemächtigt hatten — die Offiziersprüfung. Kurz darauf wurde die Kriegsschule von Gangstown geschlossen.

In der Armee der Vereinigten Staaten aber ist man sich darüber einig, daß es noch nie so hervorragende Offiziere gegeben hat, wie diejenigen, deren linke Backe mit Pulvernarben bedeckt ist.

MINIATUREN

Das Klavier, aus dem sich durch allmählich fortschreitende Verbesserungen unsere Pianos und Flügel herausentwickelt haben, ist kaum 250 Jahre alt. Vor Anfang des 18. Jahrhunderts sind jedenfalls Klaviere nicht nachweisbar, man müßte denn mit ihnen die sog. Clavichords oder Manicords, Harpsichords bzw. Claviercymbale verwechseln wollen, die es allerdings bereits vor nahezu 600 Jahren gab und die auch einige Ähnlichkeit aufweisen mit unseren Klavieren, bei denen aber die Saiten nicht durch Anschlagen mittels Hämmerchen, wie es heute allgemein üblich ist, sondern durch Reißen mit Spulen in tönende Schwingungen versetzt wurden. Die Clavichords baute man anfangs nur in Antwerpen, bis dieser Industriezweig mit Jacob Kirchmann auch nach Deutschland übersiedelte, wo aber jene Instrumente durch Johann Zumpe, der an Stelle der Spulen die Hämmer einführte, eine so wesentliche Verbesserung erfuhren, daß der Genannte kein Bedenken trug, ein derartig verbessertes Clavichord an Friedrich II. einzuschicken. Wer das Klavier erfunden hat, ist nicht genau nachzuweisen. Die einen schreiben die Erfindung dem Florentiner Dominico Christofali (um 1710), andere dem Deutschen Schröter (um 1717), wieder andere dem englischen Mönch Wood, der zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Rom lebte, und noch andere, vielleicht mit der größten Wahrscheinlichkeit, dem genannten Zumpe zu.

*

Gabeln zum Essen sind in Europa noch gar nicht so alt. Heylin sagt in seiner 1652 erschienenen Kosmographie: „Der Gebrauch von silbernen Gabeln ist vor kurzem von einigen unserer geputzten Zierlinge angenommen worden!" Zu Shakespeares Zeiten war die Benutzung von Gabeln noch ein Streitobjekt des Lobes wie des Streits.

*

Ein alter deutscher Spruch sagt: Wiltu ein Tag fröhlich sein? Gehe ins Bad! Wiltu ein Wochen fröhlich sein? Laß zur Ader! Wiltu ein Monat fröhlich sein? Schlacht ein Schwein! Wiltu ein Jahr fröhlich sein? Nimm ein junges Weib!

Schon zu Tacitus' Zeiten wußten die Germanen auf eigentümliche Art Seife zu bereiten, die selbst den verfeinerten Römern behagte. Auf den Ritterburgen, die in Deutschland zuerst ein häusliches Leben in behaglicher Fülle und Feinheit entwickelten, finden wir nach den Schilderungen der Heldengedichte das Bad als den unentbehrlichsten und erquicklichsten Genuß im Hause dargestellt. Gleich den Geistlichen bereiteten sich in jener Zeit auch die Laien zu großen Kirchenfesten mit einem Bade am Vorabend vor, und bei den Handwerkern wurde es herkömmlich, am Samstagabend regelmäßig ein Bad zu nehmen. Bei manchen Handwerkern erhielt der Geselle jeden Samstag ein besonderes Badegeld, in Frankfurt am Main empfingen sogar der Bürgermeister und andere Stadtbeamte jeden Samstag ihre Badepfennige.

*

Die berühmten und berüchtigten Fehdebriefe der Ritterbriefe, damals gewöhnlich „Fient-Briefe" genannt, hatten eine bestimmte Form des Wortlautes und blieb diese vom frühesten Mittelalter bis zum Landfrieden des Kaisers Maximilian I. ziemlich dieselbe. Der folgende Brief Dietrichs von Erbach, Erzbischofs von Mainz, an den Grafen von Nassau (1439) kann als ein Schema der Fehdebriefe betrachtet werden: „Wir Dietrich, von Erbach und Erzbischof von Mainz, lassen Dich Johann, Grafen von Nassau, wissen, daß wir Dir, Diner Lande und Lüte, und aller, die Dir versprechen steen, Fient (Feind) wollen sin, umb soliches Unrechten willen, so Du an uns undden unsern zu Lanstein begangen und gethan hast und wollen des unsere Ehre an Dir verwaret han. Und bedarfften wir eincherleyen Verwarnung mer, die wollen wir auc damit getan han."

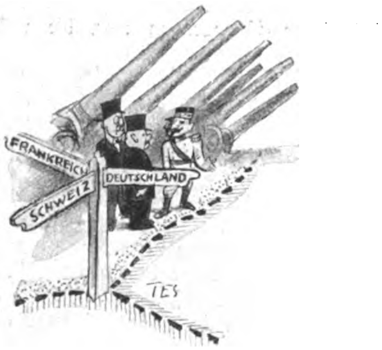
*

Unter der Herrschaft der Begründer des ehemaligen Großherzogtums Hessen, der Grafen von Katzenellenbogen, wurde in ihrem Lande eine seltsame, aber äußerst gefürchtete Einrichtung zur Bestrafung der Weiber getroffen, die sich tätlich gegen ihre Männer vergingen. Sie wurden nämlich zu Darmstadt auf einen Esel gesetzt und unter dem Spottgeschrei der Bevölkerung durch die Straßen geführt. Hatte sich der Mann mit seiner Frau in eine Schlägerei eingelassen und wurde von ihr überwältigt, so mußte er selbst das Eselein am Zaume führen, das seine teure Ehehälfte trug. Der weibliche Eselsritt kam leider so häufig vor, daß sich die meisten zanksüchtigen Frauen, welche anfänglich darin eine furchtbare Schande erblickten, endlich daran gewöhnten, wie die Ehrlosen sich an den Pranger gewöhnten. Nur ein einziger Esel hatte immer das Glück, die verurteilten Weiber zu tragen. Er hieß der Lehens- oder Gerichtsesel und mußte von den Herren von Frankenstein, welche jährlich vom Landesherrn zwölf Malter Korn und zwei Gulden zwölf Albus Geld erhielten, in Lehen ernährt werden.

*

Die erste Idee, in der Stadt Köln am Rhein einen Dom „für ewige Zeiten" zu erbauen, gehört dem Erzbischof Engelbert von Berg, einem stolzen Mann, der sich „des ganzen Deutschen Reiches Verweser und Fürsteher" nannte. Aber noch ehe er seine Idee zur Tat werden lassen konnte, wurde er in einem Hohlweg bei Gevelsberg in der Mark durch seinen Vetter, einen westfälischen Ritter, und dessen Spießgesellen ermordet und hierauf von der Kirche heiliggesprochen.

Glossen der Woche



„Messieurs, und das Wunderbarste an diesen Kanonen ist, daß man ihre Schüsse im fernen Königsberg noch hören könnte, im nahen Genf aber nicht!"

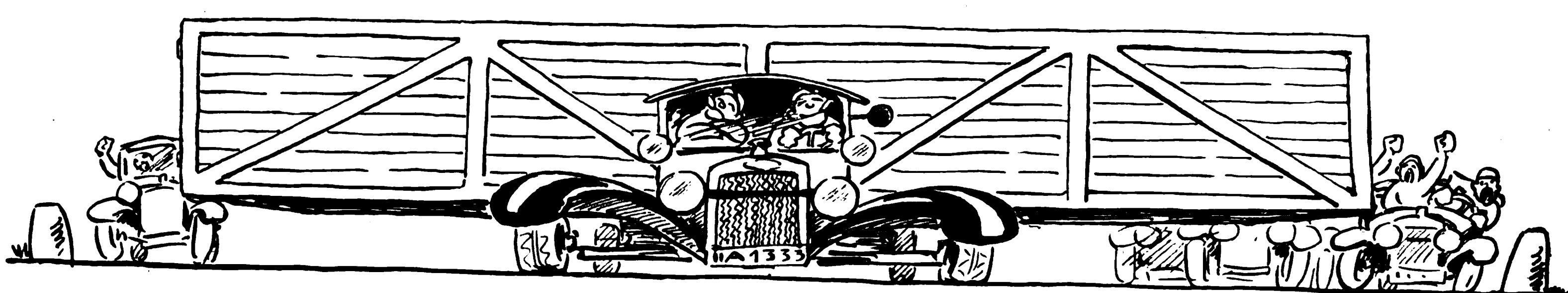


„Siehst du, Albrecht, da hinten steht der Herr, der mein Alter zwar taktlos, aber sofort ganz richtig geschätzt hat."
„Aah, das glaube ich, das ist ja der Antiquar Schulze!"



„Mir keine Suppe, Herr Ober! Ich habe mein neues Kleid an."

Der Traum des Lastkraftwagenschofförs Pampig:



Eine Fuhre, mit der man auch noch auf den neuen Reichsautobahnen den Verkehr absperren kann.

610



„Seien Sie nicht so traurig wegen der Kündigung, Fräulein Yvel Akfeber! Star sein macht heute in Deutschland einer hebräischen Künstlerin keine Freude mehr, ihr Name stände ja doch erst hinter dem Filmtitel."

„Das wäre ja eigentlich nicht so schlimm, denn nach meinem neuen Engagement in Palästina wird er sogar wieder von rückwärts gelesen."

Erntedank

Ein Bussard zieht im Äther seine Schleife,
Wildgänse segeln südwärts aus dem Norden
Dorfjugend, die jetzt flügge erst geworden,
ergötzt im Spiele sich bei froher Streife.

Am Rand des Feldes tönt die Hirtenpfeife,
umrauscht von glühend gelben Farbakkorden,
und dunkle Wälder schwermutsvoll umborden
die Sinfonie der lebenssatten Reife.

Voll Sonnenglast ruht müde die Natur,
es ist, als ob die Luft in Glut erzittert
und jeder Halm im Feld das Ende wittert.

Doch in die Zukunft weist des Todes Spur...
Und was die Fäuste scharfen Sensen weihen,
wird neue Kraft zur nächsten Saat verleihen.

Pidder Lüng.



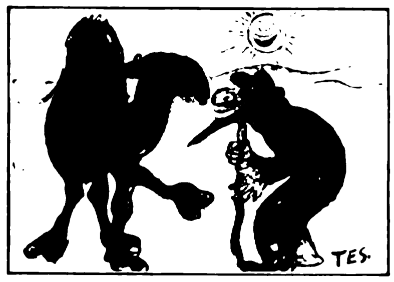
Seitdem man ihm das Schmierorgan stopft,
läuft Itzig sich ein Fußgeschwür;
doch bei den Völkern, wo er anklopft,
setzt man den Stuhl ihm vor die Tür.



2 Obwohl er freundlich bittend grüßte,
er keinem Land als Gast gefiel.
So bleibt ihm die Saharawüste
als allerletztes Reiseziel.



3 Als er dort fragt im Rat der Tiere,
ob sie es wohl gestatten, daß
er sich hier naturalisiere,
versagt man ihm die Bitte kraß.



4 Nachdem die Hoffnung fast zuschanden,
er einem Tier ins Auge schaut,
das lustig damit einverstanden,
daß er dort seine Hütte baut.

Unter Brüdern.

Rabbiner, dem Aaron seine Schwierigkeiten klagt: „Ich geb der an guten Rat, Aaron, geht nach Palästina, da lebste im Kreis deiner Brüder."

Aaron: „Wie haißt, wie kann ma da noch machen ä Geschäft?"

*

Trotzdem.

Silberstein besucht seinen Freund Kohn in London. Sie sind in einem Restaurant, und Silberstein hegt einen natürlichen Wunsch.

Kohn: „Da gehste den Gang entlang bis zur zweiten Tür. Da steht drauf „for Gentlemen" — aber du darfst trotzdem hinein."

*

Kritik.

Rosenbaum möchte gerne seinen Freund Itzig mit seiner häßlichen Frau bekanntmachen.

Rosenbaum: „Itzig, laß der vorstellen meine Sarah."

Itzig: „Gott, über de Welt, Rosenbaum, stell se wieder zurück."

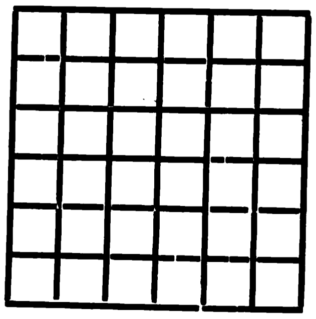
RÄTSEL

Zahlenrätsel

1 2 3 4 5 6 7 8	= Übereinstimmung
2 9 1 8 6	= europ. Hauptstadt
10 11 12 9	= Aroma
2 13 14 8 3 9	= Männername
4 2 13 8 3	= Künstler
5 3 13 5 15	= Kronjuwel
16 8 7 13 17 1 8 6	= Frühlingsblume
18 9 3 5 4	= geograph. Begriff
19 2 18 20 2 3	= Männername
21 20 8 3 6	= Schlachtort d. Weltkriegs

Die Anfangsbuchstaben ergeben den Namen eines Sendeleiters.

Diagonalrätsel



In obige Figur sind Wörter folgender Bedeutung einzusetzen: Fehllose, ordnungsgemäß, Täuschung, Gewerbetreibender, Gestalt, berühmter Vorkämpfer der Bewegung. Die Diagonale von links oben nach rechts unten ergibt den Namen eines ermordeten Berliner Hitlerjungen.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a al chas dat de den der du e fun gym i ken la le len me ment mu mün na na ne ne ni o or pal ra re ri rich sa seur si sit tät tät tem tel tel ten tich um ve war sind 15 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben, von oben nach unten, und deren dritte Buchstaben, von unten nach oben gelesen, ein Zitat aus Schillers „Macbeth" ergeben.

1 .... 9 ....
2 .... 10 ....
3 .... 11 ....
4 .... 12 ....
5 .... 13 ....
6 .... 14 ....
7 .... 15 ....
8 ....

Die Wörter bedeuten: 1. Wörterbuch, 2. Verzierung, 3. Bildungsstätte, 4. Radiomarke, 5. deutsche Stadt, 6. deutscher Strom, 7. exotischer Baum, 8. altdeutscher Männername, 9. Nebenfluß der Donau, 10. Seltenheit, 11. nordische Hirschart, 12. französischer Jäger zu Pferd, 13. Teil eines Bauernhauses, 14. Unverletzbarkeit, 15. Papageienart. (ch und mm sind je ein Buchstabe.)

Buchstaben-Austauschrätsel

Von folgenden Wörtern ist der erste Buchstabe durch einen andern zu ersetzen Die gefundenen Buchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, eine dringende Forderung der Gegenwart

Zelle, Ammer, Hagel, Dorf, Angel, Kegel, Wand, Egel, Weber, Kutter, Ilse.

Oktoberfest

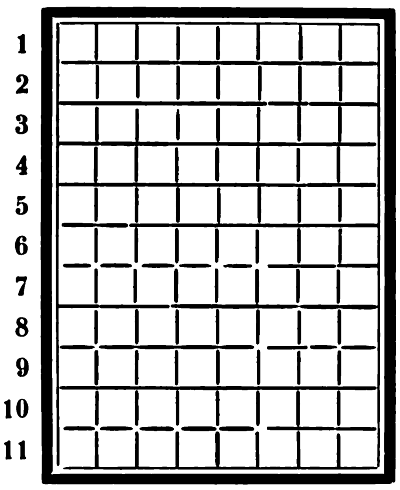
Am Sunnta nei nach Minka ging
Der Tupferhias von Trude —.
„Duliöh, juhu, heit konn i bleim,
Heut schiaß i zwölfmoi auf die —."
Doch trifft er nur die Weberkathl,
Die einagfohrn ist mit'm —.
Und die eahm, Deifi!, justament
Is einig'rennt in seine —.
Der Hias, natürli Dschendlmen:
„Wo wüllst denn nacher eini —?"
„I möcht ins Zauberkabinett",
Der Hias, der mog das Zauber —
„Na steig'n ma in den Zeppelin!"
„Na, na! Do ist der Wastl —."
Jatzt stehnga s' vor dem Wuidenzelt:
„Dös kost' jo ganz a damischs —."
Dö Haremsdamen macha Aug'n,
Do tät der Hias gern eini —.
Die Kathl ziahgt ihn schleini weg:
„Do geh' ma furt, dös is a —.
I möcht ins Karussell neihupfa"
Der Hias, der muaß a Zwanzgerl —.
Er zwangt sie in die gold'ne Schäs'n,
Die Kathl seift: „Grod schö' is —."
Sie genga zu die Steckerlfisch
Und zu dem scheen' Lebzelter —.
„A sölchas Herz hob i no koans,
Die Straßernandl, dö hot —."
Der Hias, der draht sie gschwindi um,
Ma hört von eahm nur a —.
So schlenderns durch dö ganze Wies'n,
Marsweiber gibt's und Aff'n und —.
Der Hias nimmt d' Kathl bei de Händ',
Ziahgt s' zur Bräurosl hin am —.
Sie is recht sakrisch müad jatzt wor'n,
A Platzl find'ns no ganz —.
Der Hias sagt: „Do gibts g'wiß an Gspaß!
Kellnerin, a frische —!
Dö is für mi,
An Kas zohlt sie!"

Zahlenrätsel

1	2	3	4	5				=	Heideblume
6	1	7	3	4	8	9		=	Nachschlagewerk
10	5	2	4	11	12			=	Evangelist
1	2	1	10	3	13			=	Einsiedler
9	1	14	5	13	3	15		=	photogr. Begriff
16	17	9	5	10	3	13		=	Sprengstoff
8	6	1	5	9	16	1	2	=	Baum
2	11	18	1	9	12			=	großer Maler
19	11	2	20	21	13			=	Angstzustand
19	2	3	15	8	6			=	roh

Die ersten Buchstaben ergeben den Namen eines berühmten deutschen Dirigenten.

Füllrätsel



a a a a a a b b b b b c c d d d d d d e e e e e e e e e e e e e e e e e e e g g g h h h i i i i i i i i i i i k l l l m m n n n n n n o o o o r r r r r r r r s s s s t t t t t u w

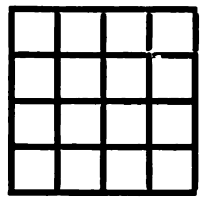
Vorstehende Buchstaben sind derart in die leeren Felder einzuordnen, daß die waagrechten Wörter folgende Bedeutung haben:

1. nördliche Inselgruppe Südamerikas, 2. westafrikanischer Negerstamm, 3. Gottesgelehrter, 4. jüdischer Geistlicher, 5. Stadt in Hessen-Nassau, 6. westdeutsche Stadt, 7. Arzneiwarenhandlung, 8. Schauspiel von Arthur Schnitzler, 9. großer Prophet, 10. bekannter Papst, 11. russischer Fluß, den Napoleon flüchtend überschritt.

Bei richtiger Lösung nennt die senkrechte Reihe rechts von oben nach unten und die senkrechte links von unten nach oben gelesen, ein Wort von Solm.

Magisches Quadrat

Nachstehende Buchstaben sind in die Figur so einzusetzen, daß die waagrechten und senkrechten Reihen



gleiche Wörter folgender Bedeutung ergeben: Stand, Mädchenname, Rachegöttin, Bürde.

a a a b d e e i l l o r r s s t

Silbenrätsel

Aus den Silben: bau be de den den dur ed ei gen i la lac lach lob mut neu ni ni nor now o o roh so tar ter tral wald sind elf Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben, von oben nach unten, und deren Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, den Titel eines vaterländischen Schauspiels und seinen Verfasser nennen

1 .... 7 ....

2 .... 8 ....

3 .... 9 ....

4 .... 10 ....

5 .... 11 ....

6 ....

Die Wörter bedeuten: 1. Badische Stadt- 2. Ort in Holstein, 3. bautechnischer Ausdruck, 4. Verwandte, 5. Untugend, 6. Himmelsgegend, 7. Schulschiff, 8. deutsches Gebirge, 9. kriegstechnischer Ausdruck, 10. Feldherr Wallensteins, 11. polnische Stadt.

Gegensatzrätsel

Von folgenden Wörtern sind solche mit gegensätzlicher Bedeutung zu suchen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben den Namen eines deutschen Senatspräsidenten.

dünn, arm, netto, Herrscher, einig, trocken, böse, doppelt, mild.

Lösungen aus Folge 39:

Magisches Quadrat: Sage, Aral, Gabe, Elen. ✱ **Zahlenrätsel:** Miami, Angora, Christfest, Kopf, Exil, Null, Seide, Eva, Narzisse = Mackensen. ✱ **Diagonalrätsel:** Nornen, Ostern, Neffen, Okkult, Ladung, Undank = N.S.-Funk. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Dreieck, 2. Attila, 3. Sorge, 4. Heeresgut, 5. Oswald, 6. Erschlaffung, 7. Chamäleon, 8. Stirne, 9 Titan, 10. Egge, 11. Huene, 12. Elite, 13. Iller, 14 Liebe, 15. Dotter, 16. Arznei, 17. Sittich, 18 Luetgebrune = „Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte." ✱ **Pyramidenrätsel:** B, Ba, Bar, Bart, Barte, Barten. ✱ **Buchstaben-Austauschrätsel:** Feier, Runde, alle, Rachen, Zunder, Vase, Ort, Nacht, Paar, Ader, Pate, Egel, Null = Franz von Papen. ✱ **Gegensatzrätsel:** rar, einst, immer, Nacht, hell offen, Licht, dumpf, mutig, Ulk, cholerisch, Optimist, Wahrheit = Reinhold Muchow. ✱ **Ergänzungsrätsel:** 1. Gemeinde, 2. Alge, 3. Dransfeld, 4. Eckernförde, 5. Meerrettich, 6. Chlotilde, 7 Ginster, 8. Ithaka, 9. Meringen, 10. Kauflust, 11. Dreieck, 12. Odrau, 13. Bernina 14 Schlacht, 15. Einigkeit, 16. Andersen, 17. Geologe, 18. Orgien 19. Erweitern, 20. Loddenheide, 21. Erzbistum, 22. Nachdruck = „Ein Gedanke, der richtig ist, kann auf die Dauer nicht niedergelogen werden." (Bismarck.) ✱ **Zahlenrätsel:** Oktober, Eidam, Salbei, Cholera, Ellipse, Lyra, Böttcher, Rune, Oheim, Nibelungen, Nerz = Oeschelbronn. ✱ **Spiralrätsel:** 1. es, 2. Terrain, 3. Rain, 4. Ai, 5. Nana, 6 Arzt, 7 Themse, 8. Ems, 9. Segura, 10. Ural, 11. Alibi, 12. Bisam, 13. Amsteg, 14. Steg, 15. Eger, 16. Ger, 17. Erwin, 18. in, 19. Montur, 20. on, 21. Ur, 22. Hast, 23. Stiel, 24. Else, 25. Feh, 26 Helena, 27. Lena, 28. Anis, 29. Schärpe, 30. Pest, 31. Stasi, 32. Sil, 33. Löns = „Es wächst der Mensch mit seinen höh'ren Zielen."

Eine Dorfschule sät lebendige Saat

(Schluß zu Seite 1294)

deutschen Grenzen neben dem bolschewistischen auch das große amtliche Kesseltreiben gegen den Nationalsozialismus im Gange ist, sitzt — unbemerkt und unbehelligt — der Lehrer Kremling in Appel, im niederdeutschen Dorf, lehrt, was er für gut und richtig hält, und bildet eine Jugend heran, die heute schon so erzogen ist, wie die andere große deutsche Jugend erst seit einem halben Jahr erzogen werden kann. Und ausgerechnet dieser Lehrer in Appel hatte das Glück, daß seine Schule zur Versuchsschule gemacht wurde! So wurde es ihm leicht, seine eigenen Gedanken, die er so über den Unterricht oder vielmehr über die Schule fürs Leben (wir werden gleich sehen, wieso) hatte, in die Tat umzusetzen.

Der kluge und weitschauende Gedanke des Dorfschullehrers ist der: Lesen, Schreiben, Religion, Geschichte, Geographie und was sonst es noch alles gibt und gab — gut. Die Betonung des Nationalen ist Selbstverständlichkeit dabei. Aber, wie soll gelehrt werden? Trocken, nach dem Schema? Nein! Aus dem Augenblick heraus. Aus dem Erleben der Kinder heraus, damit das Lernen lebendig wird. Geschichte zum Beispiel. Da läßt der Lehrer einen nationalsozialistischen Amtswalter den Kindern von den Kämpfen um den Nationalsozialismus in Hamburg erzählen. Den Kindern wird klar, was zäher Kampf, was stilles Heldentum für eine nationale Idee ist. Und plötzlich begreifen sie, wenn der Lehrer nun anknüpft, auch die deutsche Geschichte der Vergangenheit, die auch Heldentum war, die nun lebendig wird vor ihnen und nicht mehr lediglich aus Jahreszahlen besteht. Und von der Geschichte ist so nur ein Sprung zur Geographie· Heldentum — Kampf — Abwehr — Grenzwacht — Grenzland: Ostpreußen. Wie sieht es dort aus? Wie ist das Land? Was ist der Korridor? Was bedeutet Ostpreußen für euch —, auch für euch, ihr Kinder in Appel im Kreise Harburg?

In Ostpreußen gibt es Wanderdünen. Was ist das? Man hat Photographien und bildet eine nach im Wald. Dabei wird gesungen — es ist richtiger Gesangsunterricht, aber den Kindern ist es Freude, deutsche Lieder neben deutscher Landschaft zu lernen. Was übrigens ist deutsch? Ein neues Lehrfach: Rassenkunde. Und aus der Rassenkunde ergibt sich die Familienforschung. Der Lehrer Kremling hat mit seinen Kindern die Stammbäume aller Bauernfamilien in Appel aufgestellt — zurück bis zum Dreißigjährigen Kriege. Da merken die Kinder, was das heißt: Heimat.

Und weiter: Beim Bau der Wanderdüne im Wald ist man auf die Botanik gekommen, gerade als der Lehrer von Ostpreußen erzählte. Was liegt näher als vergleichende Pflanzenkunde — welche Pflanzen in Ostpreußen, welche zu Hause an der Elbe, und welche in beiden Teilen des Deutschen Reiches gemeinsam?

Eins gibt das andere. Manchmal klettern sie auf Leitern an den Wänden der alten Bauernhäuser ihrer Vorväter hinauf und entziffern die alten Inschriften im Gebälk: „Ja, ja, — unser Haus stand ja schon hier, als Großvater und Großmutter noch Kinder waren wie wir — ach nein, viel länger schon —“

Das werden stolze, deutsche Bauern werden, diese Kinder in Appel! Was der kluge Lehrer heute in ihre Köpfe und in ihre Herzen pflanzt, das wird Frucht tragen: Die wissen jetzt schon und später erst recht, was es heißt, eine Heimat zu haben und die Heimat zu h a l t e n.

Herbstübungen der deutschen Flotte in der Ostsee

(Schluß zu Seite 1297)

der ursprünglichen Richtung weiter. Auch der Angriff einer überraschend von Steuerbord her auftauchenden Zerstörerflottille, der wenige Minuten später einsetzt, wird erkannt. Durch Einnebeln versucht sich diese Flottille der einsetzenden Beschießung zu entziehen.

Ein zauberhaftes Bild, das sich da vor uns entwickelt hat. Mit phantastischer Geschwindigkeit brausen die Torpedoboote heran. Wehe, wenn es ihnen gelingt, die Linie des Geschwaders zu durchbrechen und ihre Torpedos dann aus nächster Nähe dem Gegner in die Flanken zu schießen.

Nach einer knappen halben Stunde ist auch diese Übung beendet. Ein Raketensignal bringt die Geschütze zum Schweigen. Die bisher abgeblendet fahrenden Schiffe setzen ihre Positionslaternen, sammeln sich in langer Kiellinie und ziehen nun, von den Scheinwerfern der „Monte Pascoal“ taghell erleuchtet, in die Dunkelheit davon, heimwärts, der Flottenparade am nächsten Morgen und dann dem nach den Manöverwochen verdienten Urlaub entgegen.

Der Flottenchef, Vizeadmiral Gladisch, will Abschied von seiner Flotte nehmen. Auf jedem Schiff steht, vom Bug bis zum Heck, die gesamte Mannschaft in Blau mit weißen Mützen an der Reeling. Jedes Schiff bringt auf den Führer drei Hurras aus, zuerst die Linienschiffe, dann die Kreuzer „Königsberg“, „Leipzig“ und das Schulschiff „Bremse“. Es folgt die erste Torpedobootsflottille, die noch die Skagerrakschlacht mitgemacht hat, und dann die aus der Nachkriegszeit, die Schiffe der Raubtierklasse, wie man sie nach den Namen nennt, die sie tragen. Minensuchboote und die Schnellbootsflottille machen den Beschluß. Da taucht an Backbord bereits das Marine-Ehrenmal von Laboe auf. Alle Schiffe dippen ihre Flagge, ein Gruß an die tapferen Kameraden aus dem Weltkrieg. Bald haben wir den Kieler Hafen erreicht, die Förde passiert. Die großen Einheiten machen an den ihnen zugewiesenen Bojen fest. Wenige Augenblicke später stehen die Mannschaften nochmals in Paradestellung an der Reeling. Salutschüsse. Eine weiße Pinasse löst sich von der „Schleswig-Holstein“, der scheidende Admiral ist von Bord gegangen. Die Manöver 1933 sind beendet.





Glatt oder Welle



Entzückende Wasserwellen

in **15 Minuten** formt die „Eta-Kappe" ohne fremde Hilfe. Die Seidenkautschuksprossen der „Eta-Kappe" formen tiefe, reizvolle, dauerhafte Wellen, welche dem Haar Leben und Frische geben. Schmiegsam, in herrlichen Locken legt sich das Haar. Die Frisur wird täglich schöner und verjüngt Ihr Aussehen. — Haar anfeuchten, Kappe aufsetzen, und jede gewünschte Wellenform kann mit dem beigegebenen Wellenleger gemacht werden. Für jede Frisur geeignet. Einmalige Ausgabe, daher größte Ersparnis. Preis der „Eta-Kappe" einschließlich Wellenleger **RM. 2.10** u. Porto. Auch Nachnahmeversand. Angabe, ob Scheitel- oder Querwelle. **„ETA" Chem. techn. Fabrik GmbH., Berlin-Pankow 151,** Borkumstraße 2



Scheitel-Welle



Quer-Welle



12 500 versch. Marken leg. ich Ihnen zur Auswahl zum Einzelprs. v. 3½ Pf. p. Stück vor. Angab. d. Gr. Ihrer Samml. u. Beruf erforderl. **Alfred Kurth,** Colditz Nr. 252 i. Sa. [1-1]

Stahlhelme [L-6]

vorschriftsmäß., (feldgr., schwarz od. braun) kompl., das Stück M. 6.50 (bei mehr Rabatt), liefert **Wilh. A. Schwarze, Dresden-N.6/J.**

Flechten

Teile jedem gerne geg. 12 ₰ Rückporto, sonst kostenl., mit, wie meine Schwester n. 12 jährig. Leiden hierv. vollständ. geheilt wurde. [13-3] Frau CH. SPOHN NEUFFEN 109 (Wttbg.)

Alle Arten KLISCHEES

Südd. Klischee-Anstalt MAX FICHTNER

Tel. 25783 MÜNCHEN LIEBHERRSTR. 4

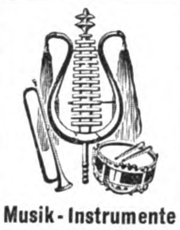
[L-26]

Stottern

u. a. nervöse Hemmungen nur Angst. Auskunft frei. O. Hausdörfer, Breslau 16 Z [13-10]

S.A.-, S.S.-, H.J.-Mützen

Eier- u. Weinzipfel, Fahnenspitzen usw. **Carl Roth, Würzburg C 2,** Stud.-Artik.-Fabr. Spez. Prosp. für Artikel für Nat.-Soz. kostenlos, ebenso großer Hauptkatalog für Stud.-Artik. [L-3



Musik-Instrumente

für Standartenkapellen und Spielmannszüge liefert preiswert auch gegen bequeme Teilz. **Joh. Gottfr. Dunger Erlbach (Vgtl.) Nr. 39** Reparaturen schnell, gut und billig. [L-9]



Tafelbestecke

in 100 g Schwerversilb. direkt ab Fabr. Nur best. Qual. Verl. Sie Weihnachts-Sonderangebot mit Gratiskatalog. **Fritz Kocherscheidt** Besteckfabrik **Mettmann (Rheinl.)** Schulstraße 18

Dr. Schwenzer's Universalmittel

töten sicher Schwaben, Russen, Kakerlak. Wanzen, Grillen, Ameisen. Preis 1.25 Mk. [13-5] **Dr. Schwenzer,** Düsseldorf 94

Salzheringe

Dauerware gleich, ohne Kopf u. Eingeweide gut im Geschmack. 100 Stck. einschl. Faß Mk. 2.50 **E. Napp, Altona 8** [L-4]

EISU Stahl- Holz- **Betten** Schlafzim. Polst. Stahlmatr. an jeden, Teilz. Kat. fr. EisenmöbelfabrikSuhl/Th. [L-15]

Wo ist die deutsche Frau, die noch nicht weiß, was Nürnberg's größte rein deutsche Webwarenfirma leistet:

Damast geblumt hochglanz appreturfrei, Aussteuerware 130 cm br. **98** Pf.

Hohlsaum-Bettuch, unverwüstl., ohne jede Appretur 150 X 220 cm, das Stück .. RM. **1.95**

Flanell gestreift, gebleicht kräftig, 70 cm **27** Pf.

Preisliste Nr. 9 völlig umsonst

Franz Gutbier G. m. b. H. Wäsche & Webwaren deutscher Fabriken NÜRNBERG 2 Schließf. 80 [6-2]



Das ist meine Quelle, denn hier bekommen Sie mehr Ware und sparen trotzdem einen Haufen Geld. Befolgen Sie darum meinen ehrlich. Rat: „Schreiben Sie noch heute und verlangen Sie völlig umsonst und portofrei **240 Wollproben 260 Stoffproben** ein kostenloses Jahresabonnement der Neuesten Quelle Nachricht. vom rein christlichen [L-30 Versandhaus **Quelle** Fürth i. Bay. Nr. 34



Vorzügliche **Instrumente** für S.-Z. u. M.-Z. sowie Trommelfelle, Schwalbennester usw. billigst zu günstigen Zahlungsbedingungen. **C. A. Wunderlich** gegr. 1854 **Siebenbrunn** (Vogtland) Nr. 27 [L-31]

GRAUE HAARE erhalt. Naturfarbe durch einfaches Mittel. Keine Farbe. Näh. kostenlos. **Frau A. Müller,** München G. 222, Alpenrosenstr. 2 [26-13]



Das ist ein Photo-Porstler

Glückl. Kamera-Besitz. seit drei Wochen. Knipst tadellose Aufnahm. Der Porst-Photohelfer zeigte ihm die richtige Kamera und wie man photographiert. Sie finden die Richtige für Sie im 320 seitigen Photo-Helfer J 29, d. Sie kostenlos erhalten vom größten Photo-Spezialh. d. Welt: **PHOTO-Porst Nürnberg-A 229** Schreiben Sie sofort, was man gleich tut, vergißt man nicht! [L-27

Edgar v. Schmidt-Pauli:

Die Männer um Hitler

Jeder Deutsche, der Einblicke in die Arbeit, das Wesen und die Ziele der nationalsozialistischen Bewegung gewinnen will, muß unbedingt dieses Buch besitzen. Die hervorragende Charakterisierung aller Mitarbeiter, die dazu beitrugen, die Partei zur größten Bewegung des deutschen Volkes zu gestalten, macht dieses Buch zu einem geschichtlichen Nachschlagwerk von größter Bedeutung. Außerdem enthält das Werk hochinteressante Artikel über Nationalsozialismus und Wirtschaft, geschichtliche Entwicklung der Partei, Propaganda, S.A. und S.S., Braunes Haus usw. Preis Ganzleinen M. 4.50 — Zu beziehen durch die

BUCHHANDLUNG FRZ. EHER NACHF., MÜNCHEN 2 NO, Thierschstraße 11 (Hansahaus)

Der Stoff

für ein ganzes Kleid nur 2.20 Mark

Kleiderstoff, mittel oder dunkel gemustert, stark u. dauerhaft, mit gewöhnlichen Qualitäten nicht vergleichbar, warm angerauht, von Wollstoff kaum zu unterscheiden, angenehm im Tragen, garantiert waschecht.

4 Meter nur 2.20 Mark

Meterpreis 55 Pfennig

Bestellen Sie bitte sofort od. verlangen Sie unsere große Preisliste über weitere günstige Webwaren kostenlos.

Textil-Manufaktur Haagen Wilhelm Schöpflin Haagen 250 A (Baden)

Deutsches christliches Unternehmen [L-2]

Musikinstrumente bis zu 40% billiger bei



Woll & Co., Klingenthal i. Sa. Nr. 562 Groß. Katalog umsonst [26-7]

Lest den Anzeigenteil

ganz genau! Er enthält immer günstige Angebote

Repetier-Pistolen!



Waffen-scheinfrei mehrschüss. 6 mm M. 3.30 7 schüssg. M. 5.90 10 schüssig M. 7.40 **J. Ortmann, Nürnberg 4/51** [L-52]

Füllfederhalter

mit 14 kar. goldplat. Feder **RM. 1.25,** 2 Stck. **RM. 2.—**, versend. geg. Nachnahme **Haddenhorst, Hannover, Schließf. 281**

Prismengläser



dir. ab Fabrik v. 39.50 an. Kat. fr. Ratenzahlg. **Dr. F. A. Wöhler, Optisches Werk, Kassel 47** [26-4]

Gießformen

v. S.A., Reichswehr usw. 3fach m. Zubeh. 4.— M. Nachn. Schönst. Gesch. f. Jung u. Alt. Katal. fr. **Thomas & Wiedemann** Zittau 1/47 [3-2]

Stottern

Dauerheilung! Wichtige Ausk. fr. G. Naeckel, Berlin-Ch., Dahlmannstr. 24 [L-17]

Nur RM 1,95



Nr. 700. Echt 14 Karat Goldpanzer, **5** Jahre schriftl. Garantie! Inkl. Gravierung. Bei Vorauszahlung auch in Briefmark. franko. Nachnahme 32 Pfg. mehr. Als Ringgröße genügt Papierstreifen. Katalog 1933 gratis. [L-82 **Gerh. Langner J. 18, Breslau X, Matthiasstr. 95**

Alle Musikinstrumente billigst



ab Fabrik bez. vom größten Spezial-Versand-Geschäft **direkt an Private** Katalog kostenlos. Günstige Ratenzahlungen **Meinel & Herold Klingenthal Nr. 323** [L-6]

Lungenkranke

erhalten kostenlos das Buch „Lungenleiden und ihre erfolgreiche Bekämpfung". Mit Rezept, Verhaltungsmaßregeln u Berichten von überraschenden Erfolgen. **Gleichfalls kostenlos** wird eine Probe eines glänz. bew. Mittels mitgesandt. Senden Sie Ihre Adresse an **Dr. Boether,** G. m. b. H., Theresienstr. 75, München A. 11

Lest „DIE BRENNESSEL"

die größte politisch-satirische Zeitschrift Deutschlands

Die **konkurrenzlose** Kal. 7,65 mm

WALTHER Polizeipistole

außenliegender Hahn, Revolverabzug Patrone im Lauf entspannt, aber schußbereit, Schußleistg. hervorrag. **Carl Walther, Waffenfabrik,** Zella-Mehlis Thür. 142

Nationalsoz. Bühnenwerke

a. f. Hitlerjugend u. N. S.-Frauenschaft begeistert aufgenommen und von größter Werbekraft!

Nationale musikal. Vorträge und Melodramen, Lebende Bilder, Gedichte, Sprechchöre

Auswahlsendungen von Büchern und Musikalien! Sonderprospekt N kostenl.

Partei- und Aufmarsch-Abzeichen

Wachsfackeln. N. S. B. O.-Fahnen [12-2]

G. Danner, Mühlhausen i. Thüring.



[13-6]

Ganz der Papa!



. . . . sagte die ganze Verwandtschaft. — Stimmt vollkommen, denn ich fühle mich auch wie neugeboren, seit ich meine Hühneraugen durch „LEBEWOHL"* los geworden.

*) Gemeint ist natürlich das berühmte, von vielen Aerzten empfohlene **Hühneraugen-Lebewohl** und **Lebewohl-Ballenscheiben,** Blechdose (8 Pflaster) 68 Pfg., **Lebewohl-Fußbad** gegen empfindliche Füße und Fußschweiß, Schachtel (2 Bäder) 45 Pfg., erhältlich in Apotheken und Drogerien. Wenn Sie keine Enttäuschungen erleben wollen, verlangen Sie ausdrücklich das **echte Lebewohl in Blechdosen** und weisen andere, angeblich „ebenso gute" Mittel zurück.



Wollen Sie es ihr gleich tun? Dann lassen Sie sich nicht vom Zufall treiben, sondern überlegen Sie sich, wie Sie die Linie Ihres Körpers so verbessern können, daß Sie „sein" unwiderstehlicher Anziehungspunkt sind. Viele Mädchen und Frauen gefallen deshalb so wenig, weil sie infolge Magerkeit unschön u. kränklich wirken. Wer aber nurwill, kann sich — wie es schon Tausende getan haben — mit Leichtigkeit zu einem wohlgeformten Körper verhelfen; denn durch einfaches Einnehmen der bekannten „Eta-Tragol-Bonbons" kann man in wenigen Wochen 10 - 30 Pfund zunehmen. Da „Eta-Tragol-Bonbons" aber auch die roten Blutkörperchen vermehren, erfolgt gleichzeitig eine Steigerung der Nervenkraft und des allgemeinen Lebensgefühls. Schachtel RM 2.50, gegen Nachnahme zu beziehen von der „Eta" Chem.-techn. Fabrik, **Berlin-Pankow 151, Borkumstraße 2**

Aus dem Rahmen

Ihrer Kollegen heben Sie sich hervor, wenn Sie neben dem Beruf fehlende Schulprüfungen (Obersekunda-reife, Abitur) bezw. Ersatzreifeprüfungen durch Rustin nachholen. Die Fernunterrichts-Methode Rustin umfaßt Lehrkurse nach allen Schularten Studienbeginn von jeder Klasse an, selbst mit Volksschulbildung Vorbereitung auch zu kaufmännischen, fremdsprachl., musikwissenschaftl. und technischen Höchstleistungen, Kurse für Latinum und Graecum. — Lassen Sie sich kostenlos von uns beraten und fordern Sie Prospekt u. die Rustin-Zeitschrift. Rustinsches Lehrinstitut, Potsdam-Wb 79



Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger München, Bayerstr 99/II

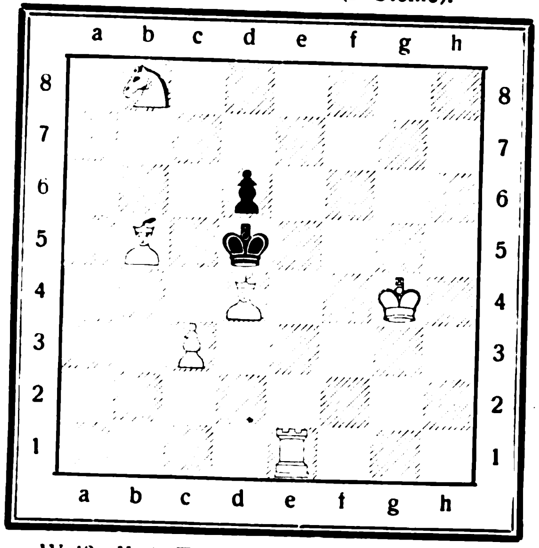
„Schach ist das beste Mittel zur Erziehung zur Konzentration."

Aufgabe

(Erstdruck)

Von Dr Paul Stöhr, Freistadt (Oberösterreich).

Schwarz: Kd5, Bd6 (2 Steine).



Weiß: Kg4, Te1, Lb5, Ld4, Sb8, Bc3 (6).

Weiß zieht und setzt mit dem 2. Zuge matt. Eine sehr leichte und doch hübsche Aufgabe.

*

Aufgabelösung Folge 34 (Nachtrag).

Richtig gelöst: Carl Spiegelberger, Kaiserslautern; Georg Bonnet, Bad Segeberg; L. Schlobach, Rochlitz.

Schachliteratur.

„Schach-Echo" Diese im zweiten Jahrgang erscheinende vom Deutschen Fernschachmeister G. Rogmann redigierte Schachzeitung sucht den vorwärtsstrebenden Spieler zu einer beachtlichen Spielstärke zu schulen. Das Septemberheft ist mit dem Bild des Weltmeisters Aljechin geschmückt, enthält zahlreiche ausführlich glossierte Partien und behandelt eingehend die Eröffnungslehre Für Problemfreunde bringt das Heft 29 Urdrucke Die wichtigsten Nachrichten aus dem Schachleben bilden den Beschluß. Es erscheint monatlich ein Heft von 16 Seiten. Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 50 Pf. Zu bestellen ist das „Schach-Echo" bei jeder Postanstalt. Ein Probeheft wird kostenlos und portofrei vom Verlag „Schach Echo". Bochum, Christstraße, versandt.

*

Eine merkwürdige Vorgabepartie

In einer 1865 in Amerika gespielten Partie gab der berühmte Problemkomponist S. Loyd seinem Gegner die erstaunliche Vorgabe daß er sich verpflichtete, ihn mit dem Bg2 mattzusetzen

Wie die nachfolgende Partie zeigt, glückte ihm dies auch in auffallend kurzer Zeit, weil sein Partner, in dem hastigen Bestreben, den Bg2 zu erobern, seinen König vorzeitig in die Nähe des gefährlichen Vorgabebauern brachte.

Weiß: S. Loyd	Schwarz: Ein Amateur
1. Sb1—c3	b7—b6
2. e2—e4	h7—h5
3. Lf1—c4	Th8—h6
4. Sg1—h3	Th6—g6[1]
5. Lc4×f7†!	Ke8×Lf7
6. Dd1×h5	Lc8—b7
7. d2—d4	Kf7—f6
8. Sh3—g5	Tg6—h6[2]
9. e4—e5†	Kf6—f5
10. g2—g4 Matt[3].	

[1] Man sieht das Bestreben des Schwarzen, den g2-Bauern zu erobern, das ihm aber zum Verhängnis wird.

[2] Bei Tg6×g5 folgt ebenfalls Matt durch Lc1×Tg5† nebst Dh5—g6 matt.

[3] Staunton hat in seinem Chess Players Companion 1849 eine ähnliche Vorgabepartie mit dem Bg2 wiedergegeben, in welcher er aber das Matt erst in 75 Zügen erzielte.

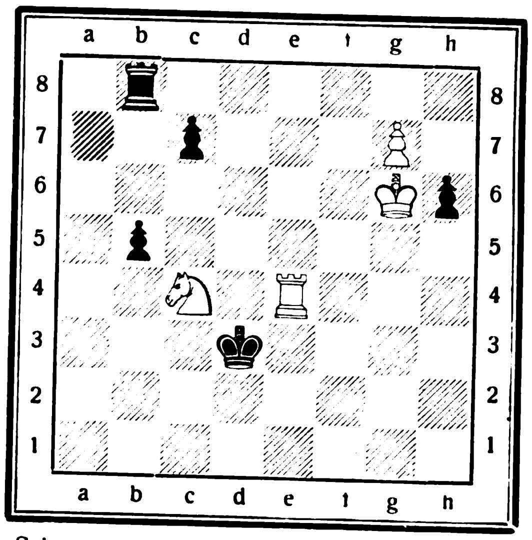
Eine lehrreiche Endspielstudie

Von O. Rittershaus.

Weiß am Zuge gewinnt.

Weiß hat wohl einen Springer mehr, da aber Turm und Springer angegriffen sind, so ist der Verlust eines Offiziers unvermeidlich.

Der naheliegende Zug 1. Te4—f4 führt nur zum Remis.



Schwarz antwortet mit b5×Sc4, und auf 2. Tf4—f8 folgt Tb8—b1! Wenn Weiß sich eine neue Dame mit 3 g7—g8D holt, so folgt Tb1—g1†; 4. Kf7, T×Dg8 usw

Weiß kann so nur ein Unentschieden erreichen. Und doch ist ein Gewinn zu erzielen! Womit?

Lösung:

Mit 1. Sc4—e5†!	Kd3×Te4
2. Se5—d7	Tb8—a8
(2. . . . Tg8 darf wegen 3. Sf6† nebst S×Tg8 nicht geschehen.)	
3. Sd7—f8	Ta8—a1
4. Kg6—h7	Ta1—g1
5. Sf8—g7	und Weiß gewinnt!



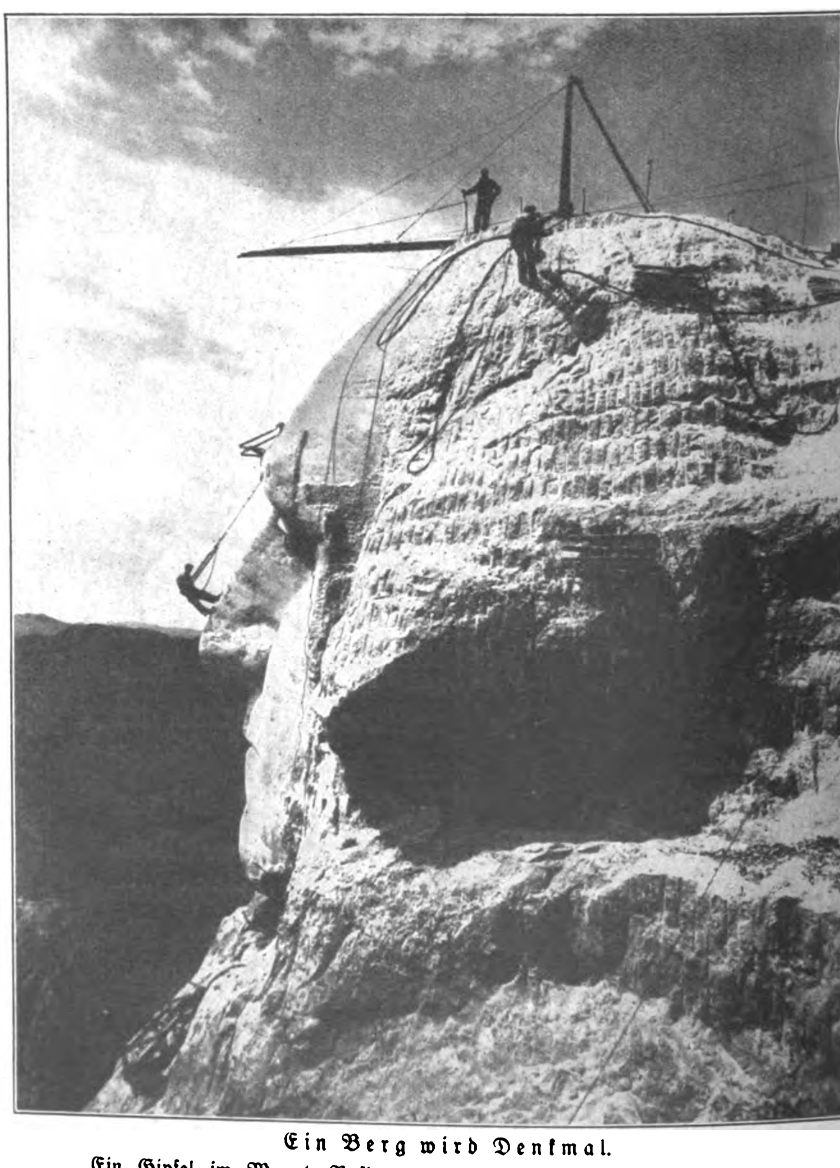
Das Flugzeug als Entdecker: Hochgebirge im Innern Grönlands

Seit Jahren vermutete man, daß sich im Innern Grönlands große Gebirgszüge befänden. Der deutsche Ozeanflieger Wolfgang von Gronau berichtete, 1931 dort ein Gebirge überflogen zu haben. Auch Lindbergh sah auf seinem kürzlich in Grönland unternommenen Vermessungsflug diese Berge aus der Ferne. Jetzt sind von dem dänischen Arktisforscher Dr. Lauge Koch diese Bergzüge zum erstenmal photographiert worden. Infolge des ungewöhnlich günstigen Wetters gelang es seinem Schiff „Gustav Holm" weiter nördlich vorzudringen, als es sonst seit Jahrhunderten Schiffen möglich war. Dr. Koch unternahm dann von der Norske-Insel zahlreiche Flüge in das Innere und entdeckte dort die „Mysterien-Berge", deren höchsten Gipfel er in nächster Nähe überflog. Der Berg ist ca. 4400 Meter hoch. Dr. Koch entdeckte dort noch sieben andere Berge, die noch höher sind, also dem Montblanc an Höhe nicht nachstehen. Diese Feststellung des dänischen Gelehrten bedeutet für die geographische Welt eine große Überraschung. Unser Bild zeigt Lauge Kochs Flugzeug beim Flug über die „Mysterien-Berge".



Sturmflut auf der Straße.

Was bei uns nur die Bewohner der Küste zu erleben bekommen, die Schrecken einer Sturmflut, kann in Nordamerika auch der Städter erleben, wenn einer der furchtbaren Tornados dahergefegt kommt und gleichzeitig ein Wolkenbruch niedergeht. In der Stadt Denver in Kolorado peitschte ein solcher Sturm meterhohe Wellen durch die Straßen, die Fluten drangen in die Häuser und Läden und richteten die schwersten Schäden an.



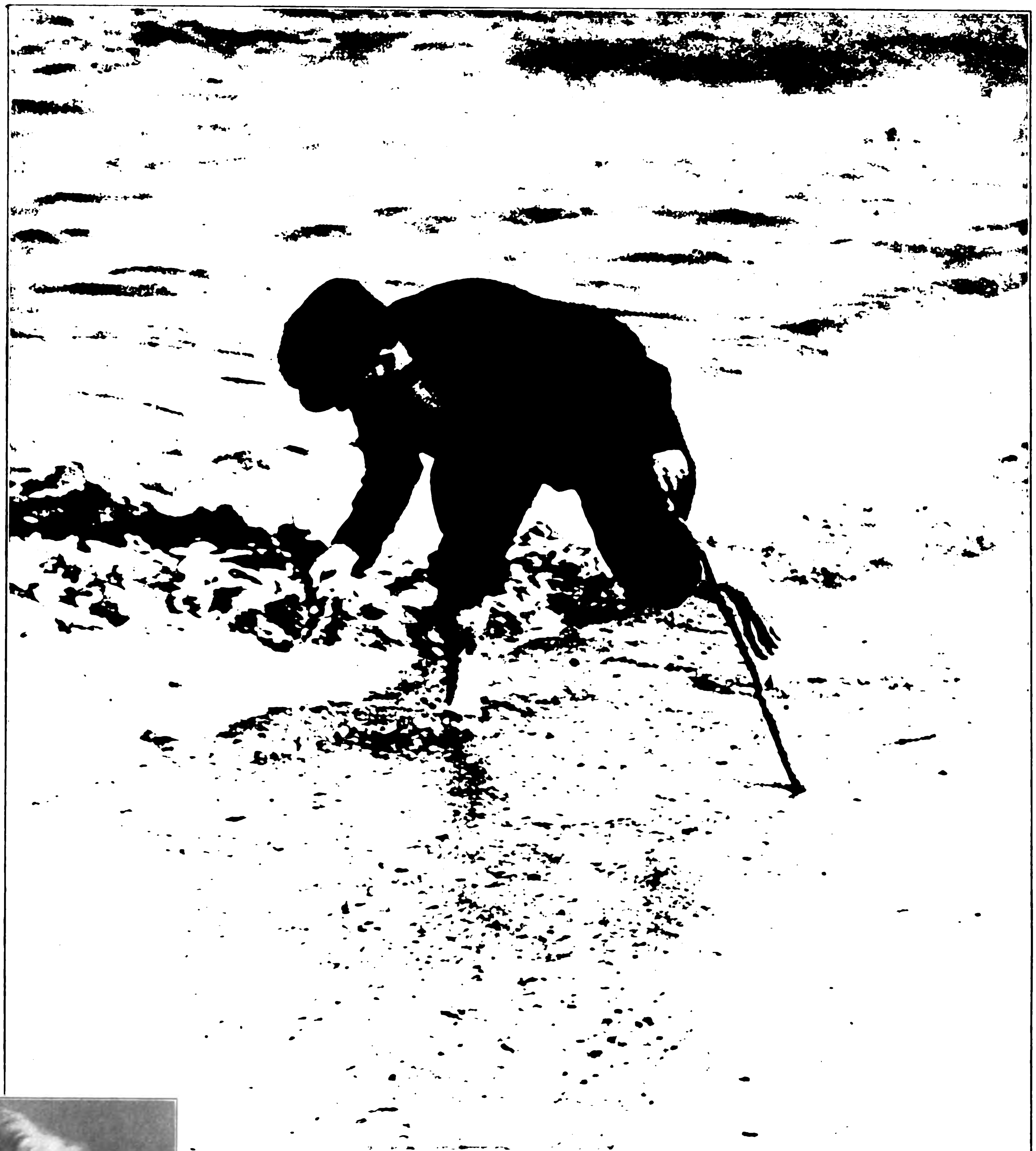
Ein Berg wird Denkmal.

Ein Gipfel im Mount-Rushmore-Park in den Schwarzen Bergen von Süd-Dakota, wird in den Kopf des amerikanischen Nationalhelden George Washington umgestaltet. Das Werk steht kurz vor seiner Vollendung.

Das deutsche Gold:

BERNSTEIN

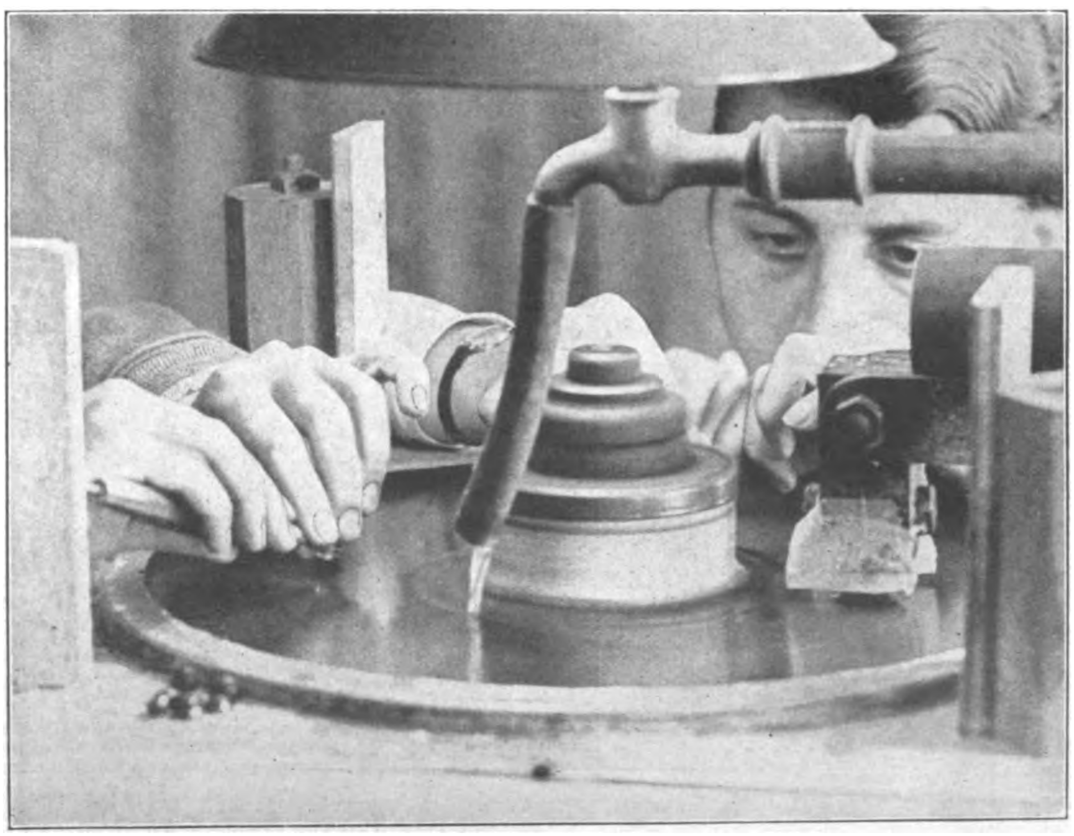
Aufnahmen: Piper-Nicolai.



Nach stürmischen Tagen findet der Bernsteinfischer auch heute noch am Meeresstrande das gelbe versteinerte Harz der Ostsee, um das schon vor Jahrtausenden die Kaufleute aus aller Welt Karawanenreisen unternahmen. Heute gewinnt man den Bernstein jedoch vorwiegend im Bergwerksbetrieb.

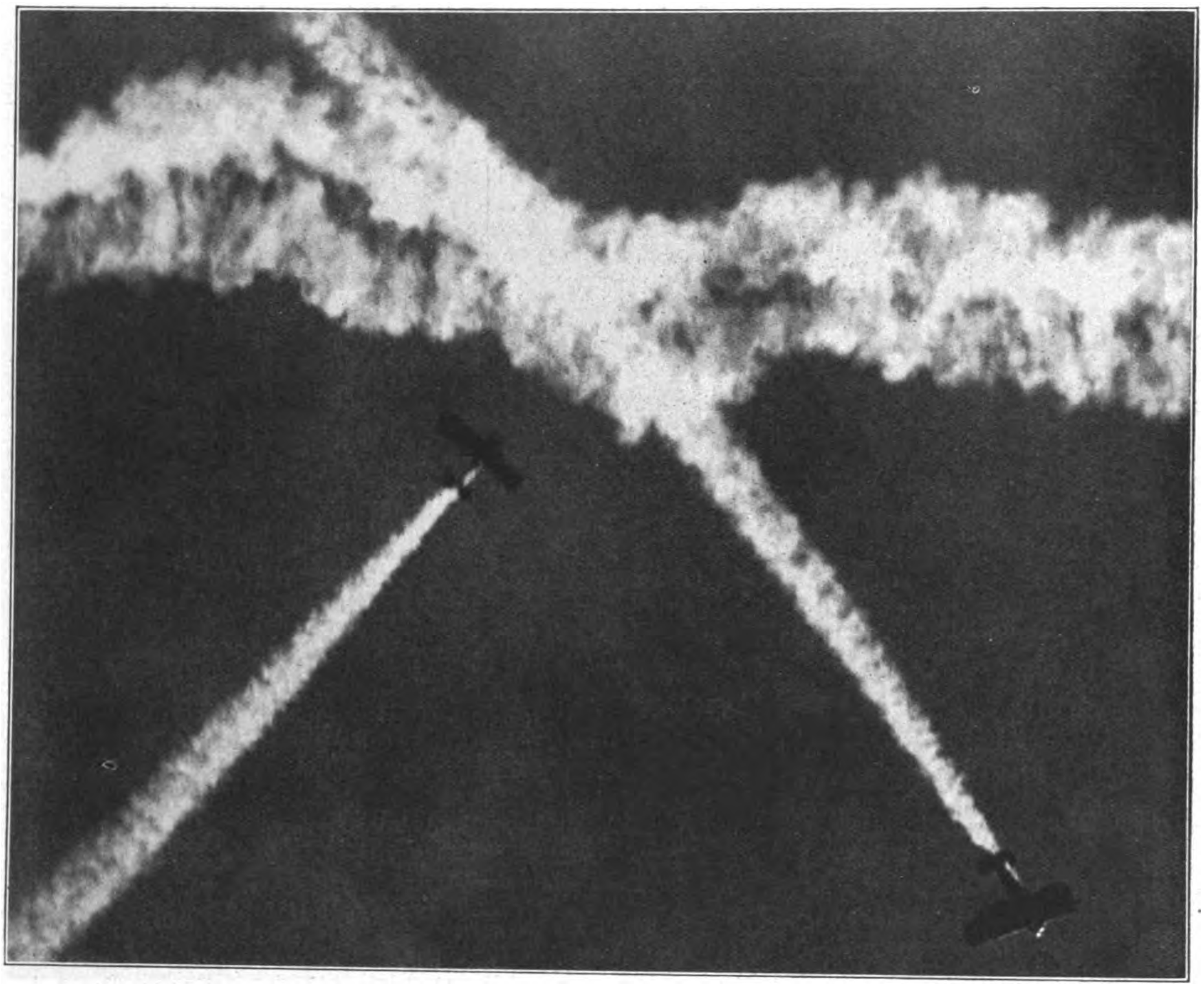


Der uralte deutsche Schmuck, die Halskette aus Bernstein, ist heute wieder sehr begehrt.



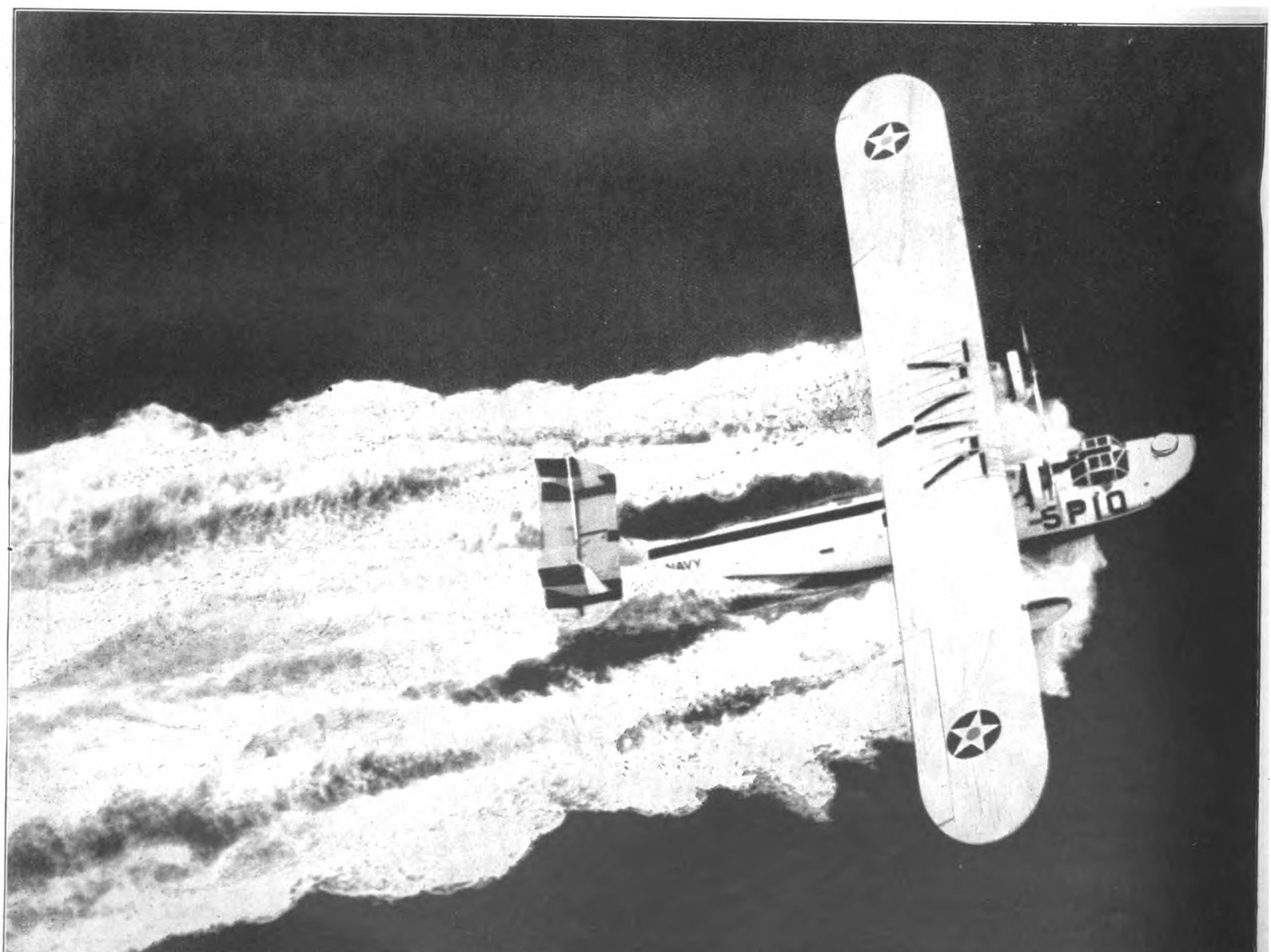
Wie der köstliche Schmuck entsteht:

Schleifen von Perlen in der staatlichen Bernsteinmanufaktur in Königsberg: Mit unendlicher Geduld werden hier den Perlen die Facetten angeschliffen, und zwar bis zu 144 Schliffe an einer einzelnen Perle.



LINIEN-SPIEL AUS RAUCH UND SCHAUM

Englische Militärflugzeuge bei einer Flugveranstaltung als Himmelschreiber. In derselben Weise wird auch die Vernebelung ganzer Städte vorgenommen.



Amerikanisches Marineflugzeug beim Start zu einem Nonstop-Flug. Das gepeitschte Wasser verrät die Stärke der Maschine.



Die Hallig Hooge im Wattenmeer, von der See aus gesehen.

DAS Wunder VON Hallig Hooge

Hooge, zwischen Amrum und Pellworm gelegen, ist wie jede andere Hallig: ein kleiner Rest Boden, ehemals zum holsteinischen Festland gehörig und nun schon lange, seit große Sturmfluten es davon trennten, diesem weit in der Nordsee vorgelagert, bei Ebbe sich wenig über der Wattlandschaft erhebend, die halb Meer, halb Schlick ist, bei Flut ewig bedroht von der See, stets in Gefahr, von den anstürmenden Wassern begraben zu werden.

Wie auf den anderen Halligen sind die Bewohner von Hooge Bauern und Fischer zugleich. Auf neun Warften, künstlichen Bodenerhebungen mit den Höfen und dem Fäding, dem Süßwasserteich, leben sie, fast alles Friesen, reinster deutscher Menschenschlag, die Männer groß, kräftig, mit blauen, weitsichtigen Augen, ernst und schwer im Wesen, die Frauen schön gewachsen, blondhaarig, sehr fleißig, ein kraftvolles und unverbrauchtes Geschlecht, dem Wetter und Wind und immerwährende Sorge um das karge Leben Falten und Rinnen in das Gesicht und die Hände graben. Fischerei und Viehzucht wird betrieben; der Boden, durchzogen von Prielen, Wasserarmen, die die Strömung hineingefressen hat, ist gutes Weideland. Ackerbau läßt



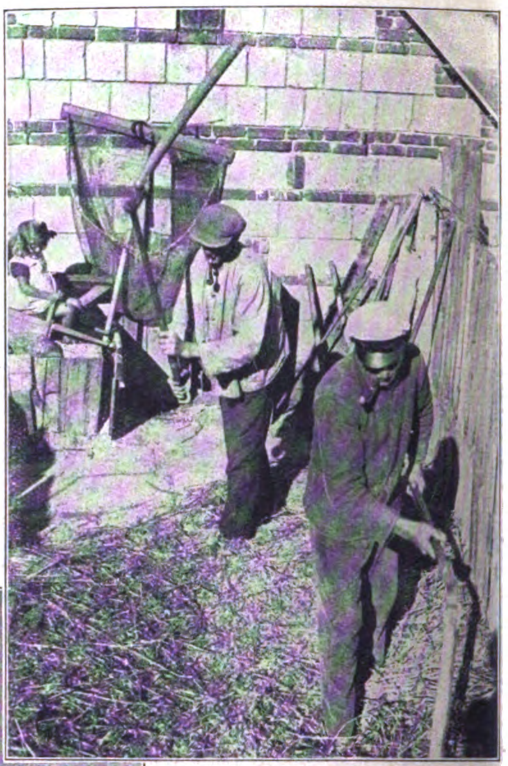
Die erste Mahd. Der Fischer ist zum Schnitter geworden und schwingt die Sense durch das reife Getreide.



er ja nicht zu, denn auch sommers wird er oft von der Flut überspült und ist, wie man dort sagt, landunter. Seit Jahrhunderten ist kein Pflug mehr über den Boden gegangen, und das zum täglichen Brot notwendige Getreide tauschen die Halligfriesen auf dem Husumer Markt gegen ihre Erzeugnisse um.

Dieses Jahr aber ist man auf Hooge zum erstenmal wieder zur Gewinnung von Ackerland und Saatfrucht geschritten.

Die Garben der ersten Ernte werden auf einen Wattenwagen geladen.



Eine nie gekannte Beschäftigung auf Hallig Hooge: Vor dem Wohnhaus, an dem das Fischernetz zum Trocknen aufgehängt ist, wird mit dem bei einem Bauer auf dem Festland geborgten Dreschflegel das Korn gedroschen.



Die Fischer, die in diesem Jahre zum ersten Male Getreide gebaut haben, besitzen keine landwirtschaftlichen Geräte. Sie borgten sich diese auf dem Festlande und schafften nacheinander, wie sie es brauchten, Pflug, Dreschflegel, Egge im Segelboot auf ihre Hallig. Hier sehen die Kinder staunend mit zu, wie eine Egge an Land gebracht wird.

Bis dahin freilich war kein einfacher und leichter Weg. Der Boden, das Meedeland, gehört auf Hooge allen; es gibt dort keinen einzelnen Landbesitz. Und als nun ein paar der Hoogeleute den Plan faßten, wieder zu ackern und zu säen und aus dem Weideland Felder zu machen, stießen sie bei den anderen auf großen Widerstand. Denn diese glaubten nicht daran, daß es möglich sein sollte, aus dem Halligboden Frucht zu gewinnen; sie glaubten die Arbeit sinnlos und umsonst vertan, sahen schon ein Stück guter Weide unnütz verdorben und fühlten auch die bisherige Eintracht, die ihnen aus dem Allgemeinbesitz erwuchs, bedroht. Doch man hörte nicht auf sie. Die anderen wollten durch die Tat beweisen. Nachdem schon in langer Vorarbeit Deiche errichtet worden waren, die wenigstens im Sommer das in Aussicht genommene Ackerland vor der Flut, die ja sonst mit einem Schlag vielleicht wieder alle Arbeit und Hoffnung vernichten konnte, zu schützen vermochten, fingen die paar „unbelehrbaren" Halligbauern gegen den Einwand der anderen in diesem Frühjahr mit der Arbeit an der Erde an: Auf ihren Fischerbooten schafften sie sich die nötigen Ackergeräte herbei, Pflug und Egge, und gingen ohne viele Umstände an die Beackerung des alten Marschbodens. Das war nun nicht einfach für sie, denn diese Arbeit war ihnen, den Nachkommen von Ackerbauern, seit undenklichen Zeiten auf den Halligen fremd geworden. Umlernen mußten jetzt die Hände, die wohl mit Netzen und mit

der Sense umzugehen wußten, nicht aber mit Egge und Pflug. Und sie lernten freudig um und hielten die Griffe hart umschlossen und verstanden bald, den Pflugbaum gerade zu führen, Furche um Furche, und Scholle um Scholle fetter, unverbrauchter Boden legte sich saatbereit um. Und dann säten die Hände zum erstenmal wieder aus, Hafer, Gerste und Weizen.

Mit ungeheurer Spannung wurde nun Tag um Tag von allen Leuten auf Hooge verfolgt, was mit dem besäten Stück Land werden würde. Die Männer, Frauen und Kinder gingen, wann es nur möglich war, dort hin und schauten und erlebten, wie die Saat aufging, wie sie immer mehr und mehr aufgrünte, wuchs und gedieh, wunderbar auf dem kleinen Ackerland hinter den Sommerdeichen etwas höher und höher wurde, was später einmal Brot werden sollte, Nahrung für sie und Futter für das Vieh.

Und neulich konnte nun erste Ernte gehalten werden. Sensen hatten ja die Bewohner von Hooge zum Schnitt, aber zum Dreschen mußten sie wieder sich Flegel ausleihen. So fiel also zum erstenmal seit vielen hundert Jahren wieder das Korn auf dem Land, das einmal Ackerland gewesen war, ehe die Flut es unter sich begraben hatte. Zum erstenmal wieder klang das Geräusch des Dreschens im Wattenmeer auf, und das Einbringen der ersten Ernte war wie ein Triumphzug.

Dr. Eberhard Meckel.



Die ersten Haferkörner werden in einer alten nordfriesischen Taufschale, die mit dem altgermanischen Hakenkreuz-Ornament geschmückt ist, aufbewahrt.



Die erste Ernte bedeutet für die nordfriesischen Halligfischer ein großes Erlebnis. Sie bewahren einen Teil der ersten Ernte zur Erinnerung im sogenannten Königpesel auf, der guten Stube, in der der König von Dänemark im Jahre 1825 gewohnt hat. Dies Zimmer ist das Heiligtum der Hallig Hooge.



Ein Ereignis, wie es noch nie auf der Hallig zu sehen war: Der abgeerntete und umgepflügte Acker wird geeggt.



Die Rückkehr zur eigenen Art.
In den Jahren der Schmach hatten fremde Sitten und Unsitten das deutsche Leben überwuchert. Zur Negermusik tanzten deutsche Menschen erotische Tänze. — In einer großen Veranstaltung der deutschen Volkstanzbewegung wurde vor kurzem auf dem Marktplatz von Leipzig eine Werbung für die schönen deutschen Tänze durchgeführt.



Vom Fest der Deutschen Schule: Junge Mädchen tanzen einen „Maienreigen" im Deutschen Stadion im Grunewald bei Berlin.

Deutsche Tänze

Im deutschen Volk spielen Lied und Tanz von jeher eine bedeutsame Rolle. Ursprünglich galt für Lied wie Tanz einmal das gleiche Wort. Und dieses eine Wort galt viel bei den Vorfahren, die durch Lied und Tanz ihre innigsten und erhabensten Empfindungen zum Ausdruck brachten

Viele alte Volkstänze sind eigentlich getanzte Volkslieder. Die Weise war ursprünglich gar nicht als Tanzweise gedacht. Erst mit der Zeit wurde sie dazu, nachdem unter der Dorflinde irgendein Paar den entscheidenden Auftakt gab. Hochzeits- und Erntetänze haben vieles gemeinsam. Einmal ist es der Brautkranz, einmal der Erntekranz, der die Veranlassung zu fröhlichen Reigen gibt. Ein pommersches Tanzlied, das beim Erntefest gesungen und zur Hochzeit als Reigen getanzt wird, zeigt deutlich die Zusammenhänge.

Beim Studium der Tanzkunst und bei einer sorgfältigen Beobachtung ihrer Entwicklung gelangt man zu der Auffassung, daß sich das Gesicht des Tanzes jeweils nach dem Gesicht der Umwelt prägt. Völlig wesensfremde Tänze lehnt der Instinkt eines seiner Eigenart bewußten Volkes ab. Wir Deutsche haben die Genugtuung, daß der deutscheste Tanz, den es gibt, daß der Walzer mit seinem Schwung und seiner Beseeltheit zugleich eine fast beispiellose übernationale Geltung besitzt. Aufschlußreich wurde er früher kurz der „Deutsche" genannt.

Werner Suhr.



Herrliche alte Volkssitten werden wieder lebendig:
Der Tanz um den Erntekranz — ein Bild von köstlicher Mädchenanmut.





Die oberbayerischen Volkstänze haben sich in ihrer Urwüchsigkeit und Bodenständigkeit bis auf den heutigen Tag erhalten.
Zu den beliebtesten gehört der Schuhplattler mit seinem wilden Wirbeltanz und seinen eigentümlichen naturhaften Formen.

Zwei Männer,

denen das Leben des Führers anvertraut ist

Phot. Heinrich Hoffmann



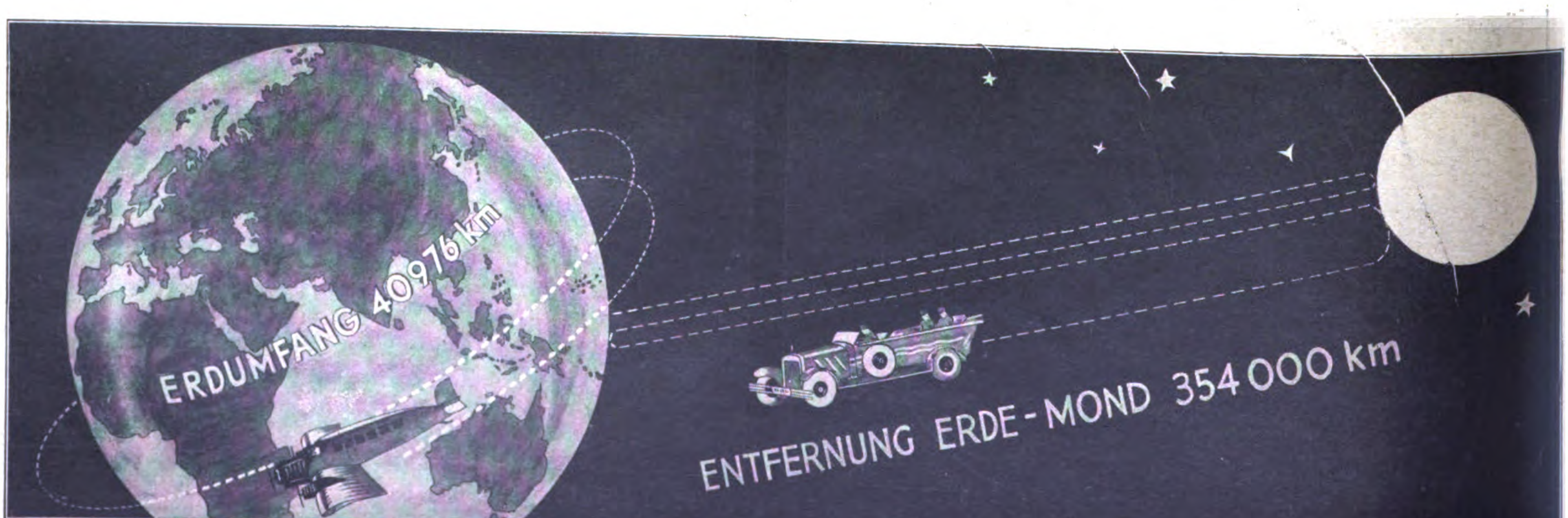
Pg. Julius Schreck,
der Wagenlenker des Führers.

Bis Mitte September hat der Führer 1,3 Millionen Kilometer im Auto zurückgelegt. 200 PS „Großer Mercedes", schnellster Tourenwagen der Welt.



Flugkapitän Pg. Baur, der Pilot des Führers, der vor kurzem das Jubiläum des millionsten Flugkilometers begehen konnte, hat zusammen mit Adolf Hitler eine Gesamtstrecke von 50 000 Kilometer über Deutschland zurückgelegt. Phot. Georg Ebert

Vor zehn Jahren bestieg Adolf Hitler zum erstenmal das Flugzeug. In der Wahlzeit sprach er täglich an vier bis fünf Orten, an die ihn Baur mit dem Flugzeug brachte. Es wurde viel nachts geflogen und oft auf unbekannten Plätzen gelandet. Einer der letzten großen Flüge hatte die Route Berlin—Marienburg (2 Std. 20 Min.), Allenstein—Berlin (2½ Std.), Berlin—Wiesbaden (2 Std. 10 Min.), Wiesbaden—München (1 Std. 40 Min.). Unbegrenztes Vertrauen bringt der Führer seinem Piloten entgegen. Ihm gegenüber äußerte er sich einmal: „Mit Ihnen würde ich, wenn es für Deutschland sein müßte, auch über den Ozean fliegen."



Eine Million Kilometer — das ist dreimal die Entfernung von der Erde zum Mond und fast fünfundzwanzigmal die Länge des Äquators!

Preis 20 Pfennig
Ausland: 35 Pfennig

8. JAHRGANG / FOLGE 41 / SAMSTAG, 14. OKTOBER 1933

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



(Aufn. Heinr. Hoffmann)

General Franz Ritter v. Epp,

der Reichsstatthalter in Bayern, feiert am 16. Oktober seinen 65 Geburtstag.





Dr. Hans Frank,
Reichsjustizkommissar, Bayerischer Justizminister,
Reichsleiter und Gruppenführer der S.A.

Der deutsche Juristentag in Leipzig

Die 4. Reichstagung des Bundes Nationalsozialistischer Deutscher Juristen

Die feierliche Eröffnung des Juristentages.
Blick auf das Rednerpult während der Rede des Reichsjustizkommissars Staatsminister Dr. Frank; dahinter das Abzeichen des Bundes Nationalsozialistischer Deutscher Juristen.

Deutsches Recht über deutschen Landen ist die Sehnsucht aller Volksgenossen und Volksgenossinnen seit Bestehen des deutschen Staates. Recht und Volk, zwei Begriffe, und doch eins. Recht ist der Wille des Volkes. Diese Gedanken stehen dem „Deutschen Juristentag 1933", der in der Zeit vom 30. September bis 3. Oktober 1933 in Leipzig stattfindet, voran.

Wie auf allen anderen Gebieten, so muß der nationale Umschwung namentlich auch auf dem Gebiete des Rechts die stärksten Antriebe auslösen. Den bedeutsamen neuen Inhalten des Volks- und Staatslebens müssen vielfach auch neue Rechtsformeln gegeben werden. Das deutsche Volk, das sich wiedergefunden hat zum Bewußtsein seiner selbst, wird auch sein Recht der neuen Weltanschauung anpassen müssen, die in der Verschmelzung von nationalem und sozialistischem Geiste ihren Ausdruck gefunden hat.

Die Voraussetzung hierfür ist der Juristenstand von hoher geistiger Haltung, von achtunggebietender Tatkraft, von tadelloser Charakterbeschaffenheit. Und wenn auch diese Eigenschaften letztlich ihren Urgrund in der angeborenen Persönlichkeit besitzen, so lassen sie sich doch durch zielbewußte Verbesserungen der bisherigen Vorbildung vertiefen und vielseitiger entfalten, als es bisher geschehen ist. Die akademische Ausbildung wird künftig nicht mehr so sehr auf Vermittlung eines möglichst breiten Wissensstoffes, als vielmehr auf Herausstellung der großen leitenden Gesichtspunkte abzustellen sein, nicht bloß auf Schulung des Intellektes, sondern auch auf Stählung des Willens, auf harmonische Aus-



Die ausländischen Abordnungen von Italien, Ungarn, Polen und Österreich bei der Eröffnungsrede Franks.



Dr. Frank begrüßt den Gruppenführer v. Woyrsch. Ganz rechts: Gruppenführer Dr. Luetgebrune.



Die große Sonntagskundgebung vor dem Reichsgericht in Leipzig während des Deutschlandliedes.



Ansprache des Reichsinnenministers Dr. Frick vor Beginn des Festkonzertes am Samstag, 30. September.

geglichenheit der seelischen und körperlichen Fähigkeiten des Studierenden. Der deutsche Jurist insbesondere muß auch stärker als bisher mit den Tatsachen der Wirtschaft, vor allem aber mit der Kultur des eigenen Volkes vertraut werden.

Die Aufgaben, die des Juristen im neuen Staat harren, sind ungewöhnlich bedeutsam. Wie der totale Staat das Ziel hat, in der begeisterten Hingabe jedes Deutschen verwurzelt zu sein, so muß auch die Rechtsordnung dieses Staates den Volksgenossen nähergebracht werden. Das deutsche Recht muß, wie es aus den Tiefen der Volksseele emporquillt, so wiederum dem Bewußtsein des einzelnen Rechtsgenossen vertraut werden. Immer weniger darf das Recht eine Geheimwissenschaft, immer weniger der Jurist ein lebensfremder Fachmann oder Bürokrat sein. Vielmehr muß er der getreue Vermittler sein, damit Volk und Recht wieder zusammenfinden.

Er wird aber auch dafür verantwortlich sein, daß Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung im Sinne der neuen Staatsauffassung ein machtvolles Werkzeug werden für den Schutz des deutschen Volkes gegen Angriffe auf seine Staatsform, auf seine Kulturgüter, auf die geistigen, wirtschaftlichen, moralischen Grundlagen für die gesunde Entwicklung des deutschen Einzelmenschen und der deutschen Volksgemeinschaft. Diese großen Aufgabenkreise wurden in den zahlreichen Referaten des Deutschen Juristentages behandelt.



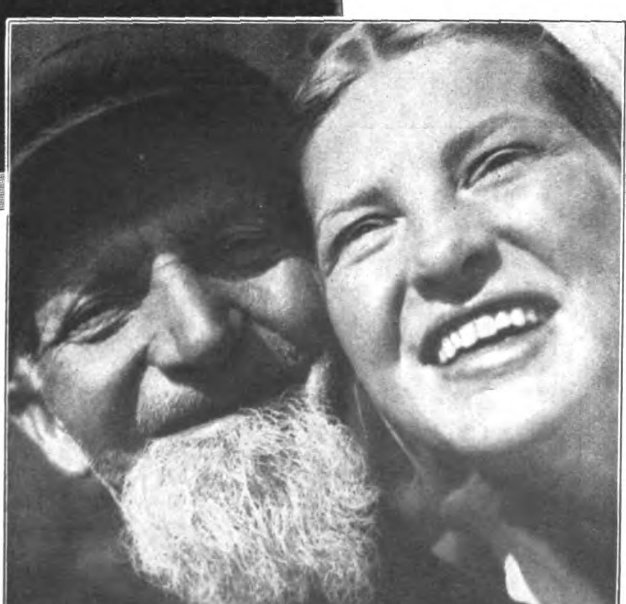
Die Juristen marschieren durch Leipzig.
Der imposante Marsch der Juristen durch die Straßen der Stadt.

KÖPFE VON HELGOLAND



Grön ist det Lunn,
Road is de Kant,
Witt is de Sunn,
Deet is det Woapen
van't hillige Lunn . .

Aufnahmen von
Heinz v. Perck-Hammer

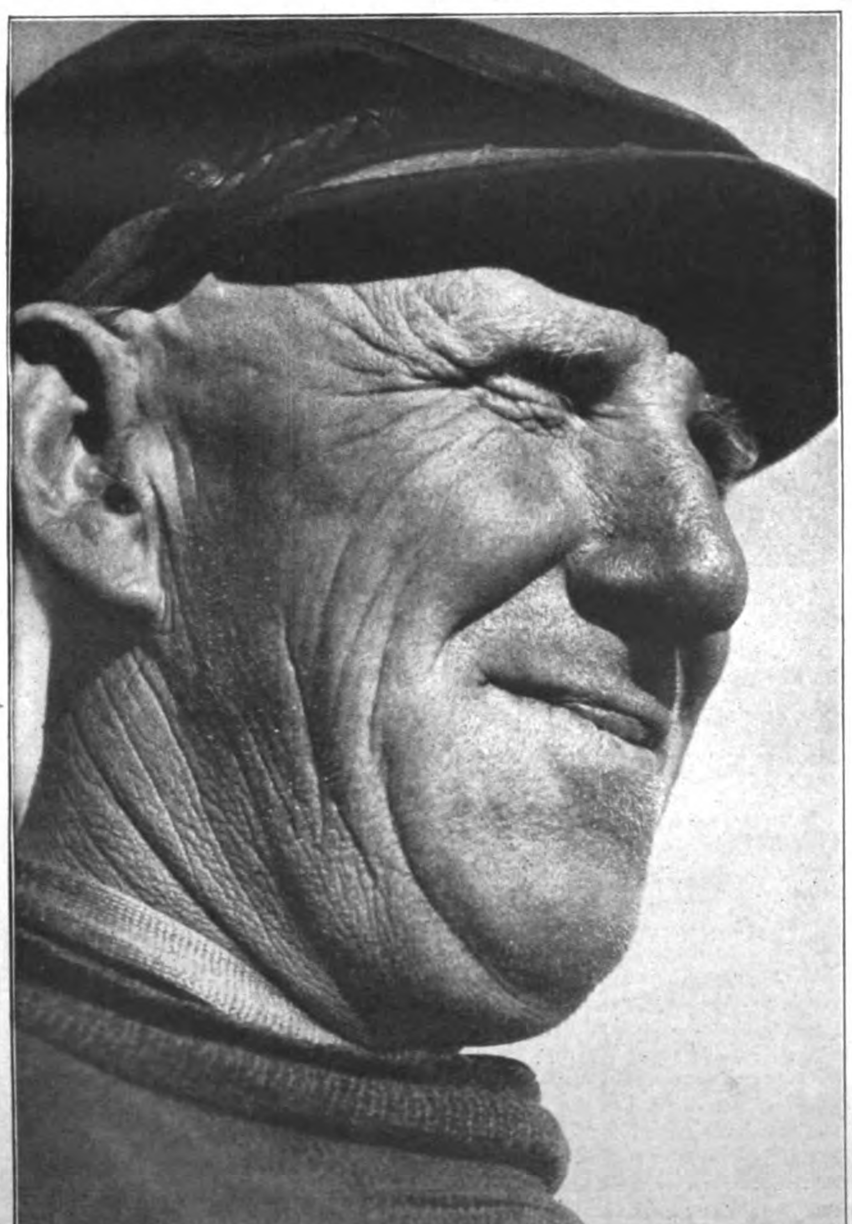


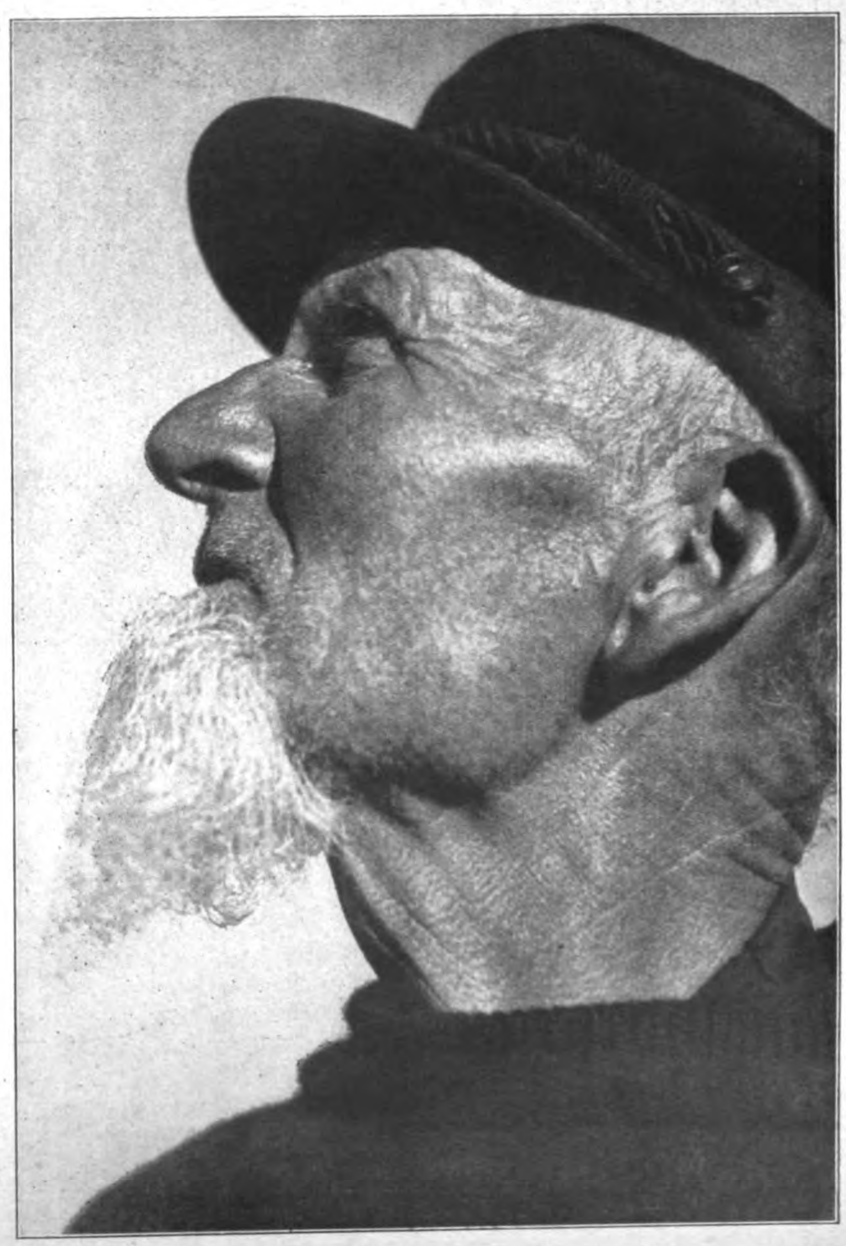
Dieser uralte Friesenspruch, heute noch wie früher auf Helgoland gesungen und gesprochen, läßt einem so recht vor Augen erstehen, was die Wahrzeichen und Farben dieses merkwürdigen kleinen Felseneilands sind: Die grüne Erdfläche des Oberlandes, der rote Fels, der wie eine Wundererscheinung aus dem Meere herauswächst, und dann der weiße, leuchtende Sand der vorgelagerten großen Düne. Aber es ist ja noch viel mehr, was dem „hilligen" Land seinen besonderen Reiz verleiht und einen einmaligen Zauber gibt, dem sich wohl kein Mensch entziehen kann, der ihn einmal erfuhr, und den zu erleben eigentlich aller Deutschen Wunsch und Verlangen ist. Mitten in der Nordsee, nur von Himmel und Meer umgeben und herausgerückt aus jeder Sicht der Küste, Mittelpunkt eines unerhört reichen und vielfältigen Vogellebens, steht da ein in seiner größten Erhebung bald sechzig Meter hoher, wenig mehr als anderthalb Kilometer langer und etwa sechshundert Meter breiter Rest einer einst ziemlich ausgedehnten Buntsandsteininsel, der Jahr um Jahr der Gewalt des Weststurmes und des ewig anstürmenden Tidestromes, der Flut, mehr und mehr zum Opfer fällt, wenn auch heute es menschlicher Erfindungsgeist auf das möglichste zu verhindern sucht. Eine eigenartige Geschichte schwebt auch um diese Insel, auf der im Jahre 1841 das Deutschlandlied von Hoffmann von Fallersleben entstand. Unter anderem wurden dort die beiden berüchtigten Seeräuber Goedeke Michels und Claus Störtebecker ausgehoben, dann wechselte der Inselfelsen aus friesischem in hamburgischen, in dänischen und englischen Besitz, bis vor 43 Jahren Deutschland Sansibar dagegen austauschte. Zahlreiche Sonderrechte hatte sich Helgoland damals bei der deutschen Übernahme ge-

Schluß auf Seite 1342)











Die Einladung zur Bauernehrung ist angekommen.

Die Bürgermeisterin des Anwesens zum Sixtbauern in Thanning
Familie angesiedelt seit 1660.

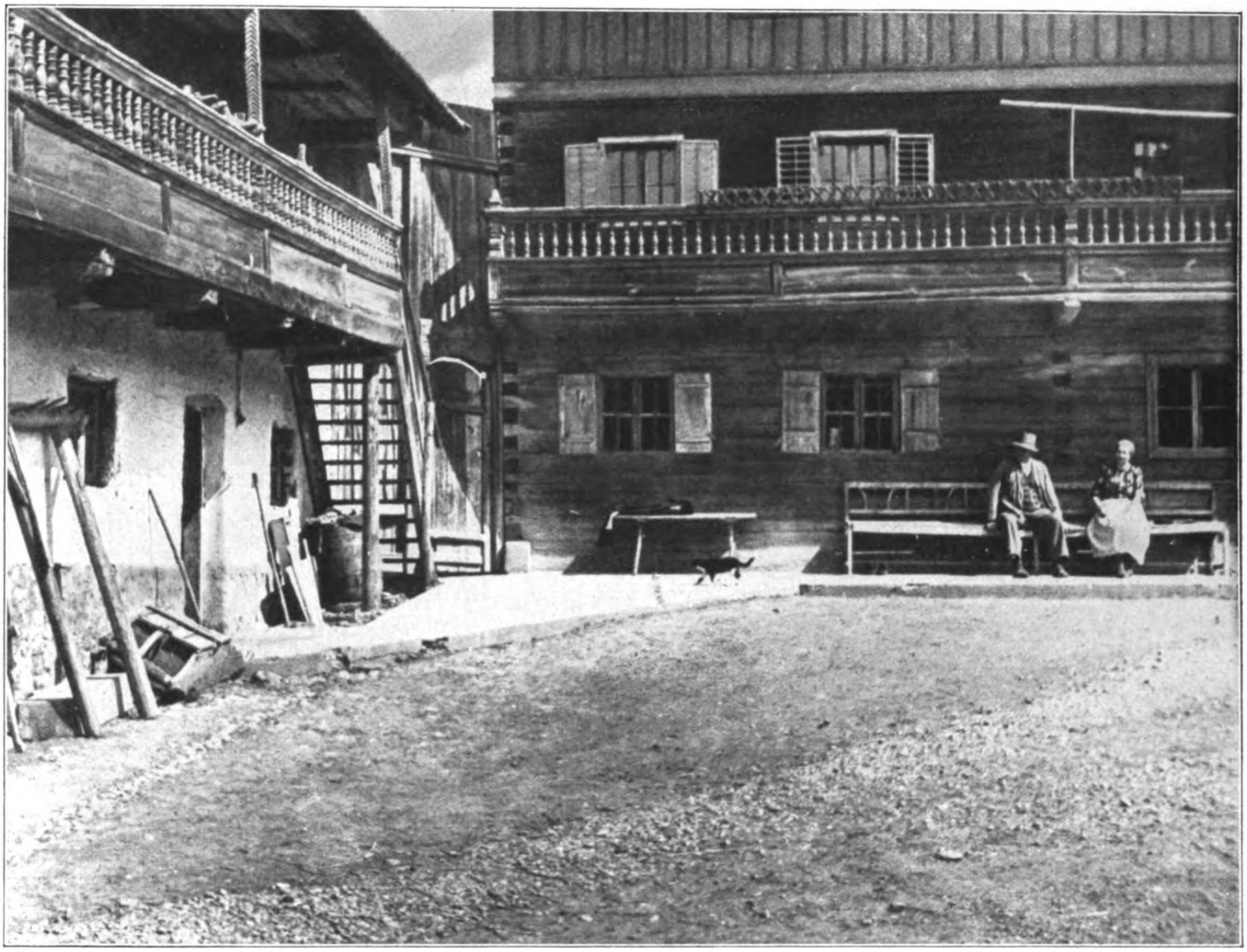


Die schöne gotische Kapelle, die zur Sebaldsmühle des Georg Kastenmüller gehört. Sie wurde von der Familie gestiftet und hat schon ihr 500jähriges Jubiläum hinter sich.

Bauernadel



Oberbayerische Bäuerin mit den alten Dokumenten, die ihren Jahrhunderte alten Besitz belegen.



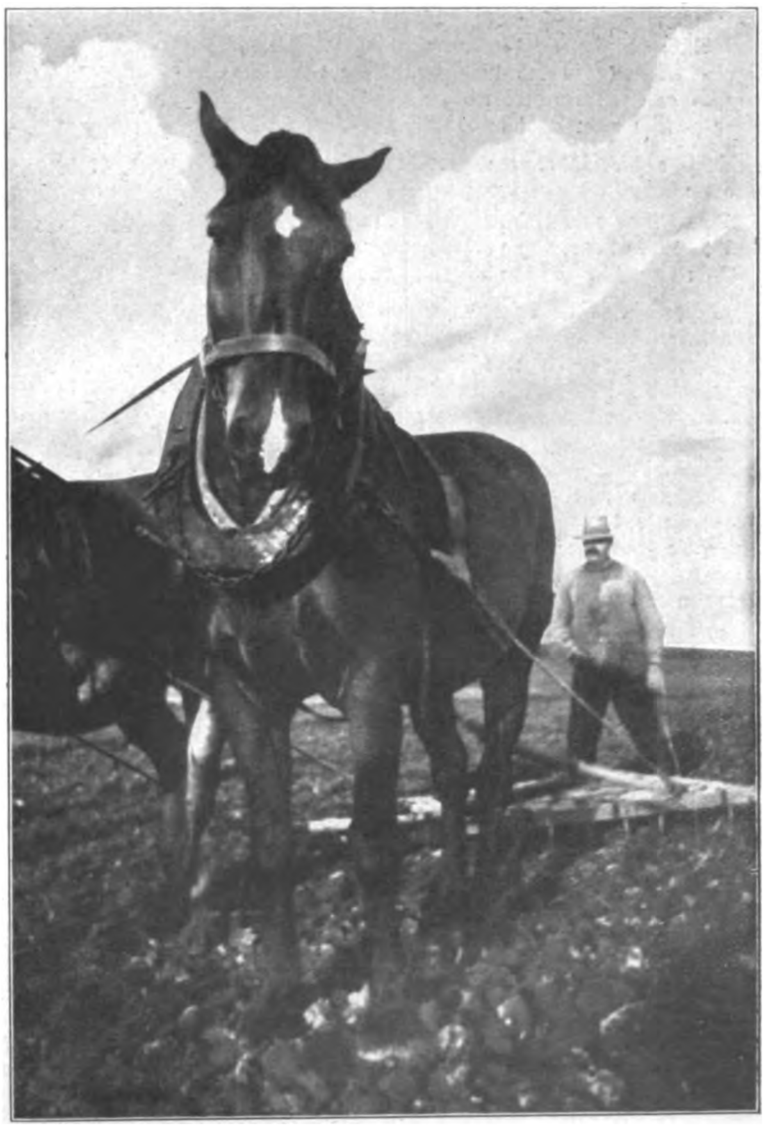
Das Ehepaar Gottschaller auf Gottschall vor dem uralten Blockhaus des Anwesens im Rottal, auf dem die Familie nahezu 500 Jahre angesiedelt ist. Die Gottschaller sind die älteste bayerische Bauernfamilie.

Wohl noch zu keiner Zeit fand der Bauer solche Anerkennung, kam er zu so hoher Ehrung, wie — neben der Feier am Bückeberg — die zum Fest gestaltete, von höchsten Vertretern des Reiches vorgenommene Verteilung der Anerkennungsdiplome des bayerischen Landwirtschaftsrates bedeutete. Sie bildete die feierliche Höhe der diesjährigen „Wiese", jenem munteren Vereine von Zentrallandwirtschaftsschau — wie sie wahrlich dem Agrarlande Bayern gebührt und doch heuer seit 6 Jahren zum ersten Male wieder gesehen werden konnte —, Artistenschau und einer Ansammlung von Eß- und Trinkgelegenheiten im Gigantischen. Am Bauernfeste des 1. Oktober geschah nun in der Ehrenhalle die Prämiierung von 25 Adelsbauernfamilien, wozu weitere 100 Vertreter des bayerischen bäuerlichen Altbesitzes geladen waren, welche schon seit Jahren Inhaber des Diploms sind. Die Auszeichnung des Ehrendiploms jener Geschlechter, die seit der Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege auf ihrer Scholle hausen, berechtigt auch zum Führen eines Wappens, von welchem Rechte der Bauer nunmehr vielleicht wieder Gebrauch machen wird. Ohnehin hängt bei manchen Familien an der Stubenwand ein Wappen längst vergangener Jahrhunderte voller Beziehung auf Volks- und Familiengeschichte.

Von ganz Deutschland entfällt auf Bayern die größte Menge des Bauernaltbesitzes, Höfe, auf welchen die Geschlechter bis zu 500 Jahren nachweislich, wahrscheinlich aber oft um Jahrhunderte länger hausen. Dank des Geschütztseins vor Vernichtung durch die Kriegsfurie, welche in den mittelalterlichen Städtekämpfen und den späteren Erbfolge- und Okkupationskriegen immer wieder übers flache Land dahinbrauste, konnten das Alpenland und die Vorgebirgsgaue an ihrer Kultur fortbauen, blieben sie auch gegen späteren städtischen, verwässernden Einfluß geschützt.

Der nun endlich einmal zu hoher Ehre kommende Bauer war seit dem 1. Aufblühen der spätmittelalterlichen Stadt und ihrem wachsenden Hochmute, der dem ritterlichen nichts nachgab, immer wieder der verachtete „Ackertrab", der Tölpel. Längst aber ist er in Wirklichkeit dem Städter an Würde überlegen: Ein Herr auf dem Eigenen, zu keinem Schielen nach Vorgesetzten, zu keiner Rechenschaft, keinem Übervorteilenwollen des Nächsten gezwungen. Kein Schwanken in Berufswahl, kein Unterschlupfenmüssen, von kaum bewußtem Lebensalter an auf festem Fuß im Bauernleben. Hin durch Kriegszeit oder die fürchterlichere der Pestvereinsamung, durch Feuersbrunst oder Geplündertwerden hielt

(Schluß auf Seite 1347)



Der Bauer zum Ertl in Eulenschwang; Familie seit 1662 angesiedelt.

CHARLOTTE KÖHN-BEHRENS:

Was ist Rasse?

(Fortsetzung unserer Berichte aus Nr. 39)

Professor Fritz Lenz sitzt mir in seinem stillen, sonnigen Studierzimmer am Ammersee gegenüber, während er in seiner ruhigen und bedachten Weise die Frage: „Was ist Rasse?" beantwortet:

„Rasse ist eine Unterabteilung des Menschengeschlechts, die durch besondere Erbanlagen gekennzeichnet ist."

„Wie sind eigentlich die Rassen entstanden?"

„Als Züchtungsprodukte bestimmter Lebensbedingungen. Die einfachsten dieser Bedingungen sind die klimatischen Verhältnisse. Die Beziehungen zwischen Rasse und Klima mögen durch einige Beispiele erläutert werden. Stellen wir den Neger und den Nordwesteuropäer gegenüber. Die dunkle Haut des Negers gewährt einen gewissen Schutz gegen die tropische Sonne, während die helle rosige Haut des Nordwesteuropäers (der nordischen Rasse) in dem sonnenarmen Klima Nordwesteuropas dem heilkräftigen Licht bessere Heilwirkungen gestattet. Es ist ja bekannt, daß das Licht besonders gegenüber der Tuberkulose, die in Europa seit Jahrzehnten verbreitet ist, vorbeugend und heilend wirkt. So konnte hier eine helle blonde Rasse gezüchtet werden. Nehmen wir aber noch ein anderes Beispiel" (Prof. Lenz reicht mir das Lichtbild eines Chinesen): „Sehen Sie die kleinen, gleichsam zusammengekniffenen Augen? Auf den intensiv besonnten Hochflächen des kontinentalen Asiens brauchen die Augen Schutz gegen die zu starke Strahlung. So wurden hier die Augen mit den engen Lidspalten durch die natürliche Auslese bevorzugt, und es entstanden die bekannten Schlitzaugen des Ostasiaten. Und hier . . " (ein helles nordisches Gesicht sieht mir auf dem Bild entgegen), „betrachten Sie diese großen Augenhöhlen, das weitoffene klare Auge dieses nordischen jungen Mannes. Sie sind in den Vorzeiten in den lichtarmen Gegenden Nordeuropas gezüchtet worden, wo die Sehleistung um so besser war, je mehr Licht in das Auge Eingang fand."

Ich lege die Bilder aus der Hand. Ein Gedanke wird zur Frage:

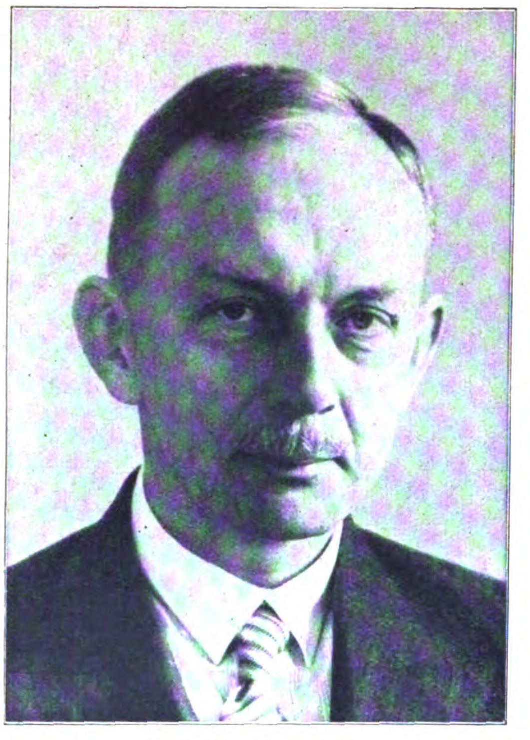
„Der Ausdruck dieser Gesichter läßt auf die seelische Haltung schließen, wie erklären Sie diesen Zusammenhang?"

„Es werden ja im Lauf der Entwicklung nicht nur körperliche, sondern auch seelische Anlagen gezüchtet. Der nordische Mensch war in der älteren Steinzeit hauptsächlich Jäger. Um seinen Lebensunterhalt zu erwerben, war er gezwungen, die wilden Tiere der weiten Wälder anzugreifen. Dazu gehörte Mut, Entschlossenheit und Kühnheit. Er mußte beweglich sein, gewandt und schlank. Daher der hohe Wuchs, die langen Beine, das Schnelle, Kühne seiner Bewegungen, das Freie seines Handelns und die Lust und Freude am Herrschen. Später züchtete das Leben als Seefahrer in der gleichen Richtung."

„Wollen Sie mir noch etwas über die Vorgeschichte der Rassen sagen?"

„Ich sehe die Entwicklung ungefähr folgendermaßen: Man unterscheidet eine primitive Pflanzer- und eine Jägerkultur, von welch letzterer die Kultur der Wanderhirten abgeleitet wird. Die Jäger und Hirtennomaden wurden, wie schon gesagt, hochgewachsen, schlank und beweglich, die Angehörigen der Pflanzerrassen dagegen: untersetzt, zu Fettansatz neigend, mit einem verhältnismäßig großen Bauch. Die Pflanzennahrung erforderte viel größere Verdauungsorgane als die hochwertige Nahrung des Jägers und Hirten. Man könnte fast von einer Brustrasse und einer Bauchrasse sprechen. Selbstverständlich sind diese auch seelisch auf einen verschiedenen Typus gezüchtet, die Bewegungsrassen sind auch geistig beweglich, unruhig, unternehmend, energisch, mutig, herrisch und großzügig, die Pflanzerrassen seßhaft, arbeitsam, demütig, geduldig und zäh im Ertragen.

Aus einer Verbindung von Elementen der Pflanzerkultur mit solchen der Hirtenkultur entstand die bäuerliche Kultur. Seit der jüngeren Steinzeit ist das Bauerntum die Grundlage der Rassenzüchtung in Europa, zumal die Züchtungsgrundlage der germanischen Völker. Sie unterscheidet sich von der primitiven Pflanzerkultur durch den Gebrauch des Pfluges und der Haustiere. Die züchterische Wirkung der bäuerlichen Kultur ist ziemlich einheitlich: Sie züchtet den Bauern, der das Herrentum des Hirtenkriegers mit der Beharrlichkeit und Zähigkeit des Pflanzers vereinigt."



Prof. Dr. Fritz Lenz

„Sind denn alle europäischen Völker auf bäuerlicher Grundlage entstanden?"

„Die eigentlich europäischen ja. Dazu ist aber ein in mannigfacher Hinsicht gerade entgegengesetzter Rassentypus gekommen, der des Händlers, der seine klassische Ausgestaltung in Vorderasien, der Brücke zwischen Europa, Asien und Afrika, dem Lande der ältesten Hochkulturen, erfahren hat. Er vereinigt in sich die Rührigkeit des Nomaden mit der Einfühlungsfähigkeit und Unterwürfigkeit des Pflanzers. Er fand seinen Lebensunterhalt in der Vermittelung und dem Austausch der Erzeugnisse. So wurde er auf die Fähigkeit, die auf Urproduktion eingestellten Rassen auszunutzen, gezüchtet. Infolge dieser Eigenart hat sich der Händlertypus, dessen ausgeprägtes Bild wir im Juden sehen, von Vorderasien aus als Minderheit über alle in der Urerzeugung erfolgreichen Völker ausgebreitet."

„Kann man noch heute aus äußeren Rassenmerkmalen auf die innere Wesensart schließen?"

„Gewiß werden zugleich körperliche und seelische Anlagen der Erbmasse gezüchtet. Wir haben den inneren Zusammenhang erkennen gelernt, aber man soll sich hüten, die äußeren Merkmale zu überschätzen, wenn es sich um eine durchgemischte Bevölkerung handelt, denn die einzelnen Anlagen einer Rasse vererben sich unabhängig von einander. So verbürgt blondes Haar in einer gemischten Bevölkerung nicht edle Rasse und dunkles schließt sie nicht aus. Auf die Seele kommt es an! Anders liegt die Sache, wenn es sich um Angehörige getrennter, nicht durchmischter Bevölkerungen handelt. Wenn es gilt, Angehörige relativ einheitlicher Rassen zu beurteilen, z. B. einen Neger, einen Mongolen, Indianer, Nordeuropäer, Juden, so kann man aus ihrem körperlichen Typus mit praktisch brauchbarer Wahrscheinlichkeit auf die der betreffenden Rasse eigentümlichen Wesenszüge schließen."

„Wie soll man eine Rasseneinteilung vornehmen?"

„Jede Einteilung ist bis zu einem gewissen Grade willkürlich. Wenn sich in einem Gebiet eine einheitliche Bevölkerung findet, so ist das ein Zeichen, daß dieser Typus dort durch die Lebensbedingungen ausgelesen worden ist. Was uns hauptsächlich interessiert, ist die Lebensleistung. Unter diesem Gesichtspunkt können verschiedene Einteilungen nebeneinander berechtigt sein. Der Begriff der ‚Systemrasse' beruht auf einer Überschätzung der äußeren Merkmale. Ich bin der Meinung, daß wir lernen müssen, die Unterschiede biologisch zu fassen und die Leistung, insbesondere die kulturelle Leistung einer Rasse in den Mittelpunkt zu stellen. Die äußere Erscheinung darf immer nur Merkmal sein. Auch die ‚Systemrasse' hat alles, im Grunde Lebensrasse zu sein; man muß sich vor einem künstlichen System, wie es Linné für die Pflanzen aufstellte, hüten und statt dessen zu einem natürlichen System kommen, das sich nach der Lebensleistung richtet."

„Welches ist Ihr besonderes Arbeitsgebiet, Herr Professor?"

„Die praktische Rassenhygiene. Ich bin gerade dieser Tage von dem Herrn Reichsminister Dr. Frick zum Mitglied des Sachverständigenbeirates für Bevölkerungspolitik und Rassenpflege ernannt worden. Es ist der Wille des Führers, daß die Forderungen der Rassenhygiene unverzüglich in die praktische Tat umgesetzt werden."

„Welche Forderungen stellen Sie für die Gesundung des deutschen Volkes auf?"

„Wenn wir so weiterzüchten, wie es durch die Entwickelung der individualkapitalistischen Wirtschaft geschah, so ist das eine Züchtung zum Tode! In der Gegenwart reicht die Geburtenzahl unseres gesamten Volkes nur noch zur Erhaltung von zwei Dritteln des Bestandes aus. Die Züchtung auf bestimmte Leistungstypen hat damit aufgehört. Statt dessen nehmen die Schwachen und Fürsorgebedürftigen überhand. Jene Familien, welche die schwachsinnigen Hilfsschüler stellen, vermehren sich doppelt so stark wie die leistungsfähigen Typen. Wir züchten nicht mehr Pflanzer oder Hirten, nicht mehr Bauern oder Händler, am wenigsten Führer, wir züchten statt dessen schwachsinnige Hilfsschüler. Eine bewußte Rassenhygiene muß da Umkehr und Wandel schaffen.

Unsere Rasse retten, heißt die Grundlage unserer Kultur retten! Wir brauchen eine gesunde Wirtschaft, denn die Rasse ist nicht zuletzt ein Züchtungsprodukt der Umwelt, zumal der wirtschaftlichen Umwelt. Die leistungsfähigen Rassenelemente dürfen nicht zur Kinderarmut gedrängt werden. Gewiß ist die Wirtschaft nicht der letzte Maßstab der Werte, aber ohne eine gesunde Wirtschaft kann keine Rasse gedeihen! Unser letztes Schicksal ist die Rasse. Wenn es nicht gelingt, unsere Rasse zu retten, ist alle Kulturpolitik, ja alle Politik sinnlos. Das Schicksal der nordischen Rasse ist unser Schicksal! Darum lassen Sie mich schließen mit der Variante eines berühmten Wortes:

‚Der Schädel sind genug gemessen,
Laßt uns gesunde Kinder sehn!'"


SALEM
GOLD
EXTRA
MILD
3 1/3

JÖRG RITZEL:

Der Kanonikus und sein Bankier

Es war an einem grämlichen Apriltag des Jahres 1769, der wie ein Trappistenmantel über dem Lahntal hing, als Antonius Hüppeler, geruhsamer Kanonikus am Lubentiusstift zu Dietkirchen an der Lahn, an den Aaron Wedeles zu Limburg schrieb, er möchte die Gewogenheit haben, ihn zwischen Tag und Dunkel zu besuchen, solle aber nicht **allein** kommen, sondern in Begleitung eines Säckleins mit fünfhundert Goldgulden.

War zwar dem biederen Stiftsherrn nicht ganz leicht gefallen, sich wiedermal an den Limburger Geldwechsler wenden zu müssen, aber seine christlichen Glaubensbrüder hatten für seine finanziellen Nöte merkwürdig taube Ohren, und schließlich — hatten Seine Kurfürstlichen Gnaden von Trier nicht auch ihren geheimen jüdischen Hofbankier in Frankfurt? Warum sollte er zimperlicher sein als sein Kurfürst? Die Stiftsgefälle wurden — eine geradezu heimtückische Einrichtung — nur einmal im Jahre gezahlt, zu Sankt Johanni, nach dem großen Generalkapitel, aber so ein Jahr war lang, und was sollte während dieser Zeit mit den rotperligen Forellen werden, mit denen der heilige Lubentius die Lahn so reichlich gesegnet hatte, und die so wunderbar schmeckten? Und wer sollte den Runkeler Roten trinken, der wie Rubin im Glase funkelte und den Forellen ein so freundlicher Begleiter war; nicht zu vergessen die delikaten Hähnchen, die die Stiftsmeierei des öfteren in die Küche lieferte?

Antonius Hüppeler war von Geburt Kölner und hatte als solcher das frohbeschwingte Blut geerbt, das seiner Vaterstadt eigen ist und das ihm ein wohlgesinnter Führer zur dualistischen Lebensform wurde, also daß er seine geistlichen Pflichten korrekt erfüllte, dabei aber überzeugt war, daß ein fröhliches Gemüt Gott lieber sei als tausend Rosenkränze. Daß dieses fröhliche Gemüt aber oft auch gar bunte Kapriolen trieb — er wäre kein Kölner gewesen, wenn er nicht auch die „Grielächerei", also die Freude an einem Jux geerbt hätte —, das sollte der Aaron Wedeles, mehr als ihm lieb war, erfahren.

Erschien also eines Tages, zwischen Tag und Dunkel, der Limburger Wechsler und zog aus seinem Kaftan ein wohlgespicktes Säcklein Ehe er aber den Inhalt auf den Tisch zählte, hielt er darauf — denn er war vorsichtig —, die Sicherheitsformalitäten zu erledigen.

„Ist mir eine große Ehre, Hochwürden, daß Sie mich haben invitiert, eine große Ehre!" versicherte Aaron. „Aber was heißt Ehre ohne Termin? Wenn ich daher fragen darf: Wie steht's mit der Rückzahlung?"

„Lieber Aaron", versetzte der Kanonikus mit wohlwollendem Lächeln, „du weißt, daß wir zu Johanni unsere Gefälle kriegen —."

„Weiß ich", fiel Aaron ein und schubste dabei mit den Schultern, „aber —."

„Aber?"

„Nun, weiß ich doch auch, daß nur wird bezahlt, wenn einer erscheint, sonst kommt das Exklusivum. Merkwürdige Spuzze, das Exklusivum, aber — hm — Geschäft ist Geschäft und man kann nie wissen —."

„Du hast recht. Nach der Satzung des Stifts werden die Jahresgefälle nur bezahlt, wenn der Geistliche bei dem Vesperkapitel zugegen ist, andernfalls tritt das Exklusivum ein: er geht seiner Einkünfte verlustig."

„Nu also, was hab ich gesagt?"

„Aaron, schwarze Seele, glaubst du wirklich, ich wäre imstande, mir den sauer verdienten Mammon entgehen zu lassen?"

„Wie heißt entgehen lassen? Für sich selber läßt man nix entgehen. Wenn einem aber der Zaster nit mehr gehört?"

„Aha, also da raucht's! Nun, du kannst beruhigt sein Ich werde nicht verfehlen, das Kapitel durch mein Erscheinen zu beehren. Genügt das?"

Aaron Wedeles kraulte in seinem Zottelbart, flunschte ein wenig die Oberlippe und überlegte. Er wußte, Antonius Hüppeler hatte seltsame Gewohnheiten. Er konnte an sonnigen Tagen stundenlang unter einem Baum liegen und in den Himmel träumen. Oder er spielte Geige, und wenn er so mitten im Spiel war, dann war die Außenwelt für ihn völlig vergessen. Und wenn so was an dem Kapiteltag passierte — es war nicht auszudenken!

„Nun, edelster aller Hebräer, was für neue Dornhecken sind in den blumigen Gefilden deines Hirnkastens gewachsen?" frug der Kanonikus nach geraumer Weile.

Aaron gab sich einen Ruck. „Werden Euer Hochwürden erlauben, daß ich darf kommen am Kapiteltag und einkassieren?"

Hüppeler hatte ein Gefühl des Unmuts. Das Mißtrauen ärgerte ihn. Wie er aber den kleinen Aaron ansah, der da stand wie eine besorgte Wehmutter und seinen Guldensack wie einen Säugling streichelte, da sprang ein mutwillig Strählchen in seinen Augen auf. Irgendeine Eulenspiegelidee schien ihn gepackt zu haben, denn mit gönnerhaftem Lächeln erklärte er dem ob so vieler Freundlichkeit schier verdutzten Aaron:

„Verehrtester und großmütigster aller Mammonfürsten, ich wüßte mir keine größere Freude, als dich mit Johannisblüten zu schmücken. Und nun tritt endlich aus deinen Dschungeln heraus und lasse den Zaster fließen, auf daß mein Herz dich segne!"

Aaron war besiegt. Die Vorsichtskautelen waren erfüllt. Er zählte die fünfhundert Goldgulden auf den Tisch, ließ sich eine wohlformulierte und zinsenreiche Quittung unterschreiben und verließ unter vielem Bücklein das Haus seines hochwürdigen Kommittenten.

Daheim angelangt, war das erste, was er tat: er malte auf sämtliche Stubentüren mit dicker Kreide das Wort: St. Johanni. Denn diesen kritischen Tag durfte er nicht versäumen. Bezahlte der Kanonikus an diesem Tage nicht, dann war Kapital und Zinsen so gut wie verloren. Etwa das Hohe Kurfürstliche Gericht anrufen? Aaron lächelte. Man schrieb 1769. Antonius Hüppeler war Kanonikus und er nur ein kleiner jüdischer Geldwechsler.

Und der kritische Tag kam. Aaron wußte, die Kapitelversammlung war um 5 Uhr nachmittags, nach der Vesper. Aber bereits um 12 Uhr war er an Ort und Stelle. Es galt ihm vor allen Dingen zu ergründen, ob der Kanonikus auch wirklich anwesend sei. Man konnte ja nicht wissen — der Johannistag lockte mit Sonne und Blüten, und der Himmel blaute so traumhaft über den Bäumen . . .

Wie ein kanadischer Trapper schlich er um das Haus. Er hörte nichts. Auch an den Fenstern kein Schatten. Er spähte nach dem Dach. Heidi! Aus dem Schornstein wirbelten lustige Rauchwölkchen auf. Und wo es so rauchte, da wurde zünftig gekocht Und wenn so gekocht wurde, dann war Antonius Hüppeler unfehlbar zur Stelle, denn für sich allein — das wußte Aaron — hätte seine Wirtschafterin, die alte Brigitt, keinen so heftigen Rauch entwickelt.

Aaron atmete auf. Also er war da. Immer schon etwas. Aber dauerte es auch nicht zu lange mit dem Speisen? Man konnte nicht wissen — — je nach der Anzahl der Gänge — — hm — so ein Nachmittag war kurz. Ob man sich doch nicht lieber vergewisserte?

Kurz entschlossen klinkte Aaron die Haustür auf und tastete durch den halbdunklen Hausgang. Er schnupperte. Aha, Bratengeruch! Wie das duftete! Dort hinten aus der Türe kam's. Leise drückte er das Schloß auf und ließ seinen Zottelbart in die Küche hängen, zum Entsetzen der alten Brigitt, die zur Abwehr mit der Holzkelle in den Apfelbrei fuhr.

„Fräulein, wann speist der Herr?"

Statt einer Antwort flog ihm ein Löffel heißes Apfelmus in den Bart.

„Alter Drache!" brummte er und flüchtete. Leckte sich dann den Bart ab und verfuhr dabei sehr gründlich, denn er hatte noch nichts gegessen und der Apfelbrei schmeckte delikat.

Aber der sonderbare Empfang hatte ihn mißtrauisch gemacht. Es hieß mit Vorsicht weiter operieren. Nachdenklich schlich er um das Dorf und hatte kaum einen Blick für die jungen Mädchen, die in weißen Kleidern und mit Johanniskränzen im wohlgestrählten Haar spazierengingen und so fröhlich singen konnten, während er so schwere Sorgen hatte.

Da schlug es zwei, und, wie vom Satan gepackt, jagte er zu dem verhängnisvollen Hause zurück. In die Wohnung einzudringen, wagte er nicht mehr. Er hatte noch den Geschmack der Apfelstampfe auf der Zunge. Aber die Wache aufgeben, nein, das ging nicht. Wenigstens einen Blick ins Eßzimmer mußte man tun. Behutsam rutschte er das Geländer der Vortreppe hinauf und versuchte, seitlich ins Fenster zu spingsen. Aber ratsch! sauste er wieder herunter. Das Geländer war frisch mit Wachs poliert und zu glatt für die Aaronsche Gymnastik.

Aber da stand ein alter Zwetschenbaum vor dem Fenster. War zwar arg schief und borkig, und Klettern galt dem Zottelbärtigen sonst immer als überflüssige und gewinnlose Betätigung, aber hatte man nicht schon von Leuten gehört, die in der Not auf einen Kirchturm geklettert waren? Was war dagegen so ein Zwetschenbaum! Und siehe, Aaron kletterte den Baum hinauf, riß dabei ein Fenster in seine Hose, dazu noch an einer verfänglichen Stelle, ließ auch einen Zipfel seines Kaftans zurück, aber — er war oben und sah und staunte. Denn dicht vor ihm, in der Stube da, saß sein Sorgenkind, der hochwürdige Kanonikus Antonius Hüppeler, vor einem reich gedeckten Tisch, knabberte bedächtig an einem knusperigen Hähnchen, spießte aromatischen Kressensalat dazu und schlürfte mit sybaritischem Wohlbehagen seinen Runkeler Roten.

Draußen aber auf dem schiefen, borkigen Zwetschenbaum, saß sein Gläubiger, der Aaron Wedeles, mit leerem Magen und vorgequollenen Augen, die entsetzt auf den Epikuräer starrten, der so genüßlerisch und unbesorgt



Die Gattin des Reichsinnenministers, Frau Frick (×), beim Besuch der nationalsozialistischen Kinder auf Schloß Hirschbichl, wo unter Leitung des Pg. Dr Brack das Togalwerk München ein Erholungsheim eingerichtet hat.

tafelte, als ob ihm niemand in der Welt fünfhundert Goldgulden geliehen hätte und als ob diese fünfhundert Gulden niemals fällig wären.

„Mein schönes Geld!" seufzte er und zog den Lappen wieder hoch, der ihm vom Gesäß heruntergeglitten war. Dabei brannte ihm die Sonne unbarmherzig auf den Buckel.

Einmal war es ihm, als hätte der Hähnchenknabber nach dem Baum geschielt und sich dann schnell wieder in sein Glas versenkt. Ob er ihn erspäht hatte?

Von der Klosteruhr schlug es drei. Großer Gott, nur noch zwei Stunden bis zur Vesper!

Gottlob, der Schuldner war endlich mit der Tafelung zu Ende. Auch die Rotsponpulle hatte er zurückgeschoben. Sie mochte leer sein. Aber was war das? Jetzt nahm er sein Brevier zur Hand und las — und las — und — war es denkbar? — jetzt ließ er den Kopf ins Brevier sinken und nickte selig ein . . .

Das hatte noch gefehlt. Das Exklusivum fiel Aaron ein, das Schreckgespenst, das ihn seit Wochen in Atem gehalten hatte. Unruhig rutschte er auf dem Zwetschenbaumast hin und her. Die Angst hatte ihn gepackt. Wenn der Schuldner die Sitzung verschlief? Es blieb nichts anderes übrig, er mußte ihn wecken.

Flugs rutschte er vom Baum herunter, nahm einen Kieselstein und warf ihn gegen die Scheibe. Drinnen wurde ein Stuhl gerückt, das Fenster flog auf und eine rauhe Stimme dröhnte: „Wer ist der Lümmel, der es wagt, einen ehrlichen Christenmenschen im Schlaf zu stören?"

Der Attentäter hatte sich hinter die Haustreppe geduckt und rieb sich die Hände. Mochte der hochwürdige Antonius ruhig schimpfen, er war wenigstens wach.

Aaron hielt seinen Ohrlappen fest an die Wand gedrückt. Er hörte die Stiege knarren, die nach Hüppelers Studierzimmer hinaufführte. Aha! Der gewissenhafte Kanonikus hatte also auf seinen Schlaf verzichtet und rüstete sich zu seinem Gang. Aaron schmunzelte und und drehte sich vor Freude einige Zöpfchen in den Bart.

Da schlug die Uhr vier, aber der Schuldner blieb unsichtbar. Sie schlug ein Viertel fünf — nichts regte sich. Ganz sicher, er schlief. Aaron riß seine Zöpfchen wieder auf. Alle Rücksicht vergessend, stürzte er ins Haus hinein und die Stiege hinauf zum Studierzimmer des Stiftsherrn. Schon hatte er die Klinke in der Hand — welche Niedertracht! die Tür war verschlossen. Er spinste durchs Schlüsselloch — vergeblich. Drinnen steckte der Schlüssel. Er warf sich auf den Boden und lugte unter der Türe durch. Da endlich — er sah zwei Füße, die auf und abgingen, umschlenkert von einem rotgeblümten Schlafrock. Gott sei Dank, er schlief wenigstens nicht. Er ging in der Stube auf und ab. Offenbar zur Verdauung. Allerdings begreiflich. Suppe, Forellen, Hähnchen, Kressensalat, Runkeler Roten — alles das brauchte seine Zeit.

Einigermaßen beruhigt hatte Aaron sich wieder erhoben. Er war sicher, der Stiftsherr würde den Schlafrock sogleich mit dem Chorrock vertauschen.

Da fielen zwei Schläge vom Turm — halb fünf! Nur noch eine halbe Stunde bis zur Vesper! Den Postensteher packte der Veitstanz. Sollte er —? Nein, er wollte noch warten. Noch fünf Minuten.

Da — was war das? Er glaubte, der Boden rutsche ihm unter den Füßen weg. Von drinnen ertönten Geigentöne. Still und feierlich, als ob es kein Exklusivum und keinen Aaron und keine Schulden gäbe, schwebten die Töne durch die Fenster und flatterten hinaus über die sommerlich rauschende Lahn . .

Das war zuviel. Wie konnte ein Mensch es fertigbringen, zu fiedeln, wenn der Gläubiger verzweifelnd vor der Türe stand! Aaron raufte sich die Zotteln und hüpfte von einem Bein aufs andere.

Plötzlich hielt er sich an der Wand fest. Die Uhr schlug dreiviertel fünf. Und der da drinnen fiedelte immer noch. Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirn. Als schlüge das Rote Meer über ihm zusammen, stürzte er sich auf die Türklinke, rüttelte, zerrte, drückte das Schloß ein und warf sich dem Geigenden vor die Füße.

„Hochwürden, das Exklusivum!" stöhnte er. „Das Exklusivum!"

Der Musikus, nicht wenig ergötzt von dem Häufchen Unglück, das da mit dem Fenster in der Hose vor ihm lag und sich in seinen Schlafrock krallte, lächelte. „Was geht dich das Exklusivum an?" versetzte er und geigte ruhig weiter.

„Schönster, gnädigster Herr, das Generalkapitel! Denken Sie an das Generalkapitel!"

„Verdötschter Kerl, geh du doch in das Kapitel!"

Nicht viel hätte gefehlt und der Aaron hätte ein Kreuz geschlagen. „Meine fünfhundert Goldgulden! Ihr ganzer Jahreszaster!"

„Was geht mich mein Zaster an? Der gehört doch dir! Also was soll ich da?"

Aaron packte die Verzweiflung. „Sein Se en Christ oder en Räuber? Gut, laß ich fallen fünf Perzent! Aber gehn Se hin!"

Antonius schmunzelte und griff wieder nach seinem Instrument.

„Zehn Perzent! Zwanzig Perzent!" schrie Aaron.

Hüppeler tat, als hörte er nichts.

„Dreißig Perzent!" Es klang wie ein Hinrichtungsschrei.

„Weißt du auch, was ich dir zu Ehren spiele?" frug jetzt der Kanonikus.

„Wie soll ich wissen?" stöhnte der Fenstermann.

„Was, das kennst du nicht? Das berühmte Ochsenmenuett? Denk dir an, Aaron, dafür hat der Haydn einen ganzen Ochsen geschenkt gekriegt!"

Aaron stand wie erstarrt. „Einen ganzen Ochs für die paar Tön? Gott über der Welt, was gibt's für Schaute! Was gibt's für Schaute!"

Er schüttelte fassungslos den Kopf. Seine Weltanschauung war erschüttert.

Der Kanoniker hielt sich den Bauch vor Lachen.

Da schlug es fünf.

Aaron tat einen Schrei. „Mein letztes Gebot: Fünfzig Perzent! Fünfzig Perzent und die Zinsen!" keuchte er und sank zu Boden. Er schien tot zu sein.

„Amen!" sprach Hüppeler lächelnd und legte seine Geige weg.

Wie eine Feder sprang der Aaron vom Boden auf, half seinem Schuldner in den Chorrock und geleitete ihn — immer noch argwöhnisch — bis zur Türe des Kapitelsaales. — —

Eine Stunde später hatte er sein Geld, allerdings nur die Hälfte, aber diese hatte er wenigstens gerettet. Wie ein geschorener Rabe wankte er durch den Johannistag seinen Penaten zu. Unterwegs, unter einem alten Zwetschenbaum, blieb er stehen und überlegte, wer wohl der größere Schaute war: derjenige, der für „ein par Tön" einen Ochsen verschenkte, oder der wie er für dieselben Tön' 250 Goldgulden opferte. Aber einen Trost hatte er doch, und der floß über sein Herz wie mildes Öl: die Hälfte der 500 Goldgulden, die er dem ränkevollen Eulenspiegel geliehen, war falsch gewesen, und der kluge Kanonikus hatte nichts davon gemerkt!

Antonius Hüppeler aber, der Kölner „Grielächer", frug seine Wirtschafterin, als sie gerade eine neue Flasche Runkeler Roten auftrug: „Brigitt, hast du schon mal einen Christen gesehen, der einen Juden überlistet hat?"

„Nein!" erklärte die Alte bündig.

„Hier steht einer!"

Da lachte der alte Drache vielsagend und der Kanonikus goß sich siegesstolz ein neues Glas Roten ein.

JOSEPH HÜBNER:

Andreas Würner

Andreas Würner, der letzte Sproß eines alten fränkischen Bauerngeschlechtes, vollendete in den Tagen, in denen sich die nachfolgende, d. h. seine Geschichte abspielte, das achtundvierzigste Lebensjahr.

Andreas Würner, so wurde er in den Büchern geführt, die bei den verschiedenen Ämtern auflagen. Den Dorfbewohnern aber war dieser Name nicht geläufig. Und wenn sie ihn einmal hörten, so wußten sie wenig damit anzufangen. Es dürfte deshalb von Bedeutung sein, zu wissen, daß er weit und breit unter seinem Hausnamen „Füchsla-Des" bekannt war. (Mit „Füchsla" wurden vor dem Kriege die Goldstücke bezeichnet, „Des" ist die Abkürzung von Andreas.)

Andreas Würner war ein typischer Frankenwaldbauer: lang, hager, knochig; das Gesicht breit, bartlos, faltig; die Backenknochen stark hervorstehend. Wer ihn so mit leicht in die Knie gesunkenem Körper, etwas gekrümmtem Rücken und gering hängendem Kopf dahinschlorchen sah, glaubte, einen Menschen vor sich zu haben, der etwas auf dem Gewissen hat oder der jeden Augenblick einen harten Schicksalsschlag erwartet.

Sein Vater hatte ihn vor der Übergabe des Hofes förmlich dazu gezwungen, eine sehr reiche Blutsverwandte zu heiraten. Wir können wohl mit dem Volke sagen, daß Andreas Würner als ein Unwissender gegen den Himmel geflucht hat, als ihm seine Frau nur totgeborene Kinder schenkte. Vielleicht trug der ihm versagt gebliebene Kindersegen wesentlich dazu bei, daß er im Laufe der Zeit zu einem seltsamen, verschlossenen Manne wurde.

Wenn Dorfansässige fremden Personen gegenüber von seinem Reichtum sprachen, den sie in verschiedenen Laden und Truhen vermuteten, die nach ihren Meinungen im Keller, in gut verschlossener Kammer oder gar neben seinem Bette gestanden haben mochten, so vergaßen sie selbstverständlich nicht, auch seines sprichwörtlich bekannten Geizes Erwähnung zu tun. Jawohl, Andreas Würner war geizig und wußte es nicht. Und warum sollte dieser Mann nicht geizig sein? Er war reich; er war ohnedies ein merkwürdiger Mensch. Und wer kann beurteilen, inwieweit der Name „Füchsla-Des", den ihm neidische Bauern erst nach seiner Verheiratung gegeben hatten, schuld daran war, daß sein Geiz ein geradezu ungewöhnliches Ausmaß annahm? Legt nicht der Name Verpflichtungen auf? Wirkt er nicht mit an der Ausgestaltung unseres Wesens? So waren während des Sommers auf Würners Hofe nur landfremde Personen beschäftigt, die um einen Schundlohn arbeiteten und dies in der Hoffnung taten, daß sie auch in der kalten Jahreszeit ihr Brot und eine warme Stube hätten. Wenn aber der Winter nahte, jagte er die meisten davon kurzweg auf die Straße. Ortskundige Landstreicher, Bettelweiber und Hausierer mieden sorgfältig seine Haustüre. In das Dorfwirtshaus ging er nie, vielleicht aus Stolz, vielleicht aus Furcht. Wer konnte es wissen? Wollte er wirklich einmal Bier trinken oder die Ansichten anderer Bauern hören oder gar geselliger Unterhaltung auf sich wirken lassen, so scheute er die Mühe nicht, zu dem eine halbe Stunde entfernten Nachbardorfe zu gehen. Führte doch auch ein Weg dorthin größtenteils durch sein Besitztum, durch seinen Wald mit altersgrauen Tannen und mächtigen Fichten. Es ist daher durchaus begreiflich, wenn Andreas Würner diesen Weg, den, was erwähnt werden muß, andere Dorfbewohner niemals benützten, sehr liebte und ihn zu „seinem Wege" machte. Fast immer geschah es, daß er auf diesem Gange den einen oder andern Stamm umarmte, besser gesagt, umklammerte. Es wäre eine Torheit, wollte man Erwägungen darüber anstellen, ob ihn die reine Liebe zu den Bäumen oder nur der Holzhunger zu dieser Handlungsweise anspornte. Gehen Liebe und Geiz nicht etwa eng nebeneinander her?

Mitunter umspannte er auch einen Baum im angrenzenden Waldteil, der dem Gutsbesitzer Märker gehörte. Das Leben beruht eben auf Vergleich. Und das Vergleichen ist es, das uns begehren und streben heißt. Andreas Würner hätte also dieses Stück Wald gerne im Tauschwege erworben. Eines Tages sprach er dieserhalb beim Gutsbesitzer vor. Ohne Umschweife steuerte er auf sein Ziel los und bot ihm für den Waldteil einen großen Komplex Wiesen- und Ackerland an. Erst sinnierte Märker wie ein um schöne Hoffnungen Betrogener vor sich hin, dann sah er den Bauern wie

Wenn ein wichtiger Brief geschrieben, versiegelt und damit erledigt ist, dann kommt eine reine und erfrischende Cigarette an die Reihe, um den ermüdeten Gedanken eine neue Richtung zu geben und den Raucher für neue Taten zu ermutigen.

In solcher Nutzanwendung doppelt fermentierter Tabake besteht die wahre Kunst des Rauchens.

doppelt fermentiert

4



einen Gegner an, dem man Achtung zollen muß, dann lachte er. Aber nicht triumphierend oder verletzend, sondern vornehm. Es bereitete ihm anscheinend Freude, daß er jetzt weiter nichts wie seine eigenen Wünsche und Pläne gehört hatte. Damit war ihm aber auch klar geworden, daß er sich die Mühe sparen konnte, sie dem Bauern Andreas Würner vorzutragen. „Das ist wohl sonderbar“, dachte der Gutsbesitzer bei sich. Weil er seinen Waldnachbarn nicht verstimmen und auch nicht alle Hoffnungen rauben wollte, vertröstete er ihn mit billigen Redensarten auf später, wobei er natürlich wieder lächelte. Dann lenkte er das Gespräch auf gleichgültige Dinge.

Andreas Würner aber hätte den Tausch am liebsten sofort bewerkstelligt. Der Grund lag auf der Hand. Der Gutsbesitzer Märker, der sonst als vornehmer Mann vom Scheitel bis zur Sohle galt, war nämlich ein gefürchteter Grenznachbar. Er lief nicht selten, mit Kataster und Flurplan ausgerüstet, die Grenzen entlang. Das Ergebnis? Er bekam Zweifel über den richtigen Stand der Marksteine. Kein Wunder, wenn ihn Andreas Würner nicht recht leiden konnte und ihn wenigstens als Waldnachbarn loshaben wollte. Vielleicht ist auch darin der Grund, warum er ausgerechnet sein Bier im entfernten Dorfe trank und dorthin den menschenleeren, ja, den von Menschen gemiedenen Weg wählte, in der Ahnung, daß er über kurz oder lang ein Stück seines wertvollen, geliebten Waldes an den Gutsbesitzer Märker abzutreten gezwungen wird, zu suchen.

Im Wirtshaus hatte der „Füchsla-Des“ auf der Wandbank seinen eigenen Platz. Er wurde auch freigelassen, wenn er nicht kam. Andreas Würner trank nie mehr als zwei Glas Bier. Dabei rauchte er seine halblange Holzpfeife einmal leer. Wenn auch längst keine Rauchschwaden mehr aus dem leicht geöffneten Munde quollen, so behielt er die Pfeife trotzdem noch zwischen den Zähnen und paffte kalt vor sich hin. In ein Gespräch mischte er sich äußerst selten. Meist stützte er den linken Ellenbogen auf den Tisch und legte den Kopf lässig in die Hand des hochgestellten Armes. Dann schloß er halb die Augen, als sollten die Anwesenden annehmen, er schlafe. Dafür machte er die Ohren um so weiter auf.

Einmal hatte Andreas Würner eine Zeit, wo er Tag für Tag zur bestimmten Stunde sich am Stammtisch einfand. Warum er jetzt so häufig zum Bier ging, wußte jeder. Der Gutsbesitzer Märker hatte einen ziemlichen Streifen von Würners Wald als zu seinem Teil gehörig bezeichnet. Der „Füchsla-Des“ hielt das ursprünglich für eine scherzhafte Äußerung des Gutsbesitzers. Wenn dieser vielleicht nur auf etliche Grenzbäume Anspruch erhoben hätte, so würde der Bauer mehr erschrocken sein als so. Weil er selbstverständlich auch nicht einen Baum freiwillig lassen wollte und weil er wußte, daß diese Bäume von seinem Großvater gepflanzt worden waren und ferner noch davon überzeugt war, daß dieser Boden seit alter Zeit zu seinem Gute gehörte, so stimmte er dem Antrag auf Vermessung bei. Je näher der Tag kam, an dem die Marksteine neuerdings gesetzt werden sollten, desto unheimlicher ward dem Bauern zumute. Es trieb ihn umher wie einen, der wegen eines angeblich begangenen Verbrechens vor dem Richter zu erscheinen hat und nicht weiß, ob es ihm gelingen wird, seine Unschuld beweisen zu können.

Andreas Würner trank jetzt mehr als sonst, blieb länger am Tische sitzen, nahm Anteil an der Unterhaltung, lenkte absichtlich das Gespräch auf den Streitfall, sprach bisweilen aufgeregt und würzte seine Sätze mit kräftigen Flüchen. Es tat ihm sichtlich wohl, wenn er Trostworte zu hören bekam, wenn ihm die Tischgäste den Sieg zusprachen. Daran glaubte er doch zuversichtlich. Konnte er sich nicht auf Recht und Althergebrachtes stützen? Ja, Sieg und Recht! Da schlug der sonst still vor sich hinblinzelnde Bauer mit der derben Faust auf den Tisch. Dann ließ er Freibier auffahren. So hatten die Tischgenossen auch seine schwache Seite entdeckt.

Der Tag der Entscheidung kam. Der Erdmesser machte seine Sache gewissenhaft; denn er kannte den Bauern Andreas Würner und er wußte auch, wie er beim Gutsbesitzer Märker daran war. Und siehe, dem Gutsbesitzer, der, was vielleicht erwähnt werden darf, bei der Vermessung nicht selbst zugegen war, fiel ein noch größeres Stück Wald zu, als er ursprünglich beansprucht hatte. Die Feldgeschworenen setzten sogleich die Marksteine an die neuen Plätze. Es erübrigt sich vollkommen, die Frage zu erörtern, ob die ihres Amtes waltenden Männer mit Absicht recht große Steine nahmen und sie bewußt recht tief und fest in die Erde pflanzten, da das für den weiteren Fortgang unserer Geschichte von nebensächlicher Bedeutung ist.

An jenem Stammtisch nahm man jetzt allgemein an, daß sich wohl Andreas Würner, der bereits dort ein derartiges Ansehen genoß, daß er unbedingt da sein mußte, nach der erlittenen Niederlage und nach einem solchen Verluste nicht mehr sehen lassen wird. Um so mehr waren aber alle, wie man so zu sagen pflegt, angenehm enttäuscht, als der „Füchsla-Des“ wie in den Tagen, wo er mit Spannung und berechtigter Hoffnung dem Ausgang des Streites entgegengesehen hatte, regelrecht zum Stammtisch kam. Freilich, heimwärts brauchte er nun etwas länger als sonst. Wenn er an jenen Waldsaum kam, mußte er stehenbleiben. Etwas hemmte seine Schritte. Wollte ihm hier nicht irgendeiner das Herz aus dem Leibe reißen? So ging er jedesmal zur Stelle, wo der alte Markstein gesessen, und lief dann dorthin, wo der neue nunmehr die Wache hielt. Und jedesmal dröhnten kräftige Flüche durch die Mitternacht. Dann stieß er mit dem Fuße, dabei seine ganze derbe Bauernkraft aufbietend, gegen den Stein, als ob er ihn zum Versinken bringen wollte, als ob die schwarze Erde über ihm zusammenklatschen sollte. Er traf ihn aber, ob gewollt oder ungewollt, immer an der Seite. So kam es, daß sich der stumme Wächter bald leicht zur Seite neigte und eine sich nach unten immer mehr verjüngende Leere zu den Gipfeln der Bäume gähnte. Wenn sich dann der Bauer



Drei Brüder von der Alten Garde!

V. l. n. r.: Erich Daluege, Frontkämpfer, mehrfach schwer verwundet, Mitglied seit 1925, Ortsgruppenleiter, S.S.-Sturmführer; Artur Daluege, Frontkämpfer, Mitglied seit 1926, Ortsgruppenleiter und Stadtverordneter, S.A.-Truppführer; Kurt Daluege, Frontkämpfer, mehrfach schwer verwundet, Mitglied seit 1926, Gruppenführer der S.S. Gruppe Ost, Staatsrat, General der Landespolizei.

zuweilen den Markstein beim Tage betrachtete, so lachte er halb listig, halb siegesbewußt. Es dürfte nicht schwer zu erraten sein, aus welchem Gedankengang heraus dieses Lachen geboren wurde und wie ihn Andreas Würner zu Ende führte.

In einer Winternacht, die gerade unter dem Zeichen des Vollmondes stand, ging Andreas Würner wieder zum Bier. Er ging nicht wegen des Marksteines. Es lag ja tiefer Schnee. Heute schlorchte er etwas unsicher durch die Wirtsstube zu seiner Bank. Einige fremde, scheinbar vornehme Herren nahmen nach ihm noch am Tische Platz. Das war ihm recht zuwider; denn er glaubte, das Gespräch, das sich um den Gutsbesitzer Märker drehte, würde jetzt abgebrochen werden. Dem aber war nicht so. Die fremden Herren beteiligten sich bald lebhaft an der Unterhaltung. Sie konnten sogar Sonderbares vom Gutsbesitzer berichten. „In Pommern, wo er vorher ein Rittergut besaß, wollte er einmal“, so erzählte einer, „Selbstmord begehen.“ Nun war auch für Andreas Würner die Stunde gekommen, wo er seinem Herzen Luft machen konnte. Und das besorgte er gründlich. Während des ganzen Abends war er eifrig bemüht, daß das Thema: „Gutsbesitzer Märker“ nicht verlassen wurde. Die Gesamtmeinung der anwesenden Bauern läßt sich so zusammenfassen: „Er, der sich in ihre Heimaterde hereingezwängt hat, soll es nicht zu bunt treiben, sonst kann ihm leicht einmal ein Unheil zustoßen.“ Die fremden Herren verstanden es, das Gespräch in gemäßigtere Bahnen zu leiten. Wie aus Anstand nahmen sie fortan den Gutsbesitzer etwas in Schutz, indem sie meinten, man müsse ihm verzeihen, da er mit Gott, der Welt und sich selbst verfallen sei.

Nach und nach entleerte sich die Stube. Andreas Würner verließ, was ihm zeitlebens noch nicht vorgekommen war, als letzter das Gastzimmer. Trotzdem er etwas zu viel getrunken hatte und trotzdem tiefer Schnee lag, ging er doch so frei, so froh wie einer, dem eine große Last genommen wurde. Er gelangte an jenen Waldstreifen. Heute fluchte er nicht, heute suchten seine Augen nicht nach bestimmten Plätzen im Walde. Ihm war, als hätte der Gutsbesitzer ihm niemals ein Leid zugefügt. Wie im Takte schritt er dahin. Dabei richtete er es so ein, daß er mit jedem Schritt den Schatten eines Baumes nahm. Es waren ja einmal seine Bäume gewesen. Doch daran dachte er jetzt nicht. Vielmehr beschäftigte er sich mit dem Gutsbesitzer, der, wie er gehört hatte, ein seltsamer, nervenkranker Mann wäre.

Da plötzlich bleibt der Bauer stehen. Ein Schatten von ungewisser Form ragt gespensterhaft in den Weg. Der Bauer richtet sich auf. Was er da sieht, macht ihn leicht erschaudern, trotzdem ihm Furcht völlig unbekannt ist. „Heiliger Gott! Da hat sich einer g'hängt“, kommt es halblaut über seine Lippen. Das spricht er so wie einer, der augenblicklich Mitleid empfindet. Weil ihn der Mondschein blendet, hält er die eine Hand schützend vor die Augen. Doch auch so vermag er den Unglücklichen noch nicht zu erkennen. Da faßt er ihn am Leibe und dreht ihn dem Lichtscheine zu. Jetzt erkennt er das schmerzverzerrte Gesicht: Der Gutsbesitzer. Er läßt den Toten los und dieser pendelt in seine alte Lage zurück. Dabei dringt ein leises Ächzen von der Stelle, an der der Strick befestigt ist, zu ihm nieder. Andreas Würner bekreuzt sich. Für einige Sekunden steht er erschüttert neben dem Baume. Er rückt die Mütze etwas nach hinten und wischt sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirne. „Heiliger Gott! Der Gutsbesitzer!“ murmelt er dumpf und wie ergriffen vor sich hin. Wer in dem Augenblick, da er das sagte, ihm in die Augen hätte sehen können, der würde zu der Annahme gekommen sein, einen Menschen vor sich zu haben, der von Nächstenliebe erfüllt und zur Hilfeleistung bereit ist. Ihm ist auch, als hätte er mit einem Schlage vergessen, was sich zwischen dem Gutsbesitzer und ihm in letzter Zeit abgespielt hat. Entschlossen greift er in die hintere Hosentasche und holt das feststehende Messer hervor. Dann umklammert er beherzt den Gutsbesitzer, als ob dieser zeitlebens sein Freund gewesen wäre, und schneidet ihn ab. Da klatscht etwas auf der Schneedecke auf. Dem Toten war durch das Zusammenschieben des Rockes die Brieftasche herausgefallen. Der Bauer legt ihn sanft auf die Schneedecke nieder und löst den Strick. Nun greifen aber seine Hände nicht nach den Armen des Toten, um Wiederbelebungsversuche vorzunehmen, sondern sie tasten zitternd nach der Tasche. Dabei dreht er sich rasch um, ob niemand des Weges käme. Dann öffnet er sie hastig, hält sie gegen den Lichtschein, um einen besseren Überblick über den Inhalt gewinnen zu können. Ein Bündel Banknoten grinst ihm teuflisch entgegen. Er kann es sich nicht versagen, die Scheine herauszunehmen, um sie rasch durch die Finger spielen zu lassen. Dann schüttelt er den Kopf, als könne er nicht begreifen, daß ein Mensch, der allein so viel Geld bei sich trägt, Selbstmord begehen kann. „Oder sind dem Gutsbesitzer solche Summen Geldes Nebensache gewesen? Was hätte er mit diesem Gelde allein schon anfangen können? So vermögend und doch ... War ihm das Geld ...? Es vermochte ihm keinen Halt zu geben?“ Mit wahrer Hochachtung blickt Andreas Würner zu dem toten Manne nieder und sinnt und sinnt vor sich hin. „Ihm war das Geld nichts? Und mir?“ Da hielt Andreas Würner eine kurze Rückschau auf sein Leben. Zum ersten Male wurde ihm bewußt, daß er ein Geizhals war. Wie Scham überkam es ihn, als er wieder in das Gesicht seines Gegners . . . Gegners von gestern sah. Plötzlich schauderte er leicht zusammen und wandte sich um. Ihm war's, als hätte jemand geschrien: „Geld ist nichts! Es gibt etwas Höheres!“ Dem Bauern glitten die Banknoten aus der Hand. Nach einer Weile bückte er sich und hob sie wieder auf. Sie hatten für ihn nicht mehr die Geldschwere wie vorhin; sie erschienen ihm leicht, leicht wie wertloses Papier. Nichts Magisches, Verführerisches, Teuflisches haftete ihnen mehr an. Er schob die Scheine wieder in die Brieftasche und steckte sie dem Toten in den Rock. Dann stapfte er heim.

Das traurige Geschehnis hatte Andreas Würner derartig erschüttert, daß er den ganzen Winter über nicht Haus und Hof verließ. Er wollte weder die Bäume in seinem Walde sehen, noch die Ansichten der anderen Bauern hören.

So kam der Frühling. Und siehe, an einem Sonntage griff Andreas Würner nach seinem Knotenstock und lief in den Wald hinaus.

Er blieb wohl wie früher stehen und schaute sich die Bäume an. Aber wie kamen sie ihm denn vor? Standen sie denn nicht da wie stolz aufgereckte Gestalten? Er dachte nicht daran, einen Baum zu umspannen oder Betrachtungen über seinen Wert anzustellen. Er sah

(Schluß auf Seite 1342)

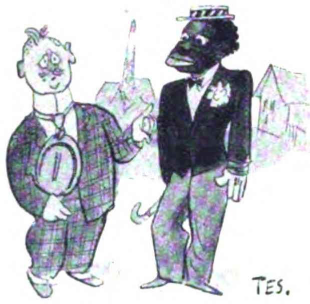
Glossen der Woche



„Ach, Geliebter, wie glücklich werden wir in unserm Heim sein — — du, ich und meine beiden süßen Hunderl!"



„Oh, bitte schön, wo ist denn hier die Frauenkirche?"
„Schaugn S', do hintern Obstkarrn, gnä' Frau!"



„Mei Kutester, genn Se mer saachn, ob Se hier fremd sind?"
„O yes, das sein ich."
„Aah, drum!"



„Kann ich mit dem Pelzmantel auch durch den Regen gehen?"
„Das schon, diese Kaninchen haben nie einen Schirm benutzt."

Die Reise.

Der Zug jagte durch die Nacht.
In einem Abteil dritter Klasse saßen ein junges Mädchen und ein junger Herr.
Die gemeinsame Bahnfahrt hatte sie miteinander bekannt gemacht.
„O wie freue ich mich auf Heidelberg", schwärmte das junge Ding.
„Kann ich verstehen, Heidelberg ist eine schöne Stadt."
„Und das Schloß und der Neckar und der Wein... Ach, wie ich mich freue!"
„Recht haben Sie!"
„Einmal so ganz, ganz glücklich werden!"
„Bravo, mein Fräulein. Nur befürchte ich, daß Heidelberg diesmal für Sie eine Enttäuschung sein wird."
„Eine Enttäuschung? Aber wieso denn?"
„Weil Sie im Zug nach Hamburg sitzen."

Eine Fabel.

Ein kleiner Hund lief durch die weite Wüste.
Ringsum Sand, nichts als Sand.
Da winselte der kleine Hund verzweifelt:
„Wenn jetzt nicht bald ein Baum kommt, passiert ein Malheur!"

Der noble Gast.

Er war Hausdiener in einem Hotel.
Von Kopf bis Fuß auf „Trinkgeld" eingestellt.
„Gestern", erzählte er, „steigt ein älterer Herr bei uns ab. Ich trage seine Koffer in den dritten Stock hinauf. Teufelsschwere Biester. Endlich gelange ich in sein Zimmer. Er kommt auf mich zu. Drückt mir etwas in die Hand und sagt: „Das ist für eine Tasse Kaffee!"
„Und was war es?" fragte man ihn. „Ein Schilling?"
„Quatsch!" lautete die Antwort, „ein Stück Zucker."

Aus dem Demokritos von Weber

(1767—1832).

Zwei Künstler stritten sich, ob Adam und Eva mit oder ohne Nabel zu malen seien, da sie doch geschaff.n, nicht geboren wären.

*

Der berühmte Professor Abelung hatte an der Universität Erfurt 75 Taler und Freibier.

*

Der Gelehrte Spizelius dedizierte seine Werke der heiligen Dreifaltigkeit.

*

Ein schlechter Schauspieler sagte, er werde demnächst den Nathan in „Nathan der Weise" spielen. Da fragte einer: Wer spielt denn da den Weisen?

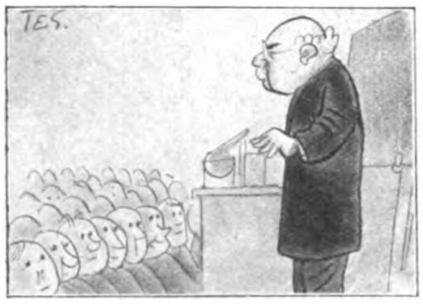
*

Hippel erkannte den Prosaiker daran, daß dieser aus einem Arzneifaß 60 Tropfen sich zutröpfeln ließ, während der Poet laufen ließ, ohne zu zählen.

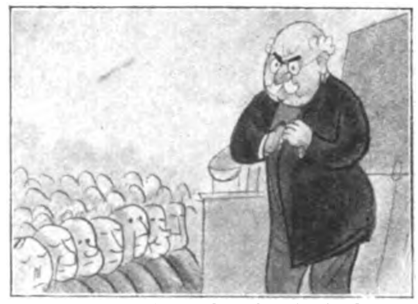
*

Es sagte ein Hofrat zu einem Dichter: Die Dichter sind alle Narren! Da sagte der Dichter zum Hofrat: Aber nicht alle Narren sind Dichter!

Echinus.



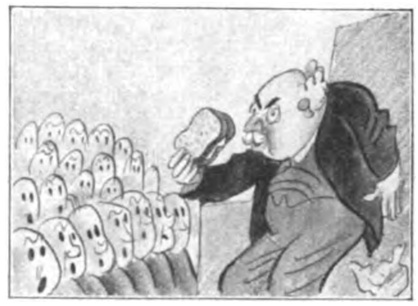
„Meine Herren, wir wollen heute das bekannte Froschexperiment machen — —



— — und zu diesem Zweck habe ich Ihnen einen toten Frosch mitgebracht, — —



— — den ich Ihnen heute — hm — nach den Ergebnissen — —



— — nanu, ich erinnere mich doch genau, mein Frühstück schon verzehrt zu haben!"



Der Itzig schreit zum Gotterbarmen: „A neue Greueltat, oh seht, de Nazis gebe Brot den Armen, woburch mir mei Gewinn entgeht!"

(Schluß von Seite 1338)

nicht Holz und Gold — er sah schlankgewachsene, moosbehangene Tannen und Fichten. War nicht ein Stamm schöner als der andere? Und Andreas Würner sah nicht mehr Bäume — er sah den Wald.

Während er wieder so frei und leicht dahinschritt, war es ihm, als redeten Stimmen auf ihn ein. Ungezählte Stimmen. Der ganze Wald schien lebendig zu sein. Zum ersten Male in seinem Leben nahm sich der Bauer Zeit, um den Stimmen des Waldes zu lauschen.

Er ging an jedem Grenzstein vorüber und würdigte ihn kaum eines Blickes und bald stand er mitten im Walde des Gutsbesitzers Märker. Die Tannen und Fichten standen hier nicht schöner und auch nicht schlechter als drüben bei ihm. Und auch hier trieben die Sonnenstrahlen ihr Spiel, blühten die Blumen, ruckten die Tauben, schlugen die Finken, gluckte der Wildbach und ging das Rauschen durch die sich tief neigenden Wipfel. Er fühlte sich hier so wohl wie in seinem Walde und trug nicht im mindesten Verlangen nach diesem Waldteile. Es kam ihm vor, als ob er und der seinige ohnedies schon ein Ganzes — unzerreißbar — bilden würden.

Andreas Würner lief nun kreuz und quer im Walde herum, bis die Nacht hereinsank.

Als er daheim in die Stube trat und den Holzhändler Dreher, mit dem er schon manches Geschäft abgeschlossen hatte, im Herrgottswinkel sitzen sah, fuhr ihm der Schreck in alle Glieder. Er hätte am liebsten das Zimmer verlassen und wieder in den Wald rennen mögen.

Der Holzhändler redete und redete und zog Goldstück um Goldstück aus der Tasche und spielte damit. Aber Andreas Würner schüttelte fortwährend den Kopf, und zwar immer energischer. Und als jener endlich schwieg, sagte er: „Es ist schad' um den schön' Wald. Jetzt schlag' ich ka Holz net. Später vielleicht."

Da begann auch seine Frau auf ihn einzusprechen und betonte besonders den gegenwärtigen hohen Holzpreis und die Barzahlung in Gold.

Mit einem Male schoß dem Bauern eine Blutwelle ins Gesicht. Seine Zornesadern traten stark hervor. Er stieß etliche kräftige Flüche aus, schlug mit der Faust auf den Tisch und brüllte: „Mei' Ruh' will ich hab'n. Ka Stamm kommt weg!!"

Da wußten seine Frau und der Händler, wieviel es geschlagen hatte und verschwanden aus der Stube.

Andreas Würner aber war mit seinem Grund und seiner Heimat eins.

Köpfe von Helgoland

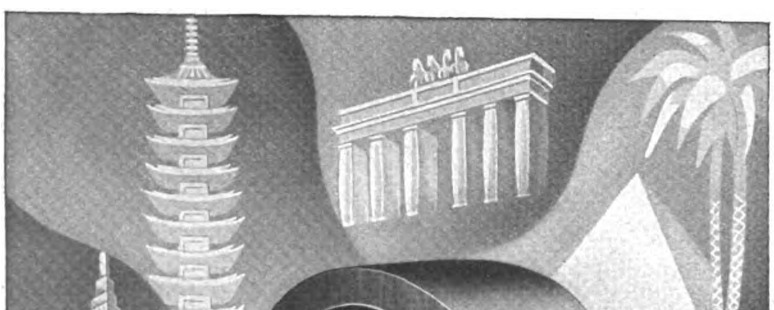
(Schluß von Seite 1328)

sichert und bekam auch dadurch zum nicht geringen Teil ein romantisches Gepräge und eine größere Anziehungskraft für die Fremden. Heute zum Beispiel ist ja Helgoland noch Zollausland, und man bekommt dort die schönsten Überseetabake und feinsten Weine für billiges Geld. Früher konnte man sich, wie es jetzt nur noch in einer schottischen Schmiede nahe der englischen Grenze möglich ist, auch in Helgoland ohne Aufgebot und Papiere ohne weiteres trauen lassen, und nicht



wenige machten damals davon Gebrauch. Fast zweieinhalbtausend Menschen leben heute zusammen in der unteren und oberen Stadt auf Helgoland, fast ausschließlich Nachkommen der friesischen Urbevölkerung, die schon zur Römerzeit dort hauste. Sie haben sich sehr rein in der Rasse erhalten und durch alles Auf und Ab ihrer Geschichte und Geschicke unverändert ihr deutsches Wesen bewahrt. Sie sprechen ein eigenes Platt neben dem Hochdeutschen. Große, kräftige Menschen sieht man auf Helgoland, meist blondhaarig, gut gewachsen. Früher, bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts, trieben sie eifrig Heringsfang und handelten damit. Als dann aber plötzlich aus unerklärlichen Gründen die Heringszüge ausblieben, geriet die Insel in arge äußere Bedrängnis, bis ein findiger Helgoländer vor über hundert Jahren auf den klugen Gedanken kam, die einzigartige Lage der Insel auszunutzen und ein Seebad daraus zu machen. Seither leben die Menschen dort zum größten Teil von dem, was der Fremdenverkehr mit sich bringt. Ohne diesen könnte Helgoland heute nicht bestehen: Das Oberland ist viel zu klein, um die nötigen Mengen an Kartoffeln und Getreide zu liefern, und infolge des kargen Graswuchses ist auch Viehzucht nicht möglich. Fischfang wird freilich immer noch, wenn auch in bescheidenen Ausmaßen, betrieben, und vor allem werden Makrelen, Hummern, Dorsche gefangen Und so sind die meisten Männer, wenn sie nicht irgendeinen Warenhandel angefangen haben oder zur See fahren, Fischer und Schiffer zugleich, fahren die Fremden um die Insel oder zur Düne, dem herrlichen Badestrand Helgolands, schieben dort die Badekarren ins Meer, arbeiten an der Erhaltung des Felsens und warten winters auf die nächste Saison, die ihnen wieder Geld bringt Die Helgoländer hängen zäh an ihrem Stückchen Land, und als sie während des Krieges — Helgoland war ja eine mächtige Festung, die leider nach den unsinnigen Bestimmungen des Versailler Vertrags geschleift werden mußte — wegen Beschießungsgefahr nach Hamburg ausquartiert worden waren, hatte man ihnen ihr Bestes genommen. Wundervolle, ausgeprägte Friesenköpfe findet man unter den Helgoländern; umrahmt vom unvermeidlichen dicken Wollsweater und der ebenso unvermeidlichen blauen Schiffermütze enthält so ein Gesicht auf das eindringlichste, was mit ihm geschieht. Da ist nichts Gekünsteltes daran, da braucht nichts verdeckt zu werden: Die Salzluft und der Wind, der Regen und die Sonne fressen sich in die Haut ein, färben sie oft kupferbraun, machen sie mit der Zeit wie Leder, treiben Falten, Risse und Rinnen hinein, vertiefen sie scharf, Zeichen des Lebens eingrabend wie in Holz oder Stein. So ein Kopf ist ein unverfälschtes Stück Natur, vom Anfang des Lebens bis zum Ende, eine beredte Sprache sprechend für den, der es aufzunehmen vermag: Härte und Zähigkeit liegt darin, Bedächtigkeit und ruhiges Temperament, und weil die Helgoländer es ja nicht so schwer haben wie die anderen Friesen auf den Halligen oder an den flutbedrohten Küsten, kann man auch einen aufgeschlosseneren und lebensfreudigeren Zug darin erkennen, der die Neigung zum derben Humor verrät. In den hellen Augen liegt die ganze Weite des Meeres, über das sie täglich schauen und das ihre Heimat ebenso ist wie das kleine Felsenstück mitten und einsam darin.

Dr. Eberhard Meckel.

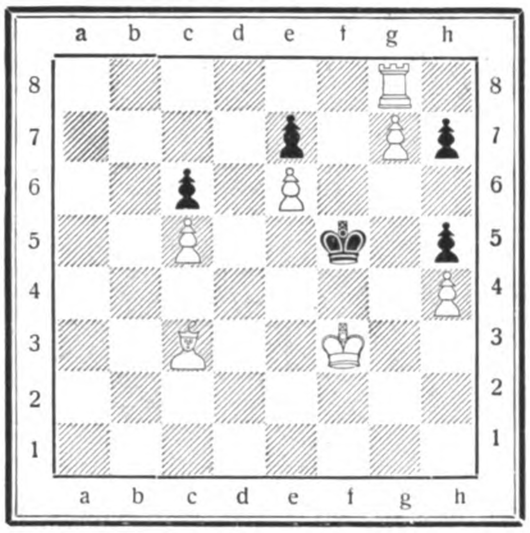




SCHACHECKE

Aufgabe

Von W. Freiherr v. Holzhausen.



Weiß: Kf3, Tg8, Lc3, Bc5, e6, g7, h4 (7).
Schwarz Kf5, Bc6, e7, h5, h7 (5).
Weiß zieht und setzt in 3 Zügen matt.

Partie

Abgelehntes Damengambit.

Weiß: Dr. Straat	Schw.: Snosko Borowsky
1. d2—d4	d7—d5
2. c2—c4	e7—e6
3. Sb1—c3	a7—a6
4. c4×d5	e6×d5
5. Sg1—f3	Sg8—f6
6. Lc1—g5	Lf8—e7
7. e2—e3	0—0
8. Lf1—d3	Sb8—d7
9. 0—0	c7—c6
10. Ta1—c1	Sf6—e4
11. Lg5×e7	Dd8×e7
12. Dd1—c2	f7—f5
13. Tf1—e1	Se4—g5
14. Sf3×g5	De7×g5
15. Sc3—a4!	. . . .

Schwarz ist auf den schwarzen Feldern schwach.

15 . . . . Ta8×b8
16. g2—g3 . . . .

Um ein eventuelles f4 zu verhindern.

16. . . Sd7—f6
17 Dc2—b3! . . . .

Ein starker Zug, der T×c6 droht.

17. . . . . Sf6—e4

Kein Übersehen, sondern ein Bauernopfer für den Angriff. Obwohl die weiße Königsstellung geschwächt ist, kann Weiß sich gerade noch verteidigen. Wenn Schwarz das Bauernopfer nicht bringt und Ld7 spielt, so antwortet Weiß 18. Sc5 und steht besser.

18. Tc1×c6! b7×c6
19. Db3×b8 Dg5—e7

Macht Raum für den Springer.

20. Sa4—c3! . . . .

Dieser Zug ist notwendig für die Verteidigung, wie sich im 28. Zuge ergibt.

20.	Se4—g5
21. Te1—e2	Lc8—d7
22. Db8—b3	Sg5—f3†
23. Kg1—g2	De7—f7

Ein inkorrektes Figurenopfer. Schwarz übersieht den 28. Zug von Weiß.

24. Kg2×f3!	Df7—h5†
25. Kf3—g2	f5—f4
26. e3×f4	Ld7—h3†
27. Kg2—g1	Dh5—f3
28. Ld3—e4!	. . . .

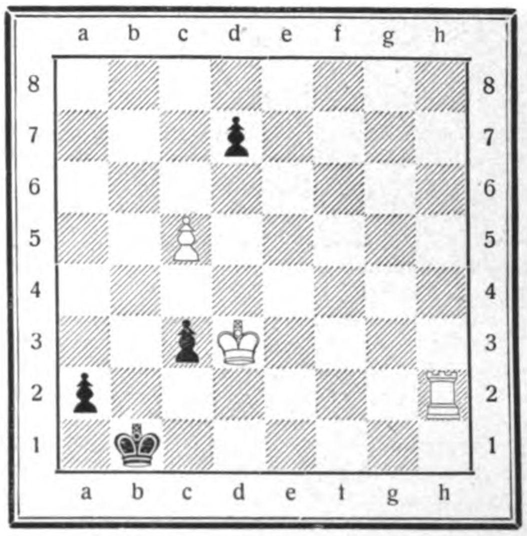
Schwarz gibt auf.
(Anmerkungen von M. Euwe.)

Weltmeisterschaftskampf Aljechin—Bogoljubow?

Pressemeldungen zufolge soll der deutsche Vorkämpfer Bogoljubow den Schachweltmeister Aljechin zum Weltmeisterschaftswettkampf herausgefordert haben, wobei Aljechin zugesagt haben sollte unter der Bedingung, daß Großmeister Bogoljubow die finanzielle Seite bestreiten müsse. Dazu wäre zu bemerken, daß dieser Wettkampf sicher sehr interessant wäre. Allerdings noch mehr interessieren würde die Schachwelt ein Wettkampf Aljechins mit dem Kubaner Capablanca, der vor Aljechin die Schachweltmeisterschaft innehatte.

Endspielstudie

J. Behting



Weiß: Kd3, Th2, Bc5 (3)
Schwarz: Kb1, Bd7, a2, c3 (4)
Weiß zieht und gewinnt.

Die Idee dieses netten Endspiels ist nicht mehr neu, aber die Einleitung zu dieser Idee weist einen sehr feinen Gedankengang auf.

1. c5—c6[1]	d7×c6
2. Kd3×c3[2]	a2—a1S
3. Th2—g2	c6—c5
4. Tg2—e2![3]	c5—c4
5. Kc3×c4	Sa1—c2
6. Kc4—c3	Sc2—a1
7. Tc2—h2 u. gewinnt.	

[1] Erzwingt die Sperrung der Diagonale h1—a8, da Schwarz sich sonst im 3. Zuge statt des Springers eine Dame machen könnte und dann mit Da1—a8 gewinnen würde.

[2] Der Kernpunkt des Endspiels; die Annäherung des Königs zum Mattangriff. Die Dame mit Schach zu machen, würde an Kc3—b3 scheitern.

[3] Der einzige Zug zum Gewinn, da im 6. Zuge von Schwarz der Springer das Feld e3 nicht besetzen darf.

RÄTSEL

Silbenrätsel

Aus den Silben, a a a che da de di di din do e ein en geu he hin hun i in in ler litz me mie na na ne nen ner no nung po ro ru sied stieg te te tem the tu u zi sind 18 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben von oben nach unten gelesen ein Zitat aus Schillers „Wallensteins Tod" ergeben.

1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 .... 18 ....

Die Wörter bedeuten: 1. Brettspiel, 2. Abschiedsgruß, 3. Vogel, 4. Volksstamm, 5. Behälter, 6. german. Schriftzeichen, 7. fahrendes Volk, 8. Sagengestalt, 9. Nebenfluß des Rheins, 10. Mädchenname, 11. Tonzeichen, 12. asiatischer Staat, 13. Zweig der Wissenschaft, 14. Hirschkuh, 15. Geschwindigkeit, 16. griechische Göttin, 17. Handwerkerverband, 18. Eremit.

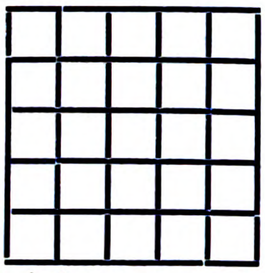
Zahlenrätsel

Zahlen	
1 2 3 4 3	= Insekt
5 6 7 2 4 3	= Mädchenname
8 9 2	= Schweizer Kanton
3 9 3 10 2 11	= Einsiedler
9 5 12 2 8 10	= Heilmittel
4 2 3 12 3 9 6 5 4 12 3	= Königreich
5 5 9 5 8	= Ort in d. Schweiz
9 13 3 2 4	= deutscher Strom
1 5 13 2 5	= südamerik. Stadt
3 14 9 8	= Farbe
2 12 3 3	= Gedanke
11 15 4 4 3	= Gewicht
2 9 5 16	= asiat. Königreich
17 5 9 12 2 4 3	= Fisch
11 5 1 15 9	= bibl. Berg
13 3 3 9	= Armee
18 11 2 4	= norddeutsche Stadt
11 2 11 5 4	= Riese

Die ersten und dritten Buchstaben von oben nach unten gelesen ergeben einen Ausspruch Darrés auf dem Bückeberg. (eu = 1 Buchstabe.)

Magisches Quadrat

Untenstehende Buchstaben sind in die Figur so einzusetzen, daß die waagrechten und senkrechten Reihen gleiche Wörter folgender Bedeutung ergeben: Zigarettenmarke, Frauenname, tier. Erzeugnis, Name einer Königin, Kurort.

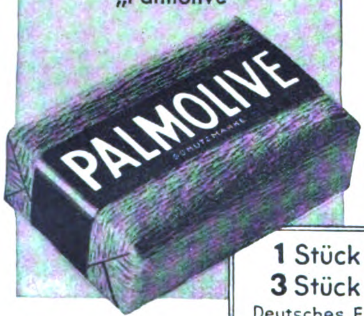


a a a a d d e e e e e e e e l l
l l m m n n r r s

Gegensatzrätsel

Von folgenden Wörtern sind solche mit gegensätzlicher Bedeutung zu suchen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben einen vielgenannten Berg.

welken, oben, ungleich, Satan, heiß, Saat, einfarbig, falsch, gekocht, langsam







Zahlenfüllrätsel

1	2	3	4	5					
6	7	8	9	10	11	12	13	14	15
16	17	18	19	20	21	22	23	24	25
26	27	28	29	30	31	32	33	34	35
36	37	38	39	40	41	42	43	44	45
					46	47	48	49	50

In obige Figur sind die durch nachfolgende Zahlen gewonnenen Buchstaben in die Felder mit gleicher Zahl einzutragen, so daß sich von 1—50 gelesen die Buchstaben zu einem Ausspruch Adolf Hitlers ergänzen.

5 3 7 1 25 28 8	= Radiogerät
10 11 19 9 47 32 22 30 4 20 24 6	= Handarbeiter
29 26 43 12 50 48 13	= Vorbau
16 14 42 47 18 24 23	= Teil der Blume
33 17 2 8 20 26 31	= Bekleidungsstück
21 36 22	= Fisch
35 37 47 38 8	= Verwandte
34 41 46 45 15 40 45 27 32	= Aufzeichnungen
44 4 39 49 40 44	= alte Waffe

Buchstaben-Austauschrätsel

Von folgenden Wörtern sind die ersten Buchstaben durch andere zu ersetzen. Die gefundenen Buchstaben ergeben der Reihe nach gelesen ein Fanal für die kommende Zeit.

Vetter, Egel, Vase, Jugend, Adel, Habe, Lupe, Enge, wachen, Hatz, Ober.

Lösungen aus Folge 40:

Zahlenrätsel: Harmonie, Athen, Duft, Albert, Maler, Orlow, Veilchen, Strom, Kaspar, Ypern = Hadamovsky. ✵ **Diagonalrätsel:** Rieten, normal, Irrtum, Bäcker, Statur, Heines = Norkus. ✵ **Silbenrätsel:** 1. Duden, 2. Ornament, 3. Realgymnasium, 4. Telefunken, 5. Warnemünde, 6. Oder, 7. Dattelpalme, 8. Alarich, 9. Save, 10. Rarität, 11. Elen, 12. Chasseur, 13. Tenne, 14. Immunität, 15. Sittich = „Dort, wo das Recht, ist unser Vaterland." ✵ **Buchstaben-Austauschrätsel:** Welle, immer, Nagel, Torf, Engel, Regel, Hand, Igel, Leber, Futter, Else = Winterhilfe. ✵ **Zahlenrätsel:** Erika, Lexikon, Markus, Eremit, Negativ, Dynamit, Oleander, Rubens, Furcht, frivol = Elmendorff. ✵ **Füllrätsel:** 1. Trinidad, 2. Aschanti, 3. Theologe, 4. Rabbiner, 5. Eschwege, 6. Dortmund, 7. Drogerie, 8. Liebelei, 9. Jeremias, 10. Benedikt, 11. Beresina. ✵ **Magisches Quadrat:** Adel, Dora, Eris, Last. ✵ **Silbenrätsel:** 1. Durlach, 2. Eddelac, 3. Rohbau, 4. Mutter, 5. Eigenlob, 6. Norden, 7. Niobe, 8. Odenwald, 9. neutral, 10. Isolani, 11. Tarnow = „Der Mennonit"; Wildenbruch. ✵ **Gegensatzrätsel:** dick, reich, brutto, Untertan, entzwei, naß, gut, einzeln, rauh = Dr. Buenger.







Verlag: Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11-17, Fernsprecher: 20647 u. 22131. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post und durch jede Buchhandlung monatlich 86 Pfennig, durch Umschlag M. 1.45. Versand ins Ausland durch Umschlag monatlich M. 1.45, für Länder mit ermäßigtem Porto M. 1.25. Postscheckkonto: München 11346; Wien: 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern, Postscheck III 7205. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank, Filiale Kaufingerstraße. / Der „Illustrierte Beobachter" erscheint wöchentlich am Samstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39 II, Fernruf: 20755 und 20801. Hauptschriftleitung und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dietrich Loder, München; Berliner Schriftleitung: Dr. Hans Diebow; verantwortlich für Anzeigen: Erwin Finkenzeller, München. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. / Österreich: Für den Inhalt verantwortlich: Eduard Steingassinger; Auslieferungsstelle N. S. P.-Verlag, beide in Linz a. d. D., Langgasse 4 I. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung, Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Adressenvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Organisationsleben muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.

(A B C D E F) Diese Ausgabe darf in Lesezirkeln nur geführt werden, wenn sie im Kopf als Lesezirkel-Ausgabe kenntlich gemacht ist

Bauernadel (Schluß von Seite 1331)

der Bauer zäh zum Flecken Erde, hielt die Erde zu ihm, immer wieder neuen Aufstieg schenkend.

Unter meist schneeweißen Wänden der prächtigen bayerischen Bauernhäuser bergen sich hie und da Blockbauten von 700 bis 1000 Jahren. Durch Feuchtigkeit ungezählter Jahrzehnte wurden solche eichenen Holzfundamente eisenhart. Als ein Bauer solche Schwelle, die der Tritt ungekannt vieler Generationen aushöhlte, mit einer nagelneuen Hacke herausschlagen wollte, spottete das Holz des Eisens, daß es zersprang. Vielerlei Zeugen uralter Baugeschichte begegnen uns: Hier als Klammern zwischen mächtigen Blöcken in der Flurwand die eichenen Zahlen 1517 eingelassen, dort durch den Hofbesitzer ein Balken erhalten, in welchen die Jahreszahlen der Baugeschichte gehauen sind: 1557 und 1799. Auf einem Hofe, wo man neben der Bauernwirtschaft das klappernde Mühlwerk treibt, hängt ein Familienwappen an der Wand, auf welchem ein helmgekrönter Vorfahr ein halbes Mühlrad trägt, silberne Spitzen und Eicheln die Zweige der Familie anzeigen, und die Inschrift besagt, daß Kaiser Wenzel im Jahre 1400 den Ritterstand verlieh. Noch weiter kann ein Gebirgsbauer sein Geschlecht datieren, da der Ahn Cyrillus als Kreuzbannerträger durch Kaiser Friedrich II. den Ritterschlag erhielt. Hier stiftete der Ahn eine prächtige gotische Kapelle — sei es als Dankesschuld, sei es um Fürbitte eines Lieblingsheiligen —, der Nachbar hängte jene kleinen Hufeisen über der Kanzel auf, weil zu seinen Lebzeiten die Hunnengefahr beendigt wurde, der spätere Sebaldsmüller kleidete die Kirche in strahlendes Barock, und noch der heutige bäuerliche Müller führt den Schlüssel zum Heiligtume, das alljährlich sein Fest erlebt

Wie aber beweisen sie es denn, daß ihre Geschlechter so lange auf einem Flecken der Heimaterde hausen? Oft hebt man in schlichter Lade eine Fülle an Dokumenten auf: Rückwärts geht's vom neuen Diplome des bayerischen Landwirtschaftsrates über zierliche Biedermeierschrift eines Erbvertrages zum rokokohaft verschnörkelten Kaufbriefe, über barocken Erlaß zum gotischen Pergamente mit feierlich steilen Schriftzügen und der ältesten Jahreszahl des Hofgeschlechts. Sind Lücken da oder fehlen Familienpapiere, helfen Kirchenbuch und Klosterchronik.

All dies, was ja nie um Erfolg beim Betrachter geschaffen wurde, sondern die feierliche Überhöhung eines Menschenlebens war, das hin durch die Wochen den Belangen von Pflanze, Tier- und Menschennahrung dient, nunmehr aus völligem Ungekanntsein beim Volk zu ziehen, die Ehrung der 125 Bauernfamilien des urältesten Besitzes, erscheint nicht nur volkswirtschaftlich, sondern auch kulturell aufs höchste verdienstvoll.

Dora Hansmann.







Malerische deutsche Volkstrachten beim Erntedankfest.

Zum Ehrentag des deutschen Bauern, dem ersten Erntedanktag, den das ganze deutsche Volk am 1. Oktober festlich beging, waren 500 000 Bauern aus allen deutschen Gauen unter den Augen des Führers auf dem Bückeberg bei Hameln zu der gewaltigsten Bauernkundgebung der Welt versammelt.





Oberbayerische Trachten bei der Ehrung der Altbesitzbauern in München am Tag des Erntedankfestes



Der Festzug der Bauernehrung auf dem Weg durch die Ludwigstraße in München.



1. Oktober 1933

Winterhilfs-Sonntag

ASCHINGERS

Eintopf-Gerichte:

Löffelerbsen mit Speck und Blutwurst 60 Pfg.

oder

Weisskohl mit Rindfleisch . . . . . 60 Pfg.

Laut Anordnung der Reichsregierung dürfen am heutigen Sonntag bis 17 Uhr nur Eintopfgerichte gereicht werden.

Von dem Preise von 60 Pfg. fließt der Betrag von 10 Pfg. dem Winterhilfswerk zu.

Das Eintopfgericht in Berlin.



Die öffentliche Kundgebung für das Winterhilfswerk im Berliner Sportpalast.
Während des Einmarsches von mehr als 50 Sturmfahnen der Berliner S.A. Im Vordergrund zwei Jungen des Jungvolks, die dem Reichsminister Goebbels Blumensträuße überreichten.



Der tägliche Posteinlauf, der aus dem ganzen Reiche zum Winterhilfswerk **nach Berlin kommt.**

WINTERHILFE

Eingeleitet vom Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, Dr. Goebbels, hat sich in kürzester Frist das großartige Winterhilfswerk zu einer gewaltigen Ausdehnung erhoben. Im Reichstagsgebäude wird die Schlacht gegen Hunger und Kälte geschlagen, um das Wort des Führers wahr zu machen, daß in diesem Winter kein Deutscher hungern und frieren soll. Der Reichsführer der N.S. Wohlfahrt, Pg. Hilgenfeld, der gleichzeitig als Reichsführer des Winterhilfswerks zeichnet, hat in wenigen Tagen die riesige Organisation aufgebaut, die sich in heißer Arbeit bis spät in die Nacht hinein für die Durchführung des Hilfswerkes einsetzt. Wie auf allen Gebieten, zeigt auch hier wieder der Nationalsozialismus, daß sein wesentlichster „Programm"punkt die Tat ist. Wo die früheren Regierungen aus Unfähigkeit, aus Indolenz aus parteipolitischer Rücksichtnahme und sonstigen verwerflichen Gründen zurückschreckten, an ein Problem heranzugehen, geschweige denn, daß sie je die Lösung dafür fanden, hat die nationalsozialistische Regierung auch hier wieder die Initiative ergriffen. Das Vertrauen, das die heutigen Männer der Führung im ganzen Volk genießen, hat sich in einer beispiellosen Opferbereitschaft und Spendefreudigkeit gezeigt. Tagtäglich veröffentlichen die Zeitungen Listen von neuen Stiftungen, von den sechsstelligen Zahlen großer Unternehmungen bis zu den prächtigen Mark- und Pfennigbeträgen des kleinen und kleinsten Mannes, der sein bescheidenes, aber nicht hoch genug zu bewertendes Anteil an dem allgemeinen Hilfswerk gegen die drohende Not des Winters beitragen will. Da sind kleine Rentner, die noch auf einen Teil ihres bescheidenen Einkommens verzichten, da sind Belegschaften, die den arbeitslosen Kameraden helfen wollen, ja sogar Arbeitslose selbst steuern ihr Scherflein bei. Aufgabe des W.H.W., des Winterhilfswerkes, ist es nun, die einlaufenden Beträge und Naturalienstiftungen zu sichten und sinngemäß zu verteilen. Es soll nichts verlorengehen, darum steht kein riesiger Beamtenkörper zur Verfügung, und die Parteigenossen, die sich dem Werk zur Verfügung stellten, arbeiten buchstäblich Tag und Nacht, um ihre schöne Aufgabe zu bewältigen.



Beim Generalstab des Winterhilfswerks (W.H.W.).
Pg. Eplinius, der Reichspropagandaleiter des W.H.W., mit seinem Referenten, Pg. Ulbrich. 1 Tisch, 2 Stühle, 1 Telephon und 18 Stunden Arbeitszeit.



(Zeichnung von Karl Storch)

Kein Deutscher soll in diesem Winter hungern und frieren.

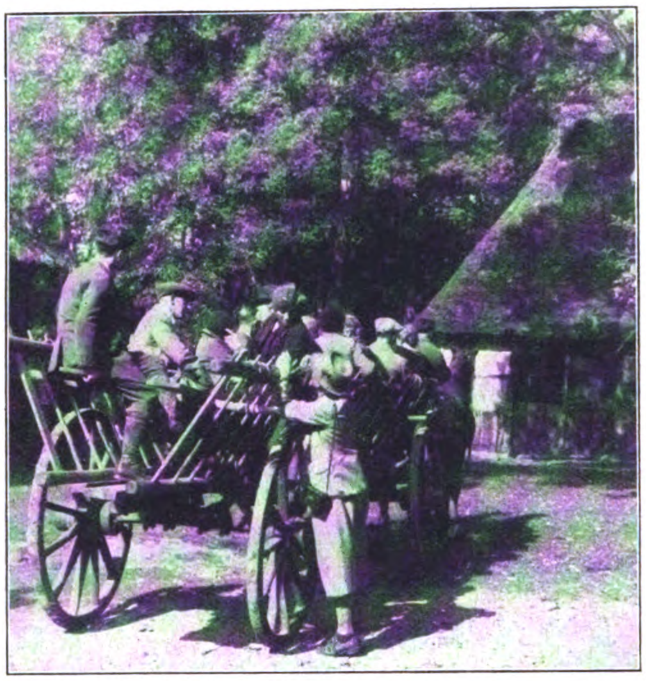
Das gewaltige Winterhilfswerk wird, wenn jeder nach dem Willen des Führers seine Pflicht tut, jedem darbenden Volksgenossen die schweren Nöte des Winters ertragen helfen.

Fahrt IN DIE Heide

Fahrt mit uns zum Niedersächsischen Bauernhaus", so stand über einem Werbeblatt, das mir in die Hände fiel. Keine Fahrt ins „Blaue", sondern etwas Neues, Eigengeartetes. Der Reichsbauernführer Darré hatte den Zweck der Fahrt begrüßt und das Reichspropagandaministerium den Plan gefördert. Alte Bauernhöfe, Lüneburger Heide, Lönsland? Ein alter Wunsch. Entschluß: Ich fahre mit.

Es ging nach Lüneburg und dann mit Postkraftwagen ins Herz der Heide, nach Undeloh, einer alten germanischen Bauernsiedlung. Von dort wurden wir im Kranz um Wilsede, dem Mittelpunkt der Veranstaltung, in unseren Unterkünften verteilt. Ich wanderte mit etwa 20 Teilnehmern dem Dörflein Wilsede zu, das auf dem Hang an der Wilseder Höhe liegt und nur vier Bauernhöfe birgt.

Vor dem Gasthof „Zum Heidemuseum" empfing uns die blondhaarige und blauäugige Heidjerin, Frau Dora Hinrichs, weit über die Heide hinaus bekannt, mit strahlendem Gesicht, als seien wir alte Bekannte. Bald saßen wir in den traulichen, mit altem niedersächsischem Hausrat reich ausgestatteten Räumen beim leckeren Abendbrot. Menschen und Hausrat eingetaucht in das milde und warme Licht der auf jedem Tisch stehenden Petroleumlampe. — Am nächsten Morgen begann ich mir die Umgebung von Wilsede anzusehen. Der Schäfer, der Hüter und Heger der Heidschnucken, einst eine angesehene Person auf den Bauernhöfen der Heide und meist wohl ein Bruder oder Onkel des Hofeigentümers, öffnete gerade das große Tor des Schafstalles, und in heftiger Bewegung entquollen dem dunklen Raum wohl an die 250 Heidschnucken, klein und zierlich und alle gehörnt. Die Heidschnucke soll ein unmittelbarer Abkömmling des Wildschafes sein, ihre Herden bildeten bis vor etwa 50 Jahren noch einen wesentlichen Bestandteil der Wirtschaft des Heidebauern.

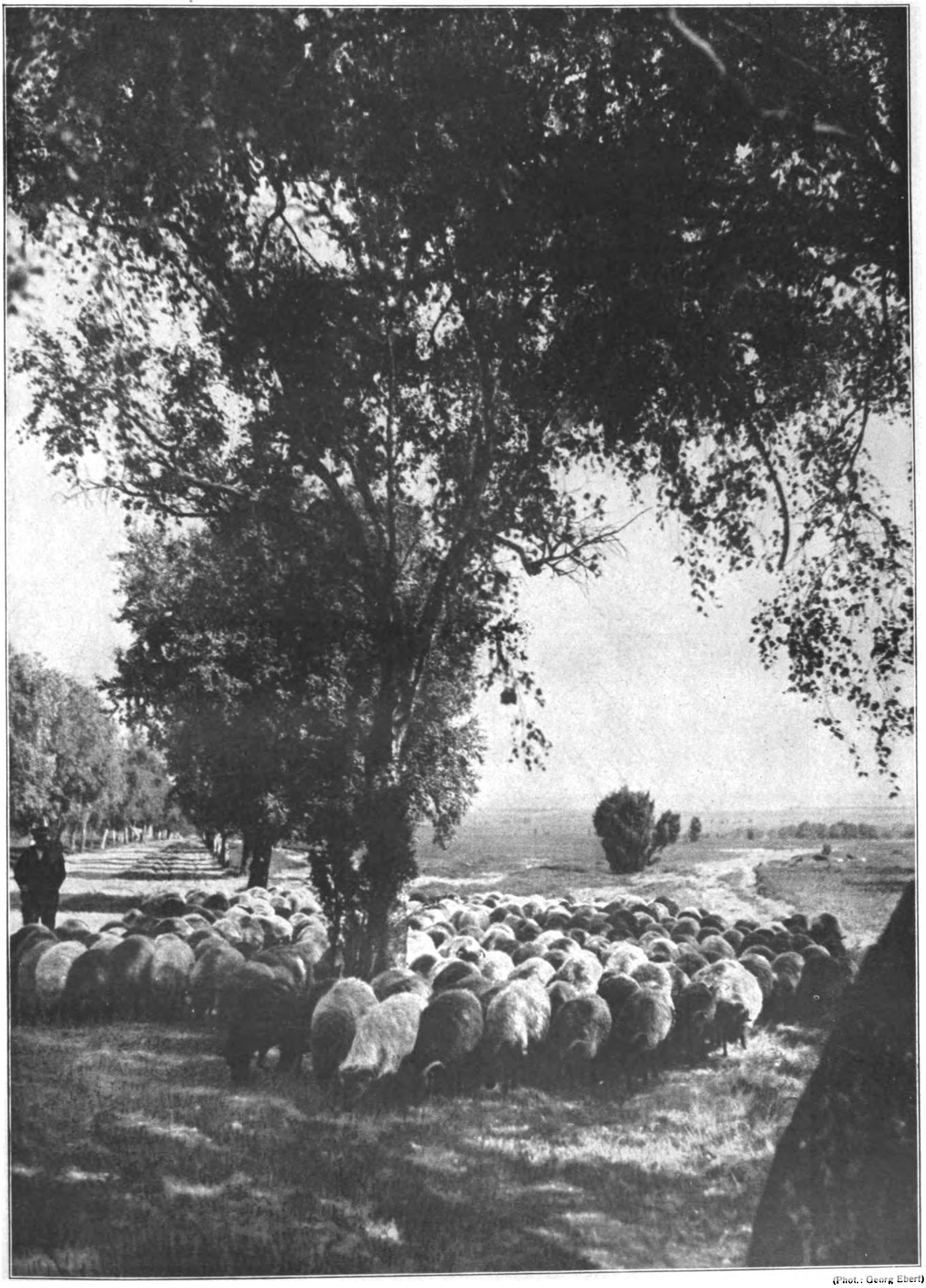


Auf ländlichen Leiterwagen geht es in die Heimat altgermanischen Bauerntums. Die nationalsozialistische Regierung fördert alle Bestrebungen, die auf die Verbundenheit von Stadt und Land hinzielen.

Hatte ich schon durch den Bauernhof in Wilsede, in dem ich untergebracht war, einen tiefen Eindruck vom Wesen des Bauerntums gewonnen, so wurde dieser erweitert, als der Direktor des Vaterländischen Museums Hannover, Dr. Peßler, uns am Spätnachmittag durch das Heidemuseum in Wilsede führte, ein altes Bauernhaus mit voller Einrichtung aus der Zeit um 1820, Gestalt und Werden dieses Hauses und das Leben seiner Bewohner aus früherer Zeit anschaulich schildernd. In der neunten Stunde dieses inhaltreichen Tages betraten alle Teilnehmer die Diele des Heidemuseums und um-

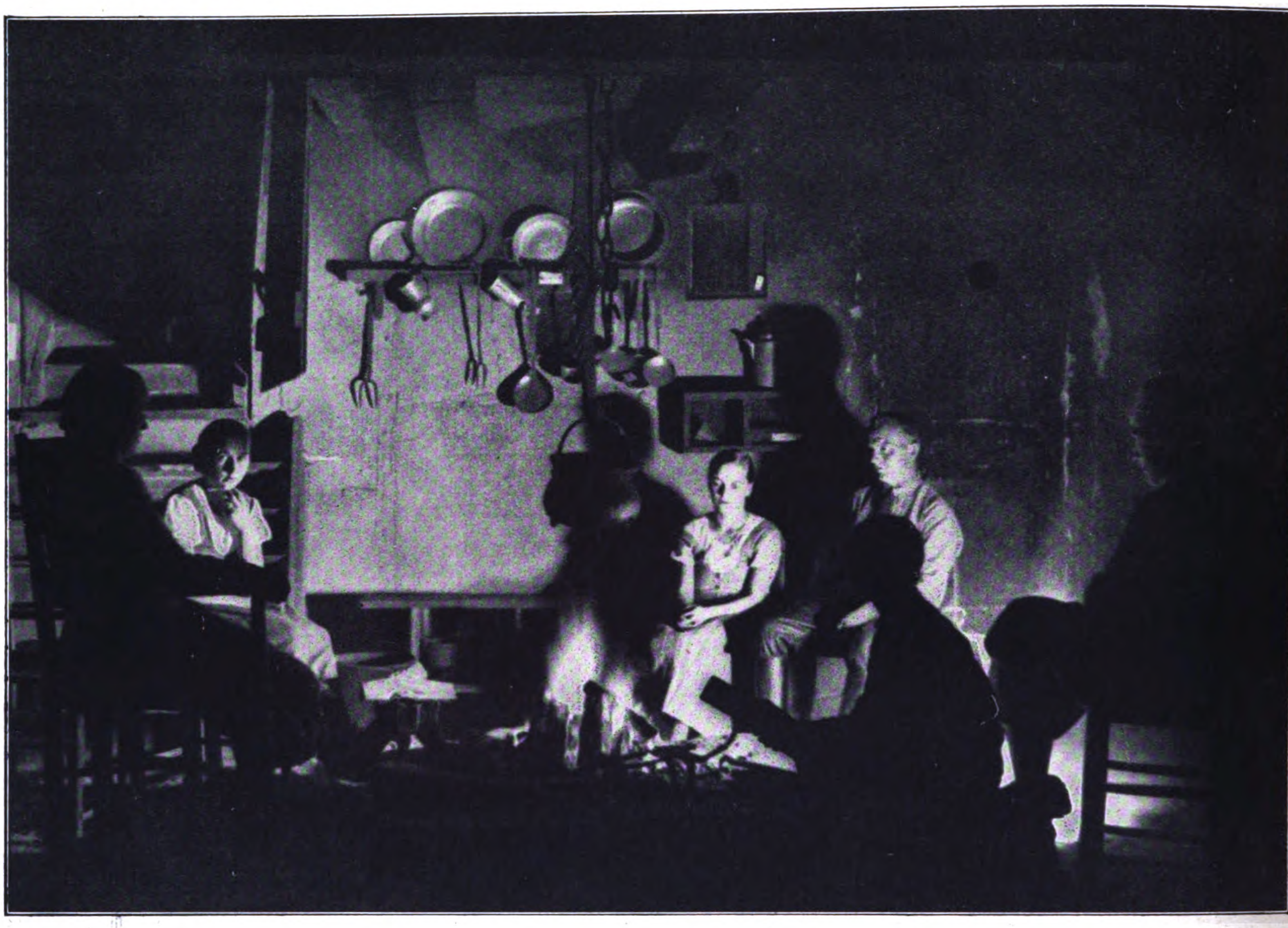


Im Herzen der Lüneburger Heide. Kreisbauernführer Karl Petersen spricht zu den im Freien Lagernden.



(Phot.: Georg Ebert)

Abend in der Heide.



Ein Bild wie aus alten Tagen.
Auf dem Flett im Heidemuseum zu Wilsede lodert das Herdfeuer.



Harte Arbeit auf kargem Boden.



Heidschnuckenherde.

rahmten das offene Feuer des frei auf dem Erdboden vor der Diele im Flett liegenden Herdes. Der Veranstalter der Fahrt, Bürgermeister a. D. Dr. Albers, Berlin, dessen Geschlecht noch heute in unmittelbarer Nähe des Naturschutzparkes auf einem alten Bauernhof sitzt, sprach in zu Herzen gehender Weise und mit tiefer, innerer Bewegung über den Niedersachsenhof als Sinnbild germanisch deutscher Eigenart, über das Bauerntum einst und jetzt als Lebensquell des deutschen Volkes. Wir stiegen von der Gegenwart hinauf zur Vergangenheit, in die Gefilde der Vorzeit, mit ihren hohen, schon vielfach versunkenen Werten. Eine Stunde feierlicher Art und weihevollen Sinnes, als der Führer der Fahrt zum Schluß die hohe Aufgabe des Reichsbauernführers Darré kurz und eindringlich erläuterte, des Mannes, der die Gesinnungswerte des einstigen Bauernhofes erkennend, sie tief durchdenkend und selbst in Größe erlebend, das Bauerntum wiedererwecken will, damit das ganze deutsche Volk zum Quell seiner Gesundung zurückkehrt und zur Rettung versunkenen Ahnengutes schreitet.

Dr. Georg Wehlen.



Ein Überbleibsel aus heidnischer Zeit.
Bienenkörbe mit Abwehrmasken gegen böse Geister.

S.A.-APPELL IN ROTTACH AM TEGERNSEE



Stabschef Röhm nimmt die Meldung des Motorstaffelführers Herbert entgegen.



Ein schneidiger Hitlerjunge. Der Sohn des Motorstaffelführers Herbert.

MINISTERPRÄSIDENT SIEBERT
IN DER BAYERISCHEN RHEINPFALZ



Dem bayerischen Ministerpräsidenten wird von Mädchenhand der Ehrentrunk kredenzt.



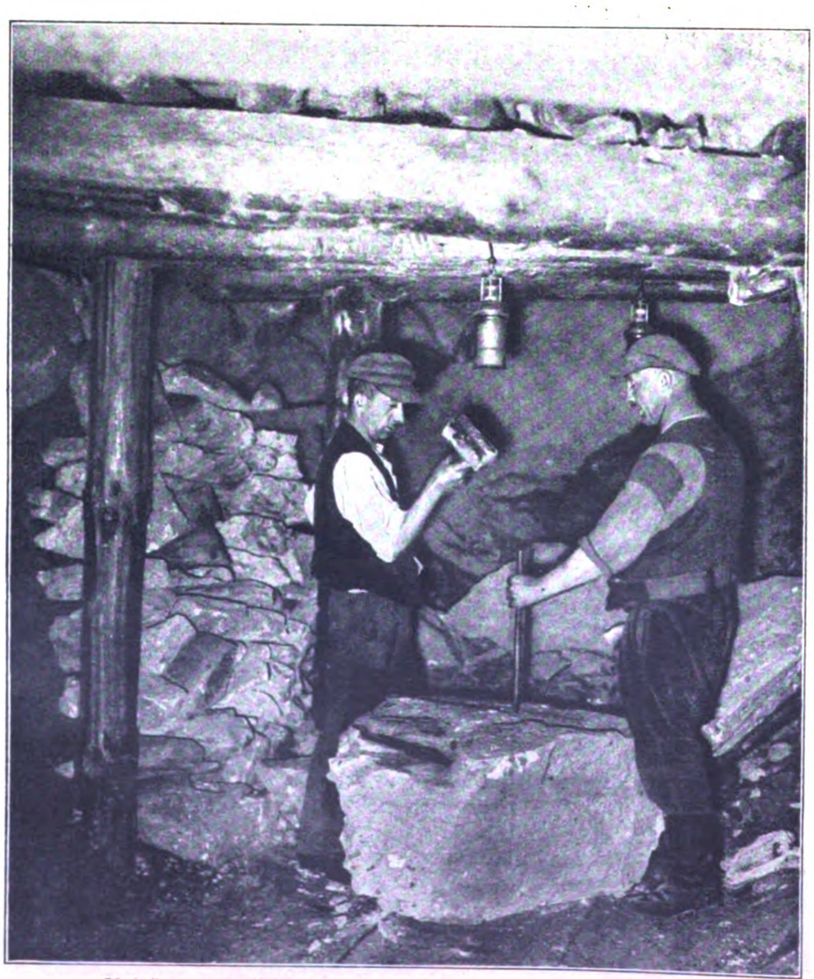
Ministerpräsident Siebert im Gespräch mit einem höheren S.A.-Führer der Pfalz.



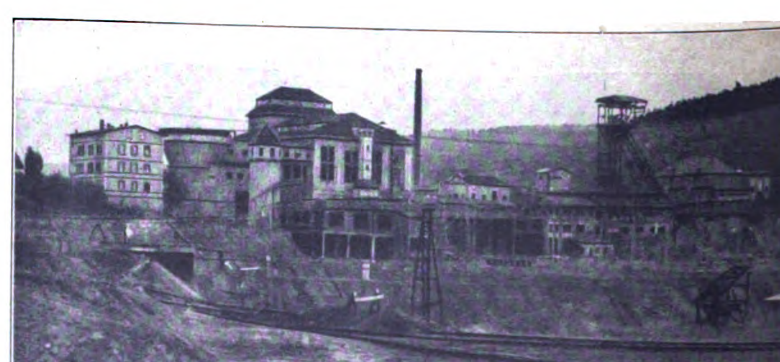
Die seit dem schweren Grubenunglück von Neurode stilliegende Wenceslaus-Grube, die Ende Juli d. J. unter größten persönlichen Opfern von den zu einer Betriebsgemeinschaft zusammengeschlossenen Arbeitern und Angestellten erworben wurde, ist jetzt wieder in Gang gesetzt worden. Die Bergleute fahren ein.

Am 28. Januar 1931 schloß die Wenceslaus-Grube nach dem großen Grubenunglück, das sie betroffen hatte, ihre Tore und lag bis Mitte dieses Jahres still, nachdem sie über 150 Jahre der ansässigen Bevölkerung Brot und Lohn gegeben und in ihrer besten Zeit 4600 Menschen beschäftigt hatte. Die Arbeiter und Angestellten gründeten zur Weiterführung des Bergbaubetriebes eine Betriebsgemeinschaft, aber trotz größten Opferwillens stieß diese bei der alten Regierung auf entschiedenen Widerstand. Erst als unser Führer an die Macht kam, wurde es durch Eingreifen des Gauleiters, Oberpräsidenten Brückner, der Betriebsgemeinschaft möglich, am 28. Juli 1933 die Grube aus der Versteigerung zu erwerben.

Schon ist der erste Kohlenflöz erreicht, und in nicht allzu ferner Zeit werden die ersten Kohlenwaggons wieder über die Grubengleise ihrer Bestimmung zugeführt werden können. Heute arbeitet bereits eine Belegschaft von 125 Mann. In 10 Monaten sollen 1000 Bergleute Beschäftigung finden.



Aufräumungsarbeiten an der durch die lange Betriebsstillegung zu Bruch gegangenen Strecke (Streckenaufwältigungen).



Die Grube bei Ludwigsdorf im Kreis Neurode.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann



Die Übernahme der Grube durch die Arbeiter und Angestellten ist eine Tat wirtschaftlicher Selbsthilfe, die Bewunderung verdient. Nach Arbeitsschluß tritt die N.S.B.O. zur Beratung über die nächsten nötigen Instandsetzungsarbeiten zusammen.



Zwei Männer, auf denen die Hauptlast der Verantwortung ruht: der Leiter der Betriebsgemeinschaft Gratzke (links) und der technische Leiter, Betriebsführer Zech (rechts).

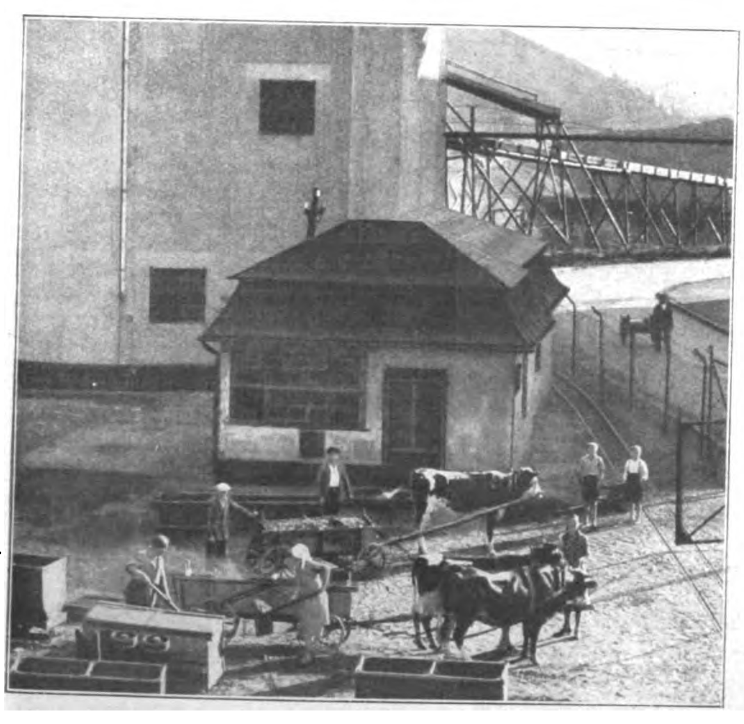
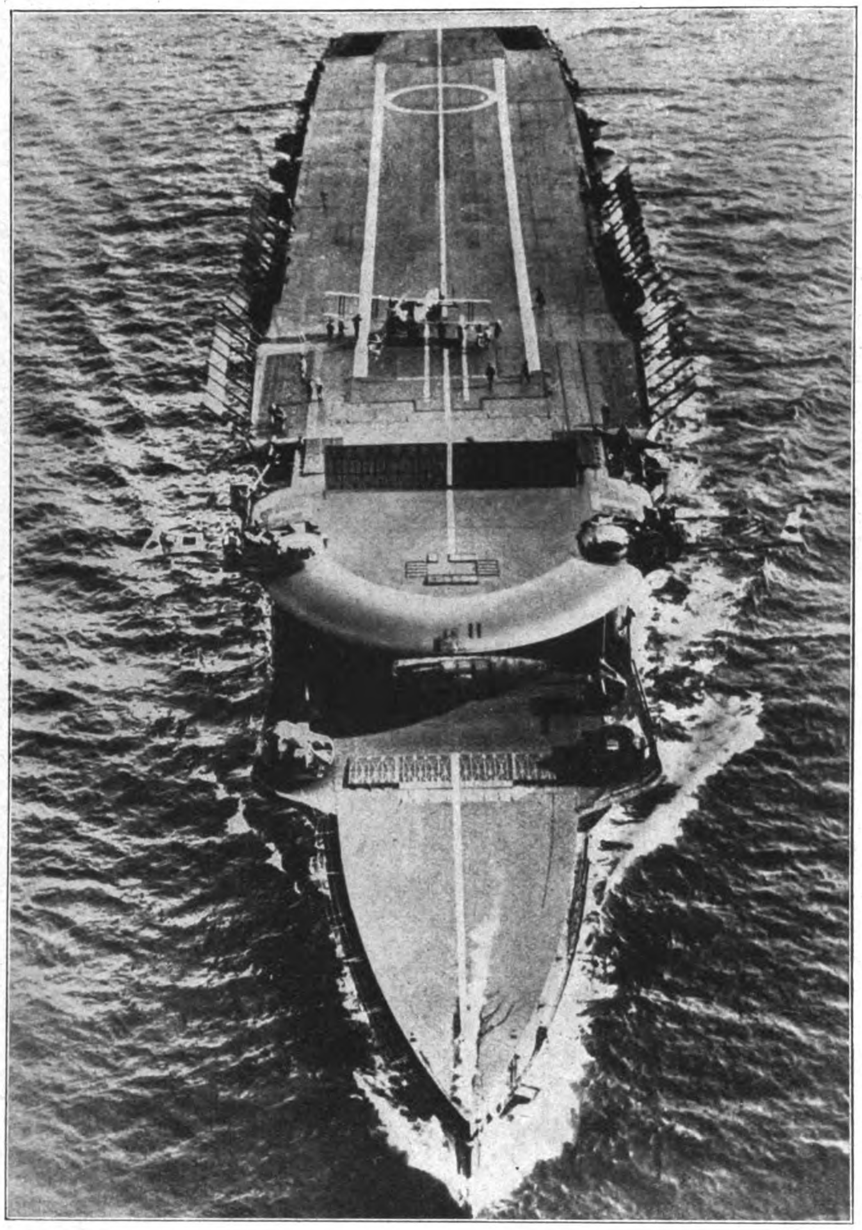


Bild links: Verteilung von Deputatkohle an die Angehörigen der Betriebsgemeinschaft.



Schichtwechsel der Bergleute.

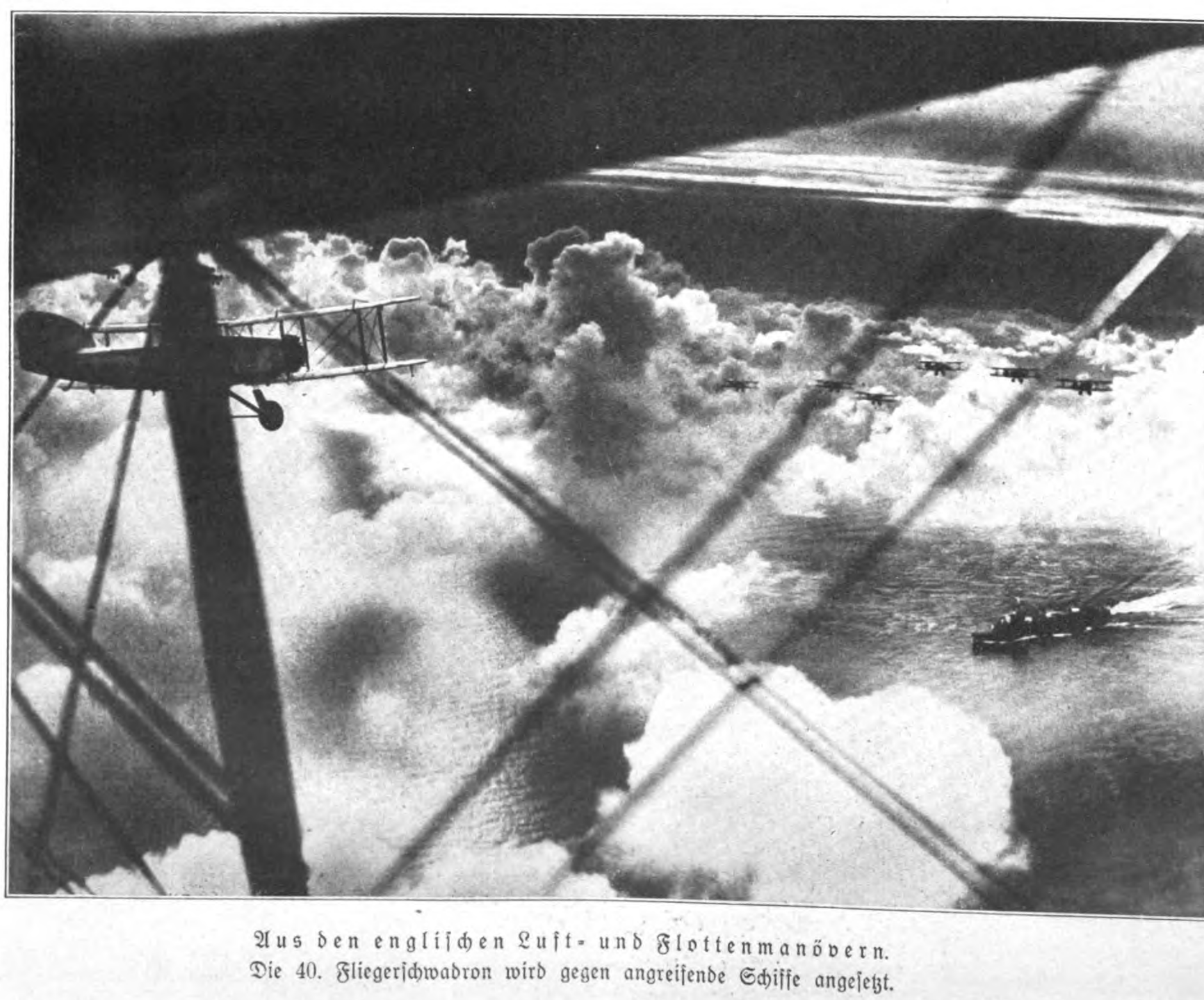


Der schwimmende Flughafen.
Fliegeraufnahme des englischen Flugzeugmutterschiffs „Furious", auf dessen Tragdeck gerade ein Doppeldecker (Bombenflugzeug) landete.



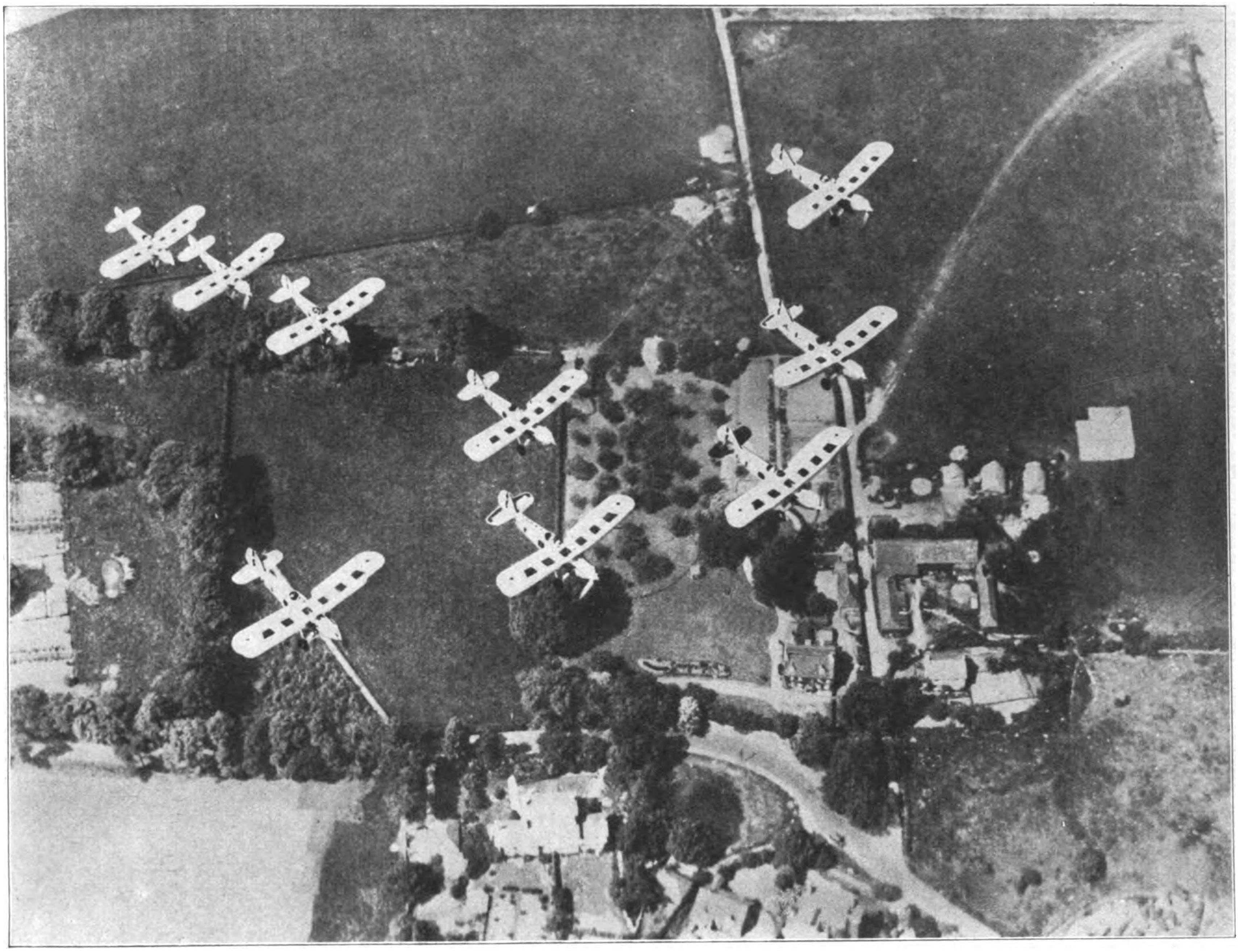
Torpedo-Flugzeuge.
Torpedoflieger des 8. englischen Torpedo-Bombenwerfer-Geschwaders, das auf der „Furious" (Bild links) stationiert ist.
Jeder Torpedo wiegt 10 Zentner und kostet 2000 Pfund Sterling.

Waffen die wir nicht haben

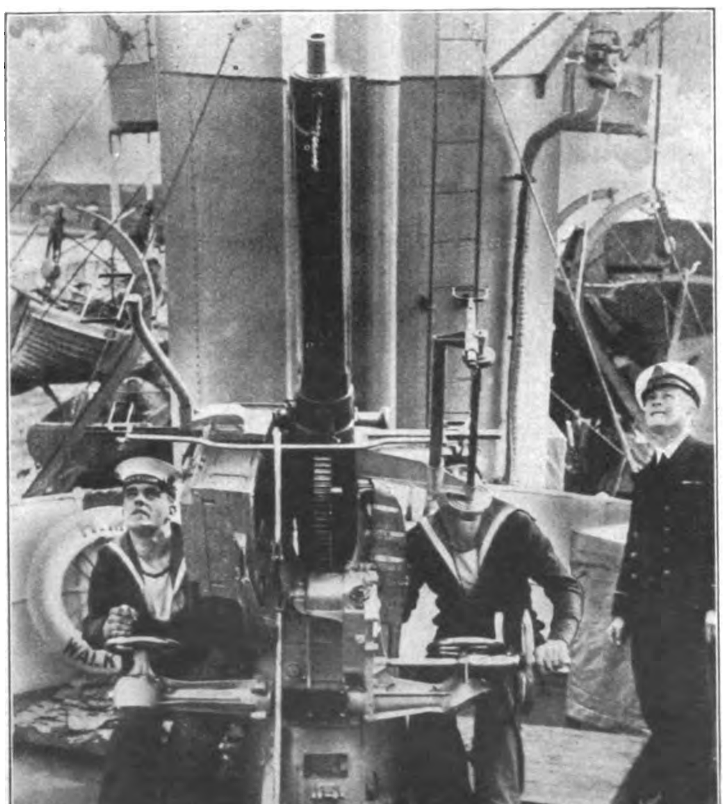


Aus den englischen Luft- und Flottenmanövern.
Die 40. Fliegerschwadron wird gegen angreifende Schiffe angesetzt.

Die effektive Wehrlosigkeit, in die uns die Bedingungen des Versailler Diktats und das Nichteinhalten des Abrüstungsversprechens der anderen Staaten versetzt hat, wird durch nichts so offenbar als durch die Betrachtung der Rüstungen, welche die übrigen Länder der Erde betreiben. Naturgemäß nimmt hierbei die Luftwaffe einen besonderen Raum ein, nachdem sie durch den Krieg und in den folgenden Jahren einen ganz ungeheueren Aufschwung genommen hat. Wie wir früher schon feststellten (vgl. Folge 39), besteht unsere einzige Möglichkeit in der Vorbereitung des Luftschutzes, der aber kaum defensiven Charakter trägt, als er ja nur die unmittelbare Rettung der Bevölkerung vor Gas- und Brandgefahr darstellt. Was eigentlich dazugehörte: Ein gut ausgebautes und organisiertes Netz von Flugbeobachtungsstationen mit Horchapparaten (vgl. Bild), vor allem auch Abwehrgeschütze — das haben wir nicht! Geschweige denn eine Militärfliegerei, die den Kampf in der Luft aufzunehmen vermöchte! Dabei wird von den Militärs aller Welt ständig die Behauptung aufrechterhalten, daß auch die Luftflotte, oder vielmehr gerade sie, rein defensiven Charakter trage, daß also auch schwere Bomben- und Torpedoflieger reine Verteidigungswaffen seien. Daß man sie dann auch logischerweise und zufolge des Versailler Vertrags sogar uns zugestehen müßte, wird lieber nicht erörtert. Besonders interessant sind in diesem Zusammenhang die jüngst abgehaltenen Manöver

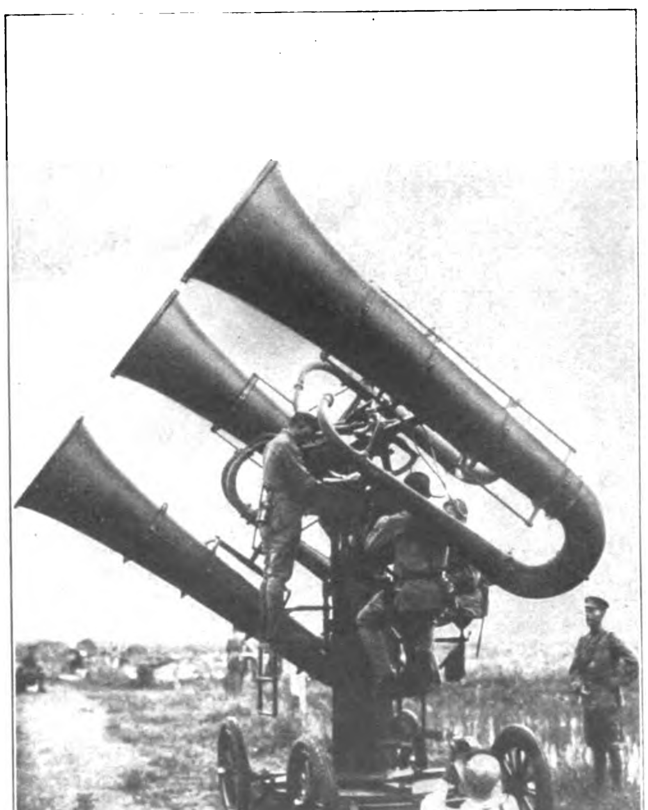


Bombenflieger über der Stadt. Manöverangriff in Hendon (England).



Modernes Flugzeugabwehrgeschütz an Bord der „Walker" bei der Beschießung eines feindlichen Flugzeugs.

der englischen Luft- und Seeflotte, die an der Ostküste Schottlands, unweit Firth of Forth stattfanden: Die Küstenverteidigung, die aus 90 Flugzeugen bestand, wehrte mit Überlegenheit den Angriff der Gegenpartei ab, die sich aus 3 Schlachtschiffen, 2 Flugzeugmutterschiffen, 3 Kreuzern, 21 Zerstörern und 57 Flugzeugen zusammensetzte. Es zeigte sich also klar, daß Flugzeugabwehrgeschütze und Flugzeuge zusammen ein wirksames Verteidigungsmittel gegen einen aus dem Hinterland oder von See her vorgetragenen Luftangriff darstellen. Wir haben kein einziges Militärflugzeug, und die Fiktion, daß unsere Verkehrsflugzeuge als Kampfflugzeuge eingesetzt werden könnten, wird zwar immer wieder in der Öffentlichkeit verbreitet, aber von keinem Fachmann ernst genommen. Aber es fehlen uns auch die notwendigen stationären Fliegerabwehr-Geschütze! Darum ist es an der Zeit, daß es in dieser Frage endlich einmal zu einer gerechten Regelung kommt, welche Deutschlands Sicherheit einigermaßen gewährleistet.



Fliegerabwehr-Lautempfänger, mit dem das Herannahen von Flugzeugen aus weiter Entfernung feststellbar ist (japanisches Modell).



Das Erscheinen des nationalsozialistischen Reichsministers Dr. Goebbels in Genf bedeutete eine Sensation.
Tonfilmoperateure aus aller Welt bestürmten ihn um Gewährung von Aufnahmen für ihre tönenden Wochenschauen.



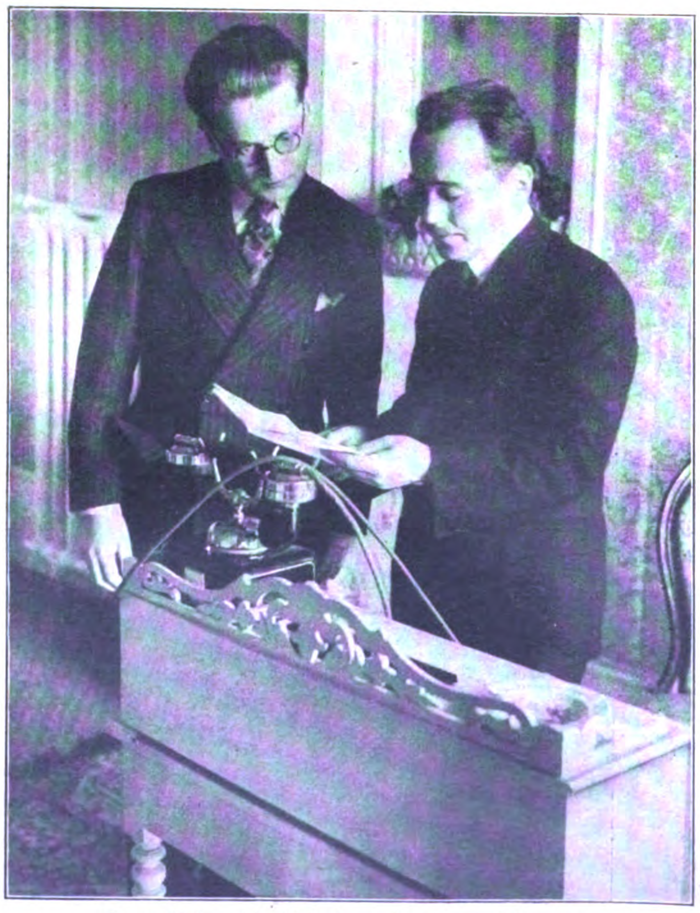
An diesem Platz saß Dr. Goebbels.
Die Ausstattung der Delegiertenplätze im Sitzungssaal des Völkerbundes ist recht anspruchslos: Die Bänke sind mit Sackleinen bespannt.

Bildbericht . . .

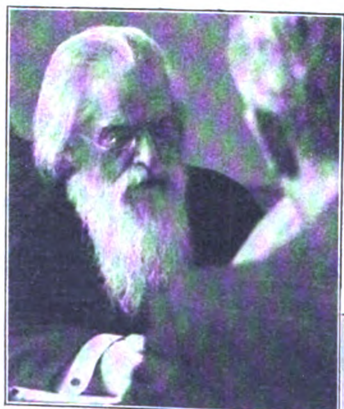


Ungarische Ritterlichkeit.
Der verstorbene Vertreter Ungarns im Völkerbund genoß eine so hohe Verehrung bei seinen Landsleuten, daß sie seiner Witwe und langjährigen Arbeitsgenossin das Recht verliehen, seinen Platz in Genf einzunehmen.

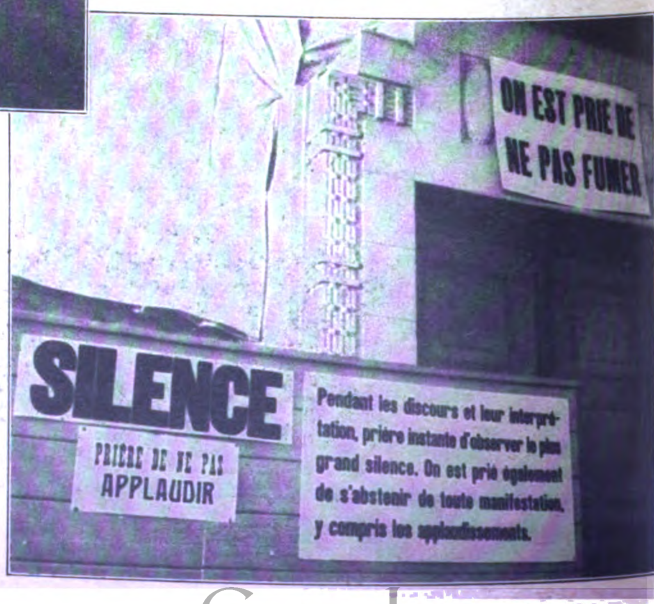
. . aus Genf



Der Schreibtisch des kleinen Mannes.
Österreichs Bundeskanzler Dr. Dollfuß hat, wie auf allen seinen Reisen, auch nach Genf seinen Liliputschreibtisch mitgenommen.



Ein Wahrzeichen von Genf: der lange Bart des greisen Franzosen Jules Gautier, Ehrenpräsident im Staatsrat.



Es wimmelt von Verboten auf den Zuhörergalerien: Rauchen verboten! Beifallklatschen verboten! Ruhe! Größte Ruhe!

Preis 20 Pfennig
Ausland: 35 Pfennig

8. JAHRGANG / FOLGE 42 / SAMSTAG, 21. OKTOBER 1933

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Blech und Pappe!

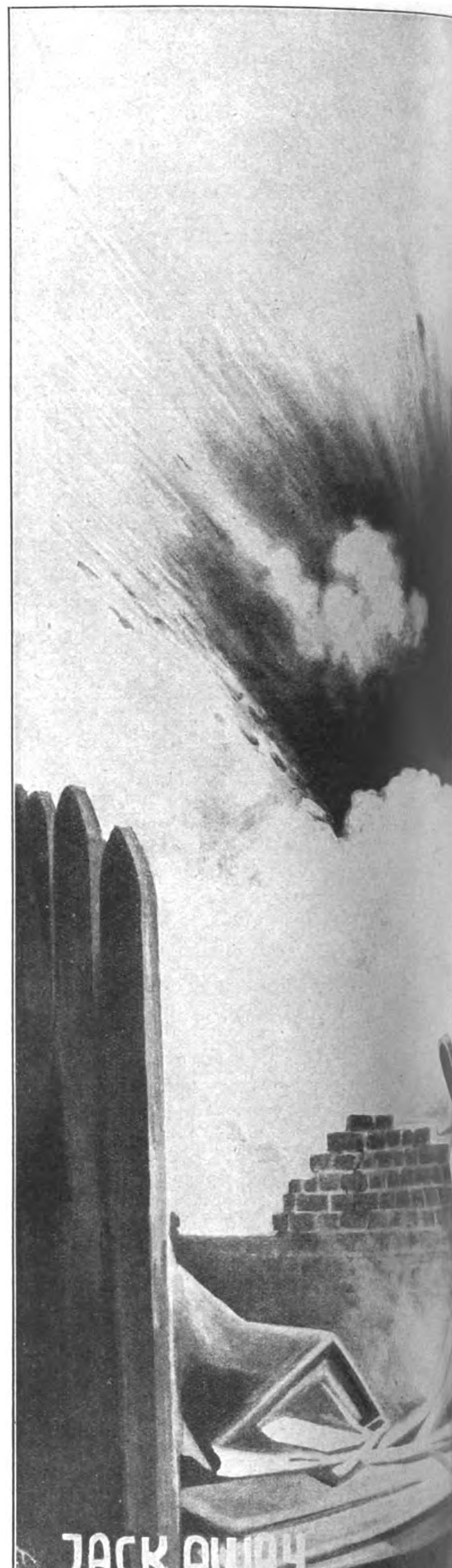
Deutschland rüstet in Attrappen. Welche furchtbaren Tank-Ungetüme die anderen Mächte besitzen, zeigt unser Bilderaufsatz „Kampf-Ungeheuer" im Innern des Blattes.

So rüsten die andern:

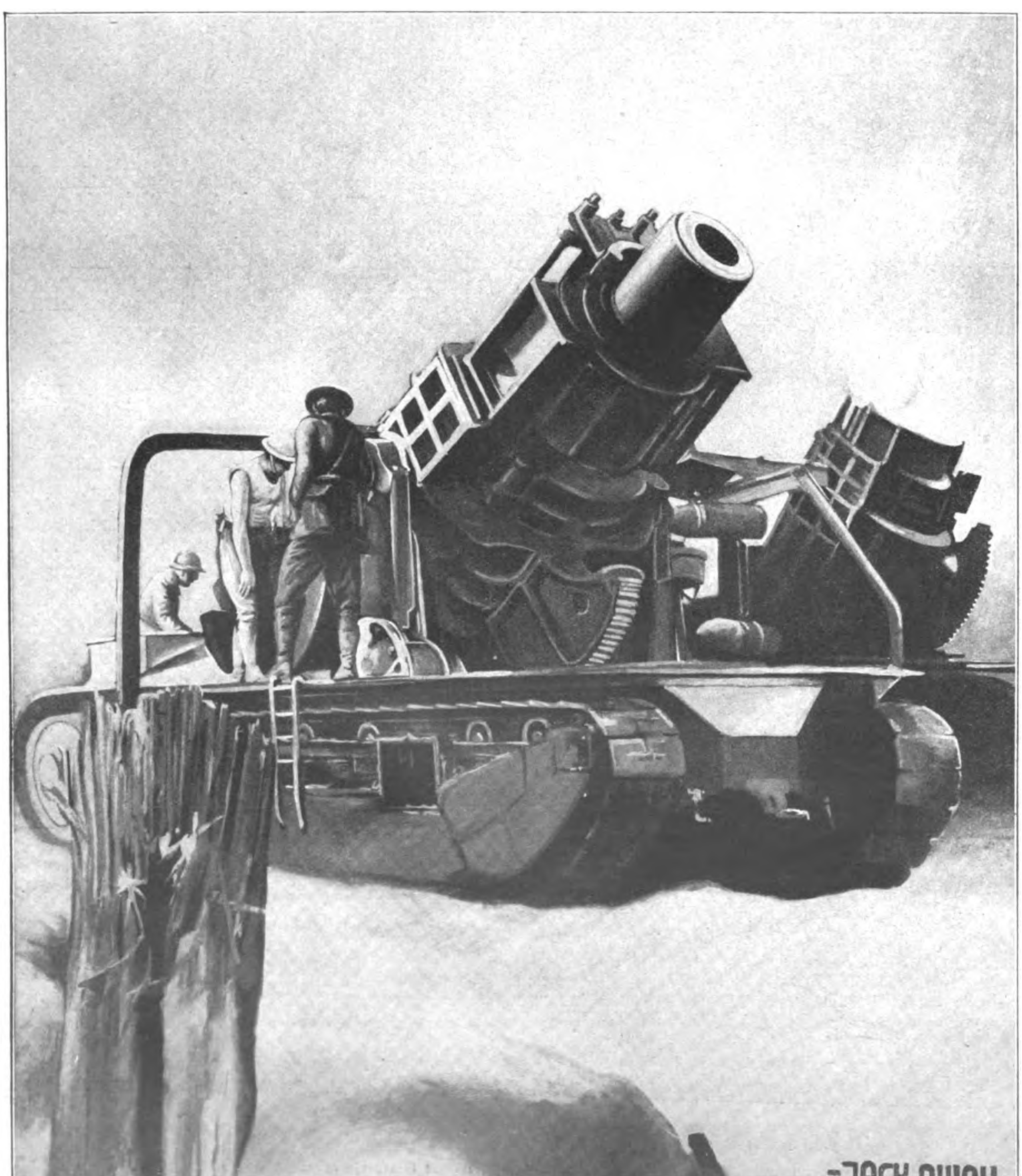
KAMPF-UNGEHEUER

WIE SIE DER WELTKRIEG NICHT KANNTE

Zeichnungen
von Jack Away



Englischer Übertank letzter Konstruktion



Links: Ein Tankmörser
Um den schnellen Angriffsbewegungen der motorisierten Truppen folgen zu können, ist auch die ganz schwere Geschützruppe dem Tank angepaßt worden. Unsere Darstellung zeigt die allerletzte Errungenschaft auf diesem Gebiet: den Tankmörser. Jedem Leser wird hier ohne weiteres klar, wie ungeheuer überlegen ein modern ausgestattetes Heer selbst dem bestorganisierten Heere des vergangenen Weltkrieges sein muß.



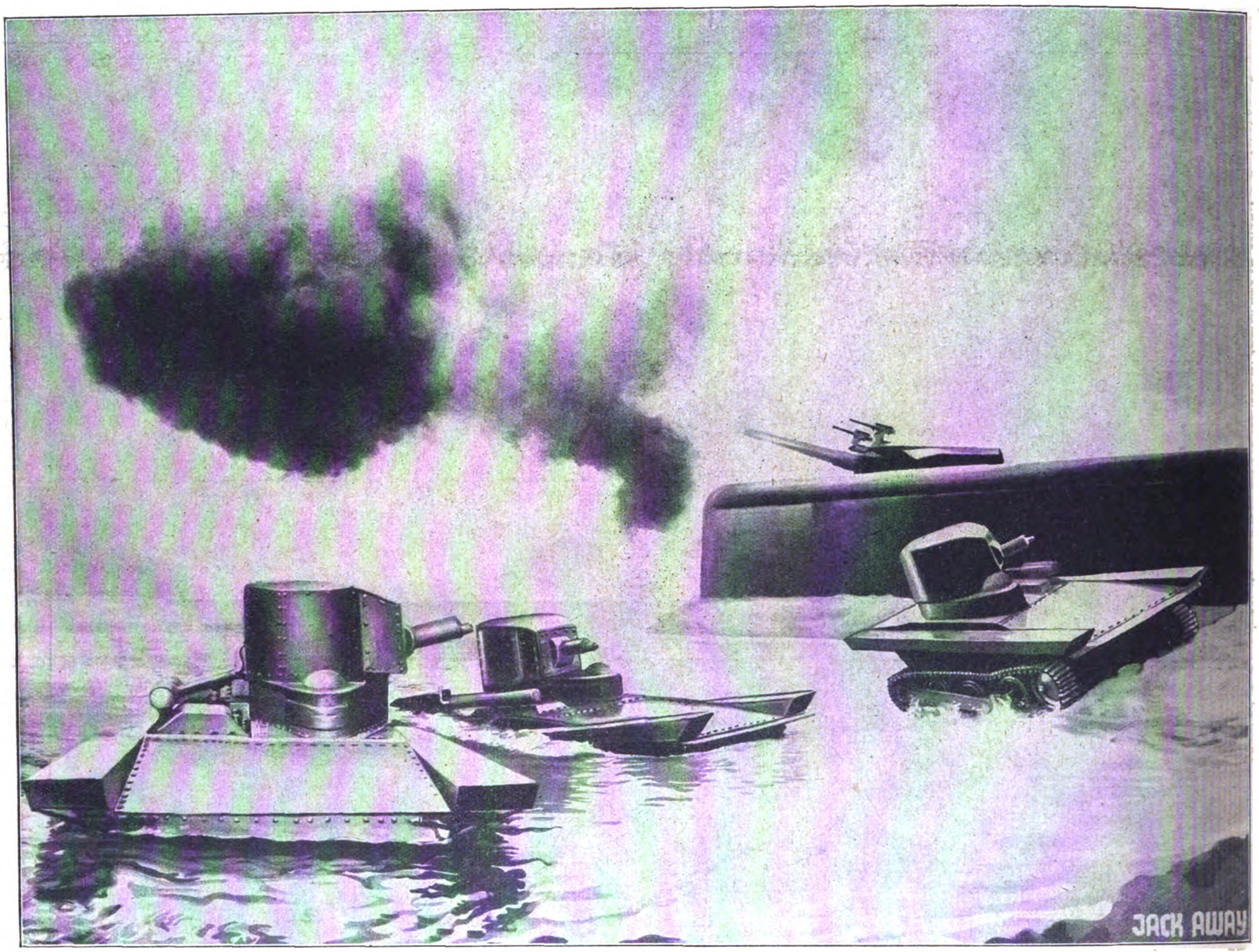
Dieses Ungetüm ist mit Panzerplatten aus Chromnickelstahl versehen, die einen Durchmesser von teilweise 14 Zentimeter aufweisen. Sein Gesamtgewicht beträgt 74 Tonnen. Eine Schnellfeuerkanone und sechs schwere Maschinengewehre sind seine Ausrüstung. Wie auch aus dem Bilde ersichtlich, kommt diesen Übertanks im Rahmen des Gesamtangriffes die „Grobarbeit" zu. Sie haben ausschließlich stärker befestigte Stellungen, größere Hindernisse usw. zu beseitigen, um den nachfolgenden mittleren und kleinen Tanks den Weg zu „ebnen". Normale Landhäuser werden ohne Geschwindigkeitsverminderung in die Erde gewalzt.

Die ersten Tankmodelle wurden zwar vor dem Weltkrieg schon durch verschiedene Erfinder in Österreich und Deutschland vorgeschlagen; das erste brauchbare Tankmodell jedoch baute der deutsche Erfinder F. W. Goebel 1916. Die deutsche Oberste Heeresleitung, der diese Erfindung vorgeführt wurde, lehnte diesen „Landpanzerkreuzer" als ganz überflüssig ab. Dieser verhängnisvolle Irrtum der deutschen Heeresleitung geschah ein halbes Jahr vor dem Einsatz englischer Tanks die vollkommen überraschend in die deutsche Front einbrachen.

Von dieser Zeit ab spielte der Tank auf dem Schlachtfeld eine wichtige Rolle. Aus den ersten schwerfälligen und langsamen Panzerwagen hatte sich inzwischen eine Unzahl von Tanktypen entwickelt, die sich je nach Größe, Geschwindigkeit, Panzerung und Bewaffnung wie Mosaiksteine in das Gesamtbild der modernsten Angriffstaktik eingefügt haben. Die gegenwärtig offiziell bekannten Stückzahlen von Tanks bei den hauptsächlichsten Staaten sind nach Genfer Angaben folgende: (Die eingeklammerten Zahlen entsprechen den Angaben, die innerhalb des letzten Jahres in den Tageszeitungen der hauptsächlichsten europäischen Staaten veröffentlicht wurden.)

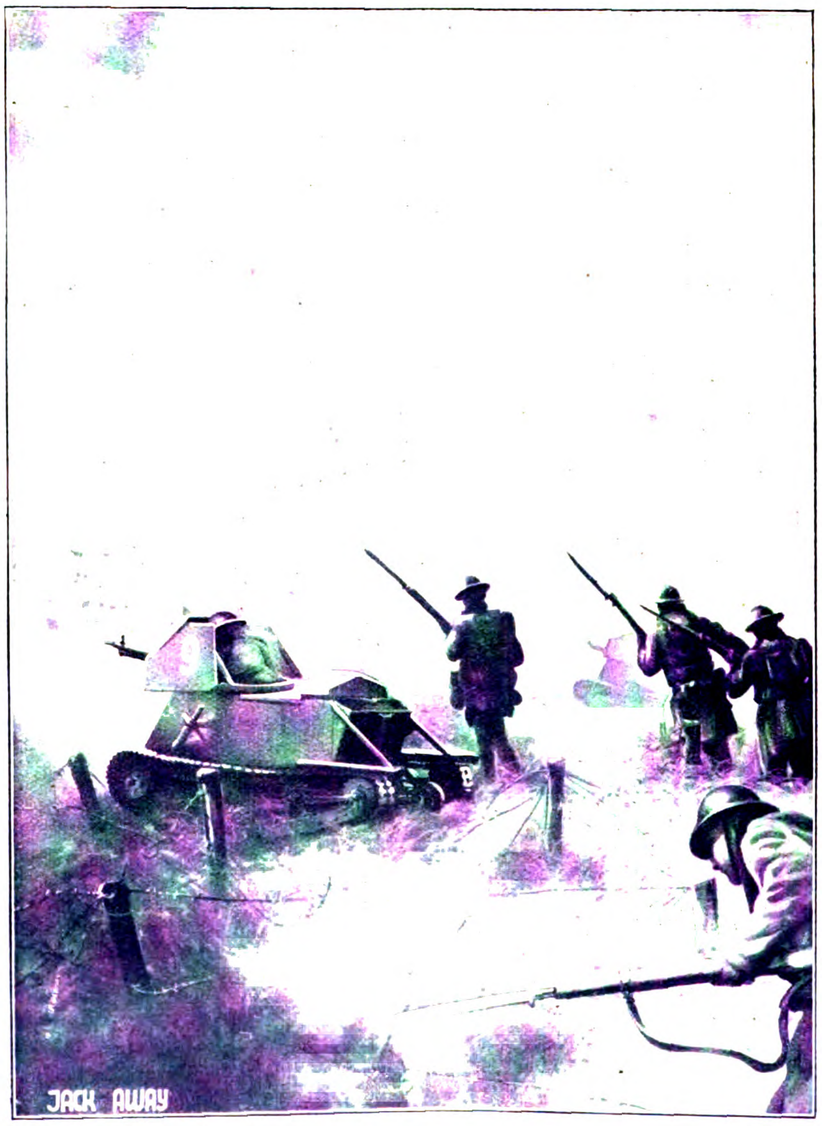
Rußland 500 (680), Frankreich 2568 (3500), Polen 200 (355), Italien 120 (196), Japan 407 (576), Großbritannien 300, U.S.A. 547, Belgien 49 (110)

Die Sicherheit des Tanks hängt logischerweise eng mit der Panzerung und der Fahrtgeschwindigkeit zusammen. Um Schüssen kleinen Kalibers standzuhalten, muß die Panzerung schon mindestens acht Millimeter betragen. Die bei mittelschweren Tanks der Nachkriegszeit als ausreichend bezeichnete Panzerung mit Stahlplatten von 16 Millimeter Stärke geben dem Kampfwagen nicht mehr den genügenden Schutz, um ihn in einem ernsten Gefecht einsetzen zu können. Inzwischen haben jedoch die Franzosen erhebliche Mittel aufgewandt, um diesen Typ zu modernisieren. (Französischer Tanktyp: Renault F T.1/2). Der erhöhten Durchschlagskraft der Geschosse mußte in den letzten Jahren die Panzerung der Tanks stetig angepaßt werden



Angriff von Tankamphibien auf ein Wasserfort

Die ersten Amphibientanks wurden von der französischen Firma Louis Renault gebaut. Die hier dargestellten Amphibientanks sind die letzte englische Errungenschaft. Sie entwickeln zu Lande 70 Std./km und durchqueren das Wasser mit 12 Std./km.



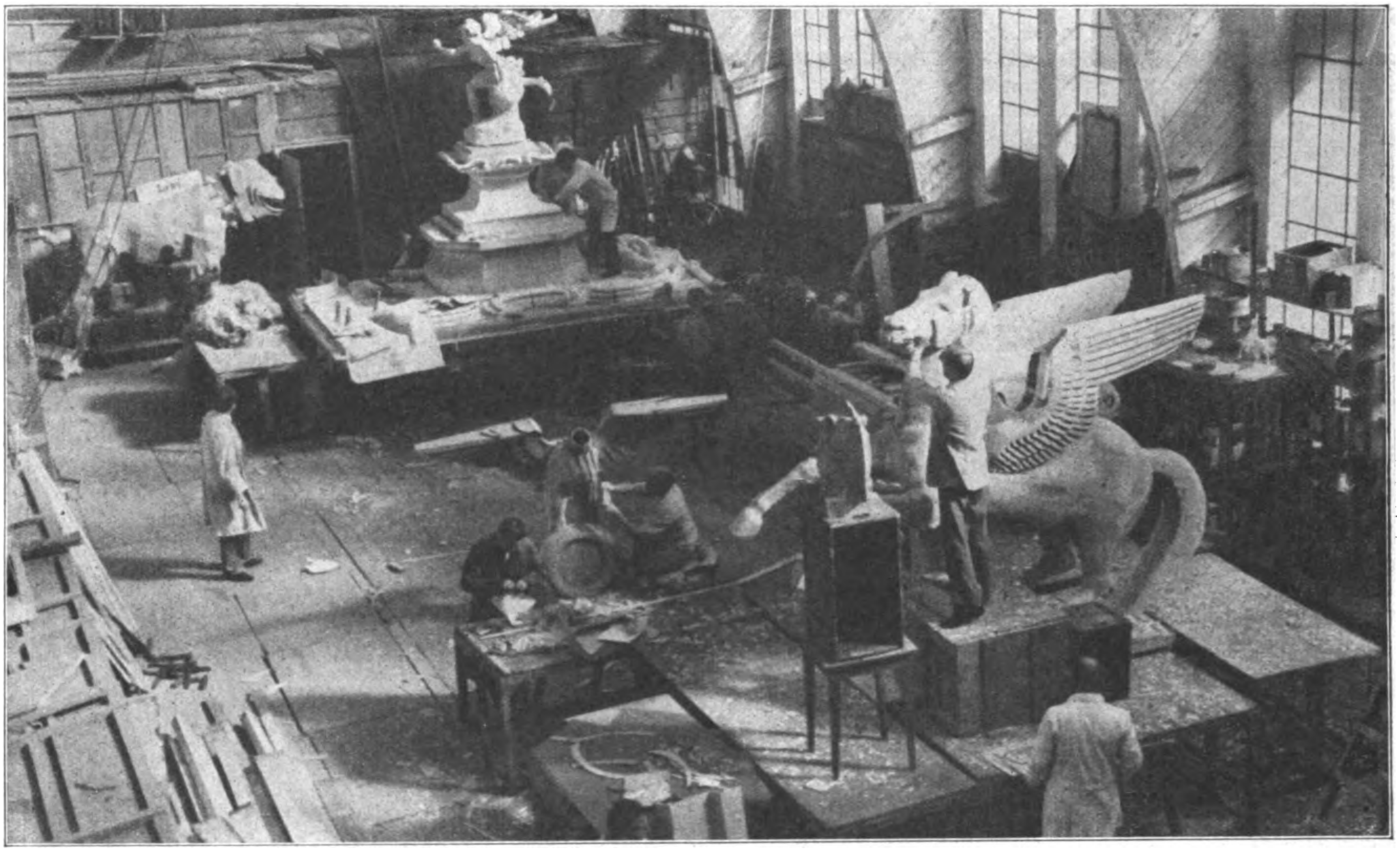
Moderner Infanterieangriff mit den Mitteln 1933

Nachdem die Geschütze das feindliche Gebiet mit im Weltkrieg nicht gekannten Munitionen und Sprengstoffmengen vorbearbeitet haben, folgen zunächst die Uebertanks, diesen folgen die mittelschweren Tanks, die dann etwa noch vorhandene feindliche Verteidigungszellen zersprengen. Unmittelbar hinter den mittelschweren Tanks folgen die Einmanntanks, die die ‚Feinarbeit' zu verrichten haben. Sollte aus diesem Angriff noch irgendein lebendes Wesen übrig geblieben sein, so sorgen die zusammen mit den Kleintanks vorgehenden Sturmtrupps für das Letzte. Unser Bild zeigt einen beginnenden Angriff, wie er mit heutigen Mitteln aussähe.

Mit der dauernden Steigerung des Panzerdurchmessers allein ist es natürlich nicht getan, da in absehbarer Zeit die Anfangsgeschwindigkeit der Geschosse soweit wieder gesteigert sein wird, daß auch die nächststärkeren Panzerungen durchschlagen werden können. Man läßt also das stete Gesamtverstärken der Panzerung, beschränkt sich auf den Schutz besonders lebenswichtiger Teile und versucht eine extreme Vergrößerung der Fahrtgeschwindigkeit. Je höher die Geschwindigkeit eines Tanks ist, desto größer ist sein taktischer Wert.

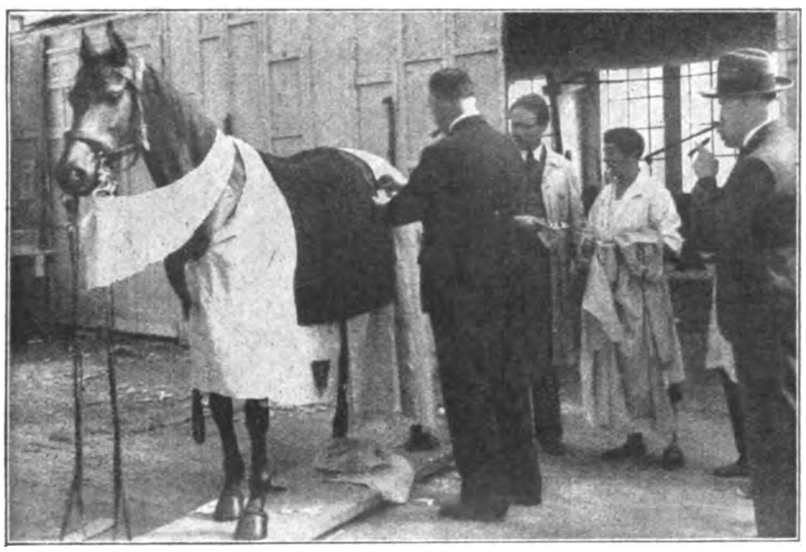
Im Weltkrieg hatten die Tanks eine Geschwindigkeit von 5 bis 18 Kilometer in der Stunde. Der heutige Geschwindigkeitsdurchschnitt ist auf 40 Stundenkilometer gestiegen, die schnellsten großen Tanktypen entwickeln schon eine Geschwindigkeit von 90 Kilometer in der Stunde. Die Vorwärtsbewegung der Tanks auf Schlachtfeldern erfolgt durchwegs mit Raupenantrieb. Die dabei verwendeten Motoren sind Schweröl- und Dieseltypen. Wie schon angedeutet, hat die Entwicklung der letzten Jahre zu radikaler Spezialisierung der Tanktypen geführt. Eine einheitliche Auffassung im modernen Tankbau fehlt fast vollkommen, denn jeder der Großen Generalstäbe verfolgt seine eigenen Gedankengänge. So zeigen die amerikanischen Tanks eine fortlaufende Steigerung der Geschwindigkeiten selbst da, wo die Erhöhung der Geschwindigkeit auf Kosten der Gesamtpanzerung geht. In strengem Gegensatz hierzu vollzieht sich in Frankreich der Bau von Kampfwagen. Der französische Generalstab verzichtet auf überhohe Geschwindigkeiten zugunsten einer verstärkten Gesamtpanzerung. Es ist klar, daß eine solche extreme Entwicklung für die betreffende Armee ein großes Wagnis darstellt,

(Schluß auf Seite 1381)



Die künstlerischen Arbeiten für den Festzug zum „Tag der Deutschen Kunst“ wurden in den Münchener Werkstätten für Theaterausstattungen ausgeführt.

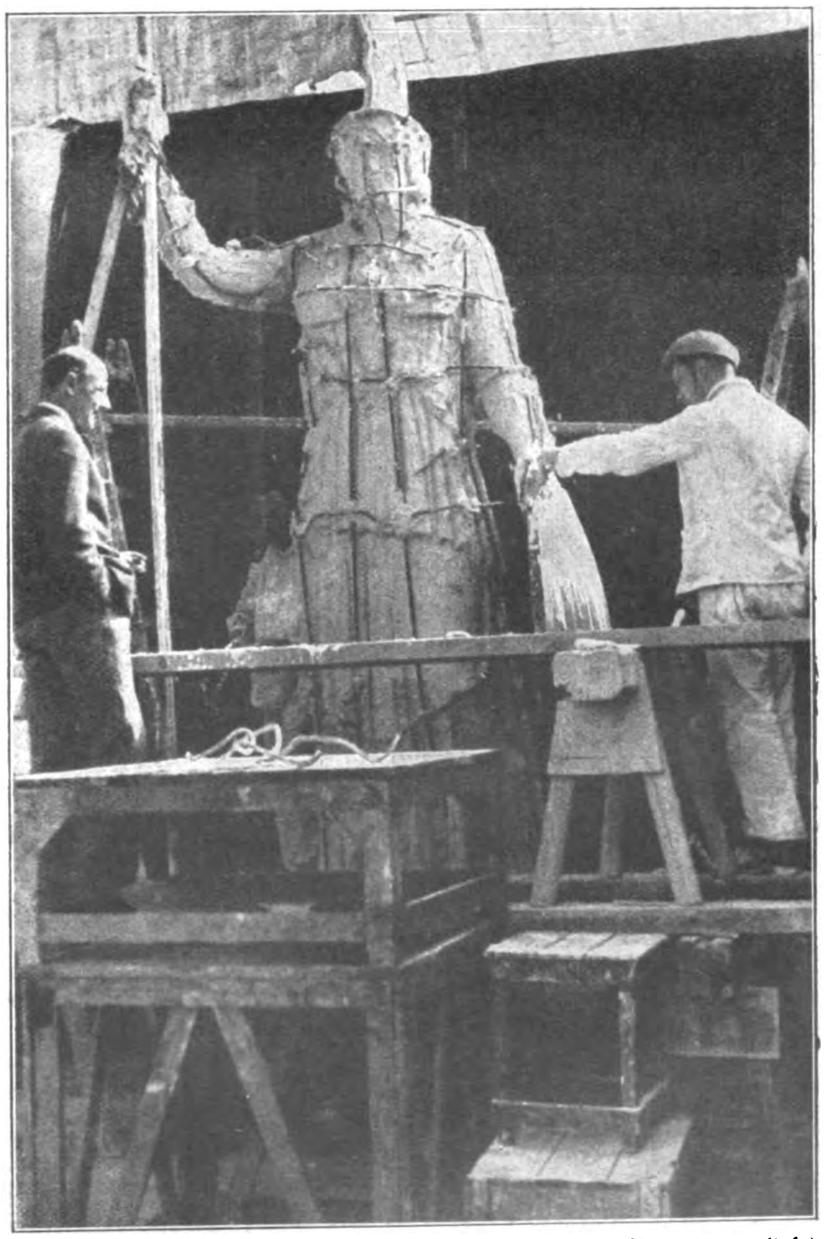
Wie ein Festzug entsteht



Professor Pasetti beim Entwurf von Schabracken.



Akademieprofessor Waderle (links), der künstlerische Leiter des Festzuges, und seine Mitarbeiter, Akademieprofessor Julius Heß und Professor Pasetti (rechts) vom Staatstheater.



Die Pallas Athene wird unter der Leitung von Bildhauer Altmann (links) abgeformt.



Der von der Brigade Horst Wessel nach Schlesien entsandte Ehrensturm
während des Vorbeimarsches an Stabschef Röhm und Obergruppenführer Heines, dem Organisator der schlesischen S.A.



Der Stabschef Röhm
drückt immer wieder den S.A.-Männern die Hand.

Der SA-Aufmarsch in Schlesien



Der deutsche Kronprinz
im Gespräch mit einem Schwerkriegsbeschädigten.



Bei den Kämpfern der „Alten Garde". Stabschef Röhm (rechts), Reichsführer S.S. Himmler und Obergruppenführer Heines (links).



Vizekanzler v. Papen verläßt das Stabsquartier zur Heimreise.

Fast 84 000 S.A.-Männer Schlesiens traten am 7. und 8. Oktober in Breslau zum Appell vor ihrem Stabschef an. „Friede, Freiheit und Brot dem deutschen Vaterlande", das war die Parole, unter der diese gewaltige Kundgebung, die letzte dieses Ausmaßes, die von der Obersten S.A.-Führung für dieses Jahr genehmigt wurde, stand. Nicht irgendwelchen kriegerischen Gelüsten dient die S.A., wie Stabschef Röhm in seiner Rede ausführte, die S.A.-Männer sind vielmehr die Garanten dafür, daß Deutschland einen stolzen, ehrenvollen Frieden halten kann. Sie sind der unüberwindliche Damm gegen den Kommunismus und verhindern, daß jemals wieder jene Kräfte wirksam werden, die Deutschland und damit die ganze Welt ins Chaos stürzen wollen.

In Verbindung mit dieser großen Herbstparade fand auch eine Ehrung der Toten der schlesischen S.A. und der alten schlesischen Garde statt. 4566 alte Kämpfer waren angetreten, die vor 2½ Jahren mit ihrem jetzigen Obergruppenführer Heines die Banner des Nationalsozialismus hinaustrugen in die Dörfer Schlesiens.

S.A.-Geist ist Frontgeist und bildet die beste Friedenssicherung, weil er straffe Disziplin und Ordnung verbürgt.



Gestern noch beim Aufmarsch im braunen Ehrenkleid, schafft er heute wieder als Bauer auf der heimatlichen Scholle.



Stabschef Röhm reitet auf dem Flugplatz in Breslau die Front der schlesischen S.A. ab.



Obergruppenführer Luetgebrune (links) und Oberführer Berchtold, der Hauptschriftleiter der Zeitschrift „Der S.A.-Mann".

CHARLOTTE KÖHN-BEHRENS:

Was ist Rasse?

(Fortsetzung unserer Berichte aus Nr. 41)

Im Rassenkundlichen Institut der Universität Leipzig, das im Neuen Grassi-Museum sein Heim hat, empfängt mich der Direktor Prof. Dr. O. Reche. Er definiert den Rassenbegriff nach der Fragestellung „Was ist Rasse?" zuerst in populärer Form:

„Unter einer Rasse versteht man eine einheitliche Menschengruppe, die aus der gleichen Wurzel hervorgegangen und ohne Mischung mit anderen fremdstämmigen Elementen immer wieder Nachkommen mit denselben körperlichen und geistigen Erbanlagen zeugt."

Er setzt dann die exakt wissenschaftliche Erklärung dazu:

„Rasse ist ein Begriff der naturwissenschaftlichen Systematik; Rasse ist eine Gruppe von Lebewesen, welche in Isolation und durch natürliche Zuchtwahl aus einer gemeinsamen Wurzel und ohne Beimischung fremdstämmiger Elemente entstanden ist und sich daher durch eine größere Anzahl wichtiger körperlicher und geistiger, in ihrer Vereinigung eine ‚Ganzheit' bildender Erbanlagen, und ebenso auch durch ihr Erscheinungsbild wesentlich von anderen derartigen Gruppen unterscheidet. Rasse ist damit zugleich ‚Lebensstil' und ‚Charakter'. Rasse ist eine Untergruppe der ‚Art'."

„Was ist Art?"

Art ist der nächsthöhere Systembegriff und unterscheidet sich von ‚Rasse' dadurch, daß die Zahl der körperlichen und geistigen Erbanlagen, in denen eine Art von der nächst verwandten abweicht, noch größer ist, als bei der Rasse."

„Als Menschen-‚Art' könnte man die in Europa alteinheimischen langköpfigen Rassen zusammenfassen; diese ‚Art' zerfällt in die ‚nordische', ‚fälische' und ‚westische' ‚Rasse'; allerdings bin ich persönlich der Überzeugung, daß die ‚fälische' Rasse nur eine Variante der ‚nordischen' ist, denn sie steht in vielen Merkmalen der nordischen so nahe, daß eine scharfe Trennung kaum möglich ist; es finden sich zahllose Übergangsformen. — Als andere besondere — auch in ‚Rassen' zerfallende — ‚Arten' wird man z. B. die Innerasiaten, die Australier, die Buschmänner, die innerafrikanischen Pygmäen, die Negergruppe und andere aufzufassen haben."

„Erzählen Sie bitte etwas von Ihren Forschungen!"

„Eines meiner besonderen Forschungsgebiete ist das Problem des Zusammenhangs von ‚Rasse' — bzw. ‚Art' — und ‚Blutgruppe'. Ich bin diesen Dingen seit dem Jahre 1924 nachgegangen. Schon der Umstand, daß die die Blutgruppen charakterisierenden Blutkörperchen-Eigenschaften ‚A' und ‚B' durch einen völlig sicheren dominanten Erbgang weitergegeben und im Verlauf des individuellen Lebens nicht verändert werden, daß sie also typische Erbmerkmale sind, legte den Gedanken nahe, daß sie mit dem Art-Erbgut ursprünglich zusammenhängen, wenn auch dieser Zusammenhang infolge der im Laufe der Jahrtausende eingetretenen Rassenmischungen heutzutage nicht gleich auf den ersten Blick zu erkennen ist. Zu der gleichen Vermutung des Zusammenhangs zwischen den Faktoren ‚A' und ‚B' und dem Erbgut größerer Menschengruppen führte dann die Beobachtung, daß die geographische Verteilung von ‚A' und ‚B' sich weitgehend mit den Zentren menschlicher Arten deckt. So scheint es, daß die vorhin erwähnte alteuropäische langköpfige ‚Art' ursprünglich durch den Faktor ‚A' charakterisiert war, und eine noch nicht näher anthropologisch definierbare in Asien heimische Primitivform durch den Faktor ‚B', während die altamerikanische Menschen-‚Art' offenbar weder ‚A' noch ‚B' besessen hat; bei verhältnismäßig reinblütigen Indianern findet man auch heute noch fast ausschließlich die Blutgruppe ‚0' (Null), also das Fehlen von ‚A' und ‚B'. Gebiete, die noch heute fast reinblütige Vertreter einer der alteuropäischen Rassen beherbergen, weisen fast ausschließlich ‚A' auf, z. B. die ländlichen Bezirke Nordwestdeutschlands. — Nach dem heutigen Stand der Forschung kann man also annehmen, daß ursprünglich ein Zusammenhang zwischen ‚Blutgruppen' und Menschen-‚Arten' (nicht Rassen) bestanden hat. — Zur Förderung besonders der mit rassenkundlichen Fragen zusammenhängenden Blutforschung gründete ich im Jahre 1926 zusammen mit Herrn Marinegeneralarzt Dr. Paul Steffan die ‚Deutsche Gesellschaft für Blutgruppenforschung', die sich inzwischen über die ganze Welt verbreitet und ihre Mitglieder in allen Erdteilen hat.

Ich habe mich weiter bemüht, die Rassenkunde, die früher fast ausschließlich von Anatomen und ziemlich mechanistisch betrieben wurde, durch Heranziehen der Vererbungswissenschaft und der Rassenphysiologie — die früher überhaupt nicht bestand — zu einer wirklich biologischen Wissenschaft zu machen. Zu diesem Zweck und gleichzeitig als Organ der eben erwähnten Gesellschaft gründete ich — wieder zusammen mit Steffan — im Jahre 1928 die im Verlag J. F. Lehmann, München, erscheinende ‚Zeitschrift für Rassenphysiologie'; sie hat auch im Auslande eine sehr erfreuliche Verbreitung gefunden, obgleich sie ausschließlich Artikel in deutscher Sprache bringt; sie ist dadurch zu einer Verbreiterin des Ansehens der deutschen Wissenschaft und der Kenntnis der deutschen Sprache geworden.

Ein weiteres Spezialgebiet meiner Forschung ist die Aufklärung des Werdens und der Urheimat der europäischen Rassen, bzw. der alteuropäischen ‚Art'. Ich habe zu diesem Zweck alles mir erreichbare mittelsteinzeitliche und jungsteinzeitliche menschliche Skelettmaterial vergleichend untersucht. Es ergab sich immer wieder, daß in Alteuropa ursprünglich nur langköpfige Rassen gelebt haben, daß die wirklich ‚kurz'-köpfigen Elemente offenbar erst am Ende der Eiszeit — aus Asien — nach Europa gekommen sein können. Was insonderheit die ‚nordische' Rasse anlangt, so ist sie nach meinen Untersuchungen wesensgleich mit der schon in der Eiszeit auftretenden Rasse von Chancelade; sie dürfte sich schon während der letzten Zwischeneiszeit in Nordeuropa aus der alteuropäischen langköpfigen ‚Art' spezialisiert und zugleich auch ihre hellen Farben von Augen, Haar und Haut erworben haben. Auch geographische Gesichtspunkte, Betrachtungen über den ursprünglichen Zusammenhang von Sprache und Rasse, vorgeschichtliche Forschungen und anderes mehr führten mich weiter zu der Überzeugung, daß das Indogermanentum mit seinen Sprachen aus der in Nordeuropa entstandenen ‚nordischen' Rasse hervorgegangen ist; es bestätigten sich damit die Vermutungen Gobineaus, Wilsers, Woltmanns und anderer. Dadurch wurde die alte Theorie von der angeblichen Herkunft der Indogermanen und überhaupt unserer Kultur aus Asien erschüttert, das dem Judäo-Liberalismus so nützliche Schlagwort ‚Ex oriente lux' als ‚Trugbild des Ostens' entlarvt. Zugleich wurde damit einer der Hauptpfeiler der völkischen und besonders nationalsozialistischen Weltanschauung fester unterbaut: wir sind keine Asiaten (wie die Juden, Mongolen usw.), gehören einer ganz anderen Menschenart an, haben unsere Heimat in unserem alten Europa und verdanken unsere Jahrtausende alte Kultur in der Hauptsache unserer eigenen Kraft, besonders der schöpferischen Begabung der ‚nordischen' Rasse! Die bisherigen Vermutungen wurden bewiesen und damit zu einer wichtigen Waffe des Nationalsozialismus!"

„Erklären Sie mir bitte die Blutgruppen!"

„Als ‚Blutgruppen' bezeichnet man die vier Blutarten, die sich durch den Gehalt an blutballenden Eigenschaften unterscheiden. Derartige Eigenschaften können sowohl im ‚Blutsaft' (‚Serum') wie in den roten ‚Blutkörperchen' enthalten sein; die Eigenschaften der Blutkörperchen bezeichnet man mit den Buchstaben ‚A' und ‚B' — oder wenn beide Eigenschaften fehlen mit ‚0' (Null —, die des Blutsaftes mit den griechischen Buchstaben ‚Alpha' und ‚Beta'. Das Blut kann nur eine der vier folgenden Kombinationen enthalten: A Beta, B Alpha, A B oder Null Alpha Beta. Vermengt man Blut, das den Faktor ‚A' enthält, mit Blut, das die Serum-Eigenschaft „Alpha" hat, so treffen gewissermaßen zwei einander feindliche Eigenschaften (‚A' und Alpha) zusammen, und die Folge ist, daß es zu einer Zusammenballung der mit ‚A' versehenen roten Blutkörperchen kommt; und ebenso ist es, wenn Blut mit ‚B' mit solchem zusammenkommt, das ‚Beta' enthält.

Diese Blutgruppen waren zunächst nur für die Kliniker wichtig; denn wenn bei Blutübertragungen einander feindliche ‚Blutgruppen' miteinander vermischt wurden, kam es zu den geschilderten Zusammenballungen und damit zu Störungen des Blutkreislaufes, zu schweren Fiebererscheinungen und u. U. zum Tode des Blutempfängers. — Wie vorhin erwähnt, hat die Blutgruppenforschung jetzt aber auch für die Rassenforschung Wert und außerdem für die Rechtspflege: Bei Morden z. B. kann die Feststellung der Blutgruppenzugehörigkeit von Blutflecken zur Aufklärung der Täterschaft beitragen, und eine ganz große Rolle spielt die Blutgruppenuntersuchung heutzutage bei Vaterschaftsprozessen. Da wir genau den Erbgang der Blutgruppenfaktoren kennen und da diese Faktoren sich ‚dominant' vererben, also niemals eine Generation überspringen können, ist es in einer ziemlich großen Zahl von Fällen möglich, die Vaterschaft eines beschuldigten Mannes auszuschließen. Die Rechtspflege hat mit dieser Methode eine sehr wichtige Aufklärungsmöglichkeit für so manchen sehr schwierigen, früher unlösbaren Fall gewonnen. Nicht zu verkennen ist aber auch hier der Wert für den nationalsozialistischen Staat: in so manchem Fall wird sich aufklären lassen, ob ein uneheliches Kind von einem jüdischen Vater stammt oder nicht, zumal bei Juden der aus Asien stammende Blutfaktor ‚B' verhältnismäßig häufiger ist als beim Europäer. — Eine für das Judentum allein typische Blutgruppe gibt es übrigens nicht.

Neuerdings sind weitere Blutfaktoren entdeckt worden, die man als ‚M' und ‚N' bezeichnet hat; außerdem


EXTRA
MILD
SALEM
GOLD
EXTRA MILD
SALEM
GOLD
DRESDEN

hat sich ergeben, daß man außer ‚A' noch einen ihm offenbar nahestehenden Faktor A¹ unterscheiden kann."

„Wie stellt man praktisch die Blutgruppe fest?"

Prof. Reche lächelt: „Wenn Sie so wißbegierig sind, will ich es Ihnen gleich zeigen; die einfachste Methode ist die ‚Objektträgermethode'. Einen Augenblick bitte!"

Er klingelt. Ein Gehilfe erscheint und ein paar kleine mit Serum gefüllte Ampullen werden geöffnet, ihr Inhalt auf einen „Objektträger", nämlich eine kleine Glasplatte, in zwei getrennten Tröpfchen geschüttet. Dann wird in meinen Finger ein winziger Einstich vorgenommen und je ein Blutstropfen mit jedem Serumstropfen vermischt. Es dauert einige Augenblicke und schon zeigt sich in dem einen rosa aussehenden Gemenge eine mit bloßem Auge deutlich zu erkennende Klümpchenbildung der roten Blutkörperchen, während das andere Gemenge keine Veränderung zeigt.

„Sie haben Blutgruppe ‚A' —", sagt Prof. Reche, „weil die Klümpchenbildung im ‚Alpha' enthaltenen Serum erfolgt ist; wäre sie im anderen ‚Beta' enthaltenden Serum eingetreten, so hätten Sie Blutgruppe ‚B', hätten beide Tropfen die Zusammenballung gezeigt, so hätte es sich um die Blutgruppe ‚AB' gehandelt, und wäre in keinem der Tropfen eine Ballung erfolgt, so würden Sie der Blutgruppe ‚0' angehören."

„Wie würde nach Ihren Erkenntnissen die praktische Forderung an unsere Zeit lauten, Herr Professor?"

„Die Ergebnisse der Rassen- und Vererbungsforschung müssen dem ganzen Volk in der Rassenhygiene nutzbar gemacht werden, wie es ja auch unser Führer Adolf Hitler fordert. Diese Rassenhygiene darf aber nicht — wie bisher immer — zu einer reinen ‚Eugenik' herabsinken, also zu einer Betreuung jeder einfach ‚gesunden' Familie — ohne jede Rücksicht auf ihre Rassenzugehörigkeit — der Fachmann auf dem Gebiete der Rassenforschung muß vielmehr fordern, daß der Gedanke der Rassenpflege, besonders der Gedanke der Pflege und Förderung der kulturschöpferischen ‚nordischen' ‚Rasse' bei allen rassenhygienischen Maßnahmen durchaus im Vordergrund steht.

Ich habe daher auch in einer Denkschrift die Bildung eines ‚Reichsamtes für Volksaufartung' gefordert, damit im Geiste Adolf Hitlers der Rassegedanke die gesamte rassenhygienische Arbeit beherrscht und ein Arbeiten nach einheitlichen Gesichtspunkten verbürgt."

„Ohne Erhaltung und Förderung der kulturschöpferischen nordischen Rasse muß unsere Kultur zugrunde gehen. Jede Kultur kann nur von der Rasse erhalten und weiterentwickelt werden, aus deren Seele sie hervorgegangen ist!"

*

Das ernste Wort klingt nach.

Längst habe ich mich verabschiedet und stehe in den hellen Gängen des Grassi-Museums. Skelette sehen mich an. Lange Schädel, breite Köpfe, Überreste kleiner und großer Körper, Totenmasken von Künstlern und berühmten Leuten aller Rassen. Eine Vergangenheit drängt sich in die Gegenwart, um noch in der Erkenntnis Wege für die Zukunft zu weisen. Das Leben überwindet den Tod, denn es soll im Gange der Geschlechter ewig sein, und es predigt heute allen, die Ohren haben, zu hören:

„Rasse ist Schicksal!"

Der Kampf der heroischen Weltanschauung

Wir bringen nachfolgend den Abdruck eines Kapitels aus dem im Verlag Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, erschienenen Buche „Mit Hitler in die Macht" von Reichspressechef Dr. Otto Dietrich.

Die Geschichte der nationalsozialistischen Bewegung wird einmal der Nachwelt überliefert werden als das Heldenepos der wiedererstandenen deutschen Nation. Die heroische Weltanschauung des deutschen Volkes, vom Geist des Liberalismus und Intellektualismus entwurzelt, vom Gift des Pazifismus zerfressen und vom völkermordenden Irrsinn des Marxismus niedergetreten, hat in und durch den Heldenkampf der N.S.D.A.P. eine Auferstehung erlebt, wie sie schneller und kühner, erlebnisreicher und phantastischer wohl keine Sage widerzuspiegeln vermöchte.

Am 9. November 1918 brach das alte Reich zusammen. Mitten im schwersten Lebenskampf der Nation, nach vier Jahren unerhörten Heldentums und gigantischer Leistung, zu der sich das deutsche Volk — auf dem Höhepunkt nicht innerer völkischer Kraft, sondern äußerer Macht — noch einmal emporgereckt hatte, fielen ihm eigene Volksgenossen, verführt durch artfremde Ideen und marxistisches Gesindel, in den Rücken. Dieses Verbrechen am Volke nannten sie „Revolution".

Statt einer elementaren, emporreißenden Volksbewegung, die noch einmal alle Kräfte des Volkes hätte zusammenschweißen können zur schicksalsentscheidenden nationalrevolutionären Erhebung eines Siebzig-Millionen-Volkes, erlebten wir eine erbärmliche Revolte von Deserteuren. Lumperei war das Heldentum und Selbstbespeiung die Größe, die diese „Revolution" adelte. Dieser Tag der Schande, der für immer mit dem Brandmal des Verrates an der Nation behaftet ist, hat zugleich aber auch durch die Widernatürlichkeit seines Geschehens die Gegenkräfte hervorgerufen, die ein neues deutsches Geschlecht als Rächer und Gestalter eines neuen Deutschlands erstehen ließen.

In wieviel Herzen heldenhafter deutscher Frontkämpfer, die viereinhalb Jahre lang im Glauben an ein anderes Deutschland allen Gewalten der Hölle getrotzt hatten, mag an diesem 9. November 1918 das gleiche vorgegangen sein, was den zweimal schwer verwundeten Frontsoldaten Adolf Hitler beim Ausbruch der Revolte im Lazarett in Pasewalk in Schmerz und Empörung bewegte. In dieser Stunde tiefster Schmach, in der wohl Tausende und aber Tausende deutscher Frontsoldaten wie Adolf Hitler den stillen Schwur ablegten, die Schande dereinst zu rächen, wurde — in unversöhnlichem Haß gegen die marxistischen Verräter — zugleich die deutsche Revolution geboren und die geistige Saat gesät, aus der das Dritte Reich der Freiheit und sozialen Gerechtigkeit so herrlich erstanden ist.

Viele vielleicht schworen es. Aber einer handelte. In Adolf Hitler war das unzerstörbare Heldentum der Nibelungennation lebendig, lohte das Feuer heroischer Tat zu neuer Gestaltung. Mitten im Chaos des deutschen Zusammenbruchs begann er in gläubiger Hingabe an seine Berufung und nur von glühender Liebe zur Nation beseelt, den Kampf um die Seele des deutschen Volkes.

Ein Jahr Kampf, jeder an seiner Stelle und auf sich selbst angewiesen. Ein Jahr des Suchens und Sichfindens. Sechs Männer, von dem gleichen Geist, dem gleichen Willen beseelt wie Adolf Hitler, zogen Ende 1919 unter seiner Führung aus, das deutsche Volk zu erobern. Welch vermessener Gedanke! — so sagte man damals. Welch ein Wunder, wie war eine solche Leistung möglich? — so fragt man heute. Adolf Hitler hat niemals gefragt, sondern folgte der Stimme seines Gewissens.



Reichspressechef Dr. Otto Dietrich, der Verfasser des Buches „Mit Hitler in die Macht".

Mit unbeugsamem Willen und unerhörter Ausdauer, die kein Rückschlag entmutigen kann, wagte es dieser bisher unbekannte Mann aus dem Volke, mit wenigen Getreuen den Ring des marxistischen Terrors zu durchbrechen. Er baut auf die suggestive Kraft, die im Selbstvertrauen liegt. Ihm ist ein gesunder Mensch mit festem Charakter lieber als ein geistreicher Schwächling. Er weiß: Terror bricht man nicht durch Geist, sondern durch Terror. Es gelingt ihm, das soziale Vertrauen der Massen zu gewinnen und ihrer nationalen Sehnsucht wieder ein Ziel zu geben.

Das „nationale Bayern" läßt der jungen Bewegung Entwicklungsraum in der trügerischen Hoffnung, sie den weiß-blauen Reaktionären und Separatisten dienstbar machen zu können. Die Eroberung des roten Koburg im Oktober 1922, die Weihe der ersten S.A.-Standarten auf dem Marsfeld beim ersten Parteitag im Januar 1923, der bewaffnete Aufmarsch auf dem Oberwiesenfeld am 1. Mai 1923 und der Zusammenschluß zum „Deutschen Kampfbund" am 2. September 1923 beim ersten Deutschen Tag in Nürnberg sind die Meilensteine dieser Entwicklung.

1923: ein Jahr der Entscheidung. In kühnem Absprung hofft Hitler, das Bayern Kahrs mitreißen zu können zur deutschen Erhebung. Aber wieder ist es Verrat, der diesen Heldenkampf erdolcht. Am 9. November 1923 besiegelte ein junges deutsches Heldengeschlecht den Schwur des 9. November 1918 zum ersten Male mit seinem Blute. Die N.S.D.A.P. war vernichtet. Alles schien verloren. Aber es schien nur so. Das Schicksal hatte diesen Weg bestimmt. Adolf Hitler lebte und mit ihm die Bewegung.

Die Schüsse an der Feldherrnhalle in München aber wurden zum Weckruf für Millionen im Reiche. Die Toten am Odeonsplatz die ersten Märtyrer der deutschen Revolution. Zum ersten Male nach fünfjähriger Erstarrung in Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung horchte die Nation auf, spürte sie den Pulsschlag eines werdenden neuen deutschen Menschen, das Wachsen eines neuen nationalen Willens, den begonnenen inneren Aufbruch der Nation.

Der heldische Geist der Nation, tief verschüttet unter den Trümmern des Zusammenbruches, war zu neuem Leben erweckt und begann sich mächtig zu regen. Zwar waren es organisatorische Irrwege, die ohne Willen des Führers von „völkischen" Epigonen beschritten wurden, während er in Landsberg



GARGOYLE
Mobiloel
Arctic
Das ideale Winteroel
in der idealen Packung
Arctic gilt im ganzen deutschen Kraftfahrwesen unbestritten als Spitzenprodukt aller Winteroele. Es ist frostsicher und hitzefest.
Die Gargoyle Trichterkanne ist Original-Fabrikfüllung
Die Kanne ist nicht rücknehmbar
GARGOYLE
Mobiloel
Arctic
Deutsche Vacuum Oel Aktiengesellschaft
Wir schufen für Arctic eine ganz neuartige Packung – die 1 Liter Trichter-Kanne, nicht rücknehmbar. Sie kaufen in ihr die Menge, die Sie im Augenblick brauchen, in garantierter Echtheit und Reinheit. Das Oelnachfüllen geschieht rasch, bequem, sauber.
Winterschmierung ist doppelt wichtig. Lassen Sie sich von Ihrem Händler das Gargoyle Spezialitäten-Programm für den Fahrwinter erklären.
Neu! Die 1 Liter Trichter-Kanne
DEUTSCHE VACUUM OEL AKTIENGESELLSCHAFT

auf der Festung saß. Er wußte, daß der Nationalsozialismus ohne seinen Schöpfer und die einigende Klammer seiner Persönlichkeit weder ideen- und willenmäßig, noch organisatorisch geleitet und zum Ziele geführt werden konnte.

Kaum hatten sich kurz vor Weihnachten 1924 hinter Adolf Hitler die Gefängnistore geschlossen, da gründete er — aus dem Nichts heraus — die Partei aufs neue. Nach Jahren glänzenden Aufstieges und nach jähem Sturz begann er wieder ganz von vorn. Welch ein Heldenmut, welch unerhörter Glaube an seine Mission! „Wenn alle untreu werden, dann bleiben wir dennoch treu", diesen Worten gemäß hat Adolf Hitler damals gehandelt, als er im Bürgerbräukeller von der gleichen Stelle, an der er die Erhebung des Jahres 1923 ausgerufen hatte, die Neugründung am 27. Februar 1925 proklamierte. An seinem unbeugsamen Kampfeswillen stählte sich aufs neue die Zuversicht seiner alten Kameraden. Heroischer Trotz, eisenharter Wille und blinde Gefolgschaftstreue waren die seelischen Kraftquellen, aus denen die neu erstandene Bewegung schöpfte, und von denen der nunmehr beginnende Kampf getragen wurde.

Mit der Neugründung war die Partei in einen anderen Abschnitt ihres Kampfes eingetreten. Adolf Hitler zeigte sich als weitschauender Taktiker. Aus dem Schicksal und den Erfahrungen der Erhebung von 1923 zog er unbeirrbar die Konsequenz. Die politische Situation war eine grundlegend andere geworden. Die, wenn auch vorübergehende, Konsolidierung der innerpolitischen Verhältnisse ließ jeden illegalen Handstreich als aussichtslos und den legalen Weg als den allein Erfolg versprechenden erscheinen.

Der Führer war sich völlig darüber klar, daß nun in jahrelanger, mühseliger Propagandaarbeit die weltanschauliche Saat gesät werden mußte, um sie im Volke und aus dem Volke selbst heraus reifen zu lassen. Daß diese Wendung zur parlamentarischen Taktik mit der grundsätzlichen Haltung zum Parlamentarismus nicht das geringste zu tun hatte, war selbstverständlich. Die Grundsätze, die, vielfach verkannt, später den Sieg der Bewegung so folgerichtig und vollständig herbeigeführt haben, standen schon damals für Adolf Hitler unverrückbar fest. Zielbewußt ging er mit ihnen in den neuen, unendlich schweren Weltanschauungskampf der nun folgenden Jahre hinein, in einen Kampf, der zwar auf einer anderen Ebene lag, aber nicht minder heroisch war als der bisherige. Es galt, die Demokratie auf ihrem eigenen Boden mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Es begann der Heldenkampf der Charaktere und Bekenner.

Dem Führer wurde das Reden verboten. Der Partei fehlten die allernotwendigsten Mittel. Ihr Dasein in den nun folgenden Jahren — vielleicht die schwersten der Bewegung — wurde zu einer Kette von Verfolgungen, Knebelungen und Schikanen. Wer sich als Nationalsozialist bekannte, wurde verfemt und ausgestoßen aus dem Gemeinschaftsleben des Staates, aus der verfaulenden bürgerlichen Gesellschaft, aus dem Leben der „klassenbewußten" Arbeiterschaft. Schon wer des Nationalsozialismus verdächtig war, wurde aus Amt und Brot gejagt, geschäftlich boykottiert und vernichtet, von der Arbeitsstätte vertrieben und dem Elend preisgegeben.

Hunderte, Tausende wurden in die Gefängnisse des Novemberstaates geworfen. Durch die Straßen raste der marxistische Blutterror. Alle Mächte der Hölle wurden gegen die vorwärtsstürmende junge Bewegung entfesselt. Immer härter und schonungsloser wurde das Ringen. Hunderte der besten Kämpfer traf der marxistische Mordstahl, aber Tausende von neuen Freiheitskämpfern ergriffen das Banner und trugen es weiter, bis in die letzten Winkel des deutschen Landes. Die Heldentafel ihrer Toten ist das Größte an der nationalsozialistischen Bewegung, sie war das, was die deutsche Jugend, was Millionen Volksgenossen mit magnetischer Kraft in ihre Reihen zog. Sie fühlten: eine Bewegung, für deren Idee man so sterben kann, wie unsere Helden starben, und in der alle bereit sind, es ihnen gleich zu tun, trägt in sich das moralische Recht, Deutschland zu sein.

Blut und Tränen, aber auch Kampfesstolz, unbändiger Heldenmut und herrlicher Gemeinschaftsgeist zeichnen den Weg, den die Bewegung in diesen Jahren ihres Aufstieges ging. In Stadt und Dorf, in den Mietskasernen der Großstädte, in Häusern und Höfen, in Versammlungen und auf der Straße, in den Familien zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern wurde gekämpft um die neue Weltanschauung und seelisch gerungen um die Idee des Nationalsozialismus. Die Kirchen wurden gegen ihn mobilisiert und die Kämpfer des neuen Deutschlands selbst bis ins Grab verfolgt, um ihnen auch noch den Frieden der Seele zu nehmen. Aber nichts vermochte die Kämpfer zu erschüttern, den Vormarsch der Bewegung zu hemmen. Die erhebenden Parteitage von Weimar 1926, von Nürnberg 1927 und 1929 waren die Generalappelle, die Kraftlabestationen dieses Weges.

Was sich in diesen Jahren an seelischen Kämpfen innerhalb des Volkes — dem Außenstehenden unsichtbar — in Wirklichkeit ereignet hat, von dem weiß die Welt heute noch nichts. Man muß dieses heldenhafte Ringen, dieses unaufhörliche schicksalhafte Wechselspiel von äußerer Not und höchstem inneren Kraftgefühl selbst miterlebt und mitempfunden haben, um es in seiner ganzen Tiefe zu begreifen. Es wird für immer das Geheimnis und beglückende Wissen derer sein, die sich durch diese Hölle durchgekämpft haben. Nur wer den Sieg von heute an diesem Maßstab unerhörten persönlichen Erlebens zu messen vermag, weiß die Größe des heute Errungenen richtig einzuschätzen. Die weltanschauliche Kraft und der dynamische Wille des Nationalsozialismus trugen den Sieg davon aus diesem Titanenkampf der Charaktere.

Wenn jemals das Wort, daß der Charakter die Tatsachen formt, sich als richtig erwiesen hat, dann ist es hier der Fall gewesen. Im Kampf dieser Bewegung erlebte das deutsche Volk charakterlich seine Wiedergeburt. In diesen schweren Jahren ihres Kampfes hat die nationalsozialistische Bewegung der Nation die Volksgemeinschaft praktisch vorgelebt. Der Idealismus ihres Wollens und der Gleichklang der Herzen schweißte sie zusammen zu einer einzigen großen Familie, zu einer Schicksalsgemeinschaft in Not und Tod: Einer für alle, alle für einen. Zwar schliefen auch die Verräter nicht in diesem Heldenkampf; aber nichts vermochte die Geschlossenheit der Partei zu erschüttern. Das Hohelied der Treue und Opferbereitschaft erlebte mitten aus dem Volk heraus seine Auferstehung.

In der Hölle dieser Kampfjahre wurde die N.S.D.A.P. für den Endkampf gehärtet und zu Stahl geschmiedet. Gegen eine Welt von Feinden hatte der Führer die Bewegung dahin gebracht, wo sie am Ende des Jahres 1931 stand.

Kurt Julius Lohmeyer:

Aus der Praxis der Greuelpropaganda

(Vergleiche hierzu den Bildbericht auf Seite 1389)

Form und Inhalt der Greuelmärchen, die von jüdisch-marxistischer Seite über das neue Deutschland verbreitet werden, dürften jedem Leser hinreichend bekannt sein. Dagegen wird sich kaum jemand ein Bild davon machen können, wie und nach welchem System diese Hetzpropaganda in ihren Einzelheiten organisiert ist. Während meines Aufenthaltes in London, im Juli dieses Jahres, konnte ich interessante Beobachtungen darüber machen und charakteristische Situationen photographisch festhalten.

Die östlichen Bezirke Londons, Whitechapel und Stepney, sind als regelrechtes Ghetto bekannt. Dort hausen fast nur Juden, wir finden durchweg jüdische Geschäfte, Vergnügungsstätten, Zeitungsverlage usw. Und dieses Viertel birgt die Keimzelle der Greuelmärchen, mit denen der an sich deutschfreundliche und sachlich denkende englische Staatsbürger bearbeitet werden soll. So bemerkte ich an einer verkehrsreichen Straßenecke ein Rednerpodium, von zirka fünfzig milieugerechten Zuhörern umlagert. Ein fettes, schweißtriefendes Individuum reinster Rasse windet sich heftig gestikulierend auf dem Podium und erzählt der atemlos lauschenden Menge, daß in Deutschland jüdische Frauen und Kinder gemartert würden und daß unter der Regierung des „sadistischen Tyrannen Hitler" die Juden zu Hunderten totgeschlagen worden seien. — Hirngespinste, die nur einem fanatischen Haß und einem schlechten Gewissen entspringen können. Ein anderer Redner setzt seiner Umgebung mit der größten Ruhe und überzeugend wirkender Sachlichkeit auseinander, wann und wie S.A.-Leute den Reichstag angezündet haben sollen; der unschuldige Torgler müsse zum Dank dafür, daß er den Brand sofort der Polizei gemeldet habe, in Ketten schmachten. Sämtliche Redner weisen schließlich, nachdem sie ihren Blödsinn verzapft haben, auf die große Protestdemonstration hin, die demnächst im Hydepark stattfinden soll, und die unter dem Motto steht: „Juden und Nichtjuden, kämpft vereinigt gegen den faschistischen Terror!"

In dieser Versammlung im Hydepark, zu der Tausende von Juden aus dem Ghettoviertel erschienen sind, werden die gleichen Märchen aufgetischt. „Maine libben jiddische Brieder aus Daitschland" hört man einen der vielen Redner beginnen, nachdem ein anderer sich berufen fühlte, über „Kulturfragen" zu mauscheln, in folgendem Sinne: „Die Deutschen sind bekanntlich Barbaren. Eine Kultur haben sie nie gehabt. Und wenn es eine gegeben hat, so war es die jüdische. Aber diese Kultur ist von dem Barbarenführer Hitler wieder ausgerottet worden." Das ganze Geseires klingt schließlich aus mit den Worten: „Boykottiert deutsche Waren!"

Am nächsten Tage berichteten fast sämtliche Londoner Zeitungen mangels anderer Sensationen (denn die um diese Zeit tagende Weltwirtschaftskonferenz war wohl kein dankbares Thema) über den Aufmarsch und die daselbst geschwungenen Reden. Der Erfolg blieb nicht aus. Als Deutscher wurde ich von Engländern im Laufe des Gesprächs oft gefragt — in einem zwar nicht gehässigen, wohl aber zweifelndem Tone —, warum in Deutschland so viel Juden totgeschlagen worden seien. Nachdem man den Leuten klargemacht hatte, daß nicht ein Jude getötet worden ist, erfolgte regelmäßig die erstaunte Antwort: „Aber ich denke, Tausende?!" Diese regelmäßig anzutreffende Antwort zeigt am besten, wie die jüdische Propaganda gewirkt hat.

Von Interesse dürfte schließlich noch folgende Feststellung sein: Die im Hafen von Harwich eintreffenden Reisenden vom Kontinent werden bei der üblichen Personalienaufnahme im Paßbüro gefragt, ob sie jüdisch oder arisch sind. Ein Zeichen also, daß die englischen Behörden schon zu dem Schluß gekommen sind, daß es nicht gleichgültig ist, wem sie das Gastrecht in ihrem Lande gewähren.



Kursbuch und Eisenbahnkarte
sind oft genug der Anlaß für das
unangenehme Reisefieber.
Das Gegenmittel
besteht in dem Genuß einer reinen
doppelt fermentierten Cigarette,
die wirkliche Beruhigung
verschafft und zu neuer klarer
Überlegung anregt.

doppelt
fermentiert

4 ₰

FRITZ MÜLLER-PARTENKIRCHEN

DREIECKE

Mein Sohn bestand darauf, zu malen. Ich hätte mich dagegen stemmen können. Es gab viele griffbereite Gründe, von der höchsten Lebensweisheit angefangen bis zur Drohung mit Verhauen. Ich hätte sagen können: „Als ich so alt wie du war, Sohn ...“ Oder allgemeiner: „Fallt dir gar nix Dümmers ein?“

Ich tat nichts dergleichen. Sich gegen seine Kinder anzustemmen, ist so eine Sache hinter Fünfzig. Eins der ersten Wunder, das ich noch als Kind erlebte, war ein Wägelchen, in dem ich saß, und das ich dadurch anzutreiben suchte, daß ich mich mit allen Kräften gegen seine inneren Wände stemmte. Ergebnis, daß es sich um keinen Zoll bewegte

Sind wir Väter nicht von unseren Kindern wie von Wänden eines Wagens, des Familienwägelchens, umgeben?

Nein, das Stemmen hatte keinen Sinn. Hat es einen Sinn gehabt, als sich mein Vater gegen meine Wände stemmte? Immerhin, mein Vater hatte doch gebrummt. Dies älteste der Väterrechte, gegen seine Kinder anzubrummen, durfte ich mir nicht verkümmern lassen. Also brummte ich.

Mit dem Erfolg, daß eine Tante sagte: „Sei doch froh, er hätte auf noch Schlimmeres verfallen können.“

Und Mutter ging schweigend an den Bücherschrank, nahm einen Band heraus, auf dessen Rücken es in Gold erglänzte: Hermann und Dorothea. Den schlug sie auf und las. Zwei schlichte Zeilen nur:

„Denn wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben.“

Damit war es entschieden. Fritz wurde Maler. Wir mußten ihn „haben“.

Was er alles malte, weiß ich nicht mehr. Aber daß er modern malte, immer moderner, das weiß ich.

Mir zeigte er die Bilder nicht. Ich verstünde sie doch nicht. Die andern verstanden sie zwar auch nicht. Aber sie sagten es nicht Sie mimten Verzückung und Versunkensein. Das macht weniger Kosten. Kopfschütteln ist kostspieliger. Es trug mir den Ruf ein, ich sei ein alter Depp. Nur zum Zahlen wurde ich herangezogen. Dazu reichten meine Fähigkeiten gerade noch aus.

Mein Sohn umging die umständliche Lernerei in einer Malschule dadurch, daß er selber eine Schule gründete. Gleich vom ersten Pinselstrich an. Es war die modernste aller Schulen. Sie wurde sehr berühmt. Alte Professoren gingen hinein und heraus. Ich habe eine Statistik aufgestellt. Durchschnittlich gingen zweimal so viel heraus als hinein Das war wunderbar. Das Geheimnis ließ mir keine Ruhe Ich fragte meinen Sohn. Er sagte, es hinge mit dem Expressionismus zusammen. Ich riet ihm, es nicht weiterzusagen, die ganze Bevölkerungsstatistik würde dadurch über den Haufen geschmissen.

Er stellte seine Bilder aus. Der Eintritt war frei. Aber beim Austritt wurde ein Beitrag erhoben, der nach der Eiligkeit der Flüchtenden abgestuft war.

Einmal hatte ich Geburtstag. Da konnte er nicht gut anders, als mir ein Bild von sich zu schenken. Ich wurde verpflichtet, es über dem Schreibtisch aufzuhängen. Daß es einen viereckigen Rahmen hatte, war unbestreitbar. Innerhalb des Rahmens freilich fing der Zweifel an. Es waren Dreiecke, lauter Dreiecke. Große Dreiecke, kleine Dreiecke, mittlere Dreiecke, umgebogene Dreiecke, ineinandergeschobene Dreiecke; im ganzen siebenunddreißig graue Dreiecke.

Dann war auch eine Unterschrift darunter Nicht die des Malers; die war unerheblich, schon weil sie unleserlich war. Aber deutlich lesbar war, was das Bild darstellen sollte: Meine Eltern.

„Sohn“, sagte ich, „das bin also — das?“

„Nur zur Hälfte, Vater; zur anderen Hälfte ist's die Mutter.“

„Frau“, sage ich, „kannst du dich, kannst du deine Hälfte erkennen?“





Sie zögerte. „Man wird sich nach und nach hineinleben müssen denke ich.“

„Ich werde mich nie in Dreiecke hineinleben, ich bin kein Dreieck und will kein Dreieck werden.“

„Dann wird umgekehrt ein Dreieck eben du“, sagte mein Sohn unergründlich; „das ist der Sinn der neuen Kunst, daß sie die Menschen auf die Dauer nötigt, so zu sein, wie unsere Pinsel sie erblicken.“

„Wie ein Pinsel mich erblickt, berührt mich nicht — sieh dir einmal dieses Bild an, lieber Sohn.“

„Das ist kein Bild, das ist ein Stück Papier.“

„Das meinst du wohl. Ich aber sage dir, das scheinbar weiße Blatt Papier bist du.“

„Wie käme ich dazu —?“

„Durch mich. Was du für dich beanspruchst, darf ich auch für mich in Anspruch nehmen. Das ist dein Bild. Ich habe es von dir gezeichnet, es hilft dir nichts: So sehe ich dich!“

Er war betroffen und verlegte sich aufs Handeln: „Du wirst mir zugestehen, Vater, dieses leere Blatt ist nichts — möglich, daß es einmal etwas werden könnte.“

„In meine Arme, Sohn, wir haben uns verstanden! Du bist noch nichts, aber möglich ist, daß aus dir noch etwas werden könnte, wenn du etwas Ordentliches schaffen willst, statt etwas vorzuflunkern.“

Damals hat mein Sohn das Malen aufgegeben. Jetzt ist er ein guter, braver Kaufmann.

Dennoch, wenn ich es heute nach zwanzig Jahren überblicke: Seine Mutter und mit ihr der alte Herr Goethe aus Weimar haben recht behalten: „So wie sie Gott uns gab, so muß man sie haben und lieben.“

Der Kegelkönig

Nach einer österreichischen Sage rührt der Name des Kegelkönigs, des mittelsten der neun Kegel, von folgendem Ereignis her: König Richard Löwenherz kehrte mit seinem Diener verkleidet über Österreich aus dem Orient zurück. Als er Wien erreichte, wo sein Todfeind herrschte, kehrte er in dem nahe der Stadt gelegenen Fischerdörfchen Erdberg ein, wo vor dem „Hirschpeunt“ (dem herzoglichen Rüdenhause) das Volk sich auf dem Eise mit Kegelscheiben belustigte. Richard Löwenherz wurde bei dieser Gelegenheit trotz seiner Verkleidung erkannt, überwältigt und gefangengenommen. Von da ab nannte man den mittleren Kegel den „König Richard“ oder schlechthin nur „König“.

RÄTSEL

Zahlenrätsel

1 2 3 4 5	= german. Gott
6 7 8 9 3 4 10	= Stadt in Thüringen
9 1 4 8	= Stadt in Holland
8 6 7 11 12	= tier. Erzeugnis
4 13 14 4 5 6	= eingebor. deutscher Schutztruppler
9 15 9 5 9 13 16	= unbestiegener Berg
3 9 17 9 7	= Naturerscheinung
3 18 8 19 12 9	= Wassernixe
9 6 19 9 5	= Berg in der Schweiz

Die Anfangsbuchstaben und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen, ergeben den Titel eines neuerschienenen Buches.

Buchstaben-Austauschrätsel

Von folgenden Wörtern sind die ersten Buchstaben durch andere zu ersetzen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben den Namen eines berühmten Erfinders, dessen 100. Geburtstag wir jetzt feiern.

Bar, Rinde, Geier, Wunde, Alster, Haube, Sonne, Ader, Saal, Ähre, Weib.

Magisches Quadrat

Untenstehende Buchstaben sind in das Quadrat so einzusetzen, daß die waagrechten und senkrechten Reihen gleiche Wörter folgender Bedeutung ergeben: Frauenname, Lackart, Tätigkeitswort (Befehlsform), Lebewesen (Mehrzahl), Zeitbegriff.

a a a a b e e e e e e i i l l m r r r r t t t t t.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a ber di don du dy e e e er fan ger graph in in lend lo na ne ner nis no o rie rik ruh ste te ti um ur vi sind 12 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch des Reichspräsidenten ergeben.

1 .... 7 ....
2 .... 8 ....
3 .... 9 ....
4 .... 10 ....
5 .... 11 ....
6 .... 12 ....

Die Wörter bedeuten: 1. griech. Tyrann, 2. Einzelwesen, 3. Mädchenname, 4. Raubtier, 5. Einteilung, 6. Not, 7. Behälter, 8. Wildschwein, 9. Waffengattung, 10. Kurzschreiber, 11. Naturerscheinung, 12. tropische Pflanze (st = 1 Buchstabe).

Zahlenfüllrätsel

			1			
2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15
16	17	18	19	20	21	22
23	24	25	26	27	28	29
30	31	32	33	34	35	36
37	38	39	40	41	42	43
44	45	46	47	48	49	50

In obige Figur sind die durch nachfolgende Zahlen gewonnenen Buchstaben in die Felder mit gleicher Zahl einzutragen, so daß sich von 1—50 gelesen die Buchstaben zu einem Zitat von Theodor Körner ergänzen.

16 23 4 33 9 17 = Volksgemeinschaft
7 18 3 27 1 2 = Zeitabschnitt
5 10 15 20 32 = Herrensitz
48 49 19 31 13 29 = Engel
8 45 24 11 28 34 = feuerspeiender Berg
47 12 6 26 = Gedanke
14 39 35 23 44 45 = exot. Vogel
21 47 37 43 30 = Schreibmaterial
38 28 25 47 22 = morgenländ. Fürst
50 36 40 41 2 = Teil des Bauernhofes
46 23 42 2 = Sinnesorgan.
(sch = 1 Buchstabe).

Füllrätsel

a	n					
	a	n				
		a	n			
			a	n		
				a	n	
					a	n

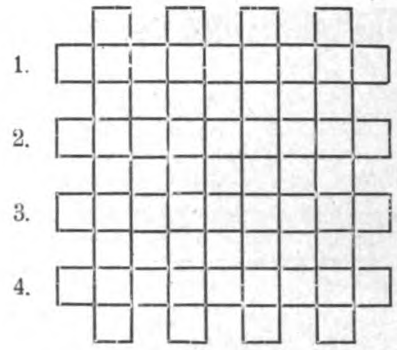
Obige Figur ist mit den Buchstaben: a a b d d e e e e e e e e g i k l l l n n n n n r t t t v v so auszufüllen, daß Wörter folgender Bedeutung entstehen: Radiozubehör, Südfrüchte, Sagengestalt, Teil der Mittelmeerküste, europ. Inselreich, Wohnung eines Kirchenfürsten.

Gegensatzrätsel

Von folgenden Wörtern sind solche mit gegensätzlicher Bedeutung zu suchen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben den Namen eines Reichsministers (ch = 1 Buchstabe).

Gebirge, Tadel, Leben, Riese, Unrast, Mangel, Erfolg, Flut, Tag, Zutrauen, Satan.

Magisches Gitterrätsel



Die Buchstaben: a a a a c c d d d d e e e e e e e e e e e i i i i i i i n n n n n n p p p p r r r r r r r r s s s s s s v v w w sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht gleiche Wörter entstehen. Die Wörter bedeuten: 1. Schlange, 2. Gebirgsblume, 3. Aschenkraut, 4. alljährlich erscheinender Sternschnuppenschwarm.

Lösungen aus Folge 41:

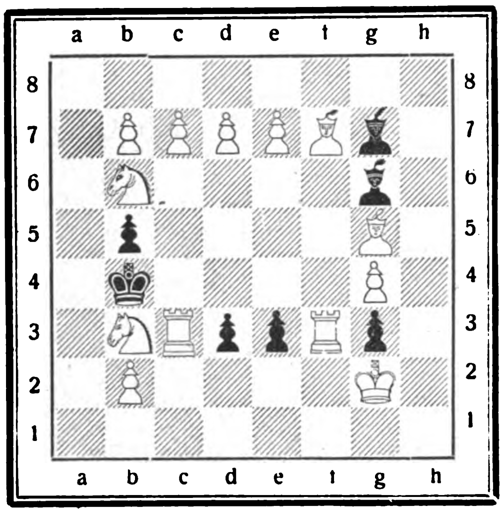
Silbenrätsel: 1. **Dame**, 2. **Ade**, 3. **Stieglitz**, 4. **Hunnen**, 5. **Etui**, 6. **Rune**, 7. **Zigeuner**, 8. **Ute**, 9. **Rahe**, 10. **Dorothea**, 11. **Note**, 12. **Indien**, 13. **Chemie**, 14. **Hindin**, 15. **Tempo**, 16. **Diana**, 17. **Innung**, 18. **Einsiedler** = Das Herz und nicht die Meinung ehrt den Mann. ✳ **Zahlenrätsel:** Biene, Alwine, Uri, Eremit, Radium, Niederlande, Aarau, Rhein, Bahia, ecru, Idee, Tonne, Irak, Sardine, Tabor, Heer, Eutin, Titan = Bauernarbeit ist heute wieder Ehrenarbeit. ✳ **Magisches Quadrat:** Salem, Adele, Leder, Elena, Meran. ✳ **Gegensatzrätsel:** **blühen, unten,** egal, **Cherub, kühl, Ernte, bunt, echt, roh, geschwind** = Bueckeberg. ✳ **Zahlen-Füllrätsel:** Antenne, Steinklopfer, Veranda, Stengel, Stiefel, Aal, Tante, Statistik, Spieß = Ein Parteistaat ist gefallen, ein Volksstaat ist entstanden. ✳ **Buchstabenaustauschrätsel:** **Wetter, Igel, Nase, Tugend,** edel, **Rabe, Hupe, Inge,** lachen, **Faß, Eber** = Winterhilfe.

Schach-Beobachter.

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Schach das Wehrspiel der Deutschen

Aufgabe.
(Urdruck)
Von Seb. Mühltaller, München.



Weiß (13 Steine): Kg2, Tc3, Tf3, Lf7, Lg5, Sb3, Sb6, Bb2, b7, c7, d7, e7, g4.

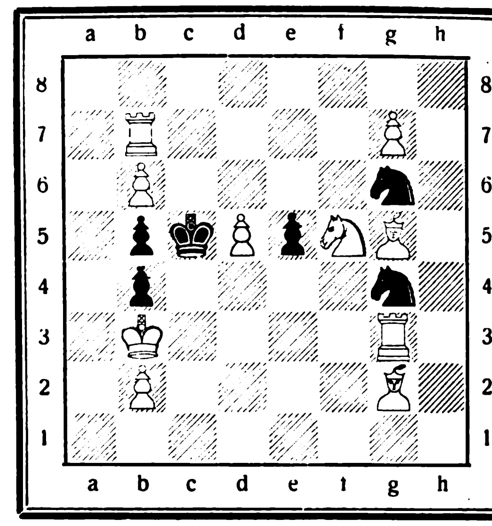
Schwarz (7 Steine): Kb4, Lg6, Lg7, Bb5, d3, e3, g3

Weiß zieht und setzt in 2 Zügen matt.

Dem großen Führer und Volkskanzler Adolf Hitler gewidmet

Schach ist das beste Mittel der Erziehung zur Konzentration

Aufgabe.
(Urdruck)
Von Seb. Mühltaller, München.



Weiß (10 Steine): Kb3, Tb7, Tg3, Lg2, Lg5, Sf5, Bb2, b6, d5, g7.

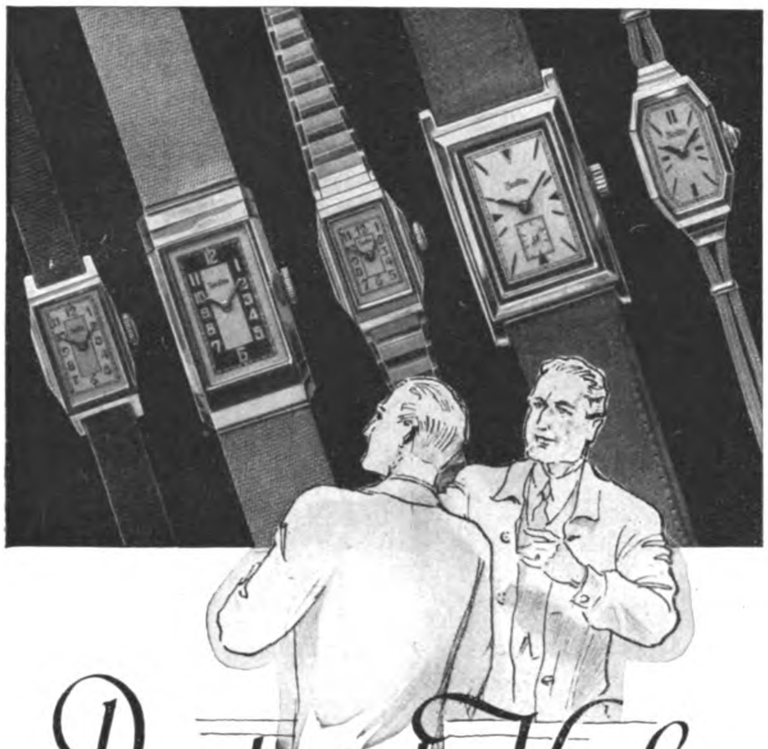
Schwarz (6 Steine): Kc5 Sg4, Sg6, Bb4, b5, e5.

Weiß zieht und setzt in 2 Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 38.
Zweizüger von Adolf Sayer, München. Kontrollstellung: Weiß 10 Steine: Kh2, Dc1, Tf3, Tg4, Sb7, Sd3 Lc6, Bb3, e6, f5. — Schwarz (12): Kd4, Db8, Ta4, Tb5, La1, La6, Sb1, Ba2, f4, f6, h5, h7.

1. Der Schlagschlüssel Sd3×f4 hat hier Berechtigung.

Richtig gelöst: Gerd. Tredug, Berlin-Schöneberg; Ch. Donhauser, Bad Tölz; W. Eichentopf, Suhl; Walter Dreher, Solingen; A. Reisach, Markt Oberdorf; Leonh. Dorn, Sembach (Pfalz); Karl Hülsenbeck, Düren; Rektor Kidalla, Oppeln; Dr. med. F. Ritte, Heilbronn; L. Schlobach, Rochlitz; Oberlehrer H. Seidel, Hirschfeld-Leipzig; Ernst Ellies, Wuppertal-Langerfeld; E. Pohl, Münster (Westf.); Pastor P. Nix, Uelitz (Mecklbg.).



Der deutsche Käufer verlangt wieder Qualität

Jahrelang hat Massen- und Schundfabrikation der guten deutschen Werkmannsarbeit das Leben schwer machen dürfen. Die ZentRa-Garantiegemeinschaft deutscher Uhrmacher ist stolz darauf, dass sie diesen Strömungen niemals nachgegeben hat; sie ist stolz darauf, dass ihre Grundsätze wieder allgemeine Grundsätze des kaufmännischen Lebens geworden sind. ZentRa-Uhren in allen Preislagen sind hochwertige Qualitätserzeugnisse; auch für die billigste ZentRa-Uhr zu 16 Mark leisten 2400 deutsche Uhrmacher gemeinsam Garantie.

ZentRa Uhren

ZENTRA-TAVANNES

ZentRa-Garantiegemeinschaft deutscher Uhrmacher

ZentRa

Die Uhr mit dem Reifezeugnis

Nur in Fachgeschäften mit dem roten ZentRa-Wappen.
Verlangen Sie in Ihrem ZentRa-Geschäft den illustrierten ZentRa-Katalog. Ist kein ZentRa-Geschäft in Ihrer Nähe, so bestellen Sie die kostenlose Zusendung bei der ZentRa-Garantiegemeinschaft, Köln a. Rh., Bischofsgartenstr. 10

Edgar von Schmidt-Pauli:

Die Männer um Hitler

Jeder Deutsche, der Einblicke in die Arbeit, das Wesen und die Ziele der nationalsozialistischen Bewegung gewinnen will, muß unbedingt dieses Buch besitzen. Die hervorragende Charakterisierung aller Mitarbeiter, die dazu beitrugen, die Partei zur größten Bewegung des deutschen Volkes zu gestalten, macht dieses Buch zu einem geschichtlichen Nachschlagwerk von größter Bedeutung. Außerdem enthält das Werk hochinteressante Artikel über Nationalsozialismus und Wirtschaft, geschichtliche Entwicklung der Partei, Propaganda, S.A. und S.S., Braunes Haus usw. Preis Ganzleinen M. 4.50 – Zu beziehen durch die

Buchhandlung Frz. Eher Nachf., München 2 NO, Thierschstraße 11



Diana-Luftgewehre



Die besten **waffenscheinfreien** Sport- und Übungsgewehre. Billige Munition, einfache Handhabung, genaueste Schußleistung. Idealste Übungsgewehre für alle Angehörigen der S. A., S. S. und H. J.
Ausführliche Prospekte kostenlos von

Dianawerk, Rastatt 1.

Für Stunden froher Geselligkeit das Teeservice aus feuerfestem

JENAer GLAS



preiswert · formschön · feuerfest

In allen Haushaltsgeschäften zu haben — Druckschriften 106 kostenfrei vom



JENAer GLASWERK SCHOTT & GEN. JENA

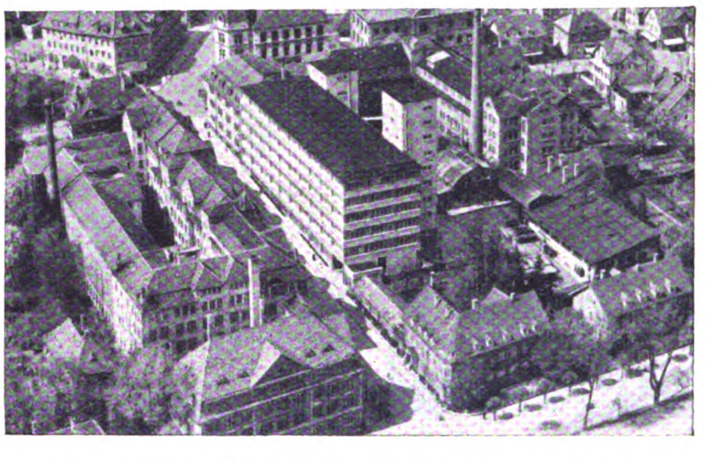


VE 301, der Volksempfänger
ESWE 342, 1 Kreis, 2 Röhren
ESWE 343, 3 Kreise, 3 Röhren
ESWE 343L m. dyn. Lautspr.
ESWE 346, 8 Kreise, 6 Röhren
ESWE 346L m. dyn. Lautspr.
ESWEDYN, der dyn. Lautspr.

Deutsche Wertarbeit!

Sachsenwerk

Licht- und Kraft-Aktiengesellschaft · Niedersedlitz (Sa.)



FLUGZEUG-AUFNAHME DER WELTBEKANNTEN KIENZLE UHRENFABRIKEN A. G. IM WÜRTTEMB. SCHWARZWALD

2500 Schwarzwälder Arbeiter und Bürgen für jede Kienzle-Uhr und geben ihr Bestes, jeden Käufer einer Kienzle-Uhr zufriedenzustellen, ganz gleich, ob es sich um eine der bekannten Kienzle-Crometa für Schreibtisch, Nachttisch und Reise, oder um eine Taschenuhr handelt.

KIENZLE-UHREN IN JEDEM FACHGESCHÄFT



KAMPFUNGEHEUER

(Schluß von Seite 1364)

da weder für die eine noch die andere Konstruktionsrichtung eine heute gültige Kriegspraxis vorhanden ist.

England zeigt hier die instinktiv richtigste Einstellung, indem es eine Mittellösung wählte und also Panzerung und Geschwindigkeit gleichmäßig erhöhte.

Italien kann in die Gesamtbetrachtung nicht einbezogen werden, da die gebirgigen Grenzgebiete eine besondere Anpassung verlangen. Wir finden tatsächlich in Italien auch nur leichtere Typen mit hohen Geschwindigkeiten und großer Steigfähigkeit (bis zu 45°).

Die gesamten Tanktypen kann man in vier große Gruppen einteilen. Die erste Gruppe bilden die Einmann- und Kleintanks. Diese sind mit je einem Maschinengewehr ausgerüstet, weisen verhältnismäßig leichte Panzerung auf und verfügen über hohe Durchschnittsgeschwindigkeiten. Sie werden zur Unterstützung der Sturmtrupps bei Angriffen eingesetzt oder treten — an Stelle der früheren Reiterei — als selbständige Angriffstruppe auf.

In die zweite Gruppe gehören die Leichttanks, die mit zwei Maschinengewehren ausgerüstet sind oder eine Schnellfeuerkanone (Kaliber 37 Millimeter) besitzen. Die Panzerung hält normalen Maschinengewehrgeschossen stand. Diese Tanks sind ebenfalls Infanteriesturmtrupps zugeteilt und müssen eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 40 Std.-Kilometer auf jedem Gelände entwickeln. Zwei bis drei Mann gehören zu jeder Besatzung.

Zur dritten Gruppe rechnet man die Kampf- und Schlachttanks. Diese sind stärker als die vorhergehenden Gruppen bewaffnet. Sowohl die Geschosse ihrer Schnellfeuergeschütze als auch ihrer großkalibrigen Maschinengewehre haben außerordentlich erhöhte Anfangsgeschwindigkeiten, die es ermöglichen, stärkere feindliche Verschanzungen bei einem Angriff zu durchbringen. Diese Tanks müssen in der Lage sein, selbst breite Antitankgräben (das sind Erdausbebungen, in denen sich die Tanks fangen sollen, ohne die Möglichkeit zu haben, sich aus eigener Kraft wieder herauszuarbeiten) zu überwinden. Ihre Panzerung widersteht den bisher bekannten kleineren und mittleren Antitank-Geschossen. Die Geschwindigkeit dieser Gruppe schwankt zwischen einem Stundendurchschnitt von 30—50 Kilometer auf unebenem Terrain. Die Besatzung besteht aus mindestens zwei Mann, während das Gesamtgewicht der Fahrzeuge schon die stattliche Zahl von 12 bis 15 Tonnen erreicht.

In der letzten Gruppe findet man alle überdimensionierten Tanks. Diese Übertanks werden zum Angriff auf außerordentlich starkbefestigte feindliche Stellungen eingesetzt. Da diese Tanks schon durch ihre Größe einer stärkeren Beschießung ausgesetzt sind, ist ihre Panzerung entsprechend verstärkt. Die Panzerplatten sind zum großen Teil aus Chromnickelstahl hergestellt, weisen einen Durchmesser von mindestens 10 Zentimeter (!) auf und geben den einzelnen Übertanks ein Gesamtgewicht von sechzig Tonnen an aufwärts. Der Transport dieser Ungeheuer macht schon in Friedenszeiten große Schwierigkeiten, da sie durch ihr Gewicht und ihre Ausmaße den Großteil der befahrenen Straßen oder Landstrecken ruinieren. Versuche mit diesen Übertanks in Frankreich haben ergeben, daß diese Fahrzeuge ohne Schwierigkeiten auf ein normal gebautes Landhaus zufahren, hindurchfahren und selbst durch die großen Steinmassen des über ihnen zusammenbrechenden Hauses nicht den geringsten Geschwindigkeitsverlust aufweisen.

Zur Abwehr von Tanks und Kraftwagen neuester Konstruktion kommen nur ganz schwere Maschinengewehre oder Kleingeschützkaliber von 20 Millimeter an aufwärts in Frage. Das beste Abwehrmittel des Tanks ist jedoch der Tank, eine Parallele zu dem bekannten Ausspruch: „Das beste Abwehrmittel gegen Flugzeuge ist das Flugzeug selbst.

ANEKDOTEN

In der Schlacht bei Kopenhagen am 2. April 1801 machte der Admiral Parker der Division seiner Flotte, die unter dem Kommando des Admirals Nelson stand, das Signal, den Angriff aufzugeben. Nelson wollte das nicht glauben, obwohl jeder deutlich das Signal erkannte. Man forderte ihn auf, selbst durch das Fernglas zu sehen. Da nahm Nelson den Kapitän Foley an dem Arm und sagte: „Sie wissen, daß ich einäugig bin, und so habe ich das Recht, zuweilen blind zu sein". Dann hielt er das Fernglas vor sein totes Auge und schwur, die Schlacht fortzusetzen, weil er kein Signal sehe.

*

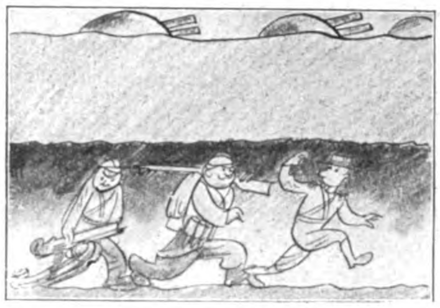
Mit welcher Unverschämtheit in früheren Jahrhunderten Wucherzinsen erhoben wurden, zeigt ein Schuldschein, den Fürst Johann Georg von Anhalt 1589 unterschreiben mußte, als er von seinen Landständen 30 000 Thaler borgte. Zahle er diese Summe nicht rechtzeitig zurück, so hieß es darin, so gebe er ihnen feierlichst alle Macht und Gewalt, an Kirchen, Klausen, Rathäusern und sonstigen öffentlichen Orten, wo es ihnen immer gefiele, seine fürstliche Person in Gemälden und Inschriften anzuschlagen, zu schmähen, zu schelten und bei jedermann aufs ärgste auszurufen, wie solchen Leuten gebühre, die ihre verpfändete Ehre, Brief und Siegel nicht einlösen. Daran sie dann nicht gefrevelt und kein Unrecht getan haben sollten.


Tradition u.
Gegenwart
Trommler
Zigaretten
STURM-ZIGARETTEN-FABRIK, DRESD
TROMMLER
3 1/3
Zur höchsten Qualität
2 neue Uniform-Bilderfolgen:
„Vorkriegszeit" und „Gegenwart".

Glossen der Woche



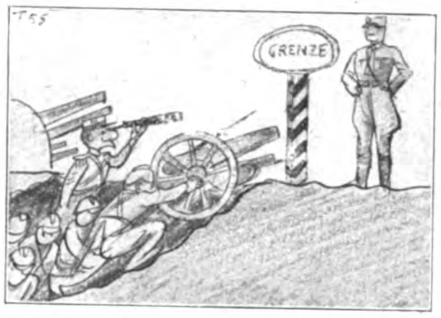
Der Herr Capitain will sich von dem Stand der Rüstungen in Deutschland überzeugen und nimmt sich — sicher ist sicher! — einen schwer bewaffneten Posten mit.



Unterwegs trifft der Herr Capitain auf seinem Marsch durch die unterirdische Festung — man kann nie wissen! — auf einen M.G.-Schützen, dem er befiehlt, sich anzuschließen.



Außerordentlich groß ist die Freude des Herrn Capitain, als er seinen Todesmut dadurch vergrößern kann, indem er zu seinem Rekognoszierungsgang noch einige Geschütze beordert.



Endlich findet der Herr Capitain die Berechtigung seiner Sicherungsmaßnahmen bestätigt, denn — oh la la — an einem Ziel fehlt es nicht.

Er geht aufs Ganze



„Du, dein Schwiegermamachen sagte, du hättest gestern so ulkige Witze erzählt, daß sie vor Lachen fast geplatzt wäre!"

„Oho, wo ist sie? Ich weiß noch ulkigere!"

Gewissensfrage



„Herr Einbrecher, befassen Sie sich auch mit Frauenraub?"

KINDERMUND

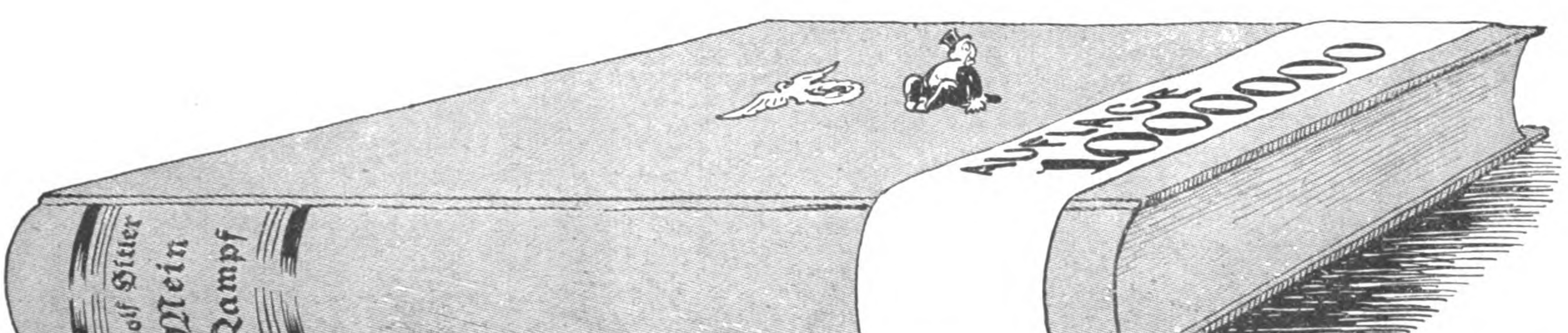


„Mensch, mit die Kiste mach'ste ooch nich mehr als fufzehn pro Stunde. Ich häng' dir mit meinem Kompressor glatt ab!"



„Du Lausbub, will'ste nicht auf dein Brüderchen aufpassen. Kann ihm doch was passieren auf der Straße!"

„Ach, lassen Se 'n man, wa' ham denselben zu Hause noch mal!"

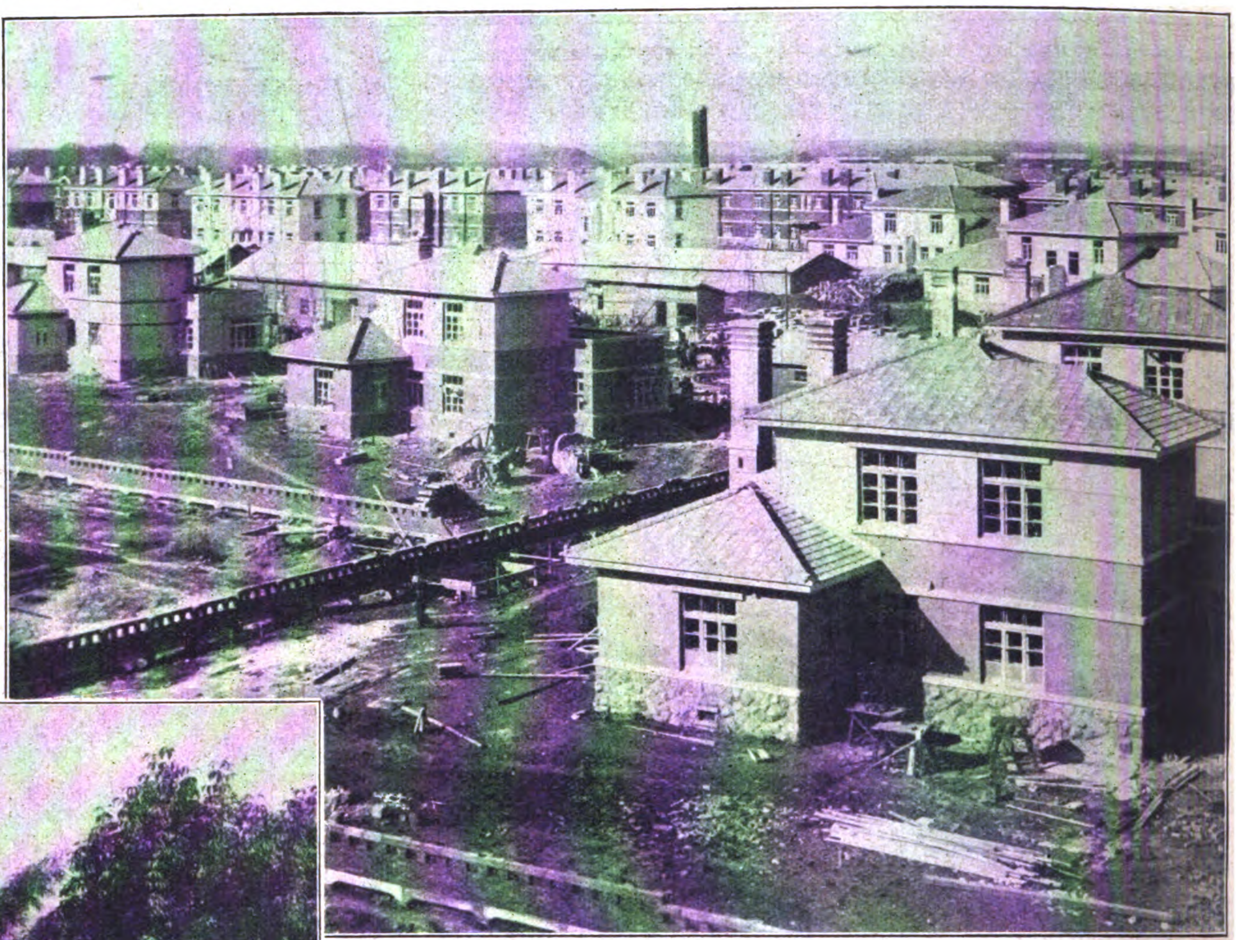


„Nebbich, früher schien es mer zu klein, um es zu beachten, — jetzt is es so groß, daß ich es nit mehr kann übersehe."

Verlag: Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11-17, Fernsprecher: 20647 u. 22131. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post und durch jede Buchhandlung monatlich 86 Pfennig, durch Umschlag M. 1.45. Versand ins Ausland durch Umschlag monatlich M. 1.45, für Länder mit ermäßigtem Porto M. 1.25. Postscheckkonto: München 11346; Wien: 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern, Postscheck III 7205. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank, Filiale Kaufingerstraße. / Der „Illustrierte Beobachter" erscheint wöchentlich am Samstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39/II, Fernruf: 20755 und 20801. Hauptschriftleitung und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dietrich Loder, München; Berliner Schriftleitung: Dr. Hans Diebow; verantwortlich für Anzeigen: Erwin Finkenzeller, München. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. / Österreich: Für den Inhalt verantwortlich: Eduard Steingassinger; Auslieferungsstelle N. S. P.-Verlag, beide in Linz a. d. D., Langgasse 4/I. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung, Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Adressenvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Organisationsleben muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.

[A B C D E F] Diese Ausgabe darf in Lesezirkeln nur geführt werden, wenn sie im Kopf als Lesezirkel-Ausgabe kenntlich gemacht ist

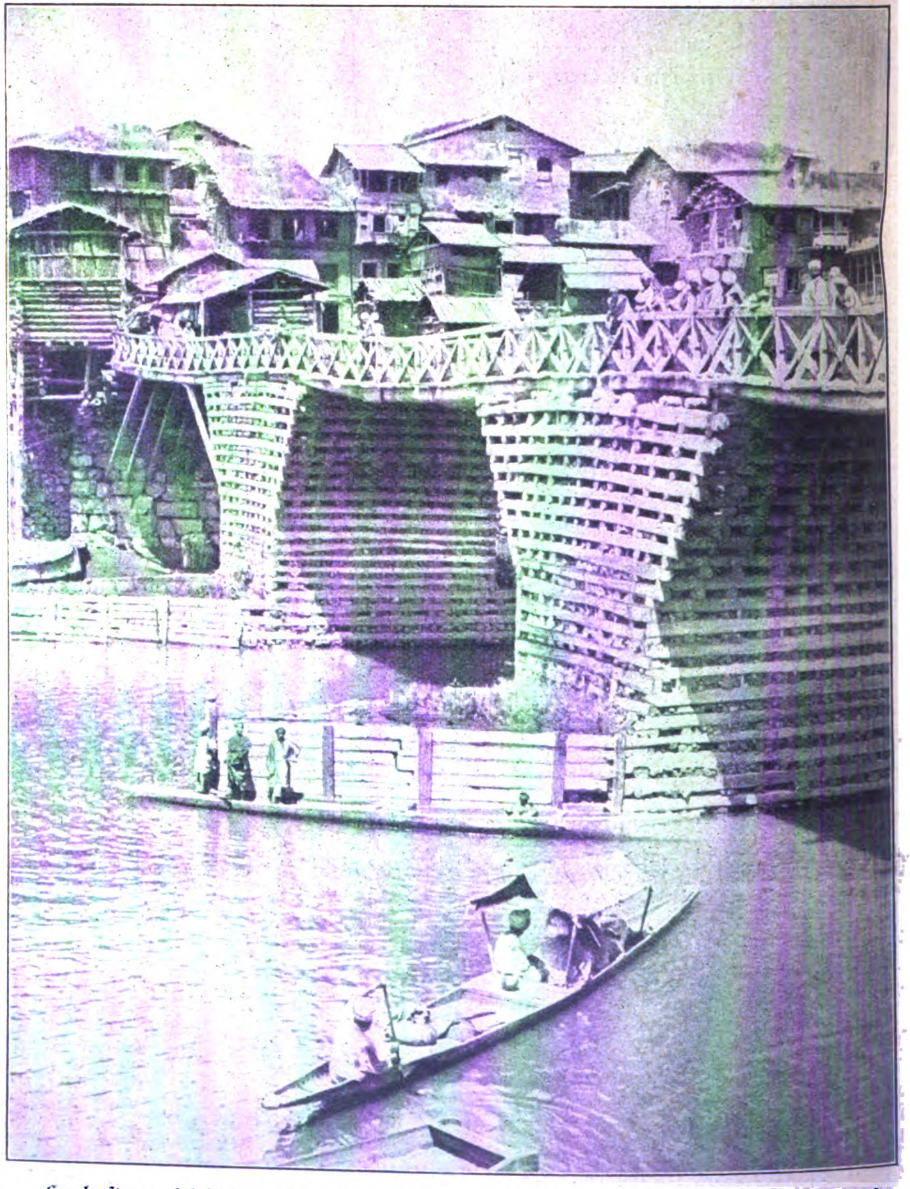
Die Welt ist weit und wunderlich



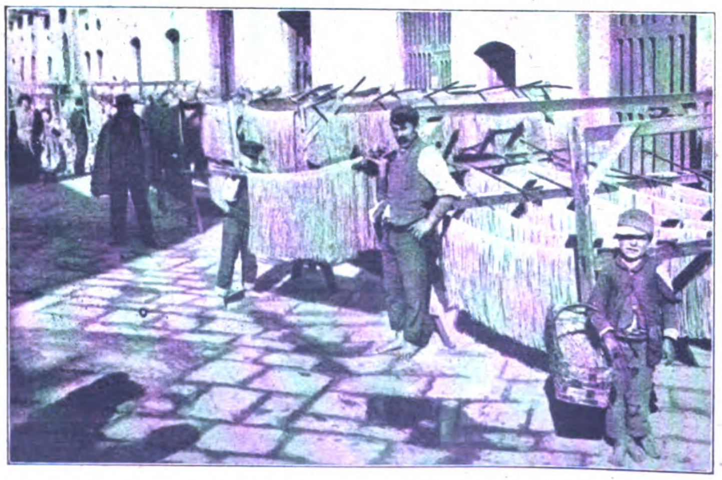
Eine Siedlung entsteht, die ersten Neubaublocks sind bereits fertiggestellt, vielleicht am Stadtrand von Berlin oder Leipzig — doch weit gefehlt! Das wird die neue Hauptstadt Hsinking des von den Japanern neugeschaffenen Staates Mandschukuo im Fernen Osten.



Milch in Bambusröhren. Auf dem Marktplatz von Dardschiling am Fuße des Himalajagebirges bieten die eingeborenen Milchhändler ihre Ziegen- und Yakmilch in Bambusröhren, die von kleinen tibetanischen Pferden transportiert werden, zum Verkauf an.



Holzstapel bilden Brücken. Srinagar, die Hauptstadt von Kaschmir im nordwestlichen Himalajagebiet, kennt nur Holzbrücken. Selbst die Brückenpfeiler bestehen aus kreuzweise übereinandergeschichteten Holzpfählen. Das Stadtbild dieses in 1600 Meter Höhe gelegenen indischen Venedigs erhält gerade durch diese seltsamen Holzbrücken sein eigenartiges Gepräge.



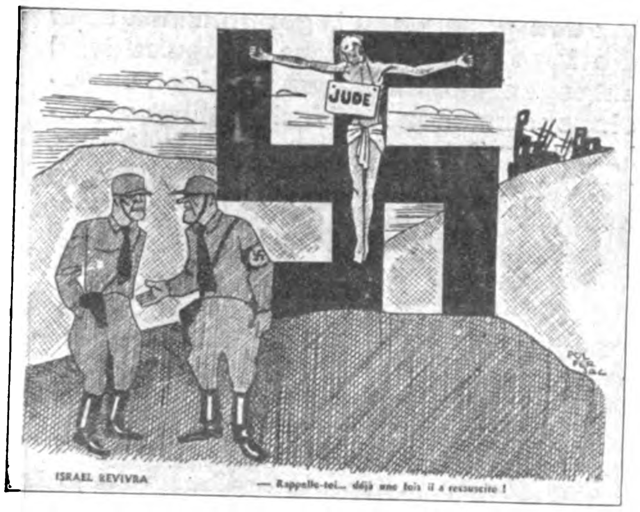
Wie Spaghetti in Norditalien, so sind Makkaroni in Süditalien das beliebteste Volksnahrungsmittel. Hier, in den Straßen Neapels, sind nicht Fischernetze zum Trocknen, sondern Makkaroni-Schnüre zum Verkauf aufgehängt.

GREUEL-HETZE

gegen Deutschland:

So verleumden sie uns – – –

Der Jude am Hakenkreuz — ein Haßmotiv, das immer wiederkehrt.

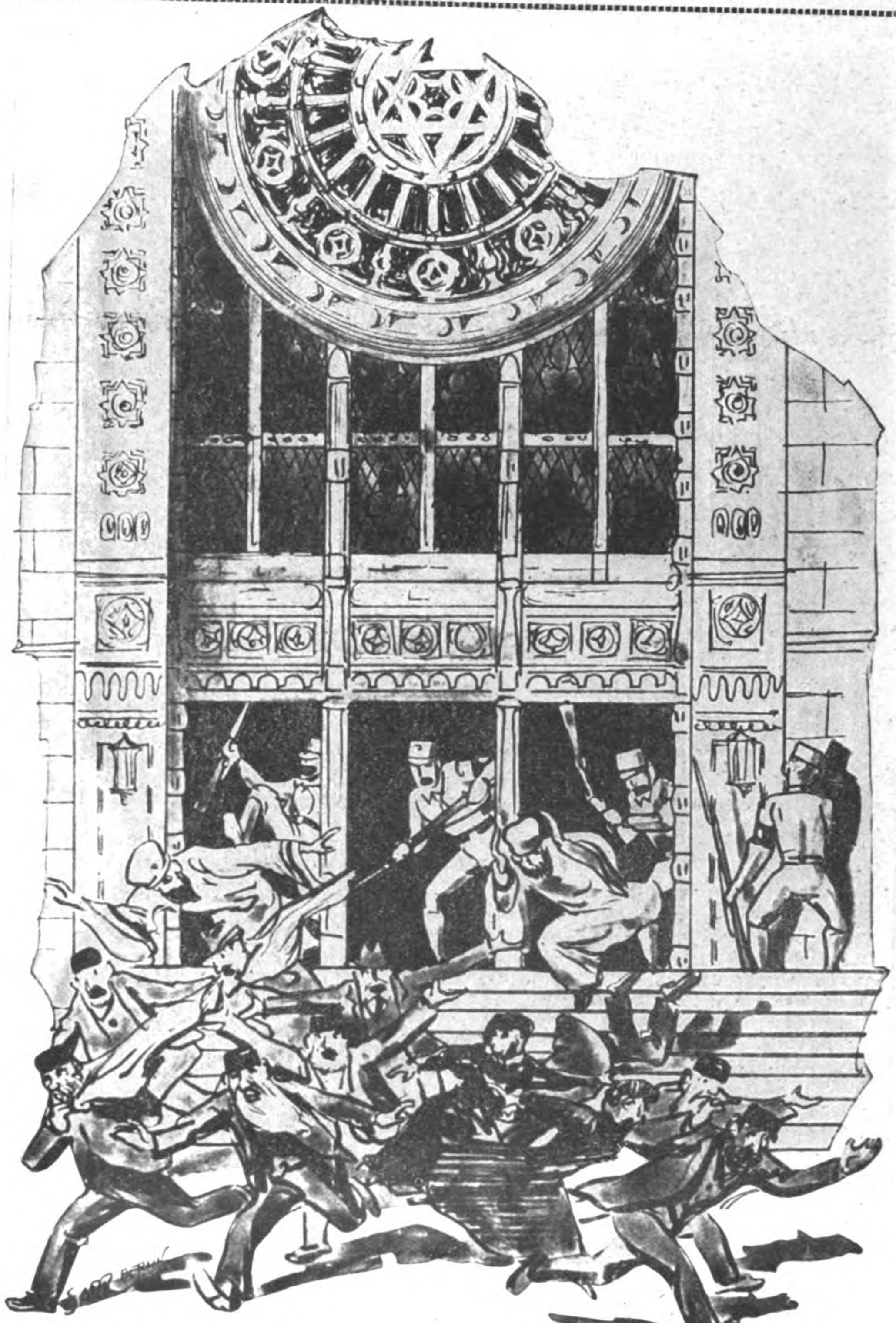


Aus „Le Droit de Vivre", Paris.

„Israel wird wieder leben"

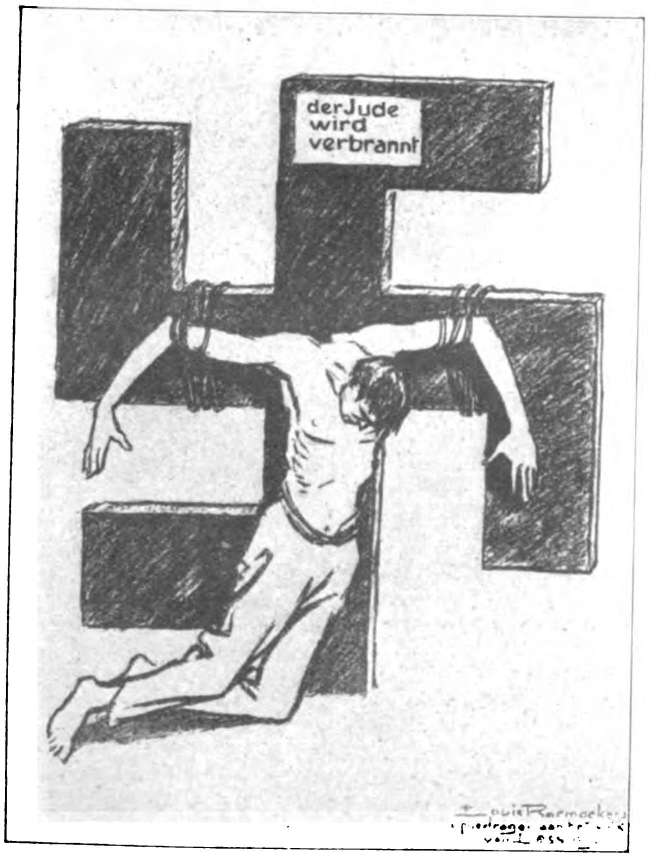
„Erinnere dich ..., schon einmal ist er auferstanden!"

Der gekreuzigte Jude wird hier mit Christus gleichgesetzt. In seinem blinden Haß gegen das nationalsozialistische Deutschland merkt der Zeichner gar nicht, daß er gerade die Juden hiermit am meisten trifft, indem er Judas größtes Verbrechen, die Kreuzigung Christi, vor Augen führt.



Aus „New York Life".

Die Zeichnung eines angeblichen Augenzeugen: Die Juden werden mit Kolbenstößen und Bajonetten aus der Synagoge gejagt. Niemals hat der Nationalsozialismus die Juden an der Ausübung ihres Gottesdienstes gehindert.



Aus „de Telegraaf", Amsterdam.
Eine Zeichnung des schon durch seine Haßkarikaturen aus dem Weltkriege berüchtigten Karikaturisten Raemaekers.

Das Judentum hat die gesetzliche Gleichstellung, die ihm durch das Edikt vom März 1812 zuerkannt wurde, dem deutschen Volk übel gelohnt. Mit dem ständigen aufdringlichen Vorwurf angeblicher Zurücksetzung und mit rücksichtsloser Ausnutzung **einmal gegebener Zugeständnisse hat es sich Position nach Position erkämpft und schließlich im letzten Menschenalter eine ganz unerträgliche**



Aus „L'Aurore", Kairo:
„Das habe ich nicht gewollt."
Juda scheut sich nicht, selbst Christus ins Feld zu führen und ihn diese erlogene „deutsche Bestialität" beklagen zu lassen — Christus, den die Juden kreuzigen ließen, und den sie im Talmud „Hurensohn" nennen.



Eine Aufnahme aus den heißen Wochen des Spätsommers: Nicht anders als in den vergangenen Jahren! Keiner nimmt die geringste Notiz von ihr.

...und das ist die Wahrheit

Lichtbilder sind beweiskräftiger als Worte. Um den gehässigen Lügenberichten über die Lage des Judentums in Deutschland entgegenzutreten, haben wir einen unvoreingenommenen Ausländer, einen amerikanischen Pressephotographen, gebeten, uns einen Bildbericht vom Leben der Juden im heutigen Berlin zu liefern.



In einem Strandlokal am Wannsee: Nach wie vor verkehren dort jüdische Gäste in unverminderter Zahl. Ihre Autos parken in langen Reihen vor den Garagen.

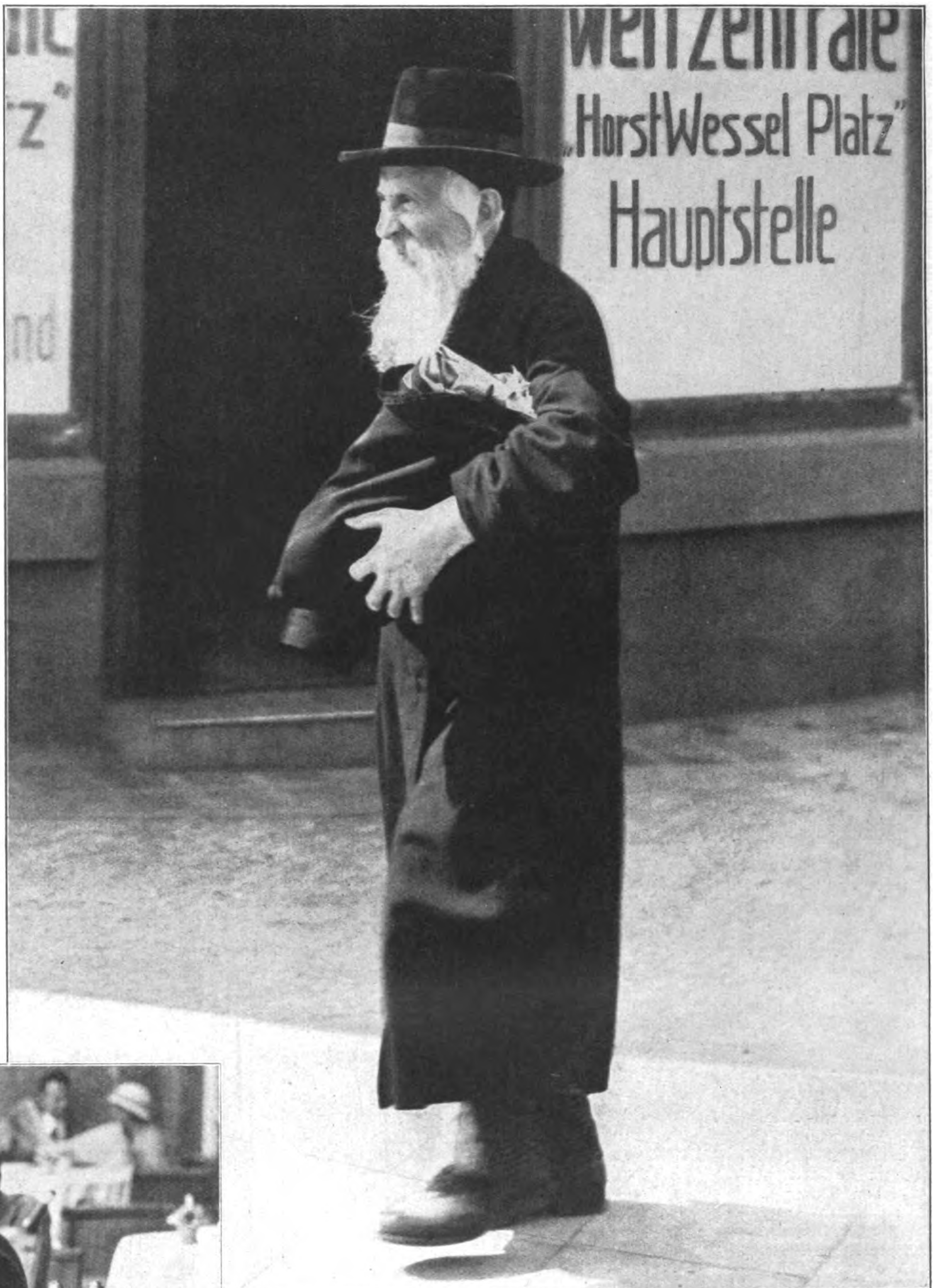


Eine Gruppe aus dem Publikum des Strandrestaurants bei Kaffee und Kuchen. Sie können die teuren Preise zahlen!



In einem anderen Wochenendlokal: Ganz unbehelligt sitzen sie an den schönsten Plätzen. Sieht das nach Terror aus?

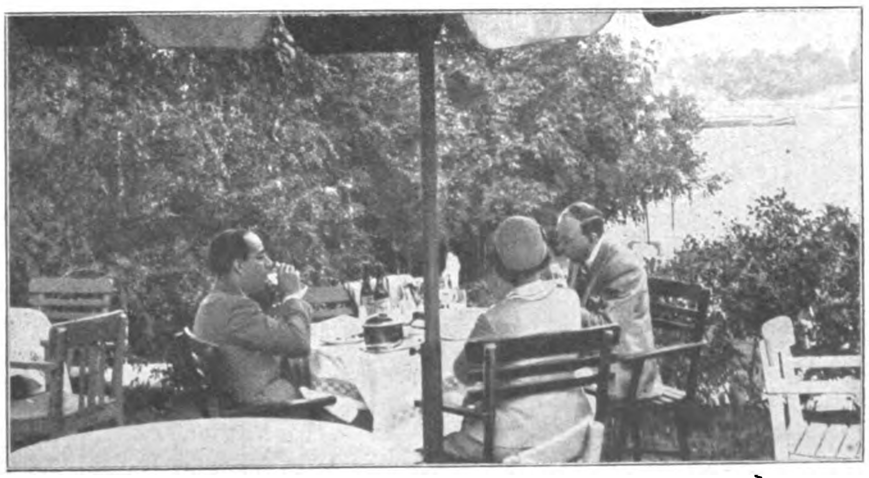
Vormachtstellung erlangt. Gegen diese Fremdherrschaft, die jede Regung nationalen Bewußtseins mit staatlichen Machtmitteln niederknüppelte, statt dessen aber dem gemeinen Geist der Zersetzung und des Bolschewismus Tür und Tor öffnete, lehnte sich das gepeinigte Volk lange Zeit vergeblich auf. Der Sieg der nationalsozialistischen Bewegung gab die Möglichkeit, mit gesetzlichen Maßnahmen die Vormachtstellung des Judentums einzuschränken. Diesen Verzicht auf die schrankenlose Herrschaft über das deutsche Volk empfindet das Weltjudentum als den Verlust einer seiner stärksten Bastionen. Es hat einen Lügen- und Verleumdungsfeldzug in aller Welt angezettelt, der das deutsche Volk in



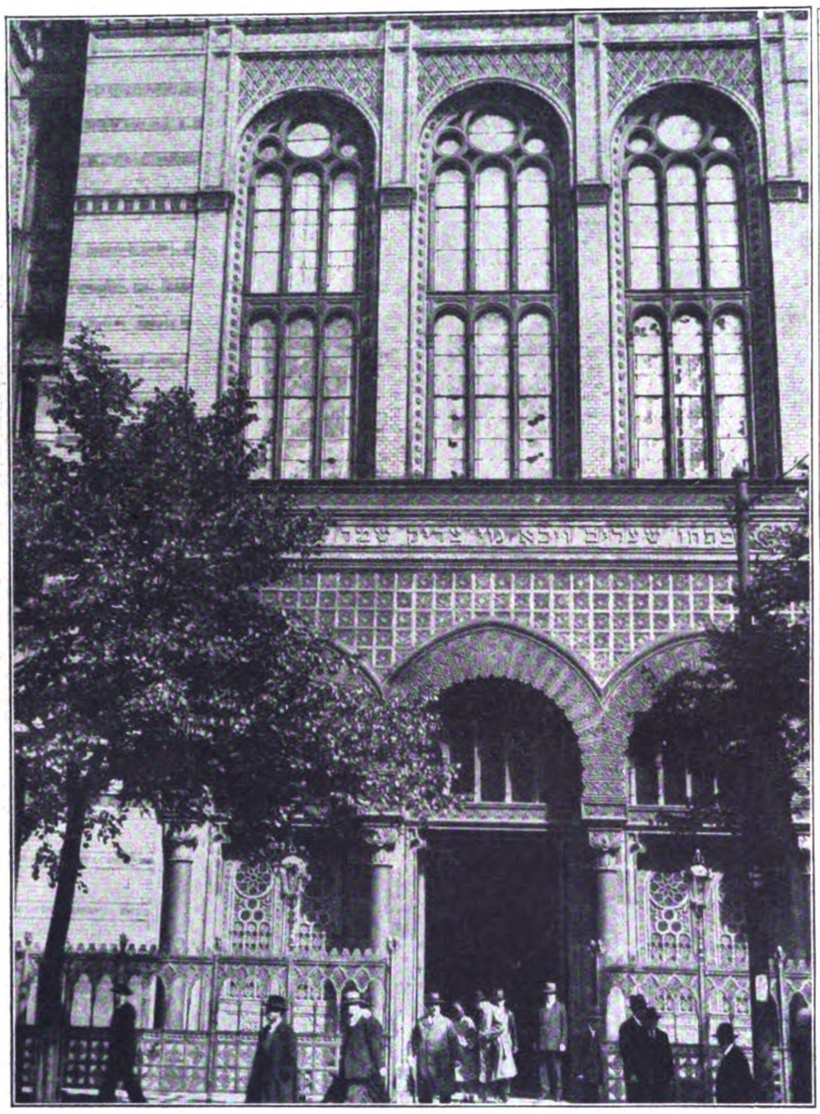
Ein Bilddokument, das die Greuelnachrichten Lügen straft. Ein Ostjude reinsten Wassers am Horst-Wessel-Platz. Selbst diese seit Kriegsende eingewanderten Fremdlinge können ungehindert ihren Geschäften nachgehen.



Das gewohnte Bild am Kurfürstendamm hat sich in keiner Weise geändert.
In den Cafés und Restaurants herrscht auch heute noch das jüdische Element vor.



Die Welthetze gegen Deutschland ist aufgebaut auf Lug und Trug.
Wieviele deutscher Volksgenossen können sich ihr Leben so angenehm gestalten?



Die Synagogen
sind weder verbrannt noch geschlossen, noch sind die Juden je in der Ausübung ihres Gottesdienstes behindert worden.



Im Berliner Konfektionsviertel, wo die jüdischen Geschäfte von jeher das Straßenbild beherrschten, hat sich, wie man sieht, nichts geändert.

den Augen der anderen zu einer Nation von Verbrechern herabwürdigen soll. Dieses infame Treiben wird einmal — dessen sind wir sicher — einen dem Judentum höchst unerwünschten Erfolg zeitigen: Es lenkt in steigendem Maße die Aufmerksamkeit auch aller anderen Völker auf die Judenfrage. Und ob die anderen Nationen — einmal zur Erkenntnis ihrer Hörigkeit erwacht — diese beispiellose Disziplin aufbringen werden wie das deutsche Volk, das steht noch dahin. Die Hetz- und Haßbilder, die wir hier nach ausländischen Zeitungen wiedergeben, bieten eine kleine Probe. Diesen zynischen Verleumdungen setzen wir den unwiderleglichen Tatsachenbericht der Kamera eines Ausländers entgegen, der mit unbestechlicher Sachlichkeit die Lage des Judentums im heutigen Deutschland beobachtet hat.

Die Bilder liefern — ohne daß uns die auf ihnen dargestellten Personen im einzelnen irgendwie interessieren



In der Grenadierstraße, einer der Sammelstätten ostjüdischer Einwanderung der Nachkriegszeit, reihen sich auch heute noch jüdische Läden aneinander.

könnten — den Beweis, daß die Welt sich unnütz aufregt, wenn sie den verlogenen Alarmmeldungen jüdischer Hetz-Pamphletisten Glauben schenkt.

Wie wären solche Aufnahmen möglich, wenn auch nur ein Wörtlein von dem Wehgeschrei über Judenpogrome in Deutschland wahr wäre. Daß Deutschland keine Neigung verspürt, sich je wieder von Juden regieren und tyrannisieren zu lassen, kann ihm kein Volk verdenken, das so sehr unter der Herrschaft dieser Fremdrassigen hatte leiden müssen. So unzweideutig wir uns zu dieser Ablehnung jüdischer Vormacht bekennen, so klar widersetzen wir uns der verlogenen Greuelhetze. Keine Revolution der Welt ist so unblutig und so diszipliniert verlaufen wie die deutsche. Die beginnende Rassenerkenntnis auch in den anderen Nationen wird letzten Endes dazu beitragen, auch der jüdischen Diaspora wieder zur Volkwerdung zu verhelfen

Jüdische Hetzapostel in London

(Vgl. hierzu den Artikel „Aus der Praxis der Greuel-Propaganda" im Innern des Blattes)

Aufnahmen Kurt Julius Lohmeier



Einst der Spottruf der alten Antisemiten — heute Alljudas Schwur: „Hep — hep — hep!"



Ein Redner in Whitechapel:
„... and therefore boykott German goods!"
„... und darum boykottiert deutsche Waren!"





„There was never any culture in Germany — and if there has been any culture, it has been the Jewish culture!"
(„Es hat niemals eine Kultur in Deutschland gegeben. Und wenn es eine gegeben hat, so war es die jüdische Kultur!")



So sehen die Kämpfer gegen das Dritte Reich aus.
Typen aus einer Judenkundgebung im Hyde-Park.

Flüchtli

Das Schicksal wolgadeutscher Familien, die aus der russischen Hölle in das kampfumtobte Charbin flüchteten, wird in dem neuen Ufa-Ton-



Die Beschießung der Stadt Charbin beginnt.
Die chinesische Bevölkerung flieht mit ihrer beweglichen Habe aus dem Tor, um den Verteidigungstruppen Platz zu machen.

Die Mandschurei ist seit langen Jahren der Hexenkessel des nördlichen Ostasiens. Sie liegt im Schnittpunkt der strategischen Interessen Rußlands, Japans und Chinas. Früher einmal war es der Mandschu-Krieger, der mit seinen schnellen Rossen, bewaffnet mit dem Bogen und der Lanze, das unendliche chinesische Reich eroberte und ihm seine Dynastie und seine Beamten und Führer-Aristokratie auferlegte. Allmählich ist diese kriegerische Rasse, die niemals zahlreich war, von dem Ameisenvolk der Chinesen verschlungen.

Die mächtigen Landflächen zogen die Auswanderer aus dem dichtbevölkerten China unwiderstehlich an. Eine wirtschaftliche Hoch-



Die Not der Zurückgebliebenen.
Unbarmherzig hindern die Sperrketten der neuen Besatzung die dürstenden Frauen und Kinder daran, Wasser zu holen.



Das Tor der internationalen Niederlassung ist geschlossen.

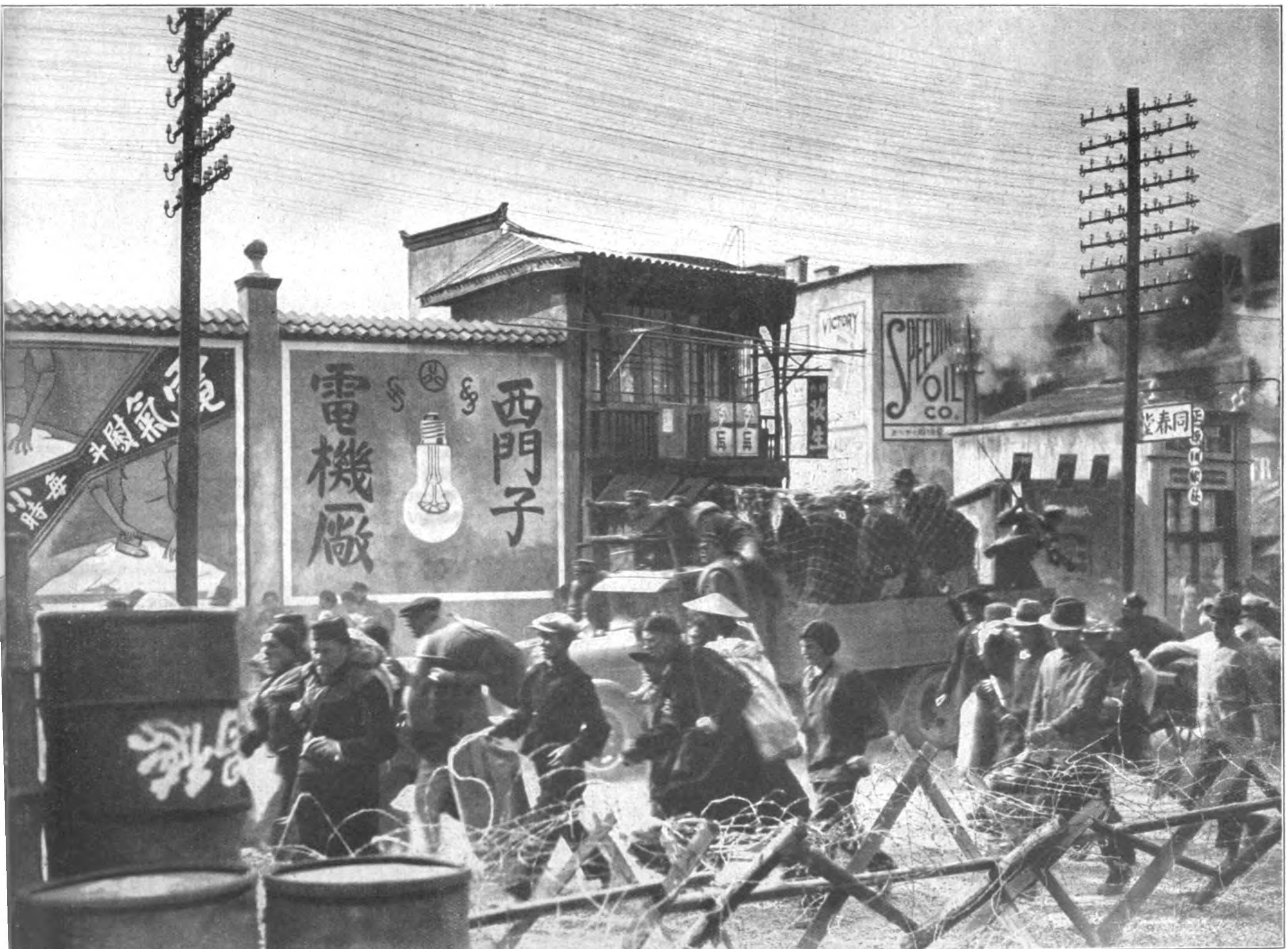
…nge

film „Flüchtlinge“ in packenden Szenen gezeigt

Die Gestaltung des Films wurde in die Hände von Günther Stapenhorst und Gustav Ucicky gelegt, die schon die nationalen Großfilme „Das Flötenkonzert von Sanssouci“, „Morgenrot“ u. „Yorck“ gestaltet haben.



Die Verräterin.
Um ihren von den Russen verschleppten Mann zu retten, hinterbringt eine Flüchtlingsfrau dem Sowjetbefehlshaber Nachrichten über den steckbrieflich gesuchten Anführer der Deutschen.



Die deutschen Flüchtlinge hoffen, in dem Tumult der Beschießung Charbins zu entkommen; bolschewistische Späher fangen sie jedoch wieder ein und schaffen sie wie wilde Tiere im Netz auf Lastwagen fort.

FILM UND WIRKLICHKEIT — EIN VERGLEICH

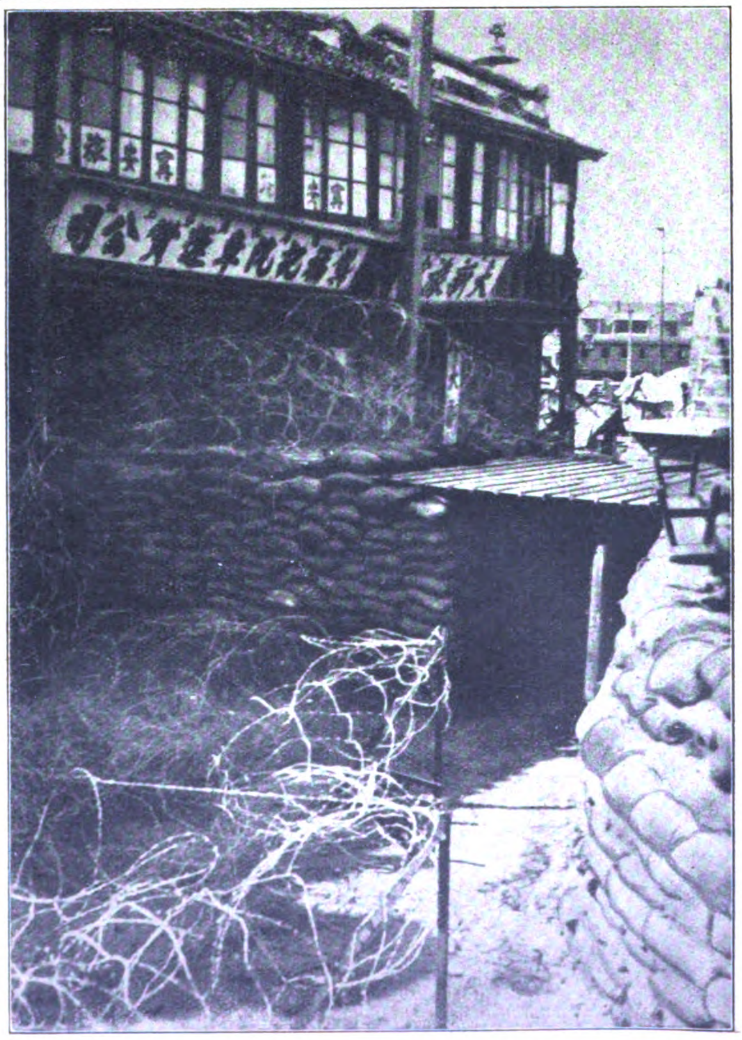




Dem Film sind Originalaufnahmen aus Charbin zugrunde gelegt. Links: eine Szene aus dem Film, die nach den Gesetzen künstlerischen Schaffens das tatsächliche Geschehen (rechts) ins Dramatische steigert.

Aufnahmen: Ufa und Dr. Rikli.

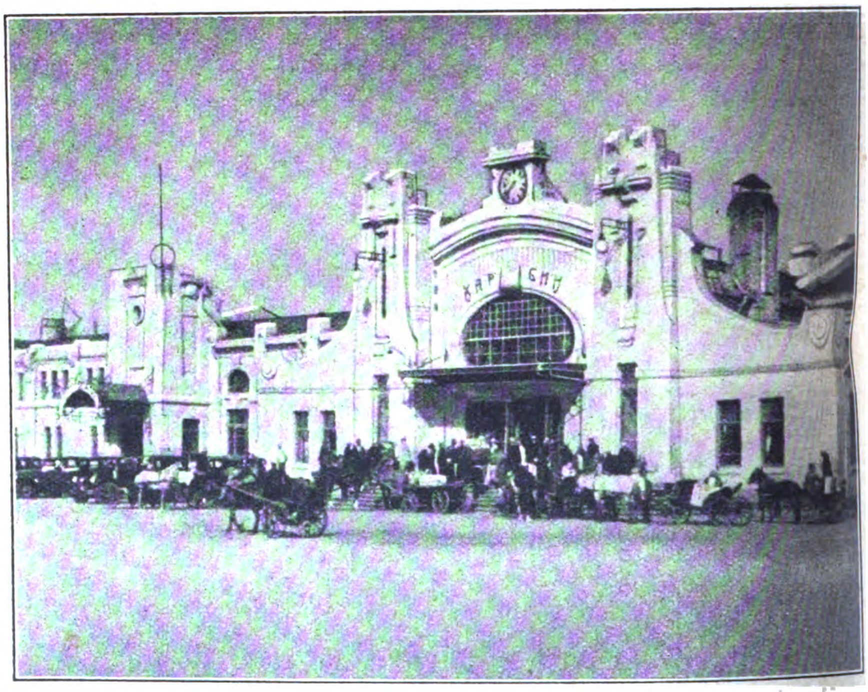




Den Charakter des Straßenbildes von Charbin hat der Film (oben) der Wirklichkeit (unten) stilecht nachgebildet.

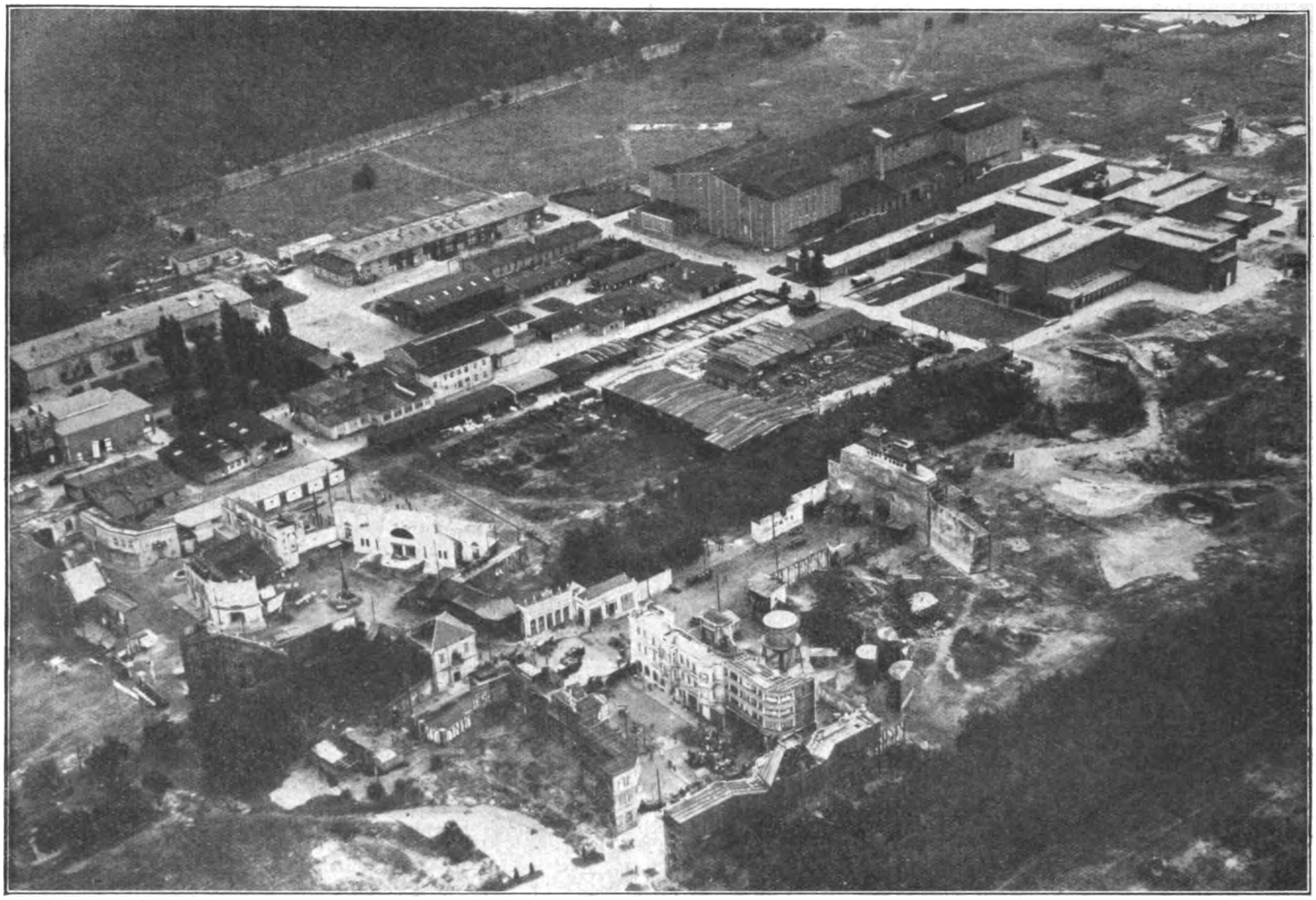
blüte setzte ein, die den Neid aller Nachbarn hervorrief.

Die alten Städte dieses Landes sind Tsitsikar, Kirin und Mukden. Dagegen gewann Charbin seine große Bedeutung erst als Knotenpunkt der Transmandschurischen und Ostchinesischen Eisenbahn, so wurde es der Tummelplatz für die Kämpfe zwischen Russen, Japanern, Chinesen und deren Parteigängern. Unmittelbar berühren sich hier die krassesten Gegensätze des Ostens und des Westens. Wie sich das Schicksal deutscher Wolgaflüchtlinge, die aus Rußland heraus durch Sibirien den Weg an die Küste suchen, gerade in Charbin entscheidet, werden wir bald in dem gewaltigen Filmdrama der Ufa „Flüchtlinge" erleben.





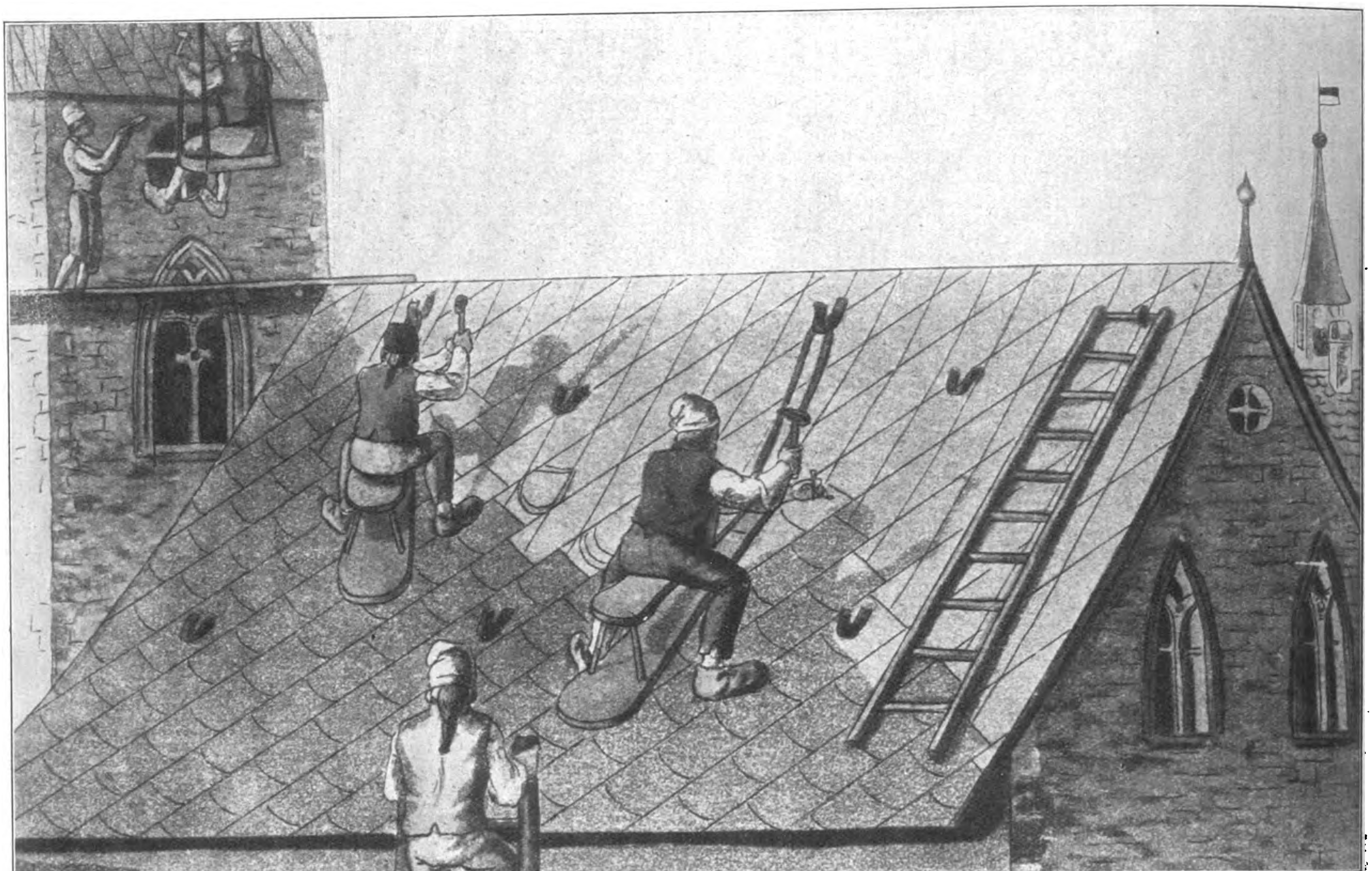
Der Bahnhof von Charbin, oben im Film — unten in Wirklichkeit.



Auf dem Ufa-Gelände von Neubabelsberg ist die Stadt Charbin naturgetreu aufgebaut worden.
Im Bildviertel links unten der Bahnhof, rechts davon das Tor von Charbin.



Wie der Zuschauer mitten in die Handlung hineingerissen wird.
Die Filmkamera wechselt in rascher Folge den Beobachterplatz: hier ist die Kamera tief eingebaut — der Panzerwagen der russischen Sowjetkommissare fährt ins Bild hinein und über die Köpfe der Zuschauer hinweg.



Schieferdecker,
die beim „Umdecken“ eines steilen Daches auf den seltsamen „Schieferböcken“ reiten.

Altes Deutsches Handwerk

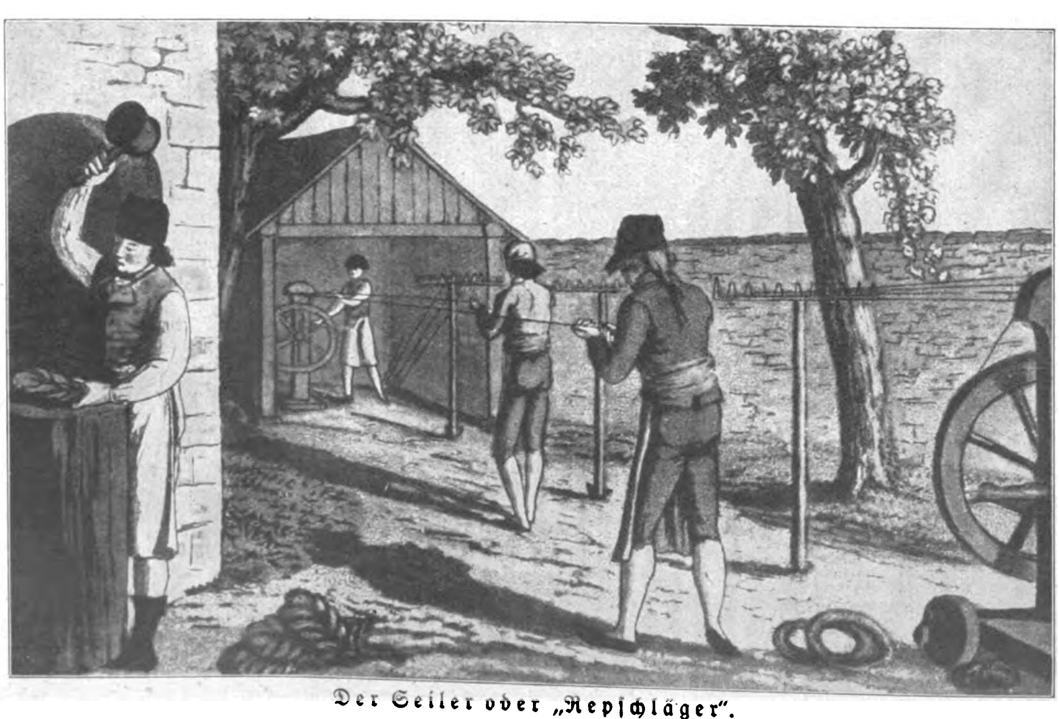
Auf eine stolze Vergangenheit kann das deutsche Handwerk zurückschauen. Zünfte und Gilden beherrschten die Städte des Mittelalters. Der Wohlstand des Handwerks war sprichwörtlich. Das Werk ehrte den Meister. Bis ins 19. Jahrhundert hinein reichte die Blütezeit. Die Maschine brachte den Verfall, und Massenware verdrängte die wertvolle Arbeit der schöpferischen Hand. Der Aufbau des Ständestaates wird auch das Handwerk wieder in die ihm gebührenden Rechte einsetzen und ihm die Rettung bringen.

Unsere Bilder entstammen einem um das Jahr 1800 erschienenen, „mit illuminierten Kupfern“ ausgestatteten Büchlein, betitelt: Gallerie der vorzüglichsten Künste und Handwerke.

Das deutsche Handwerk kann auf eine stolze Ahnenreihe zurückblicken. Die ältesten Zeugen deutschen Lebens sind nicht Schriftdenkmäler, sondern Erzeugnisse der Handwerkskunst. Obenan steht das Schmiedehandwerk, das dem Kriegsmann die Waffen und den Frauen das Geschmeide anfertigte. Man muß wohl schon sehr frühe Zeiten handwerksmäßige Herstellung zum Zweck des Handels annehmen. In Friesland mit seinem Reichtum an Schafen z. B. ist eine besonders frühe Gewerbetätigkeit nachweisbar: die Weberei. Das friesische Volksrecht nennt den Weber schon „Handwerker“.

Mit der Steigerung aller Lebensbedürfnisse, mit dem zunehmenden Verkehr und Güteraustausch mit Nachbarn und durchziehenden Händlern nahm die Zahl und die Veredlung der „Gewerke“ stetig zu, und es ergab sich die Notwendigkeit, die Handwerker zu Gemeinschaften oder Verbänden zusammenzuschließen. Aber erst durch die soziale Neugliederung des Mittelalters im Zusammenhang mit dem Anwachsen der Städte ward dieser ständische Zusammenschluß zu Berufsverbänden strenger durchgeführt. Es entstanden die Handwerkerverbände, „Zünfte“ genannt, die sich schrittweise mit der Entwicklung der Städte weiter ausbildeten. Die Handwerkerzünfte lassen sich in Deutschland etwa seit dem 11. Jahrhundert nachweisen und gelangen im 14. und 15. Jahrhundert zu immer größerem Ansehen.

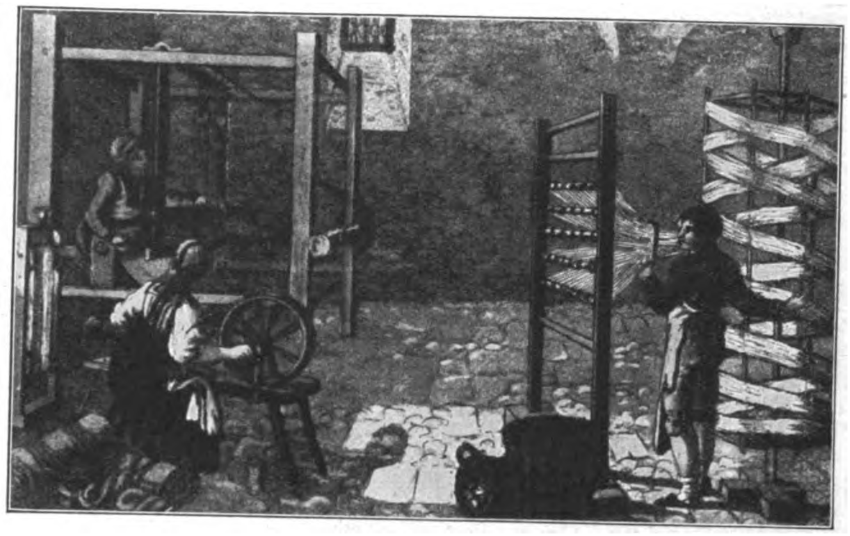
Die frühesten zu Zünften vereinigten Gewerbe waren bezeichnenderweise die lebenswichtigen Gewerbe, die für Essen und Trinken (Müller, Bäcker, Metzger, Bierbrauer, Fischer) und Kleidung (Kürschner, Tuchmacher, Gewandschneider) sorgen.



Der Seiler oder „Repschläger“.
„In großen Seestädten“, so erzählt das Büchlein, „wo vieles großes und starkes Schiffstauwerk gemacht wird, ist den Seilern ein gemeinschaftlicher großer Platz da zu angewiesen, wo sie sämtlich ihre Bahnen (Reiser- oder Repbahnen) nebeneinander haben.“ Daher stammt der Name der „Reeperbahn“ in Hamburg.



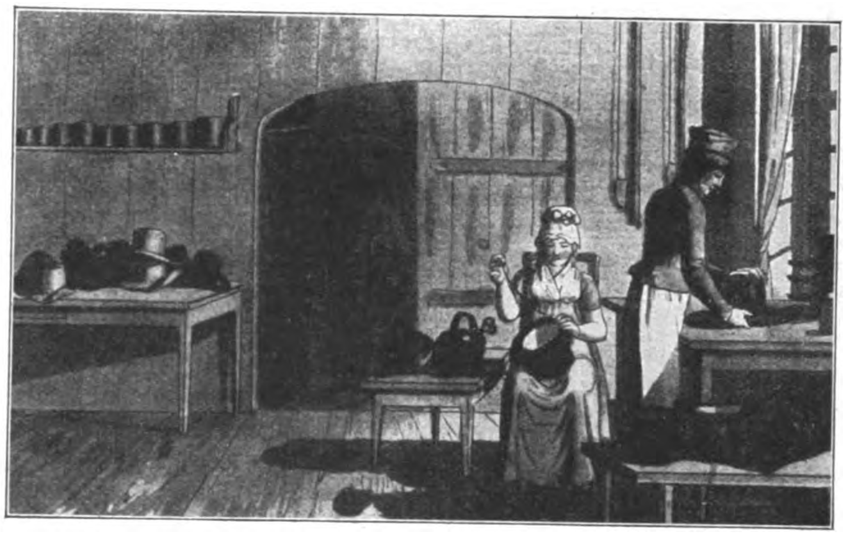
Der Seifensieder.
Das Bild zeigt verschiedene Arbeitsvorgänge. Im Hintergrunde rechts sieht man die sogenannten „Aescher" (Bottiche) mit der Lauge. Links schöpft der Seifensieder die gesottene Seife in einen Leinwandseiher. Die Frau im Vordergrund hat eine Seifentafel vor sich liegen, die sie in Stücke schneidet, wie sie links im Bilde aufgeschichtet liegen. Der Mann „zieht Lichte", denn der Seifensieder stellte zugleich Talglichte her.



Der Leineweber.
Flachs- und Hanfbau war ehemals in Deutschland einer der Hauptzweige der Landwirtschaft, und die Leineweber bildeten eine angesehene Zunft. Das Bild zeigt verschiedene Formen des Spinnens und Webens. Die alten handgewebten Leinenstoffe waren schier unverwüstlich und wurden von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Der größte Stolz jeder deutschen Hausfrau war der vollgefüllte Linnenschrank.



Die Färber.
Die Färber waren einst in besondere Gattungen eingeteilt. Man unterschied Schwarz-, Schön- und Seidenfärber. Die Schwarzfärber färbten nur schwarz und blau, die Schönfärber verwendeten schöne, echte Farben, besonders Indigoblau, das den aus der Waidpflanze gewonnenen heimischen blauen Farbstoff verdrängte. Die Schönfärber hießen daher ursprünglich „Waidfärber".



Der Hutmacher.
Als die Filzhüte aufkamen, wurden sie, so heißt es in dem obengenannten Büchlein, „anfangs unter dem Kinne mit einer Schnur oder einem Band gebunden, und ihre Farbe richtete sich oft nach der Farbe der übrigen Kleidungsstücke. Anfangs waren die Hüte weiß, und im 16. Jahrhunderte wurden die schwarzen Hüte allgemein Mode".



Der Gerber.
Es gab zwei verschiedene Klassen von Gerbern: Lohgerber, die auch Rotgerber genannt wurden, und Weißgerber. Der Lohgerber machte Rind-, Roß- und Kalbleder mit der sogenannten Lohe gar, die aus Baumrinde (Eichenrinde) gewonnen wurde. Der Weißgerber stellte leichtere Leder aus Schaf- und Hammelfellen unter Verwendung von Alaun her.



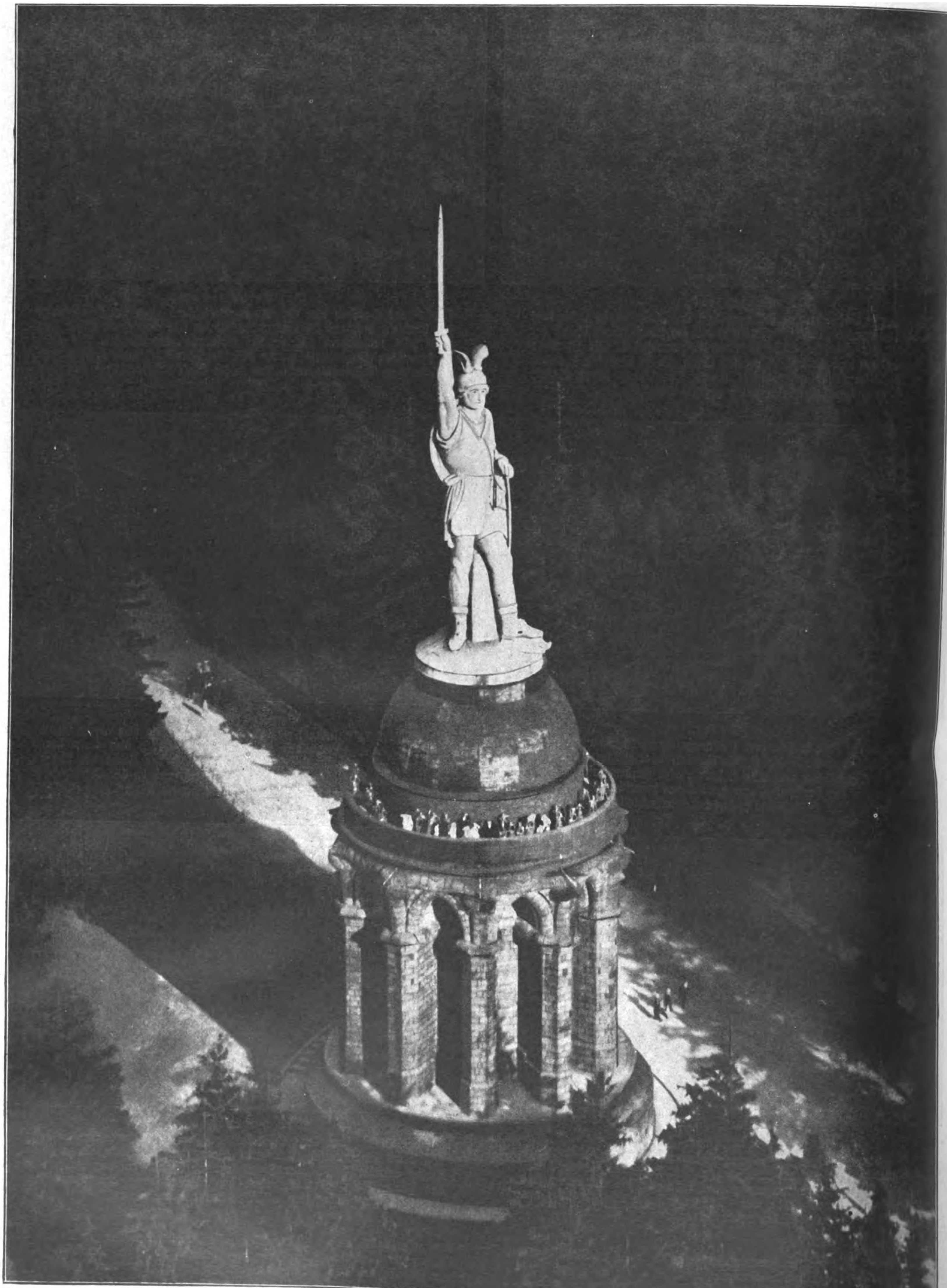
Der Papiermacher.
An der Bütte stehen der „Schöpfer" und der „Gautscher". Der Schöpfer schöpft mit seiner Messingform soviel „Zeug" aus der Bütte, als zu einem Bogen erforderlich ist. „Der Zeug" setzt sich sogleich auf den Drahtboden der Form. Unter Schütteln läuft das Wasser durch das Drahtgitter. Der „Gautscher" vollendet den Trockenvorgang.

Rasch steigt die Zahl der Handwerksarbeiten an; die Differenzierung in grobe und feine Gewerbe nimmt zu, z. B. der Eisenschmied, der Rotschmied, der Ahlenschmied, Feilenhauer, Gold- und Silberschmied, Spengler, Kesselschmied, Sensenschmied, Nagelschmied, Beckenschläger usw., oder Schuster, Sattler, Gürtler, Täschner, Futteraler, ferner Zimmermann, Tischler, Bänkler, Drechsler, Böttcher, Stellmacher, Wagenbauer.

Aber der Zusammenschluß zu Zünften war nicht bloß ein wirtschaftlich-materieller, sondern ursprünglich auch ein ethisch-sozialer, ja fast ein religiöser; denn der Gedanke war doch: der einzelne ist nichts, die Gemeinschaft, die Verbundenheit alles. Darin liegt der hohe Wert des alten Handwerkwesens und der Zünfte begründet, die uns gerade heute wieder ein schönes Vorbild an Gemeinschaftsgeist und Pflege gutbewährter Tradition sein können und sollen.

Viele dieser alten Handwerkszweige sind im Laufe der Zeit durch die industrielle Entwicklung verdrängt worden und ausgestorben. Aber ihre ehrwürdig-kräftigen Bezeichnungen „grüßen das Handwerk" gleichsam noch nach Jahrhunderten in den Familiennamen, die sich bis heute so vielfach erhalten haben. Man denke an Handwerkernamen wie Nagler, Täschner, Böttcher, Faßbender, Riemerschmied, Spengler, Wullenweber u. a.

(Unsere Bilder entstammen der Lipperheideschen Kostümbibliothek.)



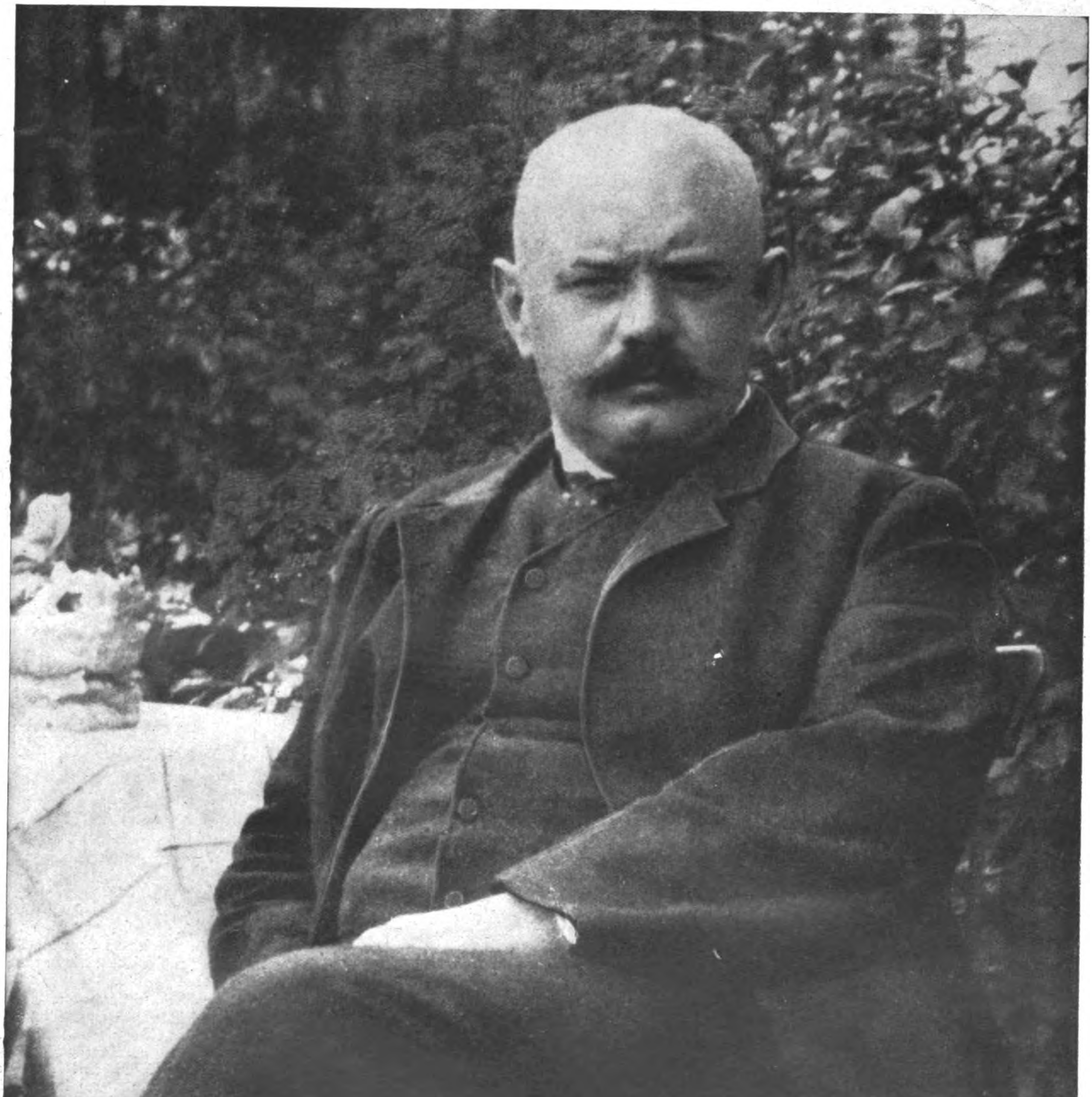
Das Hermannsdenkmal.
Auf geschichtlichem Boden, inmitten des Teutoburger Waldes, ragt das 57 m hohe Standbild empor, ein Symbol deutscher Einigkeit.

Preis 20 Pfennig
Österreich: 40 Groschen
Ausland: 35 Pfennig

IB Illustrierter Beobachter

8. JAHRGANG / FOLGE 43 / SAMSTAG, 28. OKTOBER 1933

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



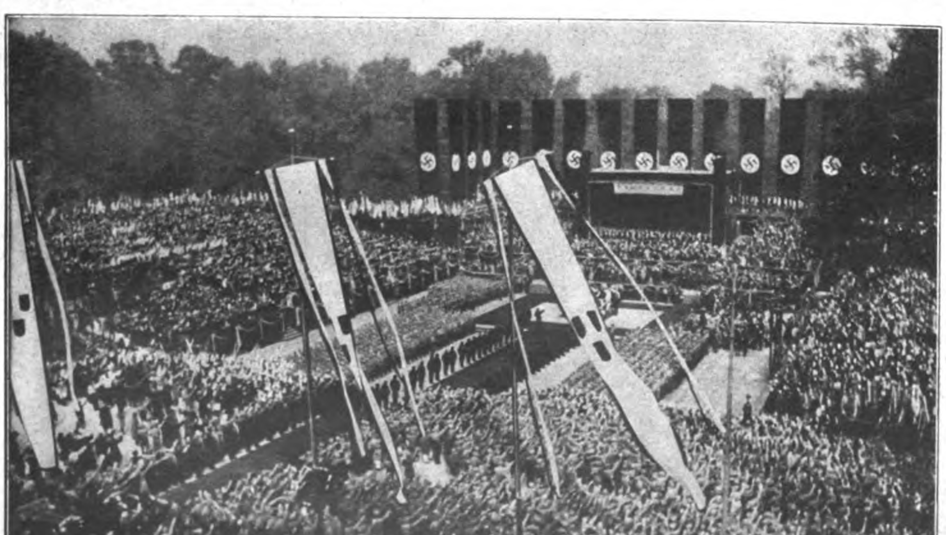
DIETRICH ECKART

Zur Einweihung des Dietrich-Eckart-Denkmals in Neumarkt (Opf.) am 29. Oktober 1933.
Ein Bild des nationalsozialistischen Dichters und Vorkämpfers aus der Vorkriegszeit.



Adolf Hitler auf der Fahrt durch die Straßen Münchens am 15. Oktober.

Der Tag der Deutschen Kunst in München



Der festlich geschmückte Platz an der Prinzregentenstraße, wo das Haus der Deutschen Kunst erstehen wird.

Mit dem überwältigenden Bekenntnis zur deutschen Seele, das durch die Feiern und durch den Festzug am Tage der Deutschen Kunst in München seinen symbolhaften Ausdruck fand, wurde nicht nur der Grundstein zum Haus der Deutschen Kunst gelegt, sondern auch der geistige Grundstein zu einer neuen Ära deutscher Kultur überhaupt.

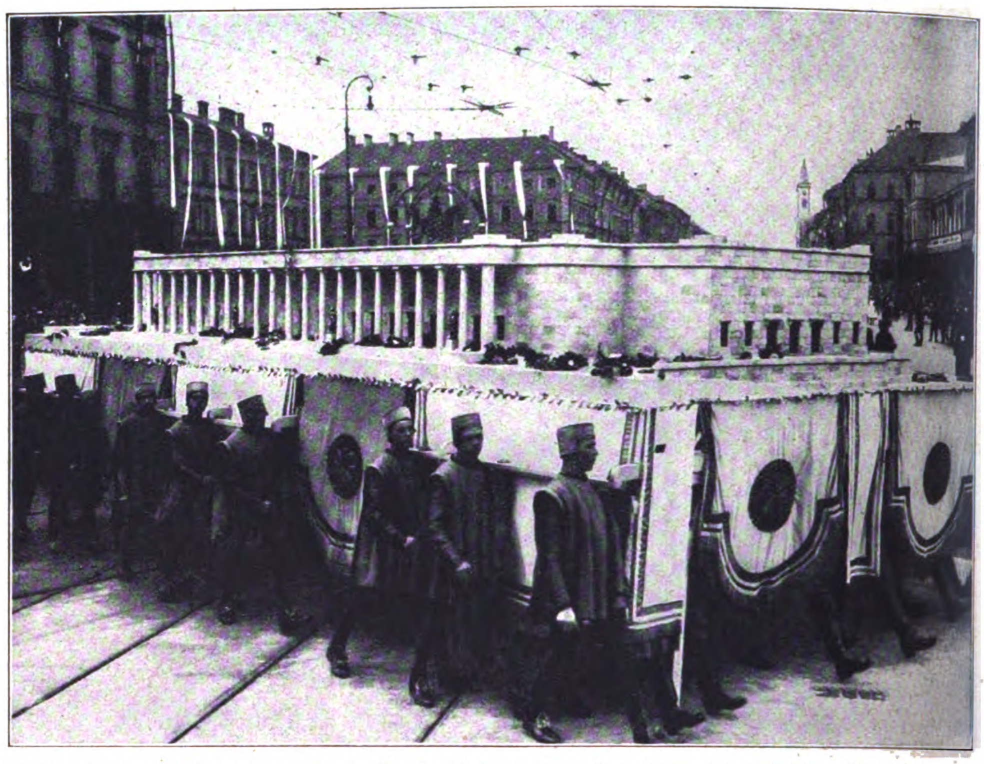
Während uns kurzsichtige Politiker Europas in Verkennung der Tatsachen Mangel an Friedensliebe unterstellen, ist durch diesen ersten „Tag der Deutschen Kunst" die alte Lüge von den „deutschen Barbaren" demonstrativ ad absurdum geführt worden. Die Geschichte des deutschen Volkes beweist es, daß es ein Volk des Friedens ist, und daß es durchweg deshalb nie zur inneren Ruhe kam, weil es als Spielball fremder Mächte den Tummelplatz für deren kriegerische Gelüste darstellte. Die Kulturdenkmäler des deutschen Volkes beweisen es, daß unser Volk immer von dem heiligen Willen durchdrungen war und ist, nicht nur sich selbst, sondern der ganzen Welt die Segnungen des Friedens zuteil werden zu lassen.

Es ist in der Geschichte einzig dastehend, daß im Verlaufe einer Revolution trotz der schier unlöslich scheinenden wirtschaftlichen Probleme an die Förderung der seelischen Werte in diesen Ausmaßen gedacht wird. Was der Nationalsozialismus will, ist nicht eine waffenstarrende Welt des gegenseitigen Mißtrauens, sondern das Recht des deutschen Volkes auf seine Kultur, auf sein Eigenleben und damit auch die Achtung der Völker untereinander.



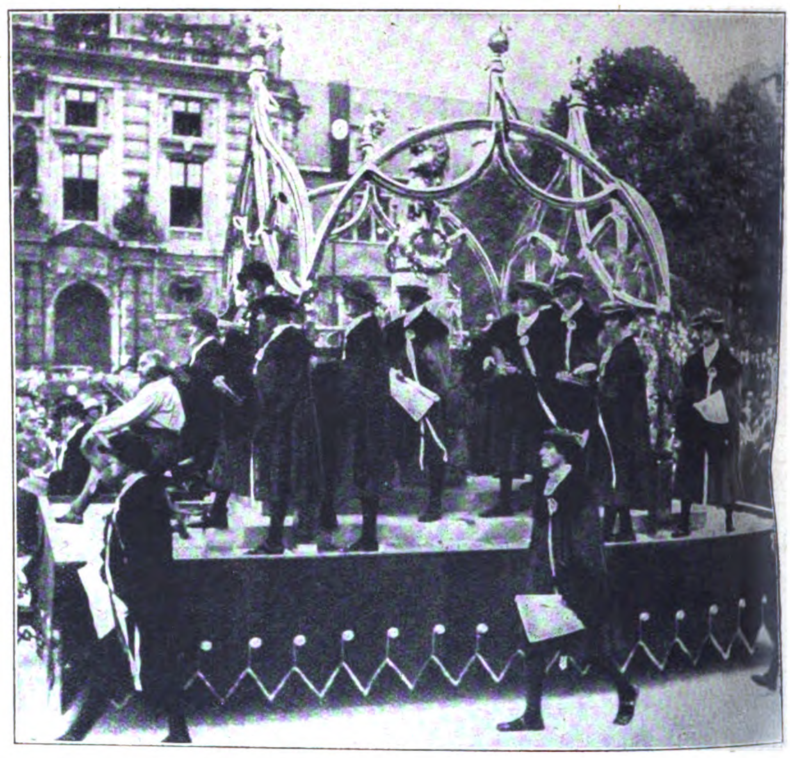
Die Grundsteinlegung des Hauses der Deutschen Kunst durch Adolf Hitler.





Der Festzug am Tag der Deutschen Kunst: Der deutsche Adler und das Modell des Hauses der Deutschen Kunst, das im Zuge mitgetragen wurde. Erbauer des Hauses ist Prof. Troost, künstlerischer Leiter des Zuges war Prof. Wackerle.





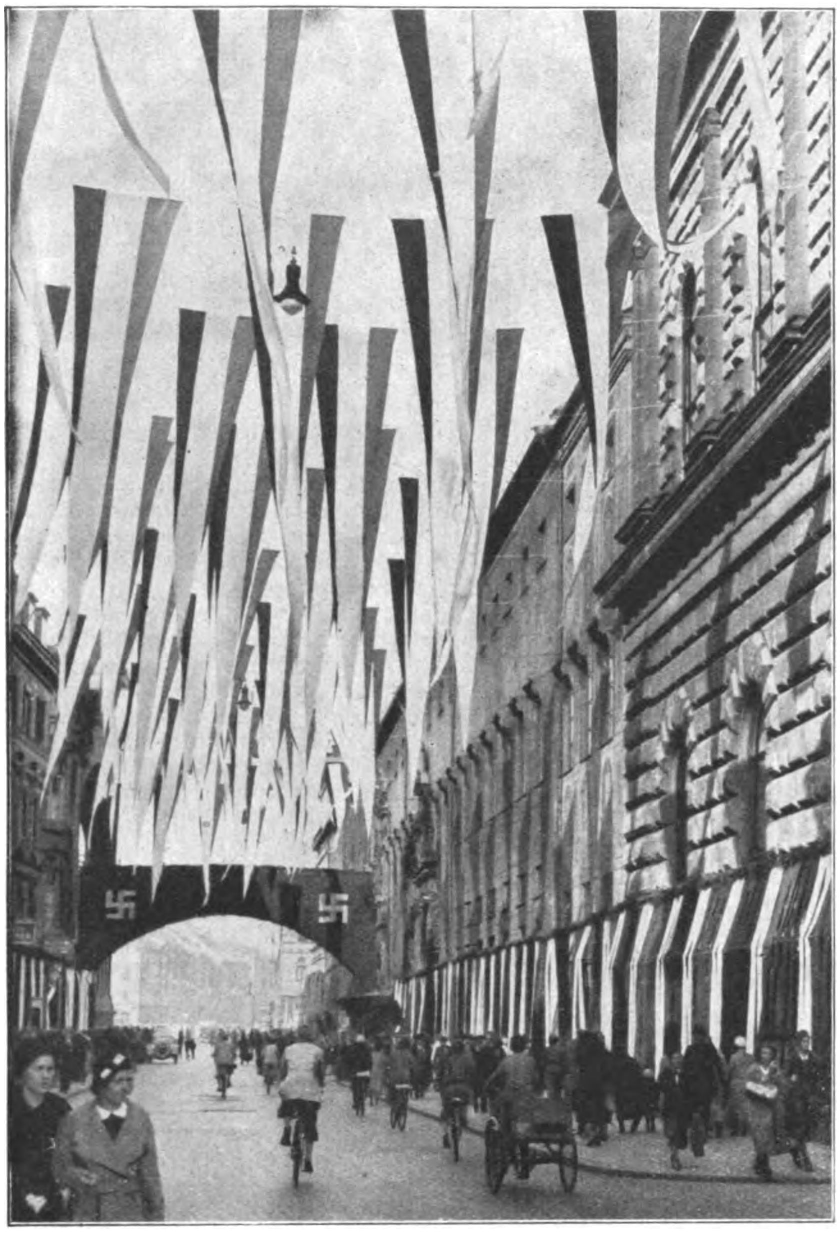
Weitere Gruppen aus dem Festzug.
Links Pallas Athene, rechts der Wagen der „Meistersinger" mit Kammersänger Hans Hermann Nissen als Hans Sachs



„Ich habe Sie bisher nicht verstanden — heute verstehe ich Sie!"
Der päpstliche Nuntius Monsignore di Torregrossa bei der Begrüßung des Führers.



Der deutsche Reichskanzler
begrüßt den französischen Geschäftsträger Ame-Leroy.





Die festlich geschmückten Straßen der Stadt München; Bilder aus der Innenstadt: Links die Residenz-, rechts die Theatinerstraße.



Der Zug biegt in die Ludwigstraße ein. Oben Pallas Athene, das Wahrzeichen des Tages der Deutschen Kunst.

EIN FRONTABSCHNITT DEUTSCHER

DER AUSBAU DER WASSER

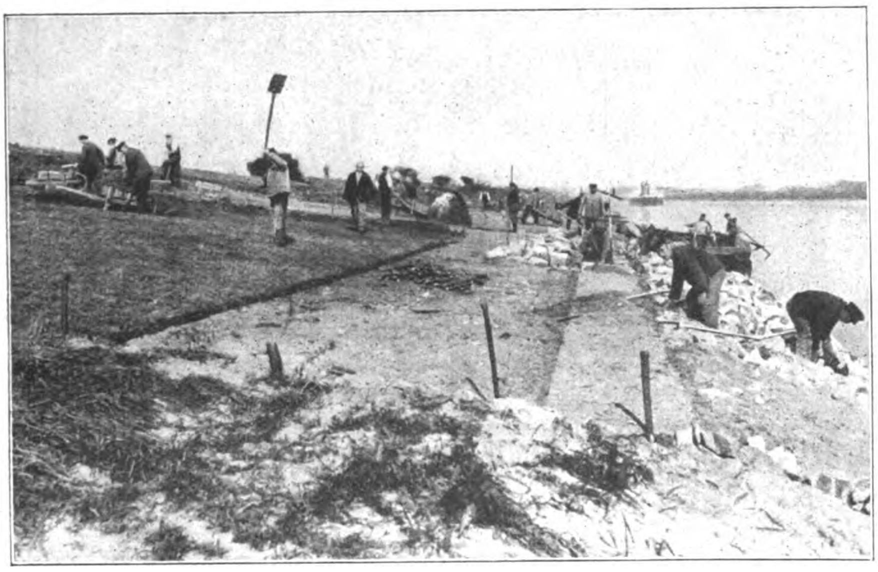
Es wird gearbeitet:

Die rund 9200 Kilometer Wasserstraßen in Deutschland — schiffbare Flußläufe und Kanäle — sind zum großen Teil schon seit langer Zeit von entscheidender Bedeutung für den Güterverkehr. Wir bewundern heute den Weitblick der preußischen Könige, die mit Erfolg bemüht waren, in ihrem Lande ein Netz von Schiffahrtswegen zu schaffen. Wir wissen, daß die bayerischen Herrscher sich tatkräftig für den Ausbau der süddeutschen Wasserstraßen einsetzten. Und wir kennen auch die zahlreichen, aus partikularistischen Interessen herrührenden Hemmungen, durch die z. B. die Fertigstellung der großen Ost-Westverbindung, des Mittellandkanals, jahrzehntelang hinausgezögert wurde, und die selbst die in anderen Fällen so schneidig auftretende Weimarer Republik nicht überwinden konnte.

Damit ist es vorbei. Der Wille des geeinten Volkes, der sich im Willen des Führers offenbart, duldet keine Verfechtung von Sonderinteressen. Nur die Rücksicht auf das Allgemeinwohl gilt. Sie verlangt, daß Arbeit für die erwerbslosen Volksgenossen geschaffen wird, und daß die Wasserstraßen, soweit sie den Ansprüchen des gesteigerten Verkehrs nicht mehr genügen, ausgebaut werden. Arbeitsbeschaffung und Verbesserung, d. h. Verbilligung des Verkehrs, sind die Gründe, die den Ausbau oder die Fertigstellung der großen Schiffahrtswege in noch nie dagewesenem Ausmaß veranlaßt haben. Im Rahmen des Programms, das Staatssekretär Pg. Reinhardt aufgestellt hat, wurden erst jüngst wieder 60 Millionen Mark für Baumaßnahmen ausgeworfen, die sich über das ganze Reich verteilen und in Jahresfrist durchgeführt werden.

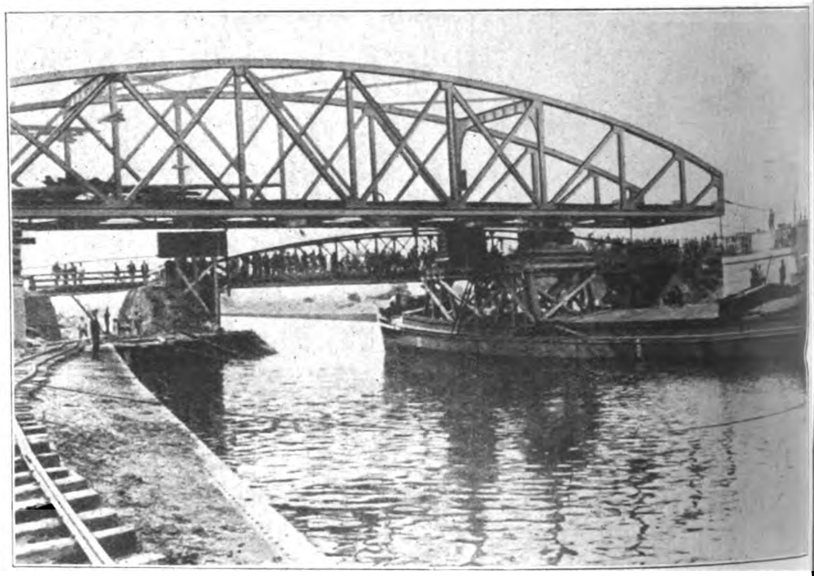
Der Gedanke, Nordsee und Schwarzes Meer zu verbinden, liegt seit urdenklichen Zeiten in der Luft, und schon Karl der Große hatte ihm seine Aufmerksamkeit geschenkt. Erst der Bayern-

1: AN DER WESER



Erweiterter Ausbau der Weser: Ufer-Abschrägungsarbeiten bei Drakenburg.

2: AM DORTMUND-EMS-KANAL



Einschwimmen des neuen Überbaus einer Brücke über den Dortmund-Ems-Kanal bei Datteln.

5: AN DER ELBE



Die Schiffbarkeit der Elbe ist in trockenen Jahren ganz in Frage gestellt. Mit Mitteln aus dem Arbeitsbeschaffungsprogramm wird die Fahrwassertiefe bei Niedrigwasser verbessert.
Von den Arbeiten bei Boizenburg: Überladen der Steine.

6: AM ODER-SPREE-KANAL



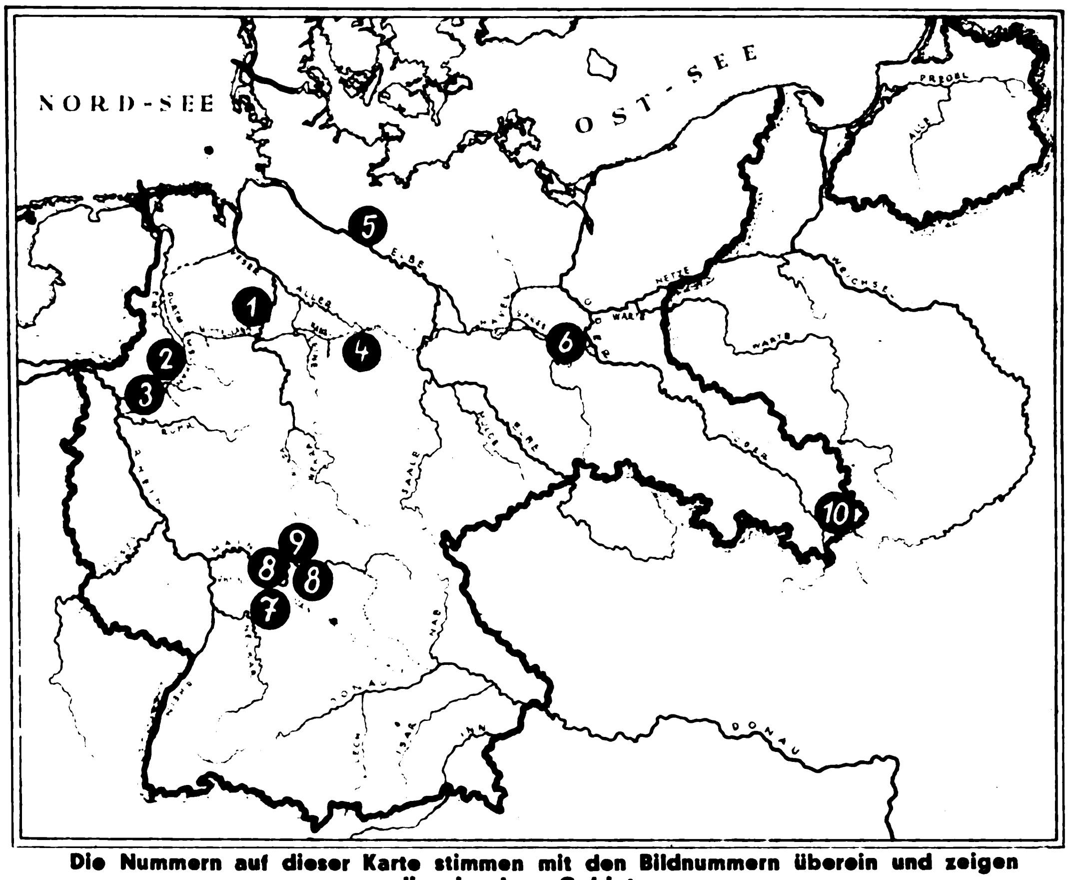
Der Schiffahrtsweg führte bisher durch den unübersichtlichen Müllroser See. 160 Mann verlegen in zehn Monaten die Schiffahrtsstraße, die in Zukunft am See vorbei verläuft.

ARBEIT:

STRASSEN

könig Ludwig I. brachte ihn der Verwirklichung nahe, als er den Ludwig-Kanal bauen ließ, der damals eine recht beachtliche Verbindung zwischen Main und Donau herstellte. Den Anforderungen des modernen Binnenschiffsverkehrs ist der Ludwig-Kanal nicht mehr gewachsen, und es ergab sich die riesige Aufgabe, diesen Kanal zu erweitern und gleichzeitig die Wasserführung im Main und in der Donau so zu regulieren, daß auch der trockenste Sommer die Schiffahrt nicht beeinträchtigen kann. Das ist ein Werk vieler Jahre, aber die Tatkraft, mit der es jetzt gefördert wird, verspricht seine endliche Vollendung. Die moderne Technik macht sich bei dem Bau der Staustufen, die natürliche Höhenunterschiede überwinden sollen, die Kräfte

(Schluß auf Seite 1423)



Die Nummern auf dieser Karte stimmen mit den Bildnummern überein und zeigen die einzelnen Gebiete an.

3: AM DORTMUND-EMS-KANAL



Erweiterung des Dortmund-Ems-Kanals bei Henrichenburg: Leinpfad und Seitengraben werden mittels Handarbeit hergestellt.

4: AM MITTELLAND-KANAL



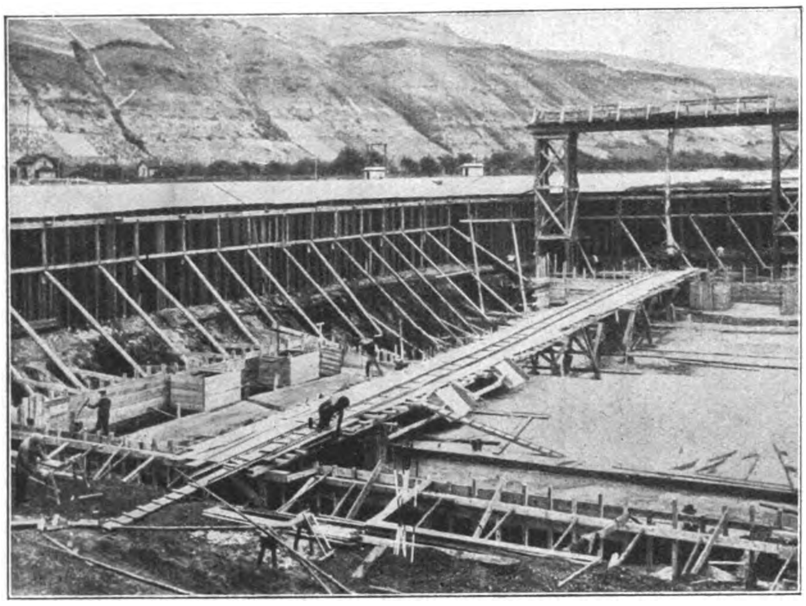
Auch die Arbeiten am Mittellandkanal werden kräftig fortgesetzt. Teilbild von den Bauten zwischen Hannover und Magdeburg, deren Fertigstellung 1 510 000 Arbeitstage erfordert.

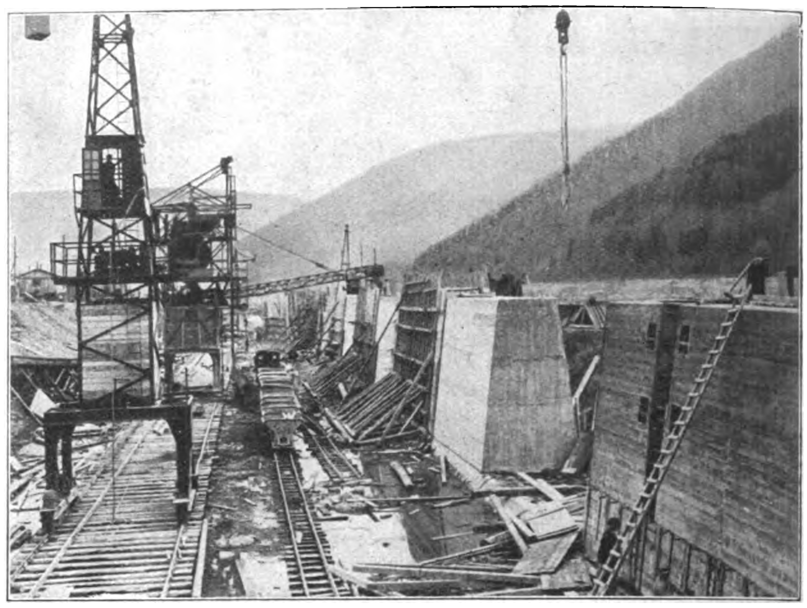
7: AM NECKAR: STAUSTUFE NECKARZIMMERN



Freiwilliger Arbeitsdienst bei den Vorarbeiten für die Staustufe Neckarzimmern.

8: ARBEITEN AN DER RHEIN-MAIN-DONAU-WASSERSTRASSE



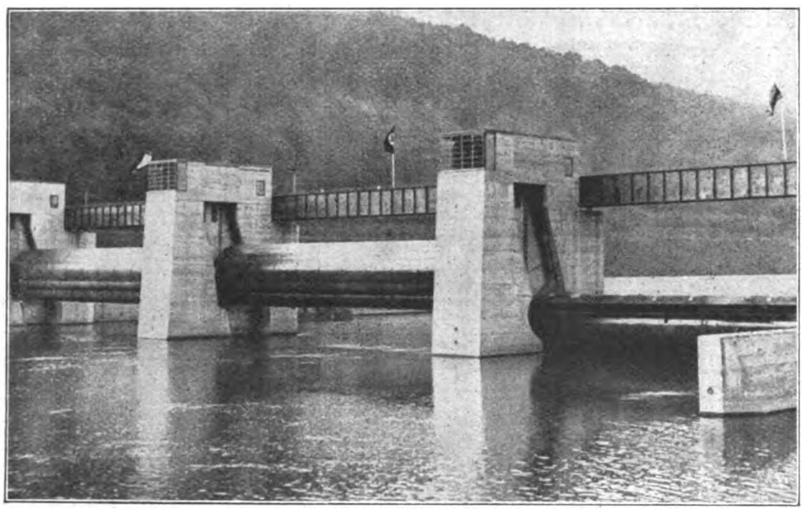


Das natürliche Gefälle der Großschiffahrtsstraße Rhein-Main-Donau wird durch Staustufen überwunden.

Blick auf die Staustufe Erlabrunn: Betonierung des Wehrbodens.

Arbeiten an der Staustufe Faulbach.

9: AM MAIN



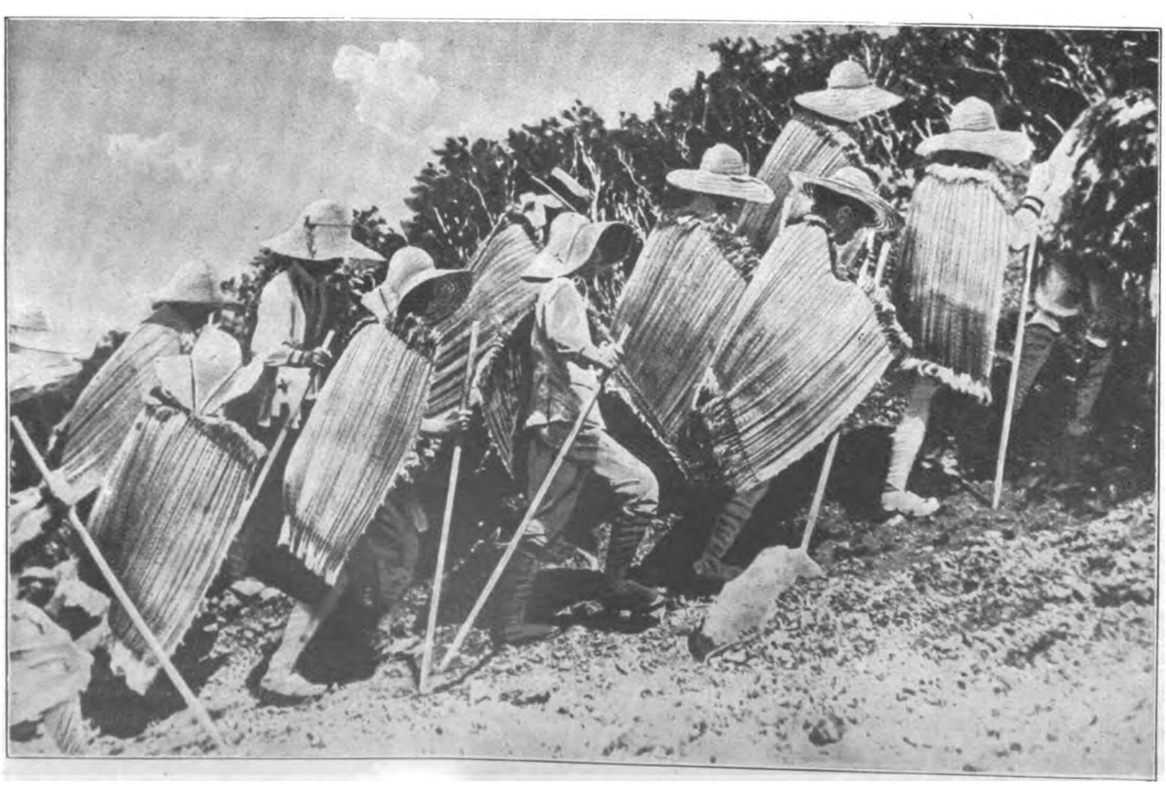
Blick auf die kürzlich eingeweihte Staustufe Freudenberg a. M.

10: AN DER ODER



Zur Anreicherung der Oder bei Niedrigwasser wird bei Sersno ein neues Staubecken gebaut. Die anfallenden Kiesmassen verwendet die oberschlesische Bergbauindustrie zum Bergeversatz.

Das könnte aus einem Märchenfilm von Maikäfern sein!



Japanische Pilger buddhistischen Glaubens, die jährlich zu Tausenden den heiligen Berg Fudschi ersteigen, sind während der Wanderung häufigen und heftig auftretenden Regengüssen ausgesetzt. Die Pilger schützen sich mit seltsamen Regenmänteln: es sind Strohmatten aus einem Geflecht von Reisstroh oder Schilf oder Leguminosenfasern, wie der Bauer oder Schiffer sie seit Urzeiten trägt. Der Fudschijama, Japans Nationalheiligtum, ist einer der schönsten Berge der Welt. Sein 3778 Meter hoher Gipfel ist von ewigem Schnee gekrönt. Dies stolze Bild kehrt auf ungezählten japanischen Holzschnitten immer wieder. Es ist die Sehnsucht eines jeden Japaners, diesen Berg in seinem Leben einmal zu besteigen.

Der Fischerstaat auf dem Holm

Eine 800 Jahre alte deutsche Arbeitsgemeinschaft in Nordschleswig

Aufnahmen: Heno (Mauritius)

Die Holmer Fischerzunft haust seit mehr als acht Jahrhunderten auf dem Schlei-Holm, einem Stadtteil von Schleswig, in streng gewahrter Abgeschiedenheit und umfaßt etwa 90 Fischerfamilien, deren männliche Mitglieder die Befischung der Schleigewässer auf Grund uralter verbriefter Rechte betreiben. Unser Bild zeigt einen malerischen Winkel der typischen Fischerhäuschenstraße am Holmer Hafen während eines stillen Sommersonntags.



Was ist Holm? — Eine Insel, ein „Werder" in nordischer Sprache. So heißt es auf schwedisch, dänisch und im Baltikum, so auch in Schleswig-Holstein.

Der Schleswiger Schlei-Holm ist ein Stadtteil von Schleswig, jedoch mit der Altstadt nur durch einen schmalen Zugang verbunden. Er schiebt sich als Halbinsel weit in die Schlei hinaus und beherbergt eine kulturgeschichtlich bedeutsame Siedlung, einen Staat für sich: die Holmer Fischerzunft. Hier



Inmitten der Fischerkolonie auf dem Holm liegt der runde Friedhof. Nur Mitglieder der „Holmer Beliebung", einer alten Totengräbergilde, dürfen hier beerdigt werden.



Der Netzetrockenplatz: Alle 8 Tage werden die Netze, nach Waaden geordnet, zum Trocknen und Ausbessern über Sonntag aufgehängt. In den Netzen steckt das Hauptvermögen der Fischer. Jedes Netz einer Waade (eine Waade besteht aus 8 Fischern, die sich zu gemeinsamem Fang zusammengetan haben) stellt einen Wert von etwa 2—3000 Mark dar.



Der Ältermann der Fischerzunft, Heinrich Witt, vor der Bundeslade, in der die uralten Urkunden und Privilegien der Holmer aufbewahrt werden.



Gespenster im Holmer Hafen: Am Vortage der Ausfahrt schleppen die Fischer die kostbare Last — Netze von etwa 320 m Länge — vom Trockenplatz zum Wasser.

wohnen seit Jahrhunderten die Schleswiger Fischer, deren Häuser sich merkwürdigerweise auf dem Holm um den runden Friedhof gruppieren, wo nur Zunftmitglieder begraben liegen dürfen. Die örtliche Abgeschlossenheit hat diesen zunftmäßigen Zusammenschluß stark gefördert. Die älteste Grundlage der Holmer Fischereirechte ist wohl der sogenannte Schleibrief vom Jahre 1480, der seinerseits auf das vom König Sven Grathe 1155 erlassene Schleswigsche Stadtrecht zurückgeführt wird.

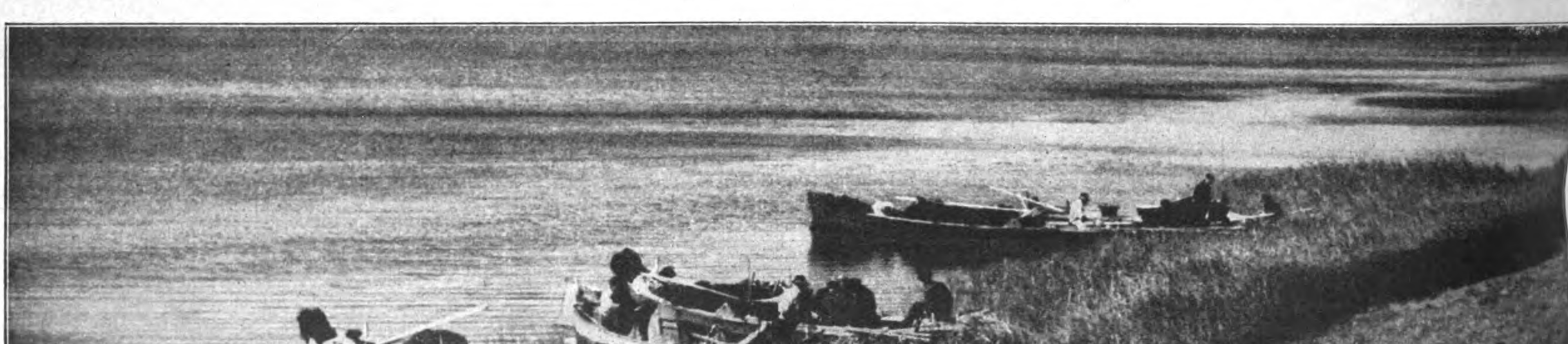
Nach alter Zunftgerechtigkeit haben die



Heimkehrender Fischer mit Mattkiste und Riesen-Wasserstiefeln.



Das Zeltlager einer Waade. Die Fischer bleiben 8 Tage von zu Hause fort und hausen während dieser Zeit in Zelten. Sie haben das Recht, überall an den Ufern der Schlei anzulegen und ihre Lager aufzuschlagen. Auf den Boden des Zeltes legen sie alte Matratzen, als Kopfunterlage dient ihnen ihre Mattkiste.



Am Sammelpunkt der Flottille: Weit draußen an den Ufern der Schlei treffen sich in der unmittelbaren Nähe der Fischgründe sämtliche Waaden nach der Ausfahrt zu einer kurzen Rast, bei der nach Übereinkunft den einzelnen Waaden Fischgründe für die kommenden acht Tage zugewiesen werden.

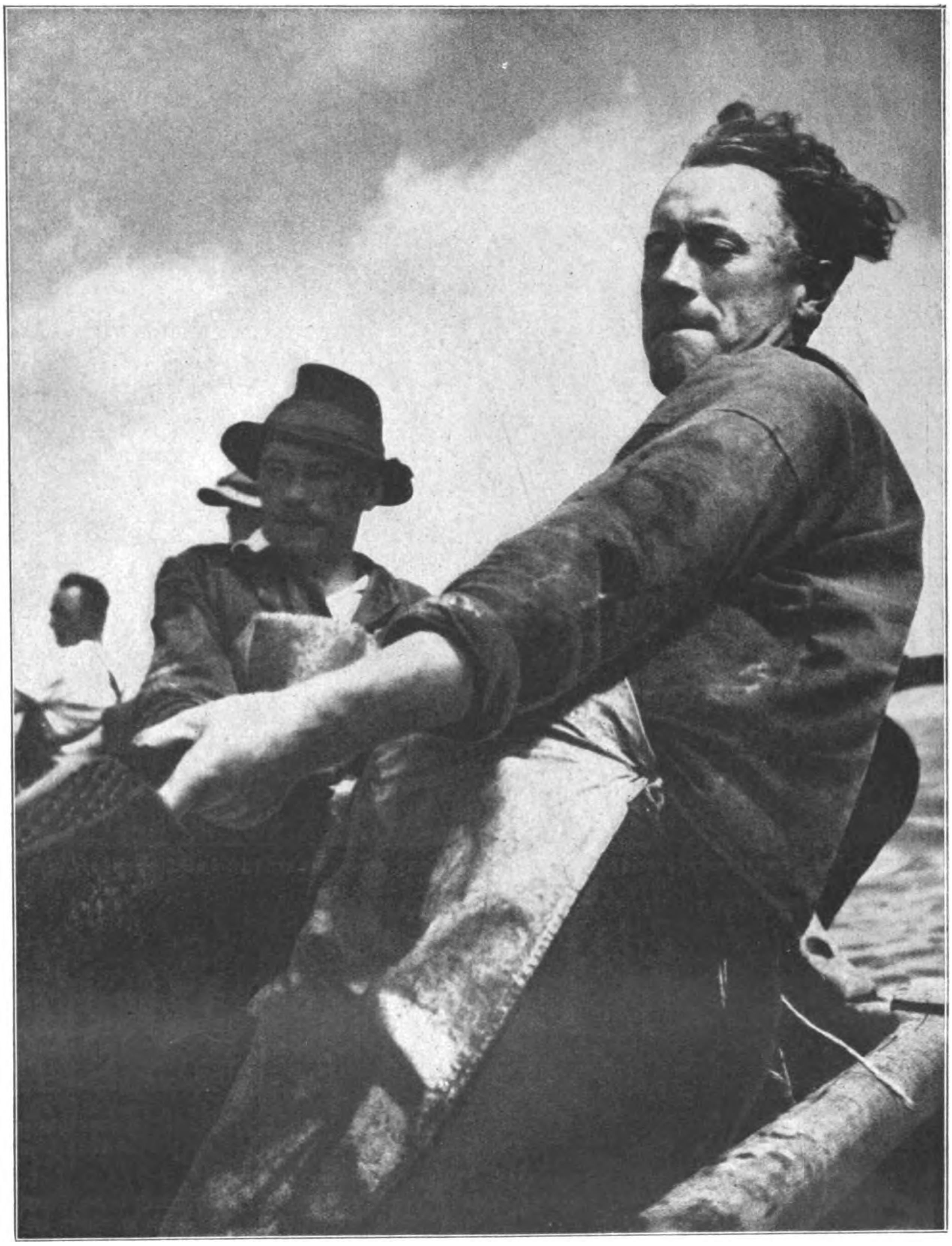
Handwerker, denen die alleinige Gewerbeausübung übertragen ist, dafür zu sorgen, daß die Bürger der Stadt ausreichend und gewissenhaft mit den Erzeugnissen ihres Handwerks versorgt werden. So auch auf dem Holm. Es durften erst Fische ins Land hinein ausgeführt werden, wenn die Stadt nicht mehr aufnahmefähig war. Das hat sich zwar heute geändert, sonst haben sich aber fast alle alten Privilegien, Bräuche und Zunftgesetze durch die Jahrhunderte erhalten. Da ist die „Holmer Beliebung" — eine alte Totengräbergilde, die in den furchtbaren Pestjahren gegründet wurde, um die Toten zu beerdigen, wozu jeweils 8 gesunde Zunftmitglieder ausgewählt wurden. Noch heute, nach fast 300 Jahren, sind alle Holmer der Reihe nach verpflichtet, ihre Toten zu Grabe zu tragen. Der Friedhof liegt mitten auf der Halbinsel, und niemand findet hier Platz, der nicht Mitglied der Beliebung ist.

Da sind die strengen und exklusiven Satzungen der Zunft:

§ 9. ... Es können in die Zunft nur Söhne von Fischern aufgenommen werden, welche die Fischerei von der Konfirmation an auf dem Holm erlernt und betrieben haben.

§ 10. ... Fischer, welche nach auswärts ziehen und länger als 5 Jahre fernbleiben, sind sämtlicher Rechte der Zunft verlustig und können kein Mitglied mehr werden, auch die Fischerei von Schleswig nicht mehr betreiben.

Die Gerechtsame der Holmer bezieht sich übrigens auf das Gewerbe, d. h. das Fangen der Fische, und nicht auf das Eigentum an dem Schleistrom selbst. Sie erhalten den Lohn für ihre Mühe des Fischfangs, der dann selbstverständlich als Preis für die Fische, die Ware, erscheint. Das ist der Grundgedanke der Fischereigerechtsame nach alter Zunftordnung. Wenn sie daher die Fischerpacht für die Schleibefischung zahlen würden, so würden sie ihr altes Recht an der Ausübung ihres Gewerbes aufgeben; dieses zu wahren, ist ihre Pflicht und ihre Absicht: sonst würden dann die Holmer aus selbständigen Gewerbetreibenden zu Knechten des Großkapitals werden.



Der Fischzug: Einziehen des Netzes Hand über Hand — eine schwere Arbeit, ist das Netz doch über 300 Meter lang!

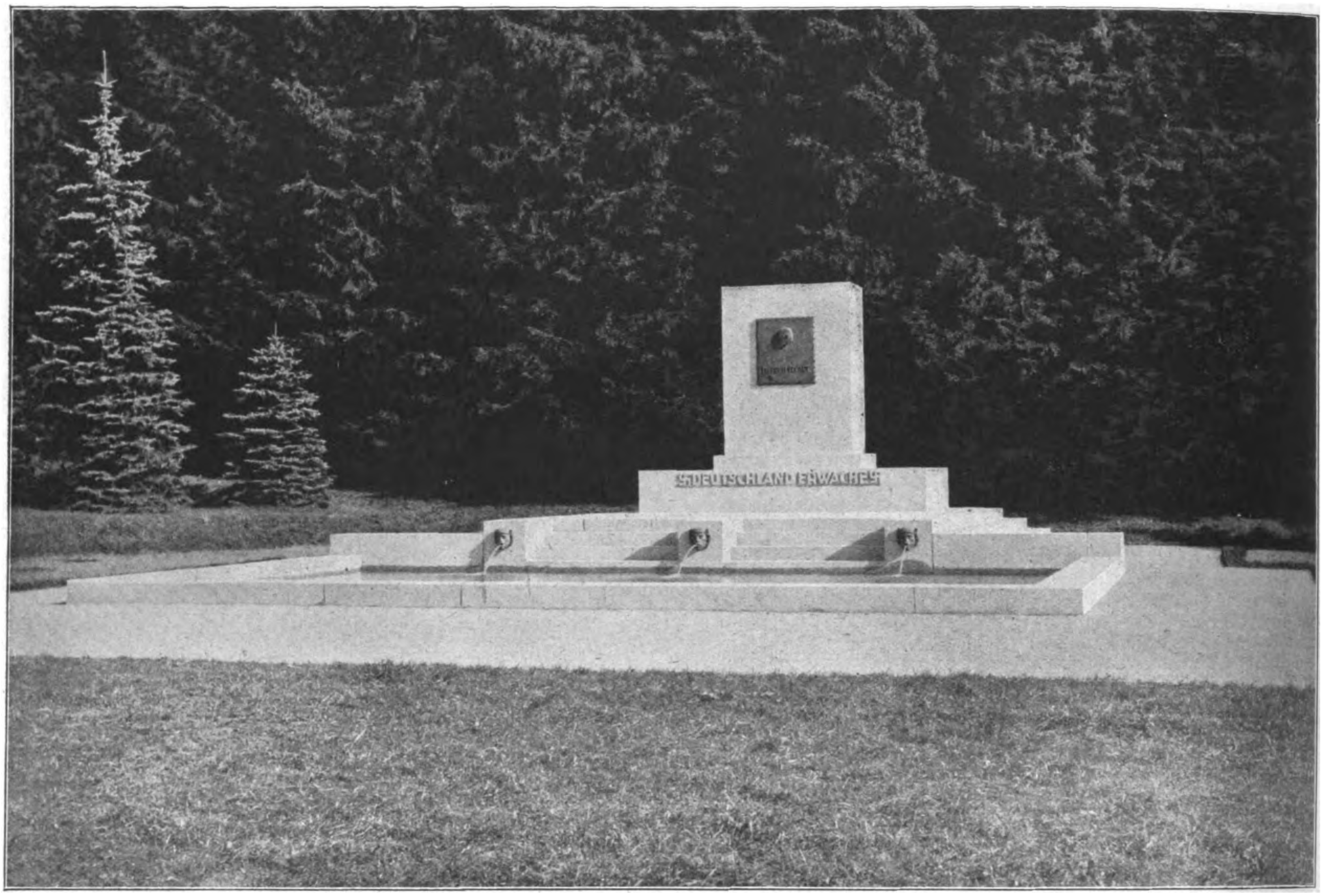




In der Fischräucherei auf dem Holm. Nur Fischerfrauen dürfen sich mit der Räucherei befassen.

*

Der Fischzug: Im Netzende, einem geschlossenen Sack, sammeln sich die gefangenen Fische und werden in den Fischtrog des Bootes ausgeschüttet. Jeder Fischzug dauert fast 2 Stunden, 7 Fischzüge täglich ist der normale Durchschnitt.



Das neuerrichtete Dietrich-Eckart-Denkmal zu Neumarkt in der Oberpfalz. Entwurf von A. Reich und L. Schwind.



Aus dem Heimatsort Dietrich Eckarts.
Die Hallertorstraße mit der gotischen Pfarrkirche.

Dietrich Eckart

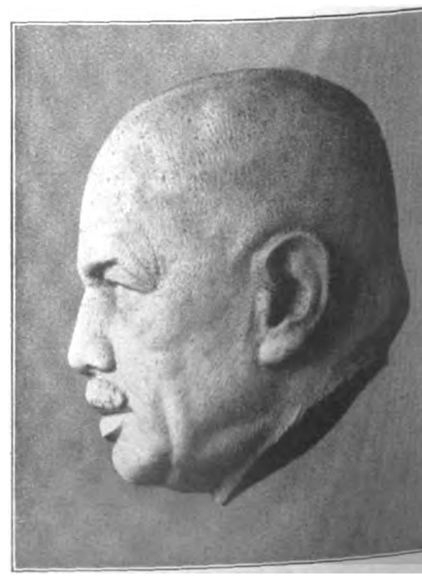
Der deutsche Dichter und Vorkämpfer der Freiheitsbewegung

Zur Weihe seines Denkmals in Neumarkt i. d. Oberpfalz am Sonntag, den 29. Oktober 1933 / Von Albert Reich

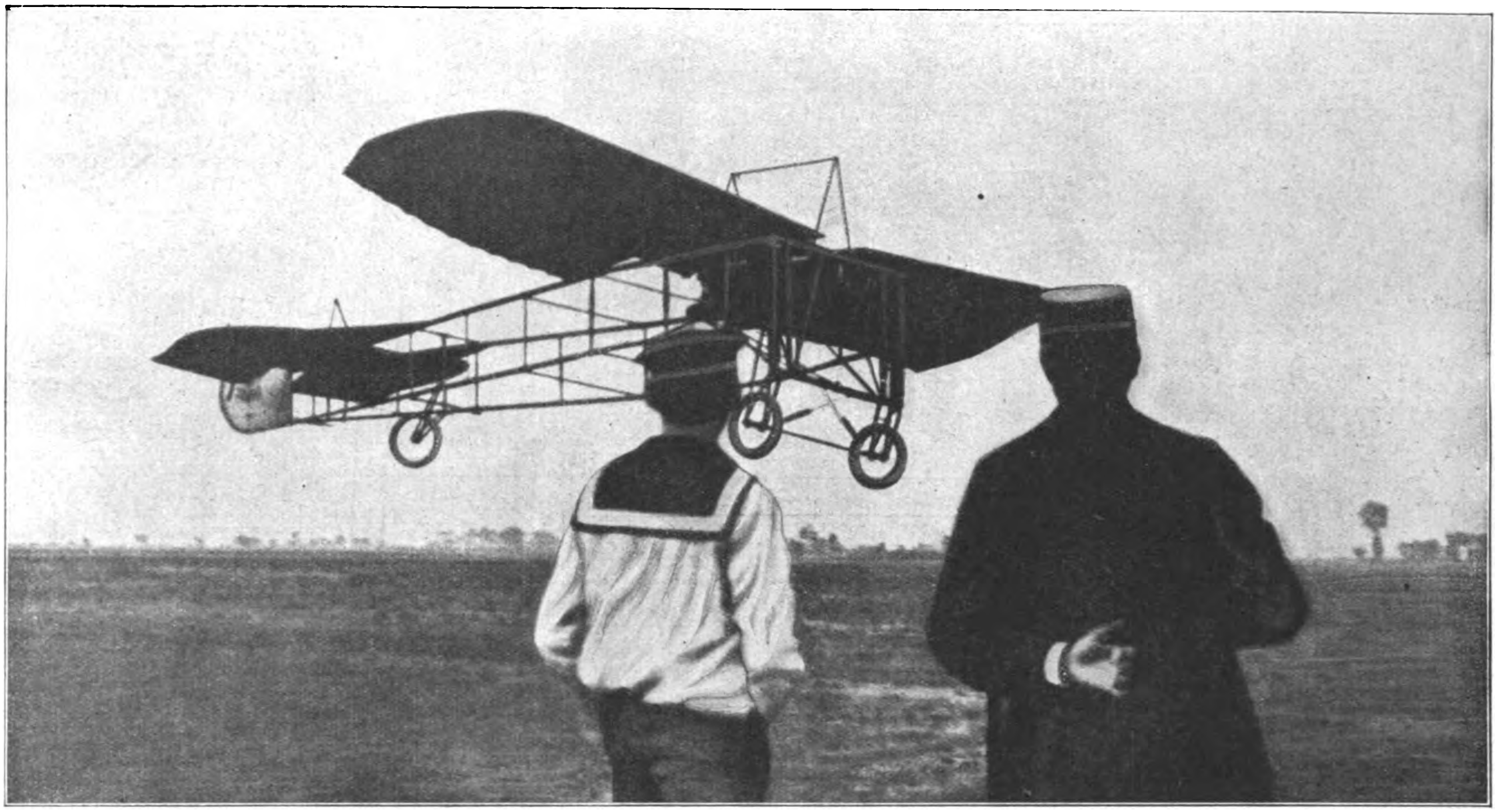
Neumarkt in der Oberpfalz, das behäbige, ruhige Landstädtchen, lieblich in die Bergketten des Jura eingebettet, wird für einige Tage in den Mittelpunkt der Ereignisse gerückt. Dort erfolgt durch den Führer und Reichskanzler die Weihe des Denkmals von Dietrich Eckart, das zwischen den wuchtigen Baumgruppen des alten Stadtparks von Freunden dem toten Freiheitskämpfer errichtet worden ist. — Es ist die Zeit, sich immer mehr des Mannes zu erinnern, der als einer der ersten in den Dezembertagen 1918 unerschrocken den Kampf gegen die Novemberverbrecher und ihre rote Meute aufgenommen hat, der seit Ende 1919, die seltenen Führereigenschaften Adolf Hitlers erkennend, sich diesem unterstellte und sein bester und weitest blickender Berater in den ersten schweren Kampfjahren geworden ist.

Geboren am 23. März 1868 zu Neumarkt (Opf.) als Sohn des Notars Christian Eckart, studierte er in Erlangen. Seine Begabung und innerer Drang zwangen ihn, Dichter zu werden. — In schweren Hungerjahren in Berlin von 1899 bis 1913 rang er sich durch, schuf nach kleineren Novellen und

(Schluß auf Seite 1427)



Das Relief des Dichters und Kämpfers am Denkmal. Entwurf von L. Schwind.

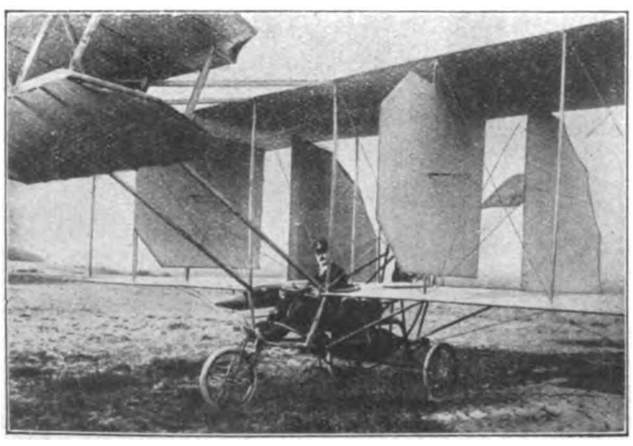


Ein tragisches Erfinderschicksal:
Dem Hannoveraner Karl Jatho gelang am 18. August 1903, vier Monate vor den Gebrüdern Wright, der erste Flug mit einem selbstgebauten Motorflugzeug. Leider versäumte dieser Pionier der Luftfahrt, sich seinen ersten Flug von Zeugen beglaubigen zu lassen.

Der erste Motorflieger der Welt:

DER DEUTSCHE KARL JATHO

Dreißig Jahre, nachdem die als erste Motorflieger anerkannten Brüder Wright ihren Motorflug vollführten, erinnern wir an das tragische Schicksal eines verkannten deutschen Erfinders, Karl Jatho, der heute noch in Hannover lebt. Bereits 1898 bestellte er bei Benz in Mannheim einen Flugmotor, der aber bei dem damaligen Stand der Technik nicht gebaut werden



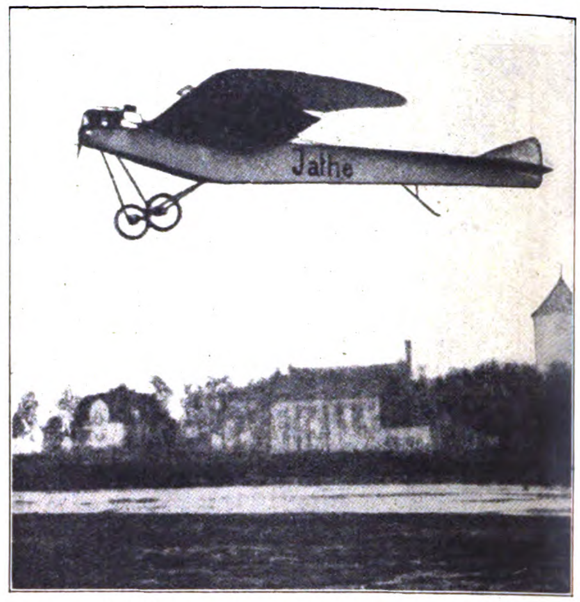
Jathos zweites Flugzeug.
Das Höhensteuer ist der Maschine vorgebaut. Der Propeller liegt hinten.



Wird ein später Ruhm ihm noch zuteil?
Heute lebt der verkannte Erfinder — ein alter, infolge wiederholter Stürze gelähmter Mann — in Hannover. Hier läßt ein junger Flugzeugbastler sich von dem großen Konstrukteur beim Modellbau helfen.



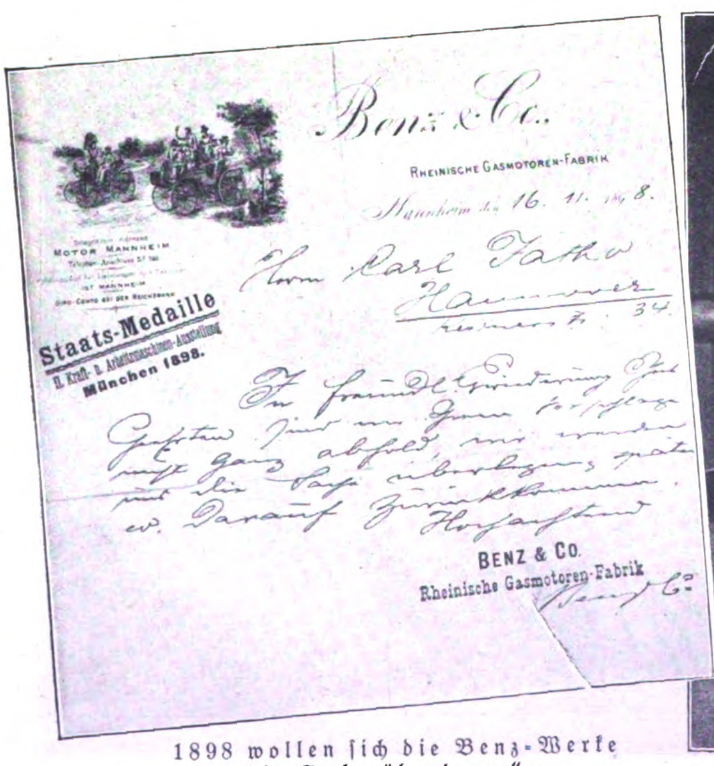
Eine sehr seltsame Sportausstellung.
Karl Jatho zeigte im Jahre 1897 auf der internationalen Sportausstellung in Berlin seinen Motor-Drachenflieger.



Jathos erste Stahltaube: 1911.
Dieser Flugzeugtyp hat bereits die schönen, uns geläufigen Formen.

konnte. Einsam, nur von wenigen Freunden hin und wieder besucht, arbeitete Jatho aus reiner Flugbegeisterung in einem Holzschuppen an der Vahrenwalder Heide bei Hannover, um das erste, durch Motorkraft betriebene Flugzeug sich über die Erde erheben zu lassen. Als Phantast und Narr verlacht, hat er es leider versäumt, sich seinen ersten Flug von Zeugen beglaubigen zu lassen. Es liegen viele Zeugenaussagen, allerdings von einem Zeitraum, der 20 Jahre später liegt, vor, die besagen, daß Jatho am 18. August 1903 ein Flug von ½ Meter Höhe in einer Länge von 20 Meter geglückt sei.

Fest steht lediglich, daß Jatho mit zäher Verbissenheit an der Durchringung der fliegerischen Idee gearbeitet hat, daß er zu einer Zeit, da wissenschaftliche Kommissionen die Unmöglichkeit des Menschenfluges bewiesen, unbeirrbar weiter konstruierte und bastelte; immer finden wir Jatho in der ersten Reihe der Pioniere, oftmals sogar als den Ersten, wenn es sich um den Motorflug, die Anwendung des verlangsamten Propellers, das kombinierte Höhen- und Seitensteuer, den gegenläufigen Propeller, der sich beim Do X so sehr bewährt hat, die Metallkonstruktionen handelt. Niemals hat dieser Mann, der an der Verwirklichung so vieler Ideen tatkräftig mitgewirkt hat, nach äußerer Anerkennung gefragt. Erst in letzter Zeit sind ihm, dem alten Flieger, Anerkennungen erwiesen worden. Die Stadt Hannover hat eine Straße nach ihm benannt; die Luftfahrtsammlung der Stadt Berlin, die Dokumentensammlung der Preußischen Staatsbibliothek haben Unterlagen über Jatho in ihre Sammlung übernommen.



Benz & Co.
Rheinische Gasmotoren-Fabrik
Telegramm-Adresse: MOTOR MANNHEIM
Staats-Medaille
II. Kraft- u. Arbeitsmaschinen-Ausstellung München 1898.

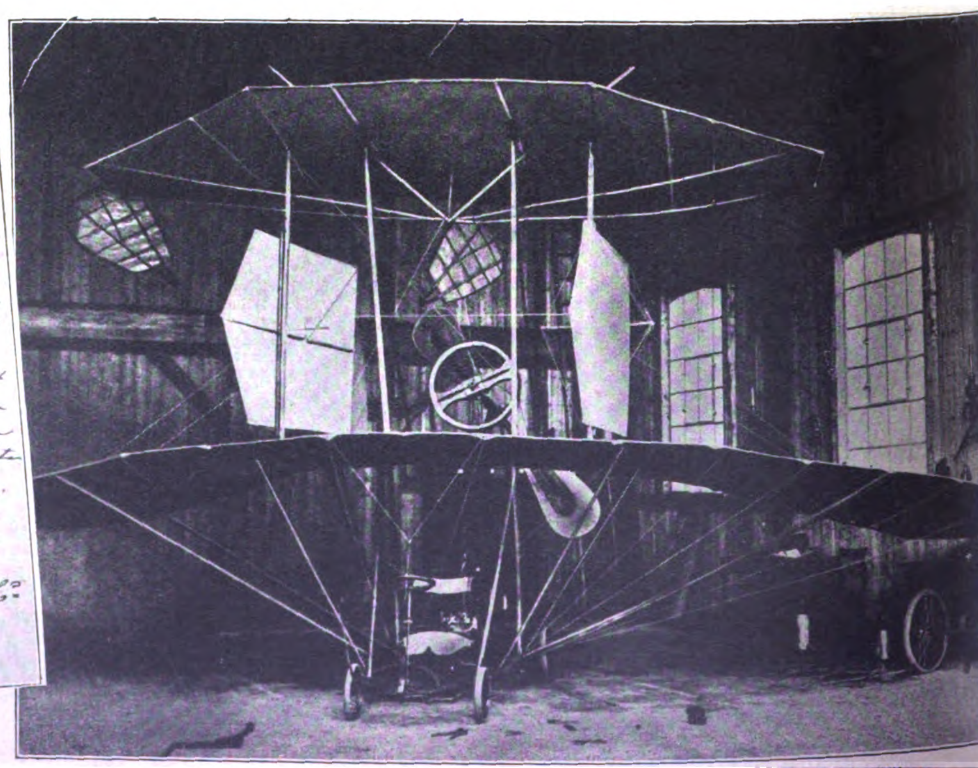
Mannheim, den 16. 11. 1898.

Herrn Karl Jatho
Hannover
... 34.

[illegible]

BENZ & CO.
Rheinische Gasmotoren-Fabrik
Benz & Co.

1898 wollen sich die Benz-Werke „die Sache überlegen" —
nämlich Jathos Anregung zum Bau von besonders geeigneten Flugzeug-Motoren.

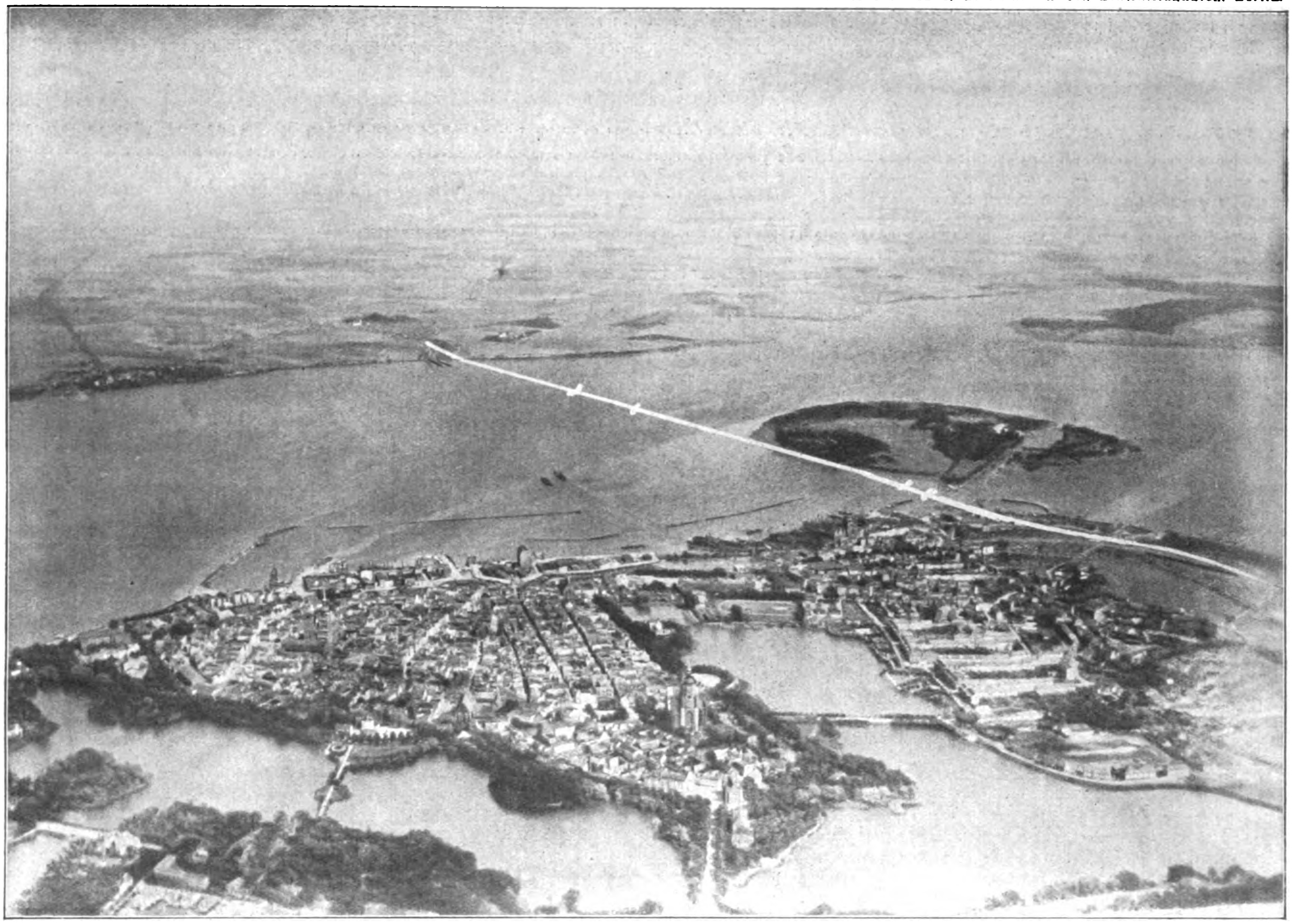


Der erste, durch einen Benzin-Motor getriebene schwanzlose Drachen-Flieger mit Höhensteuer. Jatho hat den ersten Flugzeugschuppen gebaut. 1897 errichtete er das erste Flugfeld, das jetzt der Flugplatz der Luft-Hansa, der Flughafen Hannovers, ist.

Der Rügendamm

600000 TAGEWERKE IN 3½ JAHREN BAUZEIT

Sonderaufnahme für den I. B.: Klinke & Co., Zentralflughafen, Berlin.



Der geplante Verlauf des Rügendammes, der Stralsund mit Altefähr verbinden wird.

Im Vordergrund des Bildes die Stadt Stralsund, rechts auf halber Bildhöhe die Insel Dänholm im zweieinhalb Kilometer breiten Strelasund; am gegenüberliegenden Ufer des Sundes links im Bild: Altefähr. Der Damm (weiße Linie) beginnt am Festlande südlich des Stralsunder Hafens, führt über den Nordrand der Insel Dänholm und erreicht die Insel Rügen etwa an der Stelle des jetzigen Bahnhofs Altefähr. In beiden Armen des Strelasundes, im Ziegelgraben und im Bodden, sind zur Durchfahrt für die Schiffe Brücken vorgesehen, die auf dem Bilde mit weißen Querstrichen angedeutet sind.



Das Fährschiff von Stralsund nach Altefähr

wird mit Vollendung des Rügendammes überflüssig. Noch heute dauert die Übersetzung eines Zuges von Ufer zu Ufer 37 bis 45 Minuten.



Gauleiter Staatsrat Karpenstein,

der mit diesem Bau die Insel Rügen arbeitslosenfrei machen will.



Die Altstadt von Stralsund aus der Vogelschau.

Die durch Wallensteins vergebliche Belagerung (1628) und durch Schills Kampf und Tod (1809) berühmte Stadt am Strelasund wird durch die Errichtung des Rügendammes die dringend notwendige wirtschaftliche Belebung erfahren.

CHARLOTTE KÖHN-BEHRENS:

Was ist Rasse?

(Fortsetzung unserer Berichte aus Nr. 42)

Prof. Dr. Schultze-Naumburg, der sich seit langer Zeit mit den Fragen einer rassegebundenen Kunst beschäftigt, beantwortet unsere erste Frage „Was ist Rasse?" so:

„Rasse ist eine Gruppe von Menschen mit gleichen körperlichen und geistigen Erbanlagen."

„Welche Verbindung besteht zwischen Kunst und Rasse?"

„In jeder Kunst äußert sich die Rasse am allerstärksten, denn Kunst ist der Ausdruck unserer inneren Sehnsucht, und Sehnsucht muß rassegebunden sein, wie es jede andere seelische Funktion auch ist. Sehen Sie die griechische Antike an, betrachten Sie unsere mittelalterliche Kunst, und Sie werden bei dem knappsten Gefühl für diese Zusammenhänge spüren, daß jede Kunst ein Bekenntnis zum eigenen Volkstum ist. Das Volkstum aber kann nur auf einem rassischen Empfinden beruhen, wenn auch in einem Staat verschiedene Rassen nebeneinander wirken können, wie wir es eben in Deutschland erleben, daß die vier oder fünf europäischen Rassen, die Ihnen ja bekannt sind, sich durchmischt haben und innerhalb des Volksganzen bestehen. Die vorherrschende Rasse aber bleibt die nordische. Sie ist das Zielbild eines jeden Deutschen, denn Vorbild und Idealgestalt war für uns durch Jahrtausende hindurch der nordische Mensch. Wie stark sich diese Vorliebe ausprägt, sieht man an vielen Kleinigkeiten, selbst die einfache Annonce und jede Reklame greift irgendwie zu dem Idealtyp des nordischen Menschen, wenn sie werbend wirken will. Haben sie jemals einen ostischen Menschen als Wunschtraum des Deutschen aufgezeigt gesehen? — Ich nicht!

Dabei möchte ich, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, gleich etwas Grundlegendes sagen. Nordisch, das ist nicht etwa ein geographischer Begriff, sondern ein rein biologischer. Die Menschen mit den schmalen Gesichtern, langen Köpfen und schlanken Gliedern, die Blonden, Blauäugigen sind Angehörige der nordischen Rasse. Wenigstens sind das die äußeren Kennzeichen, die bei unserer starken Vermischung allerdings nur einen ‚Hinweis und keinen ‚Ausweis' bedeuten, denn die seelische Struktur gibt selbstverständlich den letzten Ausschlag."

„Also finden sich noch heute Angehörige der nordischen Rasse in der ganzen Welt?"

„Die Verteilung der nordischen Rasse ist nicht mehr an den Norden gebunden. Die großen Wanderungen — denken Sie nur an die Völkerwanderungen — haben eine Überlagerung der nordischen Rasse über viele andere mit sich gebracht. Ich erinnere nur an die Longobarden, deren Nachkommen heute noch in Italien verstreut sind, an die blonden Perser, Griechen und Römer. Obwohl die nordischen Menschen niemals Nomaden, sondern Ackerbauer waren, haben diese Verschiebungen stattgefunden, denn ihr Wachstum, das in ihrem gesunden und kräftigen Kinderreichtum seinen Ursprung hatte, trieb sie zu diesen Expansionszügen. Ihre Wanderungen traten immer dann ein, wenn ein nordischer Stamm zum „Volk ohne Raum" wurde. Die ‚Norden' waren Jäger und Ackerbauern, die mit tiefer Liebe an der Scholle hingen, die sie entschlossen bis zum letzten verteidigten. Wenn sie sich vordrängten, so taten sie es nicht als Raublustige wie die Nomaden, die auf die ‚Razzia' gingen, sondern als Acker- und Bodensuchende, die der Wille zum Leben zur Eroberung zwang."

„Sie sprachen vorhin von den nordischen Griechen; wie sind die nordischen Stämme nach Hellas gekommen?"

„Auf die gleiche Weise, von der ich eben sprach: sie mußten leben und drangen weit über ihre Grenzen vor. Sie überlagerten die Unterschicht, die damals in Griechenland wohl zum Teil aus der mediterranen Rasse, vielleicht auch aus Teilen der vorderasiatischen Rasse bestand, und drückten der Kultur den Stempel ihres Geistes auf. Sie wurden die ackerbauende Herrenschicht; aus ihr wuchs dann der Schwertadel. Dem nordischen Menschen eignet durch rassische Gebundenheit nun einmal das selbstverständliche Einsetzen der Persönlichkeit, Mut und Entschlossenheit, das Überwinden von Leben und Tod. Man hat oft als Gegenbeweis für die Meinung, daß es sich bei den Griechen um nordische Rassenelemente handelt, angeführt, daß in dem gesamten Kunstgewerbe sich deutlich Spuren anderer Rassen zeigen. Aber das ist eine Fehlbeutung. Das Kunstgewerbe, die Töpfertechnik usw. war eine Angelegenheit einer unterworfenen Unterschicht, und es ist selbstverständlich, daß da die Züge jener Rassen zum Ausdruck gekommen sind. Der nordische Schwertadel hatte an der Ausübung dieses Gewerbes gar keinen Anteil. Erst sehr viel später, als er durch eine ruhige politische Lage dazu kam, die Sehnsucht seiner Seele in der Kunst zu formen, erleben wir in den Bildhauern und Architekten das Spiegelbild des nordischen Typus. Selbst die berühmte Venus von Milo ist das Idealbild der schlanken, blonden, nordischen Jungfrau. Dann denken Sie an das berühmte Wort ‚Xanthos', das immer wiederkehrt. Es bedeutet nichts anderes als das Blonde, Helle, Golbige und Strahlende, das Abbild der herrschenden Schicht! Dieser plötzliche Durchbruch geschah im fünften Jahrhundert! Und erst mit Sokrates, den wir hauptsächlich durch den nordischen Plato kennen, kommt in Griechenland ein anderer Typ zur Herrschaft, denn nichts an Sokrates' Weisheiten ist nordischen Geistesursprungs, wie auch sein äußeres Bild den Angehörigen einer fremden Rasse verrät. Eine andere Weltanschauung als die nordische gewinnt langsam die Macht. Kleon, der Gerber, war der erste Vertreter des Demos (des Volkes), eben der erste Demokrat, wenn ich es so nennen will. Die Adelsherrschaft stürzt, das Führerprinzip fällt, und langsam geht die Kultur und die Volkskraft des einst so stolzen Griechenlandes zugrunde."



Prof. Dr. Schultze-Naumburg.

„Welchen Anteil hat die nordische Rasse im alten Römischen Reich?"

„Auch hier nahmen sich bei den großen Wanderungen nordische Stämme die Vorherrschaft. Sehen Sie sich die Porträtköpfe alter Römer im Vatikan oder in dem berühmten Kopenhagener Museum an, dann haben Sie den sich stark aufdrängenden Eindruck, vornehmen alten Engländern gegenüberzustehen. Der Verfall des Römerreiches ist mit dem Vordringen der etrurischen oder vorderasiatischen Menschen besiegelt. Die Herrenschicht war auch hier nordisch. Aber die berühmten Gentes — ‚die Geschlechter' — starben mit der Zeit durch Mangel an Geburten aus. Auch hier sinkt die Führerschicht, die sich selbst durch den Geburtenrückgang vernichtet, und mit dem Beginn der Volksherrschaft, deren Masse sich sehr stark aus fremden Rassenbestandteilen zusammensetzt, ist auch Rom dem Untergang preisgegeben."

„Sie sprechen von einer Selbstvernichtung der Geschlechter, Herr Professor; ist es nicht vielmehr so, daß die Geschlechter an ihrer Degeneration zugrunde gehen?"

„Die Vorstellung, daß Geschlechter zu alt werden, ist ein ausgesprochen biologischer Unsinn! Im Sinne der Biologie gibt es kein ‚alt'. Jeder Mensch ist biologisch nur das Glied einer Kette, und wenn keine Erbkrankheiten eingeschleppt werden, gibt es auch keine Degeneration, kein Absterben oder Sichabnützen hervorragender Geschlechter. Es ist höchste Zeit, daß mit dieser vollkommenen Irrlehre endlich einmal aufgeräumt wird."

„Weshalb sprach man aber beispielsweise dauernd von der Degeneration unseres Adels?"

„Die einzelnen Personen, die in unserem Adel als ‚degeneriert' bezeichnet wurden, verdanken diesen Namen nicht etwa dem ‚Alter' ihres Geschlechtes", sondern dem Fortschleppen einer schlechten Erbmasse. Sie müssen bedenken, daß durch die geschützte Lage des Adels — ich denke hier an die großen und kleinen Fürstengeschlechter — der Prozeß der natürlichen Auslese und Ausmerzung fortfiel. Während es bei uns im allgemeinen so ist, daß der Haltlose, Untüchtige und Unfähige untergeht, so schützte Bestimmung und Gesetz den Adel vor diesem Schicksal. Die Apanage bot dem Untüchtigen die gleiche Lebensmöglichkeit wie dem Tüchtigen. Nur so war das Fortschleppen schlechter Erbanlagen, die zur ‚Degeneration' führten, möglich, und nur so konnte in einzelnen Fällen die Entartung weitergezüchtet werden. Wie wichtig ‚Auslese' ist, dafür will ich Ihnen die Erfahrung eines jeden Jägers als Beispiel sagen. Die besten Hasenjagden findet man in einer fuchsreichen Gegend. Denn dort, wo der Feind ständig den Hasen jagt, halten sich nur die schnellen und klugen Tiere, die gleichermaßen mit einem guten Verstand, einem starken Herzen und einer gesunden Lunge von der Natur ausgestattet sind Kampf und Feindschaft, das göttliche Prinzip des ‚Sichbeweisens', muß erhalten bleiben, wenn das Tüchtige den Sieg erringen soll. Die schlimmste Wahnidee der überwundenen Epoche war ihre Tat und ihr Wunsch, in dem sogenannten ‚Helfenwollen' das Krankhafte zu verewigen."

„Wollen Sie mir nicht noch etwas über die Entwicklung von Kunst und Rasse sagen, Herr Professor?"

„Gerne. Wir erleben in der bildenden Kunst noch einmal ein wunderbares Erstehen der nordischen Rasse in der ‚Renaissance'. Das Wort deutet es schon an...

Ich sprach vorhin davon, daß die alten ‚Gentes' ausstarben. Der Untergang Roms wurde erlebt. Später aber ziehen wieder Norden — die Langobarden, Vandalen und Goten — nach dem Süden. Das Nordische, Blauäugige und Blonde, das Sieghafte und Strahlende gewinnt noch einmal Macht im mittelalterlichen Italien. Leonardo da Vinci ist blond und blauäugig, die Gestalten, die ihn reizen, die Probleme, die ihn bewegen, sind nordischem Blute entwachsen. Auch die Plastik des frühen Mittelalters gibt den nordischen Menschen als Schönheitsideal der Welt und jeder Zukunft weiter. In Nürnberg steht ein Mann wie Dürer auf. Seine blonde Madonna bleibt ewiges Geschenk an die Nachwelt! Es ist beinahe lächerlich, wenn ich hier dazusetzen muß, daß jüdische Kunstgeschichtler Dürer zu einem Ungarn machen wollten. Ob wohl je der Zufall der Geburt in geographischer Hinsicht etwas an der Ewigkeit der Rasse änderte!"

„Wo sehen Sie die Rassenhoffnung für Deutschland?"

„Die Hoffnung liegt im Mendelschen Gesetz. Ich kann Ihnen dieses Gesetz nicht in zwei Worten erklären, aber nach Mendel ‚entmendeln' oder ‚entmischen' sich die Rassen wieder, wenn die Nachkommen immer wieder mit reinrassigen Elementen gepaart werden. Wenn wir der nordischen Herrenschicht zur Geltung verhelfen, können wir ohne weiteres ‚aufnorden'. Dazu müßte das nordische Schönheitsideal wieder


EXTRA MILD
SALEM
GOLD
EXTRA MILD
SALEM
DRESDEN
3 1/3 ₰

gepflegt werden und von bestimmendem Ausschlag bei der Gattenwahl sein und werden."

„Welche Zusammenhänge bestehen zwischen Architektur und Rasse?"

„Durch die französische Revolution setzte eine Neuordnung der Weltanschauung ein. Das innere Gesetz von Blut und Boden ging verloren und die händlerisch-liberalistische Welt gestaltete sich. Diese fremde Weltanschauung drang mit den dreißiger Jahren auch nach Deutschland, und es ist eine tiefe Tragik, daß Hardenberg, ohne es zu wissen und zu wollen, den Bauernstand zerstörte, dem er helfen wollte. In dem Augenblick nämlich, in dem er den an die Scholle gebundenen Bauern „befreite" und den Bauernhof zum freizügigen Händlerobjekt machte, kommen wir in die große zerstörende händlerische Periode.

100 Jahre — 1830 bis 1933 — stehen im Zeichen des händlerisch-liberalistischen Menschen, und der Verfall der Architektur geht Hand in Hand mit der Abkehr von den lebensgesetzlichen Gebundenheiten. Dort, wo die Rassen sich reingehalten haben, in Oberbayern, Schleswig-Holstein und Niedersachsen lebt noch am meisten die tiefe Kunst eines rasse- und naturgebundenen Volkes.

Die Anschauung des internationalen Händlertums hat mit dem Aufstellen ihrer Parole und Irrlehre das Aufgeben der wahren Architektur und aller Kunstwerte bedingt. Das Volkstum wurde in Acht und Bann getan, das Haus, das Ausdruck der Seele des Menschen sein soll, eben das ‚Gehäuse seines Inneren', wurde zum Sowjetgedanken des allgültigen Kollektivs erniedrigt. ‚Das, was für mich paßt, paßt auch für dich!' Der Kollektivgedanke siegte, und man vergaß ganz, daß die Einzelpersönlichkeit Träger des Volkstums sein soll."

„Wo ist der Ausweg aus dieser Gefahr?"

„Der händlerisch-liberalistische Mensch muß zurücktreten. Auch in der Kunst und der Architektur. Denn, glauben Sie das eine, nicht die Generationen, sondern die Rassen trennen. Dürer und Thoma sind Jahrhunderte von einander entfernt, aber es führt eine goldene Brücke über die Zeiten. Thoma und Liebermann trennen kaum Jahre, — eine Brücke aber gibt es nicht zwischen ihnen. Ein rassisch-tüchtiges Volk bestimmt seine Kunst. Sie aber ist der Ausweis für die von fernher schreitende Zukunft um die Bewertung späterer Geschlechter. Ein Herausstellen einer rassenfremden und entarteten Kunst bedeutet ein Verbrechen am deutschen Geistesleben. Die Erziehung zu jener Richtung, die dem Volke das Zielbild sichtbar macht, ist unsere Pflicht! Sollten die Vertreter der absterbenden Zeit heute noch versuchen, wieder Fuß zu fassen, so gäben sie damit nur den endgültigen Beweis ihrer Geschäftstüchtigkeit und ihres artfremden händlerischen Wesens.

Maßgebend für mich und für alle Deutschen aber ist der Wille des Führers, der in ‚Mein Kampf' Forderungen und Ablehnungen der Kunst eindeutig festgelegt hat. Auch seine Nürnberger Rede weist Linie und Richtung in den Gang der Zeiten. Abbiegen und Abweichen wäre Verrat am Führer."

Die Jagd auf die Autoratte

Skizze von Karl Lütge

Famos, wie Inspektor Its die übersichtlichen Kurven des schmalen Gebirgssträßchens schnitt und sich durch die engen Kehren sorglich höhenwärts tastete. Ein ebenso guter Automobilist wie tüchtiger Kriminalist!

„Erzählen Sie etwas, Inspektor", bat ich bei der nächsten Rast.

„Auto oder Kriminell?"

„Beides!"

Zu einer Stunde, wo sich bei Regenströmen trefflich spannungsreiche und gefahrvolle Begebnisse erzählen lassen, kramte nun Inspektor Its die Geschichte der Autoratte aus. Wir saßen in einem Gebirgsnest. Der Sportzweisitzer stand unter der Torfahrt des Gasthöfleins; er war Mitakteur in dem Drama —

„Genial gezirkelt an steilem Berghang steigt die Paßstraße zur Orgasalp an", begann Inspektor Its. „Da droben stehen im Geröll des sturmumheulten Passes die Baracken der Zollbeamten. Über schmutzigen Schnee schlittern die Autos das ganze Jahr zur Schranke an der Straße, Autos in ununterbrochener Folge. Die Orgasalpstraße ist ja weit berühmt; eine Attraktion für Automobilisten aller Länder."

Ich kenne die Straße und nicke schweigend; eine bekannte Schmugglerstraße — — Also eine Schmugglergeschichte — Autoschmuggler. Das versprach interessant zu werden!

„Unruhige Zeiten haben den Automobilisten zeitweilig die Freude am Genuß der Fahrt dort verdorben. Die Zoll- und Paßkontrolle an der Grenzstation auf der Paßhöhe wurde eine Zeitlang immer strenger, ohne ersichtlichen Grund nach Ansicht der Automobilisten. Aber wie konnten sie ahnen, daß über den Paß, in Autos, Spionagematerial geschafft wurde — nicht wahr?

Der Ermittlungsdienst brachte heraus, daß eine berüchtigte Spionin, als ihr Eisenbahn und Flugzeug zu gefährlich geworden waren, als Trägerin wichtiger Nachrichten fungierte. Bisher gelang es nicht, ihrer habhaft zu werden.

So beorderte man mich ab, um der Frau das Handwerk zu legen.

In meinem Sportzweisitzer fuhr ich mehrere Tage unauffällig die Orgaspaßstraße auf und ab; argwöhnisch lugte ich über die Autokarawanen, in deren Vielgestaltigkeit und Menge die Spionin so leicht Unterschlupf finden konnte. Ich habe dabei auf mehrere sehr starke Wagen Jagd gemacht; alle unerbittlich mit dem kleinen Sportzweisitzer geholt, aber nie etwas entdeckt.

Da stoppte ich eines Tages — —

Ein Tourist kniete am Straßenrand. Aber nein: eine Touristin. Ein bildhübsches, frisches Mädchen. Ich hielt auf eine bittende Bewegung der augenscheinlich Erschöpften.

„Bitte, nehmen Sie mich doch bis Orgas mit", bat die Touristin.

Ich bin nicht unempfänglich für Frauen. Der Blick der sanften blauen Augen betörte mich; ich schob mein dienstliches Gewissen entschieden beiseite.

Aber als ich der jungen Dame beim Besteigen des Wagens behilflich war sah ich für Sekunden Kälte und Entschlossenheit in seltsamer Vereinigung in den Augen, die zuvor noch sanft und bittend gewesen waren. Die Züge der Frau hatten sich verändert; ein reifes, erfahrenes Weib saß neben mir — —

Da wußte ich mit Bestimmtheit: dies ist die Spionin! Eine „Autoratte", die sich an die Autos der Straße festbiß und von ihnen unauffällig mit über die Grenze nehmen ließ! Heuchlerisch fragte ich:

„Sind Sie im Besitz eines Passes, mein Fräulein?"

„Ja; aber als Touristin braucht man ihn nicht."

Mein schneller Wagen schraubte sich die vielen Serpentinen hinauf, die so genial an den Hang gezirkelt waren. An der Paßhöhe fuhr ich zur Verwunderung der „Touristin" das Auto nicht vor die Schranke, sondern schlitterte über nassen Schnee in ein eingezäuntes Geviert, vor eine Baracke. Auf ein schrilles Hupensignal sprangen drei Uniformierte herbei und ergriffen auf meine Kopfbewegung die angebliche Touristin.

„Was bedeutet das?" fragte sie ohne Erschrecken.

„Ich muß Sie wegen Spionageverdachtes genau durchsuchen, Madame."

„O, bitte", machte die Verdächtige auffallend gleichgültig, und sie verriet sich damit

Ich glaubte nun Gewißheit zu haben, daß es die gesuchte Spionin war!

Sie wurde in einen Raum geführt und dort durch zwei Frauen der Beamten einer sehr gründlichen Leibesvisitation unterzogen. Ich untersuchte unterdessen den Rucksack. Aber trotz der Gründlichkeit, mit der ich dies vornahm, fand ich nichts. Ich begann noch einmal von vorn, denn die Spionin hatte zweifellos wichtige Nachrichten, mit denen sie über die Grenze gehen wollte. Ich riß aus dem Rucksack das eingeklebte Futter, prüfte die Riemen sorgfältig — nichts fand ich!

Da auch die Frauen bei der peinlichen Leibesvisitation nichts fanden, so blieb nichts übrig, als die Spionin mit den Nachrichten, die ihr, um sie endlich überführen zu können, von der Kriminalpolizei selbst zugesteckt worden waren, über die Grenze passieren zu lassen. Das heißt, von der Tatsache, daß der „Stabsoffizier", von dem die Spionin die neuesten Nachrichten erhalten, mit der Kriminalpolizei Hand in Hand arbeitete und nur fingierte Mitteilungen der Spionin übergeben hatte, erfuhr ich erst einige Tage später. —

Ich erhielt wegen der Freilassung der Spionin eine Rüge von meiner vorgesetzten Behörde. Als bisher erfolgreicher Beamter litt ich darunter. Ich kam Tag und Nacht nicht aus meinem Wagen und streifte die Orgasalpstraße und die beiden übrigen Paßstraßen, die über die Grenze führten, auf und ab. Ich wechselte den Wagen, fuhr in Verkleidung — bis mich eines Tages, als ich in der Verkleidung als Chauffeur einen großen Sechssitzer fuhr, wieder eine Dame um Mitnahme bat. Ich frohlockte.

Es war wieder die „Touristin!"

Wie beim erstenmal, fuhr ich mit ihr über den schlüpfrigen Schnee der Paßhöhe in das eingezäunte Geviert, und wieder begann eine peinliche Untersuchung und Durchsuchung.

Ich arbeitete in Verbissenheit und Trotz. Ich trennte die Absätze von den Stiefeln der Spionin, riß die Sohlen ab, trennte das Futter heraus. Nahm die Kleidung unter die Lupe und wendete alle erdenkliche Gründlichkeit auf, um diesmal zum Ziele zu gelangen. Ich beobachtete dabei unausgesetzt die Spionin, die, nur mit leichtem Mantel bekleidet, bei der Durchsuchung im Zimmer stand. Doch ich mochte die Überkleider, die Wäsche, Strümpfe oder sonstigen Stücke befühlen und durchsuchen — das Gesicht der Spionin veränderte sich nicht!

Nirgends fand sich etwas. Dabei mußte die Spionin die Nachricht mit sich herumtragen; anders war es nicht möglich. Die Durchsuchung am Körper der Spionin, die ich anordnete, ging hinter einer spanischen Wand vor sich; aber auch bei dieser neuerlichen Untersuchung fanden die Frauen, die von mir aufs äußerste angespornt waren, nichts — —

Da packte mich Wut und Zorn. Die Spionin hatte bestimmt Nachrichten — und ich mußte die Autoratte da ich nichts finden konnte, wohl oder übel wieder über die Grenze lassen.

Da fiel mein Blick auf die hellrosa Hemdhose. Ich nahm sie zum fünften oder sechstenmal zur Hand und schleuderte sie schließlich, als ich beim besten Willen nichts eingenäht fand, in weitem Bogen von mir — —

Ich wollte gerade den Frauen den Auftrag geben, der Dame beim Ankleiden behilflich zu sein, da bemerkte ich eine schwache, für mich deutlich erkennbare Erregung im Gesicht der Spionin. Ich folgte dem Blick. Die Spionin empfand blitzschnell, daß sie beobachtet wurde und wendete sich gleichmütig. Um Sekunden zu spät!

Ich wurde kreidebleich. Ich machte da eine Entdeckung. —

Genug: ich befahl der Spionin, sich anzuziehen und verhaftete sie. Als sie aufbegehrte, führte ich sie zum Fenster, wo über dem Zentralheizungskörper die im weiten Bogen geschleuderte Hemdhose lag —
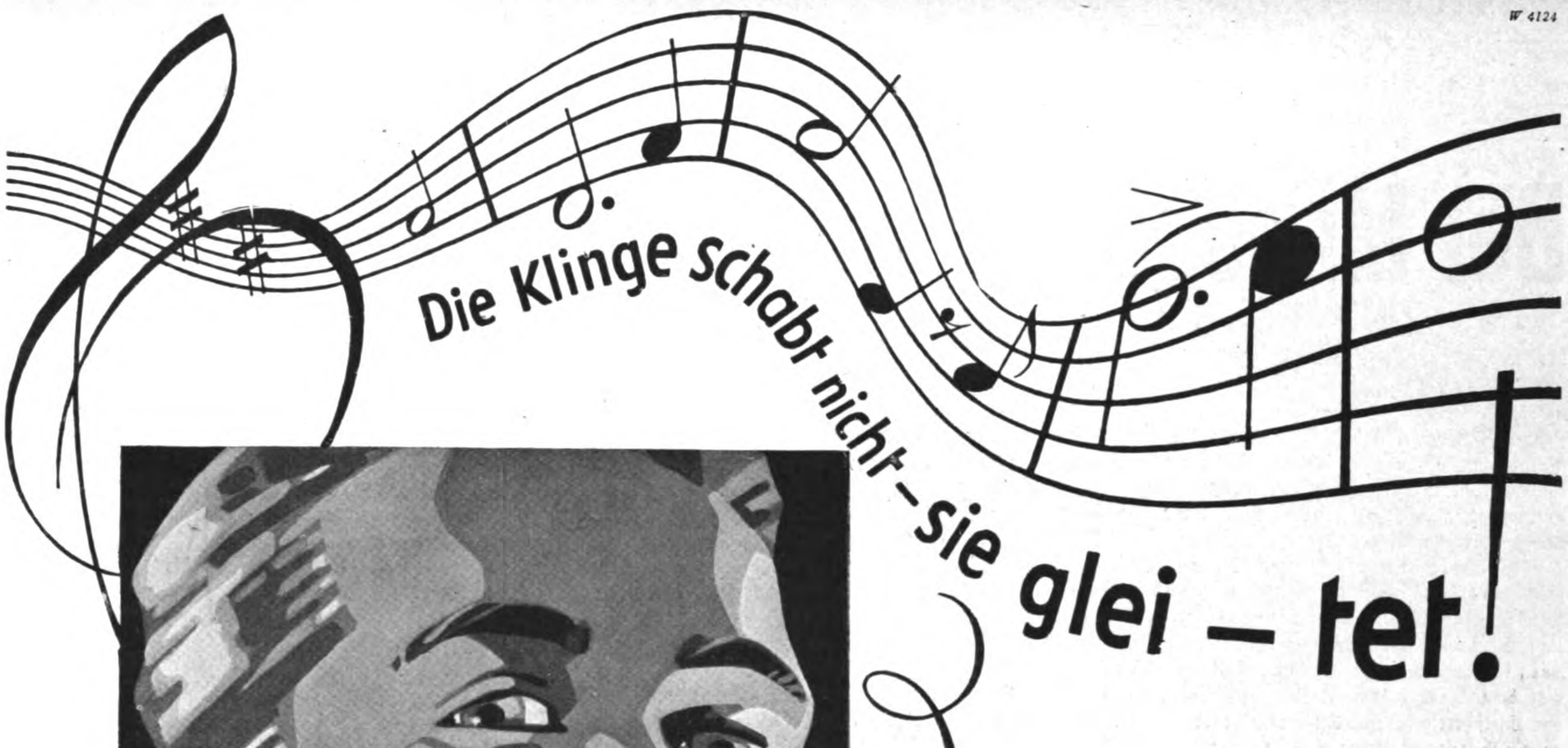
Merkwürdiges war mit der hellrosa Hemdhose vor sich gegangen. Nicht mehr glatt und zartrosa war sie. Nein, sie zeigte jetzt dunkelblaue Striche und Linien und regelmäßige Streifen. Und beim näheren Hinsehen entpuppt sich das Ganze unschwer als eine wichtige militärische Nachricht, mit sympathetischer Tinte auf die Innenseite des Wäschestückes geschrieben — —

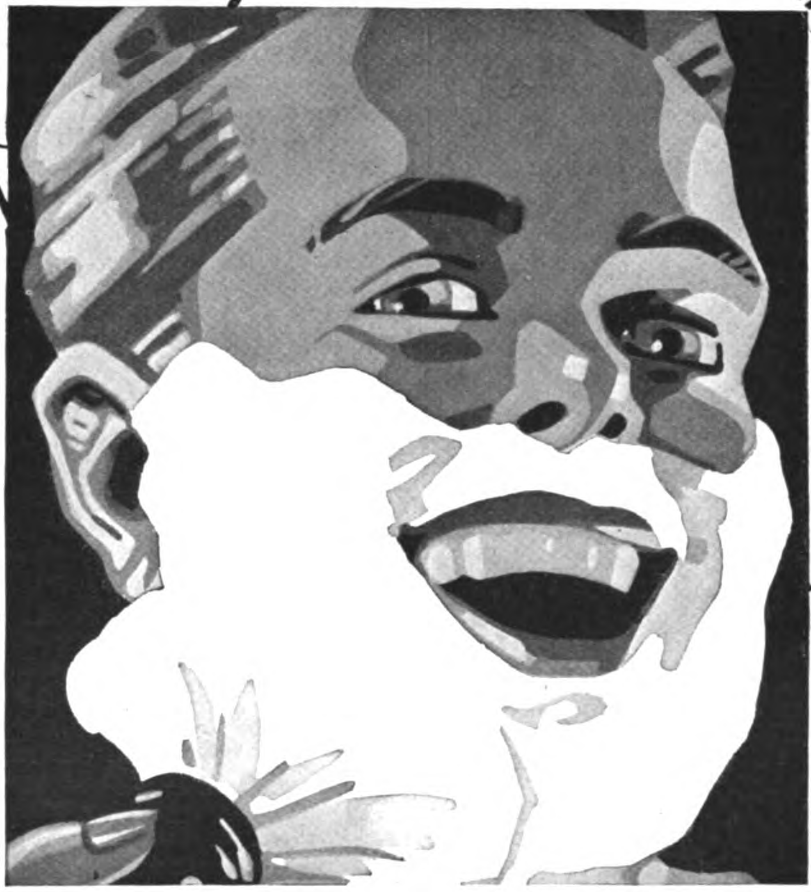
Die Spionin leugnete nicht. Sie leistete auch keinen Widerstand.

Ihre Augen sprachen dagegen und rüttelten mit ihrem Locken an meinem Pflichtbewußtsein, als sie das Auto bestieg. Natürlich blieb ich unerschütterlich; zu groß war der Triumph, eine der gefährlichsten Spioninnen überführt zu haben — —"

Inspektor Its blickte in den Regen hinaus. Ein Auto stob draußen vorbei.

„Seitdem spricht an den Paßstraßen, besonders an der vielbefahrenen Orgasalpstraße, nie mehr eine Frau die Autos um eine Mitnahme an — —" schloß er befriedigt.





Kaloderma-Rasierers Morgenlied

Nicht sonderlich erbaulich bis jetzt, Ihr Rasiergesang? – Dann sind Sie kein Kaloderma-Rasierer! Denn eine Kaloderma-Rasur ist gleichbedeutend mit einer guten, sauberen, leichten Rasur, ohne Brennen und Spannen, auch wenn Ihre Haut noch so empfindlich ist – ein Rasieren, bei dem man geradezu guter Laune wird, wenn man es noch nicht ist. – Kaloderma-Rasierseife und -Rasiercreme werden beide nach dem selben besonderen Verfahren unter Zusatz des hautpflegenden Glyzerins hergestellt. ✶Glyzerinhaltiger Schaum erweicht das Barthaar bedeutend rascher als Wasser und Seife allein es können. ✶Der durch Glyzerinzusatz besonders dichte Kaloderma-Rasierschaum hält das Haar in der richtigen Stellung fest, so daß die Klinge es von selbst an der Wurzel erfaßt. ✶Glyzerinhaltiger Schaum legt sich wie eine schützende Gleitschicht zwischen Messer und Haut und verhindert jedes Schaben der Klinge ✶Das hautpflegende Glyzerin beruhigt und kühlt die Haut. Sie bleibt – auch beim schärfsten Ausrasieren – glatt und weich wie Samt.

✶Mancher zieht die ausgiebige Kaloderma-Rasierseife in festen Stücken vor, mancher die Tube Kaloderma-Rasiercreme, die ihren Schaum vielleicht noch rascher, noch müheloser entwickelt und die manchem noch praktischer in der Handhabung erscheint. – Das ist Geschmackssache. Wir stellen deshalb beide für Sie her und überlassen Ihnen selbst die Wahl. Ob Rasierseife oder Rasiercreme – die Wirkung bleibt sich gleich. Aber achten Sie darauf, daß es Kaloderma ist!



KALODERMA
Rasierseife & Rasiercreme

F · WOLFF & SOHN · KARLSRUHE

Der Mensch der Vorzeit und die Metalle

Von Graf Carl v. Klinckowstroem

Nahezu hundert Jahre können wir heute auf die Vorgeschichtsforschung zurückblicken, die aus schüchternen Ansätzen und in vielfachem Streit der Meinungen heranwachsend, allmählich ein immer klarer werdendes Bild von der Urgeschichte der Menschheit geschaffen hat. Die ältesten Spuren der beginnenden Werkzeugkultur des Menschen führen, wenn wir von den umstrittenen „Eolithen" absehen wollen, in eine klimatisch recht unwirtliche Epoche der Erdgeschichte zurück, die wir als Eiszeit bezeichnen. Der größte Teil Mitteleuropas war damals, d. h. vor einigen Jahrhunderttausenden, von Gletschereis bedeckt, das wechselnd vorstieß und sich periodisch wieder zurückzog — man zählt im Alpengebiet vier Eiszeiten mit drei dazwischenliegenden Zwischeneiszeiten, die ein wärmeres Klima boten — und dem Menschen spärlichen Raum zu dünner Besiedelung an geeigneten Stellen, meist in Höhlen und Grotten, bot. Das rauhe Klima stellte den Menschen in einen harten Daseinskampf und hat dadurch wohl den Hauptansporn dazu geliefert, daß er sich in langsamer Entwicklung zu der Species der Gattung Mensch emporarbeitete, die wir — reichlich euphemistisch — als „homo sapiens" zu bezeichnen pflegen.

Diese nomadisierenden Jägervölker der Vorzeit mußten sich Werkzeuge und Waffen schaffen, und dazu bot ihnen neben dem Holz zunächst der harte Feuerstein den geeignetsten Werkstoff. Man bezeichnet daher die sehr lange Periode, innerhalb welcher der Mensch in ständig zunehmender Verfeinerung und in wachsendem Formenreichtum im Wesentlichen dieses Material bearbeitete und benutzte, die Steinzeit, und unterscheidet hier wiederum eine ältere und eine davon deutlich unterschiedene jüngere Periode: das Paläolithikum und das Neolithikum, dessen Beginn auf etwa 5000 vor Chr. angesetzt wird. Mindestens kann dies für Europa gelten.

Der Mensch, dem wir zunächst im Alt-Paläolithikum begegnen, hatte noch recht urtümliche Züge. Dieser „Neandertal"-Typus war von kleiner, gedrungener Gestalt. Stark ausgeprägte Überaugenwülste, niedere Schädelwölbung mit flacher fliehender Stirn, massiger kinnloser Unterkiefer und eine kurze, breite Nase gaben ihm das Gepräge — Merkmale, die wir teilweise heute noch beim Australier wiederfinden. Aber er kannte schon das Feuer, wahrscheinlich sogar schon die künstliche Feuererzeugung mittelst des Schlagfeuerzeugs, das aus Feuerstein, Schwefelkies und trockenem Moos bestand, in welchem die Funken aufgefangen und zum lodernden Feuerbrande angefacht werden konnten. Hingegen waren ihm Haustiere, Viehzucht, Ackerbau, Töpferei und Schmuck noch fremd. Eine zweite, jüngere Menschengruppe von bedeutend „modernerem" Gepräge, die man nach den Skelettfunden in der Grotte von Cro-Magnon im Vezeretal (Dordogne) benannt hat, hat noch gleichzeitig mit dem Neandertaler gelebt und diesen, der allmählich gänzlich verschwindet, als Vertreter des Menschengeschlechtes abgelöst. Der Schädel des großgewachsenen Menschen vom Cro-Magnon-Typus unterscheidet sich nur noch ganz unwesentlich von dem eines neuzeitlichen Europäers, auch sein Hirngewicht entspricht durchaus dem des Menschen unserer Zeit, wenn er es nicht gar übertrifft. Dieser Mensch der späteren Eiszeitepoche hat uns ein reiches Arsenal an Werkzeugen aus Stein, Horn und Bein hinterlassen. Während sein urtümlicher Vorgänger das Material an Flint (Feuerstein) nur an der Oberfläche des Erdbodens, im Geröll und Geschiebe, auflas, wo er es gerade fand, hat es der Mensch in der nacheiszeitlichen mittleren Steinzeit bereits gelernt, die ihm wichtigen unverwitterten Feuersteinknollen in regelrechtem Bergbau aufzusuchen: er grub sich zunächst in Tagebaulöchern, dann in bis 17 Meter tiefen trichterförmigen Schächten in die Kreideschichten hinab, die das wertvolle Material bargen, und baute dieses in weitverzweigten unterirdischen Gängen, in denen er Stützpfeiler im gewachsenen Fels stehen ließ, weiter ab. Diese Feuersteingewinnung setzte sich noch eine Zeit lang in der jüngeren Steinzeit fort, dann aber traten andere Werkstoffe wie Horn und Bein in den Vordergrund. Das Gold war dem Menschen bereits gegen Ende der Steinzeit bekannt. Es wurde in goldführenden Flußkiesen und -sanden im sogenannten Seifenbergbau, d. h. durch Goldwäsche, gewonnen.

Jener langen Epoche, in welcher der Mensch noch keine Nutzmetalle kannte, folgte die Metallzeit. Diesen Fortschritt dürfen wir uns aber nicht als einen plötzlichen vorstellen. Vielmehr wird der Mensch noch lange Zeit das gediegen gefundene Kupfer genau wie sonst einen Stein behandelt und erst allmählich gelernt haben, das Kupfer auch aus seinen Erzen zu erschmelzen und es gußtechnisch zu verwerten. Die vorgeschichtliche Archäologie gliedert die Metallzeit in drei Abschnitte: der reinen Kupferzeit folgte die Bronzeperiode, und dieser wiederum die Eisenzeit. Der Beginn dieser Perioden hat selbstverständlich nicht über-

all gleichzeitig eingesetzt. Wir können vielmehr feststellen, daß die neue Errungenschaft, Werkzeuge und Waffen aus Metall herzustellen, aus dem vorderen Orient langsam bis nach Mitteleuropa vorgedrungen ist. Lange war es eine Streitfrage zwischen den Archäologen und den Technikern, ob das Kupfer oder das Eisen das erste Nutzmetall gewesen sei, das der Mensch kannte und das er aus den Erzen zu gewinnen und zu verarbeiten lernte. Der Techniker sprach sich aus metallurgischen Gründen für das Eisen aus. In der Tat genügt es ja, ein Stück Braun- oder Roteisenstein in ein Kohlenfeuer einzubetten, um Eisen zu gewinnen, das — im Gegensatz zum Kupfer — nicht bis zu seinem Schmelzpunkt (zirka 1200 Grad) erhitzt zu werden braucht, sondern schon bei zirka 800 Grad schmiedbar wird. Nun kennen wir auch vereinzelte Eisenfunde aus auffallend früher Zeit, wie z. B. die Reste von Eisenrost, die C. L. Woolley zu Ur in Mesopotamien in einem sumerischen Grabe aus der Zeit um 3100 vor Chr. gefunden hat. Aber dieses Eisen war Meteoreisen, wie die Analyse ergab: es enthält 10,8 Prozent Nickel. Meteoreisen ist die einzige Form, in der Eisen gediegen vorkommt. Es ist also nichts Erstaunliches, wenn zu einer Zeit, da man Kupfer bereits metallurgisch zu verarbeiten verstand, auch einmal ein Meteoreisenfund ähnlich verarbeitet wurde. Das beweist demnach noch nichts dafür, daß man es damals schon verstanden habe, Eisen aus seinen Erzen zu gewinnen. Weitere vereinzelte Funde in Ägypten sind unsicher. Der älteste sichere Eisenfund aus Ägypten stammt aus einem Grabe bei El Gerzeh: vier längliche Eisenperlen, die neben 10 solchen aus Gold und 5 aus Karneol zu einer Halskette gehörten. Das zeigt schon, daß man diese Eisenperlen als große Kostbarkeiten ansah. Auch waren sie sicher nicht ägyptisches Fabrikat. Erst nach der 19. Dynastie (zirka 1300 vor Chr.) werden in Ägypten die Eisenfunde häufiger, und bei den Mittelmeervölkern ist der Gebrauch von Eisen nicht vor 1250 vor Chr. festzustellen. Dagegen war das Kupfer bereits im Alten Reich in Ägypten, das mit zirka 3300 vor Chr. beginnt, als Material für Geräte und Werkzeuge bekannt. Die erste Kupfergewinnung im Gangbergbau ist im Orient erfolgt, und zwar vermutlich in der östlichen Hälfte des Mittelmeers. Seit zirka 2000 vor Chr. sind Kupferwaffen und -werkzeuge nach vorgeschichtlichen Funden auch in Deutschland und in Osteuropa in Gebrauch gewesen und hier auch angefertigt worden. Der Kupferbergbau stand damals in Spanien bereits in Blüte und wurde von dort nach Britannien übertragen.

Dies ist deswegen wichtig, weil das zur Erfindung der Bronze führte: das in Cornwall gefundene Kupfererz besitzt nämlich einen hohen Zinngehalt; es ließ sich leichter schmelzen und war härter als das reine Kupfer. Wir können die Entdeckung der von jetzt ab über ein Jahrtausend herrschenden Legierung von Kupfer und Zinn, die wir Bronze nennen, auf die Zeit kurz vor 2000 vor Chr. datieren. Welche Bedeutung alsbald das Zinn gewann, ersieht man aus der Ilias, wo es an mehreren Stellen neben dem Golde als das kostbarste Metall angesprochen wird. Von den britischen „Zinninseln" entwickelte sich schnell ein lebhafter Zinnhandel, der zunächst in den Händen der Iberer, insbesondere der Bewohner jener an der Guadalquivirmündung gelegenen Stadt lag, die später unter dem Namen Tartessos eine hohe Blüte als Handelsstadt erlebte. Diese „Vor-Tartessier" beherrschten damals, d. h. um 2000 vor Chr., allein die ozeanischen Gewässer Südwest- und West-Europas, während im Mittelmeer die Seeherrschaft in den Händen der Kreter lag, die die anliegenden Kulturländer mit Zinn versorgten. Später übernahmen die Phönizier diese Aufgabe. In Ägypten wurde die Bronze in der 12. Dynastie (um 2000 vor Chr.) bekannt, doch ist die dort aufgefundene Bronze aus jener Frühzeit noch auffallend zinnarm. Das gleiche gilt von Kreta.

Die Bronzezeit, die in Mitteleuropa bis zirka 1000 vor Chr. reicht, wurde im Bereiche des Mittelmeerbeckens nach 1400 v. Chr. allmählich von der Eisenzeit abgelöst. Im vorderen Orient und im ägäischen Kulturkreise kennen wir die frühesten sicheren Funde an Eisenwerkzeugen und -waffen erst aus dem Ende der mykenischen Periode. Man konnte das Eisen erst als Nutzmetall brauchen, als man es so zu härten verstand, daß es gegenüber der Bronze Vorteile bot. Zunächst brachte das weiche Schmiedeeisen keinen qualitativen Fortschritt, genau so, wie die schöngeglätteten neolithischen Steinbeile sicherlich den ersten Kupferbeilen noch überlegen waren. Der Schritt von der Bronze zum Eisen war aber insofern besonders wichtig, weil man dadurch von den wenig zahlreichen Kupfer- und Zinnvorkommen unabhängig wurde. Man bedurfte zur Herstellung von Schweißeisen keiner höheren Hitzgrade als zum Bronzeguß, denn man erhielt bei einem Holzkohlenfeuer und künstlichem Wind leicht 1100 bis 1200 Grad, um schmiedeeiserne „Rennluppen" zu gewinnen, die durch Hämmern von der Schlacke befreit und ausgeschmiedet wurden. Man lernte bald die oberflächliche Härtung durch Nachglühen unter Kohle und Abschrecken in kaltem Wasser. Insbesondere wurden dann die Kelten (um 500 vor Chr.) Meister in der Herstellung von Stahl, da ihnen im Siegerlande ein besonders manganreiches Eisenerz zur Verfügung stand. Dieser Vorzug trifft auch den Eisenstein des Erzbergs in Kärnten. Seit zirka 400 vor Chr. war bei den Römern dieser „norische Stahl" bekannt und bevorzugt, den schon Ovid besingt.

Erlebnis in Norwegen

VON E. BEY

Wer zum Pfennig geboren ist, der bringt es nie zum Taler. Und wen das Schicksal zu Abenteuern bestimmt hat, der wird nie eine friedsame Sommerfrische genießen mit Skat, Spazierensitzen und Kegelscheiben.

Recht gemütlich wollte ich es mir machen in jenem sagenhaften Vorkriegszeitsommer.

Und zwar hatte ich mir dazu Norwegen ausersehen, wo die kleinen Pferde den Reisenden im Skyds über die steilsten Serpentinen ziehen, wo man lange schläft, gut ißt, Lachse angelt und auf stillen Seen Kahn fährt.

Aber um vom Galhöpig auf hundert Seen und hundert Schneegipfel zu schauen, mußte man auch erst hinaufsteigen.

Über einen Zipfel des Jostedalsbrä trabte man vierzehn Stunden; die Sümpfe des Gjende waren auch nicht für mich gepflastert; die Lachse bissen nicht an; die berühmte Renntierherde bei Seljestad verspeiste ihr Moos eine Tagereise nördlicher.

Das war teils anstrengend, teils ärgerlich, teils beides zugleich.

Nun wollte ich in Odde bleiben.

In dem herrlichen Fjord lag weiß die „Hohenzollern", dunkel drohte im grünen Winkel von Trokheim die „Stettin", und der „Sleipner" schaukelte am Ufer.

Ich kam zu einem Fest. Der Deutsche Kaiser hatte den Oddensern ein Krankenhaus gestiftet. Zum Dank veranstalteten diese einen norwegischen Brautzug auf geschmückten Booten. Dutzende von Lichterkähnen spiegelten ihr Bild in den Wellen, Blumenketten schwammen, die Musik tönte von der „Hohenzollern", und über allem stand die geheimnisvolle helle nordische Nacht.

Ein großartiger Wasserfall; der Skjöggedalsfos war zugängig gemacht worden, und ich wollte ihn besuchen.

Tags darauf machte ich mich also auf den Weg.

Hinüber über den Fjord!

Hinauf zu dem See, in den rote Porphyrwände tauchen, und über ihn zu dem donnernden Fall, der in drei silbernen Säulen regungslos zu stehen scheint!

Tausend Regenbogen tanzen um ihn, in jedem Wassertropfen bricht sich siebenfacher Strahl.

An den glatten Basaltwänden turnen einige wenige Kletterer hinauf zu einer Kanzel, von der sich ein bezaubernder Tiefblick in einen abgründigen Kessel bietet.

Der Abstieg über das „Ur" scheint mir schwierig, aber schon kommt Ablenkung.

Auf dem Boote war mir ein Mann aufgefallen, der einen gewöhnlichen emaillierten Schöpflöffel im Knopfloch hängen hatte.... Wohl ein Mann aus einem einsamem Hof, der seiner Frau etwas mitbringt für die Küche.

Dieser Mann nun stand da, den mit Wasser gefüllten Löffel mir entgegenhaltend: ich sollte trinken. Ich tat ihm den Gefallen, und wir kamen in ein Gespräch, er in eigentümlichem Englisch, ich in schlechtem — aber es ging zur Not. Und wir gingen ein paar Stunden miteinander. Er war Schafzüchter in Australien, reich geworden, war auf einer Reise um die Welt begriffen.

„Zwei Jahre fahre ich schon herum — — und von jedem Wasser, über das ich komme, trinke ich — ich habe vom Yangtse getrunken und vom Lorenzo, von der Seine und von der Themse — ich werde trinken vom Nil und vom heiligen Ganges" — —

Das war sein Spleen, der zweifellos vor allem einen bakterienfesten Magen zur Voraussetzung hatte.

Wir setzten uns an einen von der Abendsonne gewärmten Waldrand und mein Begleiter stützte den Arm ins tiefe Moos.

Es war einsam und still.

Sonderbar und unerklärlich — plötzlich befiel mich eine Angst: War es nicht unüberlegt von mir, als Frau mit diesem Fremden hier allein zu sein? Ich spürte etwas Neues, Unbekanntes, Feindliches — — ich schaute auf den Australier . . . .

Kann ich das Bild beschreiben, das mein entsetzter Blick aufnahm, aufnehmen mußte? O Grauen!

An dem auf den Boden gestreckten Arm des Mannes ringelte sich eine Schlange empor, ein Untier an Größe und Farbe. Weit aufgereckt war der Hals und der unaufhörlich pendelnde Kopf. Die Augen suchten unruhig umher.

Mein Begleiter hielt unbeweglich still wie eine Statue, sein Arm war steif wie ein Stock.

Langsam zog die Schlange die breiten Ringe herauf; immer höher wiegte der Kopf — — ich war aufge-

sprungen, einen schweren Stein hatte ich gefunden und wollte ihn der Schlange auf den Schädel schlagen, aber ich begegnete dem warnenden Blick des Mannes.

Mit Entsetzen sah ich, wie die Ringe des schillernden Schlangenleibes sich immer enger am Arm heraufzogen, und eben wollte ich, trotz der Warnung, auf das Tier einschlagen — — da schnellte der freie rechte Arm des Mannes blitzschnell empor, die Finger faßten wie eine eherne Klammer den Hals unterhalb des Kopfes und ließen nicht mehr los.

Der Rachen des Reptils öffnete sich, die Augen, die merkwürdig groß wurden, funkelten. Der Körper spannte sich und schnellte in wütenden Bögen, und ich sah an der Miene des zum Henker Genötigten den Schmerz, den ihm diese Zuckungen brachten.

Aber mit aller Kraft hielt er fest — — minutenlang.

Nochmal krampfte sich das Reptil zusammen, dann fiel langsam das Schwanzende auf das Waldpolster; die Ringe wurden locker, und schlaff hing eine farbenbunte Röhre herab.

Ohne das Tier loszulassen, erhob sich der Australier und warf die Schlange wohlgezielt an einen Baum. Leblos blieb sie liegen, ein herrliches Tier: gelb und grau mit schöner Zeichnung in schwärzlichen und kupferfarbenen Tönen, der Kopf platt und dreieckig, die Länge ungefähr zwei Meter.

Solche Schlangen gibt es in Europa nicht!

Wie konnte sie hierher gekommen sein?

Vorige Woche war ein Frachtschiff aus Westafrika in der Bucht von Odde mit Rohmaterial für die Carbidfabrik eingelaufen und ich hatte zugesehen, wie die mitgekommenen Krujungen, schwarze, schlanke Kerlchen, die Ladung löschten.

Auf einem Schiffe ist viel Platz, auch Platz für eine zusammengerollte Schlange.

Beim Ausladen muß sie dann entwischt und in den Fjord geglitten sein. Und da Schlangen schwimmen können, war sie wohl an das jenseitige Ufer gekommen, wo sie ihren Irrtum, der steifgehaltene Arm des Australiers sei ein Bambusstamm, ein Palmensprößling, — mit dem Leben bezahlen mußte.

Heute noch, nach vielen, vielen Jahren, sehe ich manchmal in schweren Träumen den Kopf dieser Kreatur und deren Haßblick, der mir gleichsam im Schlaf noch das Blut in den Adern gerinnen läßt.

HANS RIEBAU:

Briefwechsel um einen Hering

I.

Lieber Bob, ich schreibe Dir heute zum letztenmal, nachdem ich soeben den von Dir mit so großer Geste gespendeten hering durch das offene Fenster auf die Straße geworfen habe. Begründen brauche ich meinen Beschluß wohl nicht. Du wirst Dir alles selbst denken können.

Trotz allem alles Gute für Deine Zukunft.

Anneliese.

II.

Telegramm.

verstehe brief nicht stop aus allen wolken gefallen.

bob.

III.

Lieber Bob, daß Du meinen Brief nicht verstanden hast, ist mir vollständig rätselhaft. Wenn Du es also genau wissen willst: Mit uns beiden ist es aus und muß es aus sein, für immer. Den letzten Anstoß zu meinem Beschluß hat, so lächerlich es klingen mag, eine genaue Untersuchung eben des herings gegeben, den ich dann voller Abscheu auf die Straße geworfen habe; er ist, wie einwandfrei festgestellt wurde, von einer geradezu haarsträubenden, minderwertigen Qualität. Du wirst natürlich mit jener typisch männlichen Überlegenheit, die immer dann prompt zur Stelle ist, wenn es gilt, eine Frau zu beschwindeln, erklären, das sei eine Äußerlichkeit. Aber gerade bei einem hering — das ist *meine* bescheidene Ansicht — ist auch jede Äußerlichkeit von symbolischer Bedeutung. heringe sind kein Kinderspielzeug, und ein hering ist kein Ding, das man so schlankerhand einer jungen Dame verehren darf. Das alles weißt Du natürlich genau so gut wie ich. Und deshalb behaupte ich: Du warst unehrlich und gemein, als Du mir den hering überreichtest. Ich weiß nunmehr, daß Du heringe sozusagen en gros kaufst, um auf diese ebenso bequeme wie verachtungswürdige Weise Deinen dunklen Plänen ungehindert nachgehen zu können. Gestehen muß ich allerdings, daß mich *nicht nur* die genaue Untersuchung des herings zu diesem Verdacht geführt hat. Vielmehr hat mich die Tatsache stutzig gemacht, daß ich bei rika genau so ein Ding auf der Kommode habe liegen sehen. Denn ein hering auf der Kommode eines jungen Mädchens, das ist immerhin eine merkwürdige Sache. „Woher hast du ihn?" fragte ich.

rika wurde über und über rot, und da, mein lieber Bob, wußte ich Bescheid. Dann folgte die Untersuchung und die Feststellung, daß es sich nicht um einen anständigen hering handelt, sondern um einen Dreck, und dann wußte ich, daß diese Minderwertigkeit sozusagen ein Spiegel Deiner selbst ist. Ich hoffe, daß ich mich jetzt genügend deutlich ausgedrückt habe.

Anneliese.

IV.

Telegramm.

brief noch unverständlicher als der erste stop kenne kein fräulein rika stop habe weder ihr noch dir noch sonst jemand heringe geschenkt stop wann kann ich dich sprechen. bob.

V.

Lieber Bob, sprechen kannst Du mich nie mehr. Um Verzeihung muß ich Dich allerdings bitten, weil ich meine auf der Maschine geschriebenen Briefe nicht noch einmal durchzulesen pflege. Heute erst entdecke ich, daß auf eben dieser Maschine dummerweise das große E fehlt. Es handelt sich, wie Du Dir nunmehr unschwer denken kannst, nicht um ein Dir unbekanntes Fräulein Rika, sondern um die Dir weit weniger fremde Erika, und weder um einen salzigen noch einen sauren Hering, sondern um Deinen — *Ehering*. Anneliese.

300 Jahre Chinin

DAS DRAMA EINER GROSSEN ENTDECKUNG

VON DR. L. ALBERT

Vor dreihundert Jahren ist das Chinin nach Europa gebracht worden, eines der wichtigsten Heilmittel, das die Geschichte der Medizin kennt. Man kannte es unter dem Namen „Jesuitenpulver". Denn dem Jesuitenpater Barnabe del Cobo war dieses wundersame Mittel zur Bekämpfung des Fiebers zu verdanken. Später erst, im Laufe der Jahrhunderte, bürgerte sich der Name Chinin ein, dem Namen des Chinabaumes entlehnt, von dem es gewonnen wurde.

Aber der Jesuitenpater war nicht der eigentliche Entdecker des Chinins. Eine Kette von Zufällen, in ihrer romantischen Phantastik und dramatischen Wucht ein unvergleichlicher Vorwurf zu einer Tragödie für die gestaltende Kraft eines Dichters, hatte es zur Kenntnis Europas gebracht. Lange Zeit hatte sich der Jesuitenpater in Peru aufgehalten, dem Zentrum jener Inkakultur, deren Größe wir heute noch in den Trümmern bewundern. Aber damals herrschten nicht mehr die Inkas, die Söhne der Sonne. Der spanische Vizekönig regierte in Lima, und zähneknirschend mußten die Abkömmlinge des einheimischen Herrschergeschlechts, mußte der alte Adel, der in geringer Anzahl noch in der Nähe von Lima seine Güter bewirtschaftete, die Herrschaft der Unterdrücker und Zerstörer ihres Volkes und ihrer Kultur mit ansehen. Daß die Inkas die Spanier nicht liebten, war unter diesen Umständen nicht zu verwundern.

Aber wie groß, wie grenzenlos dieser Haß war, zeigte sich, als ein Wechselfieber in Lima ausbrach, das für die Europäer besonders gefährlich ist. Zahlreiche Menschen wurden dabei dahingerafft, und die Seuche breitete sich mehr und mehr aus. Schließlich drang sie auch in den königlichen Palast; die Frau des Vizekönigs wurde von ihr befallen und zwar so heftig, daß sie von den spanischen Ärzten bereits nach zwei Tagen aufgegeben wurde. Nur eine Hilfe schien es zu geben. Dunkel raunte man im Volke, daß der Fürst Garcilasso, ein Abkomme des alten Herrscherhauses der Inka, bekannt als ein großer Hasser der Spanier, ein Mittel besitze, das eine unfehlbare Wirkung gegen die Krankheit habe. Aber streng achtete er darauf, daß keinem Spanier die Wohltat dieses Wundermittels zuteil werde. Viele seiner Volksgenossen habe er dagegen schon vom Tode gerettet.

Bei Zustellung ins Haus kostet der „Illustrierte Beobachter" 2 Pfennig Zustellgebühr mehr.

Unsere Lieferanten sind daher berechtigt, die Zeitschrift mit 22 Pfennig zu verkaufen. Zahlreiche Zuschriften geben uns Veranlassung zu dieser Erklärung. Mit deutschem Gruß!

Zentralverlag der N.S.D.A.P.
Frz. Eher Nachf. / München-Berlin

Der Vizekönig, der von diesen Gerüchten hörte, nahm zu Garcilasso seine Zuflucht, obwohl die spanischen Ärzte sich skeptisch verhielten. Er kam zu Garcilasso, eindringlich schilderte er ihm den Zustand seiner Frau und ihren sicheren Tod, eindringlich flehte er ihn um Rettung an. Kalt und schweigend freute sich der Inkafürst an der Verzweiflung des Feindes; kalt und höhnend meinte er, die Spanier, die es so geschickt verstanden hätten, die unglücklichen Indianer ihres Goldes zu berauben, würden zweifellos auch geschickt genug sein, diese Krankheit zu besiegen. Er selbst wüßte von keinem Mittel. In die Knie fiel der Vizekönig; vergeblich, Garcilasso blieb hart.

Ohne Hoffnung, verzweifelt kehrte der Vizekönig zurück. Er wußte nicht, daß Zuma, die Tochter Garcilassos, die Unterredung belauscht hatte. Ihr Frauenherz konnte seinen erschütternden Bitten nicht standhalten. Um Mitternacht erschien eine Frau, dicht verschleiert, im königlichen Palast. Sie gab den spanischen Ärzten ein Pulver für die Frau, die im Sterben lag. Diese nahm es ein, kurz darauf sank das Fieber; die Gemahlin des Vizekönigs war gerettet. Aber für diese Rettung mußte Zuma mit ihrem Leben büßen. Denn als sie den Palast verließ, stürzten sich einige Eingeborene aus dem Hinterhalt auf sie und stachen sie nieder. Obwohl der Vizekönig sofort eine strenge Untersuchung befahl, konnten die Täter nicht ermittelt werden. Man sagt, Garcilasso selbst habe die Ermordung seiner Tochter veranlaßt. Stärker als die Liebe zu seinem Blut sei ihm der Haß gegen den Feind gewesen.

Während die Inka-Prinzessin mit großem Trauerpomp bestattet wurde, nahm der Jesuitenpater Barnabe del Cobo, der sich in der näheren Umgebung des Vizekönigs aufhielt, ein bekannter Wissenschaftler, die Reste des von Zuma gebrachten heilwirkenden Pulvers an sich und untersuchte es. Es traf sich, daß er sich damals gerade eingehend mit dem Wachstum des Chinabaumes beschäftigte und den bitteren Geschmack seiner Rinde kannte. An dem Geschmack des Pulvers wurde ihm klar, woher es wohl gewonnen sein mochte. Er bereitete sich mehr von dem Pulver und erprobte es an Fieberkranken. Immer war seine Wirkung von einer erstaunlichen Unfehlbarkeit. Im Jahre 1633 kehrte er nach Spanien mit diesem Pulver zurück. Rasch lernte man es kennen und benutzen.

Während der 300 Jahre, in denen man das Chinin gebrauchte, wurde manche Verbesserung seines Herstellungsverfahrens erreicht. Heute gewinnt man es aus riesigen Plantagen-Pflanzungen und auf chemischem Wege. Soviel aber auch unsere Wissenschaft an der Weiterentwicklung getan hat: daß wir eines der wunderbarsten Heilmittel der Güte eines Frauenherzens verdanken, wie diese historisch allerdings nicht belegte Erzählung berichtet, mag als das Ergreifendste an dieser Geschichte einer großen Entdeckung erscheinen.

FALSCHSPIELER IM D-ZUG

Im Speisewagen an der Arbeit. — Die betrogenen Betrüger.

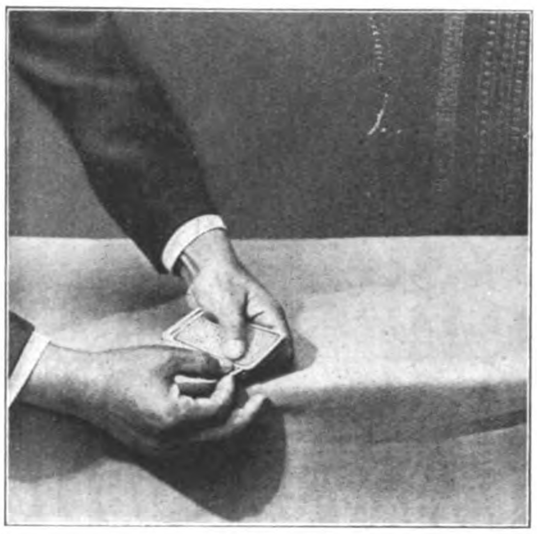
Zum Anhalter Bahnhof in Berlin kamen kurz vor Abfahrt des Abend-D-Zuges nach München zwei Herren eilig zum Fahrkarten-Schalter. Der ältere der beiden, ein großer, schlanker, stattlicher Herr im Alter von etwa 40 Jahren, tadellos in Kleidung, kam mir etwas bekannt vor, doch wußte ich nicht bestimmt, wer er sei. An der rechten Wange war eine Narbe zu sehen, offenbar von einer früheren Mensur. Den scharfen, blaugrauen Augen strömte ein eigentümliches Fluidum hypnotischer Kraft aus Ein guter Kopf, der sogar interessant erschien, saß auf einem wohlgeformten, langen Hals Die großen, lebhaften Augen, die unter der hochgewölbten, sehr stark nach vorne geschobenen und immer große Beobachtungsgabe verratende Stirne steckten, gaben kund von einem schnell auffassenden, klugen Menschen Daß diese meine kurze Beobachtung zutraf, sollte die nächste Stunde mir zur Gewißheit werden.

Nach eingenommenem Abendmahl im Speisewagen wollte ich die Stunde, die noch Zeit war im goldenen Abendschein der strahlenden, allmählich niedergehenden Sonne, benützen, die vorbeihuschenden Gegenden zu besichtigen, als plötzlich vor mir der schlanke, elegante Herr stand und um Erlaubnis bat, an meinem Tische Platz nehmen zu dürfen.

Ein kurzer Blick seinerseits in die eben hervorgeholte Zeitung genügte, um sie mir mit den Worten zu überreichen:

„Gestatten, mein Herr, daß ich mich vorstelle: „Prof. Jodam" „Nehme an, Sie haben auch Interesse, diese kurze Notiz in Augenschein zu nehmen."

Momentan sprachlos über die Dreistigkeit, nahm ich doch die Zeitung und las: „Vergangene Nacht wurde in Berlin-Schlachtensee eine Spielergesellschaft beim Glücksspiel von Kriminalbeamten überrascht. Alle Teilnehmer und auch der Wohnungsinhaber wurden zur Polizei gebracht. Einige bekannte Falschspieler (sogenannte „Zocker") wurden in Haft behalten; alle anderen Personen nach Namensfeststellung entlassen."



Der „Hohlschliff"

„Wenn ich mich nicht irre, waren auch Sie unter den „Mitgefangenen", wenn auch nicht „Mitgehangenen", sprach Prof. Jodam in einem Konglomerat verschiedener Dialekte. Doch merkte man den „Wiener und Münchner" Jargon am stärksten heraus. Mit einer gewissen Befriedigung fuhr er fort: „Wir beide beteiligten uns ja nicht aktiv am Spiel, sondern waren nur stille Zuschauer und Genießer".

„Ja, ich muß gestehen, ich war von meinem Freund Dr. B. eingeladen, mal eine „Berliner Partie" anzusehen, und wenn ich Lust dazu fühlte, mal mitzuspielen. Doch mein „Motto" lautet: „Trau, schau wem"! Und so wollte ich nicht sofort mitspielen. Da aber bald die Polizei kam, konnte ich mein Glück nicht mehr probieren, was ja in diesem Falle sehr gut war."

„Auch mir ging es so; daher glaube ich, daß man uns gerichtlich nichts anhaben kann."

„Dafür aber desto mehr den Mitspielern, die doch dem Glücksspiel (früher Hazardspiel genannt) gehuldigt haben."

„Wie definieren Sie den Unterschied vom erlaubten Spiel und ‚Glücksspiel'?"

„Ein Spiel, dessen Entscheidung von der Geschicklichkeit, der Berechnung der Spielenden, abhängt, ist erlaubt. Ein Spiel, bei dem das Glück, der Zufall (le hazard) eine entscheidende Rolle spielt, wird zum ‚Glücksspiel' und ist verboten."

„Ist ein Rechtsbegriff im Spiele im Rechtssinne eines Juristen gegeben?"

„Der Rechtsbegriff des Spieles ist gegeben, wenn mindestens zwei Personen an ihm sich beteiligen, und wenn, je nach dem Ausgange des Spiels, der eine Spieler vom anderen eine Leistung zu beanspruchen hat."

„Also ist demnach im Rechtssinne für den Juristen das Spiel ein Vertrag, der eine bestimmte Leistung zum Gegenstand hat?"

„Ja, es liegt aber kein Spiel im Rechtssinne vor, wenn mehrere Bekannte ohne einen Einsatz, also bloß um die „Ehre" Kartenspielen.

„Wenn ich recht verstehe, so wird erst das Spiel ein Glücksspiel, wenn es einen Vermögenswert als Gegenstand des Spiels darstellt?"

„Vom Begriff ‚Glücksspiel' werden daher solche Spiele für ausgeschlossen erachtet, welche um Objekte, denen nach gesellschaftlicher Anschauung die Bedeutung eines Vermögenswertes abgesprochen wird, gespielt, und deshalb als harmlose, gesellige Unterhaltungen angesehen werden."

„Verzeihen, Sie sind gewiß Jurist, — vermute nur —, gemäß Ihrer so trefflichen Definierung des Glücksspiels?"

„Wie Sie belieben — jedenfalls habe ich Interesse an solchen Themen und sogar ab und zu an so kleinen Spielchen, sofern dieselben nicht übertrieben sind; denn wenn auch Spielleidenschaft Leiden schafft, so kann ich doch nicht umhin, sagen zu müssen: Einen kleinen Nervenkitzel, ertragungsgemäß der psychischen wie physischen und finanziellen Kräfte, ist heute mehr denn je aktuell."

„Da muß ich Ihnen unbedingt Beifall zollen, und wenn Sie Lust haben, können wir vielleicht noch einen Herrn zu einer kleinen Partie einladen." „Vielleicht jenes Dickerchen da drüben am zweiten Tisch."

Prof. Jodam zeigte auf jenen Herren, mit dem er am Bahnhof kam. Merkwürdig, — jener sitzt dort, dieser hier —, blitzschnell ging es mir durch den Kopf: Warum die Trennung? Na, ich werde vorsichtig sein.

Mit „Gestatten, Herr Dr. Max!" stellte mir Prof. Jodam den Herrn vor.

„Auch der Herr Doktor ist geneigt, ein kleines ‚Pokerspielchen' mitzumachen."

„Vorausgesetzt, daß das Spielchen nicht zu hoch aufgezogen wird." „Es schraubt sich bekanntlich von selbst in die Höhe", kicherte der Dr. mit ächzender Stimme.

„Ja, aber meine Herren, bekommt man denn hier im Speisewagen eine Spielkarte?" frug ich sehr naiv.

„Das gerade nicht. Aber ich pflege bei längeren Reisen immer ein neues Kartenspiel zu kaufen."

Auf das Wort „neues" legte Prof. Jodam eine merkwürdige Betonung. Sollte dieses bereits nach der Trennung die zweite Blöße sein, die er sich gab Jedenfalls fand ich es merkwürdig.

Nach kurzem einigten wir uns auf Norm, Spielregeln und Höhe des Einsatzes.

Das Spiel begann.

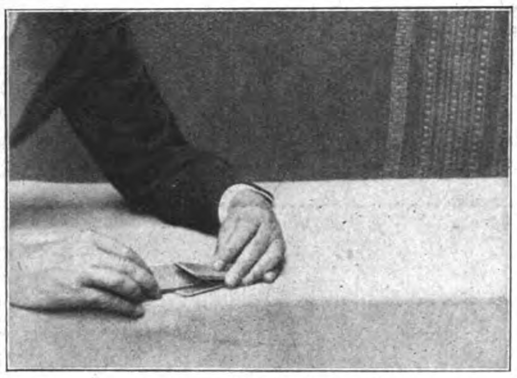
Die Mischung, das Schneiden der Karten, die elegante Handhabung vom Prof. fiel mir sofort auf. Mit einer Virtuosität glitten die Karten sprudelnd von einer Hand zur anderen und — ich gewann!

Wenn ich die Karten mischte, austeilte, so kam ein Durchschnittsspiel heraus

Anders aber beim Professor.

Immer hohe Kartenbilder, Vierständer, Flösch usw., — aber merkwürdig — ich gewann jedes Spiel.

Trotzdem der Professor das Spiel von Pott zu Pott (= Einsatz) höher schraubte, er behielt eine auffallende



Das „Scharfziehen".

Ruhe. Mehr wie ein Dutzend Potts konnte ich einheimsen.

Da! — plötzlich — habe ich mich getäuscht oder nicht — bemerkte ich eine kleine Scheinmischung, — „Hohlschliff" genannt — mit darauffolgender „Scharfziehung". Unter „Scharfziehen" versteht man die nicht kommende Karte austeilen, sondern ein anderes, bewußtes, darauffolgendes Blatt blitzschnell herausziehen und dem Gegner geben. Diese Manipulation beherrschte er so virtuos, daß man es nicht genau sehen und verfolgen konnte.

Anmerken ließ ich mir nichts, daß ich stutzig geworden bin. Bei der nächsten Kartenteilung schaute ich, etwas seitlich gebückt, auf meine auffallend große goldene Taschenuhr und zog sie während dem Kartenmischen des Professors auf. In Wirklichkeit ist in dieser großen Taschenuhr ein Film-Aufnahme-Apparat eingebaut, und wenn ich sie aufziehe, so drehe ich einen regelrechten Film. Kein Mensch merkt hiervon etwas, und ich habe damit schon die originellsten Momentaufnahmen zu meiner größten Freude bewerkstelligt. Das Tageslicht war gerade noch hell genug, um bei etwas längerer Belichtung eine gute Aufnahme zu machen. Meine Gedanken waren nur immer auf das „hoffentlich bedient (betrügt) er mich jetzt wieder" gerichtet.

Und wirklich, mit den Worten: „Ein schönes Stück (Uhr) haben Sie hier" machte er dieselben Manipulationen wieder.

Es kamen zwei Vierständer heraus. Dr. Max setzte einen etwas höheren Betrag an, ich überschlug (aus Neugierde schon), dasselbe machte der Professor. Der Doktor überschlug wieder. Ich wollte das Spiel beendigen, doch die beiden überschlugen den hohen Pott nochmals! Da ich merkte, daß ich in eine Zange geraten war, die Herz und Nieren prüft, und daher „Nierenzange" genannt wird, und die nicht eher beendigt wird, als bis alles vorhandene Geld gesetzt ist. Ich „sprang" aus, das heißt: ich spielte nicht mehr mit.

Mit der Entschuldigung einer Migräne ging ich zum Schlafwagen, nicht, ohne die langen Gesichter der beiden bemerkt zu haben. Sofort entwickelte ich im dunklen Schlafraum voll Neugierde den „Uhrenfilm", und siehe da, ein „corpus delicti", wie schöner nicht erwartet, kam zum Vorschein.

Eine Scheinmischung „Hohlschliff" und ein „Scharfziehen" von prägnanter Art ist zu sehen.

Da ich gewohnt bin, allabendlich meine Kasse zu machen, so konnte ich mit Befriedigung feststellen, daß sogar noch einige Mark über der „freien Fahrt" übrig blieben, die mir die „Green"*) gebenden, jetzt nun selbst betrogenen Betrüger als Obolus überließen.

*) „Green" geben ist in der Gaunersprache der Falschspieler der Ausdruck, für „den Anfang eines Spieles" gewinnen lassen, damit das „Greenhorn" (der Laie) Zutrauen zu den Spielern bekommt, um dann um so besser gerupft zu werden.) Jobe.

Der Ausbau der Wasserstraßen

(Fortsetzung von Seite 1403)

der Natur zunutze: es werden an vielen Staustufen Kraftwerke errichtet, die das umliegende Gebiet mit Elektrizität versorgen. So dient der große Wasserweg nicht nur dem Verkehr von Meer zu Meer, sondern er spendet auch wertvolle Energien, die das ganze von ihm durchflossene Land befruchten.

An Überalterung krankt auch der Dortmund-Ems-Kanal im Westen des Reiches, obwohl seit seiner Fertigstellung kaum fünfunddreißig Jahre vergangen sind. Bereits nach dem Dreißigjährigen Kriege entstand der Wunsch nach einer Verbindung zwischen Rhein und Ems, Friedrich der Große beschäftigte sich mit dem Gedanken, und nach dem Wiener Kongreß verhandelten Preußen und Hannover über den Bau. Aber erst der wirtschaftliche Aufschwung nach dem Deutsch-französischen Kriege zwang gebieterisch zur Vollendung des Planes und ermöglichte überhaupt erst seine Ausführung. Noch in die Zeit Wilhelms I. und Bismarcks fällt der Erlaß des Gesetzes, das den Bau des Kanals vorsah. Er wurde im Jahre 1892 in Angriff genommen und in denkbar kürzester Zeit zu Ende gebracht. Als wirtschaftliche Aufgabe fiel ihm zu, dem Rhein eine deutsche, von Holland unabhängige Mündung zu schaffen. Die Hoffnungen, die man an seinen Bau knüpfte, haben sich in vollem Maße erfüllt. Die alte Friesenstadt Emden verdankt ihm eine neue Blütezeit, und der Warenverkehr nimmt ständig zu. Hauptsächlich kreuzen sich die beiden Massengüter Kohle und Eisenerz auf dem Kanal. Die Ruhrkohle findet unter Umgehung des weiten Weges durch die Niederlande den Weg zu den Nordseehäfen, und das schwedische Eisenerz, auf das die deutsche Industrie angewiesen ist, hat eine billige Zufahrtsstraße zu den Hochöfen des Ruhrgebiets. Nun aber ist auch der Dortmund-Ems-Kanal zu eng geworden, und zahlreiche Brückenkanäle, Sicherheitstore und scharfe Krümmungen erschweren das Begegnen von Schleppzügen. Deshalb hat die Regierung die Verbreiterung des Kanals die Abflachung zu scharfer Krümmungen und die Hebung des Wasserstandes zur Vergrößerung der Fahrwassertiefe beschlossen. Sie verfolgt damit zwei Ziele: die Schaffung von Arbeit und den Ausbau des Kanals zu einer leistungsfähigen Wasserstraße.

Schon in dem Gesetz, das den Bau des Dortmund-Ems-Kanals anordnete, war dieser ausdrücklich als Teil einer Schiffahrtstraße bezeichnet worden, die bestimmt sei, den Rhein mit der Ems, Weser und Elbe zu verbinden. Der Plan, die nach Norden fließenden Ströme Westdeutschlands durch einen Kanal zu verbinden, hatte bereits im Jahre 1811 Napoleon beschäftigt. Vor etwa fünfundsiebzig Jahren traten dann die interessierten Kreise des Ruhrgebiets an den preußischen Handelsminister heran und verlangten die Ausführung des Mittellandkanals. Seitdem ist die Bewegung nicht mehr zur Ruhe gekommen. Die Ansicht brach sich Bahn, daß eine Verbindung der deutschen Ströme und damit ein Zusammenschluß des ganzen norddeutschen Wasserstraßennetzes erfolgen müsse. Um die Verwirklichung dieses Gedankens entspannen sich dann die berühmt gewordenen Kämpfe im preußischen Abgeordnetenhaus. Die Gegner der Kanalvorlage behaupteten, Kanäle seien den Eisenbahnen gegenüber nicht konkurrenzfähig, und der Mittellandkanal komme lediglich einem begrenzten Teil des Westens zugute. Außerdem führten die Länder, deren Interessen durch den Kanalbau berührt wurden, einen erbitterten Streit um die Festlegung der Kanalstrecke. Der Krieg lieferte dann den Beweis, wie außerordentlich nachteilig sich das Fehlen einer geschlossenen West-Ost-Verbindung auf dem Wasserwege bemerkbar machte. Dieser Umstand ließ zwar auch bei den bisherigen Kanalgegnern allmählich die Erkenntnis durchbringen, daß die Vollendung der Großschiffahrtsstraße bringend geboten sei, aber der Streit um die Linienführung verhinderte doch immer wieder entscheidende Entschlüsse, bis endlich eine zielbewußte Reichswasserstraßenpolitik die Fortführung der Arbeiten am Mittellandkanal sicherte und gleichzeitig die notwendigen Mittel zur Verfügung stellte. Im Zuge der neuen Arbeitsbeschaffung werden dem Mittellandkanal fast 17 Millionen Mark zugeführt. Die Reichsregierung beabsichtigt, die Fertigstellung des Kanals so zu beschleunigen, daß er schon Anfang 1936 an die Elbe angeschlossen werden kann.

In enger Verbindung mit dem Kanalbau steht die bringend notwendige Regulierung der Elbe, die ebenso wie der Mittellandkanal für Schiffe bis 1000 t Tragfähigkeit eingerichtet werden muß. Die mangelnde Schiffbarkeit des Elbestroms, der durch die Mitte Deutschlands fließt, den von Süd nach Nord verlaufenden Schenkel des Wasserstraßenkreuzes Mittellandkanal —Elbe bildet, das geographische und zweifellos zukünftige wirtschaftliche Herz Deutschlands erschließt und der Zubringer für den größten deutschen Hafen Hamburg ist, wird durch eine ausgiebige Niedrigwasserregulierung behoben. Auch hierfür sind von der Reichsregierung die notwendigen Mittel bereitgestellt.

Es sei hier noch erinnert an die Niedrigwasser-Regulierung der Weser, die Verlegung des Müllroser Kanals und den Ausbau der Oder. Diese für den Ostraum und besonders Oberschlesien mit seiner bedeutenden Kohlen- und Eisenindustrie wichtige Wasserstraße leidet in trockenen Jahren unter empfindlichem Wassermangel. Durch Feinregulierung des Stromschlauchs und durch die Anlage von Staubecken, die in Niedrigwasserzeiten der Oder Wasser zuführen sollen, wird eine wesentliche Verbesserung der Schiffbarkeit erzielt werden.

Das oberschlesische Industriegebiet, das durch die Grenzziehung stark gelitten hat und infolge seiner frachtfernen Lage auf billige Verkehrswege besonders angewiesen ist, wird durch den kürzlich vom Reichskabinett beschlossenen Ausbau des 40 Kilometer langen Klodnitzkanals von Gleiwitz nach Cosel beträchtliche Erleichterungen für den Absatz seiner Erzeugnisse erfahren.

Was frühere Regierungen in vielen Jahren nicht erreicht, nicht einmal gewagt haben, das schafft die neue Reichsregierung in kürzester Zeit, weil sie nach dem Grundsatz verfährt, daß um des Wohles der Nation willen alle Hindernisse beseitigt werden können und müssen. Und sie beseitigt sie und handelt!

Dr. Hans Achim Thiele.

(Aus dem demnächst im Verlag Gerhard Stalling [Oldenburg] erscheinenden Bildwerk „Deutsche Arbeit im Vierjahresplan".)

Glossen der Woche



„Quatscht mich da so 'ne Olle an: ‚Weiß das dein Vater, daß du Lausbub schon rauchst?' Sahre ick: ‚Weeß det vielleicht Ihr Oller, det Se uff da Straße fremde Männer ansprechen?'!"



„Darf ich Ihnen, Herr Cohn, Dutzendkarten fürs Bad anbieten?"

„Wie haißt: Dutzendkarten? Weiß ich, ob ich lebe noch zwölf Jahre?"



Heiratsvermittlerin: „Glauben Sie, mein Herr: sie ist schön, sanft, gescheit, aufopfernd, hingebend, liebevoll, Naturfreundin, spricht fünf Sprachen, malt, musiziert, kocht, singt, kurzum, sie — —"

„— — hm, sagen Sie doch einfach — sie hat nichts!"



„Guck, Moses, wie se mich küßt, de Woge!"

„Sie bricht sich aber ooch gleich!"



„Gestatten, mein Name ist Kurz; ich bin Großindustrieller."

„Sehr angenehm, mein Name ist Länglich; ich bin Kleinrentner."



„Ich liebe es, den Dingen des Lebens eine kleine Dosis Gefährlichkeit beizumischen."

„Ah, darum also essen Sie die Erbsen mit dem Messer?!"

ANEKDOTEN



„Gnädiges Fräulein, darf ich Ihnen meinen Schirm anbieten?"

„Danke — Sie sehen doch, ich habe selbst einen."

„Den können wir ja zumachen . . ."

Im Jahre 1829 gründete Friedrich Silcher die Akademische Liedertafel in Tübingen, die sein Schoßkind bis zu Ende blieb. Er gewann auch sehr bald die Herzen der Studenten und ging gerne auf ihre Scherze ein, so ernst der Meister des deutschen Liedes es sonst mit seiner Kunst nahm. Wenn in einem Chorliede eine Fermate vorkam, so machte er stets eine eigenartige geringelte Bewegung mit dem Taktstock zum Zeichen des gemeinsamen Aufhörens. Der Schluß mißriet einmal gänzlich und der gestrenge Dirigent stampfte ärgerlich mit dem Fuße, als ein Bruder Studio in seinem heimischen Idiom ihm ganz gelassen zurief: „Herr Doktor, Se hent halt Ihr Sauschwänzle net g'macht!"

*

General Wrangel traf einst auf einem Spaziergange in Berlin einen ihm bekannten Knaben aus seiner Nachbarschaft, der in jeder Hand einen rotwangigen Apfel hielt und die appetitlichen Früchte aufmerksam betrachtete. Leutselig wie immer und um den Jungen auf die Probe zu stellen, fragte Wrangel: „Na, mein Kerlchen — du könntest mich wohl einen Appel mitjeben." Wider Erwarten entsprach der Junge diesem Wunsche, ohne Bedingungen zu stellen, und Wrangel fühlte sich anscheinend verpflichtet, die einmal übernommene Rolle zu Ende zu spielen. Er führte mit der einen Hand den Apfel zum Munde und biß herzhaft hinein, während er mit der anderen Hand einen Groschen hervorholte und dem Jungen überreichte, wobei er sagte: „Eß deinen Appel nur, du kannst dich jetzt andere kaufen." Der Junge aber zog bedächtig ein Messer aus der Tasche und — schälte seinen Apfel. „Warum machst du denn das? Ick esse ihn doch ooch mit die Schale!" forschte Wrangel. „Ja, det hat seine Gründe", erwiderte der kleine Berliner lachend. „Eener von diese Appel is mich in die Josse jefallen . . ., ick weeß bloß nich, welcher." Dann drückte er sich schleunigst. Wrangel sah ihm eine Weile ganz erstaunt nach und brummte schließlich: „So'n Range! Mir so 'reinzulegen!"

*

Saphir sagte in Frankfurt zu Dr. Schuster, dem Herausgeber einer Zeitschrift, die an einem Überfluß an Abonnentenmangel laborierte: „Sonderbar, Sie sind ein Schuster und können Ihrem Blatt doch keinen Absatz verschaffen."



Zeitgemäße Verkehrsregelung

Der harmlose „Don Juan"

Im vorigen Jahrhundert wirkte an der Berliner Oper der Baritonist Georg Bender, der kontraktlich verpflichtet war, den „Don Juan" zu singen. Bender besaß zwar wenig Talent, um so mehr aber Protektion. So kam er durch Zufall in die Familie des bekannten Doktor Heim, dessen Tochter sich bald in den Opernsänger verliebte. Aber der Geheimrat wollte von einer Verbindung nichts wissen, er bezeichnete das Theatervolk als verschwenderisch und leichtsinnig und war von dem Vorurteil nicht abzubringen, daß jeder Schauspieler und Sänger ein geborener Don Juan sei. Er verweigerte daher den Segen, ging aber eines Abends in die Oper, um sich von dem Talent des Sängers, der gerade den „Don Juan" zu singen hatte, zu überzeugen. Kaum aus dem Opernhause zurückgekehrt, setzte er an den jungen Mann sogleich ein Schreiben auf, welches lautete:

„Mein Herr, ich habe soeben der ‚Don-Juan'-Vorstellung im Opernhause beigewohnt. Sie bekommen meine Tochter, denn Sie sind absolut kein Don Juan. Heim."

Bender soll nach diesem Brief die Theaterlaufbahn aufgegeben haben und ein tüchtiger Kaufmann geworden sein — sehr zur Freude seines kritikstrengen Schwiegervaters.

Gute Antwort

„Der Literat P. rühmt sich, außerordentlich gesunden Humor zu besitzen; ist denn das wahr?"

„Natürlich, bedenke doch, wie gesund der Humor sein muß, wenn alle seine Witze bereits — so alt geworden sind."

Retour-Kutsche

Professor K. von der Bonner Universität war wegen seiner Grobheit als Examinator besonders gefürchtet. Eines Tages hatte er einen Kandidaten zu prüfen, der die ihm gestellte mathematische Aufgabe nicht zu lösen wußte und in größter Verlegenheit nach Worten suchte.

Professor K., der das Gestammel eine Weile ruhig mitangehört hatte, wandte sich schließlich an den Pedell, in dem er sagte:

„Holen Sie eine Kiepe Heu herauf, der Herr Kandidat will jedenfalls erst frühstücken."

Über die bodenlose Grobheit des Professors erbost, fügte der Kandidat schlagfertig hinzu:

„Bringen Sie gleich zwei Kiepen, der Herr Professor wird mein Gast sein!"

Der Besiegte

Von dem Dichter Uhland erzählt man, daß er sich eines Tages mit seiner Gattin überworfen hatte und beide daher fast den ganzen Tag lang nur in grollendem Tone zueinander sprachen.

„Frau", sprach Uhland, der zum ersten Male fühlte, wie ein beiderseitiges Brummen tut, endlich zu seiner hübschen, jungen Gemahlin, „wenn sich zwei Eheleute zanken und jedes davon meint, im Recht zu sein, wem glaubst du, steht es dann vor allem zu, das erste Versöhnungswort zu sprechen?"

„Dem Besten und Klügsten!" sagte sie, und legte ihre Arme um seinen Hals.

Sie hatte ihn besiegt.

Dietrich Eckart

(Schluß von Seite 1408)

Lustspielen 1906 die „Familienväter“ und den „Froschkönig“. — Mit der Umdichtung des „Peer Gynt“ errang er in Berlin größten Erfolg, ebenso mit „Heinrich der Hohenstaufe“. In den Kriegsjahren schrieb er in München und Bichl den „Lorenzaccio“, der, 1918 vollendet, wohl eines der stärksten Werke der letzten Jahre ist und vor kurzem seine Uraufführung in Leipzig erlebte.

Seit der Revolution 1918 war sein ganzes Sein und Schaffen dem Kampf für Deutschland gewidmet. Der Verrat an der Feldherrnhalle am 9. November 1923 hat ihn ins Lebensmark getroffen. — Nach Entlassung aus den Gefängnissen in Stadelheim und Landsberg starb er am 26. Dezember 1923 in der Villa Sonnblick in Berchtesgaden, wo er auch auf dem Friedhof begraben liegt

Das Denkmal, das die Heimat und Freundestreue ihm errichtet, ist ein geringer Dankeszoll für den Mann, der sein Leben für Deutschland hingegeben und allezeit war: des Vaterlandes

„getreuer Eckart“.

Aus dem Reiche des Aberglaubens

Die rabbinischen Gelehrten unterhielten lange Zeit einen ganz eigentümlichen Aberglauben über die Pflege der Fingernägel. Sie glaubten, daß die Leiber unserer ersten Eltern vor dem Sündenfalle vollkommen durchsichtig gewesen und daß von diesen durchsichtigen Hüllen der Seele die Nägel noch die einzigen Überreste seien. Schon die Römer legten, wie wir wissen, dem Nägelschneiden eine außerordentliche Wichtigkeit bei, es war ein Amt, welches dem Barbier anvertraut war, einem Funktionär, der in den letzten Zeiten des römischen Staatslebens keine unbedeutende Rolle spielte. In neueren Zeiten wurde der Sonntag zum Zwecke des Nägelschneidens für unglücklich gehalten, auch herrschte lange der Glaube, daß es nachteilig sei, die Nägel eines Kindes zu schneiden, das noch nicht das Alter von mindestens einem Jahr erreicht habe. In Nubien wird ein langer Fingernagel als ein unzweifelhaftes Zeichen hohen Ranges betrachtet, und zwar derart, daß alle, die zu den oberen Zehntausend gehörend angesehen sein wollen, ihre Fingerspitzen häufig Zedernholzfeuer aussetzen, um sich dadurch die Ausdehnung ihrer Nägel zu jener Breite zu sichern, die die herrschende Mode fordert.

Närrischer Einfall

Katzenmusik im wahrsten Sinne des Wortes, das heißt von Katzen gemachte Musik aufzuführen, war ein Einfall des bekannten Paters Athanasius Kircher. Katzen sollten dazu, nach verschiedenem Alter und Stimmen ausgesucht, in nebeneinanderstehende Käfige eingesperrt und durch mit Spitzen versehene Tangenten, die beim Niederdrücken des klavierartig eingerichteten Instruments in die Schwänze der Katzen stechen sollten, zum Schreien gebracht werden. Dieselbe Idee lag der Schweineorgel Ludwigs XIV. zu Grunde.

RÄTSEL

Silbenrätsel

Aus den Silben: bach berg berg chec e e e eis en gal ge geh gel ger gor gre hu is lam len li lo lu lun mi nach ne no pfan re rock si sus tar tar tau ti sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, erstere von oben nach unten, letztere in umgekehrter Richtung gelesen, den Titel eines Werkes und seinen Verfasser ergeben, das jeder Deutsche kennen muß. (ch = ein Buchstabe.)

1 .... 9 ....
2 .... 10 ....
3 .... 11 ....
4 .... 12 ....
5 .... 13 ....
6 .... 14 ....
7 .... 15 ....
8 .... 16 ....

Die Wörter bedeuten: 1. weiblicher Vorname, 2. deutscher Afrikaforscher, 3. Kleidungsstück, 4. Fremdwort für „Stoß", 5. Organ, 6. Hafenstadt der Mandschurei, 7. Religion, 8. deutscher Maler, 9. Stadt in Kleinasien, 10. Gefahr für Schiffe, 11. Gerichtsperson, 12. Getreidespeicher, 13. Haushaltungsgerät, 14. Schweizer Luftkurort, 15. deutscher Komponist, 16. männlicher Vorname.

Rösselsprung

			welt	und	in	die			
		herbst	welt	tig	die	wald	het		
		noch	wie	stellt	ru	war	ge		
	sen	der	kräf	te	men	noch	mö	mem	
schlei	du	blau	trau	bel	ver	dämpf	ber	flies	ri
bald	him		wenn	den	tem	sen		gen	gol
	er	siehst	en	un	ne	mor	de	ke	
		mel	fällt			sep	im		

Zahlenrätsel (Deutsche Städte)

1 2 3 3 4 5 6 1 = Stadt am Rhein
7 8 5 9 10 1 = Stadt an der Ostsee
5 1 12 6 3 13 = ostpreußische Stadt
3 5 7 8 14 2 9 14 = pfälzische Stadt
15 4 5 1 3 6 14 16 = sächs. Industriestadt
4 2 3 3 10 17 5 18 = Stadt an der Leine
5 8 8 11 6 3 13 5 3 = württemberg. Stadt
3 2 8 8 2 7 = Stadt an der Lahn.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben eine bayerische Stadt. W.

Gegensatzrätsel

Von folgenden Wörtern sind solche mit gegensätzlicher Bedeutung zu suchen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben eine Figur aus dem Künstlerfestzug in München.

Scherz, Überfluß, einfarbig, schwer, jetzt, abends, dick, falsch, arm, negativ, dunkel, jung, breit, hoch, außen, feig.

Magisches Quadrat

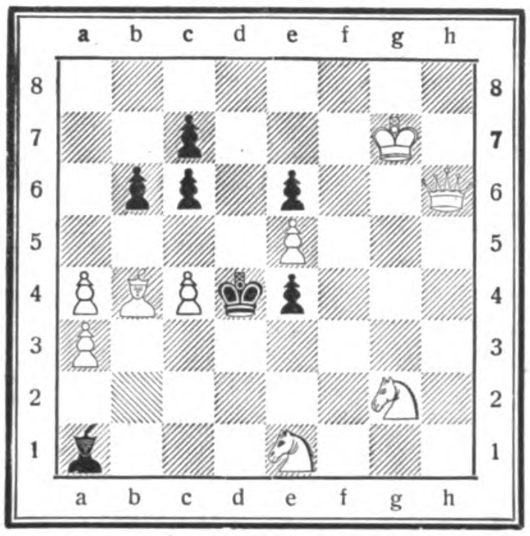
Die Buchstaben a a a a e l l l l s s s t t und sind in dieses Quadrat so einzusetzen, daß in den waagrechten und senkrechten Reihen gleiche Wörter folgender Bedeutung entstehen: Mädchenname, Ungeziefer, Freude, Mädchenname. W.

(Rätsel-Lösungen aus Folge 42 sind auf Seite 1431.)

SCHACHECKE

Aufgabe

Von M. Feigl.



Weiß: Kg7, Dh6, Se1, g2, Lb4, Ba3, a4, c4, e5 (9)
Schwarz: Kd4, La1, Bb6, c6, c7, e4, e6 (7)
Weiß zieht und setzt in 3 Zügen matt.

Partie

Aus einem Länderkampf Italien — Schweiz.

Sizilianische Eröffnung.

Weiß: Prof. Naegeli (Schweiz).
Schwarz: Prof. Marotti (Italien).

1. e2—e4 c7—c5
2. b2—b4 c5×b4
3. a2—a3 Sg8—f6

Die stärkste Fortsetzung scheint hier d7—d5! zu sein; wenn Weiß darauf e4—e5 spielt, so folgt Sb8—c6 nebst Lc8—f5 und e7—e6 mit sehr gutem Spiel.

4. e4—e5 Sf6—d5
5. a3×b4 Sd5×b4
6. c2—c3 Sb4—d5
7. Sg1—f3 e7—e6
8. d2—d4 Dd8—c7
9. Lc1—d2 Sd5—b6?

Ein Tempoverlust. Schwarz sollte sich zu entwickeln versuchen.

10. Dd1—b3 d7—d5

Dieser scheinbar gute Zug führt zu gefährlichen Verwicklungen.

11. e5×d6 e. p. Lf8×d6
12. c3—c4 Ld6—e7??

Hier müßte Sb6—d7 geschehen. Der Textzug verliert eine Figur.

13. Ld2—a5! Sb8—c6
14. La5×b6 Le7—b4†
15. Db3×b4! a7×b6

Auf Sc6×b4 folgt 16. Lb6×c7, Sb4—c2† 17. Ke1—d2, Sc2×a1 18. Kd2—c3 und behält drei Figuren für den Turm.

16. Db4—c3 . . . .

Nun hat Weiß natürlich ein klar gewonnenes Spiel.

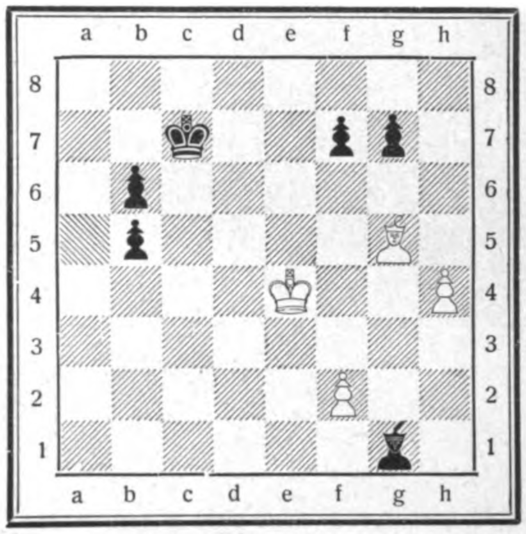
16. . . . . Sc6—a5
17. Sb1—a3 Lc8—d7
18. Sf3—e5 0—0
19. Lf1—e2 Ld7—e8
20. 0—0 f7—f6
21. Se5—f3 Le8—c6
22. Tf1—b1 Ta8—c8
23. Dc3—e3 Tf8—e8
24. Tb1—b4 Lc6×f3
25. Le2×f3 Sa5—c6
26. Tb4—b1 Sc6—a5
27. Lf3—e2 Dc7—d6
28. Sa3—b5 Dd6—d8
29. c4—c5 b6×c5
30. d4×c5 Tc8—a8
31. Tb1—d1 Dd8—e7
32. Sb5—d6 Te8—d8
33. Le2—g4 e6—e5
34. Lg4—f3 g7—g6
35. De3—h6 e5—e4?
36. Lf3×e4 Td8×d6
37. Td1×d6 De7×e4
38. Td6—d7 Aufgegeben.

Lösung der Aufgabe in Folge 41.

1. Tg8—h8, h7—h6; 2. g7—g8L, Kf5—g6; 3. Lg8—h7††. Auf 1. . . .. beliebig, folgt 2. g7—g8D† usw. To.

Endspiel-Aufgabe

Von A. S. Sselesniew.



Weiß: Ke4, Lg5, Bf2, h4 (4)
Schwarz: Kc7, Lg1, Bb6, b5, f7, g7 (6)
Weiß zieht und macht Remis.

Das Materialübergewicht des Schwarzen sollte zum Siege reichen, und es ist deshalb sehr interessant und gar nicht leicht, den Remisweg für Weiß zu finden.

1. h4—h5 Lg1×f2
2. Lg5—f6! g7×f6
3. h5—h6 f6—f5†
4. Ke4—d5 Lf2—h4
5. h6—h7 Lh4—f6
6. h7—h8D Lf6×h8

Patt.

Wie man schnell verlieren kann.

Max Lange-Angriff.

1. e2—e4 e7—e5
2. Sg1—f3 Sb8—c6
3. Lf1—c4 Lf8—c5
4. 0—0 Sg8—f6
5. d2—d4 e5×d4
6. e4—e5 d7—d5
7. e5×f6 d5×c4
8. Tf1—e1† Lc8—e6
9. Sf3—g5 Dd8—d5
10. Sb1—c3 Dd5—f5
11. Sc3—e4 Lc5—b6?
12. Se4—g3 Df5×f6??
13. Sg3—h5 Df6—g6
14. Sg5×e6 f7×e6
15. Te1×e6†! Dg6×e6
16. Sh5×g7† Aufgegeb.

Rätsel-Lösungen aus Folge 42:

Zahlenrätsel: Donar, Ilmenau, Edam, Milch, Askari, Everest, Nebel, Nymphe, Eiger = Die Maenner um Hitler. ✵ **Buchstabenaustauschrätsel:** Aar, Linde, Feier, Runde, Elster, Daube, Nonne, Oder, Baal, Ehre, Leib = Alfred Nobel. ✵ **Magisches Quadrat:** Berta, Email, ratet, Tiere, Alter. ✵ **Silbenrätsel:** 1. Dyonis, 2. Individuum, 3. Erna, 4. Tiger, 5. Rubrik, 6. Elend, 7. Urne, 8. Eber, 9. Infanterie, 10. Stenograph, 11. Donner, 12. Aloe = Die Treue ist das Mark der Ehre. ✵ **Zahlenfüllrätsel:** Nation, Stunde, Schloß, Cherub, Vulkan, Idee, Kakadu, Tinte, Kalif, Tenne, Nase = Deutsches Volk, du konntest fallen, aber sinken kannst du nicht. ✵ **Füllrätsel:** Antenne, Bananen, Leander, Levante, England, Vatikan. ✵ **Gegensatzrätsel:** Ebene, Lob, Tod, Zwerg, Ruhe, Überfluß, Blamage, Ebbe, Nacht, Argwohn, Cherub = Eltz-Rübenach. ✵ **Magisches Gitterrätsel:** 1. Sandviper, 2. Edelweiß, 3. Cineraria, 4. Perseiden.

Ein Spiel

Von Holz, von Gold und Elfenbein
Sind die Figuren. Scharfes Denken
Kann nur den Siegespreis dir schenken.
Nimm weg ein Zeichen winzig klein:
Dann spielt mit seinem Großvezier
Ein Fürst das gleiche Spiel wie wir.

Reise nach Süden

Der 1, 2, 3, 4, 5, 6 gab auf der Fahrt
Mir den 1, 2, 3, 4, 5 zu lesen.
Die Weltstadt, die ewige 1, 2, 3, 4
Hieß 1, 2, 3 nur in der Heimat allhier.

Verlag: **Frz. Eher Nachf., G. m. b. H.,** München 2 NO, Thierschstraße 11-17, Fernsprecher: 20647 u. 22131. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post und durch jede Buchhandlung monatlich 86 Pfennig, durch Umschlag M. 1.45. Versand ins Ausland durch Umschlag monatlich M. 1.45, für Länder mit ermäßigtem Porto M. 1.25. Postscheckkonto: München 11346; Wien: 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern, Postscheck III 7205. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank, Filiale Kaufingerstraße. / Der „Illustrierte Beobachter" erscheint wöchentlich am Samstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39/II, Fernruf: 20755 und 20801. Hauptschriftleitung und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dietrich Loder, München; Berliner Schriftleitung: Dr. Hans Diebow; verantwortlich für Anzeigen: Erwin Finkenzeller, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung, Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Adressenvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Organisationsleben muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.

[A B C D E F] **Diese Ausgabe darf in Lesezirkeln nur geführt werden, wenn sie im Kopf als Lesezirkel-Ausgabe kenntlich gemacht ist**



Stadt unter Wasser: Die mexikanische Hafenstadt Tampico ist durch eine gewaltige Sturmflut verheert worden. Sämtliche Straßen, Eisenbahnen und Telegraphenleitungen in weitem Umkreis waren zerstört. Die erste Hilfe konnte mehrere Tage lang nur durch Flugzeuge gebracht werden.



Menschen ohne Heim und Habe.
Nach der Katastrophe: Einwohner von Tampico, die nur ihr nacktes Leben retten konnten, kampieren scharenweise zusammengepfercht in Scheunen und Schuppen.

FLUCHT VOR DER FLUT

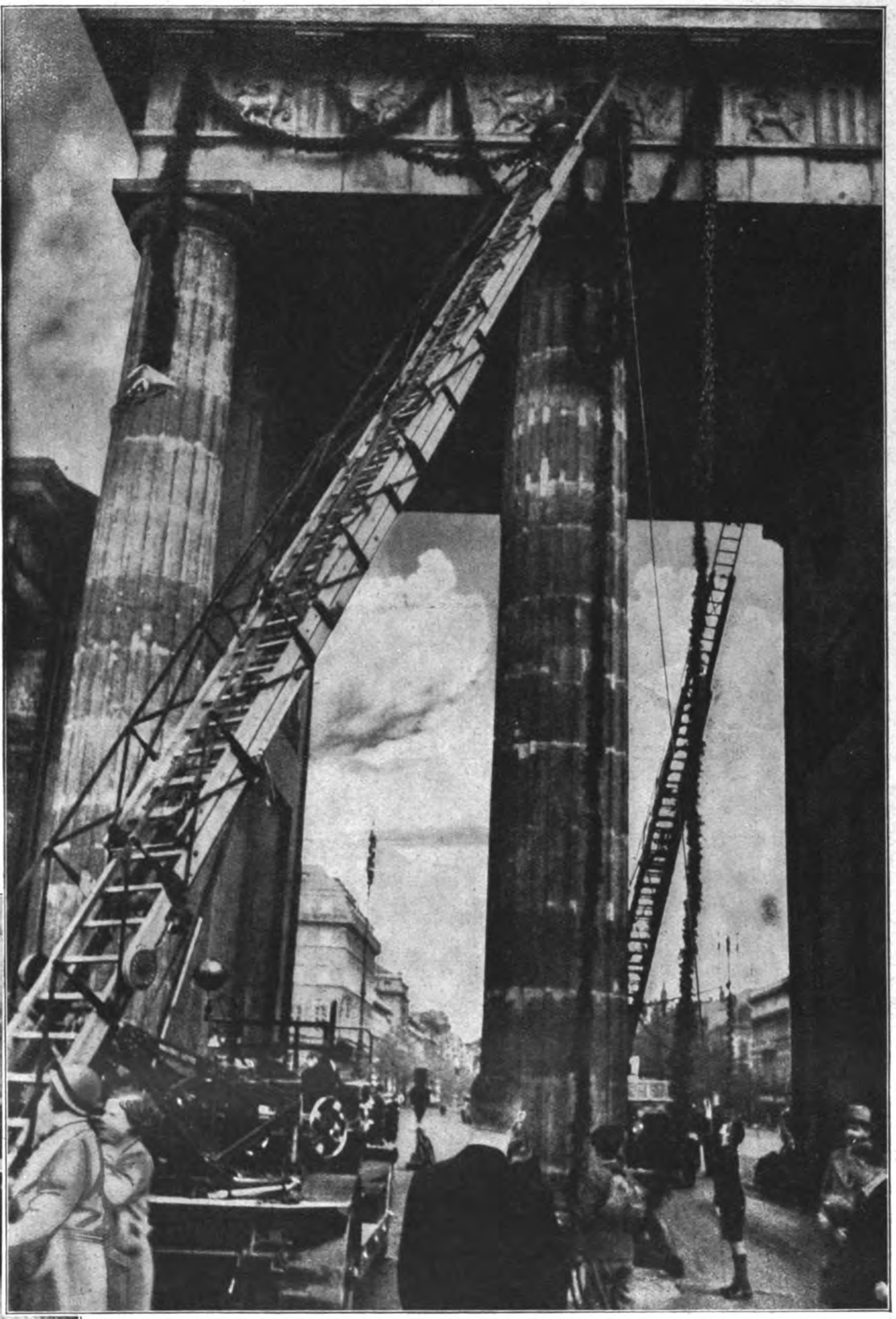
Einer jener gefürchteten Stürme, die von Zeit zu Zeit die amerikanische Atlantikküste heimsuchen, raste mit einer Geschwindigkeit von etwa 225 Stundenkilometer über die Küste des Golfs von Mexiko und peitschte die Fluten über die durch ihre Erdölindustrie bekannte Stadt Tampico. Ein Drittel aller Gebäude wurde überschwemmt, zahlreiche Menschen büßten ihr Leben ein, Tausende wurden obdachlos und verloren all ihr Hab und Gut.

DAS NEUE DEUTSCHLAND:

Unter den Linden: heute

BERLINS HISTORISCHE STRASSE HAT EIN NEUES GESICHT BEKOMMEN

AUFNAHMEN WERNER CONITZ



Das Brandenburger Tor ist wieder zum Triumphbogen der deutschen Nation geworden. Hier hielten am historischen 30. Januar die braunen Kolonnen Adolf Hitlers, mit dem Deutschlandlied auf den Lippen, ihren Einzug.



Im Hause Pariser Platz 3, dem früheren Offizierskasino des Gardekorps, haben die „Nationalen Gaststätten" ihr Heim gefunden. Die Kellner tragen das Braunhemd.



An großen Feiertagen der Nation spannen sich weithin sichtbare Spruchbänder mit einprägsamen Leitworten quer über den Mittelweg der stolzen Straße.



Die Straße Unter den Linden trägt ein neues Gesicht. Hier, im Herzen der Reichshauptstadt, an einer Stätte flutenden Verkehrs, wirbt der Reichsluftschutzbund für den Selbstschutz der Einwohner gegen die Luftgefahr.



Die Linden stehen unter Denkmalschutz.

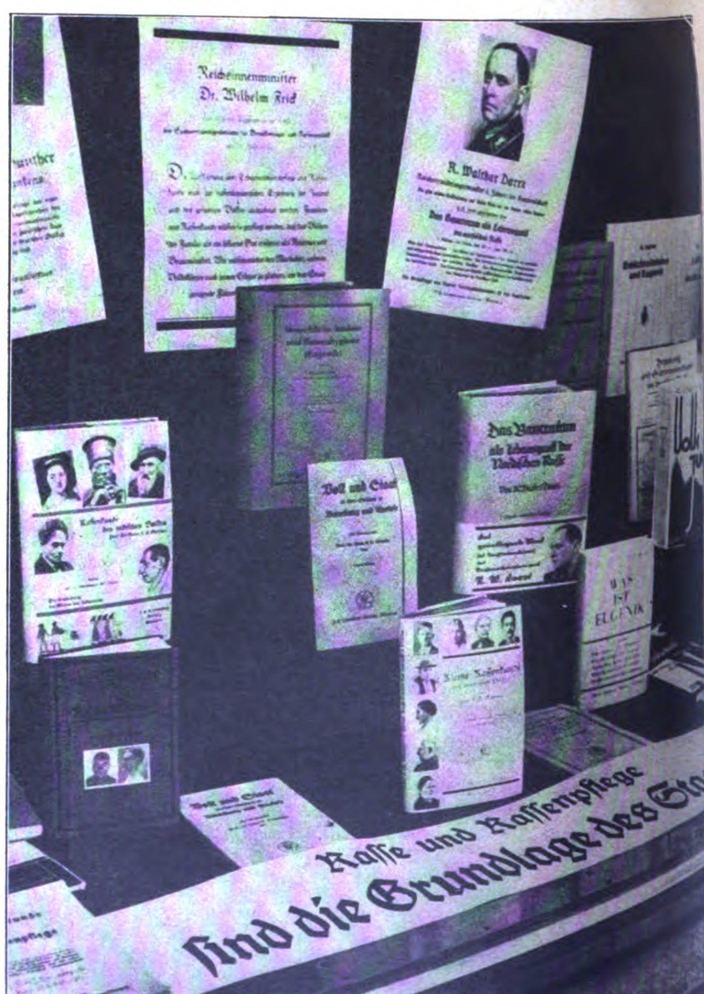
Tagsüber müssen störende Geschäftsreklamen auf den Dächern verschwinden. Auf diesem Hause bleibt die ganze Lichtreklame bis zum Eintritt der Dunkelheit umgeklappt.



Die fremden Besucher Berlins lassen sich gern Unter den Linden photographieren, mit besonderer Vorliebe jedoch von einem Photographen wie dem.



Eine vielbesuchte Dauer-Ausstellung, „Die Front", zeigt die Schlachtfelder des Weltkrieges in Nachbildungen. Hier sieht man oft Kriegsverletzte im Gespräch über das große Erlebnis an der Front.



Der neue Geist unserer Zeit spiegelt sich auch in den Auslagen der Buchhandlungen. Statt der zersetzenden Literatur der Nachkriegszeit sieht man heute das Schrifttum von Rasse und völkischem Aufbau.



Alles horcht freudig auf — die Musik kommt: Der neue Schellenbaum des Spielmannszuges der Berliner Schutzpolizei mit der Standarte des neuen Reiches.



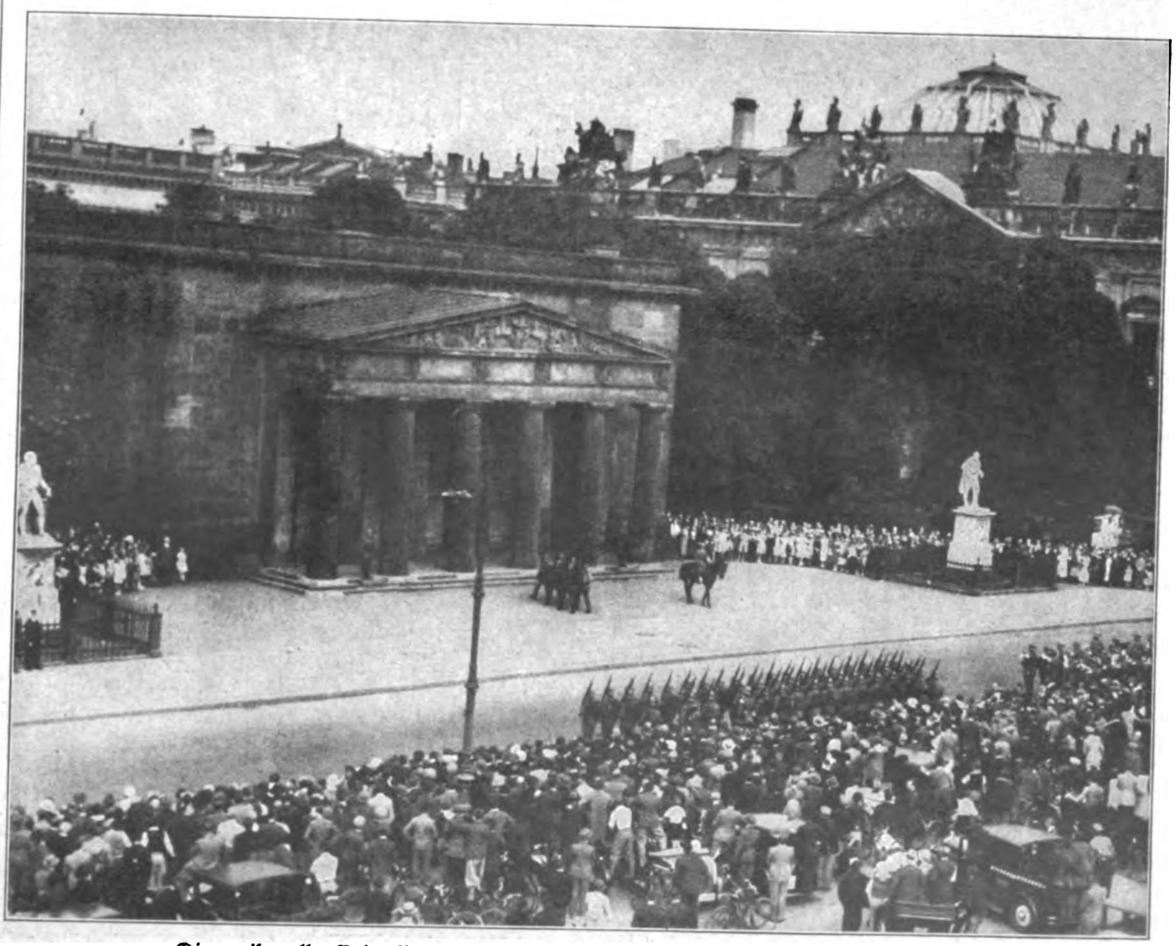
Die Fremdwörter verschwinden: Theater-Abonnement heißt jetzt auf gut deutsch „Stammiete".



Das Denkmal Friedrichs des Großen ist seit den Tagen der nationalen Erhebung wieder zum heroischen Symbol geworden.



Im Kampf gegen die Feinde der Nation standen seit den Anfängen der Bewegung die Studenten mit in vorderster Reihe. Heute ist der Student im Braunhemd der wahre Repräsentant der Universität.



Die weihevolle Gedenkstätte für die Toten des Weltkrieges: Das Ehrenmal Unter den Linden. Dreimal in der Woche zieht hier unter großer Anteilnahme der Bevölkerung die Wache zur Ablösung auf.



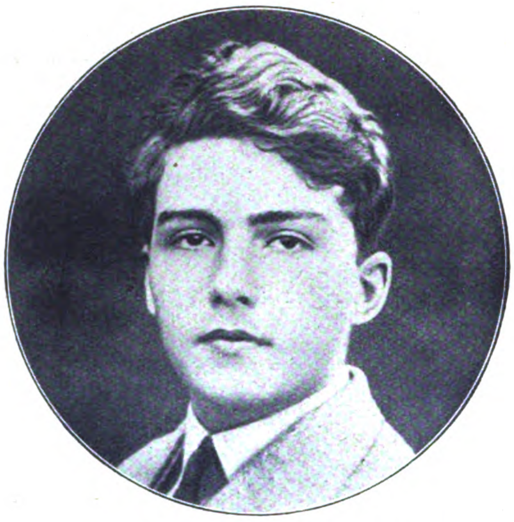


Die Feier des 65. Geburtstages des Reichsstatthalters von Bayern, General Ritter Franz von Epp.

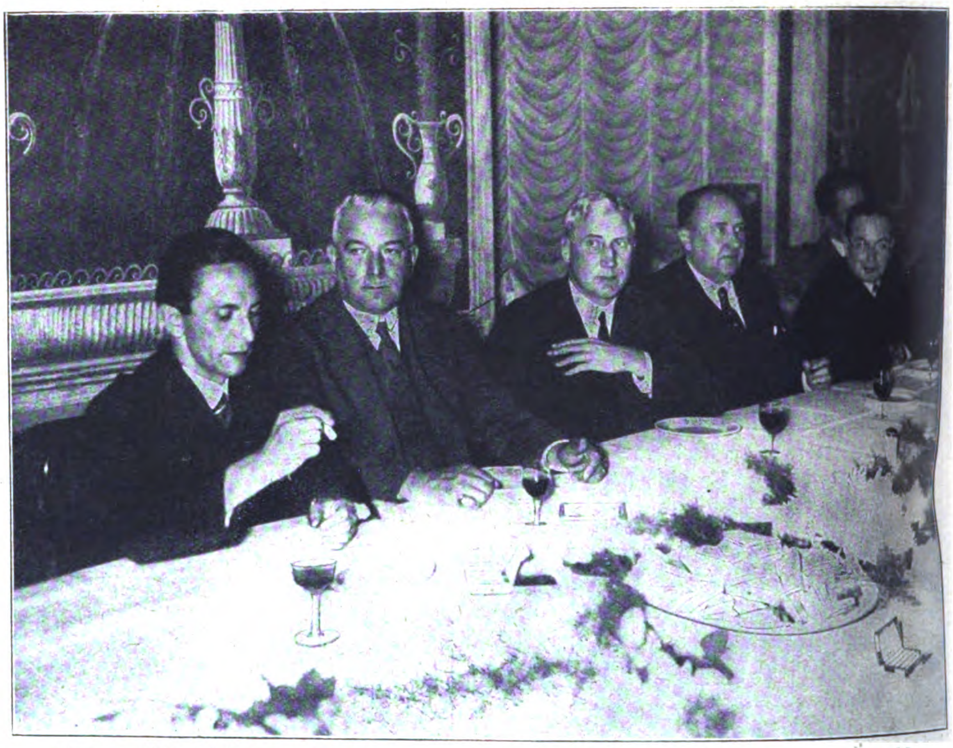
Der Landesleiter der N.S.B.O., Kurt Frey, beglückwünscht den Reichsstatthalter. Zwischen beiden Major Dr. Becker.

Das bayerische Ministerium bei Epp:
V. l. n. r.: Kultusminister Schemm, Ministerpräsident Siebert, Staatsminister Esser, Ritter v. Epp, (links dahinter): Justizminister Frank, Stand.-Führer Schweighart, Innenminister Wagner.

Bilder vom Tage



Prinz Otto von Habsburg
wird gegenwärtig als Anwärter auf den Thron Österreichs genannt.



Neurath spricht zur Auslandspresse über die deutsche Außenpolitik.
V. l. n. r.: Reichsminister Dr. Goebbels, Außenminister v. Neurath, Staatssekretär v. Bülow, Staatssekretär Funk und Norman Ebbutt, Vorsitzender des Ver. d Auslandspresse



„Wissenschaft und Zivilisation."
Einstein bei einer Hetzversammlung gegen Deutschland, wo er die Rede hielt. Links Locker-Lampson, rechts Austen Chamberlain.



Nächtlicher Lokaltermin im Reichstagsbrand-Prozeß.
Die Angeklagten Popoff (links) und van der Lubbe werden zum Tatort geführt.

Preis 20 Pfennig
Österreich: 40 Groschen
Ausland: 35 Pfennig

8. JAHRGANG / FOLGE 44 / SAMSTAG, 4. NOVEMBER 1933

IB Illustrierter Beobachter

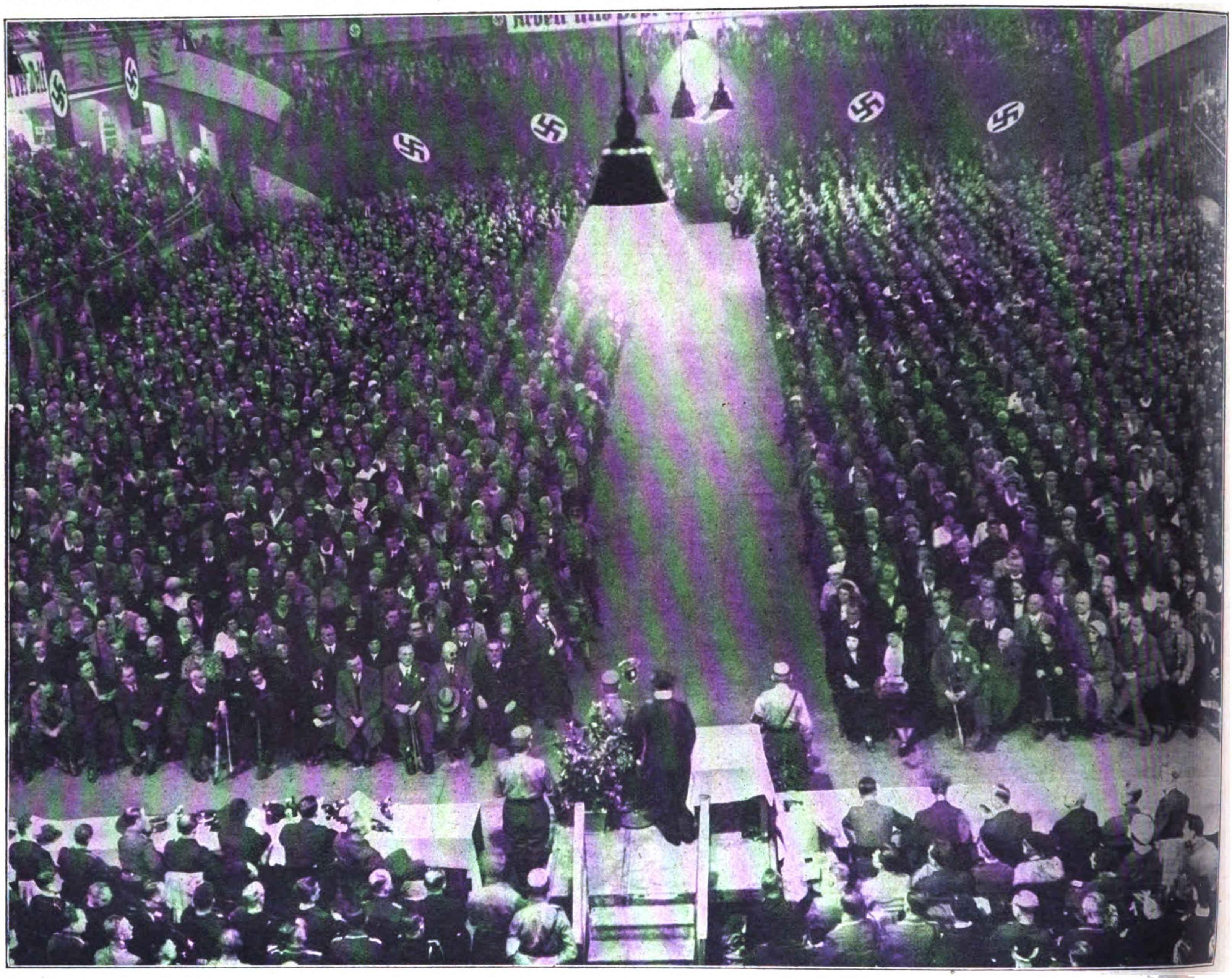
VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Die nächste Folge (45) des I.B. erscheint in verstärktem Umfang mit reichem Material zum 9. November!

Die fliegende Haubitze

Ein neuer Flugzeugtyp wurde soeben in England erprobt. Er hat ein Geschütz mit einem Kaliber von 37 mm an Bord, das Geschütz gibt in der Minute 100 Schuß ab. Das Flugzeug hat eine Geschwindigkeit von 220 km und einen Aktionsradius von 1500 km.



Reichspropagandaminister Dr. Goebbels eröffnet vor 32000 Berlinern im Sportpalast den Wahlkampf mit seiner Rede „Deutschlands Kampf um Frieden und Gleichberechtigung".

Billigst Du, deutscher Mann, und Du, deutsche Frau, die Politik Deiner Reichsregierung, und bist Du bereit, sie als den Ausdruck Deiner eigenen Auffassung und Deines eigenen Willens zu erklären und Dich feierlich zu ihr zu bekennen?

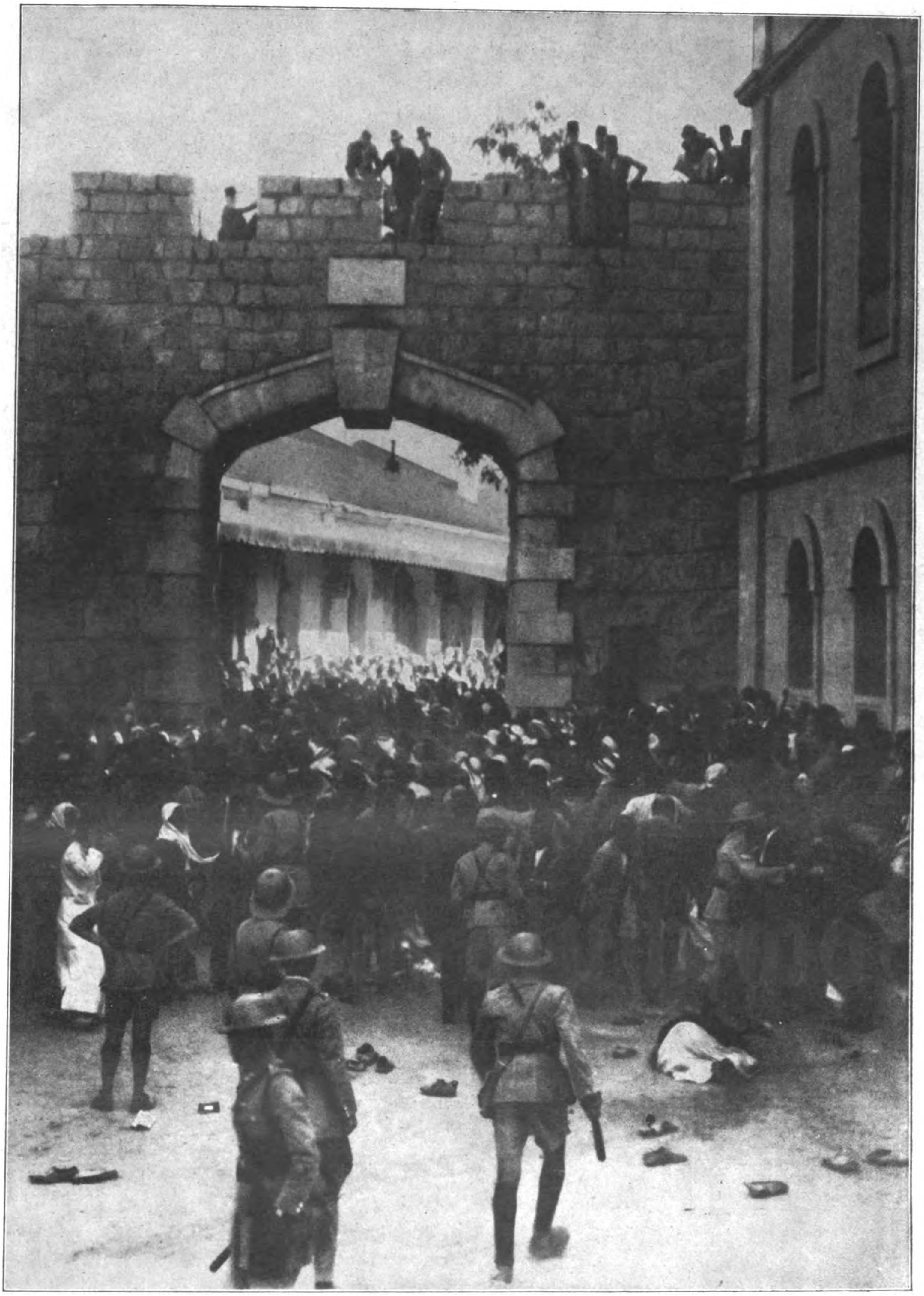
Ja	Nein
⊗	○

So sieht am 12. November der Stimmzettel des Volksentscheids aus.

Zum „Ja!" am 12. November!



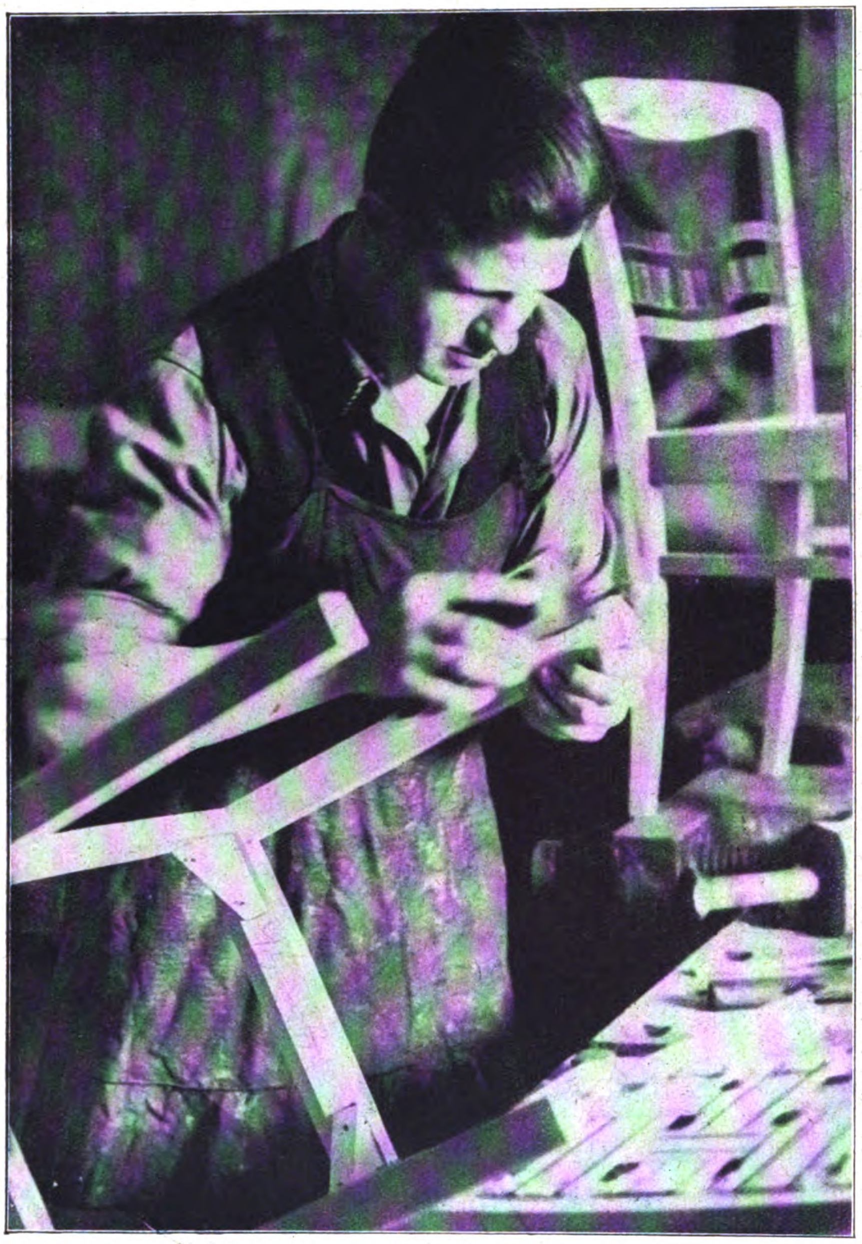
Reichsschatzmeister Schwarz
legt in Günzburg am Denkmal des in der Nacht vom 11. zum 12. Oktober 1932 im Wahlkampf tödlich verunglückten Kreisleiters der N.S.D.A.P. Hanns Weber einen Kranz nieder. Bei Gelegenheit seines Besuches in seiner Heimatstadt Günzburg wurde Reichsleiter Schwarz durch Überreichung der Ehrenbürger-Urkunde der Stadt geehrt.

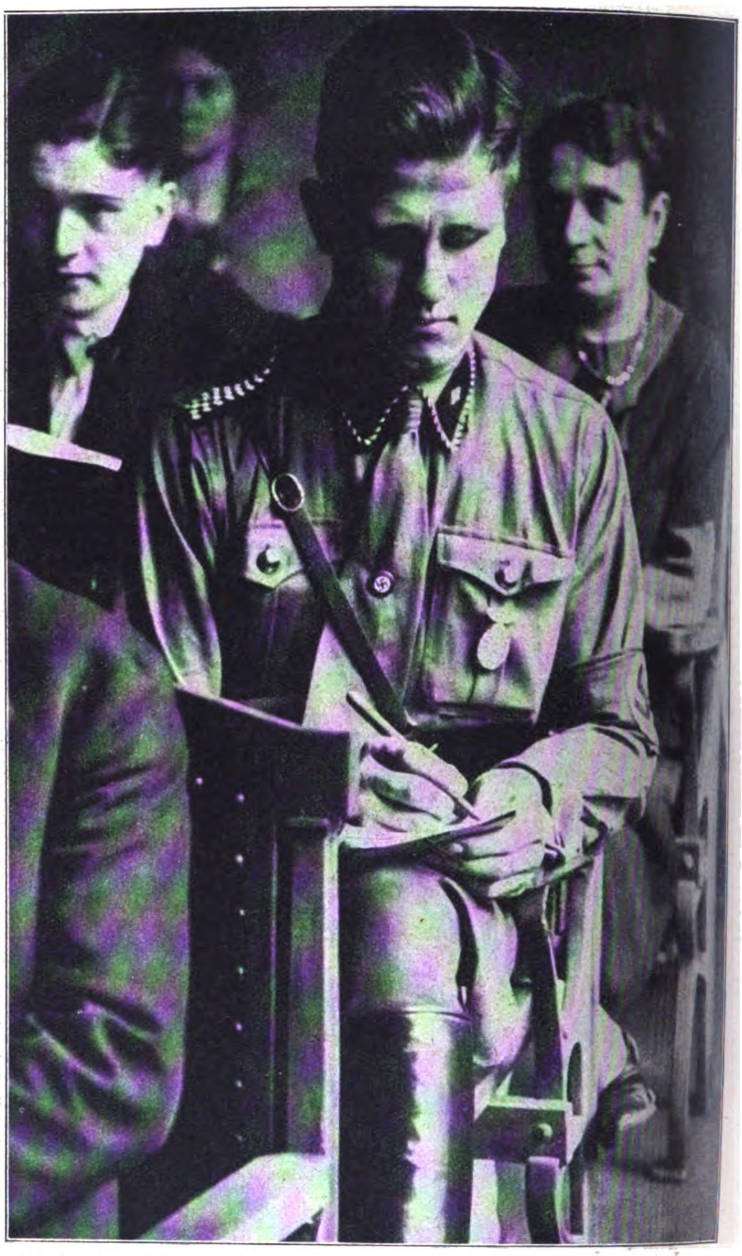


STRASSENKÄMPFE IN JERUSALEM

Araber demonstrieren gegen die jüdische Einwanderung in Palästina!

In welchem Maße der Weltkrieg auch an den Grundfesten des britischen Weltreiches gerüttelt hatte, bewies die sogenannte Balfour-Deklaration vom Jahre 1917, in der der damalige englische Staatssekretär des Äußeren, Lord Balfour, dem Zionistenkongreß im Falle eines siegreichen Ausganges des Krieges Palästina als Siedlungsgebiet für die jüdische Rücksiedlung versprach. Die Unterstützung des über die ganze Erde verbreiteten Zionismus im Kampf gegen die Mittelmächte war damit für die Entente gewonnen. Die Erklärung war jedoch eine schlechte Belohnung für die Araber, die für England gegen die Türkei eine wertvolle Hilfe gewesen waren und Palästina als ihr Land ansahen. Die Geschichte des englischen Mandats über Palästina ist eine nicht endende Kette von Zusammenstößen zwischen Juden und Arabern geworden, die oft in einen regelrechten arabischen Aufstand gegen die wachsende Judenherrschaft und die englische Mandatsgewalt überzugehen drohten. Eine große arabische Demonstration am 13. Oktober in Jerusalem führte zu schweren Zusammenstößen mit der Polizei.





Die Vorlesungen an der Deutschen Hochschule für Politik zu Berlin finden abends statt. So kann auch der tagsüber Beschäftigte vielseitige politische Kenntnisse erwerben.

Am Tage arbeitet dieser S.A.-Mann als Tischler 8 Stunden in der Werkstatt.

Nach Feierabend geht er als Hörer in die Hochschule für Politik, um sich weiterzubilden.

Hochschule für Politik

Die Deutsche Hochschule für Politik hat in ihrer neuen Gestalt ein reiches, arbeitsvolles Semester hinter sich und schickt sich an, das neue Winter-Semester zu eröffnen. Die nationalsozialistische Revolution hat diese für die Erziehung des politischen Nachwuchses so bedeutsame Stätte erfaßt und in den Dienst des neuen Staates und der neuen Staatsauffassung gestellt.

Gewaltig ist die Aufbauarbeit, die mit der Neugestaltung der Hochschule geleistet worden ist. Hier an diesem politischen Brennpunkt war es nicht möglich, nach Ausschaltung der ungeeigneten Elemente aus Lehrkörper und Studentenschaft an das Alte anzuknüpfen und weiterzuarbeiten, sondern das Alte mußte restlos beseitigt, die frühere Hochschule aufgelöst und ein ganz neuer Hochschultyp geschaffen werden. Der Präsident der Deutschen Hochschule für Politik, Pg. Meier-Benneckenstein, hat die ihm übertragene Aufgabe mit bewundernswerter Sicherheit gelöst: in den wenigen ihm zur Verfügung stehenden Wochen hat er eine



Mitglieder des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes an der Deutschen Hochschule für Politik starten zu einer gemeinsamen Studienfahrt durch deutsche Gaue.

neue Hochschule geschaffen, die in ihrem straffen, geistigen und organisatorischen Aufbau das Vorbild für die noch mitten in der Krise des Umbruchs stehenden alten deutschen Hochschultypen werden kann.

Rein äußerlich und zahlenmäßig wird der Erfolg seiner Arbeit durch die Rekordbesuchsziffer von 1900 Hörern der Hochschule gekennzeichnet.

Die wissenschaftliche Ausbildung an der Deutschen Hochschule für Politik erfährt dadurch ihren besonderen Charakter, daß von den Dozenten die Mehrzahl in der praktisch-politischen Arbeit steht. Durch diesen Umstand wird die Gefahr, an der Hochschule für Politik abstrakte, dem Leben entfremdete Wissenschaft zu treiben, glücklich vermieden.

Neben den Abteilungs- und Seminarleitern, die auf dem abgebildeten Aushang zu sehen sind, befinden sich unter den Dozenten der Hochschule noch eine ganze Reihe von Praktikern, wie Ministerialdirektor Dr. Ing. e. h. Ernst Brandenburg vom Reichsverkehrsministerium,

Direktor Dr. Burgdörfer vom Statistischen Reichsamt, Konteradmiral a. D. Gadow, Eugen Hadamovsky, Reichssendeleiter und Direktor der Reichsrundfunkgesellschaft, Hilgenfeldt, Gauinspekteur und Reichswalter der N.S.-Volkswohlfahrt, Hermann Kretzschmann, Sachbearbeiter in der Reichsleitung des Arbeitsdienstes, Generalleutnant a. D von Metzsch, Axel Seehofer, Schriftleiter des „Völkischen Beobachters".



Der Präsident der Deutschen Hochschule für Politik, Paul Meyer-Benneckenstein, ist gleichzeitig Dozent der Hochschule und liest über „Weltanschauliche und wirtschaftspolitische Grundlagen des Nationalsozialismus."

Die Sonderverträge der Deutschen Hochschule für Politik ziehen darüber hinaus weitere führende Persönlichkeiten der Wissenschaft und des politischen Lebens hinzu. So haben im Sommer-Semester Reichsminister Dr. Goebbels, der Rektor der Berliner Universität Prof. Fischer und Professor Hoppe vor den Hörern der Hochschule gesprochen. Auch in den Schulungsreihen des National-





Das schwarze Brett der Hochschule.
Oben: So sah es früher aus. Schild an Schild von links nach rechts, von rechts nach links, K.P.D., S.P.D., Zentrum, B.V.P., D.N.V.P., N.S.D.A.P., und nicht zu vergessen die kleinen und kleinsten Grüppchen der Studentenschaft. Darunter: Heute gibt es nur noch einen Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund.



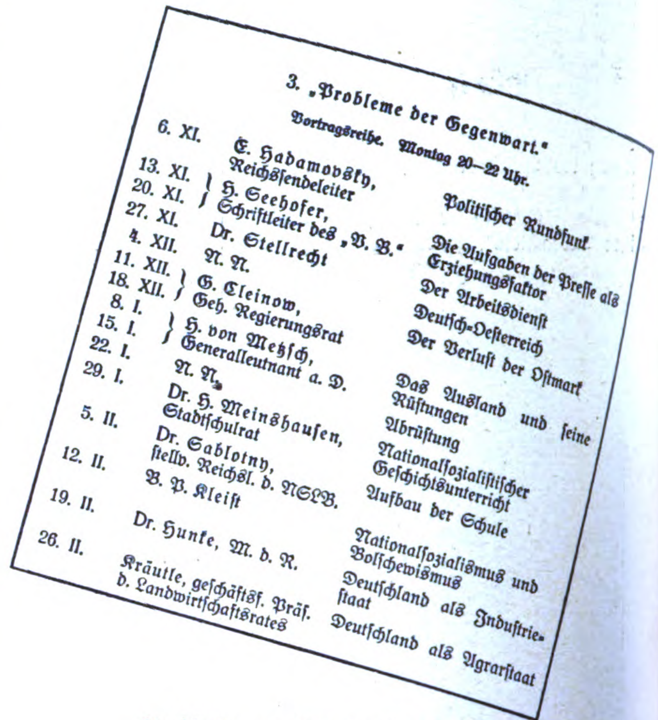
Staatssekretär Dr. Lammers liest über Staatsrecht und verfassungsrechtliche Gegenwartsfragen.



Ministerpräsident Klagges (Braunschweig), der Vorlesungen über Grundfragen nationalsozialistischer Wirtschaftsauffassung hält, im Gespräch mit dem Hochschulgruppenführer Kleist, dem Führer der Studentenschaft der D. H. P.



Herbert Seehofer, Schriftleiter am „V. B." und Dozent an der D.H.P. hält ein Kolleg über deutsche Presse. — Führung der Hörer durch eine Druckerei.



3. „Probleme der Gegenwart."

Vortragsreihe. Montag 20—22 Uhr.

Datum	Vortragender	Thema
6. XI.	E. Hadamovsky, Reichssendeleiter	Politischer Rundfunk
13. XI. 20. XI.	H. Seehofer, Schriftleiter des „V. B."	Die Aufgaben der Presse als Erziehungsfaktor
27. XI.	Dr. Stellrecht	Der Arbeitsdienst
4. XII.	N. N.	Deutsch-Oesterreich
11. XII. 18. XII.	G. Cleinow, Geh. Regierungsrat	Der Verlust der Ostmark
8. I. 15. I.	H. von Metzsch, Generalleutnant a. D.	Das Ausland und seine Rüstungen
22. I.	N. N.	Abrüstung
29. I.	Dr. H. Meinshausen, Stadtschulrat	Nationalsozialistischer Geschichtsunterricht
5. II.	Dr. Sablotny, stellv. Reichsl. d. NSLB.	Aufbau der Schule
12. II.	B. P. Kleist	Nationalsozialismus und Bolschewismus
19. II.	Dr. Hunke, M. d. R.	Deutschland als Industriestaat
26. II.	Kräutle, geschäftsf. Präs. d. Landwirtschaftsrates	Deutschland als Agrarstaat

Ausschnitt aus dem neuen Vorlesungsverzeichnis der D. H. P.



Dr. von Leers, Reichsschulungsleiter des N.S.D.St.B., während seiner Vorlesung über die Geschichte des Nationalsozialismus.

sozialistischen Studentenbundes an der Hochschule kamen vorzügliche Kenner der verschiedensten Sachgebiete zu Wort.

Die Sondervortragsreihe des kommenden Wintersemesters enthält ebenfalls wieder eine ganze Reihe erster Namen aus Politik und Wissenschaft.

Damit sieht aber die Hochschulleitung ihre Auf- und Ausbauarbeit nicht als beendet an. Für das Wintersemester 1933/34 ist eine zweifache Erweiterung des Vorlesungsverzeichnisses durchgeführt worden, bei der vor allem die Arbeitskreise, Seminare und Übungen berücksichtigt wurden.

So formt sich das Bild einer neuen Hochschule, die in unmittelbarstem Zusammenhange mit dem großen Geschehen der Gegenwart steht, die nicht in einer rein abstrakten Wissenschaft ihr Ziel erblickt, sondern im Dienst an der Gemeinschaft des deutschen Volkes. B. K.

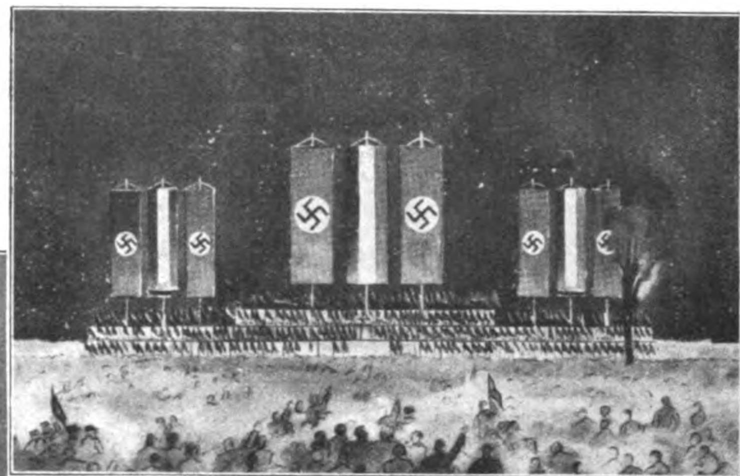


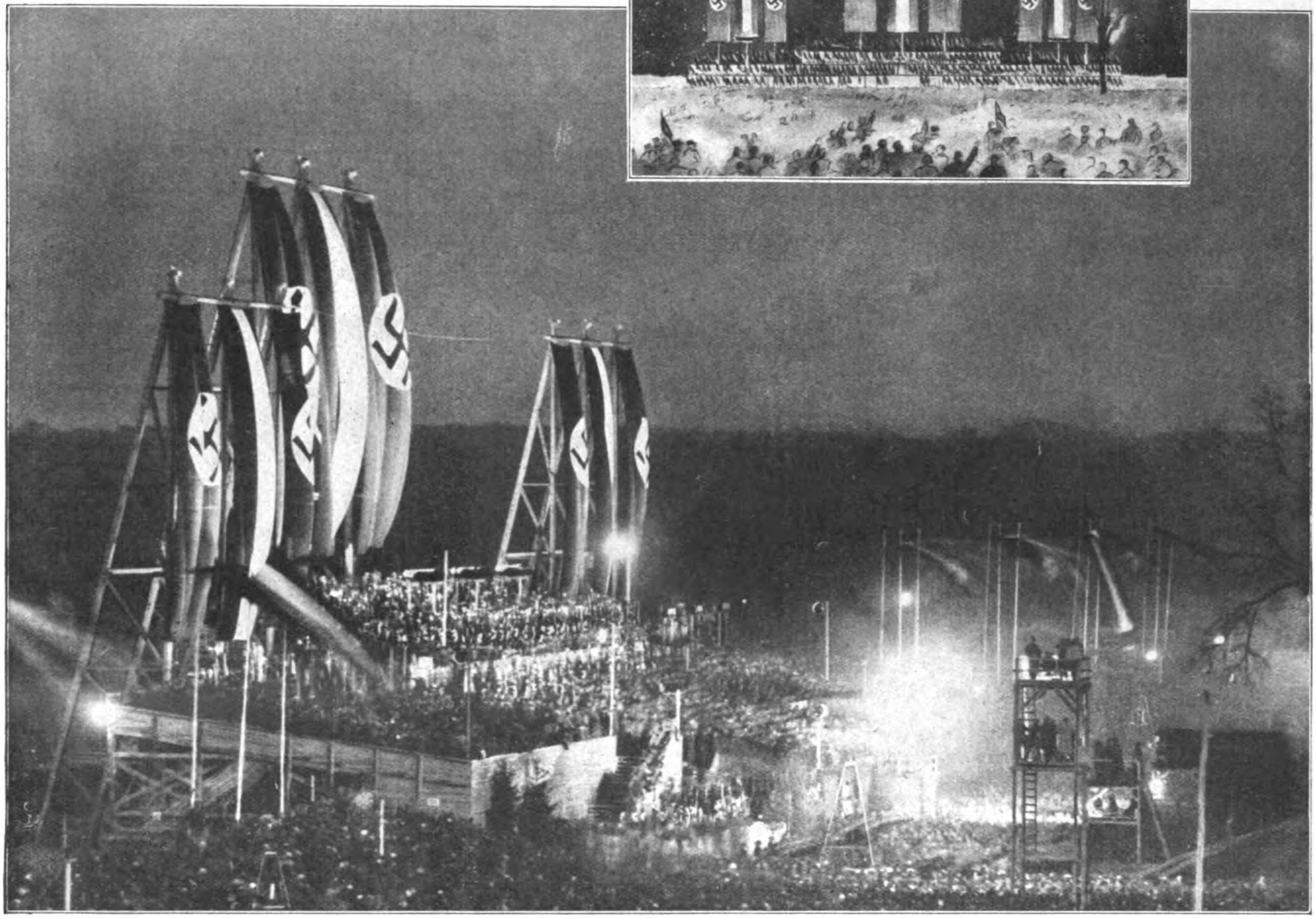
Der Zeitschriftensaal ermöglicht das Studium der gesamten Tagespresse.



Studenten der Deutschen Hochschule für Politik verlassen den Hörsaal.

Die TAGE der NATION
und ihre künstlerische Gestaltung





Aufnahmen: Werner Conitz.

Entwurf und Wirklichkeit.
In einer Nacht — drei Wochen vor dem 1. Mai — fertigte der Architekt Pg. Speer in zwölfstündiger Arbeit drei Vorschläge für den Tag der nationalen Arbeit auf dem Tempelhofer Feld an, von denen die obige Skizze als Grundlage zur Ausgestaltung diente.

Aus dem erläuternden Text des Architekten:
„Die für die Kundgebung mit Absicht gewählte Zeit der hereinbrechenden Dämmerung wird die Wirkung des mit 1000 Fahnen der Formationen zu besetzenden ‚Fahnenberges‘ in vollendeter Weise unterstützen. Die Anstrahlung des Fahnenberges mit ungeheuren Lichtmengen wird diesen Mittelpunkt des gesamten Aufmarschfeldes in hellem Rot leuchten lassen, und dieses Rot wird in starkem Kontrast zu dem in dunklem Blau dämmernden Abendhimmel stehen. Alle nebensächlichen und störenden Beiwerte verschwinden im Halbdunkel.“

Die Wirklichkeit (Bild unten) rechtfertigte die Annahme des Entwurfes.



Ein Reißbrett und das notwendigste Werkzeug.

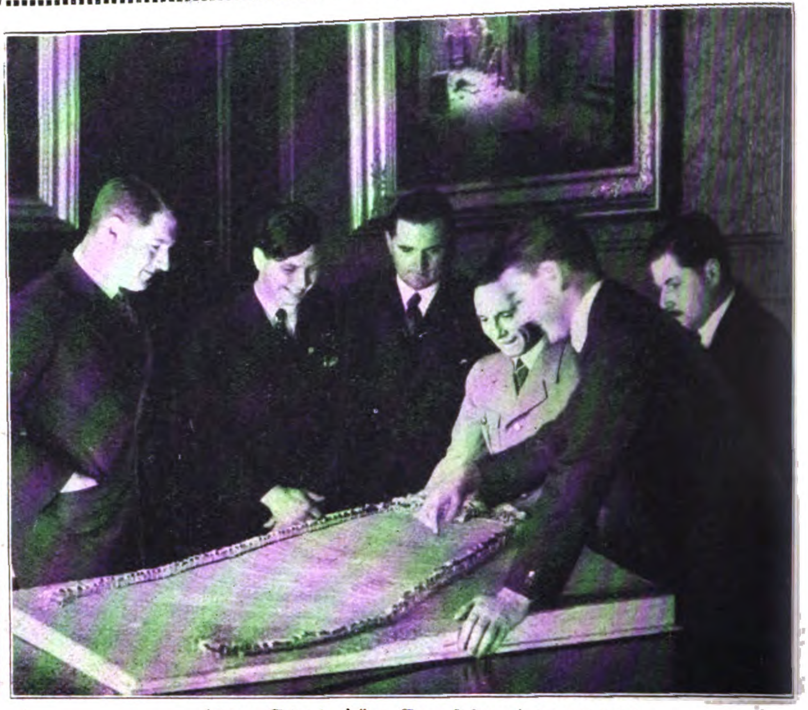
In dieser kleinen Ecke entstanden die einzigartigen Pläne zum 1. Mai, Reichsparteitag 1933, und der Kundgebung am Bückeberg. Der Architekt Pg. Albert Speer bei der Arbeit.

Es ist herrlich, in einer Zeit zu leben, die ihren Menschen große Aufgaben stellt!“ Diese Worte des Führers sind auch symbolisch für die großen Staatsakte im neuen Deutschland: Berlin-Tempelhof, Nürnberg, Bückeberg. Unvergeßlich werden diese wuchtigen Massenkundgebungen im Herzen aller derer fortleben, die dabei sein durften. Nicht allein der disziplinierte Aufmarsch einer ungeheuren Menschenmenge, nicht allein die bedeutungsvollen, richtungweisenden Reden des Führers gaben diesen Staatsakten ihr einzigartiges Gepräge, auch der künstlerische Rahmen war mitbestimmend für den Erfolg. Große Aufgaben mußten in kurzer Zeit gelöst werden. Erst wenige Wochen vorher wurde der Beschluß gefaßt, den 1. Mai als Tag der Nationalen Arbeit, als Ehrentag des deutschen Arbeiters im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung zu begehen. Nur der mitreißende, aufopferungsvolle, keine Hemmungen und Hindernisse kennende Geist des Nationalsozialismus war in der Lage, unter Anspannung aller Kräfte diese große Tat durchzuführen. Wozu man früher Jahre brauchte, wurde hier in wenigen Tagen durchgeführt. Der Nationalsozialismus kennt keine Hindernisse, keine Bürokratie, keine langwierigen Instanzenwege. Schwierigkeiten sind dazu da, um überwunden zu werden. Wenige Wochen nach dem ersten Beschluß erlebte das Tempelhofer Feld den größten Aufmarsch, den je die Welt gesehen hat. Organisatorisch, technisch und künstlerisch eine nie gekannte Musterleistung. Hier



Der Führer begutachtet die Pläne zum Reichsparteitag.

Hinter ihm von links nach rechts: Reichspressechef Dr. Dietrich, ein Beamter vom städtischen Hochbauamt Nürnberg, Architekt Pg. Speer und der Frankenführer Streicher.

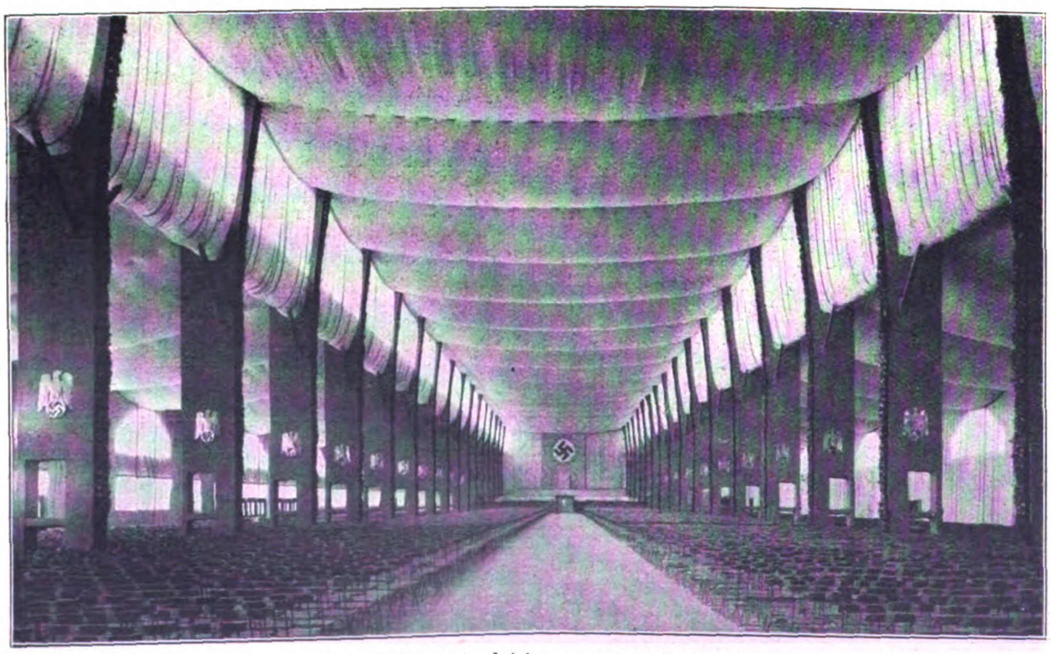


Der Stab für Großkundgebungen empfängt von Dr. Goebbels am Modell vom Bückeberg Anweisung zur Durchführung des Deutschen Erntedanktages.

V. l. n. r.: Motz, Weidemann, Jaegert, Speer und Gutterer, die in gemeinsamer Arbeit die Ideen des Reichsministers durchführen.

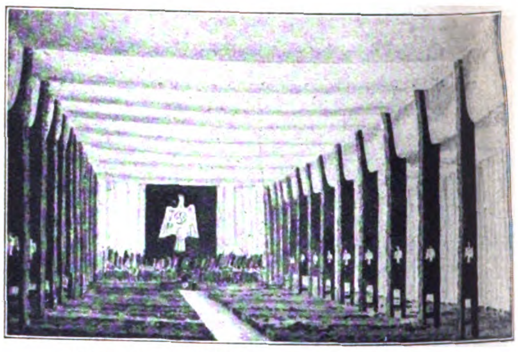


Die Halle des Kongresses vom Reichsparteitag 1933 in Nürnberg im „Rohzustand", ein wüstes Gewirr von eisernen Konstruktionsteilen . . .



. . . und die fertige Halle: Ein Farbenspiel von mattem Gelb und gedämpftem Rot, unterstützt durch Blumengirlanden, hierzu in lebhaftem Kontrast an den Säulen blitzende Adler, und über allem auf leuchtendem Rot das Hakenkreuz.

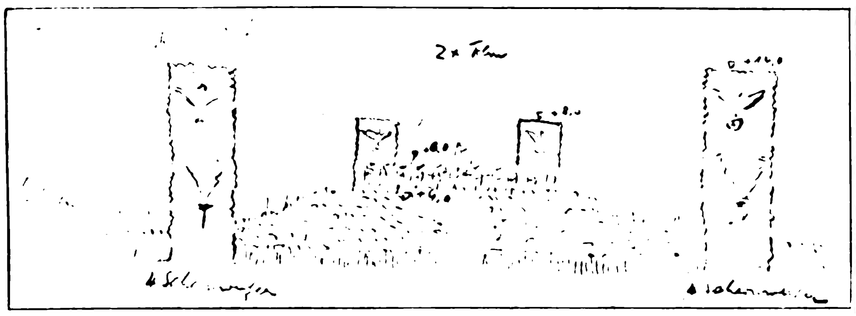
zeigte sich zum ersten Male die großzügige Arbeit des Propagandaministeriums. Mit der sicheren Hand und dem klarschauenden Blick für Menschen und Können hat Reichsminister Dr. Goebbels junge Kräfte und Talente in den Dienst einer Idee gestellt. Das neue Deutschland gab seinen großen Kundgebungen einen feierlichen, festfrohen Rahmen. Zum ersten Male im Gefüge eines modernen Staatswesens wurde eine große Volkskundgebung künstlerisch ausgeschmückt. Der große Meister der Propaganda, Dr. Goebbels, hatte einen Stab von Mitarbeitern um sich geschart, der nach knappen Direktiven in zielsicherer Arbeit den Willen des Ministers in die Tat umzusetzen verstand. Vor einigen Jahren war Dr. Goebbels auf einen jungen Architekten mit besonderer künstlerischer Befähigung



Der dem Führer vorgelegte und von ihm genehmigte Entwurf...

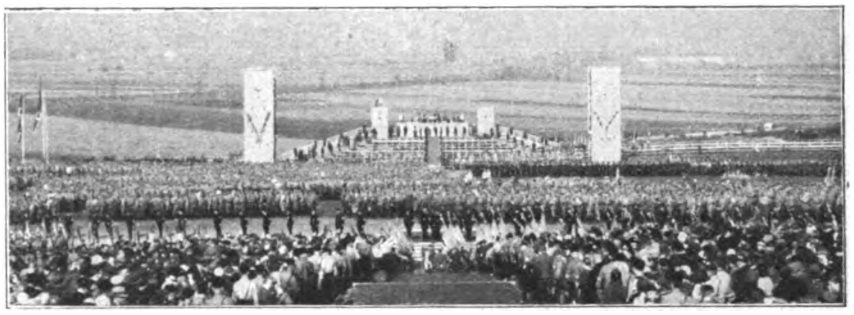
und hervorragender Gestaltungskraft aufmerksam geworden: Albert Speer, den damals der jetzige persönliche Referent des Ministers, Pg. Hanke, zur Ausgestaltung der Bezirksgeschäftsstelle Westen, Berlin-Grunewald, herangezogen hatte. Die einfache, saubere und stilvolle Arbeitsweise sagte Dr. Goebbels so sehr zu, daß Pg. Hanke und Pg. Speer später die Aufgabe erhielten, das Adolf-Hitler-Haus in der Voßstraße für den Gau Berlin einzurichten. Und dann bekam der noch nicht 30 Jahre alte Künstler die große Aufgabe zugewiesen, den ersten Staatsakt der Regierung künstlerisch auszugestalten. Eine große Aufgabe wurde von einem jungen Vorkämpfer für deutsche Kunst und Kultur gelöst. Ein jeder war gebannt von diesem festlichen Rahmen, von der Masse der kunstvoll geordneten Fahnen, von der phantastischen Wirkung des Lichtes der Scheinwerfer an diesem denkwürdigen Tage.

Und nun kam der Tag der Bewegung: Nürnberg. War Tempelhof ein Aufmarsch der Massen, so mußte in Nürnberg, dem Treffen der disziplinierten politischen Soldaten Adolf Hitlers, der S.S., S.A. und der Amtswalter, eine Ausschmückung gegeben werden, die sich charakterlich der Veranstaltung anpaßte. Wenn man die Bilder von diesem großen Aufmarsch der Partei betrachtet, kann man feststellen, daß die ganze



Erste Skizze zur „Pyramide“ am Fuß des Bückeberges:

Aus dem Bericht: „Um einwandfreies, den Zuschauer nicht störendes Arbeiten der Pressephotographen und Kameraleute zu gewährleisten, werden deren Standplätze mit rotem Tuch verkleidet.“



In dem Bericht heißt es weiter:

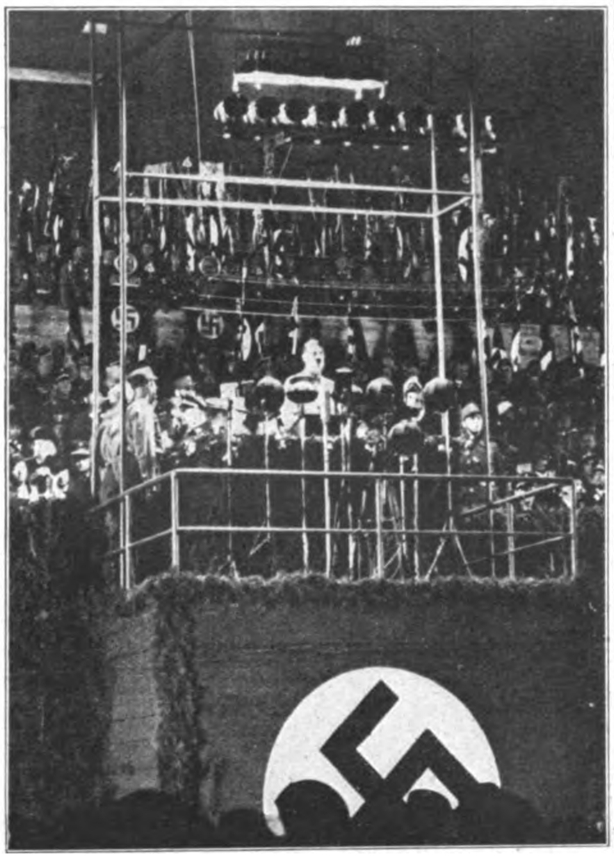
„... aus der Menge aufsteigend, von allen Seiten sichtbar, flankiert von zwei hellroten Türmen, die mit Hoheitszeichen und gebundenen Ähren geschmückt sind.“



Ein einzigartiges, noch nicht gesehenes Bild vom Bückeberg.

Schon die Beleuchtungsprobe am Vorabend der Kundgebung zeigte, daß hier eine Stelle geschaffen wurde, würdig, 700 000 Bauern des Reiches zu vereinen

Formgebung der künstlerischen Ausgestaltung sinngemäß Geist und Idee der Bewegung ausströmt. Tempelhof trug den Charakter eines großen Volksfestes in der Stadt, Nürnberg den strengen Charakter einer Tagung der disziplinierten Truppen. Danach folgte die größte Aufgabe: die Gestaltung eines großen Festes im freien Land: Der Tag der deutschen Bauern, das Erntedankfest auf dem Bückeberg. Hier galt es, eine ganze Landschaft, dem Charakter des Festes entsprechend, künstlerisch zu gestalten. Was dann hier geschaffen wurde, war ein Meisterwerk von ganz überwältigender Wirkung. Der Künstler war mit seiner Aufgabe gewachsen und hatte alle seine bisherigen Leistungen übertroffen. Von den Höhen des Berges aus





Die Verbesserung des wichtigsten Baugliedes einer Massenkundgebung.

Am 1. Mai: Der Führer spricht, verdeckt durch 27 Mikrophone der verschiedenen Wochenschauen, des Rundfunks und der Verstärker-Anlagen für das gesamte Feld, darüber eine „Beleuchtungspfanne“, montiert auf einer unschönen, die Übersichtlichkeit vergrößernden Eisenkonstruktion.

Am 1. Oktober: Der Führer spricht. Auf Grund der Erfahrungen des 1. Mai ordnete der Architekt an, daß sämtliche Mikrophone in einen Ring einzubauen seien, und daß die Scheinwerfer — wie wir schon vorher in der Skizze und den Photos vom Bückeberg zeigten — 10 Meter seitlich in den Scheinwerfertürmen aufgestellt werden müßten.

wie aus dem Tal war der Blick gebannt durch die einzigartige Wirkung der Fahnen, die in Hufeisenform sich von Berg zu Tal und von dort wieder sich zum Bergrücken zogen. Wie eindrucksvoll paßten sich die roten, mit dem silbernen Hoheitszeichen der Partei und den goldenen Ähren des Bauern geschmückten Scheinwerfertürme dem Charakter des Festes an! Wie schlicht und dennoch erhaben wirkte die Rednertribüne des Führers und wie märchenhaft am Abend das Scheinwerferlicht bei der Anstrahlung der Fahnen und des Waldes auf dem Bergrücken. Diese Feierstunde in Gottes freier Natur unter dem blauen Nachthimmel erhielt eine vornehm-festliche Weihe durch die Hand des Künstlers.

Ap.

CHARLOTTE KÖHN-BEHRENS:

Was ist Rasse?

(Fortsetzung unserer Berichte aus Nr. 43)

Ministerialrat Pg. Dr. Arthur Gütt, der Schöpfer des Sterilisierungsgesetzes, empfängt mich im Reichsministerium des Innern und definiert die Frage:

„Was ist Rasse?"

folgendermaßen:

„Unter Rasse verstehe ich eine Gruppe von Menschen, die ihrer körperlichen, charakterlichen und seelischen Beanlagung nach äußerlich als zueinander gehörend erkannt werden, und die auch sonst in jeder Lebenslage ähnlich handeln und seelisch gleich empfinden."

„Wie kommt eine solche Übereinstimmung zustande?"

„Jede Rasse ist das Ergebnis einer jahrtausendelangen Zuchtwahl und Lebensauslese, die heute noch um so stärker in Erscheinung treten, je länger einzelne Völkergruppen über große Zeiträume hinweg nach Sippen und Völkerfamilien gegliedert, abgeschieden voneinander wohnten und nach strengen Sippen- und Sittengesetzen lebten, wie wir es von unseren Vorfahren, den Germanen, annehmen müssen. Wenn auch Umwelteinflüsse im Laufe langer Zeiträume einen uns nicht faßbaren Unterschied im Erscheinungsbild der verschiedenen Menschenrassen verursacht haben, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß der einzelne Mensch oder ein Volk nur durch seelisch beeinflußte Zuchtwahl, Sitten- und Sippengesetze eine Fort- und Höherentwicklung der eigenen Art möglich machen können."

„Was kann man tun, um die Entwicklung eines Volkes rassisch zu beeinflussen?"

„Dies ist nur durch Rassendienst möglich, der dem einzelnen das Verständnis für den Sinn des Lebens und die Erhaltung der Rasse wiedergeben und zur Verantwortung Familie und Volk gegenüber erziehen soll."

„Was verstehen Sie unter Rassedienst?"

„Da berühren wir das tiefste Problem des Nationalsozialismus! Ein Mensch mit internationaler Weltanschauung lebt nur seinem eigenen ‚Ich', da es ihm gleich ist, ob Polen, Russen oder Mongolen einmal unsere Kinder beherrschen oder unsere Heimaterde bewohnen. Der Nationalsozialist lebt für seine Kinder und für die Zukunft seines Volkes. Rassedienst ist daher die größte und herrlichste Aufgabe, die der Deutsche zu erfüllen hat. Rassedienst heißt: Umstellung der individualistischen Staats- und Lebensauffassung zu einem die erbgesunde, rassereine Familie erstrebenden Lebensgrundsatz! Rassedienst ist das Ringen unseres Führers um das Verständnis unseres Volkes für Freiheit, Leben und Ehre der deutschen Nation! Rassedienst ist daher sowohl eine Aufgabe des Staates, als auch jedes einzelnen."

„Was sehen Sie, Herr Ministerialrat, als Ihre Aufgabe im Reichsministerium des Innern an?"

„Rassedienst im Leben des Staates, des Volkes und jeder deutschen Familie zur Tat werden zu lassen, — eine Aufgabe, die auch Minister Frick mit größtem Verständnis unter Einsatz seiner Person bejaht."

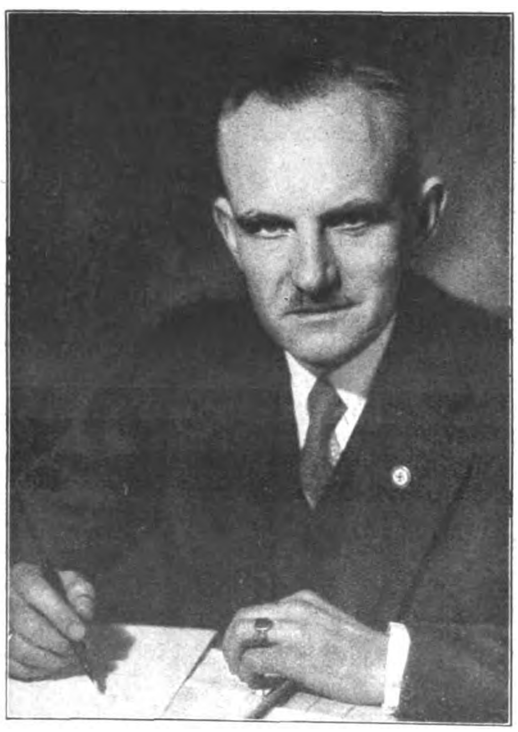
„Wie kann der Staat praktisch Rassedienst treiben?"

„Da der liberalistische Geist und der Marxismus zur Selbstzucht höchster Auswirkung führten, mußte die unausbleibliche Folge eine Zerrüttung der Seele des deutschen Volkes, seiner Verantwortungslosigkeit vor der kommenden Generation, seine Abwendung von Familie und Kind sein. Hier hat der Staat die Pflicht, einzugreifen und zunächst die Steuer- und Lohnpolitik in ihrer Zielsetzung umzustellen, um den erbgesunden Familien wieder den notwendigen Lebensspielraum zu sichern. Außer dieser Voraussetzung zur Erreichung der seelischen Umstellung gilt es, die deutsche Mutter und die erbgesunde, rassereine Trägerin deutscher Zukunft zu ehren und entsprechend zu würdigen. Es gilt, das wertvolle Erbgut unseres Volkes durch bäuerliche Siedlung mit dem Heimatboden in Beziehung zu bringen, den Mann der ihm zukommenden Arbeitsstätte, die Frau aber der Ehe und Familie zuzuführen. Rassedienst bedeutet Umstellung des öffentlichen Gesundheitswesens und Vorsorge für das kommende Geschlecht, Begünstigung des hochwertigen, aber Verhinderung des erbkranken Nachwuchses, eine Tat, die in dem Gesetz vom 14. Juli d. J. bereits in Angriff genommen ist."

„Sind noch weitere Gesetzesbestimmungen zu erwarten?"

„Ja. Es ist ja bereits das Gesetz zum Schutz unseres Volkes vor gefährlichen Gewohnheits- und Sexualverbrechern angekündigt. Es werden weiter folgen: rassehygienische Gesetzesbestimmungen, die unser Volk und vor allen Dingen unsere Jugend zur Erbgesundheit und Rassereinheit erziehen sollen. Ich erinnere dabei an das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums. Bedeutet doch dieses Gesetz, daß nicht nur in Zukunft allein Deutschblütige Beamte werden können, sondern daß auch jeder Deutsche in Zukunft sich seiner Verantwortung der Rasse gegenüber bewußt werden wird, da er sonst befürchten muß, daß seine Kinder durch Rassemischung sich von selbst aus unserem rassereinen Volkstum ausschließen. Es kann ja hier nur angedeutet werden, daß später einmal ein Reichsangehörigkeitsgesetz in Kraft treten wird, das den deutschblütigen und fremdrassigen Volksteil einwandfrei voneinander scheidet."

Phot.: Rosemarie Kögel, Berlin



Ministerialrat Pg. Dr. Arthur Gütt.

„Wie denkt man sich die Ausführung dieses Gesetzes?"

„Was früheren Zeiten eine Selbstverständlichkeit war, daß nur blutsmäßig mit dem Volkstum verbundene Beamte Führer und Bürger eines Staates sein konnten, das ist vom Nationalsozialismus wieder als Grundlage unseres Volks- und Staatswesens erkannt worden. Es muß darum aus unserem Volke heraus immer wieder der Wunsch und das Streben laut werden, daß Deutsche nur von Deutschen geführt und verwaltet werden dürfen. Wer darum nicht deutschblütig ist oder mit den Gesetzen des Staates in Konflikt gerät, soll in Zukunft kein Recht dazu haben, über Deutsche Recht zu sprechen oder über deutsches Leben und Gut zu bestimmen."

„Welche Einrichtungen sind zur Verwirklichung dieses Zieles zu erwarten?"

„Den Gesundheitsämtern werden Abteilungen für Erbgesundheitspflege angegliedert werden, die eine erbbiologische Bestandsaufnahme unseres Volkes allmählich zu verwirklichen haben werden, während die jetzigen Standesämter zu Familienarchiven oder Sippenämtern umgebaut werden müßten. Erst dann wird es möglich sein, in staatlich geleiteten Eheberatungsstellen den Erbwert und die Rassereinheit eines Menschen vor Schließung der Ehe festzustellen, um die Eheschließenden wirklich einwandfrei beraten zu können. Um dieses Ziel zu erreichen, ist eine Vereinheitlichung des öffentlichen Gesundheitswesens beabsichtigt, da sich die Erbgesundheit nicht von der bisherigen öffentlichen Gesundheitspflege und Krankheitsverhütung trennen läßt. Neben den bisherigen Aufgaben wird daher das öffentliche Gesundheitswesen zum Volksgesundheitsdienst auszubauen sein. Nicht mehr das Einzelwesen soll im Mittelpunkt unserer Fürsorge und des ärztlichen Könnens stehen, sondern die deutsche Familie mit ihrem Streben nach Erbgesundheit und Rassenreinheit. Rassedienst treibt darum auch der Staat, wenn er die Übersteigerung der wissenschaftlichen Ausbildung des Volkes wie die Übertreibung von Spitzenleistungen aller Art verhindert und das Streben nach selbstsüchtigem, sozialem Aufstieg in natürliche Bahnen lenkt. Es ist daher die Pflicht unserer obersten Erziehungsbehörden, unserer Jugend wahre Ideale zu zeigen, die sie zu einem gesunden Beruf und zur frühzeitigen Gründung einer glücklichen und rassereinen Ehe führen."

„Was kann nun der einzelne dazu tun, um diese hohen Ziele zu verwirklichen?"

„Wenn auch dem Staat die Aufgabe einer aufbauenden Rassen- und Bevölkerungspolitik zufällt, so müssen wir uns doch andererseits dessen bewußt sein, daß diese Umstellung der Lebensauffassung nur erreichbar sein wird, wenn jeder einzelne — jeder Mann und jede Frau — sich zu diesen Zielen bekennen und sich selbst über ihren Erb- und Rassewert Klarheit verschaffen. Es gilt, unsere Jugend so zu erziehen, daß sie sich nicht nur vor Krankheiten schützt, sondern sich auch der Verantwortung der kommenden Generation gegenüber bewußt wird. In diesem Zusammenhang muß auch darauf hingewiesen werden, daß Gifte wie Alkohol und Nikotin u. a. die Erbgesundheit zu schädigen geeignet sind. Es ist durchaus nicht so, daß jeder aus Gewohnheit und Nachahmungstrieb glaubt, Gifte vertragen zu müssen, die andere nicht merklich zu schädigen scheinen.

Wer innerlich zum deutschblütigen Volkstum gehört, wird die Stimme seines Blutes in sich anschlagen fühlen und bereit sein, eine Höherentwicklung der eigenen Art und Familie durch geeignete Gattenwahl anzustreben. Wie es unsere Vorfahren durch Jahrtausende von Jahren getan haben, müssen auch wir wieder uns des Wertes einer Familienkunde, von Rasse- und Ehegesetzen bewußt werden. Wir müssen wieder zurückkehren zu der bewundernswerten Lebensanschauung unserer Vorfahren, die ohne unsere heutigen wissenschaftlichen Grundlagen die erbliche Ungleichheit der Menschen und Rassen erkannt hatten. Auch wir sollten wieder den Mut haben, unseren Volkskörper nach Erbwert und Volksstämmen zu gliedern, um unserem Volk wieder innerlich ausgeglichene Persönlichkeiten und Führer zu gewährleisten. Nur wenn es gelingt, die Erbkrankheiten und Erbschäden zu bannen und eine neue Aufartung der deutschen Familie zu erreichen, wird unser Volk gesund und stark aus den schweren politischen Bedrängnissen der Zeit hervorgehen. Es gilt, den westeuropäischen Völkern klarzumachen, daß das deutsche Volk in diesem Streben nicht nur um Deutschland, sondern um die Zukunft Europas ringt!"


SALEM
GOLD
EXTRA MILD
GARANTIERT REINE
AUSGESUCHT MILDE
UND BEKÖMMLICHE
ORIENTTABAKE
SALEM
GOLD
EXTRA MILD
ORIENTALISCHE
TABAK-UND
CIGARETTENFA-
BRIK „YENIDZE"
EXTRA MILD

Vorwärts – Attacke! Hurra!

Ein Schill-Roman von Hans Lehr

1.

Die Entscheidung des verhängnisvollen 14. Oktobers 1806 ist gefallen; die Schlacht bei Auerstädt ist geschlagen. Das preußische Heer ist geworfen; die Truppenverbände sind vernichtet oder zersprengt. In wilder Flucht versuchen die Überreste sich zu retten. Felder und Straßenränder sind übersät von Gefallenen, klagenden Verwundeten, im Stich gelassenen Geschützen und weggeworfenen Handwaffen und Ausrüstungsgegenständen. Dörfer liegen in Trümmern; Flammen schlagen aus Ruinen.

Die Donner der Abschüsse der französischen Geschütze grollen; der Kartätschenhagel peitscht in die Masse der Fliehenden. Die Erde dröhnt unter den Hufen der zur Verfolgung und Vernichtung der Reste des preußischen Heeres anreitenden französischen Kavallerie-Regimenter.

Sie sind gewohnt, Attacken zu reiten; wie eine riesige Totensense fegen sie über das Schlachtfeld.

Bei Eckartsberge steht noch eine Feldwache des Regiments Bayreuther Dragoner, des Leibregiments der Königin Luise von Preußen.

Der Kommandant, Rittmeister v. Brockhausen, hat Befehl, die Feldwache zu halten. Er hat gesehen, wie die Attacke der preußischen Kavalleriedivision von Schmettau im Feuer der französischen Infanterie zerschellt ist. Er hat einen Befehl erwartet, es ist jedoch keiner eingetroffen. Was ist mit dem Regiment? Wo befindet sich der Kommandeur, General Graf Kalckreuth? Rittmeister v. Brockhausen hat Meldereiter abgesandt; sie sind nicht zurückgekehrt. Sind sie abgeschossen worden oder dem Feind in die Hände gefallen? Haben sie sich im Nebel verritten, oder sind sie vom Strom der Fliehenden mitgerissen worden? Was tun inmitten dieser Katastrophe?

Rittmeister v. Brockhausen läßt sich nicht fortreißen vom Taumel der Flucht ums Leben. Er hat Befehl, die Feldwache zu halten, also hält er sie. Die Faust um die Zügel gekrallt, den breiten Oberkörper nach vorn gebeugt, starrt er den feindlichen Schwadronen entgegen, die herangebraust kommen durch Regen und über Wasserlachen und Leichen in donnerndem Attackengalopp, mit hochgereckten, blitzenden Säbeln und mit siegessicherem Hochgebrüll auf den Kaiser der Franzosen. Was will noch diese einsame Dragonerschwadron? Sie werden sie ohne viel Aufhebens über den Haufen reiten; sie werden sie von den Hufen ihrer Pferde in den Boden treten lassen und über sie hinweg ungehemmt weiterrasen in trunkenem Siegesjubel.

Rittmeister v. Brockhausens Säbel fliegt hoch; im Lärm ist sein Kommando nicht zu verstehen, doch seine Offiziere und Mannschaften wissen auch ohne Worte, was es gilt.

Die Totensense der feindlichen Reitergeschwader prallt auf die Mauer der Schwadron. Hunderte von Säbeln blitzen auf engem Raum; sie klirren aneinander. Die Schar der Todgeweihten hält stand. Das Feld hallt wider vom Kriegsgeschrei, Geschützdonner, Waffenklirren, von Pistolenschüssen, Pferdestampfen und Todesschreien von Männern und Tieren.

Leutnant Ferdinand v. Schill kämpft wie ein Berserker. Die Schlacht ist verloren, die Armee flieht – die Schwadron Brockhausen kämpft und wird kämpfen; lieber Tod als Schande; lieber bei den Tausenden auf dem Blachfeld liegen, als das Leben retten, aber die Ehre verlieren!

Die Übermacht ist zu groß; auf einen Königin-Dragoner kommt ein Dutzend kampf- und sieggewohnter Reiter des Korsen. Mann um Mann der Preußen fällt.

Eine Anzahl Reiter sprengt Schill an, von allen Seiten her. Ein Offizier fordert ihn auf, sich zu ergeben. Als Antwort schreit er ihm seine Verachtung ins Gesicht.

Einen schlägt er aus dem Sattel, den zweiten auch, dann sind sie dicht an ihm. Säbelhiebe prasseln auf seinen Tschako. Klingen graben sich in ihn ein. Er ist getroffen. Wie ein Blitz durchzuckt es ihn: die starke Wattierung hat ihn gerettet, jene Wattierung, die er zu allen Teufeln gewünscht hat, als er beim Marsch durch Charlottenburg mit den Regimentskameraden von der Königin zum Essen geladen war, einen neuen Tschako haben mußte, in der Eile die richtige Größe nicht auftreiben konnte und daher zur Hilfe der starken Wattierung greifen lassen mußte.

Wieder sprengt er einen Gegner an und schlägt ihn aus dem Sattel. Fast gleichzeitig treffen zwei nach seinem Kopf gezielte Hiebe seinen Tschako. Das Sturmband reißt; der Tschako rutscht ihm ins Gesicht. Mit einem Kopfruck will er ihn in richtigen Sitz bringen, doch er hat keinen Halt mehr, fällt auf die Kruppe des Pferdes und von dort aus auf den Boden. Jetzt heißt es, sich die Kerle vom Leib zu halten, sonst ist er verloren. Wild schlägt er um sich, doch von vorn, von hinten und von den Seiten her bringen weitere Angreifer auf ihn ein.

Ein, zwei, drei Hiebe treffen seinen Kopf. Ein rasender Schmerz wird in seinem Gehirn lebendig und ergreift im Nu Besitz vom ganzen Körper. Vor seinen Augen wird es dunkel; er wankt im Sattel.

Blut rinnt über sein Gesicht und den Nacken. Das Pferd bäumt sich auf wie von gewaltigem Spornhieb getroffen. Ist auch es verwundet? – Nicht werfen lassen! Nicht ohnmächtig werden! Kämpfen, kämpfen! Die Linke umkrallt die Zügel, die Rechte ballt sich eisenfest um den Säbelknauf. Wieder bäumt das Pferd sich schmerzwiehernd auf; mit gewaltigem Satz sprengt es den Ring der Feinde und rast davon.

Halb besinnungslos nimmt Schill die Zügel in die Rechte, die gleichzeitig noch immer den bluttriefenden Säbel hält. Mit der Linken versucht er das Blut aus den Augen und dem Gesicht zu wischen. Das Pferd sprengt mit einer Schärfe, als wisse es, daß das Leben nur noch von seiner Schnelligkeit abhängt. Die Verfolger bleiben etwas zurück.

Die Schwadron v. Brockhausen ist vernichtet; der ungleiche Kampf hat sich rasch zu einem Blutbad entwickelt. Nur wenige haben sich retten können.

Hinter Schill sprengen die Unteroffiziere Poppe und Thessen her; sie holen ihn in dem Augenblick ein, in dem seine Kräfte und das Bewußtsein ihn verlassen und er vom Pferd gleitet.

Die beiden Unteroffiziere wissen, daß sie um ihr eigenes Leben reiten; sie selbst sind verwundet, und die Wogen der Erregung des Todeskampfes der Schwadron schlagen noch hoch in ihnen, doch sie zögern keinen Augenblick.

Sie parieren die Pferde, springen ab, bringen ihren Leutnant in den Sattel, schwingen sich auf, nehmen ihn in die Mitte und preschen los über regennasse Wiesen und aufgeweichte Äcker.

Um seine Wunden können sie sich noch nicht kümmern, denn hart sind die Feinde wieder hinter ihnen her. Sie sehen, wie der Oberkörper des Offiziers auf den Hals des an der Kruppe blutenden Tieres sinkt, und wie seine Arme schlaff herabhängen; sie sehen, wie das Blut aus mehreren Säbelwunden an Kopf und Stirn quillt und über sein Gesicht, ins Haar, in den dunklen Schnurrbart und in den Waffenrock sickert. Beide drängt das Bedürfnis, das Blut zu stillen und die Wunden zu verbinden, doch jetzt ist keine Zeit dazu; jetzt muß ums Leben geritten werden. Rechts und links führen sie die Zügel des Pferdes und halten sie den Körper des Verwundeten im Gleichgewicht.

*

Wie lange hat der Ritt schon gedauert? Wer kann jetzt Minuten oder Stunden zählen? Der Feind ist zurückgeblieben; er sammelt sich wohl, um die Verfolgung mit planmäßigem, vernichtendem Nachdruck fortzusetzen.

Mit Taschentüchern und Wäschefetzen verbinden die Unteroffiziere Schills Wunden, so gut sie es können.

Schill erwacht; seine dunklen Augen heben sich schroff ab von der wächsernen Blässe des Gesichts.

„Was ist mit der Armee – mit den Kameraden?"

Unteroffizier Poppe senkt den Blick.

„Wir müssen weiter, Herr Leutnant", flüstert er beruhigend.

Schill ballt die Hände; seine Zähne knirschen.

„Diese Schmach! Die preußische Armee geschlagen – in alle Winde zersprengt! Das ist –, das ist – –!" Er stöhnt auf und preßt die Hände an die Schläfen.

Geduldig hält der Unteroffizier die Feldflasche bereit.

Schill starrt ihn an, als sähe er ihn erst jetzt.

„Poppe – und auch du, Thessen – –?! Wie kommt ihr hierher? Ach so! Ich danke euch, Kameraden. Laßt den Kopf nicht hängen; erst recht muß er jetzt oben behalten werden!"

Noch immer hält Unteroffizier Poppe die Feldflasche bereit. Da der Leutnant nicht nach ihr greift, beugt er sich zu ihm nieder, um sie ihm bequemer zugänglich zu machen. Er sieht, daß Schill von neuem das Bewußtsein verloren hat.

Sie heben ihn aufs Pferd und nehmen ihn wieder in die Mitte. Stumm reiten sie weiter im Strom der flüchtenden Armee. Niemand kümmert sich um sie; jeder hat mit sich selbst und der Rettung seines Lebens zu tun; alle sind von hetzendem Drang erfüllt, sich in Sicherheit zu bringen.

In Cölleda kreuzt Leutnant v. Tümpling von den Königin-Dragonern ihren Weg. Die Unteroffiziere melden sich.

„Wen habt Ihr da?" fragt der Offizier.

„Herrn Leutnant v. Schill, verwundet von mehreren Säbelhieben über den Kopf, Herr Leutnant!" meldet Unteroffizier Poppe.

„Schill – –? Schill ist davongekommen? Brav, Leute, daß Ihr Euch seiner angenommen habt. Wir bleiben beisammen!"

Er blickt dem verwundeten Kameraden ins bartstoppelüberzogene, blutleere und schmerzverzerrte Gesicht und ruft ihn an:

„Hallo, Schill! Hallo! Erkennst du mich?"

Mühsam öffnet Schill die Augen. Sie sind glanzlos; gleich sinken die Lider wieder.

Hart hat es Schill mitgenommen. Leutnant v. Tümpling wiegt sorgenvoll den Kopf. Wenn man wenigstens einen Wagen hätte; es ist eine Folter, halb bewußtlos mit zerhauenem Kopf reiten zu müssen. Aber treibt einer in diesem Wirrwarr und in der gebotenen Eile einen Wagen auf?

*

Weißensee ist erreicht. Leutnant v. Tümpling und die beiden Unteroffiziere suchen eine Unterkunft für den Verwundeten. Alle Häuser sind überbelegt von Verwundeten und Flüchtenden. Nur mit Mühe macht Unteroffizier Poppe einen Raum ausfindig.

Bewegungslos liegt der Verwundete auf dem Bett. Die Wangen sind eingefallen; die geschlossenen Augen liegen tief in den Höhlen; durch die dunklen Bartstoppeln leuchtet die wächserne Blässe. Blut ist durch den Verband gedrungen; Schnurrbart und Haar sind von ihm und Staub verkrustet.

„Hallo, Schill!" ruft Leutnant v. Tümpling.

Der Verwundete rührt sich nicht.

Tümpling rüttelt ihn.

„He, Kamerad, hörst du mich!?"

Jetzt auch Trilysin-Öl



Jeder Haarboden braucht Öl, und zwar mehr oder weniger, je nach der Trockenheit der Haare.

Aus den langjährigen Erfahrungen mit Trilysin haben wir auf Grund wissenschaftlicher Methoden das Trilysin-Öl, die biologische Haarmixtur, geschaffen. Trilysin-Öl ist besonders dünnflüssig und hat die für das Wachstum der Haare außerordentlich wichtige Tiefenwirkung. Trilysin-Öl schmiert nicht, sondern macht die Haare geschmeidig und seidenglänzend.
Trilysin, das biologische Haartonikum, und Trilysin-Öl, die biologische Haarmixtur, ergänzen sich im Kampf gegen den vorzeitigen Haarausfall mit allen seinen sozialen, ästhetischen und persönlichen Nachteilen. Darum Tag für Tag Trilysin und von Zeit zu Zeit regelmäßig Trilysin-Öl, die biologische Haarmixtur!

Trilysin-Öl
Die biologische Haarmixtur

ist überall zu haben!

. . . und die ganze Flasche 90 Pfennig!

Er kommt — Er geht —



und der gute Eindruck ist verwischt. 80% aller Männer verlieren schon im besten Mannesalter ihr volles natürliches Haar. Wenn Sie Ihr Haar behalten wollen, müssen Sie rechtzeitig für die geeignete Ernährung Ihres Haarbodens sorgen.

Trilysin, das biologische Haartonikum, enthält für die Erhaltung des Haares wichtige Bestandteile, nämlich: Cholesterin, den wichtigen Zellaufbaustoff — biologische Säuren, die eine Auflockerung der Kopfhaut verhindern — entzündungshemmenden Schwefel und pflanzliche Balsame, die das Haar geschmeidig und glänzend machen.

Trilysin ist tausendfach erprobt. Darum Tag für Tag Trilysin und von Zeit zu Zeit Trilysin-Öl, die biologische Haarmixtur!

Trilysin
Das biologische Haartonikum

und Trilysin-Öl sind überall zu haben!



Trilysin
Halbe Flasche....RM 1.94
ganze Flasche....RM 3.24
wohlfeile ½ Liter-Flasche ....RM 7.50
Trilysin-Öl ...90 Pfennig

Die Schuppen verschwinden, der Haarausfall hört auf, die Haare wachsen wieder.

B I T T E   A U S S C H N E I D E N !

Kein Rasieren ohne Eukutol 6-Creme.
Eukutol 6-Creme, vor und nach dem Rasieren angewandt, verhindert spröde Haut und löst das Gefühl der Spannung, die Haut bleibt weich und geschmeidig. Unentbehrlich ist Eukutol 6-Creme besonders im Herbst und Winter. Überzeugen Sie sich durch eine Probedose, die Sie nach Einsendung dieses Gutscheins kostenlos erhalten. Als Drucksache einsenden an die Chem. Fabrik Promonta G.m.b.H., Hamburg 26. Porto 4 Pf.

Name: ______________

J.B. 11

Adresse: ______________

Wieder gibt Schill kein Lebenszeichen von sich.

Unteroffizier Poppe bemüht sich, ihm Wein einzuflößen. Die Lippen bleiben zusammengepreßt.

Erschreckt starrt v. Tümpling dem Unteroffizier ins Gesicht. Rasch beugt er sich nieder, schlägt den offenen Waffenrock zur Seite und lauscht auf den Herzschlag. Seine Augen sind geweitet, und sein Blick ist von Entsetzen erfüllt, als er den Kopf hebt.

„Ich glaube, Poppe, unsere Mühe war vergebens!" flüstert er erschüttert.

„Es kann nicht sein, Herr Leutnant!" stöhnt Poppe. „Der Blutverlust —, die Erschöpfung — —."

Eilige Schritte nähern sich; leise wird die Tür geöffnet. Unteroffizier Thessen tritt ein; sein Gesicht ist hoffnungsvoll aufgeschlossen.

„Herr Leutnant! Zwei Stunden lang habe ich nach einem Arzt gesucht — es war keiner zu finden. Schon glaubte ich, meine Bemühungen als zwecklos aufgeben zu müssen, da sah ich vor dem Bürgermeisteramt den Stabsarzt Fremming von den Königin-Dragonern in einen Wagen steigen. Ich bat ihn dringend um Hilfe. Er antwortete mir, daß er sofort weiterreisen müsse; als ich ihm aber sagte, daß es sich um Herrn Leutnant v. Schill handle, folgte er mir gleich. Er ist draußen in der Küche und wäscht sich die Hände, kommt aber sofort — —, da ist er schon!"

„Gott sei Dank!" flüstert v. Tümpling erleichtert und geht dem Arzt leise entgegen. Er reicht ihm die Hand. „Ich danke dem gütigen Geschick, das Sie zu uns führt, Fremming. Schill hat's bös erwischt; er hat mehrere Säbelhiebe über den Kopf bekommen. Wie sind Sie aus der Schlacht herausgekommen?"

„Es war schwer genug zu entkommen, Herr v. Tümpling. Ich war beim Regimentsstab, bin jedoch abgesprengt worden, da ich unterwegs Hilfe leistete, wo ich konnte. Doch schauen wir nach Schill!"

Er hebt ein Augenlid des Verwundeten, hält ihm einen Spiegel vor den Mund und lauscht auf den Herzschlag. Erleichtert blickt er auf.

„Er lebt, ist aber völlig erschöpft und hat das Wundfieber. Helfen Sie mir, bitte, den Verband abzunehmen!"

Der Verwundete bäumt sich vor Schmerzen, als der Arzt die blut- und staubverkrusteten Taschentücher und Wäschefetzen abnimmt; betroffen und bestürzt prüft der Arzt die tiefen, nun wieder blutenden Wunden.

„Er muß einen Schädel wie von Eisen haben, daß er diese Hiebe überstanden hat", flüstert er v. Tümpling zu. „Zum Glück sind von der Schädeldecke nur Knochen abgesplittert; sonst ist sie heil geblieben."

Er schneidet die Haare ab, wäscht die Wunden aus und verbindet kunstgerecht den Kopf.

„Kommt er durch? Ist Hoffnung?" fragt v. Tümpling leise, obgleich Schill so stumm und bleich daliegt, daß anzunehmen ist, daß er auch lautes Sprechen nicht verstehen würde.

„Hoffnung ist immer, solange noch Leben vorhanden ist. Nachdem er diese Hiebe ausgehalten hat, die manchem andern den Schädel gespalten hätten, und nachdem seine Natur sich auch bis jetzt von dem mörderischen Transport zu Pferd nicht hat unterkriegen lassen, hoffe ich bestimmt, daß er durchkommt. Selbstverständlich wäre es das beste, wenn er schnellstens in gute Pflege käme."

„Ein preußischer Offizier ergibt sich nicht!" ertönt scharf und klar Schills Stimme.

Betroffen eilen der Arzt und der Leutnant an das Krankenlager.

Die Hände des Verwundeten umkrallen die Decke; dann schlägt er unter Stöhnen um sich; seine Gesichtsmuskeln zucken.

„Er phantasiert im Wundfieber", flüstert Fremming. „Da haben Sie ein beruhigendes Pulver; geben Sie ihm von Zeit zu Zeit davon. Ich muß fort; zu viele warten auf meine Hilfe. So schwer es sein wird: auch Sie werden weiter reiten müssen, wenn Sie den Franzosen nicht in die Hände fallen wollen. Leben Sie wohl, und grüßen Sie Schill, wenn er bei Bewußtsein ist."

„Leben Sie wohl, Fremming — und Dank!"

2.

Unteroffizier Poppe erscheint mit einem schwerfälligen Bauernwagen. Zu dreien betten sie den Verwundeten, so gut es geht, auf eine Decke über Stroh und Heu. Poppe bleibt im Wagen. Der Bauer fährt; rechts und links begleiten Leutnant v. Tümpling und Unteroffizier Thessen das Gefährt.

Der federlose Wagen holpert über die unebene Landstraße; oft stöhnt der Verwundete qualvoll auf. Er wälzt sich und phantasiert im Fieber; er kommandiert und ruft und flucht und ächzt. Sie müssen vorsichtig und langsam fahren und kommen daher nicht recht vorwärts.

„Es geht nicht anders, wir müssen Schill wieder aufs Pferd nehmen", sagt Leutnant v. Tümpling. „Bei diesem langsamen Vorwärtskommen holen uns die Franzosen ein, und ich glaube auch, daß der Transport zu Pferd ihn nicht so durcheinanderschüttelt und -rüttelt wie die Fahrt mit diesem schwerfälligen Fahrzeug auf der schlechten Straße."

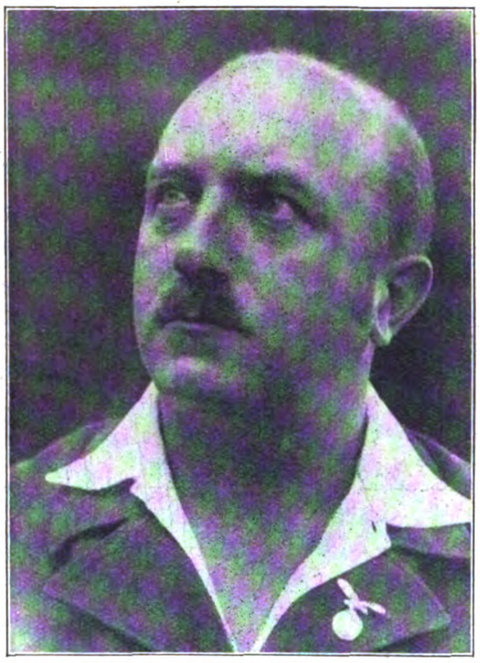
Er lohnt den Bauern ab, und wieder nehmen sie den Verwundeten in die Mitte.

Sie lösen sich von der Hauptstraße der Flüchtenden und schlagen den Weg nach Nordhausen ein. Erschöpft langen sie dort an. Trotz Hunger und Müdigkeit gilt ihre erste Sorge dem Verwundeten; sie suchen einen Arzt und sind hocherfreut, daß er Schill in sein Haus nehmen und pflegen will.

„Was sollen wir nun tun, Herr Leutnant, nachdem Herr Leutnant v. Schill in Sicherheit und guter Obhut ist?" fragt Unteroffizier Poppe.

„Wir tun unsere Pflicht", antwortet Leutnant v. Tümpling. „Sie, Poppe, bleiben bei Leutnant v. Schill. Thessen und ich werden so schnell wie möglich zur Kampftruppe stoßen."

Als sie sich zur Verabschiedung über Schill beugen,



Sepp Summer,
der deutsche Freiheitssänger, dessen Lieder von Hunderttausenden Braunhemden gesungen werden

öffnet er die Augen; für kurze Zeit hat er das Bewußtsein zurückgewonnen.

„Wie steht der Kampf? Wo bin ich? Wie kommst du hierher, Tümpling?"

„Du bist verwundet, Schill. Nicht schlimm, wirst schon wieder auf die Beine kommen; mach dir keine Sorgen. Der Kampf geht weiter. Gute Besserung — und auf Wiedersehen!"

— — und ich — ?!" Schill blickt ihn verwundert an. „Du glaubst doch nicht, daß ich hier liegen bleibe, indes gekämpft wird?! Eben hast du selbst doch erst gesagt, daß die Sache nicht schlimm ist. Warte, selbstverständlich komme ich mit."

„Du mußt dich erst erholen, Schill!"

„Ach was, ich — und im Bett liegen, wenn die Kameraden kämpfen, das wäre ja — — ! Ah — da sind ja auch Poppe und Thessen! Habet Dank für eure Hilfe! Wo sind denn meine Sachen? Los, helft mir beim Anziehen!"

Er versucht, sich aufzurichten, sinkt jedoch unter qualvollem Stöhnen in die Kissen zurück; sein Gesicht ist schmerzverzerrt; die Augen schließen sich.

„Er hat wieder das Bewußtsein verloren", flüstert der Arzt.

„Leb wohl, Schill!" flüstert v. Tümpling und streicht über die Rechte des Verwundeten. Leise verläßt er das Zimmer. Unteroffizier Thessen erweist die Ehrenbezeigung genau so schneidig, wie er sie ausführen würde, wenn Schill bei Bewußtsein wäre; dann folgt er dem Offizier ins ungewisse Kriegsschicksal.

Unteroffizier Poppe trägt Wasser herbei und bemüht sich um den Verwundeten.

3.

In den Adern des verwundeten Offiziers pulst das Blut eines alten, in Kämpfen gehärteten Offiziersgeschlechtes; seit vierzehn Jahren bereits hat der Dreißigjährige selbst im Dienst des Vaterlandes den Körper zum Willen zur Leistung geschult und gestählt. Unter der sorgsamen Pflege des Arztes, seiner Familie und Poppes überwindet er in wenigen Tagen der Ruhe das Wundfieber.

In Stunden des Zustands zwischen Wachen und Besinnungslosigkeit kehrt die Erinnerung wieder. Noch einmal erlebt er die Schlacht bei Auerstädt, die zuversichtliche Stimmung des Kampfbeginns, die Straffung des Willens zum Sieg, die Bestürzung angesichts der Niederlage und die verzweifelte Anspannung aller Kräfte zur Erfüllung der Pflicht bis zum äußersten. Tief drückt ihn das Bewußtsein nieder, daß die für unbesiegbar gehaltene Armee Friedrichs des Großen versagt hat, und aus gleicher Tiefe verstärkt sich der bewußte Wille, so rasch wie möglich gesund zu werden und zur Armee zu stoßen; denn mag auch diese Schlacht verloren gegangen sein — der Krieg muß gewonnen werden! Die Scharte muß ausgewetzt werden, und er will und muß und wird seinen Anteil an der Wettmachung der Niederlage haben.

Die glühende Hingabe an die Größe des Vaterlandes und der entschlossene Wille, die Folgen der Verwundung schnellstens zu überwinden, wirken auf den Körper fördernder ein als jede Behandlung und Medizin es vermöchten. Schill zwingt sich zur aufrechten Haltung und gewinnt nach Übungen, bei denen er sich auf Poppe und Stühle stützt, die Sicherheit im Gehen wieder. Lächelnd wehrt er die Verwunderung des Arztes über den raschen und erstaunlichen Erfolg einer außergewöhnlichen Willenskraft ab.

„Sagten Sie mir nicht selbst, Herr Doktor, daß die Franzosen im Anzug sind? Glauben Sie, ich wollte ihnen in die Hände fallen und aus der Ferne zusehen, wie die Kameraden kämpfen und bluten? Nein, mein Freund! Das Vaterland braucht jeden Mann, und ich will dabei sein, wenn die Entscheidung ausgetragen wird, nicht nur, weil es meine Pflicht als Offizier ist, zu kämpfen, sondern auch, weil meine Natur mich mit tausend Sehnsüchten und Befehlen in die Reihe der Kämpfer ruft!"

„Sie denken schon an Aufbruch, Herr Leutnant?"

„Selbstverständlich, mein lieber Doktor!"

„Aber Sie sind doch viel zu schwach und den Anstrengungen der Reise noch nicht gewachsen, Herr von Schill!"

„Die Schwäche muß und wird sich überwinden lassen."

„Mein Gott, Mann, Sie brechen unterwegs ja zusammen!" antwortet der Arzt bekümmert.

„Keine Sorge, mein Freund!" wehrt Schill heiter ab. „Wo ein Wille ist, ist ein Weg, und weil ich muß und will, werde ich durchkommen. Für den äußersten Fall ist ja der tüchtige und zuverlässige Poppe bei mir."

*

Noch ist Schill nicht lange unterwegs, da muß er sich eingestehen, daß er seine Kräfte überschätzt hat. Die Kopfwunden schmerzen; die Erschöpfung will die Herrschaft über ihn wieder an sich reißen. Er kämpft mit dem Gefühl peinigender Schwäche und gerät allmählich in einen Zustand halber Bewußtlosigkeit. Als Junge bereits ist er zu Pferd spielend über Zäune und Hecken gesetzt; er behauptet sich auch jetzt im Sattel, oft aber ist er so trunken vor Schmerzen und Schwäche, daß er nicht weiß, wie er in ein Dorf oder eine Landschaft geraten ist.

Poppe läßt ihn nicht aus den Augen; er sorgt dafür, daß er nicht vom Pferd fällt, wenn das Bewußtsein ihn verläßt, und schafft stärkende Nahrung und Getränke herbei, wenn die Erschöpfung ihn vollends übermannt.

Die Gastwirte und Bauern, bei denen sie um Unterkunft für die Nacht oder einige Stunden anklopfen, blicken dem trotz aller erkennbaren Selbstzucht oft vor Schwäche taumelnden Offizier, so viel Willenskraft bewundernd, ins edel geschnittene, totenblasse und vom Verband halb bedeckte Antlitz und tun, was ihnen möglich ist. Der tagelange Ritt erscheint Schill wie ein Traum, wie ein Geschehen, abseits von Leben und Wirklichkeit.

Manchmal schrickt er aus dem halben Wachen und Dämmern auf, wenn er von Versprengten angeredet wird; dann ist stets seine erste Frage:

„Was ist mit der Armee? Wo sammelt sie sich? Ist noch nichts über den Gegenstoß, der doch kommen muß, bekannt? Wo steht der Korse?"

Keiner kann Aufschluß geben; alle haben entweder gar nichts oder nur Gerüchte gehört; doch eines sagen sie alle: „Die Armee ist geschlagen und scheint sich aufgelöst zu haben; was nicht geblieben oder dem Feind in die Hände gefallen ist, flieht. Ein Sammelpunkt ist nicht weiter gesagt worden. Man reitet am besten nach Magdeburg, nach der nächsten Festung."

Viele der Offiziere sind niedergeschlagen und mutlos; er begegnet aber auch Kameraden, die vor Leidenschaft brennen, wieder zum Kampf zu kommen, und hoffen,

daß das nächste Treffen ein anderes Ende nehmen wird als das erste.

Den Mutlosen spricht Schill Hoffnung und Vertrauen zu, die Verzweifelten ruft er zur Besinnung, und den Grimmigen schüttelt er kräftig die Hand.

„Auf den Tag!" verabschiedet er sich stets von den leidenschaftlich kämpferisch eingestellten Kameraden, denn ihre Worte sind ihm aus dem Herzen gesprochen, ihr Geist ist sein Geist, und ihr Kampfwille, ihr Mut und ihre Hingabe sind Züge seiner eigenen Natur, die, vereint zur glühenden Entschlossenheit, nur e i n Ziel kennen: Die Ehre und Größe des Vaterlandes!

Vor Magdeburg stauen sich die geretteten Geschütze, Wagen, Pferde, Reiter und Fußtruppen; je näher sie der Festung kommen, desto mehr verstärkt sich die Verwirrung. Ohne Zucht, ohne Ordnung und ohne Rücksicht auf den anderen sucht jeder so rasch wie möglich in die Festung zu gelangen. Vergeblich bemühen sich besonnene Offiziere, Ordnung zu schaffen und zu halten; sie kommen gegen den gewaltigen Druck der disziplinlosen Masse nicht auf.

Oft fährt Schill dazwischen mit schneidigen Kommandos und Donnerwettern, wenn das Durcheinander in seiner Umgebung gar zu stark wird. Dann schauen die Mannschaften betroffen in das totenbleiche Antlitz des Offiziers und senken vor den Blicken aus seinen zornerfüllten Augen beschämt die Lider. Diese Erregungen und Anstrengungen schwächen Schill in seiner Erschöpfung noch mehr, so daß er gegen das Verlieren des Bewußtseins ankämpfen und die Führung Poppe überlassen muß.

Seine Augen sind geschlossen, sein Kopf dröhnt vor Schmerzen, seine Hände und sein Körper zittern, als Poppe aus der Reihe regellos Drängender in eine Seitengasse biegt und sich nach Hilfe umblickt. Im Dämmern zwischen Wachen und Bewußtlosigkeit sinkt Schills Kopf nach vorn.

„Der Herr Leutnant ist sehr erschöpft; es ist Menschenpflicht, daß ich Ihnen meine Hilfe anbiete. Kann ich etwas für Sie tun?" fragt, vom Bürgersteig herunter nähertretend, ein weißhaariger Greis, dessen teilnehmend und gütig leuchtende Augen edles Wesen offenbaren.

Schill blickt müde und verständnislos auf; gleich fällt sein Kopf wieder auf die Brust. Unteroffizier Poppe dankt.

„Berr ist mein Name; ich bin Sprachlehrer", sagt der Greis. „Kommen Sie, meine Herren, Sie müssen Ruhe haben. Gestatten Sie mir, daß ich mich um Sie kümmere, bis Sie sich erholt haben."

Poppe drückte ihm dankbar die Hand.

So väterlich gütig der Greis ist, so mütterlich besorgt ist seine Gattin. Den eigenen Sohn könnte sie nicht mit mehr Herzlichkeit und Aufopferung pflegen. Schill dankt dem gütigen Geschick, das über ihm waltet, daß es ihn zu diesen guten Leuten geführt hat.

„Sie bleiben doch bei uns, Herr Leutnant, eine Weile wenigstens?" fragt Herr Berr am folgenden Tag.

Schill lächelt und zuckt die Achseln.

„Gern bliebe ich, doch Sie wissen ja: ich bin Soldat, gehöre also nicht mir selbst. Wenn ich in Magdeburg zu bleiben habe, kann ich mir selbstverständlich nichts Schöneres denken, als bei Ihnen zu wohnen. Doch was wird werden?"

„Sie müssen sich doch erst unter allen Umständen einmal erholen und zu Kräften kommen, Herr Leutnant!"

„Wir werden sehen, Herr Berr. Zwei Möglichkeiten gibt es: Wird Magdeburg, was ich für selbstverständlich halte, zur Verteidigung hergerichtet und behauptet, dann melde ich mich beim Kommandanten und kämpfe mit; wird jedoch die Festung übergeben, dann muß ich weiterreiten, dahin, wo der Kampf fortgesetzt wird. Wollen Sie mir einen Gefallen tun, Herr Berr?"

„Selbstverständlich gern."

„Dann trachten Sie in der Stadt zu erfahren, ob die Festung verteidigt, oder was geschehen wird."

„Ich breche sofort auf und hoffe, daß ich Ihnen gute Kunde bringen kann, Herr Leutnant."

„Ich danke Ihnen, Herr Berr!"

*

Entgeistert starrt Schill den Sprachlehrer an, als dieser sorgenvoll und bedrückt berichtet, daß von der Übergabe der Festung in der Stadt bereits als von etwas unabwendbar Feststehendem gesprochen wird. Schills Wangen färben sich; seine Augen bekommen Feuer, und er ballt die Hände.

„Stimmt das auch wirklich, Mann?! Bedenken Sie doch, was das heißt: Magdeburg, eine der stärksten preußischen Festungen, vorzüglich armiert, mit Vorräten bestens versehen und mit Truppen bis zum Bersten besetzt, soll übergeben, soll den Feinden ohne Schwertstreich überliefert werden? Das wäre ja ungeheuerlich!"

„Es ist so, Herr Leutnant; es werden ja bereits Bekanntmachungen angeschlagen, die die Bevölkerung auf den Einzug der Franzosen vorbereiten sollen", bestätigt Unteroffizier Poppe.

Wäre die Dame des Hauses nicht im Zimmer, Schill könnte nicht anders, als seinem gepreßten Herzen und flammenden Zorn in heftigen Worten Luft zu verschaffen. So ballt er die Hände zu Fäusten und preßt sie vor die Augen. Magdeburg, die Hoffnung der Kämpfer, in der gegebenen Lage der Schlüssel zu Preußen, soll kampflos preisgegeben werden?! Schier ist es nicht zu glauben. Hat der Kleinmut denn alle Herzen unterjocht? Ist es denn möglich, daß die Kommandierenden nach der verlorenen Schlacht so völlig die Besinnung verloren haben, daß sie Hals über Kopf alles aufgeben — kampflos — kampflos — — —!! Das ist nicht zu fassen!

Schill wendet sich ab und beißt sich in die Lippen; sein Herz ist erfüllt von brennendem Schmerz, bebendem Ingrimm und fressender Wut. Nein, er wird nicht bleiben; er wird sich nicht gefangengeben! Er wird Magdeburg verlassen und sich dahin begeben, wo gekämpft wird. Irgendwo wird doch Widerstand geleistet werden? Es werden, es müssen sich doch noch Männer mit Herz und Nacken finden? Alle können ihr Heil doch nicht im Niederlegen der Wehr und in der feigen Überantwortung in die Gnade des Korsen erblicken?! Es gibt doch noch Männer in Preußen?! Herr des Himmels, es muß doch noch Männer in Preußen geben!!

„Wir reiten, Poppe!"

Der Unteroffizier erweist die Ehrenbezeigung.

„Zu Befehl, Herr Leutnant! Die Pferde haben sich erholt und sind in guter Verfassung!"

„Ich danke dir, Kamerad; ich werde dir deine Tapferkeit und Treue nicht vergessen!"

4.

Gott sei Dank! Es gibt doch noch Männer in Preußen! Voll Genugtuung sieht Schill die Mengen der Flüchtenden, die, um der Gefangenschaft nach der Übergabe Magdeburgs zu entgehen, die Festung verlassen und sich nordwärts und nordostwärts wenden. Sein eigener Ritt nach Stettin und — da auch dort von Übergabe gesprochen wird — nach Kolberg ist ein Ringen mit der Schwäche des Körpers, das er unter Aufbietung aller Kräfte besteht. Die Erbitterung über das kraftlose Versagen der militärischen Führung hilft ihm, die letzten Kräfte zu entfalten und seinen Entschluß zur stählernen Entschlossenheit zu härten, koste es, was es wolle, seine Pflicht zu tun, unter rücksichtslosem Einsatz der Person.

Wie ein Schatten reitet Unteroffizier Poppe neben ihm. Er sorgt für Unterkunft und Nahrung für Mann und Pferd, zieht Erkundigungen ein, stellt die Wohnungen von Ärzten fest und führt das Pferd, wenn er sieht, daß sein Leutnant vor Erschöpfung nicht mehr dazu in der Lage ist.

„Du bist mein guter Geist Poppe", sagt Schill oft. „Ohne dich wäre ich längst in irgendeinem Wald oder Gott weiß wo zusammengebrochen."

Dann klärt das kluge und verwegene Gesicht des Unteroffiziers sich zu heller Freude auf.

„Das ist doch meine Pflicht Herr Leutnant. Ich freue mich sehr darüber, daß gerade ich das Glück hatte, mich dem Herrn Leutnant anschließen zu dürfen!"

Vor Kolberg drohen Schills Kräfte wieder zu versagen. Den ganzen Tag über hat es geschneit; es ist bitterkalt; der Wind pfeift über das flache Land; sie haben noch nichts Warmes genossen.

Schills Gesicht ist graublaß; die Augen liegen tief in den Höhlen. Beine und Arme sind starr vor Kälte; die Wunden schmerzen. Häufig sinkt sein Oberkörper nach vorn.

Unteroffizier Poppe beobachtet ihn besorgt.

„Herr Leutnant! Wir müssen doch schon in der Nähe des Gutes Haselei Seiner Exzellenz des Herrn Generals v. Rüchel sein?"

Schill nickt schwerfällig.

„Stimmt; ich war oft dort. Das hätten die Königin-Dragoner sich vor einem Jahr auch nicht träumen lassen, als sie von Naugard, Stargard und Pasewalk auszogen, daß der Krieg sich so entwickeln würde. Wieviele von den Kameraden werden überhaupt noch leben? Hol's der Teufel, das war nicht notwendig, das hätte nicht kommen dürfen, daß die Franzosen Preußen wie mit Holzschwertern erobern!"

Unteroffizier Poppe blickt scheu nach seinem Leutnant. Wenn der Herr Leutnant auf die Niederlage zu sprechen kommt, schimpft und flucht und poltert er nach alter Soldatenart, daß einem schwachbrüstigen Zivilisten das Grausen ankommen könnte. Sicherlich ist das laute Grollen eine seelische Entlastung für den Herrn Leutnant, doch er erregt sich dabei leider oft so sehr, daß sich das Wundfieber wieder einstellt.

„Dort taucht das Herrenhaus von Haselei auf, Herr Leutnant!" meldet er, erfreut, ablenken zu können.

„Gott sei Dank!" antwortet Schill, wieder ganz benommen vor Schwäche und Erschöpfung. Dennoch gibt er dem Pferd die Sporen.

Erst vor dem Herrenhaus pariert er das Pferd. Ehe er sich abschwingt, preßt er die Hand vor die zuckenden Augenlider. Poppe will helfen; er weist ihn jedoch zurück. Seine Beine sind so steif und durchkältet, daß er kaum stehen kann.

Der Hausmeister kommt herbeigeeilt.

„Herr Leutnant v. Schill?! Diese Überraschung!"

Schill blickt ihn an.

„Ah, Wurdzack! Ich bin müde zum Umfallen; wir müssen Sie um Gastfreundschaft bitten!"

„Herr Leutnant ist verwundet?"

„Sie sehen es; bei Auerstädt."

„Es kommen viele Versprengte von dort hier durch, Herr Leutnant!"

„Erfreulich, daß der Wille zum Kämpfen in vielen doch noch vorhanden ist. Wer von den Herrschaften ist denn anwesend?"

„Exzellenz ist bei Auerstädt ebenfalls schwer verwundet worden und befindet sich auf dem Weg nach Ostpreußen. Anwesend sind nur die Schwester und die beiden Töchter von Exzellenz, die Damen Albertine und Elise v. Rüchel."

Auf der Treppe erscheinen in Begleitung der Tante die beiden jungen Damen, schlanke, liebreizende Geschöpfe von fünfzehn und siebzehn Jahren. Das volle Haar tragen sie der Sitte entsprechend in kurzen Locken. Unwillkürlich bleibt Schills Blick an den schönen großen braunen Augen von Elise, der jüngeren der Schwestern hängen, die kindlich neugierig, erstaunt und bewundernd auf ihn gerichtet sind.

Er begrüßt die Damen und bittet um Unterkunft.

„Sie sind uns von Herzen willkommen, Herr v. Schill!" antwortet die Schwester des Generals. „Wollte Gott, es wäre uns möglich, recht vielen Kämpfern Gastfreundschaft zu erweisen. Treten Sie bitte ein. Machen Sie es sich bequem; warme Speisen und Getränke werden sofort gebracht werden. So gern ich von Ihnen Tatsachen über die Schlacht bei Auerstädt, die Armee und Ihre eigenen Erlebnisse erfahren würde, dürfen Sie jetzt doch nicht sprechen; ich sehe, Sie sind müde. Erst müssen Sie schlafen. Wurdzack soll Ihnen auch frische Verbandstoffe bringen!"

Schill dankt herzlich. Hier kann er sich geborgen fühlen. Endlich ist er in seiner zweiten Heimat angelangt, in Pommern. In vierzehn, durch die Feldzüge am Rhein unterbrochenen Garnisonjahren hat er die Provinz und ihre Einwohner kennen gelernt.

(Fortsetzung folgt)


Regen perlt ab

Prof. Dr. H. Krieg, München:

EIN INDIANER DENKT

Am Rande des graugrünen Buschwaldes hockt ein glänzend brauner Fleck. Es ist ein Guaná-Indianer. Er heißt Ichmagkeinfett.

Ichmagkeinfett ist eifrig damit beschäftigt, zu denken. Denken ist schwere, schwere Arbeit für arme Buschindianer. Aber denken, ach, denken ist zuweilen nötig. War es früher auch nötig? Wer weiß das! Jedenfalls ist es heutzutage nötig. Denn seit man die kleine Schmalspurbahn gebaut hat, vom Paraguayfluß ganz einfach in den Chaco hinein, seither weiß man oft nicht mehr so ohne weiteres, was man tun soll.

Indianer sind nicht dumm und nicht gescheit. Sie sind schlau. Aber was nützt alle Schlauheit, wenn da plötzlich etwas ist in der Welt, was vorher nicht da war? Wenn da plötzlich eine Eisenbahn ist?

Die Schienen und die Bahn, das ist eigentlich das Wenigste. Die Schienen gehen gerade durch den Wald und die Sawannen führen auf Dämmen durch die Sümpfe. Man gewöhnt sich daran wie die Pampastrauße und die Mähnenwölfe und die Füchse und Wildkatzen sich daran gewöhnen. Und die pfeifenden, rasselnden kleinen Züge, die zweimal in der Woche hier vorbeikommen, die sind auch nicht schlimm. Aber da steckt noch irgend etwas dahinter, was man nicht benennen kann, eine vage, süße Lockung und zugleich etwas namenlos Entsetzliches, wie Lebensgefahr oder Waldbrand oder Geisterbosheit.

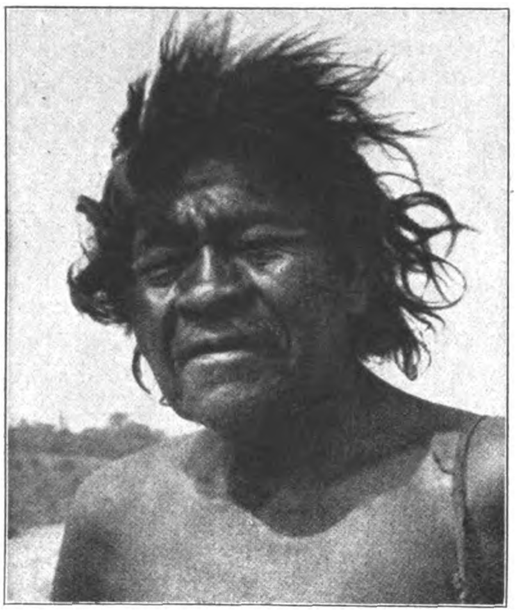
Weiße und halbweiße Christianos sind ins Land gekommen. Sie hauen Bäume um und zermahlen vorne am Fluß in großen, rauchenden Häusern das Holz und machen einen Brei aus der Kraft des Holzes und schicken ihn fort in Säcken, den Fluß hinunter.*) Aber auch das ist wieder nicht das Wesentliche, nein, sondern das Wesentliche ist eben, daß die Cristianos da sind und so tun, als seien sie immer da gewesen. Aber früher gab es hier nur Zanapaná und Angaité und Guaná, die nach Norden mit den Tschamakoko und nach Westen und Süden manchmal auch mit den Lengua und Toba Krieg führten. Auch untereinander hatten sie manchmal Mißhelligkeiten wegen der Wasserstellen und Jagdgründe. Aber das war alles einfach und klar, und es war gar nichts Unverständliches dabei.

Die Christianos haben Messer und Gewehre und Revolver. Sie haben komplizerte Kleider aus dünnen Geweben. Sie haben viel Tabak, Rinder, Pferde, Ziegen, und ihre Hunde sind größer als die Indianerhunde. Manche Christianos sind große Herren, die schreien, und die anderen arbeiten dann für sie. Arbeiten .., das ist auch so etwas Neues. Sie sammeln nicht Algarroboschoten und Chañarfrüchte, suchen nicht Straußeneier und Gürteltiere; sie jagen wohl manchmal Hirsche und Wildschweine, aber nicht, um ihr Fleisch zu essen und ihre Häute als Lendenschürzen und Matten zu benutzen. Sie singen nicht, wie die Indianer singen. Sie trinken nicht mit Kürbisschalen Algarrobobier und Chañarbier aus hohlen Bäumen, sondern Zuckerrohrschnaps in Flaschen. Einmal sind sie lustig und geben den armen Indianern Schnaps und alte Kleider. Dann wieder sind sie böse, und man weiß nicht weshalb.

Ichmagkeinfett ist hungirg und vom Denken müde. Heute oder morgen muß der Zug vorbeikommen. Dann will er hinübergehen zum Stationsrancho und warten. Manchmal gibt ihm jemand Schnaps für Felle oder Bogen und Pfeile oder schenkt ihm einen alten Hut oder eine alte Hose. Manchmal lachen sie ihn nur aus oder fluchen ihn an, aber es zieht ihn hierher von Zeit zu Zeit, hierher, wo diese reichen glücklichen Christianos sind, die so viele schöne Dinge haben, die ein armer Indianer nicht hat. Wenn man sie töten könnte und alles wegnehmen! Aber sein Vater hat das tun wollen, der Große Papagei, und da haben sie ihn totgeschossen samt seinem Bruder und dem Bruder seiner Mutter.

Ichmagkeinfett ist nicht schlauer, noch tüchtiger oder schöner als andere Guaná. Aber er ist einer, dem keine fehlt von den Eigenschaften eines schlechten und rechten Indios: er findet den verschossenen Pfeil im Gebüsch, sieht die Schlange im Loch, hört das feinste Rascheln des schlüpfenden Spießhirsches. Nie verliert er die Richtung im Wald und das Feuer wittert er weithin. Und wenn es gilt, eine Botschaft zu bringen zu einer anderen der wandernden Sippen, dann schickt man ihn. Denn wenn es not tut, rennt er stundenlang durch Busch und Prärie und stachligen Caraguatal und findet sicher die Spuren seiner Freunde. Und wenn die Samen des Algarrobo reif sind und man Bier daraus macht, dann ist er ein guter, lauter und ausdauernder Vorsänger beim Saufgelage der Männer. „Ho ho ho" singt er dann, daß es weithin dröhnt, und schwingt den Rasselkürbis im Takt seines wippenden Tanzes.

Und heute hockte er hier am Waldrand, zum drittenmal schon seit der letzte Regen fiel und wartet, wartet auf den Zug. Neben sich hat er drei graue, kleinfleckige Buschkatzenfelle ausgebreitet und das schöne kettenfleckige Fell eines Ozelotkaters. Er hat sie neben sich hingelegt und hübsch glattgestrichen, daß die Cristianos an der Bahnlinie nicht wieder die Nase rümpfen über die schäbigen Felle und sie ihm wegnehmen ohne Entgelt. So ungefähr zehn Schritt hinter ihm, gut versteckt in einem langstacheligen Vinalbusch, liegt sein einfacher Holzbogen mit der Sehne aus gedrehter, roher Hirschhaut und daneben ein Bündel Jagdpfeile aus Rohr mit langen Hartholzspitzen. Vielleicht gibt ihm heute einer ein Messer für die Felle oder eine halbe Flasche Schnaps. Ach, wie herrlich ist es, ein Messer zu haben, und wie unbeschreiblich schön ist das Glück des Zuckerrohrschnapses!



Guaná-Indianer aus dem nördlichen Chaco

Ein Pfiff tönte weit im Westen. Das war der Zug. Es klang ganz anders als der Lockpfiff der schwarzen Urubitinga-Bussarde am Sumpfrand, eher wie der ferne Ruf des Mähnenwolfes, der eine Wölfin sucht und den die Sehnsucht treibt, zu rufen: Uaah.... uaah....

Der Indianer wurde unruhig. Er fuhr noch einmal mit der Hand über die glänzenden Katzenfelle, ehe er sie zusammenrollte und aufstand. Dann ging er mit seinen leichten, lockeren Schritten hinüber, wo die kleine Blockhütte stand, an welcher der Zug zu halten pflegte. Amadeo, der Mischling, der Wildschweinjäger, wohnte dort und tat den kümmerlichen Dienst des Streckenwärters. Auch er hatte den fernen Pfiff gehört und schichtete jetzt eifrig die großen Holzscheiter neben dem Geleise auf. Dieses Holz bekam der Zug zu fressen. Ohne Holz konnte der Zug ja nicht fahren und nicht pfeifen. Amadeo hätte Zeit genug gehabt, die Scheiter in aller Ruhe schon gestern bereitzulegen. Aber er tut alles erst hastig im letzten Augenblick.

Ichmagkeinfett war ganz gut bekannt mit Amadeo. Aber er beneidete ihn und haßte ihn sogar ein wenig; beneidete ihn wie er alle Mischlinge beneidete, die sich als Weiße, als Christianos betrachteten, haßte ihn, weil er — ebenfalls wie alle Mischlinge — gegen die Indianer mit despotischer Anmaßung auftrat.

Aber der Haß hatte noch einen anderen Grund, der schwer zu erklären war. Amadeo war vor zwei Jahren allein hierhergekommen, als die Bahn gebaut wurde. Und weil Amadeo keine Frau hatte, wollte er vom „Weißen Haarschopf", dem Unterhäuptling der Guaná und Führer der Sippe, ein Mädchen einhandeln. Er hatte dem „Weißen Haarschopf" ein altes Maultier und ziemlich viel Schnaps dafür geboten, aber der Handel war damals nicht zustandegekommen. Amadeo hatte dann einmal eine Frau der Sippe mit Gewalt genommen. Es war ihm auch gelungen, sie ein paar Monate bei sich zu halten. Die Indianer waren damals sehr erbittert auf ihn gewesen, hatten es aber nicht gewagt, etwas gegen ihn zu tun. Die Sache hatte sich bald dadurch erledigt, daß die „Lockende Drossel" ihm ausgerissen war.

Es wäre damals schön gewesen, ihm einen Denkzettel zu geben, aber was wollte man machen gegen einen solch mächtigen Mann, der vielleicht die Milicos, die Soldaten, herbeiholte, indem er einfach in die Wand neben der Hüttentür hineinrief, einen Mann, der vielleicht ein guter Freund des großen Don José war, dem alle Häuser vorne am Fluß gehörten und alles Land und vielleicht die ganze Welt? Was, ihr Guten, wollte man machen?"

Amadeo war schlechter Laune. Er war immer schlechter Laune, wenn er arbeiten mußte.

„Komm' her", brüllte er den Indio an, „und hilf, statt dumm zu glotzen!" — Der Indianer half ihm stumm, das Holz zu schichten.

Dann kam plötzlich der Zug, fauchte, ratterte und stand. Laute Menschen wimmelten heraus, fünf, zehn, viele.

— Ichmagkeinfett war glücklich am Abend dieses Tages. Er hatte ein Wasserglas voll billigen jungen Zuckerrohrschnaps zu saufen bekommen von Amadeo, und ein Beamter des Tanninwerkes, der mit dem Zug von einer Holzschlagstelle aus dem Innern kam, hatte ihm seine Felle abgehandelt um einen königlichen Preis: eine Machete, ein Buschmesser, steckte jetzt in der Hüftbinde des zufriedenen Indianers. Was tat es, daß die Machete schartig war und keine Spitze mehr hatte? Sie war ja noch zu Vielem gut, und wer sie hatte, der gewann Ansehen unter seinesgleichen

Unter dem Busch, in dem sein Bogen und seine Pfeile steckten, schlief der Indianer eine Nacht und einen Tag und noch eine Nacht. Denn der Schnaps hatte ihn vergiftet und lahm gemacht. Dann weckte ihn der Hunger. Mit leisem Geschwindschritt ging er eilig durch den Wald und suchte seine Sippe. Eine kleine Schlange, die er unterwegs mit dem Bogen totschlug, aß er roh im Gehen. Er konnte es kaum erwarten, den Seinen dieses herrliche Buschmesser zu zeigen. Beneiden würden sie ihn, ha, und auch eins haben wollen.

— Ein Jahr ist um, ein kurzes, rasches Jahr. Draußen in der Welt ist Vieles geschrieen, geschrieben und gedruckt worden in diesem Jahr. Aber wenig ist wirklich geschehen. Fast nichts. Der Karren der Zeit ist ein wenig weitergelaufen in den Dreck hinein. Ein paar verdammt feine neue Maschinen hat man erfunden, ein paar hundert Rekorde aufgestellt.

Die kleine Eisenbahn läuft immer noch zweimal pro Woche in den Chaco hinein und zweimal zurück. An der kleinen Station tut immer noch Amadeo, der Mischling, seinen kümmerlichen Dienst.

Aber er ist nicht mehr allein. Er hat eine Indianerin bei sich in der Hütte, und es wird nicht mehr lange dauern, dann wird sie ein Kind von ihm haben. Er ist ein großer Herr geworden und hat Helfer genug zum Fällen der Bäume und zum Herrichten des Holzes für die Lokomotive. Denn am Waldrand drüben, wo Ichmagkeinfett damals saß und auf den Zug wartete und sein Hirn ihm fast platzte vor lauter Denken, an diesem Waldrand stehen seit Monaten schon die grasgedeckten Hütten seiner Sippe.

Reichtum ist eingezogen. Mindestens einmal in jeder Woche liegen die Männer besoffen im Busch. Sie alle haben Messer, und viele haben eine alte Hose oder wenigstens eine Unterhose. Der „Weiße Haarschopf" trägt sogar einen alten Uniformrock über der nackten Haut, und Amadeo hat ihm eine Winchesterbüchse und zehn Patronen versprochen als Gegenleistung für das Weib, das die Sippe ihm geschickt hat.

Nur die alten Frauen schimpfen. Natürlich, sie haben ja nicht Teil am Schnaps und auch nicht an den

*) Es handelt sich um die Herstellung von Tannin aus dem Holz des Quebracho colorado. Dieses Tannin wird in der ganzen Welt zum Gerben gebraucht. D. Verf.


GARGOYLE
Mobiloel
Arctic
gibt
Sicherheit
auf der ganzen Linie
Arctic, verkörpert durch den Eisbär, ist für zehntausende von Kraftfahrern, die Kraftfahrzeugindustrie und den Fachhandel seit Jahren der Inbegriff für das Winteroel in höchster Vollendung. Es ist frostsicher und hitzefest. Diese Doppelleistung gibt die größte Bequemlichkeit und Sicherheit: Starten eiskalter Motoren und vollkommener Schmierschutz auch bei überhitzter Maschine.
Wir schufen für Arctic eine ganz neuartige Packung – die 1 Liter Trichter-Kanne, nicht rücknehmbar. Sie kaufen in ihr die Menge, die Sie im Augenblick brauchen, in garantierter Echtheit und Reinheit. Das Oelnachfüllen geschieht rasch, bequem, sauber.
GARGOYLE
Mobiloel
Arctic
Winterschmierung ist doppelt wichtig. Lassen Sie sich von Ihrem Händler das Gargoyle Spezialitäten-Programm für den Fahrwinter erklären.
Neu! Die 1 Liter Trichter-Kanne
DEUTSCHE VACUUM OEL AKTIENGESELLSCHAFT

mancherlei Geschenken, welche die Cristianos den jungen Weibern bringen für ihre Bereitwilligkeit: Galletas (Hartbrot), Charqui (Trockenfleisch) und manchmal auch Geld. Die Holzfäller, die Bahnarbeiter und manchmal auch ganz richtige Weiße vom Flußufer kommen nicht selten hierher, um sich bei den Indios einen lustigen Tag zu machen. Und unter ihnen ist besonders einer, ein feister Mann mit hellen Haaren und roten Backen, der bringt viel Schnaps und bunte Tücher und gibt den Weibern auch Geld, damit sie sich von ihm ohne Hüftschurz photographieren lassen.

Aber trotz allem Glück ist da so Manches, was einen nicht froh werden läßt. Oder ist es vielleicht ein Spaß für die Männer, ihre Weiber und ihre Geliebten in den Armen dieser übelriechenden Fremdlinge zu sehen? Manchmal blicken sie finster und tuscheln miteinander und hecken Pläne aus gegen die Cristianos. Aber dann kommt wieder diese wilde Sehnsucht über sie nach Cañaschnaps und Vergessen. Dann will der ein Meyer, jener Tabak und ein dritter einen alten Hut und alle Bedenken werden beiseite geschoben.

Aber da ist noch etwas anderes: die Weiber sind krank geworden von den Weißen, und sie wiederum haben die Männer krank gemacht. Man nimmt es zwar nicht allzu ernst, nicht viel ernster als die Kleiderläuse, die mit den Weißen und ihren alten Fetzen gekommen sind und die den lieben altgewohnten indianischen Kopfläusen an Lästigkeit entschieden über sind.

Die Männer sind faul geworden und untüchtig zur Jagd. Sie basteln schundige Bogen und miserable Pfeile, um sie den Weißen zu verkaufen, die mit ihren Indianerwaffen renommieren wollen, wenn sie vielleicht einmal nach Asunción oder Buenos Aires reisen. Aber auf solchen Handel folgt immer nur wieder Faulheit und Betrunkenheit und Weibergeschimpfe.

„Wovon sollen wir leben?", schreien die alten Weiber, „schafft Fleisch und Kürbisse und Straußeneier, daß wir zu Essen haben! Seht ihr nicht, wie eure Kinder aufgetriebene Bäuche bekommen vor Hunger und wie sie hinsterben? Seht ihr nicht, daß eure Weiber sich abmühen, Nahrung zu schaffen? Aber die Strünke der Caraguatá geben keine Kraft, und was die Cristianos uns geben, das reicht nicht aus. Auf, ihr Männer, schießt wieder Wildschweine", — schreien die alten Weiber, „fangt wieder Gürteltiere, stehlt wieder Kälber und Ziegen, daß eure Weiber und Kinder zu essen haben!"

Finster blicken dann die Männer der Guaná und murren. Aber manchmal denken sie auch, daß es wahr ist, was die alten Frauen sagen; spüren vielleicht, daß dieses Glück der Weißen kein rechtes Glück ist. Daß irgend etwas Entsetzliches über sie gekommen ist, was sie lähmt und verdirbt.

Ichmagkeinfett spürt's, und auch der Weiße Haarschopf spürt's. Und manchmal hocken sie beisammen und sprechen davon mit kargen, leisen Worten.

Aber es ist, als duckten sie die Köpfe.

Sie finden nicht mehr zurück.

Wie die Pfefferfresser sind sie und wie die Wildtauben. Die fliegen in die Pflanzungen der Weißen, weil dort süße Früchte sind. Dort lauert der Tod. Und doch fliegen immer wieder neue Scharen zu den süßen Früchten.

Dr. Theodor Oberlaender:

Runen sind die ältesten Schriftzeichen

Die germanische Runenschrift im Lichte der stilvergleichenden Wissenschaft — Keine Abhängigkeit vom semitischen Alphabet — Die bisherigen Entlehnungshypothesen müssen fallengelassen werden

Wo stammen unsere Runen her? Diese Frage hat die Wissenschaft seit Jahrhunderten beschäftigt. Die Herkunft der germanischen Schriftzeichen blieb lange Zeit im Dunkeln. Einmal leitete man sie von hellenischem oder lateinischem Muster ab, dann wieder folgte man der Forschung eines Osloer Keltisten und nahm als Herkunft ein latinisiertes „nordetruskisches" Alphabet an. Durch diese Vielzahl möglicher Quellen kam man fast zwangsläufig auf den Begriff der Urverwandtschaft und folgerte, daß eine Entlehnung aus einem der bekannten südlichen Schriftsysteme überhaupt nicht in Frage komme. Freilich blieben noch verschiedene und zum Teil recht erhebliche Schwierigkeiten. Die bisher bekannte Entwicklungsreihe sieht an ihrem Beginn die phönizische Schrift; die Anschauung, daß die Buchstabenschrift aus dem Südosten stammt und sich von da aus über Europa, einschließlich Germaniens und des Nordens verbreitet habe, ist damit fest verwurzelt gewesen. Und zu alledem scheint für diese Anschauung auch noch das vermeintlich feststehende Höchstalter der Inschriften zu sprechen.

Aus dieser unsicheren und durchaus ungeklärten Lage befreite die Wissenschaft ein genialer Stilvergleich der indogermanischen und semitischen Schriften. Wenn man von der bisher üblichen Gegenüberstellung einzelner Schriftzeichen abgeht und die zu vergleichenden Schriftsysteme als stilistisches Ganze ins Auge faßt, zeigt sich nämlich seltsamerweise eine überraschende Verwandtschaft der Runen mit keltischen, italischen und griechischen Schriftsystemen. Wie Prof. Gustav Neckel (Berlin), der bekannte Erforscher der Kultur unserer Vorfahren, nachweisen konnte, findet sich in all diesen Schriften eine ausgesprochene Verwandtschaft zu dem einheitlichen eckig-schiefwinkligen System der Runenschrift. Dabei hat man freilich nicht an die bekannten lateinischen und griechischen Buchstaben zu



denken, sondern an die durch Inschriften überlieferten **altlateinischen** und **altgriechischen**. Hier finden sich eine Reihe eckig-schief-winklig gezogener Großbuchstaben, die es durchaus erlauben, von einem gemeinsamen Schriftstil der genannten Centumvölker zu sprechen. Dieser Stil unterscheidet sich deutlich von dem phönizisch-semitischen, welcher ausgeprägt rechtwinklige und runde Zeichen aufweist. Es ist anzunehmen, daß durch diese Zeichen der jüngere Buchstabenstil der Hellenen und Lateiner angeregt worden ist. Auch die griechischen Buchstaben**namen** weisen bekanntlich auf semitische Herkunft hin, und das gleiche hat wohl auch von der Buchstaben**folge** in den klassischen Alphabeten zu gelten. Manche dieser Namen gehen bis auf hieroglyphische Muster zurück, wie z. B. beta (hebräisch Beth: „Haus") auf ein hausähnliches Zeichen der alten Ägypter.

Stehen diese Abhängigkeiten fest, so darf aber auch umgekehrt an eine indogermanische Herkunft bei den Schriftzeichen gedacht werden, die runisch oder indogermanisch anmuten. Daraus ergibt sich die Folgerung daß die älteste semitische Schrift auf indogermanischer Grundlage entstanden ist, und zwar auf die Weise, daß man einen Teil der übernommenen Zeichen beibehielt und einen anderen ins Rechtwinklig-rundliche umgestaltete. Für diesen zunächst revolutionär anmutenden Standpunkt gibt es eine sehr sichere Stütze in jenen Schriftzeichen aus Ägyptens prädynastischer Zeit, die in Tonscherben eingeritzt sind. Sie — deren Alter weit über das der von Flinders Petrie entdeckten Sinai-Inschriften (vor 1500 v. Chr.!) zurückreicht — haben wir demnach als **die ältesten Runen** anzusprechen.

Daß diese Zeichen von Indogermanen herrühren, dafür spricht nicht nur die Handschrift. Auch in der Überlieferung der ägyptischen Quellen selbst ist von Gästen aus dem Norden die Rede, welche das Land am Nil bekriegten. In diesem feindlichen Besuch haben wir die Vorläufer der Goten, Heruler und Waräger zu erblicken, nordeuropäische Stämme, die schon um 3000 v Chr. mit Runenzeichen schrieben. Kein einziges der uns überlieferten Runendenkmäler reicht bis in diese Zeit zurück, doch gibt es bronzezeitliche Funde mit einzelnen Runen vor allem aus Ostpreußen, deren Datierung nicht sicher festlegbar ist. Ein Teil von ihnen weist durch Sprachformen, furchenwendige und schlangenwindige Anordnung der Schrift und begleitende Bildritzungen auf die Zeit vor Beginn der christlichen Ära.

So enthüllt sich also die Runenschrift als das älteste Schriftdenkmal des europäisch-mittelmeerischen Kulturkreises. Sprachen gegen die gebräuchliche Entlehnungshypothese schon die Ordnung und Reihenfolge, vor allem aber die phantasievolle, naturatmende Namensgebung der Runen, so hat uns der Stilvergleich vollends von der Unhaltbarkeit der früheren Thesen zu überzeugen vermocht. Damit erledigt sich auch die für gewöhnlich angezogene Entwicklungsreihe: ägyptische Hieroglyphen — phönizisches Zeichensystem — Runenschrift. Sie gehört ins Reich der Konstruktion; denn mit größter Wahrscheinlichkeit sind es Runen gewesen, die am Anfange der menschlichen Schrift überhaupt stehen.

Werner Granville Schmidt:

Die Prinzessin und die Perle

Wer Neuyork besucht und etwas auf sich hält, ist sozusagen moralisch verpflichtet, wenigstens einmal bei Delmonico an der Fifth Avenue zu dinieren. Jedes seiner Diners ist ein klassisches Gedicht, und ich wünschte nur, meine Gedichte würden mir auch so glänzend honoriert.

Um übrigens zur Sache zu kommen: Delmonico hat seinem Restaurant ein kleines, aber natürlich erstklassiges Hotel angegliedert.

Kürzlich konnte der Empfangschef wieder zwei neue Gäste ins Fremdenbuch eintragen, nämlich: Prinzessin Feodorowna Kukurutzky nebst Zofe, aus Noworossijsk, und John Smith, Juwelengroßhändler aus Chikago, Ill.

Da ereignete sich nun im Speisesaal folgendes:

Eines Mittags war die Prinzessin Kukurutzky gerade bei den Austern angelangt, die sie mit einem Gemisch von Soda und Ginger-Ale herunterzuspülen pflegte.

Plötzlich stieß sie einen unterdrückten Ruf freudiger Überraschung aus und barg ein Etwas in ihrer Hand.

An den Nachbartischen wurde man aufmerksam und drehte sich nach der jungen Aristokratin um.

„Oh, ich habe eine Perle in den Austern gefunden!" erklärte sie in ihrem tadellosen Englisch ihrem Gegenüber, dem bekannten Kupferkönig Phineas M. Guggenheimer.

Mit Windeseile verbreitete sich die Nachricht durch den ganzen Speisesaal. Delmonico hatte gerade sein Privatkontor aufsuchen wollen; aber jetzt kam er doch beschleunigten Schrittes an den Tisch der Prinzessin.

Delmonico war nicht nur ein großer Gastronom vor dem Herrn; er war auch, gelinde gesagt, „sehr interessiert" oder, einen landläufigen Ausdruck zu gebrauchen, „hinterm Geld her, wie der Teufel hinter der Seele des Advokaten".

Zwischen Delmonico und der glücklichen Finderin entspann sich nun folgender Dialog:

„Durchlaucht verzeihen. Soeben höre ich, daß Sie eine Perle in einer Austernschale entdeckt haben. — Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß Fundsachen innerhalb meines Hotels an mich abgeliefert werden müssen!"

Die Prinzessin (mit bezaubernder Liebenswürdigkeit): „Aber ich denke gar nicht daran, mein bester Mister Delmonico! — Ich habe die Austern doch gekauft; also sind sie mitsamt dem Inhalt mein Eigentum."

Delmonico (etwas nervös): „Durchlaucht haben aber nur die Austern zum sofortigen Genuß gekauft. Die

Sitte, daß der Gast die Schalen zurückläßt — und in ihnen befand sich doch die Perle — hat sich durch stete Gewohnheit stillschweigend in ein Recht des Wirtes auf die Schalen verwandelt."

Die Prinzessin (ironisch): „Ihre juristischen Spitzfindigkeiten in allen Ehren; aber wir wollen lieber den gesunden Menschenverstand entscheiden lassen. Hätten Sie wirklich etwas dagegen gehabt, wenn ich die Schalen eingewickelt und mitgenommen hätte? — Nein, Sie fordern sie jetzt nur, weil Sie von dem Vorhandensein der Perle gehört haben. — Meines Erachtens ist die Schale die natürliche Umhüllung der Auster und gehört zu ihr. Wenn ich mir beim Bäcker ein Brot kaufe, gehört die Papierumhüllung doch auch mir, obwohl ich nur das Brot bestellte und das Papier nicht extra bezahlte."

Delmonico (von einer rettenden Idee beseelt): „Damit geben Durchlaucht meiner Auffassung recht! Natürlich könnten Sie die Austernschalen — genau wie das Einwickelpapier — unbeanstandet mitnehmen; aber wohlgemerkt: nur die reine Umhüllung. Nun birgt aber — um bei Ihrem Vergleich mit dem Brot zu bleiben — die Umhüllung etwas sehr Wertvolles, von dem der Verkäufer nichts weiß. Der Verkäufer gibt die Ware samt der Hülle im festen Glauben fort, daß der Kunde nicht mehr erhält, als er bezahlt hat. Wie aber, wenn aus Versehen eine Banknote in das Einwickelpapier geraten ist? Hat der Käufer dann das Recht, sie für sich zu reklamieren? — Ich glaube doch wohl nicht! Genau so liegt der Fall auch hier: Auster und Schale dürfen Sie beanspruchen; nicht aber die Perle; denn sie wurde nicht bezahlt."

Die Prinzessin (schalkhaft): „Ich habe nie geglaubt, daß Männer so unlogisch argumentieren können. Jetzt haben Sie Ihrem Anspruch selbst das Todesurteil gesprochen! — Um bei dem Brotvergleich zu bleiben: natürlich hätte ich keinen Anspruch auf die Banknote, wenn der Verkäufer sie versehentlich selbst in die Umhüllung gepackt hätte; denn er wäre zweifellos der Eigentümer. Mit der Auster ist es aber wesentlich anders. Die Perle war schon in der Auster, als Sie sie erwarben. — Auch Sie haben also die Auster mitsamt der Umhüllung weit unter Wert gekauft Damit ist Ihr Eigentumsrecht zumindestens so antastbar wie meines. Der wahre Eigentümer ist der Austernfischer, von dem Sie die Austern erwarben. Ich schlage also vor, um allem Streit aus dem Wege zu gehen, daß wir den Fischer ausfindig machen und ihm sein Eigentum zur Verfügung stellen."

Delmonico (aufs höchste beunruhigt; in gedämpftem Tone): „Wollen Durchlaucht nicht die Güte haben, mich in mein Privatkontor zu begleiten? Ich bin überzeugt, daß wir zu einer gütlichen Einigung kommen werden. — Die Austern bekomme ich von verschiedenen Lieferanten; könnte also den wirklichen Eigentümer niemals einwandfrei feststellen. — Bitte, lassen Sie sich einen Vorschlag unterbreiten, der beiden Interessen gerecht wird!"

Die Prinzessin (nach kurzem Zögern): „Delmonico, Sie sind ein Quälgeist. Ich könnte ja auf meinem Standpunkt beharren; aber mein Aufenthalt bei Ihnen soll nicht mit einer Disharmonie enden. — Lassen Sie also hören, was Sie zu proponieren haben!"

Die zurückbleibenden Gäste unterhielten sich angeregt über den Perlenfund. Alle waren sich darüber einig, daß die Prinzessin sich zu Recht geweigert hatte, den Fund ohne weiteres herauszugeben. Wenn sie auch gar nicht auf den Wert, den die Perle darstellte, angewiesen war, so mußte sie doch, des Prinzips wegen, ihre Rechte wahren.

Nur eine neidische alte hagere Engländerin quengelte: „Unerhört, wie das Glück ungerecht waltet. Die Prinzessin hat doch durchblicken lassen, daß sie große Besitzungen im Kaukasus hat. Und so eine muß ausgerechnet auch noch eine Perle in den Austern finden!"

Auf dem Wege zum Privatkontor meinte die Prinzessin bedenkend: „Aber Mister Delmonico, wie wollen wir uns einigen können, wenn wir nicht einmal den ungefähren Wert des Objekts kennen? — Offen gesagt, ich verstehe nicht genügend von Perlen, und Sie wohl auch nicht. — Haben Sie denn jemand bei der Hand, der Kenner ist?"

O ja, Delmonico wußte Rat. Er hätte vielleicht zu Tiffany, dem berühmten Juwelier an der Fifth Avenue gehen können; aber das bedeutete Zeitverlust und verursachte Abschätzungskosten. Wer wußte, was Tiffany für sich berechnete, und ob der Wert der Perle solche Spesen vertrug! — Wozu war denn der Juwelen-Großhändler John Smith aus Chikago, Ill. in seinem Hause abgestiegen? Nur keine Geldausgaben, wenn es sich irgend vermeiden ließ!

Delmonico begab sich also zu Herrn John Smith, einem ältlichen, würdigen Herrn, der in einer Ecke **des Speisesaales saß und seine ganze Aufmerksamkeit den Gebeinen eines getrüffelten Truthahnes zuwandte.**

„Verzeihung, Mister Smith", machte der Hotelier sich bemerkbar, „dürfte ich Sie um eine Gefälligkeit

ersuchen? Sie haben gewiß schon gehört, daß die Prinzessin Kukurutzky eine Perle in einer Auster gefunden hat. — Würden Sie die Güte haben und die Perle einmal auf ihren Wert abschätzen?"

John Smith legte die Gabel beiseite, entnahm dem Ständer einen Zahnstocher und machte ein gelangweiltes Gesicht.

„Mein verehrter Mister Delmonico, was ich bisher an derartigen Perlen gesehen habe, war keinen blutigen Cent wert. — Verzeihen Sie meine Offenheit. — Lassen Sie der Prinzessin doch die Perle als eine Erinnerung an ihren Aufenthalt bei dem berühmten Delmonico."

Delmonico lächelte geschmeichelt, hob aber gleichzeitig abwehrend beide Hände. „Ich bitte Sie, Mister Smith —; wer kann heutzutage noch solche Geschenke machen! — Ich bin nämlich überzeugt, daß es ein wertvolles Exemplar ist, und ich sehe nicht ein, warum ich mich meines Rechtes begeben soll. Tatsächlich, ich wäre Ihnen für Ihr fachmännisches Urteil zu aufrichtigem Dank verpflichtet."

„Humbug" — oder so etwas Ähnliches — murmelte John Smith wegwerfend; aber als Delmonico mit bittender Miene stehenblieb, erhob er sich und folgte ihm ins Privatkontor.

Delmonico stellte die Herrschaften einander vor und kam dann sofort zur Sache:

„Durchlaucht, ich mache Ihnen folgenden Vorschlag: Mister Smith schätzt die Perle auf ihren ungefähren Wert. Ich zahle Ihnen hier sofort die Hälfte des taxierten Wertes in bar aus, und Sie treten dafür alle Rechte auf die Perle an mich ab."

Die Prinzessin begnügte sich mit einem zustimmenden Neigen des Kopfes und überließ John Smith die Perle zur Prüfung.

Ein Ausruf unverhohlenen Entzückens stahl sich über des Juweliers Lippen, als er das kleine, mattschimmernde, birnenförmige Kleinod zwischen den Fingerspitzen hielt.

Sein ganzes Gebaren verriet, daß der Kenner und Liebhaber in ihm erwacht war.

Mit freudig pochendem Herzen bemerkte Delmonico, wie die fast eisige Reserve aus des Juweliers Zügen wich. Die Perle schien sein höchstes Interesse zu erregen.

Minuten vergingen — Delmonico dehnten sie sich zu Ewigkeiten. Endlich urteilte John Smith: „Zehntausend Dollars! — Ein so vollkommenes Exemplar ist mir in meiner Praxis selten zu Gesicht gekommen. — Ich gratuliere Ihnen beiden!"

John Smith hielt die Perle noch immer in der Rech-

ten und schien sich nur schwer von ihr trennen zu können.

„Würden Sie mir die Perle eventuell für diesen Preis abtreten?" forschte er.

„Darüber können wir später einmal reden", wehrte Delmonico hastig ab. Er sagte sich sehr richtig: wenn Smith, als Fachmann, schon willens war, ohne weiteres zehntausend Dollars anzulegen, dann war die Perle sicher das Doppelte wert. Wahrscheinlich hatte dieser geriebene Smith die Perle aus höchst eigennützigen Gründen viel zu niedrig eingeschätzt. Nein, so dumm war Delmonico nicht und ließ sich die Beute wieder abjagen!

Als die Prinzessin Kukurutzky Delmonicos Privatkontor verließ, war sie um fünftausend Dollars reicher.

Delmonico ging noch, als das Geschäft gegen Abend etwas abflaute, zu Tiffany. Jetzt drängte es ihn doch, zu hören, was die Perle wirklich wert war.

Aber er hatte John Smith bitter unrecht getan, wenn er vermutete, jener hatte den Wert zu niedrig taxiert; denn Tiffany schätzte die Perle noch viel niedriger ein.

„Mein lieber Mister Delmonico", sagte Tiffany, und es zuckte verstohlen um seine Mundwinkel, „Sie sind da scheußlich aufs Glatteis gegangen. Diese sogenannte Prinzessin hat die Perle natürlich während des Essens unauffällig in die Auster praktiziert. Ich möchte mich hängen lassen, wenn die Perle nicht aus dem Woolworthschen Zehn-Cents-Store stammt. — Ganz nette Imitation; aber trotzdem — Tinnef!"

*

Die Prinzessin Feodorowna Kukurutzky — die Polizei stellte später fest, daß es sich um die unverehelichte Dienstmagd Appollonia Krakowiak aus Lodz handelte, die bereits vierzehnmal wegen Hochstapelei, Erpressung und andern Kleinigkeiten vorbestraft war — hatte sich sofort mit ihrer „Zofe" in die Büsche geschlagen; ebenso wie der Dritte im Trio, der sehr ehrenwerte Mr. John Smith aus Chikago, Ill.

Da es aber laut Adreßbuch annähernd fünftausend Personen namens Smith in Chikago gibt, und es übrigens gar nicht abgeblasen war, daß John Smith auch wirklich Smith hieß, hat Delmonico die weiteren Nachforschungen unterlassen.

Drei Kugeln aus Brot

VON HANS WIELAND

Über dem Schlesierland schwebte der Befreiungsadler. Der Siebenjährige Krieg war beendet. In dem herrlichen Salzbrunn hatten sich die verdienten Offiziere des Großen Königs eingefunden, um nach den Strapazen des Feldzuges Erholung zu suchen. Die interessanteste Erscheinung unter ihnen war Graf Fredersdorf. Ein Riese von Gestalt, breitschultrig und mit finsterem Gesicht. Seine stoische Ruhe und fast beleidigende Schweigsamkeit brachten ihn bald in den Ruf eines Sonderlings.

Am ersten Sonntag nach seiner Ankunft saß der Graf an der Speisetafel seines Hotels und nahm in gewohnter Zurückhaltung seine Mahlzeit ein. Am Nebentisch saßen zwei junge Herren, angehende Advokaten aus Berlin, die gleichfalls zur Erholung nach Salzbrunn gekommen waren. Der eine von beiden, Peter Grant mit Namen, eine stets zum Scherzen aufgelegte Natur, hatte längere Zeit das unbewegliche Gesicht des Grafen beobachtet und beschloß, sein Gegenüber auf irgendeine Weise aus seiner steinernen Ruhe aufzuscheuchen. Sich scheinbar lebhaft unterhaltend, drehte er Kugeln aus Brot und schnellte eine davon zu dem Grafen hinüber. Sie fiel auf seinen rechten Arm und blieb auf dem Ärmel haften.

Graf Fredersdorf löste das kleine Geschoß ab und schob es mit der größten Gleichgültigkeit, ohne auch nur eine Miene zu verziehen, in die Tasche.

Bald darauf traf ihn ein zweites Brotkügelchen. Es streifte die linke Schulter und fiel zu Boden. Der Graf bückte sich, hob es auf und steckte es mit gleicher Ruhe in die Tasche.

Über das Phlegma des Grafen zu einem erneuten Angriff gereizt, schoß Peter Grant die dritte Brotkugel ab. Sie flog dem Offizier mitten auf die Stirn — zum heimlichen Gaudium der umherstehenden Kellner.

Abermals nahm Graf Fredersdorf, ohne ein Wort zu verlieren, die kleine Brotkugel, die vor ihm auf dem Tisch liegengeblieben war, und steckte sie in seine Tasche.

Nach aufgehobener Tafel begaben sich die beiden Studenten in den Kurpark, um dort eine Ruhestunde zu verbringen. Sie hatten kaum die Promenade erreicht, da trat der Graf zu ihnen. In höflicher Form ersuchte er Peter Grant um eine kurze Unterredung.

„Ihr Benehmen bei der Tafel, mein Herr, hat mich tief empört", begann er in strengem Tonlaut. „Sie werden begreiflich finden, daß ich die Beleidigung nicht ohne Genugtuung hinnehmen kann. Als Mann von Ehre werden Sie sie mir nicht verweigern."

„Gewiß nicht", entgegnete Grant. „Ich stehe ganz zu Ihren Diensten."

Um fünf Uhr des kommenden Morgens trafen sich die beiden Duellanten im Parkwald von Salzbrunn. Die Schritte wurden abgezählt, die Pistolen sorgfältig geprüft und geladen.

Bevor die Sekundanten das Zeichen gaben, trat Graf Fredersdorf noch einmal vor, zog die kleine Brotkugel aus der Tasche und sagte, sie seinem Gegner zeigend: „Mit dieser Kugel trafen Sie mich hier." Damit ließ er das Kügelchen fallen, deutete auf seinen rechten Arm und kehrte auf seinen Platz zurück. In

der nächsten Minute krachten zwei Schüsse. Peter schwankte — die Kugel hatte ihm den rechten Arm durchbohrt.

Vier Wochen vergingen, bevor Peter Grant den Arm wieder gebrauchen konnte. Der Graf hatte sich täglich nach seinem Befinden erkundigt, und sobald er erfahren, daß sein Gegner wieder hergestellt war, suchte er ihn auf und forderte ihn zur Fortsetzung des Duells.

Der Himmel hing trüb und schwer über dem Parkwald, als sich die Duellanten zum abermaligen Zweikampf gegenüberstanden.

Wieder zog der Graf vor Beginn eine Brotkugel aus der Tasche, indem er sagte: „Mit dieser Kugel trafen Sie mich hier.“ Er deutete auf seine linke Schulter.

Dann krachten die Schüsse. Haarscharf pfiff Peters Kugel an Fredersdorf vorbei, während der junge Berliner mit durchschossener Schulter bewußtlos zusammenbrach.

Man legte ihm einen Verband an, und sobald es sein Zustand gestattete, brachte man ihn zu seiner Mutter nach Berlin, die in aufopferndster Weise seine Pflege übernahm. Natürlich verheimlichte man ihr die Ursache seiner Verletzung, die sie einem Unfall zuschrieb.

Es wurde Herbst und Winter, und als das Frühjahr kam, war Peter Grant endlich soweit wieder genesen, daß er aufstehen durfte. Die liebevolle Pflege seiner Kusine Himara hatte nicht zuletzt dazu beigetragen, daß die hartnäckige Verwundung ausheilte.

„Hör' mal, Peter“, sagte eines Tages seine Mutter zu ihm, „ich habe ganz vergessen, dir etwas mitzuteilen. Seit du krank bist, hat sich öfters ein Herr nach deinem Befinden erkundigt, wollte dich aber niemals selber sprechen.“

„Was für ein Herr?“ fragte Peter, den eine böse Ahnung beschlich. „Heißt er etwa Graf Fredersdorf?“

„Ja, so heißt er“, bestätigte die Mutter. „Bist du mit ihm bekannt?“

„Ich habe ihn in Salzbrunn oft gesehen,“ entgegnete Peter ausweichend.

Die Nachricht von der Anwesenheit seines Gegners versetzte ihn in große Aufregung, denn er erkannte sofort, in welcher Gefahr er schwebte. Der rachsüchtige Offizier wollte nur seine Genesung abwarten, um ihn zum dritten Male vor die Pistole zu fordern, und diesmal, das fühlte der junge Mann mit unumstößlicher Gewißheit, würde sein zielsicherer Feind ihm erbarmungslos das Leben nehmen. Aber wie es auch ausfallen mochte: er war fest entschlossen, dieser unerträglichen Nachstellung ein Ende zu machen.

So suchte er denn am folgenden Morgen den Grafen Fredersdorf im Hotel auf, der sehr erstaunt schien, ihn zu sehen.

„Ich weiß, daß Sie mich noch immer verfolgen“, sagte er, „und wenn ich Ihnen heute zuvorkomme und mich Ihnen auch das dritte Mal zur Verfügung stelle, so geschieht es, um mich endlich von Ihnen befreit zu sehen. Nur muß ich Sie bitten, das Duell um einen Monat zu verschieben, da ich mich im Verlauf dieses Monats mit meiner Kusine Himara verehelichen will.“

„Diese Bitte sei Ihnen gern gewährt“, entgegnete der Graf. „Und ich rechne darauf, daß Sie mir unter diesen Umständen erlauben werden, der Hochzeitsfeierlichkeit beizuwohnen.“

„Es soll mir eine Ehre sein.“ lautete die förmliche Antwort.

Und in der Tat war der letzte unter den vielen Gratulanten, die am Hochzeitstag an Peter Grant herantraten, Graf Fredersdorf. Als er dem jungen Ehemann die Hand reichte, drückte er ihm eine kleine Silberkapsel in dieselbe mit den leise gesprochenen Worten: „Mein Hochzeitsgeschenk für Sie!“

Dann war er verschwunden.

Die Kapsel enthielt eine kleine, vertrocknete Brotkugel.

Bei Zustellung ins Haus kostet der „Illustrierte Beobachter“ 2 Pfennig Zustellgebühr mehr.

Unsere Lieferanten sind daher berechtigt, die Zeitschrift mit 22 Pfennig zu verkaufen. Zahlreiche Zuschriften geben uns Veranlassung zu dieser Erklärung. Mit deutschem Gruß!

Zentralverlag der N.S.D.A.P.
Frz. Eher Nachf. / München-Berlin

Von der heiteren Seite

Der Grund.

„Glauben Sie, daß das Radio jemals die Zeitung ersetzen wird?“

„Ausgeschlossen. Sie werden zum Beispiel mit Ihrem Radio nie eine Fliege totschlagen können! ..“

Rekord.

In Kuttners Grünwarenhandlung. Personen: Herr Kuttner und Frau Seifert, die eine Mandel Eier verlangt.

„Sind sie auch wirklich frisch?“ fragt sie vorsichtshalber.

„Na und ob!“ lacht Kuttner dröhnend. „Die Hühner haben sie noch gar nicht vermißt!“

Neues aus Schottland.

Der alte Mac Kenzie aus Aberdeen traute sich nicht zu einem Festessen zu gehen, weil ihm das Wörtchen „gratis“ auf der gedruckten Einladungskarte unbekannt war und nicht recht geheuer vorkam: wer konnte wissen, was für ein kostspieliger Abend das werden würde! Er ging also nicht hin.

Am nächsten Morgen fand man ihn ... tot vor dem aufgeschlagenen Fremdwörterbuch, bei Seite 138, Grammophon bis Grazie ...

*

Ein Mann aus Glasgow, hundertprozentiger Schotte, kam zu einem Sattler und verlangte einen einzelnen Sporn

Der Händler verstand nicht recht: „Was fangen Sie mit *einem* Sporn an?“ fragte er erstaunt den Schotten.

„Das ist doch ganz klar, Mann: wenn ich die eine Seite des Gauls in Gang gebracht habe, kommt die andere von selber mit ...“

*

Epigramm.

Wer nie im Völkerbunde saß,
wer nie vom Genfer Süßholzstengel
die Diplomatenfrüchte aß,
der kennt auch nicht den „Friedensengel“.



Schach-Beobachter

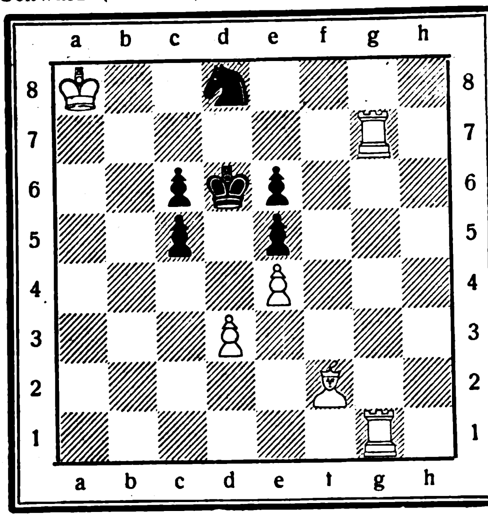
Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von Oberstltn. Ludw. v. Suttner, München

Schwarz (6 Steine): Kd6, Sd8, Bc5, c6, e5, e6.



Weiß (6 Steine): Ka8, Tg1, Tg7, Lf2, Bd3, e4.

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Eine leichte und hübsche Zugszwangaufgabe.

Aufgabelösung aus Folge 40

Dreizüger von Dr. P. Stöhr, Freistadt.

Weiß: Kg4, Te1, Lb5, Ld4, Sb8, Bc3 (6)
Schwarz: Kd5, Bd6 (2)

Richtig gelöst: Dr. med. W. Gretscher, Saarlouis; Fritz Barth, Sandbach i. Odw.; Emil Groß, Calw (Wttbg.); L. Schlobach, Rochlitz; P. Kubl, Marburg-Lahn; Gertrud Tredug, Berlin; Erich Wolter, Lauchhammer; Wilh. Meyer, Schönemoor (Oldb.); Wilh. Bartsch, Seebad-Märchenwiese; Paul Huth, Rheydt-Giesenkirchen; Wilh. Sauerländer, Lemgo, Lippe; Alfred Prater, Hartha, Sachsen; Emil Nikolai, Köln; Otto Meihser, Potsdam; Hellmuth Schnoor, Wandsbek-Tonndorf, b. Hamburg; Ferd. Bauer, Kleinostheim; Heinz Hennig, Dahme/Mark; H. Lud. Frohme, Dresden; Rich. Bauer, Wandsbek; Herm. Baumgartner, Weidenau (Sieg); W. Görk, Georgenthal (Thür.); Christ. Donhauser, Bad Tölz; Jos. Bosch, Augsburg; Otto Herbst, St. Julian a. d. Glan; Leonh. Dorn, Sembach, Pfalz.

Miniaturschach

Kürzlich gespielt im Städtewettkampf Rotterdam gegen Leyden zu Leyden.

Weiß: Dr. G. C. A. Oskam	Schwarz: W. Demendal
1. e2—e4	d7—d5
2. Sg1—f3[1]	d5×e4
3. Sf3—g5	Lc8—f5[2]
4. Sb1—c3	Sg8—f6
5. Dd1—e2[3]	c7—c6[4]
6. Sg5×e4	Sb8—d7??[5]
7. Se4—d6	Matt

[1] Weiß weicht mit diesem Zug der Skandinavischen Partie aus. Nun ist die „Tennyssen-Gambitstellung" erreicht, die neue Verwicklungen herbeiführt.

[2] Auf Sf6 erhält Weiß Zeit, mit 4. Lc4, e6; 5. De2 usw. einen schnellen Aufmarsch der Königsflügelfiguren zu unternehmen.

[3] Vielleicht könnte man hier f2—f3 als scharfen Gambitzug versuchen.

[4] Schwarz will Db5† verhindern.

[5] Nicht immer ist ein Entwicklungszug gut, besonders dann nicht, wenn er dem König kein Ventil mehr läßt. Auch dieser König kann ohne Luft nicht leben und erleidet somit den Erstickungstod.

Ein König auf Reisen

1. d2—d3	Sg8—f6
2. e2—e4	Sb8—c6
3. f2—f4	e7—e5
4. f4×e5	Sc6×e5
5. Sb1—c3	Sf6—g4
6. d3—d4?[1]	Dd8—h4†
7. d2—g3	Dh4—f6!
8. Sg1—h3	Se5—f3†
9. Ke1—e2	Sf3×d4†
10. Ke2—d3	Sg4—e5†
11. Kd3×d4	Lf8—c5†!
12. Kd4×c5	Df6—b6†
13. Kc5—d5	Db6—d6 matt.

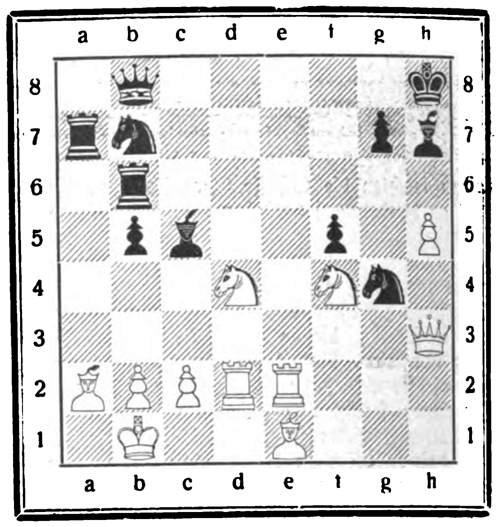
[1] Weiß glaubt natürlich, daß er einen der beiden Spinger erobern kann. Er denkt und der Gegner lenkt!

Eine Opferorgie

Aus Liebe entspringt Opfersinn. Opfersinn im Leben gebiert Heroismus. Das Schönste und Heroischste ist auch im Schachspiel das Opfer.

Nachfolgende Partiestellung zeigt geradezu ein Brillantfeuerwerk prächtiger Opferkombinationen.

Von Dr. H. M. Reinle, Murnau.



Weiß zieht und gewinnt (!)

durch den schönen Einleitungszug 1. Sd4—c6!, der zugleich einen Räumungszug darstellt. 1. .... Tb6×c6[1]; 2. Sf4—g6†![2] Lh7×g6; 3. h5×g6† Sg4—h6; 4. Td2—d8!![3] Db8×Td8; 5. Te2—e8†[4] Dd8×Te8; 6. Dh3×h6†[5] g7×h6; 7. Le1—c3† Lc5—d4; 8. Lc3×Ld4† De8—e5; 9. Ld4×e5† Tc6—f6; 10. Le5×Tf6 matt.

[1] Das Schlagen des Springers ist notwendig, weil sonst Weiß die Qualität erobert und damit auch die Partie gewinnt. Es ist das erste Opfer!

[2] Das zweite Opfer!

[3] Das dritte Opfer!

[4] Das vierte Opfer!

[5] Das fünfte Opfer! Wie man sieht, ist die genaue Reihenfolge der Opfer von Wichtigkeit! Es ginge also das Damenopfer im vierten Zuge nicht, da der König das Fluchtfeld g7 hätte.

HÖREN MIT DER HAUT

Taubstumme, die Musik mit den Fingern wahrnehmen. — Der Vibrationssinn. — Die Hand als Mikrophon.

Aka. Daß die „Sinne" nicht scharf voneinander getrennt werden können, läßt sich aus vielerlei Beobachtungen schließen. Farbenhören ist z. B. eine bekannte Erscheinung, welche die Verwandtschaft des Gesichts und Gehörs kennzeichnet. Die Anschauung der Physiologen geht immer mehr dahin, daß die Sinne überhaupt keine Einheit bilden, und daß der Mensch einen Sinneseindruck immer mit dem ganzen Empfindungsapparat empfängt. Neue Forschungen über die Empfindlichkeit der Haut und des Körpers gegen Schallwellen, den sogenannten „Vibrationssinn" beleuchten diese Einheit durch interessante Entdeckungen über die Natur des Gehörs und seine Beziehungen zu den anderen Sinnesempfindungen.

Daß einzelne oder Taubblinde Freude an Musik haben, die sie wahrnehmen, indem sie etwa die Hand auf das Instrument legen, ist schon länger bekannt. Es wurden jedoch immer wieder Zweifel laut, ob nicht hier eine durch literarische Bildung oder andere Einflüsse erzeugte Selbsttäuschung vorläge. Nun ist aber kürzlich ein Mann genauer untersucht worden, der, seit seinem vierten Lebensjahre taub, erst als 59jähriger seine Fähigkeit, Musik zu hören, entdeckte. Bei ihm scheint der Brustkorb als Hauptresonator zu wirken. Der Reiz — in diesem Falle kann man ihn nicht akustisch nennen, da der Mann ja nichts „hört" — wird durch die Schallwellen der Luft übertragen.

Merkwürdigerweise hat der Mann für einzelne Tonschwingungen, also für getrennt auf ihn durch Vibration wirkende Erschütterungen viel weniger Empfindlichkeit als ein normaler Mensch, dagegen ist er für gestaltenden Schall, für Melodie und Rhythmus sehr empfänglich.

Aus Amerika kommen Nachrichten über die Forschungen des bekannten Physiologen Gault, die noch weit interessanter und merkwürdiger sind. Im Sprachunterricht der Taubstummen verfährt man bekanntlich schon lange so, daß man den Schüler einen Finger auf den Kehlkopf des Lehrers legen läßt, während dieser die verschiedensten Laute und schließlich Worte hervorbringt, und daß dann der Schüler diese Laute unter Betasten seines eigenen Kehlkopfes, oder auch ohne Betasten, nachbilden muß. — Gault hat nun versucht, die bisher nur zur Vermittlung dienende Hand als Empfangsraum der Sprache zu verwenden. Zunächst verwendete er bei seinem Vorversuch ein langes, durch mehrere Räume reichendes Rohr, durch das einzelne Worte gegen die Hand der Versuchsperson gesprochen wurden. Die 34 hierbei benutzten Worte konnten unterschieden, aber nicht verstanden werden, wenn sie einzeln gesprochen wurden. Wurden dagegen mehrere Worte zu sinnvollen Sätzen gruppiert, so konnte die Versuchsperson diese verstehen.

Bei einem zweiten Versuch benutzte Gault Telephonhörer, die so umgebaut waren, daß sie keine hörbaren Schwingungen mehr von sich gaben, die also vollkommen stumm wirkten. Die Erregungen der Membrane wurden nur noch mittels eines leicht aufgelegten Fingers fühlbar. Die Versuchspersonen mußten mit dem Finger hören. Gault selbst konnte bei diesen Versuchen die einzelnen Vokale a, e, i, o, u mit großer Sicherheit, nämlich in 91 Prozent der Fälle richtig erkennen. Er setzte dann die Versuche mit Taubstummen und sehr Schwerhörigen fort. Diese erhielten einige Monate lang regelrechten Unterricht im Fingerhören am Telephonempfänger. Es wurden dabei zunächst einsilbige und zweisilbige Worte, dann kurze Redewendungen und schließlich sogar einfache Geschichten geübt und abgehört. Die Taubstummen verstanden schließlich auch dann das Vorgetragene, wenn neue, fremde Worte darunter waren; z. Z. glückten die Versuche mit 100 Prozent Sicherheit.

Vielleicht läßt diese neue Methode der Verständigung mit der Außenwelt für die Tauben und Schwerhörigen sich noch weiter ausbauen und eröffnet ihnen ein anderes Sinneswerkzeug für das, um welches Natur oder unglückliches Geschick sie betrogen haben. Es darf allerdings nicht übersehen werden, daß bei manchen Fällen von Taubheit auch der Vibrationssinn gestört wird. Dr. H. Schütte

Zur Geschichte der Hexenverfolgungen

Im Jahre 1659 wurden in Bamberg mehrere Weiber auf dem Scheiterhaufen verbrannt, „weil sie die Sonne behext hatten, daß sie nicht scheine", andere wiederum, „weil sie Vieh vergiftet, selbiges später vom Schindanger nach der Stadt gebracht und für noch lebend verkauft hätten". Zu Suhla im Hennebergschen wurde am 2. April 1662 eine vermeintliche Hexe von mittags 11 Uhr bis zum folgenden Morgen 5 Uhr ununterbrochen gefoltert, und erst als die Arme unter den entsetzlichen Qualen verschieden war, hörte man mit der Tortur auf. Der Ketzerrichter Balthasar Voß aus Fulda rühmte sich, daß er schon 700 Hexen auf den Scheiterhaufen gebracht habe und er hoffte, diese Zahl auf 1000 zu bringen. In Wiesensteig in Schwaben wurden im Jahre 1583 auf einmal 25, in Rottenburg in wenigen Jahren 50, in Horb 27, in Hechingen 15 Hexen und Zauberer verbrannt. In Ilsingen starben in drei Monaten des Jahres 1592 13 solche Personen in den Flammen, und im Bistum Bamberg waren in den Jahren 1624 bis 1630 900 Untersuchungen wegen Hexerei im Gange und es wurden, fast immer aber erst infolge der Folter, 307 Personen teils lebend verbrannt (geschmaucht), teils zuerst geköpft und dann verbrannt. Im Jahre 1592 wurde die 70jährige Erbmarschallin Pappenheim in einen Hexenprozeß verwickelt, weil sie sich von einem Schäfer nicht prellen lassen wollte, worauf dieser sie denunzierte, sie habe in voriger Nacht bei dem Teufel zu Gevatter gestanden, er selbst habe dabei geblasen. Erst nach dreijähriger Einkerkerung und unter ungeheuerem Geldaufwande gelang es ihrer angesehenen Familie, sie vom Feuertode zu erretten. Im Jahre 1671 wurde in Minden eine 93jährige Frau nach den Folterqualen mit glühenden Zangen gezwickt und dann verbrannt. Im Bambergischen unterlag eine 95jährige Frau der Folter. In Würzburg und Bamberg ging man sogar so weit, daß man die Schulen schloß, weil die Kinder in denselben sich Unterricht in der Hexerei gegeben hatten. Erst im Jahre 1836 wurde die letzte Folter wegen Hexerei durchgeführt. Auf der preußischen Landzunge Hela, in dem gleichnamigen Schifferdorf, wurde eine alte Frau vom Volke ersäuft, weil sie rote Augen hatte. Man warf sie in die Ostsee und suchte sie mit Ruderstangen so lange unter Wasser zu tauchen, bis sie tot war.

RÄTSEL

Buchstabenaustauschrätsel

Von folgenden Wörtern sind die ersten Buchstaben durch einen anderen zu ersetzen. Die gefundenen Buchstaben ergeben, der Reihe nach gelesen, das größte Ereignis im künstlerischen Leben des neuen Deutschland.

Tand, Iller, Ohr, Land, Taube, Alster, Gitter, Hose, Igel, Ilm, Finte, Herz, Ähre, Rabe, Fabel, Alm, Leid, Regen, Wand (sch = 1 Buchstabe).

Kastenrätsel

Man setze Silben in die Felder, so daß sich Wörter folgender Bedeutung ergeben.

1	2	3	4
5	6	7	8

1—2—3—4 brit. Kolonie in Afrika, 3—4 weiblicher Vorname, 4—1 Ruinenstadt Transkaukasiens, 4—3—7 Lied, 5—6—7—8 Gewinnanteil, 6—5 metallisches Element, 7—2—3—4 berühmte Römerin zur Zeit Cäsars.

Magisches Quadrat

Die Buchstaben e e e e e e h h i r r r r s s t sind in obiges Quadrat so einzusetzen, daß in den waagrechten und senkrechten Reihen gleiche Wörter folgender Bedeutung entstehen: moral. Begriff, Armee, Nahrungsmittel, neulich (kürzlich).

Man soll sich nicht schminken!

Viele Menschen werden sagen: „Warum denn nicht? Jeder will schließlich schön aussehen.“ Diese Ansichten mögen ja manches für sich haben. Aber wer seine Zuflucht bei der Schminke sucht, sollte vorsichtig erwägen, ob sie mehr schadet oder nützt, und ob man durch das Schminken nur sich selbst gefallen möchte oder anderen. Diese Anderen aber machen oft ein unmutiges Gesicht, wenn sie etwas von Schminke merken. Sie glauben, daß man etwas vortäuschen möchte, ziehen daraus Rückschlüsse auf den Charakter und die Moral und behaupten sogar, schminken sei undeutsch.

Manche Damen werden einwenden: „Wenn man zart und rosig aussehen will und die Natur es einem versagt hat, dann **muß** man eben auftragen.“

Sehen Sie meine Damen, das ist es ja eben: man muß nicht! Heute nicht mehr! Es gibt ein Mittel, das jeder Gesichtshaut, und wenn sie noch so farblos ist, köstliche Jugendfrische auf natürlichem Wege gibt. Dieses Mittel heißt Marylan-Creme und ist ein rein deutsches Erzeugnis. —

Lieben Sie Ihre Haut? Wollen Sie Ihrer Haut einen Liebesdienst erweisen? Gehen Sie mit der Zeit mit, erquicken und verjüngen Sie Ihr Gesicht mit Marylan-Creme. Jede Dame und jeder Herr singt dieser Creme nach kurzer Anwendung ein Loblied. Und auch Sie werden es tun, denn durch Marylan-Creme werden Sie verjüngt! Graue, verbrauchte Haut, fleckiges Gesicht, Falten und Runzeln weichen, wenn Marylan-Creme regelmäßig angewandt wird. Diese schöne Wirkung, die Damen und Herren erfreut, läßt sich bis in späte Jahre aufrechterhalten.

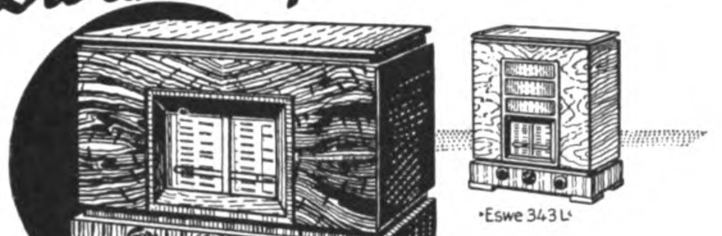
Niemand braucht mehr betrübt zu sein, weil seine Jugendjahre vorüber sind. Niemand braucht mehr zu Schminke seine Zuflucht zu nehmen. Man kann seine Schönheit steigern; man kann jünger und liebreizender aussehen als früher.

Auch Ihr Gesicht, geschätzte Leserinnen und Leser, wartet auf Hilfe durch Marylan-Creme. Mehr als 28 000 Damen und Herren aller Berufe haben die verblüffenden Gesichtsverjüngungen und Hautverschönerungen, die sie durch Marylan-Creme erzielten, brieflich anerkannt. (Die eben genannte Zahl der Dankschreiben ist notariell beglaubigt!)

Ich rate Ihnen nunmehr dringend: Machen Sie einen Versuch. Schneiden Sie endstehenden Gratisbezugsschein aus, stecken Sie ihn in einen leeren Briefumschlag, und frankieren Sie ihn mit einer 4-Pfg.-Marke. Auf die Rückseite des Briefumschlages schreiben Sie bitte Ihren Namen und genaue Adresse. Sie erhalten dann völlig kostenlos und portofrei eine Probe der köstlichen Marylan-Creme und ein sehr interessantes Büchlein über kluge Gesichtspflege. (Kein Auslandsversand.)

Gratisbezugsschein: An den Marylan-Vertrieb, Berlin 73, Friedrichstraße 24. Erbitte kostenlos und portofrei die Probe Marylan-Creme und das Schönheitsbüchlein mit Abbildungen.

Die Welt spricht zu Ihnen!



ESWE 343
3 Kreise, 3 Röhren
ESWE 346
8 Kreise, 6 Röhren
ESWE 343 L u. ESWE 346 L mit eingeb. volldyn. Lautsprecher

Was hören Sie? Die große Reichweite der neuen Sachsenwerk-Empfänger und die enorme Leistungsreserve gestatten alle wichtigen Sender, auch Kurzwellenstationen zu hören.

Wann hören Sie? Dank der hohen Tagesempfindlichkeit steht Ihnen auch bei sogenannten schlechtem Funkwetter eine große Anzahl Sender zur Verfügung.

Wie hören Sie? Trotz einfachster Bedienung zeichnet sich der Empfang infolge der hohen Trennschärfe durch seltene Reinheit aus. Der dynamische Lautsprecher verbürgt eine vollendete Wiedergabe aller Darbietungen. Je nach Wunsch lässt sich die Klangfarbe beliebig einstellen.

Sachsenwerk,
Licht- und Kraft-Aktiengesellschaft, Niedersedlitz-Dresden.

Edgar v. Schmidt-Pauli:

Die Männer um Hitler

Jeder Deutsche, der Einblicke in die Arbeit, das Wesen und die Ziele der nationalsozialistischen Bewegung gewinnen will, muß unbedingt dieses Buch besitzen. Die hervorragende Charakterisierung aller Mitarbeiter, die dazu beitrugen, die Partei zur größten Bewegung des deutschen Volkes zu gestalten, macht dieses Buch zu einem geschichtlichen Nachschlagwerk von größter Bedeutung. Außerdem enthält das Werk hochinteressante Artikel über Nationalsozialismus u. Wirtschaft, geschichtliche Entwicklung der Partei, Propaganda, S.A. und S.S., Braunes Haus usw. Preis Ganzleinen RM. 4.50. — Zu beziehen durch die

BUCHHANDLUNG FRZ. EHER NACHF., MÜNCHEN 2 NO, Thierschstraße 11 (Hansahaus)



Bürgschaft für Qualität und Handwerkskunst

2400 ZentRa-Fachgeschäfte haben sich zusammengeschlossen, um die Ideale des ständestolzen, alten Zunftwesens neu zu beleben. Sie wachen darüber, dass Treu und Glauben, gutes Handwerkskönnen und Rücksicht auf das Allgemeinwohl lebendig bleiben. 2400 deutsche Uhrmacher bürgen für jede ZentRa-Uhr. Der gemeinsame Einkauf nur bewährter Uhrenfabrikate gibt die Gewähr für vorteilhafte Preise, ganz gleich, ob Sie die billigste ZentRa-Uhr für 16 Mark oder eine der hochwertigen ZentRa-Spitzen-Qualitäten wählen.

Die Uhr mit dem Reifezeugnis

ZentRa Uhren — ZENTRA-TAVANNES

ZentRa-Garantiegemeinschaft deutscher Uhrmacher

ZentRa

Nur in Fachgeschäften mit dem roten ZentRa-Wappen.

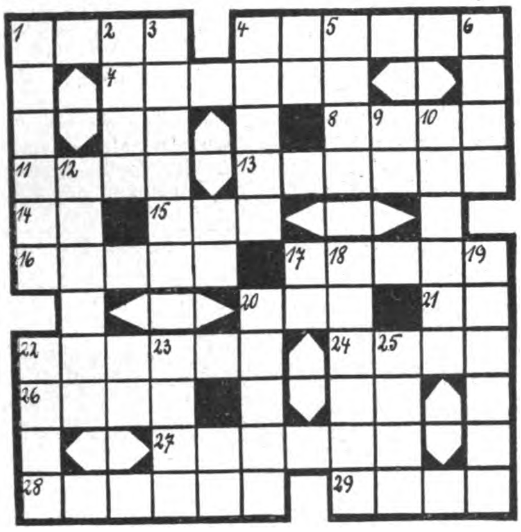
Verlangen Sie in Ihrem ZentRa-Geschäft den illustrierten ZentRa-Katalog. Ist kein ZentRa-Geschäft in Ihrer Nähe, so bestellen Sie die kostenlose Zusendung bei der ZentRa-Garantiegemeinschaft, Köln a. Rhein, Bischofsgartenstr. 10.

Verlag: Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11-17, Fernsprecher: 20647 u. 22131. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post und durch jede Buchhandlung monatlich 86 Pfennig, durch Umschlag M. 1.45. Versand ins Ausland durch Umschlag monatlich M. 1.45, für Länder mit ermäßigtem Porto M. 1.25. Postscheckkonto: München 11346; Wien: 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern, Postscheck III 7205. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank, Filiale Kaufingerstraße. / Der „Illustrierte Beobachter“ erscheint wöchentlich am Samstag. Hauptschriftleitung und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dietrich Loder, München; Berliner Schriftleitung: Dr. Hans Diebow; verantwortlich für Anzeigen: Erwin Finkenzeller, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung, Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Adressenvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Organisationsleben muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39/II, Fernruf: 20755 und 20801.

[A B C D E F] **Diese Ausgabe darf in Lesezirkeln nur geführt werden, wenn sie im Kopf als Lesezirkel-Ausgabe kenntlich gemacht ist**

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. russisches Gesetz, 4. militärische Haft, 7 Singvogel, 8. Hochland Asiens, 11. Einfall, Gedanke, 13. Fluß in Tirol, 14. chem Zeichen für „Natrium“, 15. chem. Element, 16. ungarische Weinstadt, 17. Organ, 20. Hafenmauer, 21. Tierprodukt, 22. frz. Ingenieur, 24. Jungtier, 26. südamerikanischer Indianerstamm, 27. Walzerkomponist, 28. Nachruf, 29. Vortrag.



Senkrecht: 1. Wassergeist, 2. Wasserpflanze, 3 römischer Dichter, 4. anbaufähiges Land, 5. Körnerfrucht, 6. Kriegsfahrzeug, 9. ägyptischer Sonnengott, 10. Gleichwort für Schulter, 12. engl. Naturforscher, 18. alkoholisches Getränk, 19. See in Oberbayern, 20. Ton, Laut, 22. Nadelbaum, 23. Operettenkomponist, 25. linker Nebenfluß des Rheins.

Ritterballade

Der Raubgraf lebte nur auf — o — —,
Verspielte die trutzige — u — —,
Versoff die Schätze, die einst sie — a — —.
Nun irrt um den — e — — er als Gespenst,
Wenn im Ge — i — — der Mondschein glänzt.

Silbenrätsel

Aus den Silben: ar christ del dom dre du dü ei el er fest fung ger ger gun he her i il ir li lu ma ma min na nar ne ne rer rest sän sche schöp se se so sor ster su ta ta te tis tre u u sind 20 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Goethes „Die Wahlverwandtschaften“ ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Handwerker, 2. Schulstrafe, 3. Negerstamm, 4 Schweizer Berg, 5. nordischer Männername, 6. Mattigkeit, 7. Nebenfluß des Rheins, 8. Geldschrank, 9. Märchenname, 10. Raubtiere, 11. Weihnachten, 12. diebischer Vogel, 13. geistliches Gewand, 14. Rüge, 15. Sagengestalt, 16. deutscher Meister, 17. Mädchenname, 18. Ostseeinsel, 19. fahrender Musikant des Mittelalters, 20. Brauseeinrichtung (ei, ch, sch = 1 Buchstabe).

1 .... 11 ....
2 .... 12 ....
3 .... 13 ....
4 .... 14 ....
5 .... 15 ....
6 .... 16 ....
7 .... 17 ....
8 .... 18 ....
9 .... 19 ....
10 .... 20 ....

Zahlenfüllrätsel

		1	2	3	4	5	6	7	8	9	
			10	11	12	13	14	15	16	17	
18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29
30	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40	41
42	43	44	45	46	47	48	49	50	51	52	53
54	55	56	57	58	59	60	61	62	63	64	65
66	67	68	69	70	71	72	73	74	75	76	77

In obige Figur sind die durch nachfolgende Zahlen gewonnenen Buchstaben in die Felder mit gleicher Zahl einzutragen, so daß sich, von 1—77 gelesen, die Buchstaben zu einem Ausspruch des Reichskanzlers aus seiner Friedensrede ergänzen.

9 3 7 8 4 12 33 20 17 23 10 = bekannte Ausfallstraße Berlins
56 2 21 1 5 30 = Hirschkuh
11 19 16 24 25 = Raubtier
29 35 40 26 34 64 27 44 = natürl Empfinden
31 14 46 28 32 = eingedickt. Fruchtsaft
13 37 6 45 69 59 = kirchl. Amtsperson
22 15 47 18 39 = Brauseeinrichtung
38 42 46 49 36 52 74 77 = Glaubenslehre
51 72 50 58 70 63 43 = Ort am Brenner
41 54 57 48 61 62 66 73 = Schiffahrtsunternehmen
60 71 53 40 72 68 73 75 = oberösterreichischer Berg
65 71 55 67 76 = Reichsminister.

In den Tropen

Die 1. zwei klettern auf dem 4.,
Das 3, das essen wir.
1., 2., 3., 4. wächst riesenhaft
Wo sengt der Sonne Kraft.

Rösselsprung

lass	vol	er	glau	das	dei	glau	dei	al	dir
auf	sal	die	nes	kunft	ben	lein	von	ben	nen
	steh'n	kes	schick	sen	ge	an	tun	und	
		ab	zu	an	ben	dir	hin		
		deutsch	trotz	der	als	sollst	rau		
	al	ge	ge	lands	nicht	dein	ant	war	
was	din	al	und	so	deut	die	du	sollst	wor
lein	scheh'n	lein	schen	und	han	du	tung	ver	dein

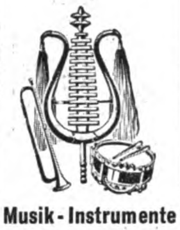
Lösungen aus Folge 43

Silbenrätsel: 1. Emilie, 2. Nachtigall, 3. Gehrock, 4. Echec, 5. Lunge, 6. Hulutau, 7. Islam, 8. Lenbach, 9. Tarsus, 10. Eisberg, 11. Notar, 12. Silo, 13. Pfanne, 14. Engelberg, 15. Reger, 16. Gregor, Engel Hiltensperger — Georg Schmueckle. ✱ **Rösselsprung:** „September-Morgen.“ Im Nebel ruhet noch die Welt, / Noch träumen Wald und Wiesen: / Bald siehst du, wenn der Schleier fällt, / Den blauen Himmel unverstellt, / Herbstkräftig die gedämpfte Welt / In warmem Golde fließen. Mörike. ✱ **Zahlenrätsel (Deutsche Städte):** Mannheim, Usedom, Elbing, Neustadt, Chemnitz, Hannover, Eßlingen, Nassau = Muenchen. ✱ **Gegensatzrätsel:** Ernst, Mangel, bunt, leicht, einst, morgens, dünn, echt, reich, positiv, Licht, alt, schmal, tief, innen, kühn = Emblem der Plastik ✱ **Magisches Quadrat:** Ella, Laus, Lust, Asta. ✱ **„Ein Spiel“:** Schach, Schah. ✱ **Reise nach dem Süden:** Romane, Roman, Roma, Rom.



Herbin-Stodin
DIMETH.AC.PHENYL PHENAC. LITHIUM.
20 Tabl. 1.05
10 Tabl. 0.60
unschädlich und unübertroffen bei starken
Kopfschmerzen
Rheuma-, Muskel- und Nervenschmerzen. Verlangen Sie daher in der Apotheke nur Herbin-Stodin und Sie werden angenehm überrascht sein.
H.O.ALBERT WEBER, MAGDEBURG

Harzer Edelroller
aber die echten, direkt vom größten Harzzüchter. Qual.-Sänger RM. 4.— [6-5]
Hochinteress. Preisliste kostenlos
Heydenreich
Bad Suderode/Harz 15



Musik-Instrumente
für Standartenkapellen und Spielmannszüge liefert preiswert auch gegen bequeme Teilz.
Joh. Gottfr. Dunger
Erlbach (Vgtl.) Nr. 39
Reparaturen schnell, gut und billig. [L-10]

Prismengläser
dir. ab Fabrik v. 39.50 an. Kat. fr. Ratenzahlg.
Dr. F. A. Wöhler, Optisches Werk, Kassel 47 [26-8]

100 METER Sicht — DEUTSCHE ARBEIT — Liste grat. fr. Nachn. 1,95 Kreiensen, Postfach 17 [3-1]

Schweine-Klein-Fleisch
9 ℔ M. 2.95, 30 ℔ M. 8.70
Rote milde Kugelkäse
9 ℔ M. 2.55, 50 ℔ M. 10.40
3½ ℔ f. Dauerwurst M 3.70
H. Krogmann, Nortorf 38 [13-3]

Nur RM 1,95
Nr. 700. Echt 14 Karat Goldpanzer, 5 Jahre schriftl. Garantie! Inkl. Gravierung. Bei Vorauszahlung auch in Briefmark. franko. Nachnahme 32 Rpf mehr. Als Ringgröße genügt Papierstreifen. Katalog 1933 gratis. [L-86
Gerh. Langner J. 22, Breslau X, Matthiasstr. 95



Geschenke billig Weihnachts-Katalog gratis
SIGURD GESELLSCHAFT KASSEL 195 [13-6]

STOTTERN
ist nervöser Druck. Befreie dich selbst! A. frei.
A. Gräser, Gotha
Ludendorffstraße 21 [8-8]

Alle Musikinstrumente billigst
ab Fabrik bez. vom größten Spezial-Versand-Geschäft direkt an Private
Katalog kostenlos. Günstige Ratenzahlungen.
Meinel & Herold Klingenthal Nr 323 [L-10]

GRAUE HAARE
erhalt. Naturfarbe durch einfaches Mittel. Keine Farbe. Näh. kostenlos.
Frau A. Müller, München 6. 222, Alpenrosenstr. 2 [26-15]

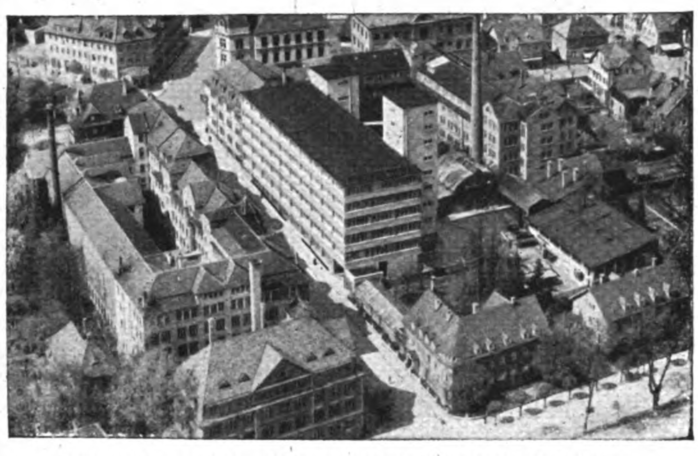
Werkzeuge! Katalog gratis. Westfalia Werkzeugcomp. G. m. b. H., Hagen i. W. 204 [52-11]

„Der Aufstieg" Aufklärende Broschüre für **Erfinder** kostenfrei
Patentbüro Bues-Bielefeld 199 [L-4]



Das ist meine Quelle.
denn hier bekommen Sie mehr Ware und sparen trotzdem einen Haufen Geld. Befolgen Sie darum meinen ehrlich. Rat: „Schreiben Sie noch heute und verlangen Sie völlig umsonst und portofrei
240 Wollproben
260 Stoffproben
ein kostenloses Jahresabonnement der Neuesten Quelle Nachricht. vom rein christlichen [L-34
Versandhaus **Quelle** G.m.b.H. Fürth i. Bay. Nr 34

Bestecke
massiv Silber, 800 gest. sowie mit 100 g Silberauflage, moderne, schwere Muster, Juwelierw. 30 Jahre Garant.
Sonder-Angebot! 72tlg. Garnitur, 100 g Auflage RM. 95.— Weitestgehende Zahlungserleichterungen. Katalg. und Muster z. Diensten.
Friedr. Busbach, Besteckfabrikation, Solingen 9 [9-4]



FLUGZEUG-AUFNAHME DER WELTBEKANNTEN KIENZLE UHRENFABRIKEN A. G. IM WÜRTTEMB. SCHWARZWALD

2500 Schwarzwälder Arbeiter sind Bürgen für jede Kienzle-Uhr und geben ihr Bestes, jeden Käufer einer Kienzle-Uhr zufriedenzustellen, ganz gleich, ob es sich um eine der bekannten Kienzle-Crometa für Schreibtisch, Nachttisch und Reise, oder um eine Taschenuhr handelt.

KIENZLE-UHREN IN JEDEM FACHGESCHÄFT

Lest den Anzeigenteil
ganz genau! Er enthält immer günstige Angebote.

Wochenendhäuser
Gartenhäuser
Jagdhütten
Unterkunftshäuser
Lagerhäuser
Garagen
Fahrradständer
in modern. zerlegbarer Bauweise
Kottmann & Co.
Spezialwerk f. Drahtund Eisenverarbeitung Siegen i. W. 5 [6-2]

Nationalsoz. Bühnenwerke
a. f. Hitlerjugend u. N. S.-Frauenschaft begeistert aufgenommen und von größter Werbekraft!
Nationale musikal. Vorträge und Melodramen, Lebende Bilder, Gedichte, Sprechchöre, Schallplatten - Bilder u. Postkarten
Auswahlsendungen von Büchern und Musikalien! Sonderprospekt N kostenl.
Partei- und Aufmarsch-Abzeichen
Wachsfackeln. — N. S. B. O.-Fahnen
G. Danner, Mühlhausen i. Thüring.
[12-6] Fernruf: 99 und 324

Lest „Die Brennessel"
Die größte politisch-satirische Wochenzeitschrift Deutschlands

EM-GE Gas-, Alarm- u. Leuchtpistolen
EM-GE Jugend-Repetiergewehre.
gut, preisw. u. ohn. Waffensch. durch d. Fachhandel. Liste frei!
Moritz & Gerstenberger
Waffenfabrik, Zella-Mehlis 37 i. Thür [1-3]

Wolle 16
50 g nur
Fast 500 Wollproben u. das hochinteressante Trifels-Woll-Blatt mit vielen praktischen Anleitungen für alle Strick- u. Häkelarbeiten, ganz kostenlos und unverbindlich allen Leserinnen dieses Blattes.
WOLLE ungemein billig:
Pulloverwolle nur 16 Pfg.
Sportwolle nur 25 Pfg.
Strumpfwolle nur 18 Pfg.
Schreib. Sie direkt a. die **Trifels-Wollgesellschaft, Lambrecht 22** Pfalz [13-3

Idee = Geld
d. Erfinden Prüfschr. u. Aufkl. frei
Patent-Service
Dresd en-Z, Amalienstr. 23 [3-2]

Thür. Ritter Pflaumenmus
zuckergesüßt, aus gut., reif. Trockenpfl., 10-℔-Eimer M. 2.80 ab hier, Nachn. Viel 1000 Nachbestellung. **Otto Ritter, Schkölen in Thür. 60,** Pflaumenmusfabr. [6-1

[13-3] **Graue Haare**
erhalt. Naturfarbe dch. einf. Mittel. Keine Farbe, keine Nachn. Näheres kostenl. **Fr. M. Seufert, München 7, Wörthstr. 3/0**

Dr. Schwenzer's Universalmittel
töten sicher Schwaben, Russen, Kakerlak. Wanzen, Grillen, Ameisen. Preis 1.25 Mk. [13-8
Dr. Schwenzer, Düsseldorf 94

Alles spielt zu Hause **„Karambola" Billard!!**



Vollw. Spiel m. all. Schik. Verl. Sie Prosp. v. **Karambola-Vertrieb Wetzlar A 71** Postschließfach 177 [3-2

Tafelbestecke
in 100 g Schwerversilb. direkt ab Fabr. Nur best. Qual. Verl. Sie Weihnachts-Sonderangebot mit Gratiskatalog.
Fritz Kocherscheidt Besteckfabrik [13-3
Mettmann (Rheinl.) Schulstraße 18

O- u. X-Beine, Senkfüße, Rückgratsverkrümmungen bes. Sie ohn. Appar. u. o. Berufsstörg. Prosp. m. zahlr. **ärztl. Gutachten** kostenl. d.: **C. A. Langer, Hamburg 36, B. Fach 132** [L-20]

Stahlhelme [L-10]
vorschriftsmäß., (feldgr., schwarz od. braun) kompl., das Stück M. 6.50 (bei mehr Rabatt), liefert **Wilh. A. Schwarze, Dresden-N. 6/J.**

Meurasan
das vorzügl. Hausmittel, die unentbehrliche Wund-, Brand- und Flechtensalbe bei Brandwunden, erfrorenen Gliedern, Hautabschürfungen, Flechten, aufgesprungenen Händen, der Kinderpflege, zum Abheilen von Wunden.
Schachtel 53 Pfg. Tube 1.05 RM.
Zu haben in den Apotheken. [2-1
O.R. Reinhold Jahn, Meura (Thür. Wald)

Fahnen-Hoffmann Berlin SW 68. Hedemannstr. 26.
Part. amtl. zugel. [L-26]

EISU Stahl-Holz-Betten
Schlafzim. Polst. Stahlmatr. an jeden, Teilz. Kat fr. Eisenmöbelfabrik Suhl/Th. [L-17]

Mehr Geld verdienen!
50 Künstlerkarten . -.55
50 Blumenkarten . . -.70
50 Geburtstagskrt. . -.80
50 Landschaftskrt. . 1.20
50 Weihnachtskart. . -.80
50 Neujahrskart. . . -.80
50 Hitlerkarten . . . 1.45
25 N. S.-Liederbüch. 1.50
Schreib- u. Kurzwarenkatal. frei! **Erich Höhn, Scheibe-Alsbach 3/Thür** [8-2]

Stottern
Dauerheilung! Wichtige Ausk. fr. **G. Naeckel, Berlin-Ch., Dahlmannstr. 24** [L-19]

Musikinstrumente
staunend billig bei
Wolf & Co., Klingenthal Sa. 562
Groß. Katalog umsonst [26-9]

Seit Februar erscheint wöchentlich der N.S. Funk
Einzelpreis RM. -.20
Zu haben in jeder Buchhandlung und bei den Zeitungshändlern.



Wieder Werte schaffen.....
und Aufbauarbeit leisten. Aber auch für sich und seine Familie. Vermögen bilden und die Zukunft sichern! Eine Lebensversicherung bei uns macht das leicht und bequem. Schon für wenig Geld guter Versicherungsschutz
VOLKSFÜRSORGE
Das Versicherungsunternehmen für alle Schaffenden
Hamburg 5 An der Alster 57-61

WESTPHAL-KAFFEE [6-1]
von M. 1.90 an
Proben kostenfrei.
Gustav Westphal
Altona 1 - Hamburg

Repetier-Pistolen!
Waffenscheinfrei mehrschüss. 5 mm M. 3.30
7 schüssg. M. 5.90
10 schüssig M. 7.40
J. Ortmann, Nürnberg 4/51 [L-56]

Schokolade
direkt ab Fabrik zu Großhändl.-Preis. Verwendung von nur erstklassig. Rohmaterial wird ausdrücklich garantiert. Postpaket enthält 40 Tafeln à 100 g, je 8 Tafeln Sahne, Mokka-Sahne, Extra edle Feinbitter, Vollmilch, Vollmilch-Haselnuß **à 19 Pf.,** portofrei gegen Nachnahme von **M. 7.60** Probepaket 25 Tafeln M. 5.—, Sortiment 2 50 Tafeln à 16 Pf. = M. 8.—. Kakao, der feinste per Pfd. 80 Pf., der allerfeinste per Pfund 90 Pf., Haushaltkakao p. Pfd. 65 Pf.
Martin Pirsch
Schokoladen-Fabrik Leipzig C 1
Windmühlenstr. 46 Bitte verlangen Sie mein. Weihnachtskatalog! [6-1]

Alle Arten KLISCHEES
Südd. Klischee-Anstalt
MAX FICHTNER MÜNCHEN
TEL. 25783 LIEBHERRSTR. 4 [L-27]



Silberbestecke
massiv Silber, versilberte Tafelbestecke und Chrom-Alpakabestecke liefern wir an Private. Katal. kostenfrei u. unverbindlich.
W. R. Keune
Rheingold-Silberwaren-Gesellsch.
Mettmann [6-1]
Schließfach 53



6 Jahre alt und schon ein Knipser
Was der Kleine kann, machen Sie im Handumdrehen. Den reichillustrierten Photo-Helfer J 29 versende ich an jed. Interessenten geg. Bekanntgabe der Adr. Erst als Porstkunde macht's Knipsen Spaß, der viel. Vorteile wegen.
Der Welt größt. Photo-Spezialhaus [L-29
PHOTO-Porst
Nürnberg-A 229

Unsere deutschen Inserenten
wollen verkaufen. Deshalb inserieren sie ja im „J. B.". Je mehr sie verkaufen, desto mehr inserieren sie. Wächst so der Anzeigenteil des „J. B.", dann müssen wir automatisch auch den Textteil des „J. B." vergrößern. Es ist also zweimal Euer Vorteil, wenn Ihr die Inserenten des „J. B." bei Euren Einkäufen bevorzugt! [1-1]

Achtung! Briefmarkensammler!
GEBRÜDER SENF, LEIPZIG

Glossen der Woche



Wirt: „Genga S' zua, meine Herren, red'n ma wieda amal von was anderm!"



„Kannst net fahr'n, du Depp?"
„Jetzt nimma, Rindviech damisches!"



„Hallo, Sie, was machen Sie da?"
„Alles in Ordnung, Herr Wachtmeister, meine Olle putzt nur eben die Treppe!"



„Sie, Herr Ober, die Portionen sind hier aber kleiner geworden!"
„Optische Täuschung, mein Herr, das Lokal ist vergrößert worden."



Erlaubte Schwarzarbeit.



„Oh, durch mich spricht ein Geist!"
„Det stimmt, aba der Weingeist!"

Auf der Leipziger Straßenbahn

„Wissn Se schon, im Zoo wurdn Dichr geschdohln."
„Was? De wundrscheenen Geenichsdichr?"
„Nee, die nicht, ich meene doch de Handdichr!"

Begriffsstutzig

„Wo kommen Sie her?"
„Aus dem Theater."
„Was haben sie denn gegeben?"
„Zwei Mark."
„Nein, ich meine, was für ein Stück?"
„Ach so, ein 5-Mark-Stück. Drei bekam ich zurück."
„Aber ich meine doch, was die Schauspieler gegeben haben?"
„Mensch, Sie stellen aber naive Fragen. Die Schauspieler haben natürlich nichts gegeben, die durften umsonst hinein."

Anthropologie

Professor zum Prüfling, ihm einen Schädel vorhaltend: „Was ist das für ein Schädel?"
„Ein Frauenschädel, Herr Professor!"
„Woran erkennen Sie das?"
„An den ausgeleierten Kiefergelenken."

Kleine Anekdoten von großen Musikern

Abel, der große Tonkünstler, ging eines Abends in Vauxhall spazieren, als eben eine seiner Symphonien schlecht aufgeführt wurde. Besonders wurde sie dadurch verdorben, daß der Leiter des Orchesters das Zeitmaß ganz falsch genommen hatte. Als Abel demselben einige nicht sehr freundliche Worte der Anerkennung widmete, fragte ihn ein Freund, wie der Musikverderber heiße. „Kain", erwiderte Abel. „Wie, Kain?" „Nun, hören Sie nicht, daß er mich ermordet?"

*

Paganini ging einst in ein Geschäft, um sich Handschuhe zu kaufen. Die Verkäuferin legte ihm das Neueste vor: Handschuhe à la Giraffe. — „Nein, nein, von einer anderen Bestie!" sagte Paganini. Die Verkäuferin, die den Käufer nicht kannte, lächelte stereotyp und öffnete einen anderen Karton, der „Handschuhe à la Paganini" enthielt.

*

Während Brahms sich gern und häufig in der Gesellschaft guter Freunde befand, konnte in größerer Gesellschaft, bei der ihm nicht sympathische Gäste zugegen waren, leicht der „böse Geist" über ihn kommen, und dann blieb auch sein bester Freund nicht von Spottreden verschont, und mit großer Vorliebe zog er Ernstgemeintes ins Lächerliche. So erzählte ein Witzling, daß sich Brahms einmal von der Hausfrau mit den Worten verabschiedete: „Wenn ich jemand aus der Gesellschaft zu beleidigen vergessen haben sollte, bitte ich, mich zu entschuldigen."

Vom Regen in die Traufe

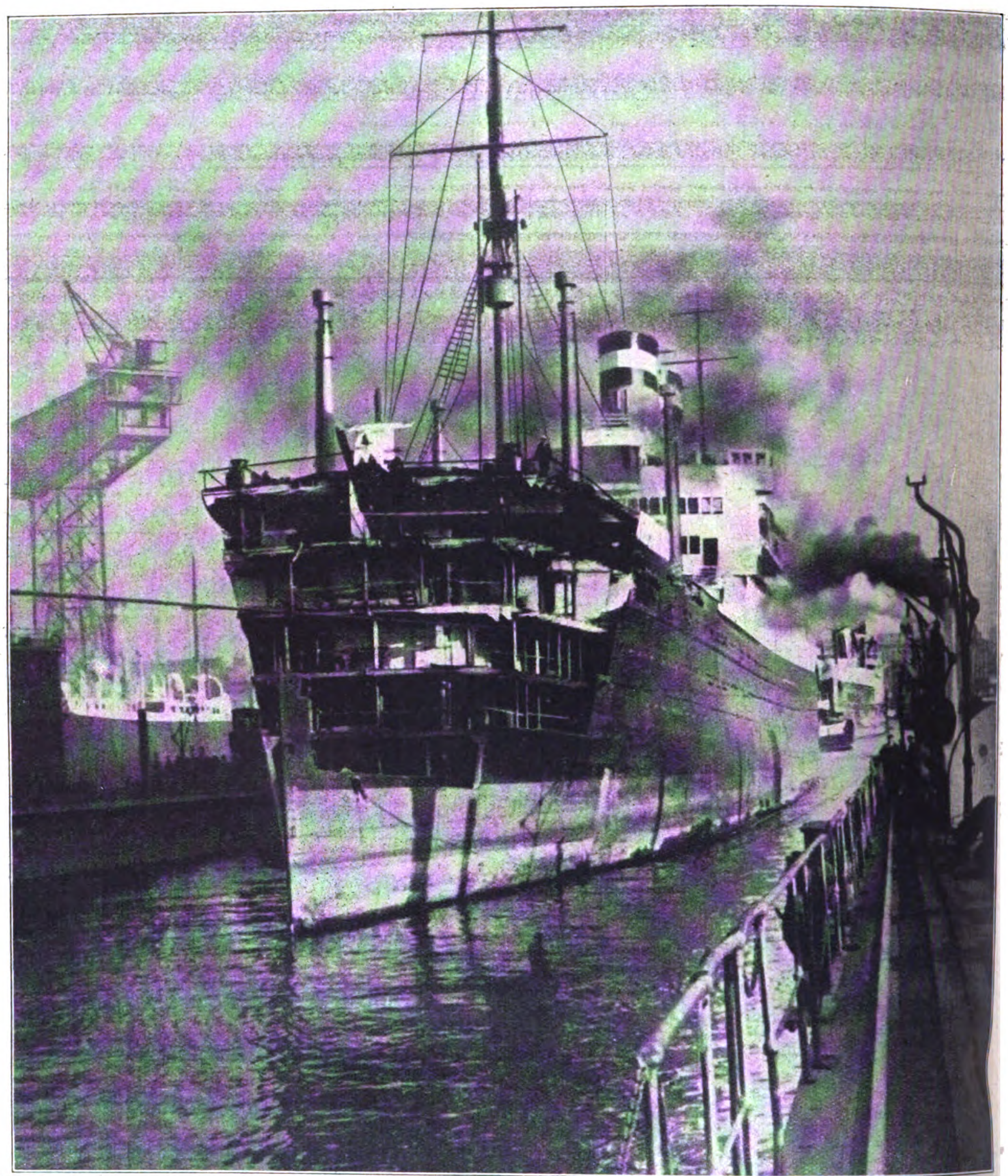


Schiffe werden ‚vorgeschuht'

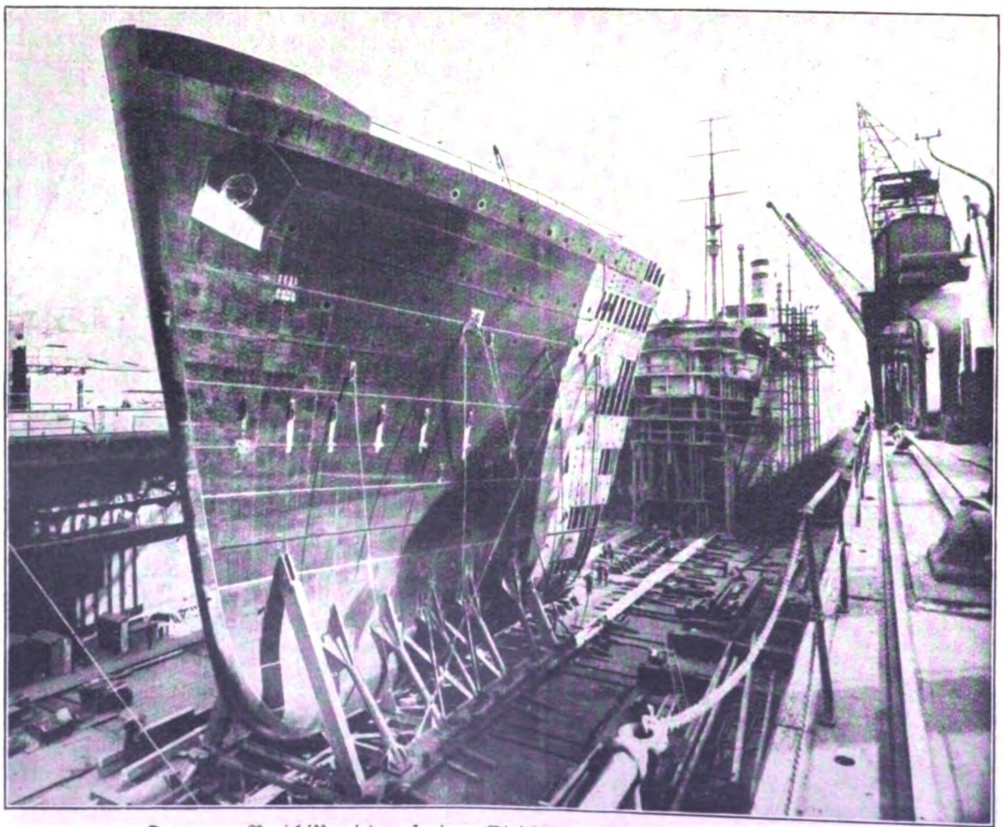
Vor einigen Monaten hat sich die Hamburg-Amerika-Linie entschlossen, die Vorschiffe ihrer in der Passagierfahrt Hamburg-Neuyork stehenden vier „Ballin-Dampfer" um 12 m zu verlängern und ihnen eine andere Bugform zu geben. Mit der Durchführung dieses Entschlusses ist jetzt begonnen worden. Der erste Dampfer, die „Hamburg", liegt bereits im Dock, ihr Umbau wird nach 2 Monaten beendet sein.

Bevor das „Vorschuhen" erfolgt, geht das Schiff an die Werft, wo zunächst das alte Vorschiff in einer Länge von 22 m bis zur Wasserlinie regelrecht abgeschnitten und abgewrakt wird. Selbstverständlich sind die Inneneinrichtungen, Maschinenanlagen und Ankerspille vorher ausgebaut, da sie im neuen Vorschiff wieder verwendet werden. Dann geht das Schiff in das Dock, wo das Unterwasser-Vorschiff ebenfalls entfernt wird. Inzwischen ist der neue „Vorschuh" auf einer Gleitbahn fertig gebaut worden. Mit elektrischen Winden wird er auf der Gleitbahn an den Schiffskörper gezogen und mit ihm — nach genauem Ausrichten — durch ein 9 m langes Zwischenstück verbunden. Sobald das Schiff wieder schwimmfähig ist, verläßt es das Dock, um am Werftkai den Innenausbau zu vollenden. Der geschützte Deckraum des Vorschiffes wird stark vergrößert und bietet den Reisenden 3. Klasse noch mehr Möglichkeit als bisher, sich im Freien aufzuhalten. Als letztes der umzubauenden Schiffe wird die „Albert Ballin" im Juli nächsten Jahres die Werft verlassen.

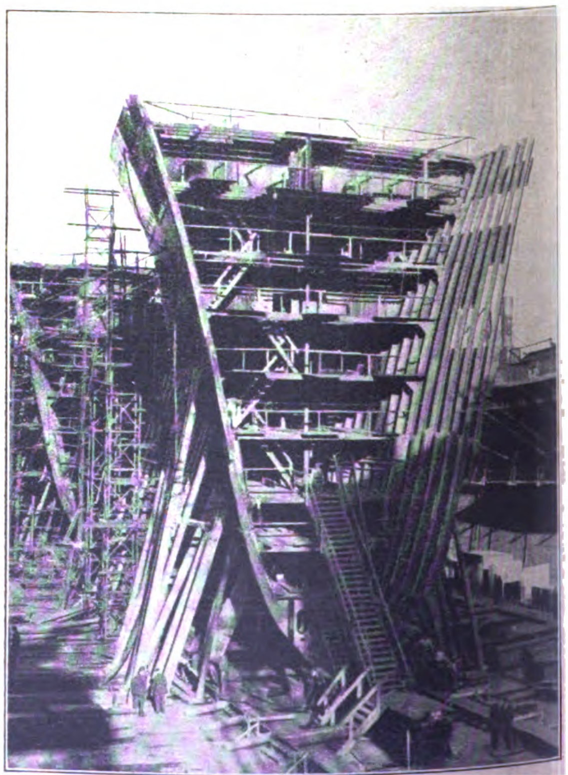
G. Luepke.



Vier Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie erhalten ein neues Vorschiff und neue Bugform: Die „Hamburg" geht von der Werft in das Schwimmdock, um dort „vorgeschuht" zu werden.



Das neue Vorschiff wird auf einer Gleitbahn langsam mit Flaschenzügen an den Dampfer herangezogen.



Blick in das Innere des neuen Vorschiffes der „Hamburg" im Dock vor der Verschiebung.

Gas-Kampf gegen Raupen

Der größte Feind des Menschen in den Kiefernwäldern Deutschlands ist die Forleule. Die aus den Eiern dieses Forstschädlings gekrochenen wahren Heere von Raupen überschwemmen die Wälder und fressen alles, was sich ihnen an grünen Kiefernnadeln in den Weg stellt. Die kahlen Bäume bieten einen trostlosen Anblick. Staat, wissenschaftliche Institute und Besitzer der großen Forste sind gezwungen, einen energischen Kampf gegen die Forleule zu führen.

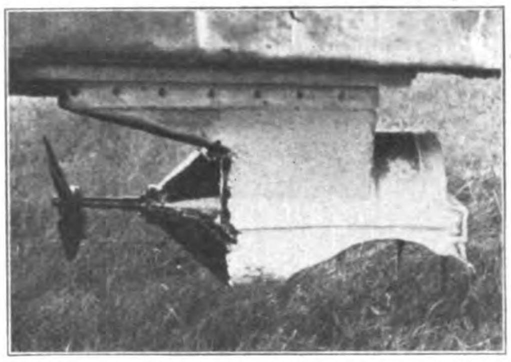
Vor einigen Jahren begann man auf neuartige Weise die Schädlinge zu be-



Ein Soldat des Insektenkrieges:
Der Pilot des Zerstäubungsflugzeuges in seiner Maske, die ihn, mag das Gift für Menschen, Säugetiere und Vögel auch unschädlich sein, vor den Gaswolken während der Bestäubung schützt. Dem Piloten fällt die Aufgabe zu, die von dem leitenden Förster bezeichneten Gebiete strichweise mit dem Gift zu belegen. Die kranken Wälder sind durch weiße und andersfarbige Fahnen gekennzeichnet, so daß Verfliegen kaum möglich ist. Die Flüge werden in den Morgen- und Abendstunden ausgeführt, denn tagsüber herrschen bei klarem Wetter Luftströmungen, die für das Einfallen des Giftes hinderlich sind.



Verladung des Insektentodes:
Die Flugzeuge sind für die Bestäubung besonders hergerichtet. Auf der unteren Seite des Rumpfes ist eine kleine Maschine eingebaut, die in der Luft die Zerstäubung vornimmt und gleichmäßig auf die Fläche zerteilt. Der Innenraum des zweiten Sitzes wird mit Gift gefüllt und mit einem Deckel verschlossen.



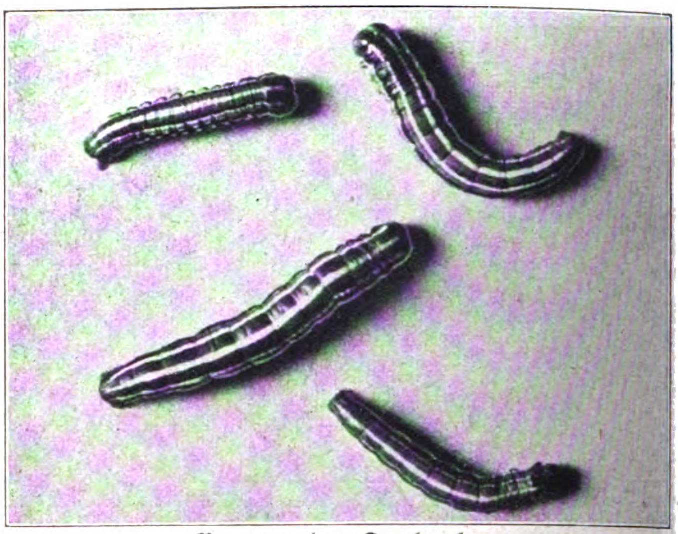
Eine kleine Maschine, die am Rumpf des Flugzeuges angebracht ist, leistet die ganze Arbeit der Zerstäubung. Der durch den Flugwind angetriebene kleine Propeller bewegt eine große Welle im Innern der Maschine, erfaßt das darüber liegende Gift, und die starke Fluggeschwindigkeit zerteilt die Giftwolke.



Je drei Arbeiter sind zu einer Gruppe zusammengeschlossen, die das Flugzeug füllen. Während der Abwesenheit des Flugzeuges werden die Vorbereitungen zur neuen Füllung getroffen, und wenn das Flugzeug zurückkehrt, wird der kleine Wagen dicht herangefahren. Die Füllung dauert nur wenige Minuten; dann ist das Flugzeug wieder bereit zu starten, um Millionen der Schädlinge zu vernichten. Durch geschickte Einteilung ist es möglich, an einem Tage über hundert Flüge auszuführen.



Wälder, in denen sich die Forleule und andere Schädlinge festgesetzt haben, sind in kurzer Zeit kahl gefressen. Ein grausiges Bild für den Beschauer — soweit der Blick reicht: kahlgefressene Bäume! Die Forleule hat es besonders auf die wertvollen Kiefernwälder abgesehen und richtet hier einen in die Millionen Mark gehenden Schaden an. Auf Kiefern sind schon bis 3000 Stück dieser Schädlinge gezählt worden. Man kann sich leicht ausrechnen, in wie kurzer Zeit ein Wald zerstört wird, wenn nicht mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zugegriffen wird.



Raupen der Forleule.
Die grünliche, mit weißen Streifen durchwirkte Raupe paßt sich ganz den Eigenschaften des Nadelwaldes, besonders des Kiefernwaldes, an. Die Flugzeit des Falters dauert gewöhnlich von Mitte März bis in den April. Die aus dem Ei schlüpfende Raupe verpuppt sich im Laufe des Juli und August. Als Puppe überwintert der Schädling in und unter der Bodenstreu, um mit dem Ausschlüpfen des Falters im folgenden Jahre den Kreislauf seiner Entwicklung von neuem zu beginnen.



Das Bestäubungsflugzeug bei der Arbeit.
20—30 Meter über den Baumkronen zieht es seine regelmäßigen Kreise und bestreut die gefährdeten Wälder Strich für Strich, als äußeres Zeichen seiner Arbeit die große Giftwolke hinter sich herziehend.



Neben dem Flugzeug benutzt man für kleine Flächen den Motorzerstäuber, da es sich nicht lohnen würde, für eine kleine Fläche ein Flugzeug einzusetzen. Im kleinen Revier leistet der Motorzerstäuber gute Dienste, da sein Aktionsradius ziemlich weit reicht und so das kostspielige Flugzeug ersetzt.

kämpfen. Man machte sich das Flugzeug, die fliegende Insektenspritze, im Kampfe gegen die Forleule zunutze. Damals wurden arsenhaltige Gifte benutzt, die aber Menschen und Tiere gefährdeten. Heute, nach vielen wissenschaftlichen Versuchen, benutzt man die sogenannten Kontaktgifte. In diesem Jahr, das ein Großkampfjahr ist, sind mehr als ein Dutzend Flugzeuge für den Bestäubungsfeldzug eingesetzt worden, und auch vom Erdboden aus hat man mit Motorzerstäubern gearbeitet.

Die Kontaktgifte bestehen aus Verindal, Forestit und Neurotol und werden von verschiedenen chemischen Fabriken hergestellt. Man streut etwa 50 Kilogramm auf ein Hektar. Der Hauptfeldzug umfaßt das Ausbringen von 500 000 Kilo auf 10 000 Hektar. Die einmotorigen Streuflugzeuge können bei einem Start rund 500 Kilogramm schleppen, und so sind nicht weniger als 1000 Starts bei der Erledigung des Programms nötig. Die Wirkung der Kontaktgifte setzt bereits einige Minuten nach der Bestäubung durch das über den Wald geflogene Flugzeug ein: die Raupen fallen herab. Der Höhepunkt einer Bestäubung ist nach drei Stunden erreicht. Es wurde festgestellt, daß durchschnittlich 95 % der Raupen getötet wurden, in einzelnen Gebieten, z. B. bei Baruth in der Mark, sogar 100 %.

Schädigungen der Säugetiere und Vögel durch die Kontaktgifte sind bisher nicht beobachtet worden, von den nützlichen Insekten sind lediglich einige Spinnen der Bestäubung zum Opfer gefallen.



Täglich morgens und abends werden die verschiedenen sogenannten „Kotfänge" von dem mit dieser Arbeit beauftragten Forstassessor kontrolliert, um zu erfahren, wieviel Raupen im Durchschnitt auf einer Kiefer ihr Unwesen treiben.



Eine geschichtliche Stunde.

In feierlichem Staatsakt vollzogen am 13. Oktober 1933 die Landtage von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz die Vereinigung ihrer beiden Länder. Reichsstatthalter Hildebrandt bei der Festrede in dem ehrwürdigen Ständehaus in Rostock.

Luthers Antlitz

in zeitgenössischen Bildern



Luther im Tode.

Ein sehr wertvolles, im Laufe der Zeit stockfleckig gewordenes Aquarell, vermutlich von der Hand des Lucas Fortnagel, im Besitz des Berliner Kupferstichkabinetts.

Aus einem alten Bericht: „. . . zu Eisleben . . . haben zwei Maler also das todte angesicht abconterfeit / einer von Eisleben / dieweil er noch im stüblin auff dem bett gelegen / der ander / Meister Lucas Fortenagel von Hall (Halle a. d. S.) / da er schon eine Nacht im sarck gelegen."

EIN FLUGBLATT VERKÜNDETE LUTHERS TOD



Des Ehrwirdigen Doctoris Martini Lutheri Christlicher abschiedt auß diser Welt. Anno M. D. xlvj.

Dise Figur vns zeyget an
Den außerwelten Gottes Man
Martinum Luther wol bekant
Welchen Got in die Welt gesandt
Allen Teutschen zu heyl vnd trost
Der vns auch alle hat erlost
Vom Babst dem rechten Antichrist
Vnd seiner lehr / gewiß eerist
Mit lob niemands außsprechen kan
Was wolthat er vns hat gethan
Er ist der Mose gantz fur war
Der vns hat außgefüret zwar
Auß der Egyptischen finsternuß
Der menschen lehr / welchs seer verdruß
Den Babst zu Rom / den Pharao
Vnd hat vns wider bracht also
Ins globte Landt mit allem fleyß
Vnd fur gelegt die rechte speyß
Das warhafftige Himelbrot
Gottes wort vnd seine gepot
Er auch der recht Elias ist
Der kummen ist zu diser frist
Der alleding hat bracht zu recht
Das sich nun niemandt förchtet schlecht
Er wirdt auch billich genant
Der Vorlauffer Christi erkant
Dann gleich wie auch Johannes hat
Christum gezeygt mit handt vnd that
Also hat er mit Leben vnd Lehr
Christum gezeygt on alle beschwer
Er ist der rechte David zwar
Hat vns gesungen lieblich klar
Gottes wort an allem ende
Im geyst von Johann Hus erkent
Das er solt sein der weisse Schwan
Der lieblich solt singen fortan
Welchen der Babst vnd seine Rott
Nicht bringen solten in den todt
Er solt mit frid entschlaffen sein
In güter thü on alle pein
Dann das sind seine letzten wort
Welche vil Herrn vnd Leut gehort

Luthers Totenbild nach einem damals sehr verbreiteten, jetzt äußerst seltenen fliegenden Blatt des Hans Guldenmund von Nürnberg.



1520: Der Augustinermönch. Kupferstich von Lucas Cranach d. Ä.



1521: Profilbild Martin Luthers. Kupferstich von Lucas Cranach d. Ä.



1522: Luther als „Junker Jörg". Holzschnitt nach Lucas Cranach d. Ä.



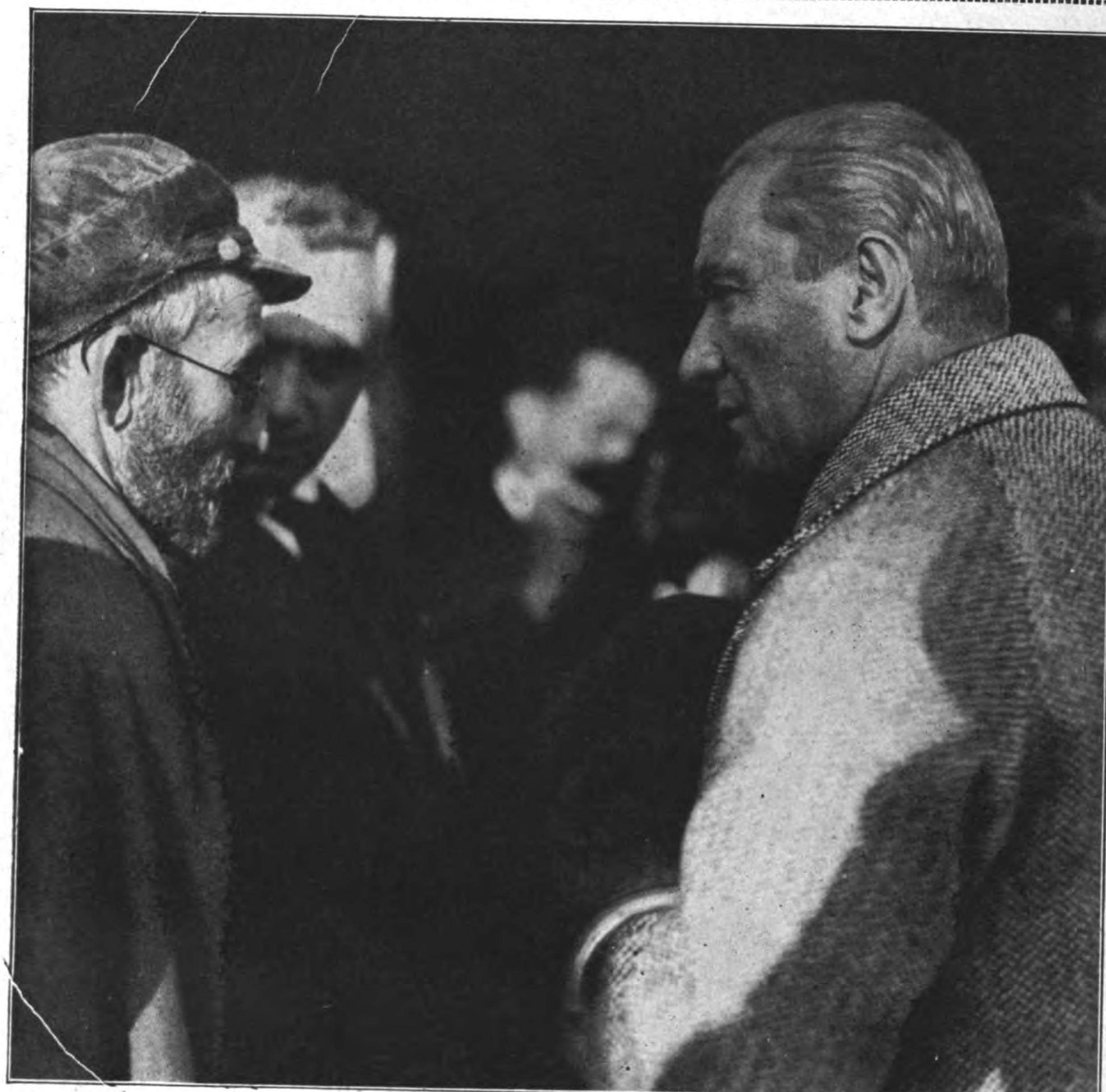
1546: Luther in seinem letzten Lebensjahr. Holzschnitt von Lucas Cranach d. J.

Kemal Pascha

DER SCHÖPFER DER NEUEN TÜRKEI

In diesen Tagen feiert die türkische Nation das zehnjährige Bestehen des neuen Staates

El Gasi — das ist „Der Siegreiche" —, diesen höchsten Ehrentitel, den ehedem osmanische Sultane zu vergeben hatten, verlieh die türkische Nationalversammlung 1921 dem Sieger in der Schlacht an der Sakaria: Mustafa Kemal. Zwei Jahre danach proklamierte der General die Republik und legte damit den Grundstein des neuen türkischen Staates. Die äußere Erscheinung dieses blonden, blauäugigen Mannes, der es verstanden hat, eine von Kriegen zerrüttete Nation zu einem selbstbewußten Volke zu machen, schildert sein Biograph Dagobert von Mikusch nach dem Eindruck eines türkischen Literaten.



Der Gasi im Gespräch mit einem türkischen Bauern.

„Es war während des Weltkrieges. Der genannte Schriftsteller ging eines Tages durch die Perastraße in Konstantinopel, als er aus dem dort liegenden Hotel einen höheren Offizier treten sah, dessen Erscheinung ihm auffiel: ein hageres Gesicht, kluge und zugleich energische Züge, scharfe blaue, bewegliche Augen unter stark vorspringenden Brauen. Den Kalpak tief in die Stirn gerückt, bot er in der straffen Haltung, den sicheren und selbstbewußten Bewegungen durchaus die Prägung eines jener deutschen Offiziere, wie sie damals zahlreich im osmanischen Heer dienten. Der türkische Herr dachte bei sich: Schade, daß wir solche Erscheinungen nicht auch unter unseren eigenen Offizieren haben! Dann, unwillkürlich stehenbleibend, hörte er, wie der vermutete Deutsche, sich zu dem nachfolgenden Adjutanten umwendend, einige Worte in reinstem Türkisch sprach und sich so als Landsmann kennzeichnete. Später erfuhr er, daß es der Oberst Mustafa Kemal war, dessen Name damals schon viel genannt wurde!

Photo: Cemal Ankara



Mustafa Kemal,
der Führer einer türkischen Armee im Weltkriege, der nach Friedensschluß eine Volksbewegung entfachte und die schwache Dynastie stürzte.



Der Förderer des türkischen Bildungswesens
besucht oft Universitäten und Schulen und wohnt dem Unterricht bei. Mustafa Kemal hat die alte türkische Schrift, deren Erlernung 5 Jahre Schulunterricht erforderte, abgeschafft und die Lautwiedergabe in lateinischer Schrift selber festgelegt.



Auf der Leuchtenburg bei Kahla an der Saale ist das erste Schulungslager für Studentinnen eingerichtet worden. Die landschaftlich schöne Lage der Burg läßt den Ausbildungskursus für die Teilnehmerinnen zu einem frohen Erlebnis werden.

Studentinnen im Schulungslager



Freiübungen in luftiger Höhe.
Neben der Erziehung zur Volksgemeinschaft und der Ausbildung in praktischen Dingen wird auch die körperliche Ertüchtigung nicht vernachlässigt.

Rechts: Die jungen Mädchen bei der Einübung alter Volkstänze mit Ziehharmonikabegleitung.

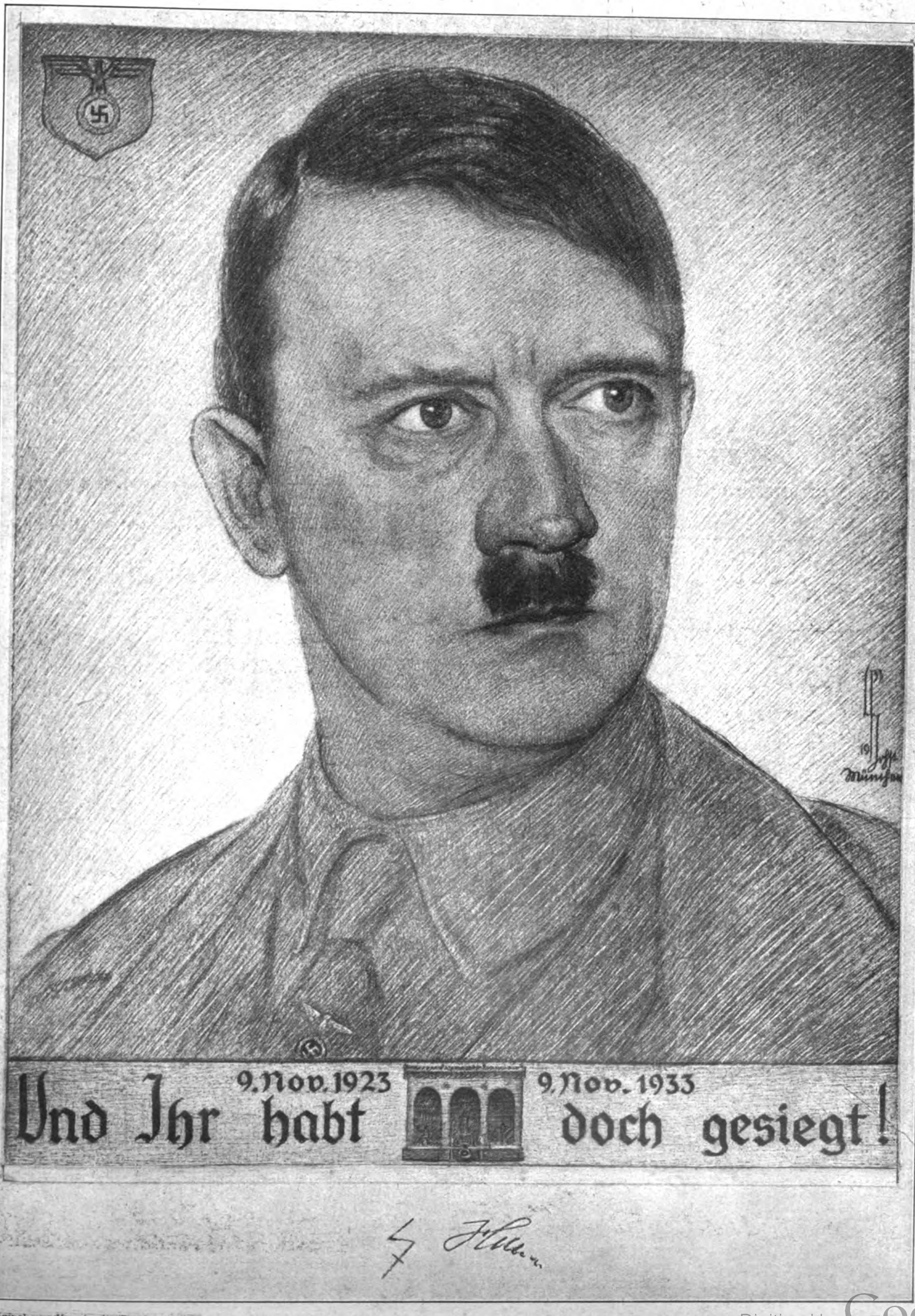
Aufnahmen Tempofot

Preis 20 Pfennig
Österreich: 40 Groschen
Ausland: 35 Pfennig

IB Illustrierter Beobachter

8. JAHRGANG / FOLGE 45 / SAMSTAG, 11. NOVEMBER 1933

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Original von Kunstmaler Pg. L. Johst





Der Führer in Hannover
beim Verlassen des Regierungsgebäudes in Begleitung des Oberpräsidenten Lutze und Gattin.

Am 12. November:

Treu dem Führer!







Während sich Adolf Hitler selbst an die Spitze des Wahlkampfes stellt

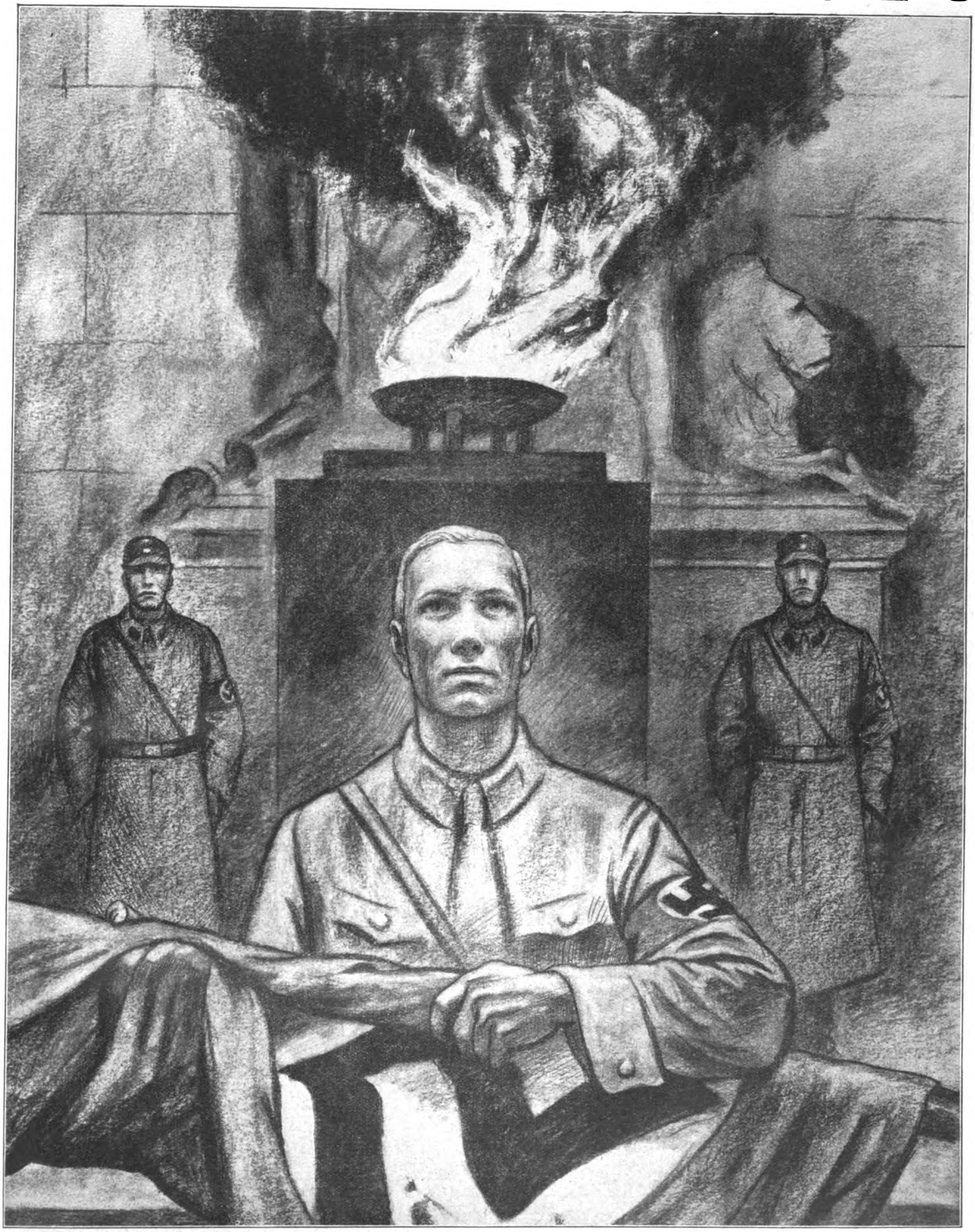


und mit Bahn und Flugzeug durch ganz Deutschland eilt,

werben Plakate und Aufschriften für seine Politik des Friedens, der Ehre und der Gleichberechtigung.


ANTON HECHENBERGER
SCHLOSSER
ANDREAS BAURIEDL
HUTMACHER
MARTIN FAUST
BANKBEAMTER
WILHELM WOLF
KAUFMANN
THEODOR CASELLA
LEUTNANT a. D.
THEODOR von der PFORDTEN
RAT AM OBERSTEN LANDESGERICHT
HANS RICKMERS
RITTMEISTER a. D.
CARL LAFORCE
CAND. ING.
OSKAR KÖRNER
KAUFMANN
DR. MAX ERWIN v. SCHEUBNER RICHTER
KARL NEUBAUER
LORENZ RITTER v. STRANSKY-GRIFFENFELD
ING. OBERLEUTNANT a. D.
KLAUS MAXIMILIAN v. PAPE
KARL KUHN
DIE GEFALLENEN VOM 9. NOV. 1923

IN MEMORIAM 1923



Zeichnung von Elk Eber.

Ich weiß, mein heißer Kampfeswille,
der mir die Opferkraft verlieh,
brennt fort in meines Grabes Stille . . .
Ich lebe! — — Und ich sterbe nie!

Des Willens Feuer, unergründet,
hat dich, mein ganzes Volk, beschwingt
und überall die Glut entzündet,
die Licht in Deutschlands Dunkel bringt.

Daß du den Hader überwandest,
ist schönste Krönung meiner Tat! —
Auch du, der du einst abseits standest,
bist jetzt mein Kamerad . . .

Hibber Lüng.

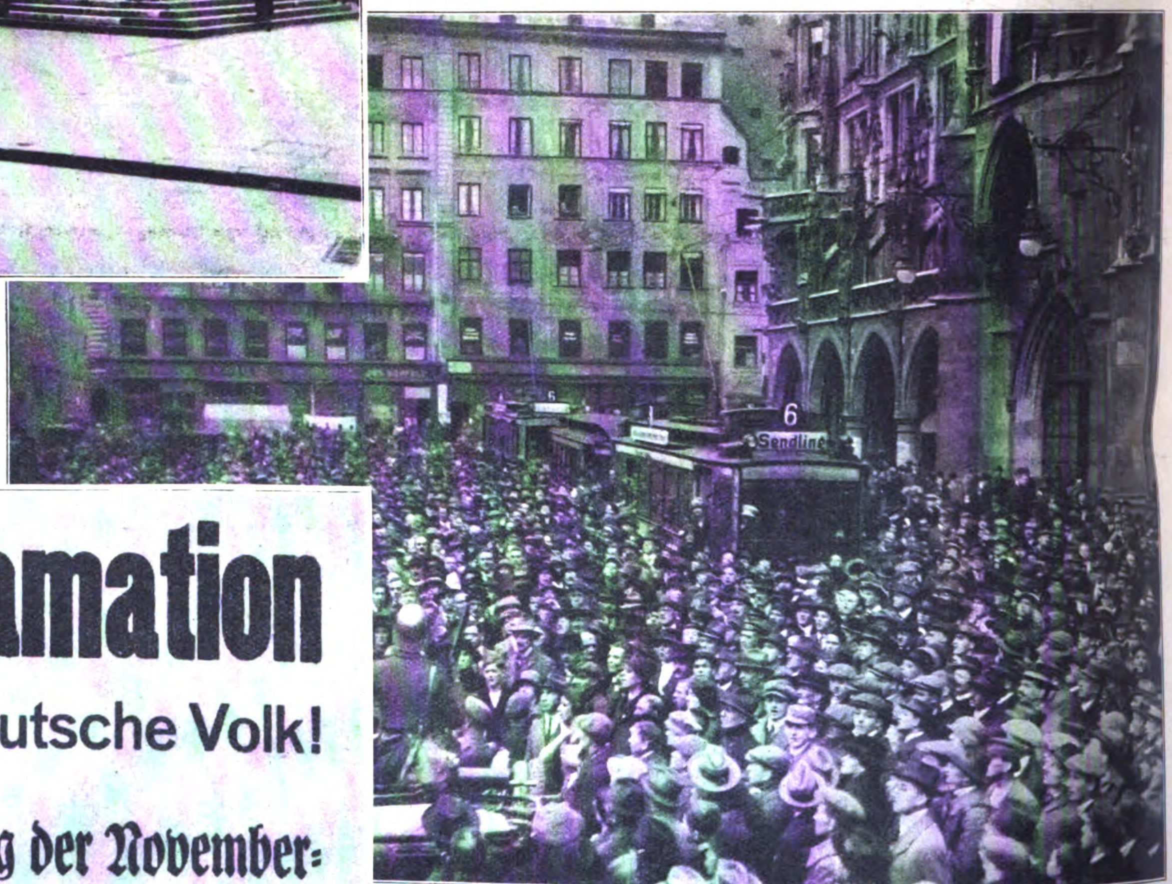


Die Feldherrnhalle in München.

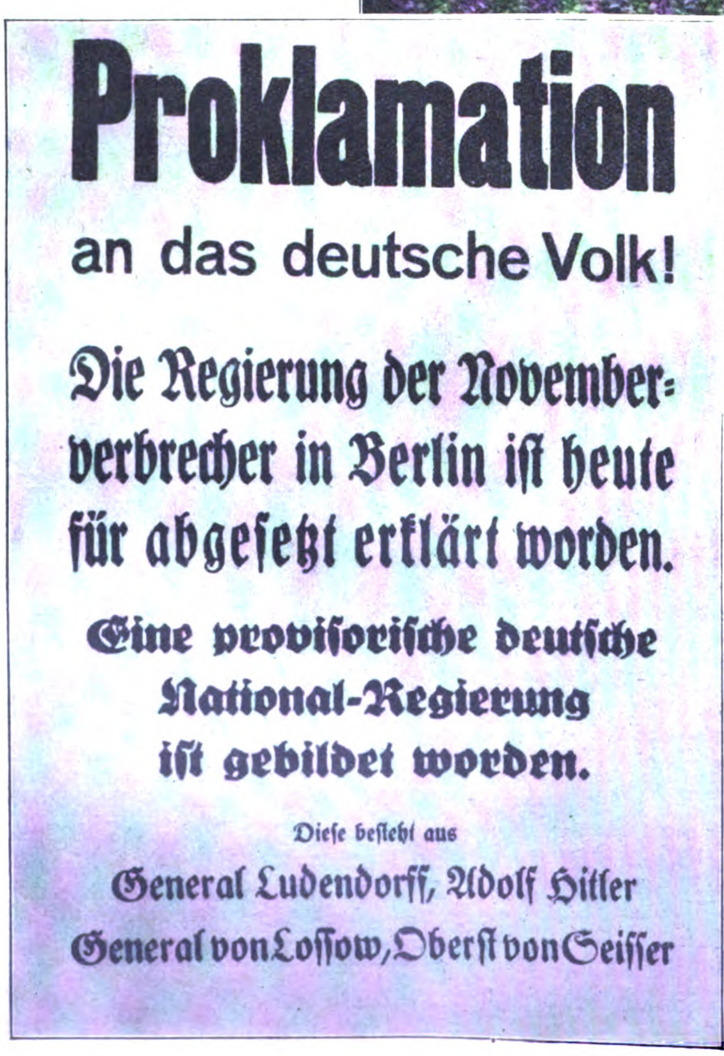


Adolf Hitler bei einer Ansprache an die S.A. im Oktober 1923 auf dem Oberwiesenfeld in München. Rechts sein Begleiter Ulrich Graf.

November 1923



Auf dem Marienplatz in München sammelten sich am Morgen des 9. November 1923 — wie auch auf den anderen Plätzen im Mittelpunkt der Stadt — begeisterte Menschenmassen, die mit ungeheurem Jubel die Verkündung der Proklamation (siehe Bild links) anhörten. Auf dem Rathaus (rechts) wurden alsbald Flaggen gehißt. Erst gegen die Mittagszeit setzte sich die Nachricht vom Umschwung als Gerücht allmählich durch, nachdem die Morgenpresse Münchens die offizielle Verlautbarung der nationalen Regierung gebracht und begeistert zustimmend kommentiert hatte.



Proklamation

an das deutsche Volk!

Die Regierung der November-verbrecher in Berlin ist heute für abgesetzt erklärt worden.

Eine provisorische deutsche National-Regierung ist gebildet worden.

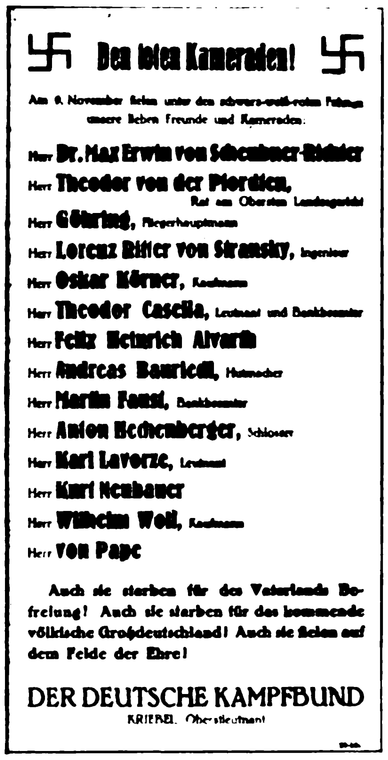
Diese besteht aus

General Ludendorff, Adolf Hitler

General von Lossow, Oberst von Seisser



Links der Eingang zum Bürgerbräukeller im Osten Münchens, wo am Abend des 8. Novembers gelegentlich einer Rede des damaligen bayerischen Staatskommissars von Kahr Adolf Hitler die nationale Regierung ausgerufen hat. Auch am Vormittag des 9. November war der Bürgerbräukeller der Standort Adolf Hitlers. Wenige hundert Meter davon entfernt, an der Ludwigsbrücke, bildete sich der berühmte Propagandazug durch die Straßen Münchens, der an der Feldherrnhalle endete.



Den toten Kameraden!

Am 9. November fielen unter den schwarz-weiß-roten Fahnen unsere lieben Freunde und Kameraden:

Herr Dr. Max Erwin von Scheubner-Richter
Herr Theodor von der Pfordten, Rat am Obersten Landesgericht
Herr Göhring, Fliegerhauptmann
Herr Lorenz Ritter von Stransky, Ingenieur
Herr Oskar Körner, Kaufmann
Herr Theodor Casella, Leutnant und Bankbeamter
Herr Felix Heinrich Alvarth
Herr Andreas Bauriedl, Hutmacher
Herr Martin Faust, Bankbeamter
Herr Anton Hechenberger, Schlosser
Herr Karl Lavorze, Leutnant
Herr Kurt Neubauer
Herr Wilhelm Wolf, Kaufmann
Herr von Pape

Auch sie starben für des Vaterlands Befreiung! Auch sie starben für das kommende völkische Großdeutschland! Auch sie fielen auf dem Felde der Ehre!

DER DEUTSCHE KAMPFBUND
KRIEBEL, Oberstleutnant

Die Todesanzeige des Kampfbundes für die Gefallenen, unter denen irrtümlich auch Goering verzeichnet stand.
(Aus dem Archiv der Sammlung Rehse, München)



Der „Stoßtrupp Hitler, München" im Hofe des damaligen Parteiheims in der Schellingstraße, wo sich jetzt noch die Schriftleitungen der Blätter des Zentralverlags der N.S.D.A.P. befinden. Oben links S.A.-Oberführer Joseph Berchtold, jetzt Hauptschriftleiter des „S.A.-Mann" und verantwortlicher Schriftleiter der Münchener Ausgabe des „Völkischen Beobachters".



Wachttruppe vor dem Reichswehrkommando, dem früheren Kriegsministerium, in München, die der heutige Stabschef der S.A., damals Führer der Reichskriegsflagge, Ernst Röhm, befehligte. In der Mitte, mit der Flagge, der heutige Reichsführer der S.S., Heinrich Himmler.



Die Angeklagten des Hauptprozesses mit ihren Verteidigern.
Von links nach rechts: R.A. Goetz, R.A. Dr. Gademann, J.R. Bauer, J.R. Kohl, R.A. Hemmeter, R.A. Dr. Holl, Dr. Weber, R.A. Dr. Mayer, Oberstleutnant Kriebel, R.A. Roder, J.R. Dr. Schramm, General Ludendorff, J.R. v. Zezschwitz, Adolf Hitler, R.A. Dr. Luetgebrune, Hauptmann Röhm, Oberleutnant Brückner, Oberleutnant Pernet, Oberamtmann Dr. Frick, Leutnant Robert Wagner, Dr. Kohl, Dr. Schramm.

Der Prozess vor dem Münchener Volksgericht



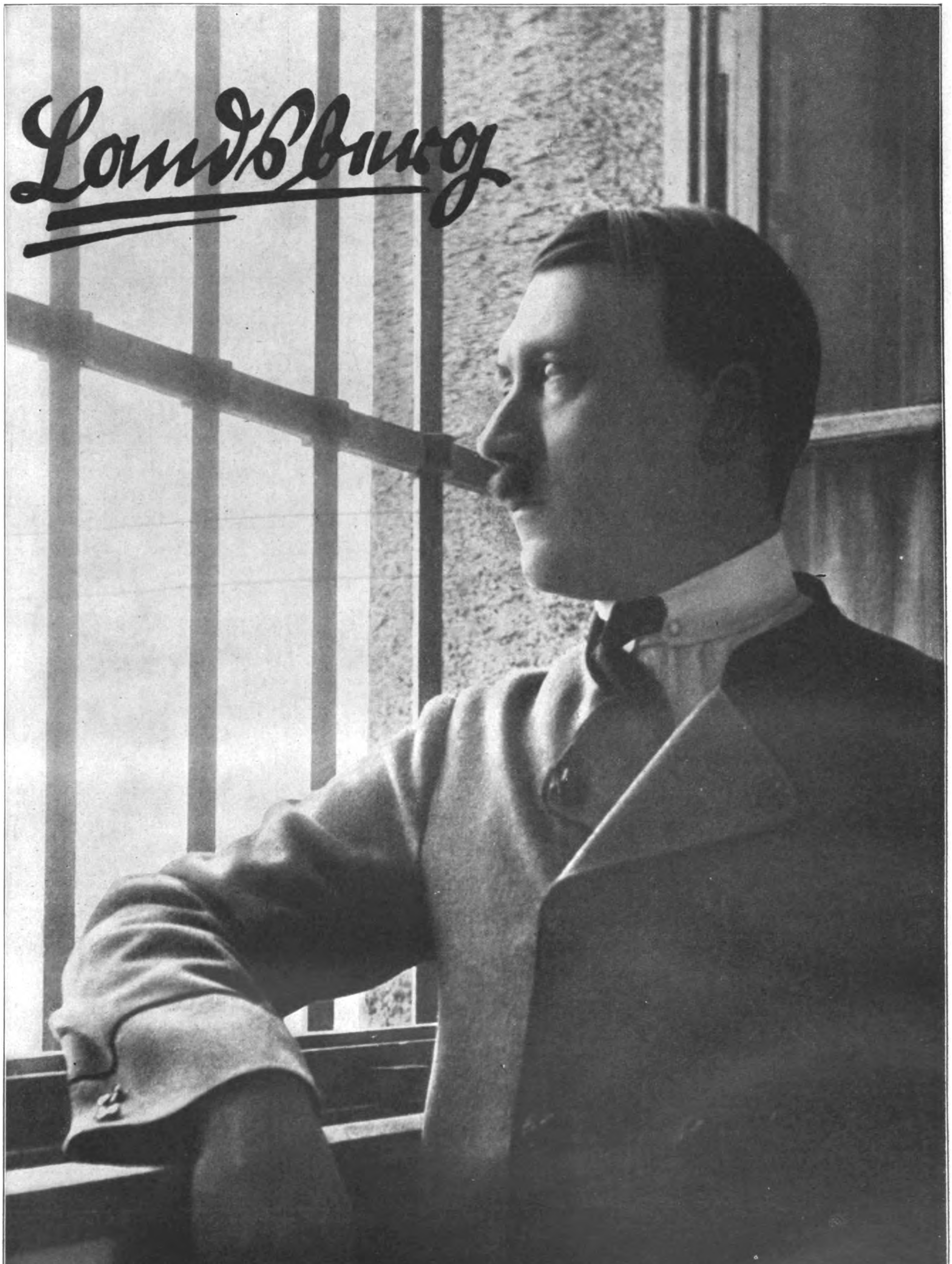
Polizeipräsident Pöhner wird vernommen.
1. Landger.-Dir. Neidhardt, 2. Adolf Hitler, 3. Rob. Wagner, 4. Pöhner, 5. Dr. Holl, 6. Dr. Weber, 7. Brückner.



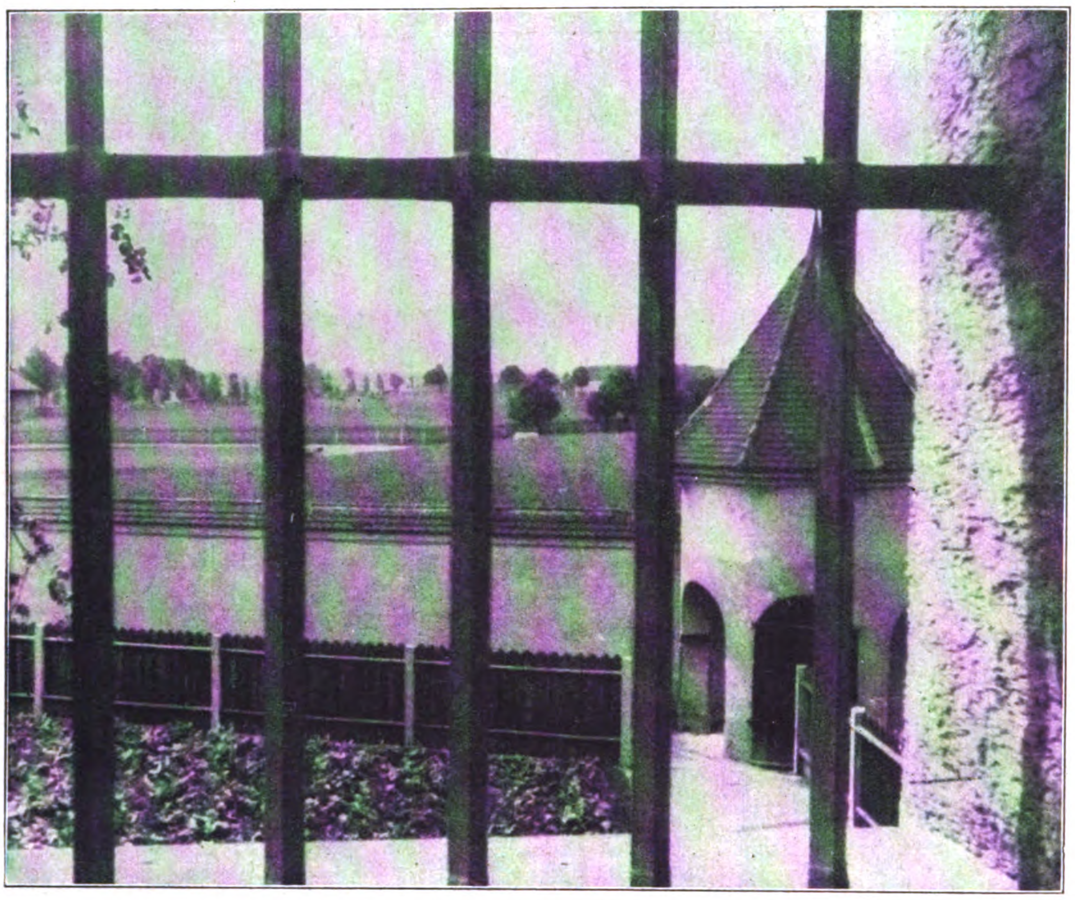
Hermann Esser beim Passieren der Sperre auf dem Weg zum Prozeß.



Die angeklagten und zu Festungshaft verurteilten Angehörigen des „Stoßtrupp Hitler München" vor der Infanterieschule, wo das Sondergericht tagte; rechts oben am Portal der jetzige Oberbürgermeister Fiehler.



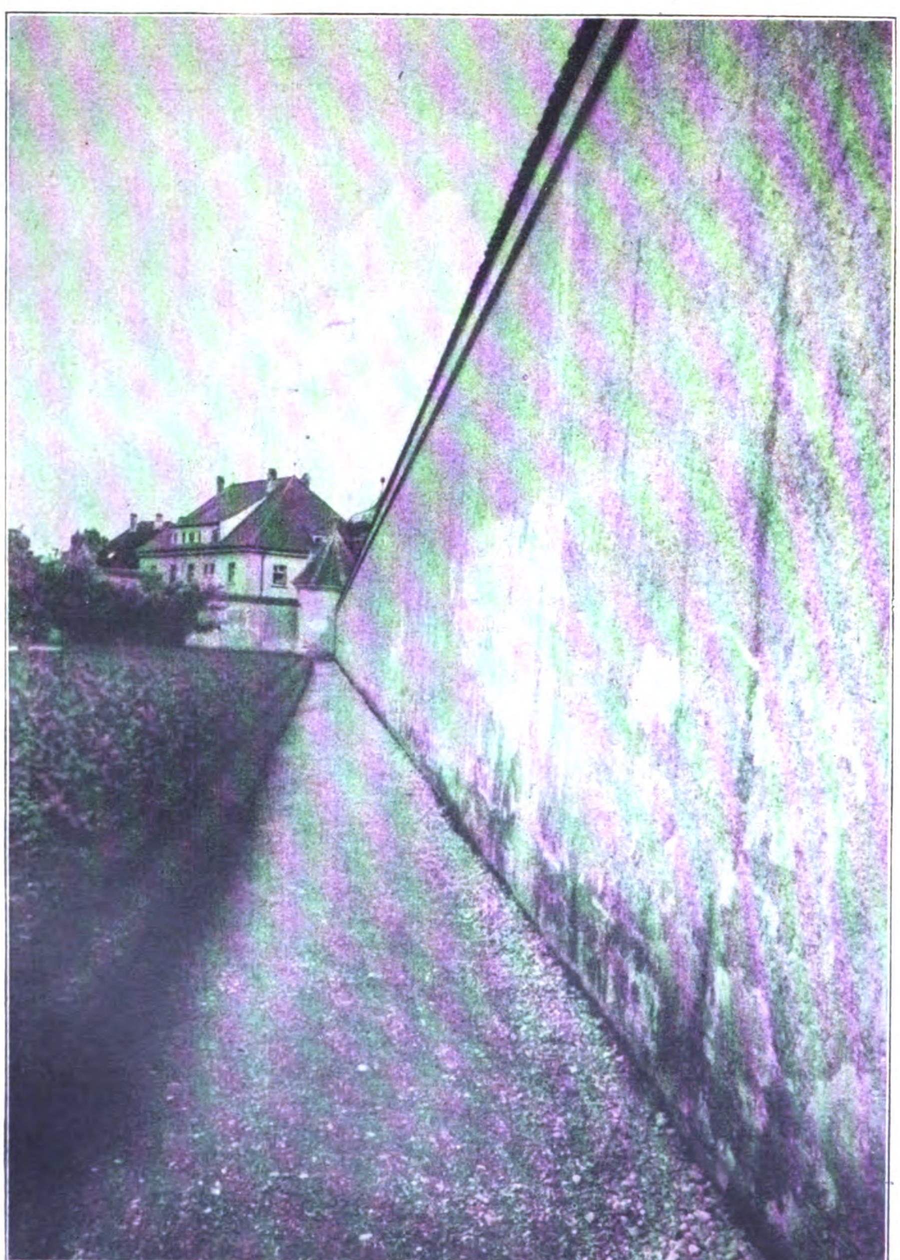
Der Führer in der Festung Landsberg, wo er sein berühmtes Werk „Mein Kampf" schrieb.



Ausblick von der Zelle Adolf Hitlers in der Festung Landsberg am Lech.



Einzige Aufnahme des Führers bei einem Spaziergang in der Festung. Rechts als Begleiter Pg. Maurice.



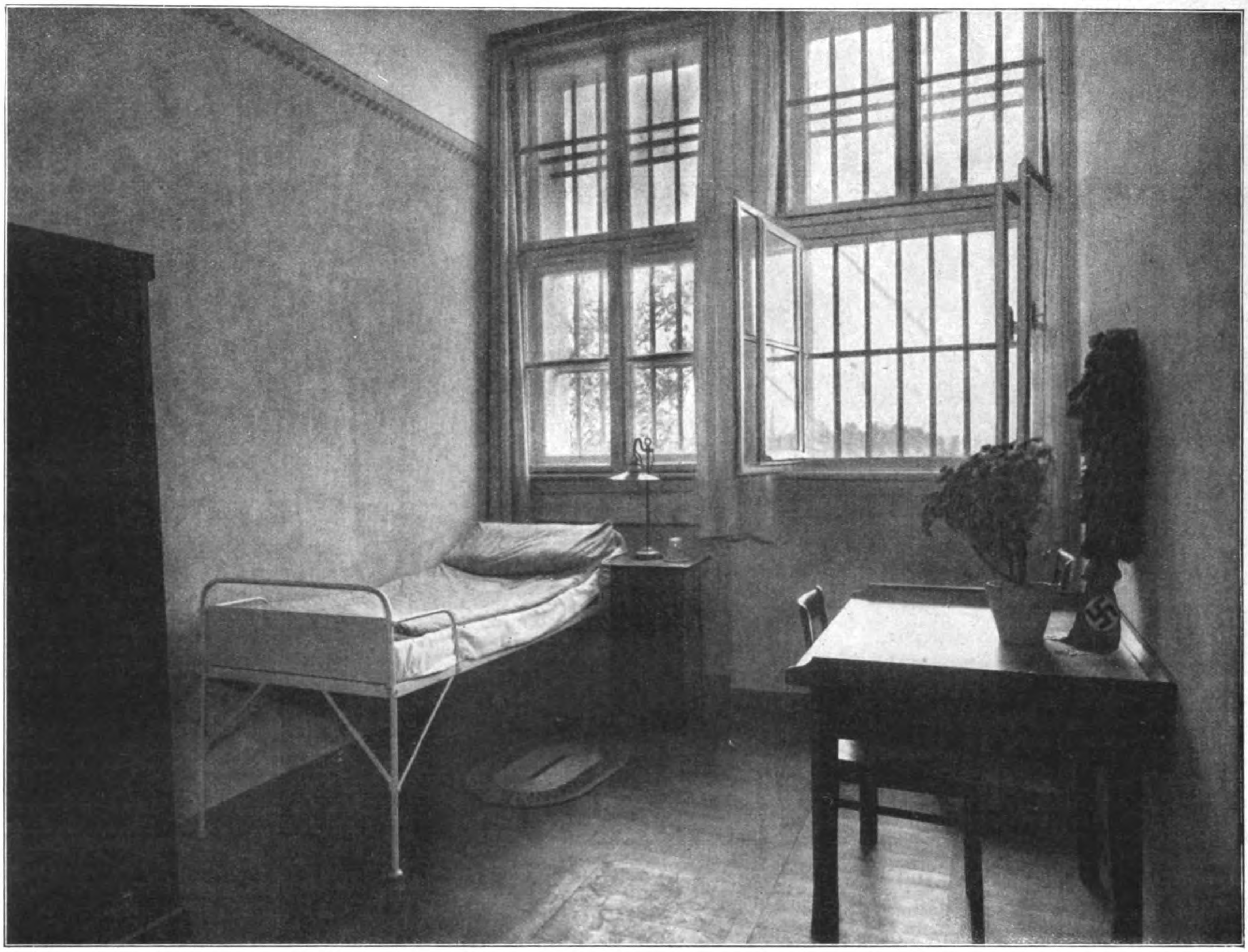
Der „Feldherrnweg" in der Festung, wo Adolf Hitler, Rudolf Heß, Kriebel, Weber usw. oft auf- und abgingen.



Die Halle im Zellenbau mit den Eingangstüren zu den einzelnen Zellen.



Der eine Teil der Festung, in dessen unterem Stockwerk eine große Anzahl der verurteilten Stoßtruppler untergebracht war.



Die Zelle Adolf Hitlers, die der bayerische Justizminister Dr. Frank nunmehr ihrer ursprünglichen Bestimmung entzogen hat.. Sie wird als historische Stätte der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.



Der Führer am Tage seiner Entlassung aus der Festung.

Der 8./9. November 1923 in München

Nachstehender Bericht ist dem aufschlußreichen Buche von Ernst Röhm „Die Geschichte eines Hochverräters" entnommen.*)

Für den Abend des 8. 11. 1923 hatte der Geheimrat Zentz an eine Reihe von Erwerbsständen und vaterländischen Verbänden Einladung in den Bürgerbräukeller ergehen lassen, wo Herr von Kahr eine programmatische Rede über seine Politik verlesen wollte. Ob diese Rede, wie die meisten anderen Reden, die Herrn von Kahr in den Ruf eines Staatsmannes brachten, wie der „Völkische Beobachter" einmal so treffend feststellte, auch von dem Staatsrat Schmelzle verfaßt war, ist mir nicht bekannt.

Der Bürgerbräukeller war als größter Saal Münchens gewählt worden; trotzdem vermochte er die gewaltigen Scharen der Zuhörer nicht zu fassen.

Um 8.45 Uhr abends verkündet Hitler die nationale Republik.

In einem Nebenraum fand dann eine einstündige Aussprache zwischen Hitler, Kahr, Pöhner, Lossow und Seisser statt, zu der auch General Ludendorff im Kraftwagen herangeholt wurde. Während dieser Zeit wurden die im Saale anwesenden Mitglieder der bayerischen Staatsregierung, an der Spitze Ministerpräsident Dr. von Knilling, in Schutzhaft genommen.

Um 9.45 Uhr abends erklärte Kahr vor der Versammlung unter stürmischem Jubel, die Leitung der Geschicke Bayerns als Statthalter der Monarchie übernehmen zu wollen. Dann teilte Hitler die Bildung der provisorischen Deutschen Nationalregierung und der neuen bayerischen Regierung mit. In ernster Erregung stellte sich General Ludendorff in einer Erklärung der Deutschen Nationalregierung, kraft eigenen Rechts, zur Verfügung.

General von Lossow und Oberst von Seisser gelobten, Armee und Polizei unter der Flagge Schwarzweißrot neu zu organisieren. Zum Schluß erklärte sich Präsident Pöhner bereit, das Amt des bayerischen Ministerpräsidenten zu übernehmen. Alle Erklärungen wurden mit beispiellosem Jubel aufgenommen. Kahr ergriff mit beiden Händen die Hand Hitlers, schüttelte sie lang und kräftig und sah ihm bewegt in die Augen.



Reichsstatthalter Ritter v Epp.

Als sich die neuen Männer nach den öffentlichen Kundgebungen wieder in das Beratungszimmer zurückgezogen hatten, besprach Kahr mit Pöhner die Notwendigkeit, sofort einen neuen Polizeipräsidenten zu berufen.

Um 11 Uhr nachts teilte Kahr mit, daß er die Behörden durch Funkspruch von der neuen Sachlage



Stabschef Ernst Röhm.

unterrichtet habe, und beauftragte Pöhner, die Presse zu verständigen.

General von Lossow war auf General Ludendorff zugetreten, richtete sich stramm auf und meldete: „Der Wunsch von Exzellenz ist mir Befehl; ich werde die Armee so organisieren, wie sie Eure Exzellenz zum Schlagen brauchen."

Ähnlich drückte sich Oberst von Seisser aus.

Während dieser Vorgänge im Bürgerbräukeller war die R.K.F. zu einem kameradschaftlichen Abend im Löwenbräukeller versammelt.

Nationalsozialistische Sturmtrupps unter Führung des Oberleutnants Brückner, Oberlandverbände und der Kampfbund München unter seinem Führer Zeller waren der Einladung der R.K.F. gefolgt. Daneben waren zahlreiche Freunde des Deutschen Kampfbundes mit ihren Angehörigen erschienen, so daß der Saal voll besetzt war.

Von Anfang an herrschte freudig errregte Stimmung.

Ich hielt nach der Aufzeichnung eines Stenographen folgende kurze Ansprache: „Kameraden und Freunde des Deutschen Kampfbundes! Als Führer der R.K.F. begrüße ich Sie alle herzlichst bei unserem kameradschaftlichen Abend, zu dem wir Sie heute in den Jahrestagen der Novemberrevolte aufgerufen haben. Der Abend soll sich über den Rahmen eines gewöhnlichen Kameradschaftsabends herausheben. In der Zeit, in der unser Volk und gerade die besten Kräfte, nach fünf Jahren unseliger Revolutionszeit in der bittersten Not leben, kann es sich nicht mehr darum handeln, Geselligkeit und Gemütlichkeit zu pflegen. Wir rufen Sie heute alle, am fünften Jahrestag der Revolution, zur Kameradschaft auf, zum Kampf, zur Rache und Vergeltung an den Volksverrätern und Volksverderbern.

Der Deutsche Kampfbund ist nicht gewillt, weiterhin dem Untergang unseres Vaterlandes tatenlos zuzusehen. Nicht für sich will er kämpfen, wir alle wollen für uns gar nichts, keine Pfründen, keine gut bezahlten Pöstchen; wir sind aber der Überzeugung, daß der großen Not nur durch Kampf abgeholfen werden kann.

Wir müssen bereit und willens sein, für die Freiheit und Rettung unseres Vaterlandes zu den Waffen zu greifen, unsere ganze Person und unser Leben für das Vaterland einzusetzen.

Auf, in den Kampf für des Vaterlandes Befreiung in treuer Kameradschaft aller Kampfgewillten, das soll heute die Losung des Abends des 8. November sein!"

Meine Worte fanden begeisterten Widerhall.

Ein Aufruf zum Kampf löste damals noch freudige Zustimmung aus. — Es mag gut sein, sich daran zu erinnern in einer Zeit, in der stumpfe Ergebung an die Stelle kampfgewillter Entschlossenheit getreten ist.

Nach mir ergriff, als Vertreter des politischen Führers Hitler, Hermann Esser das Wort. Ich dankte es ihm besonders, daß er gekommen war. Wußte ich doch, daß er seit Tagen mit schwerem Fieber zu Bett lag, in das er gleich nach seinem Vortrag wieder zurückkehren mußte.

Während seiner Rede überbrachte mir Hauptmann Seydel die Nachricht von den Ereignissen im Bürgerbräukeller.

Die Bekanntgabe löste unendlichen Jubel aus.

Endlich! Das war das Wort der Entspannung, das sich aus aller Munde rang



Gruppenführer Brückner, Oberleutnant a. D.

*) Erschienen im Verlag Frz. Eher Nachf. G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11.


SALEM
GOLD
EXTRA MILD
3 1/3 ₰



Gruppenführer Amann, Reichsleiter der Presse.

Mit Mühe vermochte ich mir Gehör zu verschaffen und die Befehle für den Abmarsch der Kampftruppen zu geben.

Sofort formierte ich dann die Verbände vor dem Löwenbräukeller zum Marsch in den Bürgerbräukeller, um der neuen Regierung zu huldigen.

In der Brienner Straße überbrachte mir ein Kraftradfahrer den Befehl, in das Kriegsministerium zu rücken und mich dort mit der R.K.F. der neuen Regierung zur Verfügung zu halten.

N.S.D.A.P. und Oberland marschierten weiter zum Bürgerbräukeller.

Ich besetzte mit der R.K.F, an die sich der Kampfbund Zeller anschloß, das Kriegsministerium.

Meine Versuche, mich bei General von Lossow zu melden, blieben erfolglos.

Die R.K.F. hatte augenblicklich das gesamte Gebäude des Kriegsministeriums besetzt.

Die Stammabteilung (Freiherr von Thüngen) hatte gemeinsam mit der Reichswehr die Fernsprecher zu besetzen und sich als Ehrendienst für den Befehlshaber bereitzuhalten.

Die Batterie Lembert übernahm gemeinsam, im gleichen Stärkeverhältnis, mit der Reichswehr Wache und Posten.

Die S.A. unter Oßwald und die Abteilung Binz war zu besonderer Verfügung im Gebäude, die Gruppen des Kampfbundes Zeller im Hofe des Kriegsministeriums bereitgestellt.

In Auftreten und Haltung stand die R.K.F. einer Friedenstruppe nicht nach.

Kein Schrank, keine Schublade wurde geöffnet, kein Aktenstück berührt.

Ich hatte im Vorzimmer des Landeskommandanten die Befehlsstelle errichtet; das Zimmer des Generals von Lossow wurde von niemandem betreten.

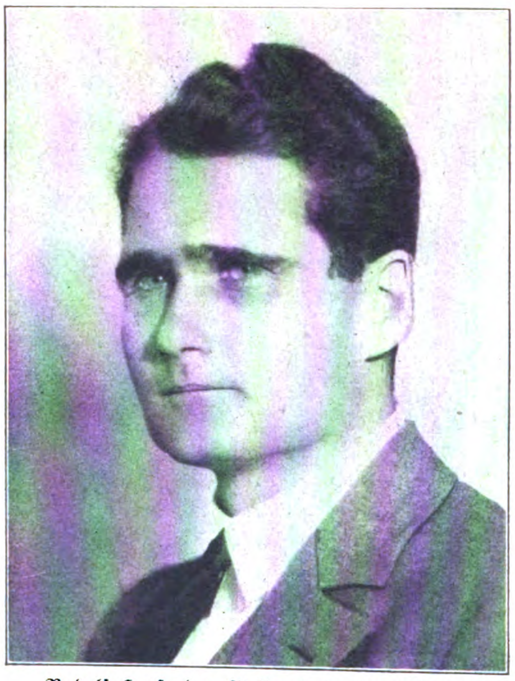
Die Unmöglichkeit, den General von Lossow zu erreichen, hemmte meine Maßnahmen empfindlich. Ich wollte weder den Reichswehrtruppen gegenüber, noch sonst, irgendwelche Anordnungen treffen, ohne vorher den General gesprochen zu haben. Die vielen Anfragen, die von Truppenteilen, insbesondere von auswärts, einliefen, konnte ich daher nicht beantworten.

Gegen 11 Uhr traf Hitler im Wehrkreiskommando ein und begrüßte die R.K.F. Als ich ihn zu seinem Erfolg beglückwünschte, umarmte er mich und sagte, es sei der schönste Tag seines Lebens; er strahlte vor Glück und Freude. „Nun wird eine bessere Zeit kommen“, meinte er, „wir alle wollen Tag und Nacht arbeiten für das große Ziel, Deutschland aus Not und Schmach zu retten.“

Freudige und beunruhigende Nachrichten wechselten. Da ich hörte, General von Lossow habe sich in die Stadtkommandantur begeben, und eine Verbindung mit Fernsprecher nicht zustande kam, ging ich in Begleitung von Hauptmann Seydel dorthin, um mich bei dem neuen Reichswehrminister zu melden. Das Tor war versperrt; auf mein Pochen wurde ich nach Namen und Begehr gefragt, mir aber nicht aufgetan.

Das erregte meinen ersten Verdacht; bald aber beruhigte ich mich mit dem Gedanken, daß ein übereifriger, nicht unterrichteter Posten daran schuld sei.

General Ludendorff war mittlerweile, begleitet von Oberstleutnant Kriebel, im Wehrkreiskommando



Rudolf Heß, der Stellvertreter des Führers.



Reichsführer der S.S. Heinrich Himmler.

eingetroffen und hatte hier seinen Befehlsstand errichtet. Hitler war ebenfalls vorübergehend anwesend; Pöhner hatte sich in seine Wohnung zurückgezogen.

Als Hauptmann Seydel in später Abendstunde dem General Ludendorff gegenüber seine Bedenken wegen des langen Ausbleibens des Generals von Lossow äußerte, wies ihn der General scharf zurück: „Ein deutscher General bricht sein Wort nicht!“

Von Kahr, Lossow und Seisser war keine Nachricht eingetroffen; jede Verbindung mit ihnen unterbrochen.

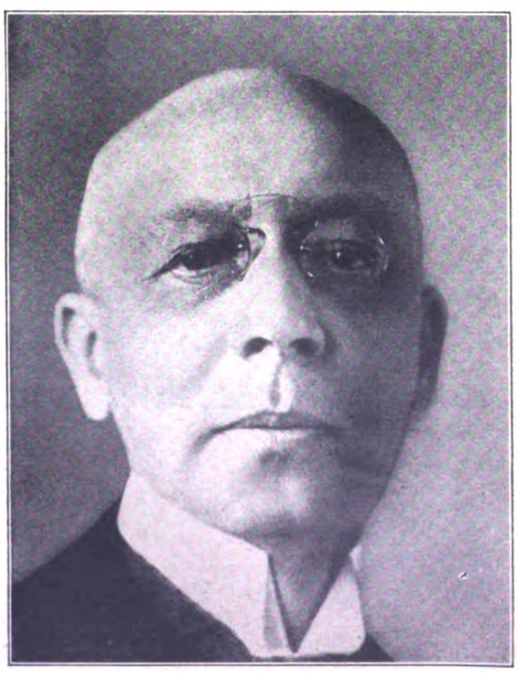
Auf den Gängen aber und in den Vorzimmern schliefen deutsche Soldaten, R.K.F., Reichswehr und einige Landespolizisten, Arm an Arm, getreulich vereint, dem dämmernden Morgen entgegen. An der Pforte hielt R.K.F. und Reichswehr gemeinsam die Wacht. Zeitweise legte auch ich mich zur Ruhe nieder, um meine Nerven ausspannen zu lassen.

Als der Morgen graute, ohne daß Klarheit über das Verhalten Kahrs und seiner Genossen gewonnen war, riefen wir Pöhner herbei. Nach kurzer Rücksprache beschloß dieser, sich in die Polizeidirektion zu begeben. Major Hühnlein begleitete ihn; Zeller mit einem Zug seines Kampfbundes wurde ihm zu seinem persönlichen Schutz beigegeben.

In den Morgenstunden ließ sich fast nicht mehr daran zweifeln, daß ein Umschwung eingetreten sein müsse.

General Ludendorff und Oberstleutnant Kriebel entschlossen sich daher, zu Hitler in den Bürgerbräukeller zu fahren, um mit diesem über die Lage sich zu besprechen.

Ich war mit der R.K.F. allein im Wehrkreiskom-



Polizeipräsident Pöhner.



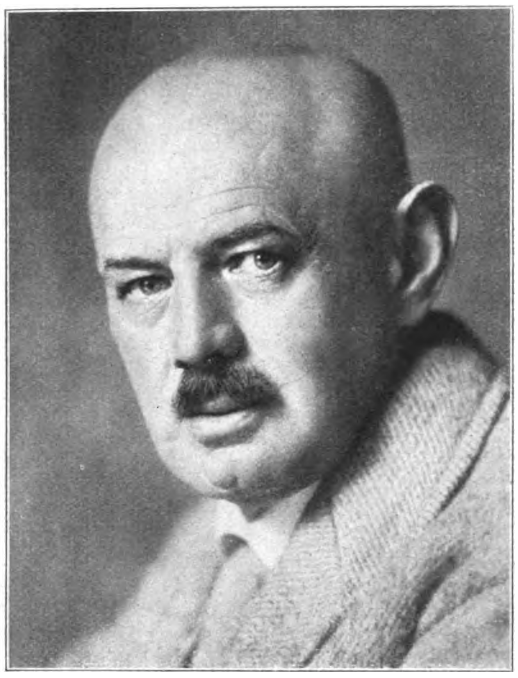
Gruppenführer Kriebel, Oberstleutnant a. D.



Staatsminister Hermann Esser.


Zum deutschen Wesen
klar und ungekünstelt, paßt immer "4711", dies klassische Kölnisch Wasser.
Sieghaft erscheint die Frau, mit "4711" gepflegt, in der Gesellschaft.
Gestrafft betritt der Mann die Arbeitsstätte oder den Sportplatz.
"4711" ist herrlich erfrischend, herb und belebend.
No 4711. Echt Kölnisch Wasser
Deutschlands Weltmarke


Dr. Weber.


Dietrich Eckart.


Reichsstatthalter Robert Wagner.

mando und entschlossen, meinen Platz bis zum Äußersten zu behaupten.

An die Vorstellung, daß Lossow, Seisser und Kahr abgefallen waren, konnte ich mich allerdings noch nicht gewöhnen.

Als gar die Morgenzeitungen, insbesondere die „Münchner Neuesten Nachrichten", begeisterte Berichte über die völkische Revolution brachten, verscheuchte ich die trüben Gedankengänge der Nacht und sah mit frischer Zuversicht der weiteren Entwicklung der Dinge entgegen.

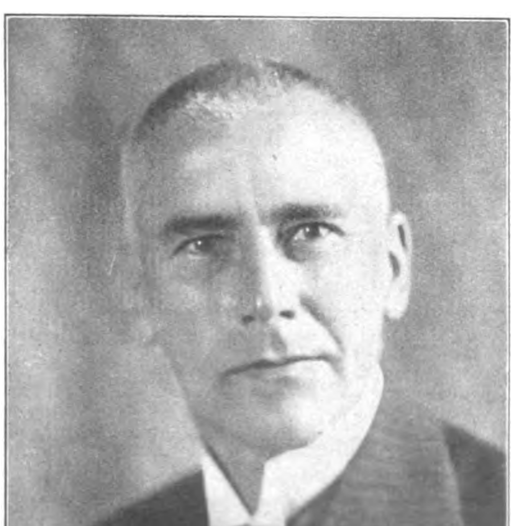
Dann aber trafen Nachrichten ein, daß die Reichswehr und Landespolizei sich anschicke, gegen das Kriegsministerium vorzurücken, um mich daraus zu vertreiben. Lossow, Seisser und Kahr sollten sich in der Infanteriekaserne befinden und von dort aus ein Gegenunternehmen leiten. Pöhner und Hühnlein sollten verhaftet worden sein.

Ich konnte und wollte es nicht glauben, daß der General v. Lossow zu einem derartigen Vorgehen die Hand bot. Als mein nächster Vorgesetzter mußte er doch wohl vorher irgendeine Verständigung oder irgendeinen Befehl mir zukommen lassen. Jedoch nichts dergleichen geschah.

Da ich auch vom Bürgerbräukeller keine Nachricht oder Weisung erhalten konnte, war ich allein auf mich gestellt.

Der Entschluß wurde mir nicht schwer: ich war hierher befohlen und werde meinen Posten erst auf Befehl verlassen.

Ich berief die Führer zu mir und befahl, das Gebäude in Verteidigungszustand zu setzen. Den einzelnen Abteilungen wies ich ihre Plätze und Aufgaben zu; Besetzung hatte erst auf meinen Befehl zu erfolgen.


Reichsminister Dr. Frick.

Zwei junge Studenten des Zeitfreiwilligenkorps Lenz meldeten sich bei mir und baten um Einteilung. Ich teilte ihnen mit, daß ihr Führer nach meiner Kenntnis nicht auf unserer Seite sei und daß sie hier auf verlorenem Posten stünden. Gerade deshalb bäten sie nun,


Ministerpräsident Hermann Goering.

bei der R.K.F. eingereiht zu werden, um uns die Treue bis in den Tod zu beweisen!

Gegen 11 Uhr vormittags erhielt ich die Nachricht, daß die Reichswehr um 7.40 Uhr den Befehl zur Wegnahme des Wehrkreiskommandos erhalten und um halb 11 Uhr zum Vormarsch sich bereitgestellt habe.

Ich befahl die Besetzung der befohlenen Plätze und verbot allen Führern ausdrücklich die Feuereröffnung auf die Reichswehr.

Zu den Führern sprach ich: „Die Reichswehr ist national und wird einmal Schulter an Schulter mit uns den Befreiungskampf fechten."

Den Feuerbefehl behielt ich allein mir vor; durch bereitgestellte Ordonnanzen war eine sichere und rasche Verbindung mit allen Abteilungen gewährleistet.

Finstere Entschlossenheit lag in den Mienen meiner treuen Kameraden der R.K.F. Ich wußte, daß ich mich auf sie verlassen konnte bis in den Tod.

Keine Anfrage, kein Zweifel, kein Vorwurf gelangte zu mir. Mit selbstverständlicher soldatischer Pflichttreue nahmen sie die befohlenen Plätze ein. Schweigend standen sie auf ihrem Posten.

Ein Gefühl restlosen Vertrauens beseelte mich.

In der Front zur Ludwigstraße reihte sich in den Fenstern Maschinengewehr an Maschinengewehr; die Schönfeldstraße war gegen die Ludwigsstraße und gegen den Englischen Garten mit Drahtverhauen und Posten gesichert.

Verfügungsabteilungen standen um das Gebäude des Kriegsministeriums, im Hofe und im Gebäude gesichert.

Die Fahne der R.K.F., auf die der Verband sich vor wenigen Tagen verpflichtet hatte, wehte, von Himmler getragen, hinter dem Stacheldraht an der Ludwigstraße. Neben ihr stand ich mit Seydel, Oßwald, Graf Du Moulin und einigen Meldegängern.

Ich hatte befohlen, daß nicht geschossen werden dürfe, und wußte, daß ich mich auf meine Leute verlassen konnte. So blieb der Anmarsch der Reichswehr, der sich offen vor unseren Augen vollzog, unbelästigt.

Einsam war es um mich. Nur die Fahne wehte stolz neben mir, in der Nähe standen meine Freunde, aufrecht und schweigsam. Ich fühlte, daß ich mit jedem meiner Leute durch ein unsichtbares Band verbunden war, und ich wußte, daß jeder Befehl von mir ohne Zögern befolgt würde. Blutsbrüderschaft bis zum Tode!

Ein tragisches Geschick hatte meinen langjährigen Ordonnanzoffizier, den getreuen Leutnant Höfle, als Zugführer der Minenwerfer-Kompanie mir gerade gegenübergestellt. Wie dieser junge und edle Offizier im Widerstreit der Pflichten den Gewissenskonflikt überwunden hätte, wenn er den Befehl zum Feuern bekommen hätte, ich fühlte und wußte es.

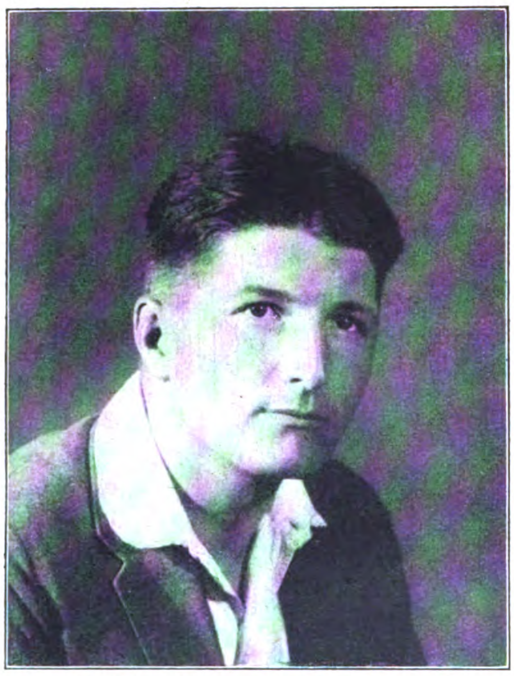
Fast gleichzeitig erhielt ich mittags den Besuch des Generals von Epp, in Begleitung des Oberstleutnants von Hörauf und des Oberstleutnants Hofmann. Der ritterlich gesinnte Oberstleutnant von Hörauf, dem ich in meinem militärischen Leben so viel zu verdanken hatte, war zu Epp geeilt, in der Absicht, gemeinsam mit diesem mir mit Rat und Hilfe beizustehen. General von Epp hatte keinen


Staatsminister Dr. Frank.


doppelt fermentiert
4 ₰
REEMTSMA
SORTE
»R6« O/M
REEMTSMA CIGARETTENFABRIKEN G.M.B.H. ALTONA-BAHRENFELD



Brigadeführer Wilhelm Weiß, Hauptmann a. D.



Oberführer Berchtold, Leutnant a. D.

Augenblick gezögert, dem Ruf zu folgen und suchte mich sofort auf. Der edle und große Charakter dieses seltenen Mannes ergriff mich aufs tiefste, gleich wie ich eine herzliche Dankbarkeit für den Edelmut meines Regimentskameraden Hörauf empfand.

Epp und Hörauf rieten mir zur Übergabe.

Ich dankte ihrem kameradschaftlichen Rate, aber ich konnte ihm nicht folgen. Ich war auf diesen Platz gestellt und entschlossen, ihn nicht eher zu räumen, als bis ich Befehl dazu erhielt. In diesem Augenblick kam Oberstleutnant Hofmann, wie er sagte als Parlamentär von Lossow zu mir geschickt, und rief mir zu: „Was wollen Sie denn noch, das, was Sie wollen, ist ja alles erreicht. In Berlin ist eine neue Regierung am Ruder, und alles ist in bestem Zuge!"

Von Freundschaft und Kameradschaft waren seine Worte getragen.

Unter ihrem Eindruck entschloß ich mich, einem Waffenstillstand auf zwei Stunden beizustimmen.

Mit General von Epp begab ich mich zu dem mir gegenüberstehenden Befehlshaber der Reichswehr, Oberst von Pflügel. Die Begegnung mit diesem tapferen und edlen Offizier ergriff mich stark. Mit Tränen in den Augen reichte er mir die Hand.

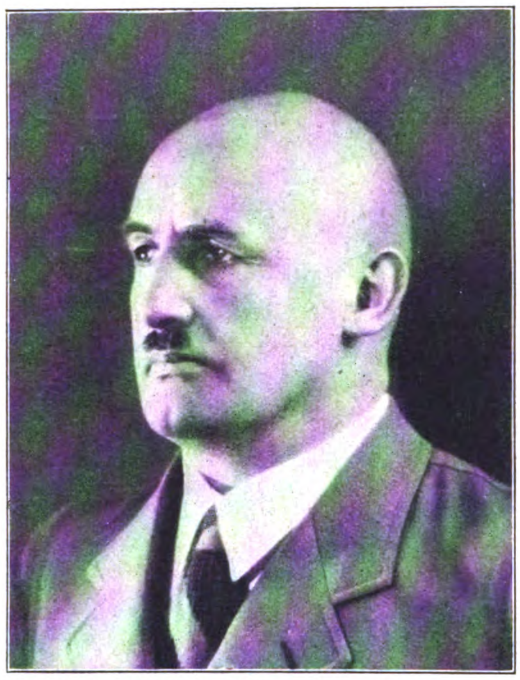
General von Epp und Oberst von Pflügel verbürgten sich für die Waffenruhe. Hofmann wollte unterdessen eine Weisung Ludendorffs einholen.

Den Befehl über die Reichskriegsflagge übergab ich dem Leutnant Oßwald.

Hauptmann Seydel und Graf Du Moulin, die Treuesten der Treuen, begleiteten mich unter Führung des Generals von Epp zu dem feindlichen Befehlshaber General von Danner in die Kaserne der Landespolizei. Oberleutnant Bergen, mein Regimentskamerad, der eine gegenüberstehende Hundertschaft der Münchner Landespolizei befehligte, schloß sich aus edler Freundschaft mir an.

General von Danner mußte sich erst mit Lossow ins Benehmen setzen.

Währenddessen kam die Alarmnachricht von den Ereignissen an der Feldherrnhalle. General Ludendorff sollte gefallen sein. Nun ließ es mir keine Ruhe mehr; ich mußte zu meiner Truppe zurück. Ohne einen Bescheid Lossows oder Danners abzuwarten, ging ich eilig wieder zum Kriegsministerium zurück. Dort traf mich die erschütternde Kunde, daß zwei meiner Kameraden die Treue mit ihrem Blute bezahlt hal-



Frankenführer Julius Streicher.



Staatssekretär Gottfried Feder.

ten. Faust war von einer tödlichen Kugel hinweggerafft worden, Casella lag im Sterben und verlangte mich zu sprechen.

Der ausgezeichnete Arzt Dr. Ketterer, der — als Soldat, wie als Arzt und Mensch, gleich vorbildlich — als Mann in der Front der R.K.F. stand, nahm sich des Schwerverletzten hilfreich an. Ich konnte dem treuen Kameraden nicht mehr Lebewohl sagen; General von Epp hielt mich zurück. Hauptmann Wimmer überbrachte die Bedingungen zur Übergabe:

1. Ehrenvoller Abzug der Reichskriegsflagge,
2. Abgabe der Waffen an die Landespolizei,
3. Ehrenvolle Stellung des Führers Hauptmann Röhm.

Ich war tief erregt. Das Schicksal zweier lieber Kameraden erschütterte mich stark.

An dieser Stelle sei aber schon gesagt, daß bei den verhängnisvollen Schüssen im Kriegsministerium eine tragische Folge von Mißverständnissen mitgespielt zu haben scheint.

Dem unglückseligen Maschinengewehr-Schützen kann zugebilligt werden, daß er im Affekt handelte und aller Wahrscheinlichkeit nach nicht auf vorgefaßte Ziele schoß, sondern lediglich den unteren Teil der gegenüberliegenden Hauswand abstreuen wollte. Es ist zu vermuten, daß ein Querschläger den armen Faust, der eigentlich in Deckung stand, faßte, während Leutnant Casella in dem Augenblick, wo er ahnungslos aus dem Tore der im rechten Winkel zu der beschossenen Hausmauer laufenden Wand trat, von einem der letzten Schüsse der von links nach rechts gestreuten Garbe getroffen wurde. Soweit das Ergebnis der später angestellten Nachforschungen.

Unmittelbar nach Hauptmann Wimmer traf auch Oberstleutnant Hofmann wieder ein und brachte Nachricht von General Ludendorff, der mir volle Freiheit des Entschlusses gab.

General von Epp drang in mich, die Bedingungen anzunehmen.

Nach kurzem inneren Kampf befahl ich die Unterführer zu mir und eröffnete ihnen die Lage und Bedingungen.

Ich hörte kurz ihre Ansicht, die dahin ging, sich nicht zu unterwerfen, sondern den Verzweiflungskampf auf Tod und Leben zu führen.

Ich kannte meine Braven und hatte diese Antwort erwartet. Ich hätte sie in die Arme schließen können vor innerem Stolz, daß solche Männer in mir ihren Führer anerkannten. Aber kurz und rauh gab ich den Befehl, die Abteilungen und Posten zurückzuziehen und im Hofe des Kriegsministeriums aufzustellen.
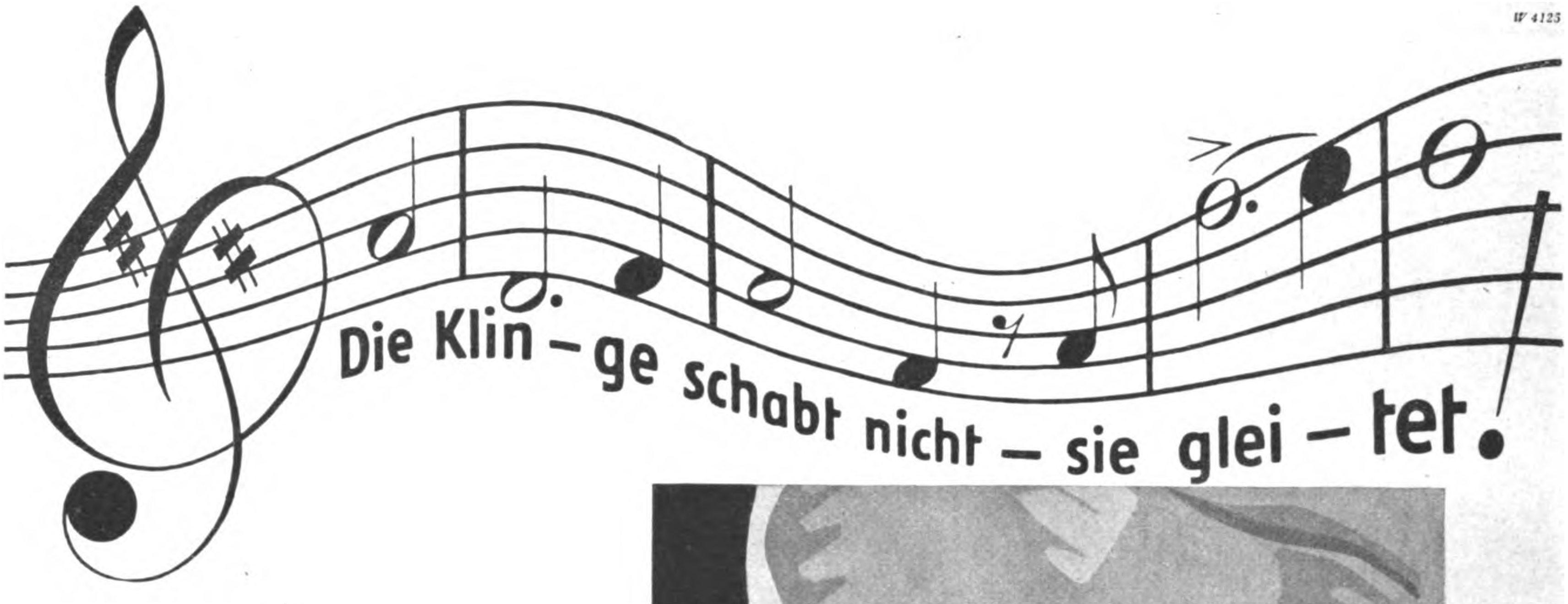


Gruppenführer Seydel, Hauptmann a. D.



Obergruppenführer Hühnlein, Major a. D.

W 4125



Rasieren wie noch nie...



„Rasieren wie noch nie . . .“, vorausgesetzt natürlich, daß es die erste „Kaloderma-Rasur“ Ihres Lebens ist. Da merkt man den Unterschied. Kaum zu glauben, wie dieser sahnige, kühlende Glyzerinschaum wirkt! Mit dem härtesten, widerspenstigsten Bart wird Kaloderma im Handumdrehen fertig und auch wenn Ihre Haut noch so empfindlich ist – kein Brennen und Spannen. Kaloderma-Rasierseife und -Rasiercreme werden beide nach dem selben besonderen Verfahren unter Zusatz des hautpflegenden Glyzerins hergestellt. ✶Glyzerinhaltiger Schaum erweicht das Barthaar bedeutend rascher als Wasser und Seife allein es können. ✶Der durch Glyzerinzusatz besonders dichte Kaloderma-Rasierschaum hält das Haar in der richtigen Stellung fest, so daß die Klinge es von selbst an der Wurzel erfaßt. ✶Glyzerinhaltiger Schaum legt sich wie eine schützende Gleitschicht zwischen Messer und Haut und verhindert jedes Schaben der Klinge. ✶Das hautpflegende Glyzerin beruhigt und kühlt die Haut. Sie bleibt – auch beim schärfsten Ausrasieren – glatt und weich wie Samt.

✶Mancher zieht die ausgiebige Kaloderma-Rasierseife in festen Stücken vor, mancher die Tube Kaloderma-Rasiercreme, die ihren Schaum vielleicht noch rascher, noch müheloser entwickelt und die manchem noch praktischer in der Handhabung erscheint. – Das ist Geschmackssache. Wir stellen deshalb beide für Sie her und überlassen Ihnen selbst die Wahl. Ob Rasierseife oder Rasiercreme – die Wirkung bleibt sich gleich. Aber achten Sie darauf, daß es Kaloderma ist!



KALODERMA

Rasierseife & Rasiercreme

F · W O L F F & S O H N · K A R L S R U H E



Major a. D. Siry.

Der Befehl wurde wortlos ausgeführt.

Angesichts des toten Kameraden Faust trat die Reichskriegsflagge zum letzten Male zu einem Appell vor ihrem Führer an. Nochmals konnte ich jedem der Getreuen ins Auge blicken und die Hand drücken. Der ergreifende Augenblick des Abschieds wird mir in ewiger Erinnerung bleiben. In tiefer Bewegung wohnte der Befehlshaber der Reichswehr, der ritterliche Oberst von Pflügel, der Abschiedsstunde bei, während Oberleutnant Braun und seine rasend gewordenen Soldaten die Weihe des Augenblicks schändeten.

Oberleutnant Bergen der Landespolizei übernahm die Waffen der R.K.F., vornehm, taktvoll und zurückhaltend.

Noch ein Gruß des Abschieds an den Toten.

Dann begleitete mich Oberstleutnant Hofmann zu dem bereitstehenden Kraftwagen des Hauptmanns Wimmer.

Hauptmann Seydel und Graf Du Moulin wichen nicht von meiner Seite und stiegen zu mir.

Dann führte mich der Kraftwagen als Gefangenen über die Prinz-Arnulf-Kaserne zur Polizeidirektion.

Gleichzeitig, als die Schüsse im Kriegsministerium zwei hoffnungsvolle Menschenleben gefordert hatten, zogen unter dem Gesang des Deutschlandliedes mit schwarz-weiß-roten und Hakenkreuzfahnen General Ludendorff, Adolf Hitler, Oberstlandesgerichtsrat von der Pfordten, Oberstleutnant Kriebel, Hauptmann Goering, Oberleutnant Brückner, Oberleutnant Reiner, Dr. Weber, Major Streck, die Brüder Kolb, Dr. von Scheubner-Richter, von Graefe, Feder, Streicher und andere Führer an der Spitze eines begeisterten und jubelnd begrüßten Zuges von der Maximilianstraße zum Odeonsplatz. Neben General Ludendorff sein getreuester Diener Neubauer, an der Seite Hitlers sein unerschrockener Gefährte Graf...



Ulrich Graf, der Begleiter Adolf Hitlers.

Präsident Pöhner und sein Begleiter, Major Hühnlein, waren schon morgens nach Betreten der Polizeidirektion durch den Obersten Banzer in Haft gesetzt worden.

General Aechter war in der Pionierkaserne zurückgehalten worden, andere Offiziere, die eine Vermittlung herbeiführen wollten, in der Infanteriekaserne.

In der Linie Bürgerbräu—Giesinger Brücke standen sich an den Brücken Kampfbund und Landespolizei gegenüber. Am Friedensengel hatte Hauptmann Oesterreicher mit seinem Oberland-Bataillon Aufstellung genommen. Dem verständigen Verhalten der beiderseitigen Führer ist es zu danken, daß es dort zu keinerlei Zusammenstößen kam.



Gruppenführer Hofmann, Oberst a. D.



Gruppenführer Dr. Ketterer.

Ebenso wurde nur durch die Umsicht und Tatkraft zweier Männer vor der Regierung von Oberbayern ein Blutbad verhütet.

Hier hatte Hauptmann Schweinle der Landespolizei mit seiner schwachen Hundertschaft die Sicherung des Regierungsgebäudes übernommen.

Oberleutnant Roßbach war mit der Infanterieschule zur Besetzung des Gebäudes angerückt, Geschütz und Maschinengewehre waren in Stellung gebracht.

Beide Führer waren über die Entwicklung der Dinge nicht im klaren; beide Führer hatten den Auftrag zur Besetzung der Regierung. Aber Hauptm. Schweinle verlor trotz des drohenden Angriffs einer starken Übermacht nicht Kopf und Nerven; sein und Oberleutnant Roßbachs dauerndes Verdienst wird es bleiben, daß hier Deutsche nicht auf Deutsche schossen.



Oberführer Graf Du Moulin.

Hier muß ich einiger Männer Erwähnung tun, die, wie Epp, Pflügel, Hörauf und Hofmann, damals nicht in unseren Reihen standen, deren aufrechtes und würdiges Verhalten aber sowohl am 9. 11. 1923, wie insbesondere später vor den Schranken des Gerichts, eine Würdigung erheischt.

Hier nenne ich den Obersten Leupold der Infanterieschule, einen vornehmen, soldatischen Charakter, der stets offen und gerade seinen Weg ging, und dem jedes Kompromiß der Gesinnung fremd war.

Ein Bild gleicher Geradheit und Charakterstärke bot der Major Haselmayr, ein glühender Patriot und echter Soldat von der Haltung und Gesinnung, die ein Friedrich der Große von seinen Offizieren verlangt hatte.

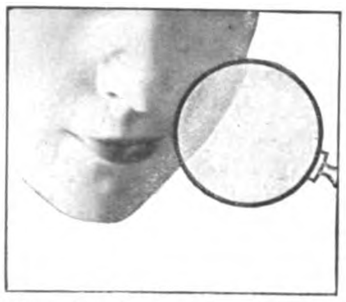
Nicht zuletzt auch den jungen Offizier von makelloser Gesinnung, lauter und unverzagt, Leutnant Roßmann, einen Mann, dem Lüge und Verstellung fremd waren, der sich durch keine Rücksicht von dem Bekenntnis dessen, was er als wahr erkannt und erlebt, abbringen ließ.

In den frühen Nachmittagsstunden des 9. 11. 1923 war die völkische Erhebung in München niedergeschlagen. Vor der Residenz der Wittelsbacher, aus der vor fünf Jahren johlende Verbrecherbanden den greisen Bayernfürsten vertrieben hatten, hatten 13 deutsche Helden ihren Willen, die Schande dieses Tages zu tilgen, mit dem Tode bezahlt. Ihre Namen werden spätere Geschlechter in Ehrfurcht und Dankbarkeit nennen.

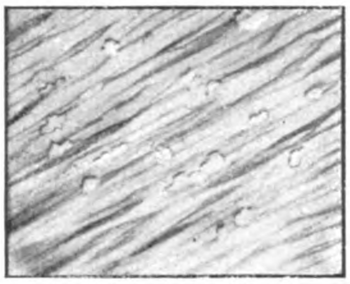


Gruppenführer Reiner, Oberleutnant a. D.

Ist Ihre Hautpflege auf Ihren Hauttyp abgestimmt?



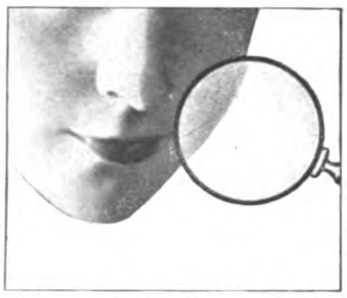
Wenn Ihre Haut fettarm ist, so neigt sie zur Trockenheit und Sprödigkeit.



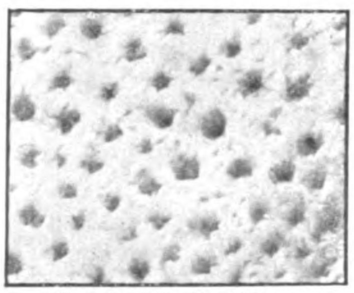
Mikroskopische Vergrößerung
Neben den Poren sind kleine Risse und Abschilferungsstellen sichtbar.



Dafür Eukutol 6-Creme, die **fetthaltige** Hormon-Schönheitscreme



Wenn Ihre Haut fettreich ist, so neigen Nase und Stirn zum Glänzen.



Mikroskopische Vergrößerung
Vergrößerte, leicht verstopfte Poren, Mitesser und Hautunreinheiten treten häufig auf.



Dafür Eukutol 3-Creme, die **fettarme** Hormon-Schönheitscreme

Haben Sie einmal erkannt, zu welchen der beiden biologischen Grundtypen Ihre Haut gehört, so können Sie ihr die zum natürlichen Aufbau erforderlichen Stoffe in der Form zuführen, die der besonderen Beschaffenheit Ihrer Haut entspricht. Fettreiche Haut kann die hautwirksamen Stoffe am besten in einer fettfreien Creme in sich aufnehmen, fettarme Haut kann die hautwirksamen Stoffe am besten in einer fettreichen Creme in sich aufnehmen. Eukutol wird deshalb in zwei verschiedenen Präparaten hergestellt: Eukutol 6-Creme fetthaltig, spezifisch wirksam für fettarme Haut, Eukutol 3-Creme fettarm, spezifisch wirksam für fettreiche Haut. Dank einer einzigartigen Verbindung von Regenerationshormonen und hautverwandten Grundsubstanzen, führt Eukutol der Haut alles zu, was ihren Aufbau fördert. Milde biologische Säuren stellen den natürlichen Schutzmantel der Haut immer wieder her und gewährleisten den normalen Hautturgor, die gesunde Spannung der Haut. Eukutol verleiht der Haut natürliche Schönheit, macht sie glatt und jugendfrisch.



Eukutol 3-Creme

Halbe Tube RM 0.45, ganze Tube RM 0.90
elegante Glasdose RM 2.15

Eukutol 6-Creme

Kleinere Dose RM 0.30, große Dose RM 0.60

Versuchen Sie Eukutol-Seife, die biologisch wirksame Schönheits-Seife! Stück 50 Pfg.

Eukutol-Pflege — der kürzeste Weg, ihm zu gefallen

Vorwärts – Attacke! Hurra!

Ein Schill-Roman von Hans Lehr

(1. Fortsetzung)

Es sind tapfere, vaterlandsliebende und opferbereite Menschen; sie werden die Flinte nicht ins Korn werfen; sie werden kämpfen. Exzell. v. Rüchel hat ihn bei seinen Besuchen zu Jagden und Festen oft ausgezeichnet; welch glückliche Fügung, daß der Weg ihn in sein Haus geführt hat.

Reizende Mädchen sind die beiden Schwestern. Sie waren früher noch Kinder und die meiste Zeit zur Erziehung in Berlin; sie sind zu bildhübschen und liebenswürdigen jungen Damen herangewachsen. Wie kindlich offen und herzlich die Jüngere ihn angeblickt hat. Das süße und liebreizende Gesicht des jungen Mädchens vor dem geistigen Auge schläft Schill ein.

Ausgeruht und gekräftigt erwacht er am Morgen. Sofort sucht er die Schwester des Generals auf; von ganzem Herzen bedankt er sich nochmals für die herzliche Aufnahme und berichtet über die Kriegsereignisse und seine Flucht. Fräulein v. Rüchel hat von ihrem Bruder mehrere Briefe erhalten; sie weiß ihrerseits zu berichten, daß die königliche Familie nach Königsberg geflüchtet ist und die Reste der Armee infolge der gegenwehrlosen Übergabe der Festungen gezwungen sind, sich bis zur Weichsel zurückzuziehen und sich erst dort neu zu formieren.

Schill muß an sich halten, um seinem Unwillen und seiner Erbitterung nicht Ausdruck zu geben; das ist doch kein Krieg! Das ist eine Sammlung schmählicher Niederlagen, möchte er am liebsten lospoltern.

„Aber, meine Damen", sagt er später, als auch die Töchter des Generals sich eingefunden haben, „Sie können auf die Dauer doch nicht hier bleiben; über kurz oder lang werden die Franzosen auch hier erscheinen. Ich kenne die Quälereien, Schikanen und Gewalttätigkeiten, die die Bevölkerung unter feindlicher Besatzung zu ertragen hat. Ich bitte Sie dringend, begeben Sie sich rechtzeitig in sicheren Schutz!"

Fräulein v. Rüchel nickt zustimmend.

„Den gleichen Wunsch hat mein Bruder mir schon brieflich mitgeteilt; wir sollen uns, wenn die Franzosen sich nähern, nach Kolberg begeben und uns von dort aus nach Königsberg einschiffen."

Schill bricht auf, trotz des Protestes der Damen, die ihn eindringlich auffordern, noch zu bleiben.

„Ich muß weiter, meine Damen", wehrt er ab. „Haben Sie herzlichen Dank für die Güte, die Sie mir entgegengebracht haben!"

Am Tor wendet er sich um. Die drei Damen stehen auf der Treppe und blicken ihm nach; sie winken zum Abschied. Deutlich erkennt er das süße und liebreizende Gesicht Elisens, der jüngeren Schwester; sie lächelt nicht so teilnehmend und aufgeschlossen wie gestern und heute morgen bei der Unterhaltung. Ihr Blick ist ernst, ja wehmütig; ist sie traurig? Das Bild des Mädchens begleitet Schill auf dem weiteren Ritt. Es läßt ihn Schmerzen und Müdigkeit vergessen.

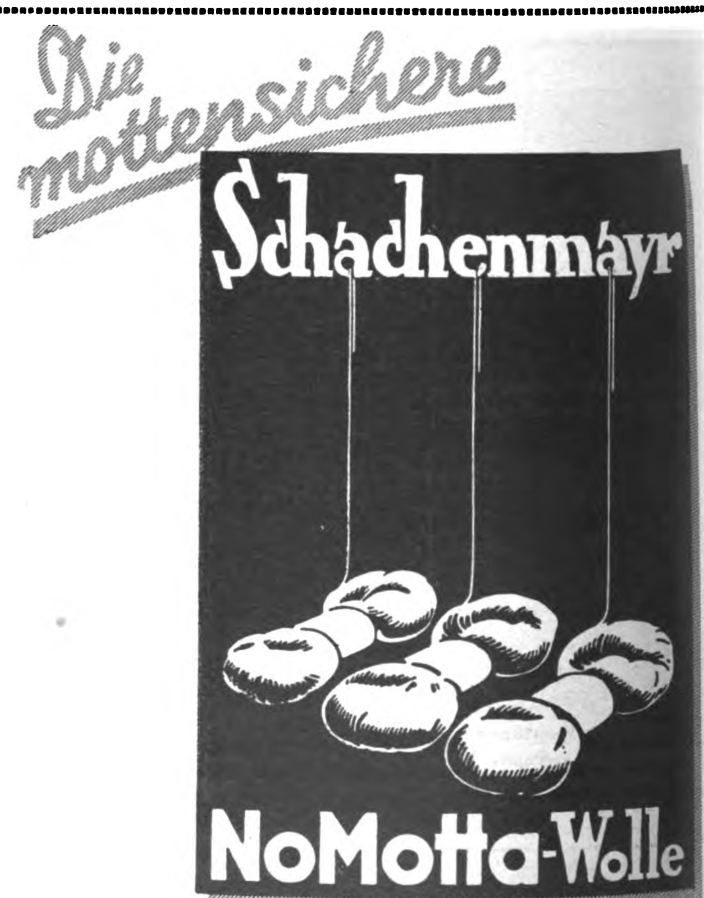
5.

Poppe, der unermüdliche und allen Lagen gewachsene Unteroffizier, macht in Kolberg Wohnung beim Senator Westphal ausfindig. Als komme die Schwäche, nun, da ein vorläufiges Ziel erreicht ist, doppelt schwer zum Ausbruch, wird Schill vom Wundfieber von neuem niedergeworfen; die erschöpfte Natur fordert gebieterisch ihr Recht auf Gesundung. Endlich kann er den Kopfwunden regelmäßige Pflege angedeihen lassen. Es ist schwer, das Zimmer zu hüten und der Ruhe zu pflegen, indes das Unglück härter über das Land hereinbricht und die Schreckensnachrichten sich jagen. Der einzige persönliche Trost ist, daß die Kräftigung und Genesung von Tag zu Tag fortschreitet.

Schon bei der ersten Unterhaltung erkennt Schill, daß er im greisen Senator Westphal einen ebenso klugen, lebenserfahrenen, besonnenen und weitblickenden wie glühend vaterländisch gesinnten Mann kennengelernt hat. Der Senator seinerseits bewundert die Willenskraft Schills und die von ihr erzwungene außerordentliche Leistung der Flucht, trotz den schweren Verwundungen. Die gemeinsame Vaterlandsliebe läßt sie rasch beste Freunde werden.

Im Haus Westphal lernt Schill auch den kerndeutschen Seemann Joachim Nettelbeck und den nicht weniger leidenschaftlich kämpferisch eingestellten Kriegs-





rat Wisseling kennen; sie alle sind entschlossen, im Verein mit weiteren vaterländisch gesinnten Männern alles aufzubieten, daß Kolberg gehalten wird. Die Freunde erzählen Schill von den drei Belagerungen und Berennungen, die Kolberg im Siebenjährigen Krieg zu bestehen hatte. Zweimal mußten die Russen erfolglos abziehen; erst der dritten Berennung erlag Kolberg, jedoch nicht den feindlichen Waffen, sondern dem Hunger.

Nettelbecks kluge und Tatkraft ausstrahlende Augen leuchten, und die Muskeln seines wetterharten Gesichts zucken freudig, wenn er von den alten Zeiten erzählt: „Da gab es keinen Unterschied mehr zwischen Soldaten und Bürgern. Wir hielten zusammen wie eine große Familie. Und nicht nur die Besatzung kämpfte, nein, auch die gesamte Einwohnerschaft nahm an der Verteidigung der Heimat tätigen Anteil. Die Männer kämpften auf den Wällen, die Frauen sorgten für die Verwundeten, und sogar die Kinder halfen; sie trugen das Essen auf die Wälle und schleppten Munition und Ausrüstungsgegenstände herbei. Wenn wir wieder so zusammenstehen, werden wir auch diesmal standhalten. An der Bürgerschaft soll und wird es nicht fehlen; ich kenne ihren Geist!"

Senator Westphal lächelt und klopft dem alten Freund auf die Schulter.

„Bravo, Nettelbeck! Auch ich habe damals als Junge manchen Munitionspacken auf die Wälle und in die Maikuhle geschleppt. Jetzt bin ich zwar alt und klapprig, aber, Schockschwerenot, wenn Not am Mann ist, werde ich schon noch zu etwas nützlich sein. Wir wissen, Kolberg ist kein Platz ersten Ranges, aber Kolberg ist preußisch, und deshalb wird Kolberg gehalten werden!"

Schill lauscht beglückt.

„Ich bin Ihr Mann, meine Herren! Hier stehen Männer, hier wird gekämpft, hierher gehöre ich, hier bleibe ich!"

Westphal, Nettelbeck und Wisseling schütteln ihm erfreut die Hand.

„Gleich morgen melde ich mich beim Kommandanten und bitte um Verwendung, auch wenn ich noch nicht wiederhergestellt bin", fährt Schill fort.

In die Gesichter der Bürger zeichnen sich Sorgenfalten; sie wiegen bedrückt die Köpfe. Schill blickt sie erstaunt und verständnislos an.

„Seien Sie vorsichtig, lieber Freund, wenn Sie mit dem Kommandanten, Oberst von Loucadou, sprechen."

„Nanu? Weshalb denn? Daraus, daß er zur Verteidigung Kolbergs entschlossen ist, geht doch hervor,

daß er ein tüchtiger und tapferer Offizier ist; es kann ihm doch nur recht sein, wenn die Besatzung verstärkt wird?!"

„Der Kommandant ist ein eigenartiger, nur schwer zu verstehender Mann" antwortet Senator Westphal zögernd. „An seiner Treue und persönlichen Ehrenhaftigkeit ist nicht zu zweifeln. Nur ungern fällen wir auch über einen preußischen Offizier ein Werturteil; ich will mich damit begnügen, Tatsachen anzuführen: In Preußen ist in den letzten Jahrzehnten leider der Brauch eingerissen, die Stelle des Festungskommandanten als Ruheposten zu betrachten. Leider steht auch Oberst von Loucadou schon im vorgerückten Alter; er ist im kleinen Dienst grau geworden und hängt mit steifer Anhänglichkeit, ja mit Starrsinn an Formen. Wir fürchten sehr, daß er zur Leitung der Verteidigung einer völlig auf sich selbst gestellten Festung nicht der geeignete Mann ist."

Nettelbeck nickt in heftiger Bestätigung.

„Das beweist schon der Zustand der Festung. Nachdem Kolberg sich im Siebenjährigen Krieg ausgezeichnet bewährt hat, hat König Friedrich die Verteidigungsanlagen ausbauen lassen. Doch wie sehen sie heute aus? Die Gräben sind versumpft, die Brustwehren verfallen, die Pallisaden verschwunden; die Geschütze befinden sich in kläglicher Verfassung; die meisten haben nicht einmal Lafetten und Bettungen. Die Besatzung ist schwach; sie besteht nur aus einigen Garnisonkompanien ohne viel Kampfwert; Artilleristen sind fast keine da!"

Schill blickt den Sprecher fassungslos an.

„Wie — —, wie ist so was möglich? Das ist ja — —, ich finde den Ausdruck nicht, mit dem man einen solchen Zustand bezeichnen muß"

„Sagen Sie ruhig, daß es eine Schlamperei ohnegleichen ist!" poltert Nettelbeck „Wir Vertreter der Bürgerschaft sind beim Kommandanten vorstellig geworden. Was glauben Sie, was er geantwortet hat? Er habe die nötigen Ausrüstungsgegenstände und Waffen regelmäßig angefordert, aber nicht erhalten."

„Und da ist er nicht zur Verwaltung gefahren und hat so lange Krach geschlagen, bis er die Befestigungsmittel und Geschütze bekommen hat?!" fragt Schill empört.

„Nein, eben nicht; seinem Wesen entsprechend stellt er sich auf den Standpunkt: Ich habe den Bedarf gemeldet; die vorgesetzte Behörde hat ihn nicht bewilligt oder die Beschaffung versäumt; folglich habe ich meine Pflicht getan und liegt die Verantwortung nicht bei mir, sondern bei der vorgesetzten Dienststelle."

Schill schüttelt den Kopf.

„Da komme ich nicht mit Ein solches Verhalten ist schon mehr als blinde Einhaltung der Disziplin. Das ist ja nicht zu fassen: Versagt die Festungsverwaltung, dann wendet man sich ans Kriegsministerium, und versagt auch dies, dann bringt man bis zu Seiner Majestät vor; man ruht doch nicht eher, als bis die Pflicht, die man seinem Posten schuldig ist, restlos erfüllt ist." (Fortsetzung folgt.)

Prof. Dr. Hans Hahne-Halle a. d. S.:

Leben und Tod in der nordischen Weltanschauung

TOTENGEDENKEN 1933

Die Totenehre ist ein Spiegel der Lebenden, ein getreues Abbild von Zeiten und Völkern, ein Niederschlag ihrer Kulturen, ein Wesentliches aus der Gesamtheit der Lebenserscheinungen der Menschengemeinschaften.

Liebe und Haß, Zwang und Besitz und Ehren des Erdendaseins folgen dem Toten. Aus den Gräbern steigt unserer Vorfahren Leib und Leben zu unserem Wissen herauf.

Die rassisch-vielgestaltige deutsche Volkheit ist geworden in jahrtausendelanger Vorgeschichte der germanischen, nordisch bestimmten Stämme. — Dem Nordmenschen ist Totenehrung seit Uralters ein wesentlicher Teil eigener Ehre. Es hängt engstens mit dem hohen nordischen Erbbewußtsein (Tradition), den ehrfurchtsvollen Begriffen der Ahnenehrung zusammen, daß den Gewesenen bei den Germanen und den nordisch bestimmten Deutschen eine so wichtige Stellung in der Gesamtreihe der ihnen eigenen Geschlechterfolge eingeräumt wird. In ihrer Mitte, zwischen Vergangenheit und Zukunft, steht der Einzelne, Gegenwärtige, das Volk der Gegenwart: Glied einer ewigen Kette. Deren Ablaufgesetze zu erahnen und zu erschauen ist dem nordischen Menschen eine seiner höchsten Aufgaben; aus ihr entnimmt er Antrieb und Auftrag richtigen Handelns, — seine Fragestellungen der Gottschau und des Gottgehorsams. Seinem Stück Ewigkeit, seinem Leben gibt er das Bild des Ineinanderwirkens von ewiger Dauer und zeitgebundenem, einmaligem Geschehen, endlos aus Urzeiten in Zukünftiges laufend mit Stunde, Tag und Jahr: das Hakenkreuz.

Eine besondere Bedeutung des Wissens um Denken und Wollen der nordischen und germanischen Vorzeit ist es, daß es Hinweise bringt auf gemeinsame, gleichartige Lebenswerte und -wertungen für den ganzen Kreis der Europavölker, die ja alle in verschiedenem Maße gemeinsames Erbe tragen aus der gemeinsamen nordischen, nach sprachgeschichtlichen Feststellungen „indogermanisch, arisch" genannten Vorzeit. So kann das Wissen um die Totenehre und die Auffassung von Tod und Leben im alten Norden auch Wegweisungen enthalten für eine zukünftige, vom Seelisch-Geistigen her zu gestaltende Gemeinsamkeit der Europavölker.

Seit fernster Urzeit geht über Alltäglichkeiten des Lebens das Denken über das „Da-Sein" hinaus. Dem einzelnen Toten fehlt etwas vom Leben: Der Atem, die Seele; er ist hilflos und es muß für ihn gesorgt werden, denn er ist und bleibt ja doch ein Angehöriger, wird ein Ahne, dessen Taten und Wille nachleben, wirksam bleiben. Sein Erinnern haftet an seinem Grabe, seinen leiblichen Resten, seinem Nachruhm, dessen äußere Zeichen ihm ins Grab folgen, an seiner Ehrenstätte sichtbar bleiben. Er behält also Einfluß, sein Grabmal ist Ausgang von bisweilen zauberhaft gedachtem, bleibendem Mittun am Schicksal der Seinen.

Sein Aufenthalt, sein Daseinszustand erhöht sich über die Ebene der Lebenden; nur bei „Niedrigdenkenden" bleibt er niedrig, Furcht erweckend. Den höheren Menschengedanken sind die Toten, die Schar der Vorangegangenen Maßstab und Mahnung, selber vorwärts und aufwärts zu steigen.

Deshalb bedingen die verschiedenen Gesamtlebenserfahrungen der Menschengruppen in den so vielfach verschiedenen Gegenden der Erde altheimische Sonderartungen, die „Lebens- und Weltanschauungen" und auch der Totenehrung bis in Einzelheiten. Rasse und Kultur von Völkern und Zeiten lassen sich aus ihrem Wandel verfolgen.

Das Geheimnis, das in der alten Unterscheidung von Diesseits und Jenseits liegt, kann der nordisch bedingte Mensch nie räumlich denken. Wir ahnen ein letztes All-Eines „in Ehrfurcht", wie das schon der Römer Tacitus im 1. Jahrhundert nach Zeitwende von unseren germanischen Vorfahren berichtet. Leben und Tod, Lebende und Tote sind in allen aus nordischem Erbe entstammenden Religionsformen einander nahe. Deshalb widerstrebt es uns auch, den lebenden und den toten Leib grundsätzlich verschieden zu betreuen. Die Vorzeit dachte hierin noch eindeutiger und handelte demnach auch folgerichtiger, als die Menschen und Völker des beginnenden oder vollendeten Weltverkehrs mit seinen Verwischungen und Eigenarten.

Die Naturvorgänge des europäischen Nordens weisen besonders stark und deutlich auf die großen, klar ablaufenden Gesetzmäßigkeiten des Erdengeschehens hin, vor allem im Jahreslauf. Hart, unerbittlich, zugleich immer wieder siegreich gütig ist uns der ewige Lebenswille, die Lebensallmacht, die zugleich Allgüte ist, wie sie die Bezeichnung Gott andeutet.

Auch den in aller Natur gegebenen Unterschied von Starkem und Schwächerem, Geringwertigem und Vollendeterem, Verkümmertem und Hochgezüchtetem, Herren und Beherrschten spiegeln Totenbrauch und Totenehre besonders eindringlich bei den nordischen Völkern, zunehmend in ihrer „Entwicklung" zu gesondertem Eigendasein und Höchstzuständen, wie sie Griechen und Germanen im nordisch bedingten Völkerkreise darstellen.

Hochzucht auch in geistiger und seelischer Bedeutung, Unterscheidung von Adelung und Allgemeinbleiben: Das heißt geringere oder höhere, erblich befestigte Lebensanpassung zwecks höchstmöglicher Leistungen gegenüber den Anforderungen der Heimatnatur und der Volkswohlfahrt stehen im Mittelpunkt besonders der germanischen Weltauffassung, wirken hinüber in alles religiöse Denken und Tun, zu dem auch die Totenehre gehört. Schon in der Steinzeit, um 3000 v. Zw. ist das deutlich! — Als Glied der Bluts- und Rechtsgemeinschaft des Hauses, der Sippe, des Stammes, wehrhaft aus Erdgebundenheit an die Scholle, wohnt der Tode im festen Steinhaus. Seine Waffen und sein Schmuck — Stand und Ehre andeutend — sind bei ihm. Alles ist für lange Dauer hergerichtet, denn der Tod wohnt ja unter den Lebenden; zwar rätselhaft ist sein sichtlich „anderer Zustand“; er gehört aber zu den Seinen, trägt mit ihnen seines Volkes Schicksal, und war er ausgezeichnet im Leben, so ist er es auch im Tode durch die Pracht seiner Grabbeigaben und durch den Glanz seines Nachruhmes. Grabesehre zeigt die Maße des Lebens: Herren- und Fürstengräber sind von den Gräbern der Vielen nur verschieden durch die „ausgezeichnetere“ und reichere Ausstattung. Ihre großen Steingräber, Hünengräber, Hünenbetten und Grabhügel liegen auf weit sichtbaren Höhen, erhaben wie das Leben der darin Ruhenden.

Auch als die Leichenverbrennung von Mitteleuropa her am Ende der Steinzeit Brauch wurde, vielleicht als Ausdruck der Erkenntnis, daß das Dasein des Gestorbenen nur „Seelendasein“ ist, und durch die Flamme bald von allem Verweslichen zu befreien, zu erlösen sei, bleibt die Sitte der Totenbeigaben. Erst das Christentum verbietet sie. — Der Tote hat Rechte und Vorrechte über sein Leben hinaus, Hoffnung und Wille, das Seinige weiter zu besitzen, es womöglich noch zu vermehren. Unter den Lebenden erwirkt dieser unvertilgbare Glaube Grabpflege und Erinnerungsfeiern, formt auch Gottheitsgedanken und Göttergestalten und bleibt im volkstümlichen religiösen Denken wirksam als altheimischer Volksglaube, wenn auch dieser „Aberglaube“ verkannt und verlästert. Erfahrungsreiche, artgemäße Gedanken aus jahrtausendelanger Vorzeit umgeben die Großen, Heiligen, Heilbringer, die Helden des Schwertes und des Geistes als kultische Verehrung, — auch in der Gegenwart des nordisch-bestimmten Menschen. Je weniger sich das gesamte Dasein ihnen im kleinen ruhelosen erdhaften Gegenwartsdasein erschöpft, in je weiterem Kreise um das tätige Jetzt die Gedanken voller stiller Ewigkeitswerte schwingen, desto lichter steht das Gedenken der Toten in ihrer Mitte: Nicht in aufdringlicher Überhöhung, sondern von liebender lebensnaher Ehrfurcht erhoben in die Ebene des lichten Vorbildes für das lichte Leben der Gegenwärtigen sind unsere Toten wie ein Wirbel von tausend weisenden Sternen, richtungebend auf unseres Volkes Bahn. —

Besitz vergeht, Sippen sterben, du selbst gehst dahin;
Deiner Taten Nachruhm ist dir gewiß. (Edda)

Die Wissenschaft der Vorgeschichte in ihrer ausgesprochenen nordisch-deutschen Sonderform, die viel mehr ist als nur Altertumskunde, ist Erbwissenschaft, erstrebt Wissen und Schau des Wesentlichen in der Entwicklung der Völker, geht aus vom deutschen Volke, weitet Forschung und Lehre ins allgemein-Europäische, findet, vom Heimischen ausgehend zu den Gesetzen, die über den Völkern der Erde walten. Ihr werden die Steine redend, aber hinter den Steinen stehen die ehemals Lebenden. Deshalb ist uns die Rassengeschichte und alles Wissen um die „Menschenzoologie“ völlig unentbehrlich. Leib, Seele und Geist sind drei gleichwertige Lebensgebiete, die in einem verflochten den Einzelmenschen und die Völker ergeben. Und der Daseinsring, in dem der Lebende und die Lebenden stehen, erschöpft sich nicht im engeren Kreise der „Geschichte“, auch nicht im „Völkerkundlichen“, er ist Einheit von allem, was aus längst Gewesenem künftiges Dasein zeugt, — Erbkunde des einzelnen und der Völker. So sehen wir auch mehr als nur Vorzeitspuren in den Funden, die unsere Museen füllen; Vorzeit, Gegenwart und Zukunft verbindet auch hier des Lebens endloser Reigen. So mußte die erste auf solches Suchen begründete Forschungs- und Lehrstätte, die Landesanstalt für Vorgeschichte zu Halle, von solcher weitergreifenden Fragestellung her auch Rassenkunde und Volkskunde einbeziehen und aus der Geschlossenheit ihres eigenen Aufbaues heraus die Fragen nach dem großen Lebensringe des deutschen Volkes, in die Volkserziehung hereintragen.

Und da zeigt es sich, wie Werden, Dasein und Tod im kleinsten Ringe des Einzeldaseins sich nach denselben Gesetzen aufbaut, wie schon im Ablauf jeden Tages, des Jahres und dann wieder im Völkerleben und den großen Abfolgen der gesamten Menschengeschichte.

Aus uralter Erfahrung sprechen wir ja vom Morgen und Frühling eines Menschenlebens, von seinem Mittag, seiner hohen Zeit, Hochzeit, seinem Herbst als Erntezeit, seinem Abend.

Winter aber ist uns nicht Tod, nur Ruhezeit; mitten im Winter ist Sonnenwende, Beginn eines neuen Lebensringes. Eine Rasse, ein Volk und Kulturen sterben nicht, wenn nicht fremde Artung sie zerstören, und oft genug erhebt sich aus der alten Artung tiefen Wurzeln neuer Frühling oder neue Jugend, so lange auch mahnend aufwärtsweisend das Wissen lebt um die eigensten Lebensgesetze und den Winter durchbricht.

In unserer Zeit der Notwende ist der Kunde von der deutschen Volkheit, von nordisch-germanisch-deutscher Volksart, ihren Wurzeln und Zukunftswerten eine große Aufgabe geworden am deutschen Wiederaufstieg. Wissende hatten das längst erkannt, aber wissende Feinde ebenfalls; so entbrannte, nicht erst vor 100 Jahren, ein Kampf auf Leben und Tod des deutschen Volkes, der auf höherer Ebene neben dem der Schwerter und des Geldes herlief.

Stehen wir heute vor der deutschen Wintersonnen-

wende, sind wir noch in der „Laubreif"' des Spätjahres, dem Dahinsinken der unbrauchbar gewordenen Erscheinungen eines beendeten Lebensringes, oder schon in der Wintersonnenwende oder gar bereits im tollen Vorfrühlingsbrausen auf das neue Grünen, Blühen und Fruchten eines neuen Ringes hin? Ist unser Volk schon auferstanden oder reckt es seine Kräfte erst im Morgentraume? Weltenweit ausspähende Schau spricht vom Vorfrühlingszeitalter der ganzen Menschenerde; alte Werte werden umgeschmolzen, hinübergeholt in neues Werden; nach der Geschichte der nordischen Menschen kam die des germanischen, aus ihr die deutsche; — formt Deutschland eine neue, die „deutschländische", einen Umlauf weiteren Ausmaßes, als die vorhergehenden waren? Das Hakenkreuz fliegt uns voran wie seit Uralters dem nordisch bestimmten Menschen; bei ihm ist ältestes, tiefstes Wissen! Wir brauchen nicht die großsprecherischen Phantasien fanatischer Propheten, nicht die gewagten Rückblicke in Vorzeiten, die außerhalb der Erfahrung unserer tatsachengebundenen Wissenschaft liegen und deren Verkünder zu angeblich untergegangenen, also nicht mehr untersuchbaren Erdteilen ihre Zuflucht nehmen müssen. Durch Vorzeit und Geschichte in dem bereits genügend handgreiflichen Erbe unseres Volkes in Sitte, Lebensweisheit und Weltanschauung und in der Geschichte unseres Blutes zeigen sich deutlich genug die Kräfte des neuen Werdens: Wie einem guten Arzte genug Feststellungen, auf die er des Leidenden Gesundung aufbaut! —

Dasein und Tod müssen bis ans Ende alles Lebens im Widerstreite sein, Tod aber droht endgültig nur dem Verbrauchten, dem vom Leben abgewichenen, vom Leben, das in ewiger Ordnung unsterblich ist. Deshalb sind die Bräuche und Feiern im Jahreslauf und im Menschenleben immer zugleich Rückblick und Gericht und neuer Anfang im Laufe zu neuer Erstarkung der Lebenskräfte.

So ist es auch mit jeder einzelnen Geburt; sie enthüllt Licht und Schatten des Erbes und beginnt neuen Widerstreit, in dem die Möglichkeit des Sieges über Vergangenes liegt nach dem Ausmaße der Kräfte, die dem neuen Lebensringe mitgegeben wurden. Hart, nach allmächtigem Gesetz ist alles Leben, aber der Mensch hat mehr als andere Geschöpfe die Möglichkeiten in der Hand, Schicksal zu lenken in einzelnem und besonders gemeinsamem Wollen unter weiser Führung selbst Völkerschicksale dem Tode zu entreißen, wie es geschieht im kraftgeladenen Samenkorn sterbender Bäume und dem Wurzeltrieb, der in der heiligen, heilbringenden Mutter Erde noch feststeht. Die großen Opfergänge von Völkern und Zeiten, die Wintersonnenwenden gleichend, in neue helle Auferstehungen führen, sind wie die Spätjahrstürme, auf deren jagende Wetter Winterstille folgt, mit „sternenbesäten Wunderträumen von sonnenfrohem Erwachen alles Lebendigen". Der Groll Wodes in der „Urgewalten vernichtendem Rasen" weicht dem „heiligen Mutterworte, der Kunde von der Wiederkehr des Lichtes". Das Leben, das „im Sturme stand, ehe seine Stunde kam", das nach „eigener Artung ureigener Weisung" mitten in allem Winterleide fest auf altem Grunde stand, hört ein Raunen über sich, wie der Mutter Herzschlag über des Kindes Werden und weiß von neuem Daseinsringe."

Die Goldenen Göttertafeln, so kündet die Edda, die stand in tausendjährigem Kampfe verloren. Sie werden wieder in Händen halten dürfen, die des alten Drachen lachen. Ein neuer Kampftag dämmert über Idafeld, aber in Gimle wird das Siegesschwert gehämmert, mit dem sich „auf neuen Ebenen eine neue Welt zum Lichte siegen" wird.

Das deutsche Volk hat noch immer seine Riesenkraft und Sonnenherzen, und unter den tausenden, die in Sehnsucht schlugen, hat endlich eines zum großen Brande den Mut gefunden; ihm ist das große Lied gelungen, das die im Finstern wandernden tausend Fackeln und Kerzen, die heiligen Gluten in tausend Hütten nun aufrief zum jubelnden Gehen in einen neuen deutschen Frühling.

„Vorwärts, von Wissen geweiht,
Dämmerung loht,
Wir sind bereit!
Wir trotzen der Trägheit, der Lüge, dem Tod.
Wir wollen zum Licht,
Vor Gottes Gesicht.
Wir wollen den Drachen schlagen.
Der Morgen will tagen.
Wir fürchten uns nicht."

Reise - Brockensammlung

Der prunkvolle neue Mailänder Hauptbahnhof hat das ursprünglich gesteckte Ziel, dieses Zeichen des Superlativzeitalters, nicht erreicht. Mit nur 20 Bahnsteigen und 250 Meter Länge bleibt er hinter dem unverändert größten Europas, dem Leipziger Hauptbahnhof mit seinen 26 Bahnsteigen und 300 Meter Länge, zurück. Gleich groß mit dem großräumigen, übersichtlichen Leipziger „Abreisepalast" ist mit 26 Bahnsteigen Central-Station zu Washington; größer sind Central-Station und Pennsylvania-Station in Neuyork mit je über 40 Bahnsteigen in zwei unterirdischen Bahnsteiganlagen; indessen sind diese Bahnsteige verwunderlich eng und abstoßend, wenig einladend zum Husch in die Ferne — —

*

In Schweden hängt der Eisenbahnfahrgast Mäntel, Schirme, Stöcke, Hüte usw. im Wagengang auf und bringt auch dort in Gepäcknetzen Handgepäck unter. Durch die fahrende „Garderobe" schreiten Zeitungsverkäufer, fliegende Obsthändler, Fahrgäste, Beamte in buntem Wechsel auf halb-, ganz- oder fast zweitägigen Läufen der Züge — und keiner der Reisenden lugt argwöhnisch beobachtend nach seinen Gegenständen!

*

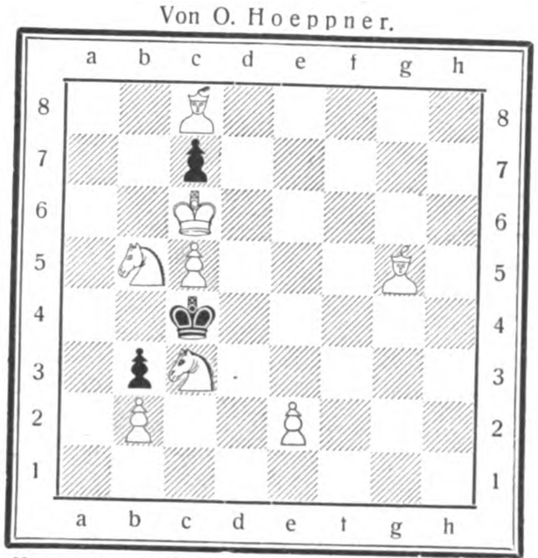
Der 4½ Kilometer lange Zugspitzbahntunnel wurde witzigerweise zu einer — „Schildergalerie" ausgestaltet. Um die 32 Minuten währende Tunnelreise den Fahrgästen nicht langweilig werden zu lassen, hängen da von 10 zu 10 Meter gelbe, gestanzte Schilder mit der jeweiligen Angabe der Länge des Tunnels, dazwischen Schilder mit der Streckenlänge (bis zur Endstation 18½ Kilometer Gesamtstrecke) und von 100 zu 100 Meter Schilder mit der jeweils erreichten Höhe. Das ist höchst kurzweilig und bildend, zumal die Höhenschilder ergänzt werden durch Schilder mit Angaben der entsprechenden Höhe bestimmter bekannter Berge, Pässe oder Kurorte. Die Bayerische Zugspitzbahn (1928/29 erbaut) überwindet überdies von allen europäischen Bergbahnen den größten Höhenunterschied, von 700 Meter bis 2650 Meter.

Karl Lütge.

SCHACHECKE

Aufgabe

Von O. Hoeppner.



Weiß: Kc6, Sb5, c3, Lc8, g5, Bb2, c5, e2 (8).
Schwarz: Kc4, Bb3, c7 (3).
Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Lösung der Aufgabe in Nr. 43

1. Sg2—h4, Kd4×e5; 2. Se1—f3†, e4×f3; 3. Dh6—e3††. Auf 1. . . . ., Kd4×c4; folgt 2. Dh6—e6† usw.; auf 1. . . . ., beliebig; folgt 2. Sh4—f3† usw.

Partie

Spanisch.

Gespielt auf einem englischen Schachkongreß.
Weiß: Dr. Saunders. Schwarz: D. Yates.

	Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	e7—e5
2.	Sg1—f3	Sb8—c6
3.	Lf1—b5	Sg8—f6
4.	0—0	Lf8—e7
5.	Dd1—e2	. . . .

Mit 5. Sb1—c3, d7—d6 6. d2—d4 war die Stellung der Steinitz-Verteidigung erreicht. Weiß will offenbar c2—c3 nebst d2—d4 und eventuell Tf1—d1 spielen, was gewiß ein guter Plan ist.

	Weiß	Schwarz
5.	. . . .	d7—d6
6.	c2—c3	0—0
7.	d2—d4	Lc8—d7
8.	d4—d5?	Sc6—b8
9.	Lb5—d3	Ld8—g4?
10.	Sb1—d2	Sb8—d7
11.	h2—h3	Lg4—h5

Schwarz provoziert den Bauernvorstoß; dies ist aber sehr zweischneidig.

	Weiß	Schwarz
12.	g2—g4	Lh5—g6
13.	Tf1—e1	Sd7—c5
14.	Ld3—b1	h7—h5

Dieser Gegenstoß ist nötig, weil Weiß sonst mit Sd2—f1—g3 eine sehr starke Angriffsstellung aufbauen würde.

15. Sf3—h4

Ein chancenreiches Bauernopfer. Weiß konnte aber auch Sf3—h2 nebst f2—f3, Sd2—f1 und Sf1—g3 spielen.

	Weiß	Schwarz
15.	. . . .	Lg6×e4
16.	Sd2×e4	Sf6×e4
17.	Sh4—f5	Se4—f6
18.	g4—g5	Sf6×d5
19.	c3—c4?	g7—g6
20.	c4×d5	Le7×g5
21.	Sf5—e3	Lg5—f4
22.	Lb1—c2	f7—f5
23.	Se3—g2	Lf4—g5
24.	b2—b4	Sc5—d7
25.	Kg1—h2	e5—e4
26.	f2—f4!	e4×f3 e. p.
27.	De2×f3	Sd7—e5
28.	Df3—g3	f5—f4
29.	Lc1×f4	h5—h4
30.	Dg3—e3	Tf8×f4
31.	Sg2×f4	Dd8—f6
32.	Sf4—h5!	. . . .

Der einzige Rettungszug, den Schwarz bei seiner Kombination wohl übersehen hatte; auf 32. Te1—f1 würde Schwarz mit Ta8—f8 gewonnen haben.

	Weiß	Schwarz
32.	. . . .	g6×h5
33.	Te1—f1	Df6—g7
34.	De3—e4	Ta8—e8
35.	Kh2—h1	Te8—e7
36.	De4—f5	. . . .

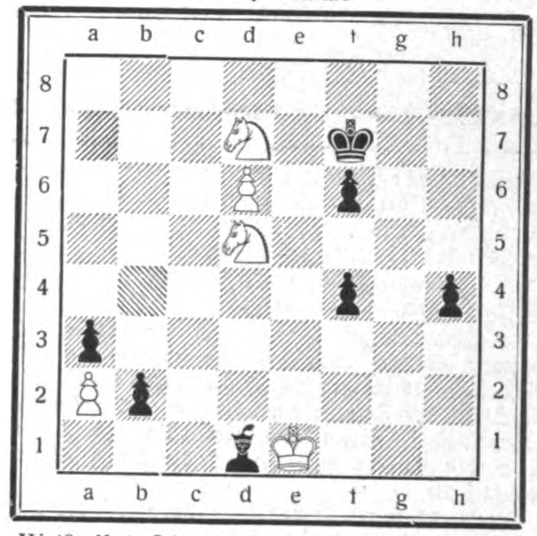
Droht Matt in 3 Zügen mit Df5—c8† etc.

	Weiß	Schwarz
36.	. . . .	Te7—e8
37.	Tf1—g1	Se5—f7
38.	Ta1—f1	Te8—e5
39.	Df5—c8†	Sf7—d8
40.	Tg1×g5!	Aufgegeben.

Auf Te5×g5 folgt Dc8×d8† und auf Dg7×g5 gewinnt Tf1—g1.

Eine schwere und interessante Partie, für Gewinner und Verlierer gleich ehrenvoll.

Endspielstudie.



Weiß: Ke1, Sd5, d7, Ba2, d6 (5).
Schwarz: Kf7, Ld1, Ba3, b2, f4, f6, h4 (7).
Weiß zieht und gewinnt.

Lösung

Der Lösungszug liegt in der Opferung des Sd7 auf e5†. Schach muß respektiert werden! Es folgte: 1. Sd7—e5†, f6×e5; 2. d6—d7, b3—b2; 3. d7—d8D, b2—b1D; 4. Dd8—f6†, Kf7—g8; 5. Sd5—e7†, Kg8—h7; 6. Df6—f7†, Kh7—h6; 7. Se7—f5†, Kh6—g5; 8. Df7—g7†, Kg5—h5; 9. Dg7—h7†, Kh5—g5; 10. Dh7×h4†, Kg5—g6; 11. Dh4—h6†, Kg6—f7; 12. Dh6—g7†, Kf7—e6; 13. Dg7—g6†, Ke6—d7; 14. Dg6—h7†, Kd7—d8; 15. Dh7—e7†, Kd8—c8; 16. Sf5—d6†, Kc8—b8; 17. De7—e8† und gewinnt leicht.

Oder es folgt: 1. . . . ., Ke6; 2. d7, b2; 3. d8D, b1D: 4. Sc7†, Kf5; 5. Dd7† und gewinnt. Oder 1. . . . ., Kg7; 2. d7, b2; 3. d8D, b1D; 4. D×f6† und gewinnt.

Ein Blatt im Sturm

Ein Erlebnis aus dem Weltkrieg

Die Septembersonne war im Sinken, als man in X. im Speisesaal der Komtesse B., die Tafel aufhob. Die Dame des Hauses und einige ältere Herren, die zum Inventar des Schlosses zu gehören schienen, hatten daran teilgenommen. Die Unterhaltung war lebhaft, die Stimmung aber keine behagliche.

Die Tischgesellschaft hatte sich in die verschiedenen eleganten Salons und Kabinette zurückgezogen, ich selbst, froh, des lästigen Zwanges enthoben zu sein, eilte die Stufen der Terrasse hinab, um, wie es meine Gewohnheit ist, im Freien eines inneren Unbehagens Herr zu werden, in das mich diesmal die Tischgesellschaft versetzt hatte.

Der Abend war mild und schön, hatte doch der Tag, es war der 21. September, fast einem schwülen Hochsommertage geglichen. Eine sanfte Kühlung breitete sich über den weiten Park, der sich vor meinen Blicken ausdehnte; sie entströmte den dichtbelaubten Bäumen, dem vollblätterigen Buschwerk, in dessen Schutz noch die letzten bunten Sonnenblumen in voller Blüte standen, während an den Spalieren schon die dunkle Traube reifte. Langsam schritt ich durch die Alleen, vorüber an einer halb verfallenen Muschelgrotte, dicht mit wucherndem Sommerefeu überwachsen, an der grauen Sandsteinfigur einer fruchtbeladenen Flora und dem Bilde einer koketten Nymphe vorbei, die ihr eigenes Ich selbstbewußt im Wasserspiegel bewunderte.

Den eigentlichen Ausgang des Parkes bildete ein Komplex alter Laubhölzer. Einem kleinen Wäldchen gleich, standen die alten Baumriesen beieinander, die Brust schien begierig würzige Waldluft einzusaugen, und der Fuß versank fast in dem weichen grünen Moos und dem schwankenden Farnkraut, das üppig das knorrige Wurzelwerk umgrünte.

Tiefe Dämmerung lag über dem Stückchen Wildnis, in dem ich mich bei meinem Eintritt allein glaubte; erst nachdem mein Auge sich an die zweifelhafte Beleuchtung gewöhnt hatte, sah ich, nicht weit von mir, auf einem moosbewachsenen Stein, eine dunkelgekleidete weibliche Gestalt, die, das Haupt in die Hand gestützt, meine Gegenwart wirklich übersah — oder zu übersehen schien. Einen Augenblick zauderte ich, was zu tun sei; sollte ich mich entfernen, lautlos wie ich gekommen war, oder sollte ich bleiben? Die Dame selbst, die, wie ich kombinierte, ins Schloß gehören mußte, gab den Ausschlag, indem sie sich erhob und geraden Weges auf mich zuschritt. Um den Ausgang des Wäldchens zu erreichen, mußte sie an mir vorübergehen; mit einer kaum merklichen Neigung des Hauptes erwiderte sie meinen ehrerbietigen Gruß, dann plötzlich wandte sie sich um und blieb stehen. Ich trat näher und nannte ihr meinen Namen, in Erwiderung sagte sie mir, daß sie die Tochter des Hauses, Komtesse Helene, sei, und nahm nach einigen konventionellen Phrasen meine Begleitung durch den Garten zwar gnädig, aber mir wollte scheinen, nicht ganz ungern an. Auf meine Frage, warum sie nicht an der Mittagstafel teilgenommen habe, sagte sie mir, daß sie die Mutter gebeten, sie wegen heftiger Kopfschmerzen zu dispensieren, und die tiefe Blässe ihres Gesichtes ließ diesen Grund als keinen fingierten erscheinen. Trotz ihrer Kopfschmerzen war unsere Unterhaltung aber bald im besten Zuge; wir sprachen über den Krieg, und ihre Ansichten waren so gemäßigt, so wenig fanatisiert, daß ich nicht bereute, auf ein Thema eingegangen zu sein, welches sie selbst, etwas gegen meinen Willen, aufs eifrigste und augenscheinlich absichtlich berührt hatte.

Plötzlich verstummte sie, und ich fühlte, daß ihre dunklen melancholischen Augen eifrig forschend auf mir ruhten, und fragte mich, aber mir schien mit einer gewissen moralischen Überwindung:

„Ist die Nachricht begründet, daß man weitere Truppen aus Algier nach Frankreich zu ziehen im Begriff steht?"

Ich zögerte vor dem feierlichen Ernst dieser Frage.

Welche Antwort mochten die tiefdunklen, angstvoll blickenden Mädchenaugen ersehnen?

Der strengsten Wahrheit gemäß erwiderte ich, daß man uns bereits vor einigen Tagen das Eintreffen algerischer Truppen an unserem Frontabschnitt gemeldet habe. Helene preßte die schöngeschwungenen Lippen aufeinander, eine fast trotzige Falte bildete sich auf ihrer Stirn zwischen den feinen Brauen — sie erwiderte nichts, dann bog sie vom Hauptweg ab, in eine Seitenallee ein, wo sie sich auf einer versteckten Steinbank niederließ und mich bat, mich zu ihr zu setzen. Sie schöpfte tief Atem, wie nach einem langen beschwerlichen Lauf, aber die Spannung in ihren schönen Zügen löste sich, und endlich sagte sie fast flüsternd: „Da hilft kein langes Zögern, der Krieg reißt die Menschen ebenso schnell von einander, wie er sie zusammenführt, wer weiß, ob dies nicht meine erste und letzte Chance zugleich ist, Sie allein zu sprechen, und ich muß Sie sprechen, denn ich habe ein plötzliches, unerklärliches, aber ebenso unwandelbares Vertrauen zu Ihnen gefaßt."

Ich reichte ihr die Hand.

„Sprechen Sie getrost, Komtesse, mein Ehrenwort. Ihr Vertrauen soll mir heilig sein."

Leicht erwiderte sie den Druck meiner Hand und erzählte mir dann hastig, in abgebrochenen Sätzen, daß sie seit dem Frühling gegen den Willen ihrer Mutter und ohne jemands Wissen mit einem Offizier verlobt sei, der kurz vor dem Ausbruch des Krieges nach Algier kommandiert wurde. So traurig die Trennung anfangs gewesen sei, so glücklich habe nach erfolgter Kriegserklärung dies Kommando sie gemacht, aus dem sie die Hoffnung geschöpft, daß der unselige Kampf sein Ende erreichen würde, ehe der Geliebte in die Gefahr desselben hineingezogen werden könne. Ich aber sei ihr mehr wie ein Freund als ein Feind erschienen, der einzige, den sie fragen, der einzige, der ihr Antwort geben könne.

„Und nun Sie mein Geheimnis wissen", fuhr sie unter kaum zurückgehaltenem Weinen fort, werden Sie es wahren und schützen, und auch ihn, versprechen Sie es, werden Sie schützen, wenn der Zufall des Krieges ihn in Ihre Hand gibt."

Sie hatte die Hände gefaltet wie zum Gebet, in ihren schönen Augen schimmerte eine Träne, ihre Lippen zitterten — ich war tief bewegt.

„Komtesse" sagte ich, mich ehrerbietig auf ihre Hand herabneigend, „Ihr Geheimnis wird mir teuer sein wie das einer Schwester — verlassen Sie sich darauf."

Sie zog eine Karte ihres Verlobten aus einer zierlichen Brieftasche und händigte sie mir ein, dann trieb sie eilig zum Heimweg. Vor dem Hauptportal des Schlosses trennten wir uns, ein schneller Blick, ein Händedruck genügte, unsern Bund zu besiegeln.

Ich sah Helene nicht wieder; ihr den Zwang formellen Verkehrs im Familienkreise zu ersparen, hielt ich mich während der Teestunde auf meinem Zimmer.

Am nächsten Morgen zogen wir von X ab, ohne daß es mir gelungen wäre, mich von einer der Damen des Hauses persönlich zu verabschieden.

Und die grausam lodernde Fackel des Krieges glühte weiter mit ungeminderter Kraft. Es war am 2. Dezember, eisig strich der Wind über die Ebene, als wir bei O einen blutigen Angriff hatten, und noch immer wollte der entscheidende Streich nicht fallen. Zwei Tage später leuchteten uns an dem hellen kaltblauen Dezemberhimmel die Türme von N; die Stadt war unser.

Am 5. gegen Abend von einem Dienstritt heimkehrend, wurde ich von einem mir bekannten Stabsarzt angehalten, der, in der Richtung von B kommend, nach N zu ritt. Er bat mich mitzukommen, da sein Weg ihn nach N in eins der dort etablierten Lazarette führe, um die notwendigsten Dienste zu leisten. Dort angekommen widmete ich mich sofort den Verwundeten.

In einem der Zimmer lagen drei französische Offiziere. Ich trat zu ihnen, zwei hatten Schüsse am Oberarm und Bein, sie baten mich, vor allem ihrem Kameraden zu helfen, der einen Schuß durch die Brust hatte und furchtbar zu leiden schien. An dem Mantel, der ihn deckte, erkannte ich, daß der junge Offizier der algerischen Truppe angehörte, welche bei N scharf mitgenommen worden war. Er flehte mich an, ihn aus dieser entsetzlichen Lage zu befreien, in der keine Linderung für seine Leiden zu ermöglichen war, und ich versprach ihm meine Unterstützung. Dankbar drückte er meine Hand. Dann machte er einen Versuch, sich mühsam aufzurichten und zog unter seinem Kopfkissen eine Brieftasche hervor, welche Briefe, die Photographie einer Dame und seine Visitenkarten enthielt. Er überreichte mir eine der letzteren; ohne sie anzuschauen, steckte ich sie zu mir und verabschiedete mich dann, um mich noch abends für rasche Hilfe des Schwerverwundeten zu verwenden.

Im Flur, beim Schein meiner Taschenlaterne, betrachtete ich die Visitenkarte — sie trug denselben Namen wie die, welche eine zitternde Mädchenhand im Parke von X mir anvertraut hatte. Ein eigentümliches Gefühl beschlich mich: dergleichen geheimnisvolle Zufälligkeiten hatten immer eine gewisse Macht über meine Phantasie gehabt, aber jetzt war nicht der Augenblick, sich ihr hinzugeben, hier galt es zu handeln, und zwar so schnell als möglich. Ich verließ sofort das Lazarett: wollte ich Hilfe schaffen, so tat Eile not. Im Nachbarlazarett gelang es mir, einen Platz für den jungen Offizier auf Anordnung des Oberstabsarztes zu erwerben, wohin er am nächsten Morgen transportiert wurde.

Ich erfuhr noch an demselben Abend, daß unser Korps in 24 Stunden wieder eingesetzt würde, und am Abend des 6. Dezember, vor dem Abmarsch, beschloß ich, meinen Schützling noch einmal zu besuchen. Ich traf den leitenden Arzt an seinem Lager, er gab keine Hoffnung mehr. Ich schwankte lange; sollte ich dem Sterbenden die Mitwissenschaft an seinem Geheimnis entdecken, die ich dem Lebenden vorenthalten hatte?

Endlich fragte ich ihn leise nach X, und ob er mir keinen Gruß dorthin zu sagen habe.

Er fuhr auf, das plötzliche Nennen dieses Namens nur schien ihn zu überwältigen. Mit zitternder Hand zog er das Bild der Geliebten unter dem Kopfkissen hervor, und legte wie schützend die abgemagerte Hand darüber. „Was wissen Sie von X?" fragte er gebrochen. Ich fühlte, daß die Stunde gekommen sei, in der ich ihm von der Unterredung jenes Herbstabends erzählen mußte.

Er war tiefbewegt; zu schwach, um noch viel zusammenhängend zu sprechen, flüsterte er in abgerissenen Lauten den geliebten Namen und zärtliche Liebesworte, die kaum gehört verhallten. Liebkosend fuhr seine Hand über das wohlgelungene Bild des schönen Mädchens, dessen Jugendglück so wehmütig schnell dem Untergang entgegeneilte. — Ich saß am Lager des kranken Mannes, bis er ein wenig ruhiger geworden war, ich sprach mit ihm, wie man mit einem fieberkranken Kinde spricht, und allmählich schien die letzte aufflackernde Erregung der natürlichen Mattheit zu weichen, erschöpft sank er in die Kissen zurück und ergriff meine Hand. „Sagen Sie ihr", flüsterte er abgerissen, „daß ich sie geliebt habe bis zum letzten Atemzuge. Schütteln Sie nicht das Haupt, ich weiß, ich werde sterben, und in Ihre Hände, Kapitän, lege ich meine letzten Grüße." Er gab mir das Taschenbuch, das Helenes Briefe enthielt.

„Von dem Bilde kann ich mich nicht trennen", fügte er schmerzlächelnd hinzu, „das gehört zu mir bis zuletzt." Noch einmal drückte ich ihm die fieberheiße Hand. Ich sah ihn nicht wieder; wenige Stunden später starb er.

Der Krieg nahm seinen Fortgang; selbst schwer erkrankt, lag ich in einem Lazarett, zwischen Tod und Leben schwebend; endlich wurde ich unter sorgfältigen Ratschlägen meines Arztes aus dem Lazarett in E entlassen, um in die Heimat zu fahren.

Gerade vier Monate nach meinem ersten Aufenthalt

in X kehrte ich dahin zurück. Ich war auf der Besserung, allein noch immer leidend genug, um mit dem eigentümlichen Egoismus des Kranken die eigenen Schmerzen in erste Reihe zu stellen, und der traurigen Mission, die ich für X übernommen hatte, kaum zu gedenken. Als ich in dem kleinen requirierten Fuhrwerk, begleitet von einem Kameraden, in die Stadt einfuhr, war es in später Nachmittagsstunde, als mein kleiner Landwagen vor dem Hause hielt. Mühsam schleppte ich mich bis an die Haustür; eine alte schwarzgekleidete Dienerin öffnete mir mit einem Licht in der Hand. Sie führte mich in ein Wartezimmer und lief davon, ihrer Herrin meinen Besuch zu melden. — Nach längerem Warten erschien die Dame des Hauses, in der ich trotz der mangelhaften Beleuchtung und der schmerzgebeugten Haltung der Gräfin B. wieder erkannte — die Mutter der armen Helene. Sie schien sich meiner nicht zu erinnern, und ich zögerte, mich ihr sogleich zu erkennen zu geben, um meine traurige Botschaft noch zurückhalten zu können.

Mit tiefbewegter Stimme teilte sie mir mit, daß eine Sterbende im Hause sei. „Sie sind an einem Unglückstage in ein Haus gekommen und werden deshalb die Mutter, die allein am Sterbelager der einzigen Tochter weint, sicherlich gern entschuldigen.

Sie war im Begriff hinauszugehen, ich hielt sie zurück. „Um Gottes willen", rief ich erschüttert, „Ihre Tochter — Komtesse Helene?"

„Ja", sagte sie, mich erstaunt betrachtend, „was wissen Sie von ihr?"

Ich gab mich ihr zu erkennen: trotz der vielen Deutschen, die bei ihr gewohnt haben, erinnerte sie sich meiner noch.

„Vor vier Monaten", seufzte sie, „da sah es hier noch anders aus. Meine arme, geliebte Helene, ich muß sie dahingeben — ich darf wohl sagen, ein Opfer dieses grausamen Krieges."

Tief bewegt bat ich die schmerzgebeugte Frau, mir zu sagen, was das blühende Mädchen auf das Krankenbett geworfen, und in kurzen Worten erzählte sie mir, daß ein typhöses Fieber, welches in X grassierte, ihre Tochter ergriffen habe, und zwar mit doppelter Heftigkeit, da der Körper durch die furchtbaren Aufregungen der wechselnden Kriegsnachrichten schon erschüttert und heftig erregt gewesen. Mir war das Herz schwer. — Niemand sprach ein Wort. Die Gräfin erhob sich, um zu ihrer Tochter zurückzugehen.

„Ist keine Möglichkeit für mich, die Kranke zu sehen?" fragte ich.

„Keine", erwiderte sie

„So sagen Sie ihr, daß ich hier sei", bat ich.

Sie versprach es.

Nach einer Weile klopfte es an die Türe. Die Mutter brachte mir die Nachricht, daß Helene mich zu sprechen wünsche.

Sie selbst führte mich an die Türe des Krankenzimmers, öffnete sie und ließ mich ein. Geräuschlos fiel die Tür hinter mir ins Schloß. Ich war allein mit dem sterbenden Mädchen.

Der Raum war schwach erleuchtet. Ganz im Hintergrund stand ein weißes Himmelbett mit zurückgeschlagenen Vorhängen. Ich trat behutsam an das Krankenlager. Eine furchtbare Veränderung war in den Zügen des schönen Mädchens vorgegangen, seit ich an seiner Seite durch den herbstlichen Garten geschritten war.

Sie reichte mir die Hand.

„Oh", sagte sie, und ein schmerzliches Lächeln flog um ihre bleichen Lippen, „sehen Sie mich nicht so erschrocken an, es geht mir viel besser, und ich werde bald gesund genug sein, um Ihre Pflege zu übernehmen."

Sie hatte augenblicklich keine Ahnung, daß ihre Stunden gezählt seien.

Ich schwankte. Sollte, durfte ich hier die Wahrheit sagen, hatte ich das Recht, die letzten Tage des armen Mädchens mit so furchtbarem Kummer zu belasten?

Einige Sekunden war es ganz still zwischen uns; ich fühlte, daß die Blicke der Kranken sich fragend auf mich hefteten. Endlich öffnete sie die Lippen.

„Und haben Sie nichts von ihm gesehen?" fragte sie zitternd.

Die qualvolle Angst in ihren Augen, welche das Schlimmste von einer Antwort zu erwarten schien, zeigte mir, daß hier der rechte Weg in der bewußten Unwahrheit lag. Dem Toten konnte sie nicht mehr wehe tun, der Sterbenden aber, die sich ahnungslos mit ganzer Jugendkraft an das fliehende Leben zu klammern schien, ihr ersparte ich die bittersten Schmerzen ihres jungen Lebens.

Ich schüttelte den Kopf und sagte ruhig: „Nein, Komtesse, der Zufall wäre ein zu ungewöhnlicher gewesen."

„Seit Monaten habe ich nichts mehr von ihm gehört", fuhr sie fort.

„Solange ich gesund war, bin ich Tag für Tag während der Gefangenentransporte auf dem Bahnhof gewesen. Gottlob, ich fand ihn nicht in den Händen der Feinde — nirgends — "

Ich unterbrach sie. „Das ist das beste Zeichen, Komtesse; wer weiß, wie bald Sie sich wiedersehen."

„Sie sagen das so geheimnisvoll?"

„Geheimnisvoll und wunderselig ist oft das Wiedersehen zweier verwandter Seelen", sagte ich innig. „Lassen Sie das ein gutes Zeichen sein. Und nun gute Nacht, Komtesse, Sie dürfen nicht mehr sprechen."

Ich neigte mich auf ihre durchsichtige Hand herab; ein letzter warmer Blick ihrer tiefen Augen grüßte mich. Lautlos verließ ich das Zimmer.

Sie starb in derselben Nacht — ahnungslos wie ein Kind. Niemals habe ich es bereut, den Frieden dieser jungen Seele nicht gestört zu haben.





Kap.-Leutn. Eduard Ellsberg

Taucher in Not

Warum die wenigsten Schiffe gehoben werden können

Der bekannteste Taucher Amerikas, der Deutschamerikaner Kap.-Leutn. Eduard Ellsberg, beschreibt hier sein gefährlichstes Erlebnis auf dem Meeresgrunde, beim Versuch, das gesunkene U-Boot „S 4" zu heben, und gibt gleichzeitig die Gründe an, weshalb es nicht möglich war, die eingeschlossene Besatzung zu retten. Die Schriftleitung.

Wenige Minuten nach dem Untergang des Unterseebootes „S 4" bei Provincetown, Massachusetts, übermittelte mir der Radiotelegraph den Befehl, mit dem Bergungsdampfer „Falcon" sofort an die Stelle der Katastrophe zu eilen. Die modernsten Errungenschaften der Technik sollten unverzüglich eingesetzt werden, um die unglücklichen Kameraden aus dem nassen Grab zu retten. Die ganze Kulturwelt nahm regen Anteil an dem erneuten nationalen Unglück, das uns betroffen hatte, und die Zeitungen aller Sprachen registrierten in spaltenlangen Artikeln die Vorgänge am begonnenen Rettungswerk.

Am Platze der Katastrophe angelangt, zog ich sofort meinen Taucheranzug an, um zu dem gesunkenen Boot hinunterzusteigen und die Möglichkeiten zur Rettung der Unglücklichen zu erforschen. Von zwei Mann geführt, gelangte ich auf das Tauchbrett. Das Schiff schwankte heftig, denn es war gerade ein Wind von 30 Meilen Stärke. Weiße Wasserberge schäumten auf und die „Falcon" riß an ihren Ankerketten.

Meine Ausrüstung bestand aus dem gewöhnlichen langen Messer, einem schweren Hammer und einer Leine. Trotzdem es heller Tag war, nahm ich eine Lampe von 1000 Watt Stärke mit, die es mir ermöglichte, auf dem Meeresgrunde unter günstigen Umständen zwei bis drei Meter weit zu sehen. Dann tauchte ich unter. Der ganze Fall in 30 Meter Tiefe nahm weniger als eine Minute in Anspruch. Ich landete mitten auf dem Kommandoturm des gesunkenen U-Bootes. Von dort kletterte ich auf das Vorderdeck, wo ich ein schwaches Signal aus dem Innern des Bootes zu vernehmen glaubte. Erstaunt blieb ich stehen. Ich hatte kein Signal gesandt — sicher mußten die Unglücklichen das harte Aufschlagen meiner Bleischuhe gehört haben. Vorsichtig ging ich in der Richtung vorwärts, von wo der Laut kam. Und wieder hörte ich dumpfes Pochen . . .

Nun schlug ich meinerseits mit dem Hammer kräftig auf einen Metallteil. Die Antwort kam sofort zurück. Auch an der nächsten Luke kniete ich und schlug abermals mit dem Hammer Hier war der Torpedoraum, und die Antwort — aus sechs Schlägen bestehend — kam direkt unter meiner Hand hervor. Die Vibration wurde sogar durch meinen Taucheranzug in das Telephon, das sich im Innern meines Helmes befindet, so deutlich übertragen, daß der Torpedomann oben auf der „Falcon" sofort wußte, daß im U-Boot noch lebende Menschen waren. Die sechs Schläge aber deuteten darauf hin, daß sechs Mann von der Besatzung noch lebten . . . Auf Achterdeck sah ich zu meinem Entsetzen, daß das Boot zur Hälfte durchschnitten war. Der fürchterliche Stoß erfolgte kurz hinter dem Torpedoraum. Hier blieben alle meine Signale erfolglos, und auch backbordseits war keine Antwort zu erlangen. Lebende Menschen befanden sich also nur im Vorderteil des U-Bootes.

Gerade im Begriff zurückzugehen, begann sich die Hauptleine und der Luftschlauch in den Schiffstrümmern zu verwickeln. Der schlammig-schlüpfrige Boden des Wracks, bleierne, ungefüge Sohlen und ein schwerer Anzug hinderten mich an allem, was ich tat. Dazu eine fast undurchsichtige Dunkelheit, eine kaum zu ertragende Kälte und die tote Mannschaft im Innern des Schiffsrumpfes. Mühselig entwirrte ich die Leine, dabei verlor ich aber plötzlich das Gleichgewicht, glitt an der Steuerbordseite herunter und fiel hinab auf den Meeresgrund, in weichen Schlamm. Wie im Sumpf zog es mich immer tiefer nach unten. Ich konnte, trotz meiner starken elektrischen Lampe, absolut nichts sehen. Eine Menge zerschlagener scharfer Stahlstücke, die vom Unterseeboot herrührten, drohten meinen Anzug zu zerreißen. Ohne Übertreibung kann ich wohl sagen: Der Platz war eine Hölle, und da sich das Hauptseil verwickelt hatte, konnte ich von oben keine Hilfe erwarten.

Nach mehreren erfolglosen Versuchen, aus meiner ungemütlichen Lage herauszukommen, beschloß ich, das Luftventil zu öffnen und meinen Anzug mit Luft zu füllen. Das Luftventil liegt an der Verbindung zwischen Helm und Anzug. Geschlossen unterhält es nur die Luft im Helm, öffnet man es aber, so bläst sich die ganze Gummikleidung auf. Dabei liegt jedoch die Gefahr sehr nahe, daß sich der Anzug zu viel mit Luft füllt, d. h. daß ich zu schnell an die Oberfläche kommen würde, was die fürchterlichen Krämpfe der Unterseekrankheit zur Folge hätte. So ließ ich die Luft ganz langsam hinein und merkte, wie ich aufwärts zu schweben begann. Mein Kopf kam aus dem Schlamm heraus, und ich konnte wieder das Tageslicht durchschimmern sehen. Schließlich war ich gänzlich von dem Grundschlamm befreit und erkletterte erneut das Wrack.

Meine nächste Aufgabe bestand nun darin, die Hauptleine und den Luftschlauch freizubekommen. Nach genauer Prüfung erkannte ich aber, daß die Hauptleine äußerst kompliziert an einem Eisenwinkel verwickelt war und sich durch meinen Sturz noch fester angezogen hatte. Mit bloßen Händen kam ich nicht zum Ziel. So telephonierte ich nach oben und bat um eine Kerbsäge. Sie wurde mir an einer eisernen Kette heruntergelassen. Bereits völlig erschöpft, begann ich, den Eisenwinkel zu durchsägen. Ich kam nur langsam vorwärts und es dauerte fast eine Stunde, bis ich mit meiner Arbeit fertig war. Erleichtert atmete ich auf, aber die Strapazen waren noch nicht beendet . . .

Bei der anstrengenden Arbeit ritzte ich meine Hose an einem spitzen Eisen, so daß ein Loch entstand — und sofort war ich bis zum Halse naß . . . In den Helm konnte aber kein Wasser eindringen, da er hermetisch verschlossen war. Die Temperatur des Wassers betrug — 2 Grad über dem Gefrierpunkt . . .

Im nächsten Augenblick schon erstarrte mein Körper derart, daß ich mich nicht bewegen und an nichts mehr denken konnte . . . Halb besinnungslos rief ich herauf: „Zieht mich hoch!" Das Seil straffte sich — ich schwebte langsam nach oben. Etwa 12 Meter unter der Oberfläche wurde Halt gemacht. Hier mußte ich 5 Minuten warten, bis sich der Luftwechsel in meinem Helm vollzogen hatte. Dann zog man mich 3 Meter höher, wo ich weitere 15 Minuten blieb. Oben angelangt, wurde ich sofort in das pneumatische Zimmer gebracht. Man hat mir meinen Taucheranzug

und meine Wäsche aufgeschnitten, und zwei Mann waren nötig, um meine steifen Knie zu beugen. Schließlich wurde ich in Decken gehüllt, die in heißes Wasser getaucht waren. Der Luftdruck steigerte sich bis auf 27 Kilogramm, d. h. er betrug etwa 5 Kilogramm mehr als auf dem Meeresgrunde. Nach fast vier Stunden war ich dann endlich so weit hergestellt, um wieder gehen zu können.

Meine Beobachtungen beim gesunkenen U-Boot gab ich sofort drahtlos nach Washington und fügte hinzu, daß — meinem Ermessen nach — menschliches Können den Eingeschlossenen nicht mehr helfen kann. Immerhin, um nichts unversucht zu lassen, hat die Marineleitung noch eine Schiffshebegesellschaft für das weitere Rettungswerk verpflichtet. Zwei riesige Schiffskräne kamen an und setzten alles ein, um das U-Boot zu heben — aber erfolglos! Es war nicht der kleinste Zweifel mehr vorhanden, daß das gesunkene Unterseeboot völlig verloren war. Den armen Menschen drin — war nicht mehr zu helfen ...

Und so bleibt die alte Erfahrung unverändert bestehen, daß Schiffe, die 30 Meter und tiefer sinken, ebenso unzugänglich werden, als seien sie auf einen fernen Planeten entführt. Es ist ganz unmöglich, 1000 Tonnen Oberflächengewicht aus diesen Tiefen zu heben, und zudem riskieren die Taucher ihr Leben. Wenn sie nämlich zu tief hinuntersteigen, werden sie, zur Oberfläche zurückgekehrt, von fürchterlichen Krämpfen befallen, die zum Tode oder zur lebenslänglichen Lähmung führen. Die Ursache dieser Krämpfe und Gliederverdrehungen war lange unbekannt, bis die Entwicklung der medizinischen Wissenschaft und der Technik schließlich das Geheimnis lüfteten, und man fand einen Weg, ihre Wirkungen zu mildern, beseitigen aber konnte man sie nicht.

Das Wasser ist schwer. Bei 30 Meter Tiefe beträgt

Verlag: Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11-17, Fernsprecher: 20647 u. 22131. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post und durch jede Buchhandlung monatlich 86 Pfennig, durch Umschlag M. 1.45. Versand ins Ausland durch Umschlag monatlich M. 1.45, für Länder mit ermäßigtem Porto M. 1.25. Postscheckkonto: München 11346, Wien: 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern, Postscheck III 7205. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank, Filiale Kaufingerstraße. / Der „Illustrierte Beobachter" erscheint wöchentlich am Samstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39/II, Fernruf: 20755 und 20801. Hauptschriftleitung und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dietrich Loder, München; Berliner Schriftleitung: Dr. Hans Diebow; verantwortlich für Anzeigen: Erwin Finkenzeller, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung, Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Adressenvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Organisationsleben muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.

[A B C D E F] Diese Ausgabe darf in Lesezirkeln nur geführt werden, wenn sie im Kopf als Lesezirkel-Ausgabe kenntlich gemacht ist

das Gewicht über dem Taucher — — 50 Tonnen. Um zu vermeiden, daß er dabei zu Brei zerquetscht wird, muß er Luft einatmen, die einen höheren Druck hat als das Wasser. Diese Luft wird durch die Lungen ins Blut eingeführt. Vergleichsweise ist der Taucher dann in einem ähnlichen Zustand wie ein Luftreifen unter einem schweren Automobil. So hält auch der Taucher, aufgeblasen mit gepreßter Luft, das Wasser aus. Büßt er aber unter irgendeinem Umstand den Luftdruck in seinem Helm ein, dann preßt ihn das Gewicht des Wassers zusammen.

Je tiefer der Taucher geht, desto stärker muß der Luftdruck in seinem Helm sein. Für die Tiefe, in der das U-Boot „S 4" lag, mußte der Luftdruck fünfmal stärker sein als gewöhnlich. Mit jedem Atemzuge hatte ich also fünfmal mehr Luft einzuatmen als an Land. Das Übermaß von Sauerstoff greift aber das Lungengewebe stark an, und bei langer Dauer entsteht eine Sauerstoffvergiftung.

In noch stärkerem Maße ist aber der Stickstoff (Nitrogen) die Ursache der Unterseekrankheit. Vier Fünftel Teile unserer Luft bildend, wird er unter gewöhnlichen Umständen leicht ein- und ausgeatmet und hat in der Hauptsache die Bestimmung, den Sauerstoff zu schwächen. Ist aber die Luft sehr zusammengedrückt, so ändern sich die Umstände. Unter schwerem Luftdruck dringt der Stickstoff in die Lungen ein und löst sich im Blute auf. Und je länger und schwerer der Luftdruck, desto größer ist natürlich die Stickstoffmenge, die im Blute bleibt. Während sich der Taucher unter Luftdruck befindet, d. h. so lange er auf dem Meeresgrunde ist, merkt er nichts davon. Das Nitrogen löst sich auf, das Blut bleibt eine Flüssigkeit. Wenn aber der Taucher hinaufsteigt und der Luftdruck sich mindert, beginnen die Krämpfe, die oft zum Tode führen.

Eine Flasche mit Selterswasser ist eine gute Illustration. Es ist bekanntlich die Kohlensäure, die sich unter Druck im Wasser auflöst. Solange die Flasche geschlossen bleibt, ist nichts von der Säure bemerkbar — die Flüssigkeit sieht klar aus. Wenn aber die Flasche geöffnet wird, so löst sich der Druck mit einem Knall, die Kohlensäure sprudelt heraus und der Inhalt läuft über. Ebenso löst sich das Nitrogen, wenn der Taucher an die Oberfläche kommt, und das bringt ebenfalls ein Schäumen in seinem Blute hervor. Diese Nitrogenblasen verstopfen die Arterien, verhindern die Blutzirkulation und verursachen Krämpfe. In vielen Fällen sammelt sich das Nitrogen im Rückgrat, wo es die Nerven angreift und eine Lähmung verursacht.

Als die Ursache der Unterseekrankheit erkannt war, wurde auch ein Gegenmittel erfunden. Es besteht darin, daß der Taucher nicht in einem Zuge an die Oberfläche befördert wird, sondern in kurzen Etappen. Durch den langsam abnehmenden Luftdruck kann sich dann das Nitrogen vom Blute lösen. Die Länge der Zeit aber, die der Taucher auf diesen Etappen verbleiben muß, sowie die Zahl der Etappen hängt von der Tiefe ab, in der er sich befand.

Neben all diesen Gefahren hat der Taucher auch

viele körperliche Behinderungen, gegen die er unter Wasser ankämpfen muß. An erster Stelle sind Zusammenstöße mit den verschiedensten Bewohnern der Meeresgründe zu erwähnen, die dem Taucher nach dem Leben trachten. Kämpfe mit ihnen sind immer schwierig, da der Anzug des Tauchers mit Helm und Bleisohlen gegen 90 Kilogramm wiegt. Bewegungen unter Wasser sind daher sehr langsam; wenn der Taucher sich bückt oder hinlegt, muß er die Luftventile dementsprechend einstellen. Auch die Verbindung mit der Oberfläche ist schwer, selbst durch das Telephon, da das Brausen der Luft im Helm das Hören sehr behindert. Andererseits ist es auch schwierig, den Taucher zu verstehen, denn wenn er sich tiefer als 30 Meter befindet, nimmt der Luftdruck seiner Stimme die Deutlichkeit. Seine Worte werden zu einem unverständlichen Gemurmel.

Alles was der Taucher sieht, wird durch das Wasser vergrößert, aber er sieht selten viel. In nördlichen Gewässern ist das Wasser fast undurchsichtig, und Gegenstände, die vier bis fünf Fuß entfernt, sind häufig nicht zu erkennen. Und ist der Meeresgrund zudem noch sumpfig, so daß ein feiner Grundschlamm emporsteigt, dann können Gegenstände, die nur einen Fuß entfernt sind, nicht mehr gesehen werden. Es bringt auch kein Licht durch, und der Taucher, der gerade neben einem gesunkenen Schiff steht, hat keine Ahnung davon.

Von äußerster Wichtigkeit für den Taucher ist es ferner, daß das Schiff, von dem er die Luft erhält, ständig in fester Position liegen bleibt. Wenn eine schwere See oder eine plötzliche Bö den Bergungsdampfer von seinem Platz verdrängt, so wird der Luftschlauch vom Taucher getrennt und er ist dem Tode ausgeliefert. Durch das Verankern allein ist aber ein fester Stand des Schiffes nicht gewährleistet; es würde, wenn der Wind sich ändert, gänzlich abgedrängt. Ein Bergungsdampfer muß aber unabhängig von Wind und Wellen sein. Folglich ließen wir sechs Anker in einem Zirkel um das U-Boot „S 4" herunter, woran je eine Boje befestigt war, und an jede Boje rammte die „Falcon" noch schwere Kabeltaue. Auf diese Weise hielt sich das Schiff in bleibender Position über dem Wrack, und es war mir möglich, trotz Mißgeschick und mehrfacher Lebensgefahr, bennoch lebend die Oberfläche zu erreichen.

ANEKDOTEN

Aus Windthorsts Studentenzeit

wird eine ergötzliche Antwort bekannt, die der schon damals streitbare Herr gab. Ein baumlanger Kommilitone war mit dem kleinen Studiosus Juris Windthorst in einen Streit über ein juristisches Thema geraten, in dem der schlagfertige kleine David dem nicht allzu gelehrten Goliath bedeutend überlegen war. Der Lange wurde endlich wütend. „Wenn Sie nicht mit Ihrer Superklugheit schweigen" rief der Goliath, „so stecke ich Sie in meine Tasche".

„Pah!" erwiderte der kleine Windthorst, „stecken Sie mich lieber in Ihren Kopf, da ist mehr Raum!"

*

Nach der ersten Teilung Polens war der Bischof von Ermland preußischer Untertan geworden und hatte dadurch beträchtliche Einbuße in seiner Stellung erlitten. Als Friedrich der Große im Jahre 1773 den Bischof zum erstenmal sah, fragte er: „Euer Hochwürden können mich wohl nicht leiden?" Der Prälat antwortete:

„Ich werde mich stets als Eurer Majestät gehorsamster Untertan zeigen." Friedrich wollte den Bischof hänseln und sagte: „Ich bin aber Ihr guter Freund und rechne stark auf Ihre Freundschaft. Sollte mir St. Petrus einstens den Eintritt in den Himmel wehren, dann haben Sie hoffentlich die Güte, unter Ihrem Mantel mich unbemerkt hineinzutragen." — Der Kirchenfürst entgegnete lächelnd: „Das wird schwerlich gehen; Euer Majestät haben denselben zu sehr beschnitten, als daß man unter ihm noch Konterbande verstecken könnte."

*

Einer der ausgezeichnetsten „Schwabenstreiche" ist die Erfindung des Papiers aus Leinenlumpen, welches zuerst von der Familie Holbein in Ravensburg in Schwaben hergestellt wurde. Die älteste Urkunde, welche auf diesen Papieren geschrieben steht, ist vom Jahre 1301 datiert. Das Wappen der Holbeins zeigte einen Ochsenkopf, und dieses Sinnbild ist als Wasserzeichen in allen Papieren jener alten Ravensburger Papiermühle angebracht. In Pommern, in Friesland, in Paris, in Böhmen besitzt man Skripturen, die auf dem sog. „Ochsenkopfpapier", dem ältesten Leinenpapier, das es gibt, geschrieben sind. Fust und Schöffer gebrauchten dieses Papier zu ihren ersten Drucken. Auf manchen Bogen kommt auch eine Schnurre (Ratter oder Klapper) vor, wie sie früher die Siechen oder Aussätzigen trugen, um jeden vor ihrer Nähe zu warnen. Dieses Symbol deutet auf das Holbeinsche Siechenhaus in Ravensburg hin, welchem ein Anteil an den Papiermühlen am Flatterbache zustand. Von jener Papiermacherfamilie stammen die beiden Maler Holbein ab, von denen der letztere eine der glänzendsten Zierden der deutschen Malerei ist.

Das Tauschgeschäft

Wir kamen von der Westfront und krochen im 20-Kilometertempo durch Ungarn, dem serbischen Kriegsschauplatz entgegen. Diese rasende Geschwindigkeit machten sich zahlreiche kleine, braune, unglaublich zerlumpte Zigeunerbengels zunutze, um — kilometerweit auf den Trittbrettern des Zuges stehend — allerhand Tauschgeschäfte mit uns zu betreiben. Am begehrtesten waren auf unserer Seite frische Eier, während unsere Geschäftsfreunde Tabak bevorzugten. Der Tauschakt vollzog sich, da keiner dem anderen recht traute, jeweils Zug um Zug, indem jeder Geschäftspartner das vom andern noch festgehaltene Tauschobjekt ergriff, worauf beide zu gleicher Zeit ihre Päckchen losließen.

Jägerhuber war schlau. Er wollte gerne Eier haben, wollte aber auch seinen Tabak behalten. Drum ersann er eine Kriegslist, stopfte sorgfältig geschnittenes Laub in eine Tüte und legte nur obenauf eine dünne Schicht echten Tabakes.

Das Geschäft war rasch abgewickelt. Alsbald sprang ein kleiner Zigeunerbengel vom Trittbrett und schlug sich mit seinem vermeintlichen Tabakpäckchen seitwärts in die Büsche. Jägerhuber zog sich triumphierend in eine Ecke seines Abteils zurück und machte sich daran, den bunten Tuchfetzen mit den Eiern liebevoll aufzuknoten.

Warum gerade dieses Geschäft mir für alle Zeiten unvergeßlich in der Erinnerung haftet, hat seinen Grund in dem unsagbar dämlichen Gesicht, das Jägerhuber machte, als er in seinem Tüchlein zwei sauber in Eiform zugeschnittene rohe Kartoffeln vorfand.

Karl Libl.

RÄTSEL

Zitat-Rätsel

	a		b		c		d
1.	Z	– – –	–	– – –	A	– – –	–
2.	W	– – –	–	– – –	I	– – –	–
3.	S	– – –	–	– – –	C	– – –	–
4.	V	– – –	–	– – –	E	–	–
5.	D	– – –	–	– – –	C	– – –	–
6.	M	– – –	–	– – –	E	– – –	–
7.	H	– – –	–	– – –	I	– – –	–
8.	H	– – –	–	– – –	L	– – –	–
9.	E	– – –	–	– – –	W	– – –	–
10.	S	– – –	–	– – –	E	– – –	–
	a		b		c		d

Jede der mit den Zahlen 1—10 bezeichneten Reihen ist mit drei aus je fünf Buchstaben bestehenden Wörtern auszufüllen.

Bei richtiger Lösung des Rätsels ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter, von links nach rechts fortlaufend gelesen, ein Zitat aus Goethes „Faust".

Bedeutung der Wörter: **Reihe 1 a—b** Stadt in Pommern, b—c Mädchenname, c—d Blume; Reihe 2 a—b Teil des Gesichts, b—c eine Art Harz, c—d Marderart; Reihe 3 a—b bibl. Berg, b—c franz. Bildhauer, c—d engl.: Wechselgesang; Reihe 4 a—b ital. Komponist, b—c Mädchenname; c—d rhein. Schiefergebirge; Reihe 5 a—b austral. wilder Hund, b—c Lichtlehre (k = c), c—d wie 3 c; Reihe 6 a—b Monatsmitte, b—c Gelage, c—d franz.: Schach; Reihe 7 a—b Raubfisch, b—c etwas Unechtes, c—d Sohn Abrahams (k = c); Reihe 8 a—b Brettspiel, b—c Flächenmaß, c—d Desinfektionsmittel; Reihe 9 a—b zeitgen. Romanschriftsteller; b—c Ausflugsort in der Mark Brandenburg, c—d männl. Kurzname, Reihe 10 a—b etwas zum Lachen, b—c Nebenfluß der Havel. c—d Metall.

Silben-Rätsel

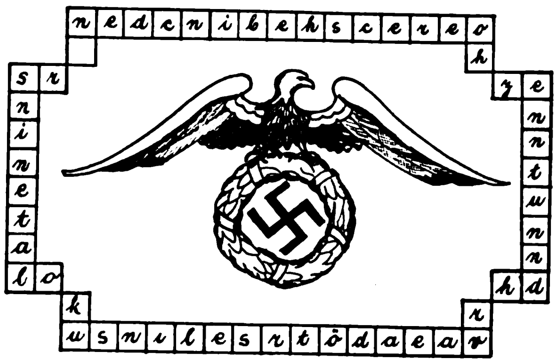
Aus den Silben: a ach an an an bahn bal burg ca de den der der du dur durch ge ge gier grid grun hand he hopf in in kan le len li lü macht meck mei mou ne ne ni nun o ral ran ros sa

1	12 ....
2	13 ....
3	14 ....
4	15 ....
5	16 ....
6	17 ....
7	18 ....
8	19 ....
9	20 ....
10	21 ....
11	22 ....

sche scheid see sen si si stab ster ta te te ter ti tra tran vum wacht wie zen zi zug zung sind 22 Wörter zu bilden. Jedem Wort sind drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, die Inschrift eines Danziger Tores ergeben (ch = 1 Buchstabe)

Die Wörter bedeuten: 1. Vorname des nationalsozialistischen Jugendführers, 2. Stadt in Westfalen, 3. grammatikalischer Begriff, 4. Volksbelustigung, 5. Polizeibeamter, 6. Märchendichter, 7. früheres Großherzogtum, 8. Autotyp, 9. militärische Behörde, 10. Name eines Kirchensonntags, 11. berühmter italienischer Dichter, 12. Vorrichtung am Bad, 13. Luftströmung, 14. Vogel, 15. weibliche Ibsenfigur, 16. Herrschsucht, 17. persische Stadt, 18. nordischer Frauenname, 19. neuzeitlicher Dichter, 20 Fisch, 21. Tierlaut, 22. griechische Sagengestalt.

Auszählrätsel



Mit einer zu suchenden Zahl ist in Uhrzeigerrichtung so auszuzählen, daß die Buchstaben in der Reihenfolge der Auszählung einen Ausspruch unseres Führers ergeben, den jeder Deutsche am 12. November beherzigen soll. Die Auszählung beginnt in der linken oberen Ecke mit „n". Das Feld mit dem Punkt ist in der Auszählung nicht zu berücksichtigen.

Rätsel

Von 1 bis 5 äugt scharf der Aar ins Feld.
7, 8, 9, 10: ein Wertfaktor der Welt.
1 bis 11: ein junger Held
Aus unserer Neuzeit Sturm und Drang.
Auf tausend Zungen liegt des Namens Klang,
Millionen faßt zusammen seines Liedes Sang.

Das ist meine Quelle, denn hier bekommen Sie mehr Ware und sparen trotzdem einen Haufen Geld. Befolgen Sie darum meinen ehrlich. Rat: „Schreiben Sie noch heute und verlangen Sie völlig umsonst und portofrei 240 Wollproben 260 Stoffproben ein kostenloses Jahresabonnement der Neuesten Quelle Nachricht. vom rein christlichen [L-35]
Versandhaus **Quelle** Fürth i. Bay. Nr 34

O- u. X-Beine, Senkfüße, Rückgratsverkrümmungen bes. Sie ohn. Appar. u. o. Berufsstörg. Prosp. m. zahlr. ärztl. Gutachten kostenl. d.: C. A. Langer, Hamburg 36, B. Fach 132 [L-21]

Harzer Edelroller aber die echten, direkt vom größten Harzzüchter Qual.-Sänger RM. 4.— [6-6] Hochinteress. Preisliste kostenlos Heydenreich Bad Suderode/Harz 15

Tornister m. R. 5.90-9.- S.A.-Gamaschen, D.R.P. Koppel, Schulterriemen, Brotbeutel, Halstuchring. n. Qual. W. billigst, Pg 6. Huber, Wolterdingen i. B. [L-25]

Alle Musikinstrumente billigst ab Fabrik bez. vom größten Speziel-Versandgeschäft direkt an Private Katalog kostenlos. Günstige Ratenzahlungen Meinel & Herold Klingenthal Nr 323 [L-11]

Magen- und Darm- Störungen. Altbewährtes, ärztlich glänzend begutacht. Naturmittel. Kein Tee, keine Arznei. Kostenl. Brosch. Nr. 20 durch Kloster Chorin-Offizin, Chorin (Mark) [52-19]

Browning 6,35 m. K.-P., 16.- sof. Postf. 50, Neuenrade 442 [L-38]

Schweine-Klein-**Fleisch** 9 ℔ M. 2.95, 30 ℔ M. 8.70 Rote milde **Kugelkäse** 9 ℔ M. 2.55, 50 ℔ M. 10.40 3½ ℔ f. Dauerwurst M 3.70 H. Krogmann, Nortorf 38 [13-4]

Silberbestecke massiv Silber, versilberte Tafelbestecke und Chrom-Alpakabestecke liefern wir an Private. Katal. kostenfrei u. unverbindlich. W. A. Keune Rheingold-Silberwaren-Gesellsch. Mettmann [6-2] Schließfach 53

[13-4] **Graue Haare** erhalt. Naturfarbe dch. einf. Mittel. Keine Farbe, keine Nachn. Näheres kostenl. Fr. M. Seufert, München 7, Wörthstr. 3/0

In zwei Tagen **Nichtraucher** für immer durch **TABAKEX** Aufklärungsschr. kostenl. Laboraverlag 9 Berlin S 429 [24-4]

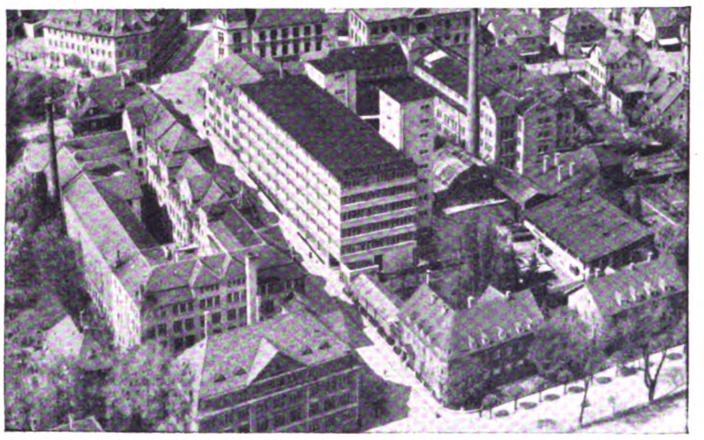
Fahnen-Hoffmann Berlin SW 68, Hedemannstr. 26. Part. amtl. zugel. [L-27]

Diese eleg., stabile **Herren-Armb.-Uhr** od. kleine, runde, zierl. **Damen-Armb.-Uhr** Chrom-od. Goldauflg., 5 Jahre Garantie, gut. Schweiz. Werk m. Gar.-Schein, sende sof. für **nur RM. 15.-** auf Abzahlung. 5 Mon. Raten od. bar 10% Rab. Rückn. bei Nichtgefall. Katalog gratis! Eugen Otto Keller Pforzheim 94 a [13-6]

„Der Winter droht mit Grippe!" Bei gleicher Ernährung nimmt man im Winter um 40% mehr zu, das ist ärztlich nachgewiesen. Darum trinken Sie jetzt Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee. Sie bewahren sich stets eine tadellose, jugendliche Figur. Die trägen Fettpolster schwinden und Sie fühlen sich frischer, wohler und leistungsfähiger. Pkt. Mk. 1.80, extrastark Mk. 2.25. In allen Apotheken und Drogerien. Nehmen Sie aber nur: Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee „HERMES" Fabrik pharm. kosm. Präparate, München [52-17]

WESTPHAL-KAFFEE von **M. 1.90** an Proben kostenfrei. Gustav Westphal Altona 1 - Hamburg [6-2]

Strumpf- Preisliste und Farbenkarte sendet Ihnen gratis unter Bezug auf diese Anzeige Karl Friedrich Strumpffabrik, Thum/Erzgeb. [3-1]



FLUGZEUG-AUFNAHME DER WELTBEKANNTEN KIENZLE UHRENFABRIKEN A. G. IM WÜRTTEMB. SCHWARZWALD

2500 Schwarzwälder Arbeiter sind Bürgen für jede Kienzle-Uhr und geben ihr Bestes, jeden Käufer einer Kienzle-Uhr zufriedenzustellen, ganz gleich, ob es sich um eine der bekannten Kienzle-Crometa für Schreibtisch, Nachttisch und Reise, oder um eine Taschenuhr handelt.

KIENZLE-UHREN IN JEDEM FACHGESCHÄFT

Wo ist die deutsche Frau, die noch nicht weiß, was Nürnberg's größte rein deutsche Webwarenfirma leistet:

Tischdecke hochmod., gemust., geschmackvolle, abgetönt. Würfel 130/160 RM. **2.20**
Schlafdecke, weiche, volle, mollige Qualität i. herrlich. Mustern 140/200 RM. **4.90**
Flanell doppelseit. gerauht weiß gebleicht, gestreift, sehr fest .. RM. **0.27**
Ver ang. Sie Preisliste Nr. 8 gratis!
Franz Gutbier G. m. b. H. Wäsche & Webwaren Deutscher Arbeiter Nürnberg 2 Schließf. 80 [6-3]

Bestecke Rostfreie Messer-Klingen **Hochglanz** Ess- und Teelöffel Aparte Muster 24 Teile zusammen für nur **5.50** Für diesen Preis liefer ich jedem Leser, der mir schreibt, sofort alle 24 Teile Wenn nicht restlos zufrieden Geld sofort zurück H. Rabe, Celle E 72 [L-27]

„Donnerwetter" Berger-Bretter von weltbesten Skimachern direkt aus den Alpen u. auch nicht teurer als gewöhnliche Wald- und Wiesenski! Alle alpin wirklich brauchbare Ski-Ausrüstung vom Fuß bis zum Kopf finden Sie im neuerschienenen **Skiheft** der „Berger-Katalog-Zeitung" auf 64 Seiten eingehend in Wort u. Bild kritisch behandelt u. mit günstigsten Einkaufspreisen vermerkt. Das Heft ist völlig kostenfrei erhältlich direkt vom Sport-Berger-Werk Rotschwaige 376 bei München-Dachau [H-4]

Glas-Christ-Baumschmuck!
Verlangen Sie umsonst u. portofrei meinen neuesten, farbig illustrierten [2-1] **Haupt-Katalog** über meine unübertroffen herrlich. Neuheiten. Spielw., Puppen, Bären, Weihn.-Krippen, Feenhaar, Engel, Vögel, Glock., Spitzen, Girland. usw. Aus erster Hand. Konkurrenzlos billige Preise. Umtausch gestattet. Ev. Geld zur. Höchste Rabatt-Berg. Adolf Eichhorn Eugen Sohn Lauscha (Thür. W.) Nr. 9

100 Meter Sicht ... Liste grat. fr. Nachn. 1,95 Kreiensen, Postfach 1F [3-2]

Werkzeuge! Katalog gratis Westfalia Werkzeugcomp. G. m. b. H., Hagen i. W. 204 [52-13]

Bestecke massiv Silber, 800 gest sowie mit 100 g Silberauflage, moderne, schwere Muster, Juwelierw. 30 Jahre Garant. **Sonder-Angebot!** 72tlg. Garnitur 100 g Auflage RM. 95.— Weitestgehende Zahlungserleichterungen. Katalog und Muster z. Diensten Friedr. Busbach, Besteckfabrikation, Solingen 9 [9-5]

Versand seit 30 Jahren **Reklame-Kolli** br. 3 Pfd.-Kiste Fettbückel, 2 Dosen Rollmops, 2 Dos. Geleeher., 2 Dos. Bratfisch, 2 Dos. Kronsild, 2 Dos. Bismarckh., 2 Dosen Fetther. Alle 12 Dos. u. 1 Kiste 3.75 M. Franko 90 Pf. extr. Gar Zurückn. Alles lecker. E. Napp, Altona B./8 [L-7]

Wolle 50 g nur **16** Fast 500 Wollproben u. das hochinteressante Trifels-Woll-Blatt mit vielen praktischen Anleitungen für alle Strick- u. Häkelarbeiten, ganz kostenlos und unverbindlich allen Lesern dieses Blattes. WOLLE ungemein billig: Pullover wolle nur 16 Pfg. Sportwolle nur 25 Pfg. Strumpfwolle nur 18 Pfg. Schreib. Sie direkt a. die Trifels-Wollgesellschaft, Lambrecht 22 Pfalz [13-4]

Entzückende Polster-Kleinmöbel, Couchs bei billigst. Preisen Teilzahlg. Katal. frei! MAX FISCHBACH MÜNCHEN, Nymphenburgerstraße 106 / 15

Rassehunde Zuchtanst. u. -Hdlg. A. Seyfarth Bad Köstritz 36 Gegr. 1864 Versand sämtlicher Rassen n. allen Länd. Illustr. Prachtkatalog m. Preisliste u. Beschreibg. RM. 1.— (Marken) [3-1]

Schreibkrampf **Zittern** Angstgefühl. Broschüre kostenlos. Hugo Wolff, Berlin-Zehlendorf 7

Stottern Dauerheilung! Wichtige Ausk. fr. G. Naeckel, Berlin-Ch., Dahlmannstr. 24 [L-20]

Nur RM 1,95 Nr. 700. Echt 14 Karat Goldpanzer, 5 Jahre schriftl. Garantie! Inkl. Gravierung. Bei Vorauszahlung auch in Briefmark. franko. Nachnahme 32 Rpf mehr. Als Ringgröße genügt Papierstreifen. Katalog 1933 gratis [L-87] Gerh. Langner J. 23, Breslau X, Matthiasstr. 95

Prismengläser dir. ab Fabrik v. 39.50 an. Kat. fr. Ratenzahlg. Dr. F. A. Wöhler, Optisches Werk, Kassel 47 [26-9]

Radio ab 1.30 wöchentl., 20% Anzahl., Markengeräte **Räder** ab 15% Anz. Katal. grat. Vertr. ges. Hans W. Müller, Ohligs 9 [1-1]

Für Marsch-Musik Instrumente billigst direkt von der Musik-Spezialfirma **HEROLD & CO.** Klingenthal, Sa. Nr. 73 Preisliste frei. [6-6]

Echte Briefmarken Auswahlen Albums, kostenlose Preisliste mit 15 Gratis-Marken. Albert Friedemann Leipzig S 3 [1-1] Fichtestraße 7/60

Repetier-Pistolen! Waffenscheinfrei mehrschüss. 6 mm M. 3.30 7 schüssig M. 5.90 10 schüssig M. 7.40 J. Ortmann, Nürnberg 4/51 [L-57]

In 5 Minuten **Nichtraucher** Das größte Wunder! Erfolg garantiert. Auskunft kostenlos. Postfach 1, Friedrichshagen C. 656 bei Berlin [2-1]

Wochenendhäuser Gartenhäuser Jagdhütten Unterkunftshäuser Lagerhäuser Garagen Fahrradständer in modern. zerlegbarer Bauweise Kottmann & Co. Spezialwerk f. Draht- und Eisenverarbeitung Siegen i. W. 5 [6-3]

Abonniert den „Völk. Beobachter"

Tafelbestecke in 100 g Schwerversilb direkt ab Fabr. Nur best Qual. Verl. Sie Weihnachts-Sonderangebot mit Gratiskatalog. Fritz Kocherscheidt Besteckfabrik [13-4] Mettmann (Rheinl.) Schulstraße 18

Wolle 50 gr. 15 Pf. Interessieren Sie sich f. billige Wolle, so verlang. Sie so fort 400 Proben umsonst HEYD Haßloch Str. 69 Pfalz [-3]

Erstens, zweitens und drittens: Der Photo-Brenner bietet 100 teilige Marken-Kameras, Probesendung, persönlichschriftliche Anleitung, langsame Zahlung u. Tausch. Fordern Sie den lustigen Photo-Katalog. Natürlich kostenlos von PHOTO **Brenner** Köln-Rh. 184/6 Hohestr. 88 [26-7]

Schokolade direkt ab Fabrik zu Großhändl.-Preis. Verwendung von nur erstklassig. Rohmaterial wird ausdrücklich garantiert. Postpaket enthält 40 Tafeln à 100 g, je 8 Tafeln Sahne, Mokka-Sahne, Extra edle Feinbitter, Vollmilch, Vollmilch-Haselnuß à 19 Pf., portofrei gegen Nachnahme von M. 7.60 Probepaket 25 Tafeln M. 5.—, Sortiment 2 50 Tafeln à 16 Pf. = M. 8.— Kakao, der feinste per Pfd. 80 Pf., der allerfeinste per Pfund 90 Pf., Haushaltkakao p. Pfd. 65 Pf. **Martin Pirsch** Schokoladen-Fabrik Leipzig C 1 Windmühlenstr. 46 Bitte verlangen Sie mein. Weihnachtskatalog! [6-1]

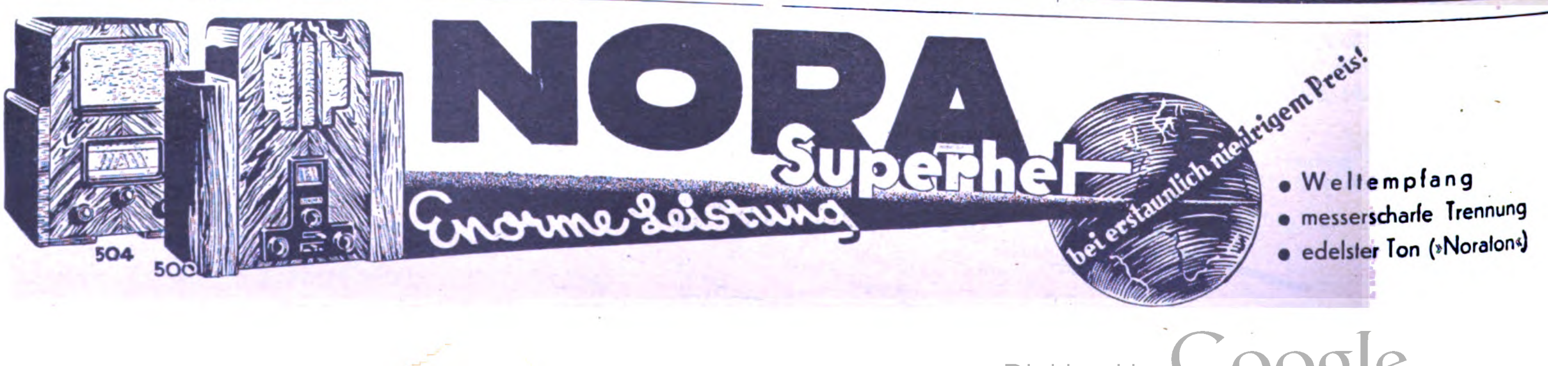
Mehr Geld verdienen
50 Künstlerkarten .55
50 Blumenkarten .70
50 Geburtstagskrt. .80
50 Landschaftskrt. .80
50 Weihnachtskart. .80
50 Neujahrskart. .80
50 Neuj. Scherzkart. .90
50 Hitlerkarten 1.45
25 N.S.-Liederbüch. 1.50
Schreib- u. Kurzwarenkatal. frei! Erich Höhn, Scheibe-Alsbach 3/Thür. [8-3]

Stottern u. a. nervöse Hemmungen nur Angst. Auskunft frei. O. Hausdörfer, Breslau 162 [13-13]

Frankfurt a. Main, Hospiz Baseler Hof Von Parteigenossen bevorzugt. Telegr. Baslhospiz. [13-6]

Partenkirchen, Obb. Dr. Wiggers Kurheim Sanatorium. Unt. ders. Leit. das vorn. Fam.-Hotel „Der Kurhof" Pens.-Pr. ab RM. 7.— aufw.! Beide Häus. ganzj. geöffn. Übergangszeit Ermäß. Näh. u. Prosp. durch d. Bes. Geh.-Rat Dr. med. Fl. Wigger [26-14]

Pädagogium Bad Liebenstein Reformrealgymnasium mit Oberrealschule. Obersekundareife und Abitur an der Anstalt Internat ◆ Die Direktion. [7-6]



Silben-Rätsel

Aus den Silben: bo de den di di din ei fing gar ge gen gol hand hat land lei me mei nen nen oel sar schaft sell ster te ter treu werk sind 10 Wörter zu bilden, denen je eine Silbe zu entnehmen ist. Die richtigen Silben ergeben, zusammengestellt, ein Sprichwort.

1 .... 6 ....
2 .... 7 ....
3 .... 8 ....
4 .... 9 ....
5 .... 10 ....

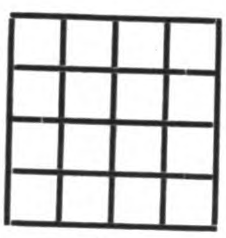
Die Wörter bedeuten: 1 Aufsichts- und Verwaltungsunternehmen, 2. Betriebsvorarbeiter, 3. Vergangenheit eines Hilfszeitwortes, 4. Insel, 5. beliebter Delikateßfisch, 6. Ort in Niederbayern, 7. griech. Göttin, 8. Fensterschmuck, 9. geometr. Linie, 10. Stadt in Holland.

Gegensatz-Rätsel

Von folgenden Wörtern sind solche mit gegensätzlicher Bedeutung zu suchen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben den Namen eines deutschen Reichsministers.

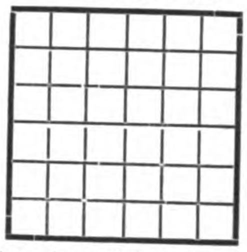
Hochmut, Unter, warm, hoch, Wüste, mild, Verlust, genau, untreu, schmal, einfarbig, falsch, Haß, Verschwendung.

Magisches Quadrat



Die Buchstaben a a b b e e e e l l l l r u u u sind in obiges Quadrat so einzusetzen, daß in den waagrechten und senkrechten Reihen gleiche Wörter folgender Bedeutung entstehen: Nachtvogel, europäisches Grenzgebirge, Blätter, deutscher Strom.

Diagonalrätsel



In obige Figur sind Wörter folgender Bedeutung einzusetzen: Insel, Kobold, musikal. Mehrklang, Gewebe, Verwandte, Kopfbedeckung. Die Diagonale von links oben nach rechts unten ergibt einen der bedeutendsten Vorkämpfer des Nationalsozialismus.

Rösselsprung

die	herbst	ne	ro	zel	schon	dort	d	noch	kart
sei	den	mem	der	ter	zu	werk	freund	ver	be
	hart	das	wur	schen	wo	dert	lie	ek	
		we	win	se	der	aus	geht		
	der	ber	wie	der	for	un	steht	mehr	
a	vol	ne	die	bo	re	der	dort	trie	ge
wenn	auch	den	ler	ak	klein	be	wie	liegt	nicht
	stei	ker					sten	sind	

Ein Alpenstrauß

1, 2 zu sein, sei ständig dein Bestreben,
3 glänzt dann deiner Ehre Schild!
Die Blume kann in Niederung nicht leben,
Wächst nur an Felsen steil und wild.
An 1, 2 glüht die zweite Blüte,
Ihr 3, der würde dir zum Lohn,
Wenn du die dritte Blume trinkest,
Drum koste mäßig nur davon!

Buchstabenaustausch-Rätsel

Von folgenden Wörtern ist der erste Buchstabe durch einen anderen zu ersetzen. Die gefundenen Buchstaben ergeben, der Reihe nach gelesen, einen Rechtsstreit, der zur Zeit die Welt beschäftigt.

Teich, Ulster, Amme, Tor, Degen, Land, echt, Zier, Baal, Worte, Nahe, Oder, Mull, Bank, Tage, Riegel, Ammer, hell, Mal, acht, Leben Wunsch, Zeising, Uhr, Wahl, Ähre, Tee, Milbe

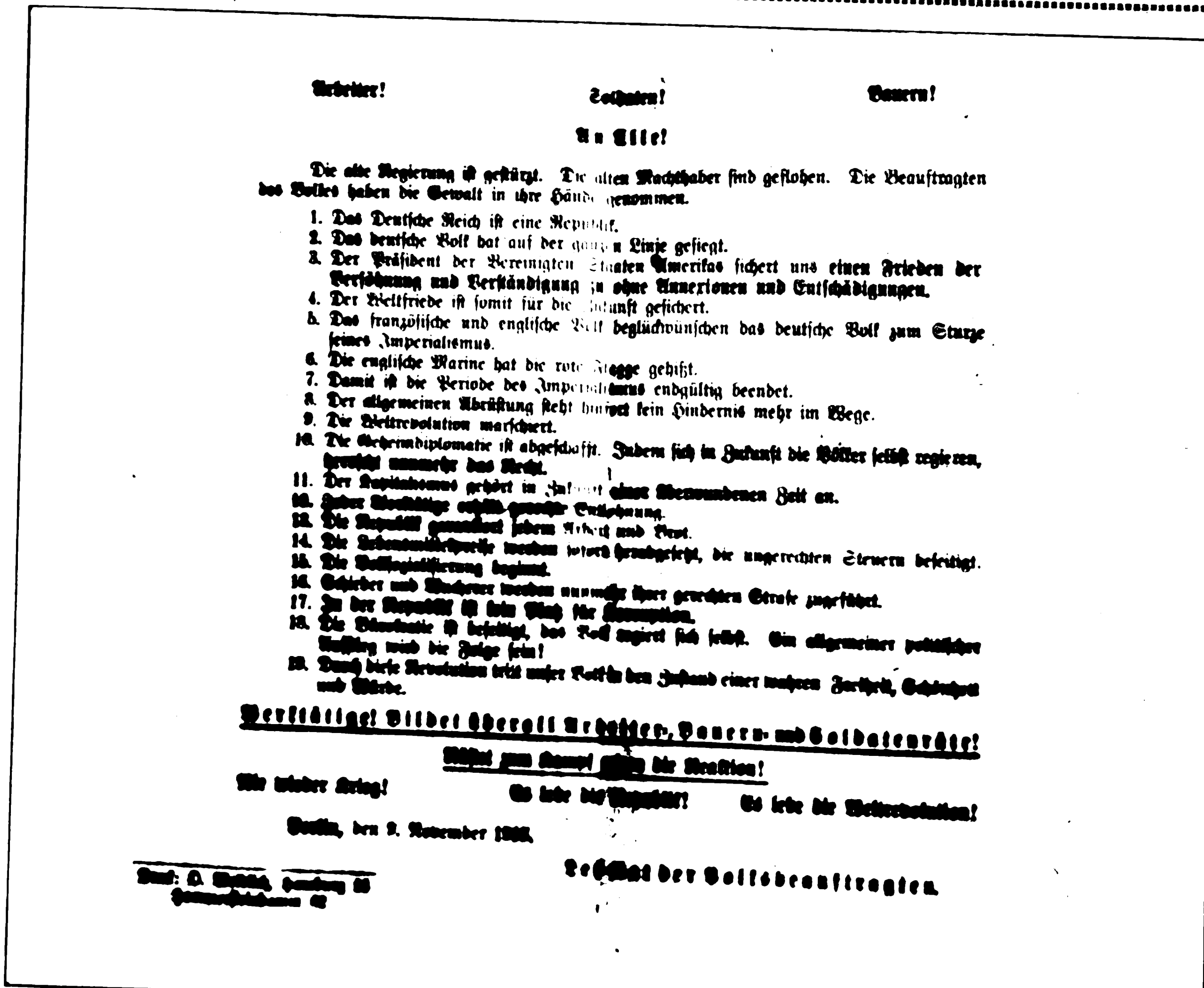
Rätsellösungen aus Folge 44

Buchstabenaustauschrätsel: Hand, Aller, Uhr, Sand, Daube, Elster, Ritter, Dose, Egel, Ulm, Tinte, Scherz, Ehre, Nabe, Kabel, Ulm, Neid, Segen, Tand = Haus der Deutschen Kunst. ✲ **Kastenrätsel:** 1—2—3—4 Nigeria, 3—4 Ria, 4—1 Ani, 4—3—7 Arie, 5—6—7—8 Tantieme, 6—5 Titan, 7—2—3—4 Egeria. ✲ **Magisches Quadrat:** Ehre, Heer, Reis, erst. ✲ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Ukas, 4. Arrest, 7. Lerche, 8. Iran, 11 Idee, 13. Eisack, 14. Na, 15. Cer, 16. Erlau, 17. Blase, 20. Kai, 21. Ei, 22. Eiffel, 24. Kalb, 26 Inka, 27. Lanner, 28. Epilog, 29. Rede. Senkrecht: 1. Undine, 2. Alge, 3. Seneca, 4. Acker, 5. Reis, 6 Tank, 9. Ra, 10. Achsel, 12. Darwin, 18. Likoer, 19. Eibsee, 20. Klang, 22. Eibe, 23. Fall, 25. Aare ✲ **Ritterballade:** Borg, Burg, barg, Berg, Gebirg ✲ **Silbenrätsel:** 1. **D**reher, 2. **A**rrest, 3. Somali, 4. **E**iger, 5. Gunnar, 6. **E**rschöpfung, 7. **N**ahe, 8. **T**resor, 9. Luise, 10. Iltis, 11. **C**hristfest, 12. **E**lster, 13. Sutane, 14. **T**adel, 15. **U**te, 16. **D**ürer, 17. Irma, 18. **U**sedom, 19 **M**innesänger, 20. **D**usche = Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch. ✲ **Zahlenfüllrätsel:** Heerstraße, Hindin, Iltis, Instinkt, Gelee, Dechant, Dusche, Religion, Steinach, Reederei, Dachstein, Darre = Die Sicherheit Deutschlands ist kein geringeres Recht als die Sicherheit der anderen Nationen ✲ **In den Tropen:** Affenbrotbaum. ✲ **Rösselsprung:** Du sollst an Deutschlands Zukunft glauben, / An deines Volkes Aufersteh'n! / Lass' diesen Glauben dir nicht rauben, / Trotz allem, allem was gescheh'n. / Und handeln sollst du so als hinge / Von dir und deinem Tun allein / Das Schicksal ab der deutschen Dinge / Und die Verantwortung wär' dein. (Fichte.)



Tradition u. Gegenwart
Trommler
Zigaretten
STURM-ZIGARETTEN-FABRIK, DRESD
TROMMLER
3 1/3
Zur höchsten Qualität
2 neue Uniform-Bilderfolgen:
„Vorkriegszeit" und „Gegenwart".

VOR 15 JAHREN



Arbeiter! Soldaten! Bauern!

An Alle!

Die alte Regierung ist gestürzt. Die alten Machthaber sind geflohen. Die Beauftragten des Volkes haben die Gewalt in ihre Hände genommen.

1. Das Deutsche Reich ist eine Republik.
2. Das deutsche Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt.
3. Der Präsident der Vereinigten Staaten Amerikas sichert uns einen Frieden der Versöhnung und Verständigung zu ohne Annexionen und Entschädigungen.
4. Der Weltfriede ist somit für die Zukunft gesichert.
5. Das französische und englische Volk beglückwünschen das deutsche Volk zum Sturze seines Imperialismus.
6. Die englische Marine hat die rote Flagge gehißt.
7. Damit ist die Periode des Imperialismus endgültig beendet.
8. Der allgemeinen Abrüstung steht hinfort kein Hindernis mehr im Wege.
9. Die Weltrevolution marschiert.
10. Die Geheimdiplomatie ist abgeschafft. Indem sich in Zukunft die Völker selbst regieren, herrscht nunmehr das Recht.
11. Der Kapitalismus gehört in Zukunft einer überwundenen Zeit an.
12. Jeder Werktätige erhält gerechte Entlohnung.
13. Die Republik garantiert jedem Arbeit und Brot.
14. Die Lebensmittelpreise werden sofort herabgesetzt, die ungerechten Steuern beseitigt.
15. Die Vollsozialisierung beginnt.
16. Schieber und Wucherer werden nunmehr ihrer gerechten Strafe zugeführt.
17. In der Republik ist kein Platz für Korruption.
18. Die Bürokratie ist beseitigt, das Volk regiert sich selbst. Ein allgemeiner politischer Aufstieg wird die Folge sein!
19. Durch diese Revolution tritt unser Volk in den Zustand einer wahren Freiheit, Schönheit und Würde.

Werktätige! Bildet überall Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte!

Rüstet zum Kampf gegen die Reaktion!

Nie wieder Krieg! Es lebe die Republik! Es lebe die Weltrevolution!

Berlin, den 9. November 1918.

Der Rat der Volksbeauftragten.

Druck: O. [illegible], Hamburg

Am 9. November 1918 erließ der „Rat der Volksbeauftragten" diesen Aufruf, der in allen seinen 19 Punkten seiner Väter würdig ist. Er enthält bereits den ganzen Phrasenschatz von Selbstbetrug und Volksbetrug, angefangen bei dem deutschen Volk, das „auf der ganzen Linie gesiegt" hat, bis zu dem „Zustand einer wahren Freiheit, Schönheit und Würde", den wir 14 Jahre lang bis zur Neige auskosten durften. (A. Groß)

Das Novemberverbrechen

BILDER DER SCHANDE
WIE DEUTSCHLANDS GESCHICHTE SIE NIE ZUVOR GESEHEN HATTE

Die November-Revolte, die Meuterei von 1918, hat äußerlich auf Schillig-Reede in der Nordsee auf der Hochseeflotte begonnen. Vorbereitet worden ist sie durch den Marxismus seit Jahren. Schon vor dem Kriege hatte die Sozialdemokratie deutlich zu verstehen gegeben, daß sie gewillt war, Deutschland zum Zusammenbruch zu bringen, um aus den Trümmern ihre Republik zu erheben. Schon am 17. August 1904 hatte Bebel auf dem Internationalen Kongreß in Amsterdam erklärt:

„Die Franzosen sind stolz auf ihre Tradition. Nun, das Stimmrecht gab euch der Mann des Staatsstreichs, die Republik gab euch die deutsche Reaktion, die



Der Halbjude Karl Liebknecht, von Moskau bezahlter Spartakistenführer, durch den Gnadenerlaß des Kriegskabinetts aus dem Zuchthaus entlassen, zu dem er wegen Hochverrats verurteilt worden war, wiegelt mit seinen Hetzreden die Straße zum Anschluß an die bolschewistische „Weltrevolution" auf. (Sennecke)



Achselstücke runter!
Ein Bilddokument tiefster Schmach: Front-Offizieren, die vier Jahre lang alle Nöte des Krieges mit ihren Mannschaften geteilt haben, wird bei der Heimkehr von Deserteuren und Etappenhelden dieser Empfang bereitet. (Atlantic)



Im Schlamm der Gosse.
Wehr und Waffen, die im Abwehrkampf gegen eine Welt von Feinden in Ehren bestanden hatten, endeten schmählich im Rinnstein. (A. Groß)



Der 9. November 1918 in Berlin. Getümmel auf dem Potsdamer Platz.

„Reklamierte", Fahnenflüchtige, befreite Sträflinge, verwahrloste Halbwüchsige und vor allem fremdrassiges Volk — das ist die Meute, die der um Deutschlands Freiheit verzweifelt ringenden Armee in den Rücken fällt. (Aufn. W. Gircke)

euch ein Sedan verschaffte und die Napoleon in Wilhelmshöhe zur Ruhe setzte. Ich wäre ganz zufrieden, wenn wir auf dieselbe Weise zur Republik kämen."

Diese Linie hat die Sozialdemokratie, und besonders ihre jüdische Führerschaft bewußt durchgehalten. Bei der Märzfeier 1906 in Berlin sprachen die Juden Heilmann, Zadek, Wollheim, Singer, Kalifki, Bernstein, Herzfeld, Breslauer, Rosenthal, Davidsohn, Katzenstein, Cohen, Stadthagen, Julius Cohn, Mayer, Altmann, Rosenfeld, A. Cohn. Auf dem Essener Parteitag 1907 sagte Liebknecht: „Wir wollen dem Proletariat den Kasernendrill verekeln; wir freuen uns, wenn die Disziplin innerhalb des Heeres nicht so gut ist wie innerhalb der Sozialdemokratie." 1911 sagte derselbe am 15. Januar: „Wir werden im Kriegsfall alle Machtmittel anwenden, um der Reichsregierung in die Arme zu fallen."

Ohne daß seitens der Mehrheitssozialdemokratie etwas dagegen geschah, hetzte Liebknecht und seine Gruppe bereits in den ersten Jahren des Krieges zum Niederbruch Deutschlands. In einer Rede in Neukölln im Januar 1915 erklärte er: „Klassenkampf



Die große Täuschung.

Während sich in Deutschland verblendete Soldaten mit freigelassenen Kriegsgefangenen, weißen und farbigen Franzosen, verbrüdern, gibt Marschall Foch im Wald von Compiègne den deutschen Unterhändlern mit schneidendem Hohn die unmenschlichen Waffenstillstandsbedingungen bekannt. (Berl. Ill. Ges.)



„Die ganze Macht den A.- und S.-Räten!"
Arbeiter- und Soldatenräte reißen in Kiel, München, Leipzig, Berlin und anderen Städten die politische Gewalt an sich. (Aufn. A. Groß)



Die feigen Helden der Revolution.
Besetzung der Garde-Ulanen-Kaserne in Berlin durch den Arbeiter- und Soldatenrat. (Scherl)







Die traurigen Zeugen des Bürgerkrieges.

Das Hauptportal des Berliner Schlosses nach der Artilleriebeschießung am Weihnachtsabend 1918.

Das Berliner Polizeipräsidium nach der Märzschlacht 1919. (Atlantic)

Ein Haus in der Alten Schützenstraße, das während der Spartakistenkämpfe beschossen wurde. (W. Gircke)

ist die Losung des Tages. Klassenkampf nicht erst nach dem Kriege. Klassenkampf während des Krieges! Klassenkampf gegen den Krieg!"
In der Schweiz saßen große Gruppen von Pazifisten und Verrätern, die für die Entente arbeiteten. Über der deutschen Front wurden Flugblätter mit schwarz-rot-goldener Umrandung abgeworfen mit der Aufschrift: „Republik bedeutet Frieden und Freiheit! An die Kameraden an der Westfront! Wir haben erreicht, daß folgender Befehl im französischen Heer ausgegeben wurde: Wer sich gefangen



Die Rädelsführer der Revolution waren meuternde Matrosen. Die sogenannte Volksmarinedivision hatte sich im Berliner Schloß und im Marstall festgesetzt. Die theatralische Aufnahme mit dem Panzerauto im Schloßhof kennzeichnet sie zur Genüge. (A. Groß)



Rote Kokarden.
Frontsoldaten waren es nicht, die ihre Mützen mit dem Zeichen der roten Internationale schmückten. (Atlantic)



Bewaffnete Spartakisten
rücken als Verstärkung der roten Matrosen am Vormittag des Weihnachtstages 1918 in das Berliner Marstallgebäude ein. (W. Gircke)



Das von Spartakisten besetzte „Vorwärts"-Gebäude in der Lindenstraße zu Berlin wurde am 11. Januar 1919 von Regierungstruppen sturmreif geschossen.

gibt (einzeln oder in kleinen Gruppen) und das Losungswort Republik ausspricht, wird nicht mehr als kriegsgefangener Feind behandelt. Wenn er will, kann er mit uns, mit gleichgesinnten Landsleuten, an der Befreiung Deutschlands arbeiten. Eure republikanischen Kameraden."

Als Präsident Wilson und die feindliche Propaganda immer wieder die Abdankung des Kaisers als Voraussetzung des Friedens bezeichneten, als Wucher und Schiebung der Kriegsgesellschaften das Volk ermüdet und erschöpft hatten, da trug die giftige Saat Früchte.

Die „Kloake der deutschen Politik", die Unabhängige Sozialdemokratische



Die polnische Jüdin Rosa Luxemburg, eine im Solde Moskaus stehende radikale Revolutionärin, war Mitführerin des Spartakusaufstandes. Sie wurde in Wilmersdorf zusammen mit Karl Liebknecht verhaftet und auf dem Transport erschossen. (A. Groß)



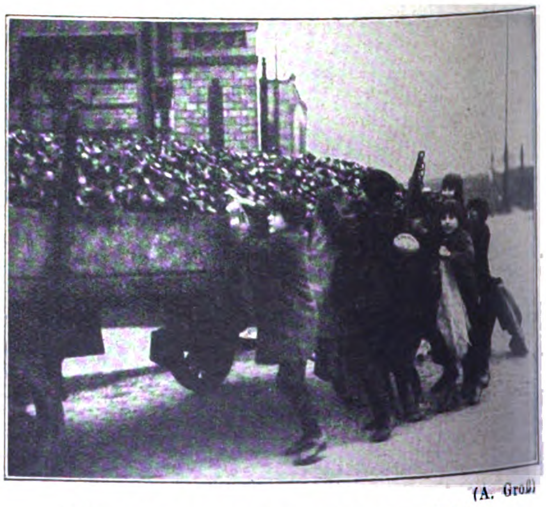
Die im „Vorwärts"-Gebäude gesammelten Waffen der Spartakisten. (W. Gircke)



Die Kämpfe im Zeitungsviertel. Barrikaden aus Zeitungspapierrollen und Zeitungspaketen in der Schützenstraße, hinter denen sich die „Rote Garde" verschanzt hatte.



(Atlantic)



(A. Groß)

Die traurigen Folgen gewaltsam stillgelegter Gruben: Frierende Kinder stehlen auf offener Straße Kohlen von den Wagen.

Nebenstehend: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" Diese drei Schlagwörter der französischen Revolution 1789 erleben eine durch die Versailler „Friedensbedingungen" grausam lügengestrafte Wiederauferstehung.

Der Retter der Nation begann sein Werk. Am 5. Januar 1919 gründete Adolf Hitler die N.S.D.A.P.

Partei, schlug los. Ihre Vertreter haben das Verbrechen am Vaterlande selbst bekannt.

Offen hat der jüdische Marxismus seine Zerstörungsarbeit gegen Deutschland zugegeben. Der Unabhängige Sozialdemokrat Vater erklärte am 14. 12. 1918 vor dem Magdeburger Soldatenrat: „Uns ist diese Revolution nicht überraschend gekommen. Seit dem 25. Januar 1918 haben wir den Umsturz systematisch vorbereitet. Die Partei hatte eingesehen, daß die großen Streiks nicht zur Revolution führen, es mußten daher andere Wege beschritten werden. Die Arbeit hat sich gelohnt. Wir haben unsere Leute, die an die Front gingen, zur Fahnenflucht veranlaßt. Die Fahnenflüchtigen haben wir organisiert, mit falschen Papieren ausgestattet, mit Geld und unterschriftlosen Flugblättern versehen. Wir haben diese Leute nach allen Himmelsrichtungen, hauptsächlich an die Front, geschickt, damit sie die Frontsoldaten bearbeiten und die Front zermürben sollten. Sie haben die Frontsoldaten bestimmt, überzulaufen, und so hat sich der Zerfall allmählich, aber sicher vollzogen."

So brach die Revolte aus. Sie fand keinen irgendwie nennenswerten Widerstand. Am Mittag des 9. November war in Berlin den Truppen befohlen worden: „Die Truppen haben nicht von der Waffe Gebrauch zu machen, auch nicht bei der Verteidigung von Gebäuden." Um 2 Uhr nachmittags zieht Liebknecht auf dem Königlichen Schloß die rote Fahne auf, proklamiert Scheidemann von der Treppe des Reichstages, „daß das Volk auf der ganzen Linie gesiegt habe".

Hinter der Armee tobte eine entfesselte Meute in den Etappenstädten. Der Zusammenbruch war da. Durch Berlin raste die Revolte. Im Osten gingen die deutschen Positionen gegen Polen verloren.

In Deutschland selbst löste sich die Staatsordnung auf. Die A.- und S.-Räte, die „Aas-Räte", wie das Volk die Arbeiter- und Soldatenräte nannte, stahlen die Magazine des hungernden Volkes leer. Der Rucksack wurde zum Symbol der Revolution der Diebe. Die nationale Freiheit war verloren, die deutsche Wehrhaftigkeit dem Militarismus der Siegermächte ausgeliefert. Der Sozialismus, den die Sozialdemokraten versprochen hatten, wurde in der Stunde ihrer Machtergreifung an das jüdische Finanzkapital ausgeliefert. Am 21. November wird die Gutachterkommission für Sozialisierungsfragen ernannt, der angehören: Professor Ballod, Professor Ernst Franke, Walther Rathenau, Dr. Lederer, Dr. Vogelstein, Dr. Hilferding, Karl Kautsky.

Damit ist der Sozialismus auch in den Händen der „Richtigen".

Deutschland aber ist aus der Reihe der Großmächte und der freien Staaten ausgeschieden. Das Schlußurteil über die Novemberrevolte sprach der österreichische „Kriegsminister" Julius Deutsch in der Zeitschrift „Kampf" (Dezemberheft 1918): „In Deutschland, in Österreich, in Ungarn — Revolution, Republik. Was, seit wir denken können, wir glühenden Herzens erträumt und ersehnt haben, ist Wirklichkeit geworden. Jetzt sind wir Juden ganz oben, jetzt sind wir die Herren. Unsere glühenden Träume sind erfüllt."

Diesen Schmutz weggefegt zu haben, ist das Verdienst der nationalsozialistischen Bewegung. Die Novemberrevolte war die schwärende Pestbeule an der Seele des deutschen Volkes — sie mußte weg, oder die ganze Welt wäre von ihrem Gifthauch angesteckt in einer Revolte des Untermenschen zugrunde gegangen.

Dr. v. Leers.

Die Kamera sieht durch Dunst

Es ist gelungen, photographische Platten von einer Empfindlichkeit für infrarotes Licht herzustellen, so daß atmosphärische Trübungen kein Hindernis für die Aufnahme mehr bilden.





Bild oben: Diese Aufnahme von München erfolgte auf einer gewöhnlichen photographischen Platte.

Bild unten: Dasselbe Motiv zum gleichen Zeitpunkt auf einer Infrarotplatte aufgenommen.

Die Infrarotstrahlen sind für das Auge unsichtbar, aber unsere heutigen Lichtquellen — nicht allein die Sonne — senden je nach ihrer Temperatur diese unsichtbaren Infrarotstrahlen aus, die auf einer besonders präparierten photographischen Bromsilberschicht einen Lichteindruck hinterlassen, der sich zum Negativ entwickeln läßt. Man kann also auch bei künstlichem Licht, Blitzlicht oder einer gewöhnlichen elektrischen Lampe Infrarotaufnahmen machen, wenn man alles sichtbare Licht ausschaltet. Praktisch wird das so gemacht, daß man vor die Lampe ein undurchsichtiges schwarzes Filter befestigt, so daß die Lampe kein sichtbares Licht mehr gibt, wohl aber Infrarotstrahlen aussendet. Davon kann man bei spiritistischen Sitzungen Gebrauch machen, um das Medium zu entlarven. Man kann also auf diese Weise völlig im Dunkeln photographieren, ohne daß jemand etwas bemerkt. Erhitzte Körper, die aber nicht glühen dürfen, z. B. ein stark erhitztes Plätteisen, sind gleichfalls „Lichtquellen" für Infrarotstrahlen, so daß man mit einem solchen Plätteisen, wenn auch mit mehrstündiger Belichtung, ein photographisches Bild erzeugen kann. Die Erfindung der Infrarotphotographie ist für die Wissenschaft außerordentlich wichtig geworden. Sie leistet auf dem Gebiete der Spektralforschung unentbehrliche Dienste und hat in der Astronomie zu ganz neuen Beobachtungen geführt. Durch sie sind Positionen, Temperaturen und Entfernungen von Sternen festgestellt worden, die mit dem bloßen Auge und mit den stärksten Instrumenten nicht mehr am Himmel erkennbar sind. Man hat durch die Infrarotphotographie in den Atmosphären einzelner Himmelskörper bisher unbekannte Elemente und chemische Verbindungen nachgewiesen. Die Infrarotphotographie bei Tageslicht zeitigt besondere Effekte. Eine in vollem Sonnenlicht hergestellte Aufnahme einer Landschaft macht den Eindruck einer Mondscheinlandschaft. Dieser Nachteffekt entsteht dadurch, daß das infrarote Licht in ganz anderem Maße reflektiert wie das sichtbare Licht. Wenn man vielfach die Absicht hört, daß die Infrarotstrahlen auch den dicksten Nebel durchbringen, so stimmt das nur teilweise. Feuchter Nebel, der aus Milliarden von Wassertröpfchen besteht, ist auch für Infrarotstrahlen undurchdringlich. Besteht der Dunst aber aus Staubteilchen, dann erhält man auf Infrarotplatten, wie unsere Bilder zeigen, ein vollkommen klares Bild mit allen Einzelheiten. Wenn es möglich ist, einen genügend hohen Standpunkt einzunehmen, so lassen sich mehrere hundert Kilometer entfernt liegende Ortschaften oder Gebirge klar in ihrer Form erfassen. Man könnte von Berlin aus dem Flugzeug beispielsweise das Riesengebirge photographieren oder von München aus die Alpen.

Fr. Willy Frerk, Berlin.



Der Nachforscher eines Groß-Berliner Bezirksbüros der N.S.-Volkswohlfahrt besucht die Familie eines kinderreichen Arbeitslosen, um die Verhältnisse zu prüfen.
(Aufnahmen Reinke-Degephot)

Das gewaltige Winterhilfswerk hat begonnen!

Im Hauptquartier der N.S.-Volkswohlfahrt herrscht seit Wochen Hochbetrieb. Nach einem großangelegten Plan hat der Angriff gegen Kälte, Hunger und Not eingesetzt. Unsere Kamera begleitet den Erkunder auf seinen Gängen in die Notquartiere. Unbemerkt beobachtet sie die hilfsbedürftigen Volksgenossen

Die N.S.-Volkswohlfahrt, in deren Händen die Durchführung des großen Winterhilfswerks liegt, ist genau nach dem Muster der altbewährten Parteiorganisation der N.S.D.A.P. aufgezogen. Von einer Zentralstelle aus erhalten die tausend und aber tausend Bezirksstellen in allen Teilen des Reiches ihre Weisungen. Bei diesen Bezirksstellen liegt das Schwergewicht der Kleinarbeit. Hier ist der Kontakt mit dem Volk, mit Hilfsbedürftigen und Helfenden. Jeder hat seinen Abschnitt in bestimmte Häuserblocks eingeteilt, die ein Obmann zu betreuen hat. Der kennt jeden der Anwohner, weiß genau über seine Verhältnisse Bescheid, kann beurteilen, ob er der Hilfe bedarf, oder ob man ihn um Spenden angehen kann. Denn jeder soll ja erfaßt werden. Die Büros der Bezirksämter sind in leerstehenden Läden oder Wohnungen, die von Hausbesitzern kostenlos zur Verfügung gestellt wurden, untergebracht. Mobiliar, Schreibpapier, Tinte und Feder, ja selbst der letzte Nagel wurde nicht gekauft, sondern das alles ist auf dem Spendenweg „organisiert" worden. Das Personal besteht aus Erwerbslosen, die ehrenamtlich tätig sind. Aber nicht jeder war für diese Arbeit geeignet, nicht jeder hat genügend psychologisches Verständnis, genügend Einfühlungsvermögen in die Verhältnisse fremder Menschen. Denn die vielen Tausend, die um Hilfe ansuchen, sie alle sind unterschiedlich geartet, manche reden viel, aber wenig klar.



Das Winterhilfswerk hat begonnen: Eine private Kinderspeisung.

Zahllos sind die Fälle, in denen von privater Seite ein täglicher Mittagstisch für oft 50 bis 100 Personen gestiftet wird. Hier speisen fünfzig Kinder jeden Mittag in der Kantine einer Berliner Bekleidungsfirma. Das Essen ist vorzüglich und — wie das Bild zeigt — mehr als reichlich.



manche antworten nur mit kargen Worten; Jahre der Not haben ihnen den Mund verschlossen. So muß der Obmann nicht nur fragen können, er muß auch fühlen, was in den Herzen seiner Schutzbefohlenen vorgeht In manchen Gegenden, wo das Millionenheer der Arbeiter und mit ihnen der Erwerbslosen wohnt, steht

Die lange Schlange der Hilfesuchenden

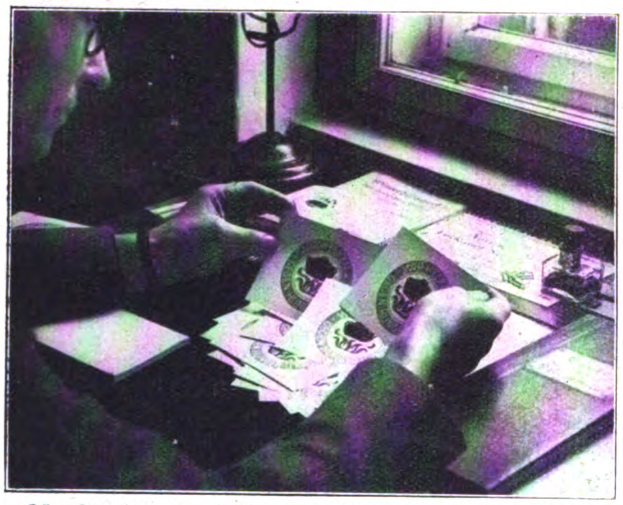
wartet schon frühmorgens auf die Öffnung eines Groß-Berliner Bezirksbüros. Die N.S. Volkswohlfahrt bemüht sich, das Wartenlassen der Bedürftigen zu vermeiden oder wenigstens erträglicher zu gestalten, indem sie . . .



. . . geheizte Räume mit Sitzgelegenheiten zur Verfügung stellt. Die Eintragung der Unterstützung geht schnell vonstatten und erfolgt an mehreren Tischen gleichzeitig.



Zu Hunderttausenden werden **Gutscheine** für Waren jeder Art, besonders aber Lebensmittel und Mittagessen, gestiftet.



Für Spenden von bestimmter Höhe erhalten die Geschäftsinhaber **bunte Plaketten**, die an die Türen geklebt, weitere Sammler fernhalten.



Die Frauen trifft das Schicksal der Arbeitslosigkeit ihrer Männer am schwersten:
Von ihnen verlangt die Familie ein warmes Mittagessen auf dem Tisch und einen geheizten Ofen. Unter den Hilfesuchenden sind daher die Frauen besonders zahlreich vertreten.

schon morgens vor Eröffnung des Bezirksbüros eine lange Schlange wartender Menschen. Sobald sich die Pforten öffnen, erhält jeder seinen Warteplatz in geheiztem Raum, eine Anzahl Obleute fertigen einen nach dem andern ab; Fragebogen werden ausgestellt, besondere Bedürfnisse werden verzeichnet. Dann macht sich der Prüfer auf den Weg und besucht jede Familie. Nicht Schema entscheidet hier, nicht Paragraph und starre, am grünen Tisch verfaßte Anweisung, sondern vernünftiges, menschliches Verständnis.



Jeder Bittsteller wird um Auskunft über seine Verhältnisse befragt. Hier herrscht kein Schema F, die besonderen Schicksale verlangen besondere Maßnahmen.



Täglich 200 Mittagessen als Spende einer einzigen Firma — das ist ein wirksamer Beitrag zu dem großen Winterhilfswerk!

Preis 20 Pfennig
Österreich: 40 Groschen
Schweiz: 35 Rappen
Ausland: 35 Pfennig

IB Illustrierter Beobachter

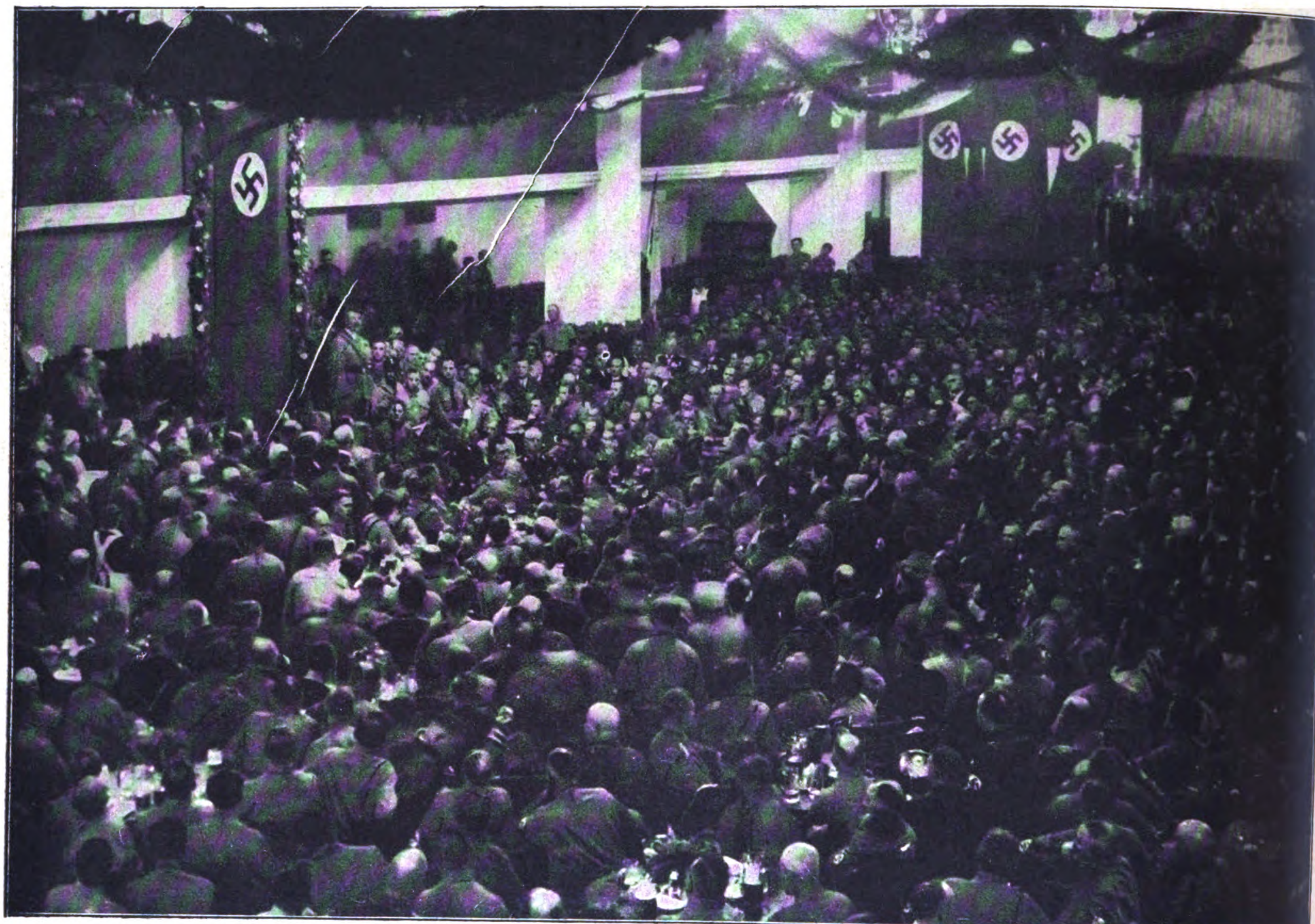
8. JAHRGANG / FOLGE 46 / SAMSTAG, 18. NOVEMBER 1933

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

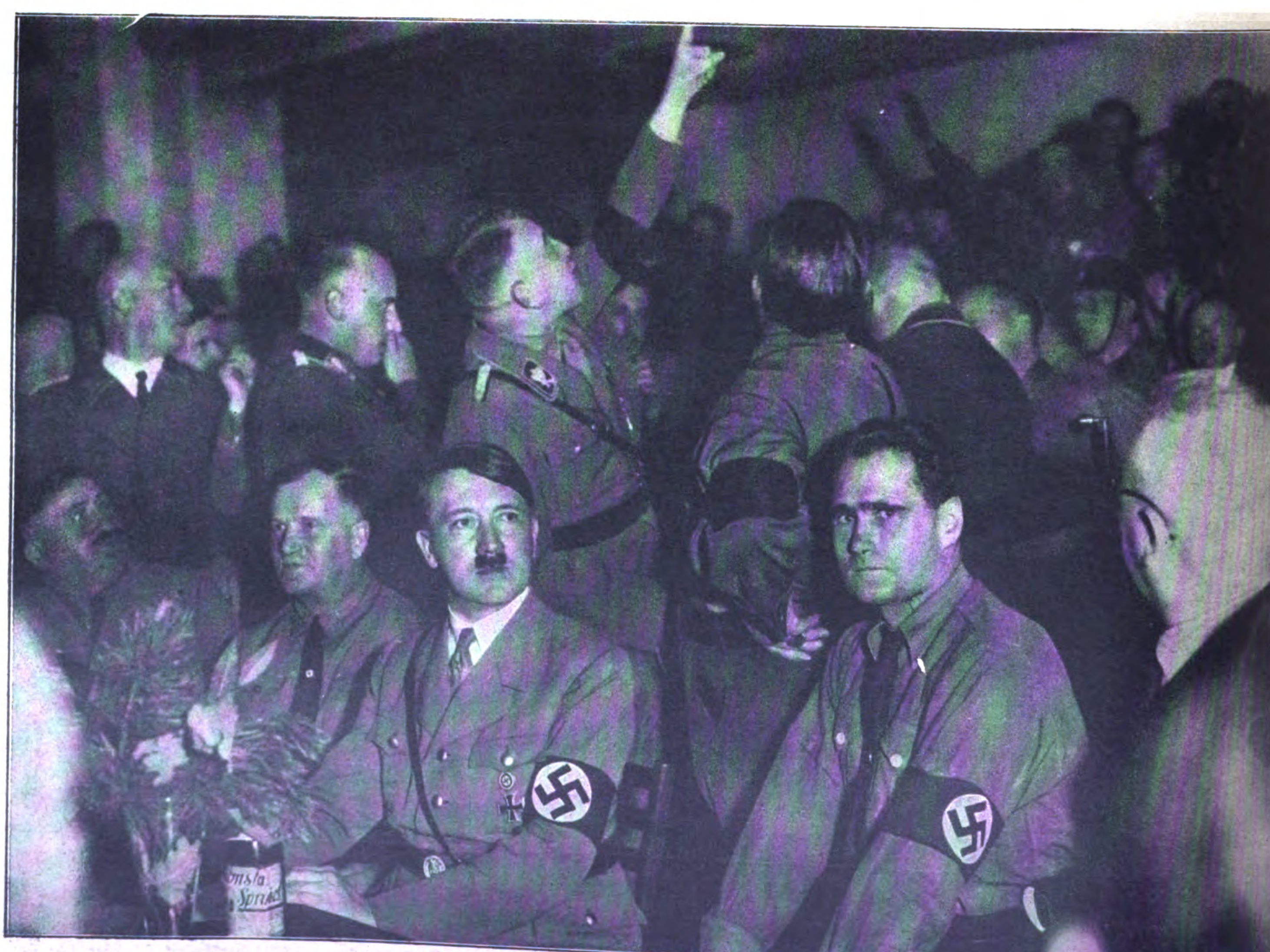


Am 9. November 1933 in München. Der historische Marsch auf dem Weg über die Ludwigsbrücke.

Voran mit der Fahne: Grimminger, Reiner. Erste Reihe: Kuhn, Dr. Weber, Goering, Adolf Hitler, Kriebel, Graf, Richard Kolb.
Zweite Reihe: Streck, Gesselmann, Wilhelm Kolb, Rosenberg, Schickedanz, Feder, Dr. Schultze. Dritte Reihe: Weber, Robert Wagner.



Der Führer bei seiner Ansprache im historischen Saal des Bürgerbräukellers am Abend des 8. November.



Heines zeigt den Einschlag des Pistolenschusses.
Sitzend: Graf, Adolf Hitler, Heß, Schwarz. Stehend: Feder, Dr. Frank, Heines, Goering.

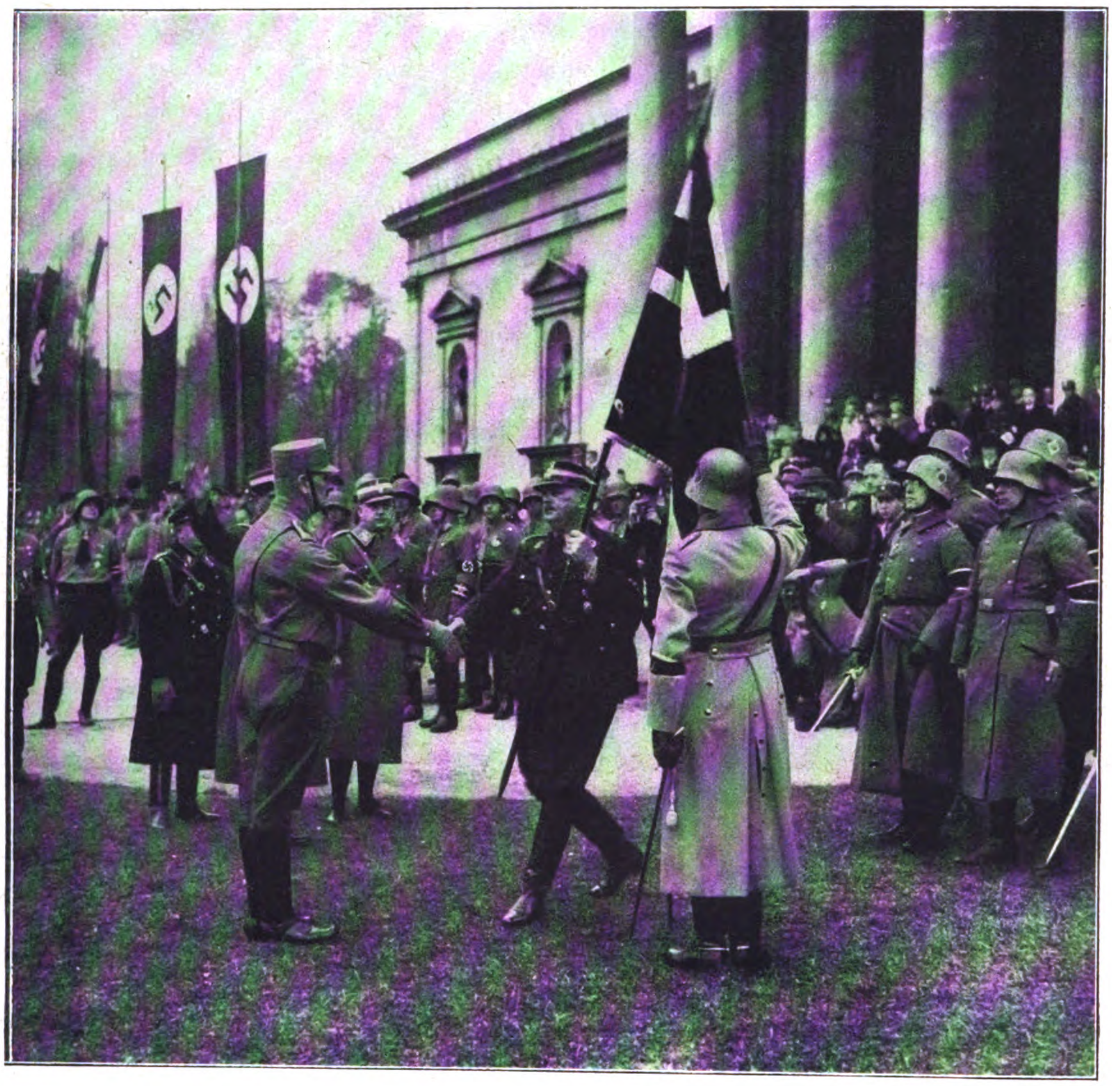


Der Stabschef Röhm schreitet am Königsplatz die Front ab.
Links Reichsstatthalter General Ritter v. Epp, S.S.-Gruppenführer Bergmann, Obergruppenführer Kühme.

Am 9. November 1933 wurde der Zehnjahrestag der Nationalen Erhebung in München feierlich begangen



Stabschef Röhm und der Führer des ehemaligen Freikorps Roßbach.



Der Stabschef übernimmt die alten Freikorpsfahnen in die S.A.

Die Übergabe der Fahnen durch den Stabschef Röhm.



Die Feier am Königsplatz am 8. November.



Der Anmarsch der S.A. am 9. November durch das Siegestor in die Ludwigstraße.



Ein weiteres Bild von der Führergruppe beim Marsch von der Ludwigsbrücke (Bürgerbräukeller) zur Feldherrnhalle.



Blick auf die Feldherrnhalle beim Weiheakt des 9. November.

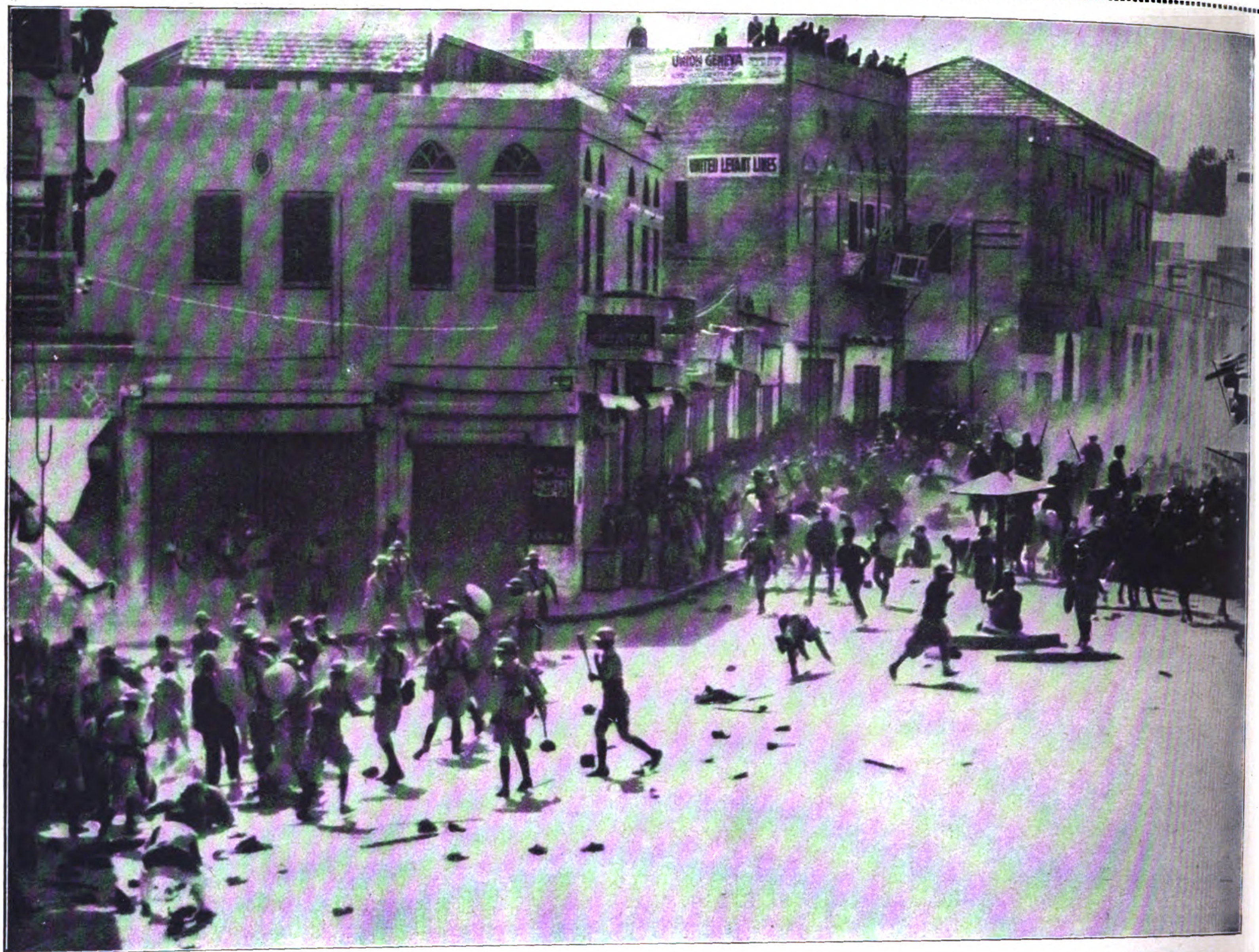


Die Standarten haben vor der Feldherrnhalle Aufstellung genommen.



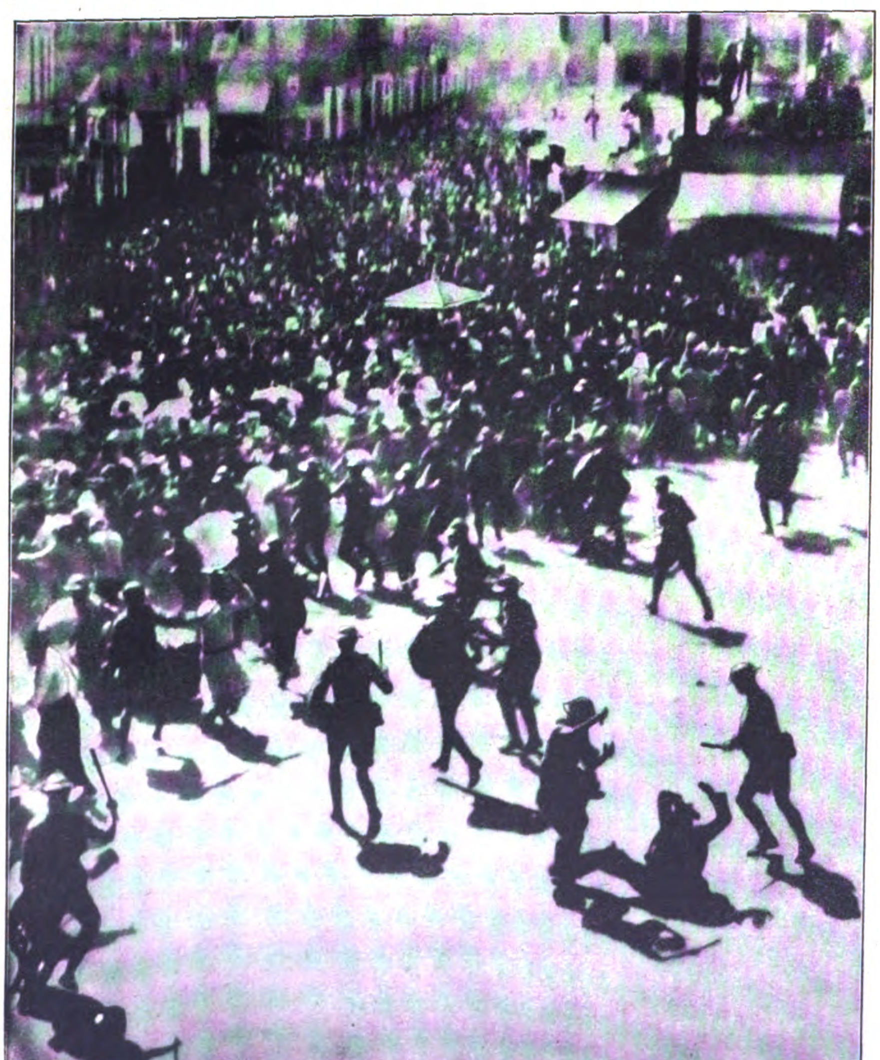
Der Führer und Goering nach Goerings Ansprache.
Links Heß, Esser; rechts Kriebel, Rosenberg.

Weitere Bilder siehe Seite 1568 ff.

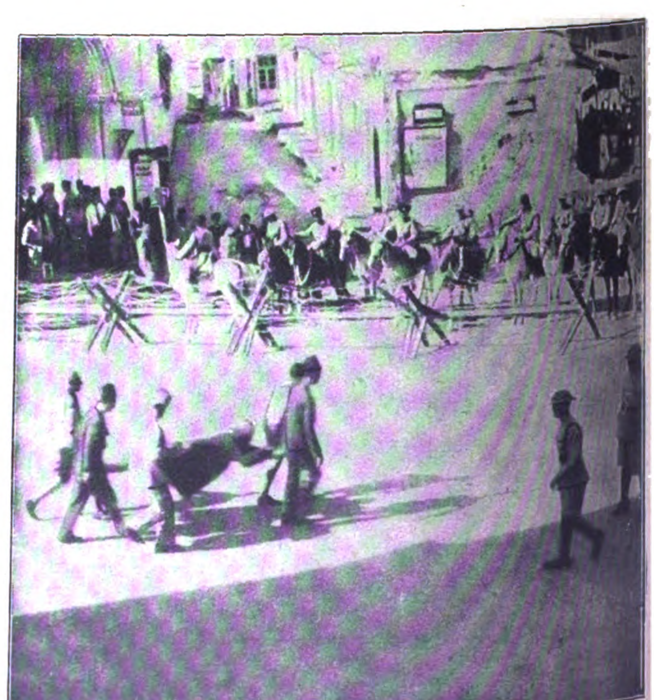


Vierzehn Tage nach den Straßenkämpfen in Jerusalem: Schwere Unruhen in Jaffa.
In der Haupthafenstadt Palästinas ist es zwischen der Polizei und der arabischen Bevölkerung, die gegen die fortgesetzte jüdische Einwanderung demonstriert, zu blutigen Zusammenstößen gekommen.

PALÄSTINA IM AUFRUHR



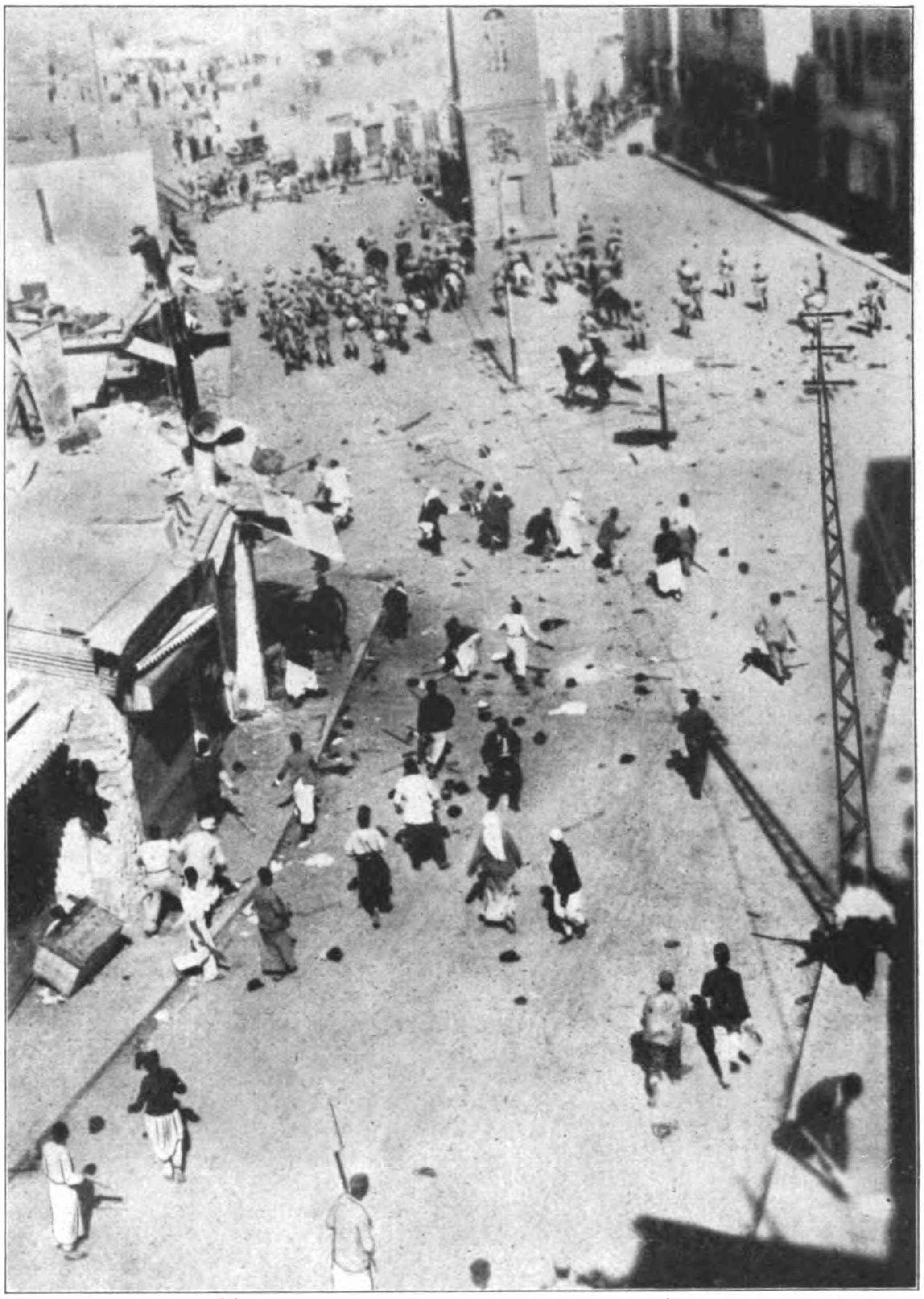
Der große Demonstrationszug der Araber in Jaffa ist auf dem Marktplatz angelangt und wird dort von der gut bewaffneten Polizei angegriffen und zerstreut.



Ein in den Kämpfen gefallener Araber wird abtransportiert. Der Platz ist mit Stacheldraht abgesperrt und wird von berittener Polizei bewacht.



Der Führer der arabischen Selbstschutzbewegung, Muosa Kazim Pascha, und einer seiner Söhne.

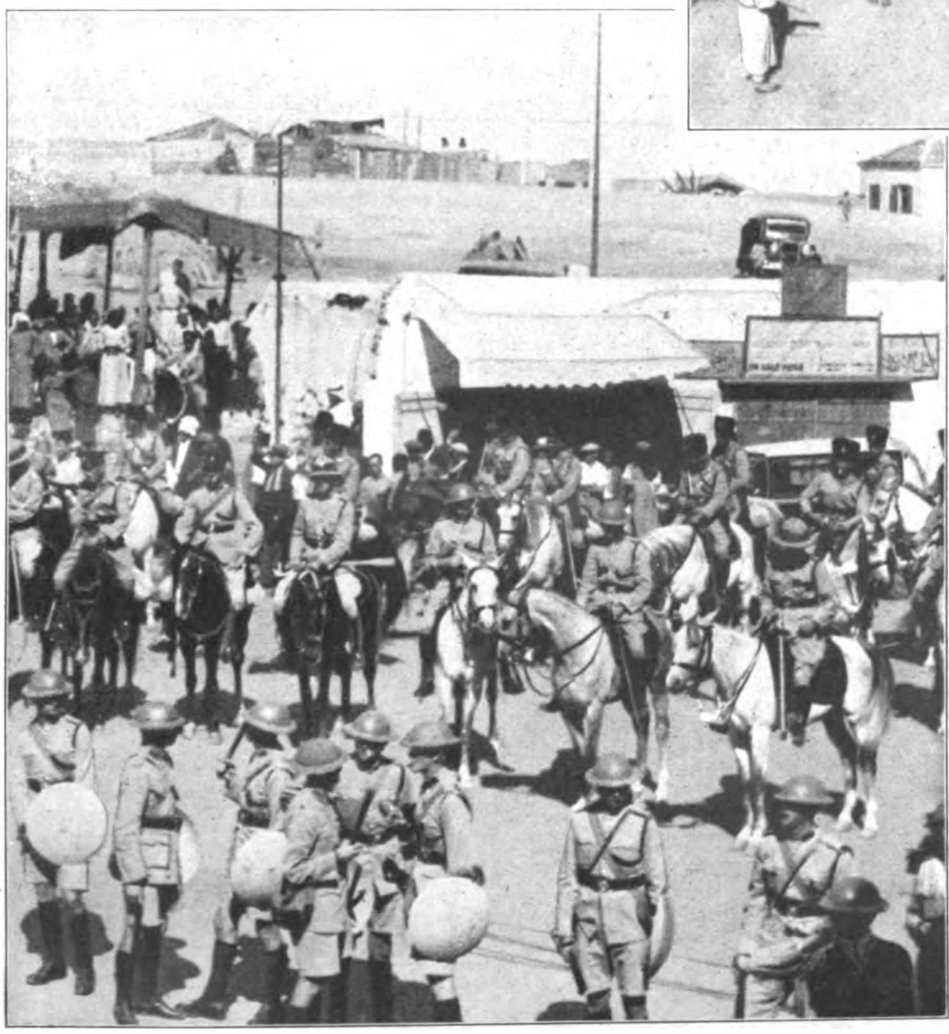


Ein packendes Bild von der Straßenschlacht: Die Araber gehen nach dem ersten Zusammenstoß ihres Demonstrationszuges mit der Polizei einzeln zum Angriff vor.

„Wir Araber wollen nicht eines Tages unter der Herrschaft von Leuten erwachen, die dem Lande fremd sind, unter der Herrschaft einer kunterbunten Mehrheit, welche Hebräisch spricht und sich aus Galiziern, Dalmatiern, Polen, Russen, Österreichern usw. zusammensetzt. Wir wenden uns gegen die Eroberungsabsichten der Zionisten", so erklärte der arabische Führer Chukry Jacir über die entschlossene Aufstandsbewegung der Araber in Palästina. Von Jaffa breiteten sich die Unruhen aus und griffen besonders nach Jerusalem und Haifa über, wo sich wilde Szenen bei den aussichtslosen Demonstrationen der unbewaffneten Araber gegen die englische Polizei abspielten.

Die Hintergründe des arabischen Aufstands sind sozialer und politischer Natur. Es stellt sich immer mehr heraus, daß die berühmte zionistische „Bauernsiedlung" auch nichts anderes darstellt als die wirtschaftliche Beherrschung der Araber durch die Juden. Die jüdischen Einwanderer kaufen von den armen arabischen Landbesitzern den Boden und dingen dann den Araber als Arbeiter. So soll heute der Araber auf dem Boden Knecht sein, wo er gestern noch Herr war.

Auch in politischer Beziehung beansprucht der Zionismus ohne weiteres die Herrschaft über das Land. Hier beruft er sich auf die Balfour-Erklärung von 1917, in der bekanntlich die englische Regierung Palästina den Juden als nationales Heim versprach, als das Judentum die letzte Hilfsquelle für die Alliierten mobilisieren sollte.



Wie zur Römerzeit:
Zum Schutz gegen Steinwürfe und Stockhiebe trägt die Polizei in Palästina Rundschilde aus Stahl.



Jüdische Einwanderer in Tel-Aviv.
Gegen die weitere Ansiedlung der Juden richten sich die arabischen Demonstrationen.

GASTHAUS in der WILDNIS

Die ersten Bilder von der Horst-Millauer-Afrika-Expedition 1933-1934

Gestern abend saßen wir noch bei lieben Landsleuten auf der gepflegten Kaffeepflanzung am Fuße des schneebedeckten Kilimandscharo. Wir plauderten über die Heimat, über unser schönes, wiedererstandenes, einiges Deutschland. Wir sprachen über den Führer und seine Arbeit, aber auch über die traurigen Verhetzungen, die von einem Teil der jüdischen Auslandspresse leider immer noch durchgeführt werden.

Heute haben wir unsere Zelte hundert Kilometer weiter nordwestlich aufgeschlagen. Wir sind an der Grenze unserer schönen ehemaligen Kolonie, am Namangaflüßchen. Hier beginnt Englands Kolonie Kenya und gleichzeitig das große englische Wildreservat, das sich über 27 700 Quadratkilometer landeinwärts erstreckt. Man nennt es Ukamba-Reservat.

Als wir zum letztenmal hier vorbeikamen, bestand der stolze Ort Namanga alles in allem aus zweieinhalb Wellblechbuden, in denen ein paar Inder an Eingeborene und durchkommende Weiße ihre wenigen Artikel verhökerten. Da der Namangafluß das ganze Jahr hindurch klares, kaltes Bergwasser führt, sind



Beim Morgenkaffee an der Grenze des alten Deutsch-Ostafrika. Frau Ruth Millauer und Ernst Mielke vor dem Expeditionszelt, das innerhalb des mit Dornhecken umfriedeten Rasthaus-Geländes aufgeschlagen worden ist.



Das seltsame „Hotel" am Namanga-River. Mitten in der afrikanischen Steppe bietet ein Rastlager erwünschte Gelegenheit zur Erholung nach den Strapazen der Fahrt.

an seinen Ufern mehrere Massaifamilien mit zahlreichen Viehherden zu finden. Das Land hat auf 100 und mehr Kilometer im Umkreis ausgesprochenen Steppencharakter, das heißt, Trockensteppe mit kurzem, dürftigem Gras und mehr oder minder dichten Dornbüschen bewachsen. Rauhes Hochland mit einer mittleren Seehöhe von 1400 bis 1800 Metern. In der Nähe des lebenspendenden Flüßchens ist die Vegetation üppiger. Ebenso sind die Hänge der zahlreichen Bergkuppen meist dichter bewachsen, soweit es sich nicht um schroffe, unwirtliche Felsen handelt. Berge von 2500 Meter Höhe recken sich drohend aus der Steppe gen Himmel und geben der herben Landschaft ein vielleicht noch wilderes Gepräge. Ein Paradies für alle Wildarten Ostafrikas, ungestört durch weiße oder schwarze Jäger.

Drei Wege führen insgesamt von Kenya nach Deutsch-Ostafrika; einer entlang der Küste von Mombasa nach Tanga, der zweite von Voi nach

(Fortsetzung auf Seite 1565)



Die „Lichtzentrale" des Steppenhotels: Die Lampen werden für die Nacht gerüstet.



Und wieder geht es nach kurzen Rasttagen am Namangafluß weiter durch die sonnengedörrte afrikanische Steppe.



Betten eigenen Fabrikats: Ein Luxus nach zahlreichen Nächten auf dünnem Strohlager!



JAPAN MELDET: STÜNDLICH 249 KINDER

Der Bevölkerungszuwachs Japans betrug nach den neuesten statistischen Meldungen im Jahre 1932 über eine Million Lebendgeburten. Die Zahl der Geburten ist nahezu doppelt so groß als die der Todesfälle. 1932 wurden 146 334 Kinder mehr geboren als 1931.

ATLANTIC PHOTO

CHARLOTTE KÖHN-BEHRENS:

Was ist Rasse?

(Fortsetzung unserer Berichte aus Nr. 44)

Prof. Dr. Martin Staemmler empfängt mich in seiner hellen Chemnitzer Wohnung und formuliert die Antwort auf unsere erste Frage so:

„Rasse ist eine Gruppe von Menschen mit einer weitgehenden Übereinstimmung der Erbanlagen"
und geht dann in diesem Gedankengang weiter:

„Jeder Mensch trägt den Kern seiner Rasse in sich; hat er diesen Kern mit vielen anderen gemeinsam, so spricht man von ‚gleicher' Rasse."

„Welches ist Ihr persönliches Arbeitsgebiet, Herr Professor?"

„Ich arbeite seit langer Zeit durch Schrift und Wort an der Aufklärung der weiten Volkskreise. Zuviel liegt da noch im Dunklen und Argen; auch bei den gebildetsten Menschen gehen die Rassenbegriffe durcheinander. Am allermeisten bin ich als Arzt natürlich daran interessiert, die Erbschäden unserer Rasse zu vermindern, einzudämmen und möglichst ganz aus ihr herauszubringen. Das geschieht am besten nach dem großen und ewigen Beispiel der Natur, die ja deutlich ihren Willen dokumentiert. Der einzelne kann seine Rasse, die er als Individuum in sich trägt, nicht mehr verbessern, denn sie ist etwas Bestehendes. Für die weitlaufende Zukunft eines Volkes aber sollte man viel für die Verbesserung der Rasse tun ..."

„Sie sprachen eben davon, daß der einzelne niemals seine Rasse **verbessern** kann; kann er sie **verschlechtern?"**

„Jawohl! Das ist möglich! Da man am Menschen mit seiner langen Lebensdauer schlecht Versuche anstellen kann, haben wir unsere Forschungen bei schnelllebigen Tieren gemacht, bei denen man die Reihe der Generationen verhältnismäßig weit übersieht. Diese Rassen-Verschlechterung des Individuums ist experimentell erzeugt worden. Solche ‚Degenerationen' wurden bei ungünstigen Temperaturverhältnissen, Behandlung mit Röntgenstrahlen und Alkohol künstlich an den Tieren hervorgerufen. Die zahlreichen Versuche von Agnes Bluhm und Prof. Stockardt haben gezeigt, daß die Nachkommen dieser so behandelten Tiere früher sterben, krankheitsanfälliger sind und auch sonst zu krankhaften Abweichungen vom Normalen neigen. Wir Ärzte wissen ja leider nur zu gut, daß die armen und bedauernswerten Kinder, die aus Alkoholikerfamilien stammen, schwer belastet sind. Diese Erbminderwertigen neigen hauptsächlich zu drei schweren Erscheinungen: Geisteskrankheit, Schwachsinn und Epilepsie."

„Ist die Anlage zur Trunksucht erblich?"

„Ja und nein. Ich muß Ihnen da einiges Erklärende sagen. Man unterscheidet eigentlich zwei Arten von Trinkern. Die einen sind Berufs- oder Gelegenheitstrinker. Zu ihnen gehören sehr oft Kellner, Gastwirte und Angehörige ähnlicher Berufe, bei denen das Trinken zur Gewohnheit wird. Das sind die an und für sich erblich gesunden Menschen, die erst ihre Nachkommenschaft durch den zu reichlichen Alkoholgenuß schädigen. Die geborenen Trinker aber bringen die Anlage zur Trunksucht als Erbminderwertigkeit bereits auf die Welt und vererben selbstverständlich diese Widerstandslosigkeit mit ihrem Blute weiter."

„Welche Dinge muß also der einzelne besonders vermeiden, wenn er seine Rasse erhalten will?"

„Erstens den Alkoholgenuß, und zwar hauptsächlich in jugendlichen Jahren, in denen er noch viel gefährlichere Wirkungen hat als später. Bei allen diesen Dingen ist besonders auf die Jugendlichen zu achten. Moltke sagt irgendwann einmal: ‚Pflege der Jugend schafft rüstiges Alter!'

Frauen und junge Mädchen sollen möglichst wenig rauchen. Nikotin in größeren Mengen wirkt schädlich auf die Eierstöcke, aber auch auf die männlichen Keimdrüsen. Wenn die Menschen wüßten, was sie oft mit dieser üblen Angewohnheit des starken Rauchens für sich und ihre Nachkommenschaft verursachen, würden die Vernünftigen gern darauf verzichten.

Ebenso können bei Männern und Frauen gewerbliche Gifte, wie beispielsweise Bleivergiftungen, sehr schädlich auf die Rassenwertigkeit wirken. Diese Dinge müssen jedoch noch stärker erforscht werden. Die sächsische Regierung hat mich eben mit der Aufgabe betraut und mir in großzügiger Weise die erforderlichen Hilfsmittel dazu zur Verfügung gestellt. Neben meinem Dienst im Pathologischen Institut betreibe ich mit meinen Assistenten diese besonderen Studien."



Prof. Dr. med. Martin Staemmler

„Können nun auch Geschlechtskrankheiten, deren ‚Ungefährlichkeit' man so gerne nachweisen will, die Rasse verderben?"

„Auf jeden Fall!" Prof. Staemmler wird sehr lebhaft. „Bei vielen wertvollen Menschen führen diese furchtbaren Krankheiten zur vollkommenen Unfruchtbarkeit. Wir können ruhig annehmen, daß ein Drittel der ungewollt kinderlosen Frauen ihre Unfruchtbarkeit einer Ansteckung zuschreiben muß. Bei Syphilis im frischen Stadium wird sogar das Kindchen im Mutterleib angesteckt, und das unschuldige Neugeborene kommt mit dieser entsetzlichen Belastung auf die Welt. Die Schädigung der nächsten Generation ist also leicht erwiesen."

„Können nun Rassenmischungen von an sich gesunden Rasse-Elementen ernsthafte körperliche Schädigungen verursachen?"

„Sie meinen, wenn die einzelnen bei uns vorkommenden europäischen Rassen durcheinanderheiraten? Also, um Beispiele zu nennen, wenn sich ein nordischer männlicher Typus mit einer zierlich westischen oder einer kleinen ostischen Frau vereinigt?" Als ich bejahe, fährt Prof. Staemmler fort: „Jawohl, zu Schädigungen kann es dann kommen, wenn diese Typen sehr ausgesprochen sind und sich in ihrer Eigenart sehr extrem gegenüberstehen. In Gegenden, in denen derartige Mischehen häufig vorkommen, beobachtete man als erstes eine größere Gebärschwierigkeit. Die langschädeligen nordischen Kinder gehen z. B. schwer durch das engere Becken der westischen Frau. Auch die Knochenbildungen sind bei den Rassen verschieden, und wenn sich nun die einzelnen Anlagenverhältnisse unglücklich zusammensetzen, kann das bei ganz gesunden Eltern zu angeborenen Hüftverrenkungen der Nachkommenschaft führen. Auch Kurzsichtigkeit scheint oft die Folge solcher mischrassigen Verbindung zu sein."

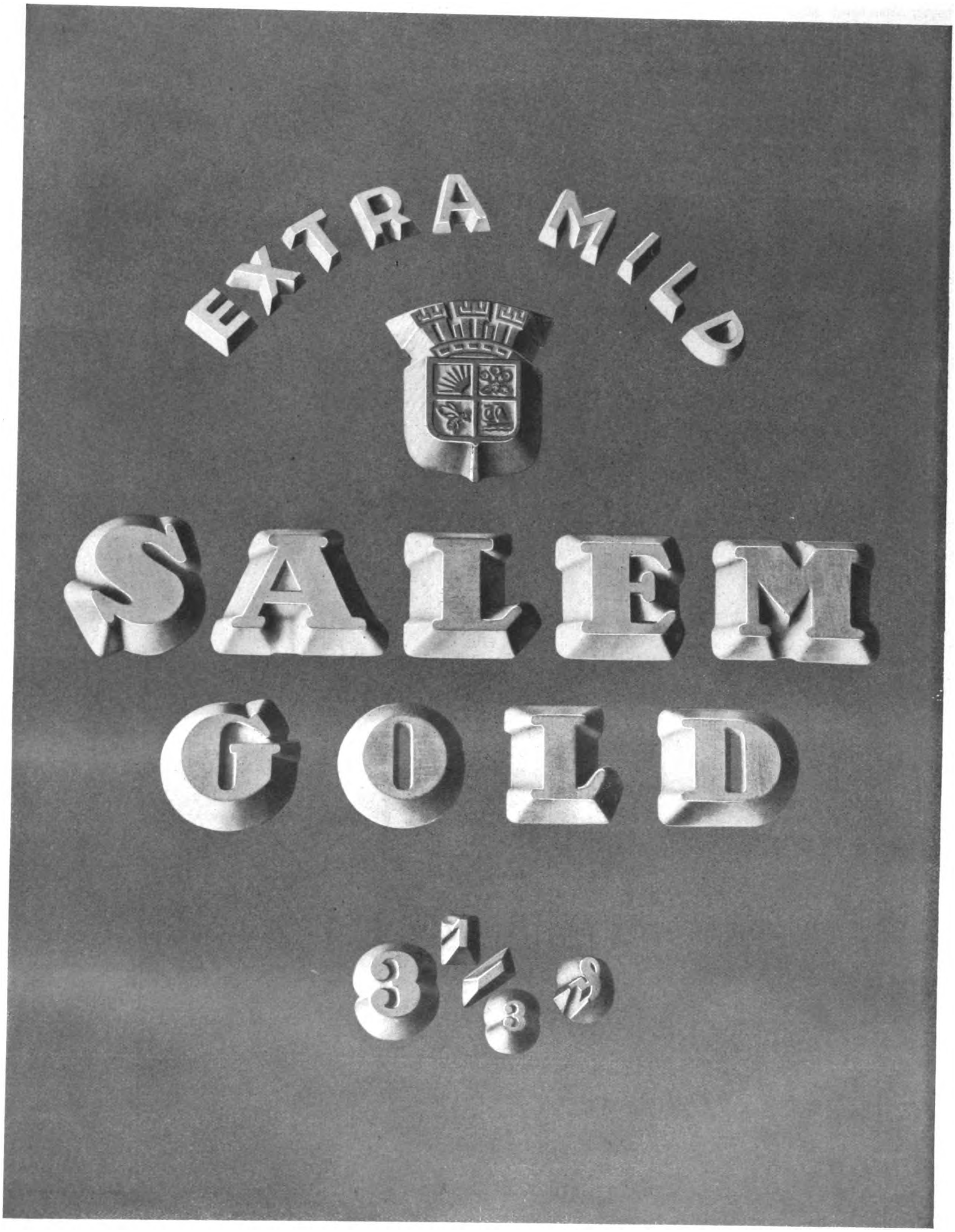
„Das ist ungemein interessant. Glauben Sie, Herr Professor, daß es bei diesen Mischehen auch zu seelischen Disharmonien in den Kindern kommt?"

„Aber gewiß; denn, sehen Sie, genau wie die Köperanlagen zusammenpassen müssen, um zu einem harmonischen Erscheinungsbilde zu führen, so werden die seelischen Anlagen dem gleichen Gesetz unterstehen. Zu einer jeden Rasse gehören blutsmäßig bedingte, bestimmte Anlagen. Wir erkennen ja hauptsächlich die Rassen an ihrem inneren Wesensbild und unterscheiden sie darnach voneinander. Bei einer Vermischung von zwei sich seelisch fremden Rassen kann eine Anlagenzusammensetzung auftreten, in denen die Einzeleigenschaften in tiefem Gegensatz zueinander stehen. Das aber bedeutet eine Zerstörung der inneren Harmonie, die eigentlich der Anfang jeder schöpferischen Eigenart des Menschen ist. Und hier finden Sie auch den wahren Grund unserer Erkenntnis, weshalb wir die fremdrassigen Elemente ablehnen und ablehnen mußten. Das ist eigentlich eine uralte Weisheit, welche die Juden früher auch erkannt und durchgeführt haben. Moses selbst ließ bei seiner Heimkunft in das gelobte Land die dort wohnende Bevölkerung hinaustreiben oder sogar töten, um der Gefahr einer Vermischung vorzubeugen. In alten ‚guten' jüdischen Familien galt es auch von ihnen aus als größtes Unglück, sich mit den Angehörigen jener Völker, bei denen sie Gastvolk waren, zu mischen; denn sie erkannten damals sehr klug, daß der Mischling immer ein unglückliches disharmonisches Geschöpf sein und bleiben muß. Die alten Perser handelten früher ebenfalls nach den gleichen Grundsätzen und verboten die Durchmischung ihrer Rasse.

Es ist ein schrecklicher Schandfleck für die ganze Zeit, wenn die Statistiken beweisen, daß 1928 auf 103 jüdische Ehen 53 Mischehen entfielen. Nietzsches Wort: ‚Welches Kind hat nicht Grund, über seine Eltern zu weinen?' kann hier grausame Wahrheit für diese bedauernswerten Wesen werden, die aus solchen Ehen stammen."

„Wie kann man nun die Gesamtrasse des Volkes verbessern, Herr Professor?"

„Auch hier predigt die Natur den Willen ihres Schöpfers klar und eindeutig. Der große Kampf um das Dasein erhält das Gute und Starke, um das Schwache und Kranke zu vernichten. Wir machten es bisher umgekehrt. Auf Kosten der Gesunden erhielt man die Blödsinnigen, Krankhaften und Erbminderwertigen. Wir sehen mit Entsetzen, daß sich durch die Ausschaltung der Hemmungen die Erbkranken ungefähr zwei- bis dreimal so stark vermehren wie jene Vollwertigen, die man durch die große wirtschaftliche Belastung zur Kinderlosigkeit zwang. Man braucht nicht gelernter Statistiker zu sein, um sich zu berechnen, daß sich so die Minderwertigen von Generation zu Generation verdoppeln müssen. Augenblicklich haben wir schon zwei Prozent erblich Minderwertige in Deutschland. Bald würden es 4, 8, 16 Prozent sein. Es ist also unsere selbstverständliche Pflicht, daß wir diese unglückseligen Mitglieder unseres Volkes an der Fortpflanzung hindern und die erblich Hochwertigen stärker als bisher unterstützen. Dahin gehen ja auch die Bestrebungen unserer nationalen Regierung. Neben den rein gesundheitlichen und eugenischen Maß-



Digitized by Google

nahmen steht aber auch die psychologische Pflicht, das Verantwortungsgefühl des einzelnen dem ganzen Volke gegenüber zu stärken. Den Anfang wird der gesunde und glühende Wille eines jeden unter uns machen, seines Wertes eingedenk zu sein, diesen Wert zu erhalten und weiterzugeben an die zukünftigen Geschlechter wie einen Freibrief, der ihnen einen glücklichen Platz unter den Ihren sichert. Unsere ‚Unsterblichkeit' sei das Bild unseres ‚Ich', das wir Kindern und Kindeskindern vererben, so daß es in fernsten Zeiten noch lebt und wirkt nach den ewigen Gesetzen der göttlichen Natur. Wir brauchen eine Geburtenregelung in positivem Sinne, deren Bedeutung in dem Wort gipfelt: ‚Ich will Kinder haben, anstatt mit den Mitteln moderner Erfindungsgabe das Zukünftige zu verhüten'".

Glauben Sie, daß es zu diesem besten Positivismus noch einmal in Deutschland kommen wird, Herr Professor?"

„Ja. Ich glaube daran So, wie sich in der allerersten Zeit des Kampfes die Besten des Volkes um den Führer geschart haben, so werden sie es auch jetzt tun, um nicht die Gegenwart, sondern auch die Zukunft lichter zu gestalten."

*

Wir sind am Ende. Für eine kleine Minute ist es still im Zimmer. Als mich Professor Staemmler liebenswürdig bittet, noch sein Gast zu sein, bietet sich mir ein reizendes Bild. Nebenan sitzen, um die Mutter geschart, erwartungsvoll fünf strahlende Buben und Mädel an dem Tisch, und ihr Anblick ist eine lebendige Illustration der eben gesprochenen Gedanken.

DIE UNIFORM

Es war um die Kaffeetrinkenszeit, als plötzlich eine schwere, dicke Rauchwolke über dem Wald aufstieg. Doch jedermann dachte, es sei der „Kaffeezug", der sie verursache. Wie die heute mächtig einheizen, als ob die Sonne nicht schon stramm genug scheine. Die schwarze, rußige Wolke aber blieb stehen. Sie zerflatterte nicht, kaum, daß sie sich bewegte. Stark und drohend hing sie über dem grünen Wald.

Mit einem Male hieß es: „Die ‚Gummi' brennt! Sie brennt und ist schon nicht mehr zu retten." „Die ‚Gummi' brennt?" fragten die Bedächtigen. „Die ‚Gummi' liegt doch nicht so weit links im Tal. Wenn der Rauch dort herauskäme (sie deuteten nach rechts), ja, dann wäre es zu glauben."

Die „Gummi" ist eine alte Mühle, die vor einigen Jahren zu einer Fabrik für Fahrradschläuche eingerichtet wurde. Das langgestreckte, vierstöckige Gebäude, zu seiner Zeit eine der stattlichsten Mahlmühlen, liegt in einem engen von einem Flüßchen durchflossenen Tal, dicht an der Kreisstraße. Noch immer in gleicher Stärke stand die Rauchsäule am westlichen Himmel, so daß auch die Geruhsamen jetzt nachdenklich wurden. Der Zug ist längst vorbeigerattert, könnte es am Ende doch sein . . . ? Da gellte auch schon das Feuerhorn, geblasen von dem Hornisten Traubenkraut, der auf seinem Rade saß und mit der einen Hand die Lenkstange, aber mit der anderen die rotumwickelte Trompete hielt. „Löschmannschaften heraus, Löschmannschaften heraus! Die ‚Gummi' brennt." Freilich jetzt schlüpften die Wehrleute in den schwarzen Rock, stülpten sich den schweren Messinghelm auf den Kopf und gürteten sich mit dem breiten Gürtel Die Jungmannschaften legten die Armbinden an. Sie bildeten die Reserve. Die Motorspritze fuhr los, mit der man am vorletzten Sonntag erst geprobt hatte.

Es war an jenem Sonntage gewesen, an dem der junge Hornist Traubenkraut beim Kommandanten um eine Uniform vorgesprochen hatte „Sei froh, daß du das zweite Horn blasen kannst. Wie alt bist du mit Haut und Haar? Achtzehn? Heiliger Florian, wenn ich in deinem Alter einen Posten gehabt hätte wie du . . Du bist doch nach mir der wichtigste Mann! Beruhige dich, du kriegst die Montur noch früh genug. Vorläufig tut's die Binde, und dann, wann brennt es einmal bei uns?" So oder ähnlich hatte der Kommandant, ein biederer Zimmermeister, zu ihm gesagt. Und nun brannte es heute schon. Das Dorf war abgeblasen und das Feld. Der kleine Traubenkraut war in Schweiß gebadet Er allein hatte es geschafft; denn der zweite Trompeter lag krank im Spitälchen. Die Mannschaften waren angetreten. Die erste rückte gleich ab, ihr folgte die zweite mit den Reservegeräten, den Handleitern und der alten Spritze Rasselnd zog und schob sie die Wogen über das Kleinpflaster. „Peterle", so riefen viele dem Hornisten zu, „was hast du Glück gehabt, daß sie dir die Montur nicht gaben. Denk' mal, was du jetzt zu schwitzen hättest". Der kleine Traubenkraut schwieg. Das „Peterle" kränkte ihn, was konnte schon er, ein Ziehkind, dafür, daß er klein und schmächtig war?

Je näher sie an die Brandstätte herankamen, desto mehr roch es nach versengtem und brennendem Gummi. Also sie brennt doch die „Gummi". Und ob sie brannte! Als die Mannschaft durch die von vielen Menschen umlagerte Sperrkette einfuhr in den Brandbezirk, konnte sie die braunroten Flammen sehen, wie sie aus allen Stockwerken leckten. Die schwarzen, schweren Rauchschwaden und das knisternde Gebälk, das sich in der ungeheuren Hitze bog. Heiß schlug es aus dem engen Tal und das Geheck, das auf dem der Mühle gegenüberliegenden Hange wuchs, brannte lichterloh. Unaufhörlich ratterte die Motorspritze, saugte sie das Wasser aus dem Wehr und spie es in das Feuer. Doch da war wirklich nichts mehr zu retten. Es galt nur noch, die anliegenden Wohnhäuser und Lagerhallen zu schützen. Traubenkraut wurde dem Kommando zugeteilt, das mit Hacken und Schippen



den Flammen einen Graben grub, damit sie nicht auf den Hochwald übergreifen konnten. Schwer schlug ihm die Trompete in die Seite, wenn er den Bickel schwang. Es machte ihm nichts aus. Er hätte sie schon an einen der Bäume hängen können, aber wo wären dann die neugierigen, ehrfürchtigen Blicke geblieben, mit denen die Kinder und Halbwüchsigen an seiner Gestalt hafteten? „Du, das ist der Trompeter. Wie jung der ist und bläst schon das Horn. Wirst sehen, wenn es aus ist mit dem Brand, fängt er an zu blasen . . . " Der kleine Hornist hörte dies gern. Es tat ihm gut Wenn er nun noch den dunklen Rock angehabt hätte und den blanken Helm auf dem Kopf . . . Er schaffte sein Teil und nach etlichen Stunden war der Hochwald außer Gefahr. Auch das Feuer in der Mühle hatte sich ziemlich ausgebrannt. Wohl flackerte es hier und dort auf Es war der flüssig gewordene Gummi, der sich immer wieder entzündete. Doch die angrenzenden Gebäude waren sämtlich unversehrt.

Nun galt es nur noch, die Wand, mit der die Mühle an die Kreisstraße grenzte, niederzulegen. Völlig ausgebrannt wie sie war, bildete sie eine starke Gefahr für die einzige Zufahrt zum weitgestreckten Tal. Leitern wurden aufgerichtet und ein Wehrmann stieg hinauf, um die Reißbalken in die ausgebrannten Fenster zu werfen Die Reservemannschaft, die den Wald abgegraben hatte und noch oben im Hange saß, erhielt die Aufgabe, die gewaltige Mauer zu stürzen. Doch wie sehr sie sich auch anstrengte, es gelang ihr nur, sie ins Wanken zu bringen. Ab und zu fiel ein Stein oder ein Fensterkreuz sprang heraus. Das war alles. Noch etliche Male stieg der alte Wehrmann die Leiter hinauf und warf die Balken. Es half nicht. Die Angriffsflächen waren nicht breit genug. Wenn man den Reißbalken über mehrere Fenster hinweg legen könnte? Doch dazu müßte man schon in die Fensterhöhlen einsteigen. Der Wehrmann versuchte es zu tun; er war zu schwer. Es müßte ein leichter, fixer Kerl sein, der dies wagte. Man beriet. Der Kommandant verzog nachdenklich das Gesicht. „Wie wäre es mit dem ‚Peterle'?" meinte einer scherzhaft. Der Kommandant horchte auf. Das „Peterle", ja, das wäre die rechte Gestalt. Der Hornist Traubenkraut wurde gerufen. Eilig kroch er den Hang hinab und meldete sich bei dem Führer Ob er sich hinaufzusteigen getraue? Sie brauchten das „Peterle" nicht zweimal zu fragen Der kleine Trompeter strahlte, als man ihm den Gürtel umschnallte, ihm einen Helm aufsetzte und ihn an der Leiter festleinte Ein Wehrmann stieg mit ihm in die Höhe und hielt das sichernde Seil. Leicht und kühn sprang Traubenkraut, auf den jetzt alle Augen gerichtet waren, in die Fensterhöhlung. Schnell zog er die Reißstange hoch und schlang das Drahtseil, stieg die Leiter hinab, um einige Fenster weiter genau so zu verfahren. Hier hieß es höllisch aufpassen; denn er mußte das schwere Holz jetzt herüber- und hochziehen. Aber es gelang ihm, und als er nach der Leiter griff, brauste ihm ein vielstimmiges Bravo entgegen. Das „Peterle" lächelte, stolz richtete es sich auf und hob die Hand zum Gruß, wie es so oft es gesehen. Doch kamen die Finger nicht mehr an den Rand des Messinghelms; der kleine Hornist glitt ab und fiel. Er stürzte nach vorn und blieb in der Schlinge seines Begleiters hängen. Da hing er nun wie eine Strohpuppe im Krautacker. Der Helm war ihm in den Nacken gerutscht, der Gürtel, an dem die Sicherungsleine befestigt war, hatte den Rock samt Hemd hochgezogen, und die Hose strebte bedenklich nach unten. Die Menge, die sekundenlang der Schreck geschlagen hatte, löste sich aus ihm durch ein dröhnendes Gelächter. Auch die Wehrleute lachten und selbst der Begleiter, der die Leine hielt, grinste, als er das „Peterle" langsam, Spanne um Spanne, herunterließ. Man empfing den Entgeisterten mit frohen Rufen, klopfte ihm auf die Schultern und befreite ihn von Gürtel und Helm. Der Kommandant gab ihm einen Schluck Zwetschgenwasser zu trinken. „Bist ein Kerl, Traubenkräutle. Aber siehst es ein, daß es nichts ist mit der Montur. Kurios hast dagehangen, kurios."

Die Mauer fiel donnernd Gleich beim ersten Anreißen. Eine große, dichte Staubwolke flog auf. Es dauerte lange, bis sie verwehte. Der Kommandant ließ die Mannschaften antreten und bestimmte die Feuerwachen. Dann rief er den Hornisten zum Abblasen. Die Trompete war da, sie hing an der alten Spritze. Der Bläser jedoch fehlte. Vergebens suchte man nach ihm.

Als die Truppe in das untere Dorf einrückte, die Handleitern und die alte Spritze ins Löschhaus schob, radelte das „Peterle" zum Oberdorf hinaus. Es hatte einen Pappkarton aufgeschnallt und einen Mantel. „Wohin", riefen einige Mädchen und Frauen, „wohin, Peterle?" Das „Peterle" schwieg und fuhr schneller.

Obgleich in den Zeitungen lobende Worte über sein Verhalten zu lesen waren blieb der kleine Hornist verschwunden. Handschuch Leutershausen (Bergstr.)

Vorwärts – Attacke! Hurra!

Ein Schill-Roman von Hans Lehr

(2. Fortsetzung)

„Oberst von Loucadous Starrsinn ist leider durch nichts zu erschüttern. Das gegebene Beispiel genügt ja eigentlich schon zur Zeichnung eines Wesensbildes; ich kann aber mit noch mehr Tatsachen dienen: Selbstverständlich hat die Bürgerschaft sich voll und ganz zur Verfügung gestellt und unter meiner Führung vorgeschlagen, zur Entlastung der schwachen Besatzung aus ihren Reihen eine Wachtkompanie zu bilden. Oberst von Loucadou dankte und erklärte trotzen: ‚Die Verteidigung der Festung ist Sache der Besatzung. Zur Mobilisierung der Bürgerschaft habe ich keinen Befehl‘.“

Schill blickt sprachlos; Kriegsrat Wisseling und Senator Westphal nicken zur Bestätigung; ihre Mienen sind von der Bitterkeit gezeichnet. Nettelbeck fährt fort:

„Ich fragte den Kommandanten: ‚Ist für den Fall einer mehrmonatigen Belagerung für die Ernährung der Bürgerschaft gesorgt?‘ Sie erraten nicht, was er mir geantwortet hat! Er sagte, uninteressiert und kühl, wie immer: ‚Für die meinem Befehl unterstellte Besatzung sind ausreichende Vorräte vorhanden. Ich habe keinen Befehl erhalten, für die Ernährung der Stadtbevölkerung zu sorgen‘.“

Schill blickt Nettelbeck an, als habe er nicht recht gehört.

„Das verstehe, wer kann“

„Das ist traurig, das ist sehr traurig!“ fährt Nettelbeck voll Bitterkeit fort „Aber eigentlich braucht man sich nicht zu wundern. Das ist der Geist, dem Preußen Niederlage über Niederlage zu verdanken hat. Jahrzehntelang hat man auf den Lorbeeren der Armee Friedrichs des Großen ausgeruht und sich im Glanz seiner Leistungen gesonnt, ohne daran zu denken, daß jedes Erbe erarbeitet werden muß, wenn es behauptet werden soll. Die Festungen sind verfallen; an die Stelle von feurig kämpfenden Offizieren sind verknöcherte Kleinigkeitskrämer getreten, die ungewohnten und Anforderungen stellenden Lagen nicht gewachsen sind. Jetzt, wo der Ernst mit betäubenden Schlägen von furchtbarer Härte hereingebrochen ist, werden die Fehler offenbar, doch es ist zu spät, Wandel zu schaffen. Wäre es sonst möglich, daß sich Festung um Festung ergibt, wenn nur ein französischer Offiziershut auftaucht?! Plätze ersten Ranges, Magdeburg und Küstrin, übergeben sich ohne Schwertstreich. Wie gelähmt sind Kräfte und Seelen! Und worum? Ich sagte es: Die persönliche Ehrenhaftigkeit der Offiziere ist nicht anzuzweifeln, doch sie sind ihren Aufgaben nicht gewachsen. Es fehlt die letzte Entschlossenheit, es fehlen die Selbständigkeit, der Mut zur Verantwortung, die Tatkraft, der Schneid, es fehlt der unbedingte Wille, das Letzte zur Verteidigung des Vaterlands aufzubieten, es fehlt an der Opferfähigkeit, an der Kraft der Persönlichkeit, kurz — — an Größe!“

„Das ist es!“ bestätigen wie aus einem Mund der Senator, der Kriegsrat und Schill. Ja, das ist es! Jeder erwartet das Heil vom andern, und weil der andere versagt, glaubt jeder selbst versagen zu dürfen. Täte jeder seine Pflicht, ohne Rücksicht auf die Lauen und Schwachen zu nehmen, sie würden mitgerissen und unter dem Schwung der Begeisterung vielleicht mehr leisten, als von ihnen erwartet worden ist. Es muß ganz von unten her wieder aufgebaut werden Der einzelne muß wieder lernen, seine Pflicht zu tun, auszuharren, zu leiden, zu opfern, zu kämpfen, dann wird die Gesamtheit wieder stark und groß werden unter tatkräftiger und zielbewußter Führung.

„Ich werde trotz diesen Verhältnissen hier bleiben“, sagt Schill. „Ich will und werde tun, was in meinen Kräften steht, meine Herren, und ich hoffe, daß es mir möglich sein wird, zur Behauptung der Festung und damit zur Verteidigung des Vaterlandes beizutragen!“

Drei Hände strecken sich ihm entgegen; er ergreift und drückt sie. Augenblicke lang herrscht Schweigen; es ist unbeabsichtigt, ganz von selbst gekommen. Das Zimmer ist plötzlich von Feierlichkeit und Weihe erfüllt, als sei etwas über ihnen, das ihren Bund segne und diese Minuten heilige Sie fühlen es im Herzen, und es drängt sie, sich noch einmal die Hände zu schütteln und sich in froher Zuversicht in die Augen zu blicken.

6.

Auf der Kommandantur wird Schill von Leutnant v. Loucadou empfangen und von ihm zu seinem Vater, dem Kommandanten Oberst v. Loucadou, geleitet. Mit raschem Blick nimmt Schill das Bild des Zimmers und des Kommandanten in sich auf Die Einrichtung des Raumes ist von strengster Einfachheit. Haar und Schnurrbart des Kommandanten sind ergraut, Gesicht und Hände knochig; der Mund ist streng geformt; die Bewegungen verraten gemessene Ruhe.

Schill meldet sich.

Die grauen, strengen Augen des Kommandanten prüfen sein Gesicht und seine Haltung.

„— — v. Schill? Der Name ist mir doch bekannt? Haben Sie Verwandte im Dienst des Königs?“

„Zu Befehl, Herr Oberst! Mein Vater, Oberstleutnant v. Schill, führte im Bayerischen Erbfolgekrieg in Thüringen ein Freikorps von sechstausend Mann leichter Reiterei. Mein ältester Bruder erhielt

in den Feldzügen am Rhein den Orden Pour le mérite. Ich bin der jüngste von vier Brüdern, die alle als Offiziere im Dienst des Königs stehen.“

„Ich erinnere mich Ihres Vaters, und den Namen Ihres ältesten Bruders habe ich damals nennen hören. Freut mich!“ Der Kommandant reicht dem jungen Offizier die Hand; sein Gesicht hellt sich auf

„Wie geht es dem Vater? Lebt er noch? Kann doch auch der Jüngste nicht mehr sein?“

„Danke gehorsamst, Herr Oberst! Mein jetzt neunundsiebzigjähriger Vater lebt auf unserem Gut Sieblich bei Rosenberg in Oberschlesien“

„Schön, nach tatenreichem Leben im Dienst des Königs einen ruhigen Lebensabend genießen zu können. Sie empfehlen mich dem Vater!“

„Zu Befehl, Herr Oberst; ich danke gehorsamst!“

Wieder ruhen die Augen des Kommandanten in strenger Prüfung auf Schill.

„Wie kommen Sie hierher?“

Schill berichtet über die Schlacht bei Auerstädt, die Vernichtung der Schwadron von Brockhausen, seine Verwundungen und die Flucht

Der Oberst lauscht interessiert; schließlich nickt er wohlwollend.

„Tüchtige Offiziere kann ich brauchen. Haben Sie einen Wunsch? Soweit ich dazu in der Lage bin, will ich ihn erfüllen.“

„Dort, wo der Herr Oberst mich hinbefiehlt, werde ich kämpfen. Da ich jedoch Kavallerist bin, bitte Herrn Oberst ich gehorsamst zu erwägen, ob eine Verwendung bei Streifritten, Aufklärungs- und Störungspatrouillen möglich ist.“

„Nicht übel, dieser Gedanke. Sie kennen Pommern ja besser als Ihre oberschlesische Heimat. Poppe werden Sie gern bei sich behalten?“

„Herrn Oberst bitte ich gehorsamst, mir Poppe weiterhin zu unterstellen; er ist tüchtig, willig, zuverlässig und brav; ich bin ihm viel Dank schuldig.“

„Gut! Außer ihm kann ich Ihnen vorläufig nur sechs Mann unterstellen; es sind Versprengte, also gediente Leute Die Planstellen in den hier liegenden Depots der Kavallerieregimenter von Baillivdz und von Reizenstein sind sämtlich besetzt, doch kommt Zeit, kommt Rat“

Schills Augen leuchten. Er bekommt ein Kommando. Wenn es vorläufig auch nur einen Unteroffizier und sechs Mann umfaßt, so kann er doch tätig sein, kann kämpfen!“

„Gehorsamsten Dank, Herr Oberst! Ich bitte einen Vorschlag machen zu dürfen“

Der Kommandant nickt, blickt gleichzeitig aber auch auf die Uhr.

„Nun?“

Schill beeilt sich.

„Ich hörte, daß in Treptow, Cammin und auf Wollin noch bedeutende Heereslebensmittelvorräte liegen. Eine belagerte Festung kann Proviant immer brauchen. Ich bitte um die Erlaubnis, die Vorräte hereinschaffen zu dürfen“

Zum erstenmal lächelt der Kommandant

„Ich habe nichts dagegen doch ich sehe, Sie sind noch angegriffen Erholen Sie sich erst einmal, und führen Sie dann das Unternehmen meinetwegen durch“

„Herr Oberst! Ich hörte, daß der Feind bereits im Anmarsch ist. Die Vorräte sind zu wertvoll als daß sie ihm in die Hände fallen dürften Wenn ich auch noch erschöpft bin, so wird meine Gesundheit doch durchhalten; wenn der Herr Oberst es gestattet, werde ich sofort aufbrechen.“

„Reiten Sie meinetwegen los!“

„Gehorsamsten Dank, Herr Oberst!“

7.

Sehr vergnügt trifft Schill in seiner Wohnung ein Senator Westphal beobachtet ihn interessiert.

„Na, Erfolg gehabt?“

„Ich bin sehr zufrieden“, antwortet Schill und berichtet dem väterlichen Freund.

Der Senator staunt.

„Sie müssen dem Kommandanten ausgezeichnet gefallen haben, daß er so aus sich herausgegangen ist; und gelächelt hat er sogar, er, der Strenge und Verschlossene? Das ist wirklich ein großer Erfolg; ich gratuliere!“

*

Sofort übernimmt Schill sein Kommando Unteroffizier Poppe richtet die sechs Mann aus und meldet sie Schill tritt vor die kurze Front.

„Kameraden! Der Herr Kommandant hat mir den Befehl über euch übertragen. Ihr hört von jetzt ab also auf mein Kommando! Ihr alle seid Versprengte; ihr habt euch hierher durchgeschlagen, um zu kämpfen. Das beweist mir, daß ihr ehrliche Männer und brauchbare Soldaten seid Ich freue mich also über das dienstliche Verhältnis hinaus Kameraden in euch sehen zu können, die, wie ich, unter Einsatz ihrer Person, und, wenn es sein muß, des Lebens, für das Vaterland zu kämpfen bereit sind Ich denke daher, daß ich nie die Strenge des Vorgesetzten walten lassen muß, sondern daß in unserer Abteilung stets der Geist herzlicher Kameradschaft herrschen wird. Seine Majestät unser allergnädigster König, unser geliebtes Vaterland, hurra, hurra, hurra!“

Freudig erregt fallen die sechs Reiter ein. Schill fühlt, daß er die Herzen der Leute gewonnen hat; er freut sich darüber. Er will Leute haben, die aus brennender Vaterlandsliebe kämpfen wollen und müssen. Unendlich mehr werden sie leisten, wenn er es versteht, ihre Selbständigkeit zu leiten, ihren Mut und Unternehmungsgeist zu wecken und ihren Ehrgeiz, ihre Hingabe und Opferfähigkeit zu stärken, als wenn er im Pochen auf die Befehlsgewalt sie ohne innere Verbindung zur Erfüllung der Pflicht zwingt. Es gilt, den Geist zu wecken, an dem Preußen sich wieder aufrichten kann, nachdem die Tatsachen mit erschreckender


Ein guter Tabak
muß richtig ausgereift und abgelagert sein, um durch doppelte Fermentation die edle Klärung zu erfahren, die ihm die höchste Reinheit und Bekömmlichkeit verschafft.
ERNTEN 27 BIS 30 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
REEMTSMA
SORTE
»R 6« o/M
MA CIGARETTENFABRIKEN G. M. B. H. ALTONA - BAHRENFELD
doppelt fermentiert
4₰

Härte bewiesen haben, daß die Armee und das Volk in Äußerlichkeiten erstarrt waren, so daß der Feind sie im Anlauf überrennen konnte.

An der Spitze seiner kleinen Abteilung reitet Schill ins Land hinaus. Stolzes Glücksgefühl beherrscht ihn. Klein ist zwar seine Schar, doch er kann sich auf sie verlassen. Endlich kann er wieder kämpfen; die Schmerzen und Anstrengungen waren nicht umsonst gewesen. Er reitet zu einer Unternehmung aus, die der Festung reichen Gewinn bringen soll; sie muß gelingen!

Abends erreicht die Abteilung Treptow. Ohne zu säumen, reitet Schill zum Magazin; dort erfährt er, daß für den nächsten Tag eine feindliche Abteilung aus Schivelbein erwartet wird, deren Eintreffen zum Zweck der Abholung der reichen Vorräte bereits gemeldet ist. Die Eile war also nur zu berechtigt; keine Stunde kommt er zu früh, um dem Feind dies Schnippchen zu schlagen.

Auf seinen Befehl reitet Poppe zum Bürgermeister und bietet Fuhrwerke und Leute auf. Trotz der Kälte schleppen sie, heiß von der mit Nachdruck durchgeführten Arbeit, Roggen, Mehl und Hafer in vielen hundert Säcken auf die Wagen. Dieser Vorrat wird die Besatzung samt der Einwohnerschaft für Monate versorgen.

Schill ist bester Laune, als gegen Morgen die Vorräte nach Kolberg abgefahren werden; er ist aber auch völlig erschöpft. Seine Gesundheit ist doch noch nicht so gefestigt, wie er angenommen hatte; die Schmerzen stellen sich wieder ein, und das lastende Gefühl drohender Ohnmacht sucht die Herrschaft über ihn zu gewinnen. Reitet er weiter, dann wird er zusammenbrechen. Doch dem Feind wird er die Vorräte in Cammin und auf Wollin nicht in die Hände fallen lassen. Er befiehlt Poppe, die noch dort lagernden Vorräte nach Kolberg hereinzuschaffen. Er weiß, auf Poppe ist Verlaß; was Poppe nicht schafft, würde auch ein andrer nicht leisten können.

8.

Auch Stettin ist gefallen! Ohne Kampf ist die starke Festung der Husarenbrigade Lassalle übergeben worden. Flüchtlinge schleichen sich durch die französischen Posten und bringen die Kunde nach Kolberg. Voll Schmerz über den neuen schweren Verlust und voll Empörung und Erbitterung über die unfaßbare Schlaffheit und Schwäche wird die Schreckensnachricht von den vaterländisch gesinnten Freunden besprochen.

Senator Westphal schüttelt bekümmert das greise Haupt, Kriegsrat Wisseling beißt sich in die Lippen, um nicht vor Zorn heftige Worte auszustoßen, und Nettelbeck grollt und poltert, erregt und zitternd vor Empörung:

„Der Franzose braucht nur zu erscheinen und die Übergabe zu verlangen, da entspricht der Kommandant der starken Festung Stettin auch schon dem geäußerten Wunsch, trotz Vorräten, Befestigungen und kampffreudigen Truppen. Herr des Himmels, wie ist so etwas nur möglich? Es ist nicht zu begreifen, es ist nicht zu fassen!"

„Vor ein Kriegsgericht mit diesem Mann!" wettert auch Schill

Nettelbeck hebt die Fäuste.

„Jetzt also ist Kolberg an der Reihe; sie sollen kommen! Sie sollen sich die Zähne ausbeißen! Den, der von Übergabe spricht, steche ich eigenhändig über den Haufen! Wir werden zeigen, daß es noch Preußen gibt!

Ihre Aufgabe, Freund Schill, wird es sein, mit dem Feuer und der Stoßkraft der Jugend die Bedenklichkeiten, den Kleinmut und Mangel an Selbstvertrauen auszugleichen, wenn sie in der Besatzung das Haupt heben sollten; wir bürgen für die Einwohnerschaft!"

Schill reicht ihm die Hand.

9.

Schill meldet sich bei Oberst v. Loucadou, um die vollzogene Bergung der Schätze der drei Proviantämter zu melden. Das Gesicht des Kommandanten ist verschlossen; er nickt kurz dankend und vertieft sich wieder in die Papiere, die vor ihm liegen.

Verwundert bleibt Schill im Vorzimmer stehen. Was war das? Ist er in Ungnade gefallen? Was hat er denn verbrochen? Er hat doch gerade eben erst ein Unternehmen durchgeführt, das der Festung von höchstem Nutzen ist?!

Leutnant v. Loucadou empfängt eine Anzahl Offiziere und bittet sie um Geduld Bürgerschaftsvertreter treffen ein. Der Adjutant wendet sich auch an Schill:

„Herr v. Schill, haben Sie einen dringenden Auftrag?"

„Nein, Herr v. Loucadou; was ist denn los?"

„Dann bleiben Sie bitte ebenfalls; die abkömmlichen Herren und Bürgerschaftsvertreter sind vom Kommandanten hergebeten worden" Leutnant v. Loucadou legt den Finger auf den Mund, deutet nach einer Tür und flüstert: „Da drinnen sitzt Oberst Mestram, der französische Unterhändler. Er kommt von Stettin herüber und hat mir mitgeteilt, daß er beauftragt sei, die Festung Kolberg zu übernehmen. Ich habe meinen Vater noch nie so wütend gesehen wie in der Minute, in der ich ihm das Beglaubigungsschreiben übergab und die Meldung erstattete. Wie es seine Art ist, war er gleich wieder beherrscht, wenn es auch noch in ihm kocht und brodelt Er will dem Franzosen einen starken Eindruck von der Entschlossenheit der Besatzung und Bürgerschaft beibringen."

Schill lächelt. Er selbst hat das kalte Wesen des Kommandanten also gar nicht verschuldet; der Herr Oberst war begreiflicherweise in Gedanken stark mit der bevorstehenden Auseinandersetzung beschäftigt.

Weitere Offiziere treffen ein; auch Nettelbeck; Senator Westphal und Kriegsrat Wisseling erscheinen. Die vier Freunde verständigen sich mit Blicken. Im Halbkreis nehmen die Herren dem Rang nach im Zimmer des Kommandanten Aufstellung; der Oberst behält Platz am Arbeitstisch.

Oberst Mestram tritt ein, verbeugt sich knapp und läßt sofort einen Schwall französischer Sätze vom Stapel.

Oberst v. Loucadou erhebt sich.

„Wir befinden uns in Preußen; hier wird deutsch gesprochen!" fällt er dem Unterhändler bestimmt ins Wort.

Der französische Oberst blickt ihn überrascht und verwirrt an. Er zögert, wiederholt aber dann doch unter

dem Eindruck der eisigen Ablehnung der Versammelten das Gesagte deutsch. Er fordert die Waffenstreckung der Besatzung, die Übergabe der Festung und die Bereitstellung von Unterkünften und Verpflegung. Er spricht zum Schluß wieder mit einer so selbstverständlichen Sicherheit, als sei überhaupt keine andere als zustimmende Antwort möglich.

Mit vor Zorn zitternder Hand streicht Oberst v. Loucadou über seinen eisgrauen Schnurrbart.

„Ich habe Sie angehört, Herr Oberst Mestram, da das Kriegsrecht den Empfang eines beglaubigten Unterhändlers verlangt. Sagen Sie Ihrem Marschall, daß Seine Majestät der König von Preußen mich mit der Verteidigung dieser Festung beauftragt hat; ich bin preußischer Offizier!"

Der Franzose lächelt in spöttischer Überlegenheit und beleidigender Geringschätzung.

„Soll das heißen, daß Sie Widerstand leisten wollen? Wozu?! Stärkere Festungen haben sich ohne Kampf ergeben!"

„Herr, ich habe Ihnen meine Antwort erteilt!"

Unwillkürlich weicht der französische Oberst einen Schritt zurück.

„Aber das ist doch sinnlos, Herr Oberst, weiteres Blut zu vergießen, nachdem es in nächster Zeit wahrscheinlich schon kein Preußen mehr geben wird. Mir folgt eine Armee, die Kolberg im ersten Anlauf stürmen wird!"

„Preußen war, ist und wird sein, Herr! Sie können das Land und die Festungen besetzen, Sie können aber Preußen nicht aus unseren Herzen reißen; aus unseren Herzen heraus wird es siegen!"

Der Unterhändler sucht nach Worten. Trug er beim Eintritt Geringschätzung und kaum verborgene Verachtung zur Schau, so sind jetzt Befangenheit und Unsicherheit deutlich zu erkennen. Oberst v. Loucadou kommt einer weiteren Äußerung knapp und entschieden zuvor:

„Ich habe Ihnen und Ihrem Marschall nichts mehr zu sagen, Herr Oberst Mestram!"

„Dann werden die Waffen entscheiden!"

„Jawohl, die Waffen werden entscheiden!" antwortet Oberst v. Loucadou grimmig.

10.

Voll brennender Spannung und leidenschaftlicher Anteilnahme ist Schill der kurzen, aber bedeutungsvollen Aussprache gefolgt. Des Kommandanten Worte sind ihm aus der Seele gesprochen. Es mag sein, daß in seinem Wesen die Bedächtigkeit und das starre Festhalten am Wortlaut erhaltener Befehle stärker entwickelt worden sind als Wagemut, Selbständigkeit des Handelns und Erfüllung der erhaltenen Befehle dem Sinn und den inneren Notwendigkeiten nach; den Mann, der hier furchtlos, treu und tapfer die Ehre des Vaterlandes wahrt, muß und wird er immer achten und verehren. Er meldet sich und bittet um die Erlaubnis, dem Parlamentär nachreiten und den Standort des französischen Korps feststellen zu dürfen. Oberst v. Loucadou antwortet:

„Er ist Unterhändler; es ist also nicht angängig, daß ihm eine Patrouille folgt Doch reiten Sie los und streifen Sie die Gegend ab!"

Sofort bricht Schill auf. Seine Leute freuen sich, daß es schon wieder los geht. Der Erfolg der ersten Unternehmung hat sie zu brüderlicher Zusammengehörigkeit vereinigt; sie sind voll Unternehmungsgeist und Zuversicht.

In Treptow erfährt Schill, daß feindliche Reiterei in der Gegend schwärmt. Greifswald findet er noch frei vom Feind. Er hört, daß sich in Naugard einige französische Offiziere aufhalten, die die Kassen der Behörden der umliegenden Ortschaften beschlagnahmen.

Schills Entschluß steht sofort fest. Diesen Herren wird er das Handwerk legen. Als er in Naugard eintrifft, sind die Vögel ausgeflogen. Er folgt ihnen. Nachts überrascht er sieben Offiziere in Massow in ihren Betten.

Der Fang lohnt sich. Mit den gefangenen Offizieren und sichergestellten Geldern kehrt Schill nach Kolberg zurück. Es ist ein neuartiges Schauspiel für die Einwohnerschaft, die gefangenen französischen Offiziere inmitten der schneidigen Reiterpatrouille Schills zu sehen. Sein Name fliegt von Mund zu Mund; Gruppen bilden sich, Hochrufe erschallen, Tücher wehen, und Blumen werden ihm aus den Fenstern zugeworfen.

11.

Obgleich die Kopfwunden nicht so schnell heilen wollen, wie Schill es brennend wünscht, führt er fast ständig kühne Streifritte aus. Mit seiner verwegenen und vor keiner Gefahr zurückschreckenden kleinen Abteilung durchbricht er selbst die feindlichen Vorpostenlinien; wohin er kommt, sprengt er das Gerücht aus, ein russisches Korps sei in Kolberg gelandet. Verräter gibt es leider überall; sie tragen auch diese Kunde dem Feind zu und erweisen der Festung damit einen Dienst, denn tatsächlich bleibt der angedrohte Angriff aus; offenbar hält das Angriffskorps sich für zu schwach, um es außer mit der preußischen Festungsbesatzung auch mit einem russischen Korps aufzunehmen.

Vielfach stößt Schill auf versprengte Truppen und von den Franzosen entlassene Gefangene, die ihn fragen, wohin sie sich wenden sollen, um wieder mitkämpfen zu können. Er schickt sie nach Kolberg. Allmählich nimmt ein Gedanke immer stärkere Form in ihm an: Wie, wenn er mit solchen gedienten und kampfwilligen Leuten sein Häuflein Reiter verstärkte?

Er trägt Oberst v. Loucadou seine Gedanken vor:

„Herr Oberst! Im Land befinden sich Tausende von ehemaligen Heeresangehörigen, Versprengte und entlassene Gefangene. Die meisten suchen Anschluß an die kämpfende Truppe Wäre es nicht möglich, im Lauf der Zeit aus diesen ausgebildeten und kampfwilligen Leuten ein ganzes Korps zu organisieren?"

Oberst v. Loucadou wehrt ab.

„Ich freue mich über Ihren Eifer, Schill, doch die Durchführung eines solchen Plans ist unmöglich. Ich habe schon Sorgen genug. Ich habe ja für die Besatzung nicht genügend Ausrüstung, Verpflegung und Geld; wie soll ich, ganz auf mich angewiesen, noch mehr Leute durchbringen? Nein, nein, das geht nicht; dazu habe ich keinen Befehl; ich kann die Verantwortung nicht übernehmen."

„Herr Oberst! Ich bitte zu bedenken, daß doch auch noch viele Zeughäuser, Proviantämter und Kassen im Land vorhanden sind; ihre Reichtümer würden ausreichen, das Korps zu bewaffnen und zu verpflegen. Ich möchte sogar weiter den Vorschlag machen, die ganze Provinz Pommern zum Volkskrieg aufzurufen, jeden waffenfähigen Mann einzuberufen und mit der aus dem Boden gestampften Armee Seiner Majestät in Westpreußen zu Hilfe zu kommen oder wenigstens die Flanke und die rückwärtige Verbindung der Franzosen anzugreifen, sie zu schädigen, wo es möglich ist, Truppen zu beschäftigen und den Widerstandswillen des Landes durch Beispiele hervorragender Opferwilligkeit und Tapferkeit zu wecken und zu glühender Begeisterung anzufachen. Könnte es eine herrlichere Aufgabe geben?"



3 Trümpfe
PROTOS
Super
rot
der „flüsternde" Staubsauger
mit der schnellsten
Reinigungsleistung
Radioclar
RM 216.-
PROTOS
Standard
Staubsauger, grün
In vielen
Hunderttausend
Haushaltungen
bewährt
RM 132.-
PROTOS
Junior
gelb
Der billige Staubsauger
mit der großen Leistung
Solid · Saugstark
RM 79,50
Überall
im Einzelhandel
Siemens-Erzeugnisse

Oberst v. Loucadous faltiges Antlitz verschließt sich zur Ablehnung.

„Das sind Phantastereien, Schill. Es wäre Anmaßung, ein derartiges Unternehmen ohne ausdrücklichen Befehl Seiner Majestät einzuleiten. Hielte man es höheren Orts für durchführbar, dann hätte ich den Befehl wohl längst erhalten. Nein, ich bin auf Wälle und Mauern angewiesen; diese werde ich verteidigen. Was darüber hinausgeht, kümmert mich nicht; das habe ich nicht zu verantworten. Wenn sie einzelne Leute in Ihre Abteilung aufnehmen wollen, dann habe ich nichts dagegen, doch Bekleidung, Bewaffnung und Verpflegung müssen Ihre Sorge sein!"

Oberst v. Loucadou nickt kurz. Schill sieht, daß er entlassen ist und dankt für die Werbeerlaubnis.

Gedankenvoll reitet er heim. Der Bescheid klang recht frostig. Und was wäre nicht alles zu erreichen und zu erzwingen! Wozu den Feind an die Mauern Kolbergs herankommen lassen, wenn man die Möglichkeit hat, die Provinz zu behaupten? Würden England und Schweden, wenn sie sehen, daß Pommern mit Entschlossenheit behauptet wird, nicht ein Einfallstor in den Rücken des gemeinsamen Feinds begrüßen und vielleicht ein Hilfskorps schicken?

Seine Majestät der König kann einen Vorschlag mit diesen Zielen doch nur begrüßen; ohne Zweifel wird Seine Majestät die Genehmigung erteilen. Wenn der Befehl noch nicht eingetroffen ist, dann doch nur aus dem einfachen Grund, weil im Hauptquartier begreiflicherweise alles drunter und drüber geht; die Anregung müßte gegeben werden, doch wie?

Schill spricht mit den Freunden, mit Westphal, Nettelbeck und Wisseling. Sie begrüßen seinen Einfall mit Begeisterung und wettern über die Bedenklichkeit des Kommandanten. Kriegsrat Wisselings Augen leuchten.

„Freunde, ich weiß einen Weg! Westphal und ich sind Mitglieder der Pommerschen Ständekammer; wir werden als Vertreter der Provinz Seiner Majestät den Plan unterbreiten. Einer von uns muß sofort nach Königsberg reisen. Ich bin bereit dazu. Sofort nach meiner Ankunft werde ich mich mit unserem Freund Geheimrat Ribbentrop dem Präsidenten der Generalkriegskommission in Verbindung setzen. Er ist wie wir Pommer und ebenfalls Mitglied der Ständekammer. Ich zweifle nicht daran, daß ich die Audienz bei Seiner Majestät erhalte. Das übrige laßt meine Sorge sein!"

Begeistert stimmen die Freunde zu. Das ist der richtige, der sicherste Weg. Die Hände dürfen nicht in den Schoß gelegt werden. Die Not der Zeit erfordert gebieterisch entschlossenes Handeln. Bedenklichkeit und Mangel an Wagemut müssen überwunden werden; keine Möglichkeit zur Stärkung des Widerstandes darf außer acht gelassen werden. Vorwärts also!

Vor Schills geistigem Auge lächelt ein liebreizendes Mädchenantlitz, das ihn seit dem Besuch auf Gut Haselei im Wachen wie im Träumen begleitet. Er drückt Kriegsrat Wisseling die Hand.

„Ich weiß noch einen guten Vertreter unserer Sache. Suchen Sie auch Exzellenz v. Rüchel auf; ich bin überzeugt, daß der General seinen ganzen Einfluß zur Förderung unserer Pläne aufbieten wird. Bestellen Sie ihm bitte meine gehorsamsten Empfehlungen und Besserungswünsche. Vor kurzem habe ich seine Schwester und die beiden Töchter gesehen; sicher wird er sich freuen zu hören, daß die Damen gesund und wohlauf sind!"

12.

Wenige Tage später hat Schill seine Abteilung bereits auf sechsundzwanzig Reiter verstärkt. Zwar läßt ihre Ausrüstung viel zu wünschen übrig: Die Pferde sind magere Klepper, viele haben keine Sättel, manche nicht einmal Decken; Zaumzeug ist eine Kostbarkeit und wird vorläufig durch Stricke ersetzt. Als Koppel dienen Schnüre; Feuerwaffen sind auch nicht vorhanden. Doch diese Mängel dürfen nicht entscheiden; über kurz oder lang müssen und werden sie behoben sein.

Schill meldet sich beim Kommandanten. Oberst v. Loucadou empfängt ihn mit wohlwollendem Spott.

„Na, Sie haben wieder eine Unternehmung vor, Schill? Ich sehe es Ihnen schon an. Um was handelt es sich? Wollen Sie Stettin überrumpeln oder wieder ein Armeekorps aus dem Boden stampfen?"

„Herrn Oberst bitte ich einen Vorschlag über die Auskundschaftung der feindlichen Stellungen unterbreiten zu dürfen."

„Schießen Sie los!"

„Der Korse hat unter Androhung der Todesstrafe alle preußischen Offiziere französischer Abstammung aufgefordert, sich bei den französischen Kommandos zu stellen. Leutnant de Tabilleau vom Depot der Reizenstein-Dragoner muß diesem Befehl Folge leisten.

„— — und — —?"

„Man kann ihn nicht gut allein reiten lassen. Wenn ich als Parlamentär ihn an die französische Front bringe, kann ich mich umschauen und Einblick in die französischen Stellungen nehmen."

Wieder lächelt der mit Äußerungen von Gemütsbewegungen sonst so sparsame Kommandant.

„Ein verwegener Gedanke; sieht Ihnen ähnlich. Reiten Sie los — — und kommen Sie wieder!"

*

Schill bricht mit dem Offizier auf, der gestern noch sein Kamerad war und von nun an sein Feind sein soll. Über Gollnow reiten sie nach Altdamm. Schill blickt sich fleißig um. Er hat die Absicht, wenn möglich, Leutnant de Tabilleau nach Stettin zu begleiten. In Altdamm stoßen sie auf ein starkes französisches, von General Chapuis befehligtes Kommando.

Er verabschiedet Leutnant de Tabilleau und will selbst zur Rückkehr aufbrechen, da umringt ihn eine Anzahl französischer Offiziere und erklärt ihn für gefangen. Man beachtet seinen zornigen Protest nicht und bringt ihn zum General Chapuis.



Friedrich Forster-Burggraf, dessen Gustav-Wasa-Drama „Alle gegen einen, einer für alle" am 9. November in München uraufgeführt wurde, ist als neuer Schauspielleiter an die Bayerischen Staatstheater berufen worden.

Der General mustert ihn mit durchdringenden Blicken.

„Sie sind jener Leutnant v. Schill, der meine sieben Offiziere in Massow aufgehoben und nach Kolberg geführt hat?"

„Jawohl. Ich bin preußischer Offizier, und es ist Krieg."

„Das weiß ich, und ich weiß auch, daß Sie ein verwegener Streifrittführer sind. Meine Vermutung ist also berechtigt, daß Sie weitere Ziele hätten als Leutnant de Tabilleau hierher zu geleiten?!"

„Ich hatte Befehl, Leutnant de Tabilleau an die französische Linie zu bringen; ich habe ihn ausgeführt. Mein Kommandant war so ritterlich, den nunmehr feindlichen Offizier ziehen zu lassen; er hätte ihn ja auch als Gefangenen behandeln können. Der Ritterlichkeit meines Kommandanten stellen Sie die Festnahme eines Parlamentärs gegenüber. Ich protestiere! Sie selbst müssen zugeben, Herr General, daß Sie das Völkerrecht in der schroffsten Weise verletzt haben!"

General Chapuis blickt verlegen zur Seite. Es ist wahr, Parlamentäre sind unverletzlich, doch dieser Mann interessiert ihn. Es ist selbstverständlich, daß er die Gelegenheit zur Auskundschaftung benutzt hat; man müßte ihm den Vorsatz nachweisen und damit den gefährlichen Gegner außer Gefecht setzen können.

„Welche Absichten hatten Sie mit Ihrem Besuch verfolgt, Herr Leutnant v. Schill? Ich kann mir nicht denken, daß ein Offizier, der die Folgen seiner Verwundungen noch nicht überwunden hat — Sie tragen ja noch Verbände — einen so weiten und anstrengenden Ritt unternimmt, ohne dabei einen besonderen Zweck zu verfolgen."

„Ich habe Ihnen meinen Befehl bereits bekannt gegeben. Ich bitte nicht um meine Freilassung, ich fordere sie, Herr General!"

„Sie wagen es, in dieser Lage diese Sprache zu führen?! Nichts kann mich daran hindern, Sie als Spion erschießen zu lassen, wenn ich es für richtig halte!"

„Etwas wird Sie daran hindern, Herr General: Die Ehre Ihrer Armee, Ihre eigene Ehre! Sie können Ihr Verhalten nicht vor Ihrem Gewissen verantworten!"

General Chapuis beißt sich auf die Lippen; erregt schreitet er im Zimmer auf und ab. Mehrmals blickt er Schill an in der Absicht etwas zu sagen; endlich findet er, aber sehr unsicher, Worte:

„Sie können sich frei bewegen, bis ich über das Weitere entschieden habe, wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, nicht zu fliehen, Leutnant v. Schill."

„Einem feindlichen General, der mich als Parlamentär widerrechtlich festhält, gebe ich kein Ehrenwort!" braust Schill auf; die Folgen sind ihm einerlei; er geht aufs Ganze.

Auch General Chapuis fährt auf, rot vor Zorn, aber auch vor Unsicherheit.

„Herr, Sie führen eine kühne Sprache!"

„Ich bin im Recht, und Sie handeln wider Recht und Gesetz!"

Der General läutet; der Adjutant erscheint.

„Einschließen!" befiehlt der General.

„Ich protestiere im Namen des Völkerrechts!" wiederholt Schill in schneidender Schärfe.

Zwei Wochen lang läßt General Chapuis Schill Tag für Tag vorführen, und Tag für Tag versucht er, ihn zu überlisten und zu überführen; er scheint es sich in den Kopf gesetzt zu haben, den schlagfertigen und furchtlosen Gegner mürbe zu bekommen.

Schill wehrt sich mit erbitterter Hartnäckigkeit. Durch kein Versprechen läßt er sich verlocken, durch keine Drohung einschüchtern, oft jedoch reißen sein feuriges Temperament und die Eigenschaft seines Charakters, stets das Ganze zu wagen, ihn dazu fort, General Chapuis ungeschminkte Wahrheiten zu sagen.

Wenn er wieder im Zimmer ist, wandert er in drängender Ungeduld hin und her. In Kolberg wird man ihn aufgegeben haben. Was werden seine Leute machen? Sie kämpfen, und er muß tatenlos in diesem Zimmer hausen und sich schikanieren lassen.

Trotz seines herausfordernden Verhaltens behandelt man ihn achtungsvoll; man verpflegt ihn gut und schickt ihm auch einen Arzt, doch vor dem Fenster wandert ein Posten auf und ab und vor der Zimmertür ebenfalls. Er wird frei kommen; er hat das bestimmte Gefühl; entweder wird man ihn frei lassen, oder er findet eine Gelegenheit zur Flucht, und dann wird er diesen Verrat den Franzosen heimzahlen!

Bei der nächsten Vernehmung weigert er sich, hundertmal Gesagtes zu wiederholen; ebenso energisch verlangt er, dem kommandierenden General vorgeführt zu werden, bei dem er sich mit aller Entschiedenheit über den Völkerrechtsbruch beschweren werde.

General Chapuis sieht endlich ein, daß er den hartschädeligen Preußen weder überlisten noch mürbe bekommen kann. Er scheut aber auch, selbst die Entscheidung zu fällen und schickt Schill unter starker Bedeckung nach Stettin zum General Thouvenot. Schill versäumt nicht, sich unterwegs fleißig umzuschauen und viele wertvolle Feststellungen zu treffen.

General Thouvenot behandelt ihn achtungsvoll und hüllt sich nach seinem Protest in Schweigen. Tagelang weiß Schill nicht, was los ist, bis eines Morgens ein Offizier erscheint, ihm den Säbel zurückgibt und ihn auffordert, ihm zu folgen.

„Was bedeutet das?" fragt Schill.

„Ihr Pferd wartet; Sie können heimkehren. Ich habe Befehl, Sie zur preußischen Linie zu bringen."

„Na, endlich!" knurrt Schill; er bedankt sich nicht; dazu sieht er keine Veranlassung.

Auf dem Kasernenhof werden sie von einer halben Schwadron erwartet; die Hälfte reitet vor, die zweite Hälfte folgt in kurzem Abstand.

„Was bedeutet das nun wieder?" fragt Schill.

„Ihr Ehrengeleit, Herr Leutnant von Schill" antwortet der französische Kapitän. „Außerdem müssen wir doch darauf achten, daß Ihnen unterwegs nichts zustößt!"

Schill bemerkt das spöttische Lächeln und versteht auch sehr gut den Doppelsinn; man will es ihn fühlen lassen, daß man seine Absichten durchschaut hat. Er lacht.

„Bestellen Sie bitte General Thouvenot, daß ich für die Ehre einer so starken Begleitmannschaft danke und sie als Ausdruck der Entschuldigung für die erhaltene ungerechte Behandlung annehme."

Der Kapitän zieht ärgerlich die Brauen zusammen, sagt aber nichts mehr; offenbar fühlt er sich der Schlagfertigkeit und Gewandtheit des Gegners nicht gewachsen.

In Gollnow dankt Schill korrekt für die Abschiedsehrenbezeigung des Kapitäns.

„Sie werden noch von mir hören“, sagt er, „und Ihre Herren Generäle Chapuis und Thouvenot ebenfalls!“

13.

Schill drängt es, nach so langer Abwesenheit so schnell wie möglich nach Kolberg zu gelangen. Er findet dennoch die Zeit, in Gollnow in Erfahrung zu bringen, daß im Zeughaus und Proviantamt noch reiche Vorräte lagern; er wird dafür sorgen, daß sie nach Kolberg geschafft werden

Beim Weiterreiten stößt er auf zweihundert Wagen mit Lebensmitteln, die auf Anforderung der französischen Kommandantur nach Stettin gebracht werden sollen.

„Was, Ihr wollt mit diesen wertvollen Sachen die Franzosen unterstützen?!“ fährt Schill die Fuhrleute an. „Seid Ihr Preußen?“

Die Wagenführer bejahen.

„Dann befehle ich Euch, sofort zu wenden und die gesamten Vorräte nach Kolberg zu bringen. Vorwärts, oder ich lasse Euch von meiner Schwadron, die dort hinten im Wald liegt, Beine machen!“

Schill lacht vergnügt, als er den schier endlosen Wagenzug in der Richtung auf Kolberg abfahren sieht. Jetzt ist er wieder in seinem Element; jetzt wird wieder gekämpft! Oberst v. Loucadou wird Augen machen, wenn die zweihundert Wagen eintreffen werden!

Bei dem Dorf Kriewitz begegnet er tausend Arbeitern; er hört, daß sie von den Franzosen zu Schanzarbeiten nach Stettin aufgeboten sind.

„Umkehren! Heimmarschieren!“ kommandiert er.

„Wir werden bestraft werden!“ wendet einer der Arbeiter ängstlich ein.

„Wenn Ihr gefragt werdet, so sagt nur, Leutnant v. Schill habe euch an der Spitze seiner Schwadron mit Waffengewalt zur Umkehr gezwungen!“ antwortet Schill in grimmiger Genugtuung; die Generäle Chapuis und Thouvenot sollen blau und schwarz werden vor Wut über ihn.

In Naugard und Greifswald beschlagnahmt Schill die Amtskassen; es wäre doch zu schade, wenn die viertausend Taler in die Hände der Franzosen fielen, dies schöne Geld, das man in Kolberg so bitter nötig braucht!

Nachts langt Schill in Kolberg an; sofort meldet er sich. Der Kommandant ist noch wach; er empfängt ihn sogleich und lauscht interessiert seinem ausführlichen Bericht über die wichtigen Beobachtungen in Altdamm, Stettin und der ganzen Gegend.

„Gut, gut, ausgezeichnet!“ murmelt er wiederholt. „Sie werden müde und froh sein, ins Bett zu kommen“, sagt er nach Beendigung des Berichts.

„Am liebsten würde ich sofort wieder aufbrechen, nach Gollnow reiten und die Bestände des Zeughauses und des Proviantamtes hereinschaffen“, antwortete Schill, ohne zu zögern. „Mit dem dortigen Material könnten wir ein ganzes Bataillon ausrüsten.“

„Ach so, ja, richtig“, antwortet Oberst v. Loucadou etwas verlegen. „Sie hatten mir von Gollnow aus eine Stafette gesandt, ich hatte aber niemand, den ich hätte schicken können. Alles ist beim Schanzen. Auch Ihre Abteilung ist unter Poppes Führung unterwegs. Wenn Sie trotz Ihrer Erschöpfung das Unternehmen leiten wollen, dann nehmen Sie zehn Infanteristen und zehn Kavalleristen und marschieren Sie!“

Schill bricht auf, voll froher Hoffnungen. Ohne Zweifel wird von dem reichen Segen auch etwas für seine Leute abfallen; die Jungens werden sich freuen, Uniformen und richtige Ausrüstungen zu erhalten.

Bitter enttäuscht muß er nach seiner Ankunft in Gollnow feststellen, daß die Franzosen das wertvolle Lager bereits ausgehoben haben. Wäre auf seine erste Benachrichtigung hin von Kolberg aus etwas geschehen, dann wäre das wertvolle Material gerettet worden. Immer wieder zeigt es sich, daß man mit Langsamkeit, Bedenklichkeiten und Kleinmut außergewöhnlichen Lagen nicht gerecht werden kann; sie sind schlimmere Feinde als der Franzose selbst.

Schill reitet nach dem Landratsamt; er hat Glück und kann wenigstens die Kasse retten; zweitausend Taler vermag er sicherzustellen.

14.

Auf dem Rückmarsch bezieht Schill mit seinen Leuten im Dorf Schnittrige Unterkunft. Seine zwanzig

Mann und auch die zehn Pferde sind erschöpft; er muß ihnen etwas Ruhe gönnen.

Der Dorfschulze begrüßt ihn als schneidigsten Streifscharführer.

Schill staunt.

„Nanu, was wissen denn Sie von mir?“

Oh, sein Name sei im Land gut bekannt, beteuert der Schulze; in ganz Pommern sei wohl kein Haus, in dem man sich nicht von ihm und seinen Taten erzähle. Jedermann wisse, wer Leutnant Ferdinand v. Schill sei. Auf die pommerschen Landleute könne er sich verlassen; gerne würden sie ihn mit Nachrichten versorgen, ihm geheime Wege zeigen und ihn auf Plätze aufmerksam machen, an denen Waffen vor den Franzosen vergraben worden seien.

Schill klopfte ihm auf die Schulter.

„Das freut mich, mein Freund Wenn wir alle zusammenhalten, werden wir die Franzosen mit vereinten Kräften schon wieder aus dem Land hinauswerfen. Wo stehen denn die nächsten Vorposten?“

Der Schulze legt die Hand auf den Mund.

„So bedauerlich es ist, Herr Leutnant: wir vaterländisch Gesinnten müssen vorsichtig sein. Leider gibt es schmutzige Judasse, die für ein paar Silberlinge Heimat und Landsleute verraten. Ich werde vertrauenswürdige Männer auf Kundschaft ausschicken; sie können sich freier bewegen als uniformierte Truppen.“

Im Waffenrock und Mantel streckt Schill sich aus. Lange kann er nicht ruhen. Der Schulze kehrt zurück und meldet erregt, Gülzow, das Nachbardorf, sei von hundertundzwanzig französischen Infanteristen und Kavalleristen besetzt.

„Ei der Donner!“ ruft Schill. „Da wäre ich ja beinahe ahnungslos in eine Falle geritten.“ Im Nu ist er angezogen. Er wird aufs Ganze gehen. wie immer. Er wird angreifen!

In aller Stille alarmiert er seine Abteilung.

„Es gilt, Kameraden“, ruft er ihnen in seiner Stube zu, als sie dicht gedrängt vor ihm stehen. Wir sind nur zwanzig Mann, doch auf unserer Seite ist der Vorteil der Überraschung. Kann ich mich auf euch verlassen, Kameraden?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“ antworten die zwanzig Mann begeistert wie aus einem Mund. Sie vertrauen dem Führer blindlings; sein offener Freimut, seine Gradheit und Herzlichkeit haben ihm auch die Herzen dieser Leute in der kurzen Zeit gewonnen.

Das Unternehmen ist tollkühn, doch es muß gelingen. Die Kolonne bricht auf. Voraus fahren einige mit Stroh beladene Wagen; sie werden einer Attacke, die bei der vielfachen Übermacht einem glatten Überrittenwerden gleichkäme, ein gewichtiges Hindernis entgegensetzen; gleichzeitig bieten sie Deckung gegen Gewehrfeuer.

Schill schickt die zehn Infanteristen nach dem Friedhof von Gülzow mit dem strikten Befehl, ihn zu besetzen und zu behaupten. Sechs Reiter erhalten Befehl, links um den Ort zu reiten, am Gülzower Moor und See entlang; sie sollen erst dann auf der Straße von Gollnow her ins Dorf reiten, wenn sie hören, daß er selbst mit den restlichen vier Reitern den Angriff eröffnet.

Schill will das Zeichen zum Angriff geben, da sieht und hört er, daß es im Dorf lebendig wird. Alarmsignale gellen, Lichter werden geschwungen, Rufe und Flüche erschallen; einzelne Infanteristen kommen auf der Hauptstraße angelaufen, gehen in Deckung und eröffnen Schützenfeuer.

Schill flucht, erbittert und grimmig. Sein Anmarsch ist also verraten worden! Was nun?

Der Lärm verstärkt sich. Stalltüren werden aufgerissen, Pferde wiehern, Waffen klirren, Schüsse krachen.

Die zehn Infanteristen haben den Friedhof erreicht und erwidern das Feuer.

Keine Sekunde Zeit darf mehr verloren gehen, wenn er nicht binnen Minuten die sechsfache Übermacht auf dem Hals haben und die drei Kolonnen vernichtet sehen will.

Er geht aufs Ganze. Er schwingt den Säbel.

„Vorwärts — Attacke! Hurra, hurra, hurra!“

Gefolgt von seinen vier Leuten, sprengt er wie ein Donnerwetter in die Dorfgasse. Französische Reiter kommen ihm entgegen in vielfacher Überzahl. Ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, haut er ein.

Die Nacht ist finster. Zu fünfen brüllen, fluchen und hauen sie ein, als seien sie zu dreißig oder mehr. Von Schills Hieb getroffen, fällt der feindliche Führer; auch die vordersten Reiter werden von den Pferden geschlagen. Die Pferde der folgenden Reiter scheuen zurück, bäumen sich und wenden. Ständig einhauend, drängt Schill mit seinen vier Leuten nach. Die Verwirrung der französischen Reiterabteilung verstärkt sich; die Besonnenen werden von den Bestürzten mitgerissen. Sie wenden und rasen dem entgegengesetzten Dorfausgang zu. Die Flucht erfolgt mit solcher Wucht, daß zwei von den von Gollnow her ins Dorf sprengenden sechs Schillschen Reitern mitgerissen und die anderen vier zur Seite gedrängt werden. (Fortsetzung folgt.)





„Friedrich bei Leuthen“ von Julius Bernhard wurde am Münchener Prinzregententheater mit größtem Erfolg aufgeführt.
Der Offizier (Albert Lippert), der Wirt (Emil Höfer). — Friedrich II. (Hans Schlenck).


GARGOYLE
Mobiloel
Arctic das Winteroel
Von jeher:
überlegen
in Qualität
Neu:
die 1 Liter
Trichter-Kanne
GARGOYLE
Mobiloel
Arctic
BEQUEMER
SAUBERER
BILLIGER
DEUTSCHE VACUUM OEL AKTIENGESELLSCHAFT

ALFRED HEIN:

Das Fronterlebnis als Wegweiser der neuen Dichtung

Ich glaube, so furchtbar war die Welt noch nie als in unseren Tagen, aber auch noch nie so zu geheimsten Wundern bereit, heimlich auftönend zu einem Chor des Wunderbaren.

Norbert von Hellingrath.
(Gefallen 1916 vor Verdun.)

Wir Kriegsfreiwilligen von 1914 sind zuerst „wie siebzig" ins Feld gezogen. Im Herzen klang noch die jubelnde Augustbegeisterung nach. Die Devise hieß: Mit Gott für König und Vaterland. Langemarck ist Ende und Wende dieser Begeisterung. Fahnen, Trommeln und Kampflieder schwinden aus dem Schlachtbereich. Die Hölle der Materialschlachten tut sich auf. Wie ein ohnmächtiger Wurm kriecht der Soldat durch die dauernd von Granaten zerpflügten Gräben.

Nach vorn.

Dieses immer wieder Nach vorn, dieses immer wieder allem Höllentosen zum Trotz Ausharren in monatelangen Trommelfeuerschlachten schafft, ohne daß wir es uns damals schon recht bewußt wurden, eine Weltseelenwende, die wir Deutschen wohl als erste erkannt haben: Die Frontkameradschaft.

Länger als ein Jahrzehnt dauerte es, bis wir den Mut fanden an dieses höllische und heilige Erlebnis mit Worten zu rühren. Jahrelang wurde ja von vielen, die zu Hause gewiß unter Entbehrungen und auch Herzensnöten unserm Kampfe zugeschaut haben, der Krieg mit einer müden Geste abgetan. Man drängte in höchster Eile auf den „Weg zurück", als gälte es nur dieses Vergessen, um sofort „die alten guten Zeiten" wieder erstehen zu lassen.

Das Frontgeschlecht ahnte aber auch in den verworrenen Jahren kleinlichen Scheuklappenlebens, daß nie mehr Zeiten kommen werden „wie vor vierzehn". Ein urgewaltiges Erlebnisgebirge lagerte der Krieg zwischen den Gezeiten. Abermals gab es nur einen Weg: Wieder nach vorn.

Es ist bestimmt kein Zufall, daß von allen Frontsoldaten, die nun an der politischen Kampflinie wieder die Sturmabteilungen bildeten, als Führer sich ein Meldeläufer heraushob; denn diese Meldeläufer haben oft ganz allein in dem aus tausend Kratern dampfenden Trichterfeld des Niemandlandes, nur noch sich selbst verantwortlich, nur noch vor sich selber gerade stehend, ihr Herz mit dem heißen Drange, das Deutsche in ihm niemals preiszugeben, durch den Orkan ewig wütender Kanonen getragen.

Darum fort mit den müden Stimmen weichlicher Literaten und genußsüchtiger Spießer: Nichts vom Kriege! Die Verleugnung des Kriegserlebnisses schafft ebensowenig die Seelenwende des Krieges aus der Welt wie etwa die Gottesleugnung Gott. Nur wer nicht im Kriege war, kann die Behauptung aufstellen, daß das Frontsoldatentum verroht hätte. Wir wissen im Gegenteil, daß wir in der Hölle des Westens erspürten, wo der Mensch Trost und Freude in höchster Todesnot noch finden kann: In der Kameradschaftstreue des neben ihm die gleichen Qualen ertragenden Mitmenschen.

Es ist daher Sache der deutschen Dichtung für lange Zeit, einmal immer wieder mit allen Registern, zu denen eine echte deutsche Dichterseele fähig ist, diese Frontkameradschaft zu besingen, dann aber nicht den Weg zurück, sondern weiter hinein in die Volkskameradschaft zu weisen, die Adolf Hitler organisatorisch und staatsmännisch zwar schon gelöst hat, die jedoch, wenn tatsächlich vor allem auch die junge Generation dieses volkserneuernden Kriegskameradschaftserlebnisses inne werden will, nicht oft genug aus den Werken der berufenen Dichter in die Herzen des letzten innerlich noch widerspenstigen Volksgenossen strömen muß.

Ein Dichter, der auch Frontsoldat gewesen ist, schaut etwas verwundert in das merkwürdig reaktionär gebliebene Literatengetriebe, das sogar jetzt noch immer in einzelnen unserer Theater, Zeitschriften und Verlage herumspukt, wo man glaubt, daß es genüge, rein äußerlich die nationalsozialistische Konjunktur mitzumachen, im übrigen aber die L'art pour l'art-Haltung streng bewahrt, als wenn es fürs erste so wichtig wäre, daß alles, was an neuem zu sagen ist und wovon das Herz eines Frontsoldatendichters überquillt, in abgefeiltester Form ausgesprochen wird. Wie sollen wir anders als stammeln, wo wir erst dunkel ahnen, daß wahrscheinlich mit der Weltkriegswende ein ganz neues Zeitalter heraufsteigt? Wie kommt es in einem Zeitalter der unbedingten Kameradschaft auch darauf an, ob einer, rein kunsttechnisch gesehen, dies oder jenes besser ausspricht als der andere, wenn es nur keine Plattheiten oder innere Unwahrheiten sind?

Mir ist jedenfalls längst bewußt, daß wir wie dereinst in Flandern und vor Verdun nun in einem Niemandlande des Geistes ausharren, in dem wir unter dem Trommelfeuer der Weltwirtschaftskrise gerade anfangen, uns einzugraben, das heißt: klar zu werden, wo ungefähr unser Platz ist, um diesen heißen Lebenskampf weiter bestehen zu können. Nichts erscheint angesichts der Notwendigkeit auszusprechen, was wegweisend gesagt werden muß, daher müßiger, als wenn gewisse Literaturpäpste predigen, das Buch vom Kriege, das Buch von der Volkswende, das Buch von der nationalsozialen Revolution kann jetzt noch gar nicht gut geschrieben werden, da den Dichtern, die es versuchen, die nötige „objektive Distanz" fehlt. Erstens ist nach meiner Meinung echte Dichtung immer eine sehr subjektive Angelegenheit, bei der es entscheidend auf die Entfaltungskraft des von einer glühenden Fantasie getragenen Gemütes ankommt. Die Reinheit der Seele, die wie ein fleckenloser Spiegel sich dem werdenden Kunstwerk entgegenstellt, ist die zweite Hauptbedingung für das dichterische Schaffen. Nie aber sind männliche Seelen, solange die Welt besteht, bis in den letzten Winkel des Herzens durchdringender gereinigt worden als vorn an der Front, da wir Kameraden im Todestosen des Niemandlandes waren.

Dieses Bewußtsein hält den Frontdichter gegenüber allem geistreichen Geschwätz jener Kritiker, die von diesem Frontgeist nie einen Hauch verspürt haben, innerlich hoch und gibt ihm die Kraft, das Erlebnis dieser beispiellosen Seelenwende, die sein Inneres bis zum Zerspringen erschüttert, ohne „Distanz" zu deuten.

Wenn wir rückwärts in die Literaturgeschichte hineinschauen, so erscheint es uns doch heute schon ziemlich unwichtig, ob je ein Artur Schnitzler oder ein Paul Heyse diese oder jene Novelle in höchst kunstvoller Form gestaltet hat. Der beste Beweis: Die neue Generation greift nicht mehr zu derartigen Büchern. Und sie liest vorerst, weil soviele gute deutsche Dichter noch ängstlich in ihrer objektiven Distanz verharren, lieber die Werke der Politiker und Wissenschaftler, die kühl registrieren, was am Zeitgeschehen wichtig ist.

Wir brauchen aber neben den Politikern und Wissenschaftlern unbedingt als priesterlichen Verkünder nationalsozialen Geistes den Frontdichter, der niemals ein Hurra-Patriot sein wird, der im Gegenteil mit inbrünstigem Herzen wie seinerzeit an der Front — für den Frieden kämpft. Und da er weiß, daß auch in den jenseitigen Schützengräben Kameraden des Niemandlandes ausgeharrt haben, so wächst in ihm aus dem Glauben an die Front- und Volkskameradschaft der Glaube an die Kameradschaft aller Nationen.

Aus dem stillen Märtyrertum erstieg der neue Kampfgeist der Menschheit, der mit dem alten völlig gebrochen hat.

Wir leben nicht mehr um des Geldes willen.
Wir brauchen keinen Ruhm.
Wir verachten den Führer ohne Leistung.
Wir wollen weiter einander opfern für ein Ziel:
Friede auf Erden unter den Menschen, die guten Willens sind
Wir brauchen nur Arbeit, Haus und Brot.
Wir erstreben die ewige Gemeinschaft der Kameraden.
So wie sie vorn war.

VATER HAASE

Alle, die ihn kannten und kennenlernten, nannten ihn schlicht und kurz: Vater Haase. Er betrieb eine Eckwirtschaft in einer der grauen Straßen am Hafen. Nebenbei sammelte er Kuriositäten, die er den bei ihm einkehrenden Seeleuten abkaufte und als Dekorationsobjekte für seine Kneipe benutzte.

Doch nicht nur Seeleute gingen bei ihm ein und aus, sondern auch viele Landratten und sogar Ortsfremde. Denn Vater Haase war eine kleine Weltberühmtheit. Trafen sich in Rio oder Kapstadt zwei deutsche Seefahrer, dann war ihr erstes Wort: „Was macht Vater Haase in Hamburg?" — Und hatte irgend jemand in der Stadt von auswärts Besuch bekommen, der den Wunsch äußerte, etwas Typisches der Stadt Hamburg zu sehen und zu erleben, dann war auch hier das erste Wort: „Gehen wir zu Vater Haase!"

Nun hatte es insofern eine eigenartige Bewandtnis mit ihm, als er jeder Landratte erzählte, er wäre über dreißig Jahre auf See gewesen und hätte mehr Abenteuer erlebt und seltsamere Dinge erfahren als alle anderen Jan Maaten zusammen. Und als Beweis für seine oft haarsträubenden Geschichten, die er dann zu erzählen pflegte, diente ihm jedesmal eine seiner Kuriositäten, die er als Zeugen gewissermaßen aufmarschieren ließ. Nur die Seeleute wußten, daß Vater Haase log; denn es waren ja ihre Kuriositäten gewesen, die sie unter besonderen Umständen erworben hatten in fernen und fremden Ländern. Und sie wußten auch überdies, daß er weder zur See gefahren war, noch jemals Abenteuer bestanden hatte, vielmehr ganz im Gegenteil niemals aus der Heimatstadt herausgekommen war. Doch weil er ihnen ihre Merkwürdigkeiten für gutes Geld abnahm, so hielten sie den Mund. Ganz davon abgesehen, daß es ihnen einen Heidenspaß machte, wenn er wieder einmal irgendeiner Tischgesellschaft von Landratten faustdick erlogene Geschichten aufband, daß selbst die Wandbalken sich bogen. Denn es war schon für sie spaßig, daß er nicht nur so herrlich schwindeln konnte, sondern daß ihm auch obendrein von den ahnungslosen Landratten alles für pure Wahrheit abgenommen wurde. Allerdings machte Vater Haase es zur Bedingung, daß jeder Jantje, bevor er ihm etwas abkaufte, ganz genau berichten mußte, woher er die Kuriosität mitgebracht und unter welchen Umständen er sie in die Hände bekommen hatte. Und die Seeleute taten ihm gern den Gefallen. Freuten sie sich doch schon im voraus darauf, was der Alte wieder für eine Räubergeschichte aus ihren nüchternen Tatsachen hervorzaubern würde...

Sowohl seine herrlichen Geschichten wie seine Sammelwut brachten es mit sich, daß seine Kneipe das war, was man eine Goldgrube nennt. Die Tische waren zu jeder Tageszeit besetzt. Und der Alte immer mitten dazwischen, zumeist eine fremde Jagdwaffe oder sonst irgend etwas in der Hand schwingend und seine bekannten großen Reden haltend...

Eines Tages kam Klaus Wümmer mit der „Usambara" aus Deutsch-Südwest zurück. Kaum hatte er die Schiffsplanken hinter sich, steuerte er auch schon Vater Haases Kneipe in der Hafenstraße an. Lautes Gejohle der Freunde und Bekannten begrüßte ihn. Vater Haase reichte ihm die Hand über die Theke hinweg —: „Na, Klaus, dennso wollen wir man erst mal einen genehmigen!" Sprach's, mixte ein giftgrünes gallenbitteres Getränk zurecht, und beide kippten es weg, als wäre es Zuckerwasser.

(Schluß auf Seite 1550)

VATER HAASE

(Schluß zu Seite 1548)

„Sonst was Neues?“ blinzelte er dann Klaus Wümmer an. Das war so die übliche Einleitung zu einem kleinen Handel. Die anderen Jantjes lachten, als die beiden etwas abseits in eine Ecke gingen. Klaus Wümmer zog einen breiten goldenen Ring aus der Tasche, seltsam verziert durch eine sich über den ganzen Reif hinwegringelnde Schlange.

„Na, und woher?“ fragte der Alte.

Klaus Wümmer erzählte ihm lang und breit von einem Negerhäuptling, von dem er den Ring durch Tausch erhalten hätte. Übrigens sollte dieser Ring uralt sein. Vater Haase bot ihm fünfzig Mark, und der Handel war abgeschlossen.

Vier Tage später lief vor einer ganzen Gesellschaft von sächsischen Landratten folgende Geschichte vom Stapel: „Ja, das war damals, Herrschaften“, begann der Alte und drehte den Ring wie selbstvergessen zwischen den Fingern, „als die Schiffe noch hölzerne Planken hatten, dafür aber eiserne Seeleute! Nicht solch Jammerlappengesindel, wie hier herumsitzt ...“

Dröhnendes Gelächter der um die Gesellschaft herumhockenden Jantjes unterbrach ihn. Vater Haase grinste eins und fuhr fort: „Da lag ich also mit der ‚Elvira‘ auf der Reede in Südwest. Aber die Sache wurde uns bald zu langweilig, und wir gingen mit vier Mann hoch an Land, um uns einige Tage im Busch herumzutreiben. Auf unserer ‚Elvira‘ war ja doch nichts Richtiges anzufangen. Nachdem wir uns schon drei Tage mit Krokodilen, Buschnegern, Giftschlangen und allem möglichen Kroppzeugs herumgeschlagen hatten, hörten wir eines Abends plötzlich irgendwo mitten in der Wildnis ganz mörderisch jemanden schreien. Na, ich denn nichts wie hin, und die andern Jungs mir nach! Auf einer Lichtung sahen wir dann auch schon die Bescherung: stand da so ein riesengroßer Gorilla vor einem Nigger und war im besten Begriffe, den Schwarzen mal ein bißchen in die Arme zu nehmen. Ich im Handumdrehen meine Knallbüchse an die Backe und — päng! — weg war er! Da hättet ihr mal den Nigger sehen sollen, Herrschaften! Warf sich vor uns auf die Knie vor lauter Dankbarkeit und lotste uns dann mit in sein Hottentottendorf, wo sich herausstellte, daß er ein mächtiger und angesehener Häuptling war. Junge, Junge ... was ist es uns da gut gegangen! Feste wurden veranstaltet, und sechs Tage hintereinander haben wir nichts weiter getan als gefüttert und gefaulenzt. Und Tänze wurden vor uns aufgeführt ... und jeder von uns sollte sechs schwarze Frauen haben .. und was weiß ich alles! Doch als es dann endlich ans Abschiednehmen ging, denn wir konnten ja unsere ‚Elvira‘ nicht allein absaufen lassen, da ernannte mich der Häuptling zum Vizehäuptling und schenkte mir diesen goldenen Ring, der sich schon seit Adam und Eva von Häuptling zu Häuptling vererbt hatte ..“

Er hielt inne und zeigte Klaus Wümmers Ring im Kreise herum. Die Gesichter der Landratten waren so sehr im Staunen, daß die Jantjes sich nur mühsam das Lachen verbeißen konnten.

Vater Haase steckte den Ring wieder ein und wandte sich pfiffig schmunzelnd zur Theke. „Dennso wollen wir mal den ollen Niggerhäuptling hochleben lassen, denke ich“, rief er und hob das Glas. Und sie ließen ihn hochleben! Und immer nochmal ... und immer nochmal ..., bis der Alte endlich ein Auto rufen lassen mußte, um die längst nicht mehr nüchterne Gesellschaft überhaupt loszuwerden.

Ich weiß nicht, wieviele Male er diese Geschichte zum besten gegeben hat. Es werden unzählige Male gewesen sein im Laufe der Jahre. Was ich aber weiß ist, daß dieser Ring ihm eines Tages zum Verhängnis wurde ...

Es war an einem Sommerabend, als drei Fremde Vater Haases Kneipe betraten. Der Alte gesellte sich zu ihnen, und wie von ungefähr ergab es sich, daß er den Ring aus der Tasche zog und wieder einmal mit den schon zur stehenden Redensart gewordenen Worten begann: „Ja, das war damals, Herrschaften, als die Schiffe noch hölzerne Planken hatten, dafür aber eiserne Seeleute ...“

Weiter kam er nicht. Der eine der Fremden griff nach dem Ring und unterbrach ihn grob: „He, wie kommen Sie zu meinem Ring? ..“

Vater Haase blieb einfach die Sprache weg, so verwirrt war er.

„Das ist nämlich mein Eigentum“, fuhr der Fremde fort. „Vor dem Kriege, als ich noch meine Farm in Südwest hatte, kam er mir eines Tages auf unerklärliche Weise abhanden. Ich glaubte seinerzeit schon, daß er mir gestohlen worden wäre; denn es kamen viele Seeleute von deutschen Schiffen in mein Haus. Man wollte doch schließlich mal etwas hören aus der Heimat. Und darunter ist sicher ein Gauner gewesen, der den Ring bei Gelegenheit mitgehen ließ. Es ist ein wertvolles Stück! ... Aber Mensch, reden Sie doch, wie kommen Sie denn dazu?“

Vater Haase war immer noch starr vor Verwunderung und Schrecken. Aschfahl sah sein Gesicht aus. Und man gewann den Eindruck, daß irgend etwas in ihm mit einem Schlage zerbrochen worden war ..

Zögernd berichtete er, wie alles zusammenhing: von Klaus Wümmer und was der ihm über den Ring gesagt hätte. Der Fremde hörte schweigend zu, bis er zuletzt sagte: „Ich glaube Ihnen natürlich, Vater Haase! Ja, ich glaube sogar, mich an den Namen Wümmer zu erinnern ... Aber doch möchte ich Sie bitten, mir den Ring zurückzugeben. Was er Ihnen an Unkosten bereitete, will ich Ihnen gern ersetzen.“ Und damit legte er einen Hundertmarkschein auf den Tisch.

Vater Haase erhob sich schwerfällig, ließ das Geld unbeachtet und schlurfte schweigend hinter den Schanktisch. Noch eine kurze Weile saßen die Fremden, bezahlten dann die Zeche und gingen mit einem tröstenden Wort fort. Und der Alte sah ihnen nach, als wären sie nicht Menschen gewesen, sondern spukhafte Erscheinungen aus einer unwirklichen Welt ...

Es wurde alles anders in Vater Haases Eckwirtschaft. Nie mehr log er Geschichten zusammen und nie mehr kaufte er einem Seefahrer Kuriositäten ab. Was er bereits besaß, übergab er einem Museum. Und nach und nach wurde es einsam um ihn. Die Seeleute blieben weg, und die Landratten ebenfalls. Denn was einstmals Vater Haases Kneipe und ihn selbst originell gemacht hatte, das war ja nun nicht mehr vorhanden. Und wer einmal zufällig seine Wirtschaft betritt und sich ein Glas Bier bestellt, der wird es erleben können, daß der Alte das halbvoll geschenkte Glas vergißt und dumpf brütend vor sich hinstarrt ..

Wohl hat er viel gelogen, aber es war doch harmlos und spaßig gewesen. Daß er selbst einmal jedoch so schmählich belogen und betrogen würde ..., das hätte er sich niemals träumen lassen.

Bert.

ANEKDOTEN UM BISMARCK

Während des Französischen Krieges bemängelte einer der deutschen Fürsten dem Altkanzler gegenüber die allzu reichliche Verleihung des Eisernen Kreuzes. Hierauf antwortete Bismarck:

„Die Verleihung des Eisernen Kreuzes erfolgt aus zwei Gründen: Entweder haben es die damit Geschmückten verdient, dann läßt sich nichts dagegen einwenden, oder es wurde lediglich aus Höflichkeit gegeben, wie Eurer Hoheit und mir, dann läßt sich auch nichts dagegen einwenden."

Dem Fürsten soll diese Antwort so sehr eingeleuchtet haben, daß er von weiteren Bemerkungen hierüber abstand.

In einer großen Gesellschaft hatte Bismarck die Frau des französischen Gesandten als Tischdame. Die Dame, die mit Vertraulichkeit den Kanzler für sich gewinnen wollte, redete zuerst den Reichskanzler mit „Exzellenz" an, nach einigen Minuten sagte sie nur noch „Herr von Bismarck" und schließlich sagte sie nur „mein lieber Bismarck".

Bismarck, liebenswürdig lächelnd, machte eine halbe Verbeugung und sagte: „Mein Vorname ist Otto, gnädige Frau!"

*

Bismarck gab eine Gesellschaft. Unter den geladenen Gästen befand sich auch ein Schriftsteller mit seiner Gattin, der zwar gute Romane schreiben, aber keine Gedichte machen konnte. Die Gattin des Schriftstellers, die ein auffallendes Kleid trug, fragte den Reichskanzler: „Exzellenz, wie gefällt Ihnen mein Kleid?"

Bismarck antwortete: „Wie ein Gedicht Ihres Herrn Gemahls!"

*

Bismarck, der seine Referendarzeit beim Stadtgericht in Berlin durchmachte, hatte dort Protokolle zu führen. Als nun eines Tages ein hitziger Berliner ausfallend wurde, schrie Bismarck ihn an: „Herr, wenn Sie sich nicht mäßigen, werfe ich Sie hinaus!"

Der vorsitzende Stadtgerichtsrat bemerkte hierzu: „Herr Referendar, das Hinauswerfen ist meine Sache!"

Als im Laufe der Verhandlung der Berliner wieder in seine beleidigende Redeweise verfiel, schrie Bismarck: „Mein Herr, wenn Sie sich jetzt nicht mäßigen, lasse ich Sie durch den Herrn Stadtgerichtsrat hinauswerfen!"

Wettermachen und Hexenglaube

Die Meinungen und Ansichten der Vergangenheit, die allgemein, auch von den hervorragendsten Menschen, anerkannt wurden, und stellten sich diese später auch als Torheiten heraus, haben für die Entwicklungsgeschichte aller Wissenschaften eine entscheidende Bedeutung und sind wohl unseres eingehenden Studiums wert, indem sie wertvolle Aufschlüsse geben über die Gesetzmäßigkeiten, die den Fortschritt und den Stillstand der Wissenschaften bedingen. Bis zum 17. Jahrhundert lebten die Menschen sozusagen in einer *theologischen Atmosphäre*. Alle Ansichten und Meinungen hatten eine theologische Färbung und daher den Hang zum Wunderbaren, von dem die befähigsten Menschen Jahrhunderte befangen waren. Mit rührender Vertrauensinnigkeit suchte man den *Grund der Naturerscheinungen*, wenigstens der schädlichen, in *dämonischen Gewalten*, und so wurde jedes nüchterne Bestreben, in deren Wesen einzudringen, von vorneherein ausgeschlossen. Zwar gab es zu allen Zeiten einige Männer, die es wagten, vom herrschenden *Aberglauben* abweichende Meinungen zu haben, allein diese standen mit ihren Ansichten ganz vereinzelt da, konnten von ihren Zeitgenossen nicht verstanden werden und daher auch keinen oder doch nur sehr geringen Einfluß auf ihr Zeitalter ausüben. So konnte die *Wissenschaft der Witterungskunde* auf diesem trügerischen und mit Unkraut überwucherten Boden nicht aufkommen und erst der Verfall und der Sturz dieses Aberglaubens bezeichnen den Zeitpunkt, wo die ersten Keime der Wissenschaft aufgingen.

Als die germanischen Völker zum Christentum übergetreten waren, dauerte wohl noch lange Zeit ihr religiöses Brauchtum fort. So wurde das Wiedererwachen der Natur im *Ostarafest* gefeiert, woran die *Walpurgisnacht* auf dem Blocksberg erinnert. Diese Gebräuche waren den frommen Bekehrern ein Ärgernis und wurden von diesen für Teufelswerk erklärt. Hauptsächlich war es nun das schöne, vom „Teufel leichter verführbare" Geschlecht, das sich mit Wahrsagen, Arzneimitteln, *Wettermachen* und allerhand Zaubereien beschäftigte. So entstand der *Hexenglaube*, der sich bis zum 18. Jahrhundert erhielt und durch die Hexenprozesse zu einer traurigen Berühmtheit gelangte.

In *Deutschland* waren die beiden Dominikaner *Jakob Sprenger* und *Heinrich Justitor* am Ende des 15. Jahrhunderts als Inquisitoren über das „Verbrechen der Teufelszauberei" bestellt und der Bischof von Straßburg angewiesen, diese auf jede Weise zu unterstützen. Sie arbeiteten ein vollständiges System aus, den sogenannten *Hexenhammer*, ein Machwerk, barbarisch an Sprache wie an Gesinnung. Im zweiten Teil desselben sind die Arten der Zauberei aufgeführt, darunter auch das *Unwetter- und Hagelmachen*, und die von der Kirche empfohlenen Mittel zur Verhütung derartiger Schäden. In den Hexenprozessen werden diese Art Zauberei häufiger erwähnt. In seinem Buch „*Einiges über Witterungsangaben*" erwähnt Kopp, daß 1584 die in Rostock als Hexe angeklagte *Hagenmeister* bekannt habe: „Wenn sie einen Sturmwind habe erregen wollen, habe sie von dem Wasser, worin sie den Satan gebadet, an den Strand gegossen in Tausend Teufels Namen, und so den Teufel gezwungen, Brausen und Sturmwind zu erregen, und dabei habe sie den Namen des Schiffes genannt, welchem die Schädigung zugedacht war." 1583 wurde in Wien eine 73jährige Greisin hingerichtet, die nach der Tortur gestand, 50 Jahre lang das Wetter gemacht zu haben. Im Jahre 1657 wurde von den Bürgern der kurmainzischen Stadt Amorbach der Oberamtmann Daniel v. Frankenstein in stürmischer Weise bedrängt, alle Hexen, die Fröste gemacht, und so die Weinberge zugrunde gerichtet hätten, zu verbrennen. Sie konnten nur durch das Eingreifen des Kurfürsten Johann Schönborn gerettet werden. 1666 wurde in München ein 70jähriger Greis mit glühenden Zangen gezwickt und dann verbrannt, weil er durch die Wolken fahrend Ungewitter gemacht hatte, aber bei diesem Unwesen sei er nackt zur Erde gefallen, worauf man ihn ergriff. 50 Jahre früher wurde in Ungarn eine große Menge von Hexen und Zauberern verbrannt, weil sie ganz Ungarn und Siebenbürgen durch Hagel verderben wollten.

In *Schottland* fanden die fürchterlichsten Hexenverfolgungen unter Jakob VI. statt. Die stürmische Seefahrt bei seiner Rückkehr von Dänemark gab Veranlassung zu einer der schauderhaftesten Prozeduren. Der Verdacht, den Wind erregt zu haben, fiel auf einen Dr. Fian, der den grausamsten Torturen unter dem Vorsitz des Königs ausgesetzt wurde. 1766 schrieb der Augustinermönch und Professor der Theologie in München, Agnellus Merz mit „Erlaubnis der Oberen", daß die Vorteile der Hexen und Unholde, die mit dem Teufel ein Bündnis geschlossen hätten, u. a. darin beständen, daß sie nach Belieben zum Schaden von anderen schädliche Stürme, Ungewitter, Hagel, Regengüsse in der Luft erregen dürften und dergleichen. In *Tirol* wurden *noch in den achtziger Jahren* große Wetterschäden auf Dämonen und Hexen zurückgeführt, und da man in den Sturmwolken Dämone vermutete, wurde diesen die Monstranz entgegengehalten. *Heute* sind zwar die Hexenverfolgungen eingestellt und die Zeiten, wo in allen Ländern Europas die Scheiterhaufen die Opfer des grausigen. Aberglaubens verbrannten, sind vorüber.

Minus 191 Grad Celsius

Von Diplom-Ingenieur W. Orth

Wenn im Winter unser Thermometer auf — 20, — 30 Grad und noch weiter herabsinkt, dann beginnt es für uns Menschen allmählich ungemütlich zu werden. Da freut man sich, hinter dem warmen Ofen sitzen zu können, und mit einigem Grauen verläßt man des Morgens die Stube, um seinem Tagewerk nachzugehen. Hast du schon einmal darüber nachgedacht, daß mit derartigen Werten das Minimum an Temperatur bei weitem noch nicht erreicht ist, daß es heute gelingt, Temperaturen bis zu nahezu — 200 Grad Celsius zu erzeugen, Temperaturen, bei denen alles Leben erlischt.

Die Erzeugung tiefster Temperaturen ist mit der Verflüssigung der Gase aufs engste verknüpft, denn erst die aus den Gasen erhaltenen Flüssigkeiten liefern Temperaturen, die die durch Kältemischungen erhaltenen weit übertreffen. Ganz allgemein läßt sich sagen, daß sich Gase durch Anwendung hohen Drucks bzw. hohen Drucks plus tiefer Temperatur verflüssigen lassen. Schon im Jahre 1805 gelang es Northmore, das Chlor zu verflüssigen. Durch Aufbietung sehr starken Druckes folgte bald auch die Verflüssigung der Kohlensäure, des Cyans und des Ammoniaks. Dagegen widerstanden der Sauerstoff, der Wasserstoff, der Stickstoff sowie natürlich auch das Stickstoff-Sauerstoffgemisch Luft hartnäckig allen Verflüssigungversuchen. Selbst der höchste Druck war nicht imstande, die gasförmige Phase dieser sog. „permanenten Gase" zu überwinden. Erst die Kombination: hoher Druck — tiefe Temperatur konnte zum gewünschten Erfolg führen.

Das Schwierige an der ganzen Sache ist, zunächst zu Temperaturen zu gelangen, bei denen sich ein Gas unter Anwendung eines gewissen Drucks in den flüssigen Aggregatzustand überführen läßt. Wie menschlicher Erfindergeist — deutscher Erfindergeist — diese Schwierigkeit zu meistern wußte, möge uns die Verflüssigung der Luft durch Professor v. Linde zeigen.

Im Jahre 1895 erhielt Linde mittels seiner genial erdachten Apparatur bei enormen Drucken von 200 Atmosphären und Temperaturen von nahezu — 200 Grad Celsius die gasförmige atmosphärische Luft als bläuliche Flüssigkeit, und es gelang diesem Manne das Verdienst, die Verflüssigung atmosphärischer Luft in technisch verwertbarer Weise durchgeführt zu haben.

Mittels mächtiger Kompressoren wird Luft auf 200 Atmosphären zusammengepreßt und nach Entziehung der Kompressionswärme mittels Kühlwassers durch ein Drosselventil auf gewöhnlichen Luftdruck entspannt. Bei dieser Entspannung kühlt sich die Luft, wenn man von Zimmertemperatur und 200 Atmosphären Anfangsdruck ausgeht, um etwa 40 Grad ab. Der Wissenschaftler erklärt sich diese Tatsache folgendermaßen: Die Materie, also auch die Gase, bestehen aus kleinsten Teilchen, sogenannten Molekülen und Atomen. Bei großen Drucken liegen nun die Teilchen der Gase infolge des kleinen Raumes sehr nahe beieinander und es wirken zwischen denselben gewisse Anziehungskräfte, die sich bei niederen Drucken, also bei großem Abstand der Teilchen voneinander, nicht geltend machen. Wenn nun ein Gas sich bei Verminderung des Druckes ausdehnt, wenn also diese kleinsten Teilchen auseinanderrücken, muß gegen diese Anziehungskraft eine Arbeit geleistet werden, die in Form von Wärme dem Gas entzogen wird. Somit wird sich ein Gas beim Ausdehnen abkühlen. Indem nun die eintretende komprimierte Luft der entspannten abgekühlten Luft in einem sogenannten Gegenstromapparat entgegenströmt und die Kälte der letzteren aufnimmt, gelangt sie mit immer tieferer Temperatur zum Drosselventil. Naturgemäß fällt auch die Temperatur hinter demselben immer weiter, bis endlich die Luft als Flüssigkeit in einen Sammelbehälter tropft.

Das in flüssige Luft verbrachte Thermometer zeigt etwa — 191 Grad Celsius, eine Temperatur, bei der sich die Elastizitätseigenschaften fester Körper stark ändern. Ein mit flüssiger Luft gekühlter Gummischlauch wird so spröde, daß er unter dem Schlag eines Hammers zu Pulver zerfällt, eine in diese Luft getauchte Rose wird so hart wie Porzellan und läßt sich wie solches zerschlagen. Eine Bleiglocke gibt nach Kühlung mit flüssiger Luft, mit einem Hämmerchen angeschlagen, einen Ton. In flüssige Luft getauchte Watte beginnt nach vorheriger intensiver Bestrahlung zu phosphoreszieren. Neben diesen Demonstrationsversuchen kommt aber der flüssigen Luft eine hohe technische Bedeutung zu. Neben der Verwendung als Kühlmittel, zur Verflüssigung von Wasserstoff und Helium usw., in Glühlampenfabriken, zu Rettungsapparaten (Sauerstoffgehalt!) ist das Sprengen mit sauerstoffreicher flüssiger Luft (siehe „I.B." Nr. 39, 1933) ein verbreitetes Verfahren geworden. Der Hauptwert liegt jedoch in der Möglichkeit der Herstellung reinen Sauerstoffs und reinen Stickstoffs. Aus flüssiger Luft wird heute ein großer Teil dieser für die Technik so wichtigen Gase hergestellt. Da flüssige Luft ebenso wie gasförmige ein Gemisch von Stickstoff und Sauerstoff ist und beide Gase in flüssigem Zustand bei verschiedenen Temperaturen verdampfen (Stickstoff bei — 195,7 Grad, Sauerstoff bei — 183 Grad), so wird beim Wiederverdampfen flüssiger Luft der Stickstoff schneller expandieren als der Sauerstoff und demgemäß mit der Zeit eine sauerstoffreichere Flüssigkeit übrigbleiben. Eine restlose Trennung der beiden Gase läßt sich durch Anwendung sogenannter Rektifikationssäulen, die praktisch gleich eng mit dem Gegenstromapparat verbunden sind, durchführen.

Mit der Temperatur der flüssigen Luft ist die niederste je erzeugte Temperatur noch nicht erreicht. Nach Verflüssigung des Wasserstoffs blieb nur noch ein Gas, das sich der Verflüssigung widersetzte, das in der Luftfahrt verwendete Helium. Im Jahre 1908 wurde auch dieses letzte Gas überwunden und damit eine Temperatur von nahezu — 270 Grad Celsius erreicht.

E. BEY:

IHR TYP

Fünfmal schlägt die kleine bronzene Uhr.

Marga Kaltenbach fährt entsetzt von ihrer Couche auf. Sie hat sich doch zum Fünf-Uhr-Tee mit dem Herrn von gestern verabredet.

Trotzdem sie sehr eilig ist, macht sie sorgsam Toilette. Das blaue Kleid ist ihr zu ernst, das grüne nicht mehr neu genug, so entschließt sie sich zu dem gelben. Es ist einfach in der Linienführung und bringt ihre Figur gut zur Geltung.

Eine halbe Stunde später springt sie vor dem Hotel aus ihrem roten Kabriolett und tritt in die hell erleuchtete Halle desselben. Noch hält der livrierte Boy die Türe, steht auch schon der Gesuchte vor ihr. Galant beugt er sich über ihre zarte Hand und murmelt einen Namen, den sie nicht versteht.

An einem kleinen, runden Tisch, der nur für zwei gedacht ist, nahmen sie Platz. Ihre zierliche Gestalt verschwindet geradezu in dem großen Sessel, von dessen braunem Bezug das Gelb ihres Kleides sich vorteilhaft abhebt. Er liegt förmlich, die Beine weit von sich gestreckt, in dem seinen.

Grandseigneur vom Scheitel bis zur Sohle! Wie fabelhaft er aussieht, denkt sie. Der dunkle Anzug steht ihm prächtig, trotzdem er ein durchaus südländischer Typ ist. Könnte er nicht Italiener oder Grieche sein? Die sogenannten Geheimratsecken an den Schläfen geben seinem jungenhaften Gesicht etwas Ernstes, ja fast Seriöses.

Das ist doch ein anderer Mann wie mein geschiedener Gatte! Gottlob, daß die Scheidung hinter mir liegt und ich nicht mehr an diesen Ausbund von Biederkeit gekettet bin. Jetzt werde ich mein Leben genießen, unbeschwert von Haushalt und Spießertum!

Marga stellte mit Befriedigung fest, daß dieser Mann, der ihr da gegenübersitzt, und dessen Namen sie noch nicht einmal weiß, so ganz „ihr Typ" ist.

Ein schmeichelnder Tango klingt durch den Raum.

Ihr Gegenüber zieht die langen Beine zu sich heran, und mit leichter Verbeugung bittet er sie um den Tanz. Graziös schmiegt sich die zierliche Gestalt in seine Arme und schwebt, von ihm meisterhaft geführt, über den abgetretenen Perser dahin.

Von nun an versäumen sie keinen Tanz. Es ist aber auch zu schön, mit einem so eleganten, sicheren Partner zu tanzen!

Jedesmal wenn sie an ihren Platz zurückkommt, steckt sie ihr Gesicht in die wunderbaren Rosen, die er ihr zur Begrüßung überreicht hat. Wie betäubt von dem herben Duft derselben legt sie dann den Kopf zurück und schließt für einen kurzen Augenblick die Augen. Sie weiß, daß diese Pose, die sie einmal bei der „göttlichen Garbo" gesehen und sich angeeignet hat, gut zu ihr paßt. Sie weiß auch, daß die Blicke ihres Gegenübers bewundernd auf ihr ruhen.

Ist es der Erfolg oder die schwüle Atmosphäre des Raumes, daß sie plötzlich voller Temperament und Witz wird?

Sie legt sich darüber keine Rechenschaft ab, sie weiß nur eines: sie ist heute seit langer Zeit wieder einmal glücklich.

Während eines „schmachtenden" Bostons hört sie ihren Kavalier fragen:

„Würden Sie mir gestatten, eine Aufnahme von Ihnen zu machen?"

Wie vornehm er ist, denkt sie. Er möchte natürlich gerne mit mir allein sein.

„Schön", gibt sie zur Antwort, „aber hier ist das doch wohl nicht möglich."

„Da haben Sie recht", lacht er sie an. „Ich würde vorschlagen, es draußen zu machen. Meinen Wagen habe ich schnell aus der Garage geholt."

„Einverstanden! Aber Sie brauchen sich nicht zu bemühen. Mein Kabriolett steht so vor dem Hotel."

Er zahlt.

Auf die fünf Mark, die er hinlegt, braucht der Ober nicht herauszugeben. Eine lässige Handbewegung verhindert dies.

Im Hinausgehen denkt Marga: Das ist denn doch zu nobel, das muß ich ihm abgewöhnen!

Sie nimmt am Steuer Platz, und siegessicher, in polizeiwidrigem Tempo geht es dahin. Das muß ihm doch imponieren!

Im Nu sind sie vor der Stadt. Sie stoppt und springt übermütig heraus.

Gelassen folgt er ihr.

Während er ein paar Schritte zurückgeht, mit Photographenmiene in den Sucher schaut, setzt sie sich „bitte recht freundlich" auf den Kühler ihres Wagens, die Rosen im Arm. Ein Knipsen — und fertig ist das Bild.

„Ich möchte Sie auch aufnehmen. Aber ich habe noch nie photographiert."

„Oh, das ist ganz einfach. Sie schauen durch den Sucher, gehen soweit zurück, bis Sie den ganzen Wagen sehen, und drücken dann den kleinen Hebel herunter. „C'est tout!"

„Darf ich mich ans Steuer setzen?" fragt er.

„Natürlich!"

Ein merkwürdiges Lächeln zuckt um den Mund des Kavaliers, als er am Steuer Platz nimmt.

Todernst schaut sie in den Apparat, geht noch ein paar Schritte zurück, bis sie das schöne rote Kabriolett ganz darin erblickt.

Als sie gerade den Hebel herunterdrücken will, springt der Motor an, und wie aus der Pistole geschossen, ist der Wagen verschwunden, eine dicke Staubwolke hinter sich aufwirbelnd. — —

Wie zur Salzsäule erstarrt steht Marga da. Die Agfa-Box in der Hand, das einzige, was ihr von „ihrem Typ" bleibt. Nicht einmal ein Bild hat sie von ihm, denn in der Kamera war kein Film, wie die Polizei später feststellte.

Schneeweiße Haare in einer Nacht

Was Kap'tän Klaus auf dem Dampfer „Brisby" erlebte / Von Hans Riebau

Der Stammtisch saß beim achten Grog. Steuer- mann Harms hatte erzählt, was sich in der schlimmsten Nacht seines Lebens alles zugetragen hatte. Aber es war — so meinten die anderen — gar nicht so schlimm gewesen, und Kleinschoot, der Maschinist, hatte denn Harms auch sofort übertrumpft, als er erzählte, was ihm vor drei Monaten alles in Indien passiert war: Links 'ne Klapperschlange, rechts 'nen Tiger, und von oben schmiß ein englischer Flieger Bomben.

Dann hatte Grotjan die Geschichte erzählt, die alle schon dreimal gehört hatten, wie er damals in Chikago in dem vertrackten Kühlhaus eingeschlossen war und am nächsten Morgen, dreiviertel erfroren, hinausgetragen wurde. „Und deshalb nur", so schloß er und nahm sein Glas, „und deshalb nur muß ich nun ümmer und ümmer so viel heißen Grog trinken."

„Tjä", nickte Kap'tän Klaus und schob die Rumflasche zu sich heran. „Dat is nun so. Der eine trinkt dorum Grog un der annere deshalb. Un was ich bün: Ich trink' Grog ümmer nur dorum, weil ich so'n trokkenes Gefühl in der Kehle hab', un dat trockene Gefühl, dat kommt daher, dat ich vor vierzehn Jahren, als ich noch Dritter Offizier auf der „Brisby" war, in'n Laderaum A gefallen bün; un in der Nacht, die dann kam, meine Herren, hab' ich schneeweiße Haare gekriegt."

„Erzählen!", rief der Stammtisch.

„Tjä", fing Kap'tän Klaus an, „da is nich viel zu erzählen. Wir lagen also in Amsterdam. Die ‚Brisby' — ein norwegischer Dampfer war dat, un es ging verdammt kantig zu an Bord — lud verdorbenes Mehl, dat nun bloß noch Dünger war. Dat Mehl war, könnt ihr euch denken, nich in Säcken verpackt, sondern wurde einfach in den Laderaum geschaufelt. Ich stand neben der Luke und paßte auf."

„Wieso?", fragte Steuermann Harms, „warst du denn Ladeoffizier?"

„Dat is es ja eben", kratzt sich Kap'tän Klaus den Kopf, „ich war n i c h Ladeoffizier. Unser Ladeoffizier war ein Engländer. Simpton hieß er, und er war der niederträchtigste Kerl, den es überhaupt gibt, un kein Mensch konnte ihn ausstehen. Simpton also hatte zu mir gesagt: ‚Klaus, ich hab' Zahnweh. Sie müssen heute den Ladedienst für mich tun.'

‚Ich', rief ich, ‚für Sie Ladedienst tun? Ich denk' gor nich daran. Haben Sie mich verstanden? Jedesmal, wenn Sie ein büßchen was zu tun kriegen, fängt das Theater mit Ihrem Zahnweh an. Meinetwegen können Sie —'

Aber Simpton lachte nur, spuckte aus, ging in seine Kabine un schloß von innen ab. Was sollte ich tun? Der Kap'tän war an Land. Beschweren konnte ich mich nich. Die Hafenarbeiter standen an der Kaje un warteten. Also machte ich Ladedienst, stand an der Luke, hielt mir die Nase zu, denn dat Mehl stank wie die Pest, und paßte auf.

Als es Abend wurde, un der Nebel kam, un ich gerade so denk': So, nun sind wir ja woll bald fertig, krieg' ich mit einem Mal einen Stoß von achtern, un schon bün ich unten im Raum, bis zum Hals in dem stinkenden Mehl. Ich will um Hilfe rufen, aber auch der Mund is voll Mehl. Da wird es dunkel um mich, un ich weiß: Jetzt haben sie die Ladeluke geschlossen, un niemand hat gesehen, daß ich da unten drinnsteck'. Bis auf den Halunken natürlich, der mich da reingestoßen hatt'."

„Donnerwetter", murmelte der Stammtisch.

„Tjä", fuhr Kap'tän Klaus fort und nahm sein Glas. „Ihr könnt euch denken, wie mir zumute war: Sehen konnte ich nichts, rufen konnte ich nich, bewegen konnte ich mich nich, nur riechen, meine Herren, nur riechen konnte ich. Un dat war denn auf die Dauer woll so schlimm mit dem Gestank, daß ich wie tot dalag, als sie mich, zwölf Stunden später, aus der Luke rauszogen."

„Na, und dann?" fragte Harms.

„Allmählich wurde ich dann wieder flott", fuhr Klaus fort. „Aber der Käpt'n un die Leute war'n alle

(Schluß auf Seite 1558)

Glossen der Woche



„Weißt du, deine Frühlingsgedichte mußt den Redaktionen schon im Winter einsenden."
„Hm, damit sie in Versuchung sind, sie sofort als Heizmaterial zu benutzen?!"

*

Zwiegespräche.

1. Zwiegespräch.

Kollege Schulze: „Du hattest doch damals die Tintenflecke im Rock; — was hast Du da gemacht?"
Kollege Müller: „Salzsäure." —

2. Zwiegespräch.

Kollege Schulze (zwei Tage später): „Was hast Du damals noch gemacht gegen die Tintenflecke?"
Kollege Müller: „Salzsäure." —
Kollege Schulze: „Hab' ich auch getan — aber jetzt sind lauter Löcher im Rock!" —
Kollege Müller: „Bei mir auch!"

Vorsicht!

Seit man hölzerne Kanonen und Fliegerbomben aus Pappe in der Auslandpresse abbildet, zum Beweis der Aufrüstung Deutschlands, und seit sich die Greuelmeldungen aus Deutschland täglich übersteigern, traut sich kein Münchner mehr seine Leibspeise, eine Kalbshaxe, zu essen, aus Furcht, er könne meuchlings photographiert und der Welt als Menschenfresser vorgestellt werden.



„Wenn ich Ihnen bis zu Ihrer Abreise nach Kanada, also in 14 Tagen, Englisch beibringen soll, verlangen Sie zuviel von mir!"
„Dann sagen Sie mir wenigstens, wie es auf Englisch heißt: Laß man den Goldklumpen liegen, den habe ich zuerst gesehen!"



„Kruzitürk'n, jetzt sitz i scho 2 Stunden da, und i hob no koa Bier net!"
„Sooo — —, da san S' halt 2 Stunden z'früh kemma!"

*

Neue Hoffnung.

Japan will eine Friedenskonferenz nach Tokio einberufen; es glaubt wohl, daß am Pazifik sich die pazifistische Gesinnung einstelle, die am Lac Léman stets lackiert wurde.

*

Orientalisches.

Zionsberger hat einen Prozeß.
Zionsberger ist am Tage des Termins verreist.
Zionsberger gewinnt.
Zionsbergers Anwalt drahtet: „Die gerechte Sache hat gesiegt!"
Zionsberger rückdrahtet: „Sofort Berufung einlegen!"

Selbstbetrug





„Halt! Holen Sie mir meine Autopuppe aus dem Wagen — — sie bringt mir immer Glück!“



Kavalier: „Ich möchte die jugendliche Naive sprechen!“
Portier: „Sagen Sie 's nur mir, ich bin ihr Sohn!“



„Papa, hat er die Zigarren immer noch nicht gefunden?“

ganz komisch zu mir, un schließlich hielt es Beckermann, der erste Maschinist, nich mehr aus. „Klaus", sagte er, „es ist nun einmal so, den Simpton wollten wir runterstoßen, aber es war Nebel un schon so dunkel, und da haben wir nich gesehen . . ."

Ich lag da, als hätt' ich einen vor den Kopf gekriegt. „Für den Simpton", flüsterte ich dann, „hab' ich da zwölf Stunden in dem faulen Mehl gelegen? Für den Simpton, den ich vertreten hab', weil der Hund zu faul war? Für Simpton, der —"

Der Maschinist stand ganz verdattert da. Dann stellte er eine Flasche Rum auf den Tisch. „Trinken Sie man erst, Klaus", sagte er, „un was der Simpton is, der sitzt seit zweieinhalb Stunden in Laderaum B un kommt da auch so bald nich wieder raus."

„Laderaum B", überlegte ich, „is da nich das Stückgut drin?"

„Nein", sagte der Maschinist, „da is der frische Kuhdünger drin, den wir nach Bornholm bringen sollen." —

„Haha", lachte der Stammtisch, „da hat er sich ja woll in dem Kuhdünger noch besser amüsiert, als du dich in dem Mehl, Klaus?"

„Dat hat er woll", nickte Klaus, „un in Bornholm is er dann auch gleich abgemustert. Aber was mich betrifft, meine Herren, ich hab' in den zwölf Stunden, die ich in der Luke gelegen hab', schneeweiße Haare gekriegt, Ehrenwort."

Der Stammtisch schwieg einen Augenblick.

Aber Steuermann Harms runzelte die Stirn, „Ehrenwort?", fragte er, „aber Klaus, du hast ja heute noch, nach vierzehn Jahren, kein einziges weißes Haar auf dem Kopf."

„Kinners", sagte Klaus, stand auf und griff nach der Mütze, „was denkt ihr denn bloß? Als ich da raus war aus dem stinkigen Mehl, hab' ich mir den Kopf natürlich gewaschen."

Anekdoten um Rothschild

Auf einer Handelsreise in Rußland stürzte Rothschild aus dem Wagen und zog sich eine ernste Verletzung zu. Er schickte Botschaft an einen berühmten arischen Chirurgen in Wien, daß er komme, einen reichen Mann zu behandeln. Der vielbeschäftigte Arzt ließ antworten, daß er den Auftrag nur annehmen könne, wenn ihm die Reisespesen ersetzt würden. Rothschild erklärte sich bereit, jede Summe zu zahlen. Als der Arzt in der kleinen russischen Stadt anlangte, hörte er, daß der vornehme Patient bereits gestorben sei, doch liege in einem Gasthof ein armer Mann, der die Rippen gebrochen habe, und weil der berühmte Doktor doch nun einmal gerade hier sei... Der Arzt, eine mitleidige Seele, ließ dem armen Mann gegen ein „Vergelt's Gott!" seine Hilfe angedeihen. Er soll niemals erfahren haben, was Rothschild, als er geheilt die Reise fortsetzte, lachend über die Einfältigkeit der Gojim verlauten ließ.

*

Beim Betreten eines Börsenhauses wurde Rothschild von einem Taschendieb das seidene Schnupftuch gestohlen. Rothschilds Diener hatten den Dieb beobachtet und hielten ihn fest. „Laßt den Mann laufen", sagte Rothschild leutselig, „ich habe auch klein angefangen."

*

Als die Kunst des Photographierens noch ein Geheimnis war, zeigte Rothschild in der Gesellschaft voller Stolz eine Aufnahme seiner selbst. Die Anwesenden waren erstaunt und begeistert zugleich und bewunderten die fabelhafte Ähnlichkeit. Nur einer behauptete, das photographische Bild gebe den wesentlichsten Charakterzug des Originals falsch wieder. Auf das erstaunte „Warum?" Rothschilds meinte der boshafte Kritiker: „Noch nie habe ich gesehen, daß unser verehrter Gastgeber die Hand in der eigenen Tasche hat."

Huzli Puzli.

„Dollfuß"

Eine literarische Reminiszenz

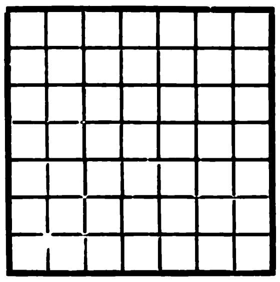
Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus — und auch große Männer. Wen wird es wundern, daß die ahnungsvolle Phantasie eines Dichters schon einen der bedeutendsten Staatsmänner der Gegenwart vorausgeschaut? Im Personenverzeichnis zu Richard Wagners 1870 geschriebener „Kapitulation" lesen wir als einen der Chorführer der Elsässer Französlinge — o Magie der Weltgeschichte! — den Namen „Dollfuß". Es ist zwar kein Drama von der höheren Gattung, in dem Dollfuß agiert, sondern eine Komödie, ein „Lustspiel in antiker Manier", das die Kapitulation von Paris zum Anlaß nimmt, um die kulturelle Kapitulation deutscher Bühnen vor der französischen Metropole dem Gelächter der Öffentlichkeit preiszugeben. Er spielt zwar keine große, keine erhebende Rolle — aber er spielt immerhin eine Rolle. Und das ist doch etwas! Wenn z. B. sein Kollege Keller in pathetischer Rede erklärt, daß es jetzt darauf ankomme, Deutschland zu zeigen, welche glühenden Franzosen sie seien, so übertrumpft ihn Dollfuß noch mit dem lapidaren Satz: „Quant à moi, je ne saurais plus deutsch spreken!" — damit gleichsam seinen Charakter anschaulich wie eine antike Komödienmaske offenbarend. Ob dieser Gesinnungstüchtigkeit ist es ihm dann auch vergönnt, auf der Bühne neben den Repräsentanten der französischen Regierung und Kunst mitspielen zu dürfen, bis zum Schlußbild, in dem sich alles in bengalischem Feuer verklärt. Sollte aber jemand an dieser literarischen Reminiszenz Anstoß nehmen, so erwidern wir ihm mit unserem Helden im klassischsten Französisch: „Taisez-vous! Schabskopp!"

Dr. Curt v. Westernhagen.

RÄTSEL

Diagonalrätsel

In nachstehende Figur sind Wörter folgender Bedeutung einzusetzen: Burgunderkönig, europäischer Staat, Reichspressechef, kirchlicher Sprengel, Geisteskrankheit, Lebensnotwendigkeit, Hansastadt



Die Diagonale von links oben nach rechts unten ergibt den Namen eines deutschen Ministerpräsidenten.

Zahlenrätsel

(Sagen)

1 2 3 4 5 6	=	Burgunderkönig
7 6 2	=	Mutter desselben
8 9 2 6 3 9 10	=	Ostgotenkönig
3 2 1 9 4	=	Pflegevater Siegfrieds
7 3 8	=	german. Schicksalsgöttin
4 9 11 2 12 7 4 1	=	Besitzer eines großen Schatzes
13 9 1 2 12 9 4 8	=	Mutter Siegfrieds
14 12 11 2 3 9 10	=	Zwergenkönig
1 14 9 12 13 15 9 4 6 16	=	Tochter des Westgotenkönigs Athanagild
2 6 17 2 12	=	Hunnenkönig

Die Anfangsbuchstaben ergeben eine nordische Sage. (ch = ein Buchstabe.)

Gegensatzrätsel

Von folgenden Wörtern sind solche mit gegensätzlicher Bedeutung zu suchen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben eine bekannte Bilderzeitung.

Bescheidenheit, fremd, unregelmäßig, Wiege, Wiedersehen, Land, modern, Tag, Überfluß.

Buchstabenaustauschrätsel

Von folgenden Wörtern sind die Anfangsbuchstaben durch andere zu ersetzen. Die gefundenen Buchstaben ergeben der Reihe nach gelesen einen Freiheitskämpfer.

Ocker, Lachs, Eber, Sack, See, Base, Achse, Kessel, Fuchs, Ohr, Igel, Balg, Wahn, Uhr, Gipfel.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a, a, ben, ci, da, de, die, e, e, frid, holz, i, i, il, irn, kre, lai, le, ler, ment, na, na, neif, or, rin, ro, se, ste, tät, tan, tun, tur, us, va, vi, wau, wo, sind 14 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten und dritte Buchstaben in umgekehrter Reihenfolge gelesen einen Wahlspruch des deutschen Volkes ergeben.

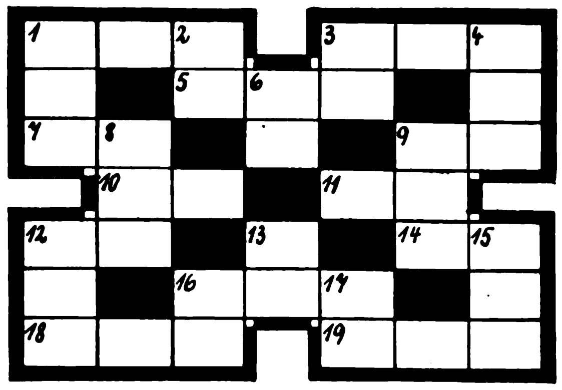
1 .... 8 ....
2 .... 9 ....
3 .... 10 ....
4 .... 11 ....
5 .... 12 ....
6 .... 13 ....
7 .... 14 ....

Die Wörter bedeuten: 1. germanischer Gott, 2. spanischer Geschichtsschreiber, 3 Rundgang, 4. Talg, 5. germanischer Männername, 6. Natürlichkeit, Einfachheit, 7 Vorplatz, 8. Edelholz, 9 Nebenfluß der Donau, 10. Nebenfluß der Oder, 11. Tonga-Insel, 12 bauliche Verzierung, 13. Nichtfachmann, 14. Geschöpf. (ch = ein Buchstabe.)

Wurzelecht

Der erste hat den zweiten,
Der zeigt sein Alter an.
Stolz wie ein Graf blickt Huber
Auf Eltern, Schwäger, Ahn',
Die am zwei—eins zu schauen
Mit Schmidt, Schulz, Meir als Frauen.
Herr Huber, Mann von Klasse,
Hält streng auf reine Rasse.

Kreuzwortsilbenrätsel



Waagrecht: 1. italienische Stadt, 3. Jagdruf, 5. männliche Gestalt der Mythologie, 7. Geistlicher, 9 Fluß in Italien, 10. bibl Berg, 11. japanischer General, 12. musikalisches Zeichen, 14. Bauchnarbe, 16. afrikanischer Volksstamm, 18. Halbaffe, 19 Stadt in Italien.

Senkrecht: 1. Truppenschau, 2. Schutzdamm, 3. Streit, Zwist, 4. Hafenstadt in Italien, 6. Staat in Hinterindien, 8. geistliches Musikstück, 9. lat.: Königin, 12. Polarforscher, 13. Löwenart, 15. römische Göttin, 16. gestohlenes Gut, 17 europäische Währung.

Zahlenfüllrätsel

1	2	3	4	5	6	7	8	
9	10	11	12	13	14	15	16	
17	18	19	20	21	22	23	24	
25	26	27	28	29	30	31	32	
33	34	35	36	37	38	39	40	
41	42	43	44	45	46	47	48	
49	50	51	52	53	54	55	56	
57	58	59	60	61	62	63	64	65

In obige Figur sind die durch nachfolgende Zahlen gewonnenen Buchstaben in die Felder mit gleicher Zahl einzutragen, so daß sich, von 1—65 gelesen, die Buchstaben zu einem Zitat aus Schillers Tell ergänzen.

7 8 2 17 5 24 26 10 13 6 19 = Gartenfrucht
18 12 3 22 30 50 24 = Gestein
25 24 61 27 42 16 32 = Zwergkönig
14 33 53 49 31 = Pferd
34 58 35 60 64 64 45 40 61 47 6 9 = deutscher Staat
4 57 20 15 23 59 = Nebenfluß der Oder
44 50 11 63 2 60 = Kalendermonat
38 21 54 52 28 64 62 6 41 65 = Waffengattung
51 22 1 2 31 39 64 36 16 29 = Erinnerung
43 65 37 55 5 = landwirt chaftl. Gerät
46 2 58 48 22 56 = tier. Produkt
(ch = 1 Buchstabe)

Rätsellösungen aus Folge 45

Zitat-Rätsel: Reihe 1 a—b Zanow, b—c Wanda, c—d Aster; Reihe 2 a—b Wange, b—c Eleni, c—d Iltis; Reihe 3 a—b Sinai, b—c Idrac, c—d Catch; Reihe 4 a—b Verdi, b—c Irene c—d Eifel; Reihe 5 a—b Dingo, b—c Optic, c—d Catch; Reihe 3 a—b Medio, b—c Orgie, c—d Echec; Reihe 7 a—b Hecht, b—c Talmi, c—d Isaac; Reihe 8 a—b Halma, b—c Areal, c—d Lysol; Reihe 9 a—b Ewers, b—c Sydow, c—d Willi; Reihe 10 a—b Spaß, b—c Spree, c—d Eisen. „Zwar weiß ich viel, doch möcht ich alles wissen.“ ✱ **Silbenrätsel:** 1. Baldur, 2. Lüdenscheid, 3. Intransitivum, 4. Achterbahn, 5. Wachtmeister, 6. Andersen, 7. Mecklenburg, 8. Limousine, 9. Generalstab, 10. Kantate, 11. Annunzio, 12. Handdusche, 13. Durchzug, 14. Wiedehopf, 15. Anitra, 16. Machtgier, 17. Teheran, 18. Ingrid, 19. Carossa 20. Seezunge, 21 grunzen, 22. Leander. „Durch Eintracht wachsen kleine Staaten, und durch Zwietracht gehen große zugrunde.“ ✱ **Auszählrätsel:** Die zu suchende Zahl ist fünf. Der Ausspruch lautet: „Nicht Haß anderen Völkern, sondern Liebe zur deutschen Nation.“ ✱ **Rätsel:** Horst, Esse — Horst Wessel. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Treuhandgesellschaft, 2. Werkmeister, 3. Hatte, 4 Eiland, 5. Ölsardinen, 6. Dingolfing, 7. Demeter, 8 Gardinen, 9. Bogen, 10. Leiden = Handwerk hat einen goldenen Boden ✱ **Gegensatzrätsel:** Demut, Ober, kalt, tief, Oase, raub, Gewinn, oberflächlich, ehrlich, breit, bunt, echt, Liebe, Sparsamkeit = Doktor Goebbels. ✱ **Magisches Quadrat:** Eule, Ural, Laub, Elbe. ✱ **Diagonalrätsel:** Eiland, Schalk, Akkord, Damast, Eltern, Barett = Eckart ✱ **Rösselsprung:** Freund, wo unsere Wiege steht, liegt der Acker voller Steine. Wenn der Winter dort vergeht, fordert schon der Herbst das Seine. Hart die Menschen wie der Boden Aber auch die kleinsten Triebe sind dort nicht mehr auszuroden, weder Wurzelwerk noch Liebe. Dr. Eckart. ✱ **Ein Alpenstrauß:** Edelweiß, Almenrausch, Enzian. ✱ **Buchstaben-Austauschrätsel:** Reich, Elster, Imme, Chor, Segen, Tand, acht, Gier, Saal, Borte, Rahe, Ader, Null, Dank, Sage, Tiegel, immer, Fell, Tal, echt, Reben, Punsch, Reisig, Ohr, Zahl, Ehre, See, Silbe = Reichstagsbrandstifterprozeß.



Richtige Haarwäsche nur 10 Pf

Alle 14 Tage ein Kopfwaschpulver verwenden – es muß mild sein und ein Haar-Elixir enthalten, das den Haarboden gesund erhält, dem Haar strahlende Schönheit mit Wellen verleiht. – Ein solches Mittel ist „Helipon"! „Helipon" hat den wertvollsten Inhalt: stets 3 abgeteilte Waschungen für 30 Pf.

Viele Verbraucher bestätigen, daß es sich am besten für die Haarwäsche eignet, weil es die Haare verjüngt — blonde ganz besonders.

Verlangen Sie „Helipon" in Fachgeschäften - warten Sie nötigenfalls, bis es eintrifft - dies lohnt sich, denn es macht Ihnen Freude!

Helipon Kopfwasch-Pulver mit dem Haar-Elixir! Ärztlich empfohlen

Hersteller: Helipon-Fabrik W. F. Grau, Stuttgart-S.



Erstens, zweitens und drittens: Der Photo-Brenner bietet 100te Marken-Kameras, Probesendung, persönlich-schriftliche Anleitung langsame Zahlung u. Tausch. Fordern Sie den lustigen Photo-Katalog. Natürlich kostenlos von

PHOTO Brenner
Köln 184/7 Hohestr. 88
[26-8]

[3-3]

Peitschen GAMASCHEN



Peitschengamaschen
Lieferantennachweis
Ig. Schübel, Berlin 68 W

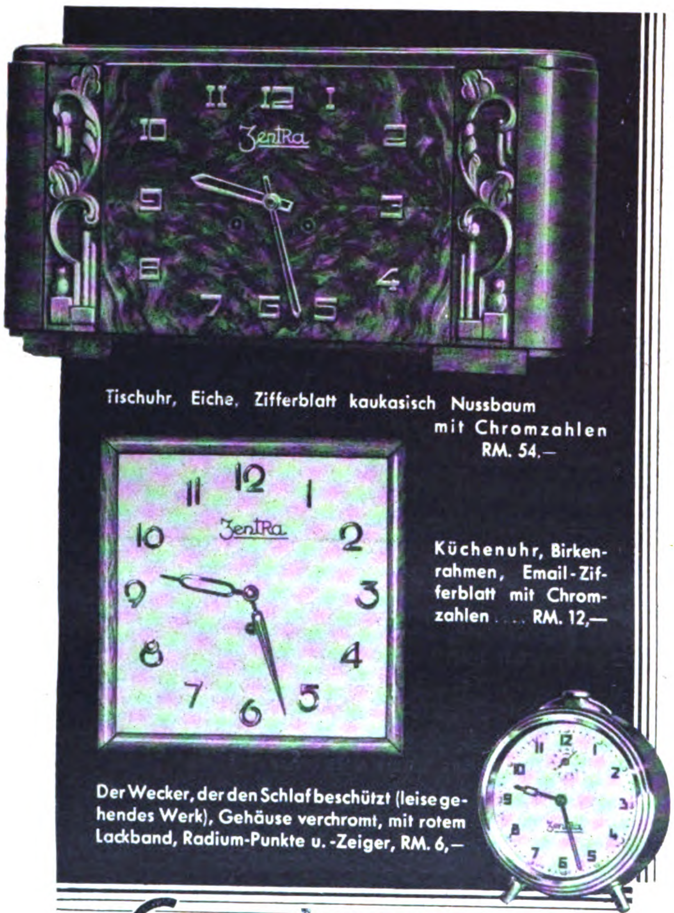
Verlangt überall den Illustrierten Beobachter

Niemals



dürfen Sie Trommeln, Pfeifen, Messing-Blas- u. sämtliche andere Instrumente etc. kaufen, ohne sich vorher gratis und franko unseren neuen Katalog kommen zu lassen.

Herfeld & Comp.
Neuenrade Nr. 49 Westf.
[3-1]



Tischuhr, Eiche, Zifferblatt kaukasisch Nussbaum mit Chromzahlen RM. 54.–

Küchenuhr, Birkenrahmen, Email-Zifferblatt mit Chromzahlen .... RM. 12,–

Der Wecker, der den Schlaf beschützt (leise gehendes Werk), Gehäuse verchromt, mit rotem Lackband, Radium-Punkte u. -Zeiger, RM. 6,–

Eine Auslese aus deutscher Wertarbeit

sind ZentRa-Zimmeruhren. Deutsche Arbeiter in einer der bedeutendsten Uhrenfabriken des Schwarzwaldes fertigen diese Uhren. Durch die ZentRa-Fachkommission wurde nach sorgfältiger Auswahl aus einer grossen Zahl von Mustern die herrliche ZentRa-Kollektion ausgewählt.

Die Uhr mit dem Reifezeugnis

ZentRa ZentRa Uhren

Nur in Fachgeschäften mit dem roten ZentRa-Wappen.

✱ Haben Sie schon den deutschen Gong gehört? In Ihrem ZentRa-Geschäft führt man Ihnen Uhren mit diesem neuen Schlagwerk gern vor.

[2-1]



Schöne
Puppe 70 cm, weich, leicht, **abwaschbar,** unzerbrechl., ges. gesch. J.-Lederkörper, steht, sitzt, schläft, **ruft Mama,** einschließl. Porto u. Verp. nur RM. **7.20** per Nachn., kein Risiko, da Geld zurück. „Bin entzückt", schreibt Thoms, Hackenheim, Parkstraße 36. **Katalog gratis.** 10 versch. Größ. **N. W. Luthardt-Thoma, Steinach 95** (Thür. Wald), Luta-Puppen, gegr. 1860.

Repetier-Pistolen!



Waffenscheinfrei mehrschüss. 6 mm M. 3.30
7 schüssg. M. 5.90
10 schüssig M. 7.40
J. Ortmann, Nürnberg 4/51
[L-58]



Silber-Bestecke 800
und Bestecke 100 gr. Silber. Massiv, rostfrei Krupp Liz. u. Chrombestecke pr. Qualit., 6-10 Monatsr. Katal. gratis.
WALTER PETER Solingen-Ohligs 13
Besteckfabrik
[2-1]

Alles spielt zu Hause **„Karambola" Billard!!**



Vollw. Spiel m. all. Schik. Verl. SieProsp. v. **Karambola'-Vertrieb Wetzlar A71** Postschließfach 177 Gr. I kompl. RM. **16.50**
[3-3]

8,5 Millionen Reichsmark!

zahlen wir jetzt an unsere Versicherten für abgelaufene Versicherungen. — Tausende kommen zu Geld, weil sie klug waren und rechtzeitig vorsorgten.

Unsere Millionen schaffen Arbeit!

Jeder sollte sich und seiner Familie ein wirtschaftliches Rückgrat bilden durch Abschluß einer Lebensversicherung. Dies ist bei uns besonders leicht und bequem, denn: Schon für wenige Groschen bieten wir guten Versicherungsschutz.



VOLKSFÜRSORGE
Das Versicherungsunternehmen für alle Schaffenden
Hamburg 5, An der Alster 57/61

Wir suchen überall Mitarbeiter

Formen zum Selbstgießen von Bleisoldaten



Mit unseren Gießformen kann sich jeder seine Bleisoldaten, S.A.- und S.S.-Männer, Indianer, Tiere usw. selbst gießen. Es bereitet Erwachsenen und Kindern große Freude, wenn die frischgegossenen Soldaten, S.A.- und S.S.-Männer blitzblank, ohne jede Nacharbeit, aus der Form herauskommen. Ein jeder deutsche Junge sollte mindestens eine Form besitzen, da der Anschaffungspreis fabelhaft niedrig ist, denn eine Form kostet nur 1.50 bis 4.50 Mk. Verlangen Sie heute noch Katalog, dieser wird Ihnen sofort gratis und ohne jeden Kaufzwang zugesandt.



Gebr. Schneider, Gießformenfabrik, gegr. 1911, Leipzig 122, Hallische Straße 121

[13-5]

Graue Haare

erhält. Naturfarbe dch. einf. Mittel. Keine Farbe, keine Nachn. Näheres kostenl. **Fr. M. Seufert, München 7, Wörthstr. 3/0**

Mühelose Stiefelablage ohne fremde Hilfe durch **„EDRA"-Patent-Stiefelknecht**



eine Wohltat für angestrengte Füße! M. 2.80 portofr. geg. Vork. od Nachn. **Edra-Werke, Rabenau 12,** Postsch. 11164 Dresden.
[1-1]



O- u. X-Beine, Senkfüße, Rückgratsverkrümmungen bes. Sie ohn. Appar. u. o. Berufsstörg. Prosp. m. zahlr. **ärztl. Gutachten** kostenl. d.: **C.A. Langer, Hamburg 36, B.** Fach 132
[L-22]

WESTPHAL-KAFFEE

[6-3]

von M. 1.90 an Proben kostenfrei. Gustav Westphal Altona 1 - Hamburg

Pädagogium Bad Liebenstein
Reformrealgymnasium mit Oberrealschule.
Obersekundareife und Abitur an der Anstalt
Internat ✧ Die Direktion. [1-7]

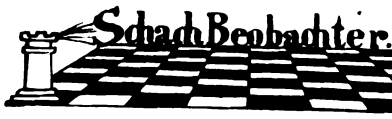


Jeder will sie heiraten

Kein Wunder - sie weiß, daß die Männer in erster Linie durch das „Reine" - „Gepflegte" der Frau gefesselt werden. - Wenn jede Frau nur wüßte, daß durch ungepflegten Körpergeruch alle Illusionen beim Mann zerstört werden. Es ist jetzt so leicht, sich durch einfaches Waschen mit der neuen geruchbeseitigenden „Punkt-Seif" von jedem lästigen Körpergeruch zu befreien. „Punkt-Seif" ist ein ausgezeichnetes Desinfektionsmittel für die intime Körperpflege der Frau (auch in kritischen Tagen). Der keimtötende, geruchbeseitigende Schaum d. „Punkt-Seif" ist besonders für die zartesten Gewebe geeignet. Die desinfizierenden Bestandteile der „Punkt-Seif" wirken noch in einer Verdünnung von 1 : 25000 keimtötend. „Punkt-Seif" gibt Ihrem Körper die „Frische" - das „Reine" - „Gepflegte" - u. „Anziehende". „Eta" chem.-techn. Fabrik G. m. b. H., Berlin.



50 Pfg in allen einschlägigen Geschäften zu haben



uschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

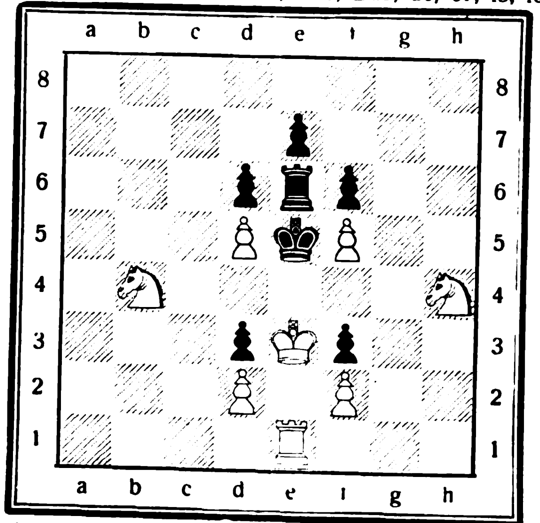
Aufgabe

(Urdruck)

Schachkuriosität.

Motto: **„Hindenburgs Sieg bei Tannenberg“**
Von Victor Rogoschin, Bad Nauheim.

Schwarz 7 Steine: Ke5, Te6, Bd3, d6, e7, f3, f6.



Weiß 8 Steine: Ke3, Te1, Sb4, Sh4, Bd2, d5, f2, f5.

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Ein leichter Zweizüger, der sich besonders durch die hübsche Aufstellung auszeichnet.

Sonntagsreiterei

(Urdruck)

Von Jos. Benzinger.

1. e2—e4
Mit Elan eröffnet Weiß das Spiel.
e7—e5 schadet Schwarz nicht viel.
2. Sg1—f3 Sg8—f6
Die Springer reiten im Husarenstil,
Es wird ein lehrreich's Springerspiel.
3. Lf1—c4
Ein weißer Läufer kommt herfür,
setzt sich aufs starke Feld c4.
Die schwarze Attacke auf ihre Weise
holt schneidig eine Bauernspeise.
3. . . . . Sf6×e4
Der Mut von Schwarz ist recht erbaulich,
der Bauer dagegen schwer verdaulich.
4. Sb1—c3
Ein weißes Roß sprengt aus dem Stall;
das schwarze opfert sein Leben all!
4. . . . . Se4×Sc3
Der weiße Bauer schlägt nach c3
5. d2×c3
und macht der Dame die Linie frei.
Schwarz hat nun einen Bauern mehr,
den er beschützt und deckt gar sehr!
5. . . . . d7—d6
Der Springer, schneidig und wohlgemut,
sprengt in die schwarze Bauernflut!
6. Sf3×e4!
Schnell ist die Dame nach e7 gerannt
und hat den weißen Springer gebannt.
Dem Weißen rührt das wenig,
ein „Schach“ gibt er dem König.
7. Lc4×f7†
Den König ein bißchen zur Seit' gerückt.
7. Ke8—d7
der Weiße dagegen die Rochade übt.
8. 0—0
Die Dame hat 'nen Appetit,
8. . . . . D×S
der Turm jedoch ihr gibt 'nen Tritt!
9. Tf1—e1.
Die Dame nach f6 nun flieht,
der Turm plötzlich ein Schach nun sieht.
9. . . . . Te1—e8†
Der König kann am Platz nicht bleiben,
es folgt ein schrecklich Kesseltreiben.
10. Dg4† Kd7—c6
Der Läufer auf d5 sich opfert,
dem König stark das Herze klopfert.
11. Lf7—d5†!
Entfleucht er auf die linke Seite,
dann wird er um so eher pleite,
weshalb er gleich den Läufer schlägt
11. . . . . K×L
und sich mit Fluchtgedanken trägt.
Die Dame läßt ihn nicht entfliehen,
12. De4†
der König muß nach c5 nun ziehen.
Der Läufer eilt auch ins Gedränge
13. Lc1—e3†
und treibt den König in die Enge.
Ein frecher Bauer kommt herfür,
gibt „Schach“ dem König auf a4.
Der König zieht sich nun zurück,
doch damit hat er gar kein Glück
Und was auch zieht der Inkulpat,
die Dame setzt auf b5 nun Matt.
Und die Lehr' von der Partie:
„Entwickle den König nicht zu früh!!“

Aufgabenlösungen aus Folge 42

Buchstaben-Probleme „A“, „H“ unserem Führer gewidmet von Seb. Mühltaller, München.

Die beiden Aufgaben haben bei unseren Lösern große Begeisterung hervorgerufen!

Kontrollstellung: „A“.

Weiß: (13) Kg2, Tc3, Tf3, Lf7, Lg5, Sb3, Sb6, Bb2, b7, c7, d7, e7, g4.

Schwarz: (7) Kb4, Lg6, Lg7, Bb5, d3, e3, g3.

Zweizüger: 1. Bb7—b8 wird Springer! Das Matt Sa6 ist nicht mehr zu verhindern.

Kontrollstellung: „H“.

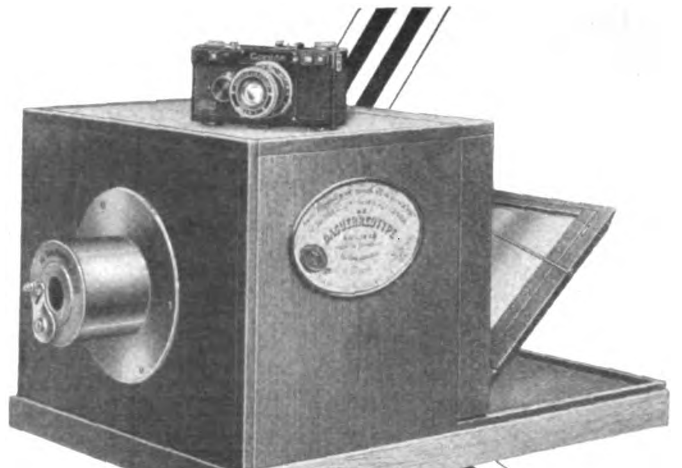
Weiß: (10) Kb3, Tb7, Tg3, Lg2, Lg5, Sf5, Bb2, b6, d5, g7.

Schwarz: (6) Kc5, Sg4, Sg6, Bb4, b5, e5.

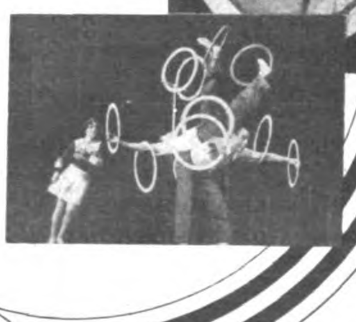
Zweizüger: 1. Lg2—e4! und Schwarz ist im Zugszwang.

R i c h t i g g e l ö s t: Geh. Reg.-Rat W. Treptow, Charlottenburg; Gerd. Tredup, Berlin-Schöneberg; stud. Waldemar Werther, Berlin; Karl Hausmann, Stürzelbach; Emil Nicolai, Köln; Paul Treutler, Hamburg; Rich. Bauer, Wandsbek; Sebulon Sentgen jun. Ronsdorf bei Eberfeld; Wilh. Bartsch, Seebad Märchenwiese; Hellmuth Schnoor, Wandsbek; Chr. Donhauser, Bad Tölz; Hans Kläsi, Zürich; Andr. Wallenäffer, Reichertshofen; Dr. Hartwig, Immenstadt; Alfred Prater, Hartha; W. Eichentopf, Suhl; Karl Gillhausen, Köln; Wilh. Meyer, Schönemoor; Ernst Rojahn, Bad Wildungen; Herbert Kochan, Groß-Räschen, Ernst Beisel, Speyer; L. Schlobach, Rochlitz; Oberlehrer Hans Seidel, Hirschfeld - Leipzig; Fr. Ahrens, Gräfenhainichen; Carl Hülsenbeck, Düren (Rhld.); Richard Feilhauer, Wien; W Sauerländer, Lempo: (Lippe); G. Martin, Heidelberg; Walter Dreher, Solingen (Nr. 40, 41, 42), Rektor Kidalla, Bolko-Oppeln; Otto Müller, Speyer; Rich. Heinke, Breslau; Gerhard Kunze, Zittau; Leonh. Dorn, Sembach; Max Hennig, Dresden; Karl Reichenbacher, München (Nr. 40 und 42); Gustav Peipers, Eckardtsheim i. Westf. (Nr. 40); Karl Behrens, Speyer; Alfons Simon, Freising; Johann Borowsky, Essen; Lothar Bahn, st. m., Jena (Thür.); H. Karg, Colditz (Sa.); Hans Franke, Düsseldorf; Georg Brandel, Saarbrücken.









Gasthaus in der Wildnis

(Schluß von Seite 1534)

Moshi südlich des Kilimandscharo, und dieser, der dritte, der nördlich des Riesenberges von Nairobi, der ostafrikanischen Metropole, durch das Tierschutzgebiet über Namanga nach Süden geht. Man sagt hierzulande der Kairo—Kapstadt-Weg. Etwas optimistisch zwar, weil es so manche Strecken im Norden des Kontinents gibt, die eine Bezeichnung wie Weg nicht verdienen, aber für eine Verbindung Ostafrikas mit Südafrika trifft es zu.

Vor gut einem Jahr hat man nun hier an der Landesgrenze ein „Rest Camp" errichtet, das den Durchreisenden ein für hiesige Verhältnisse recht ansprechendes Unterkommen gewährt. Landschaftlich schön gelegen, unmittelbar am Bergfluß und inmitten des Wildgebietes. Die zahlreichen Häuschen werden von einer Dornenhecke gegen direkte Besuche unwillkommener Raubtiere geschützt. Nur das etwas unheimliche Konzert der Nacht und hier und da ein huschender Schatten einer allzu hungrigen Hyäne verbleiben. Welch unvergeßliche Romantik solch eine Tropennacht vorm Zelt! Harte Silhouetten der Dornbüsche, leises Rauschen der Bergwasser und dazwischen die zahllosen Stimmen der Tiere der Nacht. Das lauschende Ohr erlebt erbitterte Kämpfe auf Leben und Tod, ängstliche Rufe verirrter Herdentiere, Zwiegespräche voneinander weit entfernter vierbeiniger Lebensgefährten und drohendes Brüllen hungriger Raubkatzen.

Das Rasthaus-Lager hat, neben einem langgestreckten Gemeinschaftsgebäude zum Aufenthalt am Tage und zum Einnehmen der Mahlzeiten, eine Unzahl kleiner Häuschen. Ein- und Zweibetthütten, Bad, Toiletten, Küche, Vorratsraum, Wasserbous usw., alles ist in einzelnen kleinen Baulichkeiten untergebracht Lehmwände, Stein- oder auch Lehmfußböden und Stroh- oder Rohrdächer. Durchweg primitiv, aber mit Geschick den verschiedenen Ansprüchen auf Bequemlichkeit und Sauberkeit entsprechend gebaut. Die Preise sind natürlich nicht gerade sehr niedrig, aber man kann auch, wie wir beispielsweise, im eigenen Zelt schlafen und nur einzelne Mahlzeiten des Rasthauses einnehmen.

Der Leiter des Betriebes ist gleichzeitig so eine Art Wildwart für einen Teil des Reservats. Er wohnt mit seiner Familie im „Rest Camp" und ist erstaunlich gut informiert über die bevorzugten Standplätze des Großwildes.

Das Lager hat seine eigene Wasseranlage, durch die man die höchst feudale Badewanne, die Küche und den Warmwasserspeicher im Bedarfsfalle mit frischem Wasser aus dem Flüßchen versorgt. Der Wasserdruck dieser Luxusanlage ist leider von der jeweiligen Pumptätigkeit eines Schwarzen unten am Faß abhängig, und so rauscht beziehungsweise rieselt der Wasserstrahl höchst unterschiedlich ins Gelände.

Wir sind jetzt zwei Tage hier, haben soeben ein erfrischendes Bad im Namanga genommen, das leider etwas abgekürzt werden mußte, weil ein Rhinozerospaar sich bedrohlich näherte, und wollen in einer Stunde weiter. Unser Wagen steht hochbeladen, fast startbereit, wir wollen nur noch tanken, Wasser und Benzin. —

Verlag: Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11-17, Fernsprecher: 20647 u. 22131. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post und durch jede Buchhandlung monatlich 86 Pfennig, durch Umschlag M. 1.45. Bei Zustellung ins Haus kostet der „Illustrierte Beobachter" 2 Pfennig Zustellgebühr mehr. Unsere Lieferanten sind daher berechtigt, die Zeitschrift mit 22 Pfg. frei Haus zu liefern. Versand ins Ausland durch Umschlag monatlich M. 1.45, für Länder mit ermäßigtem Porto M. 1.25. Postscheckkonto: München 11346; Wien: 79921; Prag 77803; Schweiz, Bern, Postscheck III 7205. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank, Filiale Kaufingerstraße. / Der „Illustrierte Beobachter" erscheint wöchentlich am Samstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39/II, Fernruf: 20755 und 20801. Hauptschriftleitung und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dietrich Loder, München; Berliner Schriftleitung: Dr. Hans Diebow; verantwortlich für Anzeigen: Erwin Finkenzeller, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung, Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Adressenvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Organisationsleben muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.

[A B C D E F] Diese Ausgabe darf in Lesezirkeln nur geführt werden, wenn sie im Kopf als Lesezirkel-Ausgabe kenntlich gemacht ist


Tradition u. Gegenwart
Trommler
Zigaretten
STURM-ZIGARETTEN-FABRIK, DRESD
TROMMLER
3 1/3
Zur höchsten Qualität
2 neue Uniform-Bilderfolgen:
„Vorkriegszeit" und „Gegenwart".

Die Bedeutung des 9. November 1923

Die Ansprache des Führers im Bürgerbräukeller an seine Mitkämpfer von 1923

Meine Kameraden, meine deutschen Volksgenossen und -Genossinnen!

Als heute vor zehn Jahren zum zweiten Male in Deutschland versucht wurde, den Staat der Schande, den Staat des deutschen Elends zu überwinden, da geschah dieser Versuch nicht leichtfertig. Wenn erwachsene Männer bereit sind, für ein Ziel ihr Leben aus freiem Willen einzusetzen und, wenn notwendig, hinzugeben, dann geschieht dies nicht aus Leichtsinn heraus. Es ist geschehen unter dem Zwange der bittersten deutschen Not in der Hoffnung, diese Not vielleicht doch wenden zu können. Wir wissen, daß diese Erhebung unseres Volkes damals mißlang. Wenige Stunden später waren die Voraussetzungen, auf der sie aufbaute, nicht mehr gegeben. Denn was ich damals im Prozeß sagte, das kann ich heute genau so wiederholen:

Nie dachten wir daran, eine Erhebung durchzuführen gegen die Wehrmacht unseres Volkes. Mit ihr, glaubten wir, müßte es gelingen. Tragik des Schicksals, bezeichnen die einen den damaligen Zusammenbruch, Vorsehung und Weisheit der Vorsehung möchten wir ihn heute nennen. Heute, zehn Jahre später, wissen wir, daß wir damals zwar mit reinem Herzen, mit unerhörter Geschlossenheit und auch mit persönlichem Mut an unsere Aufgabe herangingen. Aber wir wissen heute auch — besser als damals —, daß die Zeit dafür noch nicht reif war.

Und doch bin ich überzeugt, daß alle, die damals so handelten, im Auftrage einer höheren Gewalt so handeln mußten. Wir haben der Bewegung am 9. November den Heroismus in die Wiege gelegt. Wir, die wir damals entschlossen waren, dieses Regiment der Schande zu brechen, und auch die andern, die damals glaubten, aus Gründen einer fiktiven Staatserhaltung sich dagegen stellen zu müssen, wir haben der jungen Bewegung damals mit diesem Abend hier und mit dem nächsten Tag das Ohr der Nation erschlossen, wir haben dem ganzen deutschen Volke die Augen geöffnet und wir haben der Bewegung den Heroismus in die Wiege gelegt, den sie später brauchte. Und vor allem: dieser Abend und dieser Tag, die haben es uns möglich gemacht, später zehn Jahre lang legal zu kämpfen. Denn täuschen Sie sich nicht: Wenn wir damals nicht gehandelt hätten, hätte ich niemals eine revolutionäre Bewegung gründen, sie bilden und erhalten und dabei doch legal bleiben können.

Man hätte mir mit Recht gesagt: Du redest wie die andern und handeln wirst du genau so wenig wie die anderen. Aber dieser Tag, dieser Entschluß haben es mir ermöglicht, allen Widerständen zum Trotz neun Jahre lang durchzuhalten, das heißt zu sagen: wir sind eine revolutionäre Bewegung, wir werden die Macht erobern und wir werden diesen Staat zerbrechen, werden ihn uns unterwerfen und wir wollen dennoch den legalen Weg nicht verlassen. Scheinbar ein Widerspruch, allein die Entwicklung hat uns Recht gegeben.

Im Jahre 1923 war es für eine gewaltsame Lösung der deutschen Not bereits zu spät. Im Jahre 1920 hätte es vielleicht noch gelingen können. Und zweitens waren die geistigen und die weltanschaulichen Voraussetzungen noch nicht vollständig gegeben für eine wirkliche Umwälzung. Die Schicht derer, die geistig und weltanschaulich bereits gefestigt waren, war zu klein. Sie reichte kaum hinaus über diese Stadt, sicherlich nicht viel über dieses Land.

Die Tat des 8./9. November hat nicht nur die Kunde von einer neuen Revolution, sondern auch die Kunde von einer neuen Weltanschauung durch Deutschland getragen. Von dem Tage an sahen wir die Bewegung die Grenzen unserer inneren Heimat verlassen und sich über ganz Deutschland verbreiten.

Was dann folgte, war nur die Erfüllung, war nur das Aufgehen der Saat. So können wir heute ohne Bitternis und ohne Leid zurückblicken in diese Tage, wenn wir davon absehen, daß sie uns eine große Zahl lieber und treuer und teuerer Kampfgenossen genommen haben. Allein die Kämpfer, die damals fielen, waren Vorbilder für die, die später gefallen sind. So ist dieses Opfer in Wirklichkeit der Same gewesen, aus dem die spätere Saat aufging.

Zum erstenmal hat damals unsere Bewegung Blutzeugen gestellt, erstanden ihr Märtyrer, zum erstenmal haben sie tapfer und mutig dem alten Staat die Stirne gezeigt, nicht hinterher irgend etwas bereuend oder widerrufend, sondern auch hinterher sich zur Tat bekennend. Wir haben damals die Voraussetzungen geschaffen für den endgültigen späteren Sieg, und so wollen wir darauf nicht nur in Trauer und Dankbarkeit zurückblicken, sondern auch das Glück empfinden, daß das in Erfüllung ging, was ich in meiner letzten Rede im großen Prozeß erklärte:

„Daß es unsere Überzeugung sei, daß einmal unsere Stunde kommen würde, daß dann der große Zusammenschluß in Deutschland sich vollziehen würde, daß selbst die, die damals auf uns schossen, in unseren Reihen marschieren würden, und daß besonders das Heer, das ja nicht beteiligt war an der blutigen Tat, uns die Hände reichen werde, daß wir und die Armee gemeinsam dieses neue Deutschland schaffen werden."

Mit Stolz und Freude können wir heute nach 10 Jahren feststellen: es ist gelungen und damit das Jahr 1923 für uns eine der teuersten Erinnerungen unseres ganzen Lebens geworden, eine Erinnerung, die uns tief ergreift, die uns die Wege des Schicksals, aber auch die Weisheit der Vorsehung zeigt, und die uns daher glauben lassen kann, daß auch in der Zukunft das alles nicht vergeblich gewesen sein kann, was wir bisher an Opfern brachten und was wir bisher an Erfolgen für uns buchen konnten. Ich glaube, daß die Vorsehung uns das nicht hätte erleben lassen, wenn sie die Absicht besäße, uns am Ende doch zu vernichten.

Wir stehen nun wieder in einem schweren Kampf. Am 12. November muß die deutsche Nation antreten vor der ganzen Welt und eindeutig Stellung nehmen zur Frage, ob sie ihre Ehre bewahren, ob sie in Zukunft Verträge nicht mehr unterschreiben wird, die nicht gehalten werden können, ob sie den Frieden will, aber auch die Ehre nicht preiszugeben beabsichtigt. Dazu muß unser deutsches Volk am 12. November feierlich vor der ganzen Welt Stellung nehmen. Ich will der Welt die Möglichkeit nehmen, zu behaupten, daß nur ein Staatsmann den Mut besitzt, einmal Nein zu sagen, daß nur ein Staatsmann allein den Frieden will. Ich will der Welt zeigen, daß das ganze deutsche Volk so denkt. Unser Entschluß ist fest und unerschütterlich.

Nicht um eine Stimmabgabe handelt es sich, sondern um ein Bekenntnis, um ein eindeutiges und ganz klares Bekenntnis, nicht nur für die Gegenwart, sondern auch zur deutschen Zukunft.

Es ist auf die Dauer keiner Staatsführung möglich, große politische Erfolge zu erzielen, wenn nicht das Volk selbst hinter ihrem Wollen steht. Das Volk selbst muß vor der Welt Zeugnis ablegen. Der Staatsmann kann nur der Sprecher, der Führer des Volkes, die Kraft selbst muß im Volke verankert sein. Und an diese Kraft des deutschen Volkes, die sich in Jahrtausenden bewährt hat, appellieren wir.

Damals waren wir ein zerrissenes deutsches Volk, und heute sind wir eine fest zusammengeschlossene Nation. Damals waren es schwache Regierungen, und heute ist es ein unerschütterliches Regiment.

Damals konnte man Deutschland zum Prügelknaben und Schuldigen der Welt degradieren, heute ist das unmöglich. Wenn diese Welt ihrer Differenzen nicht Herr wird, dann soll sie nicht glauben, daß sie die Schuld auf Deutschland abladen kann. Uns zur Unterschrift von einem Diktat zu zwingen, wird ihnen nicht mehr gelingen. Hier wird die deutsche Regierung in aller Zukunft immer nur einen Standpunkt einnehmen. Unter Konferenzen verstehen wir Zusammenkünfte gleichberechtigter Nationen. Und unter Beschlüssen von Konferenzen verstehen wir Beschlüsse freier und gleichberechtigter Nationen.

Der Völkerbund sieht uns nicht eher wieder, als bis die letzte Diskriminierung unseres Volkes beseitigt ist.

Das deutsche Volk will keinen Krieg, das deutsche Volk will Ruhe und will arbeiten, nach seiner Fasson selig werden.

Indem wir diese Haltung einnehmen, kämpfen wir in Wahrheit für eine wirkliche Befriedung der Welt. Ich weiß nicht, wie viele hunderte Male ich hier stand, aber das eine weiß ich, daß ich in diesen hunderten Malen mich niemals selbst widerrufen habe, daß ich stets einen klaren Kurs weiterging. Nun habe ich das 14 Jahre lang getan, und jetzt, da mich das Schicksal endlich zum Kanzler gemacht hat, soll ich plötzlich umbrehen! Nein!! Dieser Tag, dieser 8. November vor 10 Jahren, wäre auch nicht denkbar gewesen, wenn man vorher hier erklärt hätte: Wenn wir einst zur Macht kommen, werden wir genau dasselbe tun, was die taten, die wir jetzt abzusetzen uns entschlossen haben. Kein Mann wäre dann marschiert, und die, die tatsächlich gefallen sind, hätten ihr Opfer vergeblich gebracht.

Ich weiß, wenn diese Toten heute unter uns wären, würden sie bekennen, daß ihr Vermächtnis erfüllt wurde.

Dazu müssen wir stehen und davon dürfen wir nicht abweichen. Wir dürfen es erst recht nicht, weil wir wissen, daß unsere Bewegung gerade durch diese Prinzipientreue groß wurde.

Charakterlose Völker haben auf der Welt keine Daseinsberechtigung. Eine große Nation von 65 Millionen muß ihr Leben auf andere Grundsätze fundieren. Diese Grundsätze müssen wir wahren und durchsetzen.

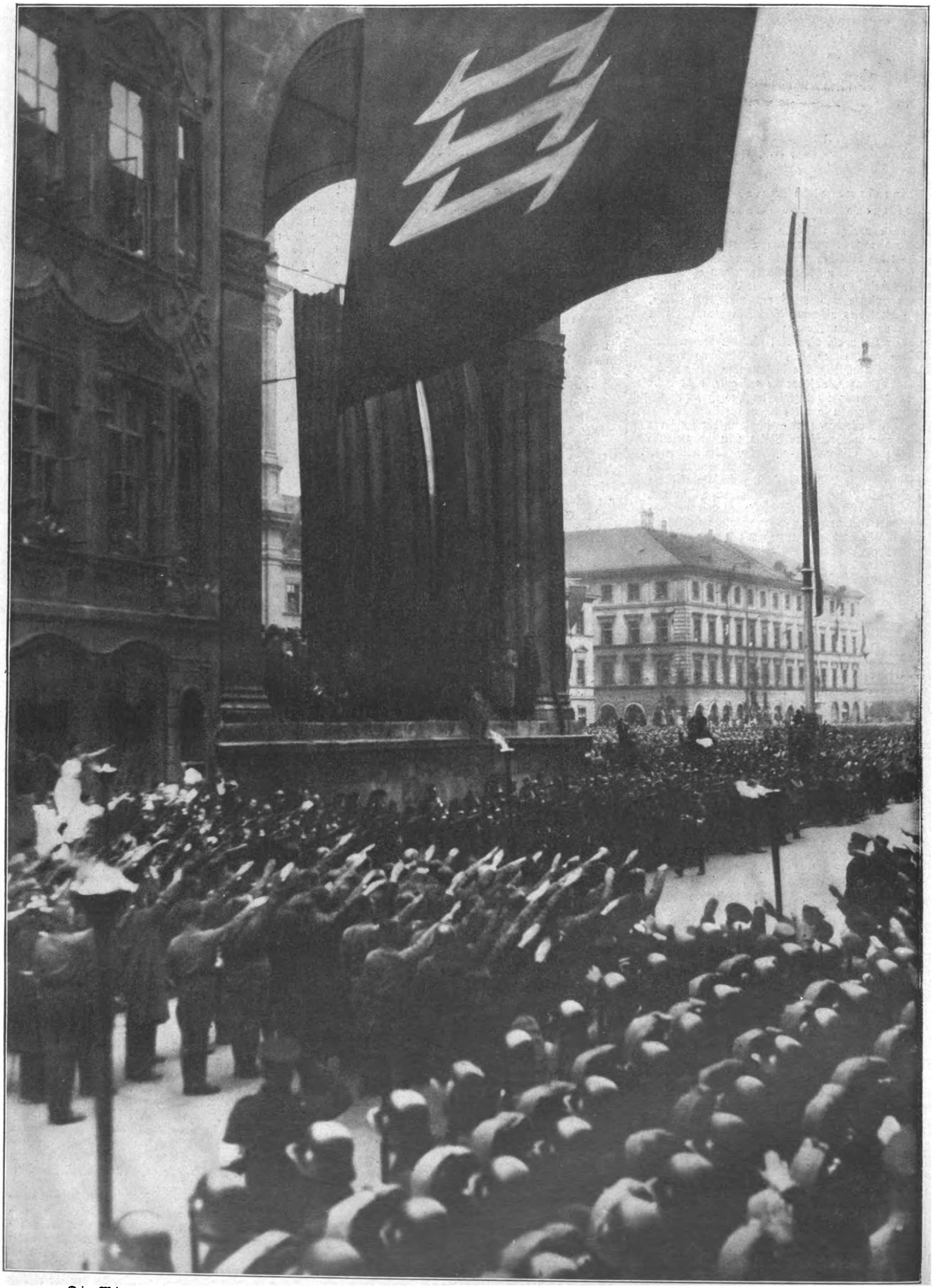
Ich glaube, daß wir schon jetzt in der Welt feststellen können: Der Zorn bei all denen, die uns übel wollen, ist gewachsen, aber die Achtung derer, die einen wirklichen Frieden, eine wirkliche Verständigung wünschen, ist für Deutschland durch unsere Hand gestiegen.

Aus der Erinnerung dieser 10jährigen Vergangenheit wollen wir die Hoffnung mitnehmen, daß so, wie durch unsere Haltung in diesen 10 Jahren die Versöhnung zustande kam zwischen denen, die sich in Deutschland feindlich gegenüberstanden, in den kommenden 10 Jahren auch die Versöhnung kommen wird zwischen den Völkern, die heute noch durch verleumderische Elemente gegeneinander gehetzt werden. Wenn wir daran glauben, daß die Völker einmal auch gemeinsam ihre höheren und größeren Interessen wahrnehmen werden, dann müssen sie bedenken, ehrliche Völker werden sich nie mit unehrlichen verbinden. Wollen wir den Bund, dann müssen wir selbst zum ehrlichen Volk werden. Das kann im einzelnen noch so schwer sein: Nur über diesen Weg führt endlich der Weg zur tatsächlichen Gleichberechtigung und damit zu einer großen Gemeinschaft großer Nationen und großer Völker.

Erst 9 Jahre nach diesem 9. November, erst beim drittenmal ist die deutsche Erhebung gelungen. Die Schande von damals ist im Innern nun nach 15 Jahren ausgelöscht. Zum erstenmal können alle Deutschen jetzt zusammenstehen, zum erstenmal für ein Ziel eintreten. Wenn die Nation dies erkennt, dann wird in der deutschen Geschichte der 12. November 1933 ein Tag der Wiedergewinnung deutscher Ehre nach außen sein.

Euch, meiner alten Garde, die ihr mir diese ganzen langen Jahre treu geblieben seid, brauche ich diese Bitte nicht zu unterbreiten. Es wurde hier vorher gesagt, daß alles das nur möglich gewesen, weil ich als Führer stark geblieben bin.

Meine S.A.-Kameraden, meine S.A.-Führer, meine Mitkämpfer! Ich konnte stark bleiben weil ihr mir treu geblieben seid, nur deshalb ganz allein. Was ist alle Stärke eines Mannes, wenn er nicht getragen von der Treue seiner Mitstreiter? Ihr seid mir treu geblieben! Ich bin durch euch stark gewesen, darum brauche ich auch euch heute nicht zu bitten, aber die deutsche Nation möge sich an euch und eurer Treue ein Beispiel nehmen an diesem 12. November.



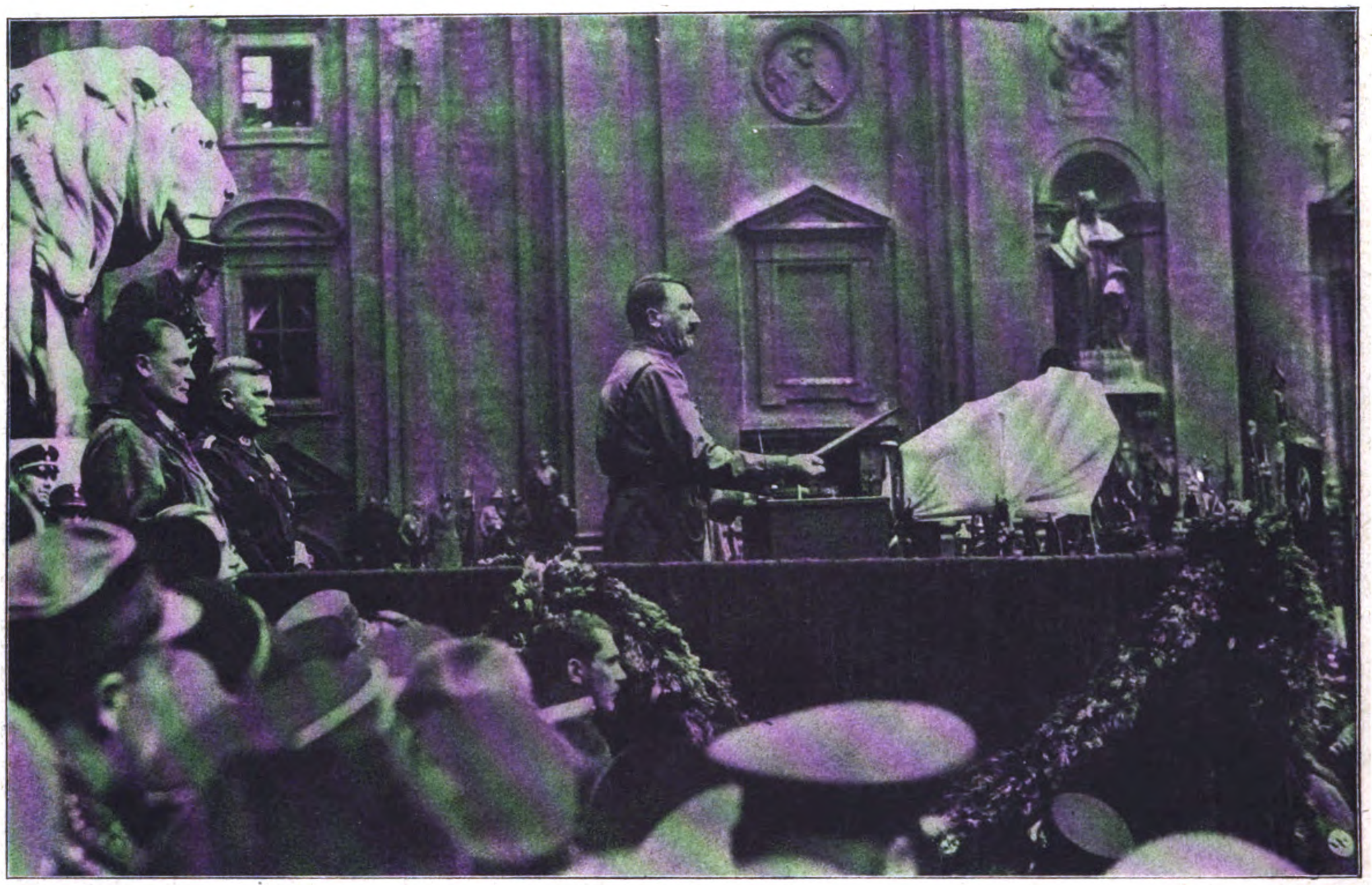
Die Minute des Schweigens vor dem Ehrenmal an der Stelle wo die Toten des 9. Novembers 1923 fielen



Die Minute des Schweigens.
An der Spitze der Fahnengruppe Julius Streicher. Dahinter die Führergruppe des 9. November 1923.



Der Führer bei der Kranzniederlegung an der Feldherrnhalle.



Adolf Hitler spricht.



Ministerpräsident Siebert überreicht dem Führer die Ehrenbürgerurkunde Bayerns.



Die Vereidigung der Bürgermeister Bayerns am 9. November auf dem Königsplatz.



Stoßtrupp Hitler tritt wie vor 10 Jahren in der Kegelbahn des Torbräu an zum Marsch in die Stadt.
Links Oberführer Berchtold.



Am Tor des Bürgerbräukellers vor dem Abmarsch in die Stadt.
Links Brückner. Der Führer im Gespräch mit Graf, Heines und Kriebel.

Preis 20 Pfennig
Österreich: 40 Groschen
Schweiz: 35 Rappen
Ausland: 35 Pfennig

8. JAHRGANG / FOLGE 47 / SAMSTAG, 25. NOVEMBER 1933

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Der Sieg vom 12. November 1933

Reichskanzler Adolf Hitler, Reichsinnenminister Dr. Frick und der stellvertretende Führer, Pg. Rudolf Heß, verfolgen in größter Spannung die einlaufenden Ergebnisse der Volksabstimmung und der Reichstagswahl.

Weitere Aufnahmen des ständigen photographischen Begleiters des Führers, Heinrich Hoffmann, der den denkwürdigen Abend nach der Wahl in der Reichskanzlei im Bilde festhielt, veröffentlichen wir in der heutigen Nummer.

Adolf Hitler hört Deutschlands „Ja“

SONDERAUFNAHMEN AUS DER REICHSKANZLEI VON HEINRICH HOFFMANN



Bayern konnte die größte Zahl der Ja-Stimmen melden.
Mit sichtlicher Freude hört der Führer aus dem Munde seines ständigen Begleiters, des Standartenführers Schaub, die Wahlnachrichten aus München.
Von l. n. r.: Dr. Goebbels, der Führer, Rudolf Heß, Staatssekretär Lammers, Schaub, Prinz August Wilhelm, Standartenführer Schreck.

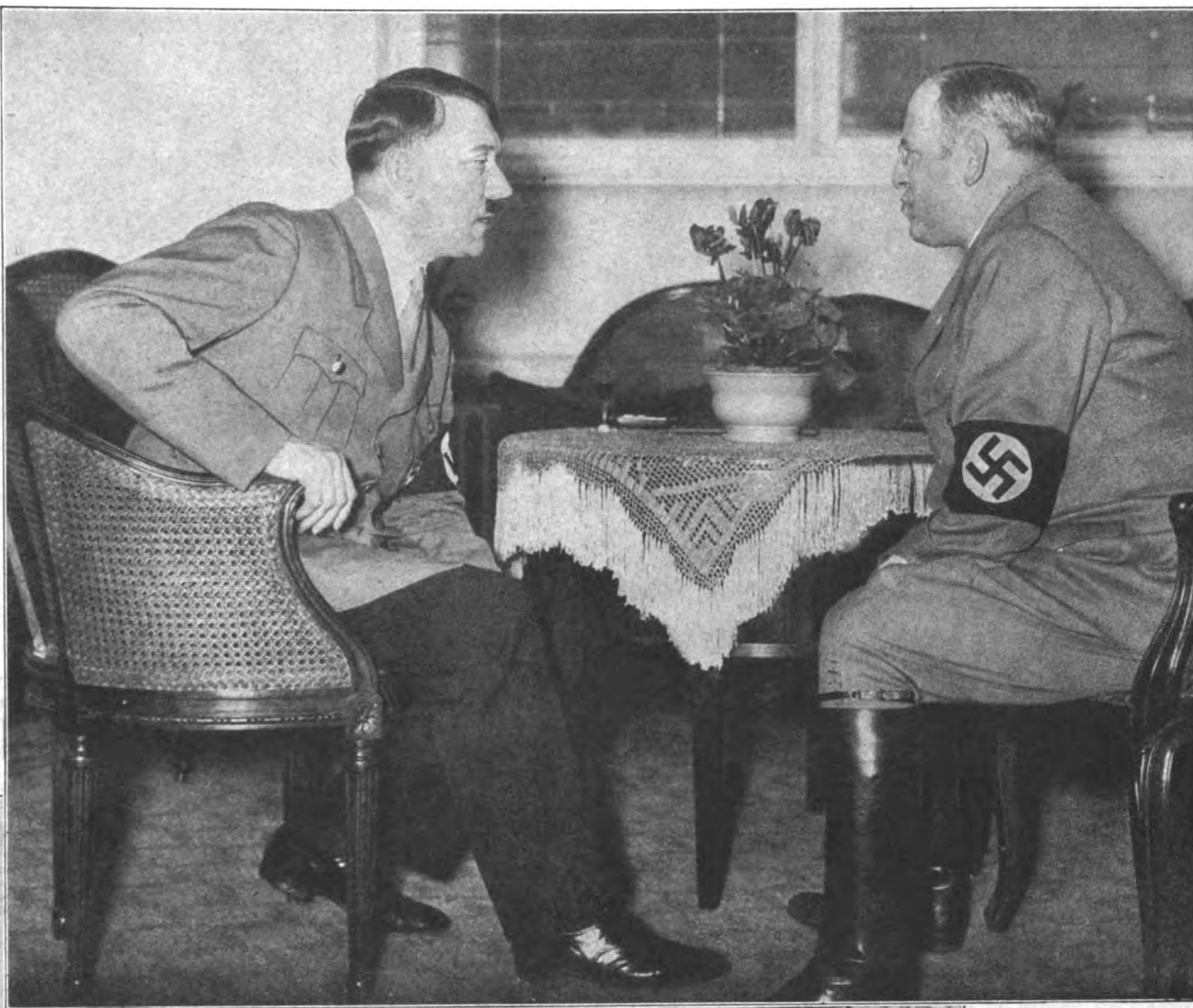
Dem Sonntag der Wahl folgte die Nacht des Sieges! Es war der Sieg der deutschen Ehre, der deutschen Einigkeit. Und diesen Sieg hat das deutsche Volk in seinem letzten Grunde nur dem einen zu verdanken, seinem Führer. Adolf Hitler hatte getrommelt 14 Jahre lang, und noch in dieser letzten Wahlschlacht stand er wie immer in vorderster Front. In Siemensstadt, da, wo er den letzten Appell der deutschen Arbeiterschaft zurief, warf auch er seinen Stimmzettel in die Urne. Um 6 Uhr abends war die Wahl beendet. Fieberhaftes Zählen der Stimmen begann, überall, in Dörfern, Städten, in allen deutschen Gauen. Umgeben von seinen Getreuen erwartete der Führer in der Reichskanzlei die Resultate. Es war eine freudige Erwartung, denn der Jubel, der ihn, den Retter der Nation, überall auf seinen Deutschlandflügen empfangen hatte, verbürgte den Sieg. Da waren u. a. der Adjutant des Führers, Gruppenführer Brückner, der langjährige Begleiter, Standartenführer Schaub, S.S.-Gruppenführer Dietrich, Standartenführer Schreck, Flugkapitän Baur, Bordfunker Leciejewski,



Um Mitternacht sind die ersten Zeitungen da.
Dr. Frick und Dr. Goebbels, der die neuesten Stimmungsbilder über den Verlauf der Wahl liest.

Als das Wahlergebnis in großen Zügen feststand, erschienen die Mitglieder der Reichsregierung, um den Führer zu beglückwünschen.

Adolf Hitler und Reichsarbeitsminister Seldte



der Parteiphotograph Hoffmann, Staatssekretär Lammers und der stellvertretende Führer der Bewegung, Heß. Kurze Zeit nach Wahlschluß konnte der Reichspressechef der N.S.D.A.P., Dr. Otto Dietrich, dem Führer schon die ersten Meldungen überbringen. Dann wurde das Radio angestellt, das diese Meldungen bestätigte; immer neue Wahlergebnisse wurden bekannt, immer bessere. Dann traf Dr. Goebbels ein, der Telegramme aus einzelnen Städten mitbrachte, die eine fast 100prozentige Wahlbeteiligung meldeten. Andere Minister erschienen, unter ihnen Pg. Dr. Frick, der Führer des Stahlhelms



Immer neue Siegesmeldungen laufen ein.
Sitzend, von links nach rechts: Reichspressechef Funk, der Führer, Dr. Frick.
Links stehend: Standartenführer Schreck.

Seldte, und spät in der Nacht auch Ministerpräsident Goering, um dem Kanzler ihre Glückwünsche auszusprechen. Der Führer war beglückt. Sein Werk, erkämpft in Not und Leiden, wurde in dieser Nacht durch das Volk gekrönt mit dem Eichenkranz der deutschen Einigkeit. Auch die Industriegebiete, die Reviere der Arbeiterschaft, hatten unzweideutig bewiesen, daß sie zum neuen Deutschland standen. Ihr „Ja", ihr Kreuz für die N.S.D.A.P., freute den Führer ganz besonders. Als nach Mitternacht das vorläufige Gesamtergebnis bekannt wurde, diktierte der Führer zur Veröffentlichung in der Presse seine beiden Aufrufe, den Dank an das Volk, den Dank an die N.S.D.A.P. Standartenführer Schaub überbrachte dem Führer das Wahlergebnis der Stadt München, sofort wurde eine telephonische Verbindung mit dem bayerischen Ministerpräsidenten Siebert hergestellt, und Adolf Hitler sprach ihm seine Anerkennung dafür aus, daß es ihm gelungen sei, nun die Ehre des Bayernlandes wieder reinzuwaschen von der Novemberschmach. Inzwischen hatten sich auf dem Wilhelmplatz vor der Reichskanzlei Tausende und aber Tausende von Menschen angesammelt. Sie wollten den Führer sehen, ihren Führer. Sie riefen seinen Namen, sie sangen und jubelten, und mehr als einmal dankte ihnen der Führer vom Fenster seines Arbeitszimmers aus. Immer wieder brauste durch die Nacht das Sturmlied des Dritten Reiches, das Lied Horst Wessels . . . „Nun flattern Hitlerfahnen über allen Straßen — —"!

Kurt Tiserich.

Auch im Zimmer der Stabswache des Führers verfolgt man aufmerksam die Wahlmeldungen des Rundfunks





(Sonderaufnahme: Heinrich Hoffmann)

Die Nacht des Wahlsieges.

Blick vom Fenster der Reichskanzlei auf den Wilhelmsplatz: Ungezählte Tausende jubeln dem Führer immer wieder zu.



Eisige Gletscher — kochende Quellen — brodelnde Vulkane: die sturmumtoste Insel der Sagas trägt ein magisches Antlitz.

Auf Wanderungen quer durch die Insel treibt man die kleinen Reitpferde nachts zwischen die dampfenden Bäche. Die Tiere scheuen das heiße Wasser und laufen nicht weg.

Das Land der EDDA

Es gibt wohl kein Volk in Europa, das so wie die Isländer mit seiner Vergangenheit verbunden und verwachsen ist. Gegen Ende des 9. Jahrhunderts kamen norwegische Wikinger, freie Bauern und Edelleute, nach Island mit ihren Wikingerschiffen herüber und besiedelten das Land. Über die Besiedlung Islands wissen wir genau Bescheid, ein Buch aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, das Landnehmebuch, gibt die eingehende Schilderung von der Besitznahme der Insel und enthält ein Verzeichnis sämtlicher Ansiedler. Der erste hat sich 874 in Reykjavik (Rauchbucht) niedergelassen, und 60 Jahre später lebten schon etwa 60 000 Menschen auf Island. Die jetzige Bevölkerungsziffer beträgt 100 000, ist also nicht viel höher.

Die Hauptmasse der Einwanderer waren germani-



Vulkane unter Eis. In den Gletschern des „Eislandes" steigen aus riesigen Schlünden und Löchern vielfach heiße Dämpfe empor. Überall tobt dieser Kampf zwischen Feuer und Wasser, Hitze und Kälte.



Die malerische Gebirgswelt Islands — eine nordische Landschaft von überwältigender Schönheit.
Berge von über 2000 Meter Höhe in ewigem Eis und Schnee.

scher Rasse. Die mitgeschleppten Leibeigenen kamen zum Teil aus Finnland, Lappland oder den britischen Inseln. Der Rasse nach handelt es sich um mongoloide und keltische Völker. Aus diesen Rassen ist die heutige Bevölkerung Islands gemischt; allerdings herrschen die nordischen Rassemerkmale vor.

Im Jahre 930 wurde eine gemeinsame Landesversammlung, der sogenannte Allthing, eingesetzt, auf dem Gesetze gegeben und Gericht gesprochen wurde. Der Allthing fand jährlich auf einem ausgedehnten Lavafeld im Südwestteil der Insel statt. Erst um 1800 verlegte man den Allthing nach Reykjavik. Die meisten



Zu Füßen der Eiswelt:
Bäche mit Badewannentemperatur.
Da die Luft selbst im Sommer meist empfindlich kalt ist, steigt man in die Bäche, um sich zu erwärmen.



In Island steht den Hausfrauen kochendes Wasser unmittelbar zur Verfügung.
In der Nähe der Landeshauptstadt Reykjavik hat man an den natürlichen heißen Quellen Wäschereien angelegt

Der Hafen von Reykjavik. Die weißen Flächen im Bilde rechts und links sind nicht etwa Schnee oder Wäschebleichplätze, sondern zum Trocknen ausgelegte Massen von Klippfischen.





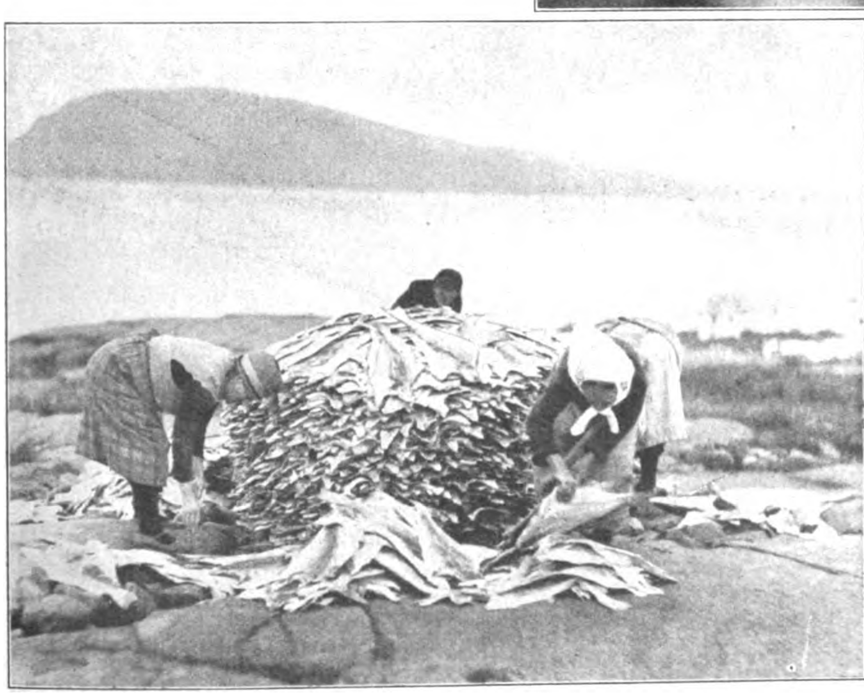
Island ist seit Jahrhunderten berühmt als das Land der reichen Heringsfänge.

*

Neuerdings werden die Heringsschwärme vom Flugzeug aus erkundet, da der Flieger eine viel weitere und tiefere Sicht hat als der Schiffer. Unser Bild zeigt den einzigen isländischen Flieger (links), der übrigens seine Ausbildung in Deutschland genossen hat, mit dem Vertreter der Luft-Hansa.

Nebenstehend: Ein Blick vom Flugzeug aus auf die unwirtliche Felsenwildnis der isländischen Küste.





Wie anderwärts Holz — so stapelt man hier Klippfische übereinander und deckt sie zu, wenn Regenwetter droht. Bei gutem Wetter liegen die Klippfische in weiten Flächen ausgebreitet zum Trocknen, wie man es auf dem Hafenbild von Reykjavik sieht.

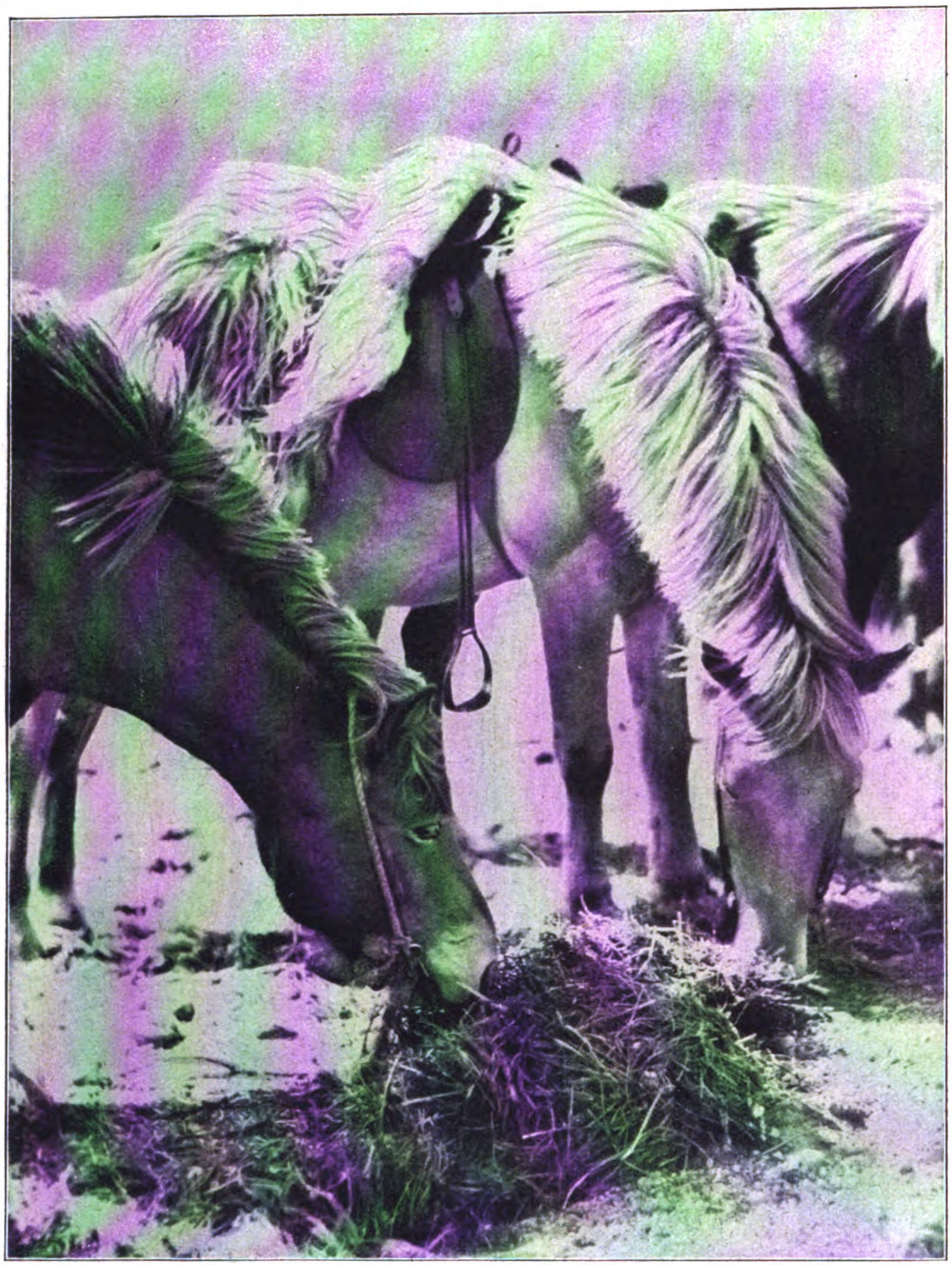
Isländer brauchten mehrere Tage, um von ihrem Gehöft zur Thingebene zu gelangen. Sie reisten mit den struppigen kleinen Island-Ponnys genau so wie das heute noch geschieht. Seit tausend Jahren sind diese kleinen Pferdchen ununterbrochen das Hauptverkehrsmittel auf der Insel gewesen.
In Island wird die Edda, die dort im 12. und 13. Jahrhundert niedergeschrieben wurde, in der Ursprache auf der Schule gelesen. Die alten Edda-Sagen und noch viele andere unaufgezeichnete oder später hinzugekommene sind heute noch im

(Schluß Seite 1600)



Junge Mädchen von Island, die schon als Kinder bei der Herrichtung der Klippfische helfen müssen, im Arbeitsanzug.

ISLÄNDISCHE SAGAS



Die isländischen Ponys
mit ihren herrlichen Mähnen gehören zu den anspruchslosesten und zähesten Geschöpfen. Ohne sie wäre eine Durchquerung des unbewohnten Landinneren nicht ausführbar. Auf weiten Landstrichen wächst kein Halm und kein Gras. Man muß daher das Futterheu für die Ponys mitnehmen.



Noch vor kurzer Zeit sammelten sich, wie seit tausend Jahren, die Isländer zum Thing, der alljährlichen Landesversammlung der Freien, in der unheimlichen Allmänner-Schlucht.



Eine Höhle der Geächteten.
Vor 150 Jahren noch wurden diese Höhlen von Menschen bewohnt. Geächtet zu werden war die schwerste Bestrafung auf Island. Der Geächtete war vogelfrei. Jeder, der ihn traf, konnte ihn erschlagen. Die Verurteilten flüchteten sich daher in solche Höhlen im Innern des Landes. Sie lebten dort hauptsächlich von gestohlenen Schafen oder bekamen auch Lebensmittel von ihren Freunden zugetragen.



Die Drangey-Inseln.
Auf einsamer Insel lebte der sagenhafte Geächtete Gretir der Starke, der für 20 Jahre geächtet worden war und im 19. Jahre erschlagen ward. Er nährte sich von den Schafen, die zur Weide auf diese Insel gebracht worden waren. Die Strickleitern zur Ersteigung der steil abfallenden Küste hatte er hochgezogen und war so unangreifbar. Gegner, die den Versuch machten, die Felswände zu erklettern, stieß er ins Meer hinab.

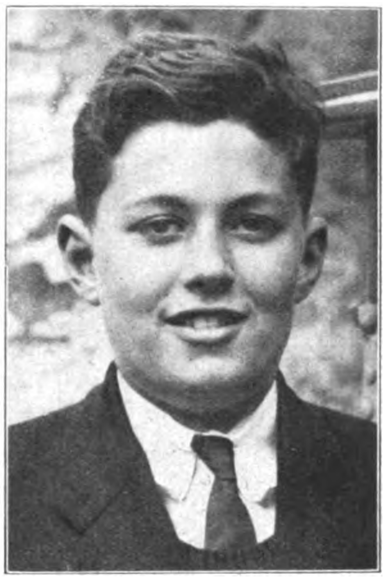


Das Grab des alten Wikings Gunnar von Hlisarendi am Makarfljöt.
Ein mehrere Meter hoher und etwa zwanzig Meter breiter Grabhügel unmittelbar am Hofe seines Nachkommen, des heutigen Bauern von Hlisarendi. Es ist eine düstere, alte Sage, die der Bauer von seinem Vorfahren zu erzählen weiß. Als Gunnars, des Geächteten, Lieblingswaffe vom Gegner zerschlagen war, schloß er sich mit Frau und Mutter in der eigenen Hütte ein, die sein Feind in Brand steckte. Unberührt liegt Gunnar seit Jahrhunderten mit seinen zerbrochenen Waffen im Grab. Niemand in Island wagt seine Ruhe zu stören.

Die Gründung von Germantown

Vor 250 Jahren gründete Franz Daniel Pastorius, der Führer einer deutschen Auswandererschar aus Krefeld und Frankfurt a. M., die Stadt Germantown im heutigen Staate Neuyork

Diese deutsche Ansiedlung von 1683 — fast hundert Jahre vor der Unabhängigkeitserklärung der 13 unter Washingtons Führung 1776 vereinigten Staaten von Amerika — entwickelte sich zu einer blühenden Gemeinde und bildet heute eine Vorstadt von Philadelphia. Hier wurde im Jahre 1702 die erste deutsche Schule in Nordamerika gegründet.

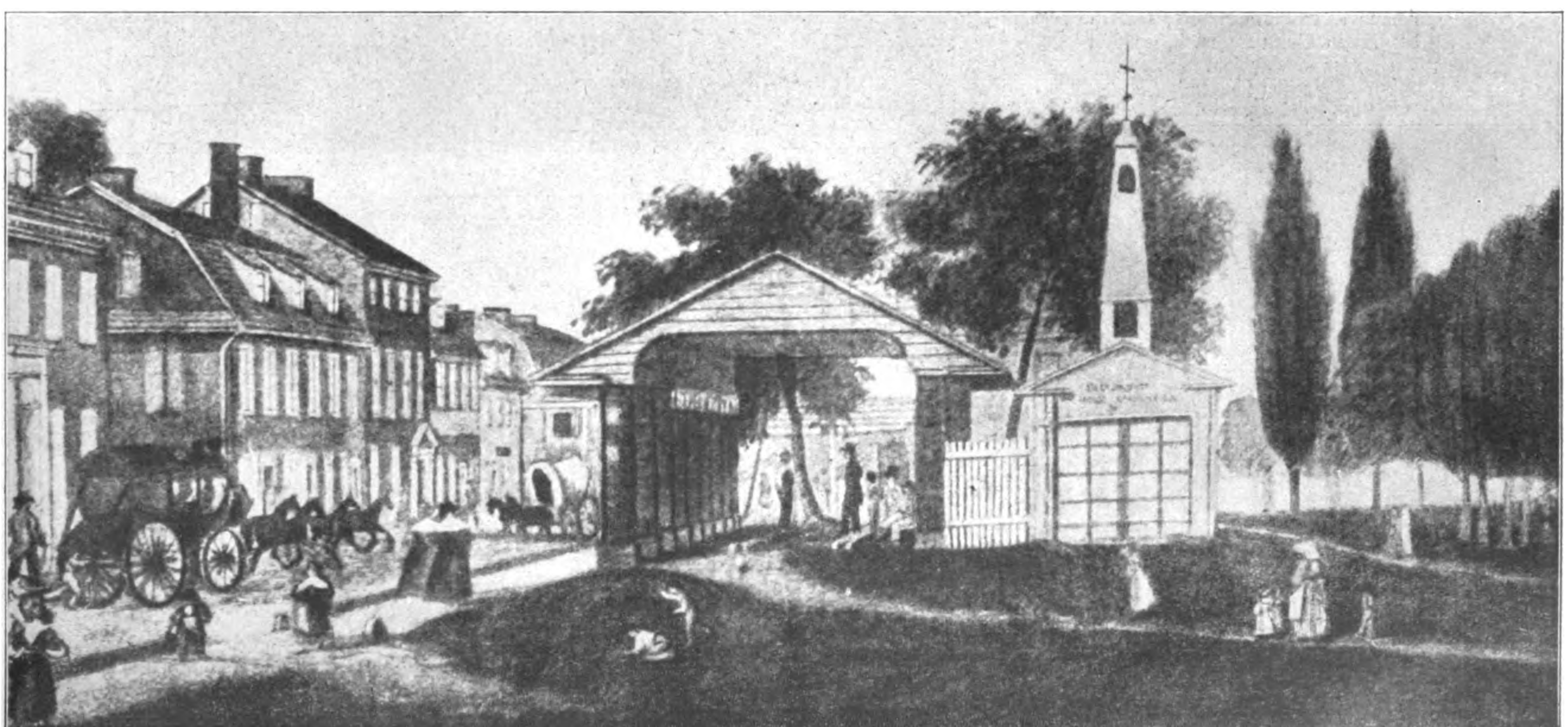


Der achte Nachkomme des Gründers von Germantown trägt den Namen seines großen Ahnen: Franz Daniel Pastorius.

*



Zur 250-Jahrfeier ihrer Gründung ließ die Stadt Germantown ein Erinnerungsfestspiel aufführen: Franz Daniel Pastorius und seine Frau vor dem Blockhaus in der ersten deutschen Siedlung.



Der Marktplatz der Stadt Germantown — wie er vor etwa hundert Jahren aussah.

Moskitos am Eismeer



Ein riesiger Walroßbulle hat sich dem Expeditionsschiff des Kapitäns Bartlett genähert.



ZWISCHEN WALROSS UND STECHMÜCKEN

Kapitän Bartlett, der ehemalige Schiffsführer des Nordpol-Eroberers Peary, kehrt eben von einer eigenen Expedition im kanadisch-arktischen Archipel zurück. Schwierige Eisverhältnisse geboten ihr im Osten der Melville-Halbinsel halt. Von dort stammen unsere Bilder. Sie zeigen, daß es in der Arktis nicht nur Eisbären und Walrosse gibt, auf die der Mensch Jagd machen kann — eine Jagd, die keineswegs ungefährlich ist! — sondern daß auch der Mensch Angriffsziel für kleine, aber bösartige Feinde ist: ungezählte Stechmücken, gegen die man sich in den Sommermonaten des hohen Nordens nicht weniger schützen muß als in der feuchten Hitze des tropischen Urwaldes.

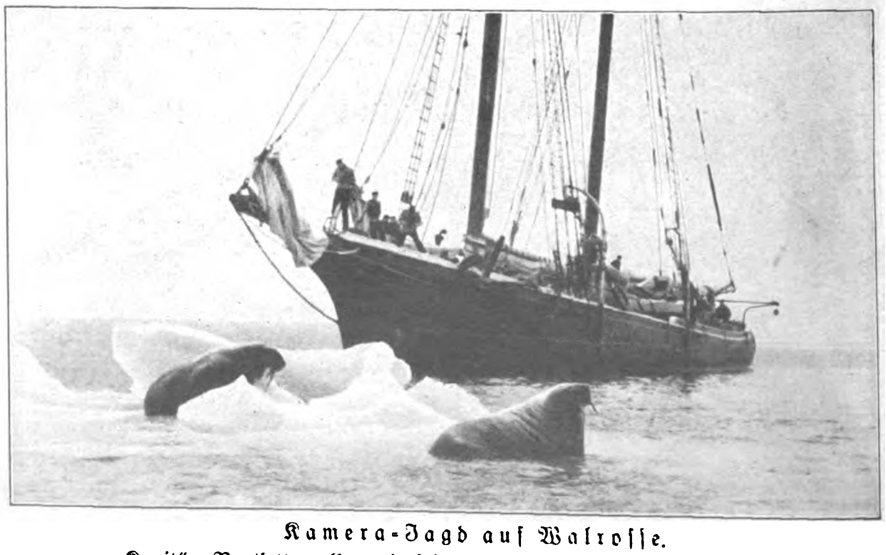
Ein ungewöhnliches Bild: Der Arktisforscher im Mückenschleier.

Wie der Tropenreisende — so muß sich auch der Nordpolfahrer während des kurzen Sommers im hohen Norden gegen die gefährlichen Plagegeister schützen.



Ein Wasserfall in der Zone des nördlichen Eismeers.

Die erste Aufnahme, die von den Barrow-Fällen auf der Melville-Halbinsel gemacht wurde.



Kamera-Jagd auf Walrosse.

Kapitän Bartlett wollte mit seinem Schiff der „Effie Morrissey", der Route der englischen Expedition von 1821—23 folgen. Packeis verhinderte jedoch ein weiteres Vordringen über das Fox-Bassin hinaus.



Dieser See hat gar keinen Namen. Er ist nur auf wenigen Karten verzeichnet — 20 Kilometer hinter Inari und ganz nahe bei Thule. Still, von ergreifender Schönheit, und noch nicht von den Reisebüros entdeckt. Entfernung bis zur nächsten Bahnstation: 350 Kilometer.

Am Ende der Welt

Es gibt in Europa eine Landstraße, die weit hinauf nach Norden führt, bis zum Eismeer. Dort hören auch die besseren Landkarten auf, und das ist der nördlichste Punkt auf diesem gesegneten Planeten, der mit dem Automobil zu erreichen ist: Petsamo, 69° 37' Nordbreite, in Eismeer-Finnland.

Die Reise ist kein Abenteuer. Etwas beschwerlich für so einen kleinen Opel, denn der Weg ist nicht viel besser als die mit Recht so beliebten märkischen Ortsdurchfahrten, zwischen Angermünde und Eberswalde etwa — Berliner wissen Bescheid. Wölfe gibt es kaum. Höchstens daß im Winter ein paar aus Rußland herüberwechseln, Spitzel der G.P.U. wahrscheinlich; Bären indessen . . . ja, Bären kann man noch antreffen, wenn man Glück hat. Neulich hat drüben bei Salmijärvi der Fahrer des Postomnibus zwei gesehen, wie sie über die Straße latschten; die Viecher sind aber mächtig scheu, und der Chauffeur mußte elend aufs Gaspedal treten, damit seine Fahrgäste noch die lebendigen Diwandecken sahen. — Ganz oben, kurz vor dem Ende der Welt, ist noch eine Tankstelle der Standard Oil — als sie die Grube für den Benzinbehälter ausschachteten, wurde das Skelett von einem Walfisch gefunden, das kommt hier öfter vor, und etwas tiefer Werkzeug aus poliertem Schiefer . . . wahrscheinlich von einem Spengler in der Steinzeit liegen gelassen, als er vor 3700 Jahren eine Wasserleitung reparieren wollte.

Linkskurve hinter der Tankstelle. Rechts blinkt das Wasser des Petsamofjords, ein Stück Eismeer, und hundert Meter weiter ist alles aus. Felsbrocken, mit etwas Moos bewachsen, und der Wegweiser mit den großen Zahlen, der zurückweist in die Zivilisation:



Polcirkeln — mit diesem Schild ist der Polarkreis markiert. Hier ist der südlichste Punkt der nördlichen Erde, wo im Sommer die Sonne einen Tag lang nicht untergeht. Und je weiter man nach Norden kommt, desto länger währt der ewige Tag des Sommers — zwei Monate an der Küste des Meeres.



Am Oulu-See in Finnland — Seen, Wolken, Stille, das ist Finnland. Und Holz — was da links auf dem Bild im Wasser zu sehen ist, ist keine Insel — das sind einige zehntausend Stämme Floßholz, die über den See geschleppt werden.

nach Ivalo 235 km, 531 km nach Rovaniemi, das ist die nächste Bahnstation. Rechts aber befindet sich der Tiefwasserhafen Liinahamari. Keine Konkurrenz für Hamburg oder Rotterdam. Nicht einmal für Vardö, drüben in Norwegen, und dort ist schon weiß Gott nicht viel los. Ein Kai aus soliden Bohlen, fünfzig Meter lang und zehn breit, zwei Holzbaracken: ein Lagerschuppen und das Zollbüro.

Zweimal in der Woche kommt ein Schiff hierher; es ist klein und weiß und gar nicht schnell . . . es bringt Gemüse aus Norwegen und landet wohl auch die wunderbaren Erzeugnisse finnischer Volkskunst: Tücher und bunte Teppiche — solche Sachen werden vermutlich auf der ganzen Welt in der Gegend um Oberlungwitz hergestellt, halbwegs zwischen Zwickau und Chemnitz.

Eine friedliche Welt. Auf dem Wasser glitzert etwa . . ., die Sonne oder der Walfisch vom Dienst — im Petsamofjord gibt es drei amtlich zugelassene und beglaubigte Wale, die sich umschichtig im Patrouilleschwimmen ablösen. Wären wir in der Schweiz, so könnte man sagen: die sind vom Fremdenverkehrsverein angestellt. Aber Finnland ist keine Schweiz. Noch nicht . . .

Bis zum Jahre 1920 war diese Gegend russisches Gebiet. Im Krieg lag da eine Division Engländer und eine serbische Batterie hatte sich auch dorthin verirrt. Die sollten den Hafen Murmansk bewachen, langweilten sich maßlos, und soffen jeden Monat eine gute Schiffsladung Whisky leer. Heute noch zeigt man drüben in einem Lappendorf die Tür zu einem W. C. (ohne W. . .) mit der Aufschrift: For British Officers Only — Reliquie, Stern im Baedeker . . .



Der Wegweiser steht in Rovaniemi, wo die Eismeerstraße beginnt. Oben ist die Entfernung nach Petsamo angeschrieben, wo sie endet: 531 km. 531 km voller Wildnis und Einöden.

Es kam das Jahr 1918. Finnland kämpfte mit deutscher Waffenhilfe gegen Rußland, im Innern des Landes tobte die rote Pest. Finnland wurde frei. Die Russen waren aus dem Land getrieben, finnische Streifkorps standen drüben in Karelien, abgerissen, ohne Munition; die Kommunisten waren aufgehängt und ausgerottet, und nun kamen die Friedensverhandlungen zu Dorpat.

Sowjet-Rußland hatte den politischen Kindern Finnlands als Dank für ihr „klassenbewußtes Verhalten" diesen Zipfel am Eismeer versprochen, 10 900 Quadratkilometer groß, von knapp 1700 Menschen bewohnt. Dieses Gebiet verlangte nun auch das weiße Finnland — es gab Konferenzen, Gutachten, monatelanges Verhandeln, und endlich erhielten die Finnen diesen Brocken.

Im Süden des Landes war man unbändig stolz auf diese Eroberung. Aber der Stolz reichte nur knapp bis in die Gegend um Oulu, 650 Kilometer nördlich von Helsingfors, dort waren die Leute schon skeptischer. In Rovaniemi aber, noch 300 Kilometer weiter, war es ganz aus damit. Diese Leute kannten ihre Gegend und wußten, was Finnland da eingehandelt hatte.

Gewiß — die Eismeerküste bei Petsamo ist im Winter eisfrei, dank den letzten Ausläufern des Golfstroms. Aber was soll man damit anfangen? Einen Hafen bauen, und eine Eisenbahn? Ach, Eisenbahnen kosten pro Kilometer eine Million Finnmark, das ist noch die billigste Sorte, und von Rovaniemi bis nach Petsamo sind es gut 500 Kilometer. Wozu überhaupt eine Eisenbahn? Finnland hat ungeheure Wälder. Aber Holz verträgt keinen Bahntransport von 500 Kilometern bis zum Hafen, es wird zu teuer dabei, und die Russen haben ja sowieso alle Märkte in die Luft gesprengt. Es gibt Fisch im Norden: Lachs in den gewaltig großen Seen, Dorsch und Hering im Eismeer . . . toter Fisch in großen Fässern, mit viel Salz drauf . . . das ist aber noch lange kein Grund, eine Eisenbahn zu bauen.

Schon schlug man vor, die 1700 Menschen auf Staatskosten nach Helsingfors einzuladen und das Land seinen Ureinwohnern zu überlassen: den Bären, den Lachsen und den blutrünstigen Geschwadern der Stechmücken — da entschlossen sich die Finnen, die Straße zum Eismeer zu bauen.

Welch ein Werk . . .! Zehn Jahre wurde an dieser Straße gearbeitet, und das finnische Volk machte dafür Schulden über Schulden. Hier und dort ging ein Karrenweg durch die Einsamkeit, der dann zur Straße ausgebaut wurde, aber der allergrößte Teil dieser 531 Kilometer wurde neu angelegt, 523 Kilometer des Wegs liegen nördlich vom Polarkreis. Kilometer um Kilometer schob sich die Straße in die Wildnis. Der Sommer währt nur vier Monate, da wurde Tag und Nacht gearbeitet, die Nächte sind hell und klar, aber dann kam der Winter mit seiner barbarischen Kälte, es

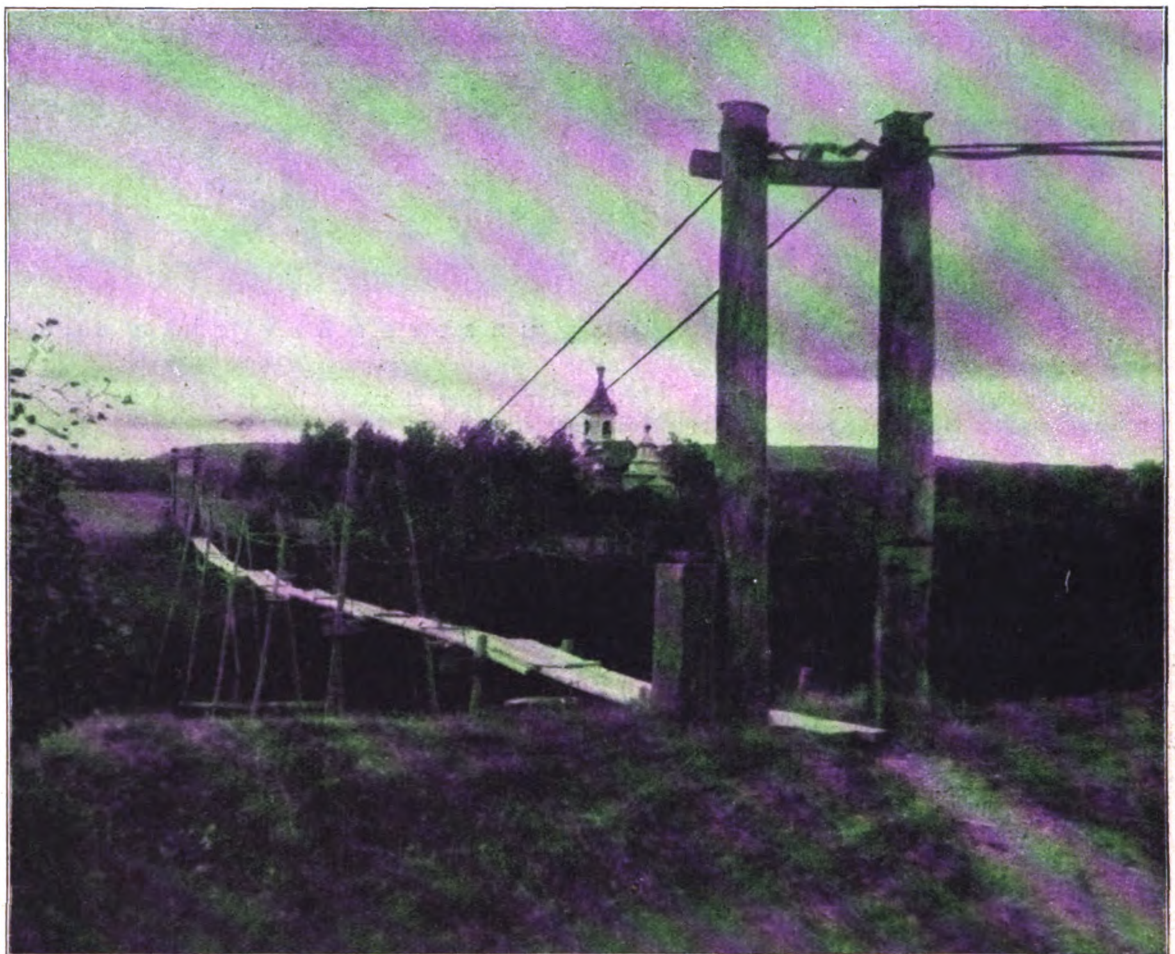


Auto und Telegraph, die einzige Verbindung in die Zivilisation — — im Sommer. Im Winter ist die Straße unter tiefem Schnee begraben und Schneestürme zerreißen oft genug den Draht oder legen die Masten um.

kam die Schneeschmelze, und alles wurde aufgefressen und vernichtet, was im Sommer vorher geschafft wurde. Seit drei Jahren endlich ist diese Straße fertig; ein Werk, auf das die ganze finnische Nation stolz ist.

Die Finnen nennen ihre Eismeerstraße: eine erstklassige Autostraße, und sie haben recht, wenn man den Weg durch das Klima dividiert. Sechs Monate lang ist diese Straße nicht zu befahren. Frost im Winter, aber welche Sorte: 30, 40, 50 Grad unter Null. Tiefer Schnee, und dann einen Monat lang Schneeschmelze im Frühjahr, da wird die Straße ein grundloser und zäher Brei, in dem ein Autobus langsam bis zum Dach einsinken könnte. Im Sommer aber ist das ein Weg aus Kies und Schotter, mit tief ausgefahrenen Spuren — der kleine Opel hoppelt da seinen Weg entlang, mit zwei Rädern in der Furche, die beiden andern laufen auf dem Höcker, hin und zurück macht das über 1000 Kilometer.

Hier ist ein Land mit einer ungeheuren Zukunft — nicht heute und nicht morgen, aber in fünfzig oder in hundert Jahren kann der Besitz dieses Gebiets am Eismeer für Finnland bedeutungsvoll werden. Man hat Geologen geholt, und sie haben das Land fleißig durchgekämmt. Was sie da aus der Wildnis mitgebracht, waren Erzproben mit Eisen, mit Kupfer, mit Nickel. Damit ist heute natürlich kein Staat zu machen. In Schweden gibt es so viel Eisenerz, daß die Leute nicht wissen, wohin mit dem Zeug. Und Kupfer

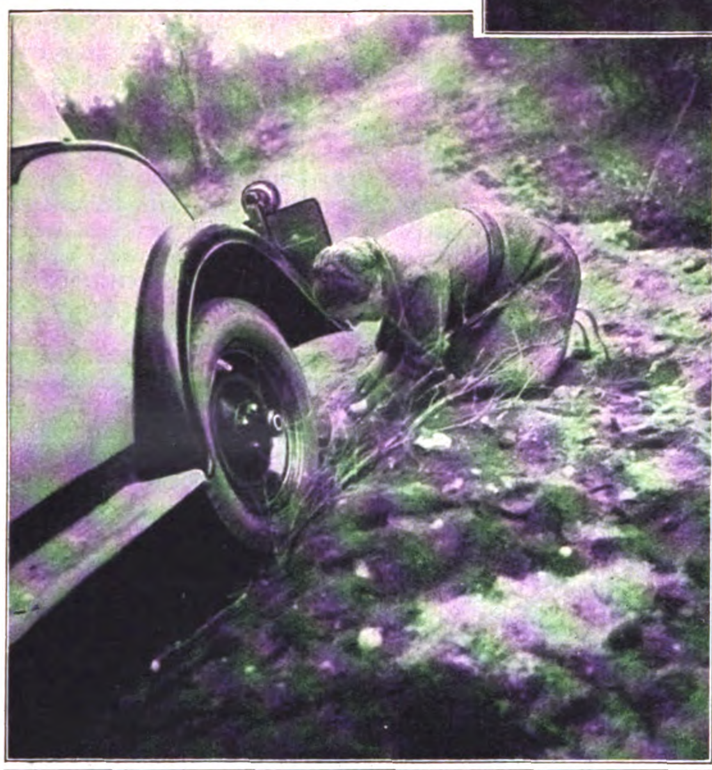


Das nördlichste Kloster der Welt, Petschenga. Im sechzehnten Jahrhundert von der russisch-katholischen Kirche gegründet, kurze Zeit ein Platz schwunghaften Tauschhandels zwischen den Mönchen und englischen Handelsschiffen, um 1600 von den Finnen zerstört und niedergebrannt. Neu errichtet vor etwa 100 Jahren.

gibt es auch mehr als genug. Bleibt noch das Nickel... aber um das auszubeuten, müßte man erst Transportwege, Erzgruben und andere Dinge bauen, die ein Heidengeld kosten, das heute einfach nicht da ist.

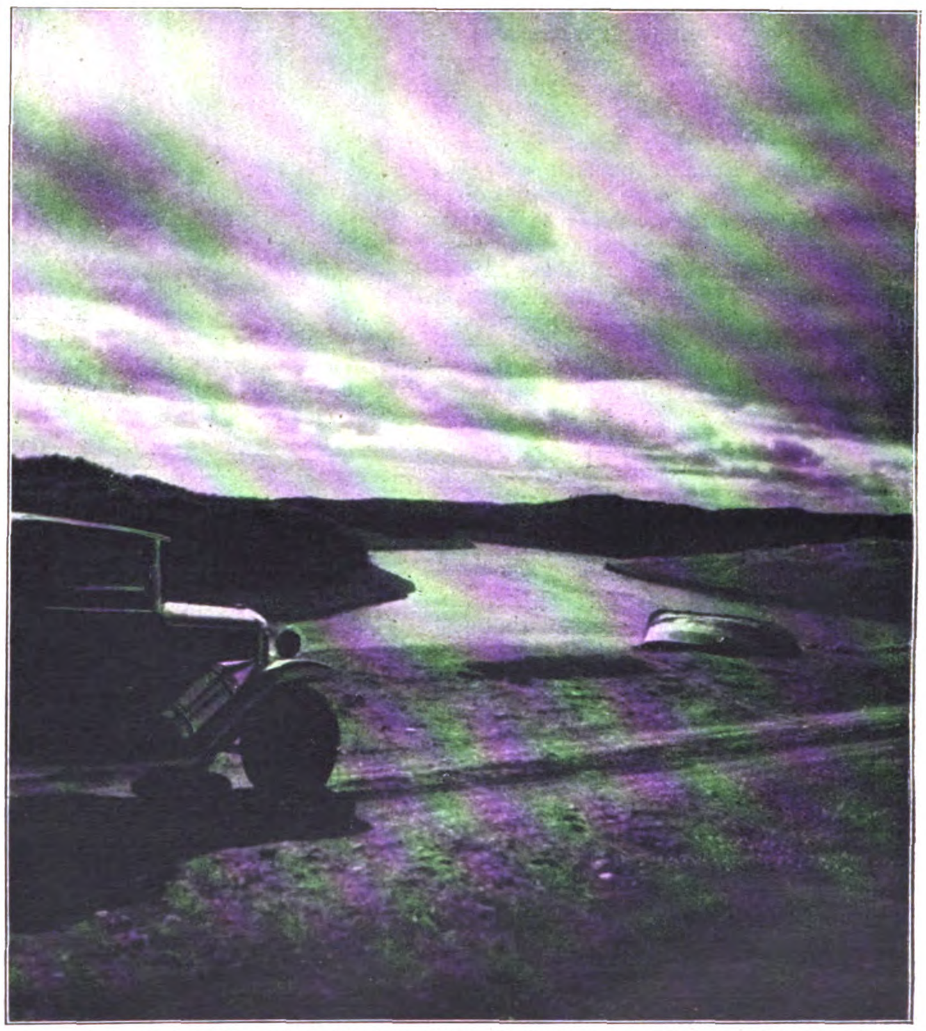
Aber einmal wird die Zeit kommen, da unsere Erzvorräte knapp werden. Dann wird der weiße Mann hinausziehen in die Einöden des Nordens und wird dort die Metalle holen, die er für seine Zivilisation braucht. Es ist eine ferne Zukunft, für die Geologen und Kartographen heute viel

(Schluß auf Seite 1600)





Das passiert einem, wenn man von der Eismeerstraße weg auf Entdeckungsreisen geht. Dieser Weg führt von Yläluostari zu einem sagenhaften Lappendorf, mitten durch kümmerliche Heide, und dann kommt auf einmal Sand, nichts als Sand. Die Räder wühlen sich ein, die Hinterachse sitzt fest, und nun dauert es eine gute Stunde, bis der Wagen wieder zurückfahren kann.



Im Tal des Petsamojoki, kurz vor seiner Mündung in das Nördliche Eismeer. In der windgeschützten Talfurche bauen die Mönche etwas an, was bei einigem guten Willen noch als Gerste zu erkennen ist. Es kann aber auch Hafer sein. Vier Monate Sommer und acht Monate Winter verwischen den Unterschied.

CHARLOTTE KÖHN-BEHRENS:

Was ist Rasse?

(Fortsetzung unserer Berichte aus Nr. 46

Ministerialrat Dr. Conti, der sich für den Gedanken der Rassenhygiene in den Zeiten des Kampfes voll eingesetzt hat und der sich der rassenhygienischen Schulung der Staatsmediziner besonders widmet, beantwortet die Frage nach dem Rassenbegriff in einer neuartigen Form:

„Rasse ist erweiterte Familienverwandtschaft!"

und erläutert diesen Gedanken mit der Überlegung:

„Die Menschen gleicher Rasse sind genau so miteinander verwandt wie Familienangehörige, nur in entfernterem Grade. Rasse ist also eine Gruppe von Menschen, die als Folge gleichartiger stammesgeschichtlicher Entwicklung, auf Grund erblicher Anlagen in wichtigen körperlichen und geistigen Eigenschaften übereinstimmen. Dabei muß man sich darüber klar sein, daß es reine Rassen heute nicht mehr gibt, sondern daß die Wirklichkeit dieser Idee der Rasse nicht entspricht. Trotzdem kann man ganz deutlich erkennen, daß bestimmte menschliche Gruppen sich durch Übereinstimmung wichtigster Merkmale auszeichnen, wobei die Nichtübereinstimmung durch Beimengung anderer Rassenbestandteile zurücktritt."

„Was verstehen Sie unter Familienverwandtschaft in diesem Zusammenhang?"

„Jeder heute in Deutschland lebende Mensch hat an Vorfahren 2 Eltern, 4 Großeltern, 8 Urgroßeltern, 16 Ur-Urgroßeltern usw.; bei einfacher Zusammenzählung dieser je 16 Urahnen müßte Deutschland damals ein Vielfaches unserer heutigen Bevölkerungszahl gehabt haben. Das ist Unsinn, denn alle diese Ahnen sind nicht lauter verschiedene Menschen gewesen. In der Aszendenz jedes Menschen findet ein sogenannter Ahnenverlust statt, d. h.: die bei uns lebenden Menschen sind untereinander bluts- und familienverwandt."

„Sagen Sie mir bitte etwas über den Ahnenverlust."

„Als Ahnenverlust bezeichnet man die Tatsache, daß der einzelne Mensch unter seinen Ahnen schon wenige Generationen in der Vergangenheit nicht mehr diejenige Zahl von Ahnen wirklich aufweist, die er theoretisch haben müßte; denn in Wahrheit taucht durch Blutsverwandtschaft und Verwandtenehen dieselbe Person an mehreren Stellen der vollständigen Ahnentafel auf. Geschwister z. B. haben schon ihre Eltern gemeinsam, Vettern haben in der Großelterngeneration zwei gemeinsame Vorfahren. Die Zahl der Vorfahren verdoppelt sich in jeder Generation, es sind also

2 Eltern,
4 Großeltern,
8 Urgroßeltern,
16 Ur-Urgroßeltern,

dann 32, 64, 128, 256 usw. Vorfahren in jeder vorhergegangenen Generation vorhanden. In der zwölften Generation hat jeder Mensch seiner Ahnentafel nach 4096 Ahnen. Kaiser Wilhelm aber beispielsweise hatte in Wirklichkeit in dieser Generationsfolge nur 275 verschiedene Personen als Vorfahren, also einen außerordentlichen Ahnenverlust, der durch häufiges Vorkommen von Ehen verwandter Persönlichkeiten in seiner Aszendenz zu erklären ist.

Die Blutsverwandtschaft des ganzen Volkes kommt am besten dann zum Ausdruck, wenn man sich klarmacht, daß beispielsweise in der dritten Generation, um das Jahr 1833 — denn etwa drei Generationen bedeuten die Zeitspanne eines Jahrhunderts —, jeder einzelne Mensch acht Ahnen hatte, das ganze Volk also 8×65 Millionen, d. h. 520 Millionen Vorfahren gehabt haben müßte, wenn eben nicht ein Ahnenverlust stattfinden würde. In Wirklichkeit haben um diese Zeit nur etwa 20 Millionen Menschen in Deutschland gelebt, nicht etwa 520 Millionen. Die 20 Millionen Menschen, die damals wirklich gelebt haben, tauchen also in der Ahnentafel der verschiedensten, heute lebenden deutschen Menschen als Vorfahren auf. Der Beweis der wirklichen Familienverwandtschaft ist damit erbracht. Wie stark diese Verwandtschaft ist, ersieht man noch deutlicher, wenn man weiter zurückgeht. Hätte jeder heutige Deutsche seine Ahnen für sich, so würden in Deutschland gelebt haben:

im Jahr 1700: 4 Milliarden 160 Millionen Menschen,
im Jahr 1600: 33 Milliarden 280 Millionen Menschen,
im Jahr 1500: 266 Milliarden 240 Millionen Menschen,
im Jahr 1400: 2 Billionen 129 Milliarden 920 Millionen Menschen.

Die Verwandtschaft aller Deutschen ist also eine sehr erhebliche.

Ist Ihnen übrigens noch nie die Tatsache aufgefallen, daß sich häufig Menschen begegnen, die sich unerhört ähnlich sehen?" Als ich lebhaft bejahe, fährt Dr. Conti fort:

„Unsere Wissenschaft steht heute auf dem Standpunkt, daß diese Ähnlichkeit keinem Zufall entspringt. Jene Personen sind sicher irgendwie blutsverwandt, ohne es zu ahnen. Im Erbgang entstehen durch den Gang der Jahrhunderte diese Menschheitsbilder, die irgendeinem Ahnherrn gleichen, den beide nicht mehr



Stabschef Ernst Röhm
vor seinem Wahllokal in München am 12. Nov. 1933.
Links vom Stabschef seine Mutter.

kennen. Häufig ist es gelungen, solchen Ähnlichkeiten auf die Spur zu kommen. Ich glaube, wir haben alle Veranlassung, uns als eine große Familie zu fühlen, denn wir sind tatsächlich auch nichts anderes."

„Ist in diese Familien nicht aber viel fremdes Blut hereingekommen?"

„Ja. Gerade deshalb hat der Begriff ‚Rasse' für unser Volk eine besondere Bedeutung in der vergangenen Zeit bekommen, weil wir in Gefahr gewesen sind, den unserem Volkstum eigentümlichen und wertvollen Charakter zu verändern, und zwar durch eine Veränderung in der Prozentual-Zusammensetzung unserer einzelnen Rassebestandteile."

„Wie sehen Sie die Beziehung von Rasse und Volk?"

„Man kann sich die Bedeutung der Rasse für ein Volk, gegenseitige Abgrenzung und Verbindung dieser Begriffe am besten dadurch klarmachen, daß man das Volk mit einer Münze vergleicht. Den Rasse-Elementen gleichen die Metalle, aus deren Legierung die Münze zusammengeschmolzen ist. Nicht nur auf die einzelnen Elemente dieser Metall-Legierung kommt es an, sondern auch auf die Erhaltung der Abstimmung dieser einzelnen Elemente aufeinander. Kleine Verschiebungen der Teilverhältnisse ergeben Veränderungen der physikalischen und chemischen Eigenschaften der Metall-Legierung oder vergleichsweise der körperlichen und seelischen Eigenschaften des Volkes. Daß man den Begriff des Volkes nicht von dem der Rasse trennen kann, sondern rassische Verwandtschaft als wichtigstes unterscheidendes Merkmal derjenigen Lebensgemeinschaft, die ein Volk darstellt, bezeichnen muß, ist eine der großen Erkenntnisse unserer nationalsozialistischen Bewegung. In Punkt 4 des Programmes der N.S.D.A.P. stellen wir uns ja in schärfster Gegensatz zu der formalen Rechtsstaatsidee eines vergangenen Patriotismus, der glaubte, durch die Schaffung einer Rechtsgemeinschaft einen Staat unter Ausschaltung des Volksbegriffes als einer Gemeinschaft rassisch verwandter Menschen erfolgreich führen zu können.

Volk in unserem Sinne ist eine Gemeinschaft von Menschen rassischer Verwandtschaft, die durch gleiche Geschichte, gleiche Zukunft, gleiche Sprache, gleiche Kultur und Zusammengehörigkeitsgefühl verbunden sind. Hierbei bedeutet das wichtigste unterscheidende Merkmal die rassische Verwandtschaft, weil es dasjenige ist, das willensmäßig nicht beeinflußbar ist. Die anderen unterscheidenden Merkmale, wie Sprache, Kultur und gemeinsame Zukunft, sind sekundärer Natur. Sehen Sie, wenn sich heute ein Negerstamm in einem geschlossenen Siedlungsgebiet in Deutschland ansiedeln und die deutsche Sprache erlernen würde, so könnte gar kein Zweifel sein, daß nach wenigen Generationen die deutsche Sprache nicht mehr dieselbe Sprache wäre, denn der Negerstamm würde die erlernte deutsche Sprache in seiner Art fortentwickelt haben. Ich weise auf das ‚Jiddisch' hin und darauf, wie stark das dem englischen gegenüber doch recht anders geartete Rassengemisch des heutigen amerikanischen Volkes schon die englische Sprache in anderen Bahnen weiterentwickelt hat.

Kulturelle Gemeinschaft ist zum größten Teil von dem Übereinklang der rassischen Erbanlagen abhängig, denn die Erbanlagen beziehen sich ja nicht, wie oft von Vertretern geistiger Berufe uns vorgehalten wird, nur auf das Körperliche. Im Gegenteil: gerade die feinsten Schwingungen des Seelenlebens folgen den Gesetzen der Schöpfung in ihrem Erbgange ebenso wie die körperlichen Eigenheiten. Man hat den Erbgang krankhafter Anlagen besser erforscht, weil er stärker in die Augen springt, aber man denke nur an spezielle geistige Begabungen, wie die musikalische, und an spezifische Ähnlichkeit besonderer musikalischer Begabungen in einzelnen Familien, um sich klarzumachen, daß auch seelische und geistige Dinge in der erblichen Anlage wiederkehren."

„Wie erklärt sich eigentlich die geistig-seelische Anlage des deutschen Volkes, die es zur Nation der ‚Dichter und Denker' gestempelt hat?"

„In der Reichhaltigkeit seiner Gedankengänge, der Ursprünglichkeit und Selbständigkeit weist zweifellos das deutsche Volk eine tiefe und schöpferische Kraft auf wie vielleicht kein zweites der Erde. Ob dies, wie manchmal geglaubt wird, ein Erbbestandteil allein der nordischen Rasse ist, halte ich für zweifelhaft. Es müßten doch sonst die noch reiner nordisch zusammengesetzten Völker in noch stärkerem Maße gerade diese wertvollsten Eigenschaften des deutschen Volkes aufweisen. Es ist viel wahrscheinlicher, daß die Mischung so nah verwandter Rassenbestandteile, wie es beim deutschen Volke der Fall ist, ein besonders glückliches Ergebnis gehabt hat. Damit will ich den nordischen Gedanken in seiner ungeheuren Bedeutung nicht im geringsten verkleinern. Es ist das nordische Element, der einigende Rassenbestandteil aller Deutschen, das uns über alle Unterschiede der sonstigen Stämme hinweg verbindet. Darum würde uns ein Rückgang des nordischen Bestandteiles besonders gefährden und uns in unserem ganz eigentlichen Charakter verändern. Die Rassenmischung des deutschen Volkes könnte dann eine sehr viel ungünstigere und weniger wertvolle werden."

„Soll allein der Gedanke der ‚Aufnordung' oder das Prinzip der Leistung entscheiden?"

„Das nordische Element ist anscheinend besonders

empfindlich; es läßt sich geradezu eine Stufenleiter des Geburtenrückganges aufstellen, *je stärker nordisch* der Bevölkerungsanteil, *desto stärker der Geburtenrückgang*. Um daher das Mischungsverhältnis der Rassenbestandteile des deutschen Volkes nicht zu gefährden, ist eine *Pflege des Nordischen heute richtig*. Das kann aber natürlich nicht so geschehen, wie oberflächlich denkende Gemüter sich das vorstellen. Es wäre unberechtigt wenn durch äußere Merkmale des Körpers bei einem Teil unserer Deutschen *unberechtigte Überheblichkeit* und bei einem anderen ebenso *unberechtigte Minderwertigkeitsgefühle* erzeugt werden würden. Durch die gesamte geistige Haltung des deutschen Volkes soll wieder eine natürliche Auslese geschaffen werden, die die Entwicklung nordisch bestimmter Menschen fördert, genau wie es umgekehrt in der vergangenen Zeit gerade für den nordischen Menschen in Deutschland schwerer, wenn nicht unmöglich war, einen Boden des Lebens und des Erfolges zu finden. Es wird sich in natürlicher Auslese durch die gesamte geistige Einstellung der Führung des Volkes und des Volkes selbst eine Auslese nach Charakter und Leistung mit einer Förderung des nordischen Rassenelementes verbinden."

„*Welcher Unterschied besteht zwischen Eugenik und Rassenhygiene?*"

„Eugenik bedeutet wörtlich Erbgesundheitspflege, dieser Begriff wurde früher planmäßig in den Vordergrund gestellt, um den Begriff der ‚Rasse' aus den Erörterungen der Erbgesundheitspflege auszuschalten. Die Eugenik, die sich im Kampf gegen grobe organische und geistige Krankheiten erschöpft, ist nicht auf das *jeweilige Volkstum* und seine Notwendigkeiten zugeschnitten. Die Formen geistiger Verblödung sind bei jedem Negerstamm schließlich den Geisteskrankheiten in Deutschland ziemlich gleichartig. Alle geistigen Erbkrankheiten, von denen die schlimmste *Jugendirrsinn oder Schizophrenie* ist, sind in der ganzen Welt verbreitet. Man kann sie durch planmäßiges Ausmerzen der Erbstämme der belasteten Familie sowohl dort wie auch hier eindämmen. Erbgesundheitspflege darf sich jedoch nicht mit der Eindämmung solcher schwer krankhaften Erbminderwertigkeiten erschöpfen, sondern sie muß darüber hinaus versuchen, zu einer *praktischen Rassenpflege* zu werden.

Zu diesen Maßnahmen gehört auch die Verhinderung der *Rassenmischungen* mit stark wesensfremdem Blute. Die besonders schwierigen Verhältnisse des jüdischen Bestandteils will ich nicht im einzelnen besprechen, aber eine Rassenpflege in unserem Sinne, im Gegensatz zur reinen Eugenik, hat alle Veranlassung, sich der Mischehenfrage mit völlig fremdem Blute zuzuwenden.

Allein in Berlin leben ungefähr 40 Mongolen-Mischlingsfamilien — das sind meistens deutsche Frauen, die von fremdrassigen Männern geheiratet wurden oder sich vielmehr von ihnen heiraten ließen. Die Zahl der *Negerbastarde*, über 100 an der Zahl, die aus der Besatzungszeit am Rhein stammen, werden in absehbarer Zeit erwachsene Menschen sein, die wieder Kinder in die Welt setzen.

Unsere deutsche Bevölkerungspolitik ist auf *Rassenpflege* aufgebaut und wünscht nicht nur die Gefahr der Erbminderwertigen zurückzudrängen, sondern ihre Gesamtaufgabe ist die Erhaltung und Förderung des *deutschen Volkstums* mit seinem durch die erblichen Rassenanlagen bedingten *Volkscharakter*. An dieser Aufgabe arbeiten Ärzte, Lehrer und Juristen in einer Front.

Besonders wichtig ist die Schulung von Ärzten in der *staatsmedizinischen Akademie in Berlin*. Wir hoffen sehr, daß es uns gelingen wird, die grundlegenden Gedanken rassenhygienischer Art, wie sie der Führer in seinem Buche „Mein Kampf" niedergelegt hat, an die Gesamtheit des Volkes und besonders an diejenigen Berufsstände heranzubringen, die praktisch an dem Aufbau Deutschlands mitzutragen haben. Das Deutschland des Führers wird auf Grund gesicherter Erkenntnisse zeigen, daß ein großes Kulturreich nicht ebenso wie bisher die Kulturreiche der Vergangenheit nach Blüte und Aufstieg unterzugehen braucht. Wir sind der Überzeugung, daß jene alten Kulturreiche der Vergangenheit nur nicht die *Gründe der Entartung von Volk und Rasse* erkannten und es deshalb unterließen, wirksame Gegenmaßnahmen zur Anwendung zu bringen

Planmäßige Rassenpflege Generationen hindurch vermag aber ein Volk vor Entartung zu bewahren und zu einer dauernden Höherentwicklung zu führen."

Kampf den Erbkrankheiten!

VON UNIV.-PROF. DR. FRHRN. v. VERSCHUER

Abteilungsleiter am Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik in Berlin-Dahlem

In seiner Rede vom 28. Juni d. J. hat der Herr Reichsminister des Innern ein großzügiges Programm der Bevölkerungspolitik entwickelt, das *getragen ist von dem Gedanken der „Vorsorge für die noch nicht Geborenen"*. Der erste gesetzgeberische Akt, der folgte, war das *Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses* vom 14. Juli 1933. Es unternimmt den entscheidenden Schritt zur Ausmerzung der biologischen Minderwertigkeit in unserem Volk durch Unfruchtbarmachung der Erbkranken. Das Gesetz geht von der Tatsache aus, daß es heute möglich ist, in bestimmten Fällen die zukünftige Beschaffenheit des Nachwuchses vorauszusagen. Damit hat die Erbforschung Anwendung auf das Leben unseres Volkes gefunden

Das Gesetz beschränkt sich zunächst auf die wichtigsten Erbleiden. An erster Stelle steht der *angeborene Schwachsinn*. Gerade hier ist die Unfruchtbarmachung besonders wichtig, weil die Schwachsinnigen an Zahl in unserem Volk reich vertreten sind und überdies einen weit über dem Durchschnitt liegenden Nachwuchs haben. Bei der Reichsgebrechlichenzählung von 1925 wurden rund 100 000 Schwachsinnige festgestellt. Diese Zahl ist sicher zu gering, da nur die schweren Fälle erfaßt wurden. Im Allgäu und in Thüringen wurden Nachprüfungen angestellt, indem alle Personen eines bestimmten geographischen Bezirkes von Ärzten untersucht wurden.

Auf 10 000 der Bevölkerung wurden festgestellt im Allgäu 114 geistig Gebrechliche, in Thüringen 131, darunter 77 Geisteskranke und 54 Schwachsinnige. Auch hier sind die leichteren Schwachsinnsgrade nicht mitgezählt worden; diese machen erfahrungsgemäß das Zwei- bis Dreifache der Zahl der schweren und mittelschweren Fälle aus. Umfangreiche Zählungen, wie sie in England, in U.S.A. und in der Schweiz durchgeführt wurden, ergaben noch wesentlich höhere Ziffern (300 bis 400 Schwachsinnige auf 10 000 Einwohner). Wir müssen in Deutschland mit über einer Million Schwachsinniger rechnen, wobei etwa ein Drittel dieser Zahl in höherem Grade schwachsinnig ist. Bedenken wir weiterhin, daß schwachsinnige Frauen im Durchschnitt vier bis sechs Kinder haben, während die erbgesunde Frau unseres Volkes nur noch etwa ein bis zwei Kindern das Leben schenkt. Diese steigende und drohende Flut der Minderwertigkeit wird nunmehr durch das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses eingedämmt. Wir wissen, daß Schwachsinn in der Mehrzahl der Fälle durch krankhafte Erbveranlagung entsteht. Es ist also notwendig, daß Menschen mit angeborenem Schwachsinn keine Kinder haben, ganz abgesehen davon, daß ein Schwachsinniger auch für die Erziehung von Kindern völlig ungeeignet ist.

Die zweite Gruppe von Erbkrankheiten, gegen welche das Gesetz den Kampf eröffnet hat, sind die eigentlichen *Geisteskrankheiten* (Schizophrenie, manisch-depressives Irresein, Epilepsie, Huntingtonsche Chorea). Man kann hierzu auch den schweren Alkoholismus rechnen, der fast immer aus einer psychopathischen Veranlagung heraus sich entwickelt. Die Zahl der schwer Schizophrenen beträgt in Deutschland 70 000—80 000. Man muß das Zwei- bis Dreifache dieser Zahl für leichtere Fälle annehmen. Die Zahl der in Anstalten untergebrachten Manisch-Depressiven beträgt 20 000 bis 25 000, dazu kommen etwa 100 000 Kranke, die sich in häuslicher Pflege oder in einer anfallsfreien Phase befinden. Die Zahl der Epileptiker beträgt mindestens 80 000—90 000, wobei 32 000 in Anstalten verwahrt sind. Durch Erfahrungen an Hunderten von Familien ist die durchschnittliche Gefährdung der Nachkommenschaft bei den einzelnen Geisteskrankheiten ermittelt. So hat ein Schizophrener in einer Ehe mit einem Gesunden zu 9—10 Prozent wieder schizophrene Kinder, 34—42 Prozent sind schizoide und andere Psychopathen. Etwa die Hälfte der Kinder ist also geistig abnorm. Die Kenntnis dieser Gesetzmäßigkeit soll nunmehr praktische Anwendung finden zum Segen unseres Volkes und zum Segen vieler Familien, die bisher durch Generationen unter der Last der Wiederholung schwerer Krankheiten gelitten haben.

Die dritte Gruppe von Erbkrankheiten, die das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses aufführt, sind *körperliche Fehler*: Blindheit, Taubstummheit und schwere körperliche Mißbildung. In jeder einzelnen Krankheit dieser Gruppe ist durch genaue Erhebung in der Familie sowie durch fachärztliche Untersuchung erst festzustellen, ob das Leiden erbbedingt ist Von den 33 000 Blinden und 45 000 Taubstummen, die in Deutschland durch die Reichsgebrechlichenzählung 1925 ermittelt wurden, sind etwa nur je ein Viertel bis ein Drittel als erbbedingt anzunehmen. Unter den schweren, erblichen, körperlichen Mißbildungen sind als Beispiel zu nennen: erbliches Fehlen ganzer Glieder, Spalthand oder Spaltfuß, bestimmte Fälle von Muskelschwund.

Außer den im Gesetz erwähnten Krankheiten gibt es noch eine Reihe schwerer Leiden, bei welchen krankhafte Erbveranlagung die wichtigste Ursache ist; doch liegt es im Interesse einer planvollen Durchführung der Sterilisierung, daß der Gesetzgeber sich zunächst auf die schwersten Fälle beschränkt hat.

Um die Arbeit in den Erbgesundheitsgerichten, welche die Entscheidung über die Sterilisierung in jedem Fall vorzunehmen haben, zu erleichtern, und um den Kampf gegen die Erbkrankheiten bis zu dem Ziel der erblichen Gesundung unseres Volkes vorzutreiben, ist es notwendig, daß *Erbgesundheitsämter* geschaffen werden. In diesen ist eine Kartei der Erbkranken zu führen. Wir brauchen eine genaue Kenntnis über die erbkranken und erbgesunden Familien in unserem Volke. Eine solche Kenntnis ist auch notwendig für eine planvolle Regelung der Eheberatung, für die Gewährung von Ehestandsdarlehen, von Familienhilfen, für den steuerlichen Ausgleich der Familienlasten sowie für die Vergebung von Siedlungsstellen. Von der Tatkraft und Entschlossenheit unserer Regierung darf erwartet werden, daß sie auf dem eingeschlagenen Weg weitergeht und damit die biologische Voraussetzung schafft für die Erhaltung deutschen Volkstums bis in fernste Zeiten.

Vorwärts – Attacke! Hurra!

(8. Fortsetzung)

Ein Schill-Roman von Hans Lehr

Am Friedhof kämpfen die zehn Infanteristen gegen die sechsfache französische Übermacht. Wohl ist die Reiterei aus dem Feld geschlagen, doch wird sie nicht vielleicht umkehren, wenn sie die Infanterie weiter feuern hört und ahnt, wie schwach der Gegner ist? Also drauf! Es gilt!

Schill sprengt auf die französische Infanterie zu und ruft:

„Ergebt euch! Widerstand ist zwecklos! Eure Kavallerie ist vernichtet; ich lasse meine Leute rücksichtslos einhauen, wenn ihr nicht augenblicklich die Waffen niederlegt!"

Nur wenige, von brennender Spannung erfüllte Augenblicke verinnen, dann erscheint der feindliche Führer und überreicht seinen Degen.

Dreiunddreißig Gefangene, drei Offiziersgepäckwagen und tausend Taler beschlagnahmter Staatsgelder fallen in Schills Hand. Er ist zufrieden; mehr war bei dem gegebenen Kräfteverhältnis nicht zu erzwingen.

15.

Die zwei Schillschen Reiter, die von der fliehenden französischen Kavallerie mitgerissen worden sind, fanden nicht mehr zu Schills Abteilung zurück und melden nach ihrem Eintreffen in Kolberg, Schill und seine Leute seien bei dem verwegenen Angriff auf Gülzow wahrscheinlich gefallen. Als sie von dem Angriff trotz des Verrates und der sechsfachen Übermacht erzählen, schüttelt Oberst v. Loucadou den Kopf; später äußert er zu seinem Sohn:

„Ein kühner Draufgänger, dieser Schill, fürchtet Tod und Teufel nicht. Oft habe ich sein überschäumendes Temperament und seine leidenschaftliche Kampflust zügeln müssen. Es ist jammerschade um diesen schneidigen Offizier!"

Wie groß ist sein Erstaunen, als Schill mit seinen nur leicht verwundeten Leuten, den Gefangenen und der Beute eintrifft.

„Schill — —?! Sie leben?!" Er reicht ihm, was er Untergebenen gegenüber selten tut, die Hand.

„Sagen Sie mir, Schill, was haben Sie sich eigentlich gedacht, als Sie erkannten, daß die Besatzung von Gülzow alarmiert war?"

„Drauf, Herr Oberst!"

„Wie, bitte, was sagten Sie?"

„Ich habe gedacht: Drauf!"

Der Kommandant lächelt versonnen.

„Sie sind jung, Schill; ich weiß, wenn man zwanzig oder dreißig alt ist, wagt man mehr als man wägt. Ich habe es früher genau so gehalten. Später habe ich mich manches Mal gewundert, daß ich noch lebendig in meiner Haut stecke. Sie haben Glück; über Ihren Unternehmungen waltet ein günstiger Stern. Ich freue mich mit Ihnen. Doch nun ein ernstes Wort: Ich bin knapp an Mannschaften und vor allem an tüchtigen Offizieren. Gestern habe ich auf Befehl Seiner Majestät die Kavalleriedepots der Regimenter von Bailliodz und von Reizenstein nach Danzig einschiffen müssen. Ich brauche jeden Mann für die Verteidigung der Festung; Sie dürfen also Ihr Leben nicht mehr bei solch gewagten Unternehmungen aufs Spiel setzen. Sie erkennen die Notwendigkeit dieser meiner Mahnung an?"

Zu Befehl, Herr Oberst!" erwidert Schill. Ähnliches hat er erwartet, doch die Mahnung ist so väterlich wohlwollend und anerkennend zum Ausdruck gebracht, daß er im geheimen stolz auf sie ist.

Tage später wird er zum Kommandanten gerufen. Oberst v. Loucadou erhebt sich, geht ihm entgegen und reicht ihm unter freundlichem Lächeln die Hand. Schill ist verwirrt ob dieser ungewohnten Haltung des sonst so strengen, wortkargen und zurückhaltenden Kommandanten. Oberst v. Loucadou klopft ihm sogar auf die Schulter, so daß Schill innerlich völlig die Fassung verliert.

„Was glauben Sie wohl, weshalb ich Sie habe zu mir kommen lassen, Schill?"

„Soll ich zu einer Unternehmung aufbrechen, Herr Oberst?"

„Stillgestanden!" kommandiert der Oberst. „Seine Majestät, unser allergnädigster König, hat Ihnen in Anerkennung Ihrer Leistungen den Orden pour le mérite verliehen; ich freue mich, ihn Ihnen umlegen zu können. Meinen Glückwunsch zu dieser hohen Auszeichnung; Sie sind ihrer würdig, und ich weiß, daß Sie sich auch fernerhin ihrer würdig zeigen werden!"

Schill steht wie vom Donner gerührt. Eine Welle von Freude, Stolz und Glück schlägt in ihm hoch. Er ist unfähig, etwas zu sagen; endlich gelingt es ihm, Worte des Dankes zu finden.

Oberst v. Loucadou wehrt freundlich ab.

„Sie haben mich neulich um die Erlaubnis zur Werbung einer Schwadron leichter Reiter gebeten. Damals konnte ich mich zur Erteilung dieser Erlaubnis nicht entschließen; nun, da meine Kavallerie nach Danzig befohlen worden ist, hat die Lage sich geändert, so daß ich sie Ihnen geben kann. Da Sie gern außerhalb der Festung kämpfen und als Kavallerist auch am besten im offenen Gelände Erfolge erzielen können, weise ich Ihnen als Standort Greifenberg an."

Überglücklich blickt Schill in das Gesicht des Kommandanten. Sein brennender Wunsch ist erfüllt; er erhält ein selbständiges Kommando! Fast vergißt er die militärische Haltung, und er findet nicht die Worte, die seinen Dank so ausdrücken könnten, wie er ihn fühlt.

16.

Kriegsrat Wisseling schreibt aus Königsberg, daß es ihm gelungen sei, den Präsidenten der Generalkriegskommission, Geheimrat Ribbentrop, für den Plan zu gewinnen. Die Audienz bei Sr. Majestät sei nur schwer zu erhalten, da der Zusammenbruch des Heeres, die Verwirrung in der Verwaltung und die Verhandlungen mit Rußland, England und Schweden Zeit und Kräfte des Monarchen völlig in Anspruch nähmen; er hoffe jedoch, trotz dieser Hindernisse empfangen zu werden.

Er habe General v. Rüchel aufgesucht; leider müsse er berichten, daß Seine Exzellenz noch sehr unter den bei Auerstädt erlittenen Verwundungen zu leiden habe. Der Herr General habe sich sehr gefreut, von Schill zu hören, daß seine Schwester und Töchter wohlauf wären; er sei Leutnant v. Schill sehr zu Dank verpflichtet, daß er sich auch weiterhin um das Wohlergehen der Damen kümmern wolle. Der König, die Offiziere des Hauptquartiers und die Armee verfolgten Schills Taten und Leistungen mit besonderer Aufmerksamkeit; man wisse, daß der Kommandant Kolbergs leider etwas pedantisch sei, und setze daher die größten Hoffnungen auf Schills fortreißenden Unternehmungsgeist und seine Stoßkraft; er verspreche, die Bemühungen um eine Verstärkung des Widerstands und die Ausrufung des Volkskampfes nach Kräften zu unterstützen. Wenn Schill wieder nach Gut Haselei käme, möge er die Schwester und Töchter aufs herzlichste grüßen.

Keinen Auftrag führt Schill lieber aus. Zwar kann er nicht ohne weiteres nach Gut Haselei aufbrechen, dazu hat er zuviel Arbeit, doch es gelingt ihm, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden.

Im Land stehen noch zahlreiche von den Reitern im Stich gelassene oder für Spottgeld widerrechtlich verschleuderte Armeepferde. Schill macht sich auf, davon beizutreiben, was möglich ist; gleichzeitig wirbt er unter den Versprengten und entlassenen Gefangenen, die von der Elbe her die Gegend auf dem Marsch nach Danzig und Westpreußen passieren. Es gelingt ihm, seine Abteilung in kurzer Zeit auf eine Schwadron von hundert Reitern und Pferden zu verstärken.

Auf dem Ritt nach Greifenberg kehrt Schill auf Gut Haselei ein. Wieder wird er aufs liebenswürdigste willkommen geheißen und bewirtet.

Schills Jugend war vom sechzehnten Lebensjahr ab vom Dienst in der Armee ausgefüllt; als Fähnrich und junger Leutnant hat er die Feldzüge gegen die französische Revolutionsarmee am Rhein mitgemacht. Jahre strenger Einfachheit, der Disziplin, Einordnung ins Ganze und des Ringens um die eigene Fortbildung folgten in den Friedensjahren in kleinen pommerschen Garnisonsstädten. Familienleben ist Schill etwas Fremdes geworden. Um so angenehmer empfindet er die frauliche Fürsorge auf Gut Haselei und die liebenswürdige Herzlichkeit, die ihm sowohl die Schwester des Generals als auch die Geschwister Albertine und Elise v. Rüchel entgegenbringen.

Selbstverständlich fragen sie sogleich nach seinen Verwundungen und dem Verlauf der Heilung. Die Hiebe hatten seinerzeit die Kopfhaut mehrmals gespalten und waren bis auf die Schädeldecke durchgedrungen. Die Heilung hat Fortschritte gemacht, doch ist sie leider noch immer nicht abgeschlossen. Ab und zu stellen sich Rückfälle des Wundfiebers ein, mit denen er dann den Kampf trotz Dienst, weiten und anstrengenden Ritten und Gefechten mit den französischen Vorposten aufnimmt.

„Sie pflegen sich aber auch gar nicht, Herr v. Schill!" sagt Elise v. Rüchel vorwurfsvoll. „Wie sollen die Wunden denn heilen können, wenn Sie so gut wie nicht aus dem Sattel kommen?"

Schill blickt in geheimem Glück in das aufgeschlossene und liebreizende Mädchenantlitz, das ihn seit der ersten Begegnung auf allen Wegen begleitet; ob das kleine Fräulein wohl ahnt, wie sehr er diese Minuten herbeigesehnt hat und wie oft er nach Möglichkeiten gegrübelt hat, sie herbeizuführen? Er lächelt.

„Ich denke immer, mein gnädiges Fräulein, daß die Wunden da oben es nicht bemerken, daß der Körper statt zu liegen im Sattel sitzt", scherzte er. „Ich gehöre doch gar nicht mir. In mir lebt etwas — ich kann das als Soldat nicht so ausdrücken —, das befiehlt mir einfach: Vorwärts! Aufgesessen! Drauf! Ich bin Soldat; ich muß also nicht nur an die bittere Not des Vaterlandes und an meine Pflicht denken, sondern noch mehr dieser geheimnisvollen Stimme gehorchen, die in mir spricht, lebt, wirkt und treibt und meinen Körper und mein Wesen beherrscht. Ich muß, aus äußerer und innerer Notwendigkeit; verstehen Sie das, mein gnädiges Fräulein?"

Ihre Augen leuchten in die seinigen; sie bemerkt, daß sie für Sekunden die anerzogene Beherrschung der Gefühls vergessen hat, und errötet. Schill sieht es mit Freude.

Später reicht sie ihm die Hand, als sie beide allein am Fenster stehen und in das Schneetreiben des pommerschen Dezemberwinters hinausblicken.

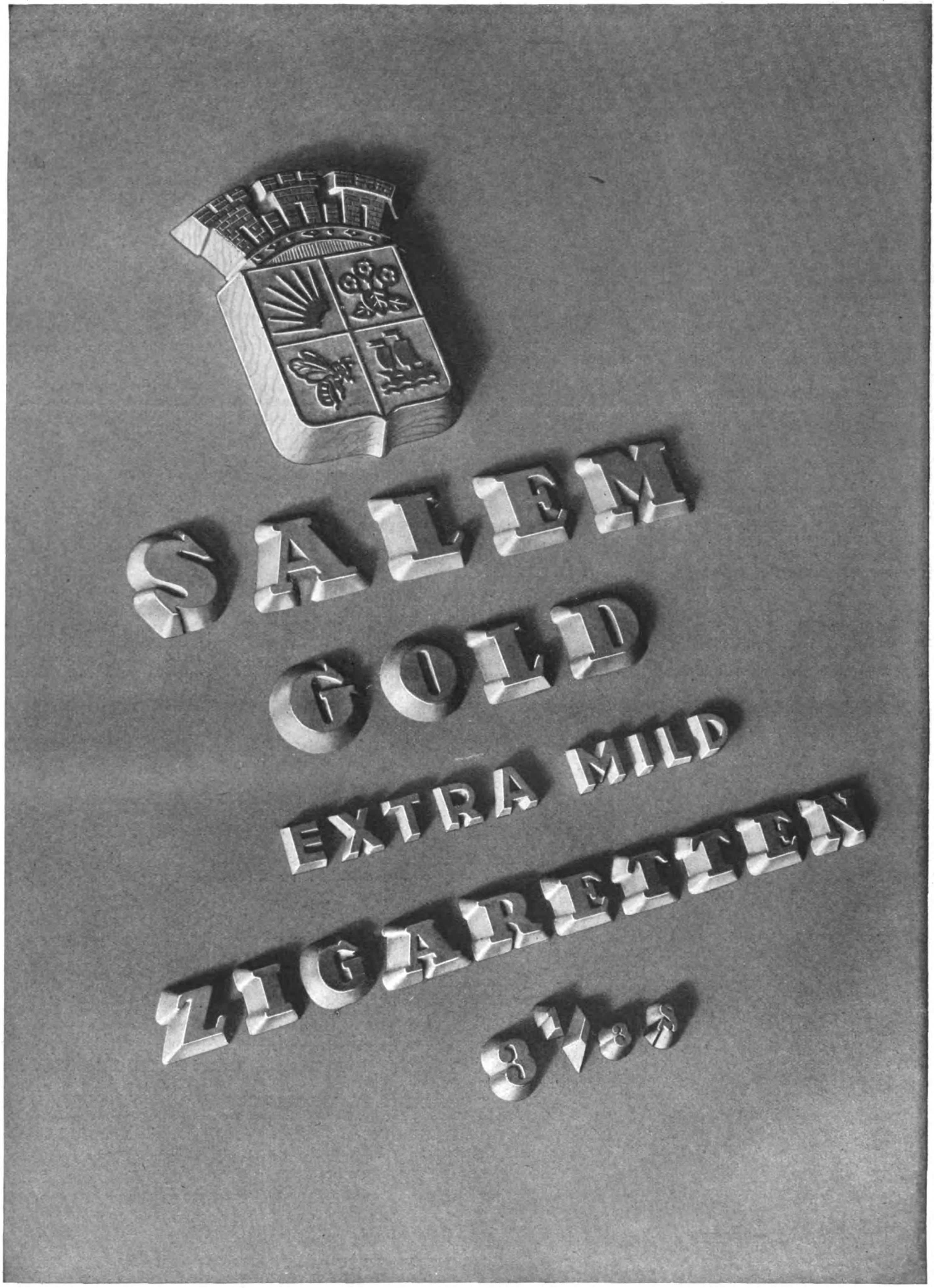
„Ich wollte Ihnen noch Glück wünschen, Herr von Schill, zu der hohen Auszeichnung, die Seine Majestät Ihnen verliehen hat!" Ihr Blick hängt am Kreuz des Pour le mérite.

Er küßt ihre Hand und blickt tief in ihre Augen. Verwirrt senkt sie die Lider.

„Ihr Herr Vater hat mich gebeten, mich öfter von Ihrem Wohlergehen zu überzeugen. Darf ich kommen?"

Glück leuchtet auch in ihren Augen; wieder füllt ihr Gesicht sich mit Röte. Vor Befangenheit vermag sie nichts zu sagen, doch sie nickt heftig.

Als Schill aufbricht, blicken die Damen ihm wieder von der Freitreppe aus nach. Schill wendet sich am Tor um, und wieder glaubt er, wie beim ersten Besuch, wahrzunehmen, daß Elise traurig ist. Bangt sie sich um ihn? Ein nie gekanntes Glücksgefühl quillt in ihm auf. Er lächelt strahlend und winkt grüßend zurück.


SALEM
GOLD
EXTRA MILD
ZIGARETTEN

Wurbzack, der Hausmeister, begleitet ihn ein Stück des Weges.

„Daß Sie mir ja gut auf die Damen aufpassen, Wurbzack!" sagt Schill.

„Zu Befehl, Herr Leutnant!" erwidert der Hausmeister voll Eifer. „Ich werde alles Unangenehme von ihnen fernhalten."

„Bereiten Sie insgeheim alles zum Aufbruch vor. Wenn es brenzlich wird, gebe ich Nachricht, und dann nichts wie los nach Kolberg!"

„Zu Befehl, Herr Leutnant! Ich muß jetzt umkehren; ich habe hier ein Paketchen, das ich Ihnen im Auftrag von Fräulein Elise übergeben soll!"

„Ich danke Ihnen; hier. eine Kleinigkeit für Sie!"

Schill sprengt der Abteilung voraus, um ungestört Einblick in das Paket nehmen zu können; er enthüllt einen wollenen, selbstgestrickten Schal. Ein Zettel liegt oben auf; mit brennendem Interesse liest er:

„Lieber Herr v. Schill! Es ist jetzt so kalt, und Sie müssen so viel reiten; sicherlich frieren Sie oft. Bitte, nehmen Sie den Schal von mir an als kleines Weihnachtsgeschenk und Zeichen meiner Dankbarkeit für Ihre Fürsorge! Elise v. Rüchel."

Wieder und wieder liest Schill die Zeilen; wie zart und lieb ist diese Aufmerksamkeit und wie beglückend die frauliche und gütige Fürsorge! Mit eigener Hand hat Elise diesen Schal gestrickt. Am liebsten möchte er laut jubeln. Er küßt den Zettel und birgt ihn auf dem Herzen. Gleich legt er den Schal um, und oft berührt er ihn versonnen und glücklich mit den Lippen. Ob es für ihn, den Soldaten mit Leib und Seele, wohl ein häusliches Glück geben kann? Später vielleicht, wenn der Krieg beendigt ist? Wie leicht erscheint mit einem Male das Leben, wie schwach wirken die Gefahren, und wie beglückend ist es, für König und Vaterland und eine geliebte Frau zu kämpfen!

17.

Greifenberg ist seiner Lage nach vorzüglich als Stützpunkt geeignet. Zahlreiche Waldungen durchziehen die Gegend; sie ist für den Kleinkrieg wie geschaffen.

Bald wird Schill sich klar darüber, daß seine Reiterei allein für den Kleinkrieg nicht ausreicht. Er muß auch leichte Fußtruppen, Jäger und Schützen, haben. Er baut daher seine Werbung auch nach dieser Richtung hin aus und wendet für die Ausrüstung und Bewaffnung der Leute seine letzten eigenen Mittel auf.

Seine Patrouillen streifen durch das Land. Sie bringen dienstwillige Versprengte ein und Pferde, Waffen und Geräte aus Heeresbeständen; sie heben auch sämtliche erreichbaren Staatskassen auf, um sie dem Feind nicht in die Hände fallen zu lassen.

Feindliche Patrouillen und Posten werden überrumpelt, Verpflegungswagenzüge abgefangen und wichtige Nachrichten eingezogen. Schill gibt sich den neuen Aufgaben mit solcher Leidenschaft hin, daß er die Kopfwunden überhaupt nicht mehr beachtet, bis sie infolge der Überanstrengung und mangelnden Pflege aufbrechen und ihn zu seinem heftigen Verdruß von neuem aufs Krankenlager werfen.

Nur widerwillig fügt Schill sich den Anordnungen des Arztes; das innere Vorwärtsdrängen macht ihm die persönliche Untätigkeit zur Qual.

Vom Bett aus führt er den Befehl. Nach wie vor reiten seine Patrouillen durch das Land; sie durchbrechen selbst die feindlichen Vorpostenketten, beobachten die Hauptabteilungen und holen sich in kühnen Überfällen Waffen und Ausrüstungen dort, wo sie am besten zu finden sind: beim Feind selbst.

Forstmeister Otto und die Verwaltungsgehilfen Kayser und Fischer waren in der Gegend beamtet. Ihr rücksichtsloses Eintreten für die Verteidigung der Heimat zwang sie, vor dem andringenden Feind Schutz zu suchen; sie sind als Freiwillige in Schills Korps eingetreten. Schill überträgt Otto die Bildung einer Jägerkompanie und Kayser und Fischer die Formierung von Schützenabteilungen. Sie kennen die Gegend aufs genaueste, haben beste Beziehungen zur Bevölkerung und wissen dem Feind empfindlichen Schaden zuzufügen.

Leutnant Fischer liefert hundertundfünfzig von Wollin vorbrechenden Italienern mit nur zwei Dutzend Jägern ein siegreiches Gefecht, von dem er einen Offizier und vierzehn Mann als Gefangene heimbringt. Als Beute fallen ihm zahlreiche, hocherfreut begrüßte Gewehre in die Hände und eine Trommel, die erste, die künftig in Schills Abteilung gerührt wird.

Forstmeister Otto erfährt von zwei feindlichen Lastschiffen, die von Swinemünde kommen und hochbeladen nach Stettin bestimmt sind. Er überrumpelt sie mit verwegenem Schneid. Neun Kanonen und große Vorräte an Wein, Reis, Tabak und vielen anderen Lebens- und Genußmitteln werden eingebracht. Die Schillsche Abteilung hat einen Freudentag; es wird gegessen, getrunken und geraucht wie selten. Den größten Teil der Vorräte läßt Schill nach Kolberg schaffen, ebenso sechs Geschütze. Drei Geschütze behält er und läßt sie als erste Feldartilleriebatterie fahrbar herrichten.

18.

Poppe, den verdienten Mitkämpfer und zuverlässigen Unterführer, hat Schill zum Wachtmeister ernannt. Als er von einem Streifritt zurückgekehrt ist und Bericht erstattet hat, fordert Schill ihn auf, an seinem Bett Platz zu nehmen.

„Jetzt paß' mal auf, Kamerad, was für einen ehrenvollen und feinen Auftrag ich für dich habe", sagt Schill in seiner gewinnenden Weise, in der er mit allen seinen Leuten verkehrt. „Die Herren Generäle der französischen Armee scheinen sich schon sehr sicher in Preußen zu fühlen. Sie reisen so unbefangen auf der Landstraße von Stettin nach Polen und Westpreußen, als ob wir überhaupt nicht vorhanden wären. Lassen wir uns das gefallen, Poppe?"

Der intelligente Wachtmeister ahnt, um was es sich handelt und lächelt erfreut.

„Nein, Herr Leutnant!" antwortet er schneidig.

„Die goldene Verdienstmedaille ist dir sicher, wenn du mir einen der hohen Herren hierher einlädst; wenn er meiner Einladung nicht Folge leisten will, mußt du halt nachhelfen. Verstanden?"

Poppe strahlt vor Freude.

„Zu Befehl, Herr Leutnant!"

„Wieviel Mann brauchst du?"

„Drei Mann werden genügen, Herr Leutnant!"

„Na, dann wähle sie aus und reite los." Schill reibt sich die Hände. „Das wäre großartig, wenn du Glück hättest, Poppe. Ich beneide dich um dies Unternehmen. Könnte ich reiten, ich selbst würde es ausführen. Ich



hätte den Auftrag auch einem Offizier oder andren Unteroffizier erteilen können, ich wollte aber dir als meinem ältesten Kameraden diese vorzügliche Gelegenheit zur Auszeichnung zukommen lassen; du ersiehst daraus, wie groß mein Vertrauen zu dir ist, Poppe!"

Obgleich Schill mit Poppe in kameradschaftlicher Weise spricht, gestattet dieser sich nicht die leiseste Vertraulichkeit; der Wachtmeister erweist die Ehrenbezeigung genau so schneidig, als hätte Schill ihm streng dienstlich Befehle erteilt. In hohem Grad besitzt Schill die Gabe, eiserne Manneszucht zu halten, gleichzeitig aber auch in kameradschaftlicher Weise mit seinen Leuten zu verkehren und sie dadurch mit seinem Geist der Verwegenheit und rücksichtslosen Hingabe zu erfüllen.

Poppe wählt drei Kameraden aus, die sich als zuverlässige Kampfgenossen auf früheren Streifzügen bewährt haben. Das Glück ist ihm hold. Ungesehen durchreitet er die französische Vorpostenkette und bringt bis nach Arnswalde vor. Dort erfährt er, daß zufällig am gleichen Tag Marschall Victor Herzog v. Belluno mit seinem Adjutanten Oberst Jourdoin auf der Durchreise nach Westpreußen eingetroffen ist.

Der Marschall und sein Adjutant scheinen sich vollkommen sicher zu fühlen, denn sie reisen ohne Eskorte. Schier berstend vor Spannung lauert Poppe auf das Hereinbrechen und Fortschreiten der Nacht. Unter dem Schutz der Dunkelheit reitet er in das Städtchen ein.

Gegen Morgen erwacht der Marschall von einem Geräusch, das vom Fenster her zu ihm bringt. Er verläßt das Bett, um nachzusehen, was los ist. Zu seinem Entsetzen erkennt er preußische Soldaten, deren Führer sich ins Zimmer schwingt und ihm sofort den Weg zu den Waffen versperrt.

Soll er rufen? Ein Marschall von Frankreich im Schlafgewand, von preußischen Reitern überfallen — —; die Lage ist grotesk; er wagt es nicht, um Hilfe zu rufen.

Er schlüpft zur Tür hinaus, rennt in den Garten und klettert über einen Zaun. Hart sind die Verfolger ihm auf den Fersen. Er wirft sich in eine Kartoffelgrube — —, es ist zu spät. Schon ist Wachtmeister Poppe bei ihm.

„Herr Marschall — —! Sie sind mein Gefangener! Ich bitte, kein Aufsehen zu verursachen, in Ihrem eigenen Interesse; es wäre zwecklos — Ihr Adjutant ist bereits festgenommen und die Stadt von preußischen Truppen umstellt und besetzt!"

Zähneknirschend vor Scham und Wut folgt der Marschall Poppe und seinen zwei Begleitern ins Zimmer — der dritte steht vor dem Haus als Wache bei dem bereits festgenommenen Oberst Jourdoin und den Pferden. In fressendem Ingrimm kleidet der Marschall sich an. Unauffällig blickt er nach seiner Mappe, in der Hoffnung, sie und ihr wichtiger Inhalt seien den Preußen entgangen; Poppe jedoch bemerkt den Blick, folgt ihm und beschlagnahmt liebenswürdig lächelnd die kostbare Beute.

„Herr Marschall, gestatten Sie, daß ich Ihnen in den Mantel helfe; es ist kalt!"

Finster knurrt der Marschall etwas vor sich hin. Poppe legt ihm den Mantel um und geleitet ihn zu den Pferden.

„Aufgesessen!" kommandiert er. Sie nehmen den Marschall und seinen Adjutanten in die Mitte und reiten los, so schnell die Pferde laufen können. Als sie auf verschwiegenen Wegen über Wiesen und durch Wälder reiten, fragt der Marschall erbittert:

„Wo ist Ihr Kommandeur?"

Poppe lächelt liebenswürdig.

„Weit weg von hier, Herr Marschall!"

„Ich denke, Arnswalde sei umstellt gewesen?"

„Leider, nein, Herr Marschall; wir waren nur zu vieren."

Marschall Victor ist alter Soldat; er hat Sinn für Humor und schätzt Kühnheit und Tapferkeit auch beim Gegner, doch damit, daß er selbst das Opfer dieses großartig verwegenen Streichs geworden ist, kann er sich so rasch nicht abfinden. Was wird sein Kaiser denken? Ganz Europa wird über diese Blamage lachen. Ein Marschall von Frankreich läßt sich nachts von einem preußischen Wachtmeister und drei Mann aus seinem Bett heraus aufheben, noch dazu von Mannschaften dieses verwünschten Leutnants v. Schill, der mit seinen Leuten ein ganzes Korps in Atem hält. Marschall Victor Herzog v. Belluno flucht im geheimen und laut wie die Artilleristen einer Batterie, deren Geschütze bis über die Räder im Dreck festsitzen.

Schill läßt den Marschall und seinen Adjutanten gut unterbringen, aber auch gut bewachen. Er hat wieder einen Wundfieberanfall gehabt, kleidet sich jedoch trotzdem an und empfängt den Marschall.

Nach der militärischen Ehrenbezeigung fragt er:

„Herr Marschall, ich hoffe, daß meine Leute Sie Ihrem Rang entsprechend behandelt haben?"

„Ich kann nicht klagen", antwortet der Marschall verdrossen und senkt den Blick. „Aber, gestatten Sie mir die Frage, seit wann ist es üblich, auf diese Weise Krieg zu führen?"

„Seit französische Generäle sich so überheblich verhalten, als gäbe es bereits kein Preußen mehr!" antwortet Schill scharf. „Ich werde Sie nach Kolberg geleiten lassen, Herr Marschall. Sicherlich werden Sie nach Danzig oder Königsberg gebracht werden. Ich nehme an, daß Ihre Gefangenschaft nicht von langer Dauer sein wird, da Ihr Kaiser Sie ohne Zweifel über kurz oder lang gegen einen hohen preußischen Offizier austauschen lassen wird. Vielleicht haben Sie die Güte, seinerzeit Ihren Herren Generälen Chapuis und Thouvenot wissen zu lassen, daß man Sie gut und den Vorschriften des Kriegsrechts entsprechend behandelt hat; die beiden Herren haben nämlich mich vor kurzem als Parlamentär unter schwerster Verletzung des Kriegsrechts festgenommen und wochenlang gefangen gehalten!"

Marschall Victor beißt sich auf die Lippen. Er antwortet nicht; dieser junge preußische Offizier hat eine entwaffnende Art, Wahrheiten zu sagen.

Am folgenden Tag geleitet Wachtmeister Poppe den Marschall und seinen Adjutanten nach Kolberg. Der größte Teil der Bevölkerung ist auf den Beinen, doch es erschallt kein beleidigendes Wort. Vor der Kommandantur jedoch bilden sich Gruppen, die begeisterte Hochrufe auf Schill und seine Schar ausbringen.

Schill freut sich, seinem getreuen Poppe schon nach kurzer Zeit vor versammelter Mannschaft die von Seiner Majestät selbst verliehene Verdienstmedaille in Gold an die Brust heften zu können.

(Fortsetzung folgt)



Fritz Müller-Partenkirchen:

Küstengliederung

Unserem Geographielehrer, dem Professor Wasserzieher zerfiel die Erde in Meereshöhen, in Nebenflüsse, in Nebenflüsse von Nebenflüssen, in Städte an Nebenflüssen, in Wasserscheiden, in maximale und minimale Niederschlagsmengen, und vor allem in Küstengliederungen.

Kein Wunder, daß auch uns die Erde da — zerfiel.

Am meisten waren wir zerfallen mit den vertrackten Küstengliederungen. Es war unheimlich, wieviel Küstengliederungen es gab. Wenn wir am Ende des Schuljahres aufatmend dachten, wir hätten sie nun glücklich alle hinter uns, die Küstengliederungen — flugs entdeckte Herr Professor Wasserzieher eine neue. In einen alten Stiefel wäre er hineingeschloffen, um ungeahnte Küstengliederungen darinnen aufzuspüren.

In den Ferien schloß er sich zu Hause ein und tüftelte an der Hand von Büchern und von Karten aus, welche Küsten er noch nicht zergliedert hatte. Der Kleinhesseloher See im Englischen Garten ist ein lieber, kleiner Weiher, viel benützt zum Schlittschuhlaufen. Professor Wasserzieher hat ihn nie benützt, es sei denn, um uns nach den Ferien eine Schulaufgabe über die Küstengliederung des Kleinhesseloher Sees schreiben zu lassen.

Einmal fand man ihn vor Erschöpfung in der Badewanne eingeschlafen. Die glatten Badewannenwände hatte er zerkratzt, im vergeblichen Bemühen, ihnen eine Küstengliederung aufzumutzen.

Einmal aber sagte er im dritten Schuljahr: „Nun hätten wir so ziemlich alle Küstengliederungen durchgenommen, jetzt wollen wir beginnen, jede Küstengliederung mit jeder andern Küstengliederung zu vergleichen — wie viele solcher Vergleiche, glaubst du, Dorscher, werden sich da wohl anstellen lassen?"

„Siebenundsechzigtausenddreihundertvierundachtzig Vergleiche", sagte Dorscher.

„Wie kommst du gerade auf siebenundsechzigtausenddreihundertvierundachtzig?", stutzte unser Geor.

„Ich habe es ausgerechnet", sagte Dorscher.

„Jetzt?", sagte der Geor mißtrauisch.

„Zu Hause", sagte Dorscher scheinheilig.

„Also beschäftigst du dich auch zu Hause mit Küstengliederungen, Dorscher?"

„Jeden zweiten Tag, Herr Professor."

„Das ist brav, Dorscher, das ist sehr brav. Nur — nur — nun, ich bin mit dem zufrieden, setz dich, Dorscher."

Er hatte erwartet, daß sich Dorscher täglich mit Küstengliederungen beschäftige, von einem Klassenersten darf man das erwarten.

Da aber stach den Dorscher der Haber. „Herr Professor", sagte er am Schluß der Stunde, „ich hab's noch einmal durchgerechnet: Es gibt siebenundsechzigtausenddreihundertvierundachtzig und einen halben Vergleich bei den Küstengliederungen."

Der Geor sah ihn scharf an. Er zitterte. Sein vertrauendes Küstengliederungsherz hatte einen Stoß erlitten. Er hatte den Dorscher durchschaut. Durch die halbe Küstengliederung sah er des Dorschers andre Hälfte, sah er dessen Widerstand und Spott gegen alle bücherlichen Küstengliederungen. Er gab ihm eine Stunde Karzer. Von Stund an rutschte der Dorscher in der Geographie auf den zweiten Platz.

Auf den ersten kam der Bröselmaier. Der Bröselmaier wurde Spezialist in Küstengliederungen. Er verlegte sich ausschließlich auf Küstengliederungen, als er die Lücke sah, die der Dorscher nach der Karzerstunde hinterließ. Er vernachlässigte die andern Fächer oder betrachtete sie von jetzt ab nur noch unter dem Einfallwinkel von Küstengliederungen. Er verdarb es mit dem Geschichtsprofessor, als er in einer entscheidenden Klassenarbeit ausführte, das Mittelalter mute an wie die Küstengliederung von Hinterindien und den Sundainseln. Die Mathematik versaute er sich, als er in eine Gleichung dritten Grades die Küstengliederung bei Korea und Kamtschatka hineinzeichnete. Daß seine deutschen Aufsätze reine Küstengliederungen wurden, war vorauszusehen, aber daß er in der Religion, als er Gesangbuchverse aufsagen sollte, die Küstengliederung von Westafrika herunterrasselte, hätte beinahe seine Entfernung von der Schule zur Folge gehabt, wenn ihn nicht Professor Wasserzieher gehalten hätte. „Der Bröselmaier", sagte er in der Konferenz, „ist bei mir Eins a, und wer wenigstens in einem Fache außerordentlich ist, der muß es später zu was Großem bringen, und die Schule wäre dann blamiert."

„Oder die Küstengliederung", ergänzte Dorscher, als er's hörte.

Das wurde unserm Geor hinterbracht. Er beschloß, den Dorscher in der Prüfung durchzuwerfen. In der Woche vorher fehlte Dorscher. Das benützte unser Geor, um die Küstengliederung der ostamerikanischen Küste mit Pauken und Drommeten zu betreiben. Die ostamerikanische Küstengliederung ist die verzwickteste der Welt. Die achtzehntausend Kilometer Küstenentwicklung vom nördlichen Kap Prinz Wales bis zum südlichen Kap Horn sind ein wilder Hexensabbath von Küstengliederung. Kaum ein paar von diesen achtzehntausend Kilometern halten einen kurzen geraden Weg ein, als es ihnen auch schon einfällt, in stumpfen oder spitzen Winkeln abzuspringen, wieder vorzustoßen, halbe Inseln vorzutäuschen oder sich in einem irrsinnigen Gewirr von Buchten zu verstottern, daß man hinter den Antillen glaubt, die Küsten seien überhaupt verschwunden, bis man dann beim Karibischen Meer entdeckt, sie seien doch noch da, weil ja das Karibische Meer ohne Küste auch nicht da sein könnte, so wenig wie Florida und Yucatan und wie die siebzehnhundert anderen Teile dieser derwischtanzigen Küste sonst noch heißen mögen.

Alles das paukte Professor Wasserzieher mit glühenden Professorenbäckchen unsrer Klasse ein. Als er sah, wir würden es kaum zwingen, auch der Bröselmaier nicht, schmiedete er Verse, wie wir sie schon beim ostindischen Archipel behufs besseren Behaltens lernen hatten müssen:

Java, hmtata,
Sumatra, hmtata,
Borneo und Ce'lebes,
Das sind die großen Inseln
Im Ind'schen O—ze—an.

Zum Schlusse ließ er eine halbe Andeutung fallen, solche Dinge pflegten in Examen dranzukommen. Wir sahen uns an. Wir wußten Bescheid. Wir wüteten zu Hause in diesen Küsten und in diesen Versen, daß unsre Eltern sich die Ohren zuhielten: „Seid ihr ganz verrückt geworden?"

„Bitte sehr, das kommt dran."

Da schwiegen sie. „Das kommt dran" war ein Zauberwort geworden. Wir konnten tun, was wir wollten, wir konnten gröhlen, Türen zuschlagen, unsere Geschwister verprügeln, daß sie schrien — wenn man dann herbeilief, uns zur Rede zu stellen, sagten wir eiskalt, zwei Finger in der Weste und die Beine verschränkt wie Napoleon: „Bitte sehr, das kommt dran!", und aller Widerspruch verkroch sich.

Einen Tag vor der Prüfung war der Dorscher wieder da. „Dorscher", sag' ich, „weißt du, was der Geor drannimmt?"

„Mir wurscht", sagte der Dorscher, noch etwas apathisch von der Krankheit.

„Die östliche Küstengliederung von Amerika kommt dran, Dorscher."

„Meinetwegen auch die westliche, die südliche und die nördliche, die nordwestliche, die südöstliche, die nordnordwestliche und die südwestsüdsüdöstliche", sagte er matt und verächtlich zugleich.

„Dorscher, Dorscher — Yucatan und Florida — Dorscher, Dorscher — große und kleine Antillen — wenn du's nur nicht bereust, Dorscher — Bahama und Laplata."

„Yucatan, Florida, Antillen, Bahama und Laplata!", äffte er mein Auswendiglernen nach, „lauter Namen, lauter Blech — erleben muß man sie, erleben, sonst pfeife ich darauf!"

„Erst wird auf dir gepfiffen, Dorscher, im Examen", warnte ich. Vergebens, das geographische Schicksal ereilte ihn. Zweimal sogar.

Das erstemal, als nach der schriftlichen Prüfung der Geor den Dorscher vor den Lehrerrat zitieren ließ.

„Meine Herren Kollegen", sagte er zornig, „so etwas hat unsre Anstalt nie erlebt!" Er zeigte auf den Dorscher.

Dann berichtete er, welche Aufgabe er gestellt habe: „Wir besteigen in Hamburg ein Schiff der Hamburg-Amerika-Linie, um über Neuyork längs der ostamerikanischen Küste nach Buenos Aires zu fahren, wie erleben wir auf dieser Fahrt die amerikanische Küstengliederung?"

„Nicht übel", sagte der Rektor anerkennend, „und hübsch eingekleidet."

„Jawohl, man sucht die Wissenschaft so schmackhaft als möglich zu machen", brauste der Geor auf, „und was ist der Dank dafür?"

Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß sich die Arbeit des Dorscher aufblätterte.

„Schon als dieser Mensch zehn Minuten nach Stellung des Themas mit der Arbeit fertig zu sein vorgab, war mir das verdächtig. Aber ich beherrschte mich. Jetzt ist es vorbei mit der Beherrschung. Hören Sie, was dieser — dieser Dorscher schrieb."

Der Lehrerrat legte die Hand ans Ohr. Das erwies sich überflüssig, denn der Geor brüllte aus der Dorscherschen Arbeit diese Sätze: „Als ich in Hamburg das schmucke Schiff der Hamburg-Amerika-Linie bestieg, um über Neuyork nach Buenos Aires zu fahren, freute ich mich schon, bei dieser Gelegenheit die Küstengliederung Amerikas kennenzulernen, die mir zu meiner Bildung noch fehlte. Aber wie enttäuscht war ich, als der Dampfer plötzlich abbog und den direkten Weg nach Buenos Aires einschlug, so daß ich die amerikanische Küstengliederung erst bei einer späteren Gelegenheit nachholen kann." — „Ich frage Sie, meine Herren, was sagen Sie dazu?!"

Der gesamte Lehrerrat hielt den Kopf gesenkt, man konnte nicht einmal erkennen, was er dachte. Es wurde ein bänglich langes Schweigen, das auch der Dorscher nicht unterbrach, der ganz vergnügt und gar nicht zerknirscht dastand.

„Tja", sagte schließlich der Rektor, in dessen Fach der Dorscher eine Eins geschrieben hatte, „tja, wenn das Dorschersche Schiff nun einmal die Eigenschaft hat, direkte Wege einzuschlagen, so — so wird man das nicht ändern können, Herr Kollege."

„Nicht ändern?", japste der Geor, „nicht ändern! Und ich?!"

„Sie? Jenun, ich schätze, Sie werden's auch noch nicht ändern können, daß Sie ihm in der Geographie eine Fünf erteilen müssen. Soviel ich aus den andern Noten sehe, wird das ebenfalls nichts daran ändern, daß er ganz passabel durchgekommen ist, der Dorscher — sehen Sie mich an. Dorscher: Sie haben da geschrieben, Sie wollten's nachholen?"

„Das *will* ich", sagte der Dorscher, und seine Augen blitzten aus dem offenen Gesicht.

Er *hat* es nachgeholt.

Fünfundzwanzig Jahre später erschien aus der Feder des — behalten wir den Namen bei — des berühmten Forschungsreisenden Erwin Dorscher ein Buch: „Amerika". Es ist bis heute grundlegend geblieben, keiner hat es übertroffen.

Auf dem Deckel innen steht: „Gewidmet meinem alten Geographielehrer."

Der war noch am Leben, uralt und ein wenig kindisch, als ich ihm das Buch im Auftrag des Dorscher überreichte, der gerade den Gran Chako Brasiliens aufzuhellen unterwegs war.

„Dorscher?", blinzelte der Alte, „Dorscher? war das nicht der — der —?"

„Herr Professor meinen, der den — den wunderbaren Aufsatz damals —"

„Freilich, freilich mein' ich den — eine glatte Eins, soviel ich mich erinnern kann — hab' ich's nicht immer gesagt — aus dem Dorscher, hab' ich gesagt, aus dem wird noch was Großes — und — und was ist denn aus dem anderen geworden, dem — dem nichtsnutzigen —?"

„Aus dem Bröselmaier? Ich traf ihn neulich auf der Vorortbahn. Er ist dort Schalterbeamter. Er hat mich nicht erkannt. Ich aber ihn. Ich verlangte spaßeshalber eine Vorortkarte nach dem Golf von Mexiko. Er hat mich angestarrt: Er habe nur Karten bis Höllriegelskreuth oder höchstens Wolfratshausen und ich sei im übrigen ein Rindvieh —"

„Hab' ich's nicht gesagt?", lächelte der alte Wasserzieher triumphierend, „hab' ich's nicht immer gesagt, he?"

Wobei ich's hinsichtlich des Rindviechs unentschieden lassen muß, wen er damit meinte, weil der alte Herr gleich darauf zu schlafen anfing.


Doppelte Fermentation klärt
den Tabak bis
zur höchsten Reinheit.
ERNTEN 27 BIS 30 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
REEMTSMA
SORTE
»R6« o/M
REEMTSMA CIGARETTENFABRIKEN G. M. B. H. ALTONA - BAHRENFELD
doppelt fermentiert
4

ALWIN DRESSLER:

Kuriose Naturereignisse

Fische fallen aus den Wolken.

In der Natur treten oft die wunderbarsten Ereignisse ein. Auch das Regnen von Fischen gehört zu den Absonderlichkeiten in der Natur, die zwar als Seltenheit, aber keineswegs als Wunder anzusehen sind. Man hat alle nachweisbaren Fälle, wo es Fische regnete, sorgfältig gesammelt und authentische Berichte hierüber zusammengetragen. Dabei ist man zu der Feststellung gekommen, daß sich im Zeitraum von 1600 Jahren im ganzen 71 Fischregen zugetragen haben, wovon 27 auf Europa fallen.

Einer der ältesten Berichte über vom Himmel regnende Fische stammt aus dem Jahre 1555 und ist zu lesen auf Seite 726 der ersten Ausgabe des Buches „Historia de Gentibus Septentrionalibus", herausgegeben von Claus Magnus, Erzbischof von Upsala. In diesem Bericht wird erwähnt, daß nicht nur Fische, sondern auch Frösche, Mäuse, Würmer und Steine vom Himmel gefallen seien. — Ein ähnlicher Bericht ist zu lesen in dem Buche „Prodigiorum ac Ostentorum Chronicom" von Conrad Wolffhart über einen Fischregen, der sich in Sachsen im dritten Jahre der Regierung Ottos des Vierten ereignet haben soll.

Soweit die neueren Forschungen reichen, fiel einer der letzten Fischregen am 18. Mai 1928 in der Nähe einer Farm in Nord-Karolina. Zwar wurde das Fallen der Fische selbst nicht beobachtet, doch wurden sofort nach einem heftigen Regenguß in den Pfützen, die sich gebildet hatten, zahlreiche Fische gefunden, die zum Teil noch Lebenszeichen von sich gaben. Das nächste Gewässer, in dem aber niemals Fische entdeckt wurden, befindet sich einen Kilometer von der Farm entfernt. Es muß daher mit Sicherheit angenommen werden, daß die Fische mit dem Regen auf die Erde gefallen sind. Andere authentische Berichte über Fischregen aus neuester Zeit erwähnen, daß größere Mengen Fische (bis zu zehn Zentimeter Länge) auf sonst trockenem Gelände bezw. auf den Straßen gefunden und in Körben eingesammelt wurden. Bei allen diesen Fällen konnte nachgewiesen werden, daß ein gewitterartiger Platzregen vorausgegangen war.

Aus dieser Tatsache heraus ergibt sich von selbst die Erklärung über das Zustandekommen der Fischregen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die oft eintretenden Wirbelwinde über den Gewässern und die dadurch entstehenden Wind- oder Wasserhosen derartige Ereignisse eintreten lassen. Wer schon einmal eine Windhose beobachten konnte, wie sie Bäume umweht und Dächer viele Meter weit von den Häusern schleudert, der wird sich vorstellen können, daß sie auch imstande ist, Fische mit in die Höhe zu reißen, sofern sie ihren Weg über ein fischreiches Gewässer nimmt. Logischerweise müssen die emporgehobenen Fische nach ihrer oft meilenweiten Luftreise irgendwo als Begleiterscheinung eines heftigen Regengusses zur Erde herabfallen, sobald die Mächtigkeit der Windhose nachgelassen hat.

Die größten Hagelkörner der Welt.

Meteorologen und Fachgelehrte zerbrachen sich jahrelang die Köpfe, wie es nach dem Schwergesetz möglich sei, daß sich Eisklumpen in den Wolken bilden können, die zuweilen in Gestalt riesiger Hagelkörner zur Erde niederfallen. Daß es sich hierbei nicht selten um Schlossen von der Größe einer Apfelsine handelt, geht aus den gesammelten Berichten über diese Ereignisse hervor:

Einem der ältesten Berichte über einen schweren Hagelfall im Jahre 1545 entnehmen wir folgendes:

„Als wir noch etwa eine Tagereise von Lyon entfernt waren, hörten wir eines Abends gegen zehn Uhr bei ganz klarem Himmel einige trockene Donnerschläge. Ich war meiner Gesellschaft um einen Pfeilschuß voraus. Nach jedem Donner entstand am Himmel ein so lauter und entsetzlicher Lärm, daß ich mir dachte, der Tag des Jüngsten Gerichts sei gekommen. Ich hielt mein Pferd an. Plötzlich fielen ohne einen Tropfen Wasser bohnengroße Eisstücke herab, die mir große Schmerzen bereiteten. Nach und nach wurden die Eisstücke immer größer, und es dauerte nicht lange, da waren sie so groß wie Armbrustkugeln. Da nun mein Pferd sehr erschrocken war, warf ich es herum und ritt in schnellstem Lauf zu meinen Gefährten zurück, von denen sich die meisten in einen Fichtenwald begeben hatten. Die Hagelstücke wurden plötzlich so groß wie dicke Zitronen. Während ich inbrünstig zu Gott betete, fuhr ein so dickes Eisstück vom Himmel herab, daß es einen sehr starken Ast von der Fichte abschlug, unter der ich in Sicherheit zu sein glaubte. Mehrere solche Eisstücke trafen den Kopf meines Pferdes, das beinahe zu Tode gestürzt wäre. Auch mich traf ein solches Stück, glücklicherweise streifte es mich nur, sonst wäre ich des Todes gewesen. Da ich nun sah, daß der Fichtenast mich nicht mehr beschützen konnte, und daß ich nicht nur beten durfte, sondern auch handeln mußte, so wickelte ich schnell meinen Mantel um den Kopf. Nachdem dieses Wetter eine Weile gebauert hatte, hörte es auf. Zerbläut wie wir alle waren, stiegen wir, so gut es ging, zu Pferde. Unterwegs zeigten wir einander die Wunden und Beulen, die wir davongetragen hatten. Kaum waren wir tausend Schritte weitergeritten, so fanden wir noch viel größeres Unheil, als wir selbst erlebt hatten. Alle Bäume waren abgeschält und zerfetzt, und alles Vieh, das draußen gewesen war, lag tot da. Auch viele Hirten waren erschlagen, und wir fanden eine Menge Eisstücke, die wir nicht mit beiden Händen umspannen konnten."

Wie wir im Anfang dieses Berichtes hören, trat das Hagelwetter plötzlich nach vorangegangenen Donner-

schlägen und anschließendem lautem Getöse ein, ohne daß es dabei regnete. Bei solchen Hagelkatastrophen, wie sie auf Erden keine Seltenheit sind, handelt es sich um **kosmische Eismassen**, die in den Luftbereich der Erde gelangen, in gewissen Höhen zerplatzen, in Hagelwolken zerrissen werden und dann als Hagelkörner von beträchtlicher Größe herniederfallen. So wenig wie man früher wußte, daß die Meteore und Sternschnuppen keine der Erde angehörenden Bestandteile, sondern fremde Weltkörper sind, so wenig wußte man auch noch bis vor kurzem, daß die Erde einem direkten Roheiszufluß vom Weltall ausgesetzt ist, der die verheerenden Hagelunwetter verursacht.

Ein Hagelstein größter Ausmessung fiel in neuester Zeit während eines ungewöhnlich heftigen Gewitters in Heidgraben bei Pinneberg im Gewicht von 2¼ Kilogramm auf ein Dach, das er durchschlug. Seine Länge betrug 25 Zentimeter, seine größte Breite 14 Zentimeter, seine Dicke 12 Zentimeter. Die größten bisher in Europa beobachteten Hagelkörner fielen nach einem Bericht der Meteorologischen Zeitschrift in Kärnten und Steiermark im Jahre 1897 Sie wogen bis 1½ Kilogramm. In der Provinz Shansi in China fielen im Sommer 1902 Hagelstücke von 4½ Kilogramm vom Himmel.

Gallerte, die vom Himmel fällt.

Zu den wissenschaftlichen Rätseln, die unsere Forschung vor schwere Aufgaben stellte, gehört auch das Niederfallen sogenannter „Sternschnuppen-Gallerte", wovon verhältnismäßig nur wenige Menschen eine Ahnung haben. Die nachstehenden Fundberichte mögen dem Leser über diese interessanten Naturereignisse einige Aufklärung geben.

Am 18. Oktober 1848, kurz nach 8 Uhr abends, sah Herr v. Sydow auf dem Dominialgeschäft zu Mauschwitz eine leuchtende Masse herabfallen. Er ging sogleich auf den Fleck zu und fand eine gallertartige Masse auf der Erde liegen, die er aufhob und in sein Zimmer trug. Nach mehreren Tagen trocknete die Masse ein, schrumpfte zusammen, riß am Rande ein und sprang dann in Teile, wovon Apotheker Oswald ein Stück zur chemischen Untersuchung erhielt. Die Masse sah einem bräunlichen Gummiarabikum sehr ähnlich; im Wasser quoll sie auf, ohne sich dabei selbst sehr aufzulösen. Die Gallertmasse war stickstoffrei und enthielt nur Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff.

Als Herr B. in Süchteln bei Krefeld eines Abends nach Hause ging, sah er auf einem Feld einen Klumpen Feuer niederfallen. Er bemerkte, daß er anfangs langsamer fiel und nachher, in der Nähe der Erde, schneller Auch leuchtete er nachher mehr als anfangs. Als B darauf zuging, fand er einen Klumpen dieser Materie, die dort „Leversee" heißt; sie war gallertartig und so schlüpfrig, daß sie ihm aus den Händen glitschten. Der Klumpen war so groß wie etwa der Kopf eines Kindes

Zu West-Point sah eine Frau, die bei Sonnenaufgang melken ging, etwas vor sich niederfallen. Sie fand eine runde, abgeplattete Masse von der Größe einer Obertasse, kleisterähnlich und so klar, daß sie durch die Masse hindurch den Boden erblicken konnte. Als sie um zehn Uhr nach derselben Stelle zurückkehrte, war keine Spur von der Masse wiederzufinden. Ein Knabe fand jedoch an der Stelle kleine, unregelmäßig geformte Körper von der Größe eines Schrotkornes, die beim Aufheben zu Pulver zerfielen.

In der Grafschaft Nelson (Virginien) sagte man einem Herrn Garland, es sei ein großer Wassertropfen auf seine Tonne gefallen. Er sah sogleich nach und fand eine Substanz von der Größe eines 25-Cent-Stückes, ähnlich geronnenen Eiweißes oder richtiger einer zerstückelten Gallertmasse.

In Newark fand man gleich nach Sonnenaufgang eine gallertartige Masse, die man wegen ihrer sonderbaren Textur meteorischen Ursprungs hielt. Sie glich weicher Seife, hatte wenig Elastizität und verdampfte, erwärmt, so leicht wie Wasser

Im Jahre 1860, während einer schönen Oktobernacht, gegen 4 Uhr morgens, befand sich ein Herr Chartier zwischen Vervins und La Bouteille auf dem Heimwege, als er plötzlich durch das lebhafte Licht eines Meteors geblendet wurde, welches wie eine Rakete über ihm aufleuchtete und dessen Trümmer um ihn herum niederfielen. Er trat darauf. konnte sie aber nicht auslöschen; er versuchte darauf, vorsichtig die Hand daran zu bringen, fürchtend, sich zu verbrennen Allein die Materie war kalt. Er nahm etwas davon auf seinen Heimweg. Die Materie verbreitete überall auf seinem Wege eine Helligkeit wie von einer elektrischen Lampe Allein dieses so lebhafte Licht schwächte sich in demselben Maße ab als der Tag anbrach.

Diese und viele andere Berichte aus allen Erdteilen stimmen damit überein, daß es sich bei den herabfallenden gallertartigen Massen um eine leuchtende Substanz handelt. Zwar gibt es Leute die behaupten, daß diese Gallertmassen von einem Nachtvogel während seines Fluges ausgespien würden; aber bis heute ist es nicht gelungen, sich über den Ursprung dieser leuchtenden Gallerte Klarheit zu verschaffen. Manche Wissenschaftler vertreten die Ansicht daß es sich um Bestandteile des Sternschnuppenschweifes handle, der von protoplasmischer Eigenschaft ein soll.

Eine Händel-Anekdote

Händel bekleidete eine Zeitlang den Direktorposten der Oper in London Er dirigierte aus dem Orchester heraus, wo er bei der Harfe saß, die er selbst zu spielen pflegte Sein Harfenspiel war so wunderbar, daß während dieser Passagen das ganze Interesse des Publikums auf den Klang seines Instrumentes gerichtet war und kaum noch den Vorgängen auf der Bühne Beachtung geschenkt wurde.

Die Sänger fühlten sich dadurch benachteiligt, und ein eitler italienischer Tenor ließ sich zu folgenden Worten hinreißen: „Herr Direktor, wenn Sie mich in Zukunft wieder mit Ihrer Harfe überspielen, werde ich von der Bühne herab ins Orchester springen und Ihnen Stille gebieten."

„Gut," sagte Händel gelassen, „das wird nicht übel, nur bitte ich Sie, mir Ihren Sprung rechtzeitig vorher anzumelden, damit ich ihn in den Zeitungen bekanntgeben kann. Ich bin überzeugt, daß wir mit Ihrem Sprung auf die Harfe weit mehr Geld verdienen werden als mit Ihrem Gesang."

Hans Bethge.

H. H. EBERT:

MENSCH UND MOTOR

Naturgesetze wirken in unseren technischen Dingen!... Soviel ist ein Erzeugnis wert, als Geist in ihm ist! Lebende Mathematik regiert den Kolben des Motors, bestimmt die Geschwindigkeit der Maschinen.

Oft schon hat man auf die Ähnlichkeit zwischen Organismen und Maschinen hingewiesen und sie dazu benutzt, um gewisse Ein- und Vorrichtungen der Lebewesen aus den einfachsten Verhältnissen an Maschinen zu erklären.

Beide, die Maschinen wie die Lebewesen, sind Energietransformatoren und haben die Aufgabe, die Energieumwandlung so zweckmäßig wie möglich durchzuführen.

Ein Benzinmotor verbraucht die im Betriebsstoff enthaltene Energie und erzeugt aus ihr mechanische Arbeit oder Energie, ein Pferd verbraucht gleichfalls chemische Energie in Gestalt von Hafer und Heu und erzeugt mechanische Arbeit. Der Mensch seinerseits kann geistige Arbeit leisten, wofür wir allerdings noch keine Maschinen haben. Darum steht diese Arbeit so besonders hoch über aller Maschinenarbeit.

Aber immerhin, auf Energieumwandlung beruht auch sie, denn ohne zweckmäßige Ernährung kann kein Mensch geistige Arbeit leisten.

Eine Maschine ist um so besser, je mehr Nutzenergie sie aus der gleichen Menge Rohenergie ergibt.

Hundert Millionen Jahre, eine unfaßbar lange Zeit, hat die Natur gebraucht, die Maschine „Mensch" zu schaffen.

Fünftausend Jahre brauchte der Mensch, um eine Maschine wie den heutigen Automobilmotor zu konstruieren.

Denn erst mußte der Feuerquirl, mußten Schöpfräder und Paternosterwerke erfunden werden. Erst schufen die Ägypter Schwingbäume oder Kaduffs, einfachste Maschinen entstanden dann, Hebel und Rollen. Vor zweitausend Jahren wurden Haspel und Winden, Wasserräder, Kolbenpumpe und Blasebälge zum Anschüren des Feuers gebaut. Das siebzehnte Jahrhundert brachte uns die erste Dampfmaschine, das neunzehnte den in einen Wagen eingebauten Explosionsmotor.

Wer je am Steuerrad eines Autos gesessen hat, weiß, daß der Motor eine Seele hat, daß er getreu, verläßlich, präzis sein kann, Freundschaft erwidert, aber höhnisch und boshaft wird, wenn man seine Gunst verscherzt, ihn schlecht behandelt oder vernachlässigt.

Und wie beim Menschen gewisse Maßregeln zur Aufrechterhaltung seiner Leistungsfähigkeit zu beachten sind, ist dies auch beim Motor der Fall. Braucht der Mensch Zeit zum Ausruhen, um wieder leistungsfähig zu sein, wieder arbeiten zu können, so muß auch der Motor Zeit haben, sich auszuruhen Er muß während dieser Zeit nachgesehen und gesäubert, Organe, die nicht mehr ihren Dienst versehen können, müssen durch neue ersetzt werden.

Ein außerordentlicher Faktor, der auch bei jedem Motor von wesentlichem Einfluß ist, ist der Bedarf an Luft oder Sauerstoff. Es ist bekannt, daß die Leistung von Flugzeug- und Fahrzeugmotoren um so geringer wird, in je größere Höhen das Flugzeug oder Fahrzeug gelangt. Ohne Luft kann der Motor nicht arbeiten, nicht leben.

Auch die Funktion des Menschen, der größere Höhen aufsucht, bei Höhenflügen, beim Bergsteigen, erleidet gewisse Einschränkungen und setzt seine Leistungsfähigkeit bedeutend herab.

Für den normalen Verlauf von Maschinen- und Motorarbeit, für gleichbleibende Leistung ist genügende Sauerstoffzuführung eine unerläßliche Bedingung. Betrachten wir die Leistung von Mensch und Motor vom wirtschaftlichen Standpunkt aus, so müssen wir zugeben, daß mit der geringeren Leistung auch die Wirtschaftlichkeit sinken muß.

Nimmt der Mensch, der Höhen aufsucht, bei Ballon- und Flugzeugfahrten, bei Hochgebirgstouren, Sauerstoff in Stahlflaschen mit, um mit Hilfe besonderer Apparate zwischen der sauerstoffarmen Luft und der von ihm benötigten Menge Sauerstoff einen Ausgleich zu schaffen, so wird der Motor mit einem Kompressor ausgerüstet, welcher die Aufgabe hat, die dünnere Luft zu verdichten, um den zu seiner Arbeit erforderlichen Atem — Luft mit entsprechendem Sauerstoffgehalt — zu schaffen.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß auch der Vergleich der physiologischen Lebensbedingungen von Mensch und Motor besonders treffend bei der Ansaugung der Luft, bei der Atmung ist.

Während der Mensch die Luft entweder durch den Mund oder die Nase einatmen kann, ist der Motor gezwungen, dauernd durch den Mund zu atmen. Es ist bekannt, daß das Einatmen durch die Nase weitaus das Gesündere ist, da diese als Filter für den Staub dient. Es ist kein Wunder, wenn beim Motor nach längerer Zeit die Ventile nicht mehr schließen, wenn Kolbenringe abgenutzt werden und schließlich die gesamte Motorleistung gemindert wird. Und so gab man dem Motor eine künstliche Nase in Gestalt eines Filters, durch welchen er die Luft ansaugt, um ihn so vor der Gefahr des Staubes zu schützen.

Ist es beim Menschen das Herz, welches das Blut in Bewegung setzt, so bringt beim Motor der elektrische Funken das Gas zur Explosion, dem Motor so das Leben verleihend.

Allerdings, bei der Maschine „Mensch" kann das Herz achtzig, ja auch hundert Jahre lang, ohne eine Sekunde stillzustehen, ohne repariert oder erneuert zu werden, Tag und Nacht, stündlich vierhundert Liter Blut pumpen . . .!

Die Nahrung des Motors ist recht einseitig, aber entsprechend gehaltvoll muß auch sie sein, wenn der Motor gute Arbeit verrichten soll . . .

Mensch und Motor!

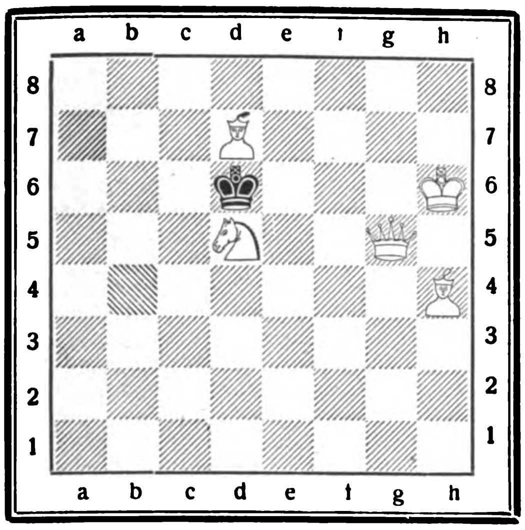
Jenseits von Gut und Böse steht die Maschine. Auf den Menschen lediglich kommt es an, was er aus ihr macht. Die Aufgabe des Menschen ist es, den machtvollen Geschöpfen seines Geistes Gesetz und Rhythmus zu geben, sie ihm so dienstbar zu machen, daß sie sich nicht gegen ihn selbst wenden.

Denn schließlich . . . „Am Ende hängen wir doch ab von Kreaturen, die wir erschufen —!"

SCHACHECKE

Aufgabe

Von O. Dehler, Bad Blankenburg.



Weiß: Kh6, Dg5, Ld7, h4, Sd5 (5)
Schwarz: Kd6 (1)
Weiß zieht und setzt in 3 Zügen matt.
Mittelleicht und lehrreich.

Spanische Partie

Gespielt auf dem 14. Kongreß des Englischen Schachbundes 1921.

Weiß: Yates.	Schwarz: Sergeant.
1. e2—e4	e7—e5
2. Sg1—f3	Sb8—c6
3. Lf1—b5	a7—a6
4. Lb5—a4	Sg8—f6
5. 0—0	Sf6×e4
6. d2—d4	b7—b5
7. La4—b3	d7—d5
8. d4×e5	Lc8—e6
9. c2—c3	Lf8—e7
10. Tf1—e1	0—0
11. Sb1—d2	Se4—c5
12. Sf3—d4	. . . .

Auf Lb3—c2 kann d5—d4 folgen mit wohl wenigstens gleichem Spiel.

12.	Sc6×d4
13. c3×d4	Sc5—b7

Auf Sc5×b3 folgt Sd2×b3 und Schwarz wird den rückständigen c-Bauern auf der offenen Linie behalten. Der gemachte Zug ist aber wohl nicht der beste; statt dessen sollte Schwarz Sc5—d3 spielen und auf Te1—e3 dann Sd3—f4 nebst eventuellem Sf4—g6.

14. Lb3—c2	c7—c5
15. Sd2—f1	c5×d4
16. Dd1—d3	g7—g6
17. Lc1—h6	Tf8—e8
18. Dd3×d4	Ta8—c8
19. Lc2—b3	Sb7—a5
20. Sf1—e3	Sa5—c4
21. Se3—g4	Le7—c5
22. Dd4—f4	Le6×g4
23. Lb3×c4	Lc5×f2†

Eine zweite Kombination von zweifelhaftem Wert. Schwarz gewinnt zwar einen Bauern, aber das Fehlen dieses Läufers macht sich sehr unangenehm bemerkbar, da nun immer Df6 nebst undeckbarem Matt droht. Uns gefällt 23. . . . ., d5×c4, 24. Df4×g4, Dd8—d4! sehr gut.

24. Df4×f2	Tc8×c4
25. b2—b3	. . . .

Der Zweck dieses Zuges ist nicht ersichtlich.

25.	Tc4—e4

Besser war Tc4—c6.

26. Te1×e4	d5×e4
27. h2—h3	Lg4—c8

Der Läufer ginge besser gleich nach e6, aber die Partie scheint in jedem Fall verloren zu sein.

28. Ta1—f1	Lc8—e6
29. Df2—f4	Dd8—d4†
30. Kg1—h1	Le6—d5

Ein Verzweiflungsversuch. Die Dame mußte nach d8 zurück; aber auf die Dauer kann man eine solche Stellung nicht halten.

31. Tf1—c1	. . . .

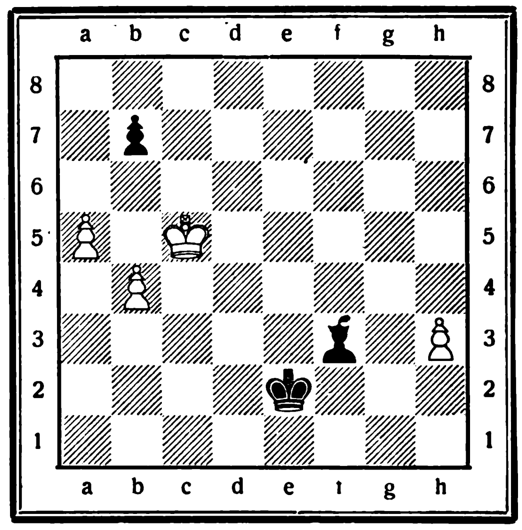
Nun geht Dd4×e5 wegen Matt nicht, und die Dame kommt überhaupt nicht mehr zur Deckung des Mattes zurück.

31.	Dd4—b6
32. Lh6—g5!	. . . .

Schwarz gibt auf, da entweder Lg5—f6 nebst Df4—h6 oder umgedreht (wenn z. B. Db6—a5, so Df4—f6!) das Matt erzwingt.

Endspielstudie

Von Rich. Reti, Wien.



Weiß: Kc5, Ba5, b4, h3 (4)
Schwarz: Ke2, Lf3, Bb7 (3)
Weiß am Zuge gewinnt.

Ein ausgezeichnetes, sehr feines Endspiel, das in seiner Konstruktion so recht die Feinheiten des Spieles mit annähernd gleichen Kräften in der Endphase illustriert. Die Lösung ist nicht allzu schwer, aber doch scharf pointiert.

1. Kc5—d4, Ke2—f2; 2. h3—h4, Kf2—g3; 3. Kd4—e3, Lf3—g4; 4. b4—b5, Kg3×h4; 5. b5—b6!, Lg4—c8; 6. Ke3—d4 gewinnt leicht, da der weiße Läufer von Schwarz den weißen b-Bauern nicht mehr aufhalten kann!

Lösung der Aufgabe in Folge 45: 1. Sb5—a7, Kc4—d4; 2. Kc6—b5, beliebig; 3. Sa7—c6††. Auf 1 . . ., Kc4—b4 folgt 2. Kc6—d5, beliebig; 3. Sa7—c6††.

RÄTSEL

Rösselsprung

		dein	ver		
von	sa	er	viel	brot	kannst
zeigt	leicht	der	ge	denn	du
	tür	dir	nicht	men	
	men	mor	klopft	den	
	den	zu	neh	dem	
	gen	ar	weg	tür	

Der Berg

Willst das Leben du versüßen,
Wirst du an eins—zwei wohl denken.
Jubelnd wirst das drei du schwenken
Und das ganze Stubau grüßen:
Eins—zwei—drei hast du erstiegen,
Siehst die Welt zu Füßen liegen!

Silbenrätsel

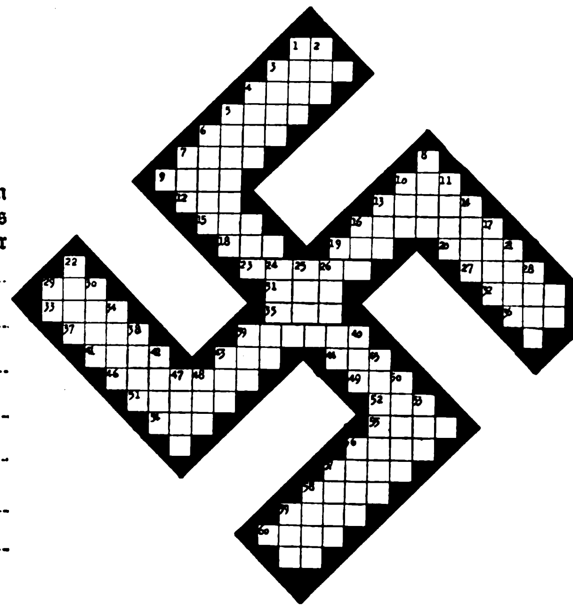
Aus den Silben: bei ben da dat de e ek es gen in kart land le li lie ling litz me ment ne nes o pal ries sal schlos schrift se sel ser stieg teil tel uh ur vi wer sind 15 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten und dritte Buchstaben von unten nach oben gelesen einen Ausspruch unseres Führers ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. exot. Fruchtbaum, 2. Schrift auf Denkmälern, 3. Grundstoff, 4. Handwerker, 5. deutscher Dichter, 6. Stadt in Sachsen, 7. Kavalierwaffe, 8. gerichtl. Vorgang, 9. Gewebe, 10. Vogel, 11. Rauchfang, 12. Rebenart, 13. deutscher Dichter, 14. Heilpflanze, 15. Musikinstrument. (sch = 1 Buchstabe).

1 .... 9 ....
2 .... 10 ....
3 .... 11 ....
4 .... 12 ....
5 .... 13 ....
6 .... 14 ....
7 .... 15 ....
8 ....

Kreuzwort-Rätsel „Hakenkreuz"

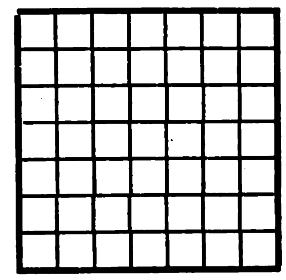
Die Wörter bedeuten: Waagrecht: 1. Flächenmaß, 3. Fluß in Frankreich, 4. Teil des Schiffes, 5. Nachtvogel, 6. Unterhaltungsstätte, 7. Lagerung, Pause, 9. Teil des Körpers, 10. Segelstange, 12. Inselbewohner, 13. Tischlage, 15. Fluß in Thüringen, 16. kirchl. Musikstück, 18. Sohn Jakobs, 19. Kuraufenthaltsort, 20. Hafendamm, 23. Vorname des unter 39 genannten Volkskanzlers, 27. Fanggerät, 29. alkohol. Getränk, 31. Papagei, 32. kindlich, 33. biblische Gestalt, 35. Nebenfluß der Donau, 36. Laut, 37. letzte Ruhestätte, 39. erster Volkskanzler, 41. Geck, 43. Stadt im Erzgebirg, 44. Likörstube, 46. Dickhäuter, 49. Wild, 51. Bühnendichtung, 52. türkischer Titel, 54. landwirtschaftl. Besitztum; 55. ital. Silbermünze, 56. Verwandte, 57. Ungeziefer, 58. Pferd, 59. Teil des Schlüssels, 60. Taufzeuge.

Senkrecht: 1. Fluß in der Schweiz, 2. Teil des Wagens, 3. zeitgenöss. Schriftsteller, 4. farbig, 5. Ort in Thüringen, 6 italien. Insel, 7 französ. „König", 8. deutscher Philosoph, 10. Bankansturm, 11. Stammvater, 13. Fahrzeug, 14. Stadt an der Themse, 17. Renntier, 21. Haushaltsplan, 22. Teil des Beines, 24. Sohn Jakobs, 25. latein. „bete", 26. Haut des Kälbermagens, 28. Burg Davids, 30. Fluß in Frankreich, 34. Aschebehälter, 38. Metall, 39. Kopfbedeckung, 40. selten, 42. Anhöhe, 43. alte Münze, 45. Ungeziefer an der Weinrebe, 47. italien. Schutzgott, 48. Behörde, 50. Gegenteil von kalt, 53. Inselbewohner, 56. strohartiges Flechtmaterial, 57. Mädchenname, 58. Teilzahlung, 59. Tierwohnung.



Diagonalrätsel

In obige Figur sind Wörter folgender Bedeutung einzusetzen: Franz. Physiker, Schutzgarde, Kochgelegenheit, Wochentag, ungesunde Wirtschaftstätigkeit, aufsehenerregender Vorfall, Quellfluß der Iller. Die Diagonale von links oben nach rechts unten ergibt den Namen eines bekannten Freikorpsführers. (ch = ein Buchstabe.)



Zahlenfüllrätsel

1	2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30	31	32
33	34	35	36	37	38	39	40
41	42	43	44	45	46	47	48
49	50	51	52	53	54	55	56
57	58	59	60	61	62	63	64

In obige Figur sind die durch nachfolgende Zahlen gewonnenen Buchstaben in die Felder mit gleicher Zahl einzutragen, so daß sich, von 1—64 gelesen, die Buchstaben zu einem Zitat aus Schillers „Die Worte des Glaubens“ ergänzen.

5 21 9 10 13 4 = Insel
39 9 30 12 20 15 3 = Strauch
42 16 39 10 17 25 18 19 55 22 = Waffengattung
8 62 24 28 30 26 54 = Vogel
23 27 6 37 44 10 32 41 = Frauengemach
38 43 35 62 36 21 10 47 = Längen- oder Breitengrad
45 10 40 7 31 10 9 9 = militär. Rang
51 10 49 56 53 10 28 = Nachhut
2 59 63 46 48 57 50 29 = Streich- oder Blasmusik
1 52 60 64 58 35 = Verwandter
11 58 61 22 = Blutbahn
14 30 20 4 58 40 = Tierkreiszeichen
33 34 8 10 9 = Selbstlaut
(ch = 1 Buchstabe)

Grausam

Der Freundin abendlicher Stunden
Häng' ich das Köpfchen an den Fuß
Will indiskret sie uns erkunden,
Mach' ich mit ihr ganz einfach Schluß.

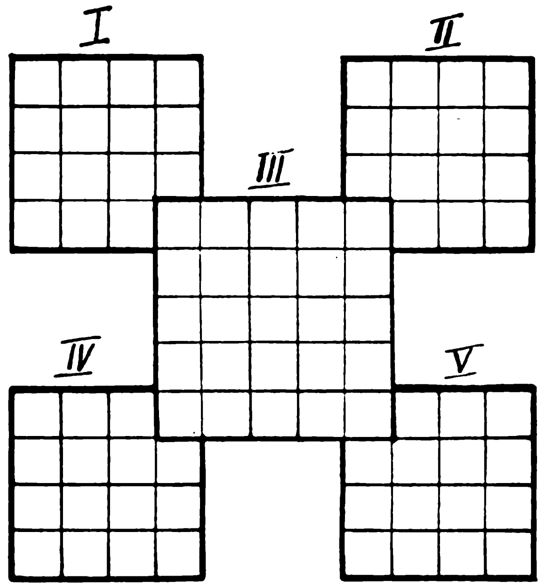
Gegensatzrätsel

Von folgenden Wörtern sind solche mit gegensätzlicher Bedeutung zu suchen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben den Namen des Frankenführers.

Alt, Herrscher, Freude, Gewißheit, oben, Einigkeit, Winter, Lob, Armut, Zwietracht, außen, Solo, Gebirge, Zwerg.

Magische Quadrate

I.: 1. Hoftracht, 2. griech. Gottheit, 3. sagenhafter engl. König, 4. arab. Volk. — II.: 1. Stadt in Hannover, 2. Vogel, 3. weibliche Wagnergestalt, 4. Schriftgrad. — III.: 1. Teil des Schiffes, 2. Wundmal, 3. Völkerringen, 4 geographischer Begriff, 5. Donaunebenfluß. — IV.: 1. deutscher Fluß, 2. venetianisches Oberhaupt, 3. männl. Vorname, 4. italienischer Maler. — V.: 1. Ibsengestalt, 2. Stadt in Rußland, 3. Gleichklang, 4. weibl. Vorname.



Buchstabenaustauschrätsel

Von folgenden Wörtern ist der erste Buchstabe durch einen anderen zu ersetzen. Die gefundenen Buchstaben der Reihe nach gelesen ergeben eine von der bayerischen Staatsregierung gestiftete Sammelstätte.

Ilm, Torf, Uhr, Binse, Tinte, Wand, Amme, See, Tasso, Angel, Nuß, Haus, Alm, Wache, Isel, Ali, Rasse.

„Lang, lang ist's her —“

Das erste Wort ist mannigfacher Art:
Für Schönheit, Wanzen, Flecken, Bart.
Doch nimmer kann es halten auf
Des zweiten Wortes raschen Lauf
Gar manche Stadt zeigt des Ganzen Pracht,
Mit der sich eint der Neuzeit Macht.

Rätsellösungen aus Folge 46

Diagonalrätsel: Gunther, Holland, Dietrich, Pfarrei, Irrsinn, Nahrung, Hamburg = Goering. ✱ **Zahlenrätsel** (Sagen): Gernot, Ute, Dietrich, Regin, Urd, Nibelung, Sigelind, Alberich, Gailswinth, Etzel = Gudrunsage. ✱ **Gegensatzrätsel:** Dünkel, eigen, regulär, Sarg, Abschied, Meer, antik, Nächt, Not = Der S.A.-Mann. ✱ **Buchstabenaustauschrätsel:** Acker, Dachs, Ober, Lack, Fee, Vase, Ochse, Nessel, Luchs, Uhr, Egel, Talg, Zahn, Ohr, Wipfel = Adolf von Luetzow. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Wotan, 2. Ibacus, 3. Rotunde, 4. Stearin, 5. Irnfrid, 6. Naivität, 7. Diele, 8. Ebenholz, 9. Iller, 10. Neisse, 11 Vawau, 12. Ornament, 13. Laie, 14. Kreatur = Wir sind ein Volk, ein Wille, eine Tat. ✱ **Wurzelecht:** Baumstamm. Stammbaum. ✱ **Kreuzwortsilbenrätsel:** Waagrecht: 1. Palermo, 3. Halali, 5. Leander, 7 Dekan, 9. Reno, 10. Tabor, 11. Nogi, 12. Note 14. Nabel, 16. Somali, 18. Lemur, 19. Resina. Senkrecht: 1 Parade, 2. Mole, 3. Haber, 4. Livorno, 6 Annam, 8. Kantate, 9. Regina, 12. Nobile, 13. Puma, 15. Bellona, 16 Sore, 17. Lire. ✱ **Zahlenfüllrätsel:** Stachelbeere, Mineral, Elberich, Stute, Württemberg, Neisse, Januar, Infanterie, Gedächtnis, Sense, Daunen = Dann erst genieß ich meines Lebens Recht, wenn ich mir's jeden Tag aufs neu' erbeute.

Das Land der Edda

(Schluß zu Seite 1579)

Volke lebendig und werden rezitiert oder gesungen. Obwohl der moderne gebildete Isländer vielleicht bisweilen über eine alte Erzählung lächelt, so wiegt bei ihm im Grunde doch der Glaube vor, und niemals würde er die Ehrfurcht vor seinem Volke und dessen Vergangenheit verlieren. Nur durch ein starkes Nationalbewußtsein und eine bewundernswerte Volksgemeinschaft (jeder Isländer duzt zum Beispiel den andern) konnte sich dieses Volk auf der fernen nordischen Eisinsel seine Unabhängigkeit und Lebensfähigkeit bewahren.

*

Am Ende der Welt

(Schluß zu Seite 1583

Mühsal auf sich nehmen: die Stechmücken und das Fieber, die blendende Helle des zwei Monate langen Polartags, wenn die Sonne nicht untergeht; die Stille, die Kälte und die Finsternis der acht Wochen langen arktischen Nacht... diese Männer arbeiten drei Generationen voraus.

Eine lange Zeit. Bis dahin aber wird Eismeer-Finnland ein Paradies bleiben. Ein herbes Paradies: still, verträumt, zeitlos schön. Mit wilden Renntieren und seiner grenzenlosen Einsamkeit. Und mit seinen einfachen Touristenhäusern, in denen man so gut ißt und die den besten Whisky im Schrank haben, der je zwischen Perth und John O'roats gebraut wurde.

Knigge für Schachspieler

Von Dr. Horst J Weber, München.

Beim Schachspielen mußt du danach trachten, mit allen Schikanen den Sieg an dich zu reißen, denn die Ehre, Meister dieses königlichen Spieles zu sein, ist groß. Zunächst versuchst du deinen Gegner dadurch einzuschüchtern, daß du ihn fragst, ob du ihm eine Dame oder nur einen Turm vorgeben sollst. Nimmt er nicht an, so bemerke bloß kurz, du hättest ihm eben entgegenkommen wollen, aber ganz wie er beliebe. Dein erster Trick, den Verlust allenfalls auf die Vorgabe schieben zu können, ist allerdings dann schon gescheitert. Merkst du, daß dein Partner besser spielt als du, so darfst du selbstverständlich zu allen möglichen Mätzchen Zuflucht nehmen. Du stellst beispielsweise die Figuren ganz zweifelhaft auf die Kippe und ziehst dann unauffällig rasch, je nach Bedarf. Wenn du dann plötzlich zwei weiße Läufer hast und der andere merkt's, so stelle dich natürlich baß erstaunt. Du annullierst das Spiel einfach, indem du anfängst, die Figuren neu aufzusetzen, die alte Partie hättest du ja ohnedies verloren. Ein feiner Schlich ist auch noch, mit der Dame um die Ecke zu fahren und — wenn möglich — nachfolgend ein Schach zu donnern. Das sieht wirklich verblüffend aus und wird, falls du es mit affenartiger Geschwindigkeit ausführst, in den seltensten Fällen entdeckt. Du kannst zu deinem Gegner auch gelegentlich bemerken, daß es dieser Zug in sich habe und du damit das Spiel so gut wie in der Tasche hättest. Ob er denn nicht aufgeben wolle, man könne ja anschließend gleich die Revanche spielen. Nützen all diese Mittelchen nichts, so gibt es noch einen Dreh, der fast immer einschlägt: Du fängst an, mit virtuoser Sicherheit die letzten und allerletzten Schlager und Gassenhauer zu pfeifen oder zu trällern, mit dem Finger im Takt auf den Tisch zu klopfen, dabei dein Gegenüber mit furchtbarem Gesichtsausdruck anzustarren und in ganz kurzen Abständen unausgesetzt zu fragen, wer eigentlich dran komme. Das letzte macht sich am besten unmittelbar nach einem eigenen Zug, zu dem du dich eine halbe Stunde besonnen



Lorenz-„Supercelohet“
der Groß-Super mit dynam. Lautsprecher
und Kurzwellenteil
einschließlich Röhren .. RM. 298.-
für Gleich- oder Wechselstrom

Das Echo der Welt -
klingt aus dem
Lorenz - „Supercelohet“
Fernempfang auf allen Wellen
ohne jede Bedienungsschwierigkeit

LORENZ-RADIO
BERLIN-TEMPELHOF

Frankfurt a. Main, Hospiz Baseler Hof
Von Parteigenossen bevorzugt. Telegr. Baslhospiz. [13-7]

Partenkirchen, Obb. Dr. Wiggers Kurheim
Sanatorium. Unt. ders. Leit. das vorn. Fam.-Hotel „Der Kurhof“. Pens.-Pr. ab RM. 7.— aufw.! Beide Häus. ganzj. geöffn. Übergangszeit Ermäß. Näh. u. Prosp. durch d. Bes. Geh.-Rat Dr med. Fl. Wigger [26-15]

Zuckerkranke
Wie man den Zucker beseitigt, wieder arbeitsfreudig u. lebensfroh werden kann, auch ohne lästige Diät, zeigt Ihnen Schrift Nr. 3 geg. Eins. v. 20 Pfg. über neue Wege der Behandlung m. **begeisterten Anerkennungen** des In- u. Auslandes üb. **überraschende Erfolge ohne Diät.**
Chem. Fabrik Lutégia, G.m.b.H., Kassel 3. [1-1]

In zwei Tagen
Nichtraucher für immer durch TABARIX
Laboraverlag 9. Berlin SW 29 [24-5]



[52-18]



Werden Sie Redner!
Lernen Sie frei und einflußreich reden!
Nach F. A Brechts bewährter Original-Ausbildungsmethode Fernkursus f. prakt. Lebenskunst logisches Denken und freie **Redekunst** kann sich jeder unter Garantie zu einem logischen, ruhigen Denker, zum freien, einflußreichen Redner u. interessanten Gesellschafter ausbilden. Fordern Sie noch heute **kostenlos** Broschüre.
Redner-Akademie, Berlin 73, Potsdamer Straße 105a

Diese 82 cm große Puppe

Ia Qualitätsarbeit, ist der sehnlichste Wunsch eines jeden Mädchens. Sie ist **abwaschbar, unzerbrechlich, läuft, sitzt, schläft,** spricht **„Mama“,** hat prächtige Zöpfe, auf Wunsch Bubikopf, und ist ganz reizend gekleidet. Kleidchen mit Jäckchen zum **An- und Ausziehen, duftig, licht- und waschecht. Preis nur RM. 8.—.** Dieselbe Puppe **72 cm** groß **RM. 6.75** und **60 cm** groß **RM. 6.—.** Alles einschließlich Porto u. Verpackung. **Garantie: Geld zurück, wenn nicht gefällt, daher kein Risiko.** Versand per Nachnahme.
Hunderte von begeisterten Dankschreiben und sehr viele Nachbestellungen bezeugen die Güte und Preiswürdigkeit meiner Puppen. Auch Sie werden zufrieden sein, deshalb bestellen Sie bitte noch heute, wenn auch für später lieferbar bei



Pg. Emil Zitzmann,
Puppenfabrik, **Steinach - B. 25, Thür. Wald.**

DER RICHTIGE AUSWEG



„Schade, daß Dein Haar immer dunkler wird. Als wir heirateten, warst Du ganz hellblond. Du siehst jetzt ganz anders aus.“



„Was meinst Du — soll ich mal ein Bleichmittel versuchen?“
„Um Gottes willen! Ich hasse gebleichte Frauen.“



„— da habe ich ‚Nurblond‘ versucht. Und mein Haar wurde wieder echt blond wie früher. Mein Mann ist entzückt.“



„Dein Haar ist jetzt wirklich wundervoll, fast schöner als in Deiner Mädchenzeit. Jetzt mußt Du immer ‚Nurblond‘ nehmen.“

Seitdem es „Roberts Nurblond“, das weltbekannte Spezial-Shampoo für naturblondes Haar gibt, braucht keine naturblonde Frau mehr ihr Haar zu bleichen. „Nurblond“ verhindert ja nicht nur das Nachdunkeln blonden Haares, sondern gibt auch bereits dunkel und aschblond gewordenem Blondhaar allmählich das echte Blond der Kinderjahre zurück. Die in „Nurblond“ enthaltenen medizinischen Bestandteile wirken überaus milde auf die Haarwurzeln ein und verhüten auch Haarausfall und Schuppenbildung. Da „Nurblond“ keine Färbemittel, keine Henna, kein Soda und keine schädlichen Bestandteile enthält, kann es auch für das empfindlichste Blondhaar beliebig oft verwendet werden.

ROBERTS NUR·BLOND jetzt 35 Pf
Das Spezial-Shampoo für Blondinen



Von äußeren Kennzeichen bei einer deutschen Frau

schreiben bereits die alten Römer und bewundern ihre stattliche, schlanke Erscheinung. Gerade die deutsche Frau muß deshalb wissen, daß alle Versuche, zur schlanken Linie zu gelangen, zwecklos sind, wenn an Stelle von elastischer und anschmiegender Unterwäsche solche aus auftragenden Geweben benützt wird. Ein Osiris-Strick-Schlüpfer z. B. liegt eng an ohne dabei die Bewegungsfreiheit zu hindern, und auch Ihre Figur erscheint darin von selbst ganz schlank. Ein Versuch macht Sie auch mit dem kochechten Nobeltgummi D.R.P. und dem neuartigen Doppelschritt bekannt. Nachweis preiswerter Bezugsquellen erhalten Sie zusammen mit ausführlichem Bildprospekt kostenlos durch das Osiris-Werk:

Müller & Schweizer
STUTTGART JB 4, POSTFACH 497

Ihre Hände dürfen Anmut und Zauber der Jugend nicht verlieren



Eine seltene Anziehungskraft geht von zarten, gepflegten Frauenhänden aus. Lassen Sie nicht zu, daß Ihre Hände durch Haushalt, Wetter oder Sport ihre natürliche Anmut verlieren, und zu rauhen, reizlosen „Arbeitshänden“ werden. Nur wenige Minuten täglicher Pflege mit dem richtigen Mittel sind erforderlich, um sie immer glatt, weiß und schön zu erhalten. Kaloderma-Gelee, das Spezialmittel zur Pflege der Hände, verhindert jedes Rot- und Rauhwerden, ganz gleich wie sehr Ihre Hände angreifender Tätigkeit in Haus und Beruf oder ungünstiger Witterung ausgesetzt waren. Es erhält sie zart und jung und macht auch bereits angegriffene Haut über Nacht wieder weich und geschmeidig.

Unübertroffen gegen aufgesprungene Hände

KALODERMA-GELEE
zur Pflege der Hände

In Tuben zu RM –.30, RM –.50 und RM 1.–

Gratis: Eine Probetube Kaloderma-Gelee und unser interessantes kosmetisches Heftchen: „Ihr Erfolg liegt in Ihren Händen ... Praktische Ratschläge zur Schönheitspflege der Hand.“ Bitte untenstehenden Gutschein mit 8 Pfennig in Briefmarken für Porto einsenden an Firma F. Wolff & Sohn, Karlsruhe (Drucksache 4 Pfg.)

GUTSCHEIN
Senden Sie mir gratis eine Probetube Kaloderma-Gelee und Ihr Heftchen „Ihr Erfolg liegt in Ihren Händen“. 8 Pfg. in Briefmarken für Porto füge ich bei.

Name: ....

Adresse: ....

....

51/16 Bitte deutlich schreiben.



Diese „W-Tropfen"

ein neues, sofort wirkendes Mittel, haben ***Tiefenwirkung*** und treffen das Hühnerauge mit der Wurzel direkt in der Unterhaut. ***Der Schmerz hört sofort auf,*** das lästige Hühnerauge wird weich und so lose, daß Sie es in einigen Tagen mit den Fingern herausheben können (desgl. Hornhaut). Vollständig unschädlich. Kein gefährliches Schneiden mehr. Die Original-Flasche „W-Tropfen" mit Auftragepipette kostet ***M. 0.90*** und ist ***in allen Drogerien, Apotheken und Sanitäts-Geschäften zu haben.*** „Eta" Chemisch-technische Fabrik G.m.b.H., Berlin 791.

Repetier-Pistolen!
Waffenscheinfrei mehrschüss.
6 mm M. 3.30
7 schüssg. M. 5.90
10 schüssig M. 7.40
J.Ortmann, Nürnberg 4/51 [L-59]

ERRÖTEN
Schüchternh. Befangh.? Verl. Aufklär. Schrift C **P. Friede,** München 25 [6-2]

Stottern
u. a. nervöse Hemmungen nur Angst. Auskunft frei. O.Hausdörfer, Breslau 16Z [13-3]

Magen- und Darm-
Störungen. Altbewährtes, ärztlich glänzend begutacht. Naturmittel. Kein Tee, keine Arznei. Kostenl. Brosch. Nr. 20 durch **Kloster Chorin-Offizin, Chorin** (Mark) [52-20]

[L-23

Gummi-Expander
mit 5 auswechselbar. Kabeln=100 kg Spannkraft **RM. 7.50** frko. inkl. Anleitung u. illustr. Trainingstabelle. Nur durch: **C. A. Langer, Hamburg, 36. B. A. 132.** Garantie: Rücknahme bei Unzufriedenheit.

Ihre Haut
rein, frisch, glatt



Wischen Sie diese Mitesser und häßlichen Hautschuppen weg

Jeder Frau ist es leicht möglich, ihre Haut schnell zu reinigen und zart und klar zu machen, wie rauh und mißfarbig diese auch immer sein möge. Creme Tokalon, weiß, fettfrei (blaue Packung), wirkt stärkend, zusammenziehend und aufhellend. Sie dringt sofort ein. Die Reizung der Hautdrüsen wird auf diese Art gemildert und die Hautporen werden verengt. Mitesser werden aufgelöst. Müdigkeitsfalten verschwinden. Die trockenste Haut wird erfrischt. Oelige Haut sieht nicht mehr glänzend oder fettig aus.

Wenn sie regelmäßig jeden Morgen benutzt wird, verleiht die weiße Creme Tokalon rasch erstaunliche neue Hautfrische und Schönheit. Gegen Falten und welken Teint gebrauchen Sie zur Nacht die rosafarbige Creme Tokalon Hautnahrung (rote Packung). Sie verjüngt Ihre Haut, während Sie schlafen. Packungen von 50 Pfg. aufw.

Jede Leserin dieses Blattes kann nun ein **Gratis-Schönheitspäckchen** erhalten, das 3 kleine Tuben Creme Tokalon für Tag- u. Nachtgebrauch und 4 Probepäckchen von Tokalon Cold Cream Puder enthält. Anforderungen mit 8 Pfg. in Marken für Portospesen an: Asche & Co., Hamburg, Pinneberger Weg 147 C.

Ce-De-Kaffee
aus eigener Röstung,
1. Sorte Pfd. Rk. 2.60
2. Sorte Pfd. Rk. 2.20
feinschmeckend und preiswert, ab 3 Pfund franko Nachnahme.
C. Detlefsen
Bremen, Vasmerstr. 22 [1-1

Fahnen-Hoffmann Berlin SW 68. Hedemannstr. 26.
Part. amtl. zugel. [L-29]

Schweine- **Klein- Fleisch**
9 ℔ M. 2.95, 30 ℔ M. 8.70
Rote milde Kugelkäse
9 ℔ M. 2.55, 50 ℔ M. 10.40
3½ ℔ f. Dauerwurst M3.70
H.Krogmann, Nortorf 38 [13-6]

Spez.-Germania-geflecht mit festen Litzen- u. Stachelkant.

Preisliste gratis!

4- und 6-eck. Drahtgeflecht, Stacheldraht, Spann- u. Bindedraht, kompl. Drahtzäune.
Kottmann & Co.
Drahtgeflechtfabrik
Siegen W 3 [6-5

Nürnberger Lebkuchen
fabrikfrisch. Ia Qualitäts-Riesensortiment
10-Pfd.-Postpaket
einschl. Verp. u. franko zum Reklamepreis von
nur M. 6.80
b. Vorauszahl. P.-Sch.-Kto. Nbg. 21370. Per Nachnahme 30 Pf. mehr.
Inhalt:
1½ Pfd. ff. Elisen=15 St.
2 Pak. fst. weiße=12 St.
2 „ fst. braune=12 St.
2 „ „ Schok.=12 St.
2 „ „ Basler=12 St.
1 „ Nbgr. Allerlei
1 Pfd. Nbgr. Gew.-Plätzl
Streng reell!
Nur zufried. Kunden!
Lebkuchen-Windhorn
Nürnberg-O./J. B. [3-1

O- u. X-Beine beseitigt P. Wenzel Berlin SW 48 Prospekt H frei [6-2]

Diese **eleg., stabile**
Herren-Armb.-Uhr
od. kleine, runde, zierl.
Damen-Armb.-Uhr
Chrom-od. Goldauflg., 5 Jahre Garantie, gut. **Schweiz. Werk m. Gar.-Schein,** sende sof. für
nur RM. 15.-
auf **Abzahlung.** 5 Mon. Raten od. **bar 10% Rab. Rückn. bei Nichtgefall.**
Katalog gratis!
Eugen Otto Keller
Pforzheim 94a [13-7]

Silber-Bestecke 800
und Bestecke 100 gr. Silber. Massiv, rostfrei Krupp Liz. u. Chrombestecke pr. Qualit., 6-10 Monatsr. Katal. gratis.
WALTER PETER
Solingen-Ohligs 13
Besteckfabrik [2-2]

Trommeln
ab Mk. 2.50
Signalhörner ab Mk 2.75
Trommelflöten ab Mk 2.50 etc.
billigst bei direktem Bezug
Musikinstrumenten-Fabrik
Meinel & Herold Klingenthal 325
Katalog D gratis.

Tornister m. R. 5.90-9.-
S.A.-Gamaschen, D.R.P. Koppel, Schulterriemen, Brotbeutel, Halstuchring. n. Qual. W. billigst, Pg **G. Huber,** Wolterdingen i. B. [L-26]

Kauft nicht bei Juden!

Alles spielt zu Hause „Karambola"



Karambola-Vertrieb, Wetzlar A 71

Tisch-Billard!
Gr. I kompl. RM. **16.50**
Vollw. Spiel m. all. Schik.
Verlangen Sie Prospekt [5-1

Silberbestecke
massiv Silber, versilberte Tafelbestecke und Chrom-Alpakabestecke liefern wir an Private. Katal, kostenfrei u. unverbindlich.
W. A. Keune
Rheingold-Silberwaren-Gesellsch.
Mettmann [6-4]
Schließfach 53

Lerne lachend
Photographieren! In lustiger Unterhaltung erzählt Photobrenners neuer Katalog von Photokauf und Tausch, richtig knipsen und l-a-n-g-s-a-m bezahlen. Fordern Sie ihn sofort kostenlos von
PHOTO Brenner
Köln 184/8 Hohestr. 88 [26-9]

WESTPHAL-KAFFEE [6-4]
von M. 1.90 an
Proben kostenfrei.
Gustav Westphal
Altona 1 - Hamburg

Versand seit 30 Jahren
Reklame-Kolli
br. 3 Pfd.-Kiste **Fettbükkel,** 2 Dosen Rollmops, 2 Dos. Geleeher., 2 Dos. Bratfisch, 2 Dos. Kronsild, 2 Dos. Bismarckh., 2 Dosen Fetther. **Alle** 12 Dos. u. 1 Kiste **3.75 M.** Gar. Zurückn. Alles lecker. [L-8]
E. Napp, Altona B./8

Stottern
Dauerheilung! Wichtige Ausk. fr. G. Naeckel, Berlin-Ch., Dahlmannstr. 24 [L-22]

Graue Haare
erhalt. garant. ihre Naturfarbe durch ganz einfach. u. bill. Mitt., welch. ich jed. gerne kostl. mitteile
H.Goth, Nürnbg.-S 67
Schlossäckerstr. 45 [52-2

Wolle
50 gr. 15 ₰
Interessieren Sie sich f. billige Wolle, so verlang. Sie sofort **400 Proben umsonst**
HEYD
Haßloch Nr. 69 (Pfalz) [6-4]

Nur RM 1,95
14 K. Goldpanzer
Nr. 700. Echt 14 Karat Goldpanzer, **5** Jahre schriftl. Garantie! Inkl. Gravierung. Bei Vorauszahlung auch in Briefmark. franko. Nachnahme 32 Rpf mehr. Als Ringgröße genügt Papierstreifen. Katalog 1933 gratis. [L-89
Gerh. Langner J. 25, Breslau X, Matthiasstr. 95

Niemals
dürfen Sie Trommeln, Pfeifen, Messing-Blas- u. sämtliche andere Instrumente etc. kaufen, ohne sich vorher gratis und franko unseren neuen Katalog kommen zu lassen.
Herfeld & Comp.
Neuenrade Nr. 49 Westf. [3-2]

10 Liter
ganz vorzüglicher
Fruchtwein
nur RM.
5.60
Für dies. bill. Preis ein fröhl. stimm. Trunk. Besonders vorteilh. als Gastgetränk zu Famil.-Feiern u. Festlichkeiten im Hause. SPIRITUOSEN und LIKÖRE äußerst preisw. Verlangen Sie uns. Preisliste!
Deutschlands größt. Fruchtwein-Kelterei
B. G. Rolle
Reichenau i. Sa. 106 [L-1]



Was bringt Christofstal?
Neue Stoffe - neue Muster!
Für jeden Geschmack das Richtige - für den Herrn und für die Dame!
Verlangen Sie unverbindlich die Tuchkiste!
Tuchfabrik Christofstal
MIT VERKAUF EIGENER UND FREMDER ERZEUGNISSE G.M.B.H.
Christofstal A 4 im Schwarzwald [7-7]

HONIG
garant. rein. Bienen-Blüten-Schleuder, das **Allerfeinste,** was d. Bienen erzeugen, Dos. 9 Pfd. Inh. M. 9.60, 4½ Pfd. Inh. M. 5.60 frei Nachn. Gar. Zurückn. **Carl Scheibe** Honiggroßhandlg. und Imkerei, **Oberneuland 54 Bez. Bremen.** Silb. Medaille 1931 [6-3]

Werkzeuge! Katalog gratis. **Westfalia Werkzeugcomp. G. m. b. H., Hagen i. W. 204** [52-13]

Prismengläser
dir. ab Fabrik v. 39.50 an. Kat. fr. Ratenzahlg. **Dr. F. A. Wöhler, Opt. Fabrik, Kassel 47** [26-10]



Das ist meine Quelle,
denn hier bekommen Sie mehr Ware und sparen trotzdem einen Haufen Geld. Befolgen Sie darum meinen ehrlich. Rat: „Schreiben Sie noch heute und verlangen Sie völlig umsonst und portofrei
240 Wollproben
260 Stoffproben
ein kostenloses Jahresabonnement der Neuesten Quelle Nachricht. vom rein christlichen [L-37
Versandhaus
Quelle
Fürth i. Bay. № 34

Der S.A.-Mann

Organ der Obersten S.A.-Führung der N.S.D.A.P.

Das Blatt des siegreichen Kampfes der nationalsozialistischen Bewegung

Das Blatt der Kämpfer im Braunhemd

Das Blatt jedes wahrhaft deutschen Mannes

Erscheint jeden Samstag / Preis des Einzelheftes 20 Pfg. / Monatlicher Bezugspreis durch die Post 50 Pfg., zuzügl. 6 Pfg. Bestellgeld

Lest, bezieht und verbreitet alle den „S.A.-Mann"

Zentralverlag der N. S. D. A. P.
Frz. Eher Nachf., G. m. b. H.
München 2 NO, Thierschstr. 11

STOTTERN
ist nerv. Druck. Befr. dich selbst! A. frei. **A. Gräser, Gotha,** Ludendorffstr. 21 [10-10

Schreibkrampf
Zittern
Angstgefühl. Broschüre kostenlos. **Hugo Wolff, Berlin-Zehlendorf 7** [6-2

Bestecke
massiv Silber, 800 gest. sowie mit 100 g Silberauflage, moderne, schwere Muster, Juwelierw. 30 Jahre Garant.
Sonder-Angebot!
72 tlg. Garnitur, 100 g Auflage RM. 95.— Weitestgehende Zahlungserleichterungen. Katalg. und Muster z. Diensten. **Friedr. Busbach,** Besteckfabrikation. **Solingen 9** [9-7]

9900 Ztr. Lebkuchen
1 Riesen- (brutto ca. 10 Pfd.) Postpak. echte, feine Nürnb. Lebkuchen, enth.: ca. 3 Pfd. feine, runde, echte Elisen, ca. 2½ Pfd. feine Weiße auf Oblaten und ca. 3 Pfd. feine Nürnb., sog. Basler, Schokol.- und Dessert-Lebkuchen, feine Gewürzplätzchen usw., alles zus. z. spottbill. Ausnahmepreis von **nur 5.90 Mk.** (Nachnahme). **Lebkuchenfabrik E. Otto Schmidt in Nürnberg-S, L 200.** [2-1

Kopfschmerz?



„Spalt-Tabletten" nach Chefarzt Prof. J. Ferrua, ein neues verbessertes Schmerzbekämpfungsmittel, bei Kopfschmerz, Zahnschmerz, Migräne, neuralgischen und rheumatischen Schmerzen. „Spalt-Tabletten" lassen z. B. den üblichen Kopfschmerz gar nicht aufkommen, wenn man bei den ersten Anzeichen gleich eine Tablette nimmt. Deshalb sollten Sie „Spalt-Tabletten" stets im Hause haben. **Zu haben in allen Apotheken zu 60 Pfg. u. RM. 1.10** Sie erkennen die „Echten" an dem „Spalt" in jeder Tablette

haft. Wenn bei all diesen Manövern dein Kontrahent nicht nervös wird, so hat er wirklich eiserne Nerven. Solche Leute mußt du dann mit den plumpesten Witzen und spöttischen Bemerkungen immer dann abzulenken versuchen, wenn sie an der Reihe sind. Du fragst z. B., ob du, bis sie ihren Zug gemacht hätten, mal nebenan gemütlich eine 50er Serie Billard mitspielen könntest. Oder ob du unbekümmert einen Fernanruf an deine Kusine im Rheinland riskieren dürftest und ähnlichen Klamauk. Etwas seriöser ist es schon, wenn du jeweils gleich nach deinem Zug ein Gespräch über die letzten Neuigkeiten oder die politische Lage zu beginnen suchst, womit du stets eine Schwächung der Konzentration deines Gegners erreichst, wenn er eben darauf reinfällt. Wird aber die Sache trotz alledem brenzlig, so fährst du halt von der andern Seite vor, was besonders zu empfehlen ist, wenn Zuschauer vorhanden. Du klagst einfach über Unwohlsein, versicherst wiederholt, daß es dir gerade vorkäme, als wäre Honig hinter deiner Stirn oder als ob heute tausend Nadelstiche dein armes Gehirn plagten. Den möchte ich sehen, der da das Gegenteil beweisen könnte. Zum mindesten ziehst du dich dadurch noch leidlich aus der Affäre und wirst sogar vielleicht bemitleidet, wenn du ein bißchen ausmalst, was du in den letzten Tagen hättest alles auskämpfen müssen, so daß deine Indisponiertheit wirklich kein Wunder sei. Überhaupt kann man sich durch salbungsvolle, kluge Redensarten aus allen verfänglichen Situationen und sonstigem Schlamassel ziehen. Beliebt und von gewinnender Vornehmheit ist es beispielsweise, wenn du bei Verlust behauptest, du hättest eben deinen Gegner aus Sympathie gewinnen lassen. Hast du schon fünfmal hintereinander weiß und dein Partner wagt den schüchternen Einwand, ob er nicht auch einmal anziehen dürfe, so erwidere lächelnd, du habest gedacht, er spiele lieber schwarz oder er hätte sich inzwischen an diese Farbe gewöhnt. Besteht dein Gegner darauf, daß du endlich auch mit berührten Steinen ziehst, so suche ihn zu besänftigen, indem du äußerst, du hättest ja nur die Figur ein wenig zurechtgerückt oder den Springer ob seiner Schönheit gestreichelt. Wenn du aber beim Schachspiel trotz allen Bemühens und trotz aller Tricks nicht vorwärts kommst und keine Erfolge erntest, so laß dir den guten Rat geben: geh unter die Kiebitzergilde. Da kannst du unkontrolliert deine Weisheit austriefen lassen, denn du darfst ja die angedeuteten fabelhaften Züge, die unweigerlich zum Matt führen, wegen des Gegners doch nicht verraten. Hüte dich dabei allerdings, deine Prahlereien vor solchen Leuten von dir zu geben, die dich aus deiner aktiven Zeit noch als stetigen zweiten Sieger kannten.

Der Körper Deines Kindes



verlangt in der ersten Lebenszeit besondere Pflege. Sie lohnt sich aber. Herr F. S. in Heidelberg sagt: Ihren Opel-Zwieback schätze ich ganz außerordentlich. Mein kleiner Sohn entwickelt sich dabei vorzüglich. Durch meinen Apotheker, von dem ich ständig Opel-Zwieback beziehe, wurde ich angeregt, Ihnen ein Bildchen meines Kleinen zu schicken. Er, wie auch andere Leute halten es kaum für möglich, daß der Bub nur sechs Wochen gestillt worden ist. Gleich nach der sechsten Woche fütterte ich ihm Opel-Zwieback bei. Seit der Zeit ist seine Gewichtszunahme durchaus überm Durchschnitt. Er konnte schon mit elf Monaten laufen und hat jetzt mit einem Jahr zwölf Zähnchen, die er ganz ohne Beschwerden bekommen hat. Auch seine Beinchen sind kerzengerade."

Sind Sie mit der Entwicklung Ihres Kindes auch so zufrieden? Auch für Ihr Kind sind die Opelschen Kalknährmittel leicht erlangbar. Opel-Zwieback, Leipzig-Süd, versendet kostenlos Proben und den ausführlichen Ernährungsratgeber. Für weiteren Gebrauch erhalten Sie Opel-Zwieback für 27 Pf., Opel-Mehl für 1,44 RMark bzw. 90 Pf. in Apotheken und Drogerien. Opel-Zwieback wird angewendet im Anschluß an Opel-Mehl, das für den ersten Schleimzusatz zur Flasche zusammengesetzt ist und auf die Verdauungsmöglichkeit in dieser Zeit Rücksicht nimmt.

Kameradschaft

Von Karl-Heinz Voigt

Die beiden schienen unzertrennlich, der Jürgen und der Jochen. — Man sah sie immer zusammen im Dorfe, bei der Arbeit wie am Feierabend. — Sie waren zusammen aufgewachsen, hatten schon in der Dorfschule als Knaben innigste Freundschaft geschlossen. Und so war es geblieben bis jetzt, da sie Männer waren und ihren ländlichen Berufspflichten nachgingen — gemeinsam, versteht sich; sie arbeiteten beide beim Huber-Bauer als Knechte. — Streitigkeiten gab es zwischen Jochen und Jürgen nicht. Waren sie wirklich einmal verschiedener Meinung, gab einer der beiden nach — das war so schweigendes Übereinkommen bei ihnen. — Auch hatte keiner von beiden ein Mädchen wie die anderen Burschen im Dorf.

„Werd' mich doch an keine Schürze hängen", hatte Jochen einmal gesagt.

„Kommt nicht in Frage Mensch!" brummte Jürgen darob, und es blieb dabei bis — ja, bis zu dem Tage, da Isabell ins Dorf kam.

Nun ja, Isabell war schön und gepflegt und hatte blanke Augen wie keines der anderen Mädchen im Ort. — Sie war aus der Kreisstadt gekommen, wo sie bisher mit ihrer Mutter gelebt hatte. Die Mutter war plötzlich gestorben — da zog Isabell, die nun Einsame, zu ihrer Tante, die auf dem Lande lebte.

Jetzt war sie also hier, die schöne Isabell und verdrehte den Burschen den Kopf. — Sie wollte das nicht — keinesfalls, sie trug ihre Schönheit wie eine Selbstverständlichkeit zur Schau, ohne Gezier, ohne Putz. Doch das gefiel den Bauernjungen ganz besonders gut.

Zuerst war sie von den Dörflerinnen scheu angesehen und als ein fremder Vogel aus einer fernen Welt betrachtet worden. Als die Mägde aber merkten, daß Isabell nichts wollte, als ihresgleichen sein, wurden sie zutraulicher, und man nahm die erst Fremde bald in den Kreis der Dörfler auf.

Wenn die Fiedel unter blühenden Bäumen jubilierte, wenn sich die Mädchen und Burschen des Sonntags zum Tanze drehten, war nun Isabell immer eine der Lustigsten. Ihr währte kein Tanz lang genug. Und zwischen das Wispern der schlaftrunkenen Vögel in den Zweigen duftenden Hollunders mengte sich noch ihr unbekümmertes Lachen, wenn die meisten Paare schon längst auf dem Heimweg waren, der durch Feld und Rain führte, die der runde Mond mit seinem Licht besäte.

Es war, als hätten sich Jürgen und Jochen völlig gewandelt, seit Isabell in ihrem Kreise weilte.

Jürgen war der erste, der mit Isabell tanzte. — Als der Bursche das Mädchen freigab aus seinem Arm, brummte Jochen etwas Unverständliches. Doch es klang wie das warnende Knurren eines Tieres.

„Sagtest du was, Jochen?"

„Nee, ich hab' mir nur was gedacht!" — Dann riß Jochen das hübsche Mädchen an sich und drehte sich im Tanz mit Isabell, bis ihr Herz unterm Mieder sich ganz wild gebärdete und ihre Wangen erglühten. Und sie tanzte wahllos mit diesem und jenem, ohne Ansehen der Person, nur um des Tanzens, denn sie liebte diese beschwingte Bewegung bei lustiger Fiedel über alle Maßen.—

Später sagte Jürgen zu Jochen: „Daß du's nur weißt, das Mädel gehört mir."

War da nicht ein Funkeln im Blick des anderen? — „Das findet sich!"

Zum erstenmal in ihrem Leben gingen die beiden Freunde nicht zusammen heim vom Tanz unter der blühenden Linde.

Es kamen nun Zeiten, da sie umeinander herumschlichen, schweigsam, lauernd, jeder den anderen heimlich beobachtend — bei der Arbeit wie beim Fest.

Und Isabell stand mitten zwischen ihnen. Sie ahnte, daß jeder der beiden Burschen sie auf seine Art verehrte. — Sie waren beide gute Arbeiter, strebsam und ausdauernd, der Jürgen und der Jochen, und jeder hatte sich ein schönes Stück Geld gespart. Da konnte man schon Land kaufen, eine kleine Geflügelzucht anlegen — man konnte heiraten.

Das hatte sowohl Jochen als auch Jürgen dem begehrten Mädchen bereits verraten.

Isabell mochte Jürgen gut leiden, ihr gefiel aber auch der Jochen nicht übel. Die Tante redete ihr zu, sie solle sich entscheiden. Einem armen Mädel biete sich meist nur einmal das Glück — und nun gar hier auf dem einsamen Lande!

Da gab Isabell dem Jürgen ihr Wort. —

Von dem Tage an sonderte sich Jochen ab von der Jugend im Dorf, wurde still und in sich gekehrt.

„Darfst mir nicht böse sein, Jochen!" sagte Jürgen, „das bringt mir keinen Segen in der Ehe mit Isabell!"

Der andere zuckte die Achseln: „Sie hat gewählt — 's ist gut!" und kehrte sich um und ging. — — —

Anderen Tags war große Bestürzung im Dorf. Ein Botengänger hatte beim dämmernden Morgen den Jürgen gefunden — tot. — Ganz nahe am Zaun auf dem Grundstück des Peter Häcksel, des „Häcksel-Bauern", wie er hier herum genannt wurde, lag die Leiche — mit dem Gesicht nach unten — Der Botengänger, der hinkende Alois, schlug Lärm. Der Häcksel-Bauer war noch gar nicht aus den Federn, und dann — — ja, dann kam das Furchtbarste: der Peter Häcksel stellte fest, daß in der Nacht bei ihm eingebrochen, und



daß eine Summe Geldes entwendet worden war. Und kein anderer als der Jürgen schien den ganzen Umständen nach als Täter in Frage zu kommen. Wahrscheinlich war er bei seiner unsauberen Tätigkeit durch ein verdächtiges Geräusch gestört worden, hatte die Flucht ergriffen, war durch den Garten gerannt, und da hatte ihn dann die Strafe ereilt. Der Häcksel-Bauer hatte im Gemüsegarten nämlich scharfe Selbstschüsse gelegt. Er hatte oft genug gewarnt, nicht allein durch eine Tafel, die in seinem Grundstück aufgestellt war, sondern auch bei jeder Gelegenheit ließ er laut werden, daß in seinem Garten allen Einbrechern das Verderben auflauere. Selbstverständlich besaß er die behördliche Genehmigung zu dieser Maßnahme. Schon öfters hatten ungebetene Besucher seinem Grundstück nächtliche Besuche abgestattet. Vor allem hatten sie es bisher auf sein wertvolles Geflügel abgesehen. Da hatte, verbittert, wie er geworden war, der Peter Häcksel sich zu der drastischen Abwehr entschlossen. — Freilich, daß durch Zustandekommen verschiedener unglücklicher Momente ein Mensch gleich draufgehen mußte, das hatte er nicht gewollt. Ein Denkzettel hätte auch genügt — aber nun war es geschehen, der arme Sünder war tot, und noch dazu einer mußte es sein, für den er, der Häcksel-Bauer, seine Hand ins Feuer gelegt hätte.

Die behördliche Untersuchung ergab nichts Neues. — Der Bräutigam der schönen Isabell wurde beerdigt — ohne viel Aufhebens. Man schüttelte nur die Köpfe. Man verstand diese Welt nicht mehr.

Und Isabell weinte Tag und Nacht, daß ihre großen Augen rot und trüb wurden.

Nun hätte der Jochen gute Zeit gehabt. Nun lag ein leichtes Spiel mit der schönen Isabell, die er sich schon immer zum Weibe gewünscht, vor ihm. Ein paar Wochen nach Jürgens Tode nahm er sich vor, das Mädchen zu fragen, ob es seine Frau werden wolle.

Aber als er in ihre Augen sah, krampfte sich sein Herz zusammen.

„Ich kann es noch immer nicht fassen, daß er so schlecht war, — — so schlecht — —" sagte sie leise, kopfschüttelnd.

Da dämmerte Empörung auf in dem langsam arbeitenden Hirn des Jochen. „Der Jürgen — schlecht!?" Dieses Mädchen, das der Tote geliebt, glaubte an die Schlechtigkeit dessen, der sich nun nicht mehr rechtfertigen konnte!

Da schluckte der Jochen ein paarmal schwer, als würge ihn etwas in der Kehle. Er kramte mühsam in seinem Gedankenkasten umher und hub dann an: „Höre, Isabell — du darfst mich nicht verraten — aber ich muß es dir sagen — der Jürgen ist ohne Schuld. — Du mußt gut von ihm denken — nur gut, so verdient er's. — Mich allein trifft der Vorwurf. Die Sache damals war so: An jenem Abend kamen wir beide — der Jürgen und ich — beim Hause des Häcksel-Bauer vorbei. Ich hatte ein paar Glas zuviel getrunken — vorher — leider. Und dann fing einer von uns beiden an, von dir zu sprechen, Isabell."

„Von mir?" — Sie preßte die Faust auf ihr erregtes Herz.

Der Bursche nickte. „Ich war doch eifersüchtig auf den Jürgen und toll auf dich. — ‚Man muß ein Mädel so lieben können, daß man für es bettelt und stiehlt — wenn es sein muß — kannst du das, Jürgen?' höhnte ich. — Ich weiß nicht, was ich noch lallte in meiner Trunkenheit. — ‚Da! — Dort beim Häcksel-Bauer steht ein Fenster offen — alles scheint zu schlafen im Hause. Der Mann hat Geld. Für mein Mädchen wär mir nichts zu schwer. Ich zeig dir's, was ich kann!' — Schon war ich dabei, mich über den Zaun zu schwingen. Jürgen wollte mir's wehren, er rang mit mir. Doch ich war stärker, sprang über das Gatter, stolperte über Beete, drang durch das offene Fenster ein, entwendete Geld, das dort lag. Der Mond schien hell genug — ich brauchte keine Laterne. Da hörte ich vom Garten her plötzlich einen Schuß. Ich kletterte zurück, floh aus dem Grundstück. Am nächsten Morgen hörte ich dann, daß man den Jürgen fand. Wie er mich abhalten wollte von meiner unseligen Tat, muß er in den Bereich der Selbstschüsse geraten sein."

Gegen seine Gewohnheit hatte der Jochen lebhaft, fast überstürzt gesprochen, nur manchmal Pausen eingeflochten, wie um sich nochmals alles genau in die Erinnerung zurückzurufen.

„So, nun weißt du's, wie's war, — hast keinen Grund, schlecht vom Jürgen zu denken, Isabell!"

Aufschluchzend barg das Mädchen das Gesicht in die Hände. — Als Isabell dann aufblickte, war Jochen verschwunden. — Von Stund an hat man im Dorf und seiner Umgebung nichts mehr von ihm gehört und gesehen. — — —

Isabell ist ohne Ehering durch ihre Jahre geschritten, obgleich es ihr an Bewerbern nicht fehlte. —

Als zehnmal seit Jürgens Tode der Frühling ins Land gezogen, legte ein alter Mann namens Gustav Scheel, der in Isabellas Dorf wohnte, auf dem Sterbebette ein Geständnis ab, sein Gewissen zu erleichtern, ehe er vor den Thron des Höchsten trat.

„Vor vielen Jahren", hauchte der Sterbende, „brach ich des Nachts im Hause des Häcksel-Bauern ein. Ich wurde von einem Mann von der Straße aus dabei beobachtet. Im Bestreben, mich, den Einbrecher, zu stellen, überstieg der Mann den Zaun und wollte sich mir, dem Flüchtenden entgegenwerfen. Da fiel ein Schuß, der meinen Verfolger umwarf. Es war der Jürgen, den man für den Dieb hielt, aber ich bekenne vor Gott, daß kein anderer als ich, Gustav Scheel, in jener Nacht den Einbruch verübte. — — —

Eine Stunde darnach wußte das ganze Dorf von dem Geständnis des Sterbenden. —

Isabella, die mitten bei einer Arbeit war, die ihre Hände härtete und ihre Augen trübte, hielt inne. Nachdenklich fuhr sie sich mit der Hand über die Stirn und das Haar, durch das sich schon die ersten Silberfäden zogen. „Jochen", dachte sie — „dann war das eine Lüge damals — die Lüge eines wahren Freundes, die zum Dienst wurde an einem Kameraden!" Leise seufzte sie auf — „vielleicht sind sie wieder vereint jetzt — der Jürgen und der Jochen!?"

Glossen der Woche

Frauen, nach denen man sich umschaut



In diesem Falle schaut die Jugend
bewunderungsvoll auf Frauentugend.



Hier wird wohl kein Int'resse gelten,
doch dieses Exemplar ist selten.



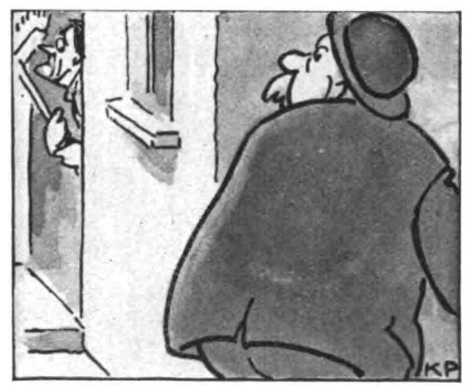
Nachdem er jemand angefahren,
will er den Schein des Mitleids wahren.



Sie sieht im Wettlauf voll Entsetzen:
Die Zweite will die Erste hetzen.



Und hier erweist Herr Bockbiertöter
sich als ein alter Schwerenöter.



Hier blickt ein braver Ehemann
aufs Frauchen, das gut schimpfen kann.



„Ein Telegramm für Sie, mein Herr!"
„Schieben Sie es unter der Türe durch."
„Bedaure, das geht nicht, es liegt auf einem Tablett."



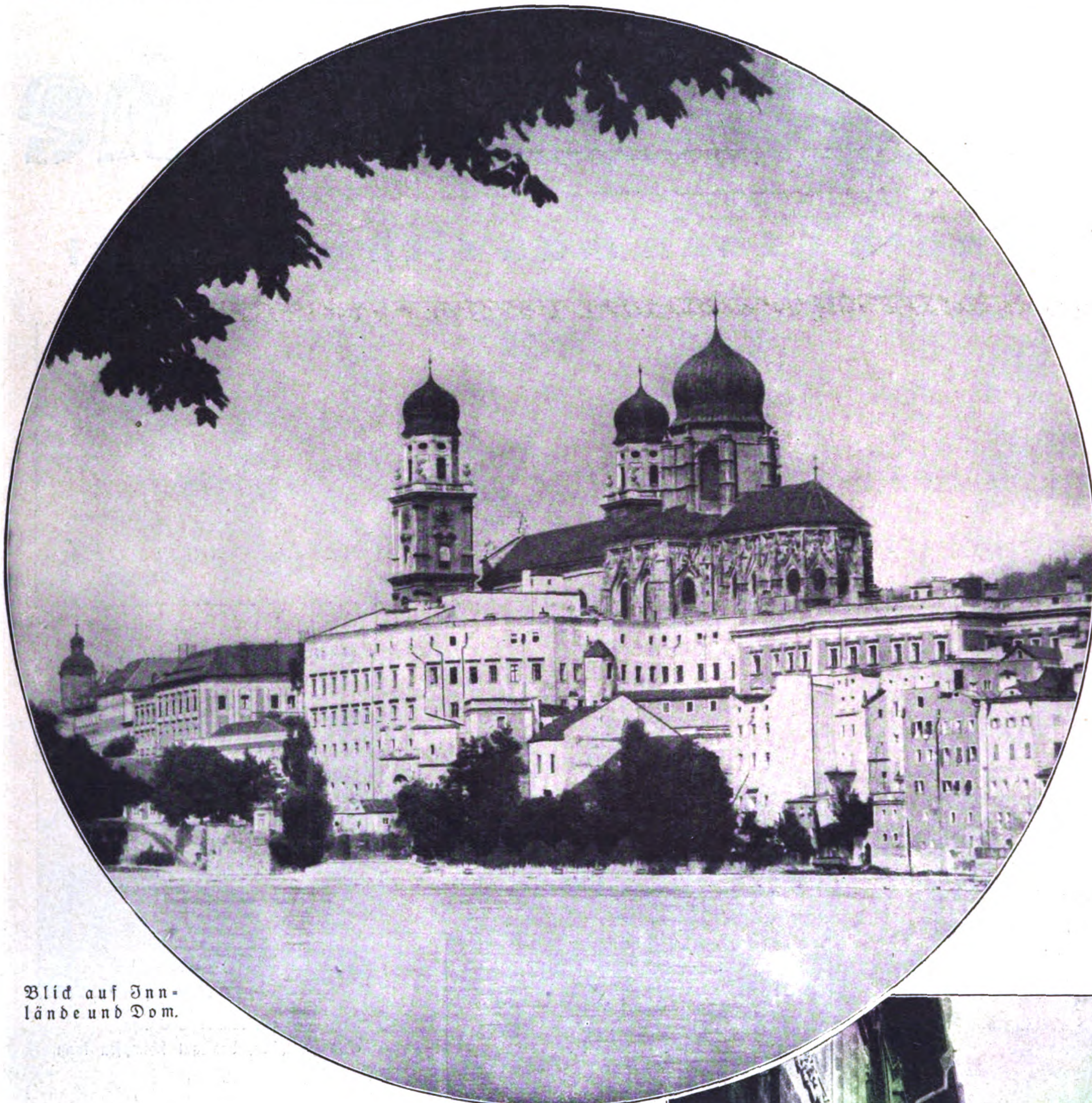
„Sie sind doch aus Leipzig?"
„Nur teilweise!"
„? ? ?"
„Nun ja, als ich von Leipzig wegging, wog ich 120 Pfund, jetzt wiege ich 240!"



„Morgen machen wir einen Ausflug aufs Urgljoch!"
„Unsinn, das heißt doch Furgljoch!"
„Bitte, im Baedeker steht ausdrücklich dahinter ‚F. unnötig'!"

Verlag: Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11-17, Fernsprecher: 20647 u. 22131. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post und durch jede Buchhandlung monatlich 86 Pfennig, durch Umschlag M. 1.45. Bei Zustellung ins Haus kostet der „Illustrierte Beobachter" 2 Pfennig Zustellgebühr mehr. Unsere Lieferanten sind daher berechtigt, die Zeitschrift mit 22 Pfg. frei Haus zu liefern. Versand ins Ausland durch Umschlag monatlich M. 1.45, für Länder mit ermäßigtem Porto M. 1.25. Postscheckkonto: München 11346; Wien: 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern, Postscheck III 7205. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank, Filiale Kaufingerstraße. / Der „Illustrierte Beobachter" erscheint wöchentlich am Samstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39/II, Fernruf: 20755 und 20801. Hauptschriftleitung und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dietrich Loder, München; Berliner Schriftleitung: Dr. Hans Diebow; verantwortlich für Anzeigen: Erwin Kinkenzeller, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Adressenvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Organisationsleben muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.

[A B C D E F] Diese Ausgabe darf in Lesezirkeln nur geführt werden, wenn sie im Kopf als Lesezirkel-Ausgabe kenntlich gemacht ist



Blick auf Innlände und Dom.

Zu den ältesten und schönst gelegenen Städten Deutschlands zählt Passau, die Dreiflüssestadt an den Mündungen des Inn und der Ilz in die Donau. Die alte Bischofsstadt entstammt einer Ansiedlung der Kelten „Bojodorum", die auf der Altstadtinsel angelegt war. 80 n. Chr. errichteten die Römer am rechten Innufer ein Kastell gleichen Namens und wandelten um 200 auch die Kelten-Ansiedlung zu einem Kastell mit der Bezeichnung „Castra Batava" um. Im Anschluß an die Gründung des Bistums um 739 durch Bonifatius kamen auch die neuen Siedlungen desselben hinzu, und um diese Zeit beginnt auch die Blütezeit Passaus. Unter Bischof Christian wurde das Bistum weltlich und seine Grenzen reichten fast 1000 Jahre lang über Wien hinaus bis zu den Grenzen Ungarns. 1225 wurde Passau zur Stadt erhoben.

Aber nicht allein seine weit zurückreichende Geschichte macht uns Deutschen diese Stadt teuer, vielmehr ist sie uns durch ein weit stärkeres Band für immer verbunden: durch das Nibelungenlied.

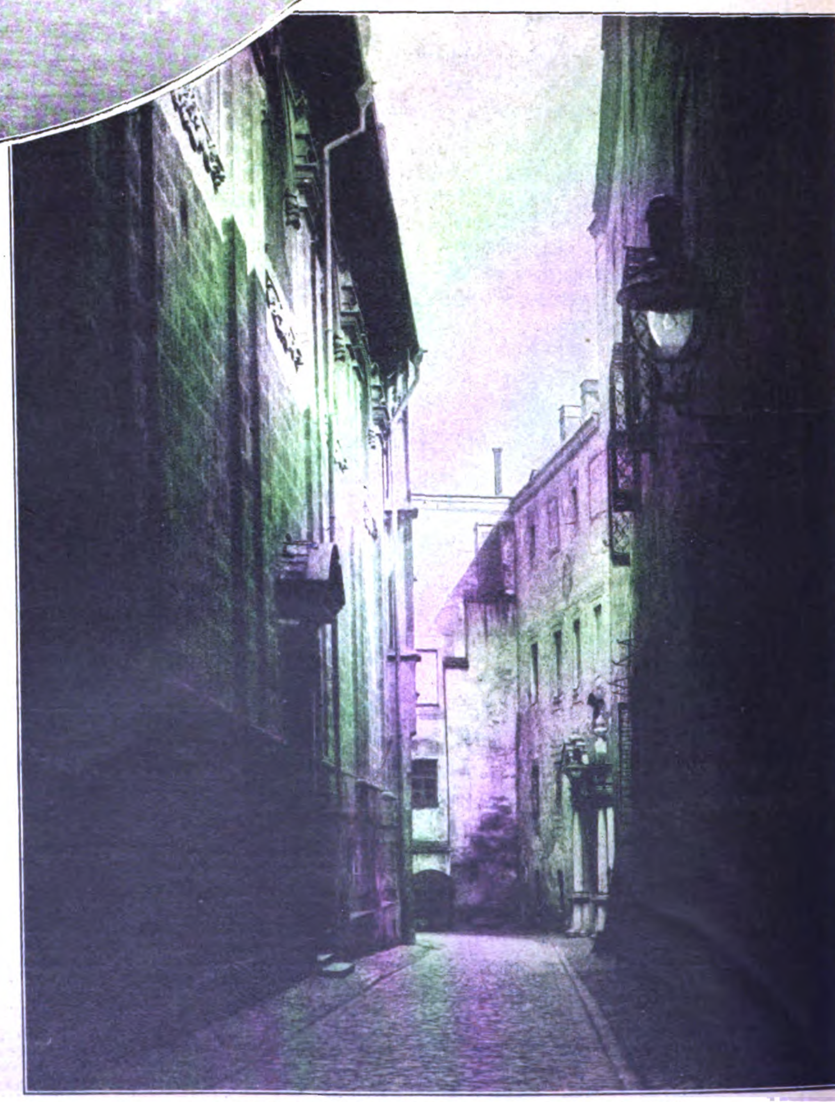
Als Kriemhilde nach Jahren tiefster Trauer um ihren meuchlings er-

Passau

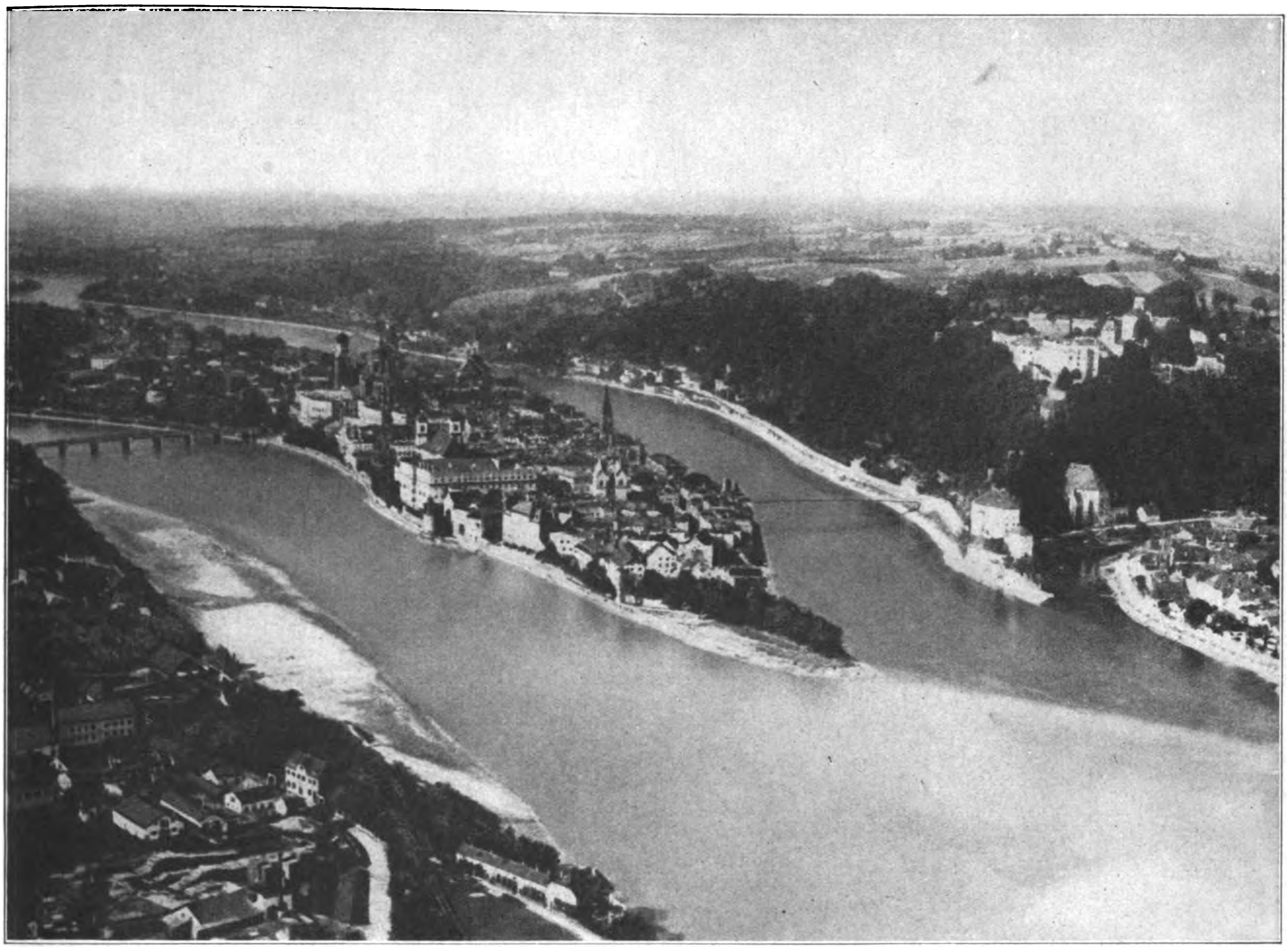
DIE ALTE NIBELUNGENSTADT



Donau und Niederhaus.



Zengergasse. Links Dom, rechts Landgericht.



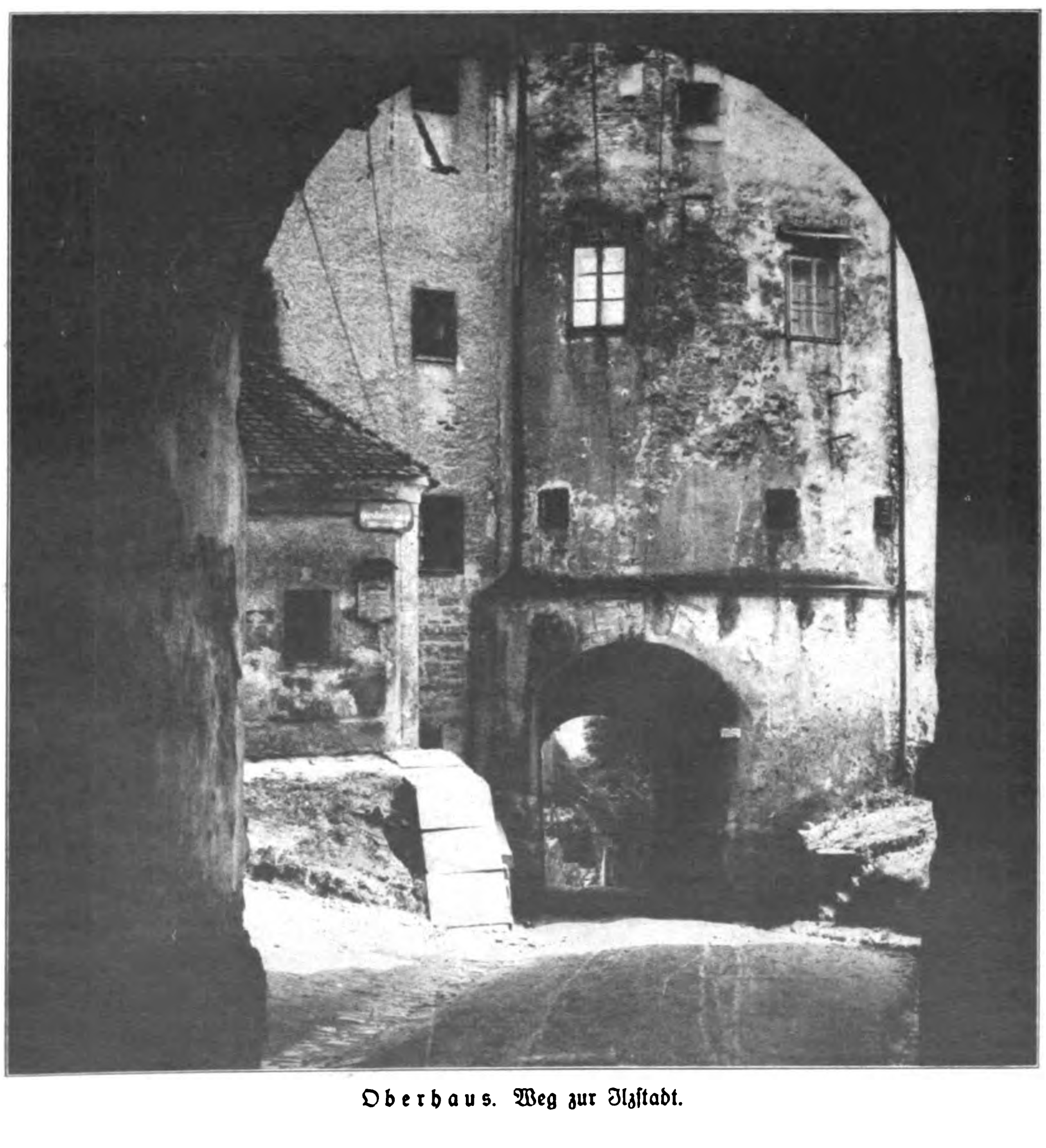
Passau — vom Flugzeug aus gesehen. Links Inn, in der Mitte Donau, rechts Ilz.

mordeten Gatten mit dem ritterlichen Grafen Rüdiger von Bechalaren rachesinnend den Donaustrand abwärts zu Etzel, dem Hunnenkönig, zieht, öffnen sich ihr gastfreundlich die Pforten von „Pazzouwe". Freudig wird sie von ihrem Oheim, dem Bischof Pilgrim (971 bis 991 Bischof von Passau) begrüßt und von den Bürgern wohl empfangen. Auch der Burgunderkönig Gunther mit Hagen, Gernot und Giselher kamen auf ihrem Schicksalszug zu König Etzel durch Passau, wo auch sie gastlich bewirtet wurden.

Nach neueren Forschungen soll Pilgrim selbst der Verfasser des Liedes sein, was die Stadt Passau noch enger mit diesem gewaltigen deutschen Nationalepos verbinden würde. W. B.



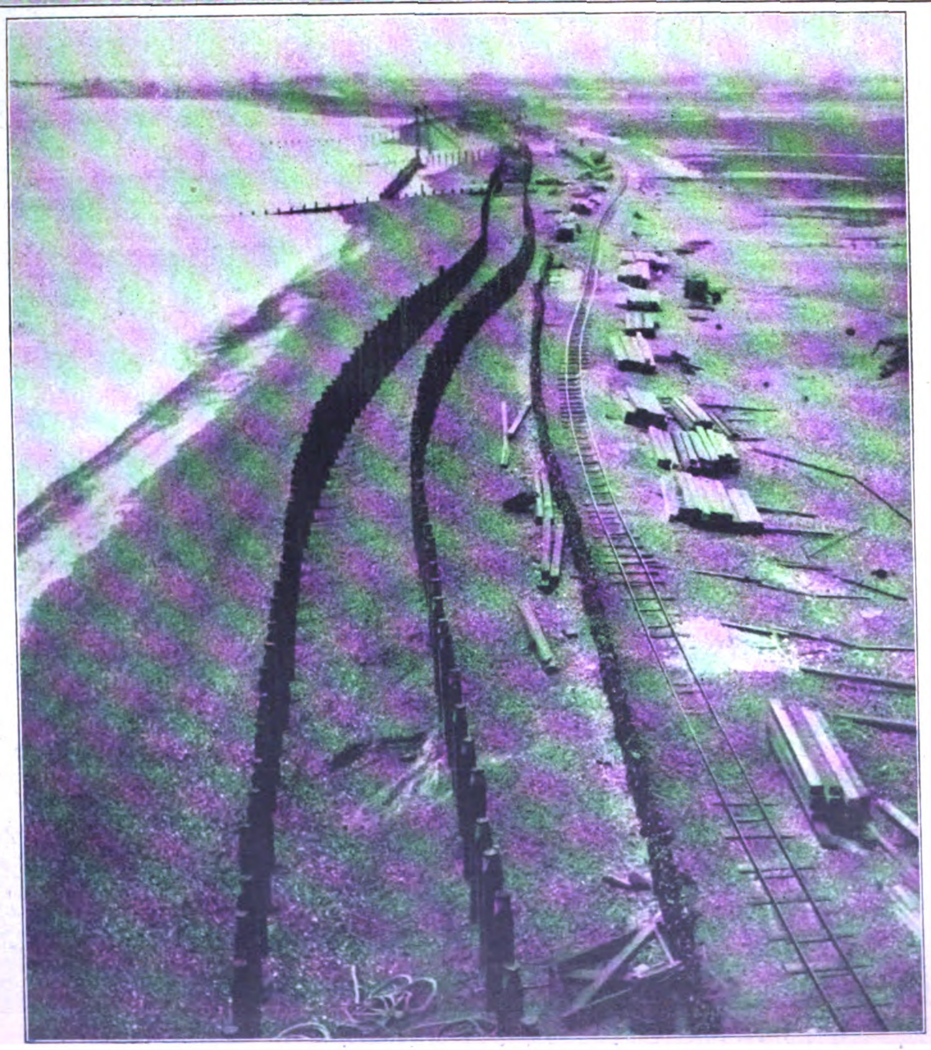
Innlände. Blick nach Westen.



Oberhaus. Weg zur Ilzstadt.



Wasserberge zerschmettern kilometerweit die englische Nordseeküste.
Das seltene Bild gibt einen Begriff von der fürchterlichen Gewalt der Sturmfluten, denen auch starke Dämme nicht leicht widerstehen. An der deutschen Nordseeküste fanden im Jahre 1362 durch die „Manntränke", die grausigste aller Fluten, von denen die Geschichte zu erzählen weiß, viele tausend Menschen den Tod. Römische Geschichtsschreiber erzählen, daß die alten Friesen oftmals in ihrer Verzweiflung mit blankem Schwerte der Sturmflut entgegenzogen und von ihr verschlungen wurden.

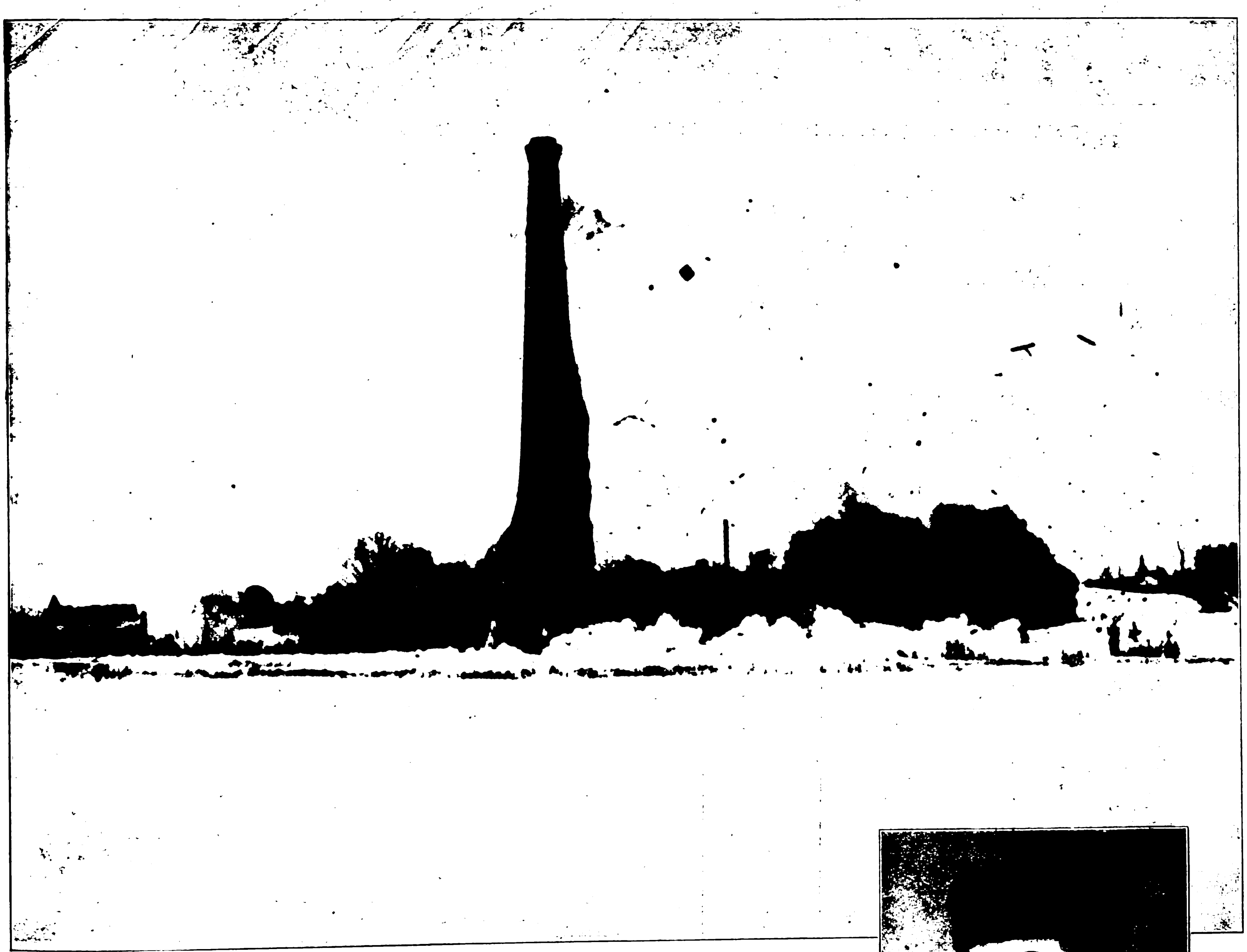


Die SEE rennt an

Zur Abwehr der unheilvollen November-Sturmfluten haben die Bewohner des englischen Fischerhafens Rye einen kilometerlangen Küstenschutz aus doppelten Pfahlreihen errichtet, die sie mit Steinblöcken ausfüllen.

FÜR EIN BILD IN DEN TOD:

DER PRESSEPHOTOGRAPH ALFRED REICHWEIN NAHM IM WINTER 1907 DIE SPRENGUNG EINER ZIEGELEI AUF. EIN SPRENGBROCKEN, DEN SEINE PLATTE NOCH FESTHIELT, TRAF IHN TÖDLICH



Archiv A. Groß

Ein Bilddokument, das auf der Ausstellung „Die Kamera" in Berlin zum erstenmal öffentlich gezeigt wurde

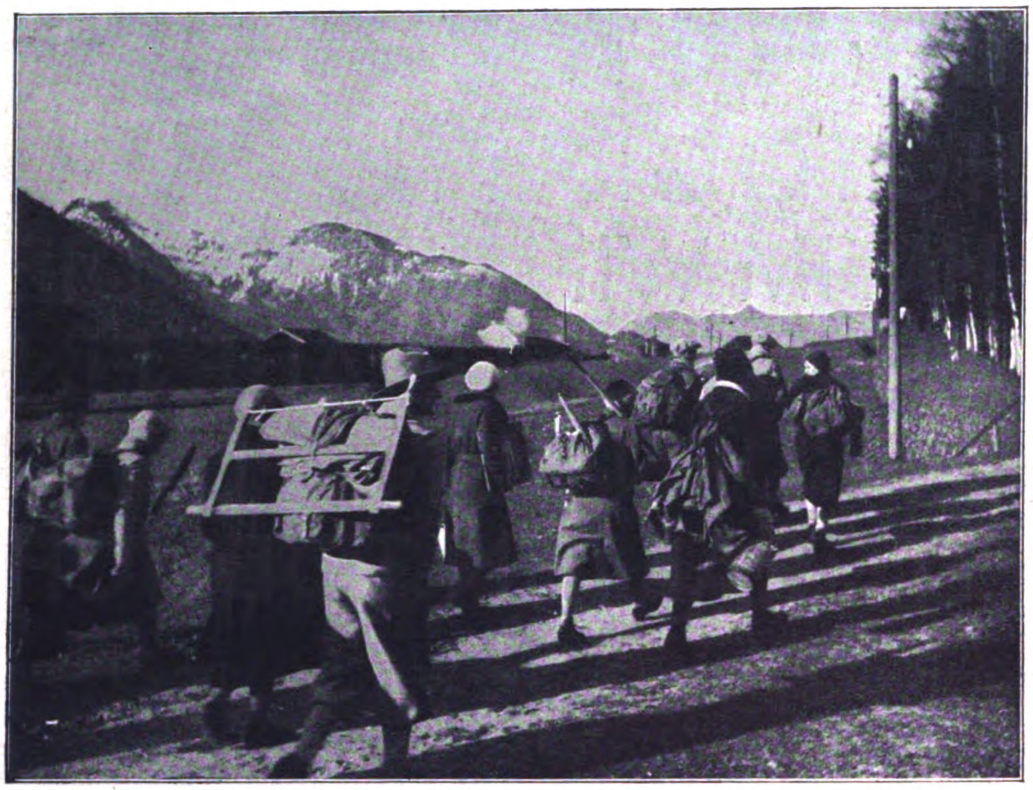


Alfred Reichwein, der erste Pressephotograph, der bei Ausübung seines Berufes den Tod fand.

An einem Wintertage 1907 wurde in Hermsdorf bei Berlin eine alte Ziegelei abgetragen. Ein Pionierbataillon war zur Sprengung des Schornsteins abkommandiert worden. Ketten von Mannschaften drängten die Neugierigen aus der Gefahrzone. Unter den Zuschauern befand sich auch der Pressephotograph Alfred Reichwein. Ein Trompetensignal kündete die Sprengung an.

„Wir wurden" — so erzählt unser Gewährsmann, der Senior der Berliner Bildberichterstatter Alfred Groß — „in später Nachmittagsstunde angerufen, ein Operateur sei in Hermsdorf verunglückt. Ich nahm ein Auto und fuhr in höchster Geschwindigkeit zu der Ziegelei, von dort zum Krankenhaus. Reichwein war inzwischen schon operiert worden und lag in Narkose.

Ich brachte folgendes in Erfahrung: Die Absperrmannschaften mußten die Streuweite der Sprengteile unterschätzt haben, denn während Reichwein innerhalb der vorschriftsmäßigen Absperrung seine Aufnahme machte, traf ein großer Ziegelsteinbrocken mit so gewaltiger Wucht seinen Leib, daß er bewußtlos zusammenbrach. Die Operation rettete ihn nicht mehr. Er starb in der Nacht an innerer Verblutung. Seine letzte Aufnahme zeigt noch den Flug der Mauerstücke, deren eines ihm den Tod brachte."



Frühmorgens nach der Ankunft im Bahnhof.

Almauftrieb der Schiläufer

Bilder und Text von „Schaubild"

Wenn die letzten Herbsttage ins Land gekommen sind, wenn die Almen, von Mensch und Tier verlassen, in stiller Einsamkeit ruhen, wenn der erste Schnee wie ein immer wiederkehrendes Wunder von den höchsten Spitzen der Berge strahlt, dann beginnt für die Schiläufer, die so glücklich sind, eine Almhütte ihr eigen nennen zu können, ein neues Leben. Sie planen und überlegen, sie kaufen, sammeln und richten, und eines schönen Sonntags geht es hinaus. Ihr Ziel ist die Almhütte irgendwo in den Bergen, wo sie am schönsten und am stillsten sind. Diesmal noch ziehen sie ohne ihre geliebten Brettel, trotzdem aber sind sie schwer und merkwürdig beladen. Denn alles, was die Hütte und ihre Insassen brauchen für einen langen Winter an Holz, Gerät und Werkzeug, muß jetzt, solange die Wege noch gangbar sind, mühevoll hinaufgeschafft werden. Mit den schweren Dingen beladen sich die Männer: Axt und Säge, Holz und kleiner Ofen, ein paar



Große Wäsche.



Der Eiskeller im Brunnen.



Aus frischen Tannreisern wird der Festkranz gewunden.



Matratzenschleppen gehört auch dazu.



Wenn es im Tal noch regnet, hat es auf den Höhen schon geschneit.

alte Matratzen und viele leere Säcke, die späterhin mit Stroh gefüllt werden sollen. Da wollen auch die Mädel nicht nachstehen und bringen Töpfe und Besen, Konserven, Gläser und Tücher heran. Der frische Herbstmorgen macht ihnen die Gesichter froh und den Aufstieg leicht; Erinnerungen an den letzten Winter werden wach, und mit einem strahlenden Jodler wird die Hütte begrüßt.

Schnell ist die Arbeit eingeteilt; Holzhacken und -sägen sind die Hauptsache und Männerarbeit. Die Mädel haben ihre Herrschaft gleich in der Küche errichtet und beginnen ein eifriges Waschen, Fegen und Bürsten, immer wieder unterbrochen durch ein weithin schallendes Lachen und Singen. Wie nötig braucht man warmes Wasser; aber ach, wie schwer ist so ein kalter Ofen anzuzünden!

Im Schlafraum ist viel zu tun: Da müssen die Wandfugen neu abgedichtet werden, die Strohsäcke sind zu füllen, und Bettstellen für Kranke dürfen auch nicht fehlen. Unmerklich ist die Mittagszeit vorübergegangen; das Dach ist gerichtet und viel Kleinholz geschafft worden. Da wird es rebellisch unter den Männern, und sie verlangen nach Essen. Mit lautem Hallo begrüßen sie den Rauch, der verheißungsvoll dem Kamin entsteigt. Jetzt noch schnell an den Brunnen, waschen und das Bier kaltstellen; da ertönt auch schon die große Glocke, die alle zum Essen ruft. Noch nie hat ihnen allen Erbsensuppe mit Würsteln so gut und neuartig geschmeckt wie heute.

Der Nachmittag ist ruhigerer Arbeit gewidmet. Da nun das Gröbste getan ist, kann man auch an Luxus denken: Wie wäre es mit einem Bilde über dem Tisch? Und wo kommt die Laute hin? Der Schiraum wäre noch zu verbessern, und eine neue Lampe bräuchte man auch, vielleicht sogar eine Benzinlampe, die gar nicht raucht. Etliche gehen spazieren, schauen das Gelände an und träumen schon von kommenden Schwüngen, und ganz Faule versuchen, sich von der letzten Sonne noch braunbrennen zu lassen. Zu guter Letzt wird das Vereinszeichen, feierlich mit Tannengrün bekränzt, weithin sichtbar, unter dem Dache angebracht und als Krönung ihrer Arbeit freudig begrüßt.

Langsam ist die Dämmerung gekommen; da wird der nun leicht gewordene Rucksack geschnürt. Ein letzter prüfender Blick auf die Hütte, und mit eiligen Schritten geht es hinab, zurück ins Tal.



Kameradschaft bei der Arbeit.

Reife Kunst und junger Nachwuchs



Viorica Ursuleac, die erste „Arabella“ der Dresdener Staatsoper, sang sich mit dieser Partie bis an die Spitze der heutigen Sängerinnen. Eine strahlende Stimme, eine schöne Erscheinung, eine große Opernhoffnung.



Rosalind von Schirach, Typ der schönen deutschen Frau, Gemüt und Seele leuchten ihr aus den Augen, strahlen aus ihrer Stimme, eine wundervolle „Mona Lisa“, eine reizende „Eva“.



Käthe Dorsch, die Schauspielerin ganz großen Formats, die Frau mit den schönsten Händen, dem hellsten Lachen, dem innigsten Schluchzen. Eine erschütternde „Maria Stuart“, eine hinreißende „Katharina“.



Ellen Bang. Ein neues Gesicht, ein kommendes Talent. Halb „Ophelia“, halb „Käthchen“, eine Naiv-Sentimentale mit schelmischem Einschlag.



Charlott Serda-Junkermann. Theaterkind. Talent und Temperament zeigt dieses sympathische Profil. Künstlerblut pulst in ihren Adern, mehr als eine Hoffnung ist sie, schon eine kleine Persönlichkeit.



Sabine Peters. Reizende runde Kulleraugen in zartem Gesichtsoval künden einen Kobold voll Laune und Leben. Aber auch ernste Schleier ruhen hintergründig und verraten stark dramatische Akzente.



Carola Löck. Das große komische Talent Man traut dem kleinen Gesicht gar keine komischen Masken zu, aber man muß sie gehört und gesehen haben in „Krach um Jolanthe“, dann hegt man keine Zweifel mehr. Vom tiefsten Ton bis zum hellsten Piepsen pariert die Stimme. Ein komischer Kauz.

Preis 20 Pfennig
Österreich: 40 Groschen
Schweiz: 35 Rappen
Ausland: 35 Pfennig

IB Illustrierter Beobachter

8. JAHRGANG / FOLGE 48 / SAMSTAG, 2. DEZEMBER 1933

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Der Führer und sein Stabschef

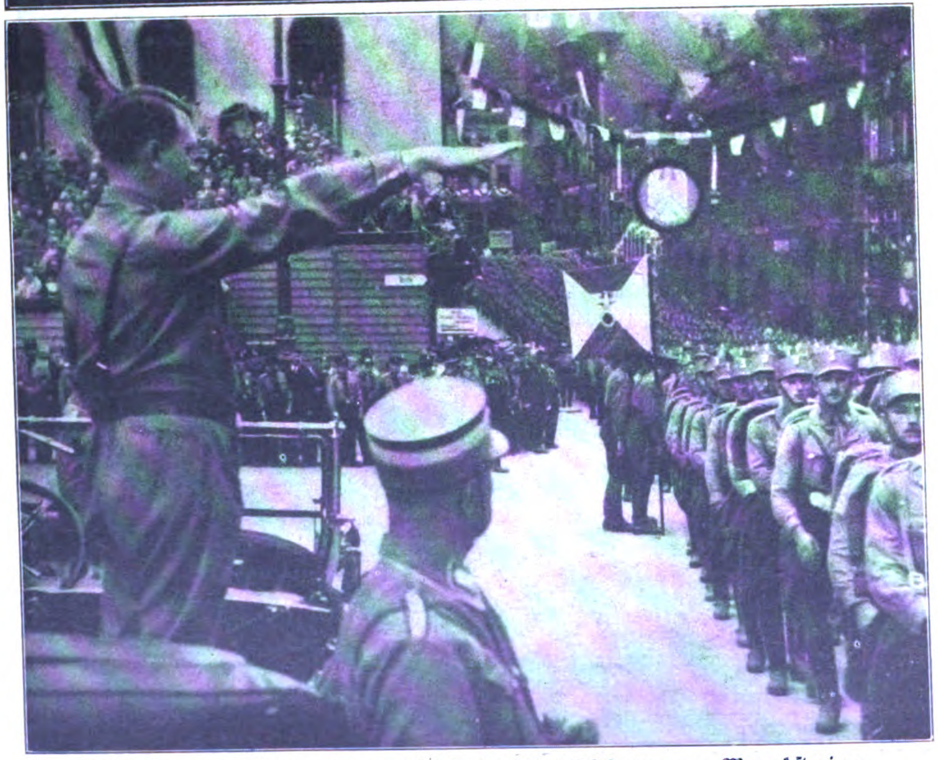
Bildausschnitt aus dem Film vom Reichsparteitag 1933 in Nürnberg: „Der Sieg des Glaubens"

Nürnberg 1933

DER FILM VOM REICHSPARTEITAG DER N. S. D. A. P.



Nun steht ganz Deutschland hinter dem Führer. Der Film vom Nürnberger Parteitag bringt Bilder von der überwältigenden Reichstagung, wie sie bisher noch nicht zu sehen waren.



Die Tage in Nürnberg 1923, 1927, 1929 waren Marksteine auf dem Wege des Nationalsozialismus zur Macht. Hier, auf dem Marktplatz von Nürnberg, der jetzt Adolf-Hitler-Platz heißt vollendete sich der Sieg des Glaubens an Deutschland.

Wie ich den Film von den denkwürdigen Tagen von Nürnberg drehte

Von

Leni Riefenstahl

Ein Vierteljahr verging, seit wir an des Sommers Wende in der deutschesten Stadt den Parteitag des Sieges erlebten und nun ihn wiederschauen, wiederhören wollen in der künstlerischen Gestaltung einer Filmsymphonie. Über zwei Monate habe ich in der Kopieranstalt gesessen, den Tag über, den Abend und oft die Nächte durch — mein Arbeitsplatz — — der Abhörtisch der Filmwerkstatt. Um mich her Hunderte und aber Hunderte von Pappkartons mit Teilen und Teilchen einer „Masse Film" — das Material der Aufnahmetage von Nürnberg. 18 000 Meter Film, die zu bewältigen waren.

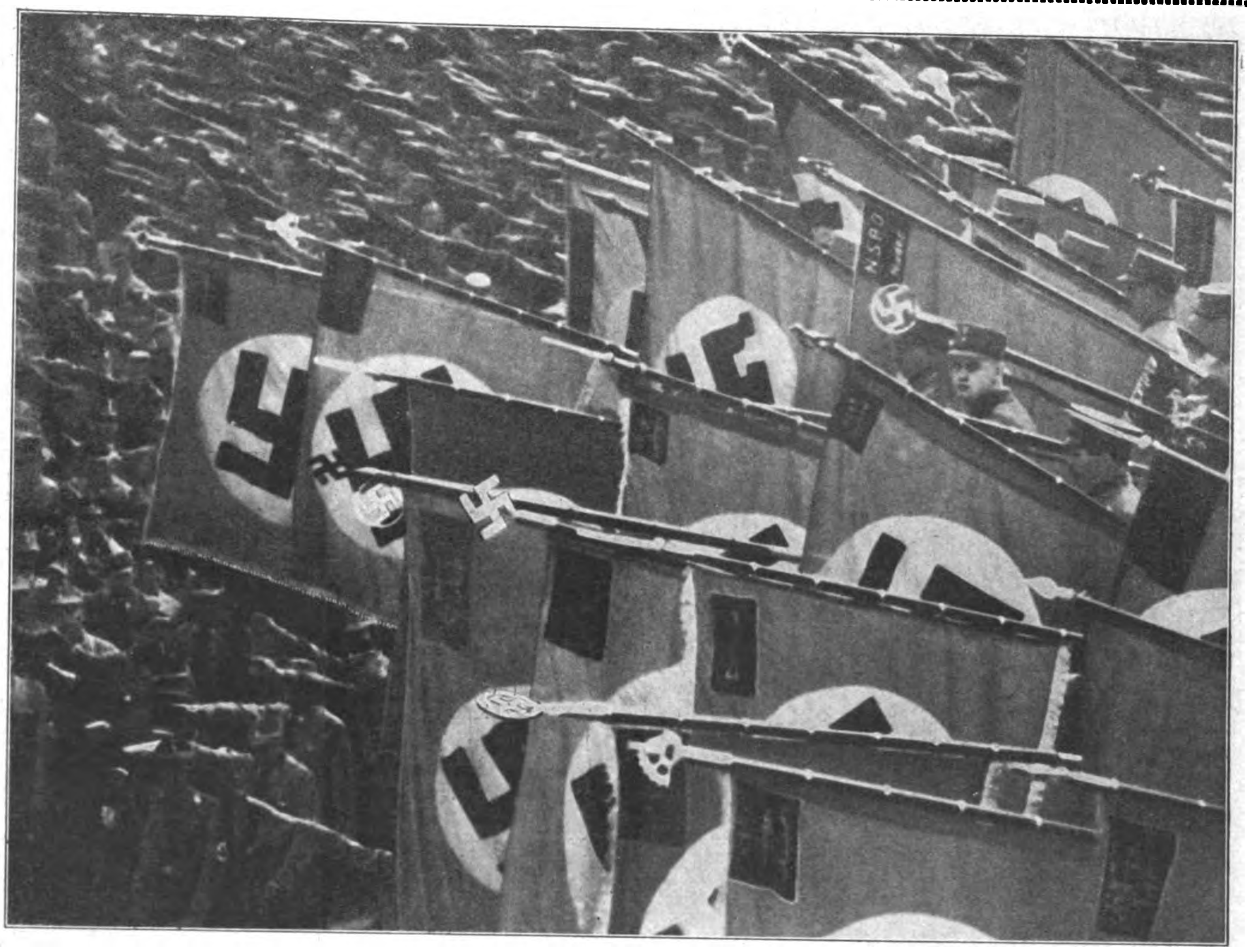
Heute wünschte ich, jeder Tag der Nürnberger Tage hätte 48 Stunden gehabt, denn was sich für Aufgaben auf einen schmalen Zeitraum zusammendrängten, kann nur der verstehen, der die Aufnahmeschlacht auf der Tagung durchgemacht hat. Die wichtigsten Ereignisse drängen sich auf Viertelstunden zusammen. Ankunft des Führers, Gruß der Massen.

Höchste Ehrung mitten in der Arbeit, Allgeier mit seinen

schwarzen Knickerbockern und dem Bauernjanker mit dem E. K., wird in das Auto des Führers gerufen — er hält die Handkamera wie mit Eisenstativen umkrallt, dann langsame Fahrt durch die jubelnde Stadt, die Kamera, nein, ein ganz Pflicht und Begeisterung gewordener Mann hat leise, unmerklich seinen Apparat eingeschaltet — — nun ist eine Jubelfahrt in dieser Fahrtaufnahme durch Nürnberg festgehalten, für die Mitwelt, für die Nachwelt ein Dokument, mit heißem Herzen, nicht in kühlem Reportageton erobert.

Bei der Filmmontage spürt der Künstler oft zu sehr, wie alles Nachher, alles Kompo-

(Schluß Seite 1637.)



Unvergessen sind die Helden, die ihr Leben geopfert haben für den Sieg unserer Volksbewegung. Während des Amtswalterappells senken sich die Fahnen zur Gefallenenehrung.



Rings um den Adolf-Hitler-Platz in Nürnberg erhoben sich die großen Tribünen der Ehrengäste.



DAS RIESENWERK DES FÜHRERS:

Die Arbeit an der ersten Reichsautobahn-Strecke

Frankfurt—Darmstadt in vollem Gang

Zwei Monate sind vergangen, seit der Führer bei Frankfurt a. Main am 23. September nicht nur andeutungsweise den ersten Spatenstich tat, sondern kraftvoll den ersten Kubikmeter Boden im Dammkörper der ersten Reichsautobahn einbaute. Wer es erlebte, wie der Führer als Vorarbeiter einer ganzen Nation den Bau dieses gewaltigen Straßennetzes vorführte, bis auch auf seiner Stirne die Schweißtropfen glänzten, der wußte innerlich:

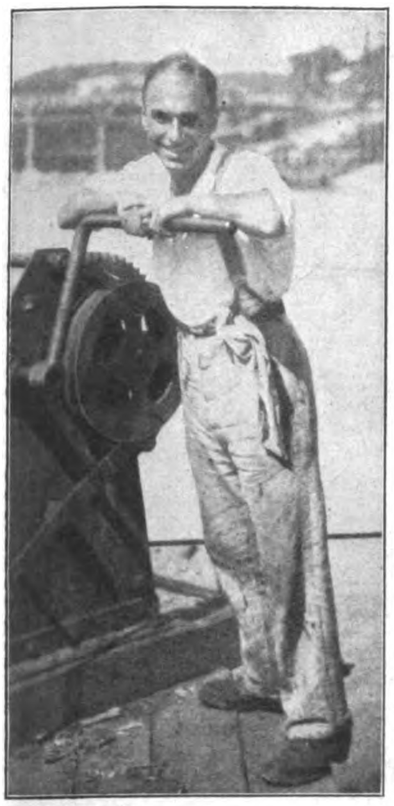
Links: So begann das große Werk! Der Führer vollzog am 23. September den ersten Spatenstich. Links Reichsstatthalter Sprenger, rechts Generalinspekteur Dr. Todt. PBZ



Der Bevollmächtigte des Führers für den gesamten Straßenbau: Generalinspekteur Dr. Todt, in dessen Händen der Bau des gewaltigen Autostraßennetzes liegt.
Aufn.: Rosemarie Kögel.



Vermessungsarbeiten im Stubbenfeld. Sonderaufnahmen für den J. B. von Dr. Paul Wolff.
Die neue Autostraße Frankfurt a. M. — Darmstadt — Mannheim bahnt sich durch hohe Wälder ihren Weg.



Dr. Todt, der vom Führer mit der Schaffung des Reichsautobahn-Netzes betraut wurde, hat einst selber als Arbeiter angefangen und als solcher praktische Erfahrungen gesammelt.

Dieses Werk wird getrieben vom Geist und Willen Adolf Hitlers, dieses Straßenetz wird und muß zum technischen Ausdruck des jungen nationalsozialistischen Deutschland werden. An der Stelle des Führers stehen heute 2000 Arbeiter, die bei 120 Unternehmern beschäftigt sind. Von Frankfurt a. M. bis weit über Darmstadt hinaus ist der Bau im Gange. In breiten Streifen werden die Bäume geschlagen und die



Eine breite Schneise ist durch den Wald geschlagen. In langer Bahn reihen sich die Kipploren aneinander, um den Erdaushub aufzunehmen.



Links: Eine der schwersten Arbeiten, die es zu bewältigen gibt, ist die Rodung der mächtigen Baumwurzeln, die sich zäh in das Erdreich klammern.



Rechts: Schienenlegen für die Feldbahn, die zum Transport von Erde und Baumaterial dient.



Waldrodung im Bauabschnitt Mörfelden.

Wurzelstöcke gerodet. Dicht hinter diesen Arbeitsgruppen werden die Transportgeleise verlegt. Die Erdbetriebe beginnen mit Einschnitten und Dämmen. Über 70 Bauwerke sind begonnen, vereinzelte sind schon vor der Fertigstellung.

Insgesamt sind bei Frankfurt zu leisten 4,5 Mill. Kubikmeter Erdbewegung, 75 000 Kubikmeter Beton, 1,5 Mill. Quadratmeter Farbendecke. In gleicher Weise wie bei Frankfurt a. M. entstehen im ganzen Reiche ähnliche Baustellen. Überall beginnt das Werk des Führers zu wachsen in seinen Einzelteilen — nur eine kleine Stelle im Zuge dieses großen Bauvorhabens schwindet noch heute von Tag zu Tag — jene Stelle, an der der Führer mit seinem Spaten selbst die erste Bodenarbeit verrichtete. Zu dieser Stelle kamen seit dem 23. September an den Sonntagen die Arbeiter mit ihren Kindern und zeigten jene Stelle, wo Adolf Hitler genau wie der Vater geschaufelt hat und seine Schweißtropfen zwischen die Schollen fielen. Und dann nahmen die Kinder eine kleine Kinderhand voll Erde von dieser Stelle mit nach Hause.



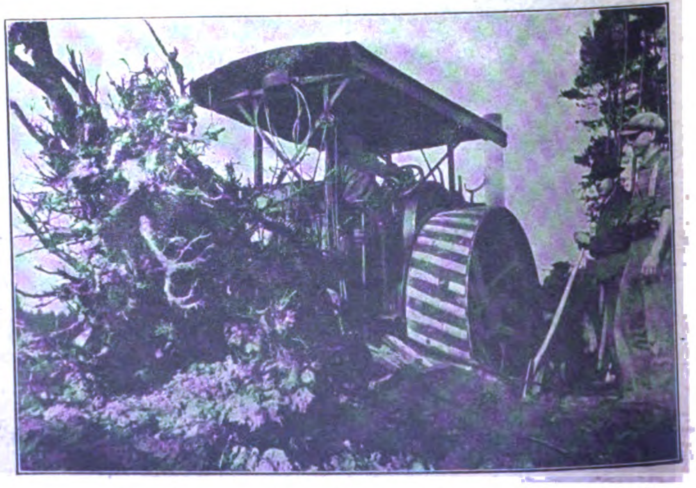
In schnellem Tempo schreitet die Arbeit voran. 1900 Mann fanden durch die Arbeit an der bisherigen Strecke ihr Brot.



Das eiserne Gerippe der künftigen Betonblöcke an der Überführungsstelle der Straße Mörfelden — Langen.



Wo die Menschenkraft versagt, werden Flaschenzüge angesetzt.



Besonders gewaltige Stubben holt ein Traktor mit Seilwinde aus dem Boden.

Wir – und . . .

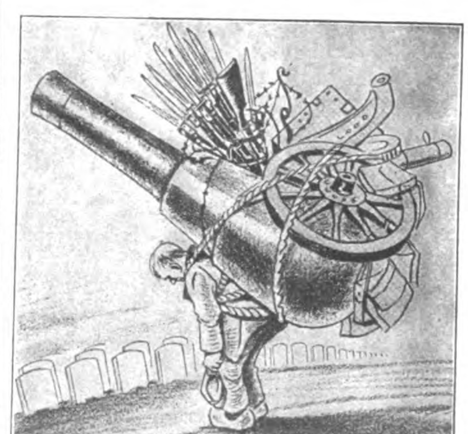
Zeichnungen von H. W. Böttcher





. . . die andern

Wie sie sich selbst verspotten:



„Zwei Minuten". Karikatur aus der Londoner Zeitung „The Daily Expreß" vom 11. November 1933 zum Tag der Waffenstillstandsfeier, bei der zwei Minuten dem stillen Gedenken an die Gefallenen gewidmet waren.

Mann gegen



Das Ringen
ist die älteste Form des
Kampfsportes und schon
zu den Zeiten Homers
bekannt und beliebt. Die
Waffen sind gleich: Kraft
gegen Kraft, Gewandtheit gegen Gewandtheit.
Zu jedem Griff gibt es
ein Gegenmittel. Hier
wird die Abwehr
des Untergriffs
gezeigt.



Das Fechten
gilt als die ritterlichste Form des Zweikampfes. Vorbilder sind die Florettkunst Italiens, ihres Ursprungslandes, und Frankreichs mit ihrer Kultur der Eleganz in jeder Stellung und Bewegung. Neben dem leichten Florett (Stoßdegen) wird mit Degen und Säbel gefochten. Unser Bild veranschaulicht Auslage und Parade im Säbelkampf.



Das japanische Ju-Do
dient der Verteidigung und wurde als eigenartige Abwehrmethode aus dem Jiu-Jitsu entwickelt. Durch einfachen Überwurf kann man seinen Gegner zur Strecke bringen.

Mann

Von
Diplom-Sportlehrer
Walter Deichmann

Aufnahmen: L. Spudich



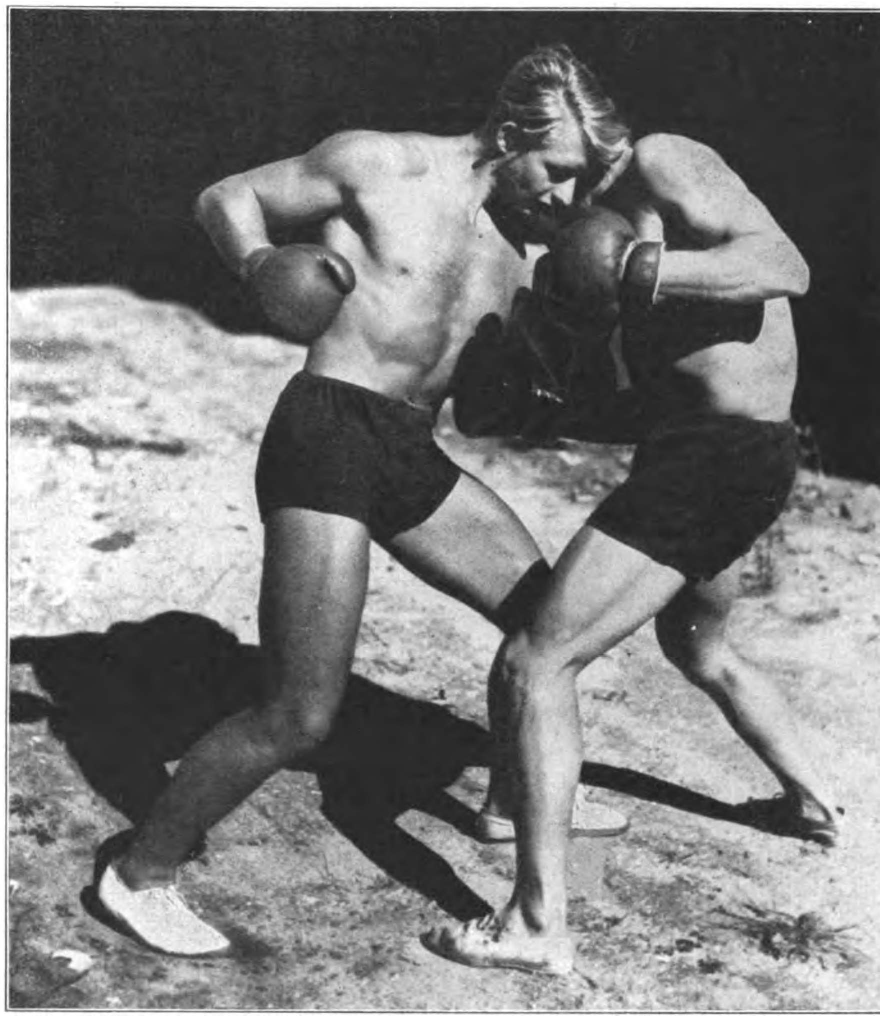
Kampfsport! Der Mensch der Großstadt, der Autos, Klubsessel und Zentralheizungen — immer gemäßigt und zur Bequemlichkeit geneigt — plötzlich hört er sein Blut rauschen. Austoben möchte er sich mal, richtig raufen und kämpfen! Aus lange „überlebten" Zeiten dringen Rufe in ihm auf: Jagdruf, Kampfgeschrei, Siegesjubel...

Da wirft er allen Plunder von sich, stellt sich mit bloßem Leib in die Natur, wo sie noch am echtesten ist: ans Wasser, in den Schnee, in den Sturm und auf den Heimatboden. In der Zeit der Maschinengewehre greift er zum Speer; im Jahrhundert der Zivilgerichte ersehnt er wieder den urmenschlichen Kampf: Mann gegen Mann!

Boxen, Ringen, Fechten und Jiu-Jitsu sind die echten Erben des Urkampfes Mann gegen Mann, der so oft getobt haben mag: um Jagdgrund und Beute, um Frauen, Ehre und Leben! — Um das Leben geht es heute nicht mehr — nur noch um Ehre und Sieg! Darum konnte man auch aus dem Kampf „mit allen Mitteln" die einzelnen Waffen herausnehmen und gesondert hinstellen. Wo der Urmensch kämpfte: mit Dolch und Zähnen, mit Fäusten, Griffen, List und Kraft, da treten unsere Kämpfer in Einzelkämpfen auf — hier mit der blanken Waffe die Fechter, dort die Boxer mit der Faust, hier die listigen, katzengewandten Jiu-Leute, dort die kraftgeballten Ringer mit ihren Griffen.

War im Urkampf „alles" gestattet, sogar die Tücke des Stoßes in den Rücken, so trennen sich jetzt die Auffassungen. Recht ist, was im Anwendungsgebiet der bevorzugten Waffe bleibt; was herausfällt, wird „unfair" genannt. Ein Boxer, der „klammert", ein Ringer, der „stößt" oder würgt, ein Jiu-Jitsu-Kämpfer, der Schmerzen erzeugt und Unfälle ver-

(Schluß auf Seite 1642)



Das Boxen, schon in der Antike bekannt, hat in der Neuzeit England zur Heimat und ist erst nach dem Weltkrieg nach Deutschland verpflanzt worden. Zwei Männer, zwei bloße Leiber, zwei bewehrte Fäuste und Kampf bis zum Niederschlag.

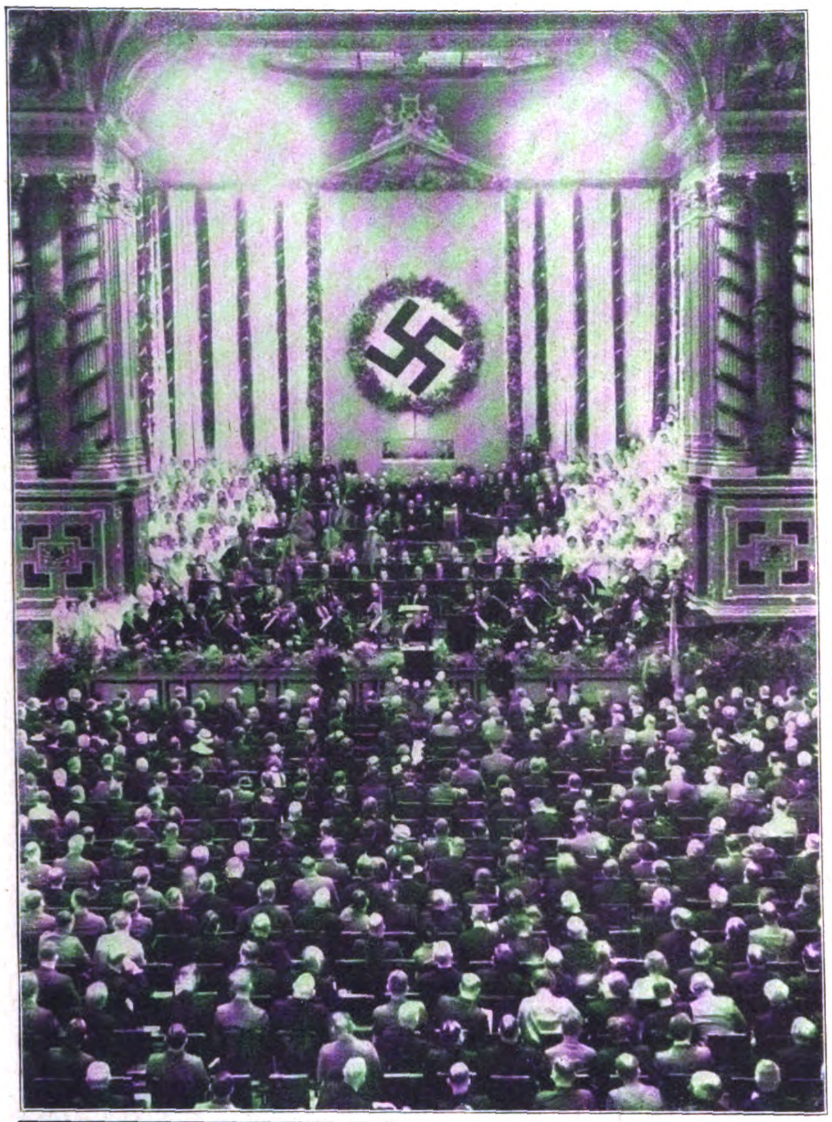








Die Hauptwaffe des Japaners in der Verteidigung: Das Jiu-Jitsu.
Ein gründliches Studium des menschlichen Körpers hat den Japaner mit jenen schwachen Stellen vertraut gemacht, die dem katzengewandten Verteidiger die Überlegenheit über den noch so starken Angreifer geben.
Links oben: Schere mit Fußhebel. — Rechts oben: Doppelter Überwurf.
Links unten: Schulterwurf. — Rechts unten: Angriff mit Schere.



Reichsdramaturg Dr. RAINER SCHLÖSSER:

Die Gründung der Reichskulturkammer

Mit der feierlichen Eröffnung der Reichskulturkammer durch Reichsminister Dr. Goebbels ist dem schöpferischen deutschen Menschen nicht nur die langersehnte äußere, sondern darüber hinaus noch mehr, viel mehr: auch die innere Heimstatt im Volksganzen beschieden worden. Gerade die Eingliederung dieser im Seelischen wie im rein Beruflichen gleich differenzierten volksgenössischen Schicht konnte nur so und nicht anders erfolgen. Das will aber nicht heißen, die Lösung des Problems hätte auf der Hand gelegen; ganz im Gegenteil muß betont werden, daß ein ganzes Jahrhundert sich außerstande zeigte, die natürliche Einbeziehung eines der wichtigsten völkischen Faktoren zu bewerkstelligen. Der Liberalismus, besonders in seiner eben überwundenen Entartung, in seiner Übersteigerung des ursprünglich „humanitär gebändigten" Individualismus zur nackten Ichsucht, vermochte eben nur eine Vereinigung in Form von „Interessentenhaufen" herbeizuführen, was, wie wir erlebt haben, lediglich den Kampf aller gegen alle wachgerufen hat. Hie Schauspieler! Hie Intendant! Hie Chorsänger! Hie Dramaturg! erscholl — um als Beispiel das Theater zu wählen — der Schlachtruf. Und zwar ebenso nach der künstlerischen wie nach der wirtschaftlichen Seite hin.

Vor dem unvermeidlich erscheinenden Ende mit Schrecken hat in letzter Stunde nur der Nationalsozialismus, das aber heißt nichts anderes als Adolf Hitler und seine Getreuesten, den kulturell tätigen Volksgenossen gerettet, indem er ihn zunächst zur Unterordnung zwang, dann zur Kameradschaft erzog und ihn letztlich und endlich der Begnadung der Gemeinschaft im Geiste teilhaftig werden ließ. In diesem Sinne nun werden alle Schaffenden auf den Gebieten der Musik, der bildenden Künste, des Theaters, des Schrifttums, der Presse und des Rundfunks in den betreffenden Kammern, sowohl organisatorisch-ständisch wie kulturpolitisch zusammengeschweißt, an den Wiederaufbau unserer Kultur gehen, einer einzigen Parole Gefolgschaft leistend, der Parole: Deutschland, nichts als Deutschland!

Der Tag der feierlichen Eröffnung der Reichs-Kulturkammer im großen Saale der Berliner Philharmonie.



Die Festversammlung im großen Saal der Berliner Philharmonie während der Eröffnungsfeier der Reichs-Kulturkammer. In der ersten Reihe gegenüber der Rednertribüne der Führer. Rechts vom Führer Vizekanzler v. Papen, Ministerpräsident Goering, Reichsinnenminister Dr. Frick, Reichsarbeitsminister Seldte, Reichswirtschaftsminister Dr. Schmitt, Reichsverkehrsminister Frhr. Eltz von Rübenach, Reichsjustizminister Dr. Gürtner. Links vom Führer Reichspropagandaminister Dr. Goebbels, Professor Hans Pfitzner, Generalmusikdirektor Dr. Wilhelm Furtwängler, Generalmusikdirektor Dr. Richard Strauß, Reichspressechef Staatssekretär Walter Funk.

Vierlanden

HAMBURGS OBST- UND GEMÜSEKAMMER IM DELTA DER ELBE: EIN SCHMUCKKASTEN DEUTSCHER ART

Wenn der D-Zug aus Berlin seine rasende Fahrt in der norddeutschen Tiefebene etwas verlangsamt, passiert er etwa 20 Kilometer vor Hamburgs Toren das alte, kleine Städtchen Bergedorf. Auf dem Bahnhof weist ein Schild: „Übergang zur Kleinbahn nach Vierlanden.“ —

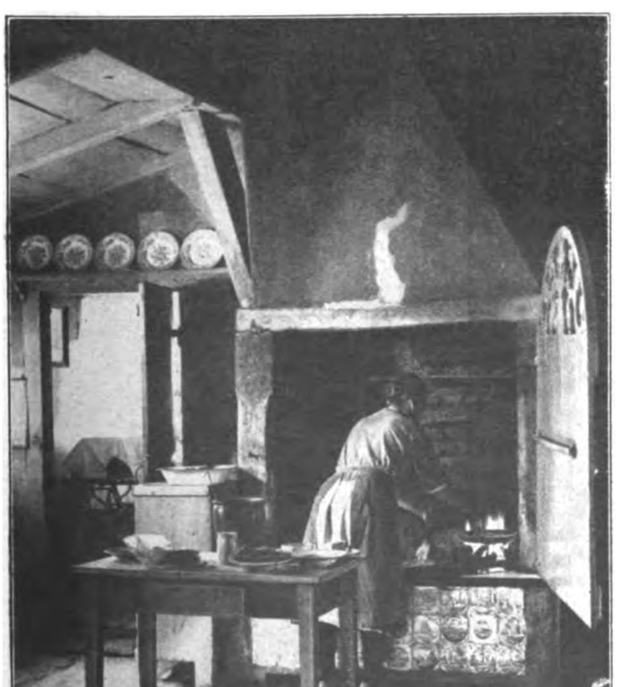
Schon Mitte des 16. Jahrhunderts begegnet man dem Namen „Vierlanden“, das die bekannten Kirchspiele Neuengamme, Kirchwärder, Altengamme und Curslack aufführt. Dieses kleine Marschenländchen ist die Obst- und Gemüsekammer Hamburgs, das Dorado für die mannigfachsten und farbenfrohesten Blumen. Jahrhunderte alt ist seine Geschichte. Westlich wird Vierlanden von der 500 Meter breiten Elbe begrenzt; zwei schmale Flußarme, zum Teil verschlickt und versandet, ziehen sich gewunden durch Wiesenniederungen. Auf der „Gose- und-Dove-Elbe“ gleiten die „Ewer“ von Bauernhof zu Bauernhof, um täglich die Gartenerzeugnisse korbweise auf dem Schiffahrtswege elbaufwärts zum Hamburger Markt zu bringen. Da stehen dann am Uferrand die Körbe mit Tomaten, Pflaumen, Äpfeln und Birnen, Meerrettich und Blumen.

Das Bild der sich kilometerweit an den Deichen hinziehenden Dörfer bestimmt die Architektur des Niedersachsenhaus-Typs. Um 1490 wurden die Deiche zum Schutz gegen Abdrang des Oberwassers und die westlichen Sturmfluten angelegt. Heute dienen sie, steinbepflastert, als Verkehrsstraßen, die sich durch ganz Vier-



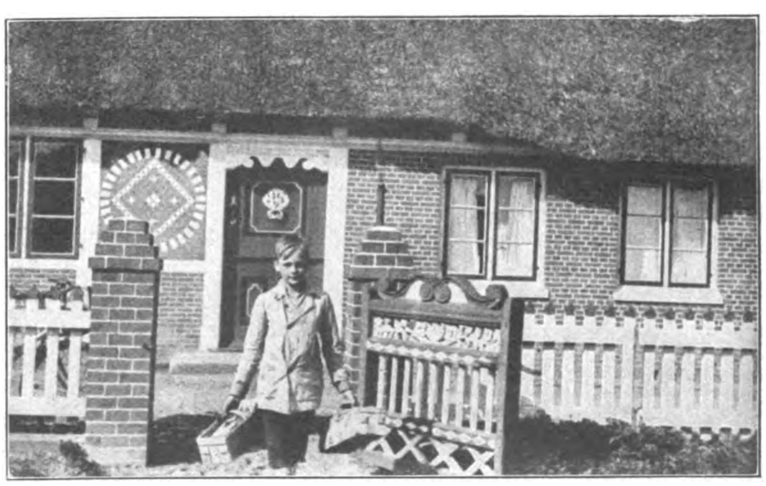
Der Sonntagsschwatz. Aufnahmen: Werner Conitz

Am Feiertag zieht der Vierländer noch gern seine Tracht an. Diese alte Bauernkleidung hat sich von Generation zu Generation vererbt. Sie ist äußerst farbenfroh und stellt auch materiell einen hohen Wert dar.



Bäuerliche Romantik.

Im sogenannten Flett, der Feuerstelle des Bauernhauses, befindet sich der „Diggen“, ein ummauerter Herd, dessen Sockel mit blauen Kacheln verziert ist.



Schmucke, handgeschnitzte Gittertüren zeugen von der liebevollen Sorgfalt der Bewohner.

Neben der Tür mit dem Klopfer sieht man einen Kranz aus „Kratzputz“, einer altertümlichen Art von Hausschmuck.



Vierländerin in ihrer schönen, festlichen Tracht.



Vierländer Kirchenkunst: Intarsienarbeit am Männergestühl.
Der Eingesessene hat seinen erbeigenen Kirchenstuhl, den schon seine Urahnen benutzten.



Wenn am Sonntagabend die Dorfmusik spielt — dann tanzen die Vierländer ihre altüberlieferten Tänze.

landen in Windungen erstrecken. An ihrem Rande überragen die wuchtigen, strohgedeckten Dächer der meist tiefer gelegenen Bauerngehöfte nur um ein weniges die Deichhöhe. Dahinter erstrecken sich dann die ausgedehnten Ländereien mit ihren Obst- und Gemüsekulturen. Zwischendurch auch modern angelegte Treibhäuser größerer Ausmaße, ein beredtes Zeugnis, daß sich hier die Jahrhunderte begegnen. In den glasgedeckten und künstlich erwärmten Hallen werden Rosen, Maiblumen und Narzissen gezogen.

Die Bauernhöfe sind meist Erbgut und oft mehr als drei Generationen im Besitz ein und derselben Familie.

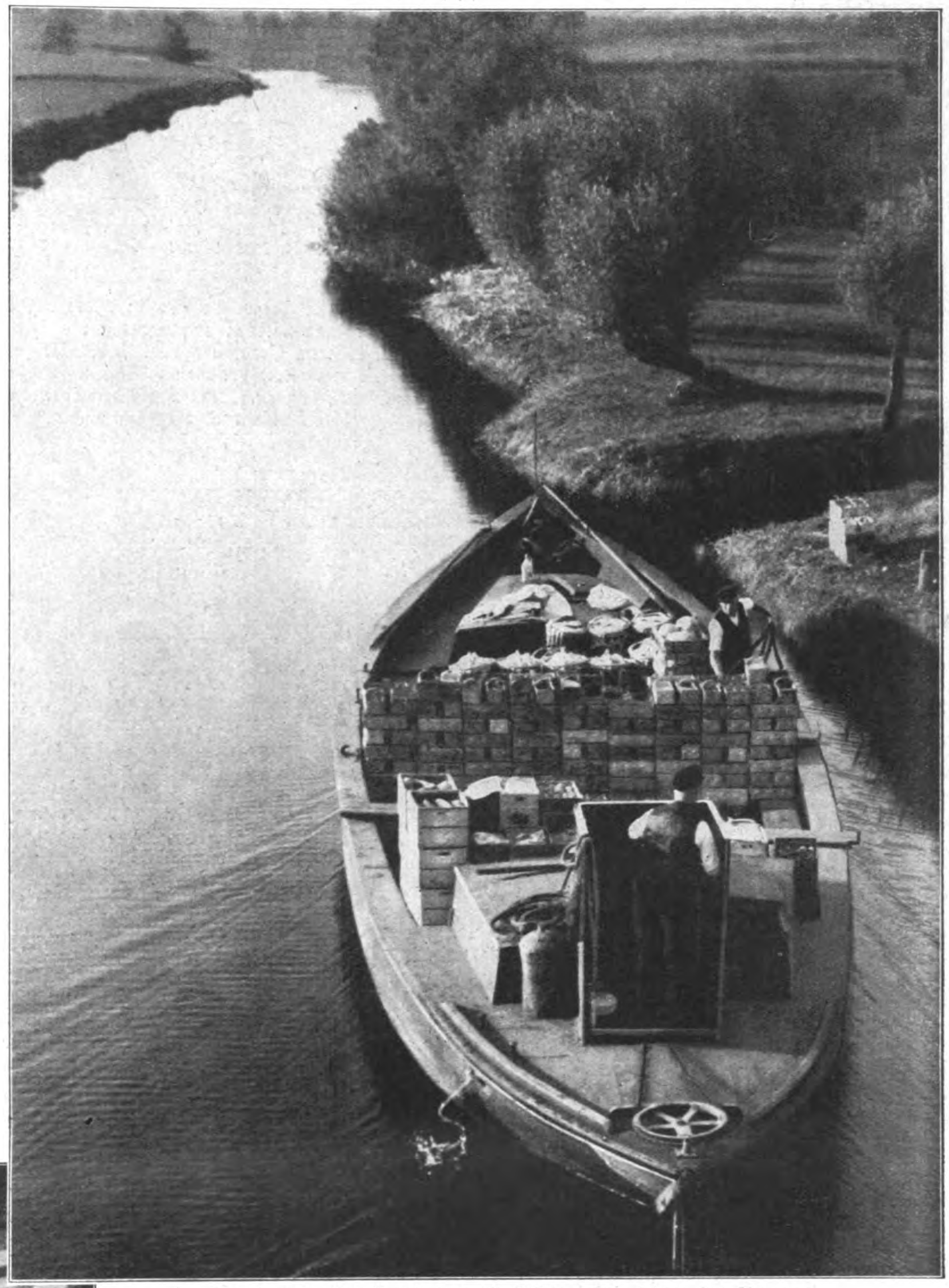
Eine fast volkstümliche Erscheinung, die wohl jeder Hufner und jedes Schulkind dort kennt, ist die des hamburgischen Professors Finder. Über 16 Jahre seines Lebens hat der Gelehrte darauf verwendet, die Geschichte und Kultur dieses Ländchens an Ort und Stelle zu erforschen. Sein zweibändiges Werk, leider heute vergriffen, gibt hiervon Kunde.



Speck und Schinken. Großvater und Enkelin angeln gemeinsam die geräucherten Herrlichkeiten von der Balkendecke.



Die Wände vieler Bauernstuben sind mit alten schönen Kacheln bedeckt. Sie sollen die Feuchtigkeit, mit der das Marschland ständig aufwartet, abhalten.



Wagen und „Ewer", wie man die Kähne nennt, fahren von Bauernhof zu Bauernhof, wo sie korbweise Obst und Gemüse einsammeln.

Der Vierländer hat von jeher in harter Arbeit seine Existenz dem Boden abringen müssen, aber mit ungeahnter Zähigkeit und Liebe hängt er an der heimatlichen Scholle.

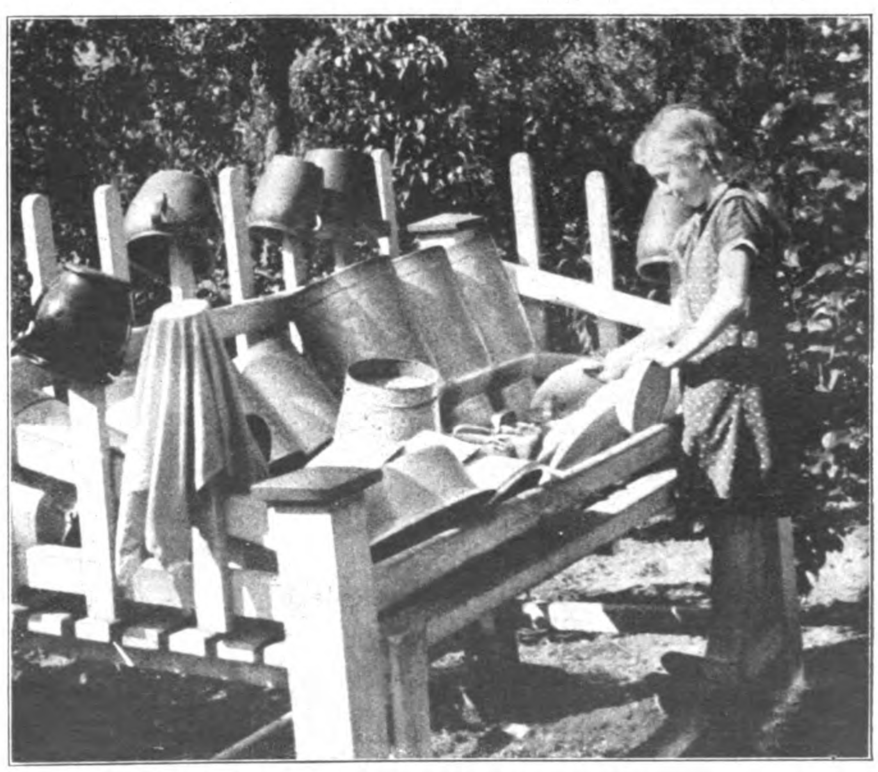
Die nahe Großstadt hat viel seines ehedem stammesbewußten Wesens in sich aufgesogen.

Stattet man dem Innern eines Gehöftes einen Besuch ab, so wird der im allgemeinen wortkarge und auch etwas mißtrauische Bauer sein Haus dem Fremden jedoch voll Stolz zeigen. Mit Ehrfurcht steht man im uralten „Flett", der Feuerstätte, die Generationen hat kommen und gehen sehen, man

(Schluß Seite 1642)



Ein anmutiges Bild deutscher Fraulichkeit
Vierländerin beim Wasserholen.



Ein praktischer Trockenständer:
Die Vierländerinnen lassen das Küchengeschirr auf der „Droigmaschine", einem bunt gestrichenen Gestell, draußen im Freien trocknen.

CHARLOTTE KÖHN-BEHRENS:

Was ist Rasse?

(Fortsetzung unserer Berichte aus Nr. 47)

Reichsinnenminister Dr. Frick hat sich schon zu Zeiten, als er unser erster nationalsozialistischer Minister in Thüringen war, mit der ganzen klaren Energie seiner Persönlichkeit für diese wichtige Aufbaufrage des deutschen Volkes eingesetzt. Wir Nationalsozialisten sind uns bewußt, daß wir heute diesem seltenen Manne, der die innenpolitischen Geschicke Deutschlands lenkt, unendlich viel verdanken. Selbst die beste Erkenntnis und die schönste Theorie bliebe wertlos, wenn nicht die Regierung das Wissen um das deutsche Bluterbe in die lebendige Tat umsetzte.

Es war mir eine besondere Ehre und große Freude, von dem Herrn Minister Dr. Frick in den Tagen seiner angespanntesten Arbeitsüberlastung, kurz vor der Wahl, empfangen zu werden, um seine bedeutsamen Antworten dem deutschen Volke übermitteln zu dürfen.

Auf meine erste Frage:

„Was bedeutet das Wort Rasse?"

gibt Minister Dr. Frick die klare Antwort:

‚Rasse' verpflichtet zur Selbstbesinnung auf den körperlichen und seelischen Wert des einzelnen gegenüber Volk und Familie. Es soll jeden Deutschen daran erinnern, daß er deutschen Blutes ist. So ist Rasse der Ausdruck für die erbmäßig gebundene Verwandtschaft und Ähnlichkeit der Angehörigen eines artgleichen Volkes. Der Marxismus lehrt die Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, leugnet somit den Rassegedanken. Der Nationalsozialismus dagegen hat erkannt, daß diese Lehre falsch ist, daß die verschiedenen Menschenrassen in ihren von den Vorfahren überkommenen Anlagen nicht übereinstimmen, sondern vollkommen anders sind."

„Ist Deutschland das erste Land, das rassenpolitische Maßnahmen getroffen hat?"

Unter rassenpolitischen Maßnahmen verstehen wir:

1. Die Verhütung erbkranken Nachwuchses und die Verhinderung der Vermischung mit fremdem Blut.

2. Die Förderung der erblich Hochwertigen und Rassetüchtigen.

Sowohl für Erbgesundheitspflege wie für Rassenpflege haben wir schon aus dem Altertum Beispiele. Eine Maßnahme der Erbgesundheitspflege war es, wenn die Spartaner mißbildete Neugeborene am Taygetos aussetzten, und eine Maßnahme der Rassenpflege war es, wenn im alten Rom eine Eheschließung zwischen Patriziern und den rassisch anders zusammengesetzten Plebejern verboten war. Rassenhygienische Maßnahmen sind also durchaus nicht neu. Auch in der modernen Welt ist Deutschland nicht das erste Land, das rassenhygienische und rassenpflegerische Maßnahmen getroffen hat. Ich erinnere daran, daß in der Tat bereits in mehreren ausländischen Staaten Sterilisierungsbestrebungen durchgeführt werden, so z. B. in den Vereinigten Staaten, in der Schweiz und in Dänemark. Außerdem ist durch die amerikanische Einwanderungsgesetzgebung die Zuwanderung von Chinesen schon seit 1882, die von Indern seit 1917 verboten. Aus der ganzen Gesetzgebung geht überdies deutlich die Absicht hervor, möglichst nur aus Nordwesteuropa, also aus den Gebieten vorwiegend nordischer Rasse, Einwanderung zu erhalten, aber nicht aus Ost- und Südeuropa. In 28 Staaten der U.S.A. sind ferner Mischehen von Weißen mit Negern oder mit Mulatten, teilweise auch mit Mongolen und mit Indianern, gesetzlich verboten.

Deutschland ist also nicht das erste Land, das rassenpolitische Maßnahmen getroffen hat, aber es ist sicher dasjenige Land, bei dem die Maßnahmen am stärksten von dem Gesichtspunkt der Erhaltung und Aufwärtsentwicklung der Rasse und der abendländischen Kultur getragen sind, und das am festesten entschlossen ist, die einmal getroffenen Maßnahmen auch durchzuführen."

„Unterscheidet sich unser Nationalsozialismus nicht im wesentlichen vom Faschismus durch stärkere Beleuchtung der Rassenfrage?"

„Für Italien spielt die Rassenfrage schon deswegen eine viel geringere Rolle als für Deutschland, weil Deutschland im Herzen Europas liegt und dadurch der Rassenmischung mit den angrenzenden Nachbarländern in weit höherem Grade ausgesetzt ist als das zum großen Teil vom Meer umschlossene Italien. Trotzdem ist anzunehmen, daß auch Italien sich der Erörterung des Rassenproblems nicht wird entziehen können."



Reichsinnenminister Dr. Frick.

„Wollen Sie, hochverehrter Herr Minister, uns, bitte, sagen, welche grundlegenden Gedanken zu den Maßnahmen gegen das Judentum veranlaßt haben, da uns das Ausland in dieser Frage so wenig Verständnis entgegenbringt?"

„Jedes Volk schafft seine Kultur auf Grund seines rassisch bedingten Erbgutes. Die rassische Zusammensetzung des Juden weicht aber von der des Deutschen weitgehend ab. Folglich mußte eine Einflußnahme des Judentums auf die deutsche Weltanschauung und Sitte zerstörend wirken. Die Beispiele, die wir in den letzten Jahren auf dem Gebiete des Theaters, der Kunst, der Literatur usw. erlebt haben, sind warnende Zeugen des zersetzenden jüdischen Einflusses.

Doch am schwersten für unser Volk tragbar war die jüdische politische Führung, die ja letzten Endes wieder nur eine Folge des allgemeinen Einflusses des Judentums war. Man geht wohl nicht fehl, wenn man sagt, schon vor dem Kriege und im Kriege war der jüdische Einfluß über das Parlament und zum Teil auch über Fürstenhöfe auf die deutschen Regierungen so groß, daß wir diesen Einwirkungen viele Fehler zuschreiben müssen, die von unseren Regierungen gemacht worden sind, aber nach der Revolte von 1918 wurde die jüdische Herrschaft so offen ausgeübt, daß Deutschblütige von der Mitbestimmung über Deutschlands Schicksal fast ausgeschlossen waren. Da kam es dann so weit, wie es kommen mußte: Deutschland ging wirtschaftlich, kulturell und in seinem völkischen Bestand zugrunde. Es war an den Rand des Abgrundes, des Bolschewismus, gebracht. Der Nationalsozialismus unter Führung Adolf Hitlers hat das große Verdienst, diese Entwicklung aufgehalten und ins Gegenteil gewandelt zu haben. Darum waren unsere Maßnahmen gegen das Judentum berechtigt als Abwehrkampf für das Leben der Nation. Sie sollen unser Volk wieder frei machen und damit den Weg bahnen für die ungehemmte Entfaltung des wertvollen deutschen Erbgutes, das im deutschen Volke noch vorhanden ist. Auf diesem Wege können wir uns auch nicht beirren lassen, wenn andere Völker uns nicht verstehen, weil kein Volk der Welt so schwer um sein Dasein zu ringen hat wie das deutsche!"

„Die Maßnahmen der Regierung gehen, wie wir wissen, über die Judenfrage hinaus. Welches sind die Wege und Ziele zur rassischen Erneuerung?"

„Eine rassische Erneuerung kann stets nur auf dem Wege erfolgen, daß die wertvollen Erbströme in verstärktem Maße weiterfließen, die Fortpflanzung der erblich Belasteten dagegen mehr und mehr zurückgedrängt wird. Nur auf diese Weise kann es gelingen, im Laufe von Jahrzehnten eine Verbesserung des deutschen Gesamterbgutes zu erreichen. Voraussetzung ist aber, daß in den deutschen Erbstrom nicht durch Zuwanderung von rassisch unerwünschten Menschen neuerdings Verunreinigung hineingetragen wird; daher müssen wir ähnlich wie es die Vereinigten Staaten von Nordamerika getan haben, rassenbiologisch bedingte Einwanderungsgesetze erlassen und unser Volk zum Verständnis für den Wert der Reinrassigkeit erziehen."

„Welchen Anteil an der Aufartung unseres Volkes hat die deutsche Frau?"

„Die deutsche Frau hat sich leider in den vergangenen Jahrzehnten den zersetzenden Einflüssen naturfremder Irrlehrer nicht entziehen können. Sie hörte immer nur von Rechten: das Recht, das Leben zu genießen, das Recht auf die Bestimmung über das eigene Ich und die Gleichberechtigung mit dem Mann. Das entfernte sie immer mehr von ihrer gottgewollten Verpflichtung, Mutter zu sein und das Leben weiterzugeben! Für den Nationalsozialismus steht die erbgesunde kinderreiche Mutter höher als die gelehrteste Wissenschaftlerin, die ihr wertvolles Erbgut nicht weitergibt. Die deutsche Frau hat vor allem den großen geistigen Umbruch an sich selbst durchzuführen. Ihr muß es wieder höchstes Glück sein, Hausfrau und Mutter zu werden, einer Schar gesunder, blühender Kinder das Leben zu schenken, was ja letzten Endes ihrer eigentlichen, bisher nur künstlich unterdrückten Natur entspricht. Ihre zweite große Aufgabe aber wird es sein, ihre Kinder zu echten, tüchtigen deutschen Menschen zu erziehen, denen die Worte Erbtüchtigkeit und Rassereinheit zur Selbstverständlichkeit geworden sind."

„In wie starkem Maße und in welchem Lebensalter halten Sie, Herr Minister, es für notwendig, daß der Jugend die Rassenfrage nahegebracht wird? Muß unser Schulwesen dementsprechend umgestellt werden?"

„Der Rassegedanke kann und muß in zweierlei Form in die Jugend hineingetragen werden: gefühlsmäßig und verstandesmäßig. Die durchaus im Vordergrund stehende gefühlsmäßige Erziehung zu Rassegedanken kann schon in frühester Jugend einsetzen. Es muß schon beim Kind erreicht werden, daß es alles rassenmäßig Fremde ganz instinktmäßig ablehnt. Die verstandesmäßige Schulung in Rassenhygiene kann natürlich erst später einsetzen; es muß aber unbedingt gefordert werden, daß jeder deutsche Junge und jedes deutsche Mädchen beim Verlassen der Schule über die wichtigsten Fragen der Vererbungslehre und Rassenhygiene unterrichtet ist. Eine Umstellung des Schulwesens wird in mehrfacher Hinsicht notwendig sein. Die Schule hat nicht mehr als einzige oder auch nur höchste Aufgabe die der Wissensvermittlung, sondern darüber hinaus in ungleich stärkerem Maße als früher die der charakterlichen Erziehung. Der Unterricht hat durchwegs unter dem Leitbild des deutschen Erbgutes zu erfolgen.

Schließlich muß eine wichtige rassenhygienische Forderung erfüllt werden: die Schulzeit für alle geistigen Berufe zu verkürzen; denn es läßt sich nicht verantworten, daß der Akademiker erst jenseits des 30. Lebensjahres in die Lage versetzt wird, eine Familie zu gründen. Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß die



Digitized by Google

überaus lange geistige Ausbildung, das lange Warten auf Anstellung unsere wertvollsten und begabtesten deutschen Menschen von der Eheschließung abhalten. Das führt aber auf Abwege, zu Krankheit, Selbstsucht und Kinderlosigkeit der wertvollsten Schichten. Es gilt, geistigen Ballast abzuwerfen — mögen darüber liberalistische Schulmänner auch noch so sehr trauern —, dafür aber einzutauschen die erbgesunde Frühehe des Akademikers mit ausreichender Kinderzahl und deutschem Eheglück!"

„Halten Sie eine rassische Verbesserung des deutschen Volkes für möglich, und wie sehen Sie, hochverehrter Herr Minister, in dieser Beziehung die Zukunft Deutschlands?"

„Wenn man die unerhörten Leistungen des deutschen Volkes während des Krieges gegen eine Welt von Feinden betrachtet, wenn man bedenkt, daß nach vierzehn Jahren schwersten Druckes das deutsche Volk noch die Schwungkraft zur nationalen Erhebung hatte, so kann man keinen Augenblick im Zweifel darüber sein, daß das deutsche Volk in allen seinen sozialen Schichten noch über genügend wertvolles Erbgut und Blut verfügt, um den Kampf gegen den heute allerdings außerordentlich ernst drohenden rassischen Niedergang siegreich zu bestehen und damit die deutsche und die abendländische Kultur vor dem drohenden Untergang durch den asiatischen Bolschewismus zu retten."

*

Die Audienz beendet sein Gruß und ein Lächeln menschlicher Liebenswürdigkeit. Aber mir ist noch jetzt, als sähe ich die klaren und gütigen Augen des Reichsinnenministers über all seinen Worten leuchten. Solange Deutschland Männer hat, die mit diesem stillen Ernst und einem derartigen Zurückstellen ihrer eigenen Persönlichkeit die Geschicke ihres Volkes lenken, wird unser Vaterland das

„Ewige Deutschland"

sein und bleiben!

Alwin Dressler:

Frau Pillmann hat Verdacht

Eine Ehekomödie mit zehn Eintopf-Gerichten

Katarinchen Pillmann war eine sparsame und herzensgute Hausfrau. Sie war auch sehr kinderlieb, doch ihre zwanzigjährige Ehe war leider kinderlos geblieben. Darüber seufzte sie oft im stillen, aber es war force majeure — wie der Lateiner sagt!

Frau Pillmann war, wie jeder im Umgang mit ihr bald merken konnte, keine ungebildete Frau, denn sie war die Gattin eines mittleren Beamten. Von Sorgen und Krankheiten, Gott sei Dank, immer verschont geblieben, fühlte sie sich trotz ihrer 48 Jahre und ihrer rundlichen Figur noch wie ein Backfisch mit langen Zöpfen.

Ach Gott, warum auch nicht! Das Schönste am Leben ist doch, wenn man sich jung und lebenslustig fühlt und sich sehen lassen kann.

Wer aber keine Sorgen hat, der macht sich welche. So ging es auch Frau Katarinchen Pillmann. Sie konnte sich über ganz belanglose Dinge oft die größten Gedanken machen. Zwar hatte sie keinen Grund, eifersüchtig zu sein, und so sehr sie sich auch dagegen wehrte, war sie es doch. Frau Pillmann kannte zwar ihren Mann zu gut, um ihn nicht der geringsten Untreue zu verdächtigen, und doch bereitete ihr das dunkle Gefühl des Mißtrauens zuweilen viel Unruhe.

Dieses seelisch-qualvolle Empfinden steigerte sich bei ihr zu einer schrecklichen Folter, als sie eines Morgens beim Ausbürsten des Anzuges ihres Gatten etwas entdeckte, worüber sie heftig erschrak. Es war eine kleine, weiße Daunenfeder, die unten in der Umschlagsfalte am linken Hosenbein ihren Augen nicht entgangen war.

Frau Pillmann stockte der Atem. Wie kam diese Bettfeder — denn um eine solche handelte es sich nach ihrer Überzeugung zweifellos — mit dem Hosenbein ihres Mannes in Berührung? Aus welchem Hause stammte die Feder?

Sie besah sich das Ding mit kritischem Blick, und nachdem sie sich vom ersten Schrecken erholt hatte, legte sie die Feder mit innerem Widerstreben behutsam in die kristallene Schale ihres Toilettentisches. Alsdann untersuchte sie ihre Betten, prüfte alle Nähte des Inletts mit der Sorgfältigkeit eines Detektivs und kam nach eingehenden Recherchen zu der Überzeugung, daß die verdächtige Feder nicht „aus ihrem Haushalt" stammte! Toi! Toi!

Katarinchen Pillmann sank unglücklich auf einen Küchenstuhl und begann im stillen zu grübeln — — —

So vergingen acht lange, schreckliche Tage, ohne daß es ihr gelang, ein „schwerwiegenderes" Beweisstück gegen die vermeintliche Untreue ihres Gatten als corpus delicti zu Felde zu führen. Aber sie sagte kein Wort. Sie beobachtete ihren Mann wie ein Geheimpolizist und ließ keine Gelegenheit unversäumt, sich über die unklaren Dinge Gewißheit zu verschaffen.

Schon der Gedanke war für sie niederschmetternd, ihren Mann der Untreue überführen zu müssen, und sie gelobte sich, zehn Eintopfgerichte hintereinander auf den Tisch zu bringen und die Ersparnisse der Winterhilfe zu opfern, wenn ihr nur dieses Fürchterliche erspart bleiben möge!

Ach Gott! Nur das nicht! Nur das nicht!

Mit diesem Gedanken schloß sie abends die Augen, und mit demselben Gedanken erwachte sie.

Nun gibt es Zufälle im Leben, die oft zu den verderblichsten Irrtümern führen können, sofern es überhaupt „Zufälle" gibt. Alle Geschehnisse im menschlichen Dasein bilden mehr oder weniger eine gesetzmäßige Folge im Abwicklungsprozeß der menschlichen Schicksale.

„Kismet!" — sagt der Lateiner!

Das schien auch bei Frau Katarinchen Pillmann der Fall zu sein; denn kaum waren wieder einige Tage vergangen, da entdeckte sie unter den Papieren auf dem Schreibtische ihres Mannes eine an ihn gerichtete Postkarte: „Ihre G. wartet auf Sie! Viele Grüße G. M."



Frau Pillmann mußte sich setzen, um den Schrecken zu überwinden, der plötzlich in ihre Glieder fuhr. Mit verschleiertem Blick las sie die Karte ein zweites, ein drittes Mal; doch die wenigen, steilen Worte änderten nichts an der Tatsache, die ihr schwarz auf weiß zur Gewißheit wurde: Ihr Mann hatte heimliche Beziehungen mit einer G.!

Dieser fürchterliche Verdacht nahm von ihrer ganzen Seele Besitz und machte sie todunglücklich und verzagt. Sie hätte aufschreien mögen vor Herzeleid, denn nie hatte sie geglaubt, daß ihr Mann zu solcher Untreue fähig sei. Ihre Sinne waren wie betäubt, in ihrem Kopfe hämmerte es. Sie mußte ein feuchtes Tuch um die Stirn wickeln, um die Nerven nicht zu verlieren. Mit gerungenen Händen warf sie sich auf das Sofa und weinte leise vor sich hin.

Sic transit gloria mundi!

In diesem Zustande innersten Aufgelöstseins und mit verhülltem Angesicht fand ihr Mann sie auf dem Sofa liegend vor, als er abends nach Hause kam. Er tat sehr erschrocken, als er sah, wie sie bei seinem Eintritt die Fassung verlor und hysterisch zu schluchzen begann.

„Aber Katarinchen", rief er besorgt. „Was ist dir denn? — Ist jemand gestorben? — oder was ist passiert? — So sprich doch — was ist denn los?"

Da ging's wie ein Zittern durch ihre Glieder, und sie weinte wie ein Kind. Sie konnte es nicht überwinden, daß er sich so verstellen konnte.

„Ist dir etwas zugestoßen?" forschte er weiter und ergriff ihre Hand. „Oder hast du mir etwas zu sagen, das dich bedrückt? — So sprich doch — ich bin doch dein Mann —"

Nun schlug sie die Augen zu ihm empor und sagte: „Du lügst! — du hast eine andere! — du hast mich betrogen! — du — —"

Schluchzer erstickten ihre Stimme.

„Was redest du da?" — Wie von Gott verlassen stierte er sie an. — „Ich habe eine andere? — Ich? — wie kommst du darauf?"

„Schweig!" rief sie bitter. „Ich habe dich endlich durchschaut — die Karte hat alles verraten!"

„Die Karte? — welche Karte? — ich weiß von nichts."

„Ich hab's doch gelesen — — deine G. wartet auf dich!"

„W—a—s? — Meine G.? — — ha—ha—ha!" Er hüpfte auf und klopfte sich lachend auf die Schenkel. „Bist du toll geworden — Katarinchen! — Hahaha! — Das ist doch eine Karte von meinem Kollegen Gustav Meyer — du kennst ihn doch, den dicken Meyer, meinen Kegelbruder — der die vielen Gänse hat! — Haha! — Bei dem war ich vor vierzehn Tagen und suchte mir eine Gans aus, um dir zu Weihnachten damit eine Freude zu bereiten. Er wollte sie noch ein paar Tage mästen und schrieb mir gestern, damit ich sie bei ihm hole."

Seine Gestalt richtete sich triumphierend empor, sein ganzes Gesicht leuchtete vor Vergnügen.

Frau Katarinchen Pillmann fiel es wie Schuppen von den Augen, als sie das hörte. Jetzt fand sie auch plötzlich eine Erklärung darüber, wie die verdächtige Feder in sein Hosenbein geraten sein konnte, aber sie sagte kein Wort mehr darüber. Ein warmes Aufleuchten ging durch ihre Augen, und sie umarmte ihn und bat ihn wegen ihres unberechtigten Verdachtes um Verzeihung.

Ein reizendes Lächeln verklärte ihr Antlitz, als sie sagte: „Ach, was bin ich doch für eine törichte Frau, denn ich glaubte bestimmt, eine andere Gans hätte mit dir heimliche Freundschaft geschlossen."

Wieder lachte er auf und schüttelte fast heftig den Kopf. „Dieser Irrtum sei dir verziehen", lächelte er und klopfte ihr sanft den Rücken.

Und als die Weihnachtsgans während der Feiertage ihr beschlossenes Ende gefunden hatte und im Anschluß daran zehn Tage hintereinander ein einfaches Eintopfgericht auf den Tisch marschiert kam, machte er zwar ein langes Gesicht, aber im Innern freute er sich doch über die Sparsamkeit seiner braven Frau, mit der sie dem Winterhilfswerk einen segensreichen Dienst erwies.

Aber das Gelübde mit den zehn Eintopfgerichten blieb für Katarinchen Pillmann ihrem Manne gegenüber ein kleines Geheimnis.

Vorwärts–Attacke! Hurra!

Ein Schill-Roman von Hans Lehr

(4. Fortsetzung)

19.

Kriegsrat Wisseling schreibt aus Königsberg, daß es ihm gelungen ist, von Seiner Majestät dem König empfangen zu werden. Der König hat seinem Vortrag und seinen Vorschlägen voll Interesse gelauscht und es lebhaft bedauert, daß ihm die dargelegten Gedankengänge nicht schon früher unterbreitet worden sind. Leider sei es nun, da der Feind bereits fast ganz Pommern besetzt habe, zur Ausrufung des Volkskrieges zu spät. Schills Namen habe er sich nach der Verleihung des Ordens Pour le Mérite und der Gefangennahme des Marschalls Victor sofort erinnert, sich in schmeichelhafter Weise geäußert und in Aussicht gestellt, daß er ihm schnellstens einen Posten verleihen würde, der es ihm ermögliche, völlig unabhängig vom Kommandanten Kolbergs zu handeln.

Es ist begreiflich, daß diese Nachricht Schills seelischem Gleichgewicht einen Stoß nach der freudigsten Seite hin versetzt. Sein Name ist in der ganzen Provinz und weit über sie hinaus so volkstümlich wie der keines zweiten Offiziers. Seine Husarenstreiche werden von Mund zu Mund weitererzählt; seine Kühnheit und Kameradschaftlichkeit öffnen ihm die Herzen zu arm und reich. Und jetzt soll er durch die allerhöchste Gnade ausgezeichnet werden! In welcher Weise wird die Auszeichnung wohl erfolgen?

Lange braucht Schill nicht auf die Beantwortung der voll brennender Spannung gestellten Frage zu warten, denn schon wenige Tage später trifft die amtliche Nachricht ein, daß Seine Majestät ihm durch Befehl vom 12. Januar 1807 die unverzügliche Bildung und Leitung eines in der Provinz Pommern zu errichtenden Freikorps leichter Truppen überträgt mit der Aufgabe, zur Deckung der Provinz zu kämpfen und auch größere Unternehmungen im Einvernehmen mit dem Kommandanten von Kolberg durchzuführen.

Schills brennendster Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Kraft des Vertrauens Seiner Majestät ist er jetzt selbständiger Freikorpsführer. Er kann soviel Truppen aufstellen, wie ihm möglich ist zu werben; außerhalb der Festung kann er selbständig handeln, ohne zuvor die Genehmigung des ewig zögernden und Bedenken hegenden Kommandanten einholen zu müssen. Er ist nur noch Seiner Majestät allein verantwortlich und hat das Recht, ihm direkt Meldungen zu erstatten und Vorschläge zu unterbreiten, ohne einen Dienstweg einhalten zu müssen.

Jetzt hat er keine Zeit mehr, krank zu sein; der Wille muß die völlige Genesung trotz voller Dienstleistung erzwingen.

Tiefe Dankbarkeit erfüllt ihn im Verein mit dem glühenden Wunsch und heiligen Verlangen, nun noch mehr zu leisten als bisher und mit seinem persönlichen Wirken weiterhin ein Vorbild zu sein seinen jetzigen und künftigen Untergebenen und sie fortzureißen zum einzigen bedingungslosen Bestreben, dem Vaterland zu dienen, es von der Schmach zu befreien und seine Ehre wieder zu erkämpfen.

20.

Unverzüglich beginnt Schill mit dem Aufbau des Freikorps; seinem Wesen als selbständigen Truppenkörper nach soll es sich zusammensetzen aus allen Waffengattungen, aus Infanterie so gut wie aus Kavallerie und Artillerie.

Kaum verbreitet sein Werberuf sich in der Provinz, da zieht der gute Klang seines Namens auch schon Hunderte von Versprengten, freigelassenen Gefangenen und Freiwilligen herbei. Woher soll er die Waffen nehmen? Bisher hat er sie dem Feind abgejagt, jetzt jedoch handelt es sich um die Bewaffnung eines ganzen Korps.

Schill zerbricht sich den Kopf. Er muß einen Weg finden. Von Kolberg her kann er die Waffen nicht erhalten; was die Festung besitzt, benötigt sie selbst. Was er aus der Provinz ziehen kann, reicht nicht aus. Einerlei, irgendwoher müssen die Waffen beschafft werden.

In Vorpommern stehen die Schweden, gleichfalls erbitterte Feinde des Korsen. Haben sie nicht alles Interesse daran, daß dem gemeinsamen Feind ein gefährlicher Gegner erwächst?

Schill wendet sich an den Generalgouverneur von Stralsund, Herrn v. Essen, mit der Bitte um Überlassung von Waffen. Umgehend erhält er günstigen Bescheid. Der Generalgouverneur stiftet dem Korps zweitausend Gewehre und neun Geschütze als Geschenk, „unter der Voraussetzung, daß guter Gebrauch von ihnen gemacht wird". Den guten Gebrauch wird Schill von den Waffen machen; dafür ist er gut. Leider treffen sie nur mit großen Verzögerungen ein, und als sie endlich greifbar sind, stellt sich zur großen Enttäuschung heraus, daß der größte Teil erst instand gesetzt werden muß.

Schill ist also wieder auf sich selbst angewiesen.

„Waffen müssen her; sie müssen einfach herbeigeschafft werden!" sagt er nachdrücklich zu seinen Offizieren. „Beschlagnahmt und kaufet und erbeutet, was nur möglich ist!"

Er erläßt einen Aufruf an die Einwohnerschaft der Provinz, in dem er die Behörden, Gutsbesitzer, Bürgermeister, Bürger und Bauern zur Förderung der gemeinsamen Sache um die Überlassung von Waffen aller Art ersucht; der Aufruf schließt mit der Aufforderung: „Wir alle dienen einem König. Wir alle haben das gleiche Ziel. Wir sind Brüder. — Brüder! Leiht mir eure Waffen! Mein und der Meinigen Arm wird für euch streiten!"

Schill, der Volksliebling, bittet nicht umsonst. Viele wertvolle Stücke werden ihm gebracht. Leider sind aber auch diese Waffen zumeist veraltet und ausbesserungsbedürftig. Er richtet Büchsenmachereien ein, in denen Schlosser und Schmiede die schwierigen Arbeiten ausführen.

Im Verhältnis zur Größe des Korps fließen die Waffenquellen jedoch zu spärlich; an allem ist Mangel, an Pferden so gut wie an Uniformen, Tuchen, Leder und Waffen. Mit eiserner Energie arbeitet Schill an der Überwindung der sich auftürmenden Schwierigkeiten. Sein Zielbewußtsein und seine stets vorwärtsdrängende Ausdauer teilen sich seinen Freunden, Offizieren und Mannschaften mit; wie er, holen sie das Letzte aus sich heraus.

In kurzer Zeit hat er aus gedienten Leuten ein Bataillon Infanterie, vier Schwadronen Kavallerie, eine Feldartillerie- sowie Jäger- und Schützenabteilungen unter Führung tüchtiger Offiziere formiert und einexerziert.

Zwar sieht die Truppe noch bunt zusammengewürfelt aus. Jeder trägt die Uniform seines alten Regiments. Ein Teil der Kavallerie hat noch keine Pferde; die Pferde haben keine Sättel und Decken. Auch der Bewaffnung nach, die einstweilen aus Sensen, Lanzen, alten Gewehren, Hirschfängern, Dolchen und Pistolen besteht, sieht die Truppe nicht wie Militär aus, doch der Wille, der das Korps geworben und organisiert hat, wird auch dieser letzten Schwierigkeiten Herr werden. Die Schuhe ohne Sohlen, die Pantoffeln, die mit Stricken um die Füße gebunden sind, die Kopfbedeckungen von dutzenderlei Arten, die Patronentaschen aus Wäschesetzen, die Koppel und Zaumzeuge aus Stricken müssen und werden verschwinden und einheitlicher Uniformierung Platz machen.

Leutnant v. Brünnow, der Führer der Reiterei und schneidige Draufgänger, greift mit hundertneunzehn Mann auf schlechten Landpferden, von denen nur dreißig gesattelt und von deren Reitern nur vierzig mit Pallaschen bewaffnet sind, die anderen siebzig vorläufig aber nur mit Lanzen und Knüppeln den Feind bei Naugard an, wirft und zersprengt ihn und beweist damit die Richtigkeit der Auffassung Schills, daß es auf den Geist der Truppe ankommt und die Bewaffnung und Ausrüstung wichtige Tatsachen darstellen, die aber nicht entscheidend sind.

Schills Geist überträgt sich auf das Korps. Ausdauer, Opferwilligkeit und Tapferkeit sind die vornehmsten Forderungen. Schimpfliche Ausstoßung aus dem Korps hat der zu erwarten, der des Diebstahls oder der Feigheit überführt worden ist. Wer vor dem Feind die Waffen wegwirft, wird seiner Uniform entkleidet, mit Schürze und Frauennachtmütze bekleidet, muß unter dem Spott der Mannschaften an einem Spinnrad vor der Front des Bataillons den Faden drehen, bekommt eine Tracht Prügel und wird davongejagt.

Für die Ehre des Vaterlands wird gekämpft; wer für die Ehre kämpfen will, muß selbst Ehre haben. Der Ehrgeiz des einzelnen wird geweckt. Der Korporalstock ist abgeschafft; kein Soldat wird mehr mit „er", sondern nur noch mit „Sie" angeredet. Jeder ist Träger und Verwalter seiner Ehre. Wie richtig Schill mit der Erweckung der Selbstverantwortung und dem Appell an die Ehre handelt, ergibt sich daraus, daß es nur zweimal vorkommt, daß schimpfliche Ausstoßungen vorgenommen werden müssen. Alle stehen im Geiste echter Kameradschaft und brüderlicher Zusammengehörigkeit zueinander.

Schill ist stolz darauf, daß er auch für die Löhnung des Korps die Kasse der Festung nicht in Anspruch zu nehmen braucht, denn kaum sind zwei Wochen verflossen, da steht es schon schlagbereit und sorgt in zahlreichen Unternehmungen durch Beschlagnahme staatlicher Kassen im besetzten Gebiet selbst für seinen Unterhalt.

Rastlos betreibt Schill die Ausbildung der neugeworbenen Truppen und die Befestigung Greifenbergs. Leider gibt es im Land Verräter; das hat er zu seinem Schaden bereits wiederholt feststellen müssen. Der Feind wird von der Aufstellung des neuen Korps erfahren und sich ohne Zweifel bemühen, den Gegner noch vor der Entwicklung unschädlich zu machen, um so mehr, da er seinen Angriffsgeist, seine Tatkraft und Kühnheit sehr zu seinem Schaden bereits kennengelernt hat.

21.

Durch Kundschafter, die im ganzen Land infolge der Verbundenheit des Korps mit der Bevölkerung über enge und gute Verbindungen verfügen, erfährt Schill, daß der Feind einen Angriff auf Kolberg plant. Schill kennt sogar genau die Stärke der feindlichen Truppenteile und ist daher in der Lage, Oberst von Loucadou eingehend zu unterrichten. Fünftausend Mann unter General Klosmann sind in Kürze als Angreifer zu erwarten.

Dieser gewaltigen Übermacht wird Schill allein nicht standhalten können, und Oberst von Loucadou ist nicht zu bewegen, mit der Garnison die Festung zu verlassen. Es gibt also zwei Möglichkeiten für Schill: entweder er zieht sich auf Kolberg zurück und gibt die Gegend preis oder er hält den Feind mit kühnen Angriffen auf die einzelnen Abteilungen auf, täuscht ihn über die eigene Stärke und die der Besatzung Kolbergs und schädigt ihn. Seine Unternehmungslust, sein Angriffsgeist und sein Glaube an den Erfolg von kecken Überraschungsstreichen veranlassen ihn, sich sofort für die zweite Möglichkeit zu entscheiden; ja, er entschließt sich dazu, General Klosmann selbst auf den Leib zu rücken.

In Naugard zieht Schill Infanterie, Kavallerie und drei Geschütze zusammen; was tut es, daß die Geschütze nur mit schwerfälligen Ackergäulen bespannt sind, die Hauptsache ist, daß man mit ihnen schießen kann.

Mit wenig Infanterie und zweihundert Mann Reiterei sowie drei kleinen Geschützen einen achtfach überlegenen Gegner anzugreifen, ist eine Verwegenheit, die Oberst v. Loucadou sicherlich nicht billigen würde. Schill kennt den Geist seiner Leute; er weiß, daß er sich auf sie verlassen kann. Er ist sich klar darüber, daß er den Feind nicht wird werfen können, doch er wird ihn verwirren und aufhalten; dies Ziel ist erreichbar und will er gewinnen.

Von Naugard aus nimmt er eine Menge Schlitten und Wagen mit; sie sollen in der Ferne am Waldrand erscheinen und vom Feind für die Hauptmacht gehalten werden.

Verwegenheit ist Trumpf! Schill schickt Leutnant Fischer als Parlamentär zum französischen General Klosmann und läßt ihm sagen, er wolle ihm die Mühe des weiteren Suchens ersparen; er komme ihm entgegen und werde ihn mit überlegener Macht angreifen. Auf jeden Fall wird der feindliche General sich des unangenehmen Gefühls nicht erwehren können, es mit einer gleichstarken oder gar überlegenen Macht zu tun zu haben.

General Klosmann besetzt die vor Massow liegenden Höhenzüge und läßt das Artillerie- und Schützenfeuer auf Schills Truppe eröffnen.

Zwischen den kämpfenden Parteien breiten sich teilweise gefrorene und nur schwer begehbare Moore und Sümpfe aus. Dennoch arbeiten sich Schills Infanteristen, Jäger und Schützen durch und beschießen den


doppelt fermentiert
4 ₰
ERNTEN 27 BIS 30 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
REEMTSMA
SORTE
»R 6« o/M
REEMTSMA CIGARETTENFABRIKEN G.M.B.H. ALTONA-BAHRENFELD
Cigaretten
sind Vertrauenssache!

Feind. Da sie sich drüben breit entwickeln müßten und es begreiflicherweise nicht tun, versucht der Feind, Schill in den Flanken zu fassen.

Leutnant von Lützow, der die Kavallerie befehligt, erkennt sofort den Sinn des Manövers und rückt entschlossen weiter vor. Auch Leutnant Fabe erkennt von seiner Anhöhe aus, was vorgeht und schickt den angreifenden feindlichen Infanteristen einen solchen Kartätschenhagel entgegen, daß sie schleunigst umkehren.

Leutnant Fabe, Schills Artillerieführer, richtet die drei Kanonen selbst; er ist ein so vorzüglicher Schütze, daß er schon nach Verlauf einer einzigen Stunde die Bedienung der feindlichen Geschütze abgeschossen und damit die französische Artillerie zum Schweigen gebracht hat.

Wäre Schills Korps stärker, so wäre jetzt der Augenblick zum Sturm auf die feindlichen Stellungen gekommen. Bei der achtfachen Übermacht des Feindes kann er einen solchen natürlich nicht wagen. Da auch das Anrücken der französischen Garnison von Gollnow gemeldet wird und dadurch die feindliche Übermacht weiter vervielfacht und der Zweck des Unternehmens — das Aufhalten und Verwirren des Feindes — erreicht ist, entschließt er sich zum Rückzug. Es gelingt ihm leicht, sich vom Feind zu lösen, da dieser in Verkennung der Stärke Schills und in der Erwartung eines Angriffs sich auf Massow zurückzieht.

Am folgenden Tag nimmt eine Schillsche Patrouille einen Kurier mit Briefen des Generals Klosmann fest, aus denen Schill entnehmen kann, daß Klosmann auch Massow geräumt hat und seinem Armeekommandanten meldet, er habe ein Gefecht mit einer feindlichen Truppenmacht von siebentausend Mann bestanden; es sei zweckmäßig, die bei Conitz stehenden Polen zunächst nicht auf Kolberg marschieren zu lassen, da die Besatzung dieser Festung zu stark sei.

Schill ruft seine Offiziere zur Besprechung, und auch sie brechen in helles Lachen aus, als sie erfahren, wie gut es gelungen ist, den Feind zu täuschen. Schill schließt:

„Kameraden! Ihr seht, unsere Taktik hat sich bewährt. Wir haben erreicht, was wir wollten: Wir haben den Feind in seiner Sammlung und im Vormarsch auf Kolberg aufgehalten; weiter also wie bisher!"

22.

Zehn Tage lang bleibt es völlig ruhig; keine feindliche Patrouille läßt sich blicken. Schill nutzt die Zeit dazu aus, die Ausbildung und Organisation kräftig zu fördern.

Aus der Gegend von Treptow werden ihm von der Einwohnerschaft aufgebrachte hundertundfünfzig Pferde zugeführt, die er sofort zur Aufstellung einer weiteren Schwadron verwendet. Die Infanterie seines Korps ist auf vierhundert Mann angewachsen; drei Wochen nach Erhalt des Patents als Freikorpsführer kann Schill sie als organisiert betrachten. Zwar ist das erste Glied nur mit Lanzen und Sensen bewaffnet, und nur die zweiten und dritten Glieder haben Gewehre von teilweise schlechter Beschaffenheit, doch es drängt Schill, dem ausgezeichneten Geist seiner Leute Gelegenheit zur Bewährung zu verschaffen.

Jeder seiner Leute ist durchdrungen von dem Bewußtsein, daß jeder so kämpfen und sich so verhalten muß, als hänge allein von ihm das Wohl des Vaterlands ab. Schill hat das sichere Gefühl, mit ihnen Großes wagen zu können. Kommen doch Teile seiner Truppen von weither, um unter ihm kämpfen zu können. Bereits ist der Klang seines Namens in alle Provinzen gedrungen; er ist entschlossen, die großen Hoffnungen zu rechtfertigen.

Bei Naugard liegt das alte Schloß der Grafen v. Eberstein, kurz Amt genannt. Zwar sind die Gebäude zum großen Teil verfallen, doch es stehen noch Erdwälle; seine Lage zwischen Seen, Sümpfen und Mooren läßt es als festen Stützpunkt ausgezeichnet geeignet erscheinen, von dem aus es möglich ist, gegen den Feind vorzustoßen und seinen Vormarsch aufzuhalten.

Schill beauftragt Leutnant Fabe mit der Befestigung des Platzes und zieht in ihm sein Korps zusammen. Er erfährt, daß in Stargard annähernd siebenhundert Mann italienischer Truppen unter dem Befehl des Generals Montmorency stehen. Als ein Kundschafter ihm die Nachricht bringt, daß in der Gegend von Oberberg sich mehrere hundert Versprengte aufhalten, die nur auf eine Gelegenheit warten, um über den Strom zu gelangen und zu ihm zu stoßen, beschließt er, Stargard anzugreifen und den Dienstwilligen womöglich den Weg freizumachen.

Der Plan ist kühn; Schills Leute sind schlecht bewaffnet und ausgerüstet, der Feind dagegen ist ausgezeichnet mit Kriegsmaterial versehen und steht unter der Führung eines kriegserfahrenen Generals. Das Drängen des Angriffsgeistes läßt Schills Bedenken verstummen; er geht aufs ganze, wie immer.

Kapitän von Röften bleibt mit den sechzig Infanteristen, die am schlechtesten bewaffnet sind, im Amt zurück. In aller Stille bricht das Korps auf. Jeder Offizier kennt genau seine Aufgabe.

Der Anmarsch vollzieht sich in stockdunkler Nacht trotz Nebel, Kälte und Regen in bester Stimmung. Wie vorgesehen, erreicht der Vortrab unter Leutnant v. Blankenburg im Morgengrauen die Stadt.

Unteroffizier Heiderich schleicht sich durch den Nebel ans Stadttor. Es ist so still, daß er es sogar wagt, durch eine Schießscharte zu blicken. Er will sich zurückziehen, da verläßt eine französische Reiterpatrouille die Stadt; gleichzeitig wirbeln Trommeln und gellen Trompeten Alarm.

Ohne Zweifel ist Schills Anmarsch dem Feind von Verrätern gemeldet worden. Auch der Vorteil der Überrumpelung entschwindet, denn die Streifpatrouille kommt so nahe an die Infanterie heran, daß Leutnant v. Gruben notgedrungen feuern lassen muß.

Überrascht und erbittert lauscht Schill dem Alarmgetöse. Montmorency hat womöglich nach Erhalt der Kenntnis seiner Angriffsabsicht noch Verstärkungen an sich gezogen? Was nun: Rückzug oder Angriff?

Die Schüsse der Infanterie lösen in Schill den Entschluß zum Angriff aus. Vielleicht gelingt es, mit der feindlichen Patrouille in die Stadt einzudringen?

Die Reiterei hat den Nachtrab gebildet, um beim Sturm auf das Tor der Infanterie nicht hinderlich zu sein. Nun schafft sie sich Raum an den Fußtruppen vorbei und nimmt die Verfolgung der französischen Patrouille auf. Kostbare Zeit ist verlorengegangen; als sie am Tor eintrifft, hat es sich bereits hinter der im Galopp zurückkehrenden Patrouille geschlossen.

Ingrimmig zügelt Schill das Pferd. Er schwenkt den Säbel.

„Vorwärts, Kameraden! Zum Sturm! Hurra!!"

Leutnant v. Blankenburg stürmt an der Spitze der Infanterie gegen das Tor an, doch der Feind hat Zeit zur Abwehr gefunden. Die Schießscharten sind besetzt; Salvenfeuer blitzt und donnert; getroffen brechen die Infanteristen zusammen, die mit Beilen und Rammböcken das Tor bearbeiten. Kameraden treten an ihre Stelle, doch auch sie werden abgeschossen.

Schill sieht es und erkennt daß der Erfolg in kein Verhältnis zu den Opfern zu bringen wäre. Er zieht die Infanterie dicht an die Mauer, so daß sie vor den Schüssen der Besatzung sicher ist und gibt Leutnant Fabe den Befehl, das Tor zusammenzuschießen.

Zwei Kanonen speien ihre Kugeln gegen das Tor; auf jede Kugel setzt Fabe noch eine Kartätsche. Schuß auf Schuß dröhnt, doch das Tor hält, das Kaliber der Artillerie ist zu schwach. Dagegen fordert das Feuer der Verteidigung aus sicherer Deckung heraus empfindliche Verluste.

Schill befiehlt den Rückzug, um den Feind aus seiner sicheren Stellung herauszulocken. Der Abmarsch vollzieht sich in voller Ordnung auf die Ebene von Buchholz, die für die Reiterei ein ideales Angriffsgelände bilden würde.

Schill wartet; der Feind kommt nicht. Er begnügt sich mit der Abweisung des Angriffs auf die Stadt.

Sicher wäre der Überfall geglückt, wenn er nicht verraten worden wäre. Voll Erbitterung nimmt Schill die Meldungen über die Verluste entgegen. Um den Truppen Ruhe zu gönnen, marschiert er nach Naugard zurück.

23.

Schill hat seine Offiziere zu Tisch geladen. Es ist eine stattliche Runde, wenn er bedenkt, daß er vor wenigen Wochen noch nur über einen Unteroffizier und sechs Reiter zu gebieten hatte. Nach dem Essen klopft er ans Glas.

„Kameraden! Ich habe euch eine Mitteilung zu machen, die nicht nur für mich, sondern auch für euch von Bedeutung ist. Seine Majestät unser allergnädigster König hat geruht, mich außer der Reihe zum planmäßigen Rittmeister zu ernennen — — —." Er will fortfahren, doch ein Sturm der Freude und Begeisterung unterbricht ihn. Sämtliche Offiziere erheben sich, ergreifen die Gläser, wünschen Glück zu der außergewöhnlichen Beförderung und lassen ihn mit donnernden Rufen hochleben.

Schill wehrt ab.

„Lasset mich doch ausreden, Freunde! Erst muß ich doch euch dazu gratulieren, daß Seine Majestät eure Tapferkeit und Leistungen dadurch anerkennt, daß er mich als euren Führer befördert!"

Leutnant v. Petersdorf, der Adjutant und Freund, schüttelt Schill kräftig die Hand.

„Du bist so bescheiden, Rittmeister, daß du uns gratulierst, wenn wir alle Ursache haben, dir Glück zu wünschen und auf dich als unseren Führer stolz zu sein!"

Schill will noch ein paar Worte sagen, da erschallen Rufe vom Marktplatz her. Schüsse knallen; Hörner gellen, und Trommeln wirbeln. Ein Reiter sprengt vor das Haus, springt ab und kommt ins Haus gerannt.

Schill und die Offiziere eilen ihm entgegen. Er meldet außer Atem:

„Ich bin von der Feldwache am Dolgenkrog. Wir sind vom Feind angegriffen und auf das Pyritzer Tor zurückgeworfen worden. Herr Leutnant v. Gruben bittet dringend um Verstärkung. Der Feind muß die geheimen Wege durch die Moore und Sümpfe verraten bekommen haben."

Ein Fluch entfährt Schill, doch sofort ist er wieder Herr seiner selbst. Auf dem Marktplatz ist zum Glück gerade die Infanterie zum Appell angetreten. Schill reitet auf sie zu und befiehlt Leutnant v. Falkenhayn, sofort mit allen verfügbaren Mannschaften ans Pyritzer Tor zu eilen.

Im Laufschritt setzen die Kompanien sich in Bewegung. Es ist zu spät. Die Wache am Pyritzer Tor hat weichen müssen, der Feind ist in großer Überzahl in die Stadt eingedrungen

Mit dem Säbel in der Faust bahnt Schill sich den Weg durch die Feinde, die ihn plötzlich von allen Seiten her umringen. Mit Mühe findet er den Anschluß an die Truppe wieder. Es gelingt ihm, die Infanterie zu sammeln und sie in den Schutz des Amts zu führen.

Der Feind hat die Stadt in der Hand; daran ist nichts zu ändern. Wütend blickt Schill von der Brustwehr des Amts nach den Häusern. Diese Verräter, diese schmutzigen Judasse im eigenen Land; an die Bäume sollte man die Lumpen nageln, die ihre kämpfenden Landsleute an den Feind verraten! Ein Glück nur, daß der umsichtige Leutnant v. Gruben auf dem Posten war.

Kaum sind die letzten Infanteristen hinter dem Wall angelangt und die Geschütze am Walltor aufgebaut, da erscheint auch schon der Feind auf dem Damm. Seine Schützen eröffnen ein lebhaftes Feuer, insbesondere auf die Geschützbedienungsmannschaften, die ohne Deckung laden und feuern müssen und in kurzer Zeit Mann für Mann abgeschossen werden.

Von der Behauptung des Amts hängt nicht nur das Schicksal des Tages, sondern auch der Bestand des Korps ab. Schill geht von Mann zu Mann, weist ihnen die Ziele an und spricht ihnen Vertrauen zu.

Noch bietet die Laufbrücke über dem Dammdurchstich die Möglichkeit zum Passieren des Dammes; sie muß beseitigt werden!

Selbstverständlich hat auch der Feind die Bedeutung des Steges erkannt und eine Abteilung Schützen eigens dazu befehligt, mit wohlgezieltem Feuer jede Annäherung zu vereiteln.

„Freiwillige vor!" ruft Schill.

Einige Jäger kriechen auf den Damm; sie bleiben tot oder verwundet liegen. Die nächsten Freiwilligen ereilt das gleiche Schicksal, die übernächsten ebenfalls.

Voll flammender Erregung sieht Schill Mann um Mann fallen. Wieder muß er nach Freiwilligen fragen; befehlen will er zu diesem Auftrag, der mit großer Sicherheit den Tod bedeutet, niemand. Sein Ruf verhallt unbefolgt; verlegen blicken die Mannschaften vor sich nieder. Da schwingt er selbst sich an den schweigenden Kanonen vorbei auf den Damm. Leutnant Fabe will ihn aufhalten; er wehrt ab. (Fortsetz. folgt.)


PROTOS

Deutschland im Licht ausländischer Schulbücher

Von Dr. Wilhelm Severit

Ist es nicht erstaunlich, daß trotz unserer energischen Abwehr die Lügen- und Greuelmeldungen des Auslandes über das neue Deutschland noch immer nicht versiegen wollen? Die schädlichen Folgen muß man sich vor Augen halten, wenn man berücksichtigt, daß hauptsächlich gerade die weitverbreitetsten und in den gebildeten Kreisen am meisten gelesenen Zeitungen derartig verlogene Berichte mit besonderem Eifer abzudrucken pflegen. In Anbetracht der offensichtlichen Tendenzmeldungen berührt es uns eigenartig, daß der größte Teil der Leserschaft fast kritiklos solche Machwerke aufnimmt und auch für wahr hält. Diese sonderbare Tatsache hat ihre Ursache sicherlich in der bewußt deutschfeindlichen Erziehung der Jugend unserer ehemaligen Feindstaaten eine für uns nachteilige Beeinflussung, die schon lange vor dem Krieg begonnen hat, während des Krieges wahre Orgien feierte und auch nach dem Krieg und erst recht heute wieder erfolgt.

Blättern wir nun einmal daraufhin die gebräuchlichsten ausländischen Schulbücher, vor allem die Geschichtslehrbücher, durch, so wird uns vieles klar. Was hier den empfänglichen jugendlichen Gehirnen über Deutschland und den deutschen Menschen schon seit Jahrzehnten geboten wird, ist so unglaublich, daß wir Deutsche mit tiefster Empörung davon Kenntnis nehmen. Kein Wunder, daß eine derartig einseitige hetzerische Beeinflussung der jugendlichen Seele kaum mehr oder doch nur sehr schwer jemals wieder gutzumachen ist, so daß auch im späteren Leben alles Nachteilige über Deutschland kritiklos geglaubt wird.

Von den vielen im Unterricht gebrauchten Lehrbüchern, die dieser Darstellung zugrunde gelegt worden sind, stammen alle aus der Nachkriegszeit, also die der Haß- und Greuelpropaganda dienenden Schulbücher der Kriegszeit wurden nicht einmal herangezogen. Wer aber meinen sollte, daß die in den Händen der Schüler sich befindlichen Lehrbücher der Nachkriegszeit sich einer anderen, d. h. einer der gegenseitigen Verständigung dienenden Tonart befleißigten, der irrt sich sehr.

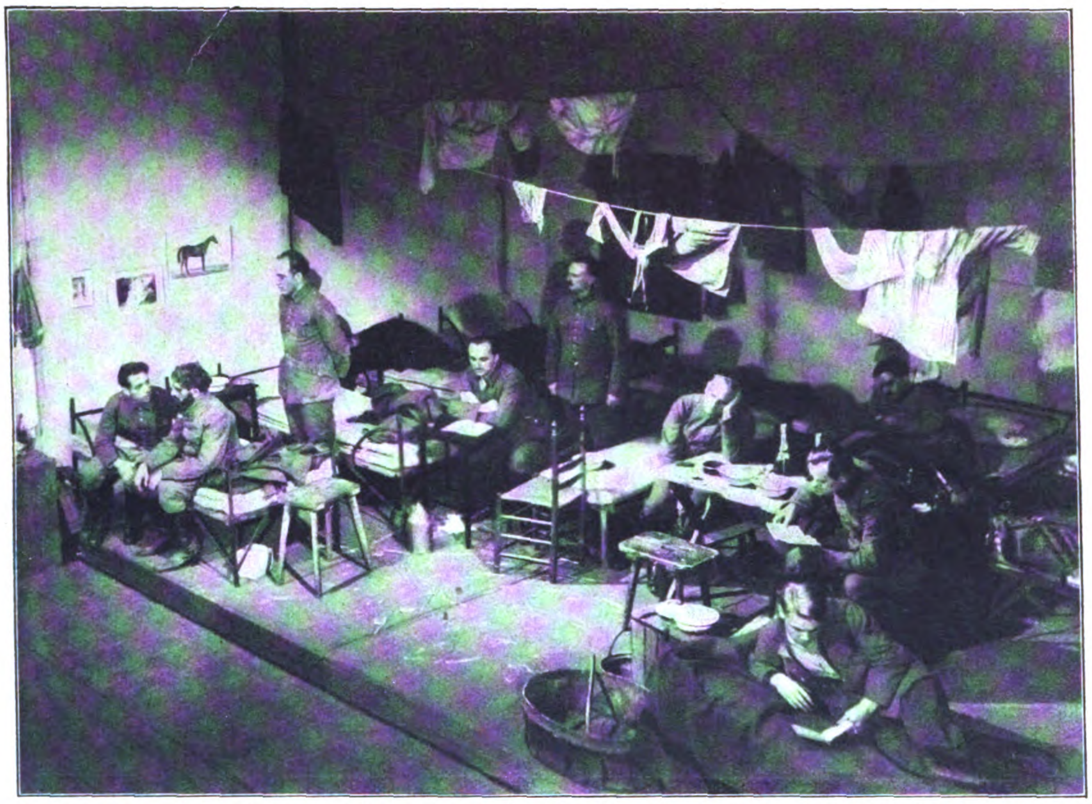
Wo es nur irgendwie möglich ist, wird der deutsche Charakter im Laufe der Darstellung herabgezogen. Ausnahmen sind selten.

1. Von deutschem Wesen in der Vergangenheit.

Schon beim Eintritt der Germanen in die Geschichte glaubt ein belgisches Geschichtsbuch[1] Beutegier, Mordlust und Blutdurst als die einzigen Antriebe für die Völkerwanderung wie für die späteren Kämpfe um Italien anführen zu müssen. Infolge dieser Rasseninstinkte seien die Deutschen dem Bösen verfallen, denn Bosheit und Grausamkeit wären ihnen ja angeboren mitsamt einem krankhaften Trachten nach Beherrschung der Welt. Der traurige Ruhm von Menschenschlächtern wie Attila, Dschingis-Khan usw. muß vor ihnen verbleichen. Man nennt sie daher Hunnen oder man entscheidet sich noch lieber für den Namen „Boche", der bekanntlich im Weltkrieg nahezu die Alleinherrschaft hatte.

Durch solche Lehrbücher wird allen kommenden Geschlechtern ein derartiges scheußliches Wort für alle Zeiten eingeprägt, gleichzeitig mit einem Abscheu vor dem Volke, das mit diesem Schimpfnamen belegt wird. Auch die Bilder vom Menschenfresser und dem ungeheuren Tier aus dem Norden werden dem kindlichen Gemüt mit der Vorstellung von Deutschland beigebracht. Anfangs ist Wilhelm II. der Menschenfresser, allmählich aber rückt das deutsche Volk an seine Stelle. Da Deutschland von Natur aus höchst stiefmütterlich bedacht sei, so müßten sich seine Einwohner auf das Stehlen und auf abscheuliche Listen verstehen.[1] Friedrich der Große achtete zwar das Eigentumsrecht des Müllers an seiner Mühle, scheute sich aber nicht, Europa in Brand zu setzen, um eine Provinz zu stehlen.[2] Der Aufstieg der Hohenzollern zum deutschen Kaiserthron erscheint dementsprechend in manchen Büchern als eine Kette von Gewalttaten, die neue Verbrechen nach sich zogen and schließlich den Weltkrieg heraufbeschworen. Bismarcks Politik von 1864—1870 war — nach Guitteau[3] — Betrug und Gaunerei. Die Unterdrückung der Presse, die Vergewaltigung des Parlaments, die Knechtung des Volkswillens wären seine Mittel gewesen. Der Zweck der Krieg von 1870/71[4] Selbstverständlich war nach französischer Auffassung die Wiedervereinigung Elsaß-Lothringens mit dem neugebildeten Deutschen Reich ein Angriff auf die menschliche Freiheit[5] und ein unerhörtes Unrecht; der Sieg Frankreichs und seiner Verbündeten im Weltkrieg dagegen der Triumph des Rechts. Davon aber schweigen diese Schulbücher, daß durch den Versailler Vertrag noch weit größere Teile von Deutschland ohne Befragung der Bevölkerung abgerissen wurden. Die geschichtliche Darstellung der Verwaltung Elsaß-Lothringens durch Deutschland erfährt natürlich eine vernichtende Kritik. Hier[1] wird eine Phrase aus der Rede des Straßburger Bürgermeisters vom 8. Dezember 1918 abgedruckt, mit der er sich wahrscheinlich die Gunst der neuen Herren erringen wollte und die von fünfzig Leidensjahren verhaßter Gemeinschaft, Demütigungen, tyrannischer Willkürherrschaft usw. spricht, dort[2] der Tagesbefehl des Generals Pétain bekanntgegeben, der von unerträglichen Quälereien und verabscheuungswürdigen Beschimpfungen während der Zugehörigkeit zu Deutschland zu berichten weiß.

In gleicher Verzerrung wird nun die neueste Zeit von 1871 bis zum Ausbruch des Weltkrieges behandelt. Durch die Reichsgründung, die durch Feuer und Eisen erfolgte, und durch den Raub Elsaß-Lothringens sei den europäischen Staaten „ein neues Gesetz, nämlich das Recht der brutalen Gewalt, aufgezwungen worden".[3] Besonders eigenartig aber berührt es uns, wenn wir im Hinblick auf die ungeheueren Rüstungen Frankreichs in der Gegenwart folgenden Satz lesen, der sich auf Deutschland nach dem Krieg von 1870/71 bezieht: „Weit davon entfernt, seine Rüstungen zu beschränken, nachdem doch der Zweck erreicht war, haben sie diese in gewaltigen Ausmaßen vermehrt. Ihr militärisches Übergewicht bildete für die anderen Staaten eine fortwährende Bedrohung,[10] so daß von einem bewaffneten Frieden (l'établissement de la paix-armée)[11] gesprochen werden müsse.[12] Aus Eifersucht auf Frankreich, das sich nach dem Unglück von 1870 überraschend schnell erholt hatte, wollte Deutschland 1875 einen neuen Krieg. Aber der Zar Alexander II. duldete es nicht und erklärte: „Nein, dieses Verbrechen darf nicht stattfinden!" .. Deutschland hatte Furcht; es wagte nicht, sein verruchtes Vorhaben zu verwirklichen.[13] Der Zar aber wurde daraufhin das Opfer der Verschlagenheit Bismarcks,[14] der Rußland in die Balkanwirren verwickelte und dann im Berliner Kongreß seine Rache nahm, dessen Vertragswerk neben dem des Frankfurter Friedens das verhängnisvollste des 19. Jahrhunderts gewesen sei."[15]



Szene aus dem im Landestheater Oldenburg zur Uraufführung gelangten Schauspiel „Die Gefangenen" von Edwin Erich Dwinger. Inszenierung: G. R. Sellner; szenische Entwürfe: E. Döhler.

2. Der deutsche Charakter in der Darstellung des Weltkrieges.

Je mehr sich die Geschichtsdarstellung der Gegenwart nähert, um so mehr wird das deutsche Volk für fast alle Schäden in der Welt verantwortlich gemacht, in erster Linie für den Weltkrieg mit seinen schrecklichen Folgen. Die Schuld am Krieg wird in den meisten

---

[1] Mirguet-Pergameni, S. 393 ff.: «Aperçu de la Vie et de la Civilisation du Peuple Belge à travers les âges». Bruxelles, 1919.

[2] Chadeyras: «Belles Lectures Françaises», Librairie Delagrave, Paris 1924 (S. 242).

[3] Roux-Franz-Vincent: «Les Belles Histoires». Paris. (S. 251). Librairies-Imprimeries-Réunies L. Martinet.

[4] Guitteau: "Our United States". A History. Silver Burdett and Co., New York 1922 (S. 569).

[5] Malet-Grillet: «XIXe siècle», Histoire Contemporaine (1815—1920), Paris 1921 (S. 344).

[6] Malet: «Histoire de France et notions sommaires générales; depuis la Révolution française ...» Librairie Hachette. Paris. S. 49

[7] Roux-Franz-Vincent: a. a. O., S. 275.

[8] Chadeyras: a. a. O., S. 157.

[9] Faubert-Guédel: «Histoire de France», Librairie Delagrave, Paris 1923, S. 252.

[10] Faubert-Guédel, a. a. O., S. 252.

[11] Malet-Grillet, a. a. O., S. 1009.

[12] Evans: "The essential facts of American history", S. 488. B. H. Sanborn & Co., Chicago, New York 1924.

[13] Gauthier-Deschamps: «Histoire de France», L. Hachette, Paris 1921, S. 90.

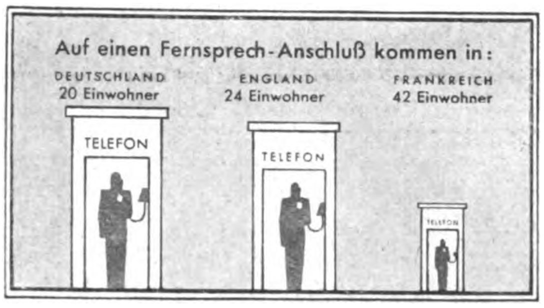
[14] Malet-Grillet, a. a. O., S. 445.

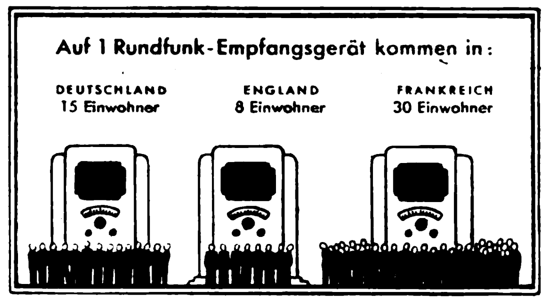
[15] Malet-Grillet, a. a. O., S. 446.

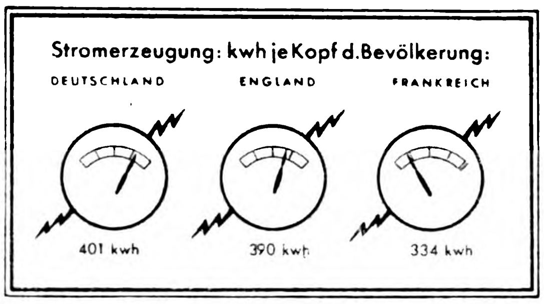
An die 3 Millionen, die Automobilbesitzer sein oder werden sollten!

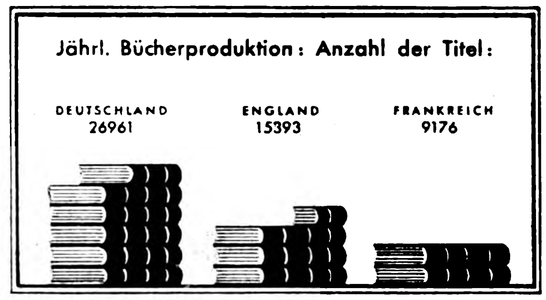
Deutschlands Wille zum Aufbau und Fortschritt wird in aller Welt bewundert. Seit vielen Jahrzehnten ist seine Führerstellung auf nahezu jedem Gebiet der Wissenschaft und Technik anerkannt. Wir haben uns — allen unüberwindbar erscheinenden Hindernissen zum Trotz — unsere Position in der Spitzengruppe der Nationen zurückerobert. Die nebenstehenden Vergleiche beweisen mehr als alle Worte. →

Umso erstaunlicher aber für den Uneingeweihten verändert sich dieses Bild, zieht man den Kraftwagenbestand mit zum Vergleich heran ↓











FRANKREICH
auf 26 Einwohner
1 Kraftwagen.

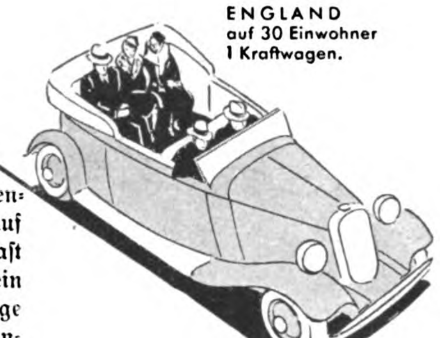
Wie lang ist ein Kilometer?



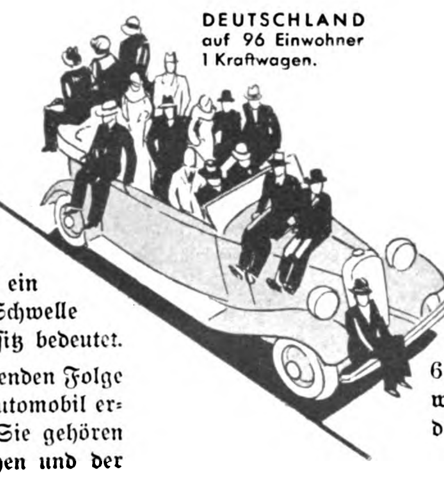
Fahrräder, Straßenbahnen, Eisenbahnen, Automobile und Flugzeuge machen aus dem Kilometer praktisch einen dehnbaren Begriff.

Eine Maschine, die der Überwindung von Zeit und Raum dient, kann nicht als Luxus bezeichnet werden. Niemals hat jemand behauptet, daß Eisenbahn, Telefon, Telegraf, Radio und andere Zeit und Raum überwindende Mittel Luxus seien.

Um den wahren Grund für den Welterfolg des Automobils kennenzulernen, brauchen Sie nur 5 km zu Fuß zu gehen und dann dieselbe Strecke im Automobil zu fahren. Entfernung ist nicht nur eine Frage von Kilometern, sondern auch eine Frage von Zeit. Das Automobil verringert Entfernungen und gewinnt für Sie mehr Zeit, um wirklich etwas zu tun.



ENGLAND
auf 30 Einwohner
1 Kraftwagen.



DEUTSCHLAND
auf 96 Einwohner
1 Kraftwagen.

6 Einwohner sind jeweils durch 1 Insassen dargestellt.

Heute weiß jeder, warum in Deutschland, im Gegensatz zu den meisten zivilisierten Nationen, erst auf jeden 96. Einwohner ein Kraftwagen kommt. Fast zwei Jahrzehnte lang galt der Kraftwagen als ein Privileg der „Reichen"; noch eine beschämend lange Zeit danach sah man im Automobil ein Zeichen unsozialer „Verschwendung". — Die verzweifeltsten Anstrengungen einiger Fabriken und eines kleinen Heeres begeisterter Anhänger des Automobils, diesen unhaltbaren Zustand zu ändern, zerschellten immer wieder an dem Wall des Unverstandes und der Verkennung.



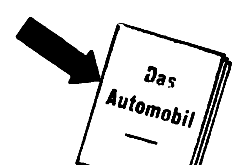
Bis zur letzten Automobil-Ausstellung! Der Tag der Eröffnung, der 11. Februar, sollte auf allen deutschen Kalendern in Zukunft rot gedruckt werden; denn an diesem Tage kündigte die Regierung Maßnahmen an, die nicht mehr und nicht weniger als die anbrechende Motorisierung Deutschlands bedeuten — ein Wendepunkt in der Geschichte des deutschen Verkehrs.

Knapp zehn Monate sind seitdem vergangen, aber der Erfolg ist durchschlagend! Zehntausende, denen der Besitz eines Wagens eine Wunschvorstellung war, die nicht erfüllbar schien, genießen heute schon die Vorteile, die ein Automobil bietet oder stehen an der Schwelle jener neuen Welt, die der Automobilbesitz bedeutet.

Wir werden Ihnen in der heute beginnenden Folge die neue Welt zeigen, die Ihnen das Automobil erschließt. Es ist die Welt, zu der auch Sie gehören sollten, wenn Sie die Gegenwart bejahen und der Zukunft leben; es ist die Welt der Vernunft- und Tatmenschen — deren Zeit Wert hat und deren Gesundheit und Glück für die Nation ebenso wertvoll ist wie für sie selbst.

Gehören Sie zu den Berufenen, so liegt es auch in Ihrem Interesse, die in dieser Zeitschrift weiter folgenden Artikel zu beachten.

Im Augenblick ist eine Broschüre in Vorbereitung, die Automobil- und Verkehrsfragen in interessanter Darstellung behandelt. Wünschen Sie über Einzelheiten näheren Aufschluß, so wird Ihnen dieser kostenlos durch die Broschüre „Das Automobil" erteilt. Sie erklärt das Automobil allgemein ohne Bezug auf eine bestimmte Marke und erläutert das Automobilfahren. Ihr Bezug verpflichtet zu nichts. Bedienen Sie sich!



An die Adam Opel A. G., Rüsselsheim am Main
Abteilung 6 Verkehrsfragen
Senden Sie mir sofort nach Fertigstellung kostenlos und unverbindlich die Broschüre „Das Automobil".

NAME: ______________________

ANSCHRIFT: ______________________

____

BERUF: ______________________

Kein Land ist schöner als Deutschland!

Kennen Sie alle Schönheiten unseres Vaterlandes? Wenn Sie einen Wagen haben, so können Sie kommen und gehen, wann und wohin Sie wollen. Sie können Ihre Freizeit wirklich ausnutzen und wahre Erholung finden.



Für Deutschlands Fortschritt, für Deutschlands Verkehrsentwicklung!



Werken ganz einseitig und ausschließlich Deutschland aufgebürdet. Die meisten Verfasser stellen den Kriegsausbruch als eine Folge des deutschen Nationalcharakters dar. Da „die Deutschen alle anmaßend, hart, gescheit und böse"[16] sind, da ihr Wahlspruch „Gewalt geht vor Recht" schon im Jahre 1870 galt,[17] so hat sich das mächtige Nachbarvolk im Osten Belgiens die Eroberung der Welt vorgenommen.[18] „Deutschland über alles" ist aufzufassen als ein Aufruf zur Eroberung der Welt[19] Seine Schriftsteller hatten verkündet, daß die deutsche Kultur die beste in der ganzen Welt sei, und daß die Welt diese annehmen müsse.[20] Mit Vorliebe werden zur Begründung dieses Urteils Zitate Kaiser Wilhelms II. („Wir sind das Salz der Erde...") herangezogen, ohne zu bedenken, daß jedes kräftige und gesunde Volk einen unbändigen Stolz auf seine Kulturmission haben muß. Alles wird politisch gedeutet. Die deutschen Junker, „die Raubtiere in Menschengestalt", (rapaces de l'espèce humaine)[21] und die anderen Kapitalisten wollten aus wirtschaftlichen Gründen den Eroberungskrieg, denn „ihre Ansprüche waren ohne Grenzen".[22] In dieser Weise wird die heilige Flamme der Begeisterung für Deutschlands Freiheit, die 1914 die ganze Nation erfaßte, und die heldenmütige Verteidigung umgewandelt zu einem niedrigen Spekulationsobjekt und den Schülern folgendermaßen klargemacht: „Wenn der Krieg für Deutschland nutzbringend sein konnte, so war er eine richtige Spekulation. Nach einem erfolgreichen Kriege konnten reiche Entschädigungen gefordert werden, welche nicht nur den Krieg bezahlen, sondern auch einen Fonds für die weitere industrielle Ausdehnung der Nation schaffen würden. Ebenso konnten dem besiegten Volk Steuern auferlegt werden und man könnte Büros errichten, um in ihnen Deutsche zu beschäftigen."[23] (Man vergleiche nun hierzu die Bestimmungen des uns auferlegten Versailler Diktats, und es ist leicht zu erkennen, daß man Deutschland die Absicht unterschiebt, die dann später uns gegenüber in brutaler Weise zur Anwendung gekommen ist.) Aber damit nicht genug. Gewaltige Eroberungsabsichten werden als Kriegsziele bei der Untersuchung nach den Kriegsursachen den Deutschen zur Last gelegt. „An ihrer Ostgrenze waren vor allem die baltischen Provinzen Rußlands als Beute vorgesehen, während Russisch-Polen ein deutscher Vasallenstaat werden sollte. Ein siegreiches Deutschland würde dann natürlich Österreich-Ungarn, die Türkei, die Balkanstaaten, Kleinasien usw. beherrschen, angefangen vom äußersten Norden bis zum Persischen Golf. Selbst Amerika wäre früher oder später unter die Herrschaft dieses neuen Weltreiches gekommen. Dies waren keineswegs Träumereien einiger weniger Deutscher, sondern es war ein wirklicher Plan, der sorgfältig bis in alle Einzelheiten ausgearbeitet worden war von jenen Kriegshetzern, die damals Deutschland regierten."[24] Wie war es möglich, daß derartige Leute Deutschland überhaupt führen konnten? Die Antwort darauf fällt verschieden aus. Einmal lautet sie, weil die Deutschen in ihrem Charakter einerseits brutal-gewalttätig, andererseits trotzdem Sklavenseelen seien.[25] Im Gegensatz hierzu erklärt ein anderes Lehrbuch,[26] daß die Deutschen ihren Führern doch nicht aus Zwang folgten, sondern ihnen vielmehr zujubelten, weil sie ihre eigenen Charaktereigenschaften in ihnen wiederfänden. Übrigens liest man diese und ähnliche Auslassungen auch jetzt wieder bei der Beurteilung des neuen Deutschlands in uns mißgünstig gesinnten Zeitungen.

Bei der eigentlichen Kriegshandlung nimmt es uns nach diesen Kostproben nicht wunder, daß ungewöhnliche Gemeinheit, List, Feigheit, Überheblichkeit und Herrschsucht[27] immer nur auf der deutschen Seite zu finden sind, während Ritterlichkeit, Friedensliebe[28] und Rechtlichkeit stets bei unseren Feinden eine Heimstätte hatten.

Wie diese Schulbücher den Heranwachsenden dazu erziehen, die Deutschen als die alleinigen „Kriegsschuldigen" zu betrachten, so werden die Schüler auch dazu angeleitet, in den Deutschen schlechthin die „Kriegsverbrecher" zu sehen. Die alleinige Verantwortung für die Anwendung der verderblichen Kriegsmethoden, wie Bombardierung von Städten[29] die Anwendung von giftigen Gasen,[30] die vernichtenden Formen des Unterseebootskrieges,[31] kurz alle nur erdenklichen Völkerrechtsverletzungen hätten sich die Deutschen zuschulden kommen lassen.[32] Das wird dann meist noch an entsprechenden Greuelepisoden möglichst drastisch dargestellt, zum Teil mit Illustrationen veranschaulicht.[33]

Die Ehre des deutschen Soldaten wird besudelt, als seelenlos[34] als grausam und gemein[35] bezeichnet, der Untaten ohne ersichtlichen Grund verübt.[36]

Man könnte in dieser Weise noch lange fortfahren. Es mag jedoch genügen, den Geist gekennzeichnet zu haben, in dem die meisten — nicht alle — der ausländischen Schulbücher auch heute noch abgefaßt sind. Es bedarf von deutscher Seite aus also noch unendlich viel Aufklärungsarbeit, bis hier einigermaßen Wandel geschaffen ist, bis die Verfasser solcher Werke sich an die notwendige Objektivität gewöhnt haben, denn gerade vom erzieherischen Standpunkt aus, dem doch im Grunde diese Lehrbücher dienen sollen, dürfte es sicherlich zweckmäßiger sein, lieber den Satz zu beachten:

„Achte jedermanns Vaterland;
doch das deinige — liebe!"

---

[16] Fournier: «Pour Notre France», Libr. Gédalge, Paris 1920, S. 13.

[17] ebenda, S. 63.

[18] Mirguet-Pergameni, a. a. O., S. 393.

[19] Calvêt: «Histoire de France», Bibl d'éducation, Paris 1923, S. 1 (Anhang!).

[20] Evans, a. a. O., S. 488.

[21] Chadeyras, a. a. O., S. 161.

[22] Faubert-Guédel, a. a. O., S 254.

[23] Evans a. a. O., S. 1 (Cap. 14).

[24] Guitteau, a. a. O., S. 572 ff.

[25] Chadegras, a. a. O., S. 242; siehe auch: Frenay-Féron-Janssen: «Lectures Choisies Ecoles primaires», Liège 1926, S. 430.

[26] Malet-Grillet, a. a. O., S. 1032.

[27] ebenda, S. 1066.

[28] Reux Franz-Vincent, a. a. O., S. 268.

[29] Piolet et Bernard: «Histoire Contemporaine», L. E. Vitte, Lyon-Paris, S. 30.

[30] Haynes: "The Story of Europa", London, S. 214. Siehe auch: Hodges: "A short History of the Great War for Young People", London, S 68.

[31] Lay: "The Pupils Class Book of English History", Book IV. The Hanoverians and Modern Times, London 1922, S. 147.

[32] Elson: "Modern Times and the Living Past", Part two, American Book Co. 1921, S. 673.

[33] Vergl.: Fournier, a. a. O., S 124.
Faubert et Guédel, a a. O., S 260.
Blanchet et Toutain: «Histoire Contemporaine de 1815 à nos jours.» Sept. éd Bélin Frères, Paris 1922, S. 484.

[34] Malet-Grillet, a. a O., S. 108.

[35] Hodges, a. a. O., S. 33.

[36] Halken: «Atlas-Manuel illustré d'Histoire de Belgique à l'usage du degré supérieur», Namur 1922, S 66.

NÜRNBERG 1933

(Schluß von Seite 1615)

nieren, alle Schnittregie, die mir anvertraut wurde, aus den tausenden Filmstücken — nur Stückwerk scheint. Ich habe Herzklopfen genug gehabt, — ich konnte keine Nachaufnahmen einsetzen, ich konnte keine Korrekturen der tatsächlichen Vorgänge erwägen — waren meine Dispositionen richtig gewesen, waren die Lichtverhältnisse einigermaßen günstig? So sichtete ich Meter für Meter. Einmarsch der Fahnen, Schwur der braunen Friedensarmeen, Jubel der Hitlerjugend — bald Luitpoldhain, bald Stadthalle, bald Straße, S.A.-Vorbeimarsch, Amtswalter-Appell — für den, der es zu filmen hat, fliegt alles unsagbar schnell vorüber — vergeblich ruft man: „Verweile doch . . ."

25 Kammeramänner arbeiteten bei den Nürnberger Filmaufnahmen wie ein Sturmtrupp in der hitzigsten Offensive. Sepp Allgeier, der unermüdliche Bildjäger aus Trenkers „Rebell" und vielen Fanck-Filmen, mit Weihmeyr und Frentz immer voran. Vom Morgengrauen bis zur Mitternacht. Aufnahmerekorde wurden geschafft — wir zählten nicht nach, wir merkten es kaum: Allgeier hat 700 Einstellungen in Nürnberg hinter sich, dazu braucht man im Atelier 10 Aufnahmetage. Ob aus Turmluken oder Giebelhäuser oder zwischen marschierender S.A. — auf dem Erdboden, ob bei den jubelnden Reihen der H.J., ob in des Führers nächster Nähe unter den siebenden Aufhellern, wir sahen immer nur eins vor uns: Die einmalige Aufgabe. Wir fragten nicht nach Sonne, Wind und Staub, wir kämpften um die Eroberung der künstlerischen Bildwerte hartnäckiger als um den Piz Palü.

Woche um Woche verging bei der Schnittarbeit so schnell wie damals die Stunden von Nürnberg — — doch wie Gefühle Noten werden auf dem Blatt des Musikers, so werden Bilder zu Folgen, so wächst aus der Folge die Form. Die Symphonie des Parteitag-Films wird allmählich bei der Arbeit zum erwünschten Werk — — des Führers Worte, das Echo der deutschen Menschen auf den festlichen Wiesen, die Bilder der Jugend, der Kämpfer, der Mitstreiter — — aus dem Mosaik der Filmrollen steigt Nürnberg noch einmal auf, nun dauernd festgehalten: Der Sieg des Glaubens.

Keine „Handlung" wurde in die Bilderfolge hinzugedichtet, kein Erklärer ergreift das Wort, kein Titel stört die Symphonie. Herbert Windt unterstrich mit musikalischer Zutat, wo es die Bildfolge verlangte.

Je mehr sich mein Auftrag der Vollendung näherte, desto mehr trat aller persönliche Anteil an der filmischen Gestaltung wieder in den Hintergrund. „Nürnberg" — die siegreiche Krönung der Bewegung und zugleich die richtungweisende Demonstration für die Zukunft des deutschen Volkes spricht allein aus diesem Film. „Der Glaube lebt —" und wir fühlen uns beglückt, bescheidene Helfer am großen Werk gewesen zu sein. Klein erscheint mir nun unsere Arbeit — vor der Gegenwart und Zukunft unseres Volkes, deren Spiegelbild die Film-Symphonie von Nürnberg ist.





ANEKDOTEN UND SCHNURREN

Patentverletzung.

Mit imponierender Ruhe und Sicherheit zog über dem Flugplatz von Le Bourget ein Sperber seine Kreise. Der bekannte Flugzeugkonstrukteur Poiret beobachtete ihn gespannt durch sein Fernglas.

„Was ist denn los?" fragte man ihn. „Was starrst du stundenlang nach dem Vogel?"

„Ich habe den Kerl im Verdacht", erwiderte Poiret, nicht ohne leise Entrüstung, „daß seine Schwanzsteuerung mit einem meiner letzten Patente kollidiert . . ."

Sein Rezept.

Geheimrat K., Verfasser eines vielbändigen Wörterbuches der deutschen Sprache, wurde von einem Besucher voll Bewunderung gefragt, wie er es denn eigentlich angefangen habe, um solch Riesenwerk zustandezubringen.

„Ach, das ist ungefähr so", schmunzelte K. und strich sich über den gelichteten Scheitel, „wie wenn man mit seiner Frau eine Auseinandersetzung hat. Da gibt halt ein Wort das andere . . ."

Lloyd George, König der Pinguine.

Im Jahre 1911 wandte sich der Polarforscher S c o t t an den damaligen Kanzler L l o y d G e o r g e mit der Bitte um finanzielle Unterstützung seiner letzten Südpolfahrt. Der Führer der englischen Liberalen drückte ihm seine Visitenkarte und die Adresse eines steinreichen konservativen Großgrundbesitzers in die Hand, der sich für alle Fragen der Polarforschung lebhaft interessierte. Scott besuchte den Mann und fand sich am nächsten Morgen bei Lloyd George wieder ein.

„Nun", fragte der Kanzler, „hatten Sie Glück?"

Scott lächelte befriedigt. „Tausend Pfund hat er mir gegeben", sagte er. „Aber fünfzigtausend soll ich bekommen, wenn ich Sie dazu überreden kann, sich der Expedition anzuschließen. Und wenn ich es so einrichte, daß Sie am Pol zurückbleiben, zahlt er mir eine Million . . ."

Mildernder Umstand.

Vor einem englischen Gericht hatte sich kürzlich eine raffinierte Warenhausdiebin zu verantworten.

„Haben Sie noch etwas zu Ihrer Entlastung vorzubringen?" fragte der Vorsitzende, bevor man sich zur Beratung zurückzog.

„Allerdings", erwiderte hoffnungsvoll die Angeklagte. „Ich nehme grundsätzlich nur e n g l i s c h e Waren . . ."

Letzter Versuch.

Als Belohnung für einen tapfer überstandenen Zahnarztbesuch darf die fünfjährige Gabriele zum ersten Male mit Vater angeln gehen. Der Bequemlichkeit halber hat er sich die Angelkarte gleich an den Hut gesteckt, wo sie hinten über dem Hutband hervorschaut. Gespannt hockt die Kleine neben ihm, aber — es beißt keiner an! Nach einer guten halben Stunde macht sie schüchtern folgenden Vorschlag:

„Dreh doch den Hut mal rum, Vati, damit die Fische deine Angelkarte sehen können . . ."

Fiete F i s c h e r.

Dipl.-Ing. Walter Orth:

Edelsteine und Perlen am laufenden Band?!

Die Sehnsucht des Menschen ging von jeher nach schönen und seltenen Stoffen. Sie ist so alt wie die Geschichte des Menschen überhaupt. Die Ägypter verarbeiteten wertvolle Steinarten zu Skarabäen. Im 7. und 6. Jahrhundert vor Christus kannten die Griechen bereits verschiedene Edelsteine und trugen Schmuck- und Siegelringe mit geschnittenen Steinen. Onomakritos verfaßte um 500 vor Christus ein Gedicht über die edlen Steinarten und verband mit denselben allerhand überirdische Eigenschaften. Dieser Glaube an übernatürliche Kräfte der Steine fand sich schon bei den Naturvölkern und hat sich bis in unsere Zeit erhalten. Besonders der Opal wurde als ein Unglückstein bezeichnet. Zur Zeit Alexanders, der Ptolemäer und Seleukiden wurden die Waffen, Gefäße und Geräte mit allerhand Edelsteinen geschmückt, doch all dieser Aufwand wurde in der Glanzzeit des römischen Reiches überboten. Konstantin der Große zierte zum ersten Male die Kaiserkrone mit wertvollen Steinen. Im 11. Jahrhundert beschäftigte man sich hauptsächlich mit den Heil- und Wunderkräften der edlen Steine, trug Amulette aller Art, ja, man ging sogar soweit, dieselben zu pulvern und zu rösten und sie als innerliche Medizin zu verwenden. Im übrigen aber kümmerte man sich herzlich wenig um die Zusammensetzung und um die künstliche Herstellung dieser Kostbarkeiten. Als ein Geschenk der Natur sammelte, bearbeitete und trug sie der Mensch. Erst mit den wissenschaftlichen Fortschritten, insbesondere den Fortschritten und Erfolgen der Chemie, begann der Mensch auch die willkürliche synthetische (künstliche) Herstellung kostbarer Stoffe in Erwägung zu ziehen. Versuch folgte auf Versuch! Lebensarbeiten hingen an Experimenten, deren Erfolg ein negativer blieb. Als klassisches Beispiel mag nur der Kampf um den König aller Metalle, das Gold, dienen. Immer und immer wieder wurden Versuche zur Herstellung des edlen Metalles aus weniger edlen, z. B. Quecksilber, unternommen und immer und immer wieder mußte der Mensch seine Machtlosigkeit gegenüber der Materie erkennen. Es waren nämlich außer Alchemisten und Hochstaplern auch ernste Wissenschaftler, die bei den Versuchen zur Herstellung von Gold unendlichen Irrtümern zum Opfer fielen; sei es, daß bereits in den von ihnen verwendeten Materialien Gold in Spuren — und mehr wurde ja in keinem Fall erhalten — vorhanden war, sei es, daß dasselbe auf irgendeine Weise unbewußt beim Versuch eingeschleppt wurde. Wissenschaftlich, jedoch nicht praktisch aussichtsreicher gestalteten sich die Versuche zur künstlichen Herstellung des Königs aller Edelsteine, des Diamanten. Immer wieder spornten die herrlichsten Steine der Welt, wie der Großmogul mit 280 Karat, der Kohinur mit 186 Karat, der Florentiner mit 139 Karat und andere den menschlichen Erfindergeist an, in der Hoffnung, auch solche Steine zu erhalten. Die Versuche führten zwar zum Erfolg, jedoch war derselbe nicht befriedigend im Gegensatz zur Herstellung der anderen Edelsteine, wie des Rubins, des Smaragds, des Saphirs u. a., der ein äußerst befriedigender Erfolg beschieden war.

Wenn wir uns mit einem Chemiker über den Diamanten unterhalten, so wird er denselben als eine Modifikation des Kohlenstoffs bezeichnen. In der Tat ist der Diamant nichts anderes als reinster Kohlenstoff, derselbe Stoff also, der in unserer Kohle vorkommt und den Graphit und Ruß aufbaut. Genau wie diese verbrennt der Diamant zu einem farb- und geruchlosen Gas, der Kohlensäure, und es scheint zunächst merkwürdig, daß ein Körper von gleicher stofflicher Zusammensetzung derartig verschiedenes äußeres Aussehen haben kann. Hier der unscheinbare, gestaltlose und gehaßte Ruß, dort der wundervoll kristallisierte, durchsichtige, funkelnde und begehrte Edelstein. Und nun wird uns der Physiker sagen, daß doch Unterschiede, allerdings nicht chemischer Art, bestehen. Graphit und Ruß sind äußerst weich, Diamant ist mit dem Metall Bor der härteste Stoff und ist in der Lage, alle Stoffe zu ritzen und zu schneiden. Das Gewicht eines Diamantenwürfels von einem Zentimeter Kantenlänge (das sog. spezifische Gewicht) würde viel größer sein als das Gewicht des gewöhnlichen Kohlenstoffs in einem Würfel von gleicher Größe. Die kleinsten Teilchen müssen also beim Diamanten viel dichter aufeinandersitzen. Moissan, dem wohl das größte Verdienst um die Darstellung künstlicher Diamanten gebührt, sagte sich nun: Wenn Diamant stofflich dasselbe wie gewöhnlicher Kohlenstoff ist und sich von letzterem nur durch eine größere Dichte unterscheidet, so müßte man den Kohlenstoff durch Anwendung unerhört hoher Drucke zusammenpressen und so die Dichte des Diamanten erreichen können. Mit anderen Worten, es müßte aus dem ge-

staltlosen, unscheinbaren Kohlenstoff, dichter, durchsichtiger und harter Kohlenstoff — Diamant — entstehen. Diese Ansicht wurde noch durch einen Meteoritenfund erhärtet, der ums Jahr 1890 in Canon Diablo in Arizona gemacht wurde. Dieser an drei Zentner wiegende Meteorstein, aus Eisen und Nickel bestehend, enthielt im Innern kleine Diamanten. Sie waren wohl durch rasche Abkühlung des flüssigen Metalles und dem damit entstandenen sehr hohen Druck aus gelöstem Kohlenstoff gebildet worden. Den Vorgang im Weltall reproduzierte Moissan in seinem klassischen Versuch: In einem elektrischen Ofen, dessen Temperatur mit zirka 3000 Grad angegeben wird, wird amorpher Kohlenstoff in flüssigem Eisen aufgelöst und die in einem Tiegel befindliche Schmelze in kaltes Wasser oder geschmolzenes Blei gebracht. Da sich unsere Metalle beim Abkühlen stark zusammenziehen, muß bei diesem jähen Temperatursturz ein ungeheurer Druck im Innern des Metallklumpens entstehen, der genügt, dem ebenfalls fest gewordenen Kohlenstoff die Dichte des Diamanten zu verleihen. Der Ofen war in Anbetracht der ungeheuren Temperatur von besonderer Konstruktion: Ein Block aus gebranntem Kalk oder Magnesia mit einer halbrunden Höhlung zur Aufnahme des Tiegels und seitlichen Kanälen zur Einführung der beiden fast armdicken Kohlenstäbe, zwischen denen nach Anschluß des elektrischen Stromes ein mächtiger Lichtbogen überspringt. Moissan konnte nach Ablösen des Eisens und des natürlich auch entstandenen Graphits kleine Diamantkristalle erhalten, die sich in keiner Weise von den natürlichen Diamanten unterschieden. Moissans Versuch wurde von den verschiedensten Seiten angezweifelt. Andrerseits wurde aber einwandfrei bewiesen, daß die Angaben des Forschers durchaus richtig sind und der experimentelle Beweis erbracht, daß Moissan richtige Diamanten, nach seinem Verfahren dargestellt, in Händen hatte. Es würde zu weit führen, wollte man dem Leser noch die anderen zahlreichen Methoden zur Isolierung künstlicher Diamanten anführen. Nur eines soll noch gesagt werden, daß in allen Fällen, wo Diamanten künstlich hergestellt worden sind, diese wegen ihren mikroskopischen Ausmaßen praktisch nicht ausgewertet werden konnten und — teurer als die Naturprodukte zu stehen kamen.

Weit glücklicher verlief die Herstellung künstlicher Edelsteine, des Rubins, des Smaragds, des Saphirs und anderer. Als wesentlichen Bestandteil enthalten dieselben das Aluminiumoxyd, eine Verbindung von Aluminiummetall mit Sauerstoff, das in kristallisierter Form den Namen Korund führt. Als Schmirgel dürfte der mit Eisenoxyd verunreinigte Korund, der zu Schleifzwecken verwendet wird, bekannt sein. Korund findet sich nicht nur farblos in der Natur, sondern er kommt auch vielfach farbig vor, und je nach dem Metalloxyd, dessen Begleitung die Färbung bedingt, unterscheidet der Mineraloge den roten Rubin, den blauen Saphir, den grünen Smaragd und den gelben Topas. Nach vielen meist nicht sehr befriedigenden Versuchen zur synthetischen Herstellung dieser Steine erschienen plötzlich in der Schweiz vorzügliche künstliche Rubine, die von Diner Wyse nach einem Geheimverfahren hergestellt waren. Wie man später erfuhr, waren dieselben

aus natürlichen Rubinresten zusammengeschmolzen, wiesen alle Eigenschaften der natürlichen Varietäten auf, so daß sich Unterschiede gegenüber den letzteren nicht ergaben. Lediglich beim Schleifen hatten sie die Eigenschaft, leicht zu zerbröckeln. Erst durch die Anwendung der Knallgasflamme konnte nach dem Verfahren von Michaud der Preis der Wyseschen Rubine von 100 bis 150 Francs pro Karat auf zirka 12 Francs pro Karat heruntergedrückt werden. Etwa 1000 Karat Rubine wurden täglich in Paris hergestellt und in anderen Ländern oft zum Preis der natürlichen Steine abgesetzt. Von einem künstlichen Herstellungsverfahren konnte natürlich bis jetzt noch nicht die Rede sein, da als Ausgangsmaterial immer noch natürliche Rubinfragmente verwendet wurden. Erst als es gelang, Rubine aus reinster Tonerde (Aluminiumoxyd) zu erhalten, konnte von einer Synthese gesprochen werden. Die hierfür vorgesehenen Verfahren bestehen im allgemeinen darin, daß man eine Mischung von Aluminiumoxyd- und wenig Chromoxydpulver in minimalen Mengen in eine Knallgasflamme bringt und so die Stäubchen aufeinanderschmilzt, bis ein birnen- oder tropfenförmiger Körper entsteht, der bei gewöhnlicher Temperatur klar und kristallisiert erstarrt ist und geschliffen werden kann. Das verwendete Chromoxyd hat den Zweck, der klaren, durchsichtigen Schmelze die schöne rote Farbe zu erteilen. Für diese Verfahren sind Temperaturen von zirka 2000 Grad nötig, die durch die Knallgasflamme erzeugt werden. Diese beruht darauf, daß man den äußerst gut brennbaren und explosiblen Wasserstoff mit Sauerstoff in einem für diesen Zweck konstruierten Brenner verbrennt. In größeren Fabriken arbeiten viele solche Brenner nebeneinander, jedes Gebläse liefert stündlich zirka 10 Karat und man kann einzelne Steine bis zu 80 Karat Größe erhalten. Auf ähnliche Weise konnte der Saphir durch Färbung der Schmelze mit Kobaltoxyd erhalten werden.

Die künstliche Herstellung des Quarzes, des Opals und des Smaragds gelang ebenfalls in einer Reihe von Versuchen. Die rein wissenschaftlich zu bewertende Synthese des Smaragds hat aber ebenso wenig wie die des Opals praktische Bedeutung gewonnen, da die entstandenen Kristalle, obwohl den natürlichen vollkommen gleich, äußerst klein waren und für die Schmuckindustrie nicht in Frage kamen.

Interessant ist die Wirkung der Radiumstrahlen, besonders aber der Röntgen- und Ultraviolettstrahlen auf die Edelsteine. Der Forscher Bordas begann seine Versuche hierüber mit zwei farblosen Korunden billigster Sorte, die er bei einem Juwelier um zwei Francs pro Karat erworben hatte. Durch Einwirkung von Röntgenstrahlen verwandelte sich der Korund in gelben Topas. Blauer Korund ging in Smaragd und violetter Korund in blauen Saphir über. Die Färbung war so gut gelungen, daß derselbe Juwelier für die beiden Topase jetzt 45 Francs pro Karat bot. In der Folge konnte Bordas durch Radiumstrahlen die herrlichsten Färbungen an unscheinbaren Korunden erzielen. Ein weingelber Korund konnte in herrlichen Rubin verwandelt werden und die Juweliere boten dafür 700 Francs und mehr. Ungleich schneller als die Radiumstrahlen wirken die Röntgen- und Ultraviolettstrahlen auf die Edelsteine. Könnte man unsere Tanzlokale, Cafés usw. mit Ultraviolettlicht beleuchten, so würde manche der Damen äußerst erstaunt sein, ihren

blauen Korund in gelben Topas oder ihren violetten Korund in blauen Saphir verwandelt zu sehen. Auf Diamanten bleiben die Röntgenstrahlen ohne Wirkung, jedoch verändern die sogenannten Kathodenstrahlen dieselben im Sinne einer Grün- bis Braunfärbung.

Echte Perlen sind sehr wertvolle Objekte, die bei der Frau in hohem Kurs stehen. Bekanntlich liefern dieselben mehrere Gattungen von Muscheln. Die Seeperlmuschel findet man im Roten Meer, im Persischen Golf, im Meerbusen von Panama und Mexiko, bei Ceylon usw. Die Perlen bestehen wie die Perlmutter aus dünnen Schichten organischer Substanz und kohlensaurem Kalk und entstehen an einer Stelle, an der ein ungewöhnlicher Reiz auf die Muschel ausgeübt wird. Reize dieser Art können durch feste Stoffe, die in die Schalen hineingeraten sind, aber auch durch Parasiten aller Art ausgeübt werden. Hier griff der menschliche Erfindergeist an; indem man gesammelte lebende Muscheln, die zur Perlenproduktion geeignet waren, züchtete, versuchte man nun dieselben durch Reizung mit Steinchen, Algen oder Parasiten zur Perlenproduktion anzuregen. Der Erfolg blieb nicht aus, jedoch waren die auf diese Art gewonnenen Perlen von sehr unregelmäßiger Form. Mit dem Erfolg unzufrieden, setzte man nach wie vor die Fabrikation künstlicher Perlen, sogenannter Wachsperlen, fort. Diese ahmen die echte Perle am besten nach. Man bläst ein kleines, zartes Glaskügelchen aus sehr reinem Glas und kleidet dasselbe innen mit sogenannter Perlenessenz aus. Nachher füllt man sie mit Wachs. Die Perlenessenz besteht aus den silberglänzenden Schuppen des Weißfisches (Ukelei). Für ein Pfund der Essenz sollen die Schuppen von zirka 20 000 Fischen notwendig sein. Nach einer umständlichen chemischen Behandlung werden die Schuppen gereinigt, wonach die Perlenessenz zurückbleibt. Man benötigt hierzu geübte Arbeitskräfte, und es ist verständlich, daß der Preis der Essenz kein geringer ist, abgesehen davon, daß man die Herstellung derselben nur an wenigen Orten der Welt übt.

Mit der Erzeugung synthetischer Edelsteine hatte ein heftiger Kampf der Juweliere dagegen eingesetzt. Durch die Herstellung am laufenden Band sowie die erstklassige Qualität und Schönheit der synthetischen Steine wurden die Preise der natürlichen Exemplare stark gedrückt, wo noch als besonderer Umstand hinzukommt, daß die künstlichen Steine in vielen Fällen von den anderen überhaupt nicht zu unterscheiden waren. Besonders beim synthetischen Rubin scheint ein absolut zuverlässiges Unterscheidungsmerkmal noch nicht gefunden worden zu sein. Die optischen Eigenschaften und die Härte sind die gleichen, das spezifische Gewicht ist nur minimal verschieden, und es dürfte wohl Beweis genug sein, daß mancher erfahrene Juwelier auf einen synthetischen Rubin hereinfiel, in der Meinung, einen natürlichen vor sich zu haben. Auch für den gelben Saphir und den Wassersaphir konnten Unterscheidungsmerkmale kaum gefunden werden. Dagegen ergeben sich beim blauen Saphir beträchtliche Unterschiede gegenüber den natürlichen Steinen, obwohl auch hier eine einwandfreie, bezüglich der Eigenschaften sehr gut gelungene Synthese gemeldet wurde. Der Smaragd widerstand wohl am längsten den synthetischen Versuchen, denn als eine Synthese konnte man die Herstellung aus Bruchstücken des Minerals wohl nicht bezeichnen. Allerdings sollen von Hautefeuille und Perey Smaragde rein künstlich hergestellt worden sein, die in jeder Beziehung den natürlichen gleichen. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß es in vielen Fällen Unterscheidungsmerkmale gibt, die jedoch auf ein Minimum herabsinken und ganz verschwinden können.

Zwischen der neu entstandenen Industrie zur Darstellung synthetischer Edelsteine und den Juwelieren entspann sich ein Kampf, der wohl auch heute noch nicht ganz abgeschlossen ist. Während die Juweliere die synthetischen Steine als Kunststeine bezeichneten, bemühte man sich andrerseits — ganz mit Recht — zu beweisen, daß die synthetischen Steine als echt bezeichnet werden dürfen, da sie dieselbe chemische Zusammensetzung wie die natürlichen aufweisen und auch in den chemischen und physikalischen Eigenschaften nicht von dem Naturprodukt unterschieden werden können. Niemals käme also die Bezeichnung „echt“ oder „unecht“ sondern „natürlich“ und „synthetisch“ in Frage. Diese letzteren Bezeichnungen sind gegenwärtig auch gebräuchlich.

Wann sterben die Menschen?

Über den Durchschnitt aller Todeshäufigkeiten gab es bisher nur Vermutungen. Privatdozent Dr. S. Frey, Königsberg, hat nun versucht, durch eine umfangreiche Statistik festzustellen, ob es gewisse Perioden der Todeshäufigkeiten gibt; er hat 500 Todesfälle der chirurgischen Universitätsklinik in Königsberg zusammengestellt und dabei gefunden, daß 185 zwischen 6 und 18 Uhr, also am Tage, gestorben sind, dagegen 315, also fast doppelt so viel, zwischen 18 und 6 Uhr, also in der Nacht.

158 von diesen letzteren starben in der Zeit zwischen 6 Uhr abends und Mitternacht, und 157 zwischen 12 Uhr nachts und 6 Uhr morgens. Das Maximum der Sterblichkeit lag mit 7 Prozent zwischen 11 und 12 Uhr nachts, das Minimum zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags, nach 3 Uhr steigt dann die Sterblichkeit an. Die Frage ist nun, wie dieser verderbliche Einfluß der Nacht auf das Abreißen unseres Lebensfadens zustande kommt. Die Physiologie lehrt, daß es innerhalb jeden Lebenstages zwei regelmäßige Perioden gibt, eine Tätigkeits- und eine Ruheperiode, in der letzteren, welche mit der Nacht zusammenfällt, ist die Tätigkeit der Organe und überhaupt die Intensität der Lebensprozesse wesentlich herabgesetzt.

Es läßt sich annehmen, daß das Nachlassen im Funktionieren aller Organe und die geringere Aktivität des Körpers mit einer gewissen Widerstandslosigkeit dem Todeskampf gegenüber gleichbedeutend ist. Um so mehr, wenn etwa während einer Krankheit sich diese natürlichen Schwächen des Körpers mit der aus der Krankheit oder Operation folgenden, sich summiert. Noch näherliegend ist allerdings die Annahme, daß der schwerkranke Organismus, weil seine Organe dauernd bis zur Grenze der Leistungsfähigkeit beansprucht werden, gar nicht in der Lage ist, eine Ruheperiode einzulegen, und daß sich dann der Wegfall der lebensnotwendigen Ruhe so unmittelbar auswirkt.

Die Annahme, daß es auch eine jährliche Schwankung der Sterbenshäufigkeit gibt, hat sich allerdings nicht bestätigt. Die Sterblichkeitsstatistik zeigt aber, daß im Durchschnitt zu allen Jahreszeiten gleichviele Menschen sterben. Dr. H. E.

Herr Schandal begibt sich in seine Wohnung...

VON HANS RIEBAU

Herr Schandal ist ein Mann, für den Ordnung nicht eine Angelegenheit äußerer Zweckmäßigkeit, sondern ein tiefes inneres Bedürfnis ist. Herr Schandal wird, und sollte die Welt in Schutt und Asche zusammenstürzen, nie etwas tun, ohne sich vorher einen genauen Marschbefehl erteilt zu haben. Und er wird, unter dem Donnern und Blitzen des Unvorhergesehenen, diesen Marschbefehl mit zusammengebissenen Zähnen innehalten, koste es was es wolle.

Das praktische Leben, auf diese Weise theoretisch unterbaut, müßte — so sollte man meinen — für Herrn Schandal ein Weg steten Erfolges sein. Und wenn man die großen Stationen dieses Weges ins Auge faßt, so ist es auch so: Herr Schandal hat sein Studium ohne jeden unliebsamen Zwischenfall vollendet. Er ist, genau zu dem ausgerechneten Zeitpunkt, Studienassessor, Studienrat und Oberstudienrat geworden. Er hat die junge Dame, auf der seine Augen schon als Oberprimaner mit uneingeschränktem Wohlwollen ruhten, geheiratet, als sich dies mit der Besoldungstabelle des preußischen Staates vereinbaren ließ, und es hat sich ihm sogar die Sehnsucht seines Lebens erfüllt, nämlich sozusagen auf einem Leuchtturm über allen Menschen und über allen Dächern zu hausen: Herr Schandal wohnt im siebten Stock des höchsten Hauses der Stadt.

Diese Erfüllung aller großen und wichtigen Träume des Herrn Schandal aber schließt nicht aus, daß sein Lebensweg in den kleinen und kleinsten Dingen im argen Zickzack und so ganz und gar nicht nach der theoretisch so einwandfreien Marschroute sich vollzog, ohne die Herr Schandal, wie gesagt, nicht einen Schritt ins Getümmel der fremden und feindlichen Kräfte unternahm. Und wenn Herr Schandal ein Mann war, wo auch immer er erschien, ein freundliches Lächeln auf den Gesichtern der Menschen hervorzauberte, so war es nicht zuletzt dieses Mißverhältnis zwischen Lebensplan und Lebensführung, das so viel Heiterkeit bei den Erwachsenen und — leider muß es gesagt werden — so viel feixendes Grinsen bei den Gymnasiasten hervorrief. Wenn irgend etwas diese Heiterkeit, diese unbändige aber im Grunde doch wohl harmlose Schadenfreude eines ganzen Städtchens zu steigern geeignet war, so waren es die Erlebnisse Schandals anläßlich der kürzlichen Hundertjahrfeier des Gymnasiums. Die Hundertjahrfeier, deren Höhepunkt eine bis ins feinste ausgefeilte Festrede Schandals war, schloß, wie nicht anders zu erwarten, mit einem Bierabend des Kollegiums ab. Herr Schandal aber, des Bieres und des Feierns ungewohnt, und obendrein noch fast Mittelpunkt all dieses Geschehens, kam also nachts um drei mit merkwürdig schlenkernden Schritten, den Hut in der Hand, vor der Tür seines Hauses an, als er auch schon bemerkte, daß er seine Schlüssel vergessen hatte. Ein anderer in seiner Lage hätte vielleicht angefangen zu pfeifen oder an der Haustür zu rütteln. Nicht so Herr Schandal. Herr Schandal dachte nach. Er arbeitete sich eine Disposition aus, deren Befolgung mit völliger Sicherheit ein Eindringen in seine Wohnung ohne Zuhilfenahme eines Schlüssels ermöglichen mußte. Und Herr Schandal überlegte: 1. Rufe, Schreien und Rütteln an der Haustür ist zwecklos. Es würde, was unter allen Umständen zu vermeiden, die Hausbewohner stören, nicht aber seine Frau wecken, die im siebten Stock und nicht einmal in einem Zimmer der Straßenfront schläft. 2. Es besteht die Möglichkeit, daß ich mit Hilfe der eisernen Feuerleiter auf das Dach des Hauses gelange. 3. Vom Dach des Hauses ist es ein leichtes, meine Frau vermittels meines Hosenträgers, an dem ich mein Zigarrenetui befestige, das hinwiederum den Zweck hat, energisch aber doch sozusagen gedämpft gegen die Schlafzimmerfensterscheibe zu schlagen, zu wecken.

Nachdem so alle Möglichkeiten erwogen waren, beschloß Herr Schandal, seinen Plan durchzuführen. Er erklomm den steinernen Sims der Sandsteinfassade, erstieg nicht ohne Mühe das erste Fensterbrett der Seitenfront und schwang sich mit einer Eleganz, die ihn selbst verwunderte, auf die erste Sprosse der eisernen Feuerleiter. Als er die vierte Sprosse erreicht hatte, erklang von unten eine heftige und nicht mißzuverstehende Stimme: „Sofort runterkommen, oder ich schieße!"

Es war ein Schupo, der, den Kopf im Nacken und den Revolver in der Hand, auf der Straße stand. Herr Schandal, empfindlich in seinem nun einmal gefaßten Plan gestört, zögerte. Aber bevor er in der Lage war, die neue Situation ordnungsmäßig in die alte Marschroute einzuarbeiten, schrie der Schupo zum zweiten Male seine Drohung in die Nacht hinaus. Herr Schandal kletterte, diesmal ohne jegliche Disposition, die Leiter herunter, schwang sich auf das Fen-



sterbrett, auf den Sandsteinsims, und dann fühlte er sich unsanft am Arm gepackt. Die Miene des Polizisten hellte sich auf, als er Schandals Ausweispapiere sah und von dem Mißgeschick erfuhr, das ihm widerfahren war.

„Aber die Leiter", sagte er, „dürfen Sie nicht benutzen. Schon im zweiten Stock werden Sie schwindelig und stürzen ab."

Herr Schandal atmete schwer. Es kam ihm zum Bewußtsein, daß er diese Möglichkeit, zweifellos unter dem Einfluß des Bieres nicht mit in Rechnung gestellt hatte. Aber sofort fing sein Gehirn von neuem an zu arbeiten und einen Plan zu ersinnen, der, in Übereinstimmung mit den legalen Mächten des Staates, keine Lücke und keine Möglichkeit zu Unvorhergesehenem enthielt. „Die Feuerwehr", flüsterte er dann, „könnte ich die Feuerwehr um Hilfeleistung ersuchen?"

„Wenn Sie es durchaus wünschen", lächelte der Schupo. „Aber Sie müssen dafür mehr bezahlen, als eine Unterkunft im Hotel kosten würde."

„Ich bezahle", sagte Schandal, froh und gewiß, nunmehr mit Sicherheit sein Ziel zu erreichen; und zehn Minuten später kam ein Leiterwagen der Feuerwehr um die Ecke gerasselt, hielt, schraubte die automatische Leiter steil nach oben, und die einzige Enttäuschung Schandals war, daß er nicht selbst hinaufklettern durfte.

„Ich gehe nach oben", sagte der Oberfeuerwehrmann, nachdem er sich über die Lage des Schlafzimmers unterrichtet hatte, „wecke Ihre Gattin, bitte sie um den Schlüssel und dann können Sie auf die einfachste und gefahrloseste Art in Ihre Wohnung gelangen: über die Treppe."

Und so geschah es. Der Oberfeuerwehrman stieg die Leiter hinauf, und wenige Minuten später war er schon wieder auf der Straße. Er mußte, trotzdem die Anstrengung für einen Feuerwehrmann so sehr groß nicht sein konnte, tief Atem holen, bevor er anfing zu sprechen. Um seine Mundwinkel zuckte es, und seine Brust zitterte merkwürdig, als er berichtete: „Erstens also, das ganze Haus ist wach und die Leute gucken aus den Fenstern. Zweitens: Ihre Gattin war nicht im Schlafzimmer, sondern im Wohnzimmer. Sie war ein bißchen beunruhigt, wartete auf Sie und hatte vorsichtshalber schon vor zwei Stunden die Haustür unten aufgeschlossen."

Herr Schandal starrte den Oberfeuerwehrmann an. Dann ging er langsam auf die Haustür zu. Sie war offen. Der Schupo lachte, die Feuerwehrleute lachten. Es war ein Dröhnen in der Luft, ein Prutschen, ein verhaltenes Kollern. Nur Herr Schandal war totenblaß. Nicht, daß er sich bewußt war, in diesem nächtlichen Schauspiel die komische Figur zu spielen. Aber seine Überlegungen, seine Pläne, seine Anstrengungen, mit geistigen Mitteln die Tücken des ränkevollen Lebens zu meistern, waren — wieder einmal — gescheitert. Seine Disposition lag in Trümmern am Boden.

Herr Schandal schwankte ein wenig, als er durch die Haustür in das Treppenhaus gehen wollte. Der Schupo, immer noch voll verhaltener Heiterkeit, mußte ihn stützen. Dabei gab es ein klirrendes Geräusch. Herrn Schandal waren die Schlüssel, die er — im Rausche des festlichen Tages — in den Mantel anstatt in die Hose gesteckt hatte, aus der Tasche gefallen.

MANN gegen MANN (Schluß zu Seite 1621)

ursacht, verfallen der Strafe des „Regel"verstoßes: „Regel", darin liegt ein sehr wertvolles, erzieherisches und förderndes Moment für diese Kampfsportarten. Erst durch diese entschiedene Trennung voneinander ist die hervorragende Kultivierung und Ausarbeitung der einzelnen Kampfarten möglich geworden, wie wir sie heute sehen und bewundern. In einem Faustkampf zweier Meister ist tatsächlich diese Waffe, die Faust des Menschen, zu einem Kampfgerät entwickelt, das fast Unmögliches erzielt. Noch deutlicher ist dies beim Jiu-Jitsu. Hier verbindet sich eine fast wissenschaftliche Kenntnis des menschlichen Körpers, seiner Nerven, Gelenke und anderer empfindlicher Stellen mit einer systematischen Schulung aller Glieder auf Angriff, Deckung und Verteidigung, so daß ein Kampf zweier guter Jiu-Jitsu-Kämpfer fast das prachtvollste Schauspiel darstellt, das Menschen mit so einfachen Mitteln bieten können.

VIERLANDEN (Schluß zu Seite 1626)

bewundert die herrlichen Vierländer Schränke in ihrer Wuchtigkeit, die Truhen und Stühle, alte Standuhren und Tische, die alle überreiche Intarsienarbeit zeigen.

„Jovou, — dat ist doch noch wat", meint der alte Tietje Timm, „dat hat man in der Stadt nun nich, die ha'm da so Kram, so Stahlstühle; die sind doch nix wert, hier, so ein Brautstuhl kostet heute noch seine 250 Mark." Und der Blick streift liebevoll über die mühselige Handarbeit, an den lustigen Kachelwänden entlang, die an Holland erinnern, an den geschnitzten Decken und der Wandtäfelung. Das ist noch alte gediegene Kultur! —

Bei festlichen Anlässen legen die Vierländer auch Trachten an. Aber nicht jede Bauernfamilie verfügt heute noch über die wertvollen Stücke aus Großvaters oder Urgroßvaters Zeiten. — Silberne Knöpfe zieren das Wams des Mannes, und der Bäuerin geben Kopfputz, reiche Stickereien und Schmuck ein lustiges, malerisches Aussehen.

Ganz selten kann man noch am Feiertag eine Vierländer Schar bei ihren altüberlieferten Volkstänzen belauschen. Die Weisen und der Tanz zeugen von Schlichtheit und Naivität, aber auch von Frohsinn und Liebe zur Vierländer Heimat.

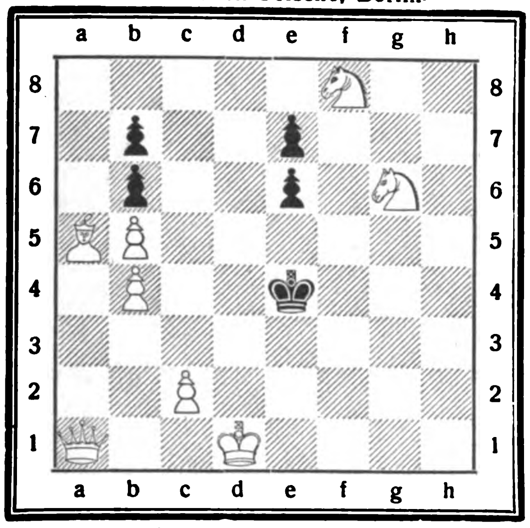
Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von Dietrich Frische, Berlin.



Schwarz: 5 Steine: Ke4, Bb6, b7, e6, e7.

Weiß: 8 Steine: Kd1, Da1, La5, Sf8, Sg6, Bb4, b5, c2.

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Ein ebenso hübscher wie leichter Dreizüger.

Aufgabelösung aus Folge 44.

Dreizüger von Oberstlt. Ludw. Sutner, München.
Weiß 6 Steine: Ka8, Tg1, Tg7, Lf2, Bd3, e4.
Schwarz 6 Steine: Kd6, Sd8, Bc5, c6, e5, e6.
1. Tg1—d1!

Richtig gelöst: Paul Kaernbach, Breslau; Mia Sulovsky, Köln; Christian Donhauser, Bad Tölz; Heinz Berlin, Oelde i. Westf.; Carl Rothmund, Altshausen; L. Schlobach, Rochlitz; Oberlehrer H. Seidel, Hirschfeld; Kurt Fiedler, Blankenburg a. H.; Wilh. Sauerländer, Lemgo (Lippe); stud. Waldemar Werther, Frankfurt a. Main; J. Weimer, Herborn; Erich Wolter, Lauchhammer; Willi Taube, Zwenkau-Leipzig; Theo Grünewald, Frödenberg i. W.; Dr. Kitte, Heilbronn; Nr. 40 und 44: Walter Dreher, Solingen; Nr. 42: Lehrer Karl Fehler, Niederscheid (Dill.); Lehrer Otto Herbst, St. Julian a. Glan.

Die beiden Aufgaben „A." und „H."

in Folge 42, welche unserem Führer gewidmet waren, haben großen Anklang gefunden. Eine besonders interessante, hübsche Lösung über die erste Aufgabe „A." sandte uns Herr Pol.-Hptw. Willy Kraft, Berlin-Reinickendorf, und wir wollen diese unseren verehrten Schachfreunden nicht vorenthalten.

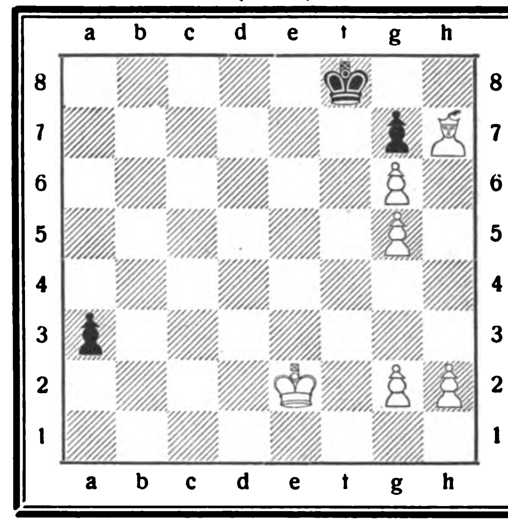
Buchstaben-Problemstellung „A." von Seb. Mühlthaller, München: Weiß (13 Steine): Kg2, Tc3, Tf3, Lf7, Lg5, Sb3, Sb6, Bb2, b7, c7, d7, e7, g4. Schwarz (7 Steine): Kb4, Lg6, Lg7, Bb5, d3, e3, g3. Matt in zwei Zügen.

Der Herr Reichspräsident, Feldmarschall von Hindenburg, Kg2, übergibt das Amt des Reichskanzlers dem Führer des Volkes, Adolf Hitler, Bb7. Er zieht in die Wilhelmstraße ein, gelangt nach b8, und verwandelt sich in einen Springer. Da steht der Marxismus, Kb4, umgeben von seinen Kurieren aus Moskau, Lg6 und g7, und einem Teil des verblendeten Volkes, Bd3, e3 und g3. Sie wollen dem Siegeszuge des Führers Hindernisse bereiten. Ihre Bemühungen, wie sie es auch anstellen mögen, sind vergebens. Ob nun der Oberbonze auf g7 den S.A.-Mann, Tc3, tötet, oder der andere von g6 nach e4 läuft, um von dort aus nach c6 verderbend zu wirken, oder ob das verblendete Volk auf d3 und e3 mit Geschrei und Gejohle auf der Straße vorwärtszieht, das Schlußwort spricht der Führer auf a6 bzw. c6, umgeben von Minister Goering, Sb6, Dr. Goebbels, Sb3, und bieten der kommunistischen Bewegung ein entscheidendes Halt und Mattsetzung.

Der Marxismus, Kc5, wird unterstützt durch bekannte Kommunistenführer, Sg6 und Sg4. Diese beiden wollen zwei ganz Schlaue sein. Sie gedenken, das verblendete Volk, Be5, für ihre dunklen Pläne nutzbar zu machen. Da läuft aber unser verehrter Dr. Goebbels, Lg2, von seiner Wohnung in den Sportpalast nach e4 und klärt das Volk auf. Nach vielen Reden und zähem Ringen bricht im Volke die Erkenntnis durch. Die Oberbonzen springen ab. Gleichgültig wohin sie springen. Den Siegeslauf der „S.A.", Lg5, können sie nicht unterbrechen. Auf e3 bzw. e7, unterstützt durch die „S.S.", Sf5 und Tb7, Polizei, Bd5 und b6, helfen sie mit am Werke des Führers, Kb3, rufen sie dem mattgesetzten Feinde zu.

Eine interessante Endspielstudie

Von E. Richter, Berlin.



Schwarz 3 Steine: Kf8, Ba3, g7.

Weiß 6 Steine: Ke2, Lh7, Bg2, g5, g6, h2.

Eine ebenso merkwürdige wie interessante Stellung. Schwarz droht mit dem Ba3 eine Metamorphose in zwei Zügen vorzunehmen, das heißt, er will sich in eine Dame verwandeln.

Kann Weiß trotz dieser Unabwendbarkeit die Stellung noch halten?

Lösung: Ja! mit dem schönen Problemzug 1. L h 7—g 8!! Wird der Läufer nicht genommen, so gewinnt Weiß. 1. . . ., K×Lg8; 2. K e 2—f3, a 3—a2; 3. K f 3—g 4, a 2—a 1 wird Dame; 4. K g 4—h 5 und verbaut sich in eine Pattstellung durch g2—g4 nebst h2—h4! Eine ausgezeichnete Idee.

Schachliteratur

„Der kleine Feldherr" von Gutmayer.

Eingangstür in die praktische Schachkunst für alle, die das Schachspiel schnell, leicht und gründlich erlernen wollen.

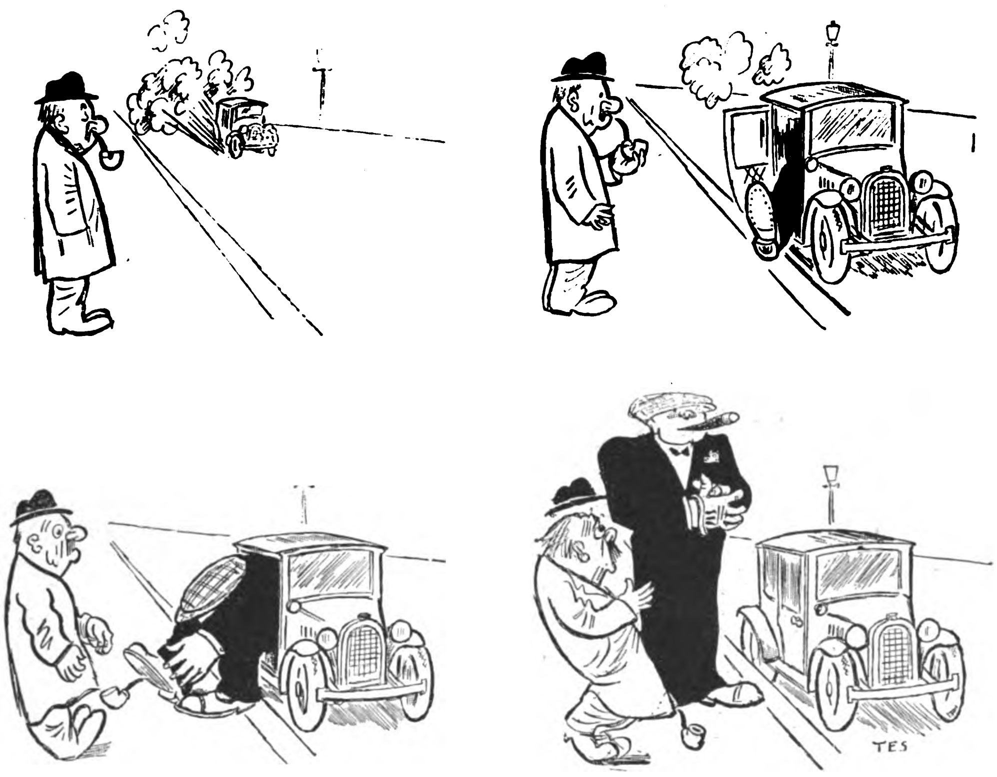
Mit zahlreichen eingedruckten Diagrammen und vielen Beispielen.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage statt M. 3.50 nur noch M. 2.—. Zu beziehen: Schachverlag Hans Hedewigs Nachf. Curt Ronniger, Leipzig C 1, Perthesstraße 10.

Gutmayer versteht es in vorzüglicher Weise, die Schachfreunde durch klare Darstellung zu fesseln

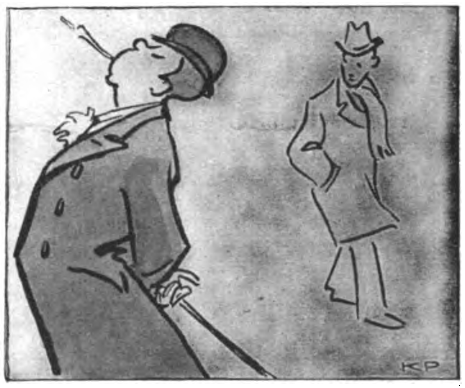
Glossen der Woche

DAS WUNDER

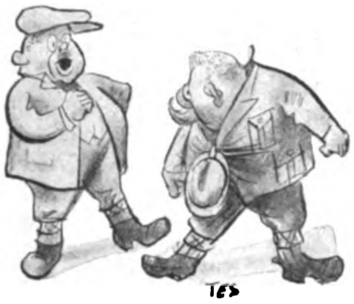




Der Feuerfresser zu Hause: „Dunnerlütsch, Frau, hast du den Kaffee heiß gemacht!"



„Das möchte ich einmal an einem Sonntag sein, was der dort am Werktag sich einbildet!"



„Sie alberner Gäsegobb!"

„Wern Se nich beleidichend, sonst gönnen Se mich gennenlernen!"

„Haha! Gönnen Se boxen?"

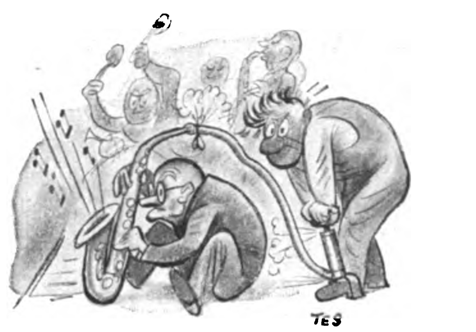
„Nee!"

„Na, da gommen Se mal her, da werde ich Ihnen mal änne richdche Wuchd Briechl versedzen!"



„Was? Zu Fuß? Wo Sie doch so 'n schönes Auto ham?!"

„Hm — ick komme eben mit 'n Pelzmantel nich untas Steuerrad —"



Wie der Saxophonspieler, dessen neues Gebiß nicht rechtzeitig fertig wurde, sich zu helfen weiß.



„Sie, liebes Fräulein, möchte ich zu heute Abend an die Normaluhr bestellen!"

„Unverschämt, mein Herr!"

„Oho, was soll denn das Schild da oben?"



„Herr Rat, warum bringen S' denn dös nette Fräulein nimmer mit, das früher immer mit Ihnen gekommen ist?"

„Ja mei, dös nette Freiln is jetzt mei Olti!"

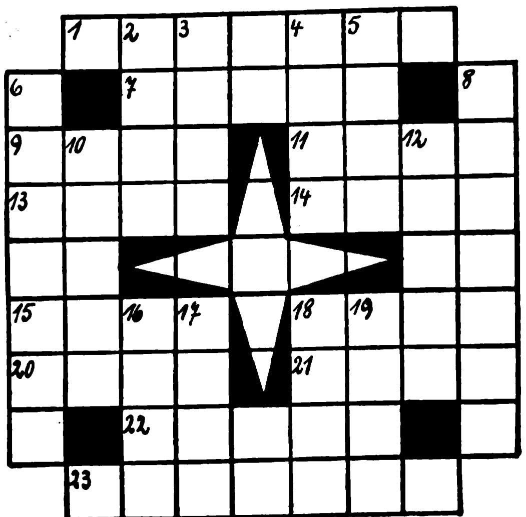
Der gutmütige Bayer

Ein verwundeter Bayer liegt still in einem Saal, in dem die Hilfskräfte vom Roten Kreuz ruhig und sachverständig ihres Amtes walten. Da kommen aber im Laufe des Tages auch sonst noch viele Damen durch den Saal. Damen aus den besten Ständen, Damen, die zwar nicht sachverständig sind, aber den unwiderstehlichen Drang haben, ihr Mitgefühl mit den Verwundeten durch irgendeine liebevolle Handlung zu erweisen. Da sie sich zweifellos Verdienste durch Stiftungen erworben haben, kann man ihnen den Zutritt auch nicht gut verweigern.

Eine solche Dame kommt also zu unserem verwundeten Bayern, der regungslos daliegen muß. ‚Kann ich Ihnen vielleicht irgend etwas tun?" — „Nein, danke, ich bin gut versorgt!" — „Aber vielleicht kann ich Ihnen das Gesicht ein wenig abwaschen?" — „Hm." — Die Dame nimmt das bereitliegende Schwämmchen, taucht es in das bereitstehende Essigwasser und fährt damit dem Verwundeten über das Gesicht. „Wünschen Sie sonst noch etwas?" Jetzt kann sich aber der biedere Bayer nicht länger halten und platzt heraus: „Wissen S', i hab Eahna die Freid net verderb'n woll'n, aber Sie san heit scho die dreiazwanzigste, die wo mir mei G'sicht g'waschen hat!"

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Schandpfahl, 7. Symbol für „Hoffnung", 9. Hebezeug, 11 Sumpfvogel, 13. altes Signalinstrument, 14. primitive Wohnhütte, 15. Getränk, 18. türkischer Titel, 20. deutscher Maler, 21. altes Großmaß, 22. Stadt im Rheinland, 23. Radiozubehör.
Senkrecht: 2. Nebenfluß der Donau, 3. weiblicher Vorname, 4. häßliche Eigenschaft, 5. Nachlaß, 6. Monat, 8. phönizische Göttin, 10 Edelstein, 12. Pelztier, 16. Paradies, 17. Überbleibsel, 18. Hirschart, 19. Lebewesen..

Gegensatzrätsel

Von folgenden Wörtern sind solche mit gegensätzlicher Bedeutung zu suchen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben den Namen eines bayerischen Oberbürgermeisters.

Warm, Morgen, unehrlich, schwer, hell, nie, einig, niedrig, Freude, ungleich, eckig.

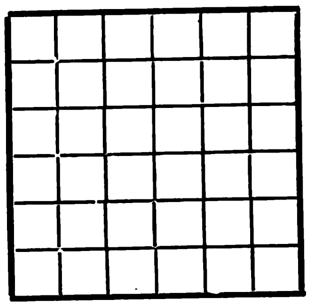
Zahlenrätsel

(Dichter).

1 2 3 4 5 3 6 = Letzte Begegnung
7 8 6 9 10 6 7 4 = Wenn du willst im Menschenherzen
6 11 9 12 6 3 13 2 7 1 1 = Abschied
11 6 3 14 6 3 = Aus wechselnden Tagen
15 6 3 5 8 = Die drei Zigeuner
11 2 7 13 5 3 = Die welken Rosen
16 2 6 4 12 6 = Heidenröslein
7 11 4 4 6 7 14 12 5 8 14 = Das Auge
5 7 6 3 4 14 14 9 12 11 15 13 4 = Abschied
4 7 5 6 16 6 7 = Einst wirst du schlummern
12 2 1 1 17 5 3 3 = Laßt mich ruhen.

Obige Zahlen ergeben lauter Dichter. Zur Erleichterung ist bei jedem Dichter eines seiner Gedichte angegeben. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Dichter ergeben neuerlich einen solchen, dessen Gedicht „Die Auswanderer" als Lösungshilfe angegeben ist (j = i).

Diagonalrätsel



In obige Figur sind Wörter folgender Bedeutung einzusetzen: Jahreszeit, Zierde des Hauses, Herrscher, Oper von Thomas, Behälter, Degenknauf. Die Diagonale von links oben nach rechts unten ergibt den Namen eines Reichsstatthalters.

Zahlenfüllrätsel

1	2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30	31	32
33	34	35	36	37	38	39	40
41	42	43	44	45	46	47	48

In obige Figur sind die durch nachfolgende Zahlen gewonnenen Buchstaben in die Felder mit gleicher Zahl einzutragen, so daß sich von 1—48 gelesen die Buchstaben zu einem Ausspruch Gottfried Kellers ergänzen

9 39 18 46 5 5 = Insel im Stillen Ozean
46 27 34 11 26 39 = Hunnenkönig
20 8 12 41 24 6 3 = Burgunderkönig
2 41 7 10 40 34 = Stadt in Holland
31 29 4 13 14 15 = Schafbock
1 17 22 36 31 19 3 41 = banktechn. Ausdruck
25 34 44 46 = Vulkan
28 30 33 24 29 = indische Stadt
38 21 45 29 32 = einbalsamierte Leiche.
35 33 46 47 = Soldat
23 39 15 37 29 48 43 = Fensterbehang
16 39 33 42 35 15 = germanischer Gott.

Buchstabenaustauschrätsel

Von folgenden Wörtern sind die ersten Buchstaben durch einen anderen zu ersetzen. Der Reihe nach gelesen ergeben die gefundenen Buchstaben eine bekannte Persönlichkeit aus dem Sport.

Land, Keil, Frist, echt, Reise, Rasse, Uhre, Kunde, Eber, Kessel, Finte, Igel, Bote. (ch = ein Buchstabe.)

Dreierlei

Er trägt ein rauhes Felsgewand
Und bietet wenig Halt und Stand.
Oft ist er von erlesener Kunst.
Wer fröstelt, wirbt um seine Gunst.
Er pustet aus, was er nicht kann verdau'n,
Und mag wohl stolz auf Menschenwerke schau'n.





Dreisilbig

Die erste schützt mit spitzer Waffe
Der andern holde Sommerzier,
Und ihrer Abwehr blutige Male,
die kennen wir.
Im ganzen wird die Zeit lebendig,
Als sprach der Mutter Märchenmund —
Hörst du nicht manchmal noch ihn flüstern
in Dämmerstund?

Silbenrätsel

Aus den Silben: bahn be ber del det die e e e e eb fer frid gen gi gon heit ho i i irn li lin ment mi mie mo mold mus na nar ne ne ras re re renn schie se sel so ta te tor tu ü wag zis sind 18 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Schillers „Die Künstler" ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Stadt in Lippe, 2. Mädchenname, 3 Sportplatz, 4. Gesichtsausdruck, 5. Behälter, 6. Blume, 7. Gesteinsart, 8. Anrede, 9. Männername, 10. letzter König der Thüringer, 11. Rüge, 12. rollender Frachtraum, 13. Stadt am Bodensee, 14. militär. Formation, 15. Verbrennungsmaschine, 16. Naturerscheinung, 17. Mädchenname, 18. Musikstück. (sch = e i n Buchstabe).

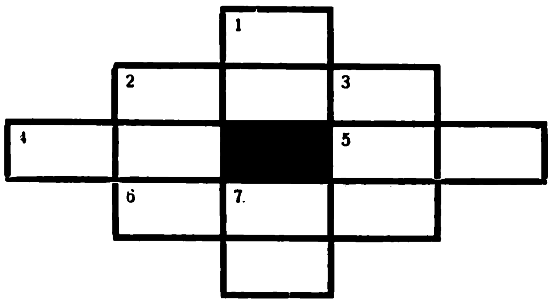
1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 .... 18 ....

Mosaikrätsel

ibel esen
ltge unde ochd
nge sma aln eutsc
iewe nese gamd
einm henw

Sind die Mosaiksteinchen richtig geordnet, die Wörter sinngemäß abgeteilt, ergibt sich ein Zitat und dessen Verfasser.

Kreuzwort-Silbenrätsel



Senkrecht: 1. deutsche Bischofsstadt, 2. Stadt auf den Philippinen, 3. Gartenfrucht, 7. Gesangsstück.

Waagrecht: 2. Franz. Anrede, 4. Mädchenname, 5. Gedankenfolge, 6. Beleuchtungskörper.

Rätsel

Zwei Körperteile zusammengeschmolzen,
Werden zur Waffe mit Bogen und Bolzen.
Sichere Hand ohne Zittern und Stoß
Fehlt keinem Feind: „Das ist Tells Geschoß".

Rätsellösungen aus Folge 47

Rösselsprung: Versage dein Brot nicht dem Armen, der von Tür zu Tür klopft, denn er zeigt dir den Weg, den du vielleicht morgen nehmen kannst. (Volkstümlicher spanischer Ausspruch.) ✱ **Der Berg:** Zuckerhütl. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Dattelpalme, 2. Inschrift, 3. Element, 4. Schlosser, 5 Uhland, 6. Liebenwerda, 7. Degen, 8. Urteil, 9. Nessel, 10. Stieglitz, 11. Esse, 12. Riesling, 13. Ekkart, 14. Salbei, 15. Violine = Die Schuld unseres Volkes ist gelöscht. ✱ **Kreuzworträtsel „Hakenkreuz":** Waagrecht: 1. Ar, 3. Maas, 4. Bord, 5. Eule, 6. Kino, 7 Rast, 9. Kopf, 10. Raa, 12. Ire, 13. Runde, 15. Ilm, 16. Kantate, 18. Dan, 19. Bad, 20. Mole, 23. Adolf, 27. Netz, 29. Rum, 31. Ara, 32. naiv, 33 Esau, 35. Nab, 36. Ton, 37. Sarg, 39 Hitler, 41. Snob, 43. Aue, 44. Bar, 46. Elefant, 49. Reh, 51 Drama, 52. Bei, 54. Gut, 55. Lira, 56. Base, 57. Laus, 58. Roß, 59. Bart, 60. Pate. — Senkrecht: 1. Aare, 2. Rad, 3. Molo, 4. bunt, 5 Eisfeld, 6. Kapri, 7. Roi, 8. Kant, 10. Run, 11. Adam, 13. Rad, 14. Eton, 17. Elen, 21. Etat, 22. Fuß, 24. Dan, 25. Ora, 26. Lab, 28. Zion, 30. Maas, 34. Urne, 38. Gold, 39. Hut, 40 rar, 42. Berg, 43. Ana, 45. Reblaus, 47. Faun, 48 Amt, 50. heiß, 53. Ire, 56. Bast, 57. Lore, 58. Rate, 59. Bau. ✱ **Diagonalrätsel:** Reaumur, Polizei, Gasofen, Samstag, Raubbau, Skandal, Trettach = Roßbach. ✱ **Zahlenfüllrätsel:** Eiland, Flieder, Infanterie, Kiebitz, Kemenate, Meridian, Marschall, Nachtrab, Orchester, Vetter, Vene, Widder, Vokal = Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittert nicht. ✱ **Grausam:** Lampe, Ampel. ✱ **Gegensatzrätsel:** Jung, Untertan, Leid, Irrtum, unten, Streit, Sommer, Tadel, Reichtum, Eintracht, innen, Chor, Ebene, Riese = Julius Streicher. ✱ **Magische Quadrate:** I.: 1. Gala, 2. Ares, 3. Lear, 4. Asra. II.: 1. Leer, 2. Eule, 3. Elsa, 4. Real. III.: 1. Anker, 2. Narbe, 3. Krieg, 4. Ebene, 5. Regen. IV.: 1. Oder, 2. Doge, 3. Egon, 4. Reni. V.: 1. Nora, 2 Orel, 3. Reim, 4. Alma. ✱ **Buchstabenaustauschrätsel:** Alm, Dorf, Ohr, Linse, Finte, Hand, Imme, Tee, Lasso, Engel, Nuß, Maus, Ulm, Sache, Esel, Uli, Masse = Adolf-Hitler-Museum. ✱ **„Lang, lang ist's her —":** Mittel — Alter — Mittelalter.

Die Schwester

Von Irmela Lindberg

Es ist schon viele Jahre her. Aber ich vergesse es nicht. Und ich vergesse sie nicht, meine erste Oberschwester.

Das Krankenhaus lag in der Eifel — einsam auf dem Berge Zu seinen Füßen im Tal duckte sich die kleine Stadt.

Ein Herbstabend war es, und rauhe Winde umjohlten die Mauern. Der Blick aus dem Fenster des Verbandzimmers ging über dunstverhangene Hügelkuppen bis zu dem sehr fern erscheinenden rötlich begrenzten Horizont.

Ein Bräunekind war gebracht worden, zehn Monate alt. Die Mutter hatte es selbst heraufgetragen. Ihr Hof lag sieben Kilometer weit, vergraben zwischen Wäldern und Maaren. So schnell ihre wankenden Füße sie getragen, war sie geeilt. Unentwegt dem Sturm entgegen und zuletzt die siebenundneunzig Stufen empor, die von der Talsohle hinanführten bis zu uns. Nun keuchte sie, und ihr Atem ging schwer

Aber jetzt war sie ja da! Oben! Am Ziel! Ihrem Kinde, diesem spätgeborenen, einzigen, würde Hilfe zuteil werden.

Mit fliegenden Händen schälte unsere Oberschwester es schon aus seinen regenfeuchten Hüllen Da lag es, ein kleines, bloßes, angstvoll röchelndes Geschöpfchen, das Gesicht blau angelaufen, die verkrampften winzigen Fäuste, der ganze erbärmliche, in Zuckungen sich windende Leib.

„Instrumente zum Luftröhrenschnitt bereitmachen!“ befiehlt die Oberschwester mit ihrer tiefen, sicheren Stimme, während die Mutter, die in einer Ecke auf einen Schemel niedergesunken ist, eintönig leiernd wiederholt: „Helft ihm! Helft ihm! Um Jesu Christi willen, erbarmt euch!“

„Der Arzt wird sofort da sein“, sagt die Schwester, während sie eine Kampferspritze gibt und den kleinen Körper durch Kehren, Reiben und Kneten zu beleben sucht. Und sie blickt ein wenig ungeduldig nach der Tür, die auch schon aufgerissen wird.

„Ich habe angerufen", berichtet Schwester Wilhelma erregt. „Er ist über Land gerufen worden zu einem Typhusfall. Vor zwei Stunden wird er kaum zurück sein . . . ."

„Und Kreisarzt Hahn?"

„Will erst seine Sprechstunde beenden . ." Sie verstummt erschrocken.

Ich blicke auf die große, schlanke Frau, die meine Oberschwester ist, und sehe, wie ihre Lippen sich noch ein wenig straffer spannen. Die Feindschaft und Mißgunst zwischen Spital- und Kreisarzt ist ihr bekannt, und doch unbegreiflich.

„Helft! Helft! Erbarmt euch um Jesu willen, der für uns gestorben —", winselt die Bäuerin und rutscht auf den Knien zum Tisch, auf dem ihr Kind liegt.

Die Schwester hält mit dem Reiben inne. Sekundenlang streift ihr Blick die Instrumente, die auf dem Glastisch ausgebreitet sind. Alles da: Schere, Skalpell, Pinzetten, Klemmen, Band — die Kanüle . ., ja, alles . . . Aber der Arzt fehlt, der sie handhaben soll.

„Wechselbad!" sagte sie laut und schnell, und während Wilhelma die Becken füllt und das nach Luft ringende Kind abwechselnd in kaltes und warmes Wasser taucht, hält sie bereits die entblößten Arme unter eine der dampfenden Brausen, bürstet und seift sich. Ich erfasse langsam, was sie vorhat.

„Desinfizieren Sie sich, Toni!" herrscht sie mich plötzlich mit fast heftigem Ton an. „Los! Schnell! Sie sollen assistieren . . ."

Und da, während ich erschrocken ihrem Beispiel folge und beginne, mich zu waschen, geschieht etwas Sonderbares. Durch das Rauschen und Strömen der Duschen vernehme ich deutlich, wie sie spricht. Sagt sie etwas zu mir? Nein — ihre Augen sind starr gegen das Zifferblatt der Uhr gerichtet, die in langsamen Minutensprüngen ihren Zeiger vorwärtsschiebt. Und doch höre ich deutlich, was sie redet:

„Ich kann es! Ja, ich kann es! Hundertmal vielleicht war ich dabei, habe geholfen. Ich muß es, denn in zwei Stunden — — nein, nein, schon in einer halben — ist es zu spät . . . Ein Kind, das einzige seiner Mutter . . . Warum soll ich es nicht dürfen?" Sie wendet den Kopf, als hätte jemand hinter ihr sie angesprochen. Dann zucken ihre Mundwinkel kaum merklich und senken sich abwärts.

„Darf es nicht — ja, ich weiß: Gericht steht darauf, Haft, Gefängnis, Zuchthaus. Wieviel Jahre? — Nein, das habe ich vergessen . . . Aber wenn es gelingt . . . Werden sie wirklich so hart sein mit meinen alten Eltern? . . . Weg! Das alles ist jetzt gleich! Hier ist ein Kind. Es stirbt, wenn ich es nicht wage! Eine

Unsere deutschen Inserenten

wollen verkaufen. Deshalb inserieren sie ja im „J.B.". Je mehr sie verkaufen, desto mehr inserieren sie. Wächst so der Anzeigenteil des „J.B.", dann müssen wir automatisch auch den Textteil des „J.B." vergrößern. Es ist also zweimal Euer Vorteil, wenn Ihr die Inserenten des „J.B." bei Euren Einkäufen bevorzugt!

Mutter ist da. Sie zerbricht. Und ich kann es doch! Folglich muß ich es auch..."

„Fertig!" sagt sie laut und fast jauchzend, streift sich die entkeimten Gummihandschuhe über und tritt an den Tisch.

Die Bäuerin kniet nicht mehr. Langausgestreckt liegt sie auf den gemusterten Steinfliesen und weint nur noch haltlos.

Meine Finger zittern, während ich die sterilen Tücher entbreite. In den Knien habe ich ein bebendes Schwächegefühl.

„Alle Lampen an! Zudecken — — warm!" sagt die Schwester ganz ruhig und biegt das wiederstandslose Köpfchen des Kindes in den Nacken. Dann, Schlag auf Schlag, folgen ihre kurz und doch gelassen gegebenen Befehle. Oh, ich höre noch einen jeden von ihnen, als wäre dies alles eben erst geschehen.

„Alkohol!"

„Skalpell!"

Ich reiche das Messer in meiner Aufregung verkehrt zu. Ein strafender Blick trifft mich.

„Klemme!"

„Noch eine Klemme!"

„Tupfer — weiter Tupfer!"

„Ka—nü—le!"

Zwischen meinen Fingern blitzt es, das kleine, gebogene Rohr, die „künstliche Luftröhre" aus Silber, von Menschengeist ersonnen, von Menschenhand geformt...

Die Oberschwester nimmt es mir aus der Hand. In ihren Augen flammt ein letzter, verzweifelter Mut auf.

Dann, nach einem atemraubenden Augenblick der Stille, plötzlich ein scharfer, pfeifender Ton, darauf ein heftiges Ausblasen. Aus der Öffnung der Kanüle, die ihre braunbekleideten Hände in die Wunde gepreßt halten, wirbelt es hoch: Eiter, Schleim, Hautfetzen.

Ich spüre, wie ein kleiner, klebriger Klumpen an meiner Wange haften bleibt und ein Angstgefühl mir würgend in die Kehle steigt. Fern, wie im Traum befangen, vernehme ich meiner Oberschwester auf einmal ganz veränderte, sanfte und müde Stimme: „Sie haben ja keine Gesichtsmaske umgebunden, Toni..."

Da muß ich ein wenig lächeln. Sie — sie hat ja auch keine vor...

Ein Luftzug trifft mich von der Seite.

Auf der Schwelle steht unser Arzt. Von seinem Schlapphut tropft Regenwasser, aus seinen Ärmeln rieselt es.

„Tot?" brüllt er heiser in den Saal.

„Nein — gerettet!" erwidert die Schwester kaum hörbar, und als ich sie anschaue, steht in ihren Augen jener unbeschreibliche, verklärte Schimmer, wie ich ihn stets gesehen, wenn man Frauen ihr erstgeborenes Kind in die Arme legt.

*

Aber dann versank auf einmal das geliebte Antlitz vor meinem Blick. Leicht und ohne Laut, als würde sie von unsichtbaren Händen gezogen, sank sie in sich zusammen, fiel hintenüber, lag groß, weiß, mit geschlossenen Lidern, neben der schwarzen Gestalt der Bäuerin auf den Fliesen. Über den beiden Dahingestreckten aber ruhte auf dem wachstuchbekleideten Tische das Kind. Seine weißen, nun entspannten Händchen ruhten still zu beiden Seiten des Körpers; auf seinen Wangen erblühte ein leises Rot. Es atmete. Trank in tiefen, gurgelnden Zügen Luft in sich ein, jene nie versiegende unsichtbare Spende Gottes, deren all seine Geschöpfe, höchste und geringste, in gleichem Maße bedürfen, um in seinem wundersamen Reiche leben zu können.

Verlag: Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11-17, Fernsprecher: 20647 u. 22131. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post und durch jede Buchhandlung monatlich 86 Pfennig, durch Umschlag M. 1.45. Bei Zustellung ins Haus kostet der „Illustrierte Beobachter" 2 Pfennig Zustellgebühr mehr. Unsere Lieferanten sind daher berechtigt, die Zeitschrift mit 22 Pfg. frei Haus zu liefern. Versand ins Ausland durch Umschlag monatlich M. 1.45, für Länder mit ermäßigtem Porto M. 1.25. Postscheckkonto: München 11346; Wien: 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern, Postscheck III 7205. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank, Filiale Kaufingerstraße. / Der „Illustrierte Beobachter" erscheint wöchentlich am Samstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39/II, Fernruf: 20755 und 20801. Hauptschriftleitung und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dietrich Loder, München; Berliner Schriftleitung: Dr. Hans Diebow; verantwortlich für Anzeigen: Erwin Finkenzeller, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Adressenvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Organisationsleben muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.

[A B C D E F]   Diese Ausgabe darf in Lesezirkeln nur geführt werden, wenn sie im Kopf als Lesezirkel-Ausgabe kenntlich gemacht ist



Das ist meine Quelle. denn hier bekommen Sie mehr Ware und sparen trotzdem einen Haufen Geld. Befolgen Sie darum meinen ehrlich. Rat: „Schreiben Sie noch heute und verlangen Sie völlig umsonst und portofrei 240 Wollproben 260 Stoffproben ein kostenloses Jahresabonnement der Neuesten Quelle Nachricht. vom rein christlichen [L-38
Versandhaus **Quelle** 6 Fürth-Bay. № 34

Nürnberger Lebkuchen fabrikfrisch. Ia Qualitäts-Riesensortiment **10-Pfd.-Postpaket** einschl. Verp. u. franko zum Reklamepreis von **nur M. 6.80** b. Vorauszahl. P.-Sch.-Kto. Nbg. 21370. Per Nachnahme 30 Pf. mehr. Inhalt:
1½ Pfd. ff. Elisen=15 St.
2 Pak. fst. weiße=12 St.
2 „ fst. braune=12 St.
2 „ „ Schok.=12 St.
2 „ „ Basler=12 St.
1 „ Nbgr. Allerlei
1 Pfd. Nbgr. Gew.-Plätzl
Streng reell! Nur zufried. Kunden!
Lebkuchen-Windhorn Nürnberg-O./J. B. [3-2]

WESTPHAL-KAFFEE [6-5] von **M. 1.90** an Proben kostenfrei. **Gustav Westphal** Altona 1 - Hamburg

Thür. Ritter Pflaumenmus zuckergesüßt, aus gut., reif. Trockenpfl., 10-tt-Eimer M. 2.80 ab hier, Nachn. Viel 1000 Nachbestellung. **Otto Ritter, Schkölen in Thür. 60,** Pflaumenmusfabr. [6-3

Mehr Geld verdienen
50 Künstlerkarten -.55
50 Blumenkarten . . -.70
50 Geburtstagskrt. -.80
50 Landschaftskrt. . 1.20
50 Weihnachtskart. -.80
50 Neujahrskarten . . -.80
50 Neuj.Scherzkart. -.90
50 Hitlerkarten . . 1.45
25 N.S.-Liederbüch. 1.50
Schreib- u. Kurzwaren-katal. frei! **Erich Höhn, Scheibe-Alsbach 3/Thür.** [8-5]

Graue Haare erhalt. Naturfarbe dch. einf. Mittel. Keine Farbe, keine Nachn. Näheres kostenl. **Fr. M. Seufert, München 7, Wörthstr. 3/0** [13-7]

Mäuse-, Ratten-Bazillen radikalstes Vertilgungsmittel. Preis für Mäuse 1.25 Mk. f. Ratten 1.75 Mk. **Dr. Schwenzer, Düsseldorf 94.** Postfach 419 [13-11]

Repetier-Pistolen! Waffenscheinfrei mehrschüss. 6 mm M. 3.30, 7 schüssg. M. 5.90, 10 schüssig M. 7.40 **J. Ortmann, Nürnberg 4/51** [L-60]

Stottern Dauerheilung! Wichtige Ausk. fr. **G. Naeckel, Berlin-Ch., Dahlmannstr. 24** [L-23]

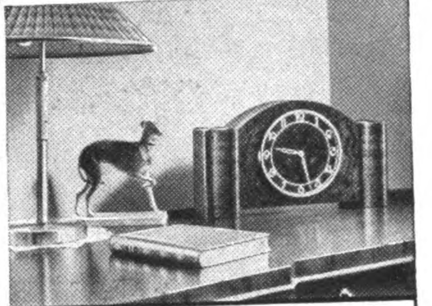
Echte Harzer Konkurrenzlose **Sänger** von 5.— Mk. an aus meiner Meisterzucht Käfige, Futter usw. Preisliste gratis **Niels** Hohen-Neuendorf 20 [13-1]

Stahlhelme *deutsches Originalmodell, und alles für Wehrsport billigst. Liste kostenlos.* **Waffenfrankonia Würzburg 64** [4-3

Nur RM 1,95
Nr. 700. Echt 14 Karat Goldpanzer, 5 Jahre schriftl. Garantie! Inkl. Gravierung. Bei Vorauszahlung auch in Briefmark. franko. Nachnahme 32 Rpf mehr. Als Ringgröße genügt Papierstreifen. Katalog 1933 gratis. [L-90 **Gerh. Langner J. 26, Breslau X, Matthiasstr. 95**

Frisch ab Nordsee Fischdelikatessen Reklamekolli 10 Dos. M. 2.85. **Marinierte Heringe,** Hausfrauenart, tafelfig. 50-60 Stück M. 2.95, **Fettheringe,** Probefaß M. 3.25, Porto 60-90 Pfg. Ab M. 9.- portofrei. [1-1 Garantie Rücknahme. **G. Kleine, Bremen J.**

Schöne Pullover ungemein billig, wenn selbst gearbeitet aus Trifelswolle nach dem Trifels-Woll-Blatt. 400 neueste Wollproben mit Wollheft kostenlos direkt an Verbraucher. Wolle 50 g schon für 17 Pfg. Nur gute Qualitäten. Schreiben Sie direkt an die Trifels-Wollgesellschaft Lambrecht Nr. 22 Pfalz [13-7]



DEUTSCH DIE UHR
DEUTSCH DER KLANG

Möchten Sie, daß die Stimme Ihrer Uhr — Ihrer Tisch- od. Wanduhr — die Erinnerung an die großen Tage des nationalen Wiederfindens wachhält? Möchten Sie, daß die Stimme Ihrer Uhr von deutschem Wesen erfüllt ist?

Lassen Sie sich von Ihrem Uhrmacher die formschönen und zuverlässigen Uhren mit den neuen deutschen Gongs vorführen, vom ersten Gongschlag an stehen Sie unter dem Bann dieser herrlichen Schlagweisen.

Kienzle-Uhren in jedem Fachgeschäft.

Musikinstrumente staunend billig bei **Wolf & Co., Klingenthal Sa. 562** Groß. Katalog umsonst [26-9]

Für S.A. u. S.S. das neue Hensoldt WEHRSPORT mit Okular-Einzeleinstell., auf Wunsch auch mit Strichplatte z. Entfernungsmessen Liste J. 57 kostenlos. **M. Hensoldt & Söhne Optische Werke A.-G. Wetzlar.** [12-8]

STOTTERN ist nerv. Druck. Befr. dich selbst! A. frei. **A. Gräser, Gotha,** Ludendorffstr. 21 [11-11

10 Liter ganz vorzüglicher **Fruchtwein** nur RM. **5.60** Für dies. bill. Preis ein fröhl. stimm. Trunk. Besonders vorteilh. als Gastgetränk zu Famil.-Feiern u. Festlichkeiten im Hause. **SPIRITUOSEN und LIKÖRE** äußerst preisw. Verlangen Sie uns. Preisliste! Deutschlands größt. Fruchtwein-Kelterei **B. G. Rolle** Reichenau i. Sa. 106 [2-2]

Bestecke massiv Silber, 800 gest. sowie mit 100 g Silberauflage, moderne, schwere Muster, Juwelierw. 30 Jahre Garant. **Sonder-Angebot!** 72 tlg. Garnitur, 100 g Auflage RM. 95.— Weitestgehende Zahlungserleichterungen. Katalog und Muster z. Diensten. **Friedr. Busbach, Besteckfabrikation, Solingen 9** [9-8]

Donnerwetter! Berger-Bretter von weltbesten Skimachern direkt aus den Alpen u. auch nicht teurer als gewöhnliche Wald- und Wiesenski! Alle alpin wirklich brauchbare Ski-Ausrüstung vom Fuß bis zum Kopf finden Sie im neuerschienenen **Skiheft** der „Berger-Katalog-Zeitung" auf 64 Seiten eingehend in Wort u. Bild kritisch behandelt u. mit günstigsten Einkaufspreisen vermerkt. Das Heft ist völlig kostenfrei erhältlich direkt vom **Sport-Berger-Werk Rotschwaige 378** bei München-Dachau [6-6]

Tafelbestecke in 100 g Schwerversilb. direkt ab Fabr. Nur best. Qual. Verl. Sie Weihnachts-Sonderangebot mit Gratiskatalog. **Fritz Kocherscheidt** Besteckfabrik [13-6 **Mettmann (Rheinl.)** Schulstraße 18

Prismengläser dir. ab Fabrik v. 39.50 an. Kat. fr. Ratenzahlg. **Dr. F. A. Wöhler, Opt. Fabrik, Kassel 47** [26-11]

Pflaumenmus wohlschmeckend u. gesund, aus besten, getrocknet. Pflaum., m. ff Zucker eingedickt **10-Pfd.-Posteimer 2.60 10-Pfd.-Emaille-Eim. 2.90** ab Magdeburg gegen Nachnahme [3-1 **HEINRICH ECKSTEIN** Kons.-Fabr. **Magdeburg-N. 661**

Idee = Geld d. Erfinden Prüfschr. u. Aufkl. frei **Patent-Service** Dresden-Z, Amalienstr. 23 [3-3]

Silberbestecke massiv Silber, versilberte Tafelbestecke und Chrom-Alpakabestecke liefern wir an Private. Katal. kostenfrei u. unverbindlich. **W. R. Keune** Rheingold-Silberwaren-Gesellsch. Mettmann [6-5] Schließfach 53

Schweine-Klein-Fleisch
9 ℔ M. 2.95; 30 ℔ nur 8.70
9 ℔ rote Kugelkäse 2.55
4½ ℔ Kug. u. 100 Harz. 2.65
100 Harzerkäse . . 1.45
3½ ℔ f. Dauerwurst 3.70
H. Krogmann, Nortorf 38 [13-7]

Weihnachten naht! Echte Nürnberger Lebkuchen. Zwölf Sorten. Incl. alle Spesen Rmk. 6.90 **Hans Rudloff Fürth bei Nürnberg** Friedrichstraße 15 z [2-1

Zu Weihnacht ein Geschenk von Güte **Präz. Armband-Uhren** f. Damen und Herren in Gold, Silber, Chrom. 2 Jahre Werkgarantie. **Gold- und Silber-Schmuck, Bestecke, Trauringe.** Bequeme Ratenzahlung. **Durch Verkauf an Private größter Vorteil!** Neuest. Katal. kostenl. **O. Machtolf, Pforzheim 6** [1-1

Kostenloser Photo-Unterricht durch Fernberatung erhält jeder Porst-Kunde d. meine fachwissenschaftliche Abteilung. - Der 320 Seiten starke Porst-Photo-Helfer J 29 macht Ihnen die Wahl leicht. Dieses Buch erhalten Interessenten bis auf weiteres **kostenlos.** Wenden Sie sich sofort an: [L-31] Der Welt größt. Photospezialhaus **PHOTO-Porst Nürnberg-A 229**

Fahnen-Hoffmann Berlin SW 68. Hedemannstr. 26. Part. amtl. zugel. [L-30]

Alle Musikinstrumente billigst ab Fabrik bez. vom größten Spezial-Versand-Geschäft direkt an Private. Katalog kostenlos. Günstige Ratenzahlungen **Meinel & Herold Klingenthal № 323** [L-14]

Stahlhelme [L-12] lief. jed. Posten (Preisl. ums.) **Wilh. A. Schwarze, Dresden-N. 6/J**

Ganz ausgezeichnete **Sandblatt-Zigarillos** (Nr. 74), ca. 9 cm lang, volle Form **nur 3 Pfg.** (Nur i. Packg. z. 200 St.) Hervorr. i. Qualit., sehr preisw. Garantie Rücknahm. b. Nichtgef. Vers. p. Nachn. **Karl Pfaffelhuber,** Zigfbr. Blankenloch A 67 (Baden). [1-1

Werkzeuge! Katalog gratis. **Westfalia Werkzeugcomp. G. m. b. H., Hagen J. W. 204** [52-16]

Spez.-Germania-geflecht mit festen Litzen u. Stacheltant. 4- und 6eck. Drahtgeflecht, Stacheldraht, Spann- u. Bindedraht, kompl. Drahtzäune. Preisliste gratis! **Kottmann & Co.** Drahtgeflechtfabrik Siegen W 3 [L-6

Hätt' ich doch . . immer schon geknipst! Es ist doch herrlich, wenn man später alles im Album vor Augen hat. Kaufen Sie einen Photoapparat u. bezahlen ihn langsam! Fordern Sie sofort den kostenlosen, lustigen Photo-Katalog von **PHOTO Brenner** Köln 184/9 Hohestr. 88 [26-10]

Aus erster Hand! von Mark 7.- an, massive echt goldene Herren- u. Damenringe. Stein von 1 Kar. mit Ia. weißem synthet. Saphir (Härtegrad 9) vom echten Brillanten (Härtegrad 10) kaum zu unterscheiden. Verlangen Sie unverbindl. illustr. Katalog. **J. F. Zorn, Pforzheim 104** gegründet 1883 Elg. Edelsteinschleiferei [1-1]

Stottern u. a. nervöse Hemmungen nur Angst. Auskunft frei. **O. Hausdörfer, Breslau 16 Z** [13-4]

ERRÖTEN Schüchternh. Befangh.? Verl. Aufklär. Schrift C **P. Friede,** München 25 [6-3]



3 x um die Erde wandert die vielbeschäftigte Hausfrau im Laufe ihres Lebens, wenn man die Wegstrecken ihrer täglichen Besorgungen aneinander reiht. Welche Qualen, wenn die Füße dabei von Hühneraugen geplagt sind! Welche Erleichterung durch Hühneraugen-„Lebewohl"*!

*) Gemeint ist natürlich das berühmte, von vielen Aerzten empfohlene **Hühneraugen-Lebewohl** und **Lebewohl-Ballenscheiben,** Blechdose (8 Pflaster) 68 Pfg., **Lebewohl-Fußbad** gegen empfindliche Füße und Fußschweiß, Schachtel (2 Bäder) 45 Pfg., erhältlich in Apotheken und Drogerien. Wenn Sie keine Enttäuschungen erleben wollen, verlangen Sie ausdrücklich das **echte Lebewohl in Blechdosen** und weisen andere, angeblich „ebenso gute" Mittel zurück.

Die **konkurrenzlose,** Kal. 7,65 mm **Polizeipistole** außenliegender Hahn, Revolverabzug, Patrone im Lauf entsp. aber schußber. Schußleistg. hervorrag. **Car. Walther, Waffenfabrik, Zella-Mehlis, Thür 142** [20-5

Bevorzugt unsere Inserenten!

Nationalsoz. Bühnenwerke a. t. Hitlerjugend u. N. S.-Frauenschaft begeistert aufgenommen und von größter Werbekraft! **Nationale musikal. Vorträge und Melodramen, Lebende Bilder, Gedichte, Sprechchöre, Schallplatten - Bilder u. Postkarten** Auswahlsendungen von Büchern und Musikalien! Sonderprospekt N kostenl. **Fest- und Aufmarsch-Abzeichen** Wachsfackeln. — N. S. B. O.-Fahnen **G. Danner, Mühlhausen i. Thüring.** [12-10] Fernruf: 99 und 324

PISTOLEN automat. 8 schüss. m. i. Gegn. kampfunf. w'irei (regulär Mk. 8.25). Für neue Kund. Sonderpr. 6.50 m. 12 Ptr. Pistole, 2 schüss. m. 12 Ptr., Kal. 320, **nur Mk. 3.75** Sof. d. Nachn. Garantie Umt. — Liste frei **Fabriklg. Krankenhagen München** Ritter-v.-Epp-Platz 5 K [3-1]

Niemals dürfen Sie Trommeln, Pfeifen, Messing-Blas- u. sämtliche andere Instrumente etc. kaufen, ohne sich vorher gratis und franko unseren neuen Katalog kommen zu lassen. **Herfeld & Comp. Neuenrade Nr. 49 Westf.** [3-3]

Schokolade direkt ab Fabrik zu Großhändl.-Preis. Verwendung von nur erstklassig. Rohmaterial wird ausdrücklich garantiert. Postpaketenthält 40 Tafeln à 100 g, je 8 Tafeln Sahne, Mokka-Sahne, Extra edle Feinbitter, Vollmilch, Vollmilch-Haselnuß **à 19 Pf.,** portofrei gegen Nachnahme von **M. 7.60** Probepaket 25 Tafeln M. 5.—, Sortiment 2 50 Tafeln à 18 Pf. = M. 8.—. Kakao, der feinste per Pfd. 80 Pf., der allerfeinste per Pfund 90 Pf., Haushaltkakao p. Pfd. 65 Pf. **Martin Pirsch** Schokoladen-Fabrik **Leipzig C 1** Windmühlenstr. 46 Bitte verlangen Sie mein. Weihnachtskatalog! [6-4]

Alle Arten KLISCHEES Südd. Klischee-Anstalt MAX FICHTNER **MÜNCHEN** LIEBHERRSTR. 4 TEL. 25783 [L-28]

EM-GE Gas-, Alarm- u. Leuchtpistolen EM-GE Jugend-Repetiergewehre. gut, preisw. u. ohn. Waffensch. durch d. Fachhandel. Liste frei! **Moritz & Gerstenberger** Waffenfabrik, Zella-Mehlis 37 i. Thür [13-5

Meurasan das vorzügl. Hausmittel, die unentbehrliche Wund-, Brand- und Flechtensalbe bei Brandwunden, erfrorenen Gliedern, Hautabschürfungen, Flechten, aufgesprungenen Händen, der Kinderpflege, zum Abheilen von Wunden. Schachtel 53 Pfg. · Tube 1:05 RM. Zu haben in den Apotheken. [2-2 **O. R. Reinhold Jahn, Meura (Thür. Wald)**

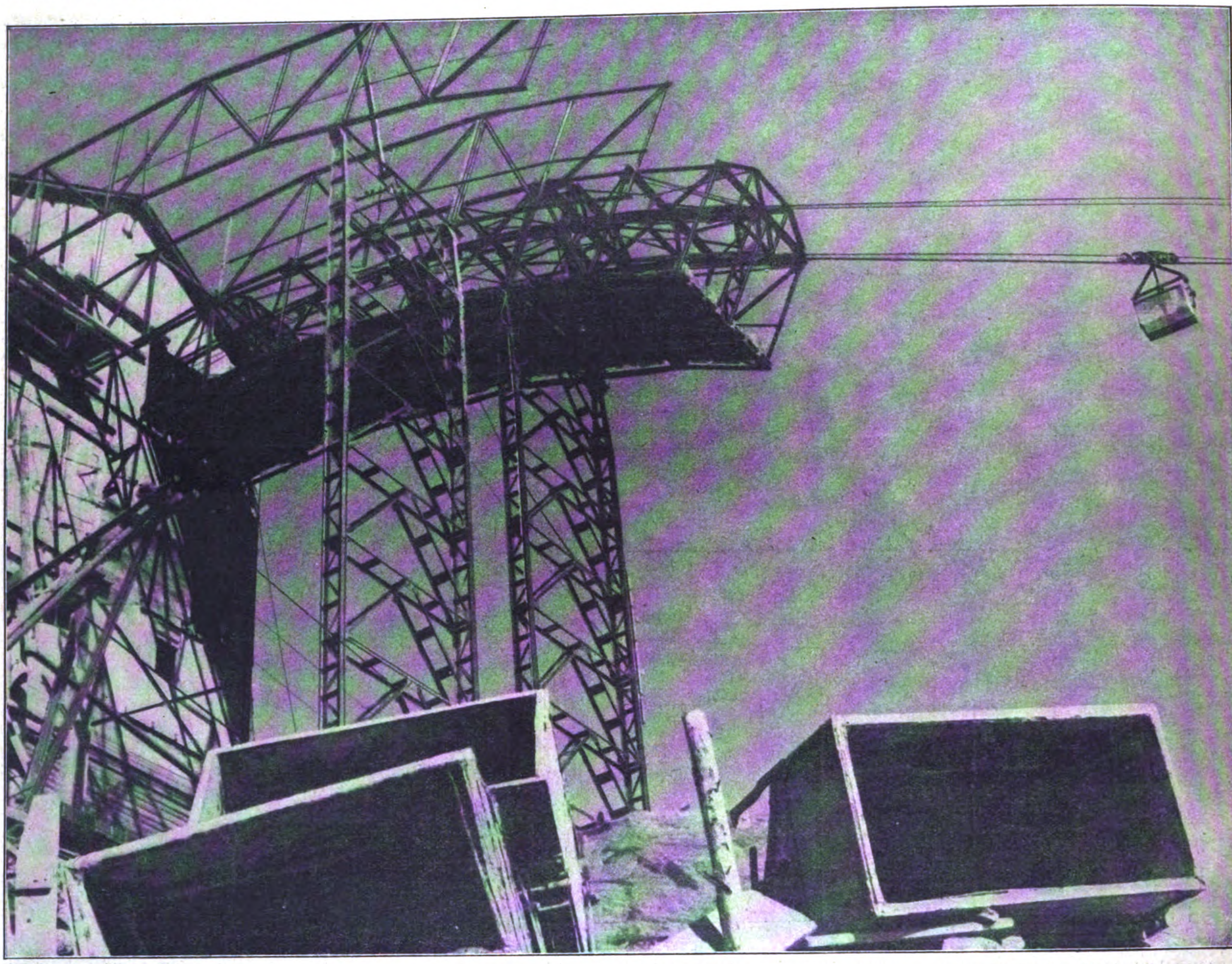
JULIUS NITSCHE:

ZWEITAUSENDJÄHRIGES BROT

Wenn der Neapelreisende einen Ausflug nach der antiken Stadt Pompeji unternimmt, die im Jahre 79 durch einen Aschenregen des Vesuv verschüttet worden ist, dann gibt es viele Überraschungen. Es ist eine eigene, ganz wundersame Stimmung in dieser toten Stadt, in der kein Betrieb, kein Händlerlärm die feierliche Stille stört. Mehrere Stunden wird man in den Straßen und im Innern der Häuser herumgeführt, bis man einen vollen Eindruck hat, wie die Menschen hier vor 1900 Jahren gelebt haben. Der Überblick über die Wohnungsverhältnisse der reichen und der armen Leute ist sehr bald gewonnen. Die Malereien an den Hausmauern betrachtet man, wenn man nicht gerade Fachmann ist, mit halbem Interesse. Man kommt ja von Florenz, von Rom und von Neapel her und ist mit Kunst beinahe etwas übersättigt. Um so wichtiger sind hier die Spuren, aus denen man sich von der Lebensweise der damaligen Bewohner ein Bild machen kann. Da werden Kleinigkeiten wichtig, von denen man vorher gewiß nicht gedacht haben würde, daß man sie in der Fülle der Erlebnisse zu beachten überhaupt imstande wäre. Gerade sie aber haben die eigentümliche Kraft, uns das Dasein dieser vor so langer Zeit erloschenen Menschen unmittelbar lebendig erscheinen zu lassen. So wird es kein Besucher je vergessen können, daß in dem durch die Tücke des vulkanischen Berges vor nun fast zwei Jahrtausenden verschütteten Bäckerladen Brote liegen — versteinert freilich, aber doch ganz klar erkennbare Brote, auf denen der eingestempelte Name des Bäckers heute noch zu lesen ist. Cranius hieß der Mann. Cranius — da wir den Namen wissen, sehen wir ihn auch gleich sprechend vor uns stehen. Er lächelt uns zu und reicht uns über die Jahrtausende hinweg die Hand zum Gruß...

Und mit einem Male fällt uns auf, daß wir von den vielen Künstlern, die in dieser Stadt gebaut, gemeißelt und gemalt haben, keine Namen wissen. Nur den Namen Cranius, des Bäckers, nennt uns ein geheimnisvoll waltendes Schicksal.

Da gehen wir, nachdenklich gestimmt, mit einem Gefühl ehrfurchtsvoller Verwunderung weiter, wie uns mit einem Male zum Bewußtsein kommt, daß der wichtigste Mann in der Stadt doch immer der ist, der ihr das Brot gibt. Wir grüßen dich, Bäcker Cranius! Und wir danken dir! So wie wir deinen Namen, den einzigen, den wir aus dieser alten Totenstadt nach Hause nehmen, nie, nie, nie vergessen werden, so werden wir auch in Erinnerung behalten, was uns dein Name lehrt. Und es wird tiefer und nachhaltiger in uns erklingen, wenn wir hören, daß es Kernstück und Zielpunkt im Programm des Führers unserer öffentlichen Angelegenheiten ist: uns Arbeit, Frieden und Brot zu bringen. Arbeit, Frieden und Brot — diese drei, von denen die ersten beiden wieder nur in dem einen Letzten und Wichtigsten gipfeln, dem Brot.



Eine Station der Drahtseilbahn. Dieses beim Bau eines Stauwerks unentbehrliche Beförderungsmitel versetzt im wahrsten Sinne des Wortes Berge.

TECHNIK *korrigiert* NATUR

Vom Bau des Grimselwerks in den Berner Alpen

Der Siegeszug der „weißen Kohle", der Elektrizität zeugenden Wasserkraft, ist nicht mehr aufzuhalten, und es ist schon beinahe leicht auszurechnen, wann sie sich endgültig allen anderen Energieformen überlegen erwiesen haben wird. Die Projekte zentraler Energieversorgung für ganze Länder und Erdteile, die alle auf der höchsten Ausnutzung der weißen Kohle basieren, sind längst dem Stadium der Utopie entrückt und werden schon in die Wirklichkeit umgesetzt.

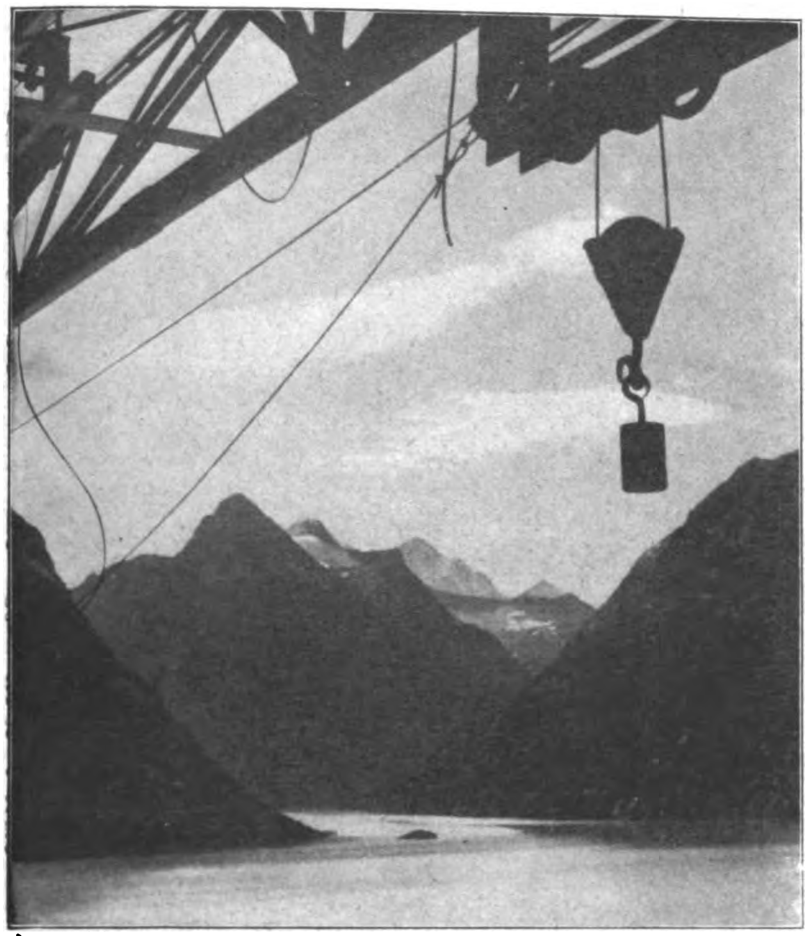
Das größte europäische Stauwerk, das seiner Vollendung entgegengeht, liegt auf schweizerischem Boden: das Grimselwerk in den Berner Alpen. Mit welcher beinahe schon vermessenen Souveränität der Mensch hier in den Haushalt der Natur eingegriffen hat, erhellt vielleicht am besten aus der Großzügigkeit, mit der er über sein eigenes früheres Werk hinweggeschritten ist. Der Boden, auf dem früher, bis zum Jahre 1930, das alte Grimselhospiz stand, ist einfach zum Seegrund gemacht worden.

Das Riesenwerk ist so angelegt, daß drei große Gefällstufen die zweimal gestauten Wassermengen zu Tat befördern. Das Nettogefälle am oberen Hauptwerk beträgt 540 Meter und ergibt bei einer Leistung von 125 000 Pferdestärken eine Energieproduktion von 223 Millionen Kilowattstunden.

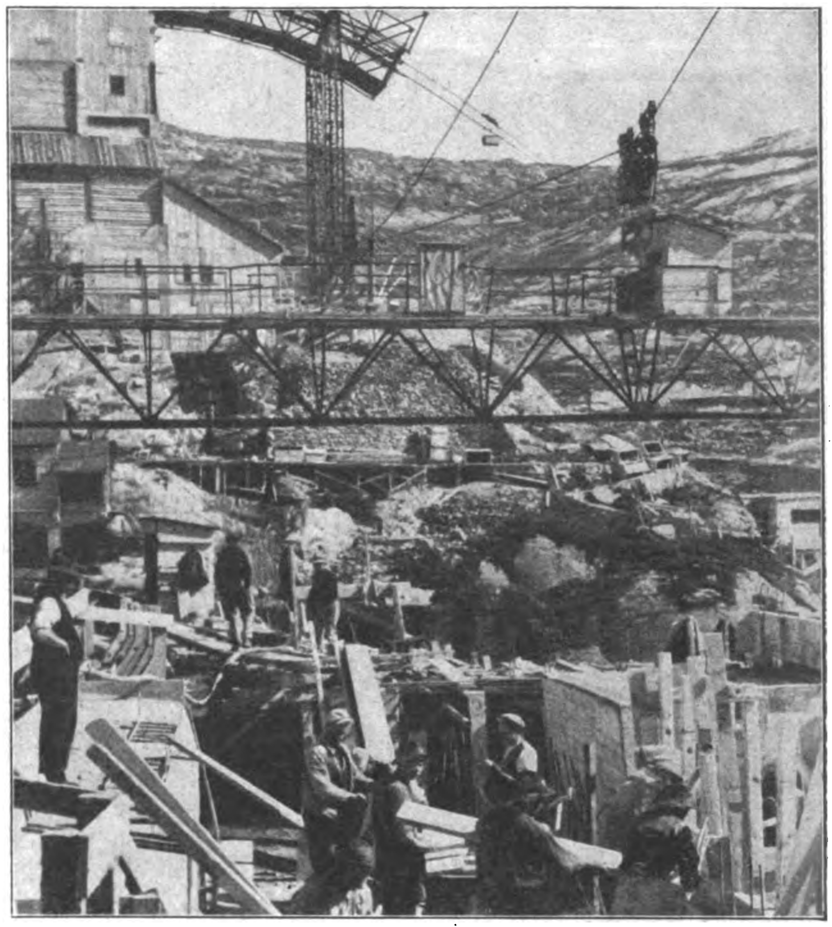
Die Erfassung der Wassermenge von 210 000 Millionen Kubikmeter, die allein durch dieses Hauptwerk nutzbar gemacht wird, kostete rund 90 Millionen Schweizer Franken. Das zweite, kleinere Werk produziert 80 000 Pferdestärken, das dritte 45 000. Der Nutzinhalt des fünfeinhalb Kilometer langen künstlichen Seebeckens beträgt 100 Millionen Kubikmeter, der Wasserspiegel hat eine Ausdehnung von zweieinhalb Quadratkilometer.

Die gewaltige, in elegantem Bogen errichtete Hauptstaumauer hat eine Höhe von 114 Meter und eine Sohlendicke von 68 Meter. 350 000 Kubikmeter Beton waren notwendig, um dieses Riesenbauwerk fertigzustellen. Eine zweite, kleinere Staumauer am Seeuferegg, die einen Fassungsraum von 70 000 Kubikmeter umgrenzt, hat eine Länge von 280 Meter und trägt auf ihrer Krone einen Teil der neuen Autostraße, die in stolzem Bogen am Seeufer entlangführt.

Sid Brown.



Ausblick von der Staumauer auf den See und auf die herrliche Alpenwelt des Berner Oberlandes.



Während des Baues einer Staumauer. Die Hände der Arbeiter setzen den Erfindergeist des Ingenieurs in die Tat um.

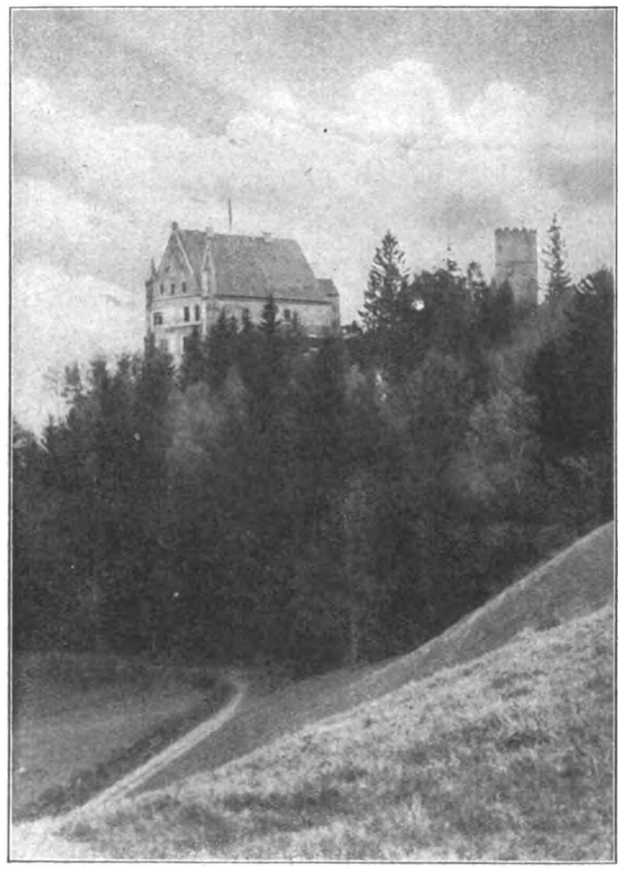


Die Grimselpaßstraße schraubt sich in scharfen Windungen in die Höhe. Rechts das Stauwerk.



Die riesige Staumauer fügt sich als Menschenwerk in den Rahmen der überwältigenden Natur harmonisch ein und zwingt sie zum Dienste an der Menschheit.

DIE ERSTE BAUERN-FÜHRER-SCHULE



Die Mindelburg, die alte Frundsbergfeste bei Mindelheim in Schwaben.

Am 11. November 1933 wurde die erste Bauernführerschule in Mindelheim (Schwaben) — im Sinne des Reichsbauernführers Walther Darré vom Reichsschulungsleiter Freiherrn von Wangenheim gegründet — eröffnet. Sie hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Rassenbewußtsein und die Schollenverbundenheit des freien Bauern zu vertiefen und ihm dadurch die große Verantwortung als Träger deutschen Volkstums in ihrer ganzen Bedeutung erkennen zu lassen.

Kaum könnte man sich ein schöneres Fleckchen Erde denken, einen sinnigeren Bau, um die erste Bauernführerschule würdig in die Entwicklungsgeschichte des neuen Deutschlands zu stellen. Auf der Mindelburg, die kühn aus den dunklen Nadelwäldern ins Tal blickt, sind die Bauern eingezogen, um sich mit geistigem Rüstzeug auszustatten und so gewappnet für die Durchführung des nationalsozialistischen Gedankens weiterkämpfen zu können.

Jeder Stein atmet deutsche Geschichte. Hier wurde Georg von Frundsberg, der Vater der Landsknechte, geboren, von dieser Burg aus zog er an der Spitze seiner ruhmreichen Fähnlein gegen Osten und Westen und kämpfte für das Ansehen des Deutschen Reiches.

Wo heute vor dem gotischen Tore der Medizinball mit hellem Lachen von Hand zu Hand fliegt, schritten vor Jahrhunderten gravitätisch Kaiser Mari-



Schulleiter Pg. Schön bei einem Vortrag über Rassenkunde. Aufmerksam folgen die Zuhörer dem lebendigen Anschauungsunterricht, der ihnen die Kenntnisse eines ihnen bisher fast verschlossenen Gebietes vermittelt.



Mit der alltäglich morgens früh stattfindenden Hissung der Hakenkreuzflagge beginnt das Tagewerk.



Eine Armbrust aus der Zeit Frundsbergs bildet hier den Gegenstand der Aufmerksamkeit.



Wie alle Räume ist auch der Schlafsaal einfach und schlicht und in seiner peinlichen Sauberkeit hygienisch vorbildlich.

milian I., Franz von Sforza, Herzog von Mailand, die auf der Feste einige Tage zu Gast geweilt, kämpften im Bauernkrieg Frundsbergs Mannen mit den Aufständischen, krachten schwere Morgensterne, von deutschen Bauernfäusten geschwungen, auf die Sturmhauben deutscher Landsknechte... rangen erbittert die Väter jener Männer, die sich hier zusammengefunden, um in unverbrüchlicher Gemeinschaft an der Verwirklichung des großen, hehren Zieles mitarbeiten zu lernen.

Unter der Leitung Pg. Fritz Schön, unterstützt von dem Lehrer Faltlberger, beide selbst dem Bauernstande entwachsen, werden die wissensdurstigen Schüler in der einstigen Ahnengalerie der Mindelburg in die Wissenschaften der Rassenkunde, Biologie, Erbhof- und Ahnenrecht, Um- und Entschuldung, Vererbungslehre und Volkskunde eingeführt. Keine trockenen Vorträge bekommen die Schüler in dem hellen Schulraum vorgesetzt; an Hand von Schmalfilmen, Lichtbildern sowie im anschaulichen Unterricht, die mit seltenem Verständnis von den beiden Lehrern durchgeführt werden, wird der Landmann mit den Elementarbegriffen dieser schwierigen Wissenszweige vertraut gemacht.

Das Tagewerk beginnt mit der Flaggenhissung auf der Festungsmauer. In Reih' und Glied wird die in der Morgensonne flatternde Hakenkreuzfahne mit erhobener Hand begrüßt. Gymnastische Übungen vertreiben den letzten Rest von Schlafmüdigkeit aus den Gliedern, bevor der Lehrsaal betreten wird. Längere Pausen unterbrechen den Unterricht, die von den kraftstrotzenden Bauernsöhnen dazu benützt werden, im Burghof Handball zu spielen, oder am Fuße des „Siegfried" „Schinken zu klopfen", daß es in dem ehrwürdigen Gemäuer widerhallt.

Einfach ist die Kost, gut und reichlich. Die Lehrer sitzen mit ihren Schülern an einem Tisch; wahre Kameradschaft zu pflegen, gilt als die höchste Pflicht auf der Frundsbergfeste. Nach der Mahlzeit finden sich die meisten im Erkerzimmer zusammen, um einen gemütlichen Skat zu spielen, Zeitungen zu lesen, so sie nicht plaudernd in den Wehrgängen eine kleine Verdauungspromenade machen.

Rasch vergeht auch der Nachmittag. Sport und Unterricht wechseln ab. Nach dem Abendbrot treffen sich die Bewohner der Mindelburg im Lesezimmer, zur „Stunde der Presse", in der die politische Lage erörtert und besprochen wird.

Andächtig lauschen die Bauern, in bequemen Lehnstühlen sitzend oder versunken an den Erkerpfeilern lehnend, den Worten des Lehrers, der zum Schlusse noch einige Kapitel aus „Mein Kampf" mit bewegter Stimme liest. Tief ergriffen folgen ihm die Bauernsöhne, nichts stört die durch den stillen Raum schwingenden Sätze, die sich unvergeßlich in die aufnahmebereiten Herzen graben. Vas.



In der „Stunde der Presse" werden an Hand der Tageszeitungen die wichtigsten Ereignisse des Volkslebens in ihrem Zusammenhang besprochen und erklärt.



Kleine Ruhepausen werden nicht selten bei einem Glas selbstverfertigter Limonade dem unterhaltenden Kartenspiel gewidmet.



Magenfüllender „Anschauungsunterricht": Dampfnudeln!



Abendliche Vorlesestunde. Thema: Des Führers „Mein Kampf".



Schulleiter Pg. Schön (rechts) und Lehrer Pg. Faltlberger prüfen einen Lehrfilm.



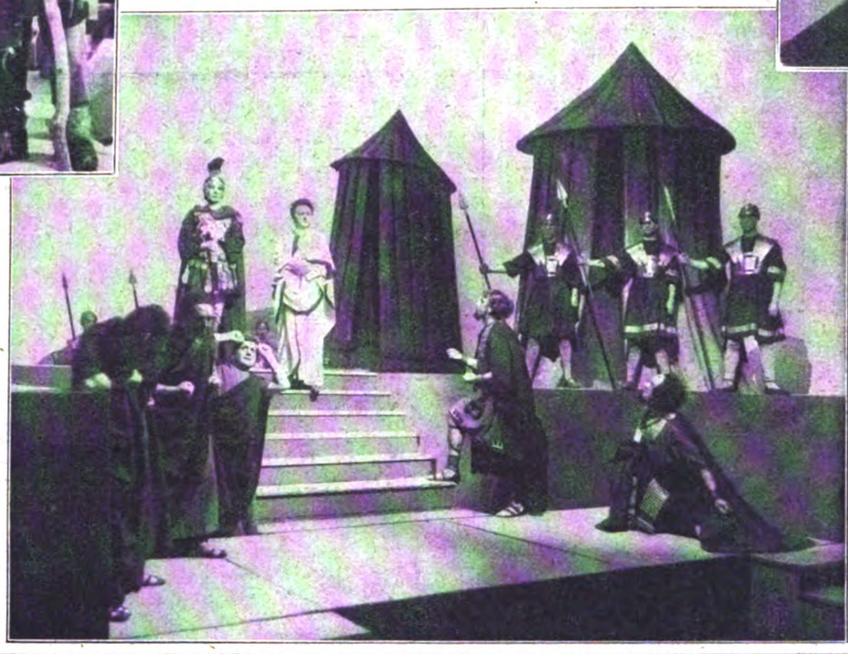
In München erlebte das Schauspiel „Alle gegen einen, einer für alle" von Friedrich Forster-Burggraf seine Uraufführung. Szene aus dem 2. Akt: Ratsitzung in Mora. Gustav Wasa klagt den Bischof Trolle an. Links: Trolle (Helmuth Renar), rechts: Wasa (Albert Lippert).

Aufn. Hanns Holdt, München.



Pg. Albert Hösl, München, dessen Violinsonate kürzlich am Deutschlandsender mit großem Erfolg aufgeführt wurde.

Neues von Bühne, Funk und Film



Im Landestheater Coburg wurde die Tragödie „Karthago" von Jakob Lauth uraufgeführt.



Die Erneuerung des „Ewigen Bundes" auf dem Rütli.
Aus dem in nächster Zeit herauskommenden großen „Tell"-Film der „Terra". Arnold von Melchtal (Olaf Bach), Walter Fürst (Fritz Hofbauer), Werner Stauffacher (Theodor Loos) und Rösselmann (Joseph Peterhans).

Preis 20 Pfennig
Österreich: 40 Groschen
Schweiz: 35 Rappen
Ausland: 35 Pfennig

8. JAHRGANG / FOLGE 49 / SAMSTAG, 9. DEZEMBER 1933

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO





Die Ehrensalve am Grabe des Kameraden

Links: Der von österreichischen Heimwehrleuten erschossen: Reichswehrschütze Michael Schumacher

Die Beisetzung des Reichswehrschützen Michael Schumacher

— der von österreichischen Heimwehrleuten erschossen wurde.



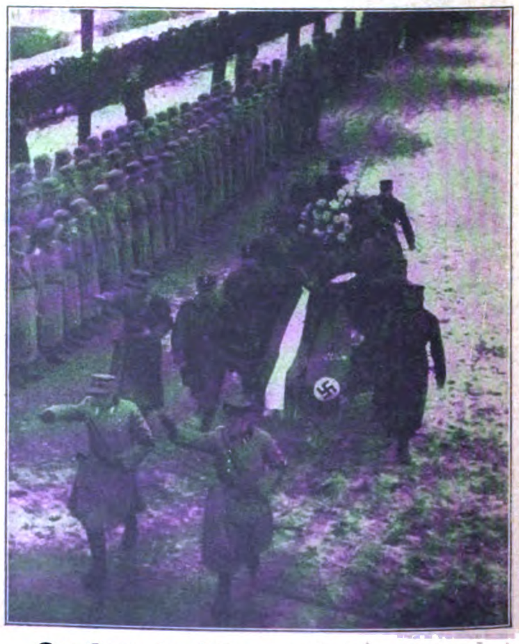
Der Führer bei der Grabrede.
„Ich weiß, daß wir an der Bahre dieses Opfers, dieses toten jungen Soldaten, überzeugt sein dürfen, daß er nicht umsonst gefallen ist."



Der tote Soldat auf der Bahre.



Der Führer mit dem Reichswehrminister, den Ministern Wagner und Esser und den Generalen v. Hammerstein und Adam bei der Einsegnung.



Der Kranz des Führers wird dem Sarg vorangetragen.



In Tag- und Nachtschichten wird ununterbrochen an den Mitgliederlisten gearbeitet.



Hochbetrieb in der Aufnahmeabteilung der N.S.D.A.P.

„Nun habe ich mich doch schon vor so langer Zeit angemeldet!" So sagt mancher kopfschüttelnd und kann es nicht begreifen, daß er noch immer nicht im Besitze seines Mitgliedsausweises ist. Aber wenige machen sich eine Vorstellung davon, welches Maß von Arbeit die Behandlung der Millionen von Aufnahmegesuchen erfordert, die nach dem Sieg unserer Bewegung aus allen deutschen Gauen bei der Reichsleitung in München eingelaufen sind.

Nebenstehende Aufnahmen gewaltiger Papiermauern geben ein eindrucksvolles Bild der noch unerledigten Anmeldescheine Vielleicht wird es jetzt den vielen, die mit ihren Sonderwünschen, Anfragen und Bitten um Beschleunigung der Aufnahme an die Reichsleitung herantreten, begreiflich, daß es schon technisch unmöglich ist, beispielsweise einen bestimmten Schein aus diesem Berg von Papier herauszusuchen.

Jede einzelne Aufnahme erfordert viele Nebenarbeit und einen dementsprechend großen Zeitaufwand; denn jeder dieser Scheine muß sorgfältig geprüft, numeriert und eingeschrieben werden. Dazu kommt noch, daß viele Scheine fast unleserlich ausgefertigt sind, so daß die Arbeit erschwert wird und dadurch viel Zeit verlorengeht. Wer kennt auch all die kleinen Orte, und weiß, welcher Ortsgruppe er sie zuteilen muß?

Zuerst wird nun der Aufnahmeschein durch einen automatischen Stempel mit der Nummer (Mitgliedsnummer) versehen und daraufhin in das Grundbuch eingeschrieben. Nach dieser Eintragung geht es an die Ausfertigung der zwei Karteikarten und des roten Mitgliedsausweises.

Trotz der Einführung von Tag- und Nachtschichten konnte bisher aus räumlichen Gründen täglich nur eine beschränkte Anzahl von Anmeldungen erledigt werden. Jetzt, nachdem der Aufnahmeabteilung die ehemaligen Räumlichkeiten der Hilfskasse zur Verfügung stehen, wird eine beträchtliche Beschleunigung in der Ausfertigung der Aufnahmegesuche eintreten.

Fast bis an die Decke türmen sich die Anmeldescheine, die noch der Erledigung harren.

FRANKREICH in Gefahr

Eine gewisse französische Hetzpresse hat, beeinflußt durch die Emigranten, in letzter Zeit wieder in besonderem Maße den Feldzug gegen das Deutsche Reich und seine innerpolitischen Verhältnisse eröffnet — natürlich mit plump gefälschtem Material. All dies soll nur zur Aufpeitschung der Kriegs- und Haßpsychose gegen Deutschland dienen. Unsere folgenden Aufnahmen, in jüngster Zeit in Paris gemacht, zeigen, daß und wie das heutige Frankreich von ganz anderer Seite gefährdet ist, und daß die Vertreter der öffentlichen Meinung drüben — im eigensten Interesse! — besser daran täten, die Maßnahmen des Nationalsozialismus für Volksgesundung und Volkserhaltung objektiv zu betrachten und daraus möglichst noch zu lernen!



Der französische Generalstabschef Max Weygand hat unlängst wegen der schwierigen Rekrutierung infolge des Geburtenrückganges die Forderung erhoben, fünftausend Eingeborene aus Nordafrika nach Frankreich zu bringen und dort anzusiedeln, um dem Rekrutenmangel abzuhelfen. Marschall Lyautey aber, früher Generalresident von Marokko, und mit den Lebensgewohnheiten und Charaktereigenschaften der Schwarzen auf seinen kolonialen Feldzügen zur Genüge vertraut geworden, hat — wahrscheinlich eine Stimme in der Wüste — vor diesem Negerersatz und vor dieser Seßhaftmachung von Schwarzen in Frankreich gewarnt und gesagt, die Neger würden zweifellos dem Alkohol und dem Kommunismus verfallen, und es sei besser, sie nur zu rufen, wenn man sie wirklich zum Kämpfen brauche, wie damals im Weltkriege. Im Sommer des Jahres 1916 tauchten vor unseren Gräben an der Somme plötzlich schwarze Köpfe auf, Neger, Frankreichs Kolonialsoldaten. Wir haben uns in der Folge daran gewöhnt. Wir haben — im März 1921 war es — erdulden müssen, daß Frankreich seine Negertruppen ins Rheinland nach Düsseldorf und an die Ruhr schickte, schwarze Aufseher über weiße Menschen.

Wer sich aber gar heute in Paris umsieht, ist erschüttert über die Hemmungslosigkeit, mit der alle Unter-



Ein alltägliches Bild in Paris: Neger tanzen mit weißen Frauen. Die französischen Zeitungen, mit Greuellügen über Deutschland gefüllt, täten besser daran, sich um das von Greueln heimgesuchte französische Volk zu sorgen.

Links: Der Verrat an der weißen Rasse — als Tanzplakat! Solche Bilder hämmern sich in die Vorstellungswelt ungezählter Franzosen ein. Niemand scheint zu ahnen, welchem Abgrund das ganze Volk entgegentreibt



Aber nicht nur die vielleicht fragwürdigen Besucher von Tanzlokalen, auch das geistigere Frankreich treibt dem Abgrund zu!

Schwarze Studenten in Paris mit ihrer weißen Kommilitonin. Hier geht es nicht mehr bloß um die Würde der weißen Frau — hier gibt Frankreich die Mütter seiner Kinder dem Rassentode preis.

schiede der Rassen verwischt werden und alle Blutschranken zwischen Weiß und Schwarz fallen.

Frankreich hat bekanntlich als erstes und einziges Kulturland der Welt einen Neger als Kolonialminister gehabt; es gibt eine Reihe von schwarzen Rechtsanwälten, welche natürlich — da sie ja die französische Staatsangehörigkeit haben — auch weiße Mandanten vor Gericht vertreten; an der berühmten Sorbonne, der Universität von Paris, gibt es einen Neger-Professor; und die Zahl der Neger-Studenten und -Studentinnen, die sich in den Hörsälen und in den Hotelzimmern des Quartier Latin die Gelehrsamkeit in ihren schwarzen Schädel einzutrichtern bemühen,



Der elegante schwarze Flaneur auf den Champs Elisées gehört zum Pariser Straßenbild . . .

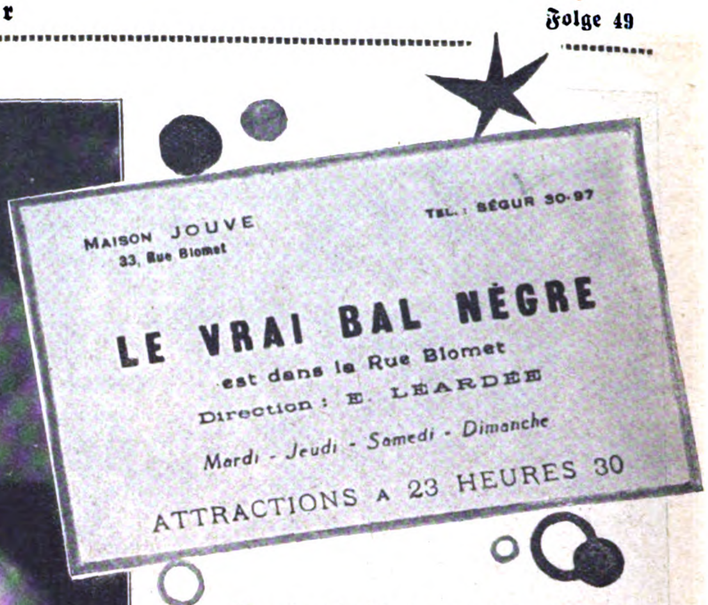


. . . und ebenso der Bastard! Negroide Französinnen und Franzosen sind häufig zu beobachten.

ist beträchtlich groß. Wer nachmittags über den Boulevard St. Michel wandert, trifft die elegantesten schwarzen Studenten, die aussehen, als seien sie eben erst einem Londoner Schneideratelier entsprungen. Sie scheinen, an der Eleganz ihrer Kleidung und an den teuren Autos gemessen, die sie steuern, mit Wagenladungen von Elefantenzähnen und Straußenfedern aus dem afrikanischen Busch nach Paris gekommen zu sein. Vielleicht — wer kann es wissen — liefen sie noch vor etlichen Tagen mit einem Lendenschurz in ihrem Negerdorf herum, während sie nun, kulturbeleckt, wahre Dandys, sich als Eroberer von Paris betrachten, denen viele weiße Frauen und Mädchen



Der Wegbereiter zum Verfall auch hier — wie einst bei uns — der Jude!
Hebräer und Negerin Arm in Arm auf einem der Negerbälle in Paris.



Werbeschild eines Tanzlokals: Der echte Negerball ist in der Rue Blomet.

in Paris — man schämt sich, es zu berichten — verlangende und aufmunternde Blicke zuwerfen.

Die Gefahr ist größer als man denkt. Aber man sieht sie noch nicht in Frankreich. Sie sehen nicht die vielen Bastarde auf den Straßen von Paris, in der Rue Pigalle, in der Rue Fontaine oder in den Araber- und Kabylenvierteln um die Place d'Italie herum, man weiß nie, ist der Vater ein Franzose oder ein Neger oder Araber oder Kabyle. Auf dem Montmartre die zahlreichen Negerbälle, von denen der eine immer „echter" sein möchte als der andere, wo auf Plakaten, die den Steuerstempel der Stadt Paris tragen, wenn sie öffentlich angeschlagen sind, Neger in Gestalt wahrer Gorillas im Tanz mit weißen, hingebungsvoll sich anschmiegenden Frauen dargestellt sind. Und die Geschäfte dieser Stätten der Rassenfäulnis und -verderbnis gehen gut. Wo sind da Unterschiede?

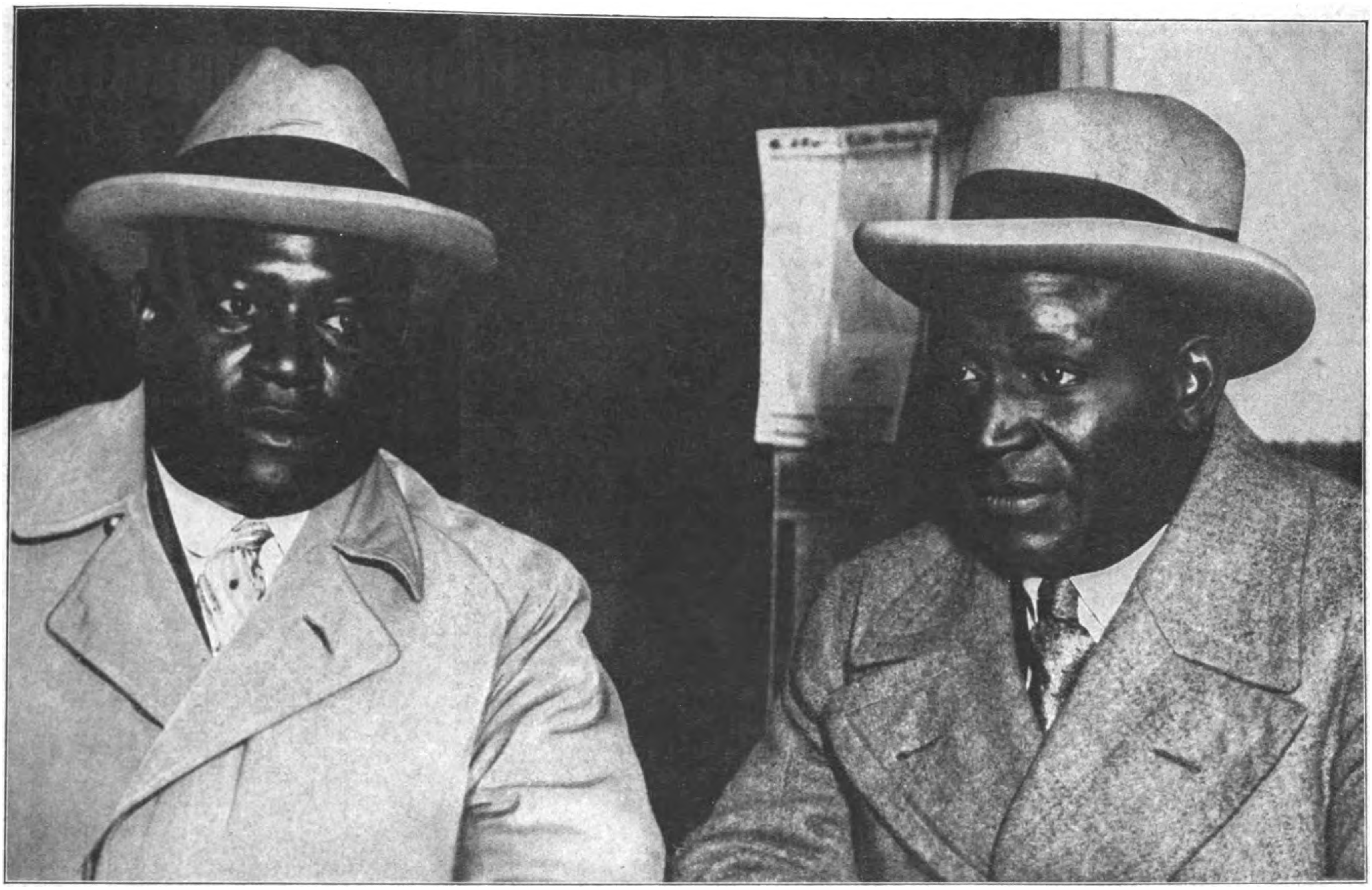
Während man in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Frage der Negereinbürgerung überhaupt nicht als Problem an-



Weißer Franzose und schwarze — Französin — — denn so heißt es doch wohl schon offiziell...



Sie läßt sich von dem Schwarzen füttern!
Das Bild widerlegt jeden Zweifel an der Vertraulichkeit der Beziehungen.



Frankreich in Gefahr: Neger-Rechtsanwälte — die völkische Gleichstellung ist bereits erobert!
Die Neger sind ohne weiteres auch als Anwälte weißer Mandanten zugelassen.

sieht, sondern in ganz selbstverständlicher Konsequenz mit der Color-Line unübersteigbare Schranken zwischen weißer und schwarzer Rasse gesetzt hat. Am liebsten würde man alle Neger wieder zurück nach Afrika bringen; Ähnliches hat man bei der Gründung der Negerrepublik Liberia angefangen. Erblickt Frankreich in der Rassenfrage kein Problem mehr, das zu lösen wäre? Ist es bereits gelöst, auf eine gefährliche Weise, die die ganze Welt der weißen Rassen, hüben wie drüben, mehr zum Nachdenken zwingen sollte als manche andere noch ungelöste Frage der Völkerbeziehungen? — Es ist Deutschlands Recht, es ist sogar seine heilige Pflicht, die Rassenfrage innerhalb seiner Grenzen so zu behandeln, wie es seit Beginn der nationalen Revolution bei uns geschieht. Wir haben im Westen nicht nur das europäische Gebiet Frankreichs mit seinen vierzig Millionen Einwohnern als Nachbarn, wir haben vielmehr ein gewaltiges Reich vor unseren offenen Türen, das vom Ärmelkanal bis an den Kongo sich erstreckt, bewohnt von einem „Hundert-Millionen-Volk" der Franzosen weißer und schwarzer Rasse.

(Schluß auf Seite 1697)



Die Grenzen sind verwischt!
Niedrigste Instinkte haben eine Lebensgemeinschaft herbeigeführt, gegen die das ehrliebende französische Volk in letzter Stunde zur Rettung seines Blutes wie ein Mann Front machen muß!



„Ein heiter-gutmütiges Bild" — denkt der ahnungslose Franzose!
Hundert Jahre so weiter — und Frankreich ist eine Kolonie des schwarzen Erdteils geworden.

Deutschlands Sorge – Deutschlands Hoffnung:

Das Kind

Aufnahmen: ATLANTIK



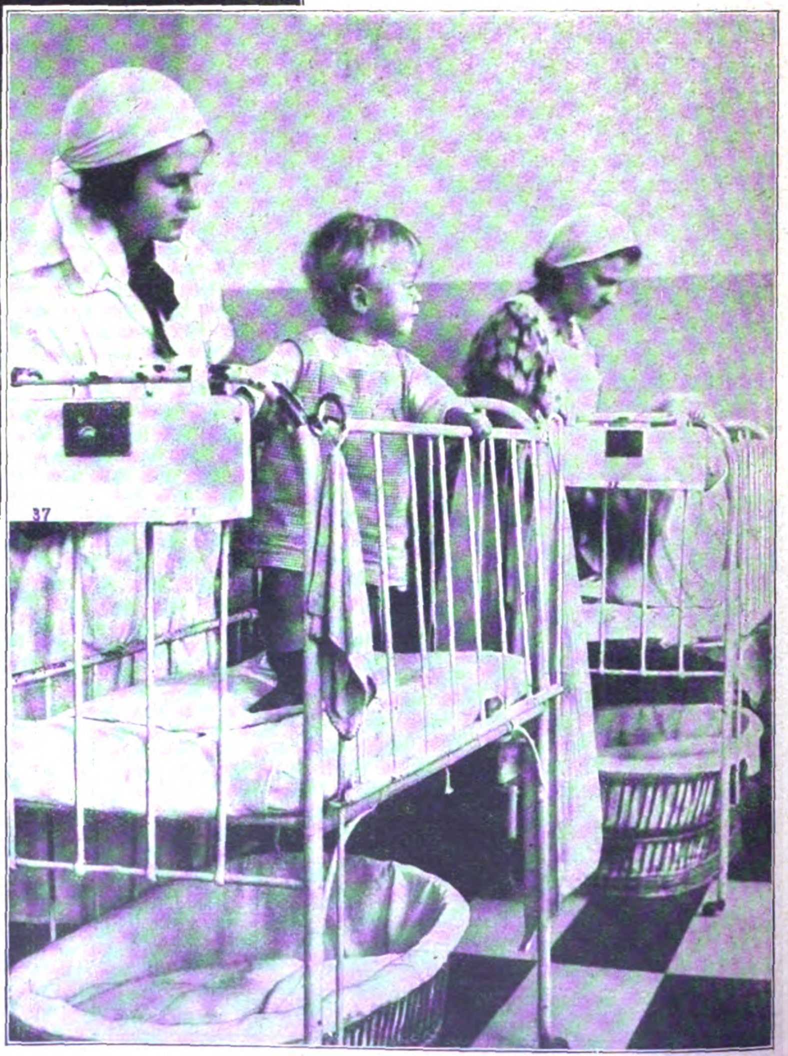
Höchste Berufung der Frau: glückliche Mutter gesunder Kinder zu werden! Die Regierung der *nationalen* Erhebung erblickt in diesem Naturgebot die Lebensfrage des deutschen Volkes. Mit Entschlossenheit ergreift sie ganze Maßnahmen, um die Ursachen des Geburtenrückganges der letzten Jahrzehnte zu beseitigen.

Vor kurzer Zeit hatte ich Gelegenheit, einen mir gut bekannten Amerikaner, der fast in jedem Jahre einmal aus beruflichen Gründen über den Ozean herüberkommt, nach seinen Eindrücken im neuen Deutschland zu befragen. Der große Wandel, der sich inzwischen in unserem Vaterlande vollzogen hat, mußte ja auf ihn viel eindringlicher wirken, da er bisher nur die alte Zeit kannte und die neue Zeit des Aufbaues des Dritten Reiches nicht wie wir stündlich und täglich miterlebt hatte. Das Urteil dieses Mannes war mir wertvoll, da ich ihn als unvoreingenommen und ungehässig kannte, als einen Menschen, der Fehler als Fehler bezeichnete und den Mut hatte, das Gute zu loben, wo er es fand. Ein Deutschenfreund ist er bestimmt niemals gewesen.

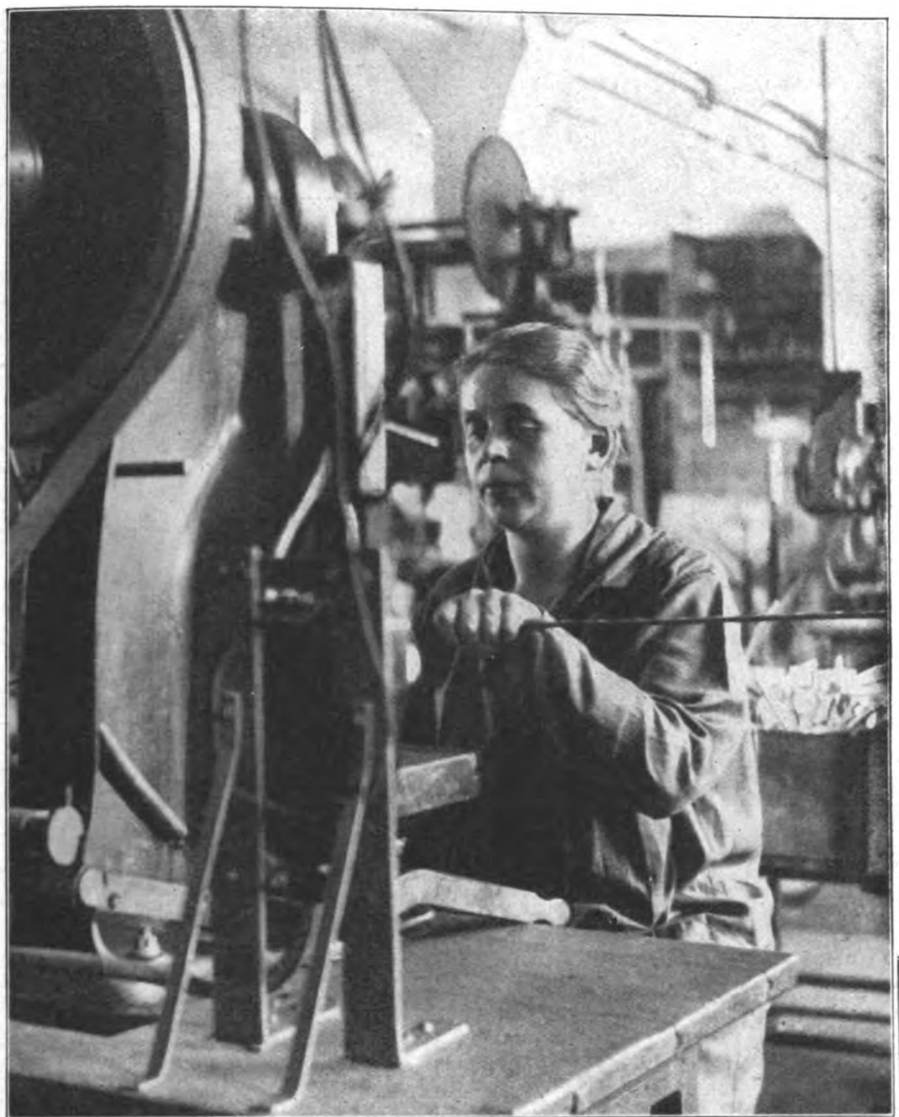
Dieser Mann hatte in mehreren Wochen Eindrücke gesammelt. Keiner wirkte



Die Beratungsstellen für junge Mütter begnügen sich nicht allein mit Rat und Tat in der Säuglingspflege; sie ziehen auch Erkundigungen ein über Wirtschafts- und Wohnverhältnisse.



Aufgewachsen — im „Kindergarten“. Das Ideal einer marxistischen Denkungsart, die niemals in der Familie den Kraftquell des Volkes sah.



Die Mutter im Erwerbsberuf:
Kind, Mutter und Volk gehen daran zugrunde.
Die Mutter wieder der Familie und den Kindern zurückzugeben und den Vater wieder zum werktätigen Ernährer der Seinen zu machen — das ist eine der gewaltigen Aufgaben, die Adolf Hitler zu lösen im Begriff ist.



Die Jugend im Banne der völkischen Weltanschauung:
Im B.d.M. wächst das deutsche Mädchen in die Gedankenwelt hinein, die allen volkzerstörenden Kräften entschlossensten Widerstand leistet.

so nachhaltig auf ihn ein wie das Bekenntnis der deutschen Jugend zum Führer auf dem letzten Parteitag in Nürnberg. Schönstes Erlebnis, als der Führer, vom Sturm der Begeisterung umbrandet, lange Zeit nicht zum reden kam und viele Freude sein Gesicht verklärte. Der Führer mit dem eisernen Willen und der stahlharten Entschlossenheit lächelt sonst nicht so leicht.

„In diesem Augenblick“, sagte der Amerikaner, „habe ich begriffen,

(Schluß auf Seite 1687)





Heraus aus der mörderischen Großstadt!
Ganze Generationen wuchsen so zwischen Müllkästen auf. Ein Fortschritt sind dagegen schon die Stadtrandsiedlungen mit gesunden Spielplätzen. Das Ziel ist jedoch das Land, die eigene Scholle.



Glückliche Mutter einer frohen Kinderschar.
Der völkische Staat kennt keine heiligere Pflicht als die Sicherung der Familie. Sie ist das Fundament der Nation für alle Zukunft.

CHARLOTTE KÖHN-BEHRENS:

Was ist Rasse?

(Fortsetzung unserer Berichte aus Nr. 48)

In dem stillen Weltwinkel Weimar lebt seit Jahrzehnten der schleswig-holsteinische Dichter und Literaturhistoriker Prof. Adolf Bartels, der schon seit Anfang dieses Jahrhunderts um das Verständnis des Rassenbegriffs mit Mut und Klarheit gerungen hat, zu einer Zeit, als ihm nur Spötter antworteten. Aus seiner großen Lebensarbeit gibt er jetzt seine Erkenntnisse über das Problem „Schrifttum und Rasse" und beantwortet als Erstes unsere Frage:

„Was ist Rasse?"

mit den Worten:

„Rasse ist eine besondere naturgegebene Form des Menschen."

Auf meinen zweiten Satz:

„Welche Beziehung hat unser deutsches Schrifttum zu unserer rassischen Entwicklung?"

führte er weiter aus:

„Früher leugnete man jede Beziehung zwischen diesen beiden Dingen Der Begriff Rasse war auch als Gegenstand unserer Dichtungen niemals zu finden. Wir werden uns vielleicht aber eindeutiger unterhalten können, wenn wir den Rassebegriff im Hintergrund lassen und uns auf das rassisch bestimmte „Volkstum" beschränken. Es ist natürlich nicht ganz richtig, wenn man unserem Goethe, weil er, wie Sie wissen, braune Augen und braunes Haar gehabt hat, einen anderen Rassenanteil andichten will, um das Nordische seiner Art und Gesinnung, seiner seelischen Struktur zu leugnen. Auch Schiller ist im wesentlichen nordischer Seelenherkunft, wenn auch vielleicht die Liebe zum prunkenden Wort und zum Rhetorischen überhaupt aus der dinarischen Rasse stammt. Aber was will das besagen? Wir haben in Deutschland eben eine Mischung, deren Zusammensetzung ja hinlänglich bekannt ist, und deshalb muß man schon von einem Volkstum sprechen, das sich gerade in der Literatur z. B. ganz deutlich von dem englischen oder französischen abgrenzt"

„Worin sehen Sie den stärksten Unterschied der englischen und französischen Literatur zu unserem heimatlichen Schrifttum?"

„Die Franzosen sind glänzende Theaterdramatiker. Ihre Neigung zum Theatralischen — eine Erbeigentümlichkeit der westischen Rasse — hilft ihnen hier ganz ungemein. Die Engländer wiederum sind vielleicht die besten Romanschriftsteller der Welt. Denken Sie nur an Walter Scott und Dickens, die noch unübertroffen sind. Hier offenbart sich der gleiche romantisch-nordische Zug, den wir auch in der deutschen Literatur finden. Ich erkläre mir den bestehenden Unterschied allein aus den Umwelt-Einflüssen. Die Engländer haben ein bewegtes Handelsleben. Die Angehörigen ihres Volkes gehen hinaus in die Welt, und so kommt es, daß sich in englischen Familien viel mehr bunte Ereignisse zutragen als in den unsrigen, die mehr an die Heimat gebunden sind. Gerade die Phantasie des Romanschriftstellers wird auf diese Weise sehr angeregt. Unsere großen Romanciers Gustav Freytag und auch Fontane sind stark von den Engländern beeinflußt. Fontane besonders von Thackeray, während Freytag mehr zu der Dickensschen Art neigt. Der Humor der Engländer entspringt wohl auch den Umwelteinflüssen, ihr Leben ist leichter als das unsere, das stets schwer mit den Gegebenheiten des Schicksals ringen mußte. Aber auch bei uns finden wir feine Humoristen. Als hervorragendsten Vertreter möchte ich Ihnen Jean Paul nennen."

„Welche Dichter sind für die Rassenseele unseres Volkes am typischsten?"

„Vor allem die rein nordischen Dichter Hebbel und Klaus Groth. Kleist hätte der Shakespeare Deutschlands werden können, wenn er seinem Leben nicht so früh ein Ziel gesetzt hätte. Es ist jammerschade um ihn . . . Von Goethe und Schiller brauchen wir wohl in diesem Zusammenhang nicht zu sprechen — der ‚Faust' bleibt das deutsche Werk, das nirgend woanders entstehen konnte als in Deutschland und nirgendwo so auf das letzte Verständnis stoßen wird wie in unserer Heimat. Tragen wir doch alle, die wir das Schöne lieben und das Große suchen, Faustisches in uns . . .

Ich möchte Ihnen über den großen Dramatiker Shakespeare noch kurz etwas sagen. Er ist ‚Norde', seine Rasse spricht in aller Intensität und Größe in seinen Werken, und die Stammesverwandtschaft zu unseren Dichtern ist deutlich. Ich habe einmal einen Vortrag herausgegeben: ‚Shakespeare und Hebbel'. In ihnen beiden fließt das Blut einer Rasse, denn die Angelsachsen sind einst von der Nordseeküste auf die Insel ausgewandert. Deutlich spürt man noch heute die Verwandtschaft zwischen diesen beiden Dichtern, die manchmal auch gemeinsam die Härten ihrer Rasse offenbaren.

Hebbel war ‚Dithmarscher Kind'. Er stammt aus meiner Heimat, aus Wesselburen, und alle Eigenheiten, Vorzüge und Schwächen unseres in sich geschlossenen Volksstammes finden Sie bei ihm. Klaus Groth, dessen Bild" — Prof. Bartels deutet auf ein künstlerisches Relief an der Wand — „ganz und gar die Verkörperung nordischer Rasse bedeutet, stammt auch aus Schleswig-Holstein, ebenso der große Musiker Brahms, Theodor Storm und Gustav Frenssen. Wir sind zäh im Festhalten unserer Traditionen, Gefühle und Gedanken. In unserer engeren Heimat, im Dithmarschen, fanden Sie bis vor nicht allzu langer Zeit sogar noch die uralten niedersächsischen Bauern- und Sippengesetze."

„In welchen Dichtungen offenbart sich am stärksten nordischer Charakter?"

„Das alte Nibelungen- und das Gudrunlied wurden allerdings von einem österreichischen Spielmann aufgeschrieben und in die letzte Form gegossen. Aber es bleibt doch eine historische Tatsache, daß diese beiden großen Volksdichtungen nordischen Ursprungs sind. Das Gudrunlied ist ein echtes Nordsee-Epos. In ihm atmet noch die ganze Weite unserer Landschaft, und das heimatliche Wesen ist nicht zu verkennen. Auch die Begriffe von Ehre und Treue, von Kampf und Liebe zeigen deutlich nordisches Wesen. In Schleswig-Holstein ist das Nibelungenlied übrigens sehr zeitig bekannt gewesen, denn es steht geschichtlich fest, daß einer der früheren dänischen Könige durch einen Sänger des Nibelungenliedes vor ähnlichem Schicksal gewarnt wurde. Scheinbar hat es erst in der allitterierenden Fassung bestanden und ist später in latinisierter Form weitergegeben worden Auch die alte Heliand-Dichtung ist in diesem Zusammenhang zu nennen, der Dichter des Heliand ist stark von angelsächsischer Technik beeinflußt gewesen, aber diese Tatsache verringert ja um nichts die Spiegelung nordischen Wesens."

„Wie hat sich die jüdische Rasse im Schrifttum ausgewirkt?"

„Die Juden sind rassisch sehr stark. Verstehen Sie mich bitte nicht falsch. Ich meine, aus ihren Händen kommt alles verjudet zurück. Es ist schlimm, wenn einer unserer Dichter unter ihren Einfluß gerät. Wir brauchen die reinliche Scheidung, auch im Geistigen. Sie sind nicht untalentiert, aber ihr sogenannter ‚Geist' ist zweifelhaften Charakters, da er unschöpferisch ist; sie haben Neigung zur Geschwollenheit und zum Pathetischen, die ja teilweise auch ihren Niederschlag im Alten Testament findet.

Nehmen wir den Fall Heine Die Schönheiten seiner Lyrik zeigen deutlich die Motive Eichendorffs, Uhlands, W. Müllers usw, der häßliche Schluß seiner Gedichte aber, die höhnische Fratze, die er der angenommenen fremden Schönheit zieht, ist rein jüdisch. In meinen Augen ist Heine zuletzt nichts weiter als ein ‚Ausmacher' und dann ein Revolver-Journalist, dessen Taten eine deutliche Sprache sprechen. Man denke an den Fall Liszt, in dem er eine Erpressung versuchte, an den der Rothschilds, die ihm Geld gaben, um ihre Konkurrenten zu erledigen, meinetwegen auch an die Geschichte mit Meyerbeer, den er gegen Honorar lobte, und dem er später bei Nichtzahlung das gemeinste Hohngedicht noch auf dem Sterbebette machte."

„Wo haben wir in der Kunst Halbjuden?"

„Paul Heyse war Halbjude. Er war an und für sich ein feiner Mensch, aber er kommt doch über das jüdische Blut und das Nur-Halb-Gestalten-Können nicht hinweg. Die Mischlinge sind ja immer bedauernswerte Menschen. Die Spanier haben ein sehr treffendes Wort: ‚Traue keinem Maulesel und keinem Mulatten!'"

„War der uns artfremde, nur von gewissen geistigen Snobisten scheinbar begriffene ‚Expressionismus' nicht auch artfremder Herkunft?"

„Das scheint allerdings so zu sein. Die Juden bemächtigen sich zu gern aller Dinge, die ihnen geeignet erscheinen. Sie griffen den Expressionismus rasch auf, da ihnen das Herausschleudern der Gefühle und Worte ohne tiefere Gestaltung gut liegt Man findet selbst in den alten Psalmen diese Eigentümlichkeit. Sie sind eben ewig die ‚Leute der großen Aufmachung'. Das Stoffliche bei ihren Werken ist meist anderer Herkunft. Ich sagte Ihnen schon vorhin das Beispiel Eichendorffscher Motive in Heinrich Heines Lyrik."

„Worin sehen Sie Herr Professor, die größte Stärke der Deutschen auf dichterischem Gebiet?"

„Als Lyriker übertreffen die Deutschen alle Völker der Welt. Goethe, Eichendorff, Mörike und Uhland haben auf diesem Gebiete das Größte in der Weltliteratur geleistet."

„Wollen Sie mir noch etwas über die Eigenart ausländischen Schrifttums in rassischer Beziehung sagen?"

„Gern. Die besten Franzosen: Victor Hugo, Voltaire und Flaubert zeigen starke Züge nordischen Charakters. Hugo ist aus Burgund dessen Einwohner unzweifelhaft von den alten Burgunden abstammen, und Flaubert ist Normanne.

Ein Gegenbeispiel: Alexander Dumas, ein Halbneger, hat eine Jüdin geheiratet; Dumas Sohn ist also eine raffinierte Mischung aus Juden-, Neger- und Franzosenblut. Seine Werke spiegeln deutlich die Spuren dieses Gemisches. Zola stammte aus Dalmatien und ist ein Konglomerat der ostischen, jüdischen und westischen Rasse. Sein brutaler Naturalismus, der eine so böse Welt sieht und zeichnet, ist ebenfalls das Ergebnis seiner Herkunft.

In Rußland setzt sich bekanntlich die Adelsschicht hauptsächlich aus Normannen, die aus Norwegen eingewandert sind, zusammen. Turgenjeff und Tolstoi, die beide adlig waren und Nachkommen der alten ‚Waräger' sind, zeigen in ihren Werken feine, nordisch betonte Züge.

Im Adel Polens finden wir auch nordisches Blut, das allerdings Einflüsse der Tataren aufweist. Ein guter Vertreter des polnischen Schrifttums ist der weniger bekannte Graf Zrasinsky.

Der Italiener Dante ist, wie schon sein Gesicht es aufweist, rein nordischer Herkunft. Er ist einer der Nachkommen jener Langobarden und Goten, die sich im alten römischen Reich ansiedelten.

Die Dichter Nord-Europas sind ja zur Genüge bekannt. Der Wert ihrer Dichtungen ist unbestritten. Allerdings ist Ibsen stark von unserem Hebbel abhängig. Er selbst hat einmal gesagt: ‚Ich wundere mich, daß mich die Deutschen so feiern, sie hatten ja Hebbel!' Hebbel ist übrigens einer der wenigen, dem die große Ahnung um das Blutgeheimnis der Rasse schon damals dämmerte Der alte Stolz der Dithmarscher ließ ihn oft schnelle, harte und zornbebende Worte finden, wenn die Juden, mit denen er in Wien so viel zusammenarbeiten mußte, es wagten, über ihre Grenzen hinauszugehen und den Angehörigen dieser Herrenrasse unbewußt reizten.

Die alten Perser waren ebenfalls ein nordischer Stamm. Firdusis wunderbares Königsbuch Schahnameh gehört zu den guten Werken nordischer Dichtkultur. Die indischen Vedas haben besonders auf religiösem Gebiet alle Völker beeinflußt. Über ihren


SALEM
SALEM
ZIGARETTEN
EXTRA MILD
3 1/3 ₰

nordischen Ursprung bestehen heute ebenso wenig Zweifel wie über den der Griechen, deren unvergängliche Ilias noch heute lebendiges Zeugnis für die seelische Struktur der gleichen Rasse ablegt."

„Wo sehen Sie die Wege zur kulturellen und rassischen Erneuerung auf dem eben besprochenen Gebiet?"

„Wir haben zweimal eine große Blütezeit erlebt. Einmal im 12. und einmal im 18. Jahrhundert. Zwischen Walther von der Vogelweide und dem klassischen Weimar liegt mehr als ein halbes Jahrtausend. Wir werden wohl eine neue Blütezeit mit Geduld erwarten müssen, aber sie wird uns nur beschert sein, wenn uns der Sinn für die Geheimnisse des verbindenden Blutes und des Volkstums endlich ins Bewußtsein geht und zur lebendigen Erkenntnis wird. Man sollte die Theater zwingen, die völkischen Dramen, die einen Teil deutscher Geschichte widerspiegeln, in bestimmten Abständen regelmäßig zu spielen. Das Volk muß in seiner Geschichte leben und seine wertvollen Rasseeigenschaften festhalten. Wir Deutschen müssen germanisch bestimmt bleiben, sagte ich immer. Wenn unser Volk diesem Gebote folgt, erfüllt es eine große Aufgabe und schafft die Verbindung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, deren schönster Inhalt es ist und bleiben muß: ‚Deutsch zu sein, deutsch zu fühlen und deutsch zu handeln!'"

*

Dieser Satz der in dem stillen, dämmrigen Weimarer Studierzimmer gesprochen wird, bekommt eine seltsame Eindringlichkeit. Hebbels und Klaus Groths scharfe nordische Gesichter mit den hellen Augen sehen von den in dieser Stunde beinahe lichtvergessenen Wänden. Die Gedanken des langjährigen Forschers und diese deutschesten Köpfe scheinen zwingend zu fordern, auf ewig eingedenk des großen Erbes zu sein, das wir in unserem Blute tragen.

Max von Schenkendorf

Zu des Dichters 150. Geburtstag am 11. Dezember

Von Eugen Kalkschmidt

In Tilsit, auf dem nüchternen Buttermarkt, steht sein Denkmal, das ihm die ostpreußische Vaterstadt zum 100. Geburtstag errichtete. Und auch in Koblenz, wo er mit 34 Jahren, genau an seinem Geburtstag, starb, hat man dem Freiheitsdichter ein Standbild gesetzt. Vom Osten bis zum Westen des Reiches verläuft der Weg seines äußeren Lebens als preußischer Verwaltungsbeamter. Vom fernen Memelstrom zum deutschen Rhein trieb den Sänger der Freiheit die romantische Sehnsucht nach der Herrlichkeit des alten Reiches. So erscheinen die Stätten der Geburt und des Todes als die symbolischen Eckpfeiler seiner ganzen Existenz.

Uns ist heute die Vorstellung des „Sängers" nicht mehr ganz geläufig. Moderne Verse singt man nicht, man „rezitiert" sie. Die romantische Jugend der Freiheitskämpfe aber führte „Leyer und Schwert" im Wappen. Sie war liederselig, sie setzte das lyrische Wort zwangsläufig in Töne um, sie wollte und mußte „singen und sagen" zugleich. So voll schlugen damals die Herzen, so stürmisch bereit zu Kampf und Tod, zum Opfer für das Neue, das überwältigende Große: für Volk und Vaterland! Dies war der lebenzeugende Gedanke des kommenden Jahrhunderts — damals wie heute! Er heiligte den Tod auf der blutigen Walstatt, und die poetischen Sprecher der jungen Generation, vom Feuer der nationalen Empfindung beseelt, besangen den Tod für die Freiheit als das edelste Los des Mannes.

> Freiheit, die ich meine,
> Die mein Herz erfüllt,
> Komm' mit deinem Scheine,
> Süßes Engelsbild...

Wir hören diese volkstümlichen Verse Schenkendorfs immer als hymnische Musik, als Gesang so sehr, daß wir gar nicht mehr darauf achten, wie völlig die absteigende Linie der Melodie den Sinn der nachfolgenden Worte verkehrt hat:

> Magst du nie dich zeigen
> Der bedrängten Welt?
> Führest deinen Reigen
> Nur am Sternenzelt?

Also zwei bange Fragen an die ersehnte Freiheit! Die bekannte Melodie macht eine Gewißheit aus ihnen. So selbstherrlich wirkt Frau Musika im Liede jener Zeit manchmal, vor allem verführt sie leicht zur Nichtbeachtung der poetischen Sprachform. Davon profitieren dann die schwachen Poeten. Sänger von Gottes Gnaden wie Schenkendorf sind es aber wert, in ihrer eigenen bildkräftigen Sprachmusik belauscht zu werden. Zum Beispiel:

> Aber immer weiter nimmt das Herz den Lauf,
> Auf der Himmelsleiter steigt die Sehnsucht auf;
> Hinter dunklen Wällen, hinter eh'rnem Tor
> Kann das Herz noch schwellen zu dem Licht empor.
> Das ist rechtes Glühen: frisch und rosenrot;
> Heldenwangen blühen schöner auf im Tod...

In solchen Strophen des Freiheitsliedes ist Wohllaut und Anschaulichkeit zugleich. Die Sprache fließt bei Schenkendorf dahin in melodischen Wellen, die Bilder fallen ihm zu, die Empfindung strömt unaufhaltsam, sehr keusch und innig. Eine gewisse Redseligkeit, ein Schwelgen im Wechsel der poetischen Vergleiche vermag den Eindruck nicht zu stören. Dieser Sänger wird nie hohl, so oft er sich bis an die Grenze der blassen Empfindsamkeit zu verlieren scheint. Die große Epoche des vaterländischen Aufschwungs bewahrte ihn und sein Talent vor dem Leerlauf; sie gab ihm einen Inhalt, und er gab ihn, edel geformt, im lyrischen Gesange zurück.

> Wie mir deine Freuden winken
> Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
> Vaterland, ich muß versinken
> Hier in deiner Herrlichkeit!

Wie oft sind diese Worte an den hohen Tagen der Nation gesungen worden! Wievielen Tausenden, die längst unter dem Rasen ruhen, haben sie das Herz geweitet und bewegt! Wieviele, die nach uns kommen, werden die Mahnung weitertragen:

> Nimmer wird das Reich zerstöret,
> Wenn ihr einig seid und treu!

Aus den Schatzkammern der deutschen Vergangenheit, deren poetischen Reichtum die Frühromantiker ans Licht hoben, gewann Schenkendorf für sich die Idee der Wiederkehr von Kaiser und Reich. Darin unterscheidet er sich von den übrigen Freiheitssängern, daß er unermüdlich als Herold des Reichsgedankens in die Schranken tritt. Zum Turnvater Jahn gewandt, entringt sich ihm das zornmütige Bekenntnis:

> Ich will mein Wort nicht brechen,
> Nicht Buben werden gleich,
> Will predigen und sprechen
> Von Kaiser und von Reich!

Er beginnt übrigens diesen seinen „Erneuten Schwur" ganz unbefangen mit dem berühmten geistlichen Novalis: „Wenn alle untreu werden..."; er scheut auch gelegentlich nicht vor Anklängen an Goethe zurück. Er durfte das ungestraft tun, denn sein eigener Liederton durchdringt jede Verszeile, die er geschrieben hat; er unterscheidet sein Schaffen vernehmlich von den Schlachtgesängen Theodor Körners wie von den männlich-herben Bekenntnissen E. M. Arndts. Keiner von ihnen hätte das beseligende Gefühl für die „Muttersprache" so zart und innig formen können wie Schenkendorf in seinem Liede, das längst, und zwar diesmal ohne die Flügel des Gesanges, zum Volksliede geworden und unsterblich ist.

In wenigen Jahren ist Schenkendorfs beste Liederfrucht gereift. Durch ein Pistolenduell hatte er den Gebrauch der rechten Hand eingebüßt, so konnte er nicht mit der Waffe kämpfen, als er mit den Kameraden ins Feld zog. Um so beschwingter, feuriger und zündender warf er seine Gesänge in alle aufgerührten Herzen. Fast alle Lieder, die sich behauptet haben, sind 1812 bis 1814 entstanden. Auch ein guter Teil seiner religiösen Lyrik fällt in diese überaus produktiven Jahre. Er war fromm von Natur.

Als Schenkendorf 1817 starb, war er gekannt und geliebt, war er zum Besitz der Nation und besonders der nationalen Jugend geworden. Damit war seine poetische Aufgabe erfüllt. Er hätte schwerlich Besseres noch geben können, als er in einem schmalen Bändchen hinterlassen hat. „Wie ein Flötenton verhallen möcht' ich..." ist sein bescheidener Wunsch. Er mochte seinen frühen Tod ahnen. Seine schönsten Lieder sind nicht verhallt, sie klingen immer noch, und ein dankbares Echo im Herzen seines Volkes bleibt ihm gewiß.


J. F. SICHHART
Sebald's
HAARAUSFALL
Auch das bereitet Freude!
Eine Gabe für das Haar, ein Kosmetikum für den Teint wird jeder Dame, jedem Herrn willkommen sein. „Sebalds Haartinktur" und „Sebalds Gesichtswasser" sind aus allerfeinsten und wirksamsten Rohstoffen hergestellt. Es sind „Marken" mit bestem Ruf und Namen — — — und Dinge, die nicht überflüssig, sondern nützlich und brauchbar sind.
SEBALDs HAARTINKTUR
SEBALDs GESICHTSWASSER
Sebald's
GESICHTS-WASSER
SEBALD

Vorwärts—Attacke! Hurra!

Ein Schill-Roman von Hans Lehr

(5. Fortsetzung)

„Lass' mich, Fabe! Alles hängt davon ab; falle ich, dann übernimmt Petersdorf das Kommando!"

Die Leutnants v. Petersdorf und Kayser sehen Schill den Damm betreten, da sind sie auch schon draußen bei ihm. Mit den eigenen Körpern decken sie den Führer. Zu dreien ziehen sie die Bohlen herüber. Neben ihnen klatschen die Kugeln der französischen Schützen ins Moor und in den Dammboden; ein Schnellfeuer peitscht herüber, wie sie es selten erlebt haben. Wie durch ein Wunder gehen sämtliche Schüsse fehl; Schill und die beiden Offiziere kehren unverwundet hinter die Brustwehr zurück.

Schill läßt die letzte Kanone so aufbauen, daß sie den Damm der Länge nach bestreicht. Leutnant Fabe bedient das Geschütz, unterstützt von Infanteristen. Fortlaufend müssen neue Leute an ihre Stelle treten, denn immer werden sie abgeschossen Schweißtriefend und vor Überanstrengung zum Zusammenbrechen erschöpft, lädt und richtet Leutnant Fabe stets wieder das Geschütz mit Kartätschen und feuert Wieder springt Schill selbst in die Bresche, als sich keine Freiwilligen mehr melden; ihm folgen die Leutnants Gruben und Petersdorf.

Schill schleppt eine Kartätsche an die Mündung, da trifft ein gewaltiger Schlag seinen rechten Arm. v Gruben und v. Petersdorf sehen, wie er den heftigen Schmerz verbeißt und die letzte Kraft aufbietet, um die Kartätsche nicht fallen zu lassen. Sie nehmen sie ihm schnell ab.

„Zurück, Schill" bittet v. Petersdorf. „Du bist verwundet!"

„Ach was", knirscht Schill. „Nichts merken lassen; die Leute verlieren den Mut, wenn sie sehen, daß ich verwundet bin!" Nur für kurze Zeit geht er hinter die Brustwehr und läßt sich den Arm verbinden, dann kommt er gleich wieder nach vorn.

Wie die Artillerie, hat auch die Infanterie ununterbrochen gefeuert und die Angreifer, die immer wieder auf den Damm gestürmt sind, abgeschossen Da das Feuer des Feindes nachläßt und er die Berennung nach den riesigen Verlusten vorläufig einstellt, läßt auch sie das Feuer allmählich versickern

Betroffen nimmt Schill das Schweigen wahr. Er will fragen, da erscheint Leutnant v Falkenhayn.

„Rittmeister, die Munition wird knapp", flüstert er. „Die letzten Patronen müssen wir für den Fall eines Sturms zurückbehalten."

Schill starrt den Leutnant an, als verstehe er ihn nicht recht. Munitionsmangel — ?! Das hat gerade noch gefehlt!

„Ich lasse die abkömmlichen Herren zu mir bitten!"

Die Offiziere erscheinen; sie sind ermüdet und teilweise verwundet; ihre Uniformen sind über und über von Erde beschmutzt. Schill will ihnen die Lage darlegen, da erschallen brausende Hurrarufe von der Stadt über das Moor herüber.

„Das ist Dieczelsky!" ruft Leutnant v. Petersdorf.

Mit Schneid und rücksichtsloser Tapferkeit bricht drüben Leutnant v. Dieczelsky mit seinen Reitern in die Reihen der überraschten Infanterie ein; sie hauen nieder, was sich ihnen in den Weg stellt. Die Verwirrung in den französischen Reihen verstärkt sich von Sekunde zu Sekunde.

„Bajonett pflanzt auf! Vorwärts zum Sturm!" ruft Schill und springt als erster von der Brustwehr auf den Damm.

Im Laufschritt bringen die Infanteristen hinter der Kavallerie in die Stadt ein.

Gefangene sagen aus, daß der Überfall von einem französischen Bataillon ausgeführt worden ist. Indes Schill sich mit den Fußtruppen ins Amt geworfen hat, hat Leutnant v. Dieczelsky mit seinen Reitern sich in der Vorstadt und anschließend im freien Gelände hitzig herumgeschlagen. Sie haben sich gesammelt, neu formiert und sind wie ein Donnerwetter über die Belagerer des Amts hergefallen. Als die Infanterie vom Amt aus mit der blanken Waffe stürmt, ist der Tag entschieden. Der Geist des Korps hat sich glänzend bewährt. Trotz der nach der Überrumpelung überaus mißlichen Lage hat kein Mann sich entmutigen lassen. Auch Leutnant v. Brünnow gelingt es, seine versprengte Schwadron im freien Gelände zu sammeln. Als der Straßenkampf am heftigsten tobt, fällt er den Feind in der Flanke an, so daß diesem nichts anderes übrig bleibt, als sich in wilder Flucht hinter das Bruuch von Langkavel zu retten.

„Das war Hilfe im letzten Augenblick; ich danke euch!" sagt Schill, und drückt den Leutnants v. Dieczelsky und v. Brünnow mit der Linken die Hände. Die Rechte kann er vorläufig nicht gebrauchen, da er sie in der Schlinge tragen muß.

„Das war doch selbstverständlich, Rittmeister, daß wir unser Letztes hergaben!" sagt v. Dieczelsky einfach.

Brünnow lacht in seiner unbekümmerten Weise.

„Rittmeister! Ich glaube, so wie heute habe ich in meinem Leben noch nicht geflucht und gewettert, als ich sah, daß meine Kerle sich im ersten Augenblick von der Überraschung verblüffen ließen Na, ich bekam sie wieder in die Hand, und dann machten sie alles gut. Ich habe mir schon Vorwürfe gemacht, daß ich keine Möglichkeit fand, den Franzmännern früher ans Leder zu gehen, doch von meinen hundertundfünfzig Leuten haben nur dreißig Pallasche besessen, die anderen hundertundzwanzig haben mit Lanzen und Knüppeln gekämpft. Ich mußte den Augenblick abwarten, in dem ich feststellen konnte, daß die Herren Franzosen alles andere als eine Attacke aus der Flanke erwarteten."

„Die wackeren Jungens!" sagt Schill gerührt. „Wenn es sein müßte, gingen sie mit Fäusten auf den Feind los. Sage ihnen meinen Dank; ich selbst werde ihn im Tagesbefehl noch besonders aussprechen. Was werden diese Wackeren erst leisten, wenn sie militärisch ausgerüstet sind!"

Leutnant v. Brünnow zwinkert vergnügt mit den Augen.

„Jetzt ist es umgekehrt, jetzt haben hundertundzwanzig Mann Waffen, und nur noch dreißig brauchen bessere Bewaffnung; sie haben die erbeuteten Stücke gleich in Gebrauch genommen!"

24.

Trotz der anfänglich verzweifelten Lage ist dank der Hartnäckigkeit, Kühnheit und Tapferkeit der Reiterei das Gefecht ehrenvoll entschieden worden, doch Schill muß sich gestehen, daß er in der gegebenen Lage keine Aussicht hat, einen derartigen Sieg nochmals zu erringen. Die Truppe ist erschöpft, und, was das Entscheidende ist, sie hat sich bis auf kleine Munitionsreste verschossen. Neue Munition muß von Kolberg herbeigeschafft werden; bis sie eintrifft, können Tage vergehen. Die Stellung von Naugard ist nicht zu halten; der Rückzug auf Greifenberg ist zwingende Notwendigkeit.

Leutnant v. Brünnow hält den Engpaß durch das Langkaveler Bruuch besetzt und beobachtet den Feind. Er stellt fest, daß die Gegend hinter dem Moor von feindlichen Truppen wimmelt daß fortwährend Verstärkungen eintreffen und Artillerie herbeigeschafft wird.

Schills Wunde schmerzt. Er hat aber auch wirklich Pech. Noch sind die bei Auerstädt erhaltenen Verwundungen nicht verheilt, da ist er schon wieder verwundet worden. Der Blutverlust infolge der Nichtbeachtung der Wunde schwächt ihn; dennoch trifft er unter Aufbietung aller Kräfte die nötigen Anordnungen.

Leutnant Fabe erbietet sich freiwillig, die Besatzung zu führen und mit der Behauptung des Platzes den Rückzug zu decken. Die brauchbarsten Gewehre werden eingesammelt und den neunzig Infanteristen übergeben, die das Amt verteidigen sollen Ebenso werden zwei dreipfündige Kanonen mit der noch vorhandenen Munition zurückgelassen, die allerdings nur noch aus ein paar hundert Kugel- und Kartätschenschüssen besteht. Mit der Infanteriemunition steht es leider noch schlechter; sogar die Reiterei muß die letzten Patronen hergeben, um die Besatzung einigermaßen zu versorgen.

Noch in der gleichen Nacht bricht Schill mit dem Korps auf. So schnell wie möglich wird er Munition senden und selbst zum Entsatz zurückkehren. Es regnet; die Wege sind grundlos. Die Truppen sind übermüdet und schlecht bekleidet; sie haben unter den Unbilden des Wetters schwer zu leiden. doch sie beißen die Zähne zusammen und lassen sich, wie immer, nicht unterkriegen.

Leutnant Fabe blickt den Abziehenden nach. Er hängt mit glühender Hingabe an Schill und seinem Kampf. Wenn es sein muß, wird er sich opfern, denn es ist klar, daß, wenn der Feind angreift, es bald aus sein wird mit ihm und seinen neunzig Mann gegen Hunderte. Er atmet tief auf Er ist jung; das Leben läge noch vor ihm. Das Schicksal hat ihm eine schwere Prüfung auferlegt. Er wird sie bestehen. Was kann am Leben eines jungen, unbekannten Artillerieoffiziers liegen, wenn es gilt, dem Feind den Weg zu den Freunden zu versperren, die wiederum die Aufgabe haben, bis zum letzten den Weg nach Kolberg zu sperren. Jeder, der vor dem Feind gestanden hat, kennt das Gefühl würgender Unsicherheit und qualvollen Grauens; Leutnant Fabe bändigt es.

Er schickt eine Patrouille in die Stadt und läßt durch sie dreihundert Mann aufbieten, die die Schanzen verstärken und den mit dem Moor in Verbindung stehenden Graben vertiefen und verbreitern müssen. Eine Kanone wird an der Brustwehr so aufgebaut, daß ihr Feuer den Damm von der Flanke her bestreicht; die zweite hat die Aufgabe, den Damm der Länge nach zu beschießen.

Statt der dreihundert Schanzarbeiter treffen nur fünfzig ein. Es regnet in Strömen; ständig erlöschen die Fackeln. Die Schanzarbeiter benützen die günstigen Umstände und verschwinden.

Noch einmal muß eine Patrouille in die Stadt gehen. Diesmal müssen die Schanzarbeiter geschlossene Laternen mitbringen; unter Aufsicht von Unteroffizieren wird mit Hochdruck gearbeitet.

Morgens mustert Fabe die Mannschaft; sie besteht aus fünfzig Schützen und vierzig Infanteristen; für die Bedienung der Geschütze stehen ein Unteroffizier und acht Mann zur Verfügung.

Der Hälfte der Leute befiehlt er zu ruhen; die zweite Hälfte schickt er unter Führung von Unteroffizieren in die Stadt mit dem Befehl, die Tore zu schließen, Wachen auszustellen und Beobachtungsposten nach dem Bruuch von Langkavel vorzuschieben. Bei Annäherung des Feindes soll sofort geschossen und Lärm geschlagen werden, damit alle sich in größter Eile ins Amt zurückziehen können. Unnütze Plänkeleien sind verboten; jeder bekommt nur drei Patronen mit auf den Weg.

Wird der Feind kommen? Fabe friert in der nassen Uniform nach der zweiten Nacht, in der er so gut wie keinen Schlaf gefunden hat. Er schlägt den Mantelkragen hoch, geht die Befestigungen ab und prüft die Gesichter der schlafenden Mannschaften.

In der Ferne fallen Schüsse.

Alarm!

Die aus der Stadt zurückkehrenden Leute melden, daß der Feind in unübersehbarer Stärke anrücke.

„Das kann doch nicht stimmen!" antwortet Fabe betroffen und zweifelnd. „Es kann sich doch höchstens um ein Regiment handeln!"

Der nächste Unteroffizier, der aus dem Langkaveler Bruuch zurückkehrt, meldet ebenfalls heiser vor Erregung, er hätte ein Kavallerieregiment, sechzehn Geschütze und wohl viertausend Mann Infanterie festgestellt.

Fabe erbleicht. Woher kommt dies Korps? Ist es im geheimen zusammengezogen worden, um Kolberg zu berennen? Dann war Schills gestriger Kampf doppelt wichtig — —, dann steht er — — auf verlorenem Posten.

Er läßt einen leichtverwundeten Mann kommen und übergibt ihm die schriftliche Meldung an Schill.

„Sie nehmen eines der Artilleriepferde und reiten, so schnell Sie können, nach Greifenberg und übergeben diese Meldung Rittmeister v. Schill persönlich. Verstanden?!"

„Zu Befehl, Herr Leutnant!"

Fabe blickt ihm fest in die Augen.

„Reiten Sie gut; Sie retten sich damit das Leben!"

25

Wo bleiben nur die Schützen die in die Stadt geschickt worden waren? Nur einzelne kehren zurück. Sie haben den Feind kommen sehen und sich befehlsgemäß zurückgezogen; von den Kameraden wissen sie nichts; ob sie abgefangen worden sind? Es kommt keiner der Leute

Digitized by Google

mehr zurück; statt ihrer werden zwischen den Häusern die ersten französischen Uniformen sichtbar.

Fabe zählt die Köpfe seiner Streitmacht. Einundvierzig Mann stehen an der Brustwehr. Er läßt die Patronen verteilen. Die Leute blicken ihn betroffen an, als jeder nur sechs oder sieben Schüsse erhält. Damit werden sie nicht viel ausrichten können.

Die Köpfe sinken. Fabe schärft den Unteroffizieren ein, die Stärke des Feindes nicht zu verraten. Er läßt Kommißbrote und Branntwein verteilen; es ist ein verzweifeltes Mittel zur Hebung der Stimmung, doch es hilft wenigstens über die stärkste Beklemmung hinweg.

Aus den Häusern der Vorstadt fallen die ersten Schüsse. Fabe geht die Brustwehren ab und prüft die Aufstellung der Leute. Sieben Mann haben keine gebrauchsfähigen Gewehre; er schickt sie als Handlanger an die Geschütze. Aufs energischste befiehlt er, nicht eher zu feuern, als bis der Feind sich dem Dammdurchstich nähert.

Das feindliche Schützenfeuer verstärkt sich. Mehrere Leute brechen tot oder verwundet zusammen. In der Erregung vergißt ein Teil der Mannschaft den strengen Befehl und feuert, bis Fabe von neuem Einhalt gebietet.

Die ersten Gruppen sammeln sich drüben und gehen auf den Damm vor. Wohlgezielte Kartätschenschüsse werfen sie ins Moor. Der Feind sieht die Zwecklosigkeit dieser Bemühungen ein und baut seine Artillerie gut gedeckt auf. Zwölf- und sechzehnpfündige Kanonen sowie zwei Haubitzen werfen ihre eisernen Ladungen mit unheimlicher Regelmäßigkeit gegen die Front der alten Burg.

Mit Erbitterung im Herzen muß Fabe mit ansehen, wie ihm die Verschanzungen Stück für Stück zusammengeschossen werden. Da er nur selten schießt, glaubt der Feind wiederholt, den Widerstand gebrochen zu haben; sobald jedoch seine Kolonnen den Damm betreten, wirft Fabe ihnen einen mit peinlicher Genauigkeit gezielten Kartätschenhagel entgegen, so daß die Angreifer, soweit sie nicht tot oder verwundet zusammenbrechen oder ins grundlose Moor fallen, wie von Teufeln gehetzt fliehen.

Der feindliche Kommandant faßt den Entschluß zum entscheidenden Sturm. Er kann sich denken, wie schwach die Besatzung ist und erträgt es nicht länger, sein tausendfach überlegenes Korps von einer Handvoll schlecht ausgerüsteter Preußen aufgehalten zu sehen.

Fabe steht an der Kanone, die den Damm der Länge nach bestreicht. Er sieht, wie die Mannschaften unruhig werden und die seelische Beanspruchung des kalten, gegenwehrlosen Abwartens kaum mehr ertragen. Er bleibt ruhig und erteilt erst die Feuererlaubnis, als die feindliche Sturmkolonne am Durchstich angelangt ist und versucht, mit Bohlen und Brettern einen Steg zu legen.

Die Kugel, auf die noch eine Kartätsche gesetzt worden ist, donnert aus dem Rohr und fegt in den Männerhaufen auf dem Damm. Gellende Schreie antworten und grauenvolles Stöhnen. Sofort folgt die zweite Ladung; die dritte warten die Überlebenden nicht mehr ab, sondern fliehen im Sturmschritt vom Damm.

Der feindliche Kommandeur tobt. Zwei-, dreimal treibt er seine Kolonnen wieder auf den Damm vor, doch jedesmal bricht der Sturm am Dammdurchstich unter dem wütenden Kartätschenhagel der Besatzung zusammen.

Übernächtig, frierend und hungrig harrt Fabe an den Geschützen aus. Auch die Mannschaft ist erschöpft, doch sie hält stand mit zusammengebissenen Zähnen.

Es ist Fabe eine grimmige Genugtuung, daß es Mittag geworden ist und Schill mit dem Korps bereits einen Vorsprung von zwölf Stunden gewonnen hat, der zur Rettung wohl ausreicht.

Von den Artilleristen ist die Hälfte gefallen oder kampfunfähig; Fabe kann nur noch das Geschütz am Walltor bedienen lassen.

Niedergedrückt stehen die Infanteristen hinter den Brustwehren; die wenigen Patronen, die sie noch besitzen, müssen für den äußersten Notfall aufbewahrt werden; die Mannschaften sind tatenlose Zuschauer des Gefechts zwischen der letzten Kanone und der feindlichen Infanterie und Artillerie. Sie müssen mit ansehen, wie die Kameraden im feindlichen Feuer zusammenbrechen, ohne das seelische Gleichgewicht durch Erwiderung des Feuers aufrecht erhalten zu können.

„Dieser Kampf ist doch sinnlos, Herr Leutnant!" schreit einer. „Geben Sie uns wenigstens Patronen, damit wir uns wehren können. Das ist ja nicht mehr zum aushalten!"

Fabe sieht, daß der Mann am Ende seiner seelischen Kräfte angelangt ist; er fordert nicht mit der Strenge der Befehlsgewalt blinden Gehorsam, sondern legt dem Mann die Hand auf die Schulter und deutet auf das Bajonett.

„Unter den gegebenen Umständen leistet eine Kartätsche mehr als hundert Gewehrkugeln vermöchten. Das siehst du doch selbst, Kamerad? Ja?! Solange wir also noch Kartätschen haben, ist es besser, ihr schießt nicht; wenn es zum Kampf Mann gegen Mann geht, dann drauf mit dem Bajonett und den Feind von der Brustwehr ins Wasser und ins Moor geworfen! Ist das die richtige Taktik?"

Der Infanterist bejaht und nimmt beruhigt seinen Posten an der Brustwehr wieder ein. Einer ruft:

„Wir sind stolz darauf, daß wir paar Kerle unter Führung unseres hochverehrten Herrn Leutnants die ganze Gesellschaft dort drüben lahm legen. Herr Leutnant Fabe hurra, hurra, hurra!" Drei Dutzend Kehlen stimmen ein.

Fabe dankt lächelnd.

„Also den Mut behalten, Kameraden! Aushalten! Der Rittmeister kommt zurück und entsetzt uns. Und bis dahin halten wir stand, koste es, was es wolle!"

Die Sonne hat den höchsten Stand bereits weit überschritten. Der Kampf geht ununterbrochen weiter. Immer wieder stürmen feindliche Kolonnen auf den Damm, und ebenso oft zerschmettert Fabes Kartätschenfeuer den Sturm. Nur noch zwei Artilleristen bedienen mit ihm das letzte Geschütz; alle anderen Bedienungsmannschaften sind gefallen.

Noch drei Kugeln und drei Kartätschen sind vorhanden; das Ende, die bittere Entscheidung ist nahe.

Wieder einmal erscheint ein feindlicher Parlamentär am Dammdurchstich und verlangt unter Hinweis auf die gewaltige Übermacht die Übergabe des Platzes. Immer wieder hat Fabe entschlossen und eisig erwidert, und auch jetzt erteilt er die gleiche Antwort:

„Sagen Sie Ihrem Kommandeur, daß hier Preußen kämpfen!"

„Angesichts Ihrer tapferen Haltung bietet mein Kommandeur zum letztenmal freien Abzug mit Waffen an!"

Fabe klettert auf die Brustwehr.

„Ich danke Ihrem Kommandeur; alle weiteren Verhandlungen sind zwecklos! Ich halte diesen Platz!"

„Dann muß mein Kommandeur Ihnen jeden Pardon versagen!"

Fabe zuckt die Achseln, antwortet nicht und springt hinter die Brustwehr.

Gardefüsiliere stürmen jetzt. Ihr Oberst Boyer stellt sich selbst an die Spitze. Die vordersten Leute tragen Bohlen und Bretter zum Überbrücken des Dammdurchstichs. Wild verstärkt sich das feindliche Schützen- und Artilleriefeuer; unaufhörlich schlagen Kugeln in die Verschanzungen ein und brechen Brustwehrstücke zusammen.

Ein Kartätschenschuß mit daraufgesetzter Kugel schmettert die vordersten Rotten nieder; sofort drängen neue nach, bemächtigen sich der Bohlen und schleppen sie weiter. Auch sie schmettert ein Kartätschenschuß nieder, ebenfalls die nächsten Rotten, die an die Stelle der Gefallenen treten. Tobend treibt Oberst Boyer seine Leute vorwärts.

Fabes Kanone schweigt; die letzte Kartätsche ist verschossen. Langsam, wohlgezielt trommelt das Feuer der Schützen. Fürchterlich wütet es in den Reihen der Angreifer, doch es sind ihrer zuviele. An die Stelle eines Gefallenen treten zwei Ersatzleute. Die Bohlen werden über den Durchstich geworfen. Mit lauten Hochrufen auf den Kaiser der Franzosen erklimmen die Stürmenden die Trümmer der Brustwehr.

Fabe verschießt seine letzten Pistolenkugeln und wehrt sich mit dem Säbel in der Faust. Die wenigen noch lebenden Verteidiger führen das Bajonett zu blutiger Arbeit. Es ist vergeblich. Zwei Dutzend noch so tapfere Infanteristen können sich auf die Dauer nicht gegen ein stürmendes Regiment halten.

Die Überlebenden drängen Fabe mit ins Amtshaus zurück. Den Säbel in der Faust, an eine Wand gelehnt, erwartet er sein Schicksal.

Die Jubelschreie der Stürmenden hallen herein. Die Tore werden aufgebrochen, die Fenster eingeschlagen; ein Kugelregen peitscht in die Zimmer; was die Kugeln nicht vermögen, vollenden Säbel und Bajonett.

Im verzweifelten Kampf erhält Fabe einen Säbelhieb in den Nacken und bricht zusammen; mehrere Gardefüsiliere heben die Gewehre, um die Bajonette in seinen Körper zu stoßen. Oberst Boyer fällt ihnen in den Arm.

„Halt!"

„Sind Sie der Kommandeur?" fragt er Fabe.

Fabe arbeitet sich taumelnd hoch; er erkennt den französischen Oberst.

„Jawohl!" antwortet er.

„Sie haben uns fünfhundert Leute zusammengeschossen!"

Fabe zuckt grimmig die Achseln.

„Ich hatte meinen Befehl auszuführen! Ich sehe, ich hatte Erfolg!"

„Wohin sind Ihre Leute geflohen?"

Fabe lächelt schmerzlich.

„Geflohen ist keiner von uns. Was nicht gefallen und von Ihren Leuten unnützerweise niedergemacht worden ist, steht hier vor Ihnen: Ein Offizier und drei Mann!"

„Wie stark waren Sie?"

„Zählen Sie die Toten! Fünfzig Mann und zwei Kanonen!"

Oberst Boyer wirft einen Blick durch das Fenster und den Raum auf die vier Dutzend Toten. Erschüttert nimmt er den Dreispitz ab und erweist die Ehrenbezeigung. Sein strenges Soldatengesicht ist noch von schwerem Ernst erfüllt, als er sich umwendet.

„Sie wußten, daß wir Ihnen tausendfach überlegen waren?"

„Jawohl!"

Unwillkürlich wiederholt Oberst Boyer die Ehrenbezeigung. Er ruft einen Leutnant herbei.

„Ich wünsche, daß dieser Offizier und die drei Gefangenen gut behandelt werden. Sorgen Sie für ärztliche Behandlung!"

Fabe verneigt sich in stummem Dank.

„Sie geben mir Ihr Ehrenwort, daß Sie nicht fliehen werden?"

Fabe schüttelt entschlossen den Kopf.

„Ich danke Ihnen dafür, Herr Oberst, daß Sie mir eine würdige Behandlung verschaffen. Das geforderte Ehrenwort kann ich nicht geben."

„Wohin hat Ihr Kommandeur v. Schill sich zurückgezogen?"

Fabe zuckt die Achseln und schweigt.

Oberst Boyer ist alter Kriegsmann. Die Härte des Kriegs hat seine Ritterlichkeit nicht verschüttet. Er fragt nichts mehr, sondern nickt, als hätte er keine andere Antwort als Schweigen erwartet.

26.

Leutnant Fabe wird zu General Teulié, dem Kommandeur des französischen Korps gebracht. Auch er sieht sich den jungen Offizier genau an. Er streicht den ergrauten Schnurrbart und nickt anerkennend.

„Verwundet?"

„Jawohl, Herr General, Säbelhieb im Nacken."

„Schlimm?"

„Nein, nur Fleischwunde."

„Sie sind also ein Führer dieser rebellischen Bauernhorde?"

„Ich protestiere, Herr General! Wenn meine Leute infolge des Mangels an Waffen und Ausrüstungen auch nicht wie Soldaten aussehen, so sind sie doch Truppen Seiner Majestät des Königs von Preußen unter Führung des Freikorpskommandeurs Rittmeisters v. Schill!"

Gegenüber dem Nachdruck der Worte Fabes ziehen die Brauen des Generals sich verstimmt zusammen, doch ein Blick in das Gesicht des kühnen Offiziers lockert seinen Unmut.

„Gut!" antwortet er kurz. „Sie gehen als Kriegsgefangener nach Frankreich!" Prüfend blickt er in Fabes Gesicht, um den Eindruck seiner Worte festzustellen, doch Fabe zuckt unberührt die Achseln. Bedächtig fährt der General fort:

„Mein Kaiser liebt tüchtige Offiziere; er ist großzügig; den Befähigten stehen ohne Rücksicht auf Alter, Staatszugehörigkeit und Abstammung die höchsten Dienststellen offen."

Fabe blickt verwundert und verständnislos.

„Treten Sie in den Dienst meines Kaisers ein!" fährt der General mit Betonung und einem Anflug von Liebenswürdigkeit fort.

„Ich soll gegen mein Vaterland kämpfen?" braust Fabe auf.

Der General schüttelt den Kopf.

„Das ist nicht nötig; Sie können auch gegen Spanien, Österreich oder Rußland kämpfen, wie Sie wollen."

Fabe hat sich gefaßt; er schüttelt energisch den Kopf.

„Ich bin preußischer Offizier, Herr General. Mehr brauche ich wohl nicht zu sagen."

„Wie Sie wollen, aber überlegen Sie sich meinen Vorschlag!"

„Ein Fluchtversuch ist zwecklos", sagt auf dem Weg zum Zimmer im ersten Stock der Adjutant verbindlich und mit der Achtung des Soldaten, die vor der Tapferkeit keinen Unterschied zwischen Freund und Feind macht.

Fabe zuckt schweigend die Achseln. Er setzt sich und stützt den Kopf in die Hände. Die Blutopfer sind nicht vergebens geflossen. Schill hat das Korps retten und die Festung vom Anmarsch der Armee Teulié in Kenntnis setzen können. Er selbst sitzt jetzt hier als Gefangener mit der Aussicht, nach Frankreich verschleppt zu werden. Tatenlos wird er aus der Ferne dem Kampf der Kameraden zusehen müssen. Er darf sich nicht niederdrücken lassen; er darf die Welt nicht von seinem Einzelschicksal aus betrachten. Er hat dem


GARGOYLE
Mobiloel
Arctic
das Winteroel
echt und rein
„Fabrikgeschlossen"
in der 1 Liter
Trichter-Kanne
Die Trichter-Kanne darf nur verschlossen und mit unversehrter Gargoyle Schutzmarke im Plombenverschluß angeboten werden
Arctic
startet sicher
schmiert immer
GARGOYLE
Mobiloel
Arctic
DEUTSCHE VACUUM OEL AKTIENGESELLSCHAFT

Vaterland einen großen Dienst geleistet; wenn er jetzt vom Kampfplatz abtreten muß, so muß er sich mit dem Bewußtsein bescheiden, daß er seine Pflicht getan hat. Aber muß er dann abtreten? Ob sich nicht vielleicht eine Gelegenheit zur Flucht finden wird?

Vom Fenster aus beobachtet er das Kommen und Gehen der Stabs- und Frontoffiziere. Das Städtchen liegt voll Militär; von hier aus wird an ein Entkommen nicht zu denken sein.

Achtundvierzig Stunden lang hat er im Feuer gestanden und so gut wie keinen Schlaf gefunden. Er ist völlig erschöpft. In dieser Umgebung nach einem Ausweg zu suchen, hat vorläufig keinen Zweck. Er wirft sich aufs Bett und schläft sofort ein.

Als er erwacht, ist es dunkel im Zimmer. Allmählich erst wird ihm die Lage wieder klar. Auf dem Tisch findet er das Abendbrot; der Posten hat es, da er ihn schlafend fand, einfach auf dem Tisch stehen lassen. Fabe ißt mit Heißhunger. Wann hat er eigentlich den letzten Bissen zu sich genommen? Er hatte das Essen völlig vergessen. Es schmeckt ihm; er fühlt, wie die Kräfte zurückkehren.

Im Haus und auf dem Marktplatz ist es still. Vorsichtig legt Fabe die Hand auf die Klinke; leise öffnet er die Tür. Gegenüber sitzt der Posten auf dem Boden; das Gewehr ist ihm auf die Knie gesunken; er hat wohl beobachtet, daß der Gefangene fest eingeschlafen ist, hat es sich etwas bequem gemacht und ist darüber eingeschlafen.

Leise schließt Fabe die Tür, und ebenso leise tastet er sich zum Fenster und öffnet es spaltbreit. Der Raum vor dem Haus ist schwach beleuchtet; zwei Posten wandern schläfrig auf und ab. Aus dem Zimmer des Generals fallen Lichtstrahlen.

Wie, wie hinauskommen? Fabe zermartert sich den Kopf. Ob es eine Hintertür gibt? Wohl kaum; wenn doch, so wird bestimmt auch vor ihr ein Posten stehen; unbemerkt kann er das Haus also nicht verlassen.

Hufschläge ertönen. Ein Offizier kommt angejagt, pariert vor dem Haus, steigt ab und tritt auf die Tür zu; die beiden Posten kreuzen die Gewehre.

„Parole?!"

Fabe preßt das Ohr an den Spalt und sammelt die ganze Geisteskraft im Gehör.

„Lyon et Mortier!" antwortet der Offizier. Scheinbar ist er ärgerlich darüber, daß er inmitten der Armee, im Hauptquartier, die Parole abverlangt bekommt; er spricht deshalb unwillkürlich lauter als er es unter anderen Umständen wohl getan hätte.

„Lyon et Mortier!" wiederholt Fabe aufatmend. Einige Minuten wartet er noch, dann betritt er leise, aber entschlossen den Flur. Erwacht der Posten, dann wird er sagen, daß er austreten müsse. Doch der Mann ist gut im Zug und schnarcht weiter.

Kein Offizier oder Soldat ist im Treppenhaus zu sehen; die meisten werden schlafen, und die diensttuenden Adjutanten und Stabsoffiziere halten sich wohl im Vorzimmer auf.

Am Haken hängen Degen, Offiziersumhänge und breite Dreispitze; ohne zu zögern bedient sich Fabe. Das Herz dröhnt ihm zum Hals hinauf; wenn sich jetzt die Tür des Vorzimmers öffnet, wird er gefaßt werden. Zwei-, dreimal atmet er tief auf, dann schreitet er sicher die Treppen hinab. Wie erwartet, halten die beiden Posten ihn für den eben angekommenen Offizier. Sie kümmern sich nicht um ihn, sondern trotten müde und frierend den vorgeschriebenen Weg ab.

Fabe kümmert sich ebenso wenig um sie, geht auf das Pferd zu, klopft ihm den Hals, um einem beunruhigten Wiehern des Tieres zuvorzukommen, und schwingt sich auf. Um kein Aufsehen zu erregen, reitet er gemächlich über den Marktplatz; erst in der Seitenstraße verstärkt er das Schrittmaß. Am Pyritzer Tor wird ihm die Parole abverlangt. Er antwortet prompt und unbefangen. Das Tor wird geöffnet; er sprengt in die Dunkelheit.

Hundert Meter vom Tor entfernt hält er an. Die gewaltige Spannung lockert sich. Trotz der Kälte der Februarnacht steht ihm nach der Erregung der Schweiß auf der Stirn. Er trocknet die Perlen und atmet tief und befriedigt die klare und kalte Winterluft ein.

Bis hierher ging alles gut; es muß auch weiterhin klappen; vorwärts!

In weitem Bogen umreitet er die Stadt. Mehrmals stößt er auf Vorposten und Feldwachen. Kühn verlangt er dann in französischer Sprache die Parole ab, als habe er Rondedienst.

Als er sicher ist, daß er die Straße gewonnen hat, die über Plathe nach Greifenberg führt, läßt er das Pferd weit ausgreifen.

Die Rückwirkung nach den Anstrengungen, Entbehrungen und Erregungen dieser Tage überfällt ihn; die Wunde schmerzt. Dennoch lacht er befreit auf. General Teulié wird Augen machen, wenn er hört, daß der Vogel ausgeflogen ist. Nein, es ist nichts mit dem Abtransport nach Frankreich, Herr General! Das Vaterland braucht jeden Mann; er, Leutnant Fabe, ist nach kurzer Außergefechtsetzung wieder zur Stelle.

28.

In Nacht, Nebel, Regen und Kälte ist Schill mit dem Korps nach Greifenberg marschiert. Gegen Morgen hat der ferne Kanonendonner ihm verkündet, daß der Angriff auf das Amt begonnen hat. Er schickt in fiebernder Eile Leutnant v. Blankenburg mit der gesamten in Greifenberg vorhandenen Munition ab; er soll versuchen, sie Fabe zuzustellen. v. Blankenburg kehrt unverrichteter Dinge zurück; Naugard ist in weitem Umkreis abgeriegelt; es war nicht mehr möglich, an das Amt heranzukommen.

Kurz darauf trifft Fabes Meldereiter ein; in maßlosem Staunen nimmt Schill von der Stärke der Angreifer Kenntnis. Selbstverständlich gibt er die Meldung sogleich nach Kolberg weiter.

Das Herz krampft sich zusammen, wenn er an den tapferen Fabe und seine braven Leute denkt. Fabe wird das Amt so lange wie möglich halten, auch gegen einen tausendfach überlegenen Gegner. Ohne Zweifel ist sein Schicksal besiegelt. Es ist bitter, einen solch wertvollen Menschen, zuverlässigen Freund und entschlossenen Offizier zu verlieren. Und er selbst muß hier in Greifenberg stehen und ohnmächtig sich den fortschreitenden Untergang vor Augen halten. Selbst wenn er Munition hätte, könnte und dürfte er angesichts der ungeheuren Übermacht keinen Versuch zum Entsatz unternehmen.

Er darf nicht rückwärts blicken; gebieterisch fordert die Lage seine Aufmerksamkeit für die Gegenwart und Zukunft; das ist hartes und unerbittliches Kriegsgesetz.

Unter den bestehenden Verhältnissen sind Plathe und Greifenberg nicht zu halten. Notgedrungen muß er sich auf Kolberg zurückziehen. Die Brücke über die Rega läßt er sprengen und in der Gegend von Neubrück Stellung hinter dem Kreyerbach beziehen.

Dort angelangt, vermag er sich kaum mehr aufrecht zu halten. Seine Augen sind vor Überanstrengung entzündet, seine Kräfte aufgebraucht; das Wundfieber überfällt ihn wieder.

Er übergibt Leutnant v. Petersdorf den Befehl. Seine Offiziere wollen ihn im Wagen nach Kolberg transportieren lassen; er wehrt energisch ab. Solange er noch einigermaßen bei Besinnung ist, wird er reiten. Poppe soll ihn begleiten. Er hat Übung auf diesem Gebiet, und ihm kann er sich anvertrauen.

In der Nähe des Gutes Haselei hält Schill das Pferd an.

„Reit hinüber, Poppe; ich will die Damen nicht damit in Verwirrung bringen, daß

ich nun neben dem Kopf auch noch den Arm verbunden habe. Sag Wurdzack, daß es hohe Zeit ist, nach Kolberg aufzubrechen. Er soll die Damen von mir grüßen und, wenn er in Kolberg eingetroffen ist, sich bei mir sehen lassen."

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!" erwidert der Wachtmeister und sprengt los.

28.

Als Leutnant Fabe bei den preußischen Vorposten anlangt, will man ihn gefangen nehmen. Er gibt sich zu erkennen und wird von den Offizieren und Mannschaften freudig begrüßt.

Nach dem Bericht an Leutnant v. Petersdorf reitet er gleich weiter, um sich bei Schill zurückzumelden. Schill blickt ihn an, als sähe er einen Geist vor sich auftauchen.

„Fabe, wahrhaftig, Fabe, du bist es!" Er zittert vor Erregung und Rührung, als er den tapferen Waffengefährten umarmt. Immer wieder blickt er dem Verlorengeglaubten in die Augen; erst muß der Kamerad sich stärken und es sich bequem machen, als sei er im Hause eines Bruders, ehe er ihm zu erzählen gestattet.

Gespannt und ergriffen lauscht er dem Bericht über den Kampf, den Untergang der Besatzung des Amts und die Flucht.

„Brav, Fabe! Sehr brav! Ich danke dir! Hättest du diesen verzweifelten Kampf nicht geführt, dann wäre das Korps ohne Zweifel vernichtet worden und Kolberg hätte den Feind überraschend auf den Hals bekommen. So können wir unsere Abwehrmaßnahmen noch in Ruhe treffen. Ich werde Seiner Majestät über diesen Heldenkampf berichten!"

Kurze Zeit später ist es Schill eine hohe Freude und Genugtuung, Fabe im Auftrag des Königs den Orden Pour le mérite umzulegen.

*

General Teuliés Armee überflutet, verstärkt durch Truppen des Korps Mortier, die Provinz Pommern. Vor der gewaltigen Übermacht muß Schill sein Korps auf Kolberg zurückziehen. Er besetzt das Gelände, das sich in weitem Halbkreis vom linken Persantheufer bis an die Ostsee beim Kolberger Deep, einer Landbrücke zwischen Meer und Sümpfen, erstreckt.

*

Die Folgen der Verwundung sind unangenehmer, als Schill erwartet hat; mehrmals durchbricht er die ärztlich verordnete Schonung, doch das Versagen der Kräfte zwingt ihn immer wieder ins Zimmer zurück.

Als Wurdzack erscheint und ihm meldet, die Damen v. Rüchel seien eingetroffen und würden mit dem zufällig in zwei Stunden abfahrenden Schiff nach Königsberg reisen, zwingt er sich trotz aller Beschwerden zum Ritt an den Hafen.

Die Schwester und die Töchter des Generals schütteln ihm die Hand.

„Herzlichen Dank dafür, Herr v. Schill", sagt die Schwester, „daß Sie uns zeitig benachrichtigt haben. Der brave Wurdzack hatte, wie sich herausgestellt hat, schon alles zur Abreise vorbereitet. Nun werden wir also nach Königsberg reisen

(Fortsetzung folgt)

Graf Carl v. Klinckowstroem:

Was wissen wir von der Kultur der alten Germanen?

Lange Zeit stellte man sich die alten Germanen als in Felle gekleidete langbärtige Barbaren vor, die auf der Bärenhaut faulenzten und immer noch eins tranken; die in ihren Urwäldern in Höhlen oder primitiven Hütten hausten, sich hauptsächlich von Wildbret, Milch, Wildobst, Eicheln usw. nährten und überhaupt etwas rauhen Sitten huldigten. Dieses Bild, das man aus einigen Stellen der Schilderung in des Tacitus „Germania“ (98 nach Chr.) herausgelesen zu haben glaubte, ist nicht zutreffend. So schätzbar das Werk des römischen Historikers als die hauptsächliche literarische Quelle über das alte Germanien auch ist, in manchen Punkten wird er geirrt haben, ganz abgesehen von der notwendigen Lückenhaftigkeit seiner Darstellung. Tacitus schrieb ja auch nicht aus eigener Anschauung, sondern verdankt seine Nachrichten römischen Verwaltungsbeamten und Offizieren, die keine ethnographischen Forscher waren.

Zum Glück stehen uns noch andere Quellen für unser Wissen über die „alten Germanen“ zur Verfügung. Die germanische Altertumskunde nämlich hat uns immerhin schon so viel über das kulturelle Leben unserer Altvordern vor 2000 und mehr Jahren an die Hand gegeben, daß wir das in mancher Hinsicht einseitige Buch des Tacitus ergänzen und richtigstellen können. Vor allem hat die vorgeschichtliche Archäologie gezeigt, daß schon der Mensch der jüngeren Steinzeit, der Neolithik, das ist rund 2—3000 Jahre vor Tacitus, in Mitteleuropa kein nomadisierender Barbar mehr war. Die Ausgrabungen zahlreicher Pfahlbausiedelungen am Bodensee und an anderen Seen haben uns ein ziemlich lückenloses Bild einer mehr als zwei Jahrtausende umspannenden Kulturentwicklung von der Steinzeit bis an den Beginn der europäischen Eisenzeit heran (zirka 1000 vor Chr.) geliefert. Und auch sonst haben in deutscher Erde zahlreiche Bodenfunde in vorgeschichtlichen Gräberfeldern, ferner Reste von Siedelungen und Depotfunde die germanische Vorgeschichte weitgehend aufgehellt. Diese Ergebnisse bieten im allgemeinen eine gute Übereinstimmung mit der literarischen Überlieferung über die Verbreitung der germanischen Stämme wie auch sonst über manche Einzelheit, und was diese stummen Zeugen nicht verraten können, wie die von Tacitus den Germanen nachgerühmte Sittenstrenge, ihr Kampfesmut, ihre Gastfreundschaft usw., das rundet das Gesamtbild so ab, daß wir uns schon eine lebendige Vorstellung von ihrem Leben und Treiben zu machen vermögen.

Über den Ursprung und die Herkunft des Ur-Indogermanenvolkes, von dem sich zur Zeit der großen indogermanischen Völkerwanderung, d. h. zwischen 2500 und 2000 vor Chr., die Germanen ebenso wie die Kelten, die Griechen und die Italiker abgespalten haben, sind die Ansichten der Vorgeschichtsforscher geteilt. Gustav Kossinna, der 1932 verstorbene hervorragende Erforscher des germanischen Altertums, glaubt die Nord-Indogermanen mit den sog. Kjökkenmöddingerleuten identifizieren zu können, die zur Zeit der mittleren Steinzeit, d. h. etwa 6—7000 Jahre vor unserer Zeitrechnung, an dänischen und insbesondere an jütischen Küstenstrichen ihre großen Abfallhaufen an Austern- und Muschelschalen hinterlassen haben und bei denen wir die ersten Anfänge der Töpferei, ferner das älteste gezähmte Tier: den Hund, und das erste für Schäftung gelochte Steinbeil finden. Gegen diese Auffassung läßt sich allerhand einwenden, namentlich die Tatsache, daß in allen indogermanischen Sprachen der gleiche Wortstamm für das Pferd vorkommt, das als Haustier in Mitteleuropa nicht vor der Bronzezeit auftritt. Das Wildpferd aber ist ein Steppentier, dessen erste Zähmung vermutlich nicht im waldreichen Mitteleuropa der Nacheiszeit erfolgt ist und somit auf eine osteuropäische oder asiatische Herkunft und mithin auch spätere Einwanderung der Nord-Indogermanen deutet. Als das Stammland der Germanen sind die Gebiete der südlichen Ostsee — Schonen, Halland, Westgötland, die dänischen Inseln, Nordostdeutschland — anzusehen. Von dort her haben sie sich im Verlaufe der Bronzezeit über die Elbe westwärts und nach Nordwestdeutschland verbreitet und in zahlreiche Stämme gespalten.

Die Germanen besaßen nach Tacitus große Viehherden. Die Viehzucht ist eine Errungenschaft der späteren Neolithik. Wir finden das Rind, aber auch Schaf,

Ziege und Schwein. Von dem gezähmten Pferde, das bei den Germanen der Urzeit eine große Rolle spielte, war schon die Rede. Es ist in Nord- und Mitteleuropa zuerst nachzuweisen — der Orient lernte es viel später kennen. Bemerkenswert ist, daß der Hufbeschlag mit Nägeln in vorrömischer Zeit bei den Kelten wie auch bei einzelnen Germanenstämmen, z. B. den Alemannen, in Gebrauch war. Erfinder des Hufbeschlags sind vermutlich die Kelten, die als Metalltechniker und Schmiede Hervorragendes leisteten. Die Römer haben dann auf dem harten Boden nördlich der Alpen den Hufbeschlag übernommen.

Und auch auf einem anderen Gebiete haben die Römer von den Germanen lernen können. Während nämlich die Römer über den Hakenpflug nicht hinausgekommen sind, der den Boden nur ritzt, nicht aber die Schollen umwendet, besaßen die Germanen zum Teil den Räderpflug mit breiter Pflugschar. Mindestens für die Bewohner Rätiens ist uns dies unter den mannigfachen Pflugtypen, denen wir bei den Germanen begegnen, von Plinius in seinem enzyklopädischen Werk „Naturgeschichte" bezeugt, das um 77 nach Chr. vollendet wurde. Im nördlichen Deutschland wurden schon zur jüngeren Steinzeit Weizen, Hirse und die sechszeilige Gerste angebaut, Kulturpflanzen, die wir auch in den schweizerischen Pfahlbauten wiederfinden. Bohne, Hafer (der die Hirse verdrängte), Spelz und Roggen verbreiteten sich erst in der Bronze- und frühen Eisenzeit über Mitteleuropa und Nordeuropa. An Obst kannten die alten Germanen außer Beerenfrüchten die wilde Kirsche, die Pflaume, Nüsse und bereits einen veredelten Apfel. Daß sie den aus Honig gegorenen Met tranken, ist allbekannt. Aber daß sie auch schon drei Sorten Bier kannten, erscheint überraschend: nämlich ein leichtes Weißbier, ein Lagerbier und ein schweres Bier, das Tacitus erwähnt. Der Hopfen war ihnen freilich noch unbekannt. Das dabei verwendete Braugetreide waren der Emmerweizen und die Gerste.

Während die Pfahlbausiedler schon zur jüngeren Steinzeit den Flachs kultivierten, ihn mit der Spindel verspannen und das gewonnene Garn am Webstuhl kunstvoll zu verweben verstanden, bevorzugten die Germanen die Wolle. So fand man in einem jütischen Baumsarg der Bronzezeit (etwa 1500 v. Chr.) noch gut erhaltene Reste einer männlichen Tracht aus Schafwolle: Mütze, Mantel mit zwei bronzenen Gewandnadeln, ärmelloses Hemd mit Schulterbändern; die Füße steckten in wollenen Lappen. Ein weibliches Grab ähnlicher Art barg außer Bronzeschmuck ein feingeflochtenes Haarnetz, ein gewebtes Kleid, eine Ärmeljacke, einen faltenreichen Rock aus einem einzigen Stück, bis auf die Knöchel reichend und an der Hüfte durch einen mehrfarbigen Quastengürtel zusammengehalten. Der Webstuhl, dessen sich die kunstreichen Frauen bedienten, war ein senkrechter Webstuhl mit Brustbaum und zwei bis vier Schäften und Zettelstreckern, d. h. aus Tonkegeln bestehenden Webegewichten. Er ähnelt der Vorrichtung, wie sie auf einer antiken Vase dargestellt ist, die als „Penelope am Webstuhl" gedeutet wird.

Auch die Wohnkultur der Germanen dürfen wir uns nicht zu primitiv vorstellen. Fachwerk- sowohl wie Blockhäuser als Einzelhof wie in Dorfsiedelungen sind schon für die Bronzezeit auf deutschem Boden nachgewiesen. Ein rechteckiges Bauernhaus der jüngeren Steinzeit aus Fachwerk mit kunstvoll gezimmerten Pfosten und Balken hat man nach den beim Dorfe Rössen (unweit Merseburg) aufgefundenen Resten zu rekonstruieren versucht. Es hat einen großen Raum mit Herdstelle und kellerartig vertieften Vorratsgruben und einen etwas erhöhten Nebenraum mit Lehmbänken, die mit Brettern und Pfählen verfestigt sind. Das Dach muß man sich hochgiebelig und mit Stroh oder Schilf gedeckt vorstellen. Fenster besaß dieses Gebäude wahrscheinlich nicht. Nur durch die Türe und die zugleich als Rauchabzug dienenden Giebellöcher drang das Tageslicht in das Innere. Das viereckige Fachwerkhaus der Bronzezeit kann (nach Kossinna) als der Vorläufer des oberdeutschen Bauernhauses angesehen werden, während das ostgermanische Haus mit seiner geräumigen Vorhalle vorn am Giebel an das altgriechische Haus erinnert. Man hat ferner in Buch bei Berlin ein ganzes Dorf der späteren Bronzezeit (etwa 1200—800 v. Chr.) freigelegt, dessen Reste uns wiederum stattliche, senkrecht umwandete und lehmverstrichene Rechteckhäuser mit hohen, strohgedeckten Giebeldächern erkennen lassen. Ein besonders großes Haus, das man als den Sitz des Dorfvorstandes ansehen darf, läßt auf eine wohlorganisierte Dorfgemeinde schließen. Die Häuser stehen jedes gesondert für sich, und ein jedes besitzt Webe- und Vorratsgruben.

Zum Schluß wollen wir noch auf eine Betätigung kurz eingehen, in welcher germanische Stämme den Römern mindestens ebenbürtig, wenn nicht überlegen waren: Schiffbau und Seeschiffahrt. Die seetüchtigen Stämme am Niederrhein, insbesondere die Friesen und Chauken, machten den Römern erheblich zu schaffen, als sie dort erobernd vordrangen, und Tacitus rühmt die Seetüchtigkeit der in Schweden wohnenden







Suionen, welche über große Ruderschiffe mit hohen Schnäbeln an beiden Enden verfügten. Diesen Schiffstyp, d. h. stark bemannte Boote mit zwei hohen Steven, finden wir schon auf nordischen Felszeichnungen der Bronzezeit. Und im Jahre 1863 entdeckte man im Moor zu Nydam (Schleswig) drei solche Wikingerschiffe, aus der Zeit um etwa 400 nach Chr stammend, von denen das größte bei einer Breite von 3,41 Meter eine Länge von 24 Meter aufweist, aus starken Bohlen besteht und für 28 Ruderer eingerichtet war. Da Helgoland schon zur jüngeren Steinzeit besiedelt wurde, muß man annehmen, daß die an den Küsten Norddeutschlands, Dänemarks und Schwedens siedelnden Völker bereits sehr früh seetüchtige Fahrzeuge herzustellen verstanden haben, deren Leistungsfähigkeit bei weitem die der einfachen Einbäume übertraf, wie sie z. B. die Pfahlbauer benutzten. Man nahm bisher an, daß die Besegelung erst auf den Einfluß der Römer zurückzuführen sei, denn die Kriegsschiffe der nordischen Seevölker waren noch bis in das 8. Jahrhundert hinein Ruderschiffe ohne Segel. Unlängst ging aber eine Mitteilung durch die Presse über ein zu Galtabeck, unweit Varberg in Schweden, ausgegrabenes wohlerhaltenes Schiff aus Eichenholz, das nach der Wiederherstellung im Historischen Museum zu Göteborg Aufstellung gefunden hat. Dieses Schiff, das 14 Meter lang ist, hatte einen Mast und ein viereckiges Segel, konnte aber auch durch Ruder vorwärts bewegt werden. Es stammt aus der Zeit um 400 v. Chr.; diese frühe Datierung ergab sich aus der ganzen geologischen Situation sowie aus der Analyse der dem Schiffsrumpf anhaftenden Blütenpollen.

Wir dürfen feststellen, daß die Kultur der Germanen, die sich wohl erst in der ersten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrtausends in zahlreiche Stämme gespalten haben, auf eigenem Boden erwachsen ist und sich selbständig entwickelt hat. Wenn auch die Griechen und Römer, begünstigt durch ein milderes Klima, sich weit glanzvoller entfalten konnten und es zu straff organisierten Staatengebilden brachten, so kann doch die deutsche Archäologie nur eine relativ geringe Beeinflussung germanischer Zivilisation durch die Berührung mit den Römern zugestehen und hat mit dem Märchen von den wilden und barbarischen Bewohnern Germaniens gründlich aufgeräumt.

Eine Schwimmweste sagt aus...

VON HERBERT REINHOLD

B

Vor einigen Monaten fischten die Leute des deutschen Hochseefischdampfers „Senator Predöhl", oben in der Barentsee, unter der russischen Tundrainsel Kolgujew, auf 69° 25 Nord und 47° 20 Ost, eine treibende Schwimmweste, die auf der Innenseite die Initialen eines bekannten norwegischen Robbenfängers von Honningsvaag zeigte. Der Kapitän der „Senator Predöhl" übergab die Schwimmweste auf der Heimreise nach Cuxhaven in Tromsö dem diensthabenden Hafenbeamten mit der Bitte um Nachforschungen.

Diese Nachforschungen ergaben ein überraschend erschütterndes Bild menschlichen Wollens, aber Nichtkönnens; ein Bild von der Kleinheit aller Kreatur angesichts der unerbittlichen Größe einer unberührten nordischen Natur:

Der zweiundzwanzig Jahre alte Student Hartwig **Krüger** aus Halle an der Saale hatte sich die Aufgabe gestellt, zugleich mit seiner Doktorarbeit der fachwissenschaftlichen Welt ein umfassendes Werk über eingehende Forschungsergebnisse der meteorologischen Verhältnisse der Zone über dem nördlichen Polarkreis vorzulegen. Hartwig Krüger gelang es, die Gunst der Gewaltigen verschiedener Hochseefischereireedereien zu erwerben, und es wurde ihm, der nur über geringe Mittel verfügte, Gelegenheit gegeben, an einigen Fangreisen teilzunehmen, die ihn einige Monate lang unter die isländische Küste führten. Diese Reisen machten ihn seetüchtig und seeerfahren, aber sie brachten ihm nicht die gewünschten Beobachtungsergebnisse. Eines Tages, Ende 1932, benützte er einen deutschen Hochseefischdampfer von Nordenham aus, um mit ihm nach dem Weißen Meer und der Barentsee zu fahren. Das nördliche Meer mit seinen wunderbaren gewaltigen Lichterscheinungen, mit seiner wechselvollen, launenhaften Witterung, wurde ihm bald dankbares Tätigkeitsfeld. Seine Arbeiten zeitigten die ersten Ergebnisse, wenn sie auch nur langsam fortschreiten konnten, denn selbst die entgegenkommendsten Fischdampferkapitäne durften seinetwegen keinen Tag über die notwendige Fangzeit hinaus in den kalten Gewässern bleiben. Oft darum, so gegen neun- oder zehnmal, wechselte er in Tromsö, wo die Dampfer auch auslaufend regelmäßig anlegen, das Schiff. Ganz Tromsö kannte bald den „verrückten Wettermacher", der in der stillen Zeit zu jeder Tagesstunde mit allen seinen komplizierten Geräten und Apparaten nach den Piers gelaufen kam, so oft er nur einen Fischdampfer signalisiert zu wissen glaubte.

Anfang Januar 1933 konnte Hartwig Krüger den ersten Teil seiner Arbeiten zufriedenstellend abschließen. Die Witterungsverhältnisse und ihre Zusammenhänge im Bereich der Barentsee, zwischen der Murmansküste und Kaninskaja Semlja, bis hinein zur Insel Kolgujew und weiter nach Nowaya Semlja waren gründlich erforscht und verarbeitet Sofort nachdem das Manuskript nach der Heimat abgegangen war, schiffte sich Hartwig Krüger neuerdings nordwärts ein, diesmal mit dem Ziel nach dem Bäreneiland unter Spitzbergen.

Neun volle Monate blieb er auf der kleinen, vegetationslosen Bäreninsel. Er wurde nach einigem Zaudern aufgenommen in den kleinen Kreis der sechs Inselbewohner; so teilte er mit ihnen Lager und Nahrung und half dafür seinen Teil bei allen vorkommenden Arbeiten. Seine wissenschaftlichen Beobachtungen erfüllten anfangs die eintönigen Tage, dann versuchte er sich eine Zeitlang damit, die unermeßlichen Werte, die der Vernichtung preisgegeben auf der Insel herumlagen, rechnerisch festzulegen. Eine deutsche Großfirma hatte nämlich vor Jahren versucht, die großen Schätze einer gut abbaubaren Steinkohle auf der Bäreninsel auszubeuten. Steinerne Häuser waren damals gebaut worden und moderne Industrieanlagen, einige Monate waren auch Arbeiter und Angestellte — Deutsche, Norweger und Schweden — dagewesen, man hatte eilends geteuft und auch reichlich Kohle gewonnen, die nach dem europäischen Festland verfrachtet wurde Leider

stellte sich bald heraus, daß die gewonnene Kohle nicht wertvoll genug war, um auf dem Markt konkurrieren zu können. Der Abbau wurde schon nach kurzer Zeit eingestellt, die Arbeiter und Angestellten kehrten nach ihren Heimatorten zurück, die Gebäude und Geräte aber ließ man stehen und liegen, der Abbruch und Abtransport lohnte sich nicht. Die Gebäude, Geräte, Maschinen und Werkzeuge nun registriete Hartwig Krüger aus purer Langeweile.

Jede Arbeit nimmt einmal ein Ende. Hartwig Krüger empfand während der Zeit der Mitternachtssonne — der Liegezeit der Hochseefischdampfer — plötzlich die grenzenlose Abgeschlossenheit von der Welt doppelt und dreifach. Manche Stunden saß er am Strande und wünschte sich weit, weit weg in die Städte der Menschen seiner Art, in eine Landschaft, wo Tag und Nacht einander wechselten Oft heulte er in seiner Verlassenheit ohnmächtig auf Dann stürzte er sich mit doppeltem Eifer in seine Arbeiten, aber der Schaffensdrang hielt nicht lange an. Er, ein sonst gutmütiger und verträglicher Mensch, zankte sich mit seinen Mitbewohnern bei den nichtigsten Anlässen. Hartwig Krüger überfiel die Krankheit, die einen jeden Nordlandfahrer — sofern er längere Zeit im hohen Norden verweilt — überfällt, und die sie das Nordlandfieber nennen.

Als endlich die ersten Fischdampfer das Bäreneiland wieder anliefen, ging Hartwig Krüger nicht, wie zu erwarten war, mit nach der Heimat zurück. Einige Briefe, Belobigungen ob seiner strebsamen Arbeit, gaben ihm die neue, notwendige Kraft, sein Werk fortzusetzen. Noch acht Wochen verblieb er auf der Insel, dann ging er an Bord eines norwegischen Robbenfängers, der oberhalb Spitzbergen und hernach in der Karasee auf Fang ausfuhr Diese Reise in das Treibeisgebiet wurde Hartwig Krüger zum Verhängnis, seine geschwächten Nerven hielten die ungeheuren Strapazen nicht aus. Daß Hartwig Krüger nicht elendiglich umkam, ist allein der Umsicht und der schnellen Entschlußkraft des Robbenfängers zu verdanken. Der Schiffer und Jäger berichtet über die Vorgänge, die beinahe den Untergang seines Schiffes besiegelten, folgendermaßen:

Der deutsche Student Hartwig Krüger war mir als ein seefester, unerschrockener Mann bekannt, und darum nur erhörte ich seine wiederholte Bitte, eine Reise über den 70. Breitengrad hinaus mitmachen zu dürfen. Zwar war ich unterrichtet worden, daß er eben — was man bei uns eben heißt — das Nordlandfieber überstanden habe, aber ich vertraute seiner gesunden körperlichen und seelischen Verfassung.

Während der ersten Tage, solange die See ruhig und fast glatt war, saß Hartwig Krüger an seinen Apparaten und beobachtete. Als dann aber die erste Brise steif aufkam und und ein längeres Verweilen an Deck unmöglich machte, hockte er schweigsam und zusammengesunken vor seiner Koje Seekrank war er keinesfalls, sein Appetit war ausgezeichnet, ja nun, das Nordlandfieber war wieder da. Stundenlang konnte er vor dem Radio im Kartenhaus sitzen und, wenn es ihm gelang, aus den Zufälligkeiten der Ätherwellen eine seiner Heimatstationen zu erhaschen, dann schluchzte er stöhnend auf. „Bäume, Blumen, Wiesen, Matten, Felder, Straßen, Häuser, viele Menschen will ich sehen!" So schrie er seine krankhafte Sehnsucht hinaus ins weite Eismeer. Wir nahmen alle mögliche Rücksicht auf den Kranken, wir versuchten ihn aufzuheitern, wir schwatzten und diskutierten mit ihm, wir gaben uns lauter, als wir es in Gewohnheit haben. Arbeit, die beste Medizin, konnten wir ihm leider nicht geben. Ach ja!

Da ich ihn unauffällig beobachten ließ, ging es eine Weile ganz gut. Wir ließen uns oben in der Karasee treiben, immer ins Treibeis hinein mit der aufkommenden Strömung. Dort lauschten wir in die gewaltige weiße Stille nach unserer Beute. Was uns Beruf und Erwerb war, wurde ihm zur Qual. Die endlose Öde der gefrierenden See, das große Schweigen verwirrte seine Nerven, dazu kam, daß wir binnen kurzem die lange Nacht hatten. Grenzenlose Finsternis, monotones Eisgeklirr, leises Donnern des Schiffsmotors zuweilen, das wilde Heulen der Stürme, Schneegeriesel und Nebelgesicker, das alles trieb ihn langsam in Wahnvorstellungen hinein. In Pelze gehüllt, saß er mit angezogenen Beinen auf der Back am Bug und sah uns mit leeren Augen zu, wenn wir über das festwerdende Eis gingen. Seine Apparate kontrollierte er dann und wann, doch Notizen machte er sich keine. Alles Interesse an den Dingen um ihn her erstarb ihm allmählich.

Eines Tages, wir hatten gerade die ersten Fänge gemacht, brach der Kranke mit dem Koch um ein rohes Stück Renntierfleisch einen Streit vom Stapel. Noch aber wurde er dabei nicht gemeingefährlich. Erst in der darauffolgenden Nacht brach er endgültig zusammen. Mit einem Enterhaken bedrohte er seine Logisgenossen derart, daß ich ihn der Sicherheit wegen ins Kabelgatt sperren ließ.

Acht Tage mußte ich ihn im Kabelgatt gefangen halten, dann erst hatte er sich merklich, ich möchte fast sagen, beunruhigend beruhigt Er ging uns allen aus dem Wege wo er nur konnte nicht einmal zu den Mahlzeiten erschien er. Seine Launenhaftigkeit, seine Aufgeregtheit war einer tiefen Melancholie gewichen Er tat mir außerordentlich leid in seiner Heruntergekommenheit; ich wußte wohl, was allein ihm helfen konnte, aber ich durfte um meiner und meiner Leute Existenz willen, die ja von dem Ergebnis einer Fangreise abhängt, nicht umkehren. Hartwig Krüger verschwand oft schon morgens und wanderte weite Strecken übers Eis, aber immer kehrte er auf unser Rufen hin zurück. Ja, wir hatten unsere Sorgen und Mühen um den Mann!

Eines Nachts brach unvermittelt das Eis, wir trieben weiter, alle Augen offen haltend. Nur dabei konnte das Entsetzliche geschehen: Hartwig Krüger stürzte sich in seiner seelischen Verwirrung mitsamt seinen Apparaten ins eisige Wasser. Sofort trieb er ab, und ehe der Unfall — so möchte ich die Sache bezeichnen — bemerkt wurde, war er ein tüchtiges Stück hinter uns. Das stark treibende Eis verbot das Aussetzen eines Bootes. Wir manöverierten aber sofort und es gelang auch, dem Verunglückten, der laut um Hilfe schrie — das Eiswasser hatte ihm wunderbarerweise keinen Herzschlag versetzt — näherzukommen Da schob sich das Eis plötzlich zu einer Barriere zusammen, das Schiff krachte in allen Fugen, es wurde niedergedrückt, und nur einer Reihe besonders günstiger Umstände hatten wir es zu verdanken, daß wir nicht wegsackten. Trotzdem wir um unser Leben kämpfen mußten, vergaßen wir Hartwig Krüger nicht Zwei meiner Leute rissen eine Schwimmweste mit Wurfleine an sich und sprangen aufs krachende Eis. Sie fanden den Studenten schwerverletzt geklemmt zwischen zwei Eisschollen. Bei dem Transport nach dem Schiff verloren sie die Schwimmweste, die dann nach dem offenen Wasser abgetrieben sein muß

Muster ohne Wert

Von Wolfgang Federau

Gerade als Karsten den ersten Anlauf machte, sich einen bescheidenen Wohlstand zu erringen, schlug die Faust des Krieges auch in jenes ferne Land. Der kurzen und heroischen Tragödie aussichtslosen Kampfes der paar Südwestafrikaner gegen eine erdrückende Übermacht folgten die Jahre hinter englischem Stacheldraht. Als Karsten schließlich aus britischer Gefangenschaft nach Deutschland entlassen wurde, blieb er gleich oben in Hamburg hängen Eigentlich nur, weil er auf die Frage „Wohin jetzt?“ keine halbwegs befriedigende Antwort wußte. Wurzellos und verloren kam er sich vor. Heimat? Was sollte er dort? Er war mit so großen Plänen ins Ausland gegangen, als junger Mensch, vor mehr als zehn Jahren. War nun mit leeren Händen, arm an Hoffnung, zurückgekehrt. Was sollte er noch in seiner Heimat, wo ihm keine Eltern mehr lebten? Und Freunde? Die paar, die er besessen, lagen jetzt in fremder Erde. Im Westen, in Frankreich, die einen. Irgendwo auf dem Balkan die anderen.

Ja, dort lagen sie und schlummerten der Ewigkeit entgegen. Sollten sie ruhen — Karsten war der letzte, sie zu stören. Er mußte leben, und dies Leben war nicht gut. Auch in Hamburg nicht, in dieser Zeit. Es hatte sich viel geändert inzwischen, allzuviel. Die Alster war noch da, gewiß, mit ihren vornehmen, abgeschlossenen Villen in den ungeheuren Gärten, der Elbtunnel und der Jungfernstieg, der Hafen und der Neue Wall, der Schlump, die Reeperbahn und die Neue Freiheit. Alles, alles, ja. Nur die Menschen, sie waren so anders geworden.

Karsten kam nicht mit ihnen mit. Er war ein Kaufmann alten Schlages. Ihrer Behendigkeit, ihrer Wendigkeit, ihrer Skrupellosigkeit war er nicht gewachsen. Er wußte nicht, wie man ein Luftgeschäft macht, und er verstand es nicht, Geld ohne Gegenleistung zu verdienen. Deshalb mißriet ihm jedes zweite Geschäft, das er in die Hand nahm. Und wenn er doch einmal einen positiven Gewinn buchen konnte — es blieb beim Buchen. Eine Zahl auf dem Papier, nichts weiter. Kein realer Gegenwert verblieb in seinen Händen, denn die Rotation der Notendruckmaschinen sorgte schon dafür, daß ihm alles zwischen den Fingern zu nichts zerrann.

Vor endgültiger Verzweiflung rettete ihn die Bekanntschaft mit Jutta. Ein Zufall führte die beiden zusammen. Karsten wußte beim ersten Blick in dieses klare, stille Antlitz „Dies Mädchen ist mein Schicksal“

Sie tröstete ihn mit einem zuversichtlichen und zarten Lächeln, wenn seine Hoffnung dem Nullpunkt entgegensank. Sie spendete ihm Wärme aus ihrer Kraft und Jugend, wenn er fror und sein Herz, vielfach enttäuscht, sich zu verhärten drohte. Sie war der unversiegbare Born, aus dem ihm immer neuer Mut, neues Wollen sprudelte, wenn die Fehlschläge sich häuften.

Er hätte sie gern geheiratet. Aber durfte er es wagen, ein zweites Leben an das seinige zu binden? Ihr Herz sagte ja. Sein Verstand sagte nein. Noch nicht — eben noch nicht.

Dann kam die Sache mit der Entschädigung für im Ausland beschlagnahmtes Privateigentum. Das Reich, verschwenderisch in vieler Beziehung, kargte hier. Immerhin: Karsten bekam endlich wieder eine größere Summe in die Hand. Juttas Augen leuchteten — nun endlich würden die letzten Hemmungen einer endgültigen Vereinigung beseitigt sein

Karsten sah das Leuchten in ihren Augen. Er wußte es wohl zu deuten. Aber viele Enttäuschungen hatten ihn besorgt gemacht, ihm den größeren Teil seines früheren Wagemuts geraubt. „Sei vernünftig, Jutta“ sagte er zu ihr. „Sieh mal — dies bißchen Geld hier: es ist zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel. Es reicht nicht aus, darauf eine Existenz zu begründen. Hier nicht, in Deutschland nicht. Aber — da ist Afrika — wer einmal in Afrika gelebt hat kommt nicht mehr los von diesem dunklen Erdteil. Mit allen anderen Ländern ist es anders. Aber Afrika hält fest, was es einmal ergriffen hat. Es ist unentrinnbar wie ein Schicksal. Wie ein Laster, von dem man sich nicht mehr entwöhnen kann. Ich will wieder hinübergehen, gelt? Ich friere hier in diesem ewigen Nebel und Schmuddel und Regen. Aber ich friere noch mehr unter den Menschen, die ich nicht mehr verstehe, die so anders geworden sind in den paar Jahren. Drüben ist alles besser sauberer, reiner. Ich werde dort das Glück finden, das mir hier so hartnäckig den Rücken wendet. Und dann. “

Jutta lächelte, schmerzlich und vieldeutig. Das Leuchten in ihren Augen erlosch, machte einer verräterischen Feuchtigkeit Platz. Karsten sah das nicht, wollte es nicht sehen. Er hatte ein Ziel vor Augen endlich wieder ein Ziel . .

Swakopmund, Lüderitzbucht, Windhoek — Wiedersehen mit der zweiten Heimat. Sonne Afrikas, klar und brennend, vertrieb die nordischen Nebel. An die englische Mandatsverwaltung würde man sich gewöhnen, trotzdem es weh tat, Engländer dort zu sehen, wo einst Deutsche regiert hatten. Das Land selbst, oh, es war das alte Land, vertraut und lieb geworden in den Jahren vor dem Kriege. Es war Afrika, ewiges Mysterium, unbeschränkter Herrscher über alle Herzen, die ihm einmal verfallen waren.

Karsten krempelte sich sozusagen die Ärmel hoch und stürzte sich Hals über Kopf in die Arbeit, wie ein Schwimmer sich in die Fluten des Meeres wirft. Er

hatte ein paar ausgezeichnete Vertretungen für einige angesehene deutsche Exportfirmen — er kannte die Farmer auf tausend Kilometer im Umkreis Windhoeks. Und die Grubenbesitzer, die Firmen, alles, was als Abnehmer nur irgendwie in Frage kam. Und die Leute kannten ihn. „Karsten ist wieder da" hieß es, und so mancher wartete darauf, dem Deutschen die Hand schütteln zu können. Gut ließ sich's an, sehr gut. Das war eine Gewissensberuhigung für Karsten, Jutta gegenüber. Er hatte doch also das Richtige getan! „Nun ist es bald geschafft", schrieb er ihr nach zwei, drei Jahren. Und ihre Antwort: „Ich bin ja so froh!"

Er hätte nicht so schreiben sollen, wirklich nicht. Denn wenig später begann es mit der amerikanischen Krise, mit dem großen Sturz auf der Börse in Neuyork. Karsten verlor daran den Ertrag eines Jahres schwerer Arbeit. Aber das war nur der Anfang. Es hätte sich überwinden lassen können. Es war nicht so schlimm, um Karsten allen Mut zu rauben — machte ihn nur vorsichtiger, zurückhaltender.

Schlimm wurde es erst, als zu der allgemeinen Wirtschaftskrise, die bald die ganze Welt erfaßte, die Geschichte mit der Dürre kam. Das war im folgenden Jahr, wo die Niederschläge der Regenzeit nur die Hälfte der Norm erreichten. Viele große Farmer verarmten, sie fielen als Kunden fort, sie hatten Mühe, ihre Familie über Wasser zu halten. An irgendwie vermeidbare Ausgaben durften sie nicht denken.

Ein schlechtes Geschäftsjahr — aber Karsten ließ den Kopf nicht sinken. „Glauben verloren — alles verloren", dachte er. Und setzte alle Hoffnung auf das kommende Jahr, das wettmachen sollte, was das gegenwärtige an Einbuße gebracht hatte.

Die Hoffnung trog. Es wurde noch schlimmer, es fiel noch weniger Regen. Und dann kam es so weit, daß Karsten seine Ersparnisse angreifen, daß er zusetzen mußte, statt zu verdienen.

„Mein geliebtes Südwest ist eine sonnengleißende Hölle geworden", schrieb er an Jutta ganz verzagt. „Farmer, die tausend Stück Großvieh besaßen, einst meine guten, meine besten Kunden, haben jetzt Mühe, eine einzige magere Kuh durchzufüttern, nur um Milch für die Kinder zu haben. In Windhoek wimmelt es von Leuten, die ihr Besitztum aufgegeben haben und nun durch unsere freiwillige Hilfsorganisation mühsam unterhalten werden müssen. Hunderte von Wasserlöchern sind versiegt, und das Vieh muß oft ungezählte Kilometer trekken, um ein bißchen halb verbranntes Gras zu finden, einen mageren Weideplatz."

Und ein Jahr später. „Ich lasse dich frei, Jutta. Reiße das Andenken an mich aus deinem Herzen — ich kann es nicht länger mit meinem Gewissen vereinbaren, dich an mich zu binden. Deine blühende Jugend an einen Menschen zu fesseln, der am liebsten wie Friedrich der Große gegen Ende des Siebenjährigen Krieges schreiben möchte: Ich bin alt und krumm geworden, meine Zähne werden lose . . . . Es ist noch nicht ganz so schlimm, aber sehr weit entfernt von diesem Augenblick bin ich nicht. Darum — weil ich dich liebe, vergiß mich!"

Lange kam keine Antwort. Aber endlich schrieb Jutta, ernst, tapfer wie immer. „Was du von mir erwartest, bringe ich nicht fertig. Nein, Geliebter, so leicht mache ich es dir nicht. Du sollst nie vergessen, daß hier ein Mädchen lebt, das dich liebt und nicht aufhören wird, auf dich zu warten. Jetzt erst recht nicht, wo eine neue Zeit hereingebrochen ist. Wo ein neues Deutschland da ist, das gewiß auch dir weit, weit seine Arme öffnen wird. Das dich braucht, das deine im Ausland gesammelten Erfahrungen nicht entbehren kann."

Neues Deutschland? Karsten zog nachdenklich die Augenbrauen hoch. Oh, er wußte wohl, was daheim geschehen war, und manchmal stand die Sehnsucht auf in seinem Herzen und trieb ihn, mit eigenen Augen alles zu sehen, zu erleben, was drüben vorging. Aber durfte er, zum zweitenmal, mit leeren Händen, als Erfolgloser, vom Schicksal Geschlagener, zurückkehren? Nein — es war eines Mannes nicht würdig. Er blieb.

Der November kam, der Dezember — der afrikanische Sommer begann. Die Sonne, gnadenlos auf das weite und ausgedörrte Land niederbrennend, ließ Karsten nicht daran denken, daß Weihnachten vor der Tür stehe. Am Vorabend des Festes, da er von einem seiner vielen vergeblichen Gänge in seine Wohnung heimkehrte, fand er auf dem Tisch die Post, die ein paar Stunden vorher aus Swakopmund eingetroffen war. Viele geschäftliche Briefe, ein Päckchen „Muster ohne Wert", also offenbar eine Warenprobe — achtlos schob er alles beiseite, suchte nach einem Brief von Jutta. Vergeblich.

Schwer enttäuscht ließ er sich an seinem Arbeitstisch nieder, nahm sich jetzt erst die Zeit, die eingelaufenen Briefe ordentlich durchzusehen Zuletzt — draußen lag bereits die tropische Nacht dicht und undurchdringlich über dem Lande — öffnete er das Päckchen. Seine Hände zitterten — sie hielten ein paar Zweige, grüne Zweige in der Hand. Frisch, als wären sie eben erst von einer deutschen Tanne, von einem deutschen Weihnachtsbaum abgeschnitten worden. Ein Kärtchen hing daran, es enthielt nur zwei Worte: „Komm heim!"

Karsten, einsam in der Tiefe und Verlorenheit seines Zimmers sitzend, zündete ein Streichholz an, hielt es unter die Zweige. Mit bebenden Nüstern sog er den Duft, den süßen Duft der glimmernden Tannennadeln in sich hinein . . . . .

Vier Tage später stand er auf dem Promenadedeck der Cap Polonio, die, leise schütternd vom Gang der schweren Maschine, an der Westküste Afrikas nordwärts fuhr, der Heimat entgegen. Stand an der Reling, mit heiterem Lächeln, als plötzlich Doktor Scott aus Liverpool ihm die Hand auf die Schultern legte:

„Well, Mr. Karsten", sagte er in hartem Englisch, nicht ohne einen Unterton gutmütigen Spotts in der Stimme. „Sie sehen so zufrieden aus. Haben gewiß Ihr Schäfchen ins Trockene gebracht — trotz der schlechten Zeiten, was?"

„Ja", sagte Karsten ruhig. „Ich habe es im Trockenen."

Er schloß die Augen. Und sah nun plötzlich vor sich das Land, das er liebte, Deutschland, weithin gedehnt unter einem Mantel weißen, weichen, pulverstäubenden Schnees. Kein weißes Leichentuch, nein — ein warmer Mantel, schützend gebreitet über viele kommende Frühlinge, über alle werdende Reife und Süße und Frucht und herrliche Erfüllung . . . . .



Dr. Wilhelm Severit:

Das Geheimnis des Erdinnern

Neue Anschauungen über den Zustand des Erdinnern

Eine der umstrittensten Fragen, die nach wie vor die Wissenschaft sehr beschäftigt, ist die nach dem Geheimnis von der stofflichen Zusammensetzung und vom Zustande des Erdinnern. Das, was wir von diesen Dingen tatsächlich genau wissen, ist recht wenig. Ist es doch bis jetzt nur gelungen, zu verhältnismäßig ganz geringen Tiefen in das Innere der Erde einzubringen. Die tiefsten Bergwerke reichen kaum über 1500 Meter in die Tiefe, in Bohrlöchern hat man zwar etwas weiter — etwa 2½ Kilometer — vorstoßen können; aber was ist das im Vergleich mit dem Durchmesser der Erde, der 12 700 Kilometer beträgt? Auf einem Globus von gewöhnlichen Größenverhältnissen ließe sich die erreichte Tiefe gar nicht zur Darstellung bringen; es ist soviel, um einen drastischen Vergleich zu gebrauchen — wie der Stich einer Mücke für den Elefanten. Somit hat der Bohrer uns die Frage nach der Beschaffenheit des Erdinnern nicht gelöst. Wir sind daher bezüglich der Stoffe, die den Erdball bilden, lediglich auf indirekte Untersuchungen, Schlußfolgerungen, kurz, auf Vermutungen angewiesen. Trotzdem wollen wir versuchen, ob es nicht möglich ist, mit Hilfe der neuesten Ansichten der Lösung des Rätsels vielleicht doch etwas näher zu kommen.

Nehmen wir an, daß die Erde sich anfangs aus einem gasförmigen, dann glühendflüssigen Planeten durch die weitere Abkühlung zum festen, krustenbedeckten, sich drehenden Körper entwickelt hat, so dürfen wir behaupten, daß sich die Stoffe nach ihrem spezifischen Gewicht, also nach ihrer Dichte, geordnet haben, d. h. die schwereren dem Mittelpunkt des rotierenden Erdballs zustrebten, die leichteren mehr die äußeren Schichten einnehmen. Tatsächlich findet diese Reihenfolge in den uns zugänglichen Teilen der Erdrinde ihre Bestätigung. Die leichtesten Stoffe umgeben als Lufthülle den Erdkörper, darauf folgt die Wassermasse mit dem spezifischen Gewicht 1, dann die festen Gesteine. Auch letztere sind im allgemeinen an der Oberfläche leichter als in der zunehmenden Tiefe. Nun aber hat der Gesamtkörper der Erde das durchschnittliche spezifische Gewicht von 5,5; d. h. 5,5 g wiegt im Durchschnitt jeder Kubikzentimeter Erdmasse, was mit Hilfe der Schwerkraftgesetze berechnet werden kann. Die uns bekannte Erdkruste, also die Gesteinsoberfläche, ist jedoch viel leichter, etwa nur 2,8 g pro Kubikzentimeter; folglich muß die Hauptmasse der Erde, das Erdinnere, ein größeres spezifisches Gewicht, schätzungsweise 8 g je Kubikzentimeter haben. Darum hat man — dieser Zahl entsprechend — nickelhaltiges Eisen als Kernsubstanz angenommen. Daß gerade das schwere Nickeleisen als Grundsubstanz des Erdinnern angesehen wird, kann außerdem noch durch die chemische Untersuchung der Zusammensetzung der Meteoriten, also der Bruchstücke, die wahrscheinlich aus den Tiefen zertrümmerter Himmelskörper stammen und auf die Erde herabfielen, besonders gestützt werden, da sie größtenteils aus den erwähnten Erzen bestehen.

Ein Ergebnis aber haben die Bohrungen unmittelbar gezeitigt, die Beobachtung nämlich, daß die Temperatur nach dem Innern der Erde hin allmählich zunimmt. Der Grad der Wärmezunahme ist allerdings sowohl in den einzelnen Gegenden der Erde als auch in den verschiedenen Tiefen recht unterschiedlich. Wir müssen uns deshalb mit dem Durchschnittswert begnügen, daß die Wärme auf je 33 Meter Tiefe etwa um einen Grad Celsius zunimmt. Das durch die Wärmemessungen gefundene Ergebnis, daß im Erdinnern höhere Temperaturen herrschen, ist ja auch schon durch die Tatsache des Vorkommens heißer Quellen und glühender Laven zweifellos festgestellt. Es liegt also nichts näher, als die Annahme, daß die Temperatur noch ganz beträchtlich steigt, wahrscheinlich 3000—4000 Grad beträgt.

Über die Beschaffenheit des Erdinnern herrscht infolge der hier gegebenen Möglichkeiten noch keine völlige Einigkeit. Früher dachte man sich das Innere des Erdballs als eine große feurig-flüssige Masse; eine Ansicht, die auch Newton, Leibniz und andere große Naturforscher hatten, die auch heute noch ziemlich verbreitet ist. Sie schien auch mit der Kantschen Lehre der Planetenbildung übereinzustimmen, aus der unmittelbar und notwendig folgen sollte, daß die einst ganz feuerflüssige Erde sich bei der Erkaltung mit einer festen Kruste umgeben habe, die das glühend-flüssige Innere umschloß. Teile dieses flüssigen Erdinnern würden dann durch die Vulkane als Magma an die Erdoberfläche befördert. Damit aber eine solche Beförderung möglich sei, müßte die Kruste verhältnismäßig dünn sein, sonst würde das Magma auf seinem weiten Weg durch das Gestein ja erhärten. Gegen diese Ansicht hat schon immer eine große Gegnerschaft bestanden, die aus astronomischen, physikalischen und anderen Gründen dieselbe für unhaltbar erklärte. Alle diese Überlegungen, gleichviel von welcher Grundlage sie ausgehen, hatten dasselbe Ergebnis, nämlich das, daß sie hinwiesen auf eine hochgradige Starrheit des Erdinnern.

Neuerdings erfährt diese Meinung eine glänzende Stütze durch wichtige Untersuchungen auf dem Gebiete der Erdbebenwissenschaft. So hat der Erdbebenforscher Wiechert auf Grund von Beobachtungen über die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der durch den Erdkörper hindurchgehenden Erdbebenwellen, die von den Erdbebenmessern aufgezeichnet worden waren, festgestellt, daß der Erdball aus verschiedenen zum Teil scharf voneinander abgesetzten Schichten besteht von unterschiedlicher Dicke und Dichte. Der obere Gesteinsmantel mit einer Stärke von etwa 120—150 Kilometer setzt sich vorwiegend aus Silizium und Aluminium zusammen, nach den chemischen Formelzeichen der betreffenden Stoffe Sial- und Sal-Masse genannt; darauf folgen an Kieselsäure ärmere und an Magnesium reichere Gesteine, die Sima-Masse, die eine Dicke von ungefähr 1200 Kilometer

aufweist. In der mittleren Zone folgen durch Gehalt an Eisen, Nickel und Chrom ausgezeichnete schwerere Gesteinsmassen in einer Mächtigkeit von 1700 Kilometer; den Erdkern selbst bilden — wie schon ausgeführt — die schweren, metallischen Stoffe, hauptsächlich das Nickeleisen, in einer Dicke von rund 7000 Kilometer Durchmesser.

Ferner fand man an den von den Erdbebenmessern aufgezeichneten Wellenlinien, die durch den Erdball gegangen waren, charakteristische Ausschläge, die den Schluß zuließen, daß die physikalische Beschaffenheit in einer Tiefe von etwa 1500 Kilometer sich plötzlich an der sogenannten „Unstetigkeitsfläche" ändert, daß man also zwischen einem Kern und einem Mantel der Erde unterscheiden muß. Der äußere Gesteinsmantel ruht — wie auch die Kontinente — auf einer im plastischen Zustand befindlichen Masse, die ihn vom eigentlichen festen Kern scheidet.

Bei den hohen Drucken, die hier in den Tiefen der Erde herrschen — im Erdmittelpunkt ein Belastungsdruck von mindestens 4—5 Millionen Atmosphären — haben wir es zweifellos im Falle einer Schmelze mit einer Beschaffenheit ähnlich wie bei Gläsern bei hohem Druck zu tun. Leider sind wir heute noch nicht in der Lage, auf Grund experimenteller Beobachtungen diese Frage endgültig zu entscheiden. Dies ist erst möglich, wenn die Physiker die nötigen Unterlagen über das Verhalten der Substanzen bei allerhöchstem Druck und entsprechend hoher Temperatur liefern. Es liegen zwar Versuche mit eingeschlossenen, in schweren eisernen Bomben unter Druck gesetzten Schmelzmassen vor, welche bei Druckänderungen Kristallisations-, also Verfestigungsvorgänge zeigten, die aber trotz ihrer geringen Menge derartige Erschütterungen im Laboratorium hervorriefen, daß man die Wiederholung der Versuche nicht mehr wagte.

So können wir bis jetzt nur aus dem Verhalten der Substanzen, soweit wir es heute kennen, vermuten, daß die im Erdinnern vorhandenen Massen sich im kristallisierten Zustand befinden, weil sie auch in dieser Beschaffenheit den kleinsten Raum einnehmen, ein Zustand, der allerdings bei Aufhebung des ungeheuren Druckes sofort in den flüssigen, ja vielleicht sogar in den gasförmigen übergehen würde. Damit wären auch die glühendflüssigen Auswurfsmassen der Vulkane erklärt.

Wer ein feuerflüssiges Erdinnere annimmt, tut dies ja hauptsächlich, weil die Vulkane solches Material liefern. Wir haben uns also das Magma in der Tiefe heiß, mit Flüssigkeiten und Gasen gemischt, aber infolge des über demselben lastenden Drucks der überlagernden Gesteinsmassen größtenteils fest vorzustellen. Infolge irgendeiner Druckverminderung, wie z. B. durch Verschiebung, Spaltenbildung, Stauung in den überlagernden Massen, geschehen kann, gehen die bis dahin als starr aufzufassenden Gesteine in diesem Augenblick sofort in den flüssigen und gasförmigen Zustand über.

Dies Verhalten kann auch an einem Versuch veranschaulicht werden. Wird z. B. Paraffin in einem zugeschmolzenen Rohr erwärmt, selbst weit über seinen Schmelzpunkt, so bleibt es starr, weil der in dem geschlossenen Rohr entstehende Druck die Verflüssigung verhindert. Öffnet man das Rohr, ist also der Druck aufgehoben, so tritt fast augenblicklich Schmelzung ein.

Das Ergebnis der ganzen Betrachtung ist demnach daß die Erde aus einem Nickeleisenkern und einer Silikatkruste besteht, zwischen welchen sich eine Übergangsschicht, die „Unstetigkeitsfläche", befindet. Die Erdkruste nimmt mit der Tiefe an Plastizität zu und geht in die in kristallisiertem Zustand befindlichen Massen über. Je näher der Mittelpunkt des Erdballs, um so größer wird der Druck und infolgedessen um so geringer die Verschiebbarkeit der Teilchen, so daß die innersten Partien in ihrer Wirkungsweise — z. B. Erdbebenwellen gegenüber — als starr aufzufassen sind.

Wie schon einleitend betont, bewegen wir uns hier auf einem zwar höchst wissenswerten, jedoch zum Teil noch ungeklärten Gebiet. Die unmittelbare Beobachtung versagt zumeist. Wir müssen uns deshalb mit Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten begnügen und uns bewußt bleiben, daß neue überraschende Untersuchungen vielleicht alle unsere Darlegungen zunichte machen

Deutschlands Sorge — Deutschlands Hoffnung: Das Kind

(Schluß von Seite 1669)

was ihr Führer dem deutschen Volk bedeuten muß. Er ist unbesiegbar. Die Jugend ist ihm verschworen, und mit dieser Jugend wird ihm die Zukunft gehorchen."

Ein Staat, eine Regierung, die nicht in Jahrzehnten, sondern in Jahrhunderten zu denken, zu schaffen und zu gestalten sich bemüht, macht nicht Halt bei der Jugend. Ihre Sorge und Hoffnung greifen weiter, wohl in der klaren Erkenntnis, daß dem Kind überhaupt als dem biologischen Träger der Nation die Zukunft gehört. Und auf weiteste Sicht beginnt sie den unvergleichlichen Bau des Dritten Reiches mit dem Schutz der Familie, deren Schicksal die weitere Entwicklung bestimmt. Die Gedankengänge sind so einfach, der Weg zur kraftvollen Gesundung einer Nation von Weltgeltung so gradlinig, daß man sich nur wundern kann, weshalb sie nicht längst verwirklicht wurden. Aber es bedurfte eben des Weitblickes und der Tatkraft eines zur Führerschaft seines Volkes Berufenen, sie zu gehen.

Die vom Staat geschützte und geforderte kinderreiche Familie wird endlich wieder das Fundament für alle Zukunft bedeuten. Eine restlose wie liebevolle Fürsorge der Kinder wird aber nur möglich sein, wenn die Mutter im eigenen, umfriedeten Haushalt einzig ihrer Familie zur Verfügung steht, wenn für den Broterwerb allein wieder der Mann einzustehen hat. Sein Glück fortan: Arbeit zu haben, schaffen zu dürfen und den Lebensunterhalt zu verdienen. Glück der Frau: seine Kameradin und die Mutter seiner Kinder zu sein. Damit wird auch eine der wichtigsten Ursachen des Geburtenrückganges der letzten Jahrzehnte beseitigt werden, während der die Frau einfach verhindert war, ihre herrlichste Aufgabe zu erfüllen, weil sie ihre besten Kräfte verschwenden mußte, nur um sich die Existenz zu sichern. Wie sehr die deutsche Frau sich zu ihrer schönsten Bestimmung bekennt, beweist die Tatsache, daß allein in allerletzten Monaten über zehntausend Anträge auf Ehestandsdarlehen in Berlin eingereicht worden sind. Über 40 Millionen Deutsche haben sich in diesen Tagen zum Führer bekannt nicht nur in Fragen der Außenpolitik; sie vertrauen gleichermaßen auch in Fragen, die den Fortbestand unserer Nation verbürgen. Viel ist bereits geschehen, noch mehr zu leisten. Wir wissen, daß es geleistet werden wird, nur das Volk ist gesund, das an seine Kraft glaubt und den Willen zum Leben hat. Wir folgen dem Führer!

Dr. Hellmut Unger.

Stoff

Von Fritz Müller - Partenkirchen

Ich lasse mich öfter rasieren als es nötig wäre. Vielleicht ist es der kühle Schaum, vielleicht das Kitzeln — beim Rasieren fallen mir die besten Dinge ein. Ich hänge ihnen nach, derweil der Zölestin den Schaum schlägt oder schabt. Im Spiegel sehe ich den Schaumschlag hinter meinem Rücken Es glitzert und quirlt. Gesichter steigen aus den Blasen. Sie nicken freundlich her. Arme greifen nach und heben Hals und Brust hoch. Gleich werden Füße sichtbar werden. Ich weiß im voraus: Zierlich hebt ein Schreiten an und Tanzen — ich werde nachher Mühe haben, mit dem Griffel nachzukommen.

„Sie, Herr Schriftsteller, erlauben S'", sagt der Zölestin, „das muß aber fad sein, zum Beispiel, wenn Ihnen der Stoff ausgeht, zum Beispiel."

„Hm, ja — ja, hm." Die Seifenschaumfiguren bleiben in den Hüften stecken.

„Also, zum Beispiel", sagt der Zölestin, „wie ich mir vorstell', zum Beispiel, brauchen Sie alle Woch'n ein'n neuen Stoff — ich brauch', zum Beispiel, sogar jeden fünften Tag ein neues Seifenpaket nämlich."

„Hm, ja — ja, hm." Die gelenkigen Gestalten sind erschrocken bis zur Achselhöhle zurückgerutscht.

„Und dann denk' ich mir halt zum Beispiel", sagte der Zölestin, „irgendwoher muß man seinen Stoff doch beziehen — ich bezieh' zum Beispiel alle meine Sachen von Gebrüder Riemerschmied und Kompanie, wo der Reisende nämlich alle sieben Wochen von selber herkommt, ob ich schreib' oder net, nämlich."

„Hm, ja — ja, hm." Traurig sinken die Gesichter bis zum Kinn in Schaum.

„Und wissen Sie, Herr Schriftsteller", schwänzelt Zölöstin um mich herum, „warum der von Gebrüder Riemerschmied und Kompanie akkurat alle sieben Wochen kommt, zum Beispiel — haha, das ist nämlich schon eine kleine G'schicht für sich, haha — nämlich, daß es im Jahr g'rad aufgeht, hahaha!"

Meine Gesichter sind verzweifelt bis in Augenbrauenhöhe eingesunken. Die Stirnen ziehen Falten. Sie rechnen. Was rechnen sie? „G'rad aufgeht?" sag ich. „Zölestin, siebenmal sieben ist neunundvierzig. Das Jahr hat zweiundfünfzig Wochen. Bleiben drei."

„Haha, das ist ja doch der Witz! Wenn nichts bleiben tät, das wär' doch kein' G'schicht'. Aber, daß was bleibt, zum Beispiel, hahaha, das ist doch die Po-eng nämlich. Wissen Sie, eine jede G'schicht', wenn's eine richtige G'schicht' is, muß nämlich eine Po-eng haben, zum Beispiel."

„Hm, ja, hm." Der Seifenschaum schlägt über ihrem Kopf zusammen. Nur die Arme ragen noch aus den Glitzerperlen, mit gespreizten Fingern: „Rette uns! Rette uns!"

„Also, zum Beispiel", tänzelt Zölestin, „Ihre Geschichten müssen doch auch einen Po-eng haben, oder vielleicht net?"

„Hm, ja, ich weiß nicht."

„Ah, gengan S' zu, Herr Schriftsteller — tun S' net so bescheiden. Also, zum Beispiel, hab ich doch neulich im Kaffeehaus selber eine G'schicht' von Ihnen gelesen. Nämlich — alles, was recht ist — eine famose G'schicht' war das. Wie die Katz' da drin umeinanderg'saust ist, haha — —"

Auch die Hände sind versunken Nordstille lagert im Raum. Ich werde hundekolt

„Die Katze?", sage ich, „Zölestin, Sie irren sich. In keiner meiner Geschichten kommt eine Katze — —"

„No ja, no ja, dann wird's halt ein Hund g'wesen sein, zum Beispiel. Freilich, jetzt fallt's mir ein, ein Hund war's. Nein, wie Sie den Hund in der G'schicht' umeinanderlaufen haben lassen, das ist ja schon — hahaha — —"

„Ein Hund?" sag ich, „Zölestin, Sie irren sich. In keiner meiner Geschichten kommt ein Hund — —"

„No ja, no ja, dann wird's halt ein Esel oder a Geiß oder sonst irgend ein Viech g'wesen sein, zum Beispiel."

„Ein Viech?" sag ich; „Zölestin, Sie irren sich. In keiner meiner Geschichten kommt ein Viech — —"

„Was, kein Viech kommt in Ihren G'schichten vor? Wo doch erst neulings der Peter Lipf, den wo ich auch zweimal alle Woch' rasier' — Sie kennen doch den Peter Lipf, der wo Verwalter is draußen bei die Rieselfelder —, aber was man kein bissel riecht, muß ich bitten, weil ich solche Kunden überhaupt nicht reinlassen tät' nämlich, denn wo kämet da das Renomäd hin — ja so, also, was ich sagen hab' woll'n — grad bog'n hat sich der Peter Lipf, wie er Ihre G'schicht' g'lesen hat — „nein", sagt er, „ein solches Viech wie dieser Schriftsteller Maier ist — —"

„Maier?" sage ich; „Zölestin, Sie irren sich, ich heiße Müller."

„No ja, no ja — Müller oder Maier —, als ob's auf 'n Namen ankäm' — und überhaupt hab'n die meisten Schriftsteller sowieso ein Bseidinom — g'horsamster Diener, fertig wär'n wir wieder mit der Rasiererei — darf ich Ihnen in Ihren Mantel neinhelfen, Herr Schmidt?"

Er half mir in den Mantel. Er bekam sein Trinkgeld. Er begleitete mich bis an die Türe

„Und also, wie g'sagt die G'schicht' von mir mit den sieben Wochen, die derfen S' ruhig schreib'n. Ich schenk' s' Ihnen mitsamt dem Po-eng. Unsereiner kommt ja sowieso net zum Schreib'n vor lauter Ar-

beit. Aber, net wahr, Herr Maier, des derf ich mir schon ausbitten, daß, wenn Sie zum Beispiel die G'schicht' mit die sieben Wochen wirklich schreib'n — haha, es ist nämlich die größte Viecherei, die mir seit Jahr und Tag passiert ist — ja also, dann können S' ja bei dem Po-eng ein Kreizerl hinmachen und unten hindrucken lassen: ,Laut Zölestin, Frisör, Kopfwaschen nur eine Krone' — das genügt mir, Herr Schmidt — mehr verlang' i net — ja seh'n Sie, wenn unsereiner selber zum Schreiben kommen tät vor lauter Arbeit — ich sag' Ihnen, Ihre G'schicht' mit der Katz', die wo so verrudt umeinanderg'saust ist, die hätt' i ganz anderst g'macht, zum Beispiel — dreimal soviel Po-eng g'höret da hinein — ich hab' jetzt grad kei' Zeit, aber 's nächstmal kann ich's Ihnen ja verzähl'n -- g'horsamster Diener, Herr Maier, — und vergessen S' sein das Kreizerl net!"

Die „Leydener Flasche" aus Cammin und andere Irrtümer

„Leydener Flasche" heißt der älteste elektrische Verstärkungsapparat, der in keiner physikalischen Schulsammlung fehlt. Der Name des wohlbekannten Gerätes deutet auf die holländische Stadt Leyden hin und läßt vermuten, daß die elektrische Flasche in dieser altberühmten Universitätsstadt erfunden worden sei. Aber Leyden ist nicht der Geburtsort der Flasche, sondern — Cammin in Pommern! Hier erzielte im Jahre 1745 der Domherr Ewald Jürgen von Kleist mit einem Nagel, den er in ein Glasfläschchen gesteckt und mit der Elektrisiermaschine geladen hatte, starke elektrische Schläge. Erst ein Jahr später wurde in Leyden von den Professoren Cunnaeus, Allemand und Muschenbröl das gleiche Experiment gemacht. Der irrtümliche Name „Leydener Flasche" gewann dadurch Verbreitung, daß der Pariser Physiker Nollet die erste Mitteilung über den Versuch aus Leyden erhielt und diese in den Abhandlungen der Akademie erwähnte. Es müßte also nicht „Leydener Flasche". sondern „Camminer Flasche" heißen — oder „Kleistsche Flasche", wenn man des deutschen Erfinders gedenken will, dessen hübsches Häuschen jetzt noch in der altertümlichen einstigen Bischofsstadt am Bodden zu sehen ist...

Als Beispiel menschlicher Torheit wird immer wieder die Geschichte von dem ersten Dampfschiff erzählt. das auf der Weser gefahren und von den Schiffern in Minden aus Wut über die neumodische Erfindung verbrannt worden sein soll. Tatsache ist, daß Denis Papin, Professor an der Universität Marburg, in Kassel die erste richtige Dampfmaschine der Welt erbaute, und daß derselbe Professor im Jahre 1707 mit einem Schifflein die Weser hinabfuhr. Aber dieses Boot war kein Dampfschiff, sondern besaß Schaufelräder, die mit der Hand gedreht wurden. Die Weserschiffer gerieten mit Papin in Streit, weil sie behaupteten, nach ihren Innungsrechten allein zum Fahren auf dem Strome befugt zu sein. Da Papin trotzdem unter Berufung auf einen amtlichen Ausweis die Weiterfahrt versuchen wollte, zerstörten die Schiffer sein Fahrzeug. Erst im vorigen Jahrhundert entstand dann die Sage, daß Papin das Dampfschiff erfunden hätte und dieses von den Weserschiffern vernichtet worden sei. Dieser Geschichtsirrtum ist sogar durch ein Denkmal verewigt worden: In Kassel wurde im Jahre 1906 der Papinsbrunnen errichtet, auf dem ein Jüngling das Modell jenes ersten Dampfschiffes emporhebt, das kein Dampfschiff war!

Als Erfinder der Schiffsschraube gilt allgemein der österreichische Ingenieur Joseph Ressel. Ressels tragisches Erfinderschicksal trug wesentlich dazu bei, ihm diesen Ruhm zu erhalten. In Wirklichkeit hat Ressel die Schiffsschraube nur wiedererfunden — sicherlich ohne eine Ahnung von seinen Vorgängern zu haben. Ressels Patent stammt aus dem Jahre 1827. Aber schon im achtzehnten Jahrhundert war mehrfach auf die Möglichkeit der Verwendung von Schrauben zum Schiffsantrieb hingewiesen worden. Bereits 1785 erhielt der Engländer Brahmah das erste Patent auf einen Schiffspropeller, und im Jahre 1787 führte John Fitch in Amerika auf dem Delaware-Fluß erfolgreiche Fahrten mit einem Schraubenbampfer aus....

Als im Jahre 1893 die General Electric Company als Inhaberin der Patente Edisons durch einen Prozeß einer Konkurrenzfirma die Herstellung von Glühlampen unmöglich machen wollte, wies die beklagte Firma darauf hin, daß bei ihr ein Mann tätig sei, der schon fünfundzwanzig Jahre vor Edison eine elektrische Glühlampe erfunden und vorgeführt habe. Das war der Deutsche Heinrich Goebel aus Sprunge bei Hannover. Durch mehr als hundertfünfzig Zeugen und Sachverständige wurde bewiesen, daß Goebel schon im Jahre 1854 eine Kohlenfadenlampe herstellte und jahrelang in Neuyork öffentlich zeigte. Der Mangel an einer leistungsfähigen Stromquelle verhinderte die Ausnutzung der Erfindung, so daß sie in Vergessenheit geriet und erst nach Jahren von Edison aufs neue erdacht werden mußte. Erst vor wenigen Jahren erinnerte man sich in Deutschland des Erfinders und brachte an seinem Geburtshaus in Springe eine Gedenktafel an, die Tag und Nacht von einer Glühlampe beleuchtet wird.

Chinesische Straßen-Namen

Die Straßenbezeichnungen Pekings muten den Europäer, der sie zum ersten Male hört, oft recht sonderbar an.

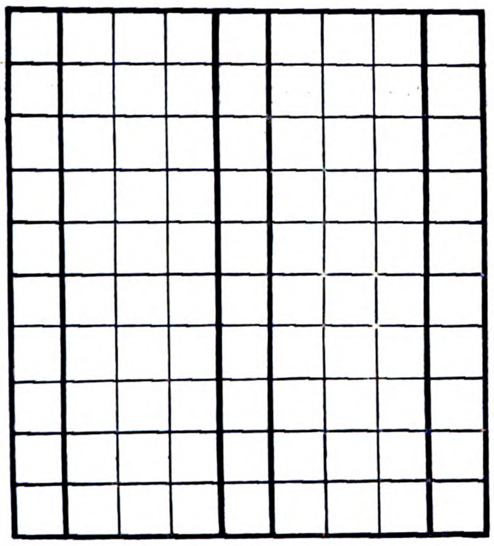
So heißt eine Straße die „Straße der glücklichen Spatzen"; denn gerade in ihr sollen sich diese beschwingten Gassenbuben besonders lustig tummeln. — Eine andere führt den friedevollen Namen „Die Straße der ewigen Ruhe". Zufälligerweise ist gerade diese die verkehrsreichste und lärmvollste von ganz Peking. — Das Wort „Gehorsam" als Straßenbezeichnung wirkt gewiß sehr eigentümlich. — Außer einer „Der steinerne Tiger" benannten Verkehrsader besitzt die chinesische Hauptstadt auch eine „Barbarenstraße".

Auch Pekings Tore tragen für unsere Begriffe seltsame Bezeichnungen. So heißt zum Beispiel eines von ihnen „Das Tor der standhaften Unschuld". P. S.

RÄTSEL

Füllrätsel

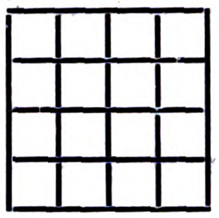
In jeder waagerechten Reihe sind zwei Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden. Der Buchstabe, der auf das mittlere, stark umrandete Feld fällt, ist Endbuchstabe des ersten und Anfangsbuchstabe des zweiten Wortes.



Die Wörter bedeuten: 1. Bezeichnung für Grab — Vogel, 2. Operettenkomponist — Rätselart, 3. Hauptstamm der Tscherkessen — Fremdwort für „Stoß“, 4. Samoa-Insel — deutscher Dramatiker, 5. Insekt — bedeutender Ringkämpfer aus Kamerun, 6. Festung in Portugal — Jugendschriftsteller, 7. bekannter Sportsmann — Homersche Dichtung, 8. Papstname — Mündungsarm der Weichsel, 9. finnischer Hafen — weibliches Gespenst, 10. innerer Zwang — Anführer des Bauernkrieges im 16. Jahrhundert. (st = ein Buchstabe.)

Bei richtiger Lösung ergeben die in den stark umrandeten senkrechten Reihen stehenden Buchstaben jeweils von oben nach unten gelesen ein türkisches Sprichwort.

Magisches Quadrat



Die Buchstaben: e, e, e, e, i, i, i, i, l, m, m, m, m, r, s, s, sind in obiges Quadrat so einzusetzen, daß in den waagrechten und senkrechten Reihen gleiche Wörter folgender Bedeutung entstehen: Papiermaß. Biene, abgekürzter Mädchenname, Tau.

Zahlenrätsel

(Blumen.)

1 2 3 4 5 = Heideblume
6 5 7 8 3 1 = Herbstblume
1 9 10 3 5 9 = Gebirgsblume
8 3 8 3 1 = Gartenblume
11 3 12 4 1 = Feldblume
1 7 2 1 9 13 2 1 3 14 = Feldblume
3 15 15 16 2 17 1 8 8 1 = Strohblume
14 1 1 2 16 14 1 = Wasserblume
14 16 9 9 1 9 18 8 19 15 1 = größte Gartenblume

Die Anfangsbuchstaben ergeben die Lieblingsblume unseres Reichskanzlers.

Leichte Ware

„Er“ glänzt und weckt des Menschen Gier
In Grüften spricht er ernst zu dir,
Aus tausend Blumen muß er weh'n,
Fast nirgends kannst du ihm entgeh'n
Er ist ein Feind, man putzt ihn weg!
Für manche Frauen Daseinszweck.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a a as bau bei bell ber cu dan de de dem do e e e en es flug sul gat gen gra i ig in la lauf le li lietz lis lo ma mann mas me na na na na ne neh no no now pi re ri ri rin rin rung sche so spin sto te ter ter than thren ti ü un us va wa zeug zi zo sind 27 Wörter zu bilden deren Anfangs- und Endbuchstaben, erstere von oben, letztere in umgekehrter Richtung gelesen, einen Spruch von Dietrich Eckart ergeben.

1 .... 15 ....
2 .... 16 ....
3 .... 17 ....
4 .... 18 ....
5 .... 19 ....
6 .... 20 ....
7 .... 21 ....
8 .... 22 ....
9 .... 23 ....
10 .... 24 ....
11 .... 25 ....
12 .... 26 ....
13 .... 27 ....
14 ....

Die Wörter bedeuten 1. Lichtecht, 2. Grillparzersche Dramengestalt, 3. Verkehrsmittel, 4. Medikament, 5. Halbaffe, 6. Hafenstadt Zyperns, 7. Strauchbaum, 8. Landzunge, 9. General des Weltkrieges, 10. weiblicher Vorname, 11. geographische Bezeichnung, 12. landwirtschaftliche Bodenverwertung, 13. griechische Dichterin, 14. Mündungsarm der Weichsel, 15. Heiliger, 16. Organ, 17. Kleidungsstück der Geistlichen, 18. rheinpreußischer Ort nahe der holländischen Grenze, 19. Schauspiel von Oswald Bayer, 20. Pelztier, 21. portugiesische Geldeinheit, 22. deutscher Romantiker, 23. Insekt, 24. Oper von Wagner, 25. russischer Armeeführer im Weltkrieg, 26. Prophet, 27. Sprengkörper. (st und sp = ein Buchstabe.)

Zahlenfüll-Rätsel

				1				
2	3	4	5	6	7	8	9	10
11	12	13	14	15	16	17	18	19
20	21	22	23	24	25	26	27	28
29	30	31	32	33	34	35	36	37
38	39	40	41	42	43	44	45	46
47	48	49	50	51	52	53	54	55
56	57	58	59	60	61	62	63	64
65	66	67	68	69	70	71	72	73
74	75	76	77	78	79	80	81	82
				83				

In obige Figur sind die durch nachfolgende Zahlen gewonnenen Buchstaben in die Felder mit gleicher Zahl einzutragen, so daß sich von 1—83 gelesen die Wörter zu einem Ausspruch unseres Führers ergänzen.

2 6 3 1 9 = Erlaß
5 16 27 7 28 = Vorbau
10 45 12 4 82 31 35 32 14 18 17 = Kurzschrift
33 61 11 66 38 72 11 = Stadt am Rhein
42 20 54 8 60 = Vulkan
50 23 29 59 25 65 = Bürge
53 30 13 34 44 77 83 = hoher Militär
41 39 48 72 = Lieder- und Sagensammlung
19 43 74 46 64 = Bewohner Afrikas
21 82 81 55 65 83 58 = Kurzgeschichte
84 72 1 77 68 24 = Papageienart
62 51 70 22 63 83 71 77 = german. Frauenname
73 79 40 69 65 = Griff
75 47 39 77 78 = Verwandter
76 11 15 70 54 80 83 = Behälter
52 49 33 80 65 51 57 74 80 67 = Sagengeschlecht
26 37 70 79 80 16 = Teil d. Pferdekopfes
36 56 31 32 35 82 = Gestalt aus einer Oper von Mozart

Alt und neu

Sie lebt in unserer Vorzeit Runen,
In des Assyrers Zeichenkeil,
Sie spricht zu uns an jedem Tage,
Ist heilig, wertvoll, schmutzig, feil.
Geheimnisvoll ihr Wesen wirkt:
Es kündet, was das Inn're birgt.

Buchstaben-Austauschrätsel

Von folgenden Wörtern ist der erste Buchstabe durch einen anderen zu ersetzen. Die gefundenen Buchstaben ergeben, der Reihe nach gelesen, eine bekannte Persönlichkeit der Obersten S.A.-Führung.

Kinn, Jugend, Iller, Tau Lage Frist, Acht, See, Ahre, Nuß, Rachen, Malz, Lücke Siegel, Uhr, Asche. Faß, Nacht.

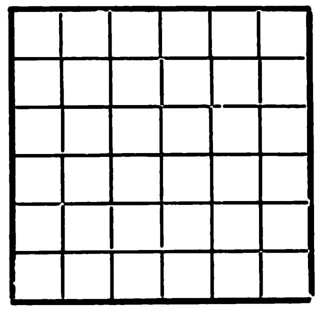
Rätsel

Bedauernswert, wer — steht in der Welt.
Bedauernswert, wenn er dir fehlt.
Millionen fliegt er in Begeist'rung hoch,
Mußt zwiefach haben ihn jedoch.

Verdopple nun den Fuß
Und weihe einen Gruß:
Es steht vor dir das Heer
In seiner Waffenwehr.

Diagonalrätsel (deutsche Städte)

In untenstehende Figur sind Wörter folgender Bedeutung einzusetzen: Rheinisch-westfälische Stadt, Stadt in Sachsen, Stadt in Oberbayern, Stadt in Pommern, Stadt an der Weichsel, Stadt im Vogtland. Die Diagonale von links oben nach rechts unten ergibt ebenfalls eine deutsche Stadt (ß = ein Buchstabe.)



Gegensatzrätsel

Von folgenden Wörtern sind solche mit gegensätzlicher Bedeutung zu suchen Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben einen bekannten Führer aus der nationalsozialistischen Jugendbewegung: einfarbig, jung, schwer, lustig, oben, mild Unverstand, Wüste, alles, gut, nie. schmutzig, morgens, Ordnung. (ch und sch = ein Buchstabe.)

Lösungen der Rätsel aus Folge 48

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Pranger, 7 Anker, 9. Kran, 11. Ibis, 13 Tuba, 14 Zelt, 15. Bier. 18. Emir, 20. Ende, 21. Last 22 Essen, 23. Antenne — Senkrecht: 2. Raab, 3 Anna 4 Geit, 5. Erbe, 6. Oktober, 8. Astarte, 10. Rubin 12. Iltis, 16. Eden, 17. Rest, 18. Elen, 19. Mann ✱ **Gegensatzrätsel:** Kühl, Abend, reell, leicht, finster, immer, entzwei, hehr. Leid, egal, rund = Karl Fiehler ✱ **Zahlenrätsel (Dichter):** Fontane, Rueckert, Eichendorff, Jensen, Lenau, Jordan. Goethe, Rittershaus, Arentsschildt, Traeger, Hoffmann = Freiligrath. ✱ **Diagonalrätsel:** Winter, Garten. Regent, Mignon, Tiegel, Rapier = Wagner ✱ **Zahlenfüllrätsel:** Hawai, Attila, Gunther, Utrecht, Widder, Nennwert, Ätna, Delhi Mumie Ulan, Gardine. Baldur = Nur die Ruhe in der Bewegung hält die Welt und macht den Mann ✱ **Buchstabenaustauschrätsel:** Tand, Seil, Christ Acht, Meise, Misse, Ehre Runde, Ober, Sessel, Tinte Egel, Note = Tschammer-Osten ✱ **Dreierlei:** Kamin ✱ **Dreisilbig:** Dornröschen. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Detmold 2 Emilie, 3 Rennbahn, 4. Miene, 5. Etui, 6. Narzisse, 7 Schiefer, 8 Hoheit, 9. Erasmus, 10 Irnfrid 11. Tadel, 12. Waggon, 13. Überlingen, 14. Regiment, 15 Dieselmotor, 16. Ebbe, 17 Irene, 18. Sonate = Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben. ✱ **Mosaik-Rätsel:** „Und es mag an deutschem Wesen einmal noch die Welt genesen." (Geibel.) ✱ **Kreuzwort-Silbenrätsel:** Senkrecht: 1. Fulda, 2 Manila, 3. Melone, 7. Terzett — Waagrecht: 2. Madame, 4 Anni, 5. Logik, 6. Laterne. ✱ **Rätsel:** Armbrust ✱

Rudolf Habetin:

Das Bock-Rad

Moritz Sauerbier ist ein kleiner Beamter, mit einem kleinen Einkommen, in einer kleinen Stadt. Tagtäglich geht er in sein Büro, schlicht und unscheinbar. Aber seine Biographie ist unwesentlich. Denn sein Reich ist nicht von dieser Welt. Seine Seele greift weit über den Horizont seiner kleinen Stadt. Denn unter Hinzufügung seines zweiten Vornamens ist Moritz Wolfgang Sauerbier — wer könnte ihn wohl für seinen Familiennamen verantwortlich machen wollen? — ein Dichter, ein vorläufig unbekannter, ein stiller, bescheidener, in sich gekehrter, der seiner Entdeckung harrt

Ganz so weltfremd, wie er scheint, ist er indessen nicht. Er hat des öfteren schon sein Talent in den Dienst moderner Reklame gestellt und kaum ein Preisausschreiben vorübergehen lassen, ohne markante Vierzeiler eingesandt zu haben, leider ohne Erfolg.

Moritz Wolfgang Sauerbier trägt heroisch das Los seines verkannten Dichtertums. Und als er eines Tages den ersten Preis in einem Preisausschreiben erhielt, war er selbst verblüfft. Sein Vierzeiler:

„Zum Waschen, Scheuern und zum Putzen
ist Blankosix von größtem Nutzen,
drum, kaufst du wieder Seife ein,
so darf es Blankosix nur sein!"

wurde in allen illustrierten Zeitungen veröffentlicht. Und der stille bescheidene Dichter Sauerbier sah sich vor die Tatsache gestellt, entweder eine Nähmaschine oder ein Klein-Motorrad zu bekommen. Er wählte das letztere Übel.

Er zog einen Fachmann zu Rate, einen sportbeflissenen Jugendfreund, der ihm mit praktischer Erfahrung diente. Das Rad traf ein, ein blankes Juwel technischer Kleinkunst, das führerschein- und steuerfreie neue Klein-Motorrad der bekannten Firma Bock & Söhne.

Sauerbier kauft sich eine Motorradhose und eine Autobrille. Und dann begibt er sich mit seinem Freunde auf die Landstraße. Der rennt ein Weilchen neben dem Rädchen her — einen Kickstarter hat das Bock-Rad nicht — und schwingt sich drauf, als es zu belfern anfängt. Mit Stolz schaut Moritz Sauerbier durch seine Autobrille dem Wunder zu. Der Klang des Motors ist hell, frisch und naiv, die Hupe kläfft herrlich, ein bißchen kurzatmig freilich und naseweis Aber welch kühner Gedanke, die bunte Welt nun im Sturm zu durcheilen und ihren Motiven im 50-Kilometer-Tempo nachzujagen!

Vorerst jedoch stellt der Freund den Gashebel nur mäßig ein, Sauerbier rennt, täck, täck, täck, täck geht der Motor, und schwupp, sitzt er oben und fährt, ohne eigenes Zutun, die Füße auf den Trittbrettchen, in langsamem Tempo, aber unaufhaltsam Unaufhaltsam, allerdings und leider: Welches war doch der richtige Hebel? Warum waren da zwei nebeneinander? Hatte der Freund nicht gesagt, der eine gelte der Zündung?

Sauerbier ruft einen Fußgänger an. Der stutzt und starrt, aber Sauerbier rattert von dannen, immer im gleichen Tempo. Der Schweiß bricht aus, er macht eine Hand frei, er winkt jedem zu auf der Landstraße, aber niemand begreift. Schon kommt er durchs nächste Dorf, ein Hund bellt ihn an, in Kurven windet er sich durch die flatternden Hühner. Endlich ist ein Motorradfahrer an seiner Seite. Dem ruft er zu, er möge seinen Freund holen, hinten bei der Gasanstalt, er brauche ihn dringend, er werde immer die Straße weiterfahren.

Der Freund, eine treue Seele, holt sein eigenes Rad und folgt dem unglücklichen Poeten. Nach 30 Kilometer Fahrt überholt er ihn, erfährt dessen Not, springt ab, wirft sein Rad in den Graben und rennt neben Sauerbier her, stellt den Gashebel ab — Sauerbier ist gerettet.

Seitdem geht es besser. Ich treffe ihn eines Tages, da sagt er, es sei herrlich, eine solche Maschine zu fahren, ein Lyriker müsse sich mit der Technik seiner Zeit auseinandersetzen, und er fahre oft nach Leipzig, in die Großstadt

Aber es gibt keine Straßenkreuzung in Leipzig, an der man Sauerbier nicht kennt. Wenn das gelbe und grüne Licht aufleuchtet, hat er schon eine Deichsel im Rücken, ehe sein kickstarterloses Bock-Rad „anspringt". Sauerbier weiß Bescheid. Er schraubt die Zündkerze heraus, er „spritzt ein", er rennt neben dem Rädchen her, sie sind beide etwa gleich schwer, er und sein Rad, und wer von beiden gerade Lust hat, nimmt den andern mit. „Quatschen Sie nicht, was verstehn Sie denn davon!", sagt er entrüstet, wenn man ihm helfen will „Die Düse ist verstopft" meint er fachmännisch Aber es läßt sich nicht leugnen, daß er die Kabelschnur nicht angeschraubt hat

Die Düse ist oft verstopft, das stimmt Aber sein Freund hat ihm ein probates Mittel empfohlen: Schraube nicht jedesmal die Düse heraus, sondern schiebe das Rad wenn es stehenbleibt, ein Stück zurück dadurch arbeitet die Luft in entgegengesetzter Richtung und die Düse wird frei. Die Jungen in den Dörfern kennen den Fahrer bald, dessen Rad mit stotterndem Belfern tack, tack, tacktack — tack stehenbleibt, der abspringt mit dem Rad rückwärts rennt, dann vorwärts und der dann täck-täck-täck sich wieder aufschwingt und weiterfährt. Sein Bock-Rad macht ihnen einen Heidenspaß, und als sie seinen Namen erfahren, rufen sie „Bockbier" hinter ihm her.

„Denken Sie sich, kürzlich habe ich beinahe den Motor verloren", erzählt er eines Tages. „Ich fahre mit großen Limousinen um die Wette Aber die Erschütterung ist zu groß für mein Rad, die Muttern lösen sich, dann muß ich sie wieder suchen, leider oft vergebens. Dann lasse ich das Rad überholen und neue Muttern aufschrauben. Jede Woche halte ich einen solchen ‚Muttertag' "

Federbruch hat Sauerbier gehabt, die Schwungscheibe hat er verloren und den Deckel der Magnetkapsel, und bei einem Bruch der Benzinleitung wäre er bald in Flammen aufgegangen. Da wird er sich der Pflicht bewußt, sich der deutschen Literaturgeschichte zu erhalten. Und als der Händler, wo er sein Benzin einkauft, meint, er habe sich mit diesem Rad viel technisches Können angeeignet, schimpft er, er habe nun genug gelernt, und er wolle nun ein Rad haben, mit dem er nichts mehr lernt, sondern mit dem man fahren kann.

So treffe ich ihn denn neulich auf seinem alten Fahrrad, wie er fleißig die Pedale tritt. „Nanu", sage ich. Und er, seelisch befreit von der Dämonie technischer Unberechenbarkeiten, meint: „Jaja, ich habe mein Bock-Rad verkauft, nachdem es in Ordnung war. Wahrscheinlich hieß es so, weil es immer bockte Und nun fahre ich Fahrrad. Und das heißt so, weil es fährt." — —

Der geheimnisvolle Bote

Von Hans Riebau

Dr. Fedor ist ein glänzender Verteidiger. Die schwierigsten Sachen macht er, und komplizierte Strafprozesse sind geradezu seine Spezialität.

Neulich hatte er Johann Mackebusch zu verteidigen.

Johann Mackebusch, ein Mann von siebzig Jahren, fast zwei Meter groß, mit schneeweißen Haaren und unwahrscheinlich leuchtenden schwarzen Augen, war angeklagt, einen schweren Einbruch begangen zu haben. Es stand nicht gut mit ihm, als die Verhandlung begann. Denn wenn er auch den Versuch gemacht hatte, ein Alibi beizubringen, so gab es doch einen angesehenen, intelligenten Bürger, der kurzerhand beschworen hatte, den alten Mackebusch bei dem Einbruch beobachtet zu haben; und als sich nun noch herausstellte, daß Mackebusch schon vorbestraft war, gab es niemand mehr unter den Richtern, den Justizwachtmeistern und den Zuschauern, der noch einen Sechser für einen Freispruch gewettet hätte.

Nur Fedor, der Rechtsanwalt, gab den Kampf nicht auf. „Herr Präsident", sagte er, als er endlich mit dem Plädoyer losschießen konnte, „wir befinden uns vor einer denkbar einfachen Situation. Der Angeklagte hat ein Alibi. Aber gegen dieses Alibi steht ein Zeugeneid. Lediglich mit diesem Eid haben wir uns zu beschäftigen. Für mich persönlich, nicht etwa nur als Anwalt, sondern auch als Mensch, gibt es keinen Zweifel, daß der Zeuge — ein hochachtbarer Bürger selbstverständlich — sich geirrt hat. Es gibt viele Menschen mit weißen Haaren und mit schwarzen Augen, und unter meinen Bekannten befinden sich nicht weniger als neun, die das Gardemaß überschreiten. Der Angeklagte, meine Herren, macht zudem einen über den Durchschnitt guten Eindruck, so daß man ihm die Tat mit dem besten Willen nicht zutrauen kann Ich bin im übrigen überzeugt, daß das Gericht sich nicht den Erfahrungen verschließen wird, die in den letzten Jahren mit der systematischen Nachprüfung der Zeugenaussagen gemacht wurden. Professor Ball hat in seinem Aufsehen erregenden Werk festgestellt, daß noch nicht einmal zwei Prozent der von ihm untersuchten Aussagen seiner Kontrolle standhalten konnten. Achtundneunzig Prozent der eidlichen Bekundungen durchaus ehrenwerter Männer und Frauen haben sich also in mehr oder weniger großem Maße als objektiv falsch und unrichtig herausgestellt. Würden alle diese fehlerhaften Aussagen von Amts wegen verfolgt werden, meine Herren — so säße mehr als die Hälfte unserer gesamten Bevölkerung wegen bewußten oder fahrlässigen Falscheides im Gefängnis."

Eine leichte Bewegung ging durch den Gerichtssaal.

„Jawohl, Herr Präsident", fuhr Fedor fort, „so ist es. Auch Sie, verehrte Anwesende, würden sich, wenn ich den Herrn Vorsitzenden aus Gründen der Verhandlungsautorität ausnehmen darf, sehr wohl unter denjenigen befinden können, die auf Grund ihres nicht mit hundertprozentiger Sicherheit funktionierenden Gedächtnisses hinter schwedischen Gardinen sitzen müßten. Auch ich, Herr Staatsanwalt — denken Sie mal an! —, würde mich unter eben diesen vom Schicksal Geschlagenen befinden. Noch vor fünf Minuten zum

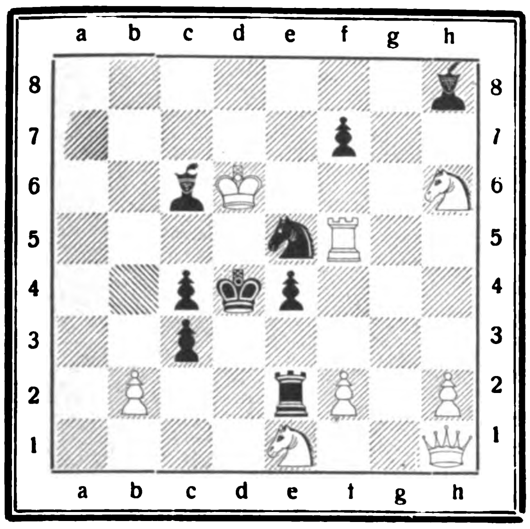
SCHACHECKE

Zuschriften an G. Walter, München 13, Schellingstr. 39/II

Aufgabe

Urdruck.

Von F. Handl.



Weiß: Kd6, Dh1, Tf5, Se1, Sh6, Bb2, f2, h2 (8).

Schwarz: Kd4, Te2, Lc6, Lh8, Se5, Bc5, c4, e4, f7 (9).

Matt in 3 Zügen.

Eine nicht ganz leichte Sache, die einer gewissen witzigen Pointe nicht entbehrt.

Eine Partie aus dem Deutschen Meisterturnier 1933 zu Bad Pyrmont.

Weiß: G. Kieninger. Schwarz: C. Carls.

Sizilianisch.

	Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	c7—c5
2.	Sg1—f3	d7—d6
3.	d2—d4	c5×d4
4.	Sf3×d4	Sg8—f6
5.	Sb1—c3	Sb8—c6
6.	Lf1—c4![1]	Lc8—d7
7.	0—0	Ta8—c8
8.	Lc4—b3	S×S?[2]
9.	Dd1×Sd4	Dd8—a5?[3]
10.	Lc1—e3	a7—a6
11.	Sc3—d5!	S×S
12.	e4×S!	Th8—g8[4]
13.	Dd4—e4	g7—g6
14.	Le3—g5	h7—h6
15.	Lg5—f6!![5]	Da5—c7
16.	Tf1—e1	Ld7—f5
17.	De4—e3	Dc7—d7
18.	c2—c3	g6—g5
19.	a2—a4	Ke8—d8
20.	Lf6—d4	Tc8—a8
21.	a4—a5	Dd7—e8
22.	Ld4—b6†	Kd8—c8
23.	Ta1—a4	De8—b5
24.	Ta4—c4†[6]	Kc8—b8
25.	Lb6—c7†	Kb8—c8
26.	Lc7×d6†	Kc8—d8
27.	L×e7†	Aufgegeben.

[1] Der Textzug ist sehr stark, wird aber sonderbarerweise selten angewendet. Gebräuchlich ist Le2; dort leistet er passive Dienste. Auf c4 stellt er den Schwarzen vor gewisse Eröffnungsprobleme, denn die so beliebte „Drachenvariante" mit Lg7 nimmt sich gar nicht mehr so gut dagegen aus.

[2] Schlecht! Entwickelt die Dame kostenlos, und Weiß steht jetzt schon überlegen. Richtig war 8. e7—e6.

[3] Unverständlich! Schwarz hat einen falschen Plan. Noch immer war e7—e6 vorzuziehen.

[4] Kläglich! Aber Schwarz steht tatsächlich strategisch hoffnungslos. Der Gewinn des Weißen ist eine Sache der Technik, und dazu ist Kieninger der geeignete Mann.

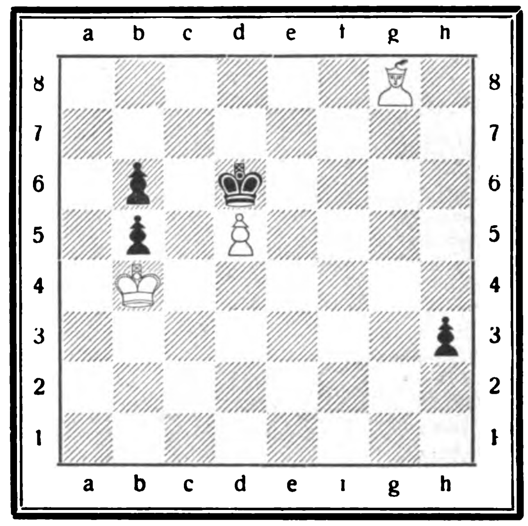
[5] Sehr gut! Der Nachziehende steht mit seinen Figuren am Königsflügel patt; außerdem droht der Läufer bei einer eventuellen Königswanderung wie in der Partie mit Wucht auf den Damenflügel einzugreifen.

[6] Ein furchtbares Kesseltreiben auf den armen schwarzen König entscheidet die Partie.

Eine sehr gute Leistung Kieningers; ein Großmeister hätte die Partie nach den kleinen Eröffnungsfehlern des Schwarzen nicht besser spielen können. H. Zollner.

Endspiel-Studie

Von P. A. Larsen.



Weiß: Kb4, Lg8, Bd5 (3).

Schwarz: Kd6, Bb6, b5, h3

Weiß zieht und macht Remis.

Lösung:

	Weiß	Schwarz
1.	Lg8—h7	Kd6×d5 erzw.
2.	Lh7—f5	h3—h2 erzw.
3.	Lf5—c8	Kd5—c6 erzw.
4.	Lc8—g4	h2—h1D
5.	Lg4—f3†	Dh1×Lf3

Patt.

Spielt Schwarz im 1. Zuge aber Kd6—e5, dann marschiert der weiße d-Bauer, und jeder bekommt eine Dame, worauf die Sache auch remis ist. Auf 4. h2—h1L folgt ... Lg4—e2 und ist ebenfalls remis

Lösung der Aufgabe aus Nr. 47:

1. Sd5—f6, Kd6—c7; 2. Dg5—d5, Ke7—f8 (oder d8); 3. Sf6—h7 (oder e8) ††. Oder 1. ..., Kd6—c7; 2. Dg5—b5, Kc7—d8 (oder d6); 3. Sf6—e8††.

Beispiel hätte ich jeden Eid geschworen, daß ich meine Aktentasche, in der sich meine gesamte Bürokasse befindet, mit aufs Gericht genommen habe. Und jetzt eben, während ich mich ausschließlich mit den Gedankengängen meines Plädoyers zu beschäftigen vermeine, fällt mir ein, daß ich sie zu Hause im linken oberen Fach meines Schreibtisches habe liegen lassen. Und ich werde mich entschließen müssen, trotz der mißbilligenden Blicke, die mir der Herr Staatsanwalt ob der unjuridischen Form meiner Ausführungen zuwirft, eben den Herrn Staatsanwalt zu bitten, mir zwanzig Pfennig für die Straßenbahn auszuborgen."

Stürmische Heiterkeit.

Der Vorsitzende schwingt die Glocke. „Ich muß aber sehr bitten, Herr Rechtsanwalt", sagt er, „zur Sache!"

Aber die Stimmung ist umgeschlagen.

Johann Mackebusch fängt an, aufzuatmen.

Und als Fedor nach einer halben Stunde sein Plädoyer beendet hat und mit laut hallender Stimme erklärt, die Ablehnung der Anträge des Herrn Staatsanwalts seien für ihn eine glatte Selbstverständlichkeit, geschieht das Wunder, und Johann Mackebusch wird — aus Mangel an Beweisen — freigesprochen.

Der Gerichtssaal leert sich.

Fedor schüttelt dem alten Mackebusch, der es eilig hat, hinaus auf die Straße und in die Freiheit zu kommen, die Hand.

Der Staatsanwalt pumpt ihm, mit süßsaurem Gesicht und unter dem Gefeixe der Justizwachtmeister, zwanzig Pfennig für die Straßenbahn.

In seiner Kanzlei unterzeichnet Fedor noch ein paar Schriftsätze.

Auf dem Heimweg wird er hier noch ein wenig aufgehalten und dort noch von einem Berichterstatter ausgefragt, und nachmittags um fünf endlich ist er zu Hause.

„Der Zufall", sagte er zu seiner Frau," spielt doch oft eine entscheidende Rolle. Stell' dir vor, heute habe ich letzten Endes einen Klienten nur dadurch freibekommen, daß ich heute früh meine Aktentasche mit der Bürokasse vergessen habe. Hast du sie übrigens gefunden?"

„Die Aktentasche?" flüstert Frau Fedor, „aber du hast doch einen Boten geschickt, der sie holen sollte."

„Ich? Einen Boten?" erschrak Fedor, „du hast ihm doch nicht etwa die Tasche gegeben?"

„Aber natürlich", sagte Frau Fedor, „er wußte doch genau, daß sie in dem oberen linken Fach deines Schreibtisches lag."

Fedor saß einen Augenblick wie erstarrt.

Dann sprang er auf. „Wie sah der Bote aus?" rief er.

„Es war ein alter, weißhaariger, sehr großer Mann", sagte Frau Fedor. „Er hatte ungewöhnlich schwarze leuchtende Augen und machte einen über den Durchschnitt guten Eindruck."

ERFOLG

Tintenfuchs, seines Zeichens hoffnungsvoller Dichterling, arbeitete noch mehr drauflos, den literarischen Markt unsicher zu machen, seit man ihm in einer Künstlerkneipe geweissagt hatte, daß nur ein Buch ihn bereinst reich und unabhängig machen könne.

Und er schrieb, schrieb. Einmal wird ja auch ihm Fortuna lächelnd winken; vorläufig drohten nur Bäcker und Fleischer ihm fäusteschwer nach

Leider hat ja ein Dichter außer seinen Idealen auch noch so ein unersättlich Ding, das sich Magen nennt, und dabei nicht immer den kleinsten.

In höchster Not lernt da Tintenfuchs eine Witwe kennen, weder schön noch geistvoll . . ., aber sie labet Tintenfuchs häufig zu sich, wenn es Backhuhn gibt oder sonst eine zoologische Angelegenheit in gefälliger Form.

Das schmeichelt seinen Eingeweiden, die schon Streik ansagen wollten.

Eines Tages nun, als das soundsovielte vorbereitete Buch, das ihm endlich das ersehnte Glück bescheren sollte, vom Verleger abermals als „ganz unmöglich" zurückkommt, da schiebt ihm Frau Rebhuhn, die unschöne, geistlose Witwe, nach einem ganz entzückenden Hirschenschlegelmahl ihr Sparkassenbuch über den Tisch hinüber zu.

„Wenn Sie es mit mir versuchen würden, Herr Tintenfuchs?!" sagt sie dabei leise und verschämt.

Der Dichter wirft einen Blick in das Buch wie er ihn von den Verlegern kennt, und weiß . . . schon nach den ersten Seiten steht ja zumeist Ablehnung oder Annahme fest . . .

Aber die vielen Nullen, die ihm hier auf allen Blättern in stetem Aufschwung entgegenlachen, immer mit einem schönen Vorreiter natürlich, rühren den so angenehm Gesättigten doppelt.

Und während er tränenden Auges sein Jawort verpfändet, ahnt er plötzlich, welches Buch die Spaßvögel wohl gemeint haben mochten, damals auf der lustigen Kneipe . . .

Oswald Strehlen.

Frankreich in Gefahr

(Schluß von Seite 1667)

Die jüdischen Emigranten und ihr aufdringlich-gefährliches Wesen haben in Frankreich bereits eine starke Welle des Widerstands gegen diesen Fremdkörper erstehen lassen. Es wäre im Interesse unserer westeuropäischen Nachbarnation wie in unserem eigenen Interesse zu wünschen, daß sie — anstatt in bezug auf Deutschland phantastische und sinnlose Befürchtungen zu hegen — sich der Gefahren bewußt wird, die ihre Existenz wirklich bedrohen: Afrika bedroht Frankreich!

Fr.

Scherz Spott Hieb

Frau Piefke geht ins Theater ...



Nicht nur die Seele soll man laben,
man muß auch was zu knabbern haben,
so denkt Frau Anna Piefke grade,
und kauft ein Kilo Schokolade



Als sie den Mann sieht mit Programmen,
reißt sich Frau Piefke stolz zusammen
und hebt die Hand, die mollig-schlanke,
und spricht: „Oh bütte, nein, ich danke!"



Das Drama wirkt, Frau Piefke packt es,
und bis zum Schluß des ersten Aktes
verschwand in ihrem süßen Mund
vom Proviant bereits ein Pfund



Die volle „Schachtel" läßt mit Schallen
jetzt ihre leere Schachtel fallen
und faltet das Stanniol schön glatt;
Frau Piefke lispelt: „Ich bin satt!"



Indem sie sich zum Nachbarn wendet,
fragt sie: „Wie hat das Stück geendet?" —
Daß man getötet einen Schurken,
hat auf Frau Piefke sehr gewurken ...



Nachdem Frau Piefke nun zu Hause
(ihr Ehemann ist ein Banause),
schwärmt sie in fernen Musenhöh'n:
„Ach, im Theater war's sooo schön!"

Pidder Lüng.



„Was ist denn los? Du machst ja ein so stolzes Gesicht?!"
„Ja! Habe heute mit Dr. Goebbels gesprochen."
„Was sagte er denn?"
„Falsch verbunden."



„Sagen Sie haben Sie etwas von zwei Löwen gesehen — einen verwundet?"



Fremder: „Beißt er?"
Dollfuß: „Und ob, er beißt sogar meine Freunde!"
Fremder: „Nu, da wird er nicht viel zu beißen haben!"

Verlag: Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11-17, Fernsprecher: 20647 u. 22131. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post und durch jede Buchhandlung monatlich 86 Pfennig, durch Umschlag M. 1.45. Bei Zustellung ins Haus kostet der „Illustrierte Beobachter" 2 Pfennig Zustellgebühr mehr. Unsere Lieferanten sind daher berechtigt, die Zeitschrift mit 22 Pfg. frei Haus zu liefern. Versand ins Ausland durch Umschlag monatlich M. 1.45, für Länder mit ermäßigtem Porto M. 1.25. Postscheckkonto: München 11346; Wien: 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern, Postscheck III 7205. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank, Filiale Kaufingerstraße. / Der „Illustrierte Beobachter" erscheint wöchentlich am Samstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39/II, Fernruf: 20755 und 20801. Hauptschriftleitung und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dietrich Loder, München; Berliner Schriftleitung: Dr. Hans Diebow; verantwortlich für Anzeigen: Erwin Finkenzeller, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn G. m. b. H., München. / Für Bild- und Textzusendungen, die ohne Aufforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Adressenvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Organisationsleben muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.

[A B C D E F] **Diese Ausgabe darf in Lesezirkeln nur geführt werden, wenn sie im Kopf als Lesezirkel-Ausgabe kenntlich gemacht ist**

Spanische Revolution



Die Revolutionäre ziehen mit ihren Fahnen durch die Straßen der Stadt.



Die spanische Revolution folgte den Wahlen, die für die Republik ein Drittel der gesamten Stimmen ergaben. Dieses Drittel konzentrierte sich in den wichtigen Städten, während das Land monarchistisch war Die Wahlen, die ersten nach vielen Jahren, fanden an einem Sonntag statt, der Montag verlief äußerlich ruhig. am Dienstag wurde die Republik ausgerufen. Niemand war darauf vorbereitet gewesen, selbst die republikanischen Führer nicht. Jetzt zeigte sich, daß die große Masse der Bevölkerung, auch in der Hauptstadt Madrid, nicht wußte, was eine Republik ist. Viele waren der Ansicht, daß der populäre Fliegerhauptmann Franco König werden würde Alle waren der Überzeugung, daß die Ersparnisse, die durch den Fortfall der königlichen Hofhaltung gemacht werden, genügen würden, um

Links: Eine Puppe die einen königstreuen Offizier darstellt. wird am Galgen gezeigt.

allen Armen und Bettlern des Landes ein angenehmes Leben zu sichern. Der Mittwoch wurde zum Nationalfeiertag erklärt. Die Revolution hatte bisher noch kein Blutopfer gefordert, auch nur geringe Sachbeschädigungen, abgesehen von einigen Denkmalsschändungen.

Alle bereiteten fieberhaft die Revolutionsfeier vor, die aber keinerlei revolutionären Inhalt hatte, sondern eine gewissenhafte Kopie der französischen Revolution, wie sie im Film dargestellt wurde, war. Auf der Puerta el Sol, dem Mittelpunkt und größten Platz der Stadt, trafen sich die Festzüge aus allen Teilen der Stadt. Nichts war amtlich organisiert, alles entsprang dem naiven und schaulustigen Charakter des Volkes. Ein Karnevalsfest von riesigen Ausmaßen! Die ganze Stadt erbrauste vom Jubel und Lachen des Volkes; nur leider fehlte ein passendes Revolutionslied, so wurde die Marseillaise ohne Text geträllert. Jakobinermützen, gehängte Strohpuppen der bisherigen Machthaber, ganz in Rot gekleidete Mädchen, seltsame Verbrüderungsszenen — eine Revolution der Äußerlichkeiten, ohne Inhalt. Vierundzwanzig Stunden lebte das spanische Volk „in Freiheit", dann kam das erste Manifest der neuen Regierung, und das Spiel war zu Ende.



Ein tanzendes Mädchen stellt die errungene „Freiheit" dar.



Auch die Kinder beteiligen sich an den Demonstrationen.



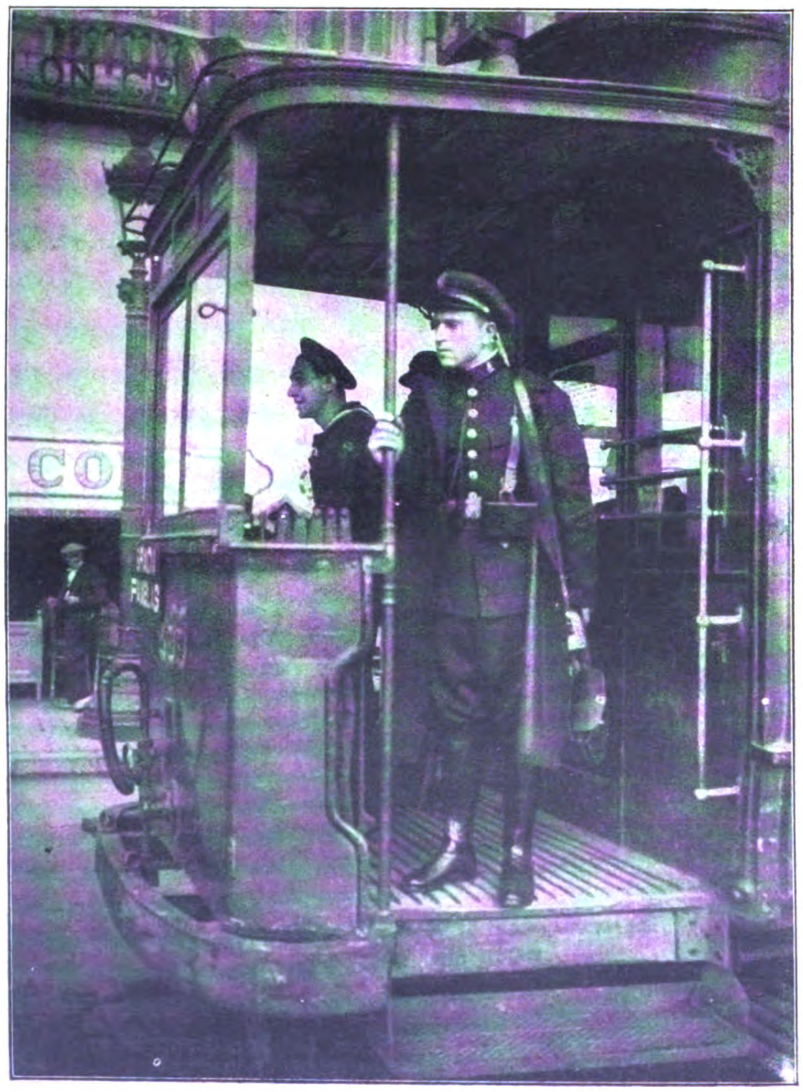
Wo die Autos nicht ausreichen, fahren Trambahnwagen im Triumph durch die Straßen.

Spanische Wahlen



Die Wände sind mit Plakaten der verschiedenen Parteien übersät.

Die Wahlen in Spanien brachten nicht den erhofften Sieg der marxistischen Linksparteien. Schon am Abend des Wahlsonntags wurde es klar, daß die Mehrheit der spanischen Bevölkerung den Regierungsparteien nicht ihr Vertrauen schenkte. Besonders die Frauen, die zum ersten Male wählen durften, gingen in die Opposition. Man suchte sich in der ersten Verwirrung damit zu helfen, daß man das Wahlergebnis nicht bekanntgab und auch in den folgenden Tagen keine genauen Ziffern herausgab. Trotzdem war nach privaten Informationen nicht zu zweifeln, daß die Linke eine bedenkliche und folgenschwere Niederlage erlitten hatte. Auch die in einer großen Anzahl von Wahlkreisen nötige Neuwahl wird an diesem Ergebnis aller Voraussicht nach nicht viel ändern.





Auch der Justizpalast ist mit Wahlaufrufen bepflastert.
Links: Während des Verkehrsstreiks werden die Straßenbahnen von bewaffneten Soldaten bedient.



Auch hier beteiligen sich wieder die Kinder an der Propaganda.



Links: Lerroux, der Führer der Radikalen, gibt seine Stimme ab. Unmittelbar danach wurde er von Gegnern überfallen.

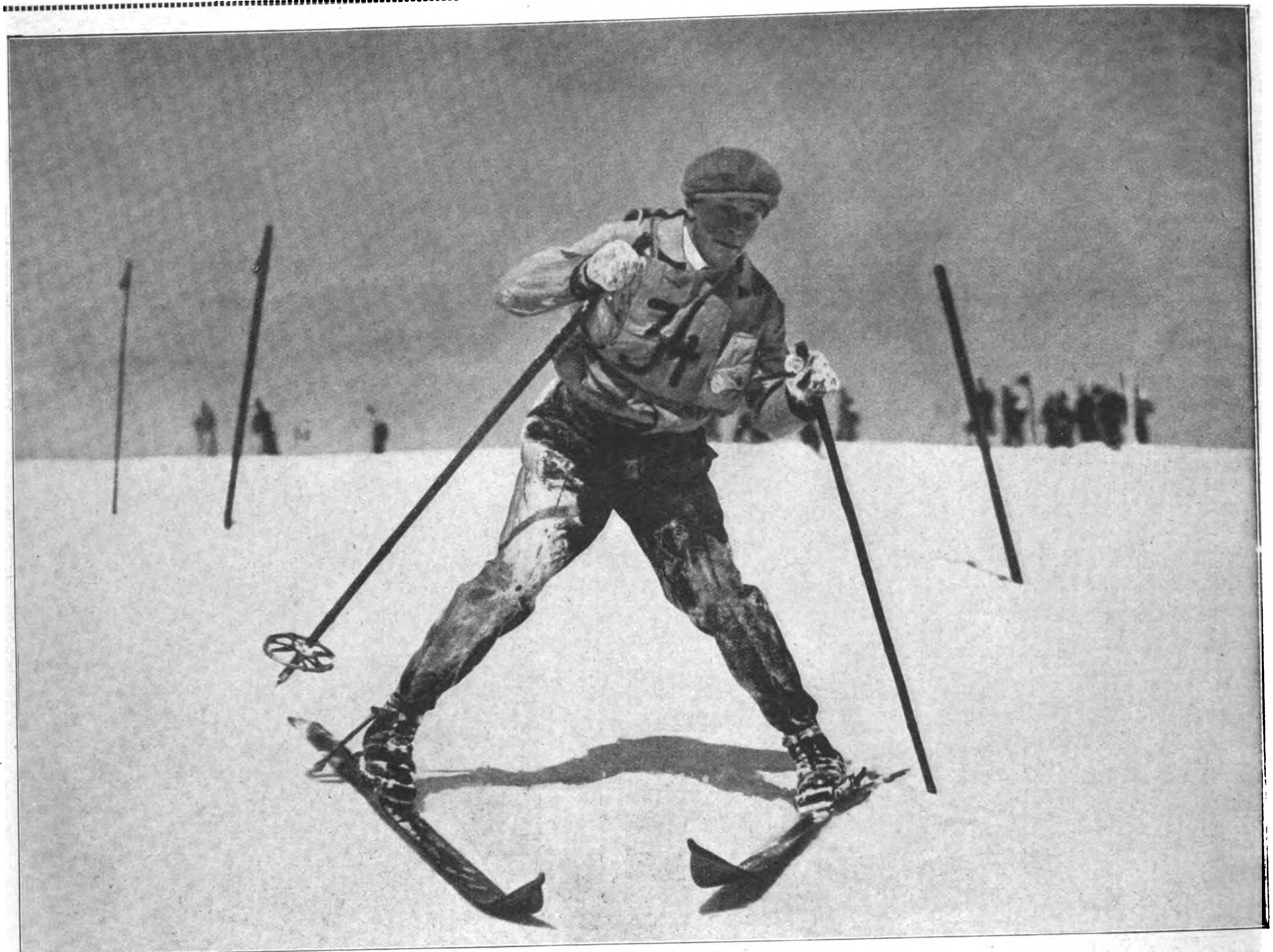
Rechts: Zwei spanische Nonnen, bisher von der Welt klösterlich abgeschieden, auf dem Wege zum Wahllokal.







Verschiedentlich kam es zu heftigen Zusammenstößen, bei denen berittene Polizei eingriff.

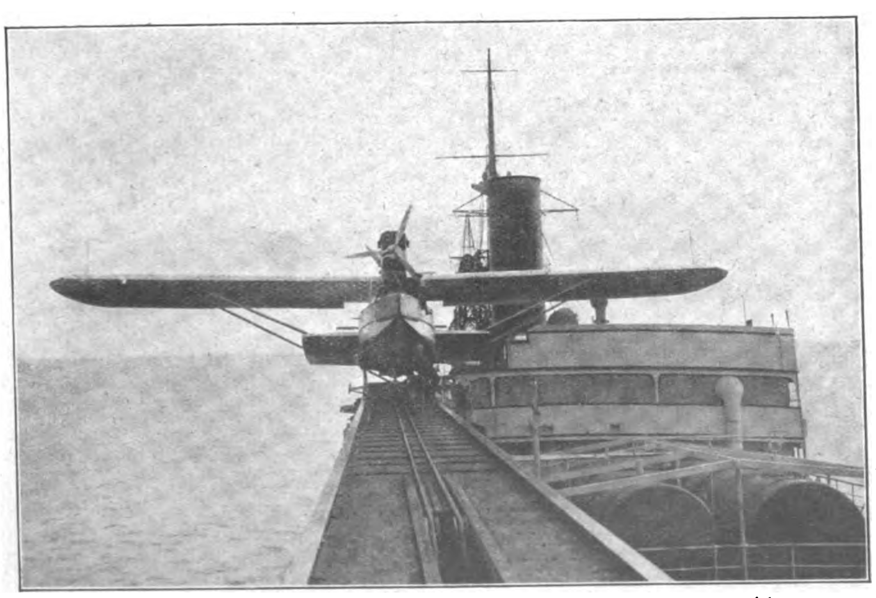


(Aufn. Schirner)

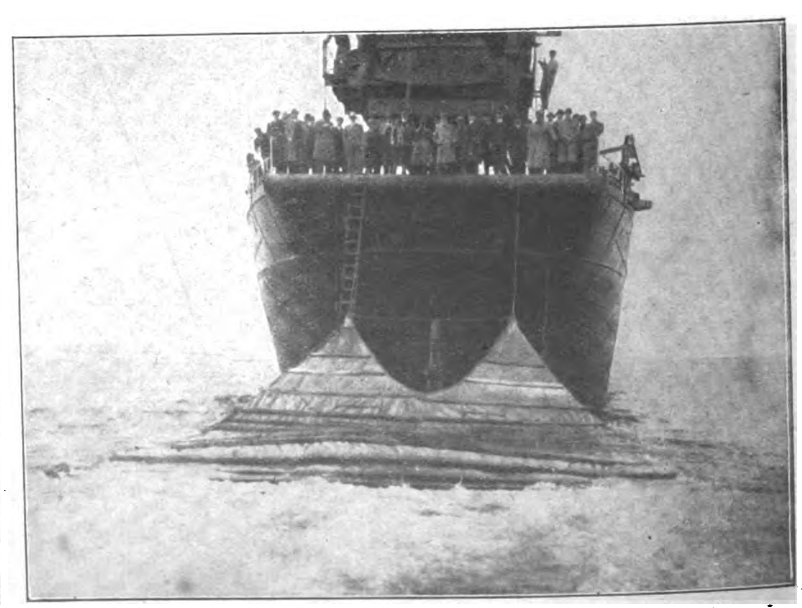
Skilauf — der Volkssport des Winters.
Eine schöne Aufnahme von den ersten Skiwettkämpfen des Jahres auf dem Zugspitzplatt, die in Gegenwart des Reichssportführers v. Tschammer und Osten und des Staatsministers Esser durchgeführt wurden: Der ehemalige deutsche Skimeister Walter Motz, München, beim Abfahrtslauf.

Flugstützpunkt „Westfalen"

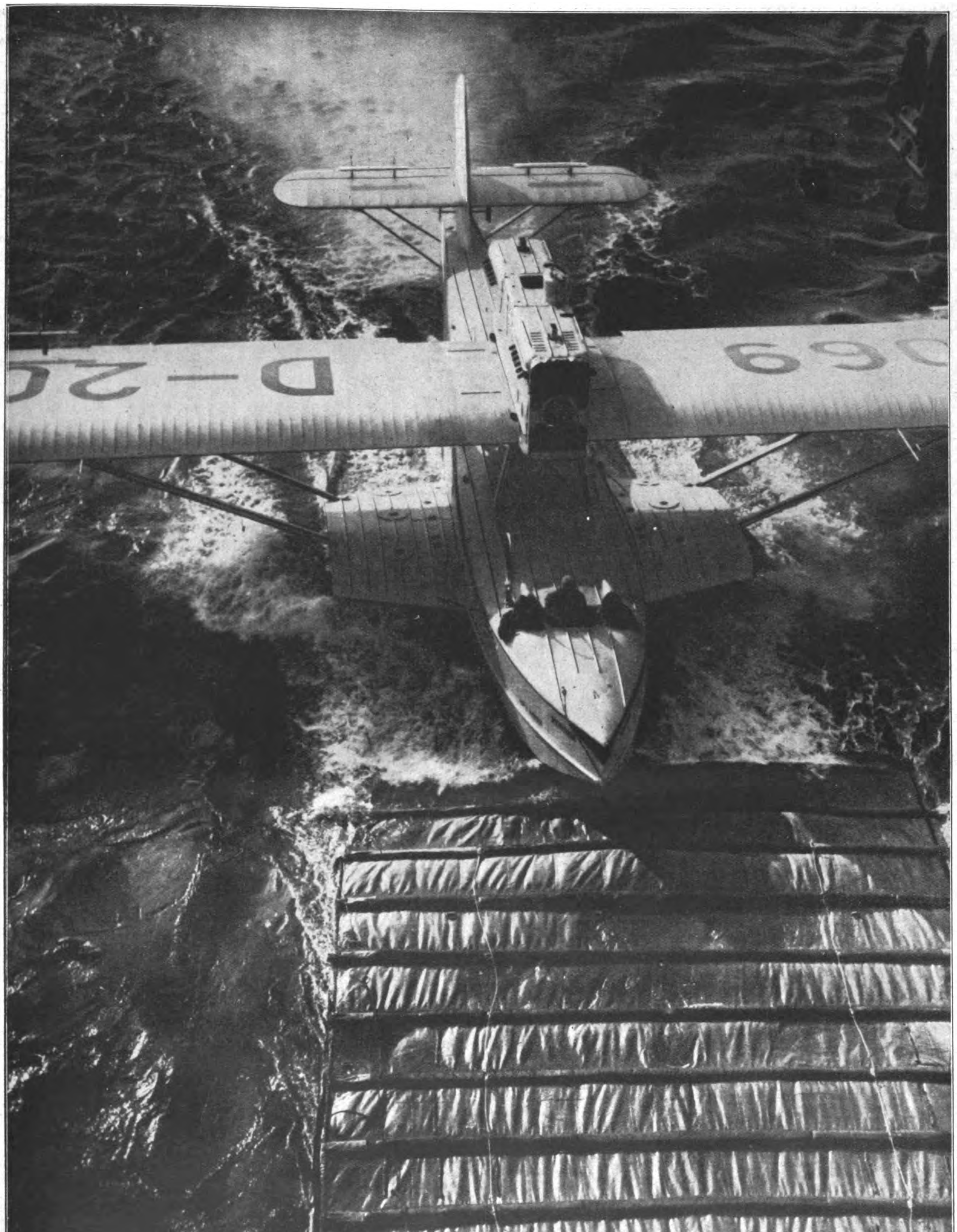
Die Deutsche Lufthansa hat soeben ihre letzten Versuchsflüge zum regelmäßigen Postverkehr zwischen Westafrika und Brasilien abgeschlossen. Anfang nächsten Jahres soll die fahrplanmäßige Postverbindung, die in 17 bis 18 Stunden den Atlantik überquert, Wirklichkeit werden. Da es hier nicht auf sportliche Bravourleistungen, sondern vielmehr auf Zuverlässigkeit ankommt, ist als Flugstützpunkt auf hoher See der deutsche Dampfer „Westfalen" eingesetzt worden, der ständig mitten im Atlantik auf einem Raum von 500 × 500 Kilometer kreuzt und sich den jeweilig herrschenden Wetter- und Wasserverhältnissen anpaßt.



Start von der „schwimmenden Insel" im Atlantik.
Das Flugzeug startet mit Hilfe des Heinckel-Großkatapults.



Das Schleppsegel am Heck der „Westfalen", wie es sich dem nahenden Flugzeug zur Landung darbietet.



Stützpunkt „Westfalen" ist erreicht!

Nach langem Flug über den Ozean setzt das Flugboot der Lufthansa mitten im Atlantik bei hoher Dünung auf das Schleppsegel der „Westfalen" auf, um dann von dem Krangreifer an Bord gehoben zu werden.

Bergwald im Spätherbst

Text und Bilder von
HEINRICH EISEN



Er hat sich aus dem Tale hochgekämpft und den Gipfel erstürmt. In der Klamm braust der Bach durch das Steingeröllbett, donnert durch schwarzgrüne Felsklüfte, stürzt tiefer und tiefer, eilt den weiten lieblichen Gestaden der Seen zu. Oben aber dehnt sich die blaue Unendlichkeit, wandern die Wolken, leuchten Sonne, Mond und Sterne...

Und der Wald stieg hinauf seiner Sehnsucht nach und sah das steinerne Meer der Berge: Grat an Grat und Gipfel an Gipfel so weit die Erde reicht, schimmernde Wände und düstere Kare, sanft geschwungene Bogen und furchtbare Abstürze, lichtgoldene Zinnen und Türme, schattenblaue Tore und Gründe und eine Ferne, strahlend von Himmelsnähe in Schnee und Eis.

Der Wald, der auf den Gipfel gestiegen war, stand wie im Traum und erlebte das Wunder. Er stand wunschlos von erfüllter Sehnsucht vom Morgen zum Abend, vom Abend zum Morgen, in der Sonnenglut des Tages, in der Kälte der Nacht. Aus Jahren wuchs ein Jahrhundert, aus Jahrhunderten ein Jahrtausend und es hörten nicht auf Same und Ernte, Sommer und Winter, Frost und Hitze, Tag und Nacht. Der Wald lebte — und leben ist Glück. Und sein Herzschlag war eins mit dem Herzschlag des göttlichen Alls.

Uralt wurde der Wald Es kamen Sommer ohne Regen und er verdurstete, so tief er auch seine Wurzeln versenkte, Laub und Nadeln vergilbten und fielen mitten im Sommer. Unwetter umtobten den Gipfel, der Blitz wütete und in die Donnerschläge, von denen der Berg erzitterte, schrie das Krachen der erschlagenen Bäume. Wolkenbruchfluten unterwühlten das Erdreich. Herbststürme rasten vorüber, rissen die Schwachen mit den Wurzeln aus, zersplitterten die Starken in unbändiger Kraft. Schnee fiel und die Äste brachen. Der Schnee begrub den Wald und erdrückte ihn...

Manchmal kommt ein Mensch auf den Gipfel und das Mysterium des Lebens wird ihm offenbar:

Der Wald hatte den Gipfel gestürmt und seine Sehnsucht gestillt. Sturm, Blitz, Schnee, Hitze und Frost aber griffen ihn an, schlugen ihm Wunde um Wunde, zermürbten seine Kraft, zerfetzten ihn, als er alt und morsch geworden. Nun stirbt er. Vielleicht steigt ein neuer Wald aus seinem Grabe, stärker als er.

Zwischen den Stümpfen kämpfen die Hirsche und ihr Gebrüll dringt den letzten Stämmen als ein süßer Schauer des Lebens durch das Mark. Gigantisch starren die Baumgerippe in die Unendlichkeit des Himmels — wie lange noch? Aber der unvergängliche Odem Gottes geht um den Gipfel von Jahrtausend zu Jahrtausend, von Ewigkeit zu Ewigkeit.







DEUTSCHLAND BAUT JETZT:

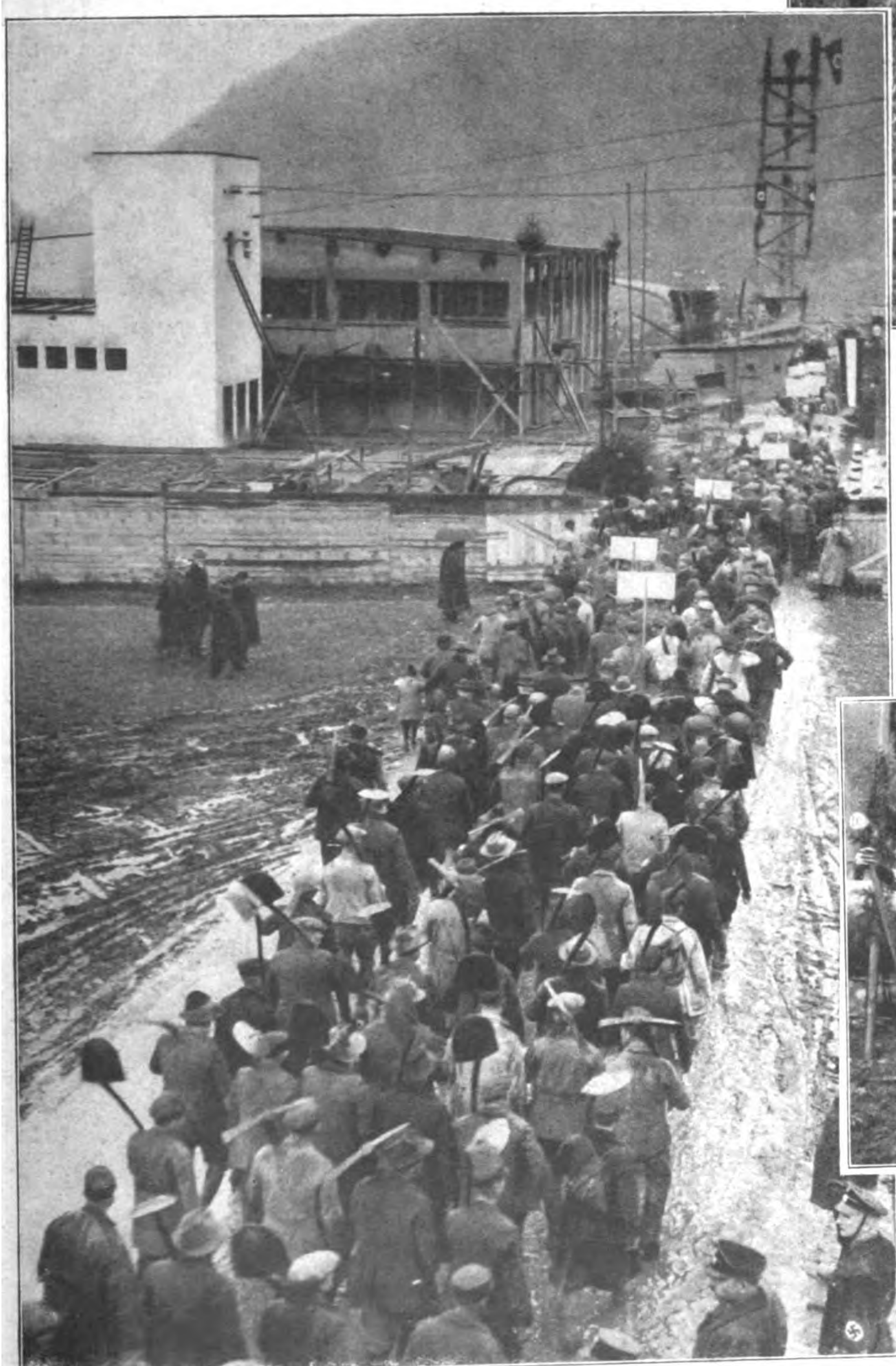
Die größte Wasserleitung der Welt



Kartenskizze des Verlaufs der Wasserleitung von Osterode im Harz bis Bremen.



„Mit Adolf Hitler froh ans Werk."
Unter diesem Wahlspruch leitete Regierungspräsident Muß, Hildesheim, auf der Baustelle an der Sösetalsperre das große Werk ein.



Wieder finden Tausende von Arbeitern nach Jahren der Hoffnungslosigkeit und bitterer Entbehrungen Lohn und Brot.
Mit Hacke und Schaufel rückt der Zug der Neueingestellten zur Baustelle.

Eine 200 Kilometer lange Wasserleitung wird übers Jahr Bremen mit Harzwasser versorgen. Der erste Spatenstich zu diesem großen Werk, das 6000 Arbeiter bis Ende 1934 beschäftigen wird, ist getan. 12 Kilometer der großen Strecke werden noch während des Winters bewältigt werden. Im Frühjahr setzt die Arbeit an 25 Stellen zugleich ein. 30000 Tonnen Rohre folgen der ersten Ladung, die am Tage des Baubeginns festlich mit Tannen-



Die Arbeit hat begonnen!
Die gewaltigen Rohre, die für die Wasserleitung gelegt werden, sind beim festlichen Beginn des Werkes mit Girlanden und Fahnen geschmückt.

grün und den rotleuchtenden Flaggen der deutschen Erhebung geschmückt war. Mit dem kommenden Frühjahr wird der Regierungsbezirk Hildesheim dank dieser energischen Maßnahmen seines Präsidenten Muß frei von Arbeitslosen sein. **Adolf Hitlers Werk schreitet im Sturmschritt vorwärts. Gewaltige Leistungen müssen vollbracht werden, um die große deutsche Not niederzuzwingen. Und wir werden sie zwingen. Wir haben die Kraft, den Willen und den Glauben.**

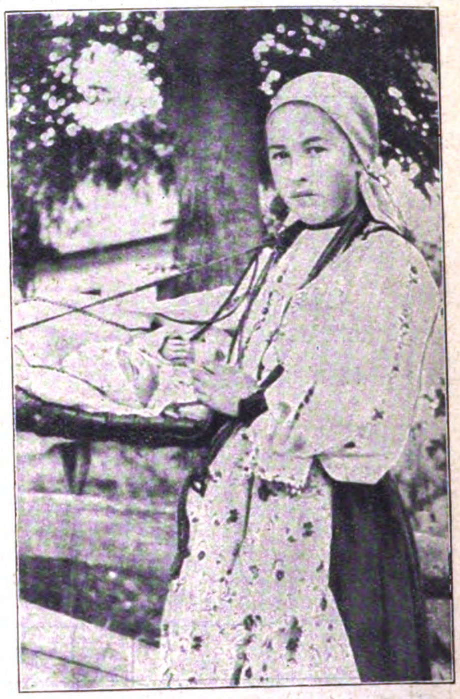


Spinnerin zu Pferde.
Die Männer des rumänischen Volksstammes der Moczen sind handeltreibend monatelang fern von der Heimat. Auf dem Wege zum Acker, den die Frauen bestellen, pflegt die fleißige Bäuerin unermüdlich zu spinnen.

DÖRFER OHNE MÄNNER

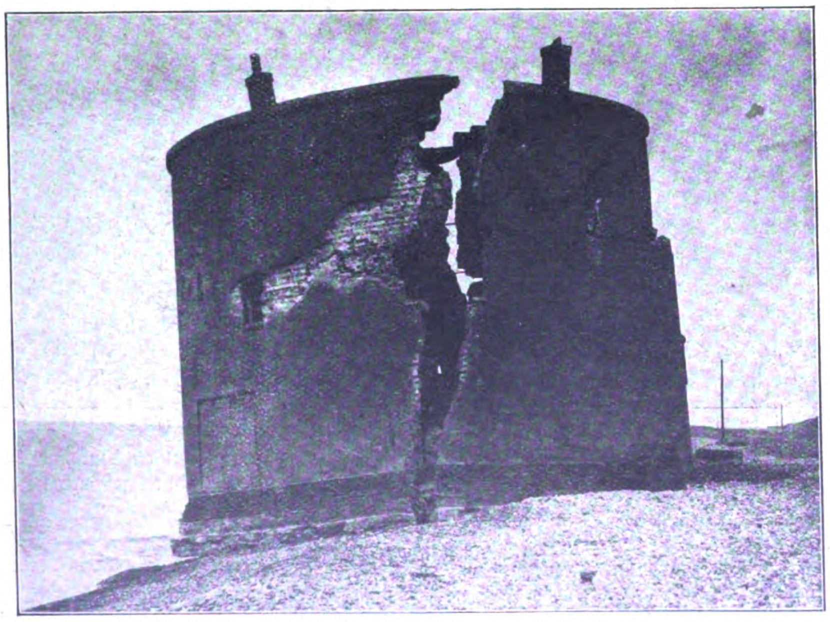
In Landstrichen, die so arm sind, daß sie ihren Mann nicht ernähren, findet man hier und da in der Welt ganze Siedlungen, in denen nur Frauen, Greise und Kinder anzutreffen sind. Die Männer ziehen, bepackt mit den Erzeugnissen ihrer Heimarbeit, auf die mühselige Wanderschaft und kehren — erst nach Monaten oft — mit dem ersparten Erlös ihrer Handelsware heim. Zu dieser vom Schicksal wenig beglückten Kategorie Menschen zählen die Moczen in Rumänien. Die Männer beladen ihre Karren mit selbsterzeugten Holzfässern und -kübeln, die sie im Tiefland jenseits der Karpathen verkaufen.

Kehren sie dann heim zu Weib und Kind, dann gibt es eine fröhliche Wiedersehensfeier mit tagelangen Schmausereien und Tanzbelustigungen.



Wie bei den Lappen.
Die jungen Mütter des Moczenstammes führen den Säugling in Tragkörben mit sich.

DAS MEER IST STÄRKER!



Bald wird ihn die See verschlingen.
Die Grundmauern eines Küstenwachtturmes in Südengland wurden vom Meere unterspült, so daß der Bau auseinanderbarst.



Die gefräßige See siegte über Menschenwerk. (Südengland.)
In 25jähriger mühevoller Arbeit waren einst 3200 Morgen Land dem Meere abgerungen worden; heute sieht man nur bei Ebbe an den kümmerlichen Baumresten, daß hier einst eine Straße lief.

Preis 20 Pfennig
Österreich: 40 Groschen
Schweiz: 35 Rappen
Ausland: 35 Pfennig

IB Illustrierter Beobachter

8. JAHRGANG / FOLGE 50 / SAMSTAG, 16. DEZEMBER 1933

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Die neuen Reichsminister

Die beiden neuen Reichsminister Ernst Röhm und Rudolf Heß wurden am 4. Dezember 1933 vom Reichspräsidenten in Berlin empfangen



Im Bayerischen Wald, nahe der böhmischen Grenze. Häuser, die durch Regengüsse und Überschwemmungen dem Einsturz nahegebracht wurden, aber noch nicht ausgebessert werden konnten.

Winterhilfe ist Deine Pflicht!

Aufnahmen aus einem deutschen Notgebiet



In diesem Winter soll kein deutscher Volksgenosse hungern und frieren! Das ist die Losung der nationalsozialistischen Regierung, und dieser Aufgabe dient die gewaltige Organisation des Winter-Hilfswerkes, die über ganz Deutschland verbreitet ist.

Während unter den früheren Systemen dem deutschen schaffenden Menschen alltägliche Versprechungen größten Ausmaßes über den unerhörten Umfang der Wohlfahrtsmaßnahmen

Sie hat ein paar armselige Zweige gesammelt, um sich damit ein kümmerliches Feuer machen zu können.



Ein erschütterndes Bild: Das sind die „Schuhe", in denen die Bevölkerung Sommer und Winter bei jedem Wetter gehen muß!

gemacht wurden, brach das Volk geistig und materiell immer mehr zusammen: Die Versprechungen des Marxismus wie auch gewisser überheblicher Standeskreise, verbunden mit einem verständnislos zuschauenden Bürgertum, wurden durch keinerlei Leistungen eingelöst. Es drohte bereits der Abgrund der kommunistischen Anarchie, Millionen hungerten, Abertausende bereiteten einem leidvollen Leben ein Ende. Hoffnungslos harrten die Massen einer entsetzlichen Zukunft. Da kam unser Führer Adolf Hitler.

Er schuf ein einig Volk durch Taten. Wir erlebten die nationale und kulturelle Wiedergeburt, die Rettung des Bauern, die Ehrbarmachung des Arbeiters und die Beseitigung des Klassenwahns. Der Führer bannte das Gespenst der Arbeitslosigkeit und gab jedem neue Lebenskraft und Hoffnung. Ein neues, völlig gewandeltes Volk stand am 12. November in persönlicher Dankbarkeit und Treue zu ihm. Die deutsche Volkserrettung ist der Aufbruch des nationalen Sozialismus.



In dieser „Wohnung" hausen deutsche Volksgenossen!



Noch ein Haus, das mit einem Balken vor dem Einsturz bewahrt wird.



„Malerisches" Elend! Blick in eine Ortschaft im Bayerischen Wald.

Während so, geistig und materiell, der Aufbau begann, gedachte der Führer all derer, die noch unverschuldet darben mußten, durch die Schöpfung des grandiosen Winterhilfswerkes.

Jeder bedürftige Volksgenosse muß das Bewußtsein haben, daß sein Glaube an den Sinn und die Tatkraft der geschaffenen Volksgemeinschaft nicht enttäuscht wird. In zäher Kleinarbeit und mit aller Kraft wurden daher alle Unterlagen zusammengetragen, um auch den Letzten im Kampf gegen Hunger und Kälte durch unsere Hilfe zu erfassen.

Während das Winterhilfswerk selbstverständlich für jeden deutschen Volksgenossen zu sorgen hat, wird besonderes Augenmerk den sogenannten Notstandsgebieten zugewendet. Dank der Mißwirtschaft der letzten vierzehn Jahre gibt es leider im Deutschen Reich Gegenden, in denen das Elend ein geradezu beispielloses Ausmaß angenommen hat. Die Bilder, die wir heute bringen und die im Bayerischen Wald nahe der böhmischen Grenze gemacht worden sind, geben nur einen schwachen Eindruck von der furchtbaren Not, der noch **zahlreiche Deutsche unterworfen sind. Hier helfend einzugreifen ist verdammte Pflicht und Schuldigkeit** jedes deutschen Volksgenossen! Es war das Verbrechen des bisherigen Systems, daß nichts Nennenswertes unternommen wurde, es ist die selbstgestellte Aufgabe der nationalsozialistischen Regierungen und Behörden, hier in allerkürzester Frist Abhilfe und Besserung zu schaffen.

Der Führer hat die Parole ausgegeben — an uns ist es, alle unsere Kräfte anzustrengen, um das Werk zu vollenden. Wir wollen uns dabei darüber im klaren sein, daß es hier mit ein paar milden Gaben nicht getan ist, die wir gedankenlos aus einem Winkel unseres Geldbeutels holen. Wir wollen uns darüber klar sein, daß hier mehr denn je der nationalsozialistische Grundsatz „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" in die Tat umgesetzt werden muß. Wir wollen uns auch darüber klar sein, daß es nicht genügt, in zahlenmäßig reicher Art Almosen zu geben, sondern daß wir die Schuldner jener verarmten und in Not geratenen deutschen Volksgenossen sind und daß wir alle, soweit wir noch satt zu essen und einen warmen Ofen haben, verpflichtet sind, nach unserem Vermögen **beizutragen. Keiner möge vergessen, daß es Kinder gibt, die barfuß oder mit völlig zerrissenem Schuh-**



von Grund auf systematisch beseitigt wird. Schon dieser kurze Überblick zeigt, in welch gewaltigem Umfang der Kampf gegen Hunger und Kälte auch in Bayern eingesetzt hat. Dies wurde jedoch nur dadurch ermöglicht, daß das ganze deutsche Volk einmütig dem Rufe unseres Führers gefolgt ist und durch seine Opfer seine einige Gemeinschaft beweist. An jedem ersten Sonntag des Monats teilt die Nation ihre Mahlzeit mit einem bedürftigen Volksgenossen und ermöglicht hierdurch grundlegend dieses einzig dastehende Hilfswerk.

Indessen soll und darf es niemand dabei genug sein lassen, die Spendefreudigkeit darf nicht erlahmen! Für die Notstandsgebiete in Bayern allein werden zum Beispiel in diesem Winter angeliefert: 60 000 Ster Holz, 250 000 Zentner Kohlen, 600 000 Zentner Kartoffeln, 10 Millionen Pfund Mehl, für 700 000 Reichsmark Käse, für 250 000 Reichsmark Milch — diese Zahlen sprechen eine deutliche Sprache und beweisen, daß der deutsche Opfersinn unermüdlich wach und tätig sein muß.

Der Bürgermeister eines Ortes erzählt den Beauftragten des Winter-Hilfswerks die Zustände in seiner Gemeinde.

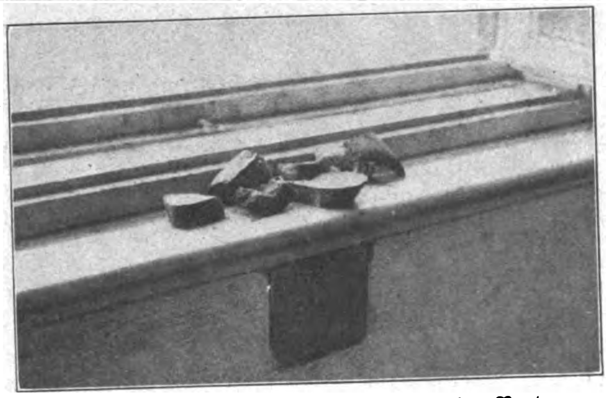


In manchen Orten warteten die Arbeitslosen vergebens auf Unterstützung, die nicht gezahlt werden konnte, weil die Gemeinde zu arm war!

werk, mit Holzpantinen im Schnee laufen müssen! Keiner möge vergessen, daß Familien in baufälligen Schuppen und Scheunen wohnen, die kaum gegen Regen und Schnee Schutz bieten, als menschenwürdige Wohnung jedenfalls nicht angesprochen werden können.

Das Winterhilfswerk wurde in den Notstandsgebieten derart eingesetzt, daß mit der Beendigung des eigentlichen Winterkampfes unmittelbar eine großzügige Hilfsaktion in Form von Arbeitsbeschaffung jeder Art und einer gründlichen Bereinigung der Gebiete selbst beginnen kann. Dieses Notbeseitigungsprogramm umfaßt einen Zeitraum von zwei Jahren; seine Finanzierung wird durch die Reichsführung des Winterhilfswerkes gesichert und ersteht in enger Zusammenarbeit mit allen in Betracht kommenden Organisationen und Verbänden.

So ist die Gewähr gegeben, daß nicht nur in diesem Winter allen bedürftigen Volksgenossen gerechte Hilfe zuteil wird, sondern auch das Elend in den Notstandsgebieten



Schulkinder sammelten sich ein paar Brocken Brot, um zu Hause davon eine Suppe machen zu lassen.



Bild rechts:
Die ersten Sendungen des W.H.W. werden ausgepackt.

Wer einmal die Zustände in den Notstandsgebieten und ihren Elendsquartieren kennengelernt hat, wird die Eindrücke, die er dort empfängt, nie wieder vergessen. Fast noch ergreifender als die herrschende Not ist der unerhörte Opferwille, der die dortige Bevölkerung beseelt; der Arme ist dort der Freund des Ärmsten. Kleine Bauern, Handwerker und Kaufleute, die selbst kaum genug haben, geben ihr Letztes her, um den noch Ärmeren beizustehen. Von Schullehrern und Lehrerinnen, die wahrhaftig nicht mit Glücksgütern übermäßig gesegnet sind, wird berichtet, daß sie ihren Schulkindern Essen, Kleider und Schuhe schenken, ja, eine Lehrerin hat ihnen sogar einen Schulraum ausbauen lassen, weil der von der überschuldeten Gemeinde zur Verfügung gestellte, Wind und Wetter nicht mehr standhielt. Wir dürfen uns von all denen, die in so selbstloser Weise schon mehr als ihre Pflicht tun, nicht beschämen lassen. Angesichts der Opferfreudigkeit der andern hat sich jeder zu fragen, ob er schon sein Teil beigetragen hat. Man braucht sich ja nur vorzustellen, wie glücklich man unsere ärmsten Volksgenossen schon mit ein paar Pfund Mehl, mit einem Paar anständiger Schuhe, mit einem warmen Kleidungsstück machen kann. Aber man halte sich auch immer vor Augen, daß es sich hier nicht um eine einmalige Hilfe handelt, sondern daß wir nicht ruhen und rasten dürfen, bis auch die letzten Deutschen bei Arbeit, Brot und menschenwürdiger Behausung wieder mit ihrem Dasein zufrieden sein können.

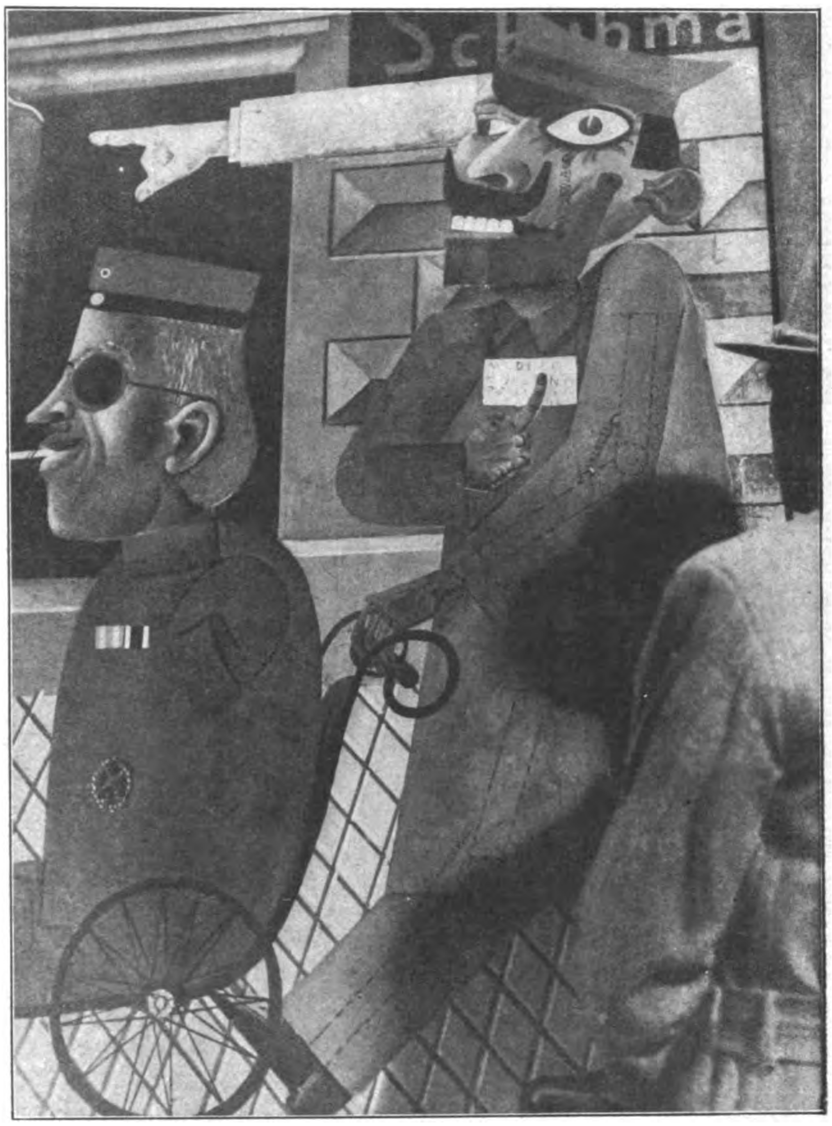




Der schönste Lohn: Drei arme Buben, durch ein paar Stück Brot satt und glücklich gemacht!

Links: Mit jubelndem Hitlergruß verabschiedet sich die Dorfjugend von den Beauftragten des W.H.W.





Die Dresdener Ausstellung „Entartete Kunst" zeigt Proben jener Schöpfungen, die in der Zeit der Marxistenherrschaft eines Ankaufs aus öffentlichen Mitteln für würdig befunden wurden.

Ausschnitte aus dem Gemälde „Kriegsverletzte" von Otto Dix (Sonderaufnahmen für den „I. B." von Georg Ebert)

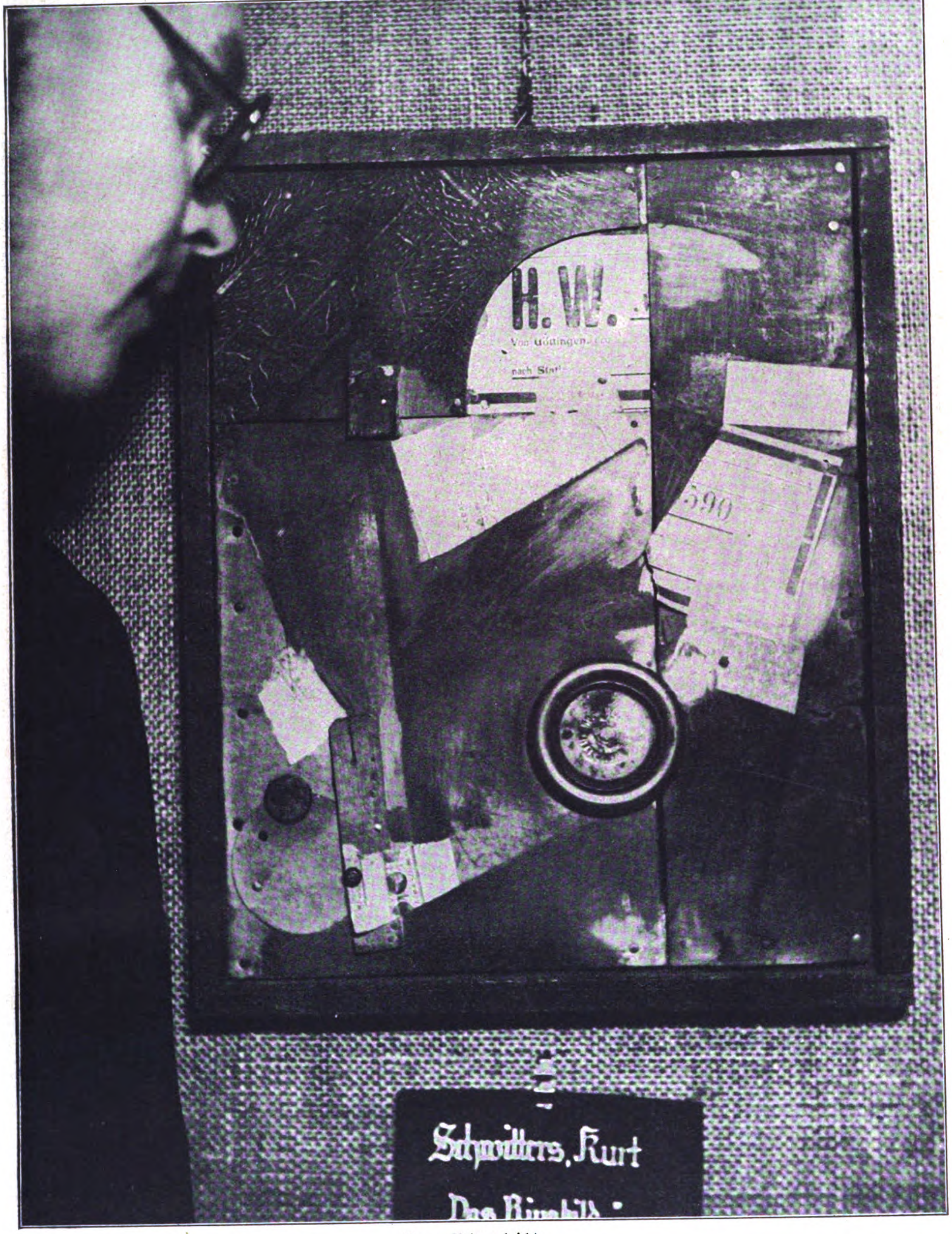
Der Verrat an der Kunst

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!"

Nur zum schmählichen Gedenken werden in Dresden in dem Fach: „Entartete Kunst" die Äußerungen einer wirren und irren Zeit kurz nach dem Kriege aufbewahrt und zur Schau gestellt. Heute wird nur noch ein ganz Unverbesserlicher auf den Gedanken kommen, jenen Wahnsinn ernst zu nehmen. Noch die Bezeichnung: „Entartete Kunst" ist zuviel Ehre für das, was mit Kunst schlechthin nichts zu tun hat. Die Gebilde in der Schreckenskammer waren auch niemals als Kunst gemeint, sind vielmehr nur gemacht worden, um über eine sich als Kunst ausgebende Propaganda politischen Absichten zu dienen, um die Deutschen zum Bolschewismus reif zu machen. Das Schöne und Edle sollte uns verekelt werden, statt dessen sollten wir die Götzen der Häßlichkeit und des Ekelhaften anbeten. Natürlich hat es Leute gegeben, die mit Augurenlächeln, wohl wissend, was sie taten, die Mißgeburten bolschewistischer Hirne und Hände als Kunst nahmen und hochlobten. Hätte man durch Gewöhnung an das Gemeine erst einmal die Erinnerung an die echten alten deutschen Meister ausgelöscht gehabt, dann wäre es auch auf allen anderen Gebieten möglich gewesen, das Deutsche auszurotten; denn die Kunst als sinnfälligster Wesensausdruck spielt eine viel größere Rolle, als die meisten annehmen. Ein



Aus der Anbetung des Schönen war Lust am Lästern geworden.
„Badende"
(Campendonk-Stiftung.)



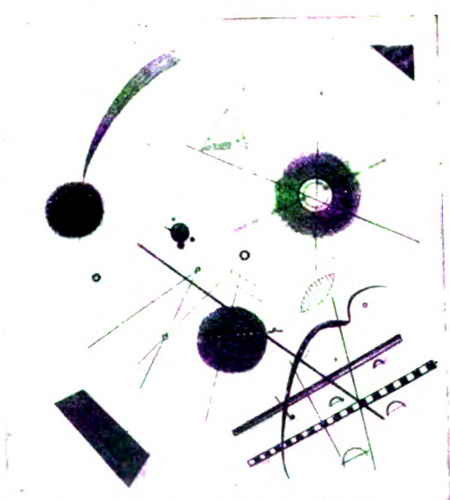
Das Ringbild.
Eine „Schöpfung" aus Holz, Kork, Linoleum, Pappe, Nägeln, Zigarettenpackung, Gepäckhänger, Warenschild (40 Teile Kakao, 60 Teile Zucker) und einem Messingring, genannt „Das Ringbild", von Kurt Schwitters.
Kaufpreis 1921: 225 M. aus Steuergeldern

Unkunst ging. Der Bildersturm der Stümper, die sich da austobten, ging gegen jeden Idealismus, gegen jede Hochgesinnung und damit auch gegen jede Hochtat. Der Deutsche hätte sich selbst als Stümper mißachten und jenen Spottgeburten zujubeln sollen. Das einfache Volk ist Gott sei Dank aber instinktsicher genug gewesen, um den Betrug zu durchschauen. Nur hochwohlweise „Experten" und jüdische Kunsthändler haben dem Snob die Koterpressionen bolschewistischer Niedertracht aufschwätzen können.

Aus nichts etwas zu machen, ist gewiß eine große Kunst. Sie ist uns Menschen nicht gegeben. Wer aus wenig viel macht, ist ein Meister. Es kommt bestimmt nicht auf die Üppigkeit der Mittel an. Aber aus dem Material, das die „Merz-Künstler" anwandten, läßt sich nur nichts machen, auch wenn sie noch so viel alte Sprungfedern, rostige Nägel, Bindfäden, Siegellackstempel, Siebstücke, Papierfetzen, Bierfilze aus den Müllkästen aufstöbern. Gerade mit den Merzbildern hatten sich die Untermenschen, die sich frech Künstler nannten, schon demaskiert. Müll zu Müll, Asche zu Asche. Diese Herostraten-Nachahmer der Kunst bewiesen, daß sie nur das Abgewrackte brauchen konnten, aber nichts, was noch Gestalt hatte. Sie wollten ja keine Gestaltung, sondern den Zufall. Daher ihr Müllkasten-Naturalismus, dem jedes organische Gebilde schon zu lebendig war. Affen waren sie, Lemuren, geschäftig, deutsches Edelwesen unter ihren Schmutzhaufen zu begraben.

Ein Hexensabbat: Schön ist häßlich, häßlich schön. Alles Heilige zu unterst gedreht, und auf den Trümmerbergen der verschütteten Kultur hätte Seine Unheiligkeit der Teufel trium-





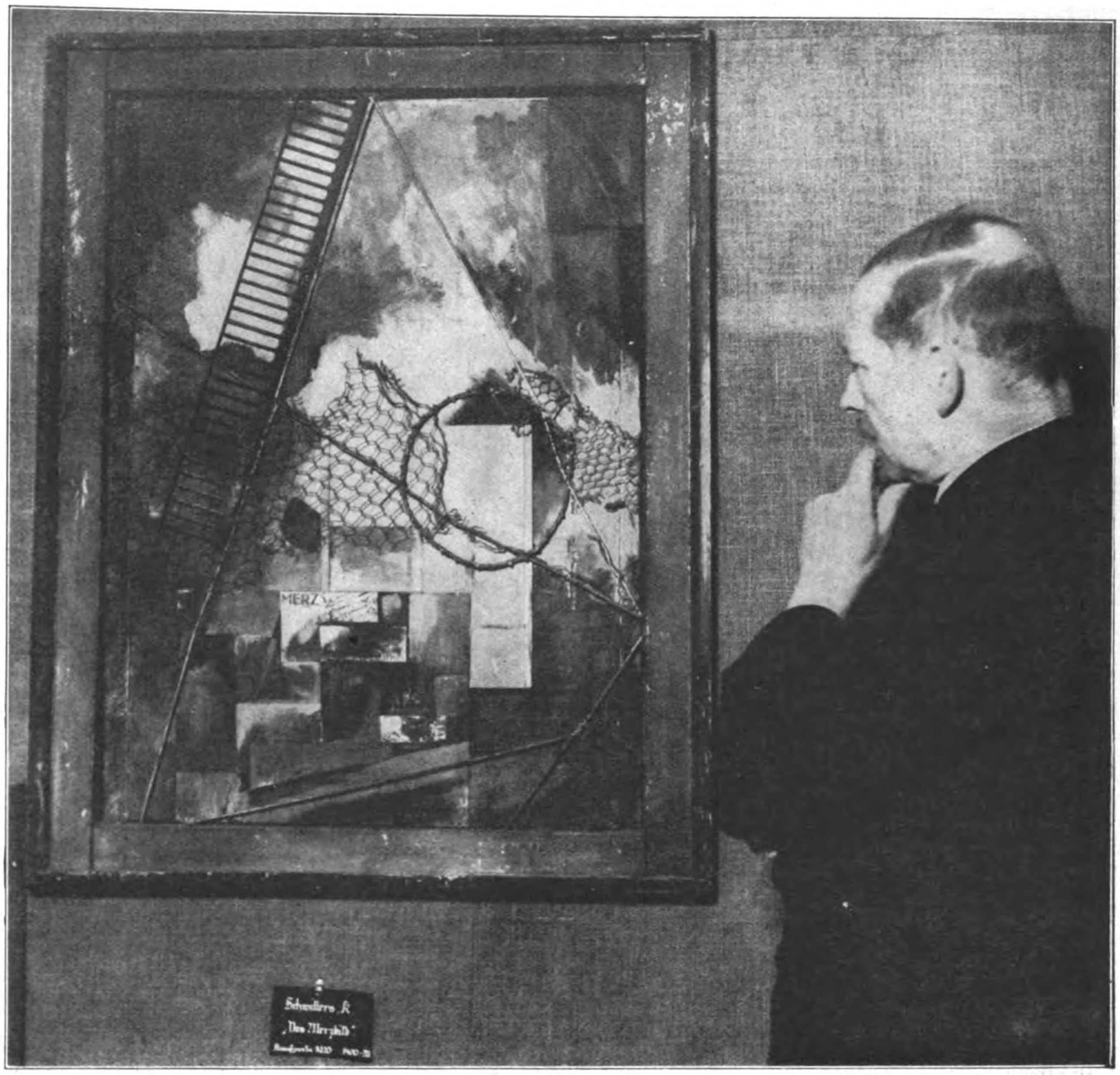
Zwei Gemälde von Kandinsky. (Kaufpreis: je 500 Mark aus öffentlichen Mitteln.) Ob hier ein Zoo von Aufgußtierchen oder das Kommunistische Manifest dargestellt sein soll, ist Nebensache.

Volk, das immer nur das Niedrige sieht, verliert auf die Dauer den Adel seines Gesichts. Schönes, Erhebendes und Erhabenes muß das Volk sehen, wenn es im Schönen und Erhabenen leben will. Wie das äußere Bild, so ist auch die innere Schau. Und so waren es gerissene Hexenmeister, die den Höllenbreughel der Afterkunst auf uns losließen. Mancher biedere Deutsche, des Selbstdenkens entwöhnt, ist damals auf den Schwindel hereingefallen, als handle es sich um neue Kunst, während es um absolute

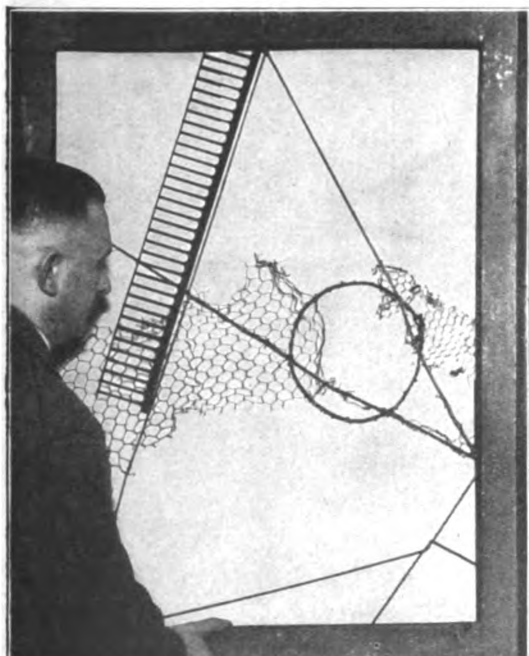


„Mutter und Kind"
von Fritz Maskos. — „Geschenk."

phierend sitzen sollen und die Welt regieren. Man mag einwenden, ob es lohne, große Worte über diese Dinge zu reden. Ganz gewiß, diese üblen Sumpfblasen, die da auf dem Gebiet der Kunst aufstiegen, allein hätten Deutschland vielleicht nicht vernichtet; aber was hier geschah, das war ein Teil nur des allumfassenden jüdisch-bolschewistischen Feldzugsprogramms gegen das deutsche Wesen. Gift ringsum, wo wir auch atmen wollten. Und es ist nur Adolf Hitler und dem Nationalsozialismus zu danken, wenn wir wieder reine Luft atmen. Man vergesse nicht, daß jene Kunstverräter mit marktschreierischem Gewäsch ihre höllischen Latwergen an den deutschen Spießbürger zu bringen trachteten und auch nicht unterließen, eine süßschmeckende Hülle der Phrasen um ihre Giftbrocken zu wickeln. Heute ist es leicht, über jene enthüllten politischen Absichten sogenannter Kunst zu lächeln. Vor zehn Jahren blieben von denen, die von Kunst etwas verstanden, die wenigsten bei klarer Vernunft! Jetzt können wir uns aber freuen, daß dank Hitler all dieser grauenhafte Quark hinter uns liegt wie ein Alpdruck-Traum.



„Das Merzbild" von Kurt Schwitters. (Kaufpreis 1920: 1400 M.) Der Name Merzbild rührt nach Schwitters eigener Erklärung daher, daß er auf das Bild einen Zeitungsausschnitt mit dem Wort „Commerzbank" aufklebte. „Com" und „bank" hat er mit Farbe überdeckt und „merz" blieb stehen.



Eine untergeschobene weiße Pappe zeigt deutlich die Hilfsmittel von Draht und Blech, die für das Merzbild verwendet wurden.



„Merz", dieses „Werk" wurde mit städtischen Geldern belohnt.

AUFNAHMEN: GEORG EBERT





„Mädchenbüste" von Eugen Hoffmann. (Kaufpreis 1919: 500 M.)

Da jene Unkunst absolute Negation gewesen ist, kann man ihr nichts, aber auch gar nichts zugutehalten! Wer die verspießerte Kunst aus innerer Überzeugung überwinden wollte, der hätte zuerst einmal selbst ein Künstler sein müssen. Diese Leute aber waren waschechte Bolschewisten, die sich nur eingeschlichen hatten in Gefilde, wo sie nichts zu suchen hatten. Man braucht ja nur anzusehen, was sie da als Kunst geboten haben, z. B. Otto Dix' „Kriegsverletzte"! Da ist auch dieser Dix wahrlich kein Künstler. Man bemerkt doch sofort, daß es nur um die pazifistische Tendenz geht, und zwar um Pazifismus auf klassenkämpferischer Grundlage. Diese „Kriegsverletzten" haben ja nichts Rühren-

(Schluß auf Seite 1742)

Germanische Gotteshäuser?

Mit aufsehenerregenden Deutungen der großen vorgeschichtlichen Steinsetzungen Nordwestdeutschlands tritt der Architekt Hermann Wille jetzt an die Öffentlichkeit. Nach jahrelangen Untersuchungen will er den Beweis dafür erbringen, daß diese geheimnisvollen Reste aus Deutschlands frühesten Tagen die steinernen Fundamente großer, langgestreckter Hallen darstellen, die man als „Gotteshäuser" anzusprechen habe. Die deutsche Vorgeschichtsforschung hält im Zusammenhang mit Willes Auslegung die Durchführung großer Grabungen für unerläßlich. Damit wird ein Rätsel der Lösung nähergebracht, die unser Wissen um die deutsche Vorzeit ganz erheblich erweitern wird.

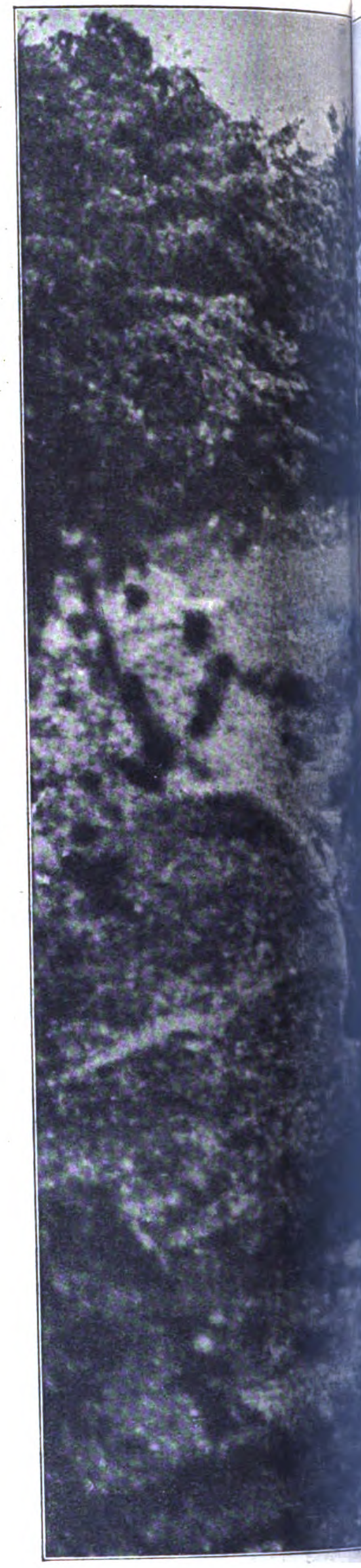
Bei den von dem Architekten Hermann Wille einer neuen Deutung unterzogenen Denkmälern in der Ahlhorner Heide (Oldenburg) handelt es sich um die besterhaltenen Denkmäler dieser Art, ja, wohl um die markantesten Erinnerungen aus der germanischen Vorzeit, die wir besitzen. Bereits im Jahre 1928 hielt der Nordwestdeutsche Verband für Altertumsforschung eine Tagung in Oldenburg ab mit anschließender Besichtigung der Steinsetzungen und Gräber, wobei eine erneute wissenschaftliche Untersuchung mit den neuen Methoden der Grabungstechnik dringend empfohlen wurde. Die Arbeiten sind jedoch bisher noch nicht in Angriff genommen worden.

Die vielen Großsteinbauten, wie man sie besonders in der Bretagne, Südengland, Niedersachsen, Jütland und bis Mecklenburg hinein findet, sind für ganz Westeuropa charakteristisch. Fast alle diese Steinsetzungen haben sich — soweit sie mit dem Spaten des Ausgräbers untersucht worden sind — bisher als Gräber erwiesen.



Steinsetzung im „Kleckerwald" in der Lüneburger Heide südlich Harburg.

Diese als „Hünenbetten" bezeichneten Steinsetzungen aus der germanischen Vorzeit deutet der Architekt Hermann Wille als Steinfundamente germanischer Gotteshäuser.



AUFNAHMEN: WILLE-ARGUSFOT



Die heute noch in der Heide stehenden alten, als Schafställe verwendeten Häuser zeigen ein den Steinsetzungen auffallend ähnliches Fundament.
Wenn das Reithdach abbrennt, bleibt die altgermanische Steinsetzung übrig.

Auch die langen schmalen, von Hermann Wille neuerdings untersuchten sogenannten „Hünenbetten" galten bisher als große Gräber. Man nahm an, daß das ganze Innere zwischen den Steinen mit Erde überdeckt und in Grabkammern, deren Wände mit Holz oder Steinen gestützt wurden, eingeteilt war. Eine andere Auffassung ging wieder dahin, daß nur das immer an einem Ende des Hünenbetts vorhandene Tiefgrab eine aus Findlingssteinen erbaute Grabstätte gewesen ist, während die Steinsetzungen an den Seiten zur Abgrenzung des Bezirks dienten. Da sich die meisten westeuropäischen Steinsetzungen ähnlicher Art, die aus verschiedenen Zeiten stammen, als Gräber erwiesen haben, würden auch die „Hünenbetten" als Großgräber in diese Entwicklungsreihe passen. Eindeutige Beweise hierfür fehlen allerdings.

Nun stößt Hermann Wille die alten Anschauungen um, indem er in den Resten der langen Reihen aus Findlingssteinen die niederen Sockelmauern von spitzgieblig überdachten Gebäuden zu erkennen glaubt. Er weist darauf hin, daß die alten „Schafställe", wie sie heute noch im Oldenburger Land erhalten sind, dieselben Sockelmauern besitzen. Die Gebäude mußten sehr

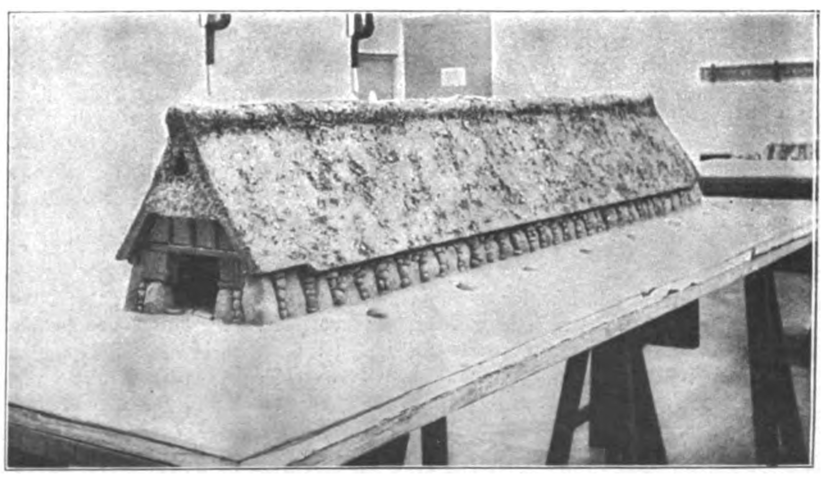
(Schluß auf Seite 1750)



Die große Steinsetzung in der Ahlhorner Heide in Oldenburg, die sogenannte „Visbeker Braut".
Die Übereinstimmung dieser Steinsetzungen mit den Fundamenten der in der Heide vorhandenen altertümlichen Einraum-Häuser brachte Hermann Wille auf den Gedanken seiner Deutung, daß diese Steinsetzungen die Überreste altgermanischer Gotteshäuser seien.



Schafstall in der Glaner Heide in Oldenburg.



Wie das „Germanische Gotteshaus" ausgesehen hat.
Modell nach der Rekonstruktion von Hermann Wille.

Vorwärts—Attacke! Hurra!

Ein Schill-Roman von Hans Lehr

(6. Fortsetzung)

Wir freuen uns natürlich, zum Bruder und zum Vater zu kommen, doch es fällt uns auch — offen gestanden — schwer, Haselei und das schöne Pommern zu verlassen."

„Seiner Exzellenz bitte ich mich gehorsamst zu empfehlen!"

„Ich werde meinem Bruder berichten, in welch dankenswerter Weise Sie sich um uns bemüht haben, Herr v. Schill!"

„O bitte, mein gnädiges Fräulein, das war doch meine Pflicht!"

Elise hat ihn die ganze Zeit schon aufmerksam und ganz in ihre Gedanken verloren beobachtet; sie sagt:

„Sie tragen ja den Arm in der Schlinge, Herr v. Schill?"

„Eine Kleinigkeit, hat keine Bedeutung", wehrt er ab mit tiefem Blick in ihre Augen. „Leben Sie wohl, nein, auf Wiedersehen, und gute Reise und Ankunft!"

Er überreicht jeder der Damen einen Blumenstrauß; unendliche Mühe hat es gekostet, die Blumen in Kolberg in dieser Jahreszeit aufzutreiben.

Die Damen danken. Versonnen führt Elise den Strauß an ihr Gesicht. Schill sieht, daß sie die Blumen im geheimen küßt; was ihr Mund verschweigt, sagen ihm ihre Blicke.

Die Damen steigen ins Boot; er hilft und wünscht noch einmal gute Reise.

„Gute Besserung!" ruft Elise. „Nun aber wirklich ganz gesund werden!"

Schill nickt heiter und winkt mit dem Schal, den er täglich trägt, seit er ihn erhalten hat.

„Auf Wiedersehen!"

Er schwingt sich aufs Pferd. Wird er dies liebreizende und liebenswerte Geschöpf wiedersehen? Was wird der Krieg ihm noch bringen? Er darf jetzt nicht an Glück und Liebe denken. Es ist Krieg; eisern ist die Pflicht, und stählern ist sein Wille zum Kampf und Sieg. Er muß gesund werden; der Feind steht vor den Toren Kolbergs; sein Korps wartet auf den Führer.

29.

Ruhelos arbeitet Schills Geist; ständig beschäftigt er sich mit Plänen mit dem Ziel der Verstärkung des Widerstandes. Die Nachricht, daß Napoleon bei Preußisch Eylau geschlagen worden ist und schwere Verluste erlitten hat, veranlaßt ihn, Oberst v. Loucadou ein Zusammengehen mit den in Stralsund stehenden Schweden vorzuschlagen. Ohne Zweifel wird Napoleon zur Auffüllung seiner Frontarmee das Belagerungskorps schwächen müssen. Welch herrlichere Aufgabe könnte es geben, als den Ring der schon nahe an die Festung herangerückten Belagerer zu sprengen und den Krieg in den Rücken des Heeres des Korsen zu tragen?

Der allen Unternehmungen außerhalb der Wälle abholde Kommandant wehrt ab; diese Gedanken sind ihm zu weittragend; zu solchen Unternehmungen hat er keinen Befehl.

Schill grollt im geheimen. Was hätte von Pommern aus, als es noch vom Feind frei war, nicht alles geleistet werden können, wenn der Kommandant von Kolberg ein Mann gewesen wäre, der nicht nach dem Buchstaben seiner Dienstanweisung, sondern nach ihrem Sinn und den gegebenen Notwendigkeiten und Möglichkeiten gehandelt hätte. Ohne Zweifel wäre die Gesamtlage Preußens gewaltig beeinflußt, ja vielleicht der Feldzug bereits günstig beendigt worden. Schill ist Soldat; er schweigt. Wenn er auch selbständiger, nur dem König verantwortlicher Korpsführer ist, so will er doch alles vermeiden, was ihn ohne Not in Gegensatz zu dem Dienstälteren bringen könnte.

Ein Gedanke wird in ihm lebendig und läßt ihn nicht mehr frei; immer mehr erkennt er seine Aussichten und weittragende Bedeutung, und er entschließt sich, ihn gegen alle Widerstände durchzusetzen und von vornherein auf eigene Faust zu handeln.

Als Leutnant v. Petersdorf erscheint, um die Befehle für den nächsten Tag entgegenzunehmen ist er sehr erstaunt, Schill nicht im Bett, sondern in Uniform am Tisch sitzend anzutreffen.

„Nanu, Schill! Geht's besser? Ich gratuliere! Hurra!"

Schill erhebt sich, tritt vor den Freund und blickt ihm voll herzlicher Freude in die Augen.

„Jetzt bin ich aber neugierig; was gibt es denn?" fragt v. Petersdorf.

„Stillgestanden! Seine Majestät unser allergnädigster König hat geruht, dir für dein umsichtiges und tapferes Verhalten die hohe Auszeichnung des Ordens Pour le mérite zu verleihen Ich freue mich, dir den Orden persönlich umlegen zu können!"

Sekundenlang ist Leutnant v. Petersdorf vor Freude und Erregung so verwirrt, daß er nichts sagen kann.

Schill schüttelt ihm kräftig die Hand.

„Meinen Glückwunsch, Petersdorf!"

Das Gesicht des Leutnants ist von strahlender Freude übergänzt.

„Ich danke dir, Schill Entschuldige, ich bin noch außer Fassung. Ich habe ja nur meine Pflicht getan."

Schill lacht und klopft ihm auf die Schulter.

„Genau so erging es mir, als ich den Pour le mérite bekam. Ich bin stolz darauf, daß Seine Majestät die Leistungen unseres Korps anerkennt. Zum drittenmal schon zeichnet er es durch Verleihung des für uns höchsten erreichbaren Ordens aus. Wir werden weiter unsere Pflicht tun!"

„Das werden wir!" bekräftigt v. Petersdorf in leidenschaftlicher Entschlossenheit und schlägt in Schills Rechte ein.

Sie setzen sich.

„Ich habe eine Idee, Petersdorf, eine Aufgabe von unübersehbar weittragender Bedeutung für dich."

„Schieß los! Befiehl, was du willst, ich reite los!"

Schill lächelt.

„Diesmal will ich nicht deine Tapferkeit in Anspruch nehmen, sondern deine Klugheit, deine Sprachkenntnisse und deine Gewandtheit Du weißt es selbst: Alle größeren Unternehmungen scheitern am Mangel an Waffen. Seine Majestät kann uns keine schicken. Was in Westpreußen und Danzig vorhanden ist, wird dort benötigt. Oberst v. Loucadou wiederum hat nur das, was er für die Festung bringend braucht. Die Artilleriebestückung der Festung ist geradezu ärmlich. Unsere eigenen Leute sind nur zum kleinsten Teil mit Feuerwaffen ausgerüstet und mit Lanzen und Sensen aus dem hiesigen Zeughaus, die noch aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges stammen, können wir auf die Dauer nicht einem überreichlich und neuzeitlich ausgerüsteten Feind standhalten. Die zweitausend Gewehre, die die Schweden uns geschenkt haben, sind zum größten Teil unter die Garnison verteilt worden; was wir erhalten haben, ist zu gering, um ins Gewicht zu fallen; außerdem sind es ja uralte Flinten, mit denen nicht viel anzufangen ist."

„Stimmt alles", bestätigt v Petersdorf. „Die schlechte Bewaffnung ist die Sorge sämtlicher Kompanie- und Schwadronsführer."

„Also fährst du nach England, wendest dich ans Kriegsministerium und bittest in meinem Namen um kostenlose — Geld haben wir ja keins — Überlassung von Gewehren, Geschützen, Munition und Ausrüstungen."

Leutnant v. Petersdorf starrt Schill an, als hätte er nicht recht gehört.

Schill lacht.

„Du machst ein Gesicht, als hätte ich gesagt, du solltest eine Reise nach dem Nordpol antreten."

„Entschuldige, Schill, doch die Kühnheit dieses Gedankens hat mir die Sprache verschlagen. Du willst dich direkt ans englische Kriegsministerium wenden? Das ist wahrhaftig verwegen!"

„Warum sollte ich das nicht tun? Sind die Engländer nicht die erbittertsten Feinde des Korsen? Kämpfen wir nicht auch für ihre Interessen? Haben sie nicht alles Interesse daran, uns zu stärken? Logisch und klar!"

„Aber solche Verhandlungen können doch nur von Regierung zu Regierung geführt werden. Verzeih, du bist Rittmeister und Freikorpskommandeur, doch — —."

„Ich übernehme die Verantwortung. Seine Majestät der König hat den Kopf voll Sorgen. Sicherlich wird die Genehmigung mir nicht versagt. Sie einzuholen, erfordert Zeit; vielleicht vergingen Wochen darüber; bis dahin könnte das Schicksal Kolbergs entschieden sein. Es gilt also, nicht vor kleinlichen bürokratischen Rücksichten zurückzuscheuen und damit ungeheure Aussichten verfliegen zu lassen, sondern es gilt zu handeln!"

„Du hast recht, Schill; es gilt zu handeln! Hast du Oberst v. Loucadou Mitteilung von deinem Plan gemacht?"

„Der Herr Kommandant hat mich erst kürzlich gelegentlich der Unterbreitung eines ähnlichen Vorschlages wissen lassen, daß er ohne Genehmigung Seiner Majestät nichts unternimmt. Du kennst ja seine aus Unsicherheit, Kleinmütigkeit und Schwäche geborene, sich stets gleichbleibende Redewendung: Dazu habe ich keinen Befehl. Da ich als Korpsführer dem Befehl Seiner Majestät direkt unterstehe und das sichere Gefühl habe, richtig zu handeln und die Genehmigung des Königs noch zu erhalten, bin ich entschlossen, auf eigene Verantwortung vorzugehen; du wirst also nach London reisen!"

„Hurra! Befehl wird ausgeführt; ich hoffe, daß ich besten Erfolg habe!"

Plötzlich überschattet sich das Gesicht des Leutnants.

„Wenn Oberst v. Loucadou vorläufig nichts wissen darf, woher nehme ich dann das Reisegeld? Ich selbst bin völlig abgebrannt — —."

Schill wehrt lachend ab

„Ich habe auch kein Geld; mein Privatvermögen habe ich längst in die Ausrüstung unserer Leute gesteckt; ich habe sogar persönliche Schulden dafür auf mich geladen. Doch der Geldmangel ist kein unüberwindliches Hindernis. Kolbergs Bürger beweisen trotz der Nöte und Bedrängnisse, die sie schon auszustehen hatten, vorbildlichen Opfersinn und vaterländischen Geist. Die Herren Westphal, Nettelbeck und Schröder haben das notwendige Geld beschafft; nachher lassen wir es uns vom Senator Westphal geben.

Also los: Schiff' dich ohne Aufsehen ein. Hier sind meine Briefe an Seine großbritannische Majestät, an den preußischen Gesandten in London sowie an den englischen Kriegsminister Und unbedingt dicht halten! Wenn Oberst v. Loucadou etwas erfährt, ist er imstand, dich vom Fleck weg verhaften zu lassen. Und nun reise mit Gott! Auf Wiedersehen!"

30.

Glücklich gelangt Leutnant v. Petersdorf nach London. Sogleich nach dem Eintreffen setzt er sich mit dem preußischen Gesandten, Baron v. Jacobi-Klöst, in Verbindung. Es gelingt ihm die englische Regierung für Schills Pläne zu gewinnen. Ohne besondere Schwierigkeiten und viel Aufenthalt gehabt zu haben, kehrt er zurück.

Kurze Zeit später treffen als Geschenk der englischen Regierung dreißig Geschütze und zehn Haubitzen mit je dreihundert Ladungen ein, sowie zehntausend Flinten mit drei Millionen scharfen Patronen und dreihunderttausend Flintensteinen, ferner zehntausend Patronentaschen und Säbelgehenke, dreitausend Reiterpallasche, dreitausend Husarensäbel und zahlreiches anderes Kriegsgerät, Leder und Uniformen

Fassungslos steht Oberst v Loucadou dem reichen Segen gegenüber, der für die Festung von unschätzbarem Wert ist und es ermöglicht, die weitere Verteidigung auf großzügiger Grundlage aufzubauen.

Als Schill ihn besucht, blickt er ihm lange in die Augen.

„Ein Teufelskerl sind Sie, Schill! Soll ich Sie wegen Eigenmächtigkeit verhaften und nach Danzig bringen lassen, oder soll ich Sie belobigen?!"

„Herrn Oberst bitte ich gehorsamst um Annahme der Waffen, da Seine Majestät die Genehmigung, die ich bei der Abreise v. Petersdorfs erbeten hatte, inzwischen erteilt hat!" antwortet Schill und überreicht dem Kommandanten die Kabinettsorder des Königs.

Oberst v. Loucadou liest die königliche Verfügung und schüttelt nachdenklich den Kopf.

„Ihr jungen Leute seid anders als wir aus der alten Schule. Nun, Sie haben dem Vaterland wiederum einen überaus großen Dienst erwiesen, und Seine Majestät hat die Genehmigung nachträglich erteilt. Ich habe mich also dreinzufinden. Doch eins, Schill: Sie wissen, daß ich es immer gut mit Ihnen gemeint habe. Nehmen Sie also den Rat eines väterlichen Freundes und älteren Kameraden an: Die Verwegenheit hat ihre guten Sei-


EXTRAMILD
SALEM
ZIGARETTEN
3 1/3 ₰

ten, besonders in Notzeiten, wie wir sie jetzt erleben. Doch: Denken Sie daran, daß Sie in Gefahr sind, daß Ihr Draufgängertum und Ihre Angriffslust Ihre Disziplin überwuchert — —; es wäre schade um Sie und Ihre Laufbahn, die Sie bereits jetzt auf eine Höhe geführt hat, wie sie im gleichen Alter in der preußischen Armee vor Ihnen noch selten einer erreicht hat. Ich danke Ihnen!"

Schill erweist die Ehrenbezeigung und verläßt die Kommandantur. Der Kommandant und er verstehen sich nicht. Sie haben beide das gleiche Ziel. Dem Vaterland zu dienen. Jeder kommt der inneren Notwendigkeit auf seine Weise nach, der Kommandant mit der Ängstlichkeit des Alters, er mit dem Feuer der Jugend. Der alte Gegensatz der Verschiedenheit der Lebensalter klafft zwischen ihnen. Nichts liegt ihm selbstverständlich ferner als ein Überschreiten der Grenzen seiner Stellung. Es war besser, daß er Oberst v. Loucadou nicht geantwortet hat; er hätte es doch nicht verstanden, daß er über die Wälle der Festung hinausblickt und über den von der nächsten Umgebung verursachten Sorgen nicht das Ganze vergißt

*

Sämtliche Truppen — selbstverständlich auch Schills Korps — werden neu eingekleidet und bewaffnet. Die Artillerie verstärkt die Armierung der Wälle, und alle Soldaten sind nun auch mit ausgezeichneten Gewehren, guter und reichlicher Munition und vorzüglichen Hieb- und Stichwaffen ausgerüstet. Der prachtvolle Kampf- und Draufgängergeist, der bisher schon alle ausgezeichnet hatte, verstärkt sich jetzt erst recht zum entschlossenen und leidenschaftlichen Willen, die Festung nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen, sondern sie und die Stadt bis zum Äußersten zu verteidigen.

Schill ist so weit hergestellt, daß er wieder Frontdienst leisten kann. Voll Freude und Glück läßt er den Eindruck der Geschlossenheit der nunmehr einheitlich uniformierten und bewaffneten Truppen auf sich wirken. Seine Kühnheit und der Zug seines Charakters, aufs Ganze zu gehen, haben wieder einen glänzenden Erfolg erzielt. Seine Leute danken es ihm mit Anhänglichkeit und Treue; ohne Besinnen ginge jeder von ihnen für ihn durchs Feuer. Sie frieren in den offenen Stellungen am Meer und hinter und zwischen den Sümpfen; bei der immer spärlicher werdenden Verpflegung leiden sie Hunger; sie schanzen, patrouillieren und schlagen sich Tag und Nacht mit der starken französischen Übermacht. Sie klagen nicht und lassen nicht den Kopf hängen, sondern sie sind voll Humor, Vertrauen und Zuversicht.

31.

Eng spannt der Feind den Ring um die Festung; mit überlegener Macht stürmt er Befestigung um Befestigung. Die Besatzung wehrt sich tapfer; besonders Schills Korps leistet Hervorragendes.

Schill verteidigt die Maikuhle, die zu erobern der Feind mit allen Mitteln bestrebt ist. Die Maikuhle ist ein ausgedehntes, sumpfiges Gelände westlich der Stadt. Fällt es dem Feind in die Hände, dann beherrscht seine Artillerie den Hafen; damit kann er der Festung den letzten Verbindungsweg nach der Außenwelt über die See abschneiden. Über kurz oder lang würde es ihm gelingen, die Festung auszuhungern. Wollte er die Aushungerung nicht abwarten, so könnte er die vorgeschobenen Posten von der Flanke, vom Meer her aufrollen und die Verteidigung lahmlegen, da die hinter der Maikuhle lagernden, als Gradierwerk bezeichneten ungeheuren Holzstöße ihn vor jedem Feuer aus der Festung decken würden; ja, er könnte die gewaltigen Holzstöße teilweise auf die Festung zu fortbewegen, die Wassergräben füllen, die Festung verlustlos sturmreif schießen und mit seiner Übermacht einbrechen.

Oft steht Schill bei den gigantischen Holzstößen. Weshalb sind sie noch nicht längst weggeschafft und zweckmäßig verwertet worden? Voll Bitterkeit muß Schill dem Urteil Fabes zustimmen, daß die Verteidigungsanlagen nicht mit genügendem Weitblick angelegt und gepflegt worden sind. Immer wieder zeigt sich die Schwäche im Wesen des Kommandanten: Die Dinge an sich herankommen zu lassen, statt selbst die Entwicklung vorzuschreiben und schwierigen Lagen mit Tatkraft und Entschlossenheit zuvorzukommen.

Solange das Sumpfgelände offen bleibt, bewegt der Kampf sich um die wenigen begehbaren Landbrücken, die das Gelände durchschneiden; was wird aber dann sein, wenn Frost eintritt und Moore und Sümpfe gefrieren?

Was Schill befürchtet hat, tritt ein. Frost macht Moor und Sumpf in breiter Front begehbar; der Franzose erkennt den Vorteil und greift an. Schills Korps ist auf dem Posten; es empfängt den Feind mit wohlgezieltem Schützenfeuer, kann jedoch nicht verhindern, daß er sich in großer Überzahl und mit Geschützen über das gefrorene Moor heranarbeitet.

Wenn der Feind stürmt, werden seine Leute nicht standhalten können; sie werden wie die Löwen kämpfen, doch an der Tatsache, daß beim Kampf Mann gegen Mann der Erfolg zumeist bei der größeren Bajonettzahl liegt, ist nun einmal nichts zu ändern. Schill schickt Leutnant v. Blankenburg zu Oberst v. Loucadou und läßt um Verstärkung bitten. Wie von Teufeln gehetzt, kommt Blankenburg schon nach kurzer Zeit zurückgejagt und meldet, der Kommandant sehe sich nicht in der Lage, auch nur einen Mann zu senden. Schill starrt Blankenburg an, als rede er chinesisch.

„Wie bitte? Red doch keinen Unsinn, Blankenburg, du bist doch wohl nicht betrunken?"

„Ich kann's nicht ändern, Rittmeister. Oberst v. Loucadou hat mir geantwortet, die Verteidigung der Maikuhle sei deine Sache; sein eigener Befehlsbereich begönne erst bei den Wällen."

Schills Gesicht wird wächsern blaß; seine Rechte umkrallt die Zügel.

„Das heißt also, daß mein Korps sich niedermachen oder hinter die Wälle zurückziehen soll! Wir sollen dafür büßen, daß im Vertrauen auf den Sumpf und in mangelnder Voraussicht hier monatelang alles versäumt worden ist, was die Stellung hätte stärken können. Ein Aufgeben der Maikuhle bedeutet den Verlust des Hafens und des Gradierwerkes und damit den Fall der Festung! Das ist mehr als starrsinniges Festhalten am Wortlaut erhaltener Befehle; das ist eine Äußerung dieses unfaßbaren Geistes der Schwäche, der Betonung der Zuständigkeitsgrenzen, der Eifersucht und der Mißgunst, die dem Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld das Leben gekostet haben und schuld daran sind, daß Festung um Festung verlorengegangen ist und Preußen heut' so am Boden liegt, wie es der Fall ist.



Petersdorf! Du übernimmst meine Vertretung!

Kameraden, ich verpflichte euch auf eure Ehre, daß die Maikuhle gehalten wird, und wenn keiner von uns am Leben bleibt!"

Im Galopp rast Schill in die Festung. Mit wenigen Sprüngen ist er oben auf der Treppe zur Kommandantur angelangt. Leutnant v Loucadou bedauert, daß der Kommandant nicht zu sprechen sei. Schill stellt vor, bittet, fleht und beschwört; er erhält nur die eine Antwort: Der Herr Kommandant habe bereits entschieden.

Der stellvertretende Kommandant, Hauptmann v. Waldenfels, der Artillerieführer, Major v. Mattke und Nettelbeck treten ein. Schill legt ihnen in fliegenden Worten die Lage dar. Entrüstet und entsetzt blicken die Offiziere ihn an. Nettelbeck ballt die Hände und macht Miene, mit Gewalt ins Zimmer des Kommandanten einzudringen; nur mit Mühe vermögen die Offiziere ihn zurückzuhalten.

„Das verstehe einer!" wettert Major v. Mattke.

„Das Schicksal Kolbergs steht auf dem Spiel; wir sind verloren, wenn die Maikuhle gestürmt wird!" stöhnt Hauptmann v. Waldenfels.

„Diese unverständliche Eifersüchtelei, dieser fluchwürdige Kleingeist, dies verhängnisvolle Reiten auf Zuständigkeitsansichten und Meinungen!" poltert Nettelbeck. „Wir können darüber doch Kolberg nicht zugrunde gehen lassen!"

„Was tun?" fragt Hauptmann v. Waldenfels. „Wir dürfen nicht gegen den Befehl des Kommandanten handeln; das wäre Gehorsamsverweigerung!"

„Nein, das wäre es nicht!" wettert Nettelbeck. „Wenn einer hier den Gehorsam verweigert, dann ist es der Kommandant. Er handelt wider den Befehl seines Königs, der lautet, daß er die Festung Kolberg mit allen Mitteln und mit allen Kräften zu verteidigen hat!"

„Trotz allem, Nettelbeck; halten wir uns nicht an den Befehl des Kommandanten, dann kommen wir vor das Kriegsgericht!"

„Wir wollen dem Kommandanten noch einmal die Lage vorstellen!" sagt Schill. „Die Zeit drängt. Wer weiß, wie es jetzt schon draußen aussieht Herr Major v Mattke, da Sie der Rangälteste sind, bitte ich Sie, zu sprechen!"

Die Herren stimmen zu.

Wieder geht Leutnant v. Loucadou ins Zimmer seines Vaters. Einige Minuten bleibt er aus. In fressender Erregung lauscht Schill dem Kanonendonner und Gewehrfeuer von der Maikuhle her. Es ist hohe Zeit; er muß seinen Leuten Unterstützung bringen; er muß!

Leutnant v. Loucadou bittet die Herren einzutreten.

Finster blickt der Kommandant vom Schreibtisch herüber.

Major v. Mattke legt die Lage dar. Mit Worten, die aus heiliger Überzeugung geboren sind und in brennender Leidenschaft vorgetragen werden, entwickelt er die Folgen des Untergangs des Schillschen Korps und des Verlustes der Maikuhle.

Ungerührt und verschlossen schüttelt der Oberst den Kopf.

„Ihr Vorgesetzter ist der Überzeugung, daß die Maikuhle auf die Dauer doch nicht gehalten werden kann. Die Mauern und Wälle müssen verteidigt werden. Geht der Hafen verloren, so müssen wir uns ins Schicksal fügen."

„Der Feind wird verlustlos hinter den gewaltigen Holzmassen des Gradierwerkes bis an die Mauern vordringen. Er ist uns weit überlegen; die Besatzung wird seinen Sturm nicht abschlagen können!"

„Dann fallen wir eben in der Erfüllung unserer Pflicht!"

Die vier Männer blicken sich fassungslos an. Das Blut drängt Schill vom Herzen nach den Schläfen. Würde er sich in diesen Minuten fügen, so würde er dem Vaterland gegenüber eine untragbare Schuld auf sich laden. Es muß gehandelt werden, wenn nicht mit dem Einverständnis des Kommandanten, dann eben ohne es.

„Ich bin unbedingt der Meinung des Herrn Majors v. Mattke, Herr Oberst. Wir sind verloren, wenn die Maikuhle nicht gehalten wird!"

„Soll das heißen, daß Sie die Maikuhle verteidigen werden?"

„Zu Befehl, Herr Oberst, im Interesse Kolbergs und des Vaterlandes!"

„Das ist Gehorsamsverweigerung!"

„Ich stehe allein unter dem Befehl Seiner Majestät des Königs!"

„Ich bin der Kommandant der Festung!"

„Herr Oberst, ich werde reiten und die Maikuhle verteidigen; es ist keine Zeit mehr zu verlieren!"

Eine Blutwelle schießt ins Gesicht des Kommandanten; er braust auf:

„Ich werde ein kriegsgerichtliches Verfahren gegen Sie einleiten lassen, Rittmeister v. Schill!"

„Ich bitte darum; ich werde mich ihm jedoch erst stellen, wenn die Behauptung der Maikuhle gesichert ist!"

„Namens der Bürgerschaft fordere ich die Verteidigung der Maikuhle, Herr Oberst!" stößt Nettelbeck in nicht mehr zu bändigendem Grimm hervor. „Die Bürgerschaft wird Rittmeister v. Schill unterstützen!"

„Herr Oberst! Ich kann nicht anders. Ich betrachte es als meine Pflicht, der Auffassung des Rittmeisters v. Schill beizutreten!" sagt Hauptmann v. Waldenfels erregt.

„Ich werde mich ebenfalls an der Verteidigung der Maikuhle beteiligen und stehe danach zu Ihrer Verfügung, Herr Oberst!" sagt auch Major v. Mattke entschlossen.

„Sie verweigern mir den Gehorsam?!" braust der Oberst in fassungslosem Grimm auf.

„Vielleicht Ihrem Wort, Herr Oberst, jedoch nicht den zwingenden Gründen militärischer Einsicht und der höheren Autorität Seiner Majestät und des Vaterlandes!"

„Vorwärts!" ruft Schill. „Es geht um die Behauptung oder den Fall der Festung, um Leben oder Tod!"

Mit verhängten Zügeln jagen Major v. Mattke und Hauptmann v. Waldenfels nach den Truppenunterkünften. Schill reitet im schärfsten Schrittmaß nach der Maikuhle.

Der Feind hat sich bereits über die Hälfte der gefrorenen Moore und Sümpfe gearbeitet. Geschütze aller Kaliber feuern; das Schützenfeuer verstärkt sich. Noch kurze Zeit wird der Feind den Sturm vorbereiten, dann werden Reiterregimenter mit donnerndem Hufgetrampel und geschwungenen Säbeln anrasen und mehrere tausend Mann Infanterie mit gefällten Bajonetten heranstürmen — — —.

32.

Im Laufschritt kommt Hauptmann v. Waldenfels mit seinen Grenadieren angerannt. Die Mannschaften des Bataillons werfen sich in die Lücke zwischen den Schillschen Schützen. Im heftigsten Schützenfeuer führt Major v. Mattke zwölf Geschütze herbei; sie werden in Stellung gebracht und eröffnen das Feuer. Unter Nettelbecks Führung trifft auch die Bürgerschaft ein; mit Gewehren in den Fäusten werfen sich die Bürger neben den Schützen auf den Boden und greifen in den Kampf ein. Andere tragen die Verwundeten ab und bringen Munition und Erfrischungen herbei.

Schill atmet auf, als er die Front ausreichend besetzt sieht.

„Und wenn es mich die Karriere kostet, ich kann nicht anders handeln!" grollt Hauptmann v. Waldenfels als die Führer sich versammelt haben.

„Die Götter mögen wissen was in den Kommandanten gefahren ist, daß er die Festung und seine Ehre


Tosca-Puder (lose)
RM 1.–, 1.60
Filter-Puder
Der lose Tosca-Puder in der Taschen-Dose RM 2.–
Ersatz-Füllung RM 1.–
Tosca-Talcum-Puder
Streuflasche RM 1.35
Tosca-Creme
Tube . . . . . . RM 1.20
Porzellan-Topf . RM 1.60
"4711"
Tosca
Geschenke
erlesener Eigenart
sind die entzückenden Tosca-Kleinodien, köstliche Mittel zeitgemässer Schönheitspflege. Hervorragend in der Wirkung, geschmackvoll in der Ausstattung, tragen sie alle den erlesenen Wohlgeruch von Tosca, dem Parfum der deutschen Frau.
Tosca-Parfum
Von der sachlichen Probe-Flasche bis zur erlesensten Luxus-Packung
RM 1.60 bis 17.50
Tosca-Haarwasser
Flaschen RM 2.–, 3.50
Tosca-Eau de Cologne
Taschen-Flaschen RM –.85, 1.30
Zehnkant-Flaschen RM 1.50 bis 4.20
Tosca-Geschenk-Packungen
Mit Tosca-Eau de Cologne und Seife
RM 1.55 bis 4.30
Tosca-Seife
Karton mit 3 Stück RM 3.75

aufs Spiel setzt. Sein Verhalten kann man schon nicht mehr als Eigensinn bezeichnen. Man mag uns vor ein Kriegsgericht stellen, unsere Ehre wird so hell strahlen wie vorher!" poltert Major v. Mattke.

Heftiger dröhnen die Kanonenschüsse; immer mehr Franzosen werden sichtbar; näher schieben sich die Schützenlinien heran. Es war die höchste Zeit, daß Verstärkung eingetroffen ist.

Der Feind setzt zum Sturm an; im heftigen Abwehrfeuer bricht er zusammen. Von neuem treiben die Offiziere ihre Leute vor, doch der Angriff läuft sich fest. Der Feind erkennt, daß er es nicht mehr nur mit der schwachen Vorpostenkette zu tun hat, sondern mit starken Truppenteilen, gegen deren Kartätschen- und Schützenfeuer nicht mehr aufzukommen ist. Er begnügt sich daher mit der Besetzung Sellnows und bricht den Angriff ab.

„Kameraden!" ruft Schill seinen Leuten zu. „Die Maikuhle ist ein Moor ein übelriechendes Schlammgewässer, uns aber ist sie auch ein Kleinod, das lebend nicht aufgegeben werden darf!"

33.

Abends erscheint bei Schill ein Major von der Infanterie, fordert im Auftrag des Kommandanten seinen Degen und teilt ihm mit, daß er sich bis auf weiteres als im Arrest befindlich zu betrachten habe.

„Herr Major, ich bedaure! Meinen Degen überreiche ich Ihnen nicht. Herr Oberst v. Loucadou hat keine Befehls- und Strafgewalt über mich; die hat allein Seine Majestät der König inne."

„Dann bedaure ich, eine Wache vor das Haus stellen und Sie für verhaftet erklären zu müssen."

Schill lacht.

„Will es der Herr Kommandant auf einen Kampf des Schillschen Freikorps mit der Garnison ankommen lassen, oder glauben Sie, meine Offiziere und Leute würden zugeben, daß man mich ungerechter- und unberechtigterweise gefangen hält? Ich denke, es dürfte, da der Feind vor den Toren steht, jetzt der allerungeeignetste Augenblick sein, die Verteidiger Kolbergs in zwei Lager zu spalten!"

Noch während Schill spricht, ertönen von der Straße herauf laute Rufe. Schill öffnet das Fenster. Hochrufe auf ihn erschallen. Man feiert ihn als den Retter Kolbergs. Es hat sich wohl auch das Gerücht von der Absicht, ihn in Arrest zu setzen, verbreitet, denn es klingen auch heftige und erregte Protestrufe herauf.

Nettelbeck erscheint. Schill begrüßt ihn wie immer in freundlich herzlicher Weise und berichtet scherzend vom Auftrag des Majors. Es ist, als wachse der alte Seemann zusehends, so sehr reckt sich seine Gestalt.

„Herr Major! Die Bürgerschaft Kolbergs wird eine Gefangensetzung ihres Helden nicht gestatten! Sagen Sie das dem Kommandanten!"

Die Rufe von der Straße herauf verstärken sich. Schill bittet den Major lachend um Aufmerksamkeit.

„Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme, Herr Major! Sind Sie noch immer der Meinung, daß ich Unrechtes getan hätte?"

„Dieser Meinung war ich nie, Herr v Schill; ich stehe im Herzen auf Ihrer Seite, das gestehe ich offen ein, ich habe jedoch den erhaltenen Befehl auszuführen. Die anderen Herren befinden sich bereits im Arrest."

„Nun, Sie sehen, Herr Major, daß Ihnen die Ausführung dieses Befehls nicht möglich ist!"

Schill tritt ans Fenster. Sofort empfangen ihn brausende Hochrufe.

Einer ruft:

„Wir dulden nicht, daß Rittmeister von Schill in Arrest gesetzt wird!"

Schill macht eine Gebärde der Beruhigung.

„Kameraden! Kolberger! Liebe Freunde! Man will mich nicht in Arrest setzen; das Gerücht entspricht nicht den Tatsachen. Hier ist mein Degen! Ich bin jedoch verwundet und muß das Zimmer hüten. Herzlichen Dank für eure Anteilnahme! Seine Majestät unser allergnädigster König, unser heißgeliebtes Vaterland hurra, hurra, hurra!!"

Der Major verabschiedet sich betreten.

*

Auf Befehl des Königs wird die Angelegenheit ohne kriegsgerichtliche Verhandlung niedergeschlagen. Die beteiligten Offiziere werden für ihr einsichtiges, verantwortungsbewußtes und tapferes Verhalten belobigt und in ihren Stellungen bestätigt. Oberst v. Loucadou wird in den Ruhestand versetzt.

Die seit langem notwendig gewesene und im Interesse Kolbergs nicht mehr aufschiebbare Entscheidung ist gefallen. Kolberg erhält einen neuen Kommandanten, den Major Neidhardt v Gneisenau, einen Pionieroffizier und Mann von Tatkraft, Weitblick, Unternehmungs- und Kampfgeist, der wie kein zweiter dem schwierigen Posten des völlig auf sich selbst gestellten Festungskommandanten gewachsen ist. Seine hohe militärische Befähigung, seine Einsicht, Kraft und sein reiches Menschentum erobern ihm im Flug die Herzen der Besatzung und der Bürgerschaft.

34.

Schill macht dem neuen Kommandanten seinen Besuch. Da der Kommandant rangälter ist, meldet er sich militärisch. Major v. Gneisenau winkt gleich ab.

„Ich freue mich, Sie kennenzulernen, mein lieber v. Schill. Was ich gehört habe, hat mir eine so hohe Wertschätzung vermittelt, daß ich Sie bitten möchte, die militärischen Formen zwischen uns außer acht zu lassen. Ich würde mich freuen, in Ihnen nicht nur den Mitkämpfer, sondern auch einen Freund sehen zu können.

Im Hauptquartier bin ich über die hiesigen Verhältnisse unterrichtet worden; ich weiß, weshalb mein Herr Vorgänger in den Ruhestand versetzt worden ist und kann nur sagen, daß ich an Ihrer Stelle und an Stelle der anderen Herren vor meiner Verantwortung vor Seiner Majestät und meinem Gewissen nicht anders hätte handeln können.

Ich habe die Verteidigungsanlagen besichtigt und die gleichen Mängel festgestellt, die Sie selbst und die anderen Herren beanstandet haben; hier wird Wandel geschaffen. Jeder Fußbreit Boden wird verteidigt, die Schanzen und Befestigungen müssen weiter vorgetragen werden. Ihrer Mitarbeit bin ich sicher; ich danke Ihnen für sie!"

Freudig lauscht Schill. Das ist ein Mann nach seinem Herzen. Gneisenau führt, er läßt sich nicht das Handeln vom Gegner vorschreiben und Schritt für Schritt zurückdrängen und schließlich den Atem abschnüren.

„Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen; ich bin Ihr Mann, Herr v. Gneisenau!"

*

Schill hält sein Wort, daß die Maikuhle nicht in die Hand des Feindes fallen dürfe. Durch hundertundbrei Tage hindurch, bis zum Friedensschluß, behauptet sein Korps sie gegen den weit überlegenen Feind. Außerordentliches leisten die Truppen Trotz Kälte, Regen und mangelhafter Verpflegung bleibt der alte Geist lebendig. Sie weisen die feindlichen Angriffe zurück, überfallen seine Posten, überrumpeln und sprengen seine Schanzen und lassen ihn nicht zu Atem kommen.

Der beliebteste Offizier Kolbergs ist Schill. Wo er sich zeigt, begrüßen ihn freudige Zurufe der Bürger. Blumen, Lebensmittel und Gedichte werden ihm ins Haus geschickt. Kinder tragen Nachahmungen der Uniform seines Korps. Allen ist er Freund, Kameraden wie Untergebenen und Bürgern; sein bescheidenes, Prunk, Äußerlichkeiten und Aufsehen abholdes Wesen bleibt sich gleich. Wo er kann, geht er Ehrungen und Verherrlichungen aus dem Weg.

Stolz blickt er auf sein Korps. Der Geist, der es aufgebaut hat, führt es in allen Kämpfen. Unverlöschbar leuchtet das hohe und heilige Ziel: Alles für die Freiheit und Größe des Vaterlandes!

35.

Schills alter Wunsch, für den er während der ganzen Dauer seines Kampfes für Kolberg durch Eingaben an die Könige von Preußen und Schweden und Verhandlungen mit den schwedischen Heerführern in Pommern geworben hat, scheint sich erfüllen zu wollen.

Ein Befehl des Königs verfügt, daß die Infanterie des Schillschen Korps in Kolberg verbleiben, er selbst sich jedoch mit der Reiterei nach dem schwedisch-pommerschen Kriegsschauplatz einschiffen soll.

Auf mehreren schwedischen Schiffen wird Schills Reiterei nach Stralsund gebracht. Auf der Insel Rügen wird ein preußisches Korps unter dem Befehl des Generals von Blücher gebildet. Dreißigtausend Mann Truppen der Engländer schwimmen bereits der Ostsee entgegen. König Gustav Adolf von Schweden selbst ist mit einem Heer über die Ostsee gekommen. Die Verbündeten haben die Absicht, Napoleons Heer im Rücken anzugreifen, die preußischen Festungen zu entsetzen und Napoleon zu schlagen

Selbstverständlich ist Schills erste Aufgabe die Meldung beim Korpsführer.

Schill nennt dem Adjutanten seinen Namen.

„Major Franz von Blücher, Sohn des Generals!" stellt dieser sich vor. „Ich freue mich, Sie kennen zu lernen. Auf gute Freundschaft!"

Eine Weile wartet Schill inmitten einer Anzahl Offiziere. Mit gewaltigem Ruck öffnet sich plötzlich die Tür zum Arbeitszimmer des Generals; die Flügel fliegen zur Seite. In der Öffnung erscheint der greise Haudegen mit dem Adlerblick und den wuchtigen Bewegungen eines Jünglings. Seine Stimme donnert durch das Zimmer:

„Major v. Schill!"

Schill fährt zusammen. Sein ältester Bruder, Major Heinrich v. Schill, ist doch nicht anwesend? Meint der General ihn selbst?

„Exzellenz!" Den Tschako unter dem Arm, den Säbel angefaßt, eilt Schill auf den General zu.

„Rittmeister v. Schill meldet sich gehorsamst!"

Über das Gesicht des Generals fliegt ein Leuchten. Mit scharfen Blicken prüft er Schill, seine Gestalt, die Verbände und das Gesicht; für Sekunden bleibt sein Blick am Orden Pour le mérite hängen. Er streckt Schill die Hand entgegen.

„Eintreten, Major v. Schill!"

Schill folgt dem General.

„Setzen!" befiehlt dieser im Zimmer.

„Euer Exzellenz! Ein Irrtum. Seine Majestät hat mich in Gnaden ausgezeichnet; ich bin jedoch noch Rittmeister."

„Noch?! — Nicht mehr! Seine Majestät hat mich beauftragt, Ihnen Ihr Patent zu überreichen. Sie sind zum Major und Regimentskommandeur befördert!"

„Exzellenz! Gehorsamsten Dank! Die große Gnade Seiner Majestät — —" Schill will noch weiter sprechen, doch General v Blücher wehrt in seiner bestimmten Weise ab.

„Verdient, Major! Sie haben doch den Marschall Victor ausheben lassen?"

„Zu Befehl, Exzellenz. Ich selbst konnte das Unternehmen damals nicht leiten, da ich verwundet war und das Wundfieber hatte. Mein Wachtmeister Poppe hat die Gefangennahme schneidig durchgeführt."

„Ich danke Ihnen und Poppe; sagen Sie das dem Mann. Sie wissen doch, daß ich bei Lübeck Pech hatte, in die Hände der Franzosen fiel und gegen den Marschall ausgetauscht wurde?"

„Zu Befehl, Exzellenz! Ich freue mich, daß ich dazu beitragen durfte, Euer Exzellenz dem Vaterland zurückzugewinnen!"

„Na, und ich freue mich, daß ich Sie zu meiner Armee bekommen habe. Ich habe viel von Ihren Streichen und Kämpfen gehört. Kolberg wäre längst gefallen, wenn Sie nicht dort gewesen wären.

In Kürze marschieren wir; dann werden Sie weitere Gelegenheiten haben, auf die Franzosen einzuhauen. Es ist Ihnen doch recht, daß ich Sie in der vordersten Front verwende?"

„Zu Befehl, Euer Exzellenz! Ich danke gehorsamst; ich brenne darauf, den Kampf fortzusetzen!"

Blücher streicht sich über den grauen Schnurrbart und nickt; seine Augen leuchten.

„Recht so! Wie stark ist Ihr Korps?"

„Laut Befehl Seiner Majestät bin ich mit drei Schwadronen zur Armee Eurer Exzellenz beordert; meine Infanterie und Artillerie blieben in Kolberg."

„Wie stark waren Sie dort?"

„Dreitausend Mann; davon ist die Hälfte gefallen oder dauernd kampfunfähig geworden."

Erstaunt hebt Blücher den Blick.

„Das sind ja gewaltige Verluste, allerdings, Sie standen ja auch immer im Brennpunkt des Geschehens. Im Namen des Königs danke ich Ihnen und Ihrem Korps! Sie speisen heute mittag bei mir!"

„Gehorsamsten Dank, Exzellenz!"

Vor Freude, Dankbarkeit und Glück ganz benommen, langt Schill in seiner Wohnung an. Seine Majestät der König hat ihn aufs neue ausgezeichnet in einer Weise, wie vor ihm außer Offizieren fürstlicher Abstammung nur wenige preußische Offiziere ausgezeichnet worden sind: Regimentskommandeure, die gerade erst das dritte Jahrzehnt ihres Lebens vollendet haben, hat es in Preußen noch nicht viele gegeben.

Voll Vertrauen und Zuversicht blickt er in die Zukunft. Was wird sein Korps unter dem Oberbefehl eines so klugen, überlegenen, tatkräftigen und tapferen Korpskommandanten, wie es General v. Blücher ist, nicht alles noch leisten können! Am liebsten bräche er sofort auf.

36

Noch ist Waffenstillstand. Die englischen und schwedischen Truppen treffen ein. Wie das preußische Korps stehen sie zum Losschlagen bereit, da trifft die Kunde von dem zu Tilsit am 9. Juli abgeschlossenen Friedensvertrag ein.

Wie Blücher hätte Schill lieber den Säbel geschwungen und gekämpft. Blücher, der Franzosenfresser, wettert und flucht und berserkert, und auch Schill grollt und poltert über den Schmachfrieden, doch sie sind beide Soldaten und haben dem Befehl des Königs blindlings zu gehorchen.

(Fortsetzung folgt)


Dies ist
die Cigarette
die trotz ihres günstigen Preises
verfeinerte Geschmackskultur
repräsentiert.
ERNTEN 27 BIS 30 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
REEMTSMA
SORTE
»R6« o/M
REEMTSMA CIGARETTENFABRIKEN G. M. B. H. ALTONA - BAHRENFELD
doppelt
fermentiert
4 ₰

Ingeborg Wessel: Mein Bruder Horst

Der Bismarckbündler

Die sogenannte Revolution im November 1918, die in Wahrheit keine Revolution war, sondern nur eine Revolte und ein Zusammenbruch, erlebte die Generation Horsts zwar mit Bewußtsein, aber selbstverständlich ohne Erkenntnis der tieferen Zusammenhänge. Trotzdem war es eine aus intellektueller Überheblichkeit stammende, im tiefsten Grunde aber nur von einem schlechten Gewissen zeugende Denkweise, wenn die Parteien und die Presse der Linken bis zu dem Tage ihres ruhmlosen Untergangs der heranwachsenden deutschen Jugend das Recht abstritten, sich über das Wesen dieser auf Feigheit und Verrat gegründeten Umwälzung ihre eigenen Gedanken zu machen.

Denn diese Jugend, deren Väter und Brüder auf allen Schlachtfeldern Europas gekämpft und geblutet hatten, deren Mütter einen nicht minder schweren Kampf um das immer knapper werdende tägliche Brot in der Heimat führten, diese Jugend, die vier Jahre lang sich großgehungert, nur Entbehrungen und von allen Dingen des täglichen Lebens nur die Ersatzmittel kennengelernt hatte, diese Jugend hatte ein Recht, ihre Stimme zu erheben und das System anzuklagen: Statt Frieden, Freiheit und Brot, wie Ihr verspracht, kam Unfrieden, Knechtschaft und Not!

Diese Jugend politisierte nicht, wie man ihr immer wieder vorwarf, sie wurde politisiert. Sie kam nicht zur Politik, die Politik kam zu ihr, wurde ihr Schicksal, griff mit harter Faust in das Leben ihrer Eltern und damit in ihr eigenes junges Leben.

Der Aufruhr auf den Straßen schlug seine Wellen bis in die Häuser und Schulen. Regierungskrisen und Wahlparolen, Lebensmittelknappheit und Geldentwertung — nichts anderes mehr hörten die Jungen aus den Gesprächen der Älteren. Ein Trommelfeuer politischer Schlagworte ging auf sie nieder und verfolgte sie im Wachen und Träumen. Die Erwachsenen kämpften um die gefährdete Gegenwart; konnte die deutsche Jugend, die dazu verurteilt war, das furchtbare Erbe des Versailler Diktats anzutreten, in der sorglosen Wandervogelromantik der Vorkriegszeit verharren?

Es soll und braucht hier nun nicht mehr gezeigt zu werden, in welchen Formen sich dies Hineinwachsen der Jugend in die politische Sphäre vollzogen hat, es genügt heute, festzustellen, daß der Weg der deutschen Jugend zu Hitler führen mußte, zwangsläufig und schicksalhaft.

Es ist der Weg, den Horst ging vom Bismarckbund über den Wiking zur S.A.

Wie kam Horst zum Bismarck-Bund?

„Nach der Erschießung Rathenaus“, so berichtet er selbst in seinem Tagebuch, „wurde vom Ministerium angeordnet, daß sämtliche Schüler, die irgendwelchen Vereinigungen angehörten, die Satzungen der Vereine vorlegen müßten. Der Direktor solle dann entscheiden, ob der Schüler in dem betreffenden Verein bleiben dürfe oder nicht. Bei dieser Gelegenheit hörte ich zum ersten Male den Namen „Bismarck-Bund“. Mein Interesse war geweckt . . .“

Horst berichtet dann weiter, daß sich in seiner Klasse mehrere Bismärcker befanden, die ihn wenig später in den Bund einführten.

Rund drei Jahre hat Horst dem Bismarck-Bund angehört. Was er dort suchte, fand er nicht. Es war im Bunde ein unruhiges Hin- und Herpendeln, ohne festes Ziel. In allen Bismarck-Gruppen war der Betrieb verschieden, gemeinsam war nur der nationale Gedanke. Am 12. Februar 1925 erklärte er seinen Austritt. Nicht ohne Bitterkeit. „Schwierigkeiten, die ihm“, wie er in seiner Austrittserklärung hervorhebt, „von gewisser Seite gemacht wurden“, veranlaßten ihn zu diesem „reiflich überlegten Schritt“.

Diese Schwierigkeiten lagen vorwiegend auf politischem Gebiet. Nur ein „Fall“ sei kurz erwähnt.

Horst war zunächst Mitglied der Ortsgruppe 47 „Prinz Oskar von Preußen“ geworden. Anfang März 1924 trat er — und mit ihm sechzehn Kameraden, die in Horst schon ihren Führer sahen — zur Ortsgruppe 21 „Kronprinzessin“ über. Horst erhielt einen Brief des Landsmannschaftsführers, in dem dieser schrieb:

„Die Bundesleitung erteilt Ihnen ausnahmsweise die Genehmigung, sich der Ortsgruppe 21 „Kronprinzessin“ anzuschließen. Wir machen es Ihnen zur strengsten Pflicht, sich nach vollzogenem Übertritt jeder weiteren Werbetätigkeit innerhalb ihrer alten Ortsgruppe „Prinz Oskar von Preußen“ zu enthalten.“

Dieses Schreiben spricht für sich. Wenige Wochen später jedoch stellte der Vorsitzende der Ortsgruppe „Prinz Oskar von Preußen“ den Antrag, Horst aus dem Bismarck-Bund auszuschließen! Warum?

Unter den Papieren Horsts fand ich eine Mappe mit der Aufschrift „Bismarck-Bund“. Darin befindet sich ein „Verhandlungsprotokoll des Bundesschiedsgerichts vom 3. Juli 1924, 7 Uhr nachm.“ und in diesem Protokoll folgender Satz:

„. . . zum Schluß habe sich Wessel bei Gelegenheit des Stiftungsfestes der Gruppe 47 am 27. Januar d. J. provozierend in Hitleruniform hervorgetan und geäußert, er würde sich den Zutritt mit dem Gummiknüppel erzwingen, falls ihm der Eintritt verwehrt werden sollte . . .“

Drei Monate später, fünf Tage nach seinem 17. Geburtstag, erhielt Horst folgende vom Ersten Bundesführer unterzeichnete „Verleihungsurkunde“:

„Dem Bundesbruder Horst Wessel wird hiermit das silberne Bundesabzeichen verliehen als Zeichen der Anerkennung und Dankbarkeit für seine der Landsmannschaft Berlin unserer Bismarck-Jugend geleisteten treuen Dienste. Möge diese Verleihung ein neuer Ansporn sein für weitere segenbringende Mitarbeit an der Erstarkung des Bismarckgedankens zum Wohle unseres heißgeliebten Vaterlandes.“

Horst empfand eine natürliche Genugtuung. Aber es hätte dieses Ansporns wohl kaum bedurft, um Horst auf dem Wege weiterschreiten zu lassen, der ihm vom Schicksal vorgezeichnet war. Und am Ende dieses Weges stand immer nur dieses Eine, Große, Gewaltige: Deutschland! Nicht die Erstarkung dieses oder eines anderen Bundes, sondern die Befreiung Deutschlands von seinen inneren und äußeren Fesseln war das letzte Ziel der deutschen Jugend.

Dieses Ziel war nicht zu erreichen ohne die Gewinnung des Arbeiters. Der Arbeiter konnte nicht gewonnen werden ohne Vernichtung des Marxismus. Der Marxismus beherrschte seit 1918 die Straße und damit den Staat. Eroberung der Straße bedeutete also Eroberung des Staates und damit Vernichtung des Marxismus.

Niemand zweifelt heute mehr an der Logik dieses Gedankenganges. Aber es ist notwendig, immer wieder daran zu erinnern, daß Adolf Hitler der erste war, der diese theoretisch gewonnene Erkenntnis in die politische Praxis umsetzte. Zuerst in München—Süddeutschland, und vom Jahre 1926 ab in Berlin und dem ganzen Reiche.

Damals im Jahre 1924 kannte man in der Reichshauptstadt den Namen Hitler nur durch die Presse. Die Organe der Linken bezeichneten ihn nur als einen „staatenlosen Abenteurer“. Nur wenige bürgerlich-nationale Zeitungen besaßen den Mut, dem Großdeutschen Adolf Hitler, der im August 1914 freiwillig zu den deutschen Fahnen eilte und als unbekannter Soldat vier Jahre lang für sein größeres Vaterland an der Front kämpfte, wenigstens Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Als Hitler von der Anklagebank des Münchener Volksgerichts aus zum ersten Male zur ganzen Nation sprach, da erfuhr Berlin wiederum nur das, was die amtlichen Zensoren für allenfalls tragbar und nicht „staatsgefährlich“ erachteten. Das wenige aber, was durchsickerte, genügte, um vor allem die nationale Jugend aufhorchen zu lassen. Hitlers großes Schlußwort und der darin enthaltene Satz:

„Was mir vor Augen stand, das war vom ersten Tage an tausendmal mehr als Minister zu werden. Ich wollte der Zerbrecher des Marxismus werden. Ich werde diese Aufgabe lösen, und wenn ich sie löse, dann wäre der Titel eines Ministers für mich eine Lächerlichkeit . . .“

brannten sich ein in die Herzen des jungen Deutschlands. Hier wurde etwas zum Glühen gebracht, was Jahre später zur lodernden Flamme emporschlug und den neuen Staat gebar.

Noch stand die nationale Jugend im Jahre 1924 in verschiedenen Lagern, noch folgte sie verschiedenen Männern und verschiedenen Parteiparolen, aber dunkel ahnte sie in diesem Mann ihren künftigen Fahnenträger und Führer. Erst waren es in Norddeutschland nur wenige, die — auch sie anfangs nur unbewußt — seinen Gedankengängen nachlebten. Mit den Jahren wurden es mehr. Die Massen kamen erst kurz vor und nach dem 14. September 1930.

Zu den wenigen aber gehörte — Horst.

Ich bin mir bewußt, daß diese Behauptung in einer Zeit, in der die Zahl der „seit 1919 Sympathisierenden“ Legion ist, einen Beweis erfordert. Daß ich überhaupt diese Behauptung aufstelle, geschieht nicht, um nachzuweisen, daß Horst „schon“ im Jahre 1924 Hitler-Anhänger war (was aus den obenerwähnten Gründen tatsächlich nicht der Fall sein konnte), sondern um zu zeigen, daß in ihm Ideen lebendig geworden waren, die ihn mit Notwendigkeit in Gegensatz zu der Begriffswelt des deutschnationalen „Bismarck-Bundes“ bringen und sein Ausscheiden im Februar 1925 zur Folge haben mußten. Es ist bemerkenswert genug, daß sich in diesem Einzelfalle bereits der unüberbrückbare Gegensatz offenbart, der acht Jahre später zur völligen Vernichtung des Bundes führte. Welcher Art die Gegensätze waren, darüber geben wieder die Aufzeichnungen Horsts am besten Aufschluß. Er schreibt:

„In positiver Arbeit, etwa in politischer Richtung, wurde so gut wie nichts geleistet. Ganz folgerichtig wurde durch diese Entwicklung ein Teil der Mitglieder in Opposition zur Leitung gedrängt, und zwar in allen Gruppen.“

„Dem Kernpunkt einer jeden Organisation, der Führerfrage, wurde nur nebensächliche Bedeutung zugemessen. Als Landesverbandsführer fungierte ein Oberregierungsrat, Spitzenkandidat der Deutschnationalen im Wahlkreis Berlin, der kein Führer revolutionärer Jugend sein konnte. Denn im Anfang war die Bismarck-Jugend tatsächlich revolutionär und hatte durch ihre oppositionelle Einstellung zur Republik wirkliche Massen hinter sich.“

„Einer hatte damals schon bemerkt, daß die revolutionäre Stimmung langsam in Reaktion umschlug. Das war Kube, der mit einigen Gruppen austrat und den „Bismarckorden“ aufzog.“

„Was zuerst revolutionärer Geist, d. h. Opposition gegen Weimar war, das verwandelte sich bald in finstere Reaktion, die nur die Vergangenheit guthieß und vor allen Dingen an der Arbeiterfrage verständnislos vorbeiging.“

„Man vergaß bei der Leitung, daß der Hauptteil der jungen Leute aus politischem Interesse gekommen war. Diesem Gedanken wurde aber nur dann Rechnung getragen, wenn eine Wahl vor der Tür stand.“

Daß Horst der „Arbeiterfrage“ geradezu entscheidende Bedeutung beimaß, beruht vor allem darauf, daß sich, wie er an anderer Stelle seines Tagebuches berichtet, die Mitglieder der Ortsgruppe 21 zu fast 80 Prozent aus dem Arbeiterstande rekrutierten. Sie war für ihn, der aus



Man ist oft enttäuscht, weil der erste gute Eindruck verwischt ist. In 80 von 100 Fällen schwindet das volle natürliche Haar schon im besten Mannesalter. Wenn Sie zu denen gehören wollen, die auch ohne Hut jugendlich aussehen, so müssen Sie Ihrem Haarboden bei beginnendem Haarausfall die geeigneten Nährstoffe zuführen. – Trilysin, das biologische Haartonikum, ist auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut und enthält für die Erhaltung des Haarwuchses wichtige Bestandteile, nämlich: Cholesterin in physiologischer Konzentration, den wichtigen Zellaufbaustoff – biologische Säuren, die eine Auflockerung der Kopfhaut verhindern und beseitigen – Schwefel in resorbierbarer Form, der entzündungshemmend wirkt – pflanzliche Balsame, die das Haar geschmeidig und glänzend machen.



Trilysin ist tausendfach erprobt. Darum Tag für Tag Trilysin und von Zeit zu Zeit Trilysin-Öl, die biologische Haarmixtur!

Die Schuppen verschwinden, der Haarausfall hört auf, die Haare wachsen wieder.

Trilysin Das biologische Haartonikum

Trilysin

Halbe Flasche	RM 1.94
ganze Flasche	RM 3.24
wohlfeile 1/2-Ltr.-Flasche	RM 7.50
Trilysin-Öl	90 Pfennig

Trilysin und Trilysin-Öl sind überall zu haben!

Kein Rasieren ohne Eukutol 6-Creme!

Eukutol 6, vor und nach dem Rasieren angewandt, verhindert spröde Haut und löst das Gefühl der Spannung, die Haut bleibt weich und geschmeidig. Unentbehrlich ist Eukutol 6-Creme besonders im Herbst und Winter. Überzeugen Sie sich durch eine Probedose, die Sie nach Einsendung dieses Gutscheins kostenlos erhalten. Als Drucksache einsenden an die Chem. Fabrik Promonta G. m. b. H., Hamburg 26. Porto 4 Pfennig.

Bitte ausschneiden

Name: ____________

J. B.13

Adresse: ____________

dem Bürgertum hervorgegangen war, keine Frage der Sentimentalität, sondern der im Verkehr mit diesen jungen Arbeitern gewonnenen Erkenntnis. Sie ließ sich auf eine ganz kurze Formel bringen: Der junge Arbeiter kann für die nationale Sache nicht durch vaterländische Feiern alten Stils, nicht durch patriotische Parolen und soziale Redensarten gewonnen werden, sondern nur durch einen nationalen Aktivismus, der für alle Bereiche des staatlichen Gemeinschaftslebens ein neues autoritäres Prinzip der Leistung setzt.

Daß dies nichts anderes war als deutscher Sozialismus, wußte damals noch keiner von ihnen, weder Horst noch die anderen tatendurstigen Mitglieder seiner Gruppe, deren „militärischer Leiter" er sehr bald geworden war. Vorerst ging es ihnen um den Aktivismus an sich, der, wie es ihnen schien, der auf Ruhe und Ordnung allzu sehr bedachten Leitung des „Bismarck-Bundes" nicht erwünscht war.

Gewiß gab es Ausnahmen, besonders unter den Unterführern, die den unmittelbaren Konnex mit den Jungen besaßen. Zu ihnen gehörte auch der Führer der Ortsgruppe 21, für den Horst eine Anhänglichkeit empfand, die über seine Zugehörigkeit zum Bunde hinaus Bestand hatte. Er schreibt in seinem Tagebuch:

„Die Ortsgruppe 21 hatte einen prächtigen Führer, Vater Steinmann, ein alter Husarenwachtmeister, der sich ein junges Herz bewahrt hatte. Er kam unserem Betätigungsdrang verständnisvoll entgegen, so daß wir dauernd beschäftigt waren. Die Folgen machten sich bald bemerkbar. Die Gruppe erstarkte zusehends und wurde die unbestritten beste von Berlin. Im Bötzowviertel wurden wir von den Kommunisten und sonstigen Gegnern gefürchtet, weil wir tatsächlich auch die Straße beherrschten, ohne indessen bewußt darauf ausgegangen zu sein. Der „Kommune" paßte dieser Zustand gar nicht. Infolge verschiedener Störungsversuche organisierte ich daher einen Selbstschutz. Unter uns nannten wir das „Rollkommando Friedrichshain" War dieser Selbstschutz ursprünglich als Abwehrmaßregel gedacht, so lag es doch in der Natur der Sache, daß wir bald zum Angriff übergingen. So manchen Abend haben wir die Kommunisten im Hain gejagt. Auch das „Reichsbanner", das damals gerade im Entstehen war, wurde aufmerksam bedacht."

Sehr plastisch ist das „Porträt", das Horst von einem gewissen Richard Peters zeichnet. Er nennt ihn den markantesten Typ des „Rollkommandos", und fährt dann fort:

„Als Maurer war er im Besitz ganz ansehnlicher Kräfte. Ferner konnte er boxen, eine Fähigkeit, die ihn für ein Rollkommando geradezu prädestinierte. Er war klein und gedrungen gebaut. Zur Sitzung der Ortsgruppe kam er immer mit einer blauen Ludenmütze, die er tief ins Gesicht zog. An den Füßen trug er meistens große Kamelhaarschuhe, und mit auf den Rücken gelegten Armen zog er tiefsinnig durch die Straßen, das typische Bild eines Hausbesitzers."

Vielleicht hat es an diesem harmlosen, bestimmt scherzhaften Vergleich gelegen, daß ein Berliner Blatt die auszugsweise Veröffentlichung von Horsts Tagebuch zum Anlaß nahm, um an die Schilderung des „Rollkommandos Friedrichshain" hämische Bemerkungen zu knüpfen. Da sehe man ja wieder einmal bestätigt, so hieß es etwa sinngemäß, was für radaulustige Elemente die sogenannte nationale Jugend beherbergt habe. Erst hätten sie den „Bismarck-Bund" und ähnliche Organisationen unsicher gemacht, später wären sie bei den Nazis gelandet. Hier würde doch einmal offen zugegeben, daß man Kommunisten und Reichsbanner-Mitglieder überfallen habe. Zum Schluß der übliche Ruf nach der Polizei.

„Radaulustige Elemente" — da war es wieder, dieses aus Feigheit und Selbstzufriedenheit geborene Wort, mit dem man republikanische Entrüstung über die unwürdigen Zustände in den von Arbeitern bewohnten Stadtgegenden markierte. Es war der Sammelbegriff geworden für das junge nationale Deutschland, aus dessen Reihen die Hundertschaften hervorgegangen sind, die sich todesmutig der roten Sturmflut entgegenwarfen und sie zum Stehen brachten. Daß man Terror nur mit Terror brechen konnte, das wollten die im sicheren Westen wohnenden, vorwiegend jüdischen Hetzer nicht zugeben. Wozu auch? Ihnen geschah ja nichts. Solange es Kommunisten in Deutschland gab, ist ihrem Wüten nicht ein einziger Jude zum Opfer gefallen. Zufall?

Der von Horst gegründete Selbstschutz trat vor allem bei den deutschnationalen Wahlversammlungen in Tätigkeit, die damals noch im Saalbau Friedrichshain stattfinden konnten. Damals erschienen auch noch Kommunisten in deutschnationalen Versammlungen, ja nicht wenige endeten mit Sprengungsversuchen und anschließender „Saalschlacht".

„Unsere Zeit", so schreibt Horst, „kam erst mit Beginn der Diskussion. Mit einem Male war alles gespannteste Erwartung, denn an der Diskussion beteiligten sich in erster Linie Kommunisten, die genügend „sichere" Leute im Saale besaßen, um herausfordernd auftreten zu können. Schimpfworte flogen hin und her, danach Stühle und Bierseidel, und schon war eine Prügelei im Gange, an der wir uns in stets angemessenem Rahmen beteiligten."

„Damals legten wir noch Wert darauf, in Uniform Saalschutz zu tun. So konnten wir uns infolge unseres geschlossenen Auftretens im Saal ziemlich sicher bewegen. Aber das Bild änderte sich nach Schluß der Versammlung Mit hochgeschlagenem Kragen, die Abzeichen in der Tasche, schlichen wir uns auf Umwegen davon."

Trotz dieser Vorsichtsmaßregel wurde, wie Horst schreibt, nach einer solchen Versammlung sein Kamerad Walter Rudnik abends auf dem Heimweg meuchlings erdolcht.

Mir aber bleibt nur noch wenig zu berichten, um das Kapitel Horst im Bismarck-Bund, drei Jahre im Buch seines Lebens, abzuschließen. Die letzten Monate seiner Mitgliedschaft sind gekennzeichnet durch eine in seinen Aufzeichnungen immer stärker hervortretende Resignation. So heißt es an einer Stelle:

„Alle Übungen, die ich mitmachte, und es waren eine ganze Anzahl, zeichneten sich dadurch aus, daß der angelegte Plan niemals erfüllt wurde. Richtig geklappt hat nicht eine einzige. Es handelte sich vorzugsweise um Nachtübungen, die meistens erst gegen zehn Uhr vormittags beendet waren. Dann zog man gemeinschaftlich in ein vorher ausgemachtes Gartenlokal, wo die Jungmädchen für uns schon Kaffee gekocht hatten. Mit den Mädchen waren dann auch, gut ausgeschlafen, die Drückeberger erschienen, die sich in ihren Sonntagsanzügen, Zimmerschuhen und sauberen Kragen sonderbar genug neben uns erschöpften und verdreckten Nachtwandlern ausnahmen."

„Mir selbst" so fährt Horst dann nach Schilderung ähnlicher Vorkommnisse fort, „begann die Arbeit unter diesen Umständen immer weniger Freude zu machen, und schließlich legte ich mein Amt als militärischer Führer nieder. Ich widmete mich nunmehr den Jüngeren unter 16 Jahren, die ziemlich vernachlässigt waren, und zog mit gutem Erfolg eine „Knappschaft der Ortsgruppe 21" auf. Die Gründung fand zwar viele Freunde und wurde in manchen Gruppen sogar nachgeahmt und als Vorbild hingestellt, aber auf der anderen Seite erstanden ihr in der eigenen Gruppe Gegner, die das Zurückgehen der Ortsgruppe mit meinem Fernbleiben von der Gruppenarbeit in Verbindung brachten. Die Knappschaft machte mir selbst viel Freude, da sie sich kräftig entwickelte, während die Ortsgruppe immer mehr an Schlagkraft einbüßte. Trotzdem wir in unserem Vater Steinmann einen warmherzigen Beschützer besaßen, verging mir aber bei dem ewigen Ärger schließlich doch die Lust, und im Februar 1925 legte ich auch mein Amt als Knappschaftsführer nieder und erklärte gleichzeitig meinen Austritt."

Nicht ohne Bitterkeit, wie ich eingangs bereits sagte; denn mit der ganzen Begeisterung seiner siebzehn Jahre hing Horst an dieser ersten Schöpfung seines allgemein anerkannten Organisationstalentes. Er, der aus vielen Gründen reifer war als seine Jahre anzeigten, hat sich bis zu dem Tage, an dem er für immer die Augen schloß, eine Jungenhaftigkeit bewahrt, die die Mutter immer wieder beglückte und sie zu Zeiten die Gefahren vergessen ließ, in der ihr Ältester infolge seines Temperamentes und seiner Aktivität dauernd schwebte. Diese Jungenhaftigkeit, die sich mit einem schon beinahe männlichen Ernst paarte, befähigte ihn dazu, Führer und zugleich Kamerad auch der Allerjüngsten zu sein, seiner Knappen. Einige lose Blätter aus einem Schulheft, in der Mappe „Bismarck-Bund" zu oberst eingeheftet, geben noch Kunde von dem, was ihm seine Knappschaft bedeutete.

„Zum Geleit!" — steht in breiter, kräftiger Schrift auf dem ersten, und darunter:

„Nun haben wir eine Knappschaft!
Unser Wunsch ist erfüllt! Unsere
Jungen zu echt deutschen Männern
erziehen zu helfen, sei unsere Aufgabe.
Ihnen vor allem die Schönheit unserer
deutschen Heimat vor Augen zu führen
und sie zum vollen Bewußtsein ihres
deutschen Volkstums erwachen zu lassen,
das sei unser Ziel! Glück auf!
Berlin, im Hartung 1925.
Horst Wessel."

Auf dem zweiten Blatt stehen die von ihm entworfenen „Allgemeinen Richtlinien" über Fahrten, Lieder, Kleidung, Veranstaltungen usw. Sie sind numeriert und beginnen mit dem unterstrichenen Merkwort. Da sie für das Tun und Treiben, insbesondere für den Geist der Jungen aufschlußreich sind, mögen sie hier folgen:

Nr 1 Fahrten zerfallen in zwei Arten: Zünftige Fahrt und Geländespiel. Im allgemeinen wechseln beide Arten ab.

Nr 2 Lieder werden bei den Knappen sehr gepflegt. Unser Liederbuch ist obligatorisch. Titel: Lieder der Westdeutschen, Verlag D.N.J.

Nr. 3 Kleidung der Knappschaft ist einheitlich: Stiefel, Stutzen, kniefreie Hose, Wanderkittel, Windjacke, Windkappe, Knappschaftsabzeichen.

Nr 4 Lesen findet oft statt. Bevorzugt wird volkstümliche Literatur (Löns, Flex).

Nr. 5 Vorträge sollen von den Knappen selbst gehalten werden über sie angehende Fragen.

Nr. 6 Veranstaltungen der Gruppe sollen nach Möglichkeit geschlossen besucht werden.

Nr. 7 Arbeitsgemeinschaft soll mit der Jungmädel-Gruppe angestrebt werden.

Nr. 8 Die Knappschaft führt ihren eigenen Wimpel (weißer Zugvogel auf blauem Grund).

Auf dem dritten Blatt kurze Notizen über die „Ereignisse", beginnend mit dem 5. Januar 1925. Zum Beispiel:

„Mittwoch, 7. 1. 25: Erstmaliges Auftreten der Knappschaft anläßlich des Gauabends in Haverlands Festsälen. Guter Eindruck."

„Freitag, 9. 1. 25: Liederabend bei Horst Wessel."

„Sonntag, 11. 1. 25: Geländespiel im Grunewald."

„Montag, 12. 1. 25: Treffen im Hotelzimmer. Singen. Vortrag: Was ist national?"

„Mittwoch, 28. 1. 25: Knappe Fröhn von Kommunisten überfallen. Kappe, Abzeichen, Stock geraubt. Die Gesamtgruppe trägt den Schaden. Pressenachricht."

„Sonnabend, 31. 1. 25: Nachtübung der gesamten Landsmannschaft. Hervorragendes Verhalten der Knappen. Belobigung vor der Gruppe."

Zum Schluß ein Dokument aus der Hinterlassenschaft Horsts, das stärker als alles Vorhergehende zeigt, wie ernst es ihm, dem Jungen, war, nicht nur um die körperliche Ertüchtigung, sondern auch um die charakterliche Erziehung der ihm anvertrauten jungen Menschenkinder. Es ist ein Dokument, das ich über die Tatsache der Verfasserschaft Horsts hinaus als ein sprechendes Zeugnis für den Geist der um die deutsche Freiheit ringenden Jugend ansehen möchte, der Jugend, die heute verwirklicht sieht, was Horst nur im Geiste erschauen durfte.

„Der Knappen Gesetz" nannte er das Ganze. Jeder von ihnen erhielt ein Exemplar. Es beginnt mit einem Landsknechtlied, dessen letzte Strophe lautet:

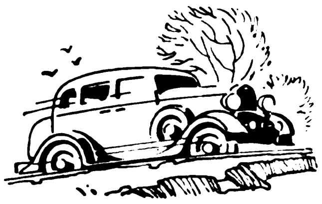
„Die Reihen fest geschlossen
Und vorwärts unverdrossen,
Falle, wer fallen mag!
Kann er nicht mit uns laufen,
So mag er sich verschnaufen
Bis an den jüngsten Tag."

Darunter das „Gesetz" Große Zierbuchstaben, eingerahmt von zwei Siegrunen, neun Worte nur:

Knappe sein
Heißt
Treu sein
Wahr sein
Kämpfer sein.

„Knappentum" steht über dem, was nun folgt. Horst sagt seinen Knappen, was er darunter versteht:

Wer ein Auto kauft, dient der Nation und fördert sich selbst



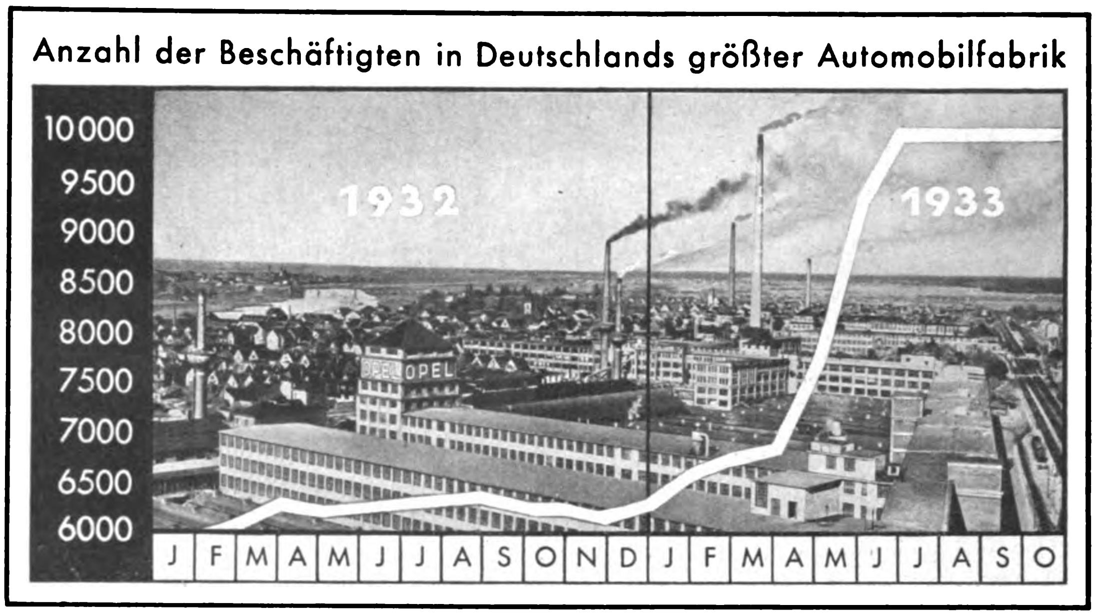
Wie stolz darf der heute sein, der einem Mann zu fester Arbeit verhilft. Ganz gleichgültig ist es, ob er es direkt oder indirekt tut; die Hauptsache ist, daß ein Mann seine Arbeit bekommt.

Einen Wagen kaufen, heißt Arbeit geben; nur wenige Erzeugnisse verkörpern soviel Arbeitswert wie ein Automobil.

Die Belebung des Kraftwagenmarktes ist gleichbedeutend mit einer Entlastung des Arbeitsmarktes; denn in der Automobilherstellung kann man nicht einfach die Maschinen schneller laufen lassen, um mehr zu produzieren. Vielmehr spielt die handwerkliche Qualitätsarbeit — durch das in dieser Industrie im allgemeinen besonders ausgeprägte Verantwortungsbewußtsein zur Qualität — eine entsprechend große Rolle.

Die für die Automobilherstellung erforderlichen Rohstoffe werden, bis auf den verhältnismäßig geringen Anteil von Rohgummi, etwas Kupfer und Baumwolle, in Deutschland erzeugt; eine Förderung des Automobilbaues ist demnach gleichbedeutend mit der Belebung einer bedeutenden Anzahl anderer wichtiger Industriezweige, wie z. B. Eisen, Stahl, Holz, Glas, Lack, Stoffe, Leder, Leichtmetall und Zubehör.

Alle diese Betriebe haben schon für Sie gearbeitet, ehe Sie sich zum ersten Mal in Ihren eigenen Wagen setzen. Und nun, nachdem Sie Automobilbesitzer sind, stehen Ihnen die gewaltigen Organisationen zur Verfügung, die für den Automobilfahrer geschaffen wurden. Man denke an die Riesen-Organisation des Tankstellennetzes, an die weit verzweigten Kundendienststellen der einzelnen Fabriken, an das bereits begonnene gigantische Werk der Reichsautobahnen. Immer sorgt das lebendige Automobil für Leben — es nützt dem einzelnen wie der Gesamtheit. * * *

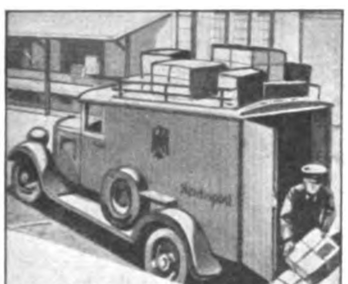


Das Automobil schafft Arbeit. Aus dieser Darstellung geht hervor, daß die Zahl der Arbeiter und Angestellten in diesem Werk von Anfang 1933 bis zum Juni dauernd gestiegen ist und seitdem rund 10 000 beträgt. Diese Zahlen drücken jedoch noch nicht restlos die Steigerung der Beschäftigung aus, da in der gleichen Zeit, in der die Zahl der Beschäftigten um durchschnittlich 40% gestiegen ist, die Mehrleistung an Lohnstunden 104% beträgt. Es sind also nicht nur mehr Arbeiter eingestellt worden, sondern der einzelne Arbeiter hat auch weit mehr Lohnstunden leisten und dementsprechend mehr verdienen können als im Jahr 1932. Die Steuer- und Konsumkraft des einzelnen Arbeiters erfuhr dadurch die so erstrebenswerte Steigerung.

Ähnliche Erhöhungen der Beschäftigungsziffer zeigen die etwa 900 deutschen Lieferwerke dieser größten Automobilfabrik Deutschlands. — Mit der Herstellung deutscher Kraftfahrzeuge sind schätzungsweise 45 000 Menschen beschäftigt. Außerdem finden in den Lieferstätten dieser Industrie, im Verkauf, bei der Pflege und Bedienung des Kraftfahrzeugs, der Herstellung von deutschen Kraftstoffen weitere 550 000 Menschen Arbeit und Brot. Rechnet man die Familienangehörigen hinzu, so ergibt sich, daß heute in Deutschland rund 2 Millionen Menschen vom Kraftfahrzeug leben.

Wer ein Auto sein eigen nennt,

erschließt sich und seiner Familie eine ganz neue Seite des Lebens. Das Auto ist ihnen allen Freund und Wohltäter.



Post, Bahn, Heer und alle Staats- wie Kommunal-Behörden sind in ihrer Tätigkeit vom Automobil abhängig. Das Kraftfahrzeug ist aus der Wirtschaft ebensowenig hinwegzudenken wie Telefon, Telegraf, Radio, Luftverkehr, Eisenbahn oder Schiffahrt.

Das Auto gibt dem Alter die schnelle Beweglichkeit und den Frohsinn der Jugend.

Das Auto gibt der Jugend die Möglichkeit, schneller u. sicherer im Leben voranzukommen.

Das Auto gibt den Kindern Gelegenheit, mit ihren Eltern fröhlich zusammenzusein und an ihren Freuden teilzunehmen.

Das Auto eint die ganze Familie, während andere Vergnügungen oft persönlicher und egoistischer Natur sind, anderer Sport Groß und Klein verschiedene Wege führt.

Das Auto fördert den Aufstieg in Beruf und Geschäft. Wer etwas zu verkaufen hat, kann größere Gebiete in kürzerer Zeit bearbeiten — bessere Arbeit schneller leisten.

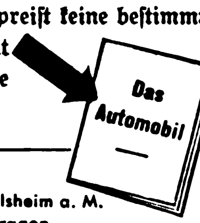
Das Auto bringt allen Freude; Sie und Ihre Familie können sehen und genießen, was Ihnen sonst verschlossen bliebe.

Der Erwerb eines Autos ist keine selbstsüchtige Anschaffung, sondern dient der Fortentwicklung des einzelnen ebenso wie dem Fortschritt der Nation. Ein Auto ist kein Luxus; es ist eine Lebensnotwendigkeit, weil es uns hohen Lebenszielen näher bringt.

Das Leben wird nach Taten, nicht nach Tagen bemessen! Wer von denen, die heute Taten vollbringen, wollte versuchen, ohne Auto auszukommen? * * *

Autofahren ist keine Hexerei!

Glauben Sie nicht, es sei zu schwer für Sie, einen Wagen zu meistern. Einen Wagen selbst zu fahren, ist ebenso einfach wie angenehm. Wenn Sie die Absicht haben, sich im Lauf der nächsten Jahre einen Wagen anzuschaffen, senden wir Ihnen gern ein interessantes Buch vom Auto und Autofahren. Es ist kein Verkaufs-Katalog und preist keine bestimmte Marke an, sondern es behandelt grundlegende Fragen, über die jeder unterrichtet sein muß.



An die Adam Opel A. G., Rüsselsheim a. M.
Abt. 17 Verkehrsfragen
Bitte, senden Sie mir unverbindlich und kostenlos Ihr Buch „Das Automobil".

NAME: ____________________

BERUF: ____________________

ANSCHRIFT: ____________________

____



Die Frau am Steuer. Autofahren macht der Frau ebensoviel Freude wie dem Mann. Tausende von Frauen haben schon ihren Führerschein und fahren ihren Wagen mit gleichgroßer Sicherheit und Geschicklichkeit.
Autofahren zu lernen ist leichter, als viele annehmen.

Für Deutschlands Fortschritt, für Deutschlands Verkehrsentwicklung!

„Auf der ersten Seite fandet ihr das Gesetz der Knappen. Was bedeutet das? Das bedeutet für jeden, der die blaue Schnur trägt, das Gesetz seines Lebens.

Knappe sein, heißt treu sein. Wie kann ein Knappe Treue beweisen? Treue soll sein oberstes Gebot sein in allen Lebenslagen. Wenn er irgendeine Sache angefangen hat, muß er sie unbedingt zu Ende bringen. Treue ist seine erste Pflicht auch gegen den Bund. Die Bundestreue zeigt sich vor allem in der Treue zum Führer. Ein Knappe hält seinem Führer unbedingte Treue, wenn er auch manchmal nicht versteht, warum es der Führer gerade anders macht, als er sich gedacht hatte.

Knappe sein, heißt wahr sein. Wenn ein Knappe Ja sagt, dann ist es so. Ein Knappe ist aber nicht nur wahr und aufrichtig gegen den Führer und die anderen Knappen. Das ist selbstverständlich. Schwerer ist dieses Gesetz schon im täglichen Leben zu halten. Ein rechter Knappe schwindelt auch in der Schule nicht!

Knappe sein, heißt Kämpfer sein. Das bedeutet: Ein Knappe strebt nicht nur danach, ein tüchtiger deutscher Junge zu werden, wie ihm sein Gesetz vorschreibt, ein Knappe tritt auch für seine Art ein. Das nenne ich Kämpfer sein. Und Kämpfer sollt ihr sein, Jungens, Kämpfer für alles Gute und Echte, trotz Hohn und Spott!

Dazu: Heil!"

Trotz Hohn und Spott . . .

Es gab in Berlin eine demokratische Zeitung, in der ein demokratischer Schulprofessor, sein Name sei in diesem Buche nicht genannt, in regelmäßigen Abständen seine republikanische Empörung über die nationale Jugend zum Ausdruck brachte. Das sah beispielsweise so aus:

„Da gab es wundervolle Gelegenheiten, an die alte Germanentreue zu erinnern und zu Fahrten nach Potsdam oder zum Grabe Bismarcks aufzufordern, da wurden Sonnwendfeiern und Bundestage gefeiert, bei denen die Spitzen der Behörden es für ihre Pflicht hielten, zu erscheinen. Bald fühlten sich alle diese Jungens und Mädchen viel mehr als Beherrscher des Staates als die jeweilige Regierung, vor der sie gern genau so ausgespuckt hätten, wie es ihnen von einem ihrer Führer empfohlen wurde zu tun, als man an einem jüdischen Friedhof vorbeikam. Die Schulbehörde muß endlich mit ihren bürokratischen Neigungen brechen — es geht hier um das Äußerste, den Staat selber! Hier muß zugepackt und derartige Bünde rücksichtslos unterdrückt werden."

Nun — die Schulbehörde hat mit ihren bürokratischen Neigungen gebrochen: Eine der ersten Amtshandlungen des preußischen Kultusministers Rust bestand darin, die deutsche Schuljugend von diesem „Lehrer" zu befreien. Sein Name ist ausgelöscht. Die Jungen aber, die dieses Buch lesen, können und sollen an diesem einen Fall ermessen, mit welchen Mitteln der Lüge und Verleumdung die Träger des schwarz-rot-gelben Systems das Erwachen der Nation zu verhindern trachteten.

Wie lautete doch der Appell Horsts an seine Knappen?

„Und Kämpfer sollt ihr sein, Jungens, Kämpfer für alles Gute und Schöne."

Von Ehrhardt zu Hitler

„Mein Interesse galt nunmehr ausschließlich der Arbeit im Wiking-Bund — — —"

Wann und wie kam Horst zum „Wiking"? Er schreibt in seinem Tagebuch:

„Noch während meiner Zugehörigkeit zum Bismarck-Bund kam ich mit dem „Wiking" in Berührung. Der Bund wurde damals allerdings noch nicht so bezeichnet, sondern die Organisation der Kreise um den Kapitän Ehrhardt trug noch den gefürchteten Namen: Organisation Consul, kurzweg „O. C." genannt. Ende des Jahres 1923, das politisch reichlich bewegt war, — Einfall der Franzosen in das Ruhrgebiet, Putsch der „Schwarzen Reichswehr" in Küstrin, der sogenannte „Hitlerputsch" in München — kam ich mit der Organisation C. in Verbindung. Anläßlich einer Versammlung des Bismarck-Bundes erhielten wir, was öfter geschah, den Besuch einer Schar junger Leute. Damals war ich beim Bismarck-Bund gerade Leiter des Selbstschutzes geworden. Als ich mit einem der Gäste ins Gespräch kam, teilte er mir im Vertrauen desselben mit, daß er Angehöriger der Brigade Ehrhardt sei. Er empfahl mir, gleichfalls einzutreten, und gab mir die Anschrift seiner Abteilung. Selbstverständlich war ich sofort entschlossen, der Brigade beizutreten, die durch die Kämpfe in Oberschlesien, München und im Ruhrgebiet, schließlich nicht zuletzt durch den Kapp-Putsch in vaterländischen Kreisen einen sehr guten Namen hatte. Das Ehrhardt-Lied war direkt zum Volkslied geworden.

Ich versammelte noch am gleichen Abend die Leute unseres Selbstschutzes um mich und begeisterte sie ebenfalls für die Brigade. Mit einigen verabredete ich mich für den kommenden Donnerstag abend. Zu Dritt fuhren wir nach der Steglitzer Straße, wo die mir genannte Abteilung — natürlich unter einem Decknamen — eine Turnhalle zur Verfügung hatte.

Wir betraten die Halle. Von dem Bild, das sich uns bot, waren wir völlig überrascht. Ich schätzte die Zahl der Anwesenden auf etwa vierzig bis fünfzig Mann. Der Führer war sofort kenntlich eine stattliche, breitschultrige Figur, scharfes, entschlossenes Gesicht. Alter etwa dreißig Jahre. Er kam sofort auf mich zu und erkundigte sich nach dem Zweck unserer Anwesenheit. Als ich ihm die Gründe unseres Kommens auseinandersetzte, war er sichtlich erfreut über die Aussicht, Zuwachs zu erhalten, und lud mich zu einer Besprechung in seine Wohnung ein. Diese Besprechung fand dann auch statt und alles weitere wurde dort verabredet. Ich selbst wurde zum Obmann der neun Leute, also meiner Kameraden bestellt."

Horst war in seinem Element. Er wollte auch ursprünglich Soldat werden. Das Schicksal wollte es anders. Dennoch fiel Horst als Soldat, als politischer Soldat Adolf Hitlers . . .

„Politischer Soldat" — das Wort kam erst später auf und stammt meines Wissens von Dr. Goebbels. Ein politischer Soldat ist weder ein Soldat, der auch Politiker ist, noch ein Politiker, der gleichzeitig Soldat ist, sondern ein Mensch, der für eine bestimmte politische Idee kämpft und in diesem Kampf politisches Denken mit soldatischer Haltung verbindet. Die Millionenarmee der politischen Soldaten hat unter Führung Adolf Hitlers den Staat ohne Blutvergießen erobert. Der politische Soldat ist der Träger des neuen, des Dritten Reiches.

Die Mitglieder des Wiking-Bundes waren keine politischen Soldaten. Ihnen fehlte, was erst Adolf Hitler seiner Gefolgschaft gegeben hat: die politische Idee. Aber sie besaßen soldatische Haltung. Die einen lernten sie in der Volksschule des deutschen Heeres im Frieden und im größten aller Kriege, die anderen, und zu ihnen gehörte Horst, lernten von diesen alten Soldaten, die nun ihre Kameraden waren.

„Von Januar 1924 ab begann für uns eine Zeit, die voll und ganz mit der Arbeit an der Organisation erfüllt war. Wöchentlich einmal kamen wir zum Dienst in der Turnhalle zusammen. Vor allen Dingen mußten wir lernen, den Mund zu halten. Wir wurden bei jeder Gelegenheit angebrüllt, und zwar nicht zu knapp, aber wir hatten bei aller Barschheit das Gefühl, daß es in Wirklichkeit nicht so schlimm gemeint war."

„Natürlich waren wir bei unserer Aufnahme vereidigt worden. Dies ging in der Turnhalle vor sich, Posten auf der Straße sicherten uns vor Überraschungen. Die Kompanie trat in Linie zu zwei Gliedern an. Das Kommando „Stillgestanden!" ertönte. Dann marschierte die Fahnensektion ein. Die Fahne trug ein junger Student. Auf der einen Seite rotes Tuch, darin ein weißes Viereck mit dem schwarzen Hakenkreuz; auf der anderen Seite ein Edelweiß auf rotem Grund. Die Fahne marschierte bis zu der zu vereidigenden Gruppe. Die neuen Kameraden traten vor, ergriffen mit der linken Hand das Fahnentuch und sprachen mit erhobener Schwurhand die Eidesformel nach."

„Hinter uns die erstarrte Front der Abteilung, vor uns die Fahne mit ihren wie gemeißelt dastehenden Trägern, die unter dem Stahlhelm mit dem Hakenkreuz heute so ernst und fremd dreinschauten, dazu die fahle Beleuchtung der Turnhalle, die den Hintergrund grau in grau verschwinden ließ: das alles schuf einen unvergeßlichen Eindruck".

„Bei der Brigade war es üblich, daß Leute, die sich um die Bewegung verdient gemacht hatten.



Max Amann, Direktor des Zentralverlags der N.S.D.A.P., Reichsleiter der Presse, S.S.-Gruppenführer, wurde zum Präsidenten der Reichspressekammer ernannt.



Wilhelm Weiß, Chef vom Dienst des „V. B.", Brigadeführer, Präsidialmitglied der Reichspressekammer, wurde Präsident des Reichsverbands der Deutschen Presse.



Edgar Brinkmann, Verlagsdirektor des „Hamburger Tageblatts", übernahm als Nachfolger Dir. Amanns das Präsidium des Vereins Deutscher Zeitungsverleger.



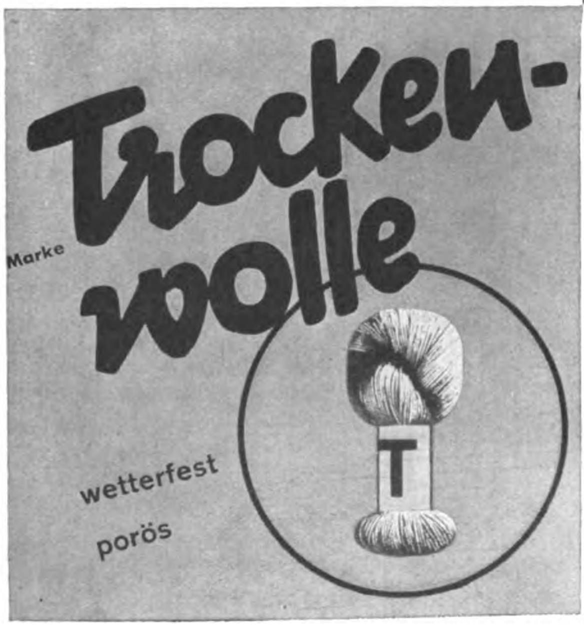
Karol Kampmann, Hauptschriftleiter des „Angriff", wurde vom Führer des Reichsverbands der Deutschen Presse zum neuen Leiter des Landesverbands Berlin bestellt.



Dr. Rudolf Diels, Ministerialrat und bisheriger Leiter des Geheimen Staatspolizeiamts in Preußen, wurde zum Polizeivizepräsidenten von Berlin ernannt.

Schnee taut ab von Trockenwolle





**Die schmelzenden Schneekristalle perlen vom Gestrick herunter —
ohne Pullover, Stutzen und Handschuhe zu durchnässen.
Hände, Arme, Beine — der ganze Körper — bleiben warm.
Sie leisten mehr!**

MERKEL & KIENLIN G.M.B.H. KAMMGARNSPINNEREI ESSLINGEN-N.5

Fordern Sie kostenlos Esslinger Wollhefte

das Bewährungsabzeichen erhielten, die sogenannte O.C.-Nadel. Sie stellte ein versilbertes Wikingerschiff dar, mit der Inschrift: „Ehrhardt". Zu meiner großen Freude erhielt ich diese Nadel schon nach vier Wochen, vermutlich, weil infolge meiner Werbetätigkeit in kurzer Zeit ein dritter Zug aufgestellt werden konnte. Im Laufe der Zeit habe ich für die Abteilung über fünfzig Mann angeworben."

„Bald bekleidete ich auch den Rang eines „Unteroffiziers", der naturgemäß erhöhte Anforderungen bezüglich meiner Zeit zur Folge hatte. Neben dem allgemeinen Dienst mußte ich noch eine Reihe von Sonderkursen absolvieren, einen Kursus für Unterführer, einen Schießlehrkursus und später einen Wehrsportkursus. Zwischendurch eine mehrwöchige Übung bei den Zeitfreiwilligen, über die ich hier nichts niederschreiben will. Allen diesen vermehrten Anforderungen suchte ich mit Feuereifer gerecht zu werden, und ich habe bis zum letzten Augenblick nicht darin nachgelassen."

„Über die Zusammensetzung der Abteilung bleibt noch einiges zu sagen. Sehr viele waren Soldaten gewesen, nicht wenige auch Angehörige von Freikorps und später der Reichswehr; der Rest bestand aus ungedienten Leuten, die möglichst bald auf das höchstmögliche Maß der Ausbildung gebracht wurden. Meine Leute aus dem Norden waren ausnahmslos Ungediente."

„Eigentlich erwartete man jeden Tag einen Putsch. Die Luft war voll von derartigen Gerüchten. Zu Hause lagen immer die nötigen Sachen gepackt. Die Pistole wurde überhaupt nicht mehr abgelegt. Aber Woche für Woche verging tatenlos. Begünstigt durch alle Enttäuschungen dieser Art schlich sich langsam ein böser Feind in unsere Reihen, die Parteipolitik. Ein Teil der Kompanie war völkisch, ein anderer deutschnational. Die Völkischen fingen an zu bohren, und eines Abends trennte sich nach einer sehr erregten Debatte zwischen dem Leutnant und dem Wortführer der Völkischen ein Teil von unserer Kompagnie. Nach dieser „Säuberung" begann wieder eine intensive Arbeit. Wir hatten unseren früheren Namen: „Wanderbund Märkische Heide" in „Turngemeinschaft Kurbrandenburg" umgetauft. Neue Gesichter tauchten auf. Sonst hatte sich nichts geändert."

„Inzwischen war der Sommer herangekommen und unsere Ausbildung trat in ein neues Stadium. Die Felddienstübungen begannen. Meistens zogen wir Sonntags in aller Frühe durch Potsdam zum Bornstedter Feld und kehrten erst abends, hungrig und todmüde, aber doch stolz auf unser Tagewerk zurück. Übungen in größerem Verbande fanden meist in der Gegend von Werder statt. Die Werder-Gegend liebten wir alle sehr. So morgens um drei Uhr Vormarsch gegen den Feind, dann Gefechtsstellung in den Erdbeer- und Kirschplantagen, das war eine feine Sache. Mancher hat sich dabei den Magen verdorben."

„Der Dienst in der Turnhalle wurde trotz der regen Geländetätigkeit nicht vernachlässigt. Die sportliche Ausbildung bestand in Boxen, Jiu-Jitsu und Freiübungen. Jiu-Jitsu-Unterricht erteilte ich selbst, da ich gerade einen Kursus bei dem deutschen Meister Erich Rahn absolviert hatte."

„Der Bismarck-Bund bildete für uns ein unerschöpfliches Reservoir an neuen Leuten, ein richtiges Rekrutendepot. Meine Leute blieben auch zum größten Teil dabei, weil wir so einen größeren Einfluß besaßen. Bei dem Stiftungsfest der Ortsgruppe 21, an dem Willi Plage und ich das silberne Bundesabzeichen erhielten, war denn auch aus propagandistischen Gründen die Fahne unserer O.C.-Kompanie anwesend. Im allgemeinen waren wir aber nicht sehr für Fahnenaufmärsche und dergleichen zu haben."

„Einmal, ganz im Anfang noch, war ich Fahnenbegleiter bei einem „Deutschen Abend" der Baltikumkämpfer. Dabei passierte mir eine nette Geschichte. Als Angehöriger der Brigade Ehrhardt trug ich auf meinen Achselklappen ein „E". Dazu natürlich die Pistole umgeschnallt und den Stahlhelm. Hinterher redete mich ein Soldat an, er freue sich, in mir einen Kameraden seines alten Regiments getroffen zu haben. Er war vom Regiment Elisabeth, das E auf meinen Schultern hatte ihn irregeführt. Ich ließ mir nichts anmerken, um mich nicht zu blamieren, und so unterhielten wir uns denn ganz prächtig über unsere gemeinsamen Fronterlebnisse in Oberschlesien und an der Westfront bei unserem Regiment Elisabeth. — Später wurde von der Polizei das Tragen von Stahlhelmen verboten, wenigstens in Preußen."

„In der Abteilung hatten wir inzwischen den K-Trupp gebildet, den Kompanietrupp z. b. V., der sich aus den besten Leuten zusammensetzte. Ich gehörte ihm auch an. Er hatte nur den einen Fehler, daß er nicht ein einziges mal in Tätigkeit trat."

„Die Kameradschaft Nord, wie ich mit den Kameraden meines engeren Bezirkes bezeichnet wurde, entwickelte sich durch ihr außerordentliches Zusammenhalten zu einer festen Gemeinschaft. Dies machte sich auch im Dienstbetrieb sehr bald bemerkbar, so daß die Kameradschaft Nord direkt als Muster hingestellt wurde. Äußerlich wirkte sich dies in meiner Ernennung zum Zugführer aus. In Kompaniebefehlen wurden wir mehrfach lobend erwähnt."

„Daß wir einen solchen Stand des Diensteifers und der Pflichterfüllung erreicht hatten, war, wie ich wohl sagen darf, nicht zuletzt mein Verdienst. Tag für Tag war ich auf den Beinen, immer um das Gedeihen der Kameradschaft besorgt. Keine Arbeit war mir zuviel, kein Weg zu weit. Schule und Elternhaus sanken dem gegenüber in eine bedeutungslose Stellung herab. Sobald ich vom Dienst beurlaubt war, meistens in den Ferien, versagte die Kameradschaft aber auch vollständig. Eigentlich sonderbar; denn an und für sich ist eine Idee, die nicht selbst ihre Anhänger zur Mitarbeit antreibt, nichts wert."

„Allmählich glätteten sich in Deutschland die Wogen der innerpolitischen Erregung, und die Stabilisierung der Verhältnisse hatte die polizeiliche Erlaubnis des „Wiking" im Gefolge, der im Süden schon lange öffentlich auftrat. Wir versprachen uns alle sehr viel von dieser „Legalität", vor allem in propagandistischer Hinsicht. Diese Hoffnungen waren aber völlig unbegründet, wie sich bald zu unserem Leidwesen herausstellen sollte."

„Vorerst aber trugen wir nun voller Stolz unsere O.C.-Nadel in aller Öffentlichkeit; denn der „Wiking" hatte bei der nationalen Bevölkerung einen guten Ruf, vor allem auch bei der Reichswehr. So interessierten sich denn auch bald die Deutschnationalen und die Völkischen für uns und suchten uns in ihr Schlepptau zu nehmen. Wir beschränkten uns jedoch lediglich darauf, ihnen Saalschutz zu stellen, wenn sie ihre öffentlichen Versammlungen abhielten. Bei den Wahlen machten wir für beide Parteien Propaganda. Wir fuhren mit einem Lastkraftwagen kreuz und quer durch Berlin, wobei wir oftmals Gefechte und Zusammenstöße mit politischen Gegnern erlebten. Heute gesehen — tragen diese Zusammenstöße für mich einen ganz harmlosen Charakter, gemessen an denen, die ich später noch erleben sollte."

„Aber auch gegnerische Versammlungen wurden „besucht". Selbstverständlich gingen wir in sagenhaftem Dreß zu derartigen Veranstaltungen, „Rollkluft deutsche Eiche", wie der Fachausdruck hieß. Eine Versammlung des Reichsbanners in Wilmersdorf sprengten wir noch vor der Eröffnung. Durch den Schöneberger Stadtpark wurden abends förmliche Razzien unternommen."

„Eins war Grundsatz beim Wiking: der Verzicht auf die Teilnahme an „Deutschen Tagen" und dergleichen. Wir waren ein Kampfverband, weiter nichts. Lediglich die Begrüßung **Hindenburgs** bei seinem Amtsantritt als Reichspräsident und der Protest der Wehrverbände gegen das Dawesgutachten bildeten eine Ausnahme. An diesen beiden Veranstaltungen nahmen wir in voller Stärke teil."

„Wir waren in den beiden Berliner Bataillonen allmählich die anerkannt beste Kompanie geworden. Unser Draufgängertum wurde rückhaltslos anerkannt. Anläßlich einer Wahl hatten wir beispielsweise, als Kommunisten verkleidet, einen sorglosen Reichsbannerzug zum Kurfürstendamm begleitet, und in einer von der Polizei weniger bewachten Nebenstraße haben wir dann die Genossen nach allen Regeln der Kunst auseinandergehauen."

„Ein anderes Bild. Wir standen auf dem Bahnhof in Großbeeren, der gesamte Wiking und etwa 1000 Mann vom Stahlhelm. Der nächste Zug, der nach Berlin ging, war vollbesetzt mit „Roten Frontkämpfern", die aus Luckenwalde kamen. Natürlich herrschte sofort ein ohrenbetäubendes Gebrüll. Von allen, die auf dem Bahnsteig standen, stiegen wir von der Kameradschaft Nord als einzige ein.

(Fortsetzung folgt)



Reg.-Präs. Dr. **Nicolai** wurde zur Ausarbeitung der Neuordnung des Deutschen Reiches und der Reichsverfassung ins Reichsinnenministerium berufen.



Franz X. Schwarz, Reichsschatzmeister der N.S. D.A.P., wurde wegen seiner Verdienste um die Bewegung vom Stabschef zum Obergruppenführer ernannt.



Dr. **Paul Hocheisen**, Sanitäts-Obergruppenführer, wurde zum Generalinspekteur des Sanitätswesens der S.A. und S.S. ernannt.



Hanns Kerrl, preußischer Justizminister und Staatsrat, wurde unter Zuteilung an den Stab der Gruppe Berlin-Brandenburg zum Gruppenführer ernannt.



Karl S. Litzmann, Obergruppenführer und Staatsrat, wurde zum Führer des gesamten deutschen Pferdesports ernannt.

Das Geheimnis der „Pitter Bool"

VON CLARA STECKHAN

Und wieder bringt der unheimliche Klageruf durch die Nacht: „Hilfe! Hilfe!" Verhallend, ersterbend, als ob ein Mensch in letzter Not ihn ausstößt. Auf dem Lastkahn „Pitter Bool" wird eine Laterne geschwungen, ein Mädchen springt in rasender Eile zum Steuermann.

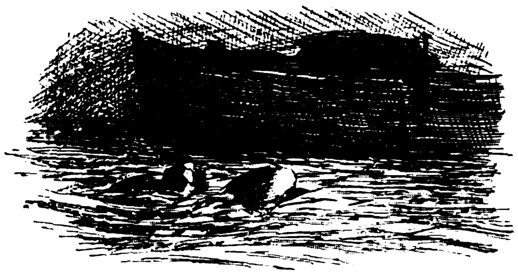
„Hörst nicht, Jens Klüve, ist ein Mensch im Wasser! Halt an, häng' die Lichter aus, wir müssen ihn retten!"

Der Steuermann kratzt sich den Kopf. „Retten! Retten! Als ob das so einfach wäre bei dieser Finsternis!" Doch dann besinnt er sich einer freundlicheren Regung und legt die Hände als Sprachrohr an den Mund:

„Nimm dich zusammen, schwimm hier auf das Licht zu! Ich helfe dir, sobald ich dich sehen kann!" Und stellt sich mit der schwingenden Laterne am Bug auf, leuchtet hier und dorthin übers Wasser. Das Mädchen neben ihm vermag kaum sein wildes Herzklopfen zu unterdrücken. Ein Mensch in Gefahr! Ach, wie oft schon hat der Pitter Bool Bekanntschaft gemacht mit Toten, die man im Vorbeifahren aus den Wellen aufgelesen hat...

Endlich streift der schwankende Lichtschein einen Kopf auf den schwarzen Fluten, läßt unsicher einen nur noch schwach um sein Leben ringenden Mann erkennen, dem der Steuermann sofort einen Rettungsring zuwirft, um dann selbst die Schiffstreppe backbord herunterzuklettern, ihm zu helfen. Das Mädchen hat unterdes an Bord ein paar Laternen zusammengetragen, stellt sie so auf, daß ihr Schein über den Unglücklichen im Wasser fällt.

Ein lautes Keuchen und Schnauben zeigt an, daß Jens den Verunglückten zur Treppe zieht. Rasch übersteigt das Mädchen das Schutzgitter und leistet Hilfe.



Mit aller Mühe bringen sie den Fremden, der von der ausgestandenen Not ohnmächtig scheint, an Bord, legen ihn auf Seegras, und Jens erprobt seine Methode, ihn durch kräftiges Massieren ins Leben zurückzurufen.

Inge Bool aber kniet voll Angst neben dem totenbleichen Haupt. Plötzlich überfällt sie die Angst vor dem Tode... nur nicht sterben, nur nicht die dunkle Tür ins Unbekannte überschreiten. Sie jagt in die Kabine, holt Branntwein und reibt Schläfen und Brust des Fremden, der nun groß die Augen aufschlägt, wunderbar ernste, dunkle Augen, die einen Lichtschein um sich verbreiten. Jens Klüve spuckt verächtlich über den Bordrand.

„Na, da scheint's ja wieder in Ordnung zu sein! Kannst jetzt allein fertig werden, Deern!" Und mit mächtigem Stampfen trollt er sich zu seinem Steuerrad zurück.

Der Fremde kann seinen Blick nicht von dem Mädchen wenden. Wie ein liebes altes Bild schaut's aus; schwere, blonde Flechten über der Stirn und blaue Augen, die vom Meerwind gemalt scheinen. Und gütig sind die schmalen Hände, die so fürsorglich die Decke über ihn breiten!

„Dank auch! Vielen Dank für eure Hilfe!" murmelt er leise und versucht, sich ein wenig emporzurichten. Inge stellt vorsichtig die Laterne beiseite, daß sie die müden Augen nicht belästige. Dann springt sie und holt Schiffszwieback, weicht sie in Milchkaffee ein und versucht, dem Fremden löffelweise die Stärkung beizubringen. Bittet dann Jens, dem Mann das nasse Zeug mit trockenen Sachen zu vertauschen, was dieser unter heftigem Gebrumm auch tut. Und dann wacht das Mädchen neben dem Schlafenden und fühlt zum erstenmal eine innige Zuneigung zu einem Menschen.

Der Kapitän ist am andern Morgen nicht sehr erbaut von dem Zuwachs, den sein Kahn über Nacht erhalten hat. Hansen Bool ist ein schwerfälliger Charakter. Was nichts mit seiner augenblicklichen Fracht zu tun hat, das schiebt er am liebsten gern beiseite. So steht er nur ein paar Minuten neben dem Fremden, läßt sich von ihm erzählen, wie er mit einem Freund auf der oberen Weser eine Segelpartie gemacht hat, die mit dem Umschlagen des Bootes geendet hat. Der

Freund wird sich wohl auf dem treibenden Schiff gerettet haben ...

Gut, der Junge mag mitfahren bis Bremen. Er kann nicht seinetwegen ins seichte Wasser gegen das Ufer hin fahren, da er sowieso schon eine Verspätung einzuholen hat.

„Ist wohl immer eilig mit eurer Ladung?" fragt der Fremde und überschaut gleichzeitig das Ufer, wo winzige Moorhäuschen unter dem Licht der Sonne zur Schau gestellt sind.

Der Kapitän brummt ein „Ja! Ja!" in den Bart und hat es dann eilig, zum Steuermann zu kommen. Die beiden unterhalten sich eifrig in der Seemannssprache und Inge setzt sich mit einem Eimer Kartoffeln an Deck.

„Darf ich helfen?" fragt der Fremde, zieht sein Taschenmesser und setzt sich neben Inge auf den Boden, wo er sachgemäß die Kartoffeln schält und teilt. Inge kann sich nicht genug wundern, wie schnell er sich erholt hat! Seine Haare glänzen wie dunkles Kupfer und seine Lippen sind brennend rot. Sie fängt an, in ihm einen guten Kameraden zu sehen. Ist ja ohnehin nur so kurz, das Beisammensein, morgen mittag sind sie schon in Bremen! Sie freut sich, daß er Jens einen Taler geschenkt hat, den er noch irgendwo in der Tasche gefunden hat. Ihr selber hat er ein Andenken versprochen, wenn er wieder daheim gelandet ist!

Und sie erzählt gern, wenn der Fremde fragt. Von den großen Ladeplätzen hinter Bremerhaven berichtet sie, von den vielerlei Menschen, die geschäftlich mit dem Vater zu tun haben. Eben hat der „Pitter Bool", der alte Kahn, den der Vater noch vom Urgroßvater geerbt hat, eine Ladung Rohleder an Bord, das spätestens morgen am Bestimmungsort sein muß.

Wenn es auch schön ist, so immer auf den Wassern dahinzugleiten, Inge sehnt sich nach einer ruhigen Heimat. Dort die Moorhäuschen würden genügen! Ein freundliches Gärtchen mit Sonnenblumen, Ringelkranz und Levkojen, den alten, lieben Großvaterblumen, erträumt sie... Aber der Vater hat andere Pläne. Sie soll den reichen Johann Terwohl heiraten, der in Bremerhaven ansässig ist und dem Vater gut bekannt ist. Aber Inge hat Angst vor diesem Mann, wie sie vor der Ladung Angst hat, die Terwohl immer dem Vater mitgibt: zwei Kisten Dynamit muß der Vater in einem verschlossenen Raum drunten immer mit nach Bremen nehmen, wo der Angestellte des Handelsherrn sie in Empfang nimmt.



Nun merkt sie, daß Granlo sich offenbar langweilt. Er hat sein Messer zugeklappt und blickt träumend über die Ufer.

Der Tag vergeht still, wie alle Tage auf den endlosen Wassern. Granlo unterhält sich bald mit dem Kapitän, bald mit Jens, dem Steuermann. Aber die Seeleute plaudern nicht gern. Immer wieder kommt Granlo zu Inge zurück, die heute alle ihre Verrichtungen auf Deck zu tun für nötig hält. Granlo findet das Mädchen rührend, das so um ihn besorgt ist, ihm bald etwas zu essen reicht oder ihm einen bequemen Sitzplatz zu schaffen bemüht ist. Inge denkt mit Sorge an morgen; wenn der Gast von Bord ist, wird er nie mehr an sie denken. Sie fühlt sich so geborgen in seiner Nähe und gibt sich glücklich dem Gefühl hin.

In der Nacht schreckt Inge auf. Etwas hat in der leeren Kabine neben ihr geklirrt. Es war, als ob ein Glas zu Boden stürzt. Inge lauscht, aber sie hört nur das eintönige Wasserplätschern an der Schiffswand. Doch plötzlich — — da ist es wieder, ein leises Klirren, und jetzt hört es sich wie das Geräusch einer leise angesetzten Feile an. Der Vater wird wie ein Murmeltier schlafen, denkt Inge. Aber sie ist mutig, wirft den Regenmantel über das Nachtgewand und schlüpft vorsichtig auf den Gang. Hier horcht sie eine Weile, bis sie wieder jenes eigenartige Geräusch vernimmt, das sogar jetzt das Plätschern des Wassers übertönt. Es muß jemand im Laderaum sein, fällt ihr siedendheiß ein, jemand der irgend etwas Böses vor hat. In der Kajüte vorn hat auch der Vater seine Papiere, sein Geld. Wenn ein Dieb ..?

Die arme, kleine Inge wagt nichts weiter zu denken. Aber Frauen, die in Stürmen und Meeresleuchten groß geworden sind, sie mögen noch so jung sein, wie sie wollen, kennen keine Furcht.

Sie stößt vorsichtig die Tür zum Laderaum auf. Nichts zu sehen in der Dunkelheit. Aber jetzt sieht sie plötzlich in der Kabine des Vaters Licht. Eine Taschenlampe wird an den Wandflächen hin- und hergeführt und beleuchtet eine der Kisten, daran mit einem Totenkopf das verhängnisvolle Wort: „Achtung! Lebensgefahr!" aufgemalt ist. Und, o Schreck, diese Kiste ist halb geöffnet und der Mann, der sie anscheinend mit einer Feile durchsägt hat und sich jetzt über den Inhalt beugt, ihn mit der Hand zu durchsuchen, ist... Granlo! Der aus dem Wasser Gerettete, der hier gerade im Begriff ist seine Retter schändlich zu bestehlen, und außerdem noch die grausige Gefahr der Explosion dieser geöffneten Kiste heraufbeschworen hat...

Inge möchte sich den Mund gewaltsam zuhalten, aber sie kann es nicht verhindern, daß sie aufschreien muß. Blitzschnell dreht sich Granlo zu ihr herum, packt ihre Handgelenke und zieht sie hinter sich die Schiffstreppe hinauf. Haltlos beginnt sie zu weinen. Sie fürchtet den Augenblick, wo sie dem Vater gegenübertreten muß, um ihm zu berichten, daß dieser

Fremde, den sie liebgewonnen hat, in den kurzen Stunden des Beisammenseins, ein gemeiner Dieb ist, der vor keiner Gefahr zurückschreckt.

Granlo drückt den Mädchenkopf an sich. es ist zweifelhaft, ob er sie damit trösten oder ihr lautes Schluchzen ersticken will. Da springt die Tür zu den unteren Räumen krachend auf und mit einem Fluch auf die unruhige Wirtschaft auf seinem Schiff erscheint Hansen Bool. er läßt vor Schreck die kurze Pfeife aus dem Mund fallen, als er das weinende Mädchen erblickt, das Granlo fest im Arm hält.

„Ja, seid ihr denn des Teufels?" schreit er erbost und reißt eine Laterne herab, um den beiden ins Gesicht zu leuchten.

„Käpten, es mag sein, daß wir alle gleich des Teufels sind! Ich wollte ein wenig Rohleder stehlen, und was denkt ihr, ich komme aus Versehen an die Dynamitkisten, öffne sie und merke den verhängnisvollen Irrtum erst, nachdem mich das unangenehme Knistern des Pulvers an die grauenhafte Wirkung gemahnt, die solch ein gewaltsames Öffnen einer Pulverkiste zur Folge haben kann ..."

Der Kapitän erstarrt für einen Augenblick. Jens, der jedes Wort verstanden hat, schreit vom Steuerrad herüber: „Sieh', Deern das hast du davon, warum hast du den Schuft nicht im Wasser verfaulen lassen!"

Aber Hansen Bool wird wie von Sinnen. Er reißt das Mädchen in seine Arme, schreit überhals laut: „Sofort in das Rettungsboot! Lieber den ganzen Kahn versenken, als in solcher Gefahr auch nur einen Augenblick versuchen, das Pulver mit Wasser unschädlich zu machen!" Und dann stößt er Jens und Granlo vor sich her, macht das kleine Boot klar und hebt Inge hinein, die noch keines Gedankens fähig ist, als dessen, daß sie am liebsten mit Granlo sterben möchte.

„Ihr solltet mich nicht mit euch zusammen retten — — Käpten!" sagt Granlo ernst und will zurückbleiben. Doch der alte Mann schiebt den Jungen wortlos in das Boot: „Und wenn du auch tausendmal schuld bist, magst lieber lebend an deine Sünden denken und zur Reue kommen, als daß ich dich hier allein dem Tode preisgäbe!" schreit der Kapitän wütend, und dann stechen sie mit dem Boot vom großen Kahn ab

Inge zittert so sehr, daß Granlo still ihre Hand faßt. Rührend hilflos sieht sie zu ihm auf. Ihre Augen sagen das, was sie vor dem Vater nicht zu sagen wagt: daß sie glücklich ist, daß der Vater ein so kluges

Urteil sprach und daß sie nun mit Granlo das Unheil teilen wird ...

„Du bist nicht schlecht, du kannst nicht schlecht sein ...," flüstert sie immer wieder leise vor sich hin, während der Kapitän bestrebt ist, eilig vom Kahn abzukommen und gegen das Ufer zu fahren, wobei er immerzu sorgenvoll nach den Luken des Frachtraumes und der daneben liegenden Kajütenluke blickt.

Jetzt reckt sich Granlo gewaltig. Er steht mitten in dem kleinen Boot, das durch die veränderte Lage schwankt.

„Kapitän, diese Furcht war echt und die Szene, die ich soeben miterlebt habe, beweist mir besser als tausend Alibipapiere, daß ihr unwissend seid des edlen Frachtgutes, das euch euer Freund, dem ihr hoffentlich schnellstens ungut werdet, in Bremerhaven einlud!"

Der Alte starrt verständnislos auf Granlo, dann wieder auf seinen „Pitter Bool", der im Dunkeln rascher dem Blick entschwindet.

„Jens, Ihr seid mein Zeuge und du, kleine Inge, daß der Vater keine Ahnung gehabt hat von der seltsamen Fracht, die er für Johann Terwohl so oft geladen hat! Wisset denn, daß die Zollbehörden schon seit Monaten nach dem größten Gauner unserer Zeit fahnden, der Rauschgift anscheinend ohne Sorge vom Ausland zum Inland befördert! Ich bin vom Inland hier zur Grenze geschickt; da mich niemand kennt, hatte ich den Auftrag, alle Lastkähne eingehend auf ihre Fracht zu durchsuchen, und ihr waret die ersten, bei denen ich mein Manöver mit dem umgeschlagenen Segelboot versuchte. Wie anders hätte ich mich auch sonst in euern Kreis einschmuggeln können! Die Durchsuchung eurer Frachträume ist mir gut gelungen, leider hat die kleine Inge hier — er drückt noch einmal den blonden Mädchenkopf an sich — durch mein unbefugtes Eindringen in euer Allerheiligstes das Vertrauen zu mir völlig verloren Stimmt das?"

Inge kann nur ungläubig lächeln und den Kopf schütteln, während Hansen Bool dem plötzlich ein großes Kirchenlicht aufgeht warum Terwohl immer so geheimnisvoll mit dem Kistenwerk getan hat, die Faust schüttelt und „verdammter Spitzbube" vor sich hinmurmelt

Granlo aber reibt sich die Hände und schüttelt Jens und dem Käpten die Hand.

„An der Fangprämie für diesen Schädling des Vaterlandes werde ich euch beteiligen für den ausgestandenen Schrecken!" lacht Granlo. und dann rudert er selber gewaltig dem alten ‚Pitter Bool" entgegen, der allmählich aus der Dunkelheit wie ein Gespensterschiff auftaucht.

5589 Meter!

Verschlafen kriecht der halbbesetzte Straßenbahnwagen zum Flugplatz. Arbeiter, Angestellte, ein paar Monteure des Gaswerks sind meine Fahrtgenossen. Draußen, am Rande der Stadt, verlasse ich das weißblaue Gefährt, wandle mutterseelenallein zum Flughafen. Auch dort ist es noch ruhig, nur einige Putzfrauen richten das geräumige Innere des Flugbahnhofes wieder für den anbrechenden Tag zurecht.

Ich zeige meinen Ausweis, der Portier läßt mich passieren, und traumverloren bummle ich zur Riesenhalle. Einige Minuten vor 7 Uhr. Jetzt wird's dort etwas lebhafter. Monteure in enganliegenden Kitteln kriechen durch ein Seitentürchen in das Innere des Riesenbaues, ich schlüpfe nach und bin mit einem Schlage unter den beinahe wie ein vorsintflutliches Tier aussehenden Riesenflugzeugen. Unter ihren Flächen stehen dicht gedrängt kleine, braune Sportmaschinchen, grün, rot und gelb beschriftet, ein paar mit ausländischen Abzeichen. Und dort mein Ziel — das Wetterflugzeug!

Wieso Wetterflugzeug? Ja, das ist die Maschine, mit der täglich morgens ein Höhenflug zur Erforschung der Wetterlage unternommen wird. Und heute soll ich Gast bei einem solchen Fluge sein! Warum nicht? Wenn man in der geschützten Kabine einer Verkehrsmaschine bei schlechtestem Wetter nach Berlin geflogen ist, wenn man in einer schnittigen Sport„kiste" den Zugspitzgipfel gekreuzt hat und auch schon beim Kunstfliegen einen „Looping" mitgemacht hat, warum soll man nicht auch einmal einen Ausflug in größere Höhen riskieren?

Motorenbrummen, Gerassel. Die gewaltigen Hallentore öffnen sich automatisch, leichter Frühlingswind streicht über die jetzt von der Sonne beleuchteten Tragflächen der Maschinenvögel. Da kommt der Wetterflieger selbst! Ein bekannter Kriegspilot, jahrelanger Flugkapitän und jetzt „täglicher 6000-Meter-Mann"! Kurze Begrüßung, dann sorgfältige Einpackung in den Fliegerdreß. Denn dort oben ist es kühl! Außer meiner Nasenspitze ist alles in Leder und Pelz verstaut, die Augen schützen eine grüne Brille. Wie ein vollgefressener Eisbär wackle ich zur Maschine, deren Motor bereits Probe läuft. Ein handfester, schnittiger Doppeldecker mit einem 300pferdigen Motor. Na, der wird's schon schaffen. Bereitwillige Hände verstauen mich in den offenen Beobachtersitz, auch die Karabinerhaken des Fallschirms sind festgemacht. Vorsicht ist besser . . .

Die Klötze von den Rädern frei, Vollgas, nur einige Meter Anlauf und dann jagt die Maschine ziemlich steil in den blauen Äther. Der Höhenmesser beginnt zu klettern, Strichlein auf Strichlein überwindet der Zeiger und kleiner werden die Konturen der Stadt. Merkwürdig ruhig zieht die Maschine ihre Bahn. Das hat einen Grund. Die unter den Tragflächen befestigten Meteorographen zeichnen die Aufstiegskurve, aus der dann die gemachten Beobachtungen errechnet werden können. In 2000, in 3000, in 4000 Metern einen kleinen Ruck, das gibt auf der Walze dieses feinen Instrumentes einen Ausschlag, der zur Auswertung von Wichtigkeit ist.

Ein Blick zum Führer! Der sitzt mit eiserner Ruhe am Steuer, kontrolliert den gleichmäßigen Gang des Motors, kontrolliert seine Maschine, beobachtet die Wolkenbänke, ist ganz im Dienst. Einmal erhasche ich im Rückenspiegel sein freundliches Lächeln.

Und nun ein Blick in die Ferne! Ja, das ist schwer zu schildern, will man nicht in den Verdacht des Übertreibens kommen. 5200 Meter, wir klettern immer noch. Im Osten die hellstrahlende Morgensonne, unter ihr ein weißer Schleier. Im Süden alles rein, das gewaltige Gebirgsmassiv von den Italienern bis zu den Schweizern, alle im Firnenglanz; dort schräg unten die Zugspitze. Wie klein sie mir heute vorkommt. Dieser Blick in das Gipfelmeer allein genügt zur bleibenden Erinnerung. Im Westen und Norden drohend schwarze Wände, wohl kommende Niederschläge für die nächsten Tage. Ja, man kann das Wetter sehen, so unglaublich das klingen mag. Und jetzt scheint auch der Führer mit der Beobachtung zufrieden zu sein: 5589 Meter, dann eine große Kurve und mit Vollgas abwärts!

Die Spanndrähte heulen, vermischen sich in das Knallen der Auspuffgase. Langsam werden die Wälder größer, der Starnberger See wird in seiner ganzen Länge überquert. Aber noch sind wir 3000 Meter hoch, als wir München kreuzen. Und jetzt beginnt ein Spiel des Trudelns. Unser Doppeldecker ist mit einem Male eine Oktoberfestkrinoline geworden, es geht abwärts, abwärts, einmal links, einmal vorn, einmal da die Stadt — wo bin ich denn? Aber schon wieder gehorcht der Vogel dem Führer. Ein Dankgefühl für menschliches Können und technisches Schaffen überkommt mich.

Und da ist unsere Großstadt, da sind ihre Kirchen, ihre lieben alten Häuser, da ist der Flughafen — und nach knapp 50 Minuten ist mein wahrgewordener Traum zu Ende. Wir klettern aus dem luftigen Sitz — hier ist es aber merkwürdig warm? Ja, 10 Grad Wärme und droben 23 Grad Kälte! Schon sitzt der Wetterflieger am Schreibtisch, Lineal, Zirkel, Tusche und Millimeterbogen vor sich. Er rechnet, dividiert, liniiert. Nach 10 Minuten gibt er der Wetterwarte telephonisch seine Beobachtungen durch — und siehe, dort draußen startet der Italienflieger nach Venedig, im Führersitz die neueste Wetterkarte.

Eine Stunde später. Vollgepumpt mit Höhenluft, sitze ich in meinem Büro, und während die Hände bereits das Tageswerk beginnen, sind die Gedanken noch oben im Äther.

P. H.

Das Leuchterweibchen

VON OTTO VIOLAN

Es bedeutet an sich schon etwas Ungewöhnliches, daß der Generaldirektor Johannsen vor dem Geschäft des Antiquitätenhändlers Schmöle geraume Zeit stehen blieb und den hinter einem staubigen Auslagefenster zur Schau gestellten Trödel – alte, verblaßte Farbendrucke, Kupferstiche und gekittetes chinesisches Porzellan – mit soviel Andacht betrachtete. Ganz seltsam aber mußte es jemand, der Johannsen beobachtet hatte, anmuten, als der mit gutem Geschmack und äußerster Sorgfalt gekleidete Mann nach einem plötzlichen Entschluß in den Laden trat und direkt auf den mit Kleinkram aller Art überladenen Verkaufstisch lossteuerte.

„E – hem.. !"

Hinter den Vasen und Nippesfigürchen war die Gestalt eines Menschen aufgetaucht, der dem Generaldirektor erst eine Weile fassungslos ins Gesicht starrte.

„E – hem .." räusperte sich Johannsen zum zweiten Male. Und mit einem durchdringenden Blick auf sein Gegenüber fügte er hinzu:

„Habe ich das Vergnügen, mit Herrn Schmöle persönlich...?"

Der Inhaber des Ladens zog den Rücken krumm.

„Zu dienen, Herr Generaldirektor..."

Johannsen furchte die Stirne und zwischen seine Augenbrauen grub sich eine dünne, senkrechte Linie.

„Ah – Sie kennen mich also?" – „Nur vom Sehen...", lächelte der Angesprochene.

Der Generaldirektor hatte ein winziges Terrakottamädchen angefaßt und drehte es spielerisch in der Hand.

„Das erleichtert mir die Sache einigermaßen", wandte er sich von neuem an Schmöle. – „Ich möchte mit Ihnen über eine... etwas delikate Angelegenheit sprechen, lieber Herr Schmöle. Kann ich das hier tun, ohne..."

„Gewiß, Herr Generaldirektor! Wir sind hier ganz ungestört. – Du lieber Gott!" – Schmöle kniff den Mund ein und in seinen Augen leuchtete es matt auf. – „... Wann verliert sich schon einmal ein Kunde – bei diesen Zeiten! – in ein Geschäft, wie ich es führe? – Nehmen Sie doch Platz, bitte..."

Johannsen ließ sich, nach einigem Widerstreben, in einen Stuhl gleiten und streifte die Handschuhe ab.

„Es handelt sich um einen alten... ich möchte nicht gerade sagen: Kunstgegenstand, den ich durch Sie..." (Johannsen legte einen ganz besonderen Nachdruck auf das Wort) „erwerben möchte. – Ich wende mich nicht nur deshalb an Sie, weil Sie Fachmann auf diesem Gebiete sind, sondern auch aus dem Grunde, weil die eigentümlichen Umstände es mir nicht ermöglichen, den Ankauf ohne Vermittlung durch einen Dritten zu bewerkstelligen."

Schmöle, der noch immer hinter dem Verkaufspult stand, hatte die Ellbogen aufgestützt und hörte, den Oberkörper ein wenig nach vorne gebeugt, dem Generaldirektor aufmerksam zu.

„Darf ich fragen, was für einen Gegenstand Sie dabei im Auge haben?"

„Ein Leuchterweibchen..."

„Ah .."

Der Generaldirektor lächelte.

„Machen Sie kein so erstauntes Gesicht! – Es dreht sich hier um eine schäbige, verrußte, wie ich glaube auch stark beschädigte Holzschnitzerei, an der ich gar kein Interesse habe. Ich würde für den ganzen Plunder nicht einen Pfennig hergeben, wenn das Ding nicht zufällig – meinem Vater gehörte. Dazu – sehen Sie – muß ich Ihnen nun einige Aufklärungen geben. – Mein alter Herr ist ein Mensch von höchst eigenartigem .. beinahe könnte man sagen verschrulltem Wesen. Er ist heute nahe an den Siebzig, lebt noch immer in dem kleinen Nest an der Waterkant, aus dem wir Johannsens her sind, und hat den Ehrgeiz, mit seinen lächerlichen Ersparnissen das Auslangen zu finden. – Sie werden das alles nicht sofort verstehen, lieber Herr Schmöle.. "

„Oh, doch ..", beeilte sich der Händler einzuwerfen, „man hat mit so alten Leuten oft seine Schwierigkeiten .."

„Schwierigkeiten?"

Der Generaldirektor seufzte auf.

„Sie haben keine Ahnung, lieber Herr Schmöle, wie schwer mir's mein alter Herr macht, ihm dann und wann einmal mit einer Kleinigkeit unter die Arme zu greifen! – Es hat einen Sturm der Empörung in ihm ausgelöst, als ich ihm vor zwei oder drei Jahren nahelegte, zu mir nach Hamburg zu übersiedeln. – Du lieber Himmel, zum Teil verstehe ich es ja, daß er sich in einer Wohnung mit Stahlrohrmöbeln und fließendem Warmwasser nicht wohl fühlt. – Er hat nun einmal eine unüberwindliche Abneigung gegen diese Dinge... Daß er mir aber jedesmal, wenn ich ihm ein paar hundert Mark zukommen lassen will, das Geld wieder zurückschickt, das, lieber Herr Schmöle .., das verstehe ich nicht. Ich muß meinem alten Herrn auf irgendwelche Weise beikommen, und da bin ich auf den Gedanken mit diesem Leuchterweibchen verfallen..."

Der Händler lächelte nun seinerseits.

„Mir ist alles klar. – Sie wünschen, daß ich den Gegenstand sozusagen aus Kunstinteresse um einen namhaften Betrag – für Ihre Rechnung, jedoch ohne Nennung Ihres Namens – aufkaufe und. ."

„Was Sie nachher mit dem Zeug machen, ist mir gleichgültig. – Ich lege für diesen Zweck viertausend Mark an. Fünfhundert gebe ich Ihnen als Vergütung für Ihre Spesen und als Provision..."

„Aber, Herr Generaldirektor..."

„Halten Sie das für zu viel? – Wenn Sie meinen alten Herrn kennengelernt haben werden, werden Sie anders reden! Ich bin fest davon überzeugt, daß es für Sie keine leichte Arbeit sein wird, ihm das Geld aufzuschwatzen. Lassen Sie sich bei der Geschichte Zeit, übereilen Sie nichts, lieber Herr Schmöle. Sie müssen dabei wie einer von Scottland-Yard zu Werke gehen. – Nur behutsam..."

„Versteht sich, Herr Generaldirektor – Sie können sich auf mich verlassen – Geben Sie mir die Adresse, ich nehme die Sache sofort in Angriff. In zwei oder drei Tagen haben Sie von mir Bescheid."

Der Generaldirektor notierte etwas auf einen Zettel. Dann zog er sein Scheckbuch aus der Tasche.

Schmöle beugte sich weit vor und folgte mit starren, kreisrunden und fiebrig glänzenden Augen der Hand des Generaldirektors, die in ruhigen, gleichmäßigen, festen und schönen Schriftzügen eine Ziffer aufs Papier malte.

Viertausendfünfhundert Mark setzte Johannsen in Worten hinzu.
Und darunter eine Unterschrift, die wie ein türkisches Siegel aussah.

*

Etwa eine Woche später ließ sich der Kunsthändler Schmöle in der Privatwohnung des Generaldirektors melden.

Johannsen empfing ihn im Herrenzimmer, und schon der erste Blick, den er auf Schmöle warf, belehrte ihn darüber, daß der Besuch des Antiquars eine Enttäuschung sein würde

„Aber, lieber Herr Schmöle...“

Schmöle näherte sich ihm mit gesenktem Kopf, und schon, während er sich in einem Fauteuil neben dem Generaldirektor niederließ, tastete seine Hand nach der Brieftasche auf der linken Brustseite.

Johannsen machte eine abwehrende Geste und schob ihm eine Kiste mit Zigarren hin

„Erzählen Sie, lieber Schmöle... Was haben Sie ausgerichtet?“

„Leider nichts, Herr Generaldirektor. Die Sache war doch schwieriger als ich sie mir vorstellte... Ihr Herr Vater —“

Schmöle unterbrach sich. Er bohrte erst umständlich seine Zigarre an und betrachtete dann die längste Zeit aufmerksam das gerippte Deckblatt.

„Mein alter Herr ist ein Starrkopf...“, erklärte Johannsen.

„Starrkopf ist vielleicht zu wenig gesagt“, erwiderte Schmole mit einer ganz dünnen, zaghaften Stimme. Er wagte es kaum, zu dem Bankier aufzusehen.

„Ich habe alles mögliche versucht, um das Vertrauen Ihres Herrn Papas zu gewinnen. — Das erste Mal hat er mich überhaupt glatt hinausgeworfen...“

Johannsen blies den Rauch seiner Zigarre mit einem behaglichen, grunzenden Ton von sich.

„Das sieht ihm ähnlich...“

„Ich habe unter meinen Kunden viele alte Leute... und ich bin auch im übrigen an so manche Absonderlichkeit, die mein Geschäft leider nun einmal mit sich bringt, gewöhnt aber.. “

„... auf die Grobheit Jochem Johannsens waren Sie nicht gefaßt?“

„Allerdings, Herr Generaldirektor! — Darauf war ich nicht vorbereitet... Immerhin.. ich habe natürlich noch einen zweiten und dritten Vorstoß unternommen...“

„Und der Erfolg ...?“

„Der Erfolg, Hert Generaldirektor, war ein ganz eigenartiger. — Als ich ihm zum ersten Male den Betrag nannte, den ich für das Leuchterweibchen auswerfen wollte — ich sprach vorsichtigerweise am Anfang nur von zweitausend Mark —, lachte er mir ins Gesicht Er hatte schon wieder etwas Ähnliches wie Gauner oder Betrüger auf den Lippen, schien sich indes dann doch eines anderen zu besinnen, und vor allem mochte es ihm eingeleuchtet haben, daß von einem Betrug hier doch insoferne keine Rede sein konnte, da er ja das Geld von mir bekommen und nicht etwa an mich auszahlen sollte. Er hatte neben mir eine längere Auseinandersetzung mit seiner Frau...“

„Und meine Mutter... “

„Ich bin der Ansicht, Herr Generaldirektor, daß Sie den Hauptteil Ihrer kaufmännischen Fähigkeiten von Ihrer Frau Mutter ererbt haben müssen: sie verstand ohne allen Zweifel, daß es sich bei dem alten Leuchterweibchen keinesfalls um einen Gegenstand von besonderem Wert handeln konnte, sie begriff aber auch sofort, daß hinter meinem Angebot etwas anderes stecken müsse. Sie ahnte vielleicht sogar den Zusammenhang und bedrängte ihren Mann, meinen Antrag anzunehmen.“

„Es wird ihr nichts genützt haben —“

„Herr Generaldirektor: es fehlte nicht viel, und Jochem Johannsen hätte auch seine eigene Frau zur Türe hinausgeworfen. — Ihr Herr Vater ist ein fürchterlicher Mensch. — Es dauerte eine ganze Weile, bis er sich wieder beruhigt hatte. Dann ging er gut eine halbe Stunde in der Stube auf und ab und sprach überhaupt nichts. Endlich blieb er mit gespreizten Beinen vor mir stehen, und — wissen Sie, was er mir da sagte?“

„Ersparen Sie mir, bitte, diese Ausdrücke. Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie er mit einem stark geröteten Gesicht und zornfunkelnden Augen .“

„Im Gegenteil, Herr Generaldirektor! Ihr Papa war vollkommen ruhig. Beinahe gleichgültig sagte er zu mir: ‚Wenn Sie mir für das Leuchterweibchen zweitausend Mark bieten, Sie oller Swinegel, dann ist es sicher viertausend wert‘ ..“

„Donnerwetter! — Ja, aber.. Um Gotteswillen, lieber Schmöle: ich habe Ihnen doch viertausend Mark angelegt? Warum haben Sie ihm die nicht geboten?“

„Ich habe es doch getan, Herr Generaldirektor! — Aber von der Minute an war mit ihm überhaupt nichts mehr zu reden! — Jetzt hielt er mich erst recht für einen Betrüger “

„Eine ganz verfluchte Geschichte. — Na, Ihre Spesen decke ich natürlich. Und für Ihren Verlust an Zeit und eine Entschädigung für Ihre Bemühungen komme ich selbstverständlich auch auf. — Geben Sie mir den Scheck. “

Schmöle folgte ihm das Papier aus, und der Generaldirektor fertigte ihm ein neues aus Es wies die gleiche sympathische und wohlgeformte Handschrift auf, aber einen Schönheitsfehler hatte es doch: Es lautete auf nur zweihundertfünfzig Mark.

Trotz alledem erging sich der Antiquitätenhändler in Lobsprüchen darüber, wie fest und sicher der Herr Generaldirektor noch immer die Feder führe

Johannsen zuckte über dieses Kompliment mit den Achseln.

Die Festigkeit und das Unerschütterliche in seinem Charakter meinte er, stamme vermutlicherweise von seinem Vater.

*

Nach abermals einer Woche harrte Johannsens eine neue Überraschung

Als er, durch die Geschäfte etwas ermüdet und vielleicht auch nicht gerade in der besten Laune, seine Wohnung betrat, stieß er schon im Vorzimmer auf seinen Vater

Der alte Johannsen hatte es sich nicht nehmen lassen, seinen Sohn gerade hier zu erwarten Erstens wollte er ihn vor allen übrigen Mitgliedern der Familie — er war mit seiner Frau gekommen, die sich unterdessen bei ihrer Schwiegertochter aufhielt — begrüßen, und zweitens stand hier im Vorzimmer eine breite, hellgestrichene Truhe Und auf der saß Jochem Johannsen besser als auf den Stahlrohrsesseln im Salon. Und drittens hatte er — Gott weiß, mit welcher Heimlichkeit er das anstellte — seinem lieben Jürgen ein Geschenk mitgebracht, von dem auch seine Frau nichts wußte Jochem Johannsen hatte es in einem Winkel des Vorraums versteckt und schälte es jetzt unter fortwährendem Wispern mit leuchtenden Augen und zitternden Händen aus einem Berg von Papierhüllen.

Dem Generaldirektor stand das Herz beinahe still, als er diese „Kostbarkeit“ zu Gesicht bekam: Es war ein altes, verrußtes und verschrumpeltes Leuchterweibchen mit einem verhutzelten Gesicht und boshaft leuchtenden, grünen Augen...

TORNISTER-PHILOSOPHIE

Geschrieben 1916 in den Gräben zwischen „Toter Mann" u. Höhe 304.

von Alfred Hein.

Vom Marschieren.

Die kleinen Märsche fliegen mit Singsang und hellem Blick. Aber die großen, dumpf gewordenen...

Wenn es geht: Tag, Nacht, Tag, Nacht! Wenn man dann einen ganzen Tag Ruhe erwartet, aber schon nach sechs Stunden bläst's Alarm! Weiter. Wenn man nur noch Schritte macht, wenn das Land an einem vorübergleitet, ohne daß man es mit den Augen erfaßt. Wenn die Gedanken an den liebendsten Brief matt werden und versiegen...

Wenn der Hauptmann ruft: Singen! Einige schrille, von fliegendem Atem zerrissene Klänge — und wieder das große Schweigen.

Diese Märsche eilen, drängen mit wunden Füßen und gepreßter Brust in das donnernde Drohen, das immer dunkler, voller herüberdringt. Warum bleibe ich nicht stehen? Warum falle ich nicht um? Warum schreie ich nicht: Haltet ein, ich kann nicht mehr! Es muß doch etwas in mir dies gutheißen! Gott, du? Wohin marschieren wir, wenn wir so keuchend dahinjagen mit gesenktem Haupt, den Helm im Nacken, die Fäuste gekrallt um die Tragriemen des Tornisters, und der Spaten am Koppel schlägt jeden Schritt noch quälerisch bekräftigend gegen den Schenkel — wohin marschieren wir?

In die Tat!

*

Von den Ängsten.

Auch mir sind die Ängste gekommen. Auch ich habe gedacht: „Ach, Mutter, ein einziges Mal noch zu dir zurück! Nur eine Stunde... Auch ich bin erschauert vor der gräßlichen Wunde des Kameraden neben mir. Und ich anerkannte nicht mehr die Größe des ewige Seligkeit bringenden Todes, ich sah nur Labsal im alltäglichen Dasein. Auch meine Sinne waren völlig benommen von den immer näherkommenden, dicht, ganz dicht in herzkrampfender Nähe platzenden Granaten. Blut blieb quälend vor meinem Blick. Aber das war ja nur wie Wandern eine Weile lang durch Gestrüpp. Und bald kam es wieder, als stünde ich schon in dem milden Meer des Abendrots.., nein, als wäre meine Seele selbst dieses reine Meer Freude geworden!

Vom Singen.

Ihr in der Heimat kennt nur die Lieder auf ebener Straße, o, vielleicht gar durch mailiche Heimat! Da sagt ihr: Wie lustig die Soldaten singen!

Aber die Lieder, die das einzige noch sind, was blüht und glüht in einer schutt-, sumpf- und baumstumpfhäßlichen Wüste mit zerrissenen Wegen und klaffenden Dörfern, die Lieder, die noch in den regnenden Himmel lachen —!

Alle singen nicht mehr mit. Nur wenige jedoch sind verdrießlich. Die Träumer hören zu.... lauschen ist ja eigentlich viel schöner! Dann ist um sie das helle Lied der Kompanie wie der warme Arm der Mutter oder als trüge sie ein Stückchen Himmelsblau dahin.. Und wie man dann den Kameraden liebt, der noch so froh singen kann hinein in das grausige Tosen! Das Lied wird — vielleicht — das — letzte — in — diesem — Leben — sein — — O wie schön' — und vorüber ist alle Bangigkeit, und da singen alle, alle mit einmal mit!

*

Von der Mutter.

Eine Mutter ist das tiefste Wunder Gottes.

Sage: Blume! und sage: Braut! Da wirst du lächeln. Sage: Mutter, und dir werden immer die Tränen friedvoller Glückseligkeit kommen!

Darum — wie muß eine Mutter mit ihrem Kinde leiden?

Aber siehe auch dies: Zu wem anders, als zu ihr zuerst, trage alle deine Freuden, damit sie durch ihre aufrichtige Mitfreude ihnen die tiefste Weihe gibt.

Mutter ist Stille.
Mutter ist Immerwiederheimkehr
Mutter ist Liebe, Liebe, Liebe!

*

Vom Abschiednehmen.

Wird nicht erst wenn du scheidest, Glück bewußtes Glück? Ja, so es echt und gut war, ist es, als wäre es bisher Knospe gewesen, und ist jetzt als vollrote Rose ersprungen! Und silberschön ruhen darauf die Tränen dann: Auf Wiedersehen!

Das müssen immer helle Tränen sein! Liebe ist ja immer mutig. Drum wird sie auch beim Abschied tapfer sein! Lachen wird sie und winken!

Nur die Hände müssen sich so hart ineinanderkrampfen, daß es weh tut. Denn vergessen darf man sich nicht. Solange aber die Seelen sich in den Sternen begegnen und du weißt, im Wind verweht für dich alle Stund' ein liebes, liebes Wort, ja, heißt dann Abschied noch — Trennung?

Und wenn du zurückfährst, so denke nicht: Nun ist's vorbei. Nein, denke: Nun fängt es erst an! und träume immer wieder von neuem das Glück dieser zeitlosen Tage; du hast in deinem Trunkensein so vieles übersehen, was süßer fast, zarter, bebender war, als das im ersten Fühlen Erspürte! Und darum schreibe den ersten Brief wieder aus dem Schützengraben wie ich: Es war so schön, daß es immer noch schöner in mir wird, und selbst die Wüste hier wie Heimat um mich ist, wenn ich die Augen schließe — — —

*

Vom Briefschreiben.

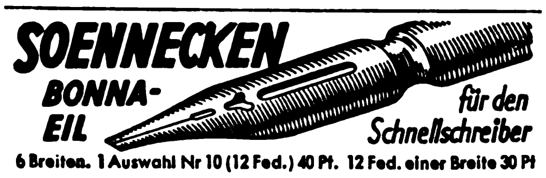
Wenn du ein Stücklein Sonne im Erdloch hast, oder ein stiller Stern schaut in die Stollenluken hinein, dann warte solange, bis du so selig bist und lind wie das Stücklein Sonne oder der Stern, und dann rühre mit liebezitternden Worten an deiner Fernen Herz . . Und schreibe: Die Sonne scheint hier wie im Heimattal! Ich habe ein Lied gestern abend leis' gesummt, da war's, als säße ich vor des Vaterhauses Tür. Und schreibe: „Liebstes, noch ein Weilchen, und es ist geschafft."

Und wenn du hungerst, so brauchst du freilich nicht lustig zu sein, aber dann schreibe: Wir wissen, daß diese Härte in Kampf und gellender Öde um so süßere Tage einst in der Heimat bringt. Denke bei den Worten „einst in der Heimat" auch wehmutleise an jene andere ewige, aber schreibe nicht davon.

*

Von der Kameradschaft.

Kameradschaft ist nur Tal
Born.
Immer wie letzte Liebe in jeder Stunde. Wissend: wir alle haben keine Mutter, kein Weib, kein Lieb,



nichts, nichts mehr meilenweit, ewigweit — nur uns noch einander.

Es gibt etliche in der Etappe, die beleidigt das Du. Denn sie wissen nicht, daß einem im Graben das liebe Du des Kameraden das der Lieben daheim ersetzen muß. Denn sie wissen nicht wie gut man wird vorn.

Und sie sagen: Ja, ja die jungen Leutnants!

Aber ich weiß von einem achtzehnjährigen Leutnant, der holte Wasser für seine Kompanie, von der alle Jungen gefallen und nur noch die alten Landsturmleute da waren.

Denn vorn weiß jeder wie gering die prunkendsten Titel und die dicksten Geldbeutel sind.

Und jeder starb lächelnd, über den sich noch einmal der Kamerad beugte.

*

Von den vielen Wundern.

Es ist ein Wunder, das heißt Brot. Und ein schöneres, das heißt Wasser. Und ein warmhelles, das heißt Sonne. Und ein goldenes, das heißt Abendstern. Und ein immerwährend gütiges: der Himmel.

Diese Wunder haben wir kaum gewertet, da wir im Alltag standen. Aber vorn im Graben, da hat jeder gelernt, was am besten jemals schmeckt: ein Stück trocken Brot nach heißem Kampf! Und wer hat mit größerer Wonne den feurigsten Wein getrunken denn den ersten kühlen Trunk reinen Wassers, den er, abgelöst aus eisernem Orkan, aus einem Waldquell schöpfte?

Und wenn du wirklich das zarte Glück hast und findest da vorn ein Blümlein noch, oder ein Falter tanzt sommerselig, oder eine frühlingsfrohe Lerche jauchzt durch den Donner — — ja, hättest du all diese einfachsten Wunderdinge je so empfunden, wärest du nicht im grausigsten Graus?

Die roheste Seele, die gröbste, wird wieder fein betastet von den märchenleisen Dingen, die in dieser Wüste erst so recht erkennbar weben . . .

*

Vom Dienen.

Nie war ich von meiner Winzigkeit so überzeugt wie als Rekrut. Denn im Feld erhebt immer das Heldische. Hier aber ist man nur Soldat, d. h. Allesmüsser, unentwegtester Gehorcher. Und oft hast du noch, bist du ein Feingestimmter, einen Unteroffizier, der mit klobigen Händen in deine leise geäußerten Wünsche hineinplatzt — ja, es dauert lang, ehe du die rauhe Kameradschaft schätzen lernst. Erst vorn ganz. Und bist du einer von den harten Landsturmmännern, und hast ein zartes Kerlchen als Korporal, auch an den glaubst du erst nach dem ersten Sturmangriff, wenn er doch vielleicht mit seiner jungen Behendigkeit und seinem lachenden Draufgehen heraushaut. Als Rekrut wirst du dem andern immer in vielem Unrecht tun. Es ist die Soldatenzeit, in der die Liebe fast ohne Blüte ist, aber auch sie zeitigt schönste Früchte. Denn was ist herzigere Liebe als die Neigung zu einem Menschen, den wir erst verkannten, ja — haßten?

*

Vom Frohsinn.

Nie bin ich fröhlicher gewesen, als mit der im Trommelfeuer geläuterten Seele in ein stilles Tal mit dem Ruhedorf zurückkehrend! Viele nehmen nur wie betäubt und schon voll Bangigkeit vor den kommenden Kämpfen die friedseligste Ruhe, die solch vier, fünf Tage zwischen den Schlachten auslösen, hin. Kamerad, Kämpfe kommen immer! Und es bleibt viel

Häßliches in dieser Welt! Darum klammere dich an das Schöne, dann wirst du nie verzagt sein.

O du siehst in deiner Düsterkeit nicht, daß du so leicht eine Rose voll tausend Küsse für die Liebste daheim pflücken dürftest (welch Freude brächtest du mit ihr!). Und du glaubst nicht dem Märchen des Kuckucks aus dem Wald, du glaubst nicht, daß er die Jahre des Glücks zählt, die dir noch kommen sollen?

Und wenn die Vollmondnächte mit Nachtigallen und weißweichen Wölkchen durchs Herze wallen und du wagst die Wonnen der Welt zu trinken so zwischen Tod und Tod, nie wird das Leben, das leuchtende Leben, dir blinkender in die Arme sinken!

*

Vom Helfen-Wollen und Nicht-Helfen-Können.

Manchmal im todzerwüteten, wüsten Trichterfeld kam mir der Gedanke: Warum können wir nicht helfen mit einem Schlag, dieses Furchtbare zu beenden? Warum kann nicht ein einziger sich ein über alle Maßen mutiges Opfer erdenken, das so hell leuchtet, daß sich alle davor in Andacht beugen und sagen. Es soll darum ewig Friede werden! Warum ist das Gräßlichste nicht gräßlich genug, um uns abzuschrecken?



Warum ist das Beste nicht gut genug, um uns zu versöhnen. Kampf bleibt alles. Der einzige, der brüdert, ist der Tod. Der aber schweigt

Gespräch mit einem Kinde

von Robert Gehrke

Klopfen an der Tür.

„Herein, bitte!"

Ein tritt der kleine Christian, die Mütze artig in der Hand.

„Guten Tag, Herr Gehrke!"

„Guten Tag, mein Freund!" Es ist sehr lieb von dir, daß du mich wieder einmal besuchst."

Der kleine Blondkopf mit den blauen Unschuldsaugen nähert sich meinem Tisch

„Haben Sie noch Honigbonbons, Herr Gehrke?"

„Leider hab' ich keine mehr!"

Enttäuscht verzieht er das Mündchen; seine Blicke schweifen im Zimmer umher.

„Es war eine gelbe Tüte", sagte er philosophisch.

„Ich weiß, kleiner Freund!"

Er schaut auf mein Konzeptpapier.

„Was machen Sie denn da?"

„Ich schreibe."

„Warum schreiben Sie denn?"

„Weil es mir Freude macht, mein Junge."

„Warum macht es Ihnen denn Freude?"

„Das führt zu weit, junger Mann. Ich kann dir nicht mehr folgen."

„Warum führt denn das zu weit?"

„Hör' einmal zu, Christian: Du spielst doch gern?"

Andächtiges Kopfnicken.

„Warum spielst du denn?"

„Weil ich gern spiele."

„Na also! — Hier hast du einen Apfel."

Er bedankt sich und beißt sofort wacker in die Frucht hinein; seine Augen glänzen

„Warum ißt du denn?"

„Weil es mir schmeckt."

„Warum schmeckt es dir?"

„Weil ich Hunger habe."

„Wir verstehen uns!"

„Warum verstehen wir uns Herr Gehrke?"

„Weil wir uns verstehen!"

Endlich habe ich seine Zustimmung: er nickt und zeichnet gewissermaßen „mit vorzüglicher Hochachtung".

„Nun kommst du auch bald in die Schule!"

„Noch lange nicht. Ich bin doch noch ganz jung."

„Wie alt bist du?"

„Erst ein paar Jahre."

„Sehr gut. Ausgezeichnet! Was willst du denn später einmal werden, Christian?"

„Bauer!" antwortet er prompt.

Da hab' ich Pferde und kann Wagenfahren, und Hühner hab' ich, die legen Eier"

„ Ja, Landwirt ist ein guter, ein nützlicher Beruf! Landwirt ist wohl der beste Beruf überhaupt! Werde du Landwirt!"

„Bauer heißt das!"

„Bauer! Du hast recht."

„Warum hab' ich recht, Herr Gehrke?"

Er sieht mich an mit zwingendem Ernst.

„Weil du so gründlich bist und weil du ein Bauer werden willst."

„Das ist doch klar", meint er gelassen, und schaut nach dem nächsten Apfel aus. Ich halte dem kleinen Mann die Schale hin, nicke ihm zu — und zeichne gewissermaßen „mit vorzüglicher Hochachtung"

Lauschend hebt er sein schmales Köpfchen.

„Meine Mutter ruft. Ich muß jetzt fort. — Auf Wiedersehen, Herr Gehrke!"

„Auf Wiedersehen, mein Freund!"

„Draußen scheint die Sonne", schwärmt er, und streckt sich nach der Klinke. Die Tür geht auf und zu. Plötzlich öffnet sie sich wieder, und der kleine, blonde Schelm lugt noch einmal herein:

„Schreiben Sie nur weiter, Herr Gehrke!"

Und Gehrke schreibt weiter

ALTER UND LEISTUNG

Von Prof. Dr. F. Atzler
Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Arbeitsphysiologie, Dortmund.

Wohl jeder aktive Sportsmann ist sich darüber im klaren, daß er vom Nachwuchs überflügelt wird, sobald er sich etwa dem vierzigsten Lebensjahre nähert. Er fühlt sich zwar noch nicht alt, aber der Körper ist doch etwas steifer geworden Diese Minderung der körperlichen Leistungsfähigkeit tritt dann mit zunehmendem Alter immer deutlicher in die Erscheinung. Sehkraft und Hörfähigkeit lassen nach, komplizierte Manipulationen werden nicht mehr mit der gleichen Präzision erledigt, wie das in jüngeren Jahren der Fall war; man wird leicht kurzatmig, und Herzklopfen stellt sich schon ein, wenn man die Treppe einmal etwas schneller emporsteigt. Diese Symptome steigern sich bei dem einen stärker, bei dem anderen weniger ausgesprochen, bis zur Hilflosigkeit des Greises

Parallel dieser körperlichen Leistungskurve sinkt auch die Kurve der geistigen Leistungsfähigkeit. Man wende nicht ein, daß manche bedeutende Menschen ihre besten geistigen Leistungen im hohen Greisenalter vollbracht: sie bringen in die Scheuer, was sie früher gesät haben. Wenn auch die rasche Auffassungsgabe der Jugendjahre zurückgeht, und wenn auch das Gedächtnis nachläßt, so kommen dem Alter doch eine Reihe von Momenten zugute, welche die Konzeption früherer Jahre zur Reife bringen. Der alte Mann betrachtet leidenschaftslos diese Welt und ihr Treiben, er ist nicht mehr jenen Stürmen des Lebens preisgegeben, welche die Jugend überwinden muß, um ihr Werk durchzuführen; ruhig und kritisch wägt er mit seiner Lebenserfahrung Gründe und Gegengründe ab.

So vollzieht sich unbarmherzig jedes Leben nach ehernen Gesetzen: Zuerst Aufstieg — dann Abstieg. Und doch war es von jeher ein Wunsch der Menschheit gegen dieses Gesetz anzukämpfen, um das Alter zu überwinden. Die ganze Welt horchte auf, als Steinach und Voronoff mit ihren Verjüngungsexperimenten hervortraten. Heute ist's still darum geworden, und man zweifelt in der gelehrten Welt daran, ob es jemals gelingen wird, dem physiologischen Altersprozeß mit der Hormonspritze Einhalt zu gebieten. Doch über dem Durchträumen dieser Utopien sollen wir jene Möglichkeiten nicht vergessen, die sich uns darbieten, um uns mit dem Altern auszusöhnen. Ebenso wie man durch körperliche Übungen und gesunde Lebensweise den physiologischen Alterungsprozeß erträglich gestalten kann, ebenso wird es wohl auch möglich sein, sich durch geistige Gymnastik seine Leistungsfähigkeit etwas länger zu erhalten.

Wer dagegen unhygienisch lebt, bei dem vollzieht sich der Alterungsprozeß rascher, als es ursprünglich in der Absicht der Natur gelegen hatte. Sehr viel wird oft schon in der frühesten Jugend gesündigt: schlechte Ernährung, ungenügender Schlaf, übermäßige Anspannung geistiger und körperlicher Kräfte, dumpfige Wohnungen — all das läßt den Alterungsprozeß schon zu einer Zeit beginnen, die wir der Jugend zurechnen Und dies Absinken der körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit wird noch beschleunigt durch sexuelle Ausschweifungen, Alkohol- und Nikotinmißbrauch übertriebenen Genuß koffeinhaltiger Getränke usw

Wenn sich auch die ersten Alterserscheinungen dem Physiologen bereits vom 30. Lebensjahre an bemerkbar machen, so ist doch praktisch damit zu rechnen, daß ein gesunder Mensch bis etwa zum 60. Lebensjahr erwerbsfähig ist. Nun gibt es allerdings Berufe, die solch hohe Anforderungen an die Leistungsfähigkeit stellen, daß schon 35—40jährige Männer versagen sollen. Besonders in durchrationalisierten Betrieben Amerikas glaubte man gelegentlich nur ganz junge Leute gebrauchen zu können.

Hier bahnt sich zweifellos eine falsche Entwicklung an: wir können es uns nicht leisten Leute über 35—40 Jahre aus dem industriellen Erwerbsleben auszuschalten. Wenn die moderne Technik Arbeitsbewegungen und Arbeitsintensitäten fordert, denen tatsächlich nur ein jugendlicher Organismus gewachsen ist, so handelt es sich um Vorgänge, die arbeitspsychologisch nicht einwandfrei sind. Denn so groß ist die Leistungsdifferenz zwischen einem 20- und einem 40jährigen nicht, daß innerhalb der für eine berufliche Arbeit zulässigen Arbeitsintensität der Vierzigjährige es mit dem Jüngeren nicht aufnehmen könnte. Versagt der Ältere, so ist die Arbeitsintensivität auch für den Jüngeren zu groß. Dann erwächst aber der Arbeitsphysiologie die Aufgabe, den Arbeitsprozeß so zu gestalten, wie es die Natur des Menschen erfordert. Bei einer solchen Regelung wird auch der ältere Mensch wieder zu seinem Recht kommen.

Der Verrat an der Kunst

(Schluß von Seite 1716)

des oder Erhebendes, sondern lediglich etwas Groteskes. Es sind Zerrbilder im vollen Sinne. Sie sollen möglichst primitiv, idiotisch und aufgeblasen aussehen. Man beachte die Bärte! Auf dem künstlichen Unterkiefer steht zum Hohn: D.K.P. Die Zigarette trägt ein schwarz-weiß-rotes Bändchen. Das ist alles Tendenz. Künstlerisch nicht einmal als Karikatur gut. Dem bösen Willen muß notwendig die Naivität fehlen, die nur erheuchelt wird, indem der Maler einigermaßen den kindlichen Stil äußerlich nachmacht. Wenn man bedenkt, daß dergleichen Zeug aus öffentlichen Mitteln angekauft worden ist, dann sieht man erst die Größe der Gefahren jener Zeit; denn eben so erhielten die Dinge den „offiziellen" Stempel: Kunst. Es war bolschewistische Propaganda, finanziert vom Steuerzahler.

Deutsche Kunst war zu allen Zeiten schön. Auch wenn man deutsche Ausdruckskünstler nimmt, wie etwa Grünewald. Wo er Häßliches malt, da nur als Gegensatz. Und wenn sein leidender Christus nicht schön ist im Sinne der Griechen, so bleibt er gleichwohl edel insgesamt, wie schmählich der Leib auch mit Dornen besteckt ist. Schön sind die Naumburger Domgestalten, schön sind Riemenschneiders Figuren, schön sind die Bilder der deutschen Romantiker. Eindruck und Ausdruck sind vermählt. Ein bedeutender Inhalt hat seine bedeutende Form gefunden. Und so geht es durch Jahrhunderte; aber dann kommt der Absturz. Nicht mehr der Kosmos (die Ordnung) wird erstrebt, sondern das Chaos (das Durcheinander der Langeweile). Alles, was Form hat, muß zerrissen sein. Jede Amöbe hat mehr Form als die gewollten Inhaltlosigkeiten von Kandinsky. Kunst ist Gesetz und nicht Zufall, wie die kranken Hirne das wollen. Deutsche Kunst geht nicht auf Abstraktion (Gegenstandslosigkeit), sondern auf Konkretie (das organisch Gewachsene). Aber die Bolschewisten wollten das anders, mußten es aus ihrem Blut heraus anders wollen. Und wenn sie doch noch am Gegenstand festhalten und Gestalt suchen, dann zerren sie alles ins Niedrige und Niederträchtige. Der nackte Mensch erhält östliche Schlitzaugen, schamlos wird gerade das betont, was man sonst verbarg oder zart gab: ein brutaler Sexualismus versucht in die Kunst einzudringen. Erbärmliche Brezelbäcker, die den heiligen Leib der Frau birnenhaft umkneten! Das nennt sich Bildhauer. Platte Lehmgesichter, verquollene Kaulquappenköpfe, aber nicht als Karikatur angeboten, sondern ernstgemeint oder vielmehr für ernstgemeint ausposaunt. Mund und Augen werden zu unmenschlichen Höhlen oder es schaut aus, als mache sich jemand Augenumschläge mit Spiegeleiern.

All diesen unsagbaren Greuel und Schund hat eine feile Kunstpresse nicht nur ertragen, sondern als neue Botschaft gepriesen. Diese schreibenden Gesellen, nie zu einer Tat verpflichtet, sondern immer nur zur Schmuserei, hatten überhaupt kein Gewissen und keine Entscheidung, es sei denn, daß sie sich zum Bolschewismus verpflichtet hatten. Dann mußten sie allerdings alles preisen, was den Deutschen herabziehen konnte von seiner hohen Bestimmung. Auf einen dieser „Kunstkritiker", Max Osborn, der den elenden Machwerken Kandinskys in langen Artikeln ein Loblied sang, schrieb Pidder Lüng im März 1932 im „Völkischen Beobachter" folgendes in seiner vorausschauenden Pointe nun gottlob wahrgewordene satirische Gedicht:

Osbornierte Kandinskyade

„Wahre" Kunst ist Offenbarung schizophrener Dadaisten,
ein Sekret der Wollbehaarung plattbefußter Nihilisten,
ein Gewirr von Abstraktionen, absolutisch inkarniert,
aus okkulten Dimensionen zwecks Verseuchung importiert.

Rhombisch, kubisch und quadratisch, grenzend ans Delirium,
tummelt sich der Geist ekstatisch in dem Fluidum herum.
Wer ein gutes Bild betrachtet im normalen Sehvorgang,
der ist geistig tief umnachtet oder reif für einen Strang.

Was da libanon-ästhetisch osborniert im Narrenkleid
wird einmal mit arithmetisch bombenfester Sicherheit
aus den Galerien verschwindsky! — Ach, wie die Mischpoche weint,
wenn die Sonne der Kandinsky dann nicht mehr in Deutschland scheint!

Jetzt ist ihnen das Handwerk gelegt, und die Deutschen, die damals all diese jämmerlichen Erzeugnisse privatim gekauft haben, sind geprellt: heute gibt ihnen für Merzkunst niemand einen roten Heller mehr. Deutsche Künstler haben in den Jahren der bolschewistischen Afterkunst-Hochflut gehungert. Jetzt ist es Zeit, diesen die Lebens- und Schaffensgrundlage zu verbürgen. Jene Burschen aber, soweit Deutsche darunter waren, werden ihrem richtigen Beruf zugeführt werden müssen. Künstler waren sie nie, sondern politische Propagandisten. Mögen die Bolschewisten eine Kunst schaffen wie auch immer: — uns Deutsche geht nur die deutsche Kunst an. Wollen wir aber wissen, wie die deutsche Kunst hätte aussehen sollen, wäre es nach dem Willen jener Falschmünzer gegangen, dann betrachten wir diese umgekehrte Auslese in der Dresdener Schreckenskammer. Sie ist eine Warnung für alle Zeiten. Deutschland den Deutschen auch in der Kunst! Adolf Hitler hat uns das Gewissen geschärft. Nur wer das schärfste Kunstgewissen hat, der soll Kunstrichter sein.

Rudolf Paulsen.

Das Wetter der „Zwölf Nächte"

Von W. Naegler

Unsere Vorfahren feierten um die Zeit der Wintersonnenwende das höchste ihrer Feste. Es war das Geburtsfest der Sonne, die Mutternacht, das Julfest. Zwölf Nächte währte das herrlichste aller Feste, vom 25. Dezember bis zum 6. Januar, von Weihnacht bis zum Dreikönigstage In dieser Zeit herrschte Gerichtsfriede. Die Götter wachten über die Heilighaltung der ihnen geweihten Zeit. Noch in den achtziger Jahren vorigen Jahrhunderts hielt hier und da der Landmann darauf, daß an diesen zwölf Tagen die Arbeit ruhte, kein Rad sich drehte, namentlich aber nicht gesponnen wurde. Der Wetter- und Sturmgott Wodan brauste in dieser Zeit mit seinem wilden Heer durch die Nacht, und tatsächlich pflegen ungefähr um diese Jahreszeit die Winterstürme am häufigsten aufzutreten.

Das Christentum versuchte im 4 Jahrhundert durch Einführung des Weihnachtsfestes der Feier eine christliche Deutung zu geben. Aber viele der Sitten und Gebräuche unserer Vorfahren ragen, wenn auch mißverstanden und ihrer ursprünglichen Symbolik entkleidet, auch heute hinein in unsere moderne Zeit. Dahin gehört auch die Methode, durch die unsere Vorfahren aus dem Wetter der zwölf Tage die Witterung des ganzen Jahres zu erraten suchten. Das Verfahren ist dabei folgendes: Man beobachtet das Wetter in den zwölf Nächten, von denen jede einen Monat repräsentiert, und zwar wird mit der Christnacht der Anfang gemacht. Wie das Wetter um 6 Uhr abends und bis Mitternacht ist, so ist auch das des ersten Viertels vom Januar. Wie von Mitternacht bis 6 Uhr morgens das des zweiten Viertels, wie von morgens bis mittags das des dritten, von mittags bis abends 6 Uhr das des letzten Viertels des Januar, und so fort bei jedem der folgenden Tage. Der 6. Januar entscheidet, ob die Wetteranzeige für das laufende Jahr gültig ist oder nicht. Ist dieser Tag nämlich trocken, so ist das erstere der Fall, ist er feucht, das letztere. Im ersten Fall setzen Leute, die ganz sicher gehen wollen, die Behauptung noch sechs Tage fort indem sie immer von einem Tage auf zwei Monate schließen. Stimmen beide Ergebnisse überein, dann ist die Prophezeiung unfehlbar. Nicht minder achtet man in den zwölf Nächten darauf, wie es mit Wind und Sonne steht und auf welchen Tag der Woche und in welche Zeit des Mondes der Christtag fällt.

Bemerkenswert bleibt es übrigens, daß der Glaube, aus dem Wetter von zwölf Tagen das des ganzen Jahres zu erkennen, sich bei verschiedenen, keineswegs derselben Familie angehörigen Völkern findet. Nur bei den Chinesen hat bei dem konservativen Charakter dieses Volkes schon seit vielen Jahrhunderten nur eine Nacht eine gewichtige Rolle gespielt. Und zwar verfährt man in China folgendermaßen: Sobald das Silvesterabendessen vorbei und das Feuerwerk abgebrannt worden ist, zündet man etwas Opferpapier an, ersetzt die alten Lampen auf dem Hausaltar durch neue und wirft die Bambusfüße der alten ins Feuer. Dann holt man mit Zangen zwölf glimmende Bambusstücke heraus, legt sie rund herum auf den Boden und gibt ihnen in der Reihenfolge, wie man sie herausnahm, die Namen der Monate. Dann paßt man genau auf, welche sogleich erlöschen und welche ihre Glut noch behalten. Die ersteren sagen für ihren Monat Regen und trübes Wetter voraus, diejenigen, die nur etwas glimmen, heiteres, sonniges Wetter, und diejenigen, die noch weiterbrennen, veränderliches Wetter.

Selbstverständlich ist der jahrtausendealte Glaube, daß im Wettercharakter der zwölf Nächte die Witterung des neuen Jahres vorherbestimmt werde, in dieser Form als Aberglaube zu betrachten und irreführend, enthält aber wie so manche anderen Volkswetterregeln einen richtigen Kern, insofern, als in der Zeit um Ende Dezember oder Anfang Januar sich der Charakter des Winters zumeist erst auszuprägen beginnt. Gelangt in dieser Zeit schärfere Kälte bei ruhiger, beständiger Wetterlage zur Ausbildung, so wird der Winter vorwiegend streng werden. Kommt jedoch ausgesprochen mildes und vielleicht regnerisches Wetter zur Herrschaft, so dürfte der größere Teil des Winters unruhiges Tauwetter bringen. Diese Regel gilt nicht ohne Ausnahme, aber doch in zahlreichen Fällen, wobei vor allem die letzten Tage der „Zwölften" entscheidend sind.

Man muß sich zu helfen wissen

Ein Beamter der Brooklyner Polizei machte eines Nachts die übliche Runde, als als er in der Kosciuzko-Street über den Körper eines Menschen stolperte. Der Polizeimann knipste seine Taschenlaterne an und erkannte einen Mann, der schwer betrunken war.

Wie es die amerikanischen Dienstvorschriften verlangen, eilte der Schutzmann zur nächsten Polizeiwache und trug dem Oberwachtmeister den Sachverhalt vor. „Schreiben Sie einen kurzen Bericht", erklärte der Oberbeamte, „und dann bringen Sie den Betrunkenen hinter Schloß und Riegel." Der Policeman trat an das nächste Pult und begann seine Arbeit. Dann aber kratzte er sich verlegen am Kopfe und fragte:

„Entschuldigen Sie, Herr Oberwachtmeister, wie schreibt man denn: Kosciuzko-Street?"

„Soll ich das wissen?" erwiderte unwirsch der Angeredete, „fragen Sie den Kommissar, er ist drüben in seinem Büro."

Der Schutzmann entfernte sich, klopfte schüchtern an die ihm wohlbekannte Türe, trat ein und fragte verlegen: „Herr Kommissar, verzeihen Sie die Störung. Aber ich habe einen Bericht abzufassen und weiß nicht, wie man ‚Kosciuzko-Street schreibt'"

Der Kommissar, der anscheinend sehr beschäftigt war, schaute grimmig von seinem Schreibtische auf und knurrte: „Was? Kussiusgow-Street? — Guschuzko-Street —? ... kenne ich nicht!"

„Was soll ich denn da machen, Herr Kommissar?" meinte der Beamte.

Der Vorgesetzte überlegte einen Augenblick, dann erwiderte er schmunzelnd: „Sagen Sie mal, welches ist denn die dieser Kaschozki-Street zunächst benachbarte Straße?"

„Die Bedfort-Street, Herr Kommissar", lautete die Antwort. „Gut", sagte aufatmend der Gestrenge, „dann ist die Sache sehr einfach. Laufen Sie schnell hin, schleppen Sie den Betrunkenen in die Bedford-Street, und — schreiben Sie dann Ihren Bericht."

Dr. F. SANDERS:

Wie man sich bettet ...

Das Volkswort: Wie man sich bettet, so liegt man, ist zwar im übertragenen Sinne gemeint, aber auch wenn man es wortwörtlich nimmt, hat es seine gute Bedeutung; denn die Art sich zu betten, ist für den Forscher eine hervorragende kulturgeschichtliche Erkenntnisquelle.

Wenn man bis in die Zeiten des Altertums zurückgeht, so hatten die Ägypter z. B. schon Ruhebetten. Das gleiche gilt von den Griechen und Römern. Aber diese Möbel waren nicht das, was wir als Bett kennen. Gewöhnlich sind es gepolsterte Bänke, an den Seiten des Zimmers entlangführend. Sie dienten ebenso als Schlafgelegenheit, wie man sie auch tagsüber gebrauchte, wenn man sich zum Speisen niederließ. Sogar in unseren Tagen wird sich wohl noch hier und da in einer Bauernstube die Bank am Ofen vorfinden, deren Zweckbestimmung es auch ist, als Nachtlager zu dienen. So ungefähr muß man sich Art und Zweckbestimmung der Betten in jenen Zeiten zum größten Teil vorstellen, je nachdem mehr oder weniger luxuriös bearbeitet. Aber auch Betten nach unseren Begriffen kommen schon um das Jahr 1000 v. Chr. vor. Als Matratze diente eine Reihe von Brettern; auf diesen mußten verschiedene Polster für die erforderliche Bequemlichkeit sorgen. Vermutlich wären wir heute mit dieser Bequemlichkeit nicht mehr einverstanden, und molliger mögen es die Germanen gehabt haben, bei denen das Wort, daß sie auf Bärenfellen lagen, gänzlich mißverstanden wurde. Man dachte dabei nämlich gewöhnlich an eine Horde wilder ungepflegter Gesellen, von der Zivilisation nicht im geringsten beleckt, tagaus, tagein auf zottigen Bärenfellen hingelagert und mit Leidenschaft keiner anderen Tätigkeit hingegeben als dem Trunk und dem Spiel, wenn nicht gerade der Kriegsruf aus diesem Schlaraffenleben aufschreckte. Die Ausgrabungen haben uns über das Leben unserer Vorfahren ganz anders gelehrt, daß sie nämlich eine überaus hochstehende Zivilisation besaßen und über eine hervorragende Kunstfertigkeit verfügten. Sehr zweckentsprechend war auch ihr Bettlager eingerichtet, in dem zahlreiche bearbeitete Felle aufgeschichtet wurden. Man kann sich vorstellen, daß so ein wirkliches Ruhelager entstand und nicht, wie bei anderen Völkern des Altertums, ein Notbehelf, der den verschiedensten Zwecken dienen mußte.

Die richtige Bettkultur entstand aber erst im Mittelalter. Damals wandte man sehr viel Sorgfalt auf seine Ausschmückung an. Am Bett erkannte man den Wohlstand. Ritter und reiche Bauern mußten deshalb schon aus Gründen einer standesgemäßen Lebenshaltung prächtige Betten vorweisen können. Den Baldachin kannte man schon damals. Aber nicht nur die Ausschmückung des Bettes, auch sein Inhalt mußte dem Reichtum und Stand entsprechen. Je mehr Federbetten die Braut mitbekam, desto mehr konnte sie mit ihrer Ausstattung zufrieden sein. Die Betten waren so mächtig und groß, daß oft eine ganze Familie darin Platz hatte. Natürlich war diese Überfülle nicht mit den Erfordernissen der Hygiene zu vereinbaren. Verhältnismäßig spät sind hygienische Gesichtspunkte für Bau und Ausstattung des Bettes maßgebend geworden, und haben seine Gestalt wieder verändert, so wie wir es heute kennen.

Es sind aber nicht nur die verschiedenen Bedürfnisse, die dem Bett in verschiedenen Zeiten seine Form gaben: als Notbehelf, als Ausdruck des Standesunterschiedes und als Mittel zu einer hygienischen Lebensführung, ebenso wichtig ist natürlich auch der Volks- und Stammescharakter, der hier seinen Ausdruck findet. Man denke nur an die wundervolle Heimatkunst, die in den bunten Betten der Bayern und den schwer massiven der Westfalen liegt, wie sie im vorigen Jahrhundert erzeugt wurden. Weiter spielen besondere Verhältnisse eine Rolle. Auch der hochstehende Militär wird nach dem spartanischen Geist, zu dem er neigt, ein einfaches Feldbett bevorzugen, und es war eine solche vorbildliche gut preußische Soldatenhaltung, wenn Kaiser Wilhelm I. bis in sein hohes Greisenalter hinein ein schlichtes Feldbett benutzte.

Bezeichnender noch für den kulturgeschichtlichen Charakter einer Zeit als die Frage, wie das Bett aussah, ist die, wo es stand oder welche Bedeutung es hatte. Im Altertum kannte man im allgemeinen, wie sich ja schon aus Art und Zweckbestimmung der benutzten Betten ergibt, keinen Unterschied zwischen Wohn- und Schlafzimmer. Zum mehr oder weniger festlichen Mahle nahmen Griechen und Römer auf diesen Bänken in liegender Stellung Platz, auf denen sie nachts schliefen. Damals waren also Salon und Schlafzimmer vereint, aber so vereint, daß der Charakter des Salons, des Gesellschaftszimmers den des Schlafzimmers ganz in den Hintergrund drängte. Gerade das Gegenteil zeigt sich im Mittelalter. Damals lag der Salon im Schlafzimmer, d. h. mit der hervorragenden Bedeutung, die das Bett für sich in Anspruch nahm, gewann auch der Raum, in dem es stand ein besonderes Ansehen. Dieser Raum mußte oft herhalten, wenn es sich um Zwecke offizieller Repräsentation handelte. Hier empfing die Witwe die Beileidsbesuche auf dem Bette sitzend, hier nahm die Wöchnerin von Verwandten und Bekannten Glückwünsche entgegen. Das Zu-Bett-Bringen der Braut war damals eine wichtige Zeremonie. Daß in den Häusern der Fürstlichkeiten und des Adels das sog. „Lever", d. h. das Aufstehen, das Anziehen der hohen Persönlichkeiten, eine ebenso umfangreiche wie wichtige Zeremonie war, kann nur dem verwunderlich erscheinen, der die damalige Bedeutung des Schlafzimmers mit der unserer Zeit verwechselt. Es galt als Ehre, zum Lever zugelassen zu werden, als eine Gunst, die für das weitere Fortkommen eines Strebsamen wichtig werden konnte. Nicht selten wurde hier der Grund gelegt zur Entscheidung wichtiger Staatsgeschäfte und Erledigung von Personalangelegenheiten. Ludwig XIV., der „Sonnenkönig", hatte ein besonders feierliches Lever und dem entsprach auch sein Bett, in dem er auch sein Amt als oberster Richter versah. Dieses Bett wurde

mit besonderer Ehrerbietung behandelt. Wir allerdings können es nicht anders als komisch empfinden, daß man Pardon sagte, wenn man daranstieß.

Erst um Napoleons Zeit entstand der Salon als das, als was wir ihn heute seinem Begriffe nach kennen, als Raum, allein für Geselligkeitszwecke bestimmt. Ganz allmählich hat sich so die Trennung der Wohnzimmer zum Gebrauch nach bestimmten Zwecken entwickelt, und das Bett hat bei dieser Entwicklung keine unwichtige Rolle gespielt.

Prof. Dr. B. Geinitz:

Die Zentralheizung der Bienen

Ein Wunder der Zweckmäßigkeit

Die Bienen sind im Winter scheinbar verschwunden. Bei den ersten warmen Sonnenstrahlen des Vorfrühlings aber trifft man sie schon wieder, z. B. an den blühenden Weidenbüschen in großer Zahl eifrig bei der Arbeit. Sie haben also den Winter in ihren Wohnungen, in den Kästen oder Körben, die der Imker ihnen zur Verfügung stellt, überdauert. Dabei ist immer wieder erstaunlich, daß sie auch bei wochenlangen Frostperioden, wie sie uns gerade dieser Winter wieder beschert, nicht erfrieren. Voraussetzung dafür ist allerdings, daß die Völker im Herbst gut eingewintert, d. h. mit reichlich Futter versehen und warm verpackt wurden. So warmhaltend ist aber auch die beste Beute (Bienenwohnung) nicht, daß nicht die Außenkälte — unsere Bienenvölker bleiben ja auch im Winter mit wenigen Ausnahmen im Freien stehen — allmählich in sie eindränge. Da zeigt sich nun eine der vielen merkwürdigen Fähigkeiten des Bienenvolkes. Es ist imstande, die Wärme im eigenen Hause, unabhängig von der Außenwelt, aus eigenen Kräften zu regulieren. Mit anderen Worten, das Bienenvolk kann bei Bedarf seine Wohnung heizen.

Bei mäßiger Außentemperatur genügt eine Art *unwillkürliche Heizung*, wie wir sagen können, die auf folgende Weise zustande kommt. Die Bienen gehören ja zu den wechselwarmen Tieren, deren Körpertemperatur gleichsinnig mit der Temperatur der Umgebung wechselt. Sorgfältige Messungen haben aber gezeigt, daß die Körpertemperatur der Einzelbiene doch immer über der Umgebungstemperatur liegt, im Sommer um rund 10 Grad. Im Winter nimmt dieser Überschuß mit geringerer Körperbetätigung ab, verschwindet aber nie ganz. Denn die Bienen halten keinen Winterschlaf, ihr Stoffwechsel ist dann nur herabgesetzt. Da die Bienen nun nicht einzeln, sondern zu vielen Tausenden zusammen überwintern, und außerdem, genau wie eine Anzahl Menschen in einem kalten Raume es tun würde, eng aneinandergerückt sind zur Bildung der „Wintertraube, so kommen auch alle die tausend kleinen Wärmemengen zusammen und erzeugen durch dies bloße Zusammenkommen, die Summierung, schon einen ganz beträchtlichen Wärmeüberschuß gegenüber der kalten Umgebung, d. h. dem bienenleeren Beutenraum. Die Traube bildet zugleich die beste Möglichkeit, die einmal zusammengetretene Wärmemenge möglichst lange festzuhalten, zu speichern.

Am wärmsten ist es naturgemäß in der Traubenmitte, von hier fällt die Temperatur allseitig ab zum Traubenrand, und von hier weiter in den bienenfreien Raum der Beute. Dessen Temperatur ist zwar abhängig von der Außentemperatur, aber doch infolge der Wärmeisolierung durch die Beutenwand und infolge der Heizung durch die Bienentraube immer deutlich höher als diese. Wenn nun aber die Außentemperatur weiter sinkt und längere Zeit unter 0 Grad bleibt, dann wird auch der bienenleere Raum allmählich kälter. Die Wärmeausstrahlung der Bienentraube wird stärker werden und schneller vonstatten gehen, und es muß dann ein Moment kommen, wo zunächst einmal die am Traubenrand sitzenden Randbienen oder „Hautbienen" so kalt werden, daß sie in Gefahr geraten zu erstarren.

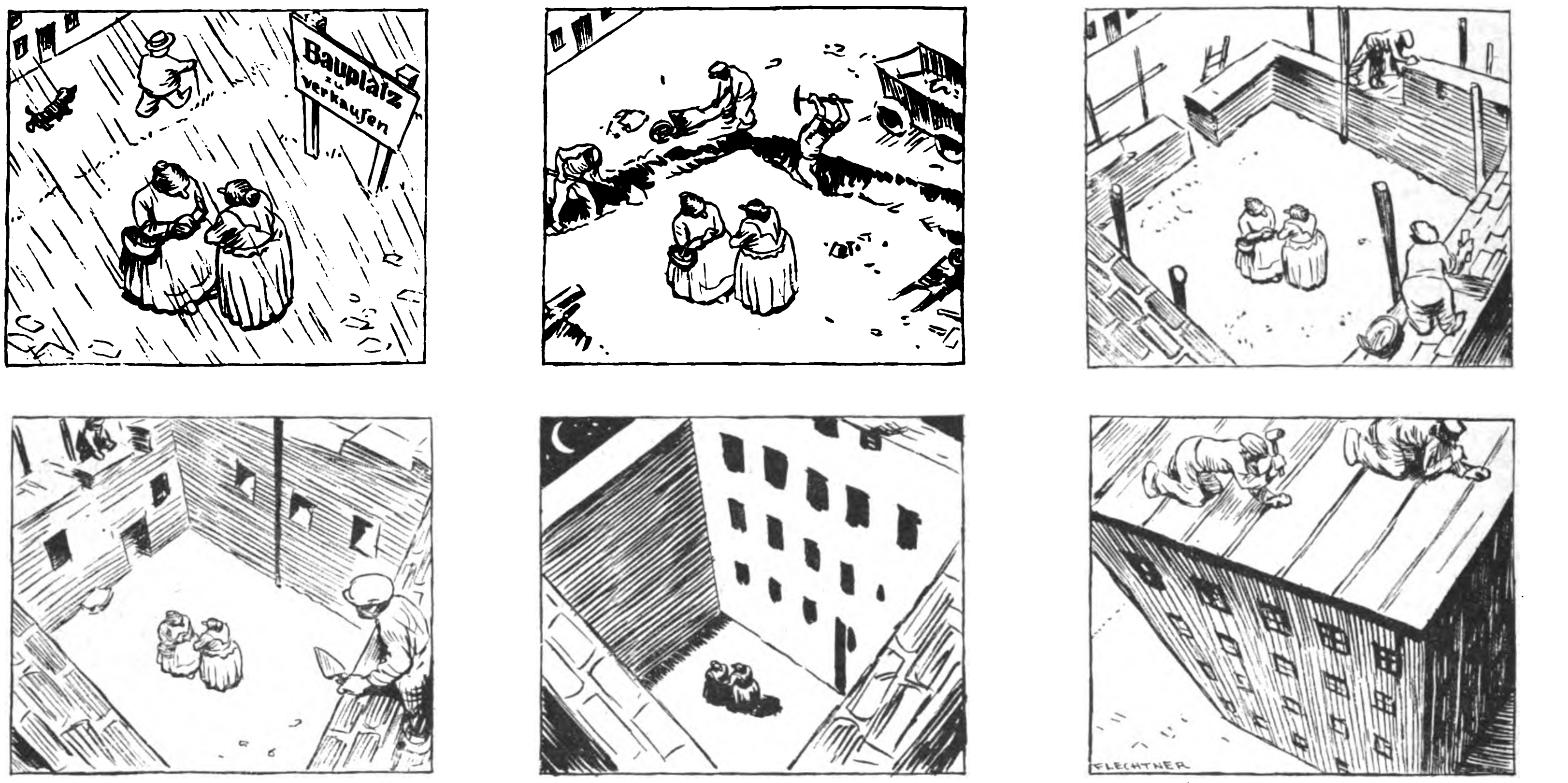
Dieser Gefahr begegnen nun die Bienen auf ebenso einfache wie wirksame Weise durch die *direkte Heizung*. Die von der Kälte zuerst und am meisten betroffenen Randbienen werden unruhig und alarmieren so allmählich die übrigen Bienen, indem sich die Unruhe nach der Mitte hin fortpflanzt. Nun fangen alle Bienen an, aus den nächstgelegenen Honigzellen Nahrung aufzunehmen, und dann bewegen sie sich, laufen etwas auf den Waben umher und schlagen mit den Flügeln. Wir würden uns ja in gleicher Lage ganz entsprechend benehmen, und wir wissen alle aus Erfahrung, daß Essen und Bewegung warm macht. Die Bienen setzen dies solange fort, bis ihre Eigentemperatur genügend gestiegen und durch deren Summierung, nachdem sie wieder zur Traube zusammengerückt sind, auch die Traubentemperatur auf die gewünschte Höhe gebracht ist. Die alsbald wieder einsetzende und allmählich zunehmende Abkühlung führt dann über kurz oder lang zu einer Wiederholung der Heizreaktion, und zwar immer dann, wenn innerhalb der Randbienen die Temperatur auf etwa 10 Grad gesunken ist.

Nach früheren Angaben schien dies sogar in ganz bestimmten, fast eintägigen Perioden (von 32 Stunden) zu erfolgen, so daß man diese Wärmeregulation für eine rhythmische Funktion des Bienenvolkes hielt. Es scheint aber doch, daß die Regelmäßigkeit keine so starre ist, sondern die Reaktion immer je nach Bedarf eintritt.

Bei strengen Kälteperioden beträgt die Temperaturdifferenz zwischen Außen und Traubenmitte oft 40 Grad und mehr. *Die Wärmeerzeugung*, die die Bienenvölker jetzt leisten müssen, ist also erstaunlich groß und mit der Wärmeproduktion der Warmblütler durchaus zu vergleichen. Ebenso merkwürdig ist die Fähigkeit des Bienenvolkes, die Traubentemperatur entgegen der Außentemperatur so zu *regulieren*, daß immer wieder die gewünschte annähernd gleiche Höhe erreicht wird. Auf diese Weise gelingt es dem gut eingewinterten Bienenvolke, unter normalen Bedingungen den Kampf mit der Winterkälte stets erfolgreich zu bestehen.

Scherz Spott Hieb

Die überraschten Klatschbasen





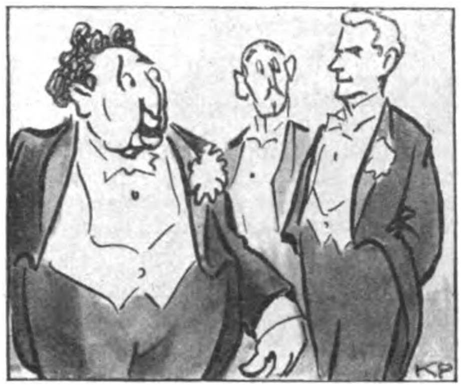
„Weißt du schon, mein geschiedener Mann heiratet wieder!"

„Tröste dich, der fällt wieder herein!"



„Ich werde Ihnen einen Rubin schenken, gnädiges Fräulein, der so rot ist wie Ihre Lippen."

„Dann aber, bitte, echter als mein Lippenrot."



Dolmetscher zu deutschem Musiker: „Sie müssen den Kapellmeister Monsieur Itzig mit ‚Mon cher confrère' anreden!"

Der deutsche Musiker: „Aah, mon cher frère Cohn . . ."



„Männe, bitte, bitte! Ich will ein Weihnachtsgeschenk kaufen!"

„Mein Geschenk oder dein Geschenk?"

„Dein Geschenk!"

„Mein Geschenk?"

„Nee, mein Geschenk!"

„Hm — also dein Geschenk?!"

„Nee, dein Geschenk!"

„Na, is ja wurscht, hier hast du zehn Mark!"



„Ob es das wirklich gibt: Ein entwaffnendes Lächeln?"

„Natürlich, bei mir zum Beispiel!"

„Soo? Dann bringe das doch der Abrüstungskonferenz mal bei!"



„Oh, Sie armer Mann, Sie haben wohl Zahnweh?"

„Nee, ick vabinde ma bloß die Ohrn von wejen det olle Jedudel!"

RÄTSEL

Weihnachtsrätsel

Er deckt mit flaumigen weißen Flocken
Die harten Schründe, den spitzen Stein: —
So möge Verstehen die Wege ebnen,
Auf daß die Völker sich nicht mehr entzwei'n.

Das zweite Wort stöhnt ins Ohr dir die Bitten
Von Tausenden, die Schweres gelitten,
Die um Erbarmen müssen fleh'n. —
Wer kann an dem Schrei vorübergeh'n?

Rastlos drehen sich Räder und Schrauben,
Rastlos schafft die fleißige Hand
Bis in dem Wort nach geistvollem Plane
Durch stete Arbeit das Wort entstand.

Binde zwei drei mit dem Zeichen, dem kleinen!
Lass' eins zwei drei sich zum Nennwort vereinen!

Wenn alle opfern, muß Großes werden:
Versunken des ersten Schrecknis und Not,
In warmer Stube duftet das Brot,
Es leuchten die Weihnachtskerzen
In Kinderaugen und -herzen — — —
Ein Engel singt: „Friede auf Erden!"

Rösselsprung

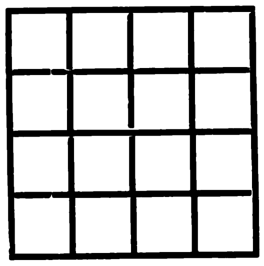
	chen	sich	se	des	die	und	
in	bö	schnei	li	fremd	ge	scheins	sind
zu	was		welt	heisst		bei	trennt
und	der	end	den	den	ber	das	im
un	zwei	gut	lau	heit	ew	um	eins
glei	en		kart	doch		a	der
li	im	fen	ab	gen	wahr	d	hin
	chen	ni	sich	ek	stands	in	

Verschmelzungsrätsel

Die nachstehenden Wörter sind zu einem Worte der angegebenen Bedeutung zu verschmelzen. Bei richtiger Lösung nennen die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter einen deutschen Dichter.

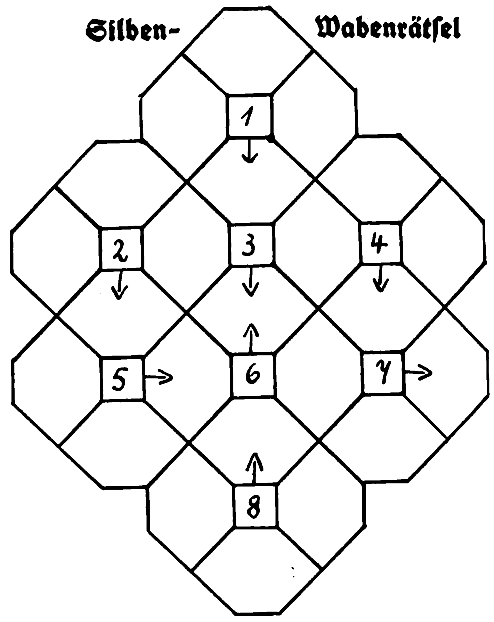
Dom — Seide	trojanischer Held
Lauf — Zinne	Erkältungskrankheit
Peer — Ute	Muse
Ester — Trim	Bezeichnung für ein Vierteljahr
Rest — Gier	Verzeichnis
Horn — Seil	Stadt in Westfalen
Lea — Chor	Seuche
Hund — Lore	Zierstrauch
Tang — Mire	Auswanderer
Ochs — Siam	deutscher Dichter
Terek — Milo	Längenmaß
Dos — Air	kurzes Gesangstück
Giro — Lotte	Oper von Verdi
Rute — Ibis	römischer Kaiser

Magisches Quadrat



Die Buchstaben: a a d d e e e g g g l m o o r r sind in obige Figur so einzusetzen, daß in den waagrechten und senkrechten Reihen gleiche Wörter folgender Bedeutung entstehen: Gehalt, Liebesgott, Edelmetall, Planet.

Silben-Wabenrätsel



Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und sind in Uhrzeigerrichtung zu lesen Sie bedeuten. 1 spartanischer König, 2. Opernkomponist, 3. Singstück, 4. Blume, 5 Renaissancemaler, 6 Menschenfresser, 7. Stadt am Jonischen Meer, 8. Musikinstrument.

Guter Rat

Baust du ein Haus, so hast du Grund,
„Ihn" anzuschauen manche Stund'.
Denn wenn es steht,
Dann ist's zu spät:
Der Kopf sei fest,
Sonst droht der Rest!

Schlapp gemacht

Wenn der Zweite das Erste ist,
Wird nie ihn locken das Ganze,
Nicht des Ganzen edle Drei,
Die auch ruft zu Jagd und Tanze.

Silbenrätsel

Aus den Silben: ar bald be be be be bel da de den diph do e eb eg el en ex jug ge gen gold gud i i klu kun la li ma mi na ne ne ne nes ni nis no o rat re ri run sel si siv the the ti tis trieb ur vos sind 21 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten und letzte Buchstaben von unten nach oben gelesen einen Ausspruch unseres Führers ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1 Schweizer Kurort, 2 geographischer Begriff, 3. kleinasiat Königreich, 4. Naturerscheinung, 5. Badeplatz an der Adria, 6 ausschließlich, 7. Berechtigung, 8. Vorgang in der Natur, 9. Wandervölker, 10 Putzmittel, 11 Alarmapparat, 12. Männername, 13. nordische Sagengestalt, 14. landwirtschaftliches Gerät, 15. Fabrikunternehmen, 16. amtliche Bestätigung, 17. Gewebe, 18 Kinderkrankheit, 19. Mädchenname, 20 Stadt in Württemberg, 21. südamerikanischer Staat

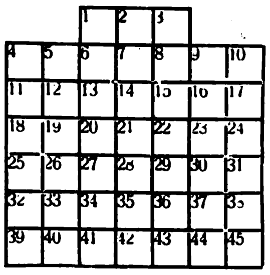
1 .... 12 ....
2 .... 13 ....
3 .... 14 ....
4 .... 15 ....
5 .... 16 ....
6 .... 17 ....
7 .... 18 ....
8 .... 19 ....
9 .... 20 ....
10 .... 21 ....
11 ....

Gegensatzrätsel

Von folgenden Wörtern sind solche mit gegensätzlicher Bedeutung zu suchen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben einen Wunsch für unsere Leser.

Trauer, Unrecht, fruchtbar, dunkel, fest, himmlisch, Ordnung, Anfang, Lüge, fremd, Festland, Tiefe, Tag, Jugend, sanguinisch, Leben, weit, immer.

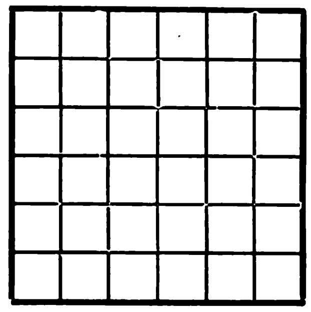
Zahlen-füllrätsel



In obige Figur sind die durch nachfolgende Zahlen gewonnenen Buchstaben in die Felder mit gleicher Zahl einzutragen, so daß sich von 1—45 gelesen die Wörter zu einem Ausspruch Friedrichs des Großen ergänzen.

22 37 13 3 13 40 2 31 = Frankenkönig
1 10 7 16 32 9 = Kalendermonat
19 4 5 6 14 = Hieb- und Stoßwaffe
8 12 33 23 31 17 26 = Kriechtier
36 38 21 24 28 42 = Eilbote
18 11 20 42 15 = Naturerscheinung
27 32 22 11 24 25 10 37 37 = Singvogel
29 13 35 45 34 = Schmetterling
39 41 42 13 36 = deutscher Dichter
30 10 45 43 32 37 44 = Fußbekleidung
(ch = 1 Buchstabe)

Diagonalrätsel



In obige Figur sind Wörter folgender Bedeutung einzusetzen: Gesteinsart, europäische Hauptstadt, Heilstätte, Hiebwaffe, Bildhauerarbeit, Getreideart. Die Diagonale von links oben nach rechts unten ergibt einen deutschen Dichter.

Zahlenrätsel

1 2 3 4 2 5 6 = Himmelsgegend
7 1 5 8 9 = Eiland
10 2 3 11 = Behälter
2 1 8 12 7 1 = Sängerin
9 8 13 3 14 = aussätzige Krankheit
14 6 15 8 1 = europäische Hauptstadt
16 17 8 3 = Flußbegrenzung
5 2 3 14 16 = schlesische Stadt

Die Anfangsbuchstaben ergeben den Namen des Weihnachtsmannes.

Lösungen der Rätsel in Folge 49:

Füllrätsel: 1. Gruft — Taube, 2. Lehar — Rebus, 3. Adige — Echec, 4 Upolu — Unruh, 5. Biene — Essaw, 6 Elvas — Sppri, 7 Nurmi — Ilias, 8 Urban - Nogat, 9 Nystad — Drube, 10. Drang — Geyer = „Glauben und Treue sind Geschwister." ✱ **Magisches Quadrat:** Ries, Imme, Emmi, Seil. ✱ **Zahlenrätsel (Blumen):** Erika, Dahlie, Enzian, Lilie, Wicke, Ehrenpreis, Immortelle, Seerose, Sonnenblume = Edelweiß. ✱ **Leichte Ware:** Staub ✱ **Silbenrätsel:** 1. Indanthren, 2 Medea 3. Flugzeug, 4. Aspirin, 5. Lori, 6. Limassol, 7. Eberesche, 8. Nehrung, 9. Lietzmann, 10 Adele, 11 Unterlauf, 12 Futterbau, 13. Erinna, 14. Nogat, 15 Ignatius, 16 Magen, 17 Stola, 18. Ädem, 19 Rebell, 20 Zobel, 21 Escudo, 22. Novalis, 23 Spinne, 24. Rienzi, 25. Iwanow, 26. Nathan, 27 Granate = „Im Fallen laufen, im Stürzen springen – Wie soll man's taufen? Gelingen!" ✱ **Zahlenfüllrätsel:** Edikt, Erker, Stenografie, Bacharach, Vesuv, Geisel, General, Edda, Neger, Novelle, Kakadu, Tusnelda, Stiel, Eidam, Schüssel, Nibelungen, Nüster, Figaro = Keine Deutschen für einen neuen Krieg, aber für die Verteidigung seines Vaterlandes das gesamte Volk! ✱ **Alt und neu:** Schrift. ✱ **Buchstabenaustauschrätsel:** Sinn, Tugend, Aller, Bau, Sage, Christ, echt, Fee, Ehre, Ruß, Rachen, Salz, Tücke, Riegel, Ohr, Esche, Haß, Macht = Stabschef Ernst Roehm. ✱ **Rätsel:** Arm, Arme, Armee. ✱ **Diagonalrätsel (deutsche Städte):** Barmen, Meißen, Murnau, Köslin, Danzig, Plauen = Berlin. ✱ **Gegensatzrätsel:** Bunt, alt, leicht, dumpf, unten, rauh, Verständnis, Oase, nichts, schlecht, immer, rein, abends, Chaos. Lösung: Baldur von Schirach.

Germanische Gotteshäuser (Schluß von Seite 1716)

schmal gebaut werden, da sonst die spitzgieblige Dachkonstruktion — ohne Dachstützen im Innern — nicht möglich gewesen wäre. Das Tiefgrab, das sich stets an dem einen Ende des Grundrisses befindet, deutet Wille als Ruhestätte führender Männer. Die Decksteine, die das Grab bedeckten, bildeten nach seiner Meinung den Altar, auf dem die heilige Flamme loderte. Damit glaubt Wille auch einen Beweis für die kultische Bedeutung der langgestreckten Hallen gefunden zu haben, und er nennt sie daher Gotteshäuser.

Hoffentlich werden die aufsehenerregenden Deutungsversuche Willes der germanischen Vor- und Frühgeschichtsforschung, die bisher allzu sehr mit der Teilnahmslosigkeit der Öffentlichkeit und der Interesselosigkeit des früheren Regimes und der früheren Weltanschauungen zu kämpfen hatte, einen neuen Ansporn geben. Von wissenschaftlicher Seite wird uns mitgeteilt, daß ein eindeutiges Urteil über die „Hünenbetten" nur auf Grund neuer Grabungen und Forschungen im Oldenburger Land möglich sei. Es wäre wünschenswert, daß diese Grabungen baldmöglichst unter der sachverständigen Leitung der Fachwissenschaft und unter Heranziehung des Architekten Hermann Wille, der ja gerade in seiner Eigenschaft als Architekt einen ganz neuen Gesichtspunkt gefunden hat, durchgeführt würden.

(Hermann Wille hat in dem soeben erscheinenden Buche „Germanische Gotteshäuser" [bei Köhler & Amelang in Leipzig] die Wege und Ergebnisse seiner Forschungen niedergelegt.)

*

Schlagfertige Antwort

„Wie, essen Philosophen auch Leckereien?" fragte einst ein großer Herr den Philosophen Descartes, als dieser es sich recht gut schmecken ließ. „Warum nicht", erwiderte der Philosoph, „glauben Sie denn, die Natur habe die guten Sachen nur für die Dummköpfe hervorgebracht?"

Verlag: Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11-17, Fernsprecher: 20647 u. 22131. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post und durch jede Buchhandlung monatlich 86 Pfennig, durch Umschlag M. 1.45. Bei Zustellung ins Haus kostet der „Illustrierte Beobachter" 2 Pfennig Zustellgebühr mehr. Unsere Lieferanten sind daher berechtigt, die Zeitschrift mit 22 Pfg. frei Haus zu liefern. Versand ins Ausland durch Umschlag monatlich M. 1.45, für Länder mit ermäßigtem Porto M. 1.25. Postscheckkonto: München 11346; Wien: 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern, Postscheck III 7205. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank, Filiale Kaufingerstraße. / Der „Illustrierte Beobachter" erscheint wöchentlich am Samstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39/II, Fernruf: 20755 und 20801. Hauptschriftleitung und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dietrich Loder, München; Berliner Schriftleitung: Dr. Hans Diebow; verantwortlich für Anzeigen: Erwin Finkenzeller, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn G. m. b. H., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung, Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Adressenvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Organisationsleben muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.

[A B C D E F] Diese Ausgabe darf in Lesezirkeln nur geführt werden, wenn sie im Kopf als Lesezirkel-Ausgabe kenntlich gemacht ist

Schach-Beobachter

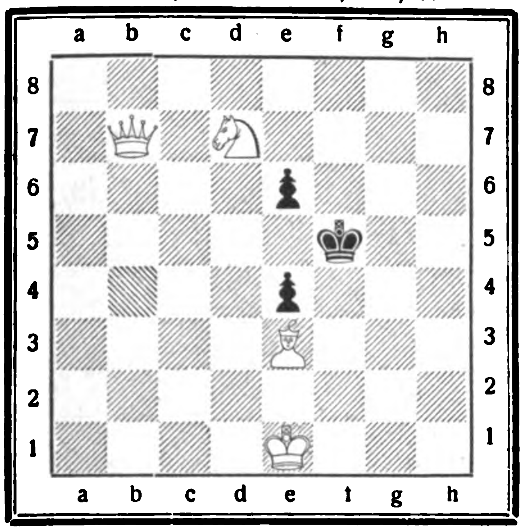
Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck.)

Von K. E. Olszewski, München, seinem lieben Kollegen Kunstmaler C. J. Bauer gewidmet.

Schwarz, 3 Steine: Kf5, Be4, e6.



Weiß, 4 Steine: Ke1, Db7, Le3, Sd7.

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Eine reizende Kleinaufgabe.

Partie

aus dem Kongreß des Niederelbischen Schachbundes in Hamburg 1933.

Weiß: Schlender, Kiel. Schwarz: Gräßler, Hamburg. (Damengambit.)

	Weiß	Schwarz
1.	d2—d4	d7—d5
2.	Sg1—f3	Sg8—f6
3.	c2—c4	c7—c6
4.	e2—e3	Lc8—f5
5.	Sb1—c3	e7—e6
6	Lf1—e2	Sb—d7
7.	0—0	Lf8—d6
8.	Lc1—d2	Sf6—e4
9.	Ld2—e1	h7—h5![1]
10.	c4×d5	e6×d5
11.	Ta—c1	g7—g5!
12.	Sf3—d2	g5—g4
13.	f2—f3?[2]	L×h2†!
14.	K×Lh2	g4—g3†
15.	L×g3[3]	S×Lg3
16	K×Sg3	Th—g8†
17.	Kg3—f2	Tg8×g2†!
18.	K×Tg2[4]	Dd8—g5†
19.	Kg2—h2	Dg5—h4†
20.	Kh2—g1	Dh4—g3†
21.	Kg2—h1	Dg3—h3†
22.	Kh1—g1	0—0—0!
23.	e3—e4[5]	Dh3—g3†
24.	Kg1—h1	Dg3—h4†
25.	Aufgegeben, da Tg8††[6]	

[1] Weiß spielt zu vorsichtig und zaghaft und läßt jeden Angriffsgeist vermissen. Schwarz nimmt diese Gelegenheit wahr und greift den feindlichen Königsflügel an.

[2] Ahnungslos von den nun folgenden schwarzen Figurenopfern spielte Weiß f3.

[3] Der Läufer muß schlagen, da sonst auf Kg1 Dh4 folgen würde.

[4] Auch dieses hübsche Turmopfer muß Weiß annehmen.

[5] Auf Kf2 lockt die Dame den König durch ein „Zurückholungsschach" wieder zu sich.

[6] Diese hübsche Partie zeigt deutlich, daß die These: „Der Angriff ist die beste Verteidigung" voll und ganz auch auf den Schachkampf zutrifft.

Aufgabelösung aus Folge 46

„Hindenburgs Sieg bei Tannenberg" von Victor Rogoschin, Bad Nauheim.

Zweizüger: Weiß Ke3, Te1, Sb4, Sh4, Bd2, d5, f2, f5. (8)

Schwarz: Ke5, Te6, Bd3, d6, e7, f3, f6. (7)

1. Schlüsselzug Te1—e2!!

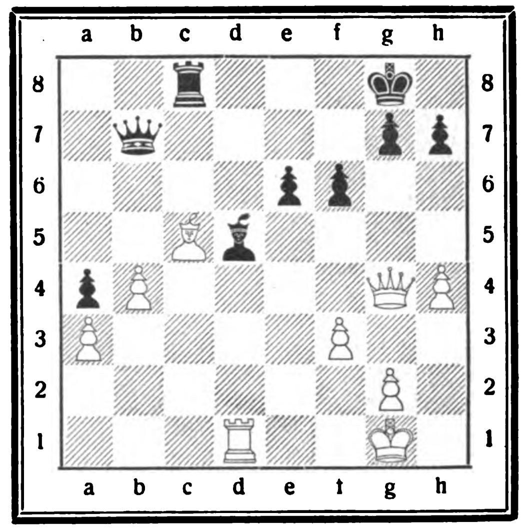
Richtig gelöst: Christian Donhauser, Bad Tölz; Albert Schlenker, Schwenningen; Gerald Martin, Heidelberg; Karl Gillhausen, Köln-Dellbrück; Erwin Müller, Vegesack (Bremen); L. Schlobach, Rochlitz; Carl Rothmund, Altshausen; Wilh. Bartsch, Seebad Märchenwiese; Frau Kl. Dudenhöffer, Osterath; Josef Holler, Ebersberg; Curt Velten, Altena in Westf.; Fritz Keßler Lützelhausen; Emil Moses (Arier), Freckenhorst in Westf.; Karl Hausmann, Stürzelbach Altenkirchen; Georg Steeger, Nürnberg; Hans Semmel, Neuenhaßlau; E. Krenzien, Flensburg; Herm. Heinbach, Wetzlar; Hans Franke, Düsseldorf; Mich. Riehm, Lebach (Saar); Geh. Reg.-Rat W. Treptow, Berlin Charlottenburg; Aug. Wilh. Heilhack, Berlin-Tempelhof; Paul Kaernbach, Breslau; Elx. Gerth, Gera; A. Gieg, Kassel; Hans Seidel, Hirschfeld bei Leipzig; Curt Hütter, Eppendorf (Sa.); Nr. 44 und 46 Gustav Peipers, Eckardtsheim in Westf.; J. Weimer, Herborn; W. Eichentopf, Suhl (Thür. Wald); Leonhard Dorn, Sembach (Pfalz); Rechtsanwalt Alex. Merkle, Stuttgart; Lehrer E. Volze, Achenbach; Max Giglberger, München; Hans Schäfer, Kassel; Adele Berkhan, Herzberg; Willi Mechnich, Freinsheim; Paul Schade, Bad Warmbrunn (Schlesien), sandte uns folgende hübsche Lösung:

„Ein ‚Heil Hitler' aus dem Schlesierland,
aus Freude, weil ich die Lösung fand;
denn zieh' ich den Turm e1 nach e2!,
ein Bauer wird bestimmt dann frei,
der stürmt hervor, aus der Grundstellung 'raus,
und mit dem ‚Russen' ist's endgültig aus!"

Fallenleger!

Zu folgender interessanten Stellung kam es in einer Partie zwischen

Klieber (Weiß) und N. N. (Schwarz).



Schwarz am Zuge spielte Db5 und glaubte damit den Gegner durch eine schlau gestellte Falle überlisten zu können.

Es folgte ganz wunschgemäß: T×Ld5! Durch den Zug f6—f5 (Gabel) wollte Schwarz die Qualität gewinnen. Aber es kam anders, als er dachte! Er fällt nun selbst in die Grube, die er dem anderen gegraben hat! Wodurch?

Lösung:

Durch das ebenso hübsche wie starke Damenopfer D×g7+!! K×D; nun folgt das Abzugschach Ld4+ und Weiß gewinnt die Dame zurück. Als Zuwaage behält Weiß einen stattlichen Läufer. Eine amüsante Überlistung!

Zur Sonntagsreiterei.

In der Sonntagsreiterei
machten Ziffern Meuterei.
Statt Springer reitet nach e4
Be5 holt er dafür.
Der König gab wohl auch nicht acht,
des Feld's zur Seit' auf d8.
Nun ist's berichtigt! Seht ihr Löser!
Zur Befriedung aller Leser. B.

(Lösungen aus den geraden Folgenummern sind an Jos. Benzinger, Bayerstraße 99/2, München, zu richten.)

ANEKDOTEN

Kleine Geschenke

Montesquieu stritt einst mit einem Gelehrten über einen wissenschaftlichen Gegenstand. „Sie sollen meinen Kopf haben, wenn meine Meinung nicht die richtige ist“, sagte der letztere. „Ich nehme Ihr Anerbieten an“, versetzte Montesquieu, „denn kleine Geschenke erhalten die Freundschaft“.

*

Der geistesgegenwärtige Leibniz

Leibniz fuhr einmal allein in einer elenden Barke von Venedig nach Messala. Unterwegs kam ein heftiger Sturm auf, und der Schiffer, der nicht glaubte, daß der Deutsche ihn verstände, und den er als einen Ketzer für die Ursache der Gefahr hielt, die seiner Barke drohte, schlug seinen Matrosen vor, den Passagier ins Wasser zu werfen, vorher aber ihn seiner Waffen und seiner Barschaft zu berauben. Leibniz aber hatte alles wohl verstanden. Ohne die geringste Unruhe zu verraten, zog er einen Rosenkranz aus der Tasche und begann ihn sehr andächtig und gelassen durch die Finger laufen zu lassen. Die Matrosen, die dies sahen, sagten zu dem Schiffer, der Fremde könne kein Ketzer sein, es sei daher Unrecht, ihn über Bord zu werfen. So rettete Leibniz durch Geistesgegenwart und philosophische Ruhe sein Leben.

*

Kant und die vielen Finger

Zelter schrieb am 6. Dezember 1826 an Goethe: Unser verstorbener, vom Alten Fritz sehr hochgehaltener Geh. Finanzrat Wlömer war einst nach Königsberg zur Revision der dortigen Bank gesandt. Dort findet er nach 40 Jahren einen ehemaligen Stubenburschen, den alten Kant, wieder, und man freut sich heut und früherer Jahre. „Aber“, spricht Kant, „hast Du Geschäftsmensch auch wohl einmal Lust, meine Schriften zu lesen?“ — „O ja, und ich würde es noch öfters tun, nur fehlen mir die Finger.“ — „Wie versteh ich das?“ — „Ja, lieber Freund, Eure Schreibart ist so reich an Klammern und Vorbedingtheiten, welche ich im Auge behalten muß. Da setze ich denn einen Finger aufs Wort, dann den zweiten, dritten, vierten, und ehe ich das Blatt umschlage, sind meine Finger alle.“

*

Der Arzt und der liebe Gott

Am 22. Oktober 1829 schrieb Zelter an Goethe: Unser Hufeland, den Du kennst, stellt den alten Geh.-Rat Dr. Heim zur Rede über den häufigen Gebrauch des Arseniks bei gewissen Krankheiten; besonders aber über den Schaden, welchen junge Ärzte durch sein Beispiel anrichten. „Wie wollen Sie, lieber Freund, es an jenem Tage bei Gott verantworten, wenn er Ihnen die Rechenschaft dafür abfordert? Was können Sie dann sagen?“ — „Was ich sagen werde? He? (indem er seine Hand auf Hufelands Schulter legt): ich werde ihm sagen: Alter Junge das verstehst Du nicht!“

Kl.









DR. F. BURG:

Der modernste Detektiv

DIE CHEMIE IM DIENSTE DER VERBRECHENBEKÄMPFUNG

Conan Doyle hat mit seinem Sherlock Holmes wohl am stärksten unsere Vorstellungen von einem modernen Detektiv beeinflußt. Mit einem unheimlichen Scharfsinn ausgestattet, in den gefährlichsten Lagen von unwahrscheinlichstem Glück begünstigt, kaltblütig und mutig, nur von idealen Motiven geleitet, hilft er der bedrohten Menschheit im Kampf gegen finsteres Verbrechertum.

Es gibt aber einen Detektiv, der unter weit weniger romantischen Umständen arbeitet als dieses Muster eines perfekten Detektivs, trotzdem aber sicherere Resultate erzielt. Von der Vielseitigkeit der Chemie als Detektiv hat man noch wenig Kenntnis in der Öffentlichkeit, eben weil sie als Wissenschaft anspruchslos auftritt. Nichtsdestoweniger ist gerade sie geeignet, aus geringsten Spuren Rückschlüsse ziehen zu lassen, die auch durch noch so genialen menschlichen Scharfsinn nicht ermittelt werden könnten. So weiß man z. B. allgemein, wie wichtig bei vielen Verbrechen die Untersuchung von Leichen auf Vergiftungserscheinungen hin ist. Solche Untersuchungen können unter Umständen notwendig werden, wenn die Leiche längst verfallen ist. Aber auch in einem solchen, scheinbar hoffnungslosen Falle erwies sich die Chemie nicht als ratlos. Sie ging davon aus, daß im Falle einer Vergiftung die Verwesungsprodukte in das Holz des Sarges und die umgebende Erde eingegangen sein müßte, und eine Untersuchung des Holzes und der Erde ergab auch das Vorhandensein des vermuteten Giftes.

Die Chemie müßte für jeden Verbrecher die Forderung aufstellen, staublos zu arbeiten. Das ist natürlich unmöglich, und so ist der chemisch untersuchte Staub zu einem wichtigen Hilfsmittel der Kriminalistik geworden. Aus dem Staub kann man häufig die Berufe erkennen, und bei vielen Verbrechen ist ja die Frage nach dem Beruf, als für gewisse charakteristische Einzelheiten des ausgeübten Verbrechens kennzeichnend, von ausschlaggebender Bedeutung Es sind vor allem die Kleider, die bei einer solchen Staub-Untersuchung herangezogen werden, aber auch Brieftasche, Portemonnaie, Taschenmesser und ähnliche Gebrauchsgegenstände, die man bei sich zu führen pflegt, ergeben aufschlußreiche Anhaltspunkte Einmal wurde ein Täter überführt, weil er nicht auf seinen Stiefelabsatz geachtet hatte. Im Schmutz, der sich daran befand, zeigte sich nämlich bei der Untersuchung ein Farbstoff, der vorzugsweise bei der Herstellung von Fruchtsaft gebraucht wird. Eben dieser Nachweis schloß die Beweiskette.

In einem anderen Falle wurden einem Missetäter seine Hände zum Verderben. Um ausgiebig Telephondraht stehlen zu können, war er an Telegraphenstangen hochgeklettert. Diese Stangen waren aber mit Kupfervitriol imprägniert, und dieses Kupfervitriol ließ sich auch unwiderlegbar an seinen Händen nachweisen, ohne daß er in der Lage gewesen wäre, irgendeine Erklärung für seine Herkunft zu geben.

Wenn man vom vermuteten Täter nicht ein Geständnis seiner Schuld erlangen kann, muß er so weit wie möglich sein Alibi erbringen, er muß also nachweisen, wo er sich zur Zeit des Verbrechens aufgehalten hat, daß er z. B. an einem anderen als dem Orte des Verbrechens gewesen ist. Die Nachprüfung eines solchen Alibis pflegt zu den wichtigsten, aber häufig auch zu den schwierigsten und langwierigsten Teilen eines Verfahrens zu gehören. Auch hier leistet die Chemie die wertvollsten Dienste. Ein des Mordes Verdächtiger bestritt z. B heftig, sich auf dem Grundstück des Ermordeten aufgehalten zu haben. An seinen Schuhen aber konnte man Rotsandstein nachweisen, der sich auch auf diesem Grundstück befand, so daß der Verdächtige diesen Teil seines Alibis nicht mehr aufrechterhalten konnte. Aus dem Nagelschmutz lassen sich Schlüsse auf den Aufenthaltsort und die Geräte ziehen, die zuletzt gebraucht wurden. Die Entleerung des Darminhaltes am Ort der Tat kann ein noch so schön zurechtgemachtes Alibi zunichte machen. Man kann daraus nämlich Darmkrankheiten, Darmparasiten usw. feststellen, die im Verein mit anderen Tatsachen zur Widerlegung anderer Angaben zur Überführung des Täters führen.

Wenn bei der Begehung eines Verbrechens Blut geflossen ist, können Spuren dieses Blutes zu den wichtigsten Beweismitteln werden. Allerdings können Verdächtige das Vorhandensein von Blutflecken als harmlos hinstellen, indem sie etwa erklären, es rühre von Nasenbluten her und dergleichen. Die moderne Blutgruppenforschung kann aber hier dem Täter Fallen stellen, von denen er nichts ahnt. Gehört nämlich das Blut an der Kleidung einer anderen Blutgruppe an als der des Täters, dann ist damit der Beweis erbracht, daß die Blutflecken nicht von ihm selbst herrühren können. Am schwierigsten dürfte es scheinen, bei Brandstiftungen Spuren, die mit der Ausübung des Verbrechens zusammenhängen, zu ermitteln. Hier kommt es vor allem auf die Feststellung von Resten der vielleicht verwandten Brandmittel an. Dafür sind besondere Methoden ausgearbeitet worden, die mit Hilfe gewisser Farbstoffe das Vorhandensein solcher Materialien kenntlich machen

Die Chemie dient aber nicht nur dazu, Spuren begangener Verbrechen aufzudecken, man kann sie auch dazu verwenden, solche Spuren zu schaffen. Briefmarders kann man auf diese Weise leicht eine Falle stellen, indem man ihnen Briefe zuleitet, in die Farbstoffe eingestreut sind. Werden diese Briefe geöffnet, dann kommen auf den Händen diese Farben deutlich zum Ausdruck, die sich durch noch so heftige Waschbemühungen nicht entfernen lassen. Auch fliehenden Verbrechern kann es passieren, chemisch gekennzeichnet zu werden, wodurch ihre Verfolgung natürlich viel leichter zu betreiben ist; man verschießt Farben, die Haut und Kleidern anhaften und so zumindest für den Steckbrief recht auffällige Kennzeichen darstellen. Wenn auch die Chemie mit allen diesen und noch zahlreichen anderen Methoden nur eine jener Wissenschaften ist, deren die moderne Kriminalistik sich im Kampf gegen das Verbrechen zu bedienen gelernt hat, so kommt ihr doch infolge ihrer Vielseitigkeit und Unauffälligkeit eine besondere Stellung in ihrer praktischen Verwendung als Detektiv zu


Trommler
6 Zigaretten 20 ₰
STURM-ZIGARETTEN-FABRIK, DR
TROMMLER
ohne M.
m/Gold
m/Kork
3 1/3
Wer ſie einmal wählt,
iſt ihr immer verbunden.

Das Bergwerk in Lappland

(Text und Bilder von Oskar Weller)

Wenn man einmal nach Kiruna kommt, und Kiruna liegt immerhin 150 Kilometer nördlich vom Polarkreis im schwedischen Lappland, findet man ein munteres Städtchen mit neuntausend Einwohnern, drei Kinos und vier Kirchen. Das Büfett im Bahnhofshotel läßt eine Parade von zwanzig verschiedenen Vorspeisen aufmarschieren ... Braten, Fische und Salate; Renntierschinken, Renntierzunge ... viele gute Sachen. Die einfachen Häuser sind alle aus Holz und rot angestrichen; die besseren sind auch aus Holz, aber sie tragen Gelb.

Eine wohlhabende Stadt ... hier sind die berühmten Erzgruben; die ganze Welt braucht Eisen, viel Eisen ... für Automobile, Kohlenschaufeln, Kragenknöpfe ... und wenn die Geschäfte einmal schlecht gehen, so läßt man sich eben die Verträge ablösen, die die deutsche Stahlindustrie in den fetten Zeiten eingegangen ist. Das bringt auch was ein, nicht viel zwar: höchstens 38 Millionen im Jahr ... ist aber immer noch besser als mit der Gabel in die Wade gestochen.

Hinter der Stadt liegt ein See. Treuherzig blau leuchtet er in die Landschaft, und hinter dem See ist ein Berg — nicht sehr hoch: 250 Meter über der Stadt hört er schon wieder auf. Ein Berg ohne Gipfel. Ganz oben ist seine Kontur schnurgerade, wie abgesägt ... ach, dieser Gipfel ist schon längst durch die Hochöfen Europas und Amerikas gewandert, und mit jedem Jahr wird der Berg flacher und niedriger.

Kiruna ist eine sehr junge Stadt: knapp dreißig Jahre alt. Das, was sie dort Tradition nennen, ist ein wüstes Auf und Ab, voller Spekulation und guten wie bösen Konjunkturen.

Es hat einmal eine Zeit gegeben, im 17. Jahrhundert, da war Schweden ein sagenhaft reiches Land. In Falun wurde Silber und Kupfer gegraben und Mittelschweden lieferte 40 Prozent der damaligen Weltproduktion an Eisen. Bei dieser Gelegenheit haben sich die Schweden wohl ihre weltberühmte Eßfreude zugelegt („lieber viel, aber gut ...") und den reichlichen, vorwiegend innerlichen Gebrauch von konzentriertem Alkohol ... liebenswerte und angenehme Sitten, die sich bis auf unsere Tage recht gut erhalten haben.

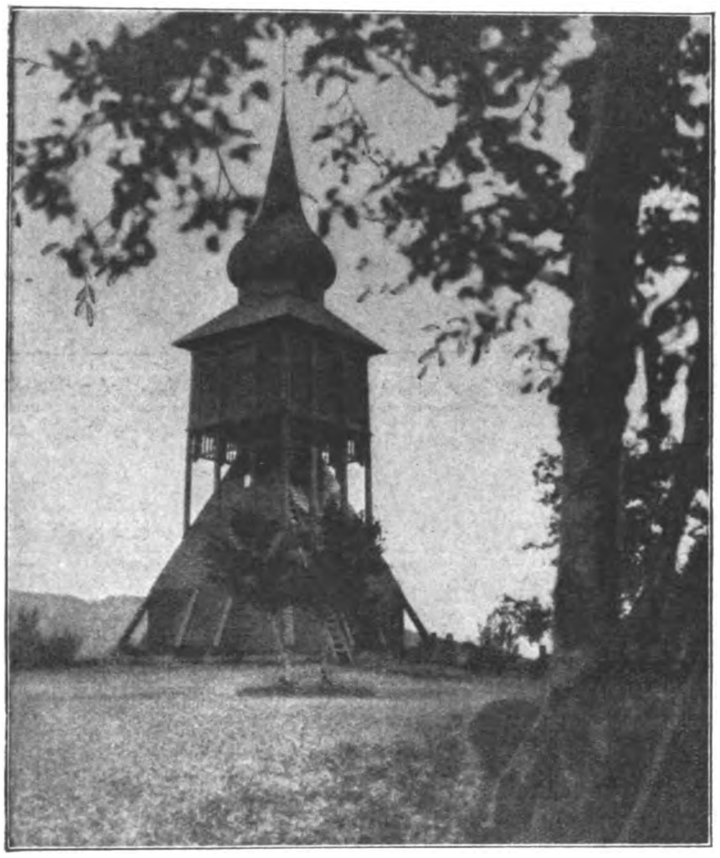
Die Gruben in Mittelschweden liefern eine phantastische Qualität, aber sie liefern zu teuer. Für Massenware kommen ihre Erze nicht in Betracht und der Absatz geht schon seit fast hundert Jahren immer mehr zurück.

Die Erzlager in Lappland werden erst seit einem halben Jahrhundert abgebaut, in großem Maßstab erst seit dreißig Jahren, und das hat seine guten Gründe.

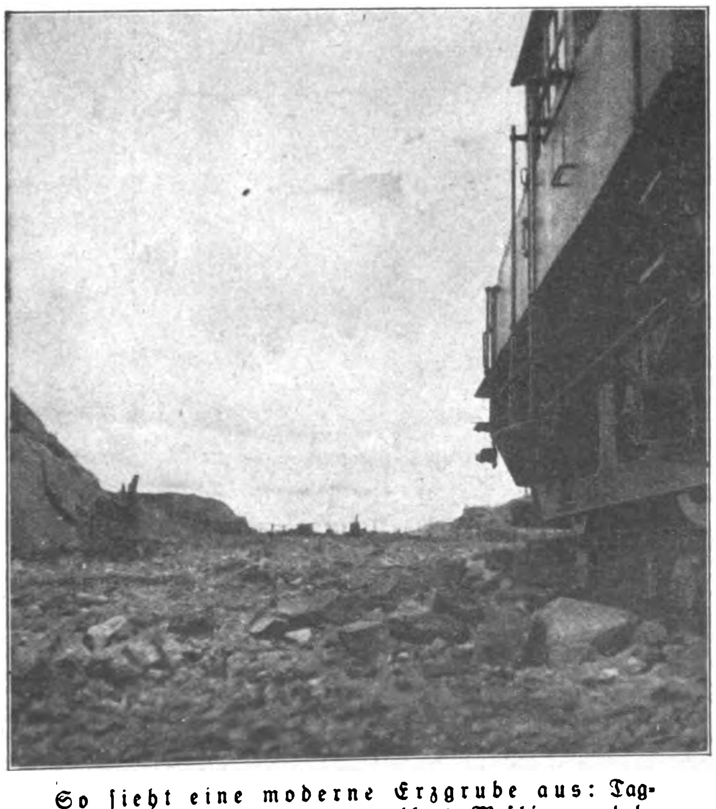
Lappland ist keine freundliche Gegend. Schwer, düster, bis um das Jahr 1900 kaum bewohnt. Reißende Flüsse mit tobenden Wasserfällen, dazwischen Seen, Sümpfe, lichte Wälder mit Milliarden von Stechmücken ... so ist Lappland im Sommer. Im Winter aber fällt das Thermometer ins Bodenlose, Stichproben mit 30 Grad minus sind nicht selten, Weihnachten 1929 haben sie am Kraftwerk Porjus 52 Grad unter Null gemessen ... das liest sich so schön hin, wenn man im geheizten Zimmer sitzt ... in der frischen Luft aber tun einem die Pfoten oft bärig weh, und die Nase nimmt eine seltsame weißliche Farbe an, so wie Elfenbein etwa. Kommt noch dazu, daß auf der Höhe von Kiruna im Winter die Sonne einen Monat lang nicht aufgeht, daß über den Schneefeldern nur vier Stunden lang eine fahle Dämmerung scheint.

Nun wären ja solche Unbequemlichkeiten noch nie in der Geschichte der Menschheit ein Grund gewesen, eine Möglichkeit der Existenzerhaltung oder des Geldverdienens zu übersehen. Walfischfänger im Eismeer können sich auch nicht über die laute Musik in der Tanzbar nebenan beschweren ... zum großen Kummer der Schweden war mit dem Lapplanderz lange Zeit einfach nichts anzufangen. Es ließ sich nicht schmieden, wurde rotbrüchig, enthielt viel zu viel Phosphor.

Bis im Jahr 1878 Thomas ein Verfahren fand: phosphorhaltige Erze werden in einer Bessemerbirne verhüttet, die mit Dolomitgestein ausgefüttert ist. Man setzt reichlich Kalk zu, der Phosphor wird frei und geht in die Schlacke über, die oben auf der Eisensuppe schwimmt. Und damit man gleich die berühmten zwei Fliegen mit einer Klappe schlägt, gewinnt man aus dieser Schlacke ein hochwertiges Düngemittel — das mit Recht so beliebte Thomasmehl.



Das Idyll: Glockenturm einer der vier Kirchen in Kiruna.



So sieht eine moderne Erzgrube aus: Tagbau — wenig Menschen — ausgezeichnete Maschinen — hohe Förderleistung. Nur der Absatz fehlt ...

Nun kam eine große Zeit für Lappland. Zuerst ging man nur an die Erzlager von Gällivare heran, baute eine Bahn nach dem Ostseehafen Lulea, und eine Zeitlang ging alles gut. Aber die Sache war zu sehr Spekulation gewesen, Bäume wachsen eben nicht in den Himmel, und nach einigen Jahren mußte der schwedische Staat helfend eingreifen. Inzwischen hatte man die Gegend um Kiruna etwas genauer betrachtet, noch nördlicher, noch wilder, noch einsamer, und dabei merkwürdige Entdeckungen gemacht.

Zuerst war eine staatliche Kommission da, die den Berg Kirunavaara untersuchte und Erzvorkommen feststellte. Mit dem essigsauren Humor des Bürokraten taufte der Leiter der Expedition die Gipfel des Berges nach dem Rang der Teilnehmer: der höchste hieß nun Staatsrat, und das ging herab bis zum Herrn Assessor zweiter Klasse, Gehaltsstufe 11 ... man hat sie alle mit Dynamit in die Luft gesprengt und dann exportiert — die Gipfel mit den schönen Namen.

Die Kommission zog wieder nach Hause, und dann war lange Zeit Ruhe — bis Hjalmar Lundbohm kam. Hjalmar Lundbohm war Staatsgeologe, untersuchte in amtlichem Auftrag den Berg Kirunavaara genauer und schätzte ein Erzvorkommen von rund einer Milliarde Tonnen, und das war vorsichtig geschätzt. Lundbohm verließ den Staatsdienst, wurde Direktor der Kirunavaara-Luossavaara-Gesellschaft, und unter seiner Leitung entstand im hohen Norden, in einer Gegend mit minus 1,5 Grad Celsius Jahresdurchschnittstemperatur, die Stadt Kiruna.

Das war vor gut dreißig Jahren. Man ging von Anfang an ziemlich robust vor, mit riesigen Baggern, mit Waggonladungen von Dynamit, eine klare, einfache Sache. Da aber das schönste Erz nichts nützt, wenn man es nicht verkaufen kann, mußte erst eine Bahn gebaut werden, hinüber nach Narvik, einem Fischerdorf von einigen hundert Einwohnern an der norwegischen Küste. Narvik ist ein eisfreier Hafen, und aus dem dreckigen Fischerdorf wurde eine leckere Stadt mit 6000 Einwohnern, die Bahn aber, die sich durch die wilden Schluchten des Gebirges zieht, ist eine der größten Ingenieurleistungen aller Zeiten.

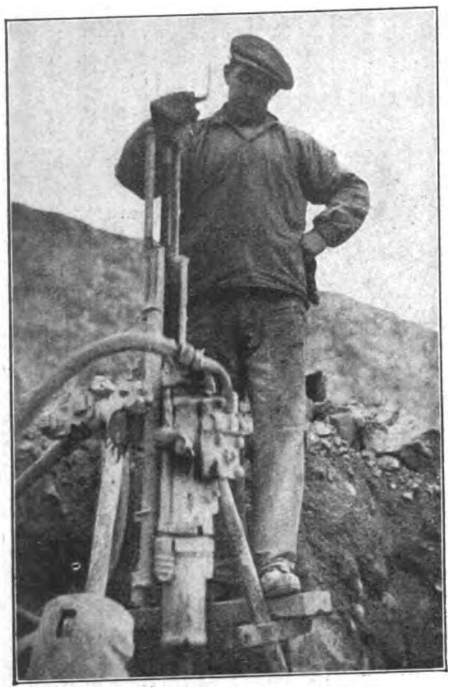
So entstand Kiruna — die Schöpfung eines Mannes: Hjalmar Lundbohm. Schon etwas solider als Gällivare, aber immer noch wild genug, mit Jahren maßlosen Verdienens und Zeiten stillen Abwartens.

Eigentlich ist der Erzbau von Kirunavaara die einfachste Sache der Welt. Durch den Berg zieht sich eine tiefe Furche: das Abbaufeld. Gähnend leer ... drei Kilometer lang, wohl einen halben Kilometer breit ... wenig Menschen, ein paar Gleise der Förderbahn, einige Bagger.

80 Kilo wiegt so ein Ingersoll-Hammerbohrer, der krachend das Gestein bearbeitet. Ein Zahnarzt könnte beim Anblick dieser Dinger neidisch werden. Ganze Batterien werden gebohrt, dann wird gesprengt, mit Dynamit natürlich ... es entsteht ein kleiner Schacht, der noch einmal ausgesprengt wird ... ein regelloser Haufen von zerschmettertem Gestein liegt da.

Und nun kommt auf einer Raupenkette ein Baggerkran angekrochen, rasselnd, mit einer dicken Kabelschlange, die ihn mit Drehstrom von 2000 Volt füttert ... dieser Bagger ist von einer ganz massiven Sorte: mit einem Löffelmaul, das drei Kubikmeter, 15 Tonnen, auf einmal faßt, räumt er bis zu 3000 Tonnen in acht Stunden weg.

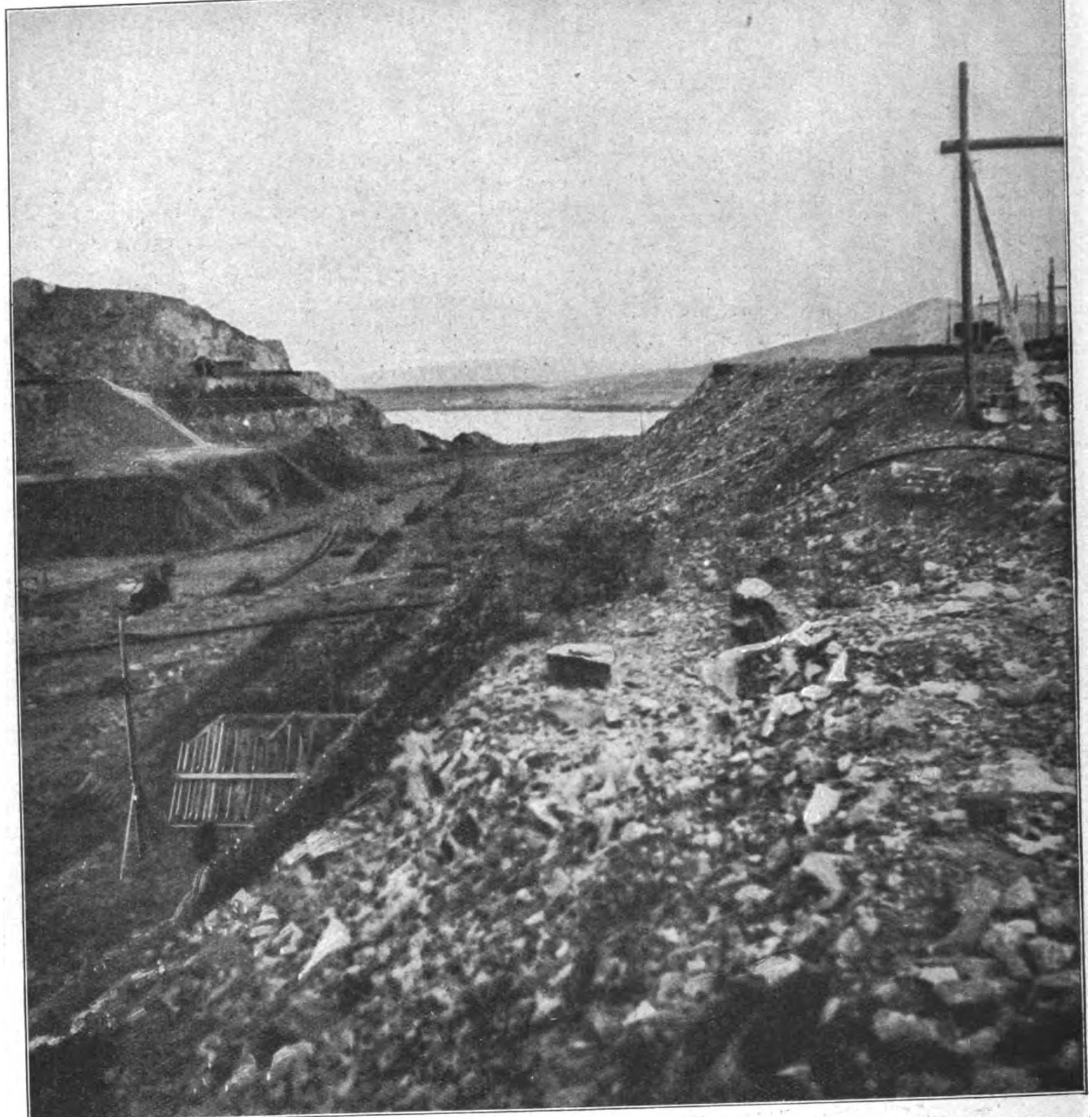
Ein Transportwagen nach dem andern wird beladen, ein Zug ist zusammengestellt, fährt keuchend und brummend ab, alles elektrisch. Er fährt nicht weit. Noch oben im Abbaufeld beginnt ein Schacht, vier mal vier Meter weit, der senkrecht ins Innere des



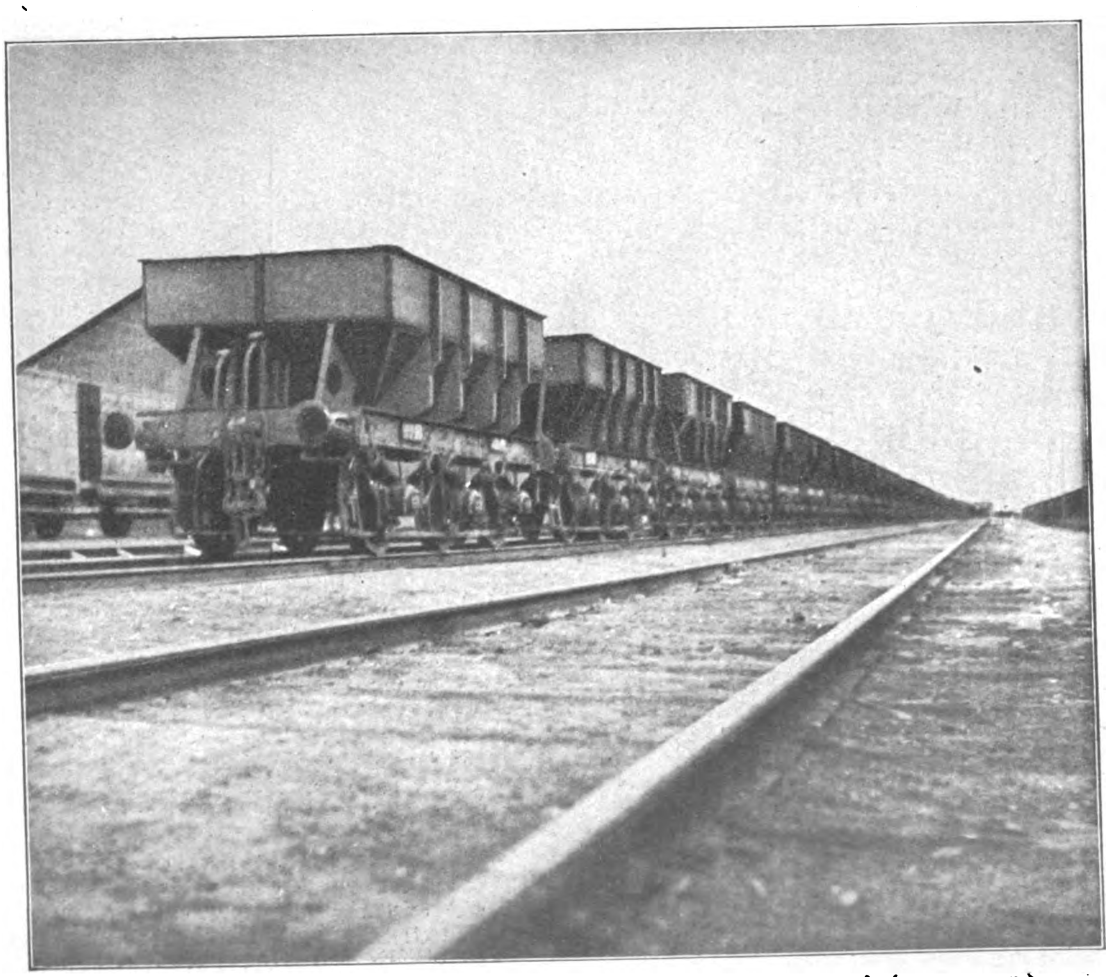
Dieser Mann verdient 18 Kronen pro Schicht und arbeitet gegenwärtig zehn Tage im Monat. Er wohnt billiger als sein deutscher Kollege, zahlt 27 Kronen für eine Küche mit Wohnstube in der Arbeitersiedlung, und wenn er einige Jahre bei der Gesellschaft ist, bekommt er gegen geringen Zins eine Hypothek, wenn er sich ein Haus bauen will. Er gibt bedeutend mehr für Essen aus als ein deutscher Arbeiter, das verlangt das Klima: bis zu 30 und 35 Grad Kälte im Winter! Dafür hat er aber auch jährlich 14 Tage bezahlten Urlaub.

Berges führt. In seine obere Mündung ist ein Brechwerk eingebaut, das 310 PS schluckt und die groben Brocken, die oft mehr als zehn Tonnen wiegen, bis auf eine Größe von dreißig Zentimeter zermalmt. Unterhalb des Brechwerks aber ist dieser Schacht eine gewaltige Vorratskammer.

Vom See aus führt ein Tunnel in das Innere des Berges, drei Kilometer lang, der dort endet, wo er mit dem Schacht



Das war einmal ein Berg mit lieblich geschwungenem Gipfel, wenn man den Erzählungen alter Leute glauben darf. Heute ist der Gipfel schon längst weggesprengt, 70 Millionen Tonnen Erz wurden in dreißig Jahren aus dem Berg geholt, die Furche wird jedes Jahr tiefer, und erst wenn man noch fünfzig Meter weiter nach unten gekommen ist, wird man zum bergmännischen Abbau mit Stollen und Schacht übergehen.



Auf Transportwagen wird das Erz bis zum Schacht gefahren — und unten warten schon die leeren Erzzüge.



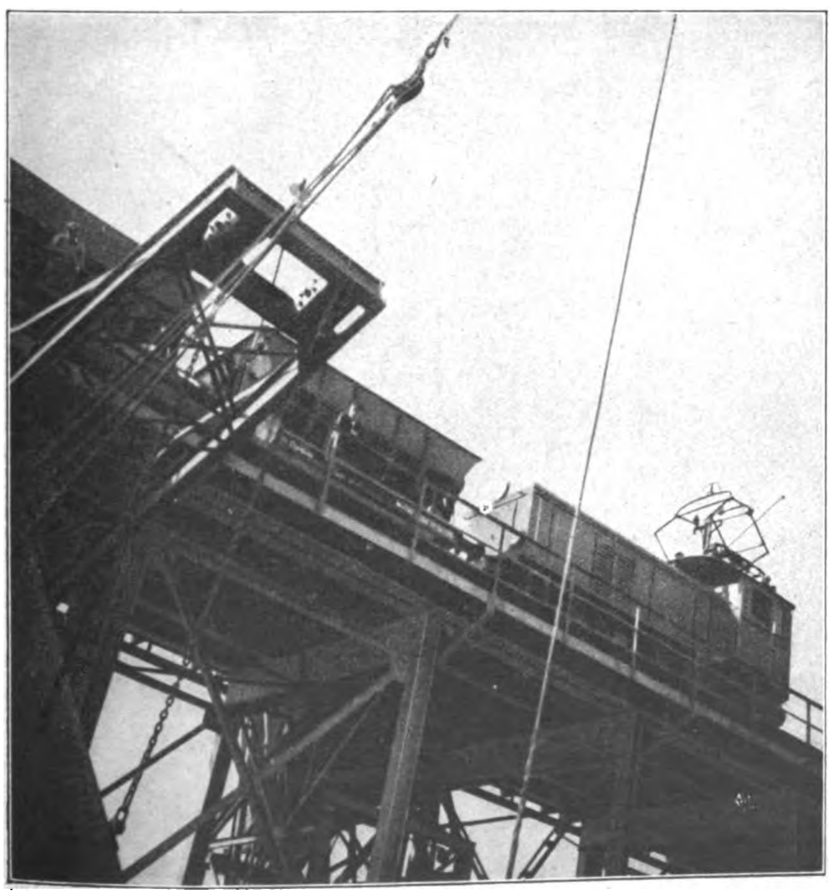
Hier ist einer der gewaltigen Löffelbagger — über 300 PS, 2000 Volt Drehstrom, der im Bagger selbst auf 380 Volt transformiert wird. Tagesleistung: bis zu 3000 Tonnen!

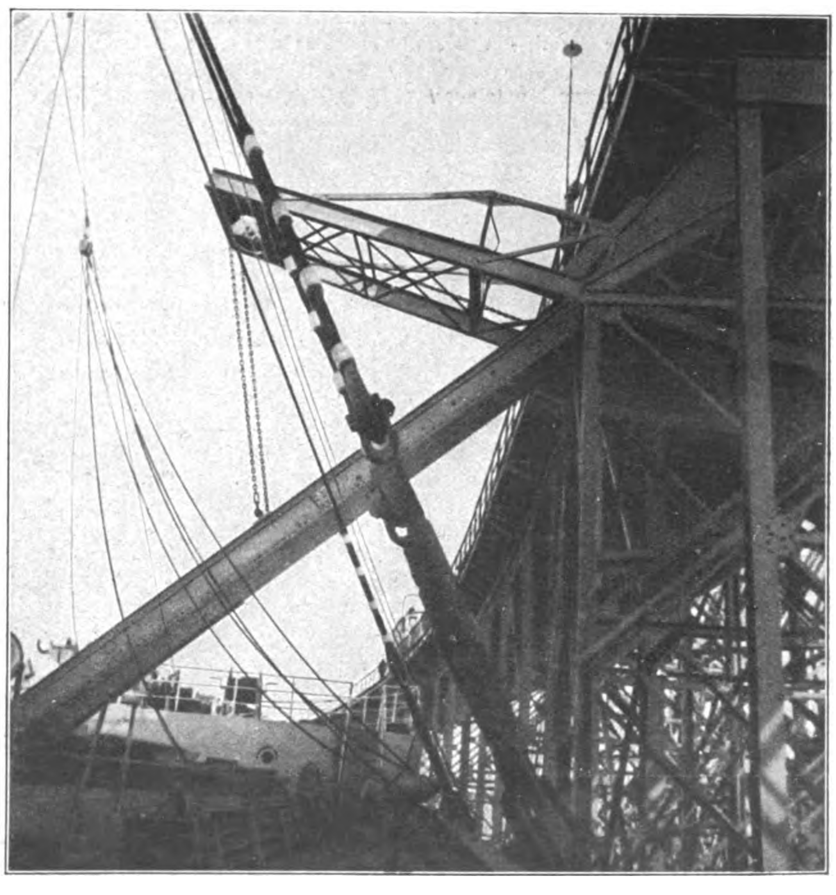
zusammentrifft. Die Erzzüge der schwedischen Staatsbahn fahren in den Berg hinein, bis unter die Mündung des Schachts, jetzt steht der erste Waggon auf der Waage, eine Klappe öffnet sich und nun poltert aus dem gigantischen Magazin das Erz herab, zwanzig Sekunden lang . . . die Waage zeigt an, daß 35 Tonnen geladen sind . . . die Klappe schließt sich, der Zug ruckt an, nächster Waggon bitte — knapp dreißig Minuten dauert es, bis 7000 Tonnen Erz in einem Halbzug von zwanzig Waggon verschwunden sind.



Nun wird das Erz auf der Lapplandbahn nach Narvik transportiert oder zu den gewaltigen Verlade- einrichtungen nach Svartön bei Lulea.

(Aufnahme: Aero Materiel A/B F 939)





Auf Ladegerüsten rollen die Erzzüge an, über eine Schüttrinne wird das Gut entladen, rollt in den Dampfer ... knapp zwölf Stunden Arbeitszeit, dann sticht die „Frigga“ in See — Richtung Rotterdam, den Umschlaghafen fürs Ruhrgebiet.

Studenten im Braunhemd



Reichsführer Dr.-Ing. Oskar Stäbel, der Führer der Deutschen Studentenschaft.



Die Fahnen der Hogru (Hochschulgruppe) Köln.



Rheinische Studenten auf dem Marsch



Tübinger Studenten auf der Fahrt zum Arbeitsdienst.

Überall marschieren sie in Deutschland. Nicht erst seit den Tagen unserer Machtergreifung, sondern seit vielen Semestern, seit 1926 faßt der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund die studierende Jugend, die sich zu Hitler bekennt, in seiner Organisation zusammen. Hochschulen und Fachschulen wurden von den Studenten Adolf Hitlers erobert, absolute Mehrheiten in den studentischen Kammern erkämpft, zu einer Zeit, in der die Gesamtbewegung noch als „Splitterpartei" galt. „Ich kann mir die deutsche Revolution ohne den deutschen Studenten nicht denken." Dieses Wort des Führers hat der Studentenbund erfüllt. Studenten und Arbeiter trugen die Revolution vor auf Hochschulen, Fabriken und Gruben.

Als im Frühjahr dieses Jahres die Hakenkreuzfahnen von den Fabrikschornsteinen und Fördertürmen wehten, da hißten Studenten die Fahne der Erhebung, die Fahne des nationalen Sozialismus auf deutschen Hoch- und Fachschulen. Daß dieser Tag kam, dafür hat auch der Studentenbund größte Opfer gebracht.

Horst Wessel, Axel Schaffeld, Bruno Reinhard — Studenten im Braunhemd, die für Deutschland fielen

Heute steht die ganze studentische Jugend im Lager des N.S.D.St.B., und Zehntausende junger Studenten erhalten durch die Arbeit des Studentenbundes politische Schulung und sportliche Ausbildung. Aus kleinsten Anfängen heraus hat Baldur von Schirach, der heutige Jugendführer des Deutschen Reiches, den N.S.D.St.B. zu einer mächtigen Organisation heraufgearbeitet.

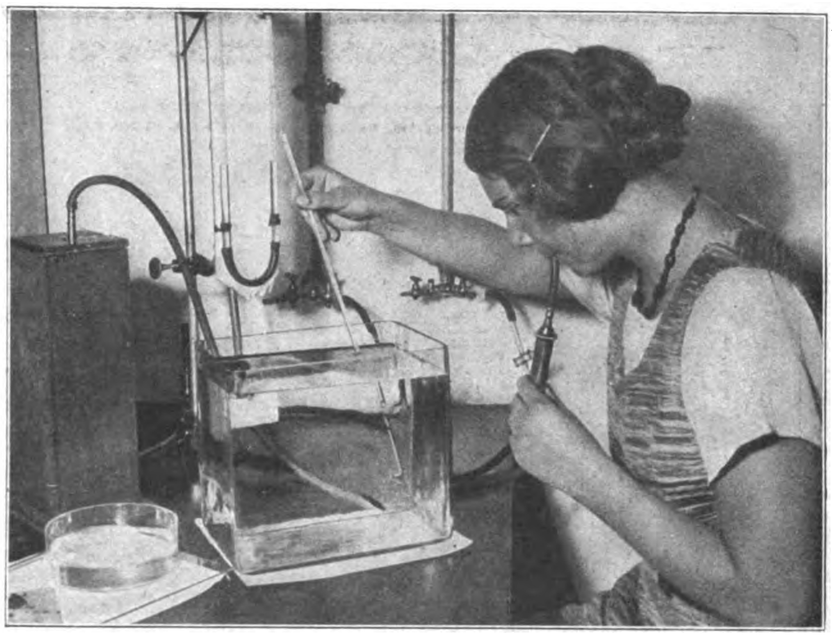
Dr. Oskar Stäbel, der Führer der deutschen Studentenschaft, wird diese Organisation getreu der Tradition so vieler Semester in Arbeit und im Kampf einsetzen, wie es dem Bund zukommt, der nach dem Willen des Führers die nationalsozialistische Studentenorganisation ist

H. H.



Vorbeimarsch des Berliner Studentenbundes am Reichsführer Dr. Stäbel.





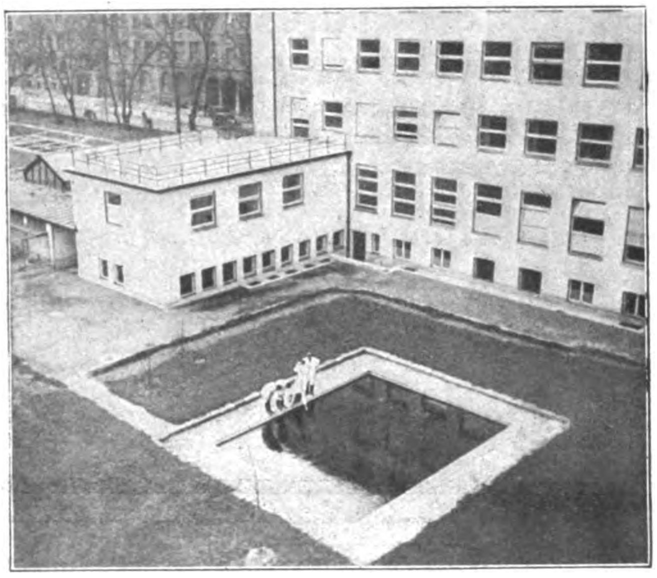
Fische besitzen ein vorzügliches Gehör.

Professor Dr. von Frisch, der Leiter des neuen Instituts für Zoologie in München, präpariert das innere Ohr eines Fisches unter dem Mikroskop.

Die Hörempfindlichkeit der Fische wird durch Pfeiftöne festgestellt. Den Fischen wird das Futter durch die Töne signalisiert.

Neue Stätten für DEUTSCHE FORSCHUNG

DIE NEU ERRICHTETEN FORSCHUNGSINSTITUTE FÜR ZOOLOGIE UND PHYSIK-CHEMIE IN MÜNCHEN



Die Gebäude des Zoologischen Forschungsinstituts in München.

Aufnahmen: Dr. F. WEBER-PHOTOLABILD

Die Not der Zeit hat am meisten an den Errungenschaften der Kultur gezehrt. Der menschliche Körper fordert gebieterisch den Ersatz der verbrauchten Kräfte, nicht viel läßt sich an der menschlichen Ernährung sparen, die Wohnung braucht gleichbleibende Ausgaben, und eine allzu starke Reduktion der Ausgaben für Kleidung trägt die Not so sehr vor die Augen der Öffentlichkeit, daß man hier so spät wie möglich einsetzt. Da bleiben dann nur die Kulturausgaben, welche eine oberflächliche Kritik vielleicht für vorübergehend entbehrlich hält. Da spart der Privatmann vielleicht zuerst am Buch, dann am Theater, an Musik, an Bildungsreisen, und der materialistische Staat folgte diesem Beispiele, indem er Unentbehrliches und Entbehrliches zu trennen suchte. Der ordentliche Etat der Hochschulen wurde verkürzt



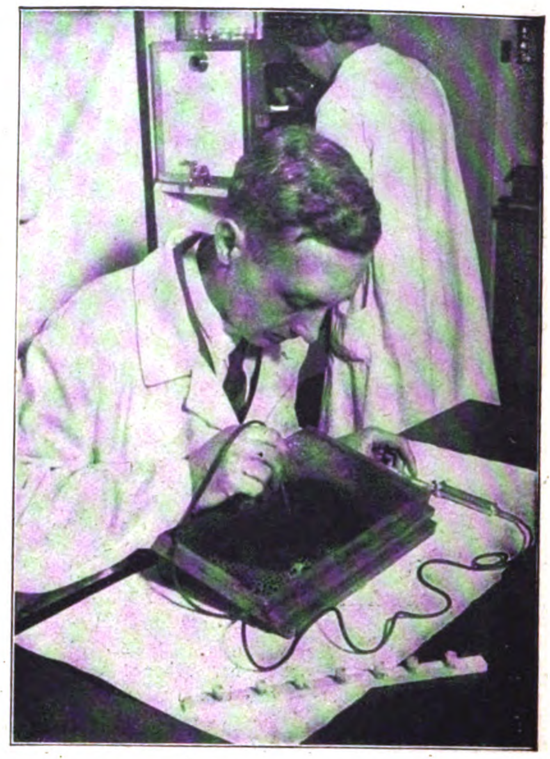
Fische schmecken selbst die schwächsten Spuren von Salz oder Zucker.
Das Geschmacksempfinden der Fische, das weit über das menschliche hinausgeht, wird an Hand von Behältern mit verschieden starken Lösungen ermittelt.

wo es irgend anging, und alles, was nicht für den Betrieb des Staates unentbehrlich erschien, kam fast zum Erliegen.

Besonders traf dieser Schlag die ganze freie Forschung, die kein Amt verwaltet und daher nicht im Staatsbetriebe eine wirtschaftliche Stütze findet. Schon vor dem Krieg flossen die hier nötigen Mittel vorzugsweise aus Spenden, aber sie flossen, und sie wurden aus diesen Quellen ausreichend zur Verfügung gestellt, so daß deutsche Forschung obenanstand in der Welt.

Das wurde nun anders. Die verarmte Industrie war außerstande, die Spenden aufrecht zu halten, reiche Leute wurden





Aufzucht der Bienen im Brutschrank.
Zur gesonderten Beobachtung werden die Larven in künstlichen Wachsbechern aufgezogen. Das Futter wird den Waben entnommen.

*

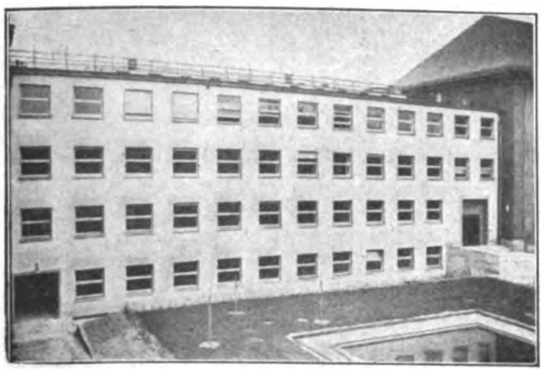
Bild links: Die Eiweißquelle für die Bienen liegt im Blütenstaub der Pflanzen.
Durch künstliche Fütterung wird die Verdaulichkeit der verschiedenen Pollen erprobt.



arm. Kaum war es möglich, die bestehenden Institute notdürftig im Gange zu halten; an Neugründungen war nicht zu denken. Und doch forderte gerade die unaufhaltsame Entwicklung der Wissenschaften in der Welt, mitzugehen und nicht die Fühlung zur lebenden Forschung zu verlieren.

Alle Kräfte wurden angespannt, und es gelang, in München zwei neue große Forschungsinstitute für Zoologie und für Physik-Chemie zu errichten.

Numerierte Bienen.
Obgleich die Bienen Kaltblüter sind, vermögen sie doch die Temperatur in dem Bienenstock fast genau auf 35 Grad zu halten. Hier wird erforscht, wie sie das fertigbringen. Zu diesem Zweck werden die Bienen mit einem Punktsystem bis 500 gezeichnet und beobachtet.



Das neue Physikalisch-Chemische Forschungs-Institut in München.

*

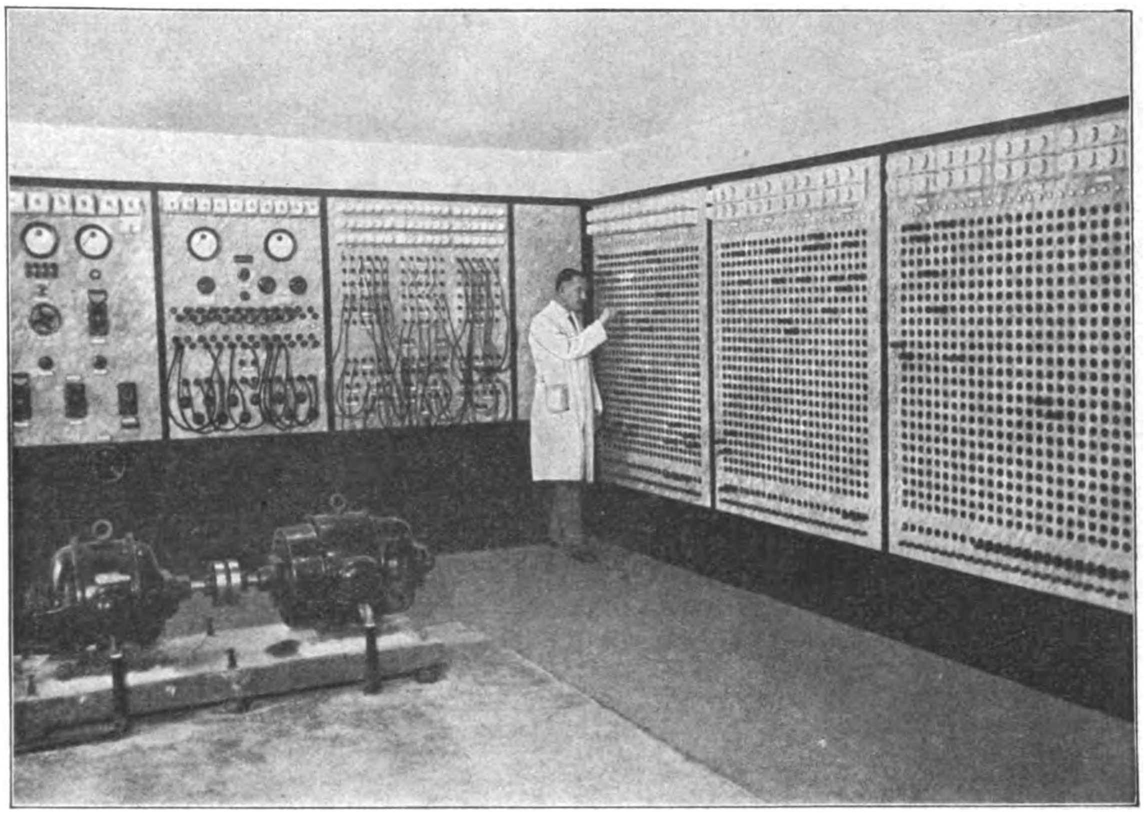


Bild rechts: Das wundersame elektrische Herz des Instituts: Der Schaltraum. Von hier aus können an die Klemmen der Schalttafeln aller Arbeitsräume zwölf verschiedene Spannungen angelegt werden. Die elektrische Experimentieranlage wurde unter Mitarbeit des früheren Assistenten am Institut, jetzigen Professors in Erlangen, Dr. E. Lange, von Siemens & Halske gebaut.

WIE IN URALTER ZEIT---



Die Stadt Padua in Italien hat der von Mussolini in den ehemaligen Pontinischen Sümpfen neu gegründeten Stadt Littoria eine große Statue des hl. Antonius zum Geschenk gemacht. Ein Ochsengespann bringt in feierlichem Zuge das Bild durch die Straßen von Littoria an seinen Bestimmungsort.



Tannen im Schnee

Eine gelungene Aufnahme aus einer Baumschule.

Preis 20 Pfennig
Österreich: 40 Groschen
Schweiz: 35 Rappen
Ausland: 35 Pfennig

IB Illustrierter Beobachter

8. JAHRGANG / FOLGE 51 / SAMSTAG, 23. DEZEMBER 1933

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Der Reichstag des Dritten Reiches ist eröffnet.

General Litzmann, der älteste der deutschen Volksvertreter, betritt den Reichstag am Arme seines Sohnes Obergruppenführer Litzmann.



Der Führer kommt zur Fraktionssitzung der N.S.D.A.P. am Vorabend der Reichstagseröffnung. Hinter ihm die Minister Frick und Goering.



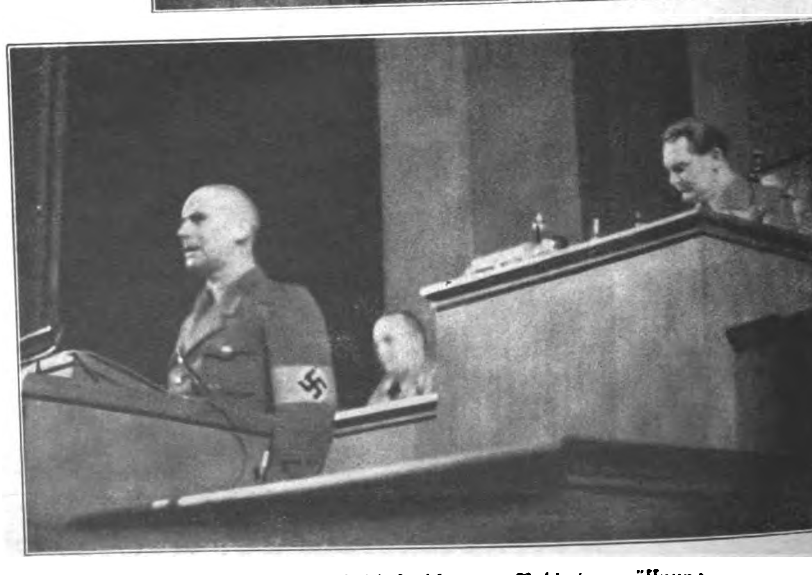
Links: Die Staatsminister Esser und Dr. Frank, Reichsleiter Dr. Ley, Staatssekretär Feder.

Rechts: Der Reichsstatthalter von Bayern, General von Epp, im Gespräch mit Gruppenführer Regierungspräsident Hoffmann.





Die Reichsstatthalter Murr (Württemberg) und Robert Wagner (Baden) im Gespräch mit Reichsminister Dr. Goebbels.



Reichsminister Dr. Frick spricht zur Reichstagseröffnung Rechts der Reichstagspräsident Goering.



Reichsleiter Amann und Reichsstatthalter Mutschmann (Sachsen). Im Hintergrund Reichsleiter Rosenberg.



Mit dem brausenden Ruf „Heil Hitler" wurde die erste Sitzung des Reichstages geschlossen.

Die feierliche Eröffnung des Deutschen Reichstags am 12. Dezember 1933



Im weihnachtlich geschmückten Reichstagsrestaurant.
Gruppenführer Prinz August Wilhelm (Mitte) und Oberpräsident Prinz Philipp von Hessen.



Dr. P. Wolff

ZAUBER DER STILLE



P B. Z. Wunderlich vermummte, putzige Gestalten formt der Winter ...



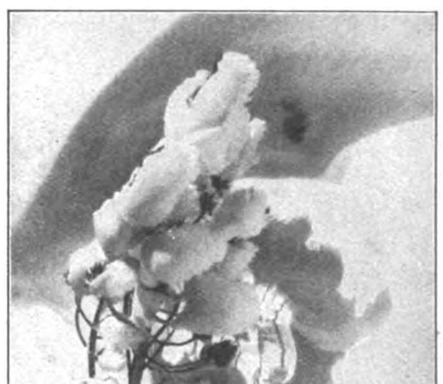
... und verleiht Dingen, die sonst unscheinbar sind, reizvolle Schönheit.

Nun schweigt die Welt . . .



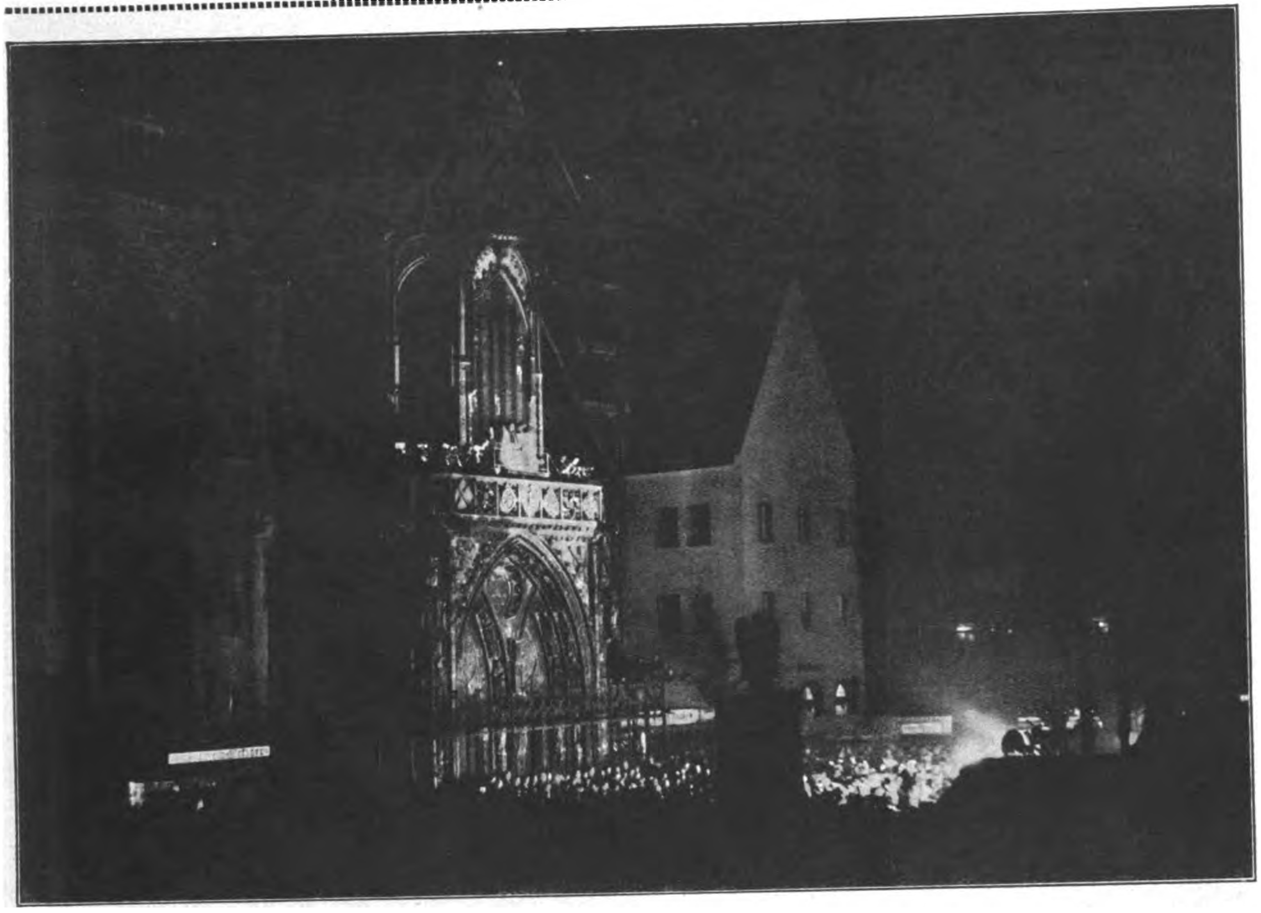
Zusammengeduckt unter der wuchtenden weißen Last schläft das einsame Haus im Walde.

Die Sehnsucht nach der verschneiten deutschen Winterlandschaft mit ihrer zauberhaften Stille und märchenhaften Schönheit war von jeher ein Wesensbestandteil des nordischen Gemütes. Dichter, Maler und Musiker haben ihre Empfindungen, die sie unter dem Eindruck der winterlichen Natur erlebten, in künstlerischer Form gestaltet.



Der junge Nadelbaum am Hang hat einen Schneemantel angelegt.

AUFN DR. PAUL WOLFF



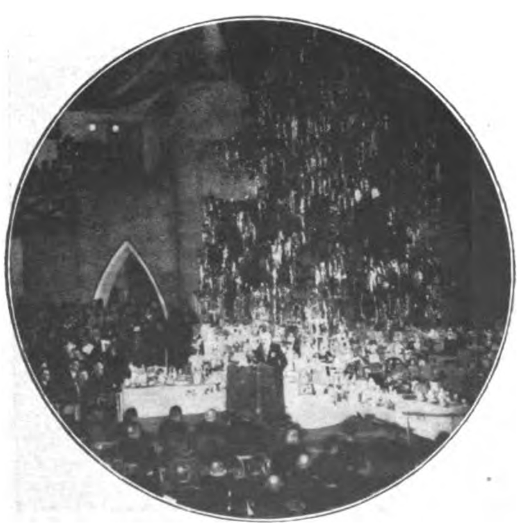
Die feierliche Eröffnung des Nürnberger Christkindlesmarktes.
Kopf an Kopf stehen die Nürnberger und hören die von Kindern gesungenen und von Posaunenchören gespielten Weihnachtslieder. Auf der Galerie der Liebfrauenkirche steht das Christkind und dankt der Stadtverwaltung, daß es nun endlich wieder „seinen Markt“ an der alten Stätte halten darf.

Deutsche Weihnacht

Bild rechts unten: Selbst die sachlich beleuchtete Tankstelle und Garage verbreitet Weihnachtsstimmung durch einen hochragenden, mit elektrischen Kerzen geschmückten Tannenbaum.



Der Nürnberger Rauschgoldengel, das Wahrzeichen des alten Nürnberger Kindlesmarkts, hängt an den Zugängen zum Adolf-Hitler-Platz.



Die Ausstellungshallen am Kaiserdamm in Berlin während der Eröffnungsfeier des Weihnachtsmarktes.





(Zeichnung Elk Eber)

Weihnachten auf der Schihütte



Amerika im Weintaumel! Im Staate Kalifornien wurde die Rückkehr des legalen Alkohols besonders festlich gefeiert. Am 23. November 1933 bereitete die Stadt Asti in Kalifornien dem Eintreffen eines Weinzuges aus Mexiko begeisterten Empfang. Der Zug brachte 45 000 Gallonen Burgunderwein.



BILDER AUS AMERIKA

Lynchjustiz in Kalifornien
In San José in Kalifornien erstürmte eine Menschenmenge das Zuchthaus, holte zwei Verbrecher aus ihren Zellen und lynchte sie. Es handelte sich um die des Menschenraubes (kidnaping) angeklagten Harold Thurmond und Jack Holmes. Die beiden hatten vor Gericht eingestanden, den jungen Brooke L. Hart, den Sohn eines amerikanischen Millionärs, entführt und ermordet zu haben. Mit einem Riesen-Eisenrohr rannte die 5000köpfige Masse das Zuchthaustor ein



Alt —



— und jung —



— zuhause —



— und unterwegs —



— und jeder Stand —

arbeitet in den freien Stunden für das Winterhilfswerk

DAS WINTERHILFSWERK GESTALTET SICH IN GANZ DEUTSCHLAND ZU EINEM GROSSEN UND ANHALTENDEN ERFOLG

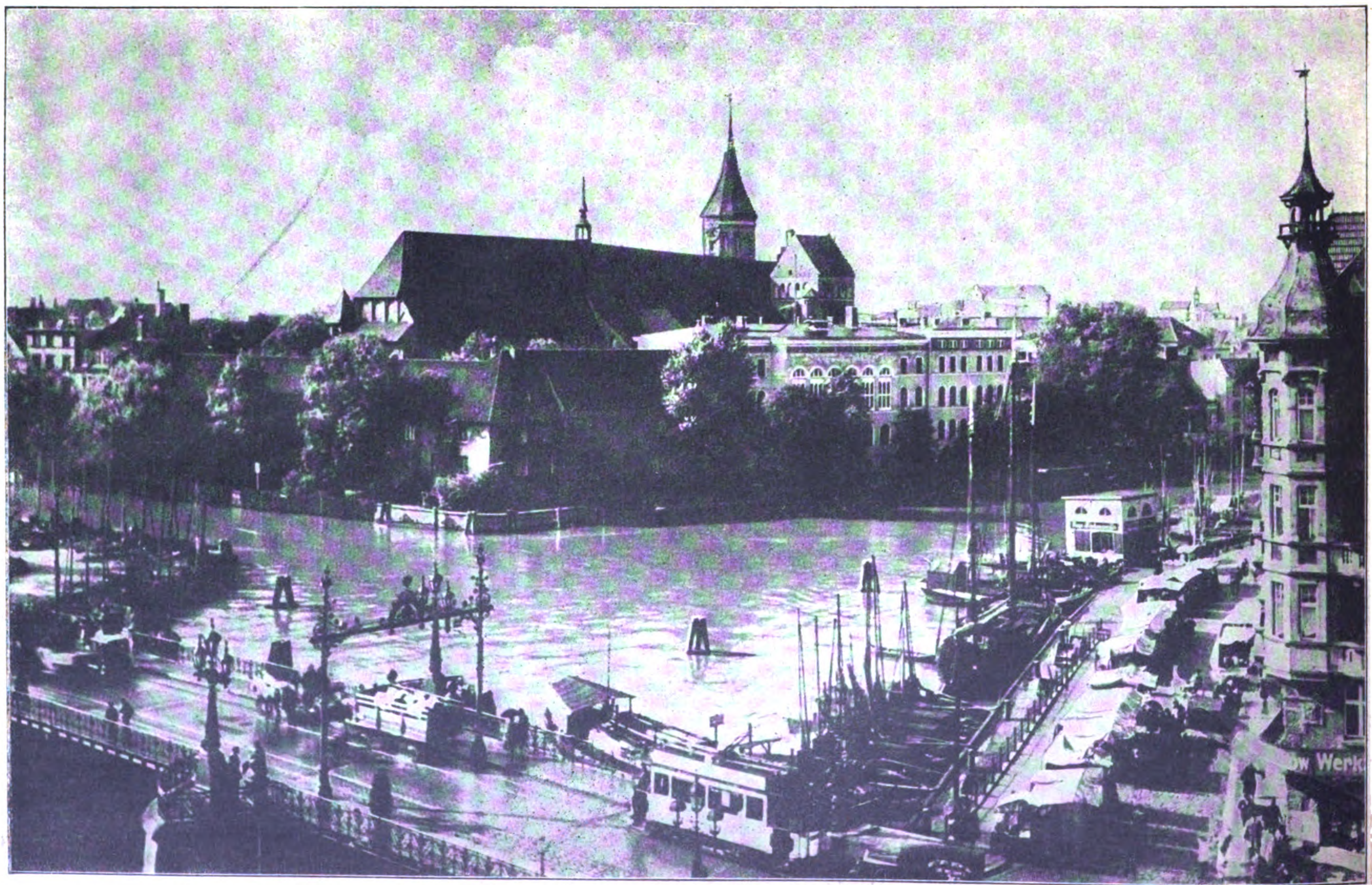


Hier wird buchstäblich Geld gescheffelt!

Die Geldeinkünfte aus den Sammlungen des Eintopfsonntages, der diesmal auf den ersten Advent fiel, gestaltete diese Einrichtung des Winterhilfswerkes zu einem großen finanziellen Erfolg. Berlin allein hat einen Betrag von ca 400 000 RM. gesammelt. Unser Bild zeigt das Durchzählen der eingesammelten Geldstücke in der Zentralstelle.



Die berühmte Marienburg in Ostpreußen, die als große nationalpolitische Erziehungsstätte eingerichtet werden soll.



Die Königsberger Albertina-Universität, die zur Reichs-Universität erhoben werden soll.
(Siehe auch nebenstehenden Artikel „Die Reichs-Universität".)

Die Reichs-Universität

Der Oberpräsident Ostpreußens, Erich Koch, hat auf einer Veranstaltung des K.f.d.K. in der Heimatwerk-Ausstellung in Berlin die bevorstehende Erhebung der Universität Königsberg zur Reichsuniversität und die gleichzeitige Gründung einer nationalpolitischen Erziehungsstätte im Museum der Marienburg angekündigt.

Mit der Tatwerdung dieser beiden Projekte, vor allem der Ernennung zur Reichsuniversität, würden die Bestrebungen, die geistige Isolierung Ostpreußens aufzuhalten, zum erstenmal von Erfolg gekrönt werden. Die mit so schwerwiegenden wirtschaftlichen und volkspolitischen Folgen verknüpfte räumliche Abtrennung Ostpreußens vom Reich würde damit in außerordentlichem Maße gemildert werden.

Die Königsberger Universität war ja wegen ihrer Lage schon von jeher der Mitte und den westlichen Kulturzentren des Reiches am weitesten entrückt. Und wenn auch eine außerordentlich fruchtbare geistige und kulturpolitische Tätigkeit die Königsberger Universität auszeichnete, ist sie doch durch den von Versailles diktierten Korridor ihrer Aufgabe, Wegbereiter und Bindeglied zwischen den in den anschließenden Ländern lebenden deutschen Minderheiten zu sein, nicht mehr in dem notwendigen Maße gewachsen gewesen.

So würde sich die Erhebung der Königsberger Universität zur Reichsuniversität und die Schaffung einer lebendigen Stätte nationalpolitischer Erziehung in der bislang toten Museumszwecken dienstbaren Marienburg als Ausdruck der gesamten volkspolitischen und kulturellen Linie des neuen Deutschland darbieten. Praktisch wird damit erreicht, daß jeder deutsche Student zur Zulassung seiner Examen an allen deutschen Universitäten ein in Königsberg verbrachtes Semester nachweisen muß. Daß der Staat durch Zuschüsse den Minderbemittelten, die an ihre Heimatuniversität gebunden sind, helfen kann, wird sich schon aus den angekündigten Gesetzen zur Hochschulreform ermöglichen lassen, durch die der Zustrom zum Studium auf Qualitätsauslese beschränkt werden soll.

Ostpreußen und seine als Grenzland ungeheure völkische Kraft aber wird nun mehr als bisher im Reich selbst beispielgebend und erzieherisch wirken. Das Vorbild des ostpreußischen Sozialismus, seine kraftvolle, lebensbejahende und erdverwurzelte Kultur wird mithelfen, die Dekadenz einer überzüchteten, westlichen Einflußsphäre zu überwinden, und so dem deutschen Kulturleben den Weg zu sich selbst und seinem Volkstum am besten und tiefsten bereiten helfen —l



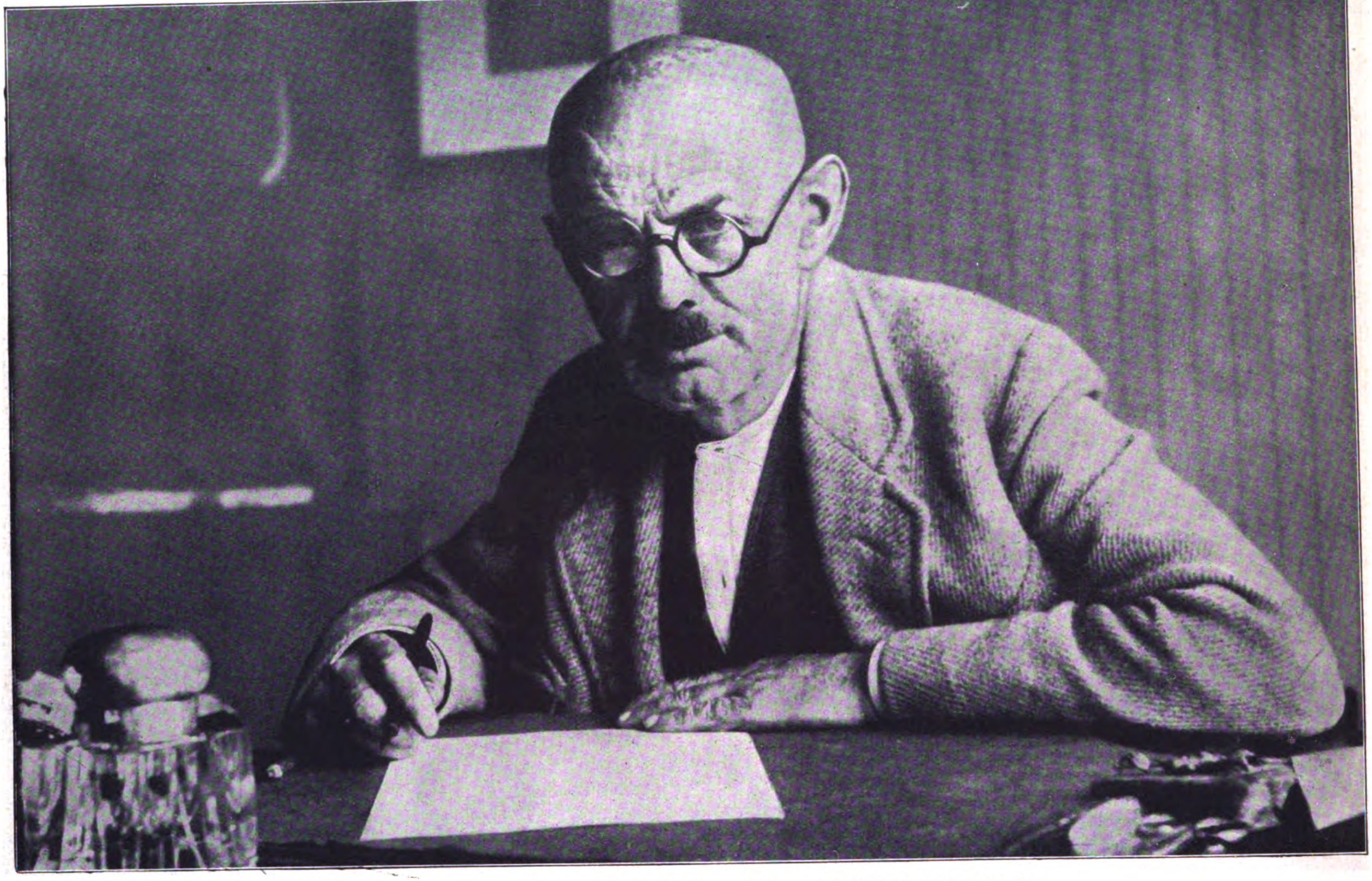
Ein Schleppdampfer bahnt sich seinen Weg durch das Treibeis auf dem Rhein.

TREIBEIS

Die in den ersten Tagen des Dezember plötzlich eintretende starke Kälte hat die meisten Flüsse Deutschlands stark vereist. Auf Main und Mosel mußte stellenweise der gesamte Schiffsverkehr eingestellt werden, da die Flüsse völlig zugefroren waren. Da nun auffallenderweise in den Bergen die Temperatur wesentlich milder war als in den Tiefebenen, so ergab sich naturgemäß, daß alsbald die Ströme von Treibeis voll waren. Solange nur verhältnismäßig dünne Eisplatten auf der Oberfläche herangetrieben werden, bilden sie keine wesentliche Behinderung für den Dampferverkehr. Ein plötzlicher Tauwettereinbruch aber, der große Blöcke in Massen freimacht, verwandelt alsbald das hübsche Bild in eine drohende Gefahr für die Schiffe und auch für die Brückenpfeiler.



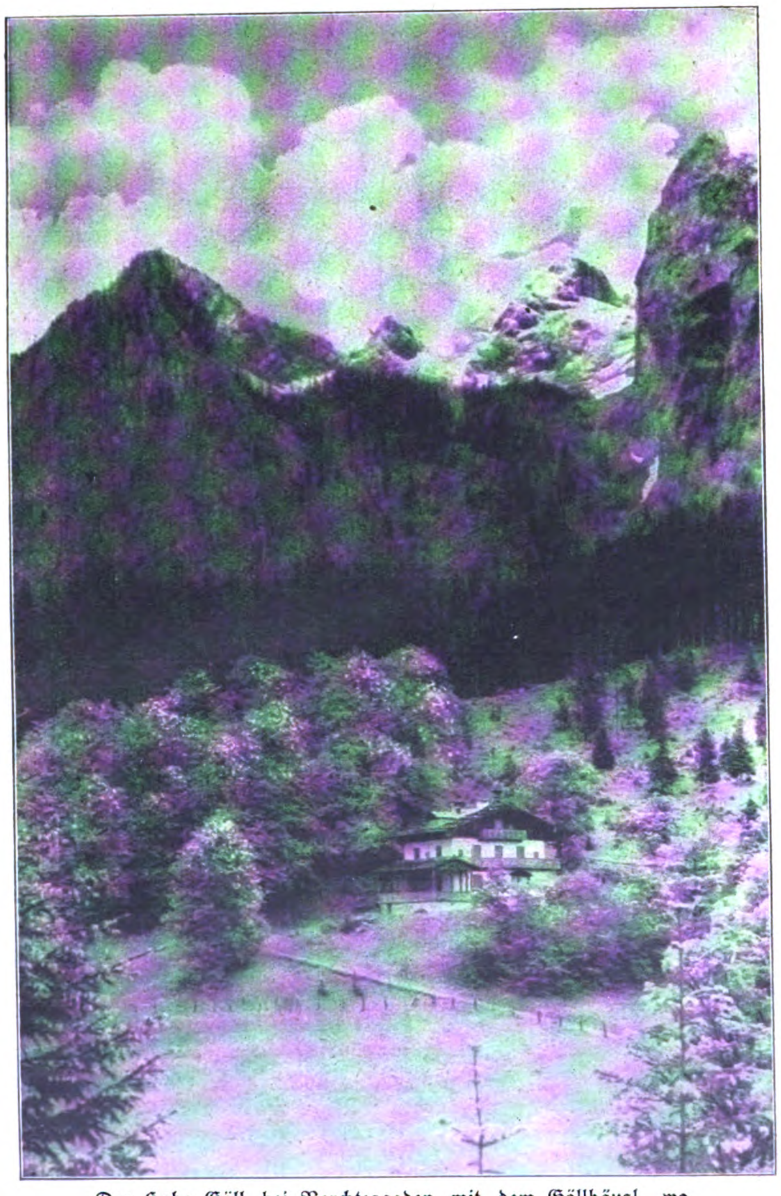
Der Rhein, von Eisschollen übersät, beim Erpelerleyfelsen (in der Nähe von Honnef).



Dietrich Eckart. Eine unbekannte Porträtaufnahme des Dichters und Kämpfers.

Die letzten Monate Dietrich Eckarts

Zum 10. Todestag des nationalsozialistischen Dichters und Vorkämpfers am 26. Dezember 1933.



Der Hohe Göll bei Berchtesgaden mit dem Göllhäusl, wo Eckart im Sommer 1923 einige Wochen verlebte.

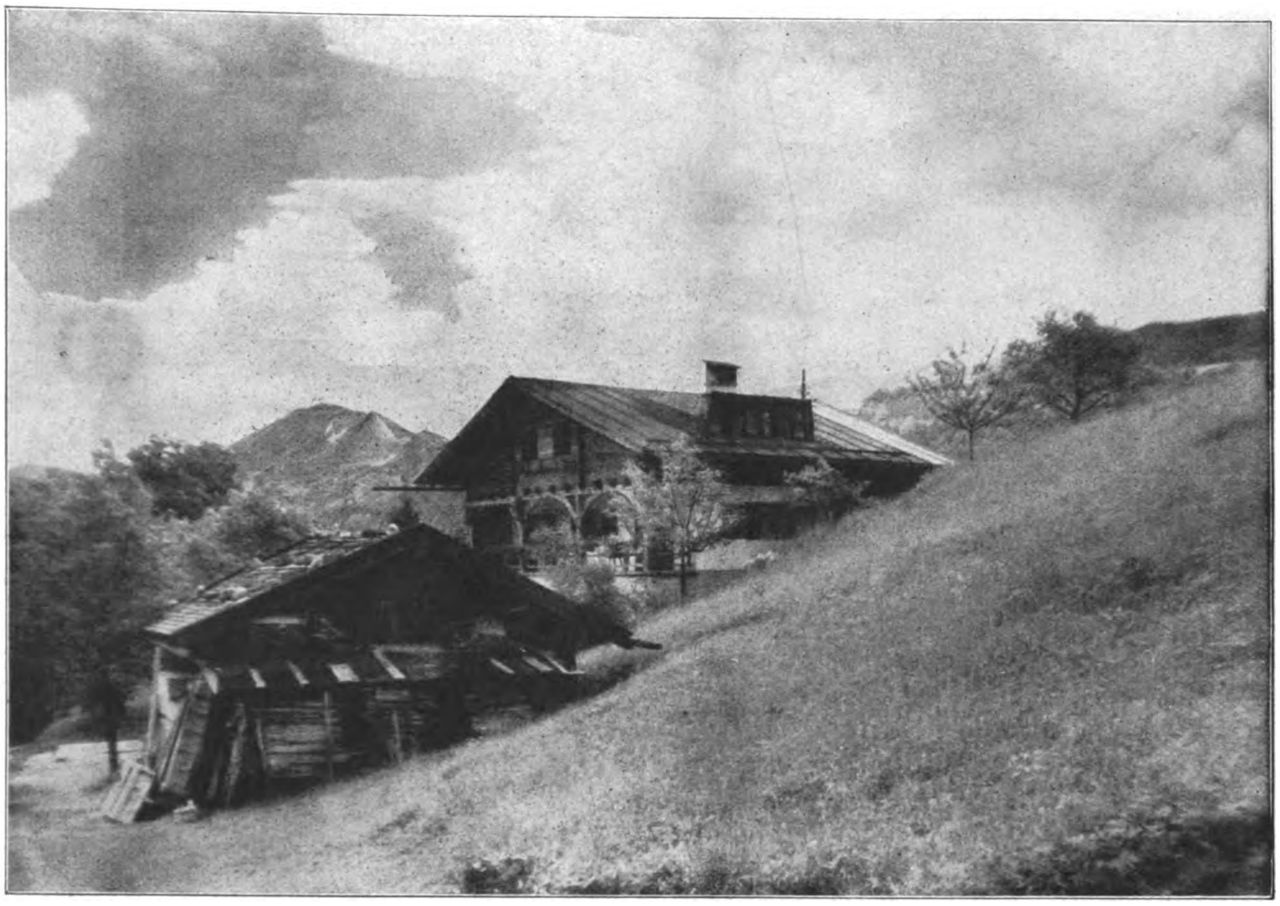


Das Brückenlehen auf Vorderbrand, Eckarts Aufenthalt bis zum November 1923.

Am 26. Dezember jährt sich zum zehnten Male der Tag, an dem Dietrich Eckart von uns gegangen. Einige Tage, nachdem man den schwerkranken Dichter aus der Haft in Landsberg entlassen, starb er in dem Bergwinkel zu Berchtesgaden.

Am 12. April 1923 hatte der Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik Haftbefehl gegen Dietrich Eckart erlassen, da er zur Verhandlung nach Leipzig nicht erschienen war, in der die schwere Beleidigung der damals unantastbaren Personen Eberts und Dr. Wirths durch den Dichter geahndet werden sollte. In lustigen, treffenden Versen hatte Dietrich Eckart die beiden Würdenträger angegriffen.

Der Dichter hielt sich vom April ab in Berchtesgaden verborgen, und zwar zuerst einige Wochen in der Pension Moritz auf dem Obersalzberg. Viel war er hier mit dem Führer zusammen, und gar manches wichtige Problem wurde dort zwischen den beiden Männern durchgesprochen. Aber schon bald verließ er den Obersalzberg und zog nach dem einsamen Göllhäusl am Fuße des Janner und des Hohen Göll. Aber auch hier blieb er nur kurze Zeit, um dann im Brückenlehen auf Vorderbrand bei den Bauersleuten Wein die ihm zusagende Unterkunft zu finden.

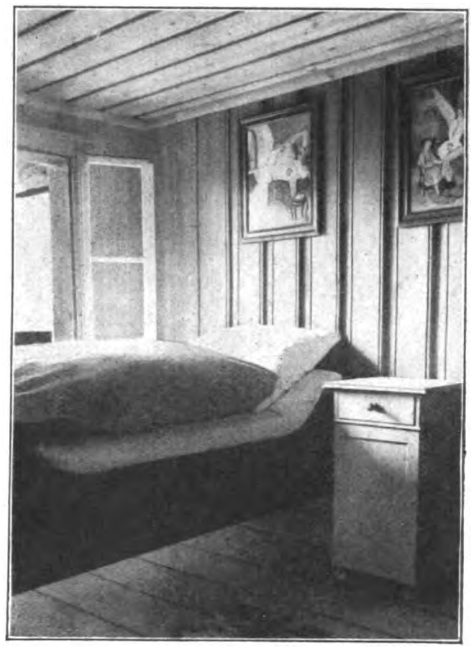


Haus Sonnenblick bei Berchtesgaden. Hier starb Dietrich Eckart vor zehn Jahren am zweiten Weihnachtsfeiertag.

In seinem einfachen, aber sauber getäfelten Zimmer schrieb er „Moses und Lenin", Zwiegespräche zwischen ihm und Adolf Hitler. Von hier machte er seine kurzen Wanderungen und besuchte das Wirtshaus Vorderbrand, wo er als Dr. Hofmann mittags und auch oft abends mit Freunden sich traf, die den Verbannten aufsuchten. Mit Sehnsucht dachte er an München, wo die immer mehr sich zuspitzenden politischen Vorgänge dem Endkampf sich näherten. Kurz vor dem 9. November kam er nach München. Am Morgen dieses Tages war er kurz mit Rosenberg im Bürgerbräukeller. Von Kahr in Schutzhaft genommen, wurde er zuerst nach Neudeck gebracht, von hier am 20. November nach Stadelheim, und zwar in die Zelle 420, die sich einen Stock höher über Zelle 304 befand, in der gleichzeitig Major a. D. Hühnlein, später Esser, Rosenberg, Stolzing-Cerny eingesperrt waren. Am 12. Dezember mittags kam Dietrich Eckart, der schwer leidend war und auf Freiheit gerechnet hatte, nochmals nach Landsberg, von wo er erst einige Tage vor Weihnacht entlassen wurde.

Nach kurzem Aufenthalt in München bei seinem Freund A. Rothbauscher zog es ihn nach Berchtesgaden, wo er im Hause Sonnblick gastliche Aufnahme fand. Am zweiten Weihnachtstag traf ihn während des Vorlesens ein Herzschlag. Bei Sturm und Schneetreiben wurde der Freiheitskämpfer am 30. Dezember im schönen Bergfriedhof zu Berchtesgaden beigesetzt; dort ruht der Dichter und Kämpfer, der den Wiederaufstieg Deutschlands nicht miterleben durfte.

Sein Gedächtnis aber wird für immer in die Tafel der deutschen Geschichte eingegraben sein.



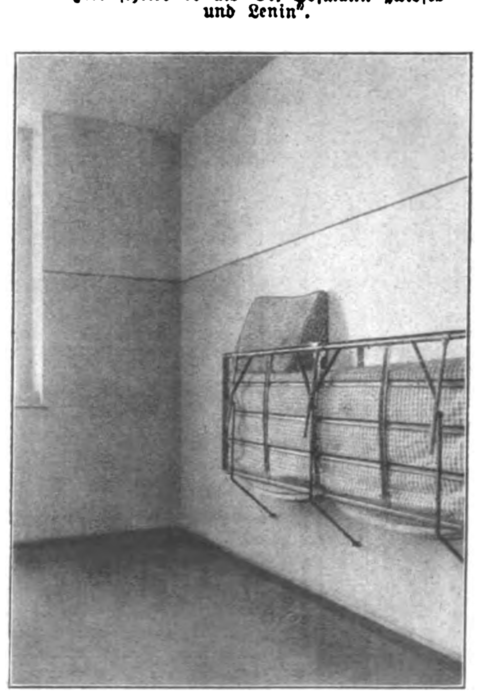
Wohn- und Schlafraum im Brückenlehen. Hier schrieb er als Dr. Hofmann „Moses und Lenin".



Das Grab des Dichters in Berchtesgaden.



Gedenktafel auf dem Vorderbrandkopf.



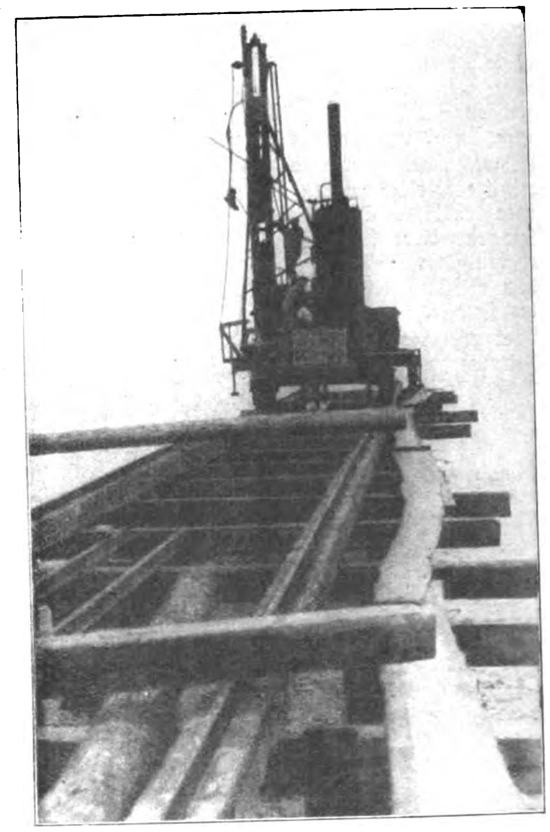
Die Zelle in der Strafvollzugsanstalt Stadelheim, wo Dietrich Eckart eingekerkert war.



Feldsteine sind Kapital!
Der Rügendammbau ist nur ein Teil der großen pommerschen Arbeitsschlacht: im Winterarbeitskampf werden die Äcker von Feldsteinen gesäubert. Die Steine finden Verwendung im Straßenbau. Bisher wurde das Steinmaterial meist fertig aus dem Ausland bezogen.



Überall werden die Arbeitslosen bei der Bodenverbesserung beschäftigt. Besonders Drainagearbeiten werden so stark durchgeführt, daß bereits Mangel an Arbeitskräften herrscht.



Die lange verschleppte Arbeit der Sicherung der Ostseeküste wird jetzt energisch durchgeführt. Überall an der Küste sieht man Ramm-Maschinen in Tätigkeit, die zum Buhnenbau eingesetzt worden sind.

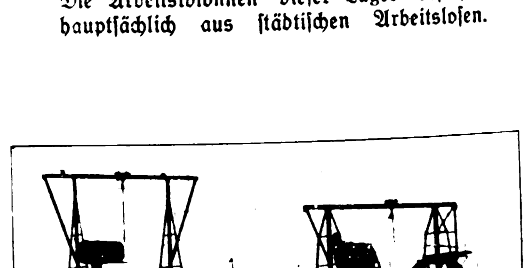
Pommern

RINGT TROTZ DES WINTERS DIE ARBEITSLOSIGKEIT NIEDER

Der Kampf des Führers gegen die Arbeitslosigkeit macht in der Provinz Pommern unter der Leitung des Gauleiters auch im gegenwärtigen Winter gewaltige Fortschritte. Am 5. Dezember wurden 71 Arbeitslager und Gruppenunterkünfte festgestellt, dazu 18 in Vorbereitung befindliche, und schon drei Tage später ergab eine neue Zählung 81 Lager und 27 in der Vorbereitung, so daß in aller Kürze 100 vorhanden sein werden. Die Arbeitskolonnen dieser Lager bestehen hauptsächlich aus städtischen Arbeitslosen.



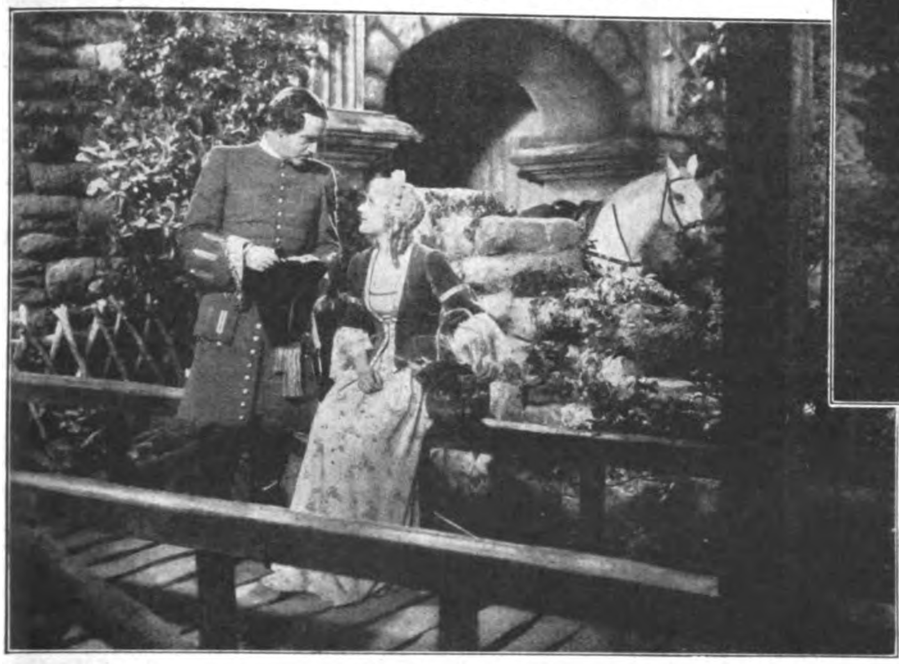
Ein Ausschnitt aus dem großen pommerschen Arbeitsbeschaffungswerk: der Neubau der Greifswalder Ohrenklinik ist im vollen Gange.



Zahlreiche technische Großbauprojekte sind in Angriff genommen: unser Bild zeigt den Bau einer Brücke bei Wolgast.

Ein Filmmärchen, das Wirklichkeit geworden ist, wird verfilmt.

„Des jungen Dessauers große Liebe"



Es war einmal ein junger Prinz (Willy Fritsch) in Deutschland, der liebte ein junges Mädchen aus bürgerlichem Stand (Trude Marlen).



Aber die hochmütige Mutter (Ida Wüst) und der noch viel hochmütigere Hofmarschall (Gustav Waldau) wollten von solch einer Verbindung nichts wissen. Denn für einen wirklichen Prinzen —



— kam doch nur eine wirkliche Prinzessin (Alice Treff) in Frage.



Der Prinz aber hielt treu zu seiner Braut und zog als Feldmarschall in den Krieg gegen den bösen Feind. Und da er immer an seine Braut denken mußte, brachte sie ihr



— sein Knappe (Hermann Speelmans) einfach ins Hauptquartier Von soviel Liebe und Treue gerührt, gab



der Kaiser (Paul Hörbiger) seinen Segen, erhob das Mädchen zur Fürstin, und die beiden konnten heiraten, und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.



Vorwärts—Attacke! Hurra!

Ein Schill-Roman von Hans Lehr

(7. Fortsetzung)

„So ein Pech!" wettert Schill im Kreis seiner Freunde. „Monatelang habe ich dafür geworben und gekämpft und Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, damit man die Bedeutung Pommerns als Brückenkopf erkennt. Endlich sind auch die Engländer und Schweden da, und wir könnten dem Korsen in den Rücken fallen, seine rückwärtigen Verbindungen stören und das Land zum Volkskrieg aufrufen — da wird dieser Schandfrieden geschlossen, der Preußen die Hälfte seines Gebiets und ungeheure Besatzungslasten und Kriegstribute kostet!"

Die Freunde stimmen in sein Poltern ein. Leutnant v. Dieczelsky, der tapfere Pour le mérite-Ritter, setzt ingrimmig hinzu:

„Lange Dauer kann dieser Gewaltfrieden nicht haben. Es ist unmöglich und widersinnig, so große Völker wie die österreichischen und deutschen auf die Dauer mit dem Stiefel im Nacken am Boden halten zu wollen. Mit zwangsläufiger Notwendigkeit werden weitere Auseinandersetzungen folgen vielleicht schon in kurzer Zeit — und wir wollen hoffen, daß Preußen dann besser gerüstet ist und mit mehr Entschlossenheit und Kraft geführt wird als in diesem Feldzug!"

Schill stimmt zu. Das ist wahr; lange Dauer kann dieser Gewaltfrieden nicht haben. Es gilt, die Entscheidung vorzubereiten.

*

Wohl ist der Frieden geschlossen, doch im ganzen Land liegen noch französische Besatzungen. Napoleons Generäle verstehen ausgezeichnet die Kunst, die Kräfte der besetzten Gebiete bis aufs Mark auszusaugen. Die Stimmung ist so erbittert und gereizt, daß für jeden Tag mit dem Ausbruch von Feindseligkeiten gerechnet werden muß.

General v. Blücher rüstet vorläufig nicht ab; im Gegenteil, er verstärkt sein Korps und läßt den Nachwuchs ausbilden.

Schill folgt seinem Beispiel. Sein Korps liegt in den Dörfern vor Kolberg in Unterkünften. Was er an Versprengten, entlassenen Gefangenen und Freiwilligen anwerben kann, stellt er ein und schweißt er zu schlagkräftigen Abteilungen zusammen. Das Korps wächst auf rund zweitausendfünfhundert Mann an.

Häufig wird Schill zur Tafel des Generals v. Blücher befohlen. Mit dessen Sohn und Adjutanten, dem Major Franz v. Blücher, verbindet ihn herzliche Freundschaft. Wie überall gewinnt Schill auch im Hauptquartier im Flug die Herzen von Vorgesetzten, Kameraden und Untergebenen. Man sieht, daß ihn seine außergewöhnliche Laufbahn nicht eitel macht und daß er seine persönliche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit behält. Seine Tapferkeit, Kühnheit und Verwegenheit lassen ihn als das Urbild des Soldaten erscheinen, dessen militärische Tugenden gekrönt werden von rücksichtsloser persönlicher Opferwilligkeit, restloser Hingabe an seine Aufgaben und glühender Vaterlandsliebe.

Oft beweist Blücher ihm sein Vertrauen, indem er seiner Erbitterung über die Demütigung des Vaterlandes, die Schmach der französischen Besatzung, die Schande der Unfreiheit und die Willkür, mit der der Korse auch jetzt noch über Preußen verfügt, in leidenschaftlichen Worten von rücksichtsloser Schärfe Ausdruck gibt.

Keinen besseren Vertrauensmann als Schill könnte der greise General finden, denn ihn erfüllen ganz die gleichen Gedankengänge und das drängende und leidenschaftliche Bestreben, die Knechtschaft zu brechen und den Tag der Abrechnung vorzubereiten, der kommen muß und wird.

37.

Schill leitet die Einexerzierung seines Korps selbst. Da die angekündigte neue Exerzierordnung auf sich warten läßt, entwirft er auf Grund seiner Erfahrungen selbst eine solche; er hat die Genugtuung, daß sie zum größten Teil in den Heeresausbildungsplan aufgenommen wird.

Wenn sein Weg ihn am Gut Haselei vorbeiführt, reitet er in den Park. Hausmeister Wurdzack erscheint und berichtet ihm über die Verwaltung des Guts und die Nachrichten, die er aus Königsberg erhalten hat. Seine Exzellenz ist genesen hat infolge der Verletzung aber seinen Abschied erbitten müssen. Die Damen sind gesund und haben große Sehnsucht nach der Heimat; mit dem Vater werden sie wohl bald heimkehren.

Schill steht im Briefwechsel mit dem General. Ursprünglich hatte er sich nur auf kurze Zeilen beschränkt; allmählich ist er vertrauensvoller und umfangreicher geworden. Die gemeinsame Vaterlandsliebe schließt ein enges Band um sie.

Nie hat sich vor Schills geistigem Auge das Bild des liebreizenden und schönen jungen Mädchens verloren. Elisens Worte, ihr Schal und ihr Bild haben ihn auf allen Wegen begleitet. Frauen schicken ihm Blumen und Gedichte und lassen ihn ahnen und wissen, daß er der Herr ihrer Träume ist. Er freut sich nicht darüber und macht sich auch nicht lustig; die Verehrungsbeweise sind ihm unwichtig; für ihn lebt nur eine Frau: Elise v. Rüchel.

Eine königliche Kabinettsorder trifft ein; voll brennender Spannung liest Schill Seine Majestät der König befiehlt ihn zur Audienz nach Königsberg.

Bewegt liest er immer wieder den königlichen Befehl Die Beendigung des Krieges hat das Interesse Seiner Majestät nicht erlöschen lassen Er hat nur seine Pflicht getan im Sinn des Alten Fritz, der von seinen Offizieren rücksichtslose Pflichterfüllung und außergewöhnliche Leistungen als Selbstverständlichkeiten gefordert hat Wie edel von Seiner Majestät, ihn auch nach dem Friedensschluß nicht aus den Augen zu lassen.

Eine zweite Freude verstärkt die erste. Wird er in Königsberg nicht Elise sehen und sprechen können?

Schill bricht auf; die Reise erfolgt zur See; sie ist ihm Erlebnis; voll Spannung und freudiger Unruhe drängt er dennoch vorwärts

Exzellenz von Rüchel empfängt ihn in väterlicher Herzlichkeit. Der General ist ebenso sehr erfreut darüber, den häufigen Gast aus besserer Zeit wie Gesinnungsgenossen und bei den Majestäten in hoher Gunst stehenden Offizier und Liebling und Helden des Volkes bei sich zu sehen.

Schill begrüßt die Damen. Voll geheimen Glücks beobachtet er das freudige Erröten Elisens. Er muß erzählen und folgt der Aufforderung in seiner bescheidenen Weise, die die eigene Person ganz aus dem Spiel läßt.

„Eine Neuigkeit, Herr v. Schill", sagt Elise, als sie vom Fenster aus das Treiben auf der Straße beobachten. „In Kürze werden wir nach Gut Haselei zurückkehren."

„Ich freue mich sehr, mein gnädiges Fräulein; ganz in der Nähe befindet sich mein Quartier!"

Wie unbefangen waren die gewechselten Sätze, doch welch tiefen, beseligenden Sinn bekamen sie durch Blicke und Gebärden.

Er umschließt ihre kleine Hand.

„Wir werden uns dort viel, viel sehen, ja?" Sie nickt unter erneutem glühendem Erröten

38.

Auf dem Weg zum königlichen Schloß klopft Schills Herz zum Hals hinauf. Er ist Frontsoldat; an der Spitze seines Korps fürchtet er nicht Tod und Teufel; dem glatten Parkett des königlichen Hofes jedoch fühlt er sich nicht recht gewachsen.

Vor zwei Jahren ist er mit dem Offizierskorps der Königindragoner vom Kommandeur, Grafen Kalkreuth, den Majestäten vorgestellt worden. Wieviel Leid hat die königliche Familie inzwischen erdulden müssen; wie unendlich schwer war vor allem das, was die von der Armee wie vom Volk verehrte und geliebte Königin Luise hat erleiden müssen.

Auch in seinem Leben hat sich eine gewaltige Wandlung vollzogen. Damals war er ein unbekannter Sekondeleutnant, einer von vielen; bei der Vorstellung war sein Name genannt worden, eine schneidige Ehrenbezeugung folgte, ein Blick der Majestäten in sein Gesicht, ein kurzes, dankendes Nicken, und schon war der Name des nächsten Offiziers erklungen.

Heute, nach nur zwei Jahren, ist er als Major, Regimentskommandeur und Ritter des Ordens Pour le



Ohne Strandnixen geht's nicht!
Das Bild zeigt Catalina, das kalifornische Paradies, im November. Aber der amerikanische Photograph meinte, die Natur noch durch ein paar Mädchen im Badeanzug „verschönern" zu müssen . .

mérite zum Sonderempfang befohlen als Mann, der vom königlichen Wohlwollen ebenso reich und außergewöhnlich begünstigt wird wie vom Vertrauen, der Anhänglichkeit, Verehrung und Liebe des Volkes.

Er meldet sich beim Flügeladjutanten, der ihn in liebenswürdiger Weise in eine Unterhaltung zieht und ihn zur festgesetzten Zeit den Majestäten meldet. Schill kämpft mit der Befangenheit; als die Flügeltür sich öffnet, hat er sie überwunden. Er klemmt den Tschako unter den Arm, faßt den Säbel kurz und tritt ein.

König Friedrich Wilhelm sitzt in Generalsuniform am Arbeitstisch. Die Königin hat in einem Sessel Platz genommen; sie lächelt ihm freundlich zu. Der König hebt interessiert den Kopf und blickt in Schills Augen.

„Eure Majestäten! Major v. Schill, Kommandeur des Freikorps v. Schill und Regimentskommandeur, meldet sich alleruntertänigst und gehorsamst!"

Königin Luise streckt ihm die Rechte zum Handkuß entgegen. Nach wenigen festen Schritten steht Schill vor der Königin, beugt sich über die Hand, haucht einen Kuß auf sie, nimmt sofort wieder Haltung an, ergreift die zu warmem Druck gebotene Hand des Königs und nimmt wiederum schneidig Haltung an. Der König winkt wohlwollend, zwanglose Haltung einzunehmen.

„Freue mich, Sie kennenzulernen, Schill. Sind tüchtiger Soldat. Hätte mehr von Ihrer Art haben sollen. Wäre uns nicht so übel ergangen in diesen Jahren. Sind Sie zufrieden?"

„Euer Majestät bitte ich, meinen alleruntertänigsten Dank für die mir allergnädigst erwiesenen Auszeichnungen zu Füßen legen zu dürfen!"

Über das von Sorgen und vom Ringen um schwere Entschlüsse durchfurchte Gesicht des Königs, von dem Armee und Volk wissen, daß er schweigsam, zurückhaltend und wortkarg ist, fliegt der Schimmer herzlicher Güte.

„Sie haben verdient, was Sie erhalten haben, Schill. Ich setze Hoffnungen auf Sie. Sie werden sie mir erfüllen?!"

„Euren Majestäten und dem Vaterland zu dienen ist mein höchstes Ziel und der Sinn und Zweck meines Lebens!"

„Ich danke Ihnen, Schill! Sie wissen also, daß ich Ihnen wohlgesinnt bin!"

Schill erweist die Ehrenbezeigung im Glauben, im Dank des Königs das Zeichen zur Verabschiedung erblicken zu sollen.

Königin Luise hebt die Hand.

„Einen Augenblick noch, Herr Major! Ich habe die Berichte über Ihre Taten und Leistungen in Pommern mit Aufmerksamkeit verfolgt. Was ich gelesen und gehört habe, hat mit dazu beigetragen, meinen Glauben an die Armee und die Zukunft Preußens wieder aufzurichten und zu festigen. Ich bin Ihnen also Dank schuldig. Nehmen Sie dies als Zeichen dafür, daß auch ich Ihnen wohlgesinnt bin!" Sie überreicht Schill eine lederne, mit Gold eingefaßte Brieftasche. Er ist so sehr überrascht, daß er nur mühsam Worte des Dankes findet.

Königin Luise lächelt in mütterlicher Güte; auch über dem Antlitz des Königs liegt ein herzliches Lächeln.

„Wollen Sie nicht einmal hineinschauen, lieber Major?" fragt die Königin und blickt heiter auf die Brieftasche und in Schills Gesicht.

Schill öffnet die Brieftasche; wie gebannt blickt er auf die goldgestickte Widmung: „Dem braven Herrn v. Schill, Luise."

Die Majestäten haben ihre Freude an Schills zunächst sprachloser Verwirrung und Überraschung. Als er seinem Dank Ausdruck gegeben hat, antwortet die Königin unter dem gleichen mütterlich gütigen Lächeln wie zuvor:

„Natürlich habe ich die Widmung selbst gestickt!"

Noch einmal darf er einen Kuß auf die Hand der Königin hauchen; wie beim Empfang verabschiedet der König ihn mit wohlwollendem Händedruck.

Als Schill vor der Tür steht, dröhnt vor Erregung sein Herz noch zum Hals hinauf.

„Ihre Majestäten waren gnädig?" fragt der Flügeladjutant, wohl mehr gewohnheitsmäßig als mit Aufmerksamkeit.

In seiner Benommenheit blickt Schill ihn einen Augenblick verständnislos an.

„Sehr gnädig, Exzellenz", antwortet er dann rasch, um möglichst schnell mit sich allein zu sein.

Nein, gnädig ist ein zu kaltes, ein zu oberflächliches Wort. Es reicht nicht an das Wesen der Majestäten heran; auch das Wort gütig drückt nicht ganz das aus, was von ihnen ausging. Wozu nach einem passenden Ausdruck suchen; er hat die Aufnahmefähigkeit für die tiefe Dankbarkeit, das große Vertrauen, das reine Wohlwollen und die Hoffnungen auf seine künftigen Leistungen, die aus den Worten der Majestäten klangen.

Noch auf dem Weg zum Schloß war sein Wesen erfüllt vom Bewußtsein der Selbstverständlichkeit seiner Pflichterfüllung; jetzt ist es ihm, als sei diese Selbstverständlichkeit verstärkt worden zu heiliger Andacht vor dem Altar des Vaterlandes; es ist ihm, als hätte er aus den Worten und Vertrauensbeweisen der Majestäten die Weihe seines Wollens und Kampfes erhalten.

Er schließt sich ein. Er ist mit einem Erlebnis beschenkt worden; es ist ihm zu groß und teuer, als daß er die Eindrücke jetzt durch Gleichgültigkeiten verwischen lassen könnte. Wie groß und wie ehrenvoll ist das Vertrauen der Majestäten in ihn, den jüngsten Regimentskommandeur. Er wird es rechtfertigen; höchste und heiligste Aufgabe seines Lebens ist der Kampf für die Freiheit, Ehre und Größe des Vaterlandes. Preußen muß und wird frei und groß werden wie es unter Friedrich dem Großen war; er weiß es, er hat das untrügliche sichere Schicksalsgefühl. Und er selbst wird Teil an der Befreiung haben. Rücksichtslos wird er seine Person einsetzen. Voll brennender Dankbarkeit und flammendem Willen zur Leistung küßt er den von der Königin selbst gestickten Namenszug; die Brieftasche birgt er auf dem Herzen.

39.

General v. Rüchel frägt Schill nach dem Empfang bei den Majestäten. Er erzählt die Äußerlichkeiten. Über sein großes und heiliges Erlebnis vermag er nicht zu sprechen, selbst nicht Elise gegenüber.

Er meldet sich im Kriegsministerium. Die Generäle empfangen ihn mit dem gleichen Interesse, das ihm überall entgegengebracht wird; es ist verstärkt von verhaltener Neugierde und hoher Achtung vor dem jüngsten Regimentskommandeur, dem es erlaubt ist, unter Außerachtlassung jedes Dienstwegs unmittelbar Meldungen an Seine Majestät zu erstatten und Verhandlungen mit fremden Königen und Heerführern zu führen.

Lange ist die Rückführung der Stärke der Armee hinausgezögert worden; nun ist sie nicht mehr aufschiebbar. Gemäß den Bestimmungen des Friedensvertrages muß die Heeresstärke gewaltig herabgesetzt werden. Auch für Schills Korps bringt die Neuordnung einschneidende Änderungen. Seine Reiterei wird auf vier Schwadronen, die Infanterie auf ein Bataillon zurückgeführt. Schill erhält die weitere Auszeichnung, daß sein Korps als „Zweites Brandenburgisches Husarenregiment v. Schill" in den Friedensverband der Armee übernommen wird. Aus dem überschießenden Teil der Infanterie wird ein Bataillon leichter Jäger gebildet, das ebenfalls seinen Namen trägt.

Die Uniform wird, Schills Wunsch entsprechend, so vorgeschrieben, wie seine Leute sie bisher getragen haben; sie besteht aus dunkelblauem Waffenrock und Dolman mit Pelz, hat gelbe Schnüre, rote Kragen und Aufschläge und graue Hosen.

Es ist schmerzlich, von tapferen Kameraden scheiden zu müssen, doch der Krieg ist verloren, und die Folgen müssen mit zusammengebissenen Zähnen ertragen werden. Tag für Tag sollen sie daran erinnern, daß die Schmach getilgt werden muß.

Noch wenige Tage verbringt Schill im Kreis der Familie v. Rüchel. Sie bringen ihn dem greisen General freundschaftlich näher und vermitteln ihm die Sicherheit, daß Elise seine Liebe erwidert. Bald wird auch sie wieder in Pommern sein.

Tief und innig ist seine Zuneigung zu dem aufrichtigen, schönen und liebreizenden Mädchen. Aber darf er Gedanken an Liebe und Familienglück hegen, wo das Vaterland zusammengebrochen am Boden liegt und die Pflicht ihn gebieterisch beansprucht? Wenn sich eine Gelegenheit nähert zur Herbeiführung der Entscheidung dann stellt sich jedesmal die Hemmung ein: Darf er? Ist er nicht Soldat? So schweigt er vorläufig in noch ungelösten Zweifeln.

„Auf Wiedersehen auf Haselei!" sagt Elise in verhaltener Hoffnung und Zartheit, als er sich verabschiedet.

Schill liest in ihren sprechenden Augen; wie gern würde er dem drängenden Gefühl folgen.

„Auf Wiedersehen!" flüstert er und küßt ihre Hand.

40.

Nach der Rückkehr beurlaubt Schill die überzähligen Offiziere und Mannschaften; sollte die militärische Lage sich ändern, wird er die Beurlaubten einberufen und sein Korps sofort wieder auf die alte Stärke bringen.

Liebe Freunde scheiden; viele, viele gute und tapfere Kameraden deckt der Rasen.

Schill wendet den Blick in die Zukunft. Es ist Krieg; er wütet schlimmer als vor dem Friedensschluß. Damals war der Feind auch im Land, doch man konnte sich wehren. Jetzt herrscht er unbehindert als Sieger. Freund v. Dieczelsky hat recht: Dieser Gewaltfrieden kann keine Dauer haben.

Eines Tages erscheint Wurdzack und meldet strahlend und mit dem Blick geheimen Wissens, daß General v. Rüchel mit den Damen zurückgekehrt sei. Am folgenden Tag reitet Schill nach dem Gut.

In frischer Jugendlichkeit blühend erscheint Elise auf der Treppe. Wurdzack nimmt ihm das Pferd ab.

„Tausend Dank für die schönen Blumen, Herr v. Schill. Tante und Albertine haben sich sehr gefreut!"

„Sie nicht, mein gnädiges Fräulein?" neckt er.

„Aber Herr v. Schill", gibt sie im gleichen neckenden Ton zurück. „Ich wollte meinen Dank doch ganz besonders betonen; Sie haben mich nicht ausreden lassen!"

„Das tut mir aber leid; ich bitte um Verzeihung und Nachholung!"

Sie strahlt vor Glück.

„Ich habe die Blumen in mein Zimmer gestellt!"

Schill blickt sie hingerissen an. So grausam kann das Schicksal nicht sein, daß es ihm Glück und Liebe vorenthält. Mit einem Schlag ist der Zwiespalt gelöst.

Als sie am Fenster stehen und ins Schneetreiben hinausblicken, wendet er den Blick lächelnd in ihre Augen.

„An dieser Stelle haben wir schon einmal gestanden, und damals schneite es ebenfalls."

Sie nickt.

„Ja, und ich hatte so große Sorge um Sie!"

Schill legt den Arm um ihre Schultern. Befangen und doch voll glücklichster Erwartung blickt sie zu ihm auf.

„Elise, möchtest du immer für mich sorgen, meine Frau werden?"

Sie errötet über und über und nickt heftig; als er sie an sich zieht, schlingt sie die Arme um seinen Hals.

Exzellenz von Rüchel erscheint im Saal. Elise eilt ihm entgegen und fliegt ihm an den Hals.

„Papa, Papa!"

„Na, was denn, Kind?" Über den Kopf der Tochter hinweg lächelt der General verständnisinnig in Schills Augen.

„Ferdinand — Herr von Schill und ich, wir haben uns, haben uns — — — verlobt!"

„Exzellenz — —!" Schill will weitersprechen, doch der General winkt väterlich herzlich ab.

„Ich hab's doch längst gemerkt", sagt er und lacht. „Meinen Segen, Kinder; werdet glücklich! Laßt euch umarmen!"

Zur Feier der Verlobung sind die Offiziere vom Hauptquartier Blüchers und vom Regiment Schills geladen. Auch General von Blücher erscheint. Ein Fest wird begangen, wie Feste vor dem Krieg auf Gut Haselei häufig gefeiert worden sind.

Stolz und glücklich lauscht Elise den Trinksprüchen und Glückwünschen. General von Blücher läßt es sich nicht nehmen, ebenfalls einige humorvolle und wohlwollende Worte zu sagen:

„Als ich hörte, daß Schill noch nicht verheiratet ist, dachte ich mir gleich, daß er das schönste und liebreizendste Mädchen erwählen würde, denn strebt er nicht in allem nach dem Höchsten? Er ist Ritter eines der höchsten Orden, hat den höchstmöglichen Rang inne und ist Träger allerhöchster Gunst; er hat die höchste Auffassung von Pflicht und Vaterlandsliebe, und er hat die höchsten Ziele. Wir alle freuen uns darüber, daß er auch in der Liebe auf der Linie seines Lebens schreitet. Wir wünschen Glück von ganzem Herzen! Elise von Rüchel und Ferdinand von Schill hurra, hurra, hurra!"

41.

Die Nacht ist weit vorgeschritten, als die Gäste aufgebrochen sind und die Damen sich zurückgezogen haben. General von Blücher, General von Rüchel, Major Franz von Blücher und Schill sitzen noch bei einem Glas Wein. Sie führen das Gespräch, das in dieser Zeit alle vaterländisch gesinnten Männer vereinigt: sie sprechen über den Kampf um die Ehre und Freiheit des Vaterlands.

Sind Süßigkeiten für die Zähne schädlich?



Essen Sie nach Herzenslust Pfefferkuchen, Marzipan und andere Süßigkeiten. Wenn Sie Ihre Zähne mit Chlorodont pflegen, werden ihnen Süßigkeiten nichts schaden.

Bis jetzt war man allgemein der Ansicht, daß Zucker, und Süßigkeiten bestehen zum größten Teil aus Zucker, den Zähnen in jedem Fall schaden muß. Zwei namhafte deutsche Wissenschaftler stellten aber kürzlich fest, daß fast alle Nahrungsmittel einen schädlichen Einfluß auf die Zähne ausüben, wenn sie lange zwischen den Zähnen haften bleiben und Zeit finden, in Gärung überzugehen.

Mit anderen Worten: Es kommt nur darauf an, alle Speisereste von den Zähnen zu beseitigen und dazu gehört nichts weiter als eine geeignete Zahnbürste und eine wirklich gute Qualitäts-Zahnpaste wie Chlorodont. Reinigen Sie Ihre Zähne deshalb regelmäßig vor dem Schlafengehen mit Chlorodont, dann gehen Sie ganz sicher, daß Ihren Zähnen auch Zucker nicht schaden kann.

Chlorodont

Wurdzack erscheint und meldet erregt:

„Exzellenz! Soeben ist der Adjutant Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Karl von Österreich eingetroffen. Seine Kaiserliche Hoheit wird in einer halben Stunde hier eintreffen und bittet für die Nacht um Unterkunft!"

„Erzherzog Karl?!" wiederholen die Herren in hoher Freude und Überraschung.

Schill begrüßt den Adjutanten, indes der General die Vorbereitungen zum Empfang trifft. Kurze Zeit später trifft Erzherzog Karl ein. Indes er die Generäle von Blücher und von Rüchel als alte Freunde und Kriegskameraden begrüßt und wegen des unangemeldeten nächtlichen Besuchs um Entschuldigung bittet, bewundert Schill die edle Prägung seines Gesichts und die ruhige, in sich selbst gefestigte Sicherheit des verehrten und genialen österreichischen Heerführers.

Kräftig drückt der Erzherzog auch Major von Blücher und Schill die Hände.

„Ich freue mich sehr, Major von Blücher, in Ihnen den Sohn des bedeutendsten preußischen Heerführers und meines lieben alten Freunds kennenzulernen. Und Sie, Major von Schill, begrüße ich ebenso herzlich als den Schwiegersohn meines lieben alten Freundes von Rüchel; ich weiß, was Sie in Pommern geleistet haben, und ich bin sicher, daß die Zukunft mir weiterhin Schmeichelhaftes melden wird."

„Eure Kaiserliche Hoheit sind zu gütig!"

Der Erzherzog lächelt herzlich.

„Keine kalten Formeln unter uns Männern und Freunden! Nach der anstrengenden Reise von Wien durch Schlesien und der ewigen Harmlosigkeitsspielerei unterwegs bin ich von Herzen froh, im Kreis von Freunden frei reden zu können; ich weiß, ich kann auf Sie alle zählen!"

„Vollkommen, Kaiserliche Hoheit!" bestätigten die Herren.

„Ich wußte es. Ich bin nicht über Berlin gefahren und habe auch in der Provinz jedes Aufsehen vermieden, denn kann man dem Korsen trauen? Ich habe nicht Lust, die Probe zu machen, nachdem er den Herzog von Enghien auf Reichsgebiet hat festnehmen, nach Frankreich verschleppen und erschießen lassen.

Meine Reise soll nach England gehen; ich bitte Sie daher, meine Anwesenheit vertraulich zu behandeln. Sie können sich denken, welche Pläne ich betreibe. Der Korse hat Österreich und Preußen geworfen; Schlachten sind verloren gegangen, doch der Krieg ist noch nicht beendigt und entschieden, wenn äußerlich auch Frieden geschlossen ist.

Ich will Freunde in England werben und, was mir sicherlich gelingen wird, einen geheimen Bündnisvertrag abschließen!"

Gespannt lauschen die Herren; als der Erzherzog schweigt, bestätigt General von Blücher sofort in seiner bestimmten Weise:

„Kaiserliche Hoheit wissen, daß wir hier ganz in der gleichen Richtung arbeiten und kämpfen. Wir sind völlig Ihrer Meinung; wir sind Ihre treuesten Bundesgenossen!"

„Wir sind Mitkämpfer auf Leben und Tod!" fällt General von Rüchel ein „Meine Bemühungen, über die Eurer Kaiserlichen Hoheit ich bereits berichtet habe, haben schon schöne Erfolge gezeitigt. Im Verein mit vaterländisch gesinnten Männern Pommerns bin ich bemüht, den Bund der Vaterlandsfreunde ins Leben zu rufen. An allen Orten sollen sich Untergruppen bilden; zur gegebenen Stunde sollen sie ihren Einfluß und ihre Macht in die Waagschale werfen."

Der Erzherzog lächelt erfreut

„Bravo, bravo, liebe Freunde!"

Blüchers Augen leuchten.

„Kaiserliche Hoheit! Wir warten voll brennender Ungeduld auf den Tag der Abrechnung. Der Schandfrieden hat uns gezwungen, das Schwert in die Scheide zu stecken; ich werde dafür sorgen, daß es nicht rostet. Mein Sohn Franz ist bemüht, die Entschlossenen ausfindig zu machen und zusammenzuschweißen. Jeder Tag bringt uns neuen Zuwachs an leidenschaftlich kämpferisch eingestellten Offizieren; es sind beste Namen, die zu uns drängen. Wir haben auch den Führer für unsere geheime Organisation gefunden Sie sehen ihn vor sich, unseren Freund, Major Ferdinand von Schill. Sein Name ist der volkstümlichste und vertrauenswürdigste der Armee!"

„Sehr gut, sehr gut, meine Herren!" antwortet der Erzherzog erfreut. „Ich danke Ihnen. Wir wollen nicht müde werden, alle Widerstände zu überwinden, die Schwäche und Müdigkeit so gut wie den Kleinmut.

Es werden noch gewaltige Vorbereitungen notwendig sein. Den Korsen dürfen wir nicht unterschätzen; das wäre ein schwerer Fehler Er ist eine militärische und politische Ausnahmeerscheinung Doppelt notwendig ist es deshalb, daß wir die zögernden Monarchen zum Handeln bewegen, die Offizierskorps mitreißen und dem Volk den Sinn und die Bedeutung des Freiheitskampfs klar machen. Herren müssen wir wieder sein unseres Schicksals, nicht Sklaven!"

Wir werden unser hohes Ziel erreichen. Preußens und Österreichs Glanz wird heller erstrahlen als zuvor. Nichts für uns — alles fürs Vaterland!"

Unwillkürlich erheben sich die Verbündeten. Jedem reicht der Erzherzog die Hand, und jedem blickt er in die Augen. Schill blickt er besonders tief und fest in die Augen, und er behält, solange er spricht, seine Hand in der seinigen.

„Major von Schill! Obgleich ich Sie heute zum ersten Male sehe, sind auch Sie mir kein Fremder mehr. Sie sind der Träger einer hohen und heiligen Aufgabe; Sie werden sie erfüllen. Ich kenne Ihre Kühnheit und Treue und baue auf sie. Ich werde Österreich in den Kampf führen; wenn ich losschlage, rufe ich in Ihnen Preußen und Deutschland!"

Fest drückt Schill die Rechte des Erzherzogs. Wie beim Empfang bei den Majestäten quillt die Welle leidenschaftlichen Wollens und glühender Hingabe in ihm auf. Mit überwältigender Eindringlichkeit fühlt er, daß er wieder an einem Markstein seines Lebens steht.

„Kaiserliche Hoheit! Ich werde den Kampf vorbereiten; ich werde auf den Ruf warten und losschlagen, wenn er erschallt! Alles für die Freiheit, Ehre und Größe des Vaterlands!"

42

Nach Jahren der Abwesenheit und feindlicher Besetzung können preußische Truppen wieder Berlin betreten. Der König krönt die Ehren, mit denen er Schill überhäuft, mit dem Befehl, daß sein Regiment als erstes in Berlin einmarschieren und dort Garnison beziehen soll.

Erfüllt von Freude, Stolz und Glück bestürmt Elise von Rüchel den Vater, wenigstens für kurze Zeit nach Berlin überzusiedeln.

„Aber Kind, weshalb denn? Im Frühjahr heiratet Ihr doch sowieso!" neckt der Vater

„Aber Papa, das müssen wir doch sehen, wenn Ferdinand als erster zurückkehrender Frontsoldat durch das Brandenburger Tor reitet!"

Lächelnd zieht der Vater sie an sich.

„Aber selbstverständlich müssen wir das sehen, Elise; glaubst du, ich wollte nicht dabei sein?"

„Oh, ich danke dir, Papa, sehr, sehr!" Sie umschlingt und küßt ihn.

„Du liebst ihn sehr, deinen Ferdinand?" fragt der Vater

Sie errötet und senkt verlegen den Blick, dann aber lächelt sie frei.

„Sehr liebe ich meinen Bräutigam und künftigen Gatten, Papa, und ich bin stolz, daß er mich liebt!"

Der Vater streicht über ihr Haar.

„Mit Recht kannst du stolz auf ihn sein, Kind. Wer liebt Ferdinand nicht? Noch nie habe ich ein unfreundliches Wort über ihn gehört. Der beste Beweis für sein edles Menschentum ist die Tatsache, daß ihm seine außergewöhnliche Laufbahn nicht einmal Neider eingetragen hat; und das will viel heißen.

Der Zauber seiner Persönlichkeit, der alle Menschen in Bann schlägt, seine soldatische Kühnheit und glühende heilige Vaterlandsliebe befähigen ihn wie keinen zweiten zum Führer des Vaterlands aus der Not.

43.

Der Marsch nach Berlin ist ein Triumphzug. In großen wie in kleinen Orten kommt die Bevölkerung Schill entgegen, überhäuft ihn mit Ehrungen und hüllt ihn ein in brausenden Jubel.

Schill ist fassungslos. Was haben denn die Leute? Was ist denn Besonderes an ihm und seinen Offizieren und Mannschaften? Sie und er haben ihre Pflicht getan. Er wehrt ab, wohin er kommt, und gewinnt mit seiner Bescheidenheit erst recht die Herzen des Volks.

Vor den Toren Berlins grüßt ihn der Gouverneur der Residenz, General von l'Estocq, an der Spitze des Stabs der Nationalgarde; die Vertreter der Stadtverwaltung überreichen ihm einen goldenen Ehrensäbel.

Die ganze Einwohnerschaft ist auf den Beinen; zweihunderttausend Menschen füllen die Straßen, wie die Zeitungen am folgenden Tag berichten. Noch nie außer dem König ist ein Mann so von der Bürgerschaft empfangen worden. Die Nationalgarde hat ihre liebe Not, die Absperrung aufrechtzuerhalten. Vieltausendstimmige Hochrufe brausen Schill entgegen; Blumen werden aus den Fenstern geworfen. Auf allen Gesichtern liest er brennendes Interesse Jeder jubelt ihm zu als dem preußischen Heros, der Verkörperung des Muts, der Tapferkeit und der Vaterlandsliebe.

Schill ist überwältigt von diesem unerwarteten und überraschenden Sturm und Taumel der Gunst des Volks und aller Stände. Als er endlich im Kasino im Kreise seiner Offiziere sitzt, lehnt er sich erschöpft in den Sessel zurück.

„Diese Ehrung war schön, einzigartig und wundervoll, sie hat mich aber auch gewaltig angestrengt"

Leutnant Bärsch bringt ein Hurra auf Schill aus, das von den neunundzwanzig Regimentsoffizieren mit Begeisterung aufgenommen wird und den Raum mit donnernder Kraft erfüllt, als wolle es die Wände sprengen.

44.

Erst abends begibt Schill sich in die Wohnung des künftigen Schwiegervaters, um von den Berlinern, die noch immer die Straßen durchziehen und vaterländische Lieder singen, nicht erkannt zu werden.

„Dieser Tag war einer der schönsten meines Lebens, Ferdinand!" sagt der General bewegt und umarmt ihn.

Elise fliegt ihm an den Hals.

„Ich bin ja so stolz und glücklich, Ferdinand!"

Innerlich wehrt Schill sich gegen die von allen Seiten auf ihn einstürmende Verehrung und Vergötterung. Er will ihnen nicht erliegen und sein persönliches, in strenger militärischer Einfachheit erkämpftes Wesen der Selbstzucht nicht verlieren Dem Hochgefühl der Freude, in der Verehrung seiner Person einen Beweis für die Volkstümlichkeit seiner Ziele erblicken zu dürfen, gibt er sich jedoch gern hin.

Als Schill zu Hause ins Zimmer tritt, stockt ihm vor Freude und Rührung der Fuß.

„Vater!" ruft er, breitet die Arme aus und eilt dem achtzigjährigen Greis entgegen der sich rüstig aus dem Sessel erhebt und ihm entgegenkommt.

„Mein Junge!"

Der Vater ist so groß wie der Sohn; seine Gestalt ist ungebeugt. Voll Glück gleitet sein Blick über die gutgewachsene, breitschultrige Reckengestalt des Sohns, die schmucke Uniform und den hohen Orden.

„Ich danke Gott, daß ich diesen Tag noch erleben durfte. Meinen Glückwunsch zu deiner glänzenden Laufbahn. Ich freue mich von ganzem Herzen, daß du König und Vaterland treu gedient und unserem Namen Ehre gemacht hast!"

„Ich habe doch nur meine Pflicht getan, Vater. Wann bist du denn eingetroffen?"

„Heut morgen schon; hätte ich mir dies großartige Schauspiel entgehen lassen dürfen? Gewiß nicht, nachdem der Held des Tags mein Sohn ist. Dem Burschen habe ich vorhin befohlen, dir beim Kommen nichts zu verraten; die Überraschung ist also geglückt."

„Man macht zuviel aus mir, Vater. Ich bin doch nur ein Frontsoldat, der sich bemüht hat zu tun was in seinen Kräften stand."

„Du bist der Liebling, der Heros Preußens mein Junge. Das ist eine Auszeichnung, die das Volk mit sicherem Gefühl nur dem Würdigen verleiht!"

45

Wo Schill erscheint, wird er von Jubelrufen empfangen, sei es beim Ritt an der Spitze des Regiments durch die Straßen Berlins, sei es beim Betreten des Theaters oder sei es, wenn er allein im einfachen Mantel die Wohnung verläßt und erkannt wird.

Soviel er kann, geht er den Ehrungen aus dem Weg. Er will sich selbst nicht verlieren; er gehört dem Vaterland und der Pflicht. Er hat keine Zeit zum Feiern von Festen, Lesen von Bergen von Glückwunschbriefen und Stehen vor Läden, in denen seine blumengeschmückten Bilder und Büsten oder Gedichte auf seine Person, Erzählungen seiner Taten und Verherrlichungen seiner Leistungen ausgestellt sind

Elise ist es ein Vergnügen die Körbe von Postsendungen aller Art zu lesen und, soweit es notwendig ist, zu beantworten. Die ernsthaften Briefe unterbreitet sie Schill. In vielen wird die Hoffnung geäußert, daß er Preußen befreien werde. Wertvolle Verbindungen in ganz Deutschland eröffnen sich ihm, die er sofort in den Dienst der guten Sache zieht.

Gläubig blickt Elise zu ihm auf.

„Armee und Volk glauben an dich, Ferdinand; du bist ihre Hoffnung, und einstmals wirst du ihr Führer sein in die Freiheit!"

„Ich habe den heiligen Willen, dem Vaterland zu dienen, Kind, doch bevor der Befreiungskampf beginnen wird, werden wir noch viel arbeiten müssen. Vergiß nicht, daß ich lediglich Regimentskommandeur bin und als solcher keine Entscheidungen treffen kann."

„Du bist groß, Ferdinand; du wirst Wege finden."

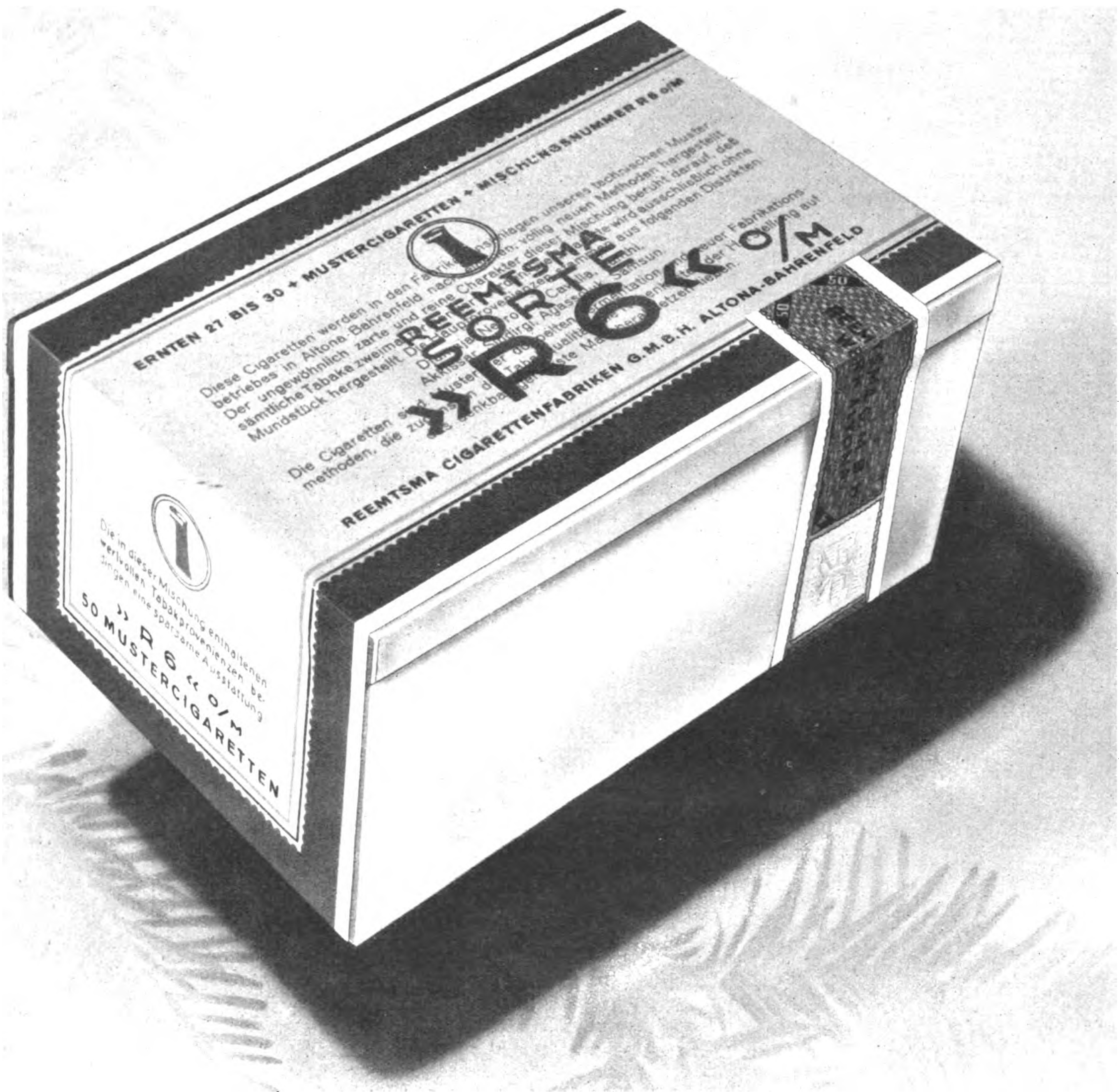
Er zieht sie an sich.

„Ich danke dir, Elise; du weißt, die Liebe zum Vaterland ist das Höchste, was es für mich gibt!"

„Und ich — —?" neckt sie schelmisch.

„Aber Kind, das ist doch etwas ganz andres!" wehrt er ab.

(Fortsetzung folgt)



Die 50 Stück-Packung

doppelt fermentiert

Ingeborg Wessel: Mein Bruder Horst

1. Fortsetzung

Im Wagen war natürlich sofort „dicke Luft". Zu Tätlichkeiten kam es jedoch nicht. Naturgemäß bekamen die anderen Gruppen einen gewaltigen Respekt vor uns, wenn sie es auch nicht offen aussprachen. Tatsächlich waren wir zuletzt die einzige radikale Gruppe im Wiking."

„Der kameradschaftliche Zusammenhalt in meinem Zuge war gut. Mehrfach unternahmen wir Streifzüge auf eigene Faust. Wir beteiligten uns unter anderem auch an Übungen des Frontbannes. Wie geschlossen die Kameradschaft Nord war, das sollte sich bald zeigen. Wir hatten schon immer gemerkt, daß einer unserer Führer, Leutnant F., auf den Berliner Wiking nicht gut zu sprechen war. Das entsprach ja schließlich auch unserer eigenen Einstellung, da wir in vielen Fällen ein radikaleres Vorgehen gewünscht hätten. Der Kapitän Ehrhardt war inzwischen zu unserem allergrößten Jubel amnestiert worden. Von ihm erwarteten wir nun alles. Ehrhardt war für uns die Tatkraft, der Angriffsgeist in Person."

„Die Sache ließ sich auch gut an. Mehrere Einzelverbände, darunter die in Berlin sehr angesehene „Olympia", unterstellten sich ihm. Unser Leutnant war anderer Ansicht. Eines Tages ließ er sämtliche Unterführer zu sich kommen und teilte ihnen mit, er hielte von der Zukunft des Wiking nichts mehr. Seiner Ansicht nach sei der Kapitän nicht mehr der Mann von einst, das revolutionäre Element sei von ihm fort. Der Berliner Wiking sei ein Altmännerverein. Das Ende vom Liede war, er wollte die Kompanie aus dem Verbande lösen und auf eigene Faust weiterführen. Ich war der einzige, der um Bedenkzeit bat. Ich wollte mich erst mit meinen Leuten in Verbindung setzen. Für mich lag der Fall klar: Treubruch gegen den Chef, ausgeschlossen!

Bei der nächsten Besprechung, an der ich nicht teilnehmen konnte, ließ ich dies durch einen Vertreter erklären. Der Erfolg war dementsprechend. Von diesem Augenblick an war die Kameradschaft Nord die „schlechteste Gruppe", denn meine Leute hatten sich sämtlich im gleichen Sinne wie ich geäußert. Die Sache ging so weit, daß man uns durch allerlei Schikanen aus dem Wiking hinausekeln wollte. Dabei hatte unser Einspruch den Austritt der Gesamtgruppe verhindert. Schließlich mußte ich, schon im Interesse meiner Leute, Meldung machen. Ich wandte mich an Hauptmann E. Wir wurden vorläufig als Kameradschaft Nord selbständig gemacht und fanden in der Turnhalle des Bismarck-Bundes Unterschlupf. Ganz plötzlich kam es dann im Frühjahr 1926 zu einem neuen Verbot des Wiking. Damit waren wir aufgelöst."

„Im allgemeinen ist ein Verbot keine allzu schlimme Sache. Für den Wiking schon gar nicht, da sein Tätigkeitsbereich ja nicht in der Öffentlichkeit lag. Eine Verbotszeit hatten wir ja ohnehin schon durchgemacht. Warum wirkte sich das Verbot trotzdem so lähmend aus, so, daß letzten Endes der Verband durch einen papierenen Wisch erledigt wurde und restlos zerplatzte?"

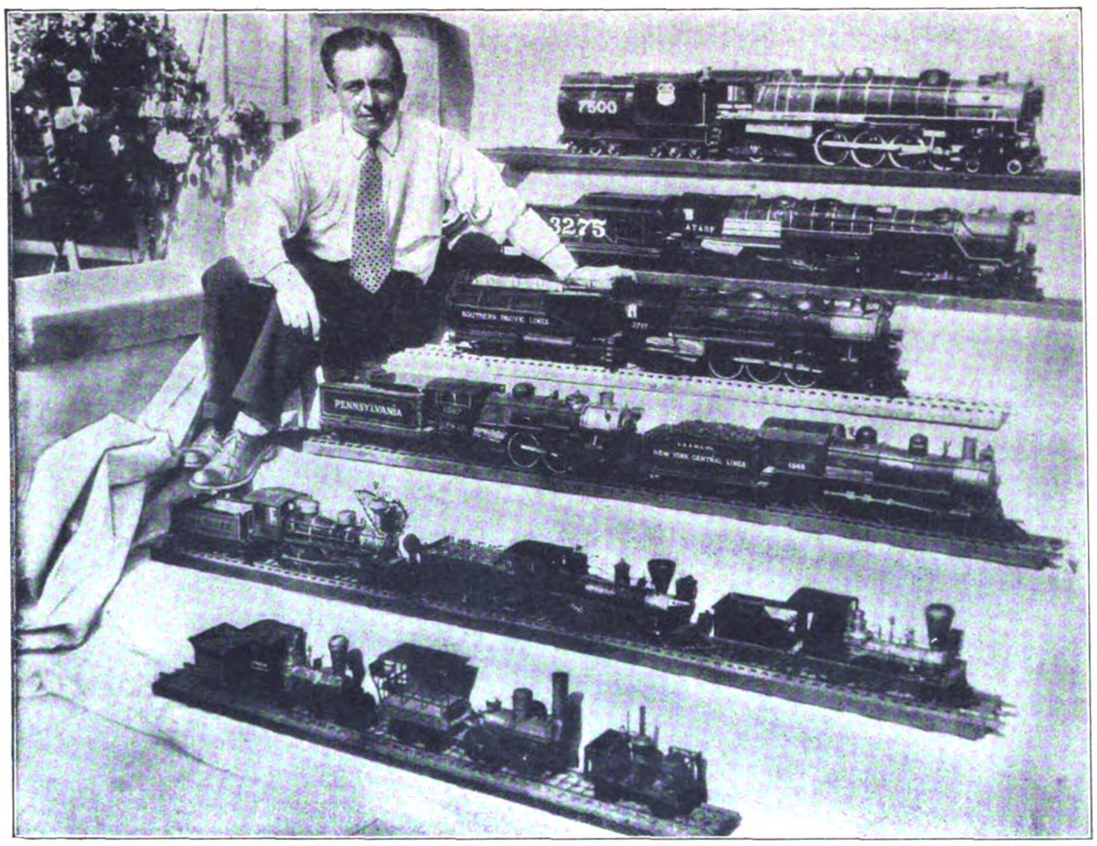
„Bei seinem Eintritt wurde der Wikinger sofort darüber aufgeklärt, daß er einem äußerst radikalen Verbande angehöre, dessen letzte Aufgabe in der Errichtung der nationalen Diktatur gipfele. Die Zeitung des Wiking, die wir im Anfang bekamen, stand ganz auf dieser Grundlage. Sie stand inhaltlich wie auch in sprachlicher Hinsicht auf erfreulich hoher Stufe. „Wikinger sein heißt ein Soldat der völkischen Revolution sein", lautete die Parole. Wir hatten das Ausleseprinzip und sahen infolgedessen mit einer gewissen Geringschätzung auf andere Verbände herab, die wir lediglich nach ihrer Einsatzfähigkeit beurteilten. Und die war nach unserer Auffassung im allgemeinen sehr gering."

„Mit der Freigabe der Organisation verschwand der revolutionäre Geist aus unseren Reihen. Wir sanken allmählich in die Reihen der Wehrverbände herab, das Militärische wurde nach Möglichkeit unterdrückt. Die Zeitschrift unterschied sich zum Schluß von keinem bürgerlichen Vereinsblatt mehr. Der Freikorpsgeist war nur noch dem Namen nach vorhanden. Und dennoch hielten wir treu und selbstverständlich zur Fahne, denn es gab jemanden, auf den wir fest und unverbrüchlich bauten, den Kapitän Ehrhardt selbst. Solange Ehrhardt unser Führer war, glaubten wir unsere Belange in guten Händen."

„Und dann brach auch dieser letzte Pfeiler unseres Vertrauens. Im Herbst 1926, ein halbes Jahr nach dem Verbot, sprach Ehrhardt in einer großen Versammlung zu seinen Anhängern und stellte sich auf den Boden der Stahlhelmparole: „Hinein in den Staat." Seine bisherigen Gefolgsleute entließ er aus ihrer Verpflichtung seiner Person gegenüber und stellte allen frei, unbeeinflußt von allen Bindungen, ihre Entscheidungen zu treffen."

„Ich selbst zog mich, um eine große Enttäuschung reicher, von allem zurück . . ."

Mit diesen Worten schließen die Aufzeichnungen Horsts über seine Mitgliedschaft im Wiking-Bund. Mit Absicht sage ich: Aufzeichnungen; denn Horst hatte sich keineswegs etwa die Aufgabe gestellt, irgend etwas Vollständiges oder Abschließendes über den Bund, dem er im Grunde doch viel für die Entwicklung seiner Persönlichkeit verdankt, in seinem Tagebuch niederzulegen. Aber diese Aufzeichnungen vermitteln eins, was keine noch so tiefschürfende theoretische Abhandlung über das Wesen der sogenannten Kampfbünde zu geben vermag: den unmittelbarsten Eindruck von dem verzweifelten Suchen des jungen Deutschlands nach dem wahren Führer, der, selbst ein Revolutionär, dem revolutionären Wollen der Jungen ein Ziel setzte, das den Einsatz von Blut und Leben lohnte.



Die Entwicklung der Lokomotive durch ein Jahrhundert.
Ein kalifornischer Schullehrer aus Long Beach mit seiner selbstgefertigten Modellsammlung gebrauchsfähiger Lokomotiven. Von der alten „Tom Thumb", der ersten in Amerika gebauten Lokomotive aus dem Jahre 1828, bis zum modernsten 3-Zylinder-Typ der Union Pacific sind hier alle Entwicklungsstufen der Lokomotive vertreten.

Zwischen den Aufzeichnungen Horsts steigt das Bild jener Epoche empor, an deren Anfang der 12. Mai 1925 steht, der Tag, an dem der zum Reichspräsidenten gewählte Generalfeldmarschall v. Hindenburg den Eid auf die Verfassung der Republik von Weimar leistete. An jenem 12. Mai wurde die schwarz-rot-gelbe Republik in den Augen großer Teile des nationalen Bürgertums „hoffähig". Erinnern wir uns an das, was Horst über die Teilnahme des Wiking an der Begrüßung Hindenburgs bei seinem Amtsantritt schrieb: „Selbstverständlich nahm der Bund in voller Stärke daran teil." Hindenburg war doch auch ihr Kandidat gewesen. Nun war der Generalfeldmarschall der Präsident der Republik, der sie doch Todfeindschaft geschworen hatten; er war der Oberbefehlshaber der Reichswehr, die den Bestand der Republik nicht nur gegen äußere, sondern auch gegen innere Angriffe zu verteidigen berufen war.

„Eigentlich erwartete man jeden Tag einen Putsch", schreibt Horst in seinem Tagebuch, und alle warteten in der Tat darauf, aber gegen wen sollte man nun noch putschen? Gegen die roten Machthaber in Preußen, gewiß, aber die saßen auch in der Wilhelmstraße, keinen Flintenschuß entfernt von dem Palais des Reichspräsidenten von Hindenburg und dem Sitz der Reichsregierung, in der seit dem 15. Januar 1925 drei deutschnationale Minister saßen. Hinzukam, daß mit dem Jahre 1925 eine wirtschaftliche Scheinkonjunktur einsetzte, die jedes gewaltsame Vorgehen von links oder rechts von vornherein zu einer unpopulären Angelegenheit stempelte. Das Wort des tüchtigen Herrn Coué und der Silberstreifen des Herrn Stresemann regierten die Stunde.

In dieser Atmosphäre besaßen Geheimorganisa-


Parfum
Tosca
Eau de Cologne
Creme · Puder · Seife · Brillantine · Haarwasser
M 1.60, 3.20
M 8.–
M 1.50 bis 4.20
M –.85, 1.30
M 1.55 bis 4.30
"4711" Rheingold Parfum Eau de Cologne
M 2.–, 3.50
M 1.–
M 2.– bis 3.25
"4711" Lavendel-Wasser
"4711" Russische Eau de Cologne
M 1.20, 1.90
M –.90 bis 1.65
M 2.25, 4.25
N°4711
Ein Bote der Freude
M 1.15, 1.90, 2.85
M 1.35, 2.20, 3.30
M 7.50, 9.50
Je nach Wahl M 1.50 bis 3.55
M 4.– 6.50, 9.75
50 Pfg.
M 2.75
Echt Kölnisch Wasser

tionen jedweder Art — und dazu gehörte auch der Wiking — keine Entfaltungsmöglichkeiten mehr. Bestenfalls wurde es ein langsames Sterben. Kein anderer hat in dieser Beziehung so klar gesehen wie Adolf Hitler, der in seinem Buche „Mein Kampf", das gerade in jener Zeit entstand, seine inzwischen durch den Gang der Ereignisse tausendfältig bestätigte Auffassung in folgenden programmatischen Sätzen niederlegte:

„Der Zweck von Geheimorganisationen kann nur ein gesetzwidriger sein. Damit aber beschränkt sich der Umfang einer solchen Organisation von selbst. Es ist nicht möglich, besonders angesichts der Schwatzhaftigkeit des deutschen Volkes, eine Organisation von einiger Größe aufzubauen und sie gleichzeitig nach außen geheimzuhalten, oder auch nur ihre Ziele zu verschleiern. Jede solche Absicht wird tausendfältig vereitelt werden. Nicht nur, daß unseren Polizeibehörden heute ein Stab von Zuhältern und ähnlichem Gesindel zur Verfügung steht, die für den Judaslohn von dreißig Silberlingen verraten, was sie finden können, und erfinden, was zu verraten wäre, sind die eigenen Anhänger niemals zu einem, in solchem Falle notwendigen Schweigen zu bringen. Nur ganz kleine Gruppen können durch jahrelanges Aussieben den Charakter wirklicher Geheimorganisationen annehmen. Doch schon die Kleinheit solcher Gebilde würde ihren Wert für die nationalsozialistische Bewegung aufheben. Was wir brauchten und brauchen, waren und sind nicht hundert oder zweihundert verwegene Verschwörer, sondern hunderttausend und aberhunderttausend fanatische Kämpfer für unsere Weltanschauung. Nicht in geheimen Konventikeln soll gearbeitet werden, sondern in gewaltigen Massenaufzügen, und nicht durch Dolch und Gift oder Pistole kann der Bewegung die Bahn freigemacht werden, sondern durch die Eroberung der Straße. Wir haben dem Marxismus beizubringen, daß der künftige Herr der Straße der Nationalsozialismus ist, genau so, wie er einst der Herr des Staates sein wird . . ."

Hier ist die Antwort auf die Frage Horsts nach dem Grund, „daß letzten Endes der Verband durch einen papierenen Wisch erledigt wurde und restlos zerplatzte Damals waren Horst und seine Kameraden aufs tiefste enttäuscht, daß ihr Kapitän sie aus der Verpflichtung entließ, resignierte, sich auf den „Boden der Tatsachen" stellte. Hätten diese Jungen damals schon diese Worte Adolf Hitlers gekannt, der Abschied von ihrem Bund wäre ihnen weniger schwer gefallen. Sie hätten dem Kapitän auch keinen Vorwurf gemacht; denn anklagen kann man nur dort, wo Schuld ist. Der aber ist nicht schuldig, der seiner Gefolgschaft an Stelle illegaler Kampfparolen keine neue. große politische Idee zu geben vermag. Vom Schicksal nicht begnadet zu sein, ist keine Schuld im Sinne der Menschen!

„Adolf Hitler zeigt euch den Weg!" — das war der Kampfruf, unter dem sich nicht viel später die ersten Berliner Hundertschaften der braunen Armee in Bewegung setzten, das waren die Worte, die in den ersten Versammlungen in Norddeutschland von den riesenhaften Transparenten, von den Plakaten an den Litfaßsäulen herunterflammten. Und dies schrieb ich am Anfang:

„. . ., daß der Weg der deutschen Jugend zu Hitler führen mußte, zwangsläufig und schicksalhaft. Es ist der Weg, den Horst ging vom Bismarck-Bund über den Wiking-Bund zur S.A. . . ."

Der Nationalsozialist

Dezember 1926: Irgendeine Straße im Nordosten Berlins. Für das, was ich berichten will, ist es gleich, welche Straße es war. Es genügt, zu wissen, daß es eine jener Straßen ist, die der Bewohner aus dem Westen oder gar ein Fremder selten oder nie betritt. Zu unerfreulich ist das, was man zu sehen bekommt. Die Häuser sehen alle gleich aus. Graue Steinmauern, von denen der Putz in jedem Jahre mehr herabbröckelt. Die Bewohner im vierten oder fünften Stockwerk sind noch am besten dran. Sie haben, was den anderen abgeht: Luft, Licht, Sonne. Die Luft in den Straßen ist das schlimmste, das, was kaum zu ertragen ist. Kein Wunder, daß die Kinder, die zwischen diesen hohen Steinmauern spielen, blasse Gesichter haben. Viele von ihnen sind unterernährt, ihre Kleider zeugen von der Armut, von dem Elend, das in diesen Mietskasernen nistet.

Arbeiterfrauen, vor der Zeit gealtert durch die ewige Sorge um das tägliche Brot für Mann und Kinder, bilden die Kundschaft in den schlechtgehenden Läden.

Ihre arbeitslosen Männer stehen an den Ecken herum, sitzen in den Kneipen stundenlang vor einem Glas Bier, diskutieren über Politik, lesen den „Vorwärts" oder die „Rote Fahne", hetzen und werden verhetzt und gehen abends in die Versammlungen ihrer Partei.

Der Marxismus ist ihre Religion. Der Jude Marx ist ihr Gott. Von ihm stammt das Wort, daß die Arbeiterschaft nichts zu verlieren hat als ihre Ketten. Daran klammern sie sich.

Die kommunistische Weltrevolution wird sie erlösen. Dann kommt das Paradies, das erträumte. In Rußland regiert der Arbeiter, dort gibt es keine Arbeitslosen, keinen Hunger, keine Mietskasernen, keine Reaktion. Ja, Tod der Reaktion!

Durch diese Straßen im Nordosten Berlins geht ein S.A.-Mann. Ganz allein.

Das war damals so. In einem ganzen Stadtbezirk mit dreihunderttausend Seelen gab es knapp zwei Dutzend S.A.-Männer. Diese wenigen aber verschwanden nicht unter der erdrückenden Menge der anderen, eher war es umgekehrt.

So eine einzelne S.A.-Uniform erregte damals noch Aufsehen. Beinahe ist es ein Spießrutenlaufen. Haßerfüllte Gesichter, wohin er sieht. Geballte Fäuste, die nur zu gerne zuschlagen möchten, wenn es nicht heller Nachmittag wäre. Schimpfworte, wie Verräter, Arbeitermörder, Goebbelsbandit, klingen an das Ohr des jungen S.A.-Mannes, der selbst ein Arbeiter, selbst arbeitslos ist.

Zwiespältig sind die Empfindungen, die er in diesen Augenblicken durchlebt: Nicht daß er sich



fürchtet, er hat schon in brenzlicheren Lagen seinen Mann gestanden. Aber Wut, Verachtung und, trotz allem, auch ein leises Bedauern ringen in ihm um die Oberhand. Er kennt den Boden, auf dem der klassenkämpferische Marxismus emporwuchern konnte. Er sieht durch die grauen Wände hindurch das Elend und die Hoffnungslosigkeit, die diese Menschen erfüllt. Er weiß, daß nur etwas ganz Neues, eine ganz neue Idee in diesen Menschen wieder das Bewußtsein wecken kann, Deutsche zu sein, ein Vaterland zu besitzen, das Deutschland heißt.

Er weiß es nur, weil ihn selbst dieses Neue ergriffen hat, weil er eines Tages auf Menschen stieß, die eine neue Idee auf ihre Fahnen geschrieben hatten, und denen er glauben mußte, weil sie selbst gläubig waren. Ihr Glaube aber hieß: Adolf Hitler. Er war der Verkünder der Idee der Einswerdung von Nationalismus und Sozialismus, des Friedens zwischen Stirn und Faust, der echten Volksgemeinschaft. Diese Idee war so groß, daß ihre Träger aufrecht und mit dem Lächeln des Wissenden durch ein Meer von Verfolgungen, Haß, Hohn, Spott und Unverständnis hindurchschritten.

So, wie eben jener namenlose, unbekannte S.A.-Mann, der da durch die Straßen im Nordosten Berlins geht. An einem Dezembertag des Jahres 1926.

Vielleicht marschiert um dieselbe Stunde ein Kamerad von ihm durch den Westen der riesengroßen Stadt. Er hört keine Schimpfworte. Man droht ihm auch nicht Aber man lächelt. So wie man über einen Irrsinnigen lächelt:

„Ein Hakenkreuzler. Ein Angehöriger jener Sekte, die einmal vor ein paar Jahren von sich reden machte. Komische Leute das. Die wollen national sein und nennen sich Arbeiterpartei. Sie faseln immer von einer Idee. Keine Idee haben sie von der Politik. Keinen blassen Schimmer. Und statt, daß sie den Kommunisten aus dem Wege gehen, raufen sie sich mit ihnen herum. Die Polizei hätte diese dauernde Provoziererei schon längst verbieten sollen. Na, wenigstens hat man dem Hitler das Reden verboten. Was hat sich so ein Ausländer auch in deutsche Verhältnisse zu mischen!"

Alles das und noch vieles andere liest der S.A.-Mann in den Gesichtern dort im Westen, wo man in der Hauptsache seine Meinung von Ullstein und Mosse bezieht.

Und beide S.A.-Männer, jener im Nordosten und sein Kamerad im Westen, denken in diesem Augenblick an das Wort ihres Gauleiters Dr. Goebbels, der ihnen zurief:

„Wir werden noch lange Zeit einsam sein, scheinbar ausgestoßen aus der Gemeinschaft der anderen, Rufer in der Wüste. Man versteht uns nicht und will uns auch nicht verstehen. Noch lacht man über uns, aber es wird die Zeit kommen, da werden wir in die größten Säle der Stadt hineingehen. Wenn die anderen uns verhöhnen und über uns spotten, um so fester wollen wir zusammenstehen. Denkt immer daran, Geschichte wurde stets nur von wenigen gemacht. Und wir wollen Geschichte machen . . ."

In jener Zeit fand Horst den Weg zur N.S.D.A.P. Sein Mitgliedsbuch verzeichnet den 7. Dezember 1926 als den Tag seines Eintritts in die Partei. Selbstverständlich trat er gleichzeitig in die S.A. ein. Fast genau zwei Monate vorher war er 19 Jahre alt geworden.

•

Wie kam Horst zu den Nationalsozialisten?

„Aus Enttäuschung eigentlich", so schreibt er selbst in seinem Tagebuch. „Mein nationaler Radikalismus oder auch mein radikaler Nationalismus waren nicht auf ihre Rechnung gekommen. Die „Nazis", wie man damals schon die Nationalsozialisten nannte, aber waren radikal. Radikal in jeder Hinsicht. Sehr sanft wurde ich als Gast nicht gerade behandelt. Vom Wiking hielten sie nichts. Ehrhardt kritisierten sie sehr scharf. Kurzum, ich überlegte mir die Sache reiflich. Aber ein Plus hatten sie, das absolut entscheidend war: Sie hatten eine Idee, also etwas, was den Wehrverbänden in Wahrheit völlig abging."

Sie hatten alle eine Enttäuschung erlebt, diese Jungen, die sich damals unter der roten Fahne mit dem schwarzen Hakenkreuz im weißen Felde zu sammeln begannen. Sie alle hatten nicht das gefunden, was sie suchten: Die aus dem rechten Lager — den kompromißlosen Nationalismus, und die anderen aus dem linken Lager — den echten Sozialismus. Und erst als sie gefunden hatten, was sie suchten, da kam ihnen die Erkenntnis, daß eines ohne das andere nicht möglich war. Diese Erkenntnis aber, das war der Nationalsozialismus.

Daß nicht alle bewußt um der Idee willen kamen, ist selbstverständlich. Sie alle kamen aber jedenfalls zu Hitler, trotzdem es gefährlich war, sich damals zu ihm zu bekennen, trotzdem keiner von ihnen hoffen durfte, etwas zu werden, trotzdem jeder einzelne nur materielle Nachteile zu erwarten hatte. Sie kamen und blieben, weil sie ausnahmslos Idealisten waren.

Daß eine instinktlose demokratische Presse früher einmal die S.A. als „Hitlers Armee der Enttäuschten" bezeichnete, und ihrer Enttäuschung lediglich materielle Motive unterlegte, enthüllt den Abgrund des Nichtverstehens, der zwischen dieser Auffassung und der Denkweise, wie sie in Horsts freimütigem Bekenntnis zum Ausdruck kommt, bestand und ewig bestehen wird.

„Als ich mich im Spätherbst 1926 der Partei anschloß", so schreibt Horst weiter, „begann für mich eine Zeit des Umlernens in politischer Hinsicht im allgemeinen und des Neulernens in sozialistischer im besonderen. Die Nationalsozialisten wurden vielfach für eine rechtsradikale Gruppe gehalten. Sehr zu Unrecht! Die Rechtsparteien merkten dann auch sehr bald, daß sie die N.S.D.A.P. keineswegs für ihre politischen Pläne einspannen konnten."

„Manches war mir zu Anfang auch nicht verständlich, aber allmählich rang sich bei mir die Überzeugung durch, daß die ‚Nazis' recht hatten. Ich begann, im Gegensatz zu früher, politisch zu denken."

„In die politische Materie drang ich schnell und gründlich ein. Eine Erkenntnis vor allem war mir sehr wertvoll: Ich mußte jede politische Richtung verstehen lernen, und dabei kam ich dahinter, daß es im roten Lager ebensoviel, vielleicht sogar noch mehr fanatische, opferbereite Idealisten gibt, wie auf der Gegenseite. Hinzu kam weiter die erschütternde Erkenntnis der sozialen Verelendung der arbeitenden Schichten, aller Berufe, insbesondere aber der Handarbeiter."

„So wurde ich Sozialist, nicht nur aus Gefühl, sondern vor allem aus Vernunft."

(Fortsetzung folgt.)

Unser Bob

Eine tragikomische Weihnachtsgeschichte von Th. Dittrich

Im Hundezwinger.

Ziellos bummelte ich durch die Straßen der Stadt — ziellos, aber nicht zwecklos.

Weihnachten standen vor der Tür, die ersten Weihnachten, die Ev, meine liebe Frau, fern vom Elternhaus, im eigenen Heim verleben sollte. Da durfte es Ev an nichts fehlen, weder an Liebesbeweisen noch an Aufmerksamkeiten! Und doch! Wenn ich die ihr zugedachten Geschenke übersah. erschienen sie mir alltäglich, ja abgeschmackt. Es fehlte noch ein Geschenk, das Ev im Unterbewußtsein ersehnte, das ich gern erraten hätte, ohne je davon mit ihr gesprochen zu haben. Es fehlte das ganz unerwartete, darum aber um so willkommenere Geschenk! Trotz eifrigen Bemühens kam ich jedoch nicht darauf. Darum streifte ich ziellos, aber nicht zwecklos durch die Geschäftsstraßen der Stadt, von Schaufenster zu Schaufenster, der Eingebung harrend, die mir den Schleier von den verborgenen Wünschen meiner Frau lüften sollte.

Schon wollte ich nach langer vergeblicher Wanderung meine Entdeckungsreise aufgeben, da kam, ja da kam die Eingebung ganz unerwartet und todsicher! Hinter den beiden Schaufenstern eines Eckladens war ein Hundezwinger eingerichtet, den Schoßhündchen aller nur denkbaren Rassen bevölkerten. In der Mitte stand eine reizende Hundehütte im Schweizer Stil, farbenfroh bemalt und lackiert, mit blinden Fenstern, einem flachen Giebel mit markierten Ziegeln, ja sogar mit einem kleinen Schornstein Auf den schrägen Wänden des Giebels flitzte mit affenartiger Geschwindigkeit ein Zwerg von Rehpinscher hin und her und schlug, jeden Vorteil des schwierigen Geländes strategisch ausnutzend, die Angriffe seiner zahlreichen Neider siegreich ab, die ihm den Besitz der kleinen Festung streitig machen wollten. Wie Jung-Siegfried stand er auf hoher Warte, kampflustig, mit blitzenden Augen, die Muskeln des geschmeidigen Körpers gespannt, von zahlreichen Gegnern angefeindet, aber noch mehr bewundert von den zahlreichen Zuschauern, die vor den Schaufenstern dem ungleichen und doch erfolgreichen Abwehrkampf zusahen.

Das war der Gegenstand unausgesprochener Sehnsucht, deren Erfüllung meiner Frau während meiner Abwesenheit Zeit und Grillen vertreiben sollte, ein lustiger Geselle und allmählich sogar ein harmloser Freund. Der kleine Hunde-Adonis war bald mein Eigentum. Auch die Hundehütte und die gesamte Aussteuer, eine famos sitzende blaue Schabracke mit brauner Borte, ein Geschirr aus schmalen braunen Lederriemen mit Neusilberbeschlag und eine Hundeleine mit Karabinerhaken, alles schick und zu den Farben des Hundes passend.

„Ist das Kerlchen schon stubenrein?"

„Noch nicht; das muß ihm erst gelehrt werden." Dabei zeigte der Verkäufer auf ein Häufchen Torfmull, an dem eben ein Fox seine Visitenkarte abgab und ein Dackel hinterdrein die gleichen Hundeformalitäten erfüllte, nachdem er sich vorher durch eifriges Schnuppern von der Richtigkeit des Örtchens überzeugt hatte. — „Ich muß mich mit dieser primitiven Einrichtung begnügen", erläuterte der Verkäufer den Vorgang, „da ich die Rasselbande in der Großstadt nicht regelmäßig ausführen kann. Ihnen möchte ich aber von der Anlegung einer gleichen Visitenkartenschale abraten. Sie müssen das Hündchen zwei- bis dreimal am Tage ausführen, und wenn es trotzdem entgleist, ihm einen Denkzettel geben. Das hilft. Eine Zuchtrute bekommen Sie als Zugabe."

„Und womit füttern wir das Hündchen?"

„Das beste Futter für junge Hunde ist Reis, Bruchreis, der überall billig zu kaufen ist. Keine Süßigkeiten, keine Knochen; als Getränk Wasser und hin und wieder etwas Milch.

„Wird gemacht! Schicken Sie mir also die gereinigte Hundehütte und die Aussteuer für den Hund morgen zum Weihnachtsabend gegen 8 Uhr in die Wohnung unseres Hausmeisters, den ich unterweisen und dem ich das Hündchen bis dahin anvertrauen werde, damit es sich inzwischen an gesittetere Umgebung gewöhnt. Aber wie bringe ich heute das Hündchen nach Hause?"

„Nichts leichter als das" beruhigte mich der Verkäufer; „hier haben Sie eine Tüte, in der das Hündchen bequem Platz hat Beides verstauen Sie in Ihre Überziehertasche."

In der Tram.

Gesagt, getan! Der kleine Kerl fühlte sich in der Tasche meines Überziehers anscheinend recht wohl, denn er ringelte sich wie eine Schnecke zusammen und ruhte von den Anstrengungen des Tages aus. Aber ich traute dem Frieden nicht und strebte möglichst schnell meinem Heim zu. Kurz entschlossen sprang ich mit meiner lebendigen Schmuggelware auf die eben vorüberfahrende Straßenbahn, die zwar, wie ich wußte, Hunde als Fahrgäste nicht aufnahm. Aber meiner war ja so artig, so still, und niemand sah ihn! Allmählich füllte sich der Wagen. Nur an meiner rechten Seite, der Hundeseite, war noch ein Platz frei, in den eben eine sehr korpulente Dame hineinplumpste. Vorsichtig beugte ich den Oberkörper nach links. Aber zu spät! Der Zusammenprall, ja sogar eine Quetschung ließ sich nicht mehr vermeiden.

In meinem Überzieher wurde es lebendig. Zunächst unwilliges Knurren, dem gleich ein wütendes Bellen folgte. Mir wurde heiß; warm lief es mir den Körper hinunter. Wie eine Viper schoß der Zwerg aus meinem Überzieher auf den Fleischklumpen an meiner rechten Seite, der einen leisen Schrei ausstieß und den Schaffner zu Hilfe rief. Im Wagen zunächst allgemeine Bestürzung, die bald einem verständnisvollen Schmunzeln Platz machte. Ein jeder wollte den niedlichen Kerl streicheln, der wieder in sein warmes Nest zurückgekrochen war. Nur sein zierliches Köpfchen mit den rehbraunen Tupfen über den blitzenden Augen lugte aus der Tasche heraus, wies jede Annäherung oder gar Liebkosung zähnefletschend zurück. Die sieben Barthaare auf jeder Seite zitterten vor Aufregung. Da nahte der Schaffner, setzte seine Amtsmiene auf und wies mich gemäß § 11 der Fahrordnung unter allgemeinem Widerspruch der Fahrgäste aus dem Wagen.

„Is ja gar kein Hund!" echote man von allen Seiten.

„Meinswegen soll es bleiwe, das nett' Hündche", schloß sich sogar meine Nachbarin zur Rechten an. Nach längerer Erörterung, ob die Mitnahme eines Schoßhündchens unter das Verbot falle, wurde ich dicht vor meiner Wohnung abgesetzt.

„Hund is Hund!" entschied der gewissenhafte Schaffner, „und Hunde darf ich nicht mitnehmen."

Ich fügte mich gern, denn ich war ja am Ziele. Der kleine Unband kam zunächst beim Hausmeister in Pension.

Leicht schmollend wegen der Verspätung, empfing mich Ev. Beschwichtigend legte ich den Arm um sie.

„Ja, lieber Schatz, große Ereignisse werfen eben ihre Schatten voraus. Dafür gibt es morgen um so mehr Sonnenschein!"

„Du warst beim Weihnachtsmann?" fragte sie und schmiegte sich schmeichelnd an mich an. Ebenso schnell wich sie aber zurück, während ihr Näschen den von mir ausgehenden Geruch prüfend aufnahm.

Ein Wohlgeruch schien es nicht zu sein, denn der Abstand zwischen uns vergrößerte sich.

„Bleibe, bitte, von mir!" wehrte sie meine Annäherung ab. „Du riechst, ja du riechst", setzte sie zögernd hinzu, indem sie die Witterung nochmals aufnahm, „du riechst nach — Raubtierhaus. Warst du im Zoologischen Garten?"

„Raubtierhaus ist gut, Zoologischer Garten noch besser. Daß du ein Engel bist, liebster Schatz, weiß ich ja schon längst. Aber daß du auch noch ahnungsvoll bist, ist eine neue Entdeckung, zu der ich dir und mir gratuliere."

„Nun aber gehe und kleide dich um, damit wir zum Abendessen kommen."

Ev sah mir kopfschüttelnd nach. Des Rätsels Lösung fand sie nicht.

Aber ich. Wie ich den Mantel ablegte, entstieg ihm ein aufdringlicher scharfer Geruch, der augenscheinlich von einem feuchten Fleck auf der rechten Seite, der Hundeseite, herrührte. Die Nässe hatte sich auch dem Beinkleid mitgeteilt. Nun wurde mir auch das Wärmegefühl erklärlich, das im Wagen an meinem Körper herunterrieselte: der Zusammenprall mit der dicken Dame, die Quetschung, der Schreck — alles das hatte sich bei dem Kerlchen nicht in eitel Wohlgefallen aufgelöst, sondern, wie es bei kleinen Kindern vorkommt, unangenehm verflüssigt.

Der Kleiderwechsel war schnell vollzogen. Ein Schuß Lavendel tat ein übriges.

Weihnachten.

Das Weihnachtsmahl — nach hergebrachter Sitte Karpfen in polnischer Soße — war beendet. Von mir mit größter Ausdauer und Gründlichkeit in die Länge gezogen; denn der Genuß des grätenreichen Fisches, besonders des Kopfstückes, von dem sich sonst ein jeder wegen der mühseligen Klauberei drückt, erforderte Vorsicht, und Vorsicht erfordert Zeit. Dann mußte aber auch die Zwischenzeit bis zum Eintreffen des kleinen „Raubtiers", der Hauptnummer der Bescherung, ausgefüllt werden. Ev sah dagegen mit steigender Ungeduld meiner geruhsamen Sondierung des Kopfstückes zu.

„Bei den Eltern wird immer schon um 7 Uhr beschert", schmollte sie leicht, „und wir haben" — mit einem Seitenblick auf die Zimmeruhr — „beinahe acht Uhr, und bei deiner Ausdauer im Essen immer noch keine Aussicht."

„Bei den Eltern ist es auch mit Rücksicht auf deine viel jüngeren Geschwister geboten", beschwichtigte ich sie, setzte aber ahnungsvoll zu, „im nächsten Jahre müssen wir vielleicht schon ihrem Beispiel folgen. Aber heute sind wir noch Freiherren! Und heute ist heut!"

Den Kehrreim des ewig jungen Studentenliedes für mich hersummend, erhob ich mich, dem Beispiel meiner Ev folgend, und führte sie nach artiger Verbeugung in das Festzimmer zum Weihnachtsmann. Im Glanze zahlreicher Wachskerzen, die von dem saftigen Grün der schlanken Tanne wirksam abstachen, erstrahlte der in den duftigen Schleier silbernen Frauenhaars gehüllte Christbaum und warf blendendes Licht auf die beiden Gabentische zu seiner Seite mit den praktischen Geschenken für Ev und mich. Bei Besichtigung der Herrlichkeiten wollten Überraschung und Freude kein Ende nehmen. Auch von Evs Eltern und Geschwistern waren Gaben der Liebe und herzliche Begleitbriefe eingegangen, bei deren Lesen sich Freude und Wehmut mischten. Letztere begann überhandzunehmen.

Zur rechten Zeit ertönte das verabredete Zeichen, ein leises Scharren an der Tür.

„Hörst du", fragte Ev ängstlich indem sie vorsichtig das Kleid hoch nahm, „wir werden doch nicht gar Mäuse in der Wohnung haben?" — „Da muß ich doch gleich einmal nachsehen", beruhigte ich sie.

Ich öffnete die Tür. Herein stürmte der kleine Rehpinscher in schmucker Schabracke mit blankem Geschirr, glatt wie ein Aal, vergnügt wie ein Kobold, geschmückt mit einer blauen Schleife, an der ein Kärtchen mit der Inschrift hing: Frohe Weihnachten!

Kriegsmarschmäßig stürmte er herein. Nach wenigen Schritten blieb er aber verdutzt stehen. An solchen Anblick war er von seinem Hundezwinger her nicht gewöhnt! Das Lichtermeer des Christbaums blendete, das Feierliche im Festraume verwirrte ihn. Ja selbst seine Sprache, zu der sich sein Schnäuzchen bereits geöffnet hatte, blieb unter dem feierlichen Eindruck weg. Das war dem vorlauten Burschen noch nicht passiert! Aber Evs Lichtgestalt zog ihn unwiderstehlich an. Das war die Liebe auf den ersten Blick!

Geradenwegs stürmte der kleine Frechdachs, nachdem er sich von der Verblüffung einigermaßen erholt hatte, auf Ev zu, die ihn mit beiden Armen auffing und liebkoste.

Hellster Sonnenschein verklärte ihr Gesicht. Alle Wehmut war verflogen.

„Hab' Dank, Liebster, du hast meinen geheimsten Wunsch erraten! Aber wie nennen wir den Kobold? Einen Rufnamen müssen wir ihm doch geben."

„Du hast ihn ja schon gefunden. Aber nein, er paßt nicht recht für ihn, so spassig er auch ist. Wir müssen etwas Besseres finden!"

Nun ging das Raten hin und her. Kein Vorschlag fand Gnade. Entweder war der Name zu alltäglich oder zu lang. Da kam mir die Erleuchtung. Ich klopfte ans Glas. In das Klingen mischte sich freudiges Gebell des Täuflings, der aufmerksam mit gespitzten Ohren den Vorgang verfolgte.

„Silentium!" — Unser Kobold bellte weiter.

„Silentium!" wiederholte ich mit erhobener Stimme, „Silentium strictissimum! Tres faciunt collegium!"

Trotz erhobener Stimme kein Erfolg Der Frechdachs bellte weiter und zeigte zähnefletschend sein Mißfallen an meiner Anrede, von der auch Ev anscheinend nicht begeistert war. Ach so — nun verstand ich die Unzufriedenheit. Beide, selbst Ev auf dem Lyzeum, hatten lateinischen Unterricht nicht genossen.

„Silentium heißt Ruhe", verdolmetschte ich, „und wenn ich Ruhe gebiete, so gilt das auch dir, du Unband! Erst drei bilden eine Gemeinschaft, ein Kollegium. Du wirst heute", fuhr ich zu dem Kerlchen gewandt, fort, das auf Evs Schoß nunmehr aufmerksam meiner Ansprache lauschte, „du wirst heute als Drit-

ter in unseren Zweibund aufgenommen und übernimmst damit auch Pflichten. Du wirst des Hauses Hüter und deines Frauchens treuer Begleiter sein. Aus deiner hündischen Umgebung kommst du in gesittete Verhältnisse und mußt nun auch gute Sitten annehmen. In deinem Frauchen wirst du den besten Lehrmeister haben, dem du aufs Wort zu folgen hast. Aber vielleicht auch den nachsichtigsten — was Ev lebhaft bestätigte. Bist du aber mit Nachsicht nicht zu regieren, so hilft Herrchen mit Strenge nach. Das Wort, auf das du zu hören hast, heißt ‚Bob', welchen Rufnamen ich dir hiermit verleihe."

„Mein Bob!" stimmte Ev begeistert ein.

„Unser Bob!" ergänzte ich. Ev nickte zustimmend.

Unser Bob.

Die Stimmung wurde recht weihnachtlich und durch die Erzählung meiner Abenteuer auf der Fahrt vom Zoologischen Garten nach Hause und die Erklärung des Geruchs nach dem Raubtierhaus sehr vergnügt. Ev lachte herzlich, und unser Bob war augenscheinlich recht zufrieden. Er hatte sich auf Evs Schoß häuslich eingerichtet und ließ sich die gereichten Süßigkeiten wohl schmecken.

„Bitte, Schatz, unserem Bob keine Süßigkeiten!" warnte ich, „er bekäme davon triefende Augen, mit seiner Schönheit wäre es vorbei."

„Das darf freilich nicht sein", stimmte Ev bei, „aber womit füttern wir ihn?"

„Mit Reis und immer wieder mit Reis. Du kannst Bruchreis nehmen."

„Das paßt gut. Ich habe von unserem Mittagessen, Kalbsragout mit Reis, noch einen Rest Reis übrig. Ich will damit gleich einen Versuch machen."

Gesagt, getan. Unser Bob erhielt in einem Porzellannapf seine erste hundehygienische Mahlzeit. Vorsichtig pirschte er sich heran, schnüffelte und schlich um die Schüssel herum, bis er von allen Seiten Witterung hatte.

Er täuschte sich nicht. Reis, schon wieder Reis! Im neuen Heim das alte Elend! Seine glatte Stirn legte sich mehr und mehr in sorgenvolle Falten. Die Schnurrbarthaare zitterten vor Empörung Ein verächtlicher Blick traf uns.

In angemessener Entfernung von der Schüssel legte er sich nieder, fletschte die Zähne und knurrte uns an, sobald wir uns der Schüssel näherten. Gutes Zureden half nicht, er langte nicht zu. Ev griff zu einer Kriegslist. Sie belegte den Boden der Schüssel mit Kalbsknorpeln und schüttete darüber Reis, der die Knorpeln bedeckte. Bob witterte wieder nach der Reisschüssel hin und zog den Duft ein, der nun wirklich einen Unterton hatte. Unter der glatten Reisdecke barg sich ein Geheimnis, hinter das er kommen mußte.

Wieder näherte er sich langsam der Schüssel und blieb kurz davor stehen. Dann schob er die Vorderpfoten allmählich vor, so daß sich sein Körper regenwurmartig streckte, kniff die Augen zu, um den verhaßten Reis nicht zu sehen, und stieß mit dem spitzen Schnäuzchen in die geheimnisvolle Tiefe, aus der er triumphierend eine zarte Kalbsknorpel zog, die er gierig verschlang.

Plötzlich hielt er inne, schüttelte den Kopf, hustete und

räusperte sich Dann lief er ängstlich hin und her, markierte Brechreiz und strich sich hastig mit der Pfote über die Schnauze. In seiner Hilflosigkeit suchte er Schutz und Hilfe bei seinem Frauchen. Zu ihren Füßen warf er sich auf den Rücken und fuhr mit seinem Pfötchen, das er als Zahnstocher benutzte, in den kleinen Rachen, den er mit seinen Klauen verletzte. Vor Schmerz biß er zu und biß sich in die eigene Pfote Heulend sprang er wieder auf und hinkte durch das Zimmer.

„Hilf, Schatz, unser Bob erstickt!“ rief Ev ängstlich.

Wie er wieder auf dem Rücken lag und in den Zähnen pendelte, erkannte ich die Ursache. Mit schnellem Griff zog ich aus seinem Rachen einen Knorpel, der sich an einem Backenzahn aufgespießt hatte und seinen Gaumen verletzte. Das war nun aber gar nicht nach Bobis Sinn! Der Knorpel gehörte doch ihm! Blitzschnell sprang er auf mich zu und riß mir den Knorpel aus der Hand, in die er mit seinen scharfen Zähnchen eine blutende Wunde zog.

Strafe mußte sein! Mit der Zuchtrute verfolgte ich den Sünder, der bei seiner Herrin Schutz suchte und auf ihrem Arm auch fand. Ich schlug zu, traf aber nicht unseren Bob, sondern den Arm meiner Ev, mit dem sie den Bob zugedachten Hieb selbstlos auffing. Ev schrie vor Schmerz auf und flüchtete, leise weinend, mit ihrem Schützling in ihr Zimmer, das sie hinter sich verschloß. Verhaltenes Schluchzen tönte aus dem Zimmer. Das schöne Fest war gründlich gestört.

Da schellte es Schwere Schritte auf dem Flur. Geräuschvoll wurde ein schwerer Gegenstand niedergesetzt. Die Schritte entfernten sich wieder.

Ev hätte keine Eva und Bob kein Wachthündchen sein müssen. Die Tür öffnete sich und hinausstürmte, laut bellend, unser Bob, direkt auf die eben gebrachte Hundehütte zu, die er sofort erkannte und für sich in Anspruch nahm. Dann sprang er auf den Giebel und flitzte in gewohnter Weise hin und her, um seinen Besitz gegen vermeintliche Feinde zu verteidigen. Feinde waren aber nicht da, sondern nur Freunde, die Arm in Arm dem tollen Gebaren lachend zusahen. Auf Evchens Gesicht strahlte wieder heller Sonnenschein. Friede wurde geschlossen, und unser Bob war der Friedenstifter.

In *der* Rolle gefiel er uns!

Werner Krueger:

Hakenkreuz im Ausland

Das Kap Gris Nez lag hinter ihnen, und seine im Nebel versinkenden Kreidefelsen verloren ihre leuchtende Farblosigkeit, wurden eins mit den im ungewissen Lichte verlandenden Blinkwassern des Petit-Chemin. Zur Rechten und Linken hüpften die blauroten französischen Kugelbaken wie johlende Straßengören auf und nieder, getrieben von einer immer energischer über den Wellen herfrieselnden unangenehmen Kimmung.

Vor ihnen ragte der Mönchskuttenschatten des Leuchtturms von Boulogne-sur-Mer aus der Küstensilhouette auf. Und Kapitän Frick schlug ärgerlich mit der Faust auf das Kartenglas.

„Von hier ab ist das mies! Wollen doch mal besser — — hm, Kies und Muschelkalk schreibt der Huysman in seinem Taschenbuch. Das is 'ne drollige Unterlage für 'nen sauberen neuen Kahn, wie es unsere ‚Agathe‘ ist. Also, Jungens, hallooooo! Maschine, stopp! Steuer bei! Signalmaat her!“

Der lange Ehlers zog das „Internationale“ aus der Tasche. Der olle Frick grinste. „Steck die Bibel wech, Kleiner! 's kommt bloß 'n ganz harmloses Zeichen! Flaggenfunk' uns man 'nen Lotsen 'ran!“

Der Lange wiegte den Kopf. „Schlage vor, Käppen, wir gondeln weiter und löschen oben bei den Flamen. Hier gab es allerhand zu erleben in der letzten Zeit! 's ist besser, glaub' ich, man geht der Sache aus dem Wege!“

Der olle Frick machte große Augen. „Was? In Dünkirchen löschen? Wo ich Ordre hab' und Papiere zeichnen lassen muß? Ich glaube, ich glaube, bei dir piept es! Warum in aller Herrgotts Welt?“

Der Signalmaat schwieg einen Augenblick. Dann wies er mit dem Kinn nach oben, wo auf dem Topp der Wind die Flagge bauschte. Knatternd rollte sie auseinander. Hell beschienen von einem letzten Grüßen der rotgoldenen Abendsonne, die scheidend vor den Wolkenvorhang trat, markant vom Himmel sich abhebend in sicherer, unbeirrter Zielbewußtheit jedes geraden, festen Balkens, flatterte über ihnen des neuen Deutschen Reiches Panier, die stolze Hakenkreuzflagge.

„Ach so!“ der olle Frick war sichtlich enttäuscht. „Ich dacht', es kommt was Wichtigeres! Du meinst also, du Hasenfuß, die Franzosen hätten sich an das Hakenkreuz noch nicht gewöhnt? Hm! Dann wird es verdammte Zeit, daß sie sich daran gewöhnen! Dann wird es ihnen für die nächsten hundert Jahre nicht mehr so schwer fallen! Also: Lotsenfunk, Signalmaat! Und ein bißchen dalli!“

Ehlers zog die Signalflaggen auf die Leine. Bevor er aber den Schlußknoten schlingen wollte, griff Frick zu. Er holte mit sicherer Hand aus dem Flaggengatt eine kleine Hakenkreuzgösch und reihte sie noch zum Schluß dahinter. Hinter dem letzten gelbschwarzen Ball. So als Ausrufungszeichen: Das sind wir, Jungens! Merkt ihr was? Das sind wir!

Lachend gab er die beflaggte Leine zurück. Und kurz darauf zog er sie empor. Frick neigte sich mit dem Kieker über die Reeling der Brücke und spähte nach dem krummen Buckel des Boulogner Leuchtturmes hinüber, auf dem das Weißfeuer der freien Einfahrt spielte. Eine Viertelstunde verstrich. Dann stieg drüben, vor dem Leuchtturm, auf dem letzten Feuerschiff die Antwort hoch. Frick buchstabierte langsam. „Das eine Zeichen kenne ich nicht! Hab' ich nicht mehr sicher im Kopf! Kommt selten vor! Ehlers, sieh nach!“ brummte er schließlich verdrießlich.

„Lotse nicht vorhanden — —“ las der Signalmaat mit unterdrückter Stimme. In die Augen des Kapitäns zog ein harter Schein. Seine Faust schlug hart auf den Meßtisch. Dann wandte er sich kurz um. „Steck auf, Junge“, sagte er endlich mit grollender Stimme, „steck auf: Wir brauchen keinen Lotsen! Und dahinter dreimal Gösch mit dem Hakenkreuz!“

Der Signalmaat zauderte Aber ein scharfer Blick des Kapitäns ließ ihn rasch in das Flaggengatt greifen. Der Steuermann legte die Hand auf den Arm des Alten. „Frick! Überleg's dir! Die Fahrrinne ist böse hier! Ganz vertrackter Keuper. Untiefen einen Faden unter dem Wasser. Da kommst du schwer durch. Und die — — die da drüben — —" — seine Fäuste ballten sich — „die — helfen uns nicht. Wenn heute nacht Sturm kommt — —"

„— — es kommt Sturm — —", sagte Frick gelassen und spähte mit kundigen Augen über die Zirruswolken am Himmel.

„— — wenn dann Sturm kommt, können wir alle nur noch beten!"

Frick überlegte eine Sekunde „Harry! Meine Papiere lauten auf Boulogne-sur-Mer! Und — — außerdem — die Burschen sollen wissen, was das Hakenkreuz bedeutet!"

Da schwieg der Steuermann, und nach kurzem Kommando gingen die Maschinen mit vollem Dampf

— — — — — — — — — — — — — — —

Diese Fahrt durch unbekannte, schlecht bebakte Fahrrinnen war kein Zuckerlecken! Weiß der heilige Nepomuk! Der olle Frick stand selbst am Steuer und sah dreimal auf den Huysman, ehe er das Rad um einen Millimeter drehte. Die „Agathe" tastete mit kleinen Schrittchen durch die Fahrbahn, wie ein Hosenmatz, der Gehen lernt Es schien als ob der Käppen Frick immer erst die Bugnase des Schiffes in die See steckte, ehe er es vorfahren ließ. Aber — bei Gott! — sie schaffte es, die treu stampfende „Agathe" In dem ungewissen Lichte des letzten Feuerschiffes kamen sie immer näher an den Leuchtturm heran.

Bis auf einmal! Frick rieb sich die Augen. Auf einmal erlosch der unsichere, seerechtlich völlig ungenügende Lichtschein vor ihnen ganz. Und als dann der olle Frick im letzten Abenddämmern sah, wie das Feuerschiff gegen alles Völkerrecht und alle internationale Seegesetzgebung seinen Platz aufgab und losdampfte, in raffiniertem Zickzackkurs in den Hafen von Boulogne einlief, da — und das soll immerhin ehrlich eingestanden werden — stieß er einen drei Seemeilen langen Fluch aus. Dann standen drei Männer mit zusammengebissenen Zähnen auf der Kommandobrücke, hinter ihnen brach der Sturm aus, und vor ihnen, um sie war dunkle, plötzlich hereingebrochene Nacht. Wohl tastete der olle Frick weiterhin vorsichtig nach vorn, aber nun dauerte es kaum eine Viertelstunde mehr, und ein Ruck, ein dröhnendes Zittern lief durch die ganze, bebende „Agathe". Sie saßen fest.

„Gute Nacht, Agathe!" brummte Frick leise. Und dann, als er hinter sich das Wetter heranbrausen sah, fuhr er erschrocken hoch.

„Anker werfen! Jungens! Anker werfen! Sonst — — kommen wir einzeln als Seekolli nach Boulogne!" — Die Anker rasselten herab.

Es war kein schlechtes Wetterchen, das da seine Brecher und heulenden Sturzseen bis in den Petit-Chemin hineinschickte. Und es war eine eigenartige „Naturerscheinung" noch dazu! Eine, wie sie der befahrene Frick noch nie in seinem Leben mitgemacht hatte. Zuerst hörte er mit halbem Ohr hin. Dann wurde er aufmerksam, und zum Schluß kommandierte er mit ruhiger Stimme: „Von der Reeling fort, Leute! Deckung auf Deck! Was nichts auf dem Deck zu tun hat, das gehört hinunter!"

Auf dem Dock von Boulogne sah man einige Tage später, was für eigenartige kugeleinschußähnliche „Brecher" im Petit-Chemin gegen die Breitseite zu Land der armen gelähmten „Agathe" gedrungen waren. — — —

Es war zwei Stunden darnach, als vor ihnen in der Fahrrinne die Leuchtkugeln eines gestrandeten französischen Seglers in die Wetterwolken stiegen. Der brauchte Hilfe. Frick beobachtete interessiert die Antwortzeichen vom Land. Und siehe da, es stieß eine Jolle vom Leuchtturm ab. Frick sah, wie die Männer gegen den Sturm kämpften. Es waren tüchtige Fischerburschen, gewiß, aber dicht vor der „Agathe" kam eine riesige Sturzsee und warf sich heulend über die Jolle und fraß sie. Da reckte Frick seine Brust

„Jungens, macht das Boot los! Menschen sind in Gefahr! Da müssen wir heran. Das soll uns keiner nachjagen, daß wir hier tatenlos zusahen, wenn Seeleute starben. Mag man uns angetan haben, was immer!"

Und diesmal fand das Wort des Kapitäns keinen Widerspruch.

Es war eine fast unmenschliche Arbeit, das Boot vom Schiff abzubringen. Plötzlich aber schwebten die Deutschen mit ihrem Boot auf einer riesengroßen Woge mitten über der Stelle, an der die Fischer vorhin untergegangen waren.

Frick sah scharf um sich. Dann warf er den Leib vor und griff zu. Ein triefender Ölmantel hing über Bord, und gleich darauf lag ein lebloser Körper auf den Planken. Und das gelang Frick noch einmal. Den dritten schien die See verschlungen zu haben. Als die Männer zur „Agathe" beidrehen wollten, schüttelte Frick den Kopf und wies mit der Hand auf den immer tiefer sinkenden französischen Schoner, der unablässig seine Hilferufe in Leuchtkugeln verpaffte.

Schweigend kämpften die Männer von neuem gegen die See, und schweigend, mit zusammengebissenen Zähnen ihr Letztes hergebend, holten sie die fünf Mann Besatzung des Schoners von Deck, über den schon die Wasserschlangen liefen.

Frick stieß einen Seufzer aus: „So, Jungens, und nun mit Gott zurück!"

Es war nicht leicht. Aber — sie schafften es. Und — kurz bevor sie das Boot aufhievten, tauchte aus den langsam ruhiger werdenden Fluten der Kopf eines Schiffbrüchigen auf, die Hände fest in eines der Bretter der zerschmetterten Jolle gekrampft. Frick zog ihn lachend mit eigenen Händen zu sich in das Boot. „Das nenne ich Glück! Den hatte ich wahrhaftig aufgegeben! Möglichkeit, ihn zu retten, war nicht mehr!"

Als die Männer oben die triefenden Ölmäntel weglegten, als die Geretteten unten in der Messe um einen Tisch herum saßen, auf dem der Teekessel gemütlich siedete, winkte Frick den Signalmaaten heran.

„Bengel", grinste er vergnügt, „Flaggenfunk nach dem Leuchtturm von Boulogne: ‚Acht Menschen gerettet! Agathe!' Und dann — bloß nicht vergessen! —: dreimal Gösch mit dem Hakenkreuz!"

Und der lange Ehlers grinste mit und zog die Schnur hoch.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als am anderen Morgen der Sturm vertobt war, kletterte zaghaft ein französischer Lotse an Bord der „Agathe".

„Tag Monsieur", sagte er in gebrochenem Deutsch, „ick wollen freimachen votre Schiff. Wird gar nix sein schwer!"

Dann glitt sein Blick über die Hitlerflagge oben am Topp, und ein verlegenes Lächeln glitt über seine harten Seemannszüge Linkisch hob er den Arm: „Heil!" und ging ans Werk.

„Heil Hitler, mein Junge!" lachte Frick breit und behäbig.

Und in seinen Bart brummte er stillvergnügt: „Wenn's auch langsam geht, Hauptsache, es wird!"

Ein „Weltrekord“ von 1885

Von Hans Riebau

Der alte Herr Gostroff redet nicht viel. Wenn er aber schon einmal das Wort ergreift, dann hat er auch etwas Besonderes zu erzählen.

„Kinder“, sagte er neulich, als das Gespräch auf Sport, Höchstleistungen und Weltrekorde kam, „alle heutigen Rekorde sind bereits gebrochen und überboten worden, als man das Wort Weltrekord noch gar nicht kannte. Entweder — das ist schon lange her — nannte man solche Leistungen Heldentat, oder — das ist noch nicht solange her — grober Unfug“

„Aber erlauben Sie mal!“ widersprach Kannerau, „erstens hat eine Heldentat nichts mit grobem Unfug und dieser nichts mit einem Rekord zu tun, und zweitens erinnere ich mich nicht, daß zum Beispiel der Ärmelkanal vor 1900 von einem Menschen durchschwommen wurde.“

„Sie haben genau das richtige Beispiel gewählt“, sagte Gostroff und strich sich den Bart. „Zwar: Der Ärmelkanal ist schon kurz vor der Jahrhundertwende durchschwommen worden. Aber es hätte nicht viel gefehlt, und man hätte den Amerikaner, der diese Tollheit unternahm, ins Irrenhaus gesperrt. Und weiter bin ich in der Lage, meine Behauptungen an einem besonderen, exakten Fall zu beweisen. Der Ärmelkanal hat an der schmalsten Stelle eine Breite von 40 Kilometern. Die Entfernung von Helgoland aber nach der dänischen Insel Fanö beträgt 120 Kilometer. Nun, meine Herrschaften, im Sommer 1885 bin ich von Helgoland nach Fanö geschwommen.“

„Hoho!“ schrie die Tafelrunde, und das Zimmer wurde von einer Lachsalve bis in die Grundfesten erschüttert.

Gostroff aber blieb ernst „Sie lachen“, fuhr er fort, „und Sie finden — vermute ich— die Tatsache lächerlich, daß ein so unsportlich aussehender Mensch wie ich eine solche Leistung vollbracht haben soll. Was ich aber beweisen will, ist nicht meine persönliche Schwimmkunst, sondern ganz etwas anderes. Aber lassen Sie mich erzählen. Im Sommer 1885 war ich zur Kur in Helgoland. Jeden Tag fuhr ich mit dem Segelboot zur Düne hinüber, um zu baden. Da aber das Reglement in der eigentlichen Badeanstalt recht streng und das Schwimmen überhaupt verboten war, ging ich stets zur Südspitze der Düne, zog mich aus und schwamm dort ganz allein in der See herum. Aber das Schwimmverbot war nicht ohne Grund erlassen. Eines Tages — ich war nur etwo dreißig Meter vom Strand entfernt — wurde ich von einer derart starken, saugenden Strömung ergriffen, daß ich nicht mehr dagegen anschwimmen konnte Ich trieb ins offene Meer. Eine Stunde kämpfte ich gegen Dünung und Strom. Dann fühlte ich, wie meine Kräfte zu erlahmen begannen.“

Die Tafelrunde lauschte halb amüsiert, halb gespannt. „Und dann“, lächelte Kannerau, „schwammen Sie noch die kleine Strecke bis nach Dänemark.“

„Dann“, fuhr Gostroff fort, ohne auf den Zwischenruf zu reagieren, „legte ich mich auf den Rücken, um mich zu erholen. Meine Lage war verzweifelt, das wußte ich. Nur ein Zufall konnte mich retten.

Der Zufall kam. Noch während ich auf dem Rücken lag, fühlte ich, wie mich etwas streifte. Ein Fisch, dachte ich. Aber wie ich instinktiv zugriff, mich an dem festzuhalten, das wenigstens etwas anderes als Wasser war, hatte ich ein Tau in der Hand, ein faseriges, etwas glitschiges Tau. Und das Merkwürdigste: das Tau bewegte sich, glitt durch meine Hände. Natürlich klammerte ich mich fest. Sofort bildete sich vor meinem Hals eine kleine Bugwelle. Ich wurde mit ziemlich großer Geschwindigkeit durch das Wasser gezogen. Gerettet, dachte ich, ohne zunächst zu wissen, um was es sich handelte. Erst als ich mich aufrichtete, merkte ich, daß es die Trosse eines Schleppnetzes war, an der ich mich festhielt, und daß weit draußen am Horizont ein kleiner, heftig schaukelnder Fischdampfer seinen Weg zog und mich und das Schleppnetz durch die Dünung der Nordsee zog.“

„Donnerwetter!“ sagte Kannerau, „und dann —?“

„Das weitere ist kurz erzählt“, fuhr Gostroff fort. „Nach drei Stunden etwa wurde das Netz eingezogen. Ich stand, halb erstarrt, umgeben von Tausenden von silbernen, zappelnden Fischen, auf dem Deck des Dampfers. Die Besatzung musterte mich, als wäre ich ein Meeresungeheuer.

„Was nun?“ sagte der Kapitän. „Nach Helgoland kann ich Sie nicht zurückbringen. Aber ich komme ganz nahe an der Insel Fanö vorbei und wenn Sie sich zutrauen, noch eine Viertelstunde zu schwimmen “

Ich nickte, bekam einen Grog und einen Teller voll Essen, ruhte mich aus, und als wir auf der Höhe von Fanö waren, sprang ich über Bord.

Als ich das Ufer erreicht hatte und durch das seichte Wasser watete, gab es am Strand — ich schwamm gerade auf die Badeanstalt von Rindby zu — einen Auflauf. Badegäste, Fischer, Strandwärter, Frauen und Kinder liefen zusammen. Ich ging mitten in das Menschenknäuel hinein. Dann taumelte ich und fiel um. Das Meer hatte mir doch zuviel Blutwärme entzogen.

Als ich die Augen wieder aufschlug, lag ich im Zimmer des Strandvogtes. Ein paar Leute redeten auf mich ein. Nun, ich verstehe nicht Dänisch. Ich nickte, sagte ja und nein, wie es gerade kam. Jemand radebrechte Deutsch. Auch das verstand ich nicht recht. Ich komme von Helgoland, sagte ich schließlich. Das wurde verstanden. Der Strandvogt trampte mit dem Fuß auf. Dann schlief ich ein.

Als ich zwei Tage später, nachdem Telegramme zwischen Helgoland und Fanö hin und her gegangen waren, die Insel verließ, hatte ich" — Gostroff griff in die Tasche und legte ein vergilbtes Blatt Papier auf den Tisch — „dieses Dokument bei mir. Es lautet in deutscher Übersetzung:

„Herr Wilhelm Gostroff, wohnhaft in Potsdam (Deutschland), wird wegen Badens bei Ebbe und an unerlaubter Stelle in eine Höchstpolizeistrafe von vierzig Kronen genommen. Herr Gostroff, der in leichtsinniger Weise von Helgoland nach Rindby geschwommen ist, wurde der Helgoländer Polizeibehörde zwecks weiterer Bestrafung namhaft gemacht. Herr Gostroff wird auf Anordnung des Provinzialpräsidenten von Aarhus aus Dänemark mit sofortiger Wirkung ausgewiesen. Die Kosten der Ausweisung, insbesondere seiner Polizeibetachierung bis zur Grenze, hat Herr Gostroff zu tragen. Das deutsche Konsulat in Esbjerg ist verständigt worden."

„Sehen Sie", lächelte Gostroff und hob sein Glas, „so verfuhr man im Jahre 1885 mit Weltrekorden. Zu Ehren der preußischen Gendarmeriestation auf Helgoland aber muß gesagt werden: sie hat ‚mangels einwandfreier Klärung des Tatbestandes von meiner Bestrafung abgesehen'"

Julfest bei den alten Germanen

Von Dr. Werner Kulz

Soweit wir ganz genau zurückzuschauen vermögen, seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts, seit der Lutherzeit, vielleicht noch länger, ist das Weihnachtsfest unser schönstes deutsches Fest, dessen Freude in jedem Volksgenossen lebendig ist.

Wie war es nun aber in ganz frühen Zeiten unseres Volkes?

Die Quellen sind da gerade für das, was wir gerne wissen möchten, für die lebendigen Vorgänge und für die allen Volksgenossen selbstverständlichen, gemeinsamen Empfindungen recht spärlich.

Wenn wir daran denken, wie vieles selbst von dem, was wir in unserer Kindheit alle noch gekannt haben, schon verschwunden ist, überkommt uns doppelt der Wunsch nach einer lebenerfüllten Vorstellung des Julfestes in alten Zeiten.

Der Runen- und Kalender-Stab sagte, wenn es soweit war: zwei gekreuzte astreiche Bäume wies er dann auf.

Lange schon vor Beginn der heiligen Nächte setzten die Vorbereitungen ein; da wurde geschlachtet und gebacken und gebraut, da wurde in den Wohnräumen, in Tenne und Stall gefegt und geputzt.

Am kürzesten Tage selbst wohl erst machen sich die Jungkerle auf, eine Julstange zu holen, die sie dann im Freien aufrichten.

Die Frauen und Mädchen haben währenddessen Haus und Stall im Innern geschmückt. Immergrüne Zweige, auch Misteln mit ihren weißen Beeren, sind an die Wände gesteckt und hängen über den Türen. Der Fußboden ist dick mit Stroh bedeckt, der lange, schwere Tisch festlich gedeckt mit allen guten Dingen, die das Haus zu bieten vermag.

Kleine, aus Stroh geflochtene Tiere, vor allem Widder, die uns an Frigga gemahnen, der die Julnächte heilig sind, schmücken die Tafel. Wir kennen das aus unbenklicher Zeit beim schwedischen Jultisch!

Nun wird vom Hausvater selbst der Julblock, der Wurzelstumpf einer großen Eiche, der vielleicht schon lange in Wind und Wetter draußen gelegen hat, um recht hart zu werden, unten in den Herd eingebaut. Dort bleibt er das ganze Jahr, gewissermaßen als die aus der organischen Natur stammende, nie ganz verbrennende Grundlage des Herdfeuers, das den heiligen Mittelpunkt der ganzen Häuslichkeit bildet.

Feierlich und ernst nimmt das Fest seinen Anfang, wenn die Familie oder Sippe sich versammelt hat. Vom rötlich flammenden Herdfeuer und von zahlreichen Kienspänen ist der ganze Raum wohlig erwärmt und festtäglich erleuchtet. Julfriede herrscht. Der Hausherr erhebt sich am oberen Ende des Tisches aus seinem mit kraftvollen Schnitzereien verzierten Hochsitz als erster, segnet seinen Trunk, indem er Thors Hammerzeichen über dem Trinkhorn beschreibt, und bringt ihn seinem göttlichen Freunde dar. Den Rest schüttet er als feierliches Trankopfer in das Herdfeuer. Und alle Männer tun es ihm nach. Odin, Thor oder Freyr widmen sie Spruch und Trank und füllen wieder ihre Becher oder Hörner aus den hölzernen Humpen und irdenen Krügen mit Met oder starkem Gerstenbier. Auch die Frauen schließen sich vom Umtrunk nicht aus.

Ein Volk, das mitten in der Natur und mit der Natur lebt, dem Licht und Dunkel und die Vorgänge und Erscheinungen in der Natur nichts Fremdes sind, braucht keine Dämonenangst zu hegen. Menschen, die die Gewißheit ihres gottheitlich erfüllten Lebens haben, die in allem Wachstum der Erde, in allem, was ist und wird, einen ewigen, großen Kreislauf erschauen — solche Menschen stehen frei und voll innerer Kraft allem Sein und Geschehen gegenüber.

Die „Wiedergänge" sind ihnen Wiedergänge der Seele, ein tiefes eigenes Rückerinnern aus dem Unterbewußtsein und Vorbewußtsein, im unerschütterlichen Gefühl für die Geschlossenheit des Lebenskreises. Ein warmer Gefühlston beherrscht alles.

(Schluß auf Seite 1801)

O. TH. KROPSCH:

Erwacht

Vor zehn Jahren hatte er die Heimat verlassen. Die deutsche Heimat, für die er vier Jahre lang gekämpft in Not und Blut, und die ihn nach dem Zusammenbruch all dessen, was seiner Nation heilig gewesen, ausspie aus ihrer Gemeinschaft, die sich ihm und Millionen anderen verschloß, die ihm keine Arbeit mehr gab, in der ein fremder Geist sich breitgemacht, der sich neigte und beugte vor dem, was von außen kam, und nur ein kaltes, gleichgültiges Achselzucken hatte für jene, deren Herz am heißesten unter dieser Schmach brannte.

Wie so viele andere hatte er versucht, für seine Heimat weiterzukämpfen, in Ost und West, aber diese Heimat lohnte es ihm nicht und verfolgte ihn wie einen Verräter, ihn, der tausendmal bereit gewesen, ihr sein Leben zu opfern.

Da hatte sich sein Herz zusammengekrampft, aus Liebe war Haß geworden, und er verließ dieses Land, um es nie mehr sehen zu müssen, um es zu vergessen.

Zehn Jahre lang hatte er sich in der Welt herumgetrieben, zehn lange Jahre. Fast um den ganzen zwanzigsten Breitengrad der Erde war er gekommen, von Timbuktu nach Jamaika, von Vera Cruz nach Hawai, und durch die chinesischen Gewässer nach Hongkong. Es gab fast keine Arbeit, die er nicht getan, und der fremde, aufstachelnde Reiz der Tropen hielt ihn gefangen und ließ keinen Gedanken aufkommen an die alte Heimat. Mit Absicht hielt er sich fern von allem, was deutsch war, schloß sich ab von den Menschen und ihren Zeitungen.

Es war ihm gelungen, sich als Händler eine gute Stellung in dieser Welt zu sichern, er war nicht reich, aber unabhängig und brauchte nicht jeden Dollar zweimal umzudrehen, bevor er ihn ausgab.

Nun war er nach Japan gereist; feenhaft war dieses Land und zur Zeit der Kirschblüte ein einziger traumschöner Garten. Zum erstenmal wehte wieder linde Luft um die braunen Schläfen des Mannes, der zehn Jahre lang nur den heißen Brodem der Tropen geatmet.

Als er in Tokio den Fusijama sah, packte ihn die Lust, diesen heiligen Berg Japans zu besteigen.

Langsam schritt er den steilen Hang hinauf, immer den Blick auf die unendliche Weite des Meeres gerichtet, dessen spiegelnde Fläche tausendfach das Licht brach und wiedergab, das es von dem glashellen Himmel empfing.

Plötzlich blieb der Mann stehen. Seine Augen schlossen sich und er sog die Luft in sich ein. Wie ein witterndes Tier. Schneeluft! — Wild spürte er sein Herz gegen die Rippen schlagen. Diese Luft, scharf, rein und kalt, ließ mit einem Schlag all das wieder aufleben, was seit seiner verbitterten Flucht aus der Heimat für immer begraben, doch nur tief in seiner Brust geschlummert hatte. Und er sah sie wieder vor sich mit einer Deutlichkeit, die ihn erzittern ließ — — die deutsche Heimat. Zusammengeduckt standen die kleinen Häuschen seines Dorfes, tief verschneit dehnten sich die Wälder. Langsam sank die frühe Dämmerung des Winterabends und die ersten Lichter flammten auf. Hell tönte die lustige Schelle eines Schlittenpferdes. Jetzt sah er sich selbst durch die liebe alte Straße schreiten. Knirschend krachte der Schnee unter seinen Tritten. Und nun leuchteten ihm aus einem Fenster die Kerzen eines Weihnachtsbaumes entgegen. —

Heimat . . .

Wie ein heißer Strom überflutete ihn mit einem Male die Liebe zu diesem Land, das ihn geboren, die Liebe, die nur verschüttet war, und niemals, niemals wirklich sterben konnte.

Als er die Augen öffnete, spürte er sie voll Tränen und mit aller Gewißheit wußte er, daß es für ihn nur mehr eine Aufgabe im Leben gab: Zurück in die Heimat, um ihr zu dienen, demütig und mit jedem Atemzug."

*

Einer, der wieder Arbeit fand

Wenn ich abends meine Hände falte,
beißt ein wilder Schmerz in jeden Aderstrang.
Und der Gang des Bluts gleicht einem Trommelklang,
den ich zitternd an den Zügeln halte.
Wenn die Glieder einsam seitwärts fallen,
mahlen meine Lippen ein Gebet,
das sich dreht, wie sich das Schwungrad dreht,
dessen Lieder meinen Leib durchhallen.
Wenn die Augen in das Dunkel schweigen,
seh' ich Kohle, die da endlos glüht;
Brote, die man ganz beliebig länger zieht,
wenn sie sich dem Rest entgegenneigen;
harte Taler, die wie Dauerregen
auf getränkte Straßen niedergehn. —
Und mich selbst seh' ich im dicksten Regen stehn,
ohne meine Beine zu bewegen.
Wenn ich dann in einem Schlaf ertrinke,
der der Nacht so fern ist wie dem Tag,
ziehe ich die lahmen Hände nach,
sinke in mich selbst — und winke — winke . . .
Springe hoch, sobald der Wecker schallt,
der den Schlaf entzweischießt wie ein Glasgehäuse.
Trabe wie ein Pferd zur Schicht. Und leise
schleicht das Gestern in den Hinterhalt.

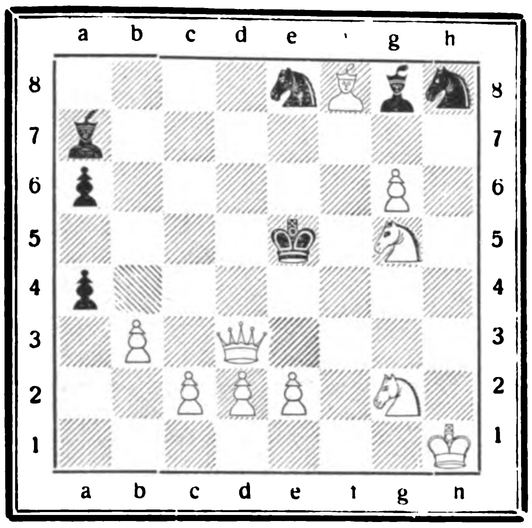
Wilhelm Krug

SCHACHECKE

Zuschriften an G. Walter, München 13, Schellingstr 39/II.

Aufgabe

Von M. Feigl.



Weiß: Kh1, Dd3, Lf8, Sg2, g5, Bb3, c2, d2, e2, g6 (10).

Schwarz: Ke5, La7, g8, Se8, h8, Ba4, a6 (7).

Weiß zieht und setzt in 3 Zügen matt.

Kritisches zur Caro-Cann

Die große Anzahl der guten Turnierpraktiker scheut als Anziehender die Caro-Cann-Verteidigung. Der Grund dazu ergibt sich aus den zahlreichen Remisen, die Schwarz dabei schon erzielt hat. Ein Grund mehr darum, die Damenbauernöffnung in der Turnierpraxis zu bevorzugen. Es erhebt sich nun die Frage: Sind die Bedenken gegen diese Verteidigung berechtigt oder nicht? Nachstehende Partie soll Anregung zur Untersuchung der Caro-Cann geben. Die Partie wurde gespielt zwischen den Bayerischen Meistern Hans Zollner und Friedrich Zeuner in der Münchener Meisterschaft 1933/34.

Weiß: Zollner	Schwarz: Zeuner
1. e2—e4	c7—c6
2. d2—d4	d7—d5
3. e4×d5	

Die gewöhnlichen Varianten, wie z. B. Sb1—c3 haben bis jetzt zu nichts als einer Auflösung der Zentrumsspannung und ziemlichen Ausgleich geführt.

3.	c6×d5
4. c2—c4!	e7—e6

Vielfach spielt Schwarz hier auch Sg8—f6 und schließlich g7—g6 und Läufer f8—g7, ohne aber Ausgleich zu erreichen.

5. Sb—c3	Sg8—f6
6. Sg1—f3	Sb8—c6
7. c4—c5	

Dieser Zug bringt neues Leben in die Partie. Der Zweck davon ist die Bauernmehrheit am Damenflügel und Lahmlegung des schwarzen Spiels.

7.	Lf8—e7
8. Lf1—b5	

Gegen die Unterdrückung von e6—e5 gerichtet.

8.	Lc8—d7
9. Lb5×c6	Ld7×c6
10. Sf3—e5	0—0
11. Dd1—e2	Sf6—d7
12. f2—f4	Sd7×e5
13. f4×e5	b7—b6
14 b2—b4	b6×c5
15. b4×c5	

Der gedeckte Freibauer auf c5 gewinnt die Partie.

15. . . .	Dd8—a5!
16. Lc—d2	Le7—h4†!
17 g2—g3	Lh4—g5!

Das ganze Manöver von Schwarz ist sehr geistreich und wahrscheinlich das beste, um sich aus der Druckstellung etwas zu befreien.

18. 0—0	Lg5×Ld2
19. D×Ld2	Ta8—b8

In Frage gekommen wäre auch Lc6—b5, worauf aber Tf1—f2 sehr stark gewesen wäre.

20. Ta1—b1	T×T
21. T×T	f7—f6

Sprengung um jeden Preis! Den Bauer zu nehmen wäre verkehrt, denn auf g×f ist das weiße Spiel vollständig widerlegt.

22. Tb1—e1!!	f6×e5
23. Te1×e5	Tf8—f3
24. Te5—e3	T×T
25. D×T	

Die Mittel sind jetzt sehr zusammengeschmolzen, aber der Vorteil von Weiß ist noch sehr klar sichtbar.

26.	Kg8—g7
27. De3—f2†	Kf7—e7
28. Df2—d2	Da5—a3
29. Kg1—f2	h7—h6
30. h2—h4	e6—e5
31. Sc3—b1!	Da3—a4
32. d4×e5	Da4—e4
33. Sb1—c3	De4×e5
34. Dd2—e3!	Ke7—e6
35. Sc3—e2	D×D
36. Kf2×D	Ke6—e5
37. Se2—d4	Lc6—e8
38. g3—g4	Le8—d7
39. Sd4—f3†	Ke5—f6
40. Ke3—f4	d5—d4!

um eventuell den c-Bauern zu erobern.

41. g4—g5†	h6×g5
42. h4×g5†	Kf6—e6
43. Sf3×d4†	Ke6—d5
44. c5—c6	Ld7—h3
45. Kf4—g3!!	Lh3—c8
46. Sd4—b5	Lc8—e6
47. Sc7†	Aufgegeben

Hans Zollner

Lösung des Problems in Folge 49 von F. Handl
Matt in 3 Zügen

1.

1. Dh1—f3	e3×b2
2. Se1—c2†	Tc2×c2
3. Df3—e3 matt	

2.

1. Dh1—f3	e4×f3
2. Tf5—f4†	Lc6—e4
3. Sh6—f5 matt	

3.

1. Dh1—f3	Se5×f3
2. Tf5—d5†	L×Td5
3. Sh6—f5 matt	

Schachliteratur

Das uralte Schachspiel hat in den letzten Monaten im Deutschen Reiche eine ungeahnte Verbreitung gefunden. Dieses Spiel mit seinen tausendfältigen Reizen und herrlichen Kombinationen kann jedoch nur derjenige ganz erfassen, der sich nicht nur eine oberflächliche Kenntnis aneignet, sondern hineinschaut in die Geheimnisse, die es in sich birgt.

Ein guter Lehrmeister ist die monatlich erscheinende Schachzeitung „Schach-Echo“, die vierteljährlich nur 50 Pf. kostet, und die neben der Eröffnungslehre zahlreiche glossierte Meisterpartien und lehrreiche Abhandlungen für Lernende bringt. Die Problemfreunde kommen durch Artikel und Probleme zu Wort, bringt doch das Dezemberheft allein 30 Urdrucke. Der Nachrichtenteil berichtet über die Geschehnisse der ganzen Schachwelt. Das „Schach-Echo“ ist zu bestellen bei jeder Postanstalt oder direkt beim Verlag. Ein Probeheft wird kostenlos und portofrei vom Verlag „Schach-Echo“, Bochum, Christstraße, versandt.

RÄTSEL

Rösselsprung

			selbst	hit			
	nie		ver	bau		will	
	hei	be	gießt	man	ler	hei	
daß	ver	geßt	lig	lig	en	die	und
	ste	das	de	ist	das	ste	
	die	auf	welt	das	die	das	
	das	recht	de	er	op	man	
in	er	ser	recht	für	blut	se	ler

Füllrätsel

a c ch e e e e e f g i i i i i k k n n
n n p r r r r r r s s t t u u v w

E						E
	E				E	
		E		E		
			E			
		E		E		
	E				E	
E						E

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, in den waagrechten Reihen Wörter nachstehender Bedeutung: 1. See in Kanada, 2 Hirschart, 3. geometrische Figur, 4. Gesteinsart, 5. Insel im Viktoriasee, 6. römische Hausgötter, 7. französ Kaiserin.

Silbenrätsel

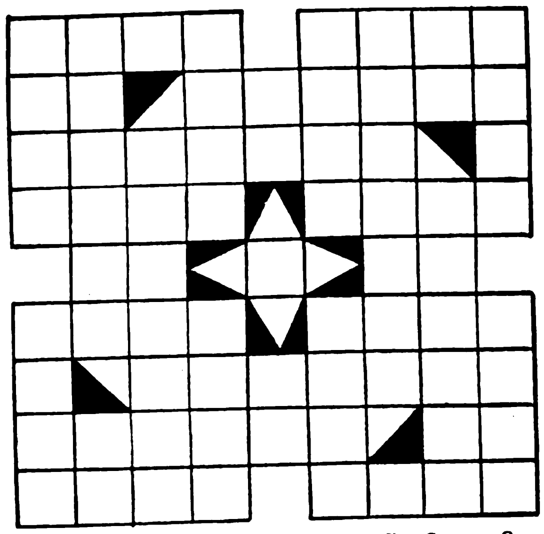
Aus den Silben: a a ab an auf ba be ber berg berg berg cher de de de del dem den den den den di e el em en er friz dreu ge gul har haß ja laß li ling mach mav men ohn pe re schen si sohn son ter ters un zi zug sind 18 Wörter zu bilden, aus denen je eine Silbe entnommen werden muß. Diese Silben aneinandergereiht ergeben zwei Zeilen aus einem Weihnachtsgedicht von Ernst von Wildenbruch.

1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 .... 18 ....

Die Wörter bedeuten: 1. weibl. Vorname, 2. erfolgreicher Kreuzer des Weltkrieges, 3. technische Einrichtung, 4. österreichisches Jagdschloß, 5. deutscher Minister aus der Zeit der Befreiungskriege, 6. Alpenblume, 7. chirurgisches Instrument, 8. Schmuckstück, 9. mitteldeutscher steiler Waldrücken, 10. Stadt am Main, 11. indische Tänzerin, 12 europäische Währung, 13. deutscher Komponist †, 14 Rauchutensil, 15. Schwächeanfall, 16. sagenhafter Berg in Österreich, 17. Gewürzkraut, 18. kirchliche Einrichtung.

Kreuzworträtsel

Die nachstehenden Wörter sind derart in die Figur einzuordnen, daß sich waagerecht und senkrecht die Auflösung eines Kreuzworträtsels ergibt. Waagerecht:



Eros, Takt, Spuk, Tacitus, Tell, Krisis, Lamm, Loge, Kapital, treu, Stil, Alpaka. — Senkrecht: Last, Karl, Politik, Sekt, Spat, List, Ararat, Esau, Paletot, Luke, Lagune, Mais.

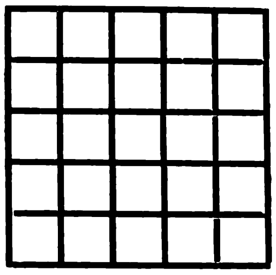
Verwandelt

In Sumpf und Moor sei auf der Hut,
Daß er nicht saugt dein rotes Blut!
Ein Zeichen aber kann vollbringen,
Daß spannen sich die goldnen Schwingen.

Schrecklich

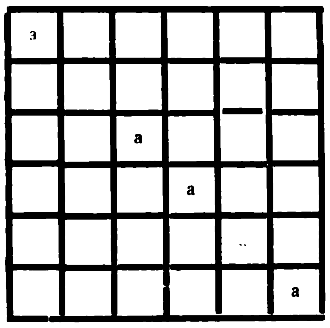
Eine Silbe sollst du doppelt sagen,
Dann führt sie dich in Nacht und Graus,
Der Kopf wird ihm nun abgeschlagen —
Da schaut ein Mädchen zum Fenster heraus.

Magisches Quadrat



Die Buchstaben a, a, a, a, a, a, a, a, e, e, h, h, i, l, l, l, l, m, m, r, r, r, r, t, t sind in obige Figur so einzusetzen, daß in den waagrechten und senkrechten Reihen gleiche Wörter folgender Bedeutung entstehen: Spiel, Grundstück, Befehlsform eines Tätigkeitswortes, weiblicher Vorname, Hauptteil der Kirche.

Diagonalfüllrätsel



Die Buchstaben a, a, a a), c b b b, e, e e, j, g, h, h, i, k, l, l, m, n, p, r, r, r r, t, t, u. sind in obige Figur so einzusetzen, daß in den waagrechten Reihen Wörter folgender Bedeutung entstehen: Storchname nord. Frauenname, Herrlichkeit, Insel, Schweizer Kanton, Frauenname.

Rätsel

Es läutet, Lisel schaut hinaus.
Eine junge Frau stand eins zwei, drei.
Sie sah wie eine Botin aus.
Was will sie an der Eins-zwei-drei?

Zahlenrätsel

1	2	3	4	5	6	3	7	=	Sternbild
6	4	8	7	8				=	Mädchenname
9	10	6	4	11	4	12		=	Facharzt
10	13	14	8	7	8			=	Raubtier
4	14	15	1	8	1			=	ägypt. König
8	2	2	8	16	14	4	17	=	burgund. Gefolgsmann Kriemhilds
12	8	4	6	7	12			=	wenig, niedrig
8	7	18	6	14	7			=	Alpenblume
7	14	12	14	1	14	2	6	=	japan. Hafenstadt
19	6	19	8	4				=	Pelztier

Die ersten Buchstaben von oben nach unten und die letzten Buchstaben in umgekehrter Reihenfolge gelesen ergeben ein Sprichwort.

Silbenrätsel

Aus den Silben:

a ar ber cä che de den di en fall fi gel gun ha haus in kel kü kueb la la lo na neif on pen pre ra rat ri sar se sen sit ska tät ter ther ti tich tin u ü ues we zit

sind 19 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Smiles ergeben. (Nr 19: u = ü.)

1 .... 11 ....
2 .... 12 ....
3 .... 13 ....
4 .... 14 ....
5 .... 15 ....
6 .... 16 ....
7 .... 17 ....
8 .... 18 ....
9 .... 19 ....
10 ....

Die Wörter bedeuten: 1 Fehlbetrag, 2 Gift, 3 Papageienart, 4. Männername 5 deutscher Fluß, 6. Burgunderkönig,, 7. Gewebe, 8. Verbrechen, 9. römischer Kaiser, 10. Teil der Wohnung, 11. Behandlungsform der Luftwege, 12. Grabeinteilung. 13. Reinigungsmittel, 14 Göttin der Jagd. 15. Nachkomme, 16. städt. Parlamentsgebäude, 17. Fluß in Ostpreußen, 18. Seltenheit, 19. Stadt in Serbien.

Zwei Konsonanten

Auf „m" macht man im Osten Reisen,
Mit „n" würzt man die süßen Speisen.

Lösungen der Rätsel in Folge 50:

Weihnachtsrätsel: Winter — Hilf — Werk — Winterhilfswerk. ✱ **Rösselsprung:** Zwei Linien laufen gleichen Abstands hin, / Um doch sich im Unendlichen zu schneiden — / Was „gut" und „böse" heißt, das sind die beiden: / Getrennt und fremd sich in der Welt des Scheins, / Im Ew'gen, in der Wahrheit aber — eins. (Lorenzaccio.) D. Eckart ✱ **Verschmelzungsrätsel:** 1 Diomedes, 2. Influenza, 3. Euterpe, 4. Trimester, 5. Register, 6. Iserlohn, 7. Cholera, 8. Holunder, 9 Emigrant, 10. Chamisso 11. Kilometer, 12. Arioso, 13. Rigoletto, 14. Tiberius = Dietrich Eckart. ✱ **Magisches Quadrat:** Gage, Amor, Gold, Erde. ✱ **Silben-Wabenrätsel:** 1. Leonidas, 2. Donizetti, 3. Kantilene, 4. Anemone, 5. Leonardo, 6. Kannibale, 7. Catania, 8. Balalaika. ✱ **Guter Rat:** **Grundriß.** ✱ **Schlapp gemacht:** **Matterhorn** — matt. er Horn. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Davos, 2. Ebene 3 Irak, 4. Nebel, 5. Lido. 6 exklusiv, 7. Befugnis, 8 Ebbe, 9. Nomaden, 10. Imi, 11. Sirene, 12. Theobald, 13. Gudrun, 14. Egge, 15 Betrieb, 16. Urkunde 17. Nessel, 18. Diphtheritis, 19 Ella, 20. Nagold, 21. Argentinien — Dein Leben ist gebunden an das Leben deines Volkes. ✱ **Gegensatzrätsel:** Freude, Recht, öde, hell, lose, irdisch, Chaos, Ende, Wahrheit, eigen, Insel, Höhe, Nacht. Alter, cholerisch, Tod, eng, nie = Fröhliche Weihnachten! ✱ **Zahlenfüllrätsel:** Chlodowech, Januar, Degen, Eidechse, Kurier, Sturm, Nachtigall Nonne, Gerok, Sandale = Jede Generation muß durch eigenen Schaden klug werden. ✱ **Diagonalrätsel:** Granit, Berlin, Klinik, Saebel, Relief, Dinkel = Geibel. ✱ **Zahlenrätsel:** Nordost, Insel, Korb, Onegin, Lepra, Athen, Ufer, Sorau = Nikolaus.

Gebt deutschen Arbeitern Lohn und Brot indem Ihr bei Euren Einkäufen unsere Inserenten bevorzugt. Im „Illustr. Beobachter" werden nur die Anzeigen deutscher Firmen aufgenommen.

Lest den Anzeigenteil ganz genau! Er enthält immer günstige Angebote

Julfest bei den alten Germanen

(Schluß zu Seite 1793)

Ihr Jul, ihre heiligen Nächte, waren ehrfurchtsvollem Gedächtnis der Ahnen und dem innigen Gedenken der zuletzt verstorbenen Sippenangehörigen, dennoch aber auch zugleich der Freude, ja dem Jubel über das wiederkehrende Licht, über die Wende der Sonne gewidmet, weil das Fest — zumal im stillen Mittwinter — ihnen innere Einkehr an sich bedeutete. Gedanken der Lebenserneuerung sind es, die alles durchziehen und bestimmen.

So hat es gewiß nie an Zucht und Würde, nie aber auch an echt nordischer Fröhlichkeit gefehlt, die ohne viele Formen und vorgeschriebene Bräuche ein Fest von innen her zu tragen weiß.

Große Feuer wurden nachts im Freien zum Gruße an die Sonne entzündet, mit Stroh umwickelte brennende Räder rollten die Berge und Hügel hinab, und überall sonst wurde dem Licht das Licht entgegengehalten.

Im Hause blieb der festliche Speisetisch stets gedeckt, ruhte jede nicht unbedingt nötige Arbeit und erneuerte sich die Festesfreude jeden Tag. War alles in der Stube oder Dönze beisammen, so polterte wohl einmal der Julklapp zur Tür herein, mit scherzhaften Geschenken, mit einem Hagel von Nüssen — später wohl auch mit Äpfeln — und mit anderen Kleinigkeiten.

Der Julmann oder Julbock trieb auch manchmal sein Wesen. Er erschien in Gestalt eines sich etwas wild gebärdenden Haus- oder Sippengenossen, dem ein über den Kopf gezogenes Fell mit Bocksgehörn ein schauerliches Aussehen verlieh. Wenn man ihm freiwillig nicht etwas vorsetzte, fraß er mit Vorliebe die Julgrütze auf.

Die meisten Überbleibsel solcher alten Sitten haben sich im Knecht Ruprecht oder Nikolaus erhalten. So der Gebrauch der Rute. Nur ist der alte Sinn heute vergessen.

Der Julbock führte nämlich meist Reiser des altnordischen Lebensbaumes, heilige Wacholderruten, bei sich, mit denen er die Mädchen „pfefferte". Ein leichter Schlag schon sollte ihrem Schoß Fruchtbarkeit verheißen! Hier handelt es sich um einen ziemlich späten, nicht mehr als ausgesprochen nordisch zu bezeichnenden Volksbrauch.

Hausten eine größere Zahl von Sippen- oder Stammesgenossen nicht allzu weit voneinander oder gar in einer geschlossenen Siedlung, wie etwa die Wikinger, so feierten sie wohl wenigstens einen der Julabende in der Königshalle oder auf der Tenne des größten Hofes gemeinsam. Alle erschienen dann in neuen, festlichen Kleidern, reich mit Schmuck angetan, aber ohne Waffen, die der Julfriede verbot.

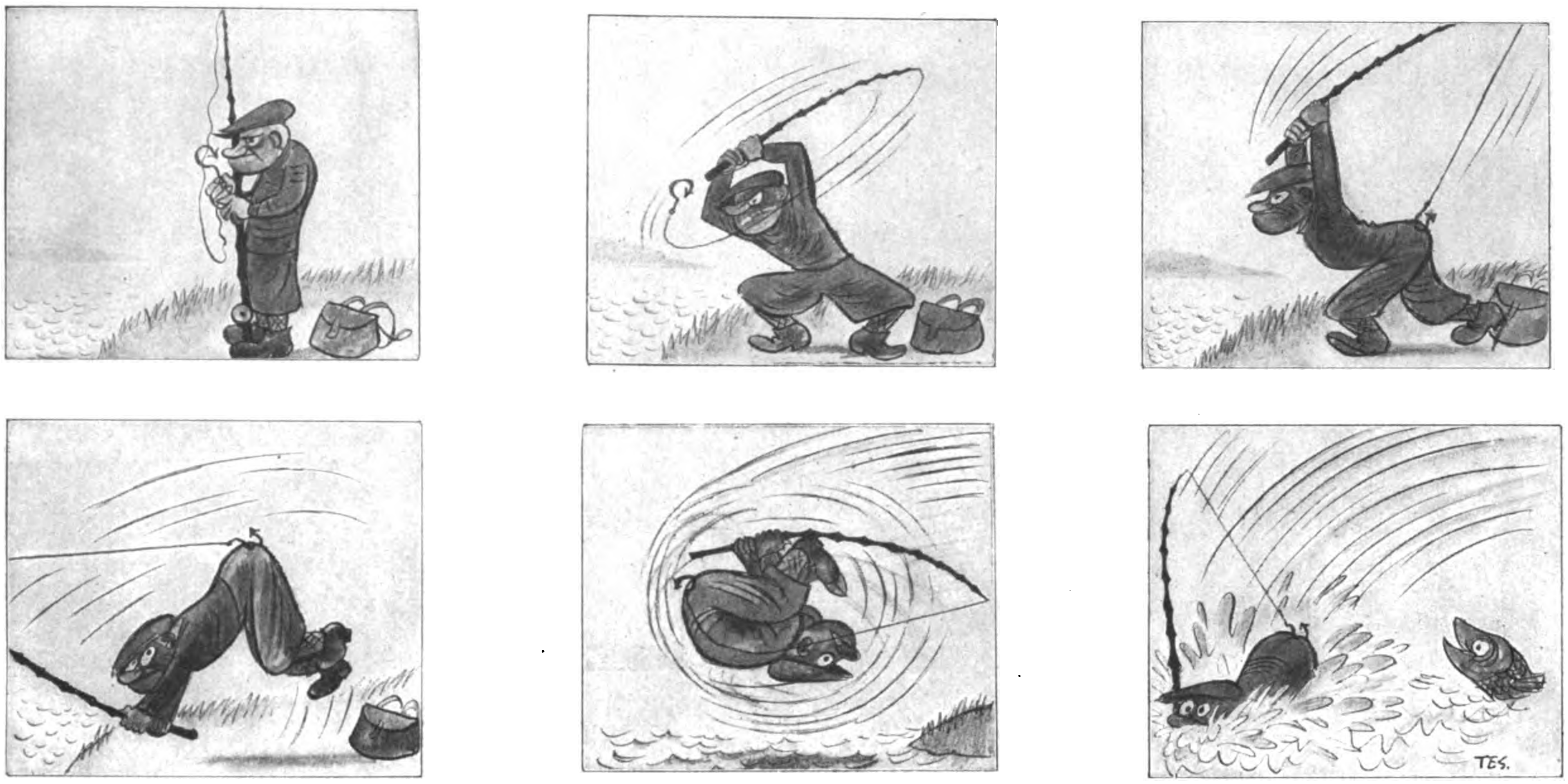
Waren die Zwölften vorüber — am 6. Hartungs —, so wurde die Arbeit mit frischer Kraft wieder aufgenommen, ging es mit verdoppeltem Mut wieder an die Lebensaufgaben heran.

Das Julfest mußte unseren bäurischen, bis in den kleinsten Nerv hinein schicksalsverbundenen Vorfahren im alten Norden viel tiefe Besinnung und Kraft geben, weil es um so viel einfacher, eindringlicher und umfassender empfunden wurde, wie die Menschen naturnäher waren, als wir es sind. Rauher war es wohl auch, nie aber hat dem germanischen Julfest ein starker Ton der Innigkeit und Wärme gefehlt, der bei aller Wahrung des Abstandes zwischen den einzelnen Menschen einem nordischen Familienfeste immer innewohnt.


Edler Tabak in rechter Mischung
ergibt die geschmacksvollkommene
TROMMLER
TROMMLER
TROMMLER
Trommler
3 1/3
Zigarette

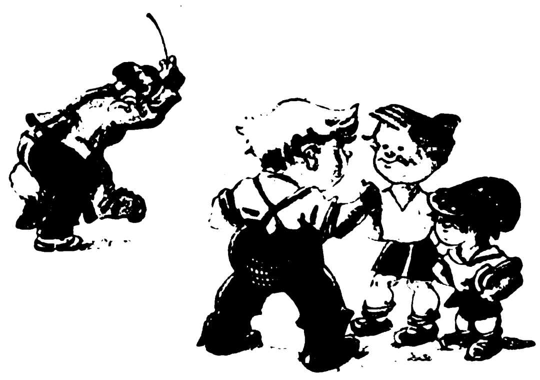
Scherz Spott Hieb

Blinder Eifer schadet nur ...

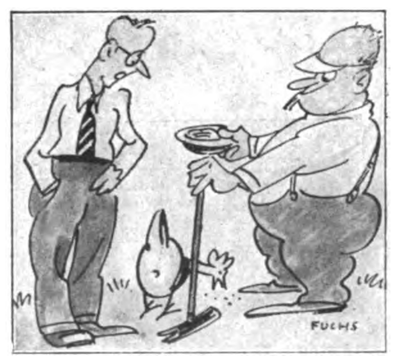




„Sagen Sie, Herr Bildhauer, wie wäre es denn, wenn Sie nun einen schönen Akt von mir anfertigten!"



„Und da will mir doch der Lehrer die Hosen stramm ziehen. Sahre ick, wenn schon jekloppt sein muß, denn machn wa drei Runden mit sechs Unzen. Da hat er jekrebst!"



„Dieses Huhn legt also täglich ein Ei?"
„Und ob! Ich mische ihm aber auch täglich drei Eier unter das Futter!"



„Pfui, Fritz! Hast du mich schon einmal mit so schmutzigen Händen gesehen?"
„Ich nicht, Mutti, aber die Großmama höchstwahrscheinlich!"



„Brrr ... ein betrunkener Mann ist was Widerliches, das ist mein voller Ernst!"
„Nix da, det is m e i n voller Ernst!"



„O ja, mein Herr, an Weihnachten lasse ich meinen Mann auch zu Worte kommen!"
„Was darf er denn sagen?"
„Frohe Festtage!"

Verlag: Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11-17, Fernsprecher: 20647 u. 22131. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post und durch jede Buchhandlung monatlich 86 Pfennig, durch Umschlag M. 1.45. Bei Zustellung ins Haus kostet der „Illustrierte Beobachter" 2 Pfennig Zustellgebühr mehr. Unsere Lieferanten sind daher berechtigt, die Zeitschrift mit 22 Pfg. frei Haus zu liefern. Versand ins Ausland durch Umschlag monatlich M. 1.45, für Länder mit ermäßigtem Porto M. 1.26. Postscheckkonto: München 11346; Wien: 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern, Postscheck III 7205. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank, Filiale Kaufingerstraße. / Der „Illustrierte Beobachter" erscheint wöchentlich am Samstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39/II, Fernruf: 20755 und 20801. Hauptschriftleitung und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dietrich Loder, München; Berliner Schriftleitung: Dr. Hans Diebow; verantwortlich für Anzeigen: Erwin Finkenzeller, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn G. m. b. H., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung, Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Adressenvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Organisationsleben muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.



Das Rathaus.

Celle – die Stadt des Erbhofgerichts

(Staatl. Bildstelle, Berlin)



Kalandsgasse, eines der stillen, verträumten Gäßchen in der alten niederdeutschen Stadt.



Ein schönes, reich mit Schnitzereien verziertes Fachwerkhaus in der Poststraße.



DEUTSCHE VORZEIT WIRD LEBENDIG

Aufsehenerregende Forschungsergebnisse der führenden Wissenschaftler in Gesprächen mit Charlotte Köhn-Behrens beginnen demnächst im

JLLUSTRIERTEN BEOBACHTER



Ein Wald wird hingeschlachtet.
Riesige Traktoren mit Raupenketten beißen sich mit Greifzangen in die Zedernstämme nordamerikanischer Wälder ein und schleppen sie unter Niederstampfen des Unterholzes zu den Sägewerken. Einer dieser Traktoren bewegt an einem Tag 28 000 Festmeter Holz.

Äolsharfen

TAUBENKONZERT ÜBER CHINAS HAUPTSTADT



Ein Händler in Peking bietet auf der Straße eine „Taube mit Musik" an.



Am Schwanz der Taube ist ein federleichtes Flötenbündel befestigt, das — aus Bambus oder dünnwandigem Kürbis hergestellt — während des Taubenfluges melodisch abgestimmte Töne erklingen läßt.



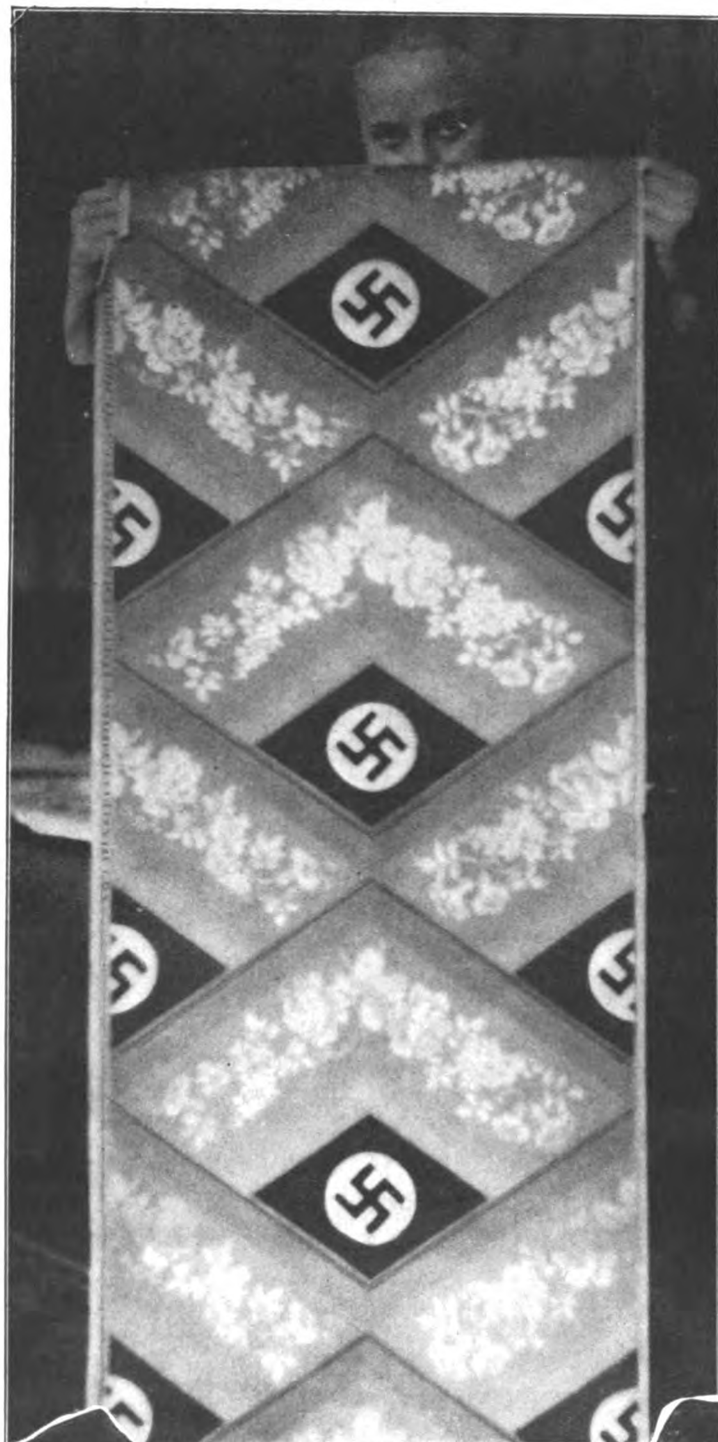
Ein seltsamer Musikalienhändler: Er hält Taubenflöten verschiedener Größe feil und liefert auch gleich Tauben dazu.

KITSCH AM PRANGER



Eine betriebsame Industrie hat Deutschland unter häßlichem Mißbrauch der heiligen Symbole seiner völkischen Wiedergeburt mit einer Flut von Kitsch überschwemmt.

Eine Kuchenform mit dem Hakenkreuz.



Eine Tapete für Pseudo-Nationalsozialisten.



Den Heil-Gruß an den Führer — auf eine Kinderschürze zu sticken: das ist reichlich geschmacklos.

Die nationalsozialistische Revolution hat auf kulturellem Gebiet noch eine große Mission durchzuführen. Es gibt nämlich noch Volksgenossen in Deutschland, welche glauben, daß jeder Gegenstand durch Verzierung mit den Symbolen der Bewegung geheiligt werde. In diesem naiven Glauben wird ihre geschmacklose, arme Seele ein Opfer gewinnsüchtiger Kitschfabrikanten, deren ganzes „Nationalgefühl" nirgendwo anders Platz hat als im wohlgefüllten Geldbeutel. In Wirklichkeit ist die Sache aber so: Nicht die Gegenstände werden geheiligt, sondern die Symbole der Bewegung werden durch diese allen Grundsätzen des Nationalsozialismus zuwiderhandelnde Geschäftemacherei und Konjunkturjagd verbalhornt. Und wenn „Kitsch" die unzulängliche Prägung hoher, erhabener Werte bedeutet, dann ist der „nationale Kitsch" sicher die übelste Art solcher Erzeugnisse. Denn hier hüllen sich Geschmacklosigkeit und Gewinnsucht zugleich in ein Mäntelchen von scheinbar anständiger Gesinnung. Dies fadenscheinige Mäntelchen anzutasten, haben wir allerdings den Mut. Die heroische Weltanschauung des Nationalsozialismus duldet weder Verniedlichung noch Verspießung



Ein behagliches Ruhekissen mit dem Hoheitszeichen der Bewegung.

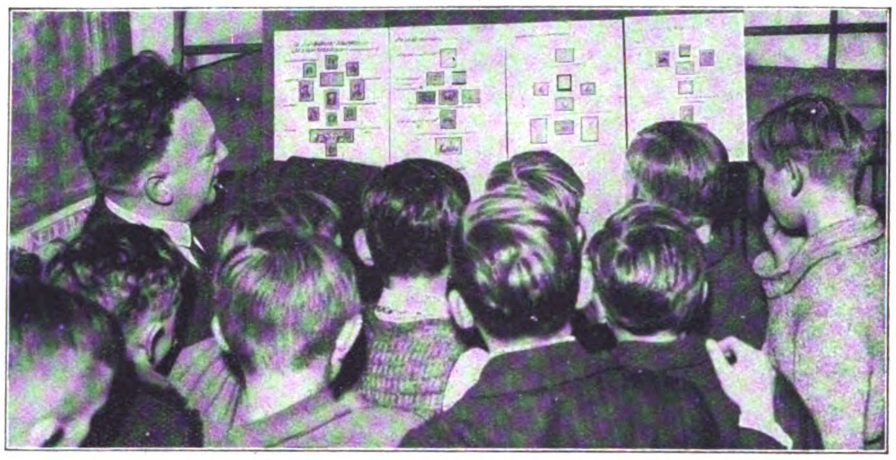


Der Gipfel! Ein ermordeter S.A.-Mann, neben ihm — mit geballter Faust — sein Kamerad: auf einer Marzipantorte!!!

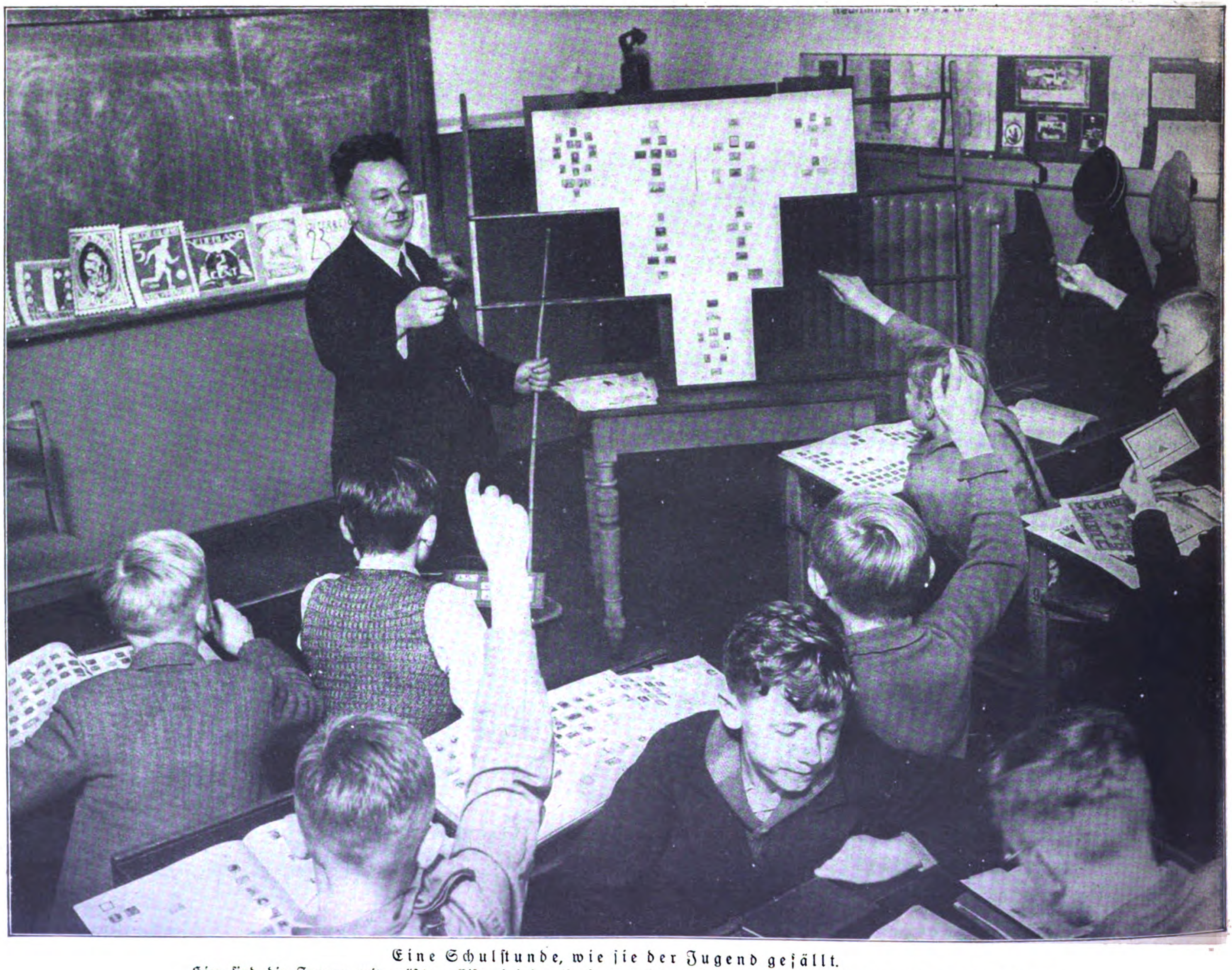
Briefmarkenkunde

EIN NEUES HILFSMITTEL IM UNTERRICHT

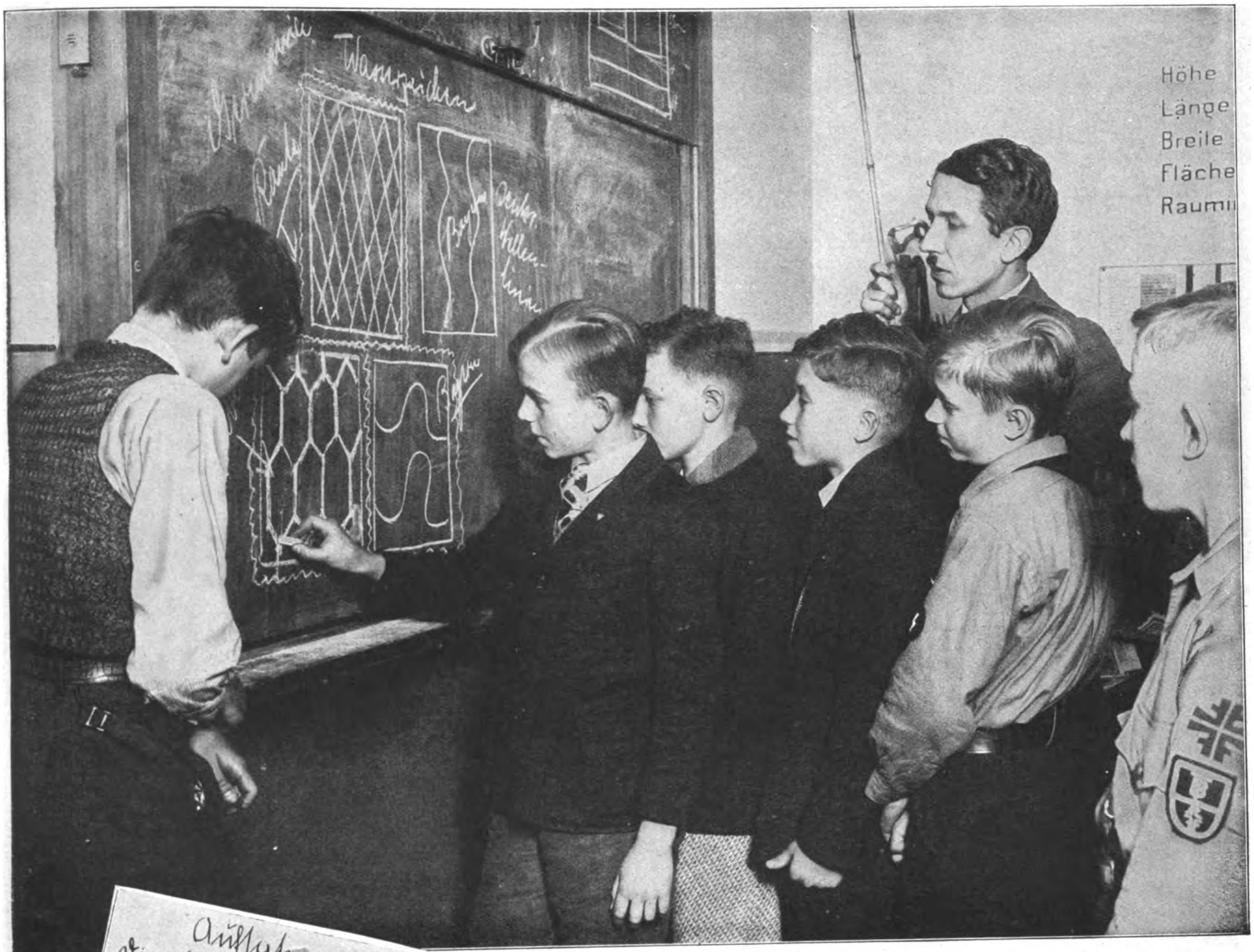
Lust und Liebe zum Wissen und Denken zu wecken und Kenntnisse eher spielend zu vermitteln als mechanisch einzutrichtern, ist ein alter pädagogischer Grundsatz. Die große künstlerische Aufgabe des Erziehers liegt eben in dieser bildnerischen Kunst, das weiche Wachs der jungen Menschen mit behutsam oder kühn gestaltenden Händen zu kneten. Mitunter hört man im Leben die Klage: „Dies oder das hat man mir auf der Schulbank so verekelt, daß ich mich nie mehr damit beschäftigen mochte." Da eben fehlte die Kunst, Freude an der Sache zu wecken. Als ausgezeichnetes Hilfsmittel im Unterricht hat sich die Briefmarkensammlung erwiesen. Es gibt wohl kaum einen Jungen bei uns, der nicht mit großem Eifer viele Stunden über seinen geliebten Marken zubrächte. Er kennt sie alle, die er hat — und die meisten, die er nicht hat. Er hört von unbekannten Ländern, deren Namen sich ihm unverlierbar einprägen. Schiffahrtslinien und Flugrouten erlangen eine besondere Bedeutung. Kolonialreiche offenbaren ihre Stellung zum Mutterland. Währungen bleiben im Gedächtnis haften. Es ist soviel und so vielerlei, was man aus den Briefmarken lernt. Und nicht zuletzt eins: das sorgsame, liebevoll bedächtige Umgehen mit einem Kleinod. Wem es an den Schulheften und -büchern nicht beizubringen ist: an den Briefmarken lernt er Ordnung und Sauberkeit.



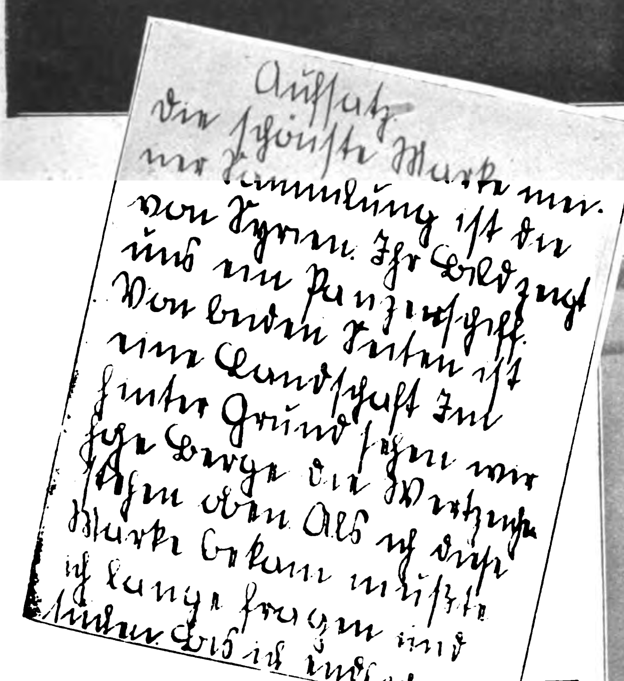
Eine neuartige Geschichtsstunde: Christoph Kolumbus auf Briefmarken.
Eine spanische Marke zeigt sein Jugendbild, eine Marke der Vereinigten Staaten seine Audienz bei Hofe, Marken von Guatemala und Kuba Denkmäler des Entdeckers der Neuen Welt.



Eine Schulstunde, wie sie der Jugend gefällt.
Hier sind die Jungen mit größtem Eifer bei der Sache und lernen spielend die mannigfachsten Wissensgebiete kennen.



Auch zeichnen muß ein guter „Briefmarkenschüler“ können, um die Wasserzeichen der verschiedenen Postwertzeichen auseinanderzuhalten und den Mitschülern zu erklären.



Aufsatz
Die schönste Marke meiner Sammlung ist die von Syrien. Ihr Bild zeigt uns ein Panzerschiff. Von beiden Seiten ist eine Landschaft. Im hinteren Grund sehen wir hohe Berge. Die Wertzeichen stehen oben. Als ich diese Marke bekam mußte ich lange fragen und suchen. Bis ich endlich ...



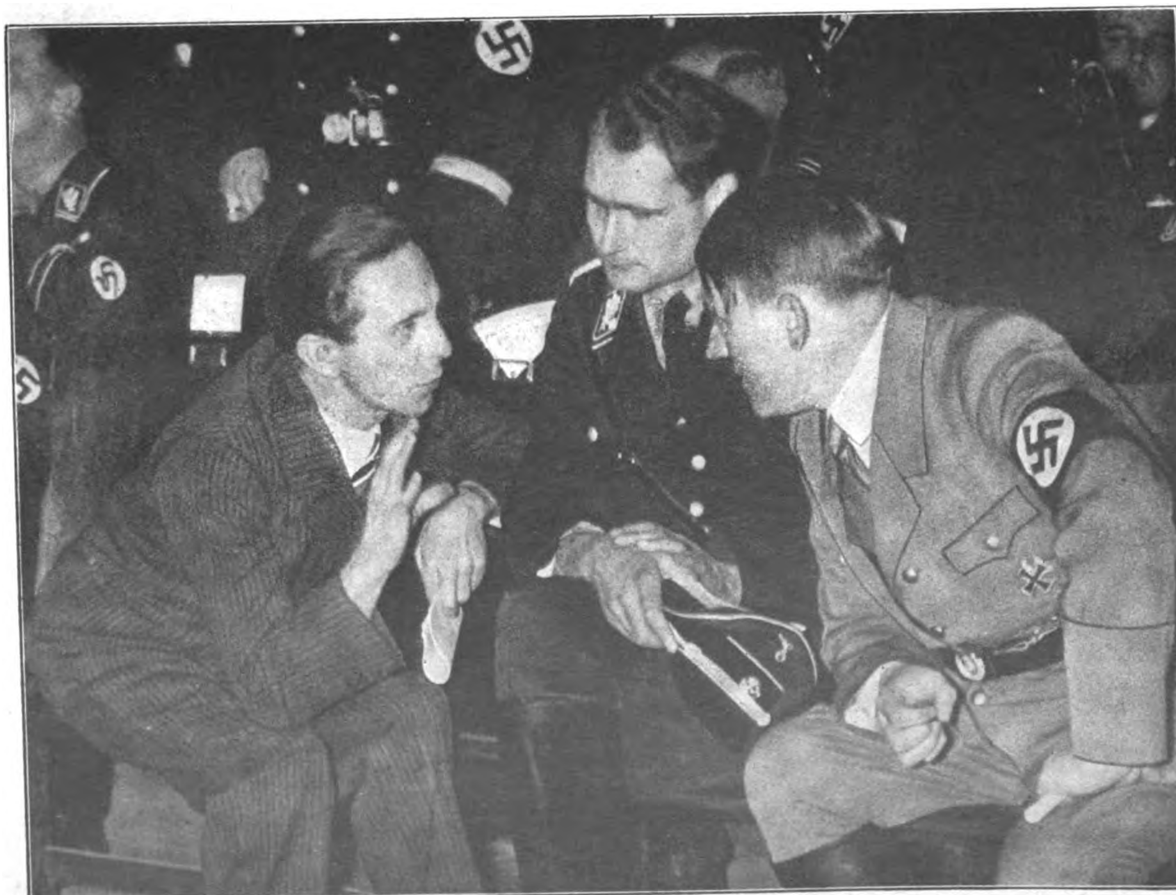
Meinungsverschiedenheit über eine „Rarität“. Was sagt der Katalog?
Oben: Auch Schulaufsätze über Briefmarken werden aufgegeben.



Panama gegen Siam ... In der Pause wird fleißig getauscht, wobei es manchmal recht lebhaft zugeht.



Die Fanfarenbläser beim historischen S.S.-Konzert im Berliner Sportpalast.



Aus einer Spielpause: Reichskanzler Adolf Hitler im Gespräch mit Reichsminister Rudolf Heß und Reichsminister Dr. Goebbels.

Die großen Konzerte der S.S. und H.J. in Berlin

Am 7. Dezember 1933 fand in Gegenwart des Reichskanzlers Adolf Hitler im Berliner Sportpalast ein großes Konzert der S.S statt, veranstaltet von dem Oberabschnitt Ost und der Ehrenstandarte Adolf Hitler. Das Gebiet Berlin der Hitlerjugend veranstaltete am „Kupfernen" Sonntag, den 10. Dezember 1933, im Zirkus Busch in Berlin ein Massenkonzert zugunsten der Winterhilfe. Die drei besten Kapellen aller drei nationalsozialistischen Formationen spielten zusammen.



Blick in den Saal während des S.S.-Konzertes.
In der ersten Reihe der Ehrengäste v. l. n. r.: Reichsminister Darré, Reichsminister Dr. Goebbels, Reichsführer S.S. Himmler, Reichsminister Heß, der Führer, Reichsminister v. Blomberg.



Das Massenkonzert der Hitler-Jugend zugunsten der Winterhilfe im Zirkus Busch.



Das Reichssymphonieorchester vor dem Obelisken auf dem Petersplatz in Rom.
Im Hintergrund in der Mitte das Studierzimmer des Papstes

Das Reichssymphonieorchester

der N.S.D.A.P. hat unter Leitung seines Kapellmeisters Pg. Adam mit triumphalem Erfolg eine mehrwöchige Konzertreise durch ganz Italien gemacht.



Empfang beim Generalsekretär der Faschistischen Partei.
V. l. n. r.: Legationsrat v. Neurath; Pg. Stark, Organisator der Konzertreise; Exz. Marpicati, Vizesekretär der Fasch. Partei; Pg. Adam; Standartenträger; Generalsekretär Exz. Starace; Exz. Marnelli und zwei andere Herren aus dem Parteidirektorium.



Die Ehrung am Grabmal des Unbekannten Soldaten auf der Piazza Venezia.
Im Hintergrund der Regierungspalast Mussolinis.

Preis 20 Pfennig
Österreich: 40 Groschen
Schweiz: 35 Rappen
Ausland: 35 Pfennig

IB Illustrierter Beobachter

8. JAHRGANG / FOLGE 52 / SAMSTAG, 30. DEZEMBER 1933

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Der deutschen Jugend gehört die Zukunft

Die Fanfare für 1934 — das zweite Jahr des Dritten Reiches.

Auf Schmugglerjagd
AN DER ZUGSPITZE



In weißen Burnussen wie arabische Scheiks beobachten die Männer auf Deutschlands höchster Grenzwacht die Schleichwege der Schmuggler.

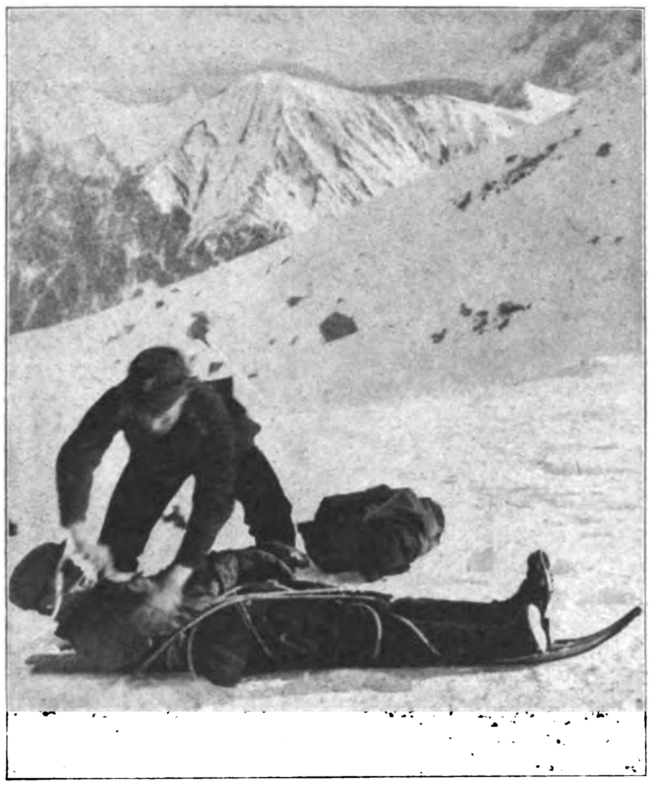
AUFNAHMEN: ERIC BORCHERT



Solche Schneemäntel trugen unsere Feldgrauen im Weltkrieg zur Winterszeit auf den Patrouillen. Heute tarnen sich die Beamten an der Grenze damit, um den Schmugglern unsichtbar zu bleiben.



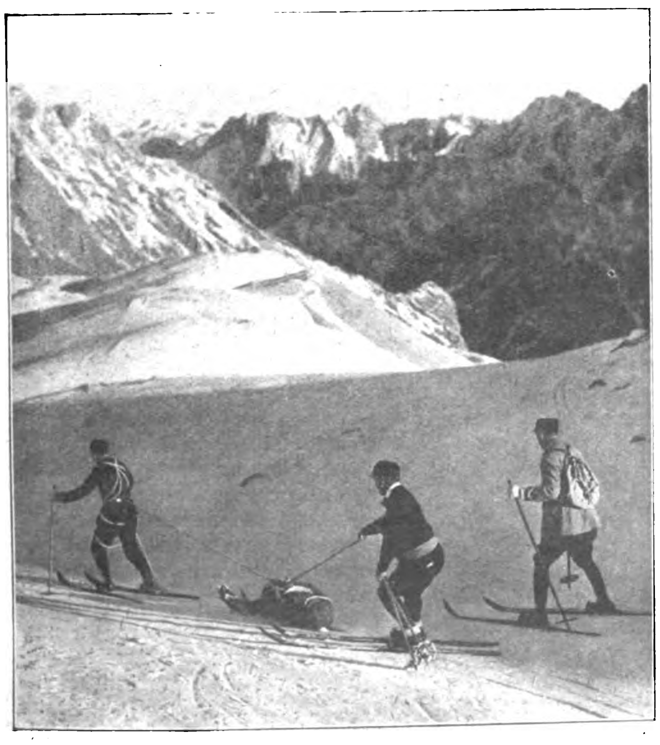
Diese Aufnahme konnte unser Kameramann machen, als ein schon seit Wochen von der Grenzwacht gesuchter Schmuggler festgenommen wurde. In seinen Schuhen fand man Geldscheine vor.



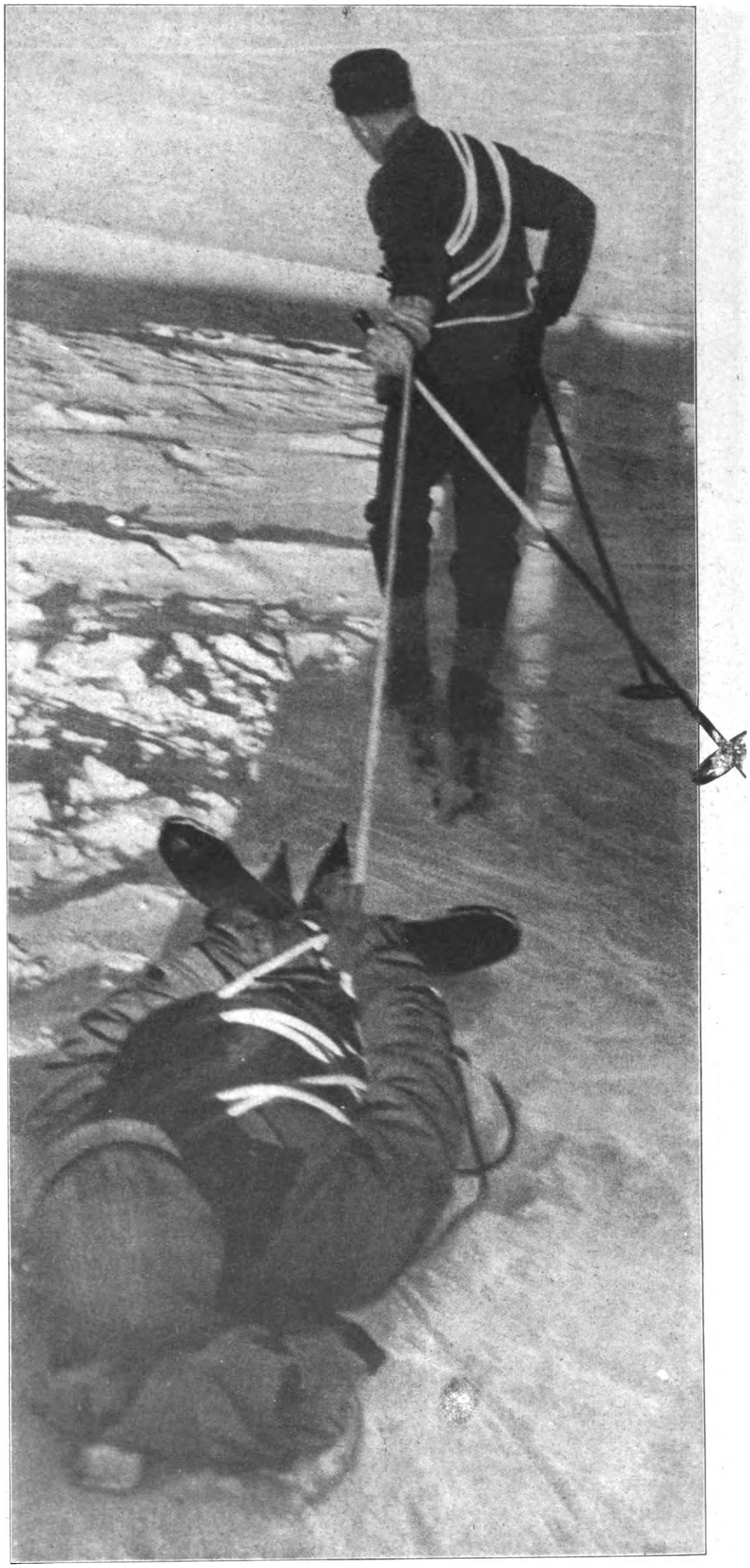
Da sich der Verkehr vollkommen auf Schneeschuhen abspielt, werden die Verhafteten liegend auf die eigenen Bretter geschnallt.



Aufgepaßt! Stoppen! Hier verläuft die Grenze!



In rascher Fahrt geht es zum Wachtlokal.



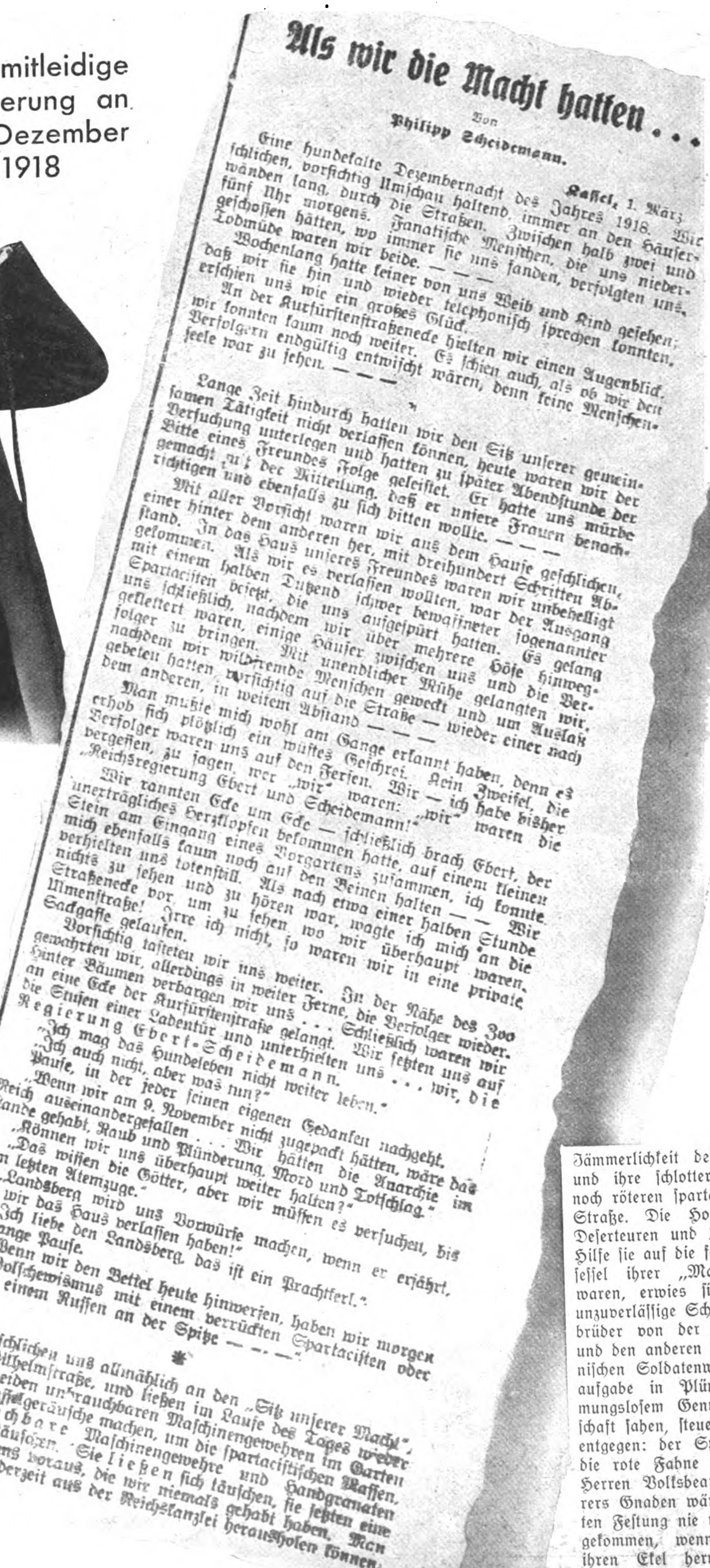
Seltsamer Gefangenentransport: eine unfreiwillige Schlittenfahrt!

Philipp der Kleinmütige

Eine mitleidige Erinnerung an den Dezember 1918



In der Pose des „großen Mannes": Philipp Scheidemann.



Als wir die Macht hatten . . .

Von

Philipp Scheidemann.

Kassel, 1. März

Eine hundekalte Dezembernacht des Jahres 1918. Wir schlichen, vorsichtig Umschau haltend, immer an den Häuserwänden lang, durch die Straßen. Zwischen halb zwei und fünf Uhr morgens. Fanatische Menschen, die uns niedergeschossen hätten, wo immer sie uns fanden, verfolgten uns. Todmüde waren wir beide. — — —

Wochenlang hatte keiner von uns Weib und Kind gesehen; daß wir sie hin und wieder telephonisch sprechen konnten, erschien uns wie ein großes Glück.

An der Kurfürstenstraßenecke hielten wir einen Augenblick, wir konnten kaum noch weiter. Es schien auch, als ob wir den Verfolgern endgültig entwischt wären, denn keine Menschenseele war zu sehen. — — —

Lange Zeit hindurch hatten wir den Sitz unserer gemeinsamen Tätigkeit nicht verlassen können, heute waren wir der Versuchung unterlegen und hatten zu später Abendstunde der Bitte eines Freundes Folge geleistet. Er hatte uns mürbe gemacht mit der Mitteilung, daß er unsere Frauen benachrichtigen und ebenfalls zu sich bitten wollte. — — —

Mit aller Vorsicht waren wir aus dem Hause geschlichen, einer hinter dem anderen her, mit dreihundert Schritten Abstand. In das Haus unseres Freundes waren wir unbehelligt gekommen. Als wir es verlassen wollten, war der Ausgang mit einem halben Dutzend schwer bewaffneter sogenannter Spartacisten besetzt, die uns aufgespürt hatten. Es gelang uns schließlich, nachdem wir über mehrere Höfe hinweggeklettert waren, einige Häuser zwischen uns und die Verfolger zu bringen. Mit unendlicher Mühe gelangten wir, nachdem wir wildfremde Menschen geweckt und um Auslaß gebeten hatten, vorsichtig auf die Straße — wieder einer nach dem anderen, in weitem Abstand — — —

Man mußte mich wohl am Gange erkannt haben, denn es erhob sich plötzlich ein wüstes Geschrei. Kein Zweifel, die Verfolger waren uns auf den Fersen. Wir — ich habe bisher vergessen, zu sagen, wer „wir" waren: „wir" waren die „Reichsregierung Ebert und Scheidemann!"

Wir rannten Ecke um Ecke — schließlich brach Ebert, der unerträgliches Herzklopfen bekommen hatte, auf einem kleinen Stein am Eingang eines Vorgartens zusammen, ich konnte mich ebenfalls kaum noch auf den Beinen halten — — Wir verhielten uns totenstill. Als nach etwa einer halben Stunde nichts zu sehen und zu hören war, wagte ich mich an die Straßenecke vor, um zu sehen, wo wir überhaupt waren. Ulmenstraße! Irre ich nicht, so waren wir in eine private Sackgasse gelaufen.

Vorsichtig tasteten wir uns weiter. In der Nähe des Zoo gewahrten wir, allerdings in weiter Ferne, die Verfolger wieder. Hinter Bäumen verbargen wir uns . . . Schließlich waren wir an eine Ecke der Kurfürstenstraße gelangt. Wir setzten uns auf die Stufen einer Ladentür und unterhielten uns . . . wir, die Regierung Ebert-Scheidemann.

„Ich mag das Hundeleben nicht weiter leben."

„Ich auch nicht, aber was tun?"

Pause, in der jeder seinen eigenen Gedanken nachgeht.

„Wenn wir am 9. November nicht zugepackt hätten, wäre das Reich auseinandergefallen . . . Wir hätten die Anarchie im Lande gehabt, Raub und Plünderung, Mord und Totschlag."

„Können wir uns überhaupt weiter halten?"

„Das wissen die Götter, aber wir müssen es versuchen, bis zum letzten Atemzuge."

„Landsberg wird uns Vorwürfe machen, wenn er erfährt, daß wir das Haus verlassen haben!"

„Ich liebe den Landsberg. Das ist ein Prachtkerl."

Lange Pause.

„Wenn wir den Bettel heute hinwerfen, haben wir morgen den Bolschewismus mit einem verrückten Spartacisten oder irgend einem Russen an der Spitze — — —"

*

Wir schlichen uns allmählich an den „Sitz unserer Macht", in die Wilhelmstraße, und ließen im Laufe des Tages wieder mit den beiden unbrauchbaren Maschinengewehren im Garten allerlei Rasselgeräusche machen, um die spartacistischen Waffen, die brauchbare Maschinengewehre und Handgranaten hatten, zu täuschen. Sie ließen sich täuschen, sie setzten eine Macht bei uns voraus, die wir niemals gehabt haben. Man hätte uns jederzeit aus der Reichskanzlei herausholen können.

Ein Artikel des Mannes mit der verdorrten Hand, den er im Jahre 1925 für ein jüdisches Berliner Boulevardblatt schrieb.

Wahrlich: die Novemberrevolte 1918 war das Werk von Feiglingen! Jeder, der den Artikel Scheidemanns liest, muß erkennen, was für „Helden" die Häuptlinge der Marxisten gewesen sind! Aus jeder Zeile spricht die ganze Jämmerlichkeit der roten Machthaber und ihre schlotternde Angst vor den noch röteren spartakistischen Herren der Straße. Die Horde von Meuterern, Deserteuren und Zuhältern, mit deren Hilfe sie auf die fadenscheinigen Plüschsessel ihrer „Macht" gesetzt worden waren, erwies sich als eine reichlich unzuverlässige Schutzgarde: die Galgenbrüder von der „Volksmarinedivision" und den anderen Depots der republikanischen Soldatenwehr, die ihre Hauptaufgabe in Plünderungen und hemmungslosem Genuß ihrer Gewaltherrschaft sahen, steuerten dem Bürgerkrieg entgegen: der Spartakusbund entrollte die rote Fahne der Räterepublik, die Herren Volksbeauftragten von Meuterers Gnaden wären aus ihrer belagerten Festung nie im Leben heil herausgekommen, wenn nicht Frontsoldaten ihren Ekel heruntergewürgt und in zwölfter Stunde zugepackt hätten — ein Einsatz, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre.



Frohe Fahrt ins neue Jahr

Keine Luft in unsren Lungen
werde Ewigkeit!
Tief sind wir schon vorgedrungen
in dem Plan der Zeit.

Mit den Herzen faßt die Weiten,
atmet tief den Wind,
den die Götter um uns breiten,
die in Sturmfahrt sind!

Über Berge laßt uns gleiten,
kraftbewußt und jung!
Mit den Armen faßt die Weiten,
gebt euch hin dem Schwung!

Gert Stol



Der Augenblick höchster Gefahr: Der Pilot hat den Erdboden erreicht. Der noch gewaltig aufgeblähte Fallschirm würde ihn mit jedem Windstoß mitreißen, wenn er sich nicht dank dem neuen Zentralverschlußgurt sofort freimachen könnte.

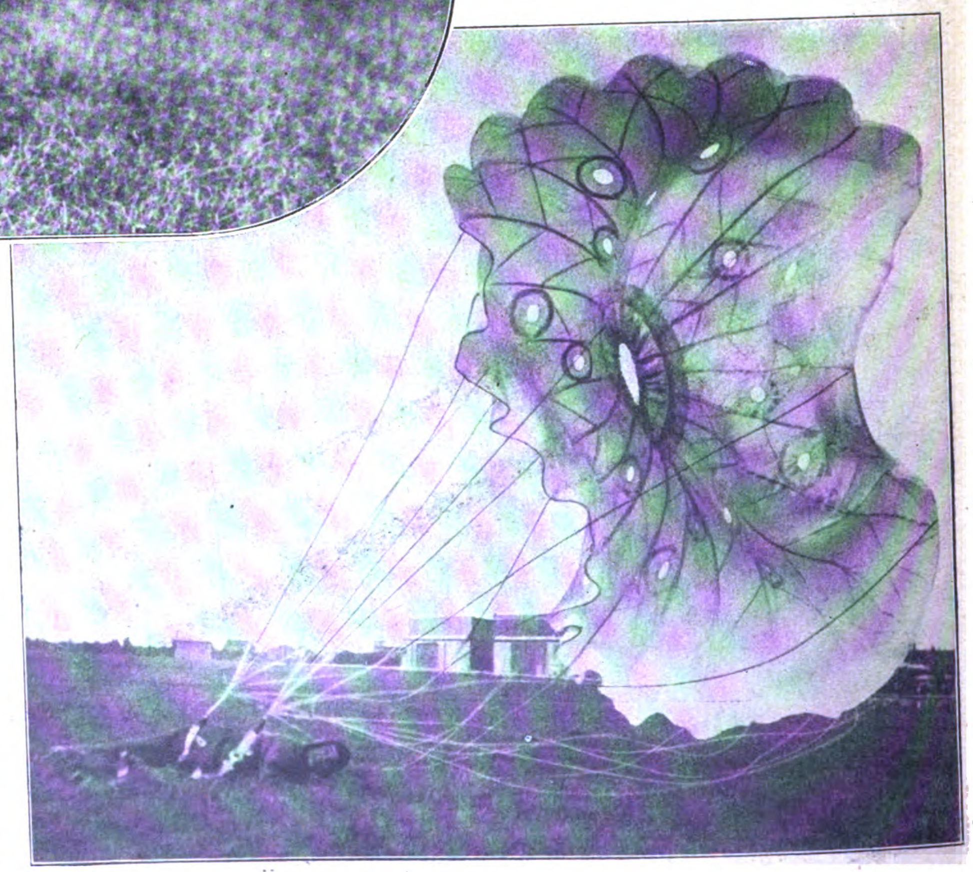


Durch die Erfindung des Zentralverschlußgurtes ist es dem Fallschirmpiloten möglich geworden, im Bruchteil einer Sekunde vom Fallschirm freizukommen.

Schneller los vom Fallschirm!

Wie auf allen Gebieten der Luftfahrt, so ist man auch auf dem weiteren Kreisen weniger bekannten Gebiet der Fallschirm-Konstruktion in letzter Zeit erheblich weitergekommen. Bis vor kurzem war dem Piloten bei Rettungsabsprüngen bei Sturm oder über Wasser ein Loslösen vom Fallschirm vielfach unmöglich oder nur schwer durchführbar. Jetzt ist es nach jahrelangen Versuchen gelungen, einen sogenannten Zentralverschlußgurt zu schaffen, der dem Piloten in derartigen Fällen das Freikommen von Schirm und Gurt unbedingt sichert. Damit wird die Hauptgefahrenquelle bei Sturm- und Wasserlandungen beseitigt, die schwere Verletzungen oder Ertrinken mit sich bringen kann.

Der durch seine zahlreichen Versuchsabsprünge im In- und Auslande bekannte Fallschirmpilot Karl Schreiber hat kürzlich als Abschluß jahrelanger Versuchsabsprünge über Wasser und Land mit dem erwähnten Zentralverschlußgurt auf dem Flugplatz Staaken bei starkem Sturm die neue Konstruktion vorgeführt, die sich hervorragend bewährt hat. Bei der Vorführung zeigte sich die sekundenschnelle völlige Loslösung des Piloten von Gurt und Schirm durch eine einfache Drehung des handlichen Griffes des Schlosses, in dem sämtliche Traggurt-Enden zusammenlaufen. Es erwies sich, daß die Festigkeit des Schlosses und der Schloßgriff in seiner Ruhelage vollkommen gesichert ist. Neben den zahlreichen Versuchsabsprüngen des Piloten Schreiber wurden vielfache Festigkeitsprüfungen durch Abwürfe von Puppen bis zu 100 kg aus Flugzeugen mit Stundengeschwindigkeiten bis zu 400 km durchgeführt, bei denen sich der neue Zentral-Verschlußgurt ebenfalls ausgezeichnet bewährt hat. C. C.



Wie es bisher war: Über gefährlichste Hindernisse hinweg wurde der Fallschirmpilot nach anfänglich glatter Landung kilometerweit geschleift. Mancher fand dabei einen gräßlichen Tod.





Ein halbes Jahrtausend liegt dazwischen ...
Um 1433 malte Rogier van der Weyden dies Bildnis einer Frau aus den Niederlanden ... und 1933 noch tragen die deutschen Bäuerinnen von Deutschweißkirch in Siebenbürgen, deren Ahnen vor achthundert Jahren vom Niederrhein her nach Südosteuropa auswanderten, gleichartige Kopftücher.

AUFNAHMEN VON HANS RETZLAFF

Treue zur Tracht durch die Jahrhunderte

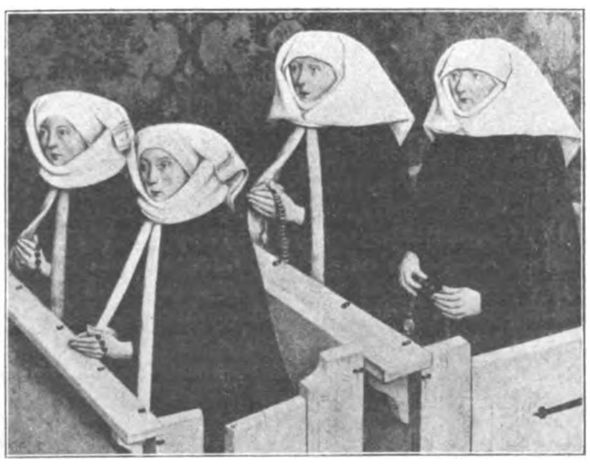
DIE DEUTSCHEN SIEBENBÜRGENS BEWAHREN ZÄH DAS ALTE ERBE

EINE VOLKSKUNDLICHE NEUENTDECKUNG

Als vor 800 Jahren die moselfränkischen Einwanderer nach Siebenbürgen kamen, besaßen sie nichts als die Kraft und den Willen zu harter Arbeit, den wundervollen Traum von einer neuen abenteuerlichen Heimat in der Fremde, das überlieferte Erbe an Sitte und Brauch und ... in einer gotischen Truhe die alten Trachten. Sie waren von ungarischen Königen zum Schutze des Landes gegen den Ansturm asiatischer Völkerscharen herbeigerufen: „ad retinendam coronam" („die Krone zu schützen"). Größtenteils waren es Franken aus dem Moselgebiet und vom Niederrhein, deren Mundart schließlich auch die anderen siebenbürgischen Einwanderer annahmen. Sie bildeten jahrhundertelang einen lebendigen Wall gegen die Stürme der Mongolen, Tataren, Petschenegen usw.; es gibt kein Dorf und keine Stadt in Siebenbürgen, deren Boden nicht vom Blute der „Sachsen" übermäßig getränkt worden wäre. Denn



Siebenbürgisch-sächsische Bäuerinnen aus Treppen im Rösner Gau in einem Begräbniszuge ...



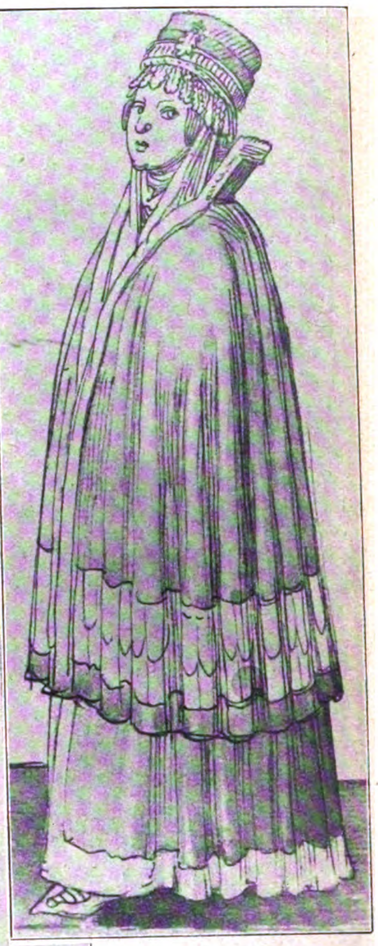
... und schwäbische Frauen aus Nördlingen im Betstuhl auf einem Gemälde von Friedrich Herlin um 1460 bis 1470.

TREUE ZUR TRACHT DURCH DIE JAHRHUNDERTE



Der zylindrische Hut einer Frau von der Insel Sylt (um 1800) wird heute noch in Siebenbürgen getragen.

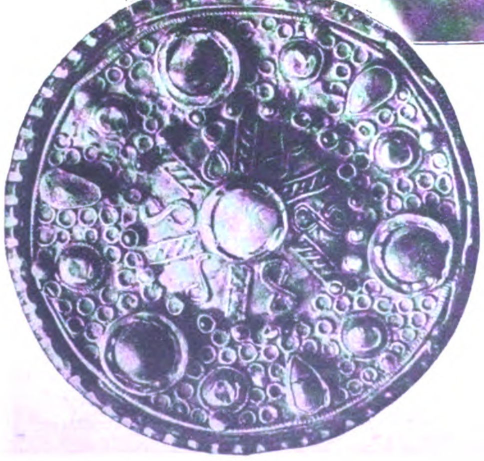
Eine Isländerin um 1520 mit brettförmig aufgestelltem Mantelkragen. Den gleichen Kragen findet man heute noch bei den deutschen Bäuerinnen Siebenbürgens.



Albrecht Dürer zeichnete während seiner niederländischen Reise dies Aquarellbild einer Frau aus Island mit einem hochgestellten Mantelkragen. Ob nach dem Leben oder einem Bilde, ist unbekannt.



Dies deutschblütige Siebenbürger Mädchen — eine Braut aus Urwegen im Unterwald — trägt einen zylindrischen Hut wie links oben die Frau aus Sylt (um 1800). Dieser Hut ist fraglos eine viele Jahrhunderte alte Kopfbedeckung. Den brettähnlichen Mantelkragen, der hier wie eine Stuhllehne wirkt, trägt bereits die Isländerin auf Dürers Zeichnung von 1520 (rechts oben). Der prachtvolle Brustheftel, ein Meisterstück siebenbürgisch-niedersächsischer Goldschmiedekunst, hat sein getreues Vorbild in einer goldenen Schmuckscheibe aus merowingischer Zeit (links unten). Dieser Fibelschmuck der Brust hat sich demnach schon weit über 1000 Jahre lebendig erhalten.



Goldschmuck aus der Zeit der Merowinger (5. bis 8. Jahrhundert). Diese „Fibeln" findet man heute noch in der Frauentracht Siebenbürgens (siehe Brautbild), aber auch in Schaumburg-Lippe und in Dithmarschen.

„Saxones" hatte man die deutschen Einwanderer lateinisch genannt. Dieser Boden aber, der mit der Axt mühselig urbar gemacht, mit dem Schwert so unerhört verteidigt und mit Blut so teuer bezahlt war, dieser Boden erwies sich unter den fleißigen Händen der Deutschen wundervoll dankbar und fruchtbar. Mit allen Privilegien ausgestattet, die den völkischen Bestand und die Freiheit verbürgten, machten die Sachsen das Land zu einer Heimat, der sie mit hochgemuter Treue und inniger Liebe durch all die Jahrhunderte anhingen. Immer waren sie rings bedroht und bedrängt: von der Wildnis der Wälder, von der blutigen Gier anstürmender Völker aus dem Osten, von der Fremdheit der anderen Einwohner, von der Begehrlichkeit fremder Fürsten. Der Bauer mußte lernen, das Schwert wie den Pflug gleicherweise zu führen. Die Kirche des Dorfes wurde zur Burg, darin der Bauer seinen Besitz und seine Art verteidigte. „Kirchenburgen" sind die Wahrzeichen des siebenbürgisch-sächsischen Landes; schwere gedrungene Türme und massige Wehrmauern um die Kirche herum, eine Baukunst, die in ihrer bäuerlichen Schlichtheit und wuchtigen Wehrhaftigkeit einen erschütternden Eindruck hinterläßt. Auch heute ist die Kirche noch

(Schluß Seite 1843)

Deutschlands Gäste PROTESTIEREN GEGEN DIE GREUELHETZE

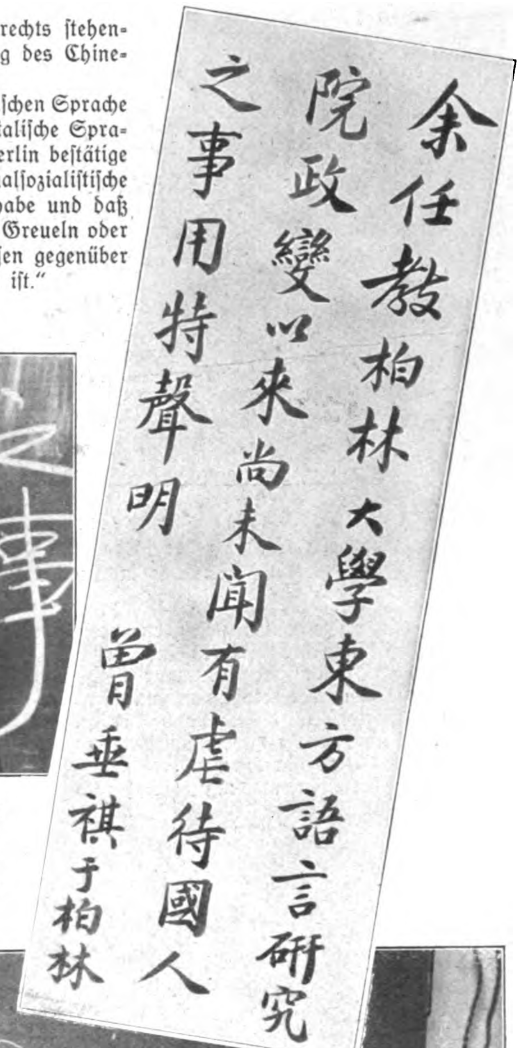
Aufnahmen: Georg Ebert — Dr Weskamp



Der Perser Mohamed Ali Khorram ist Assistenzarzt in einem der größten Berliner Krankenhäuser.

Deutscher Wortlaut der rechts stehenden schriftlichen Erklärung des Chinesen Tsui Chi Tseng:

„Als Dozent der chinesischen Sprache am Seminar für orientalische Sprachen der Universität Berlin bestätige ich, daß ich die nationalsozialistische Revolution miterlebt habe und daß mir von irgendwelchen Greueln oder Mißhandlungen Chinesen gegenüber nichts bekannt ist."

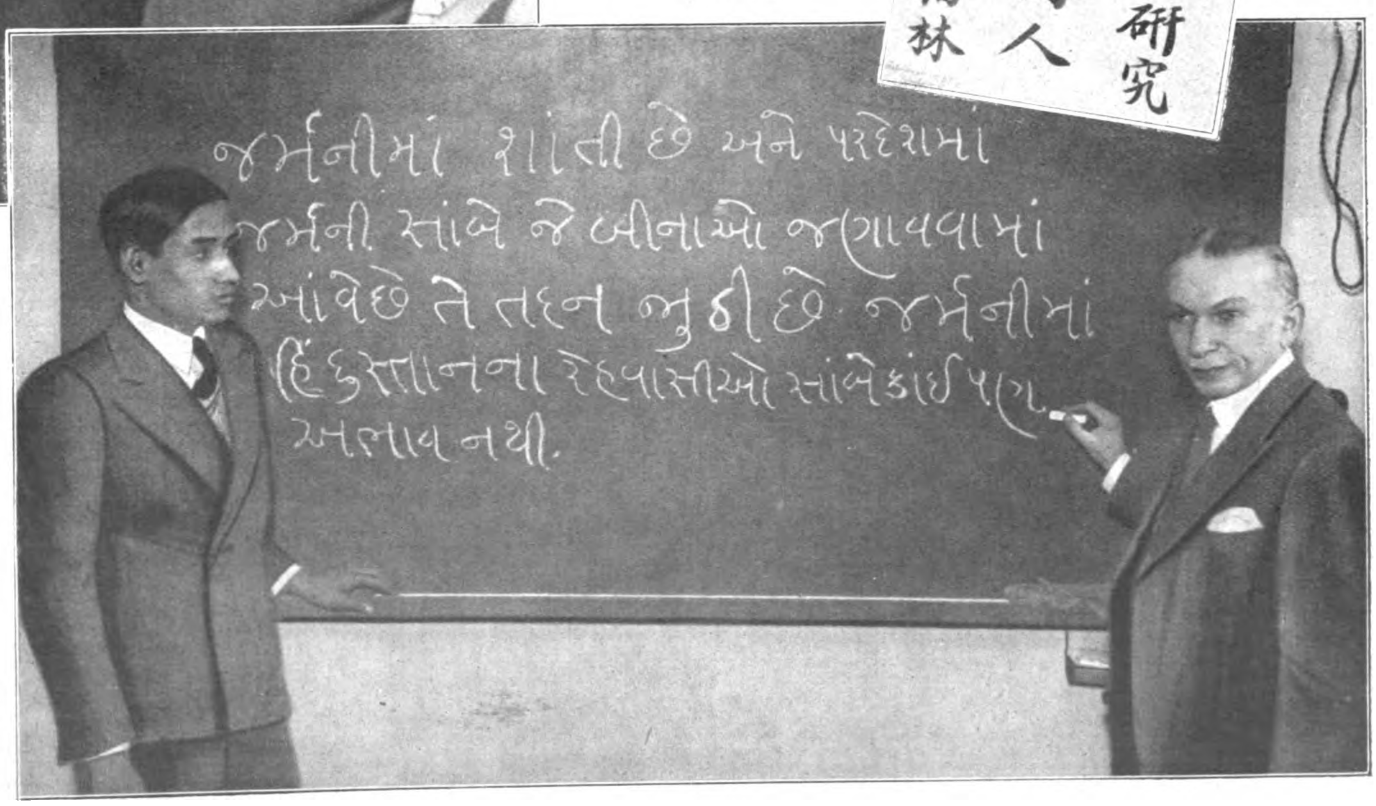


余任教柏林大學東方語言研究院政變以來尚未聞有虐待國人之事用特聲明

曾垂祺于柏林

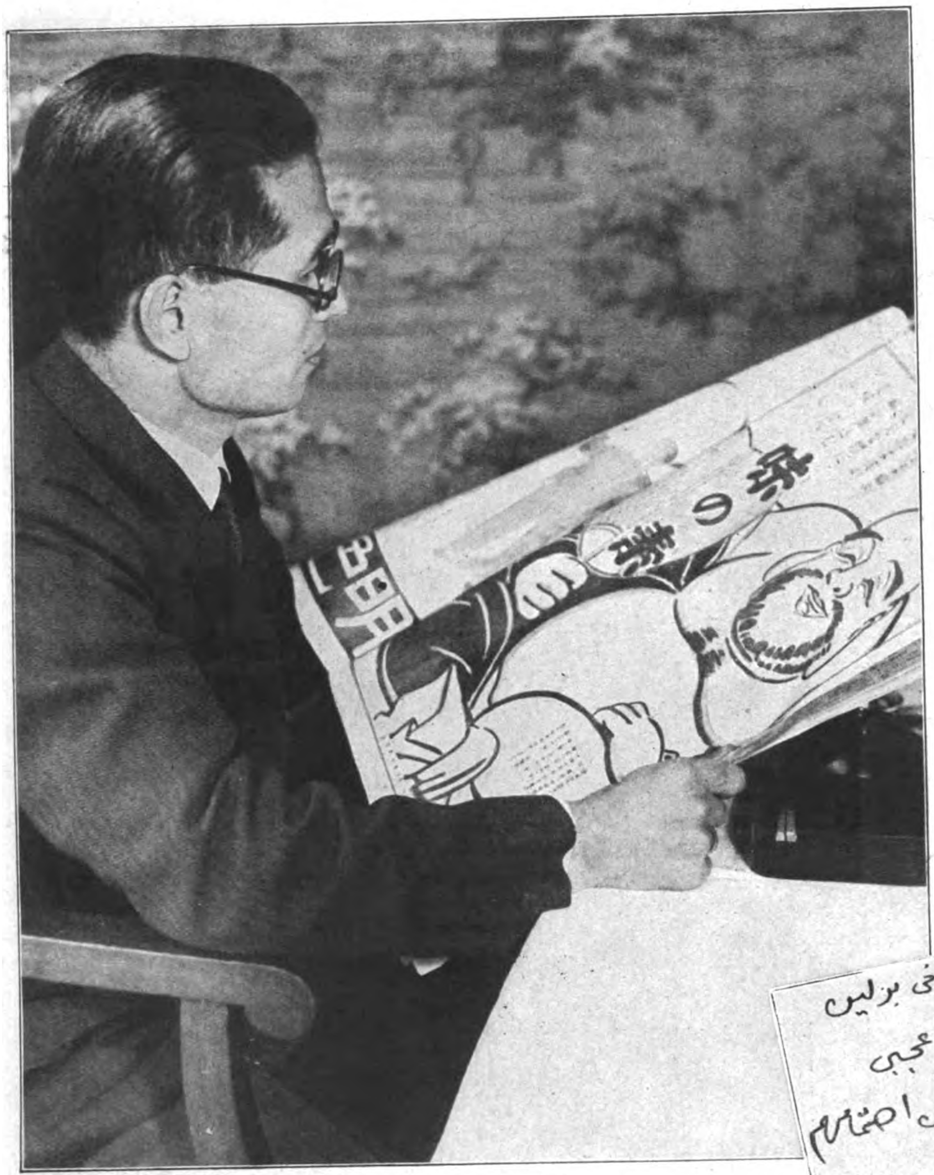


Der Chinese Tsui Chi Tseng in deutscher staatlicher Stellung am Orientalischen Seminar zu Berlin.



Der Inder Ardeshir M. Bacha (rechts), seit 40 Jahren Dozent der Berliner Universität, hat in indischer Sprache seine Erklärung an die Tafel geschrieben:

„In Deutschland herrschen Ruhe und Frieden, und die Greuelpropaganda, die im Auslande gemacht wird, ist gänzlich grundlos. In Deutschland achtet man die Inder!"



Was bringt die Heimat Neues?
Ein Japaner beim Studium der „Tagespost von Tokio" im heimischen Teehaus in Berlin.

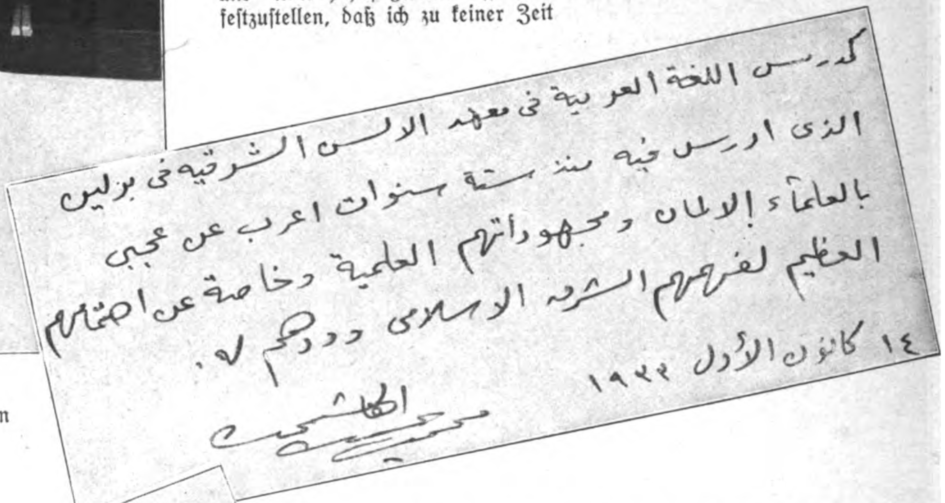


Der Syrer Professor H. Chaoul:
„In der letzten Zeit ist durch die internationale Hetze gegen das neue Deutsche Reich mehrfach die Behauptung aufgestellt worden, daß bereits eingebürgerte Reichsdeutsche fremder Nationalität hinsichtlich ihrer beruflichen Stellung von der jetzigen Regierung als Staatsbeamte nicht mehr geduldet werden. Mir erscheint es als Pflicht, gegenüber diesen Unrichtigkeiten und Unwahrhaftigkeiten öffentlich festzustellen, daß ich zu keiner Zeit und in keinem Falle in irgendeiner Weise in meiner Stellung als beamteter Hochschullehrer (Professor Extraordinarius) die geringsten Schwierigkeiten oder Unannehmlichkeiten erlitten habe."



Der Georgier D. Ghambaschidse, der Verfasser des unten abgedruckten Artikels.

*


كمدرس اللغة العربية فى معهد الالسن الشرقية فى برلين
الذى ادرس فيه منذ ستة سنوات اعرب عن عجبي
بالعلماء الالمان ومجهوداتهم العلمية وخاصة عن اهتمامهم
العظيم لفهمهم الشرق الاسلامى ووديهم له.
١٤ كانون الأول ١٩٣٣
محمد الهاشمي

Deutsche Übersetzung der obigen arabischen Erklärung: „Als Lektor des Arabischen am Seminar für orientalische Sprachen, Berlin, wo ich seit sechs Jahren tätig bin, spreche ich meine große Bewunderung der Leistungen der deutschen Gelehrten und vor allem meine Freude über ihre große Sympathie und ihr Verständnis für den islamischen Orient aus. M. J. Haschmi."

Uebersetzung der rechts unten stehenden persischen Erklärung: „Ich bin seit 24 Jahren in Deutschland als Dozent am Orientalischen Seminar tätig und außerdem Geistlicher der mohammedanischen Gemeinde. Ich bin stolz, in diesem Lande der großen Kultur tätig zu sein, und erkläre entschieden, daß die Greuelhetze gegen Deutschland besonders im Orient eine organisierte Verleumdung ist. Mirza Hassan Moallem."





Ein Bild, das man in Berlin oft sieht: Ungehindert und in voller Öffentlichkeit bessert der Orientale im Schaufenster schabhafte Teppiche aus, und sein Geschäft blüht nach wie vor!

Die von der III. Internationale (Komintern) und ihren Tochtergesellschaften organisierte Greuelhetze gegen das neue Deutschland beginnt jetzt auf den gesamten Orient überzugreifen. Durch spezielle Korrespondenzbüros in Schanghai, Kanton, Kalkutta, Bombay, Madras, Kairo usw. wird die einheimische Presse mit Tendenzartikeln versorgt, die darauf ausgehen, Deutschland als den Feind der farbigen Rassen darzustellen.

Die noch vor dem Weltkrieg begonnene und nach dem Weltkrieg mit besonderer Schärfe durchgeführte Sperre gegen die asiatische Einwanderung nach U.S.A. und den britischen Dominions, die in diesen Ländern hauptsächlich auf die Forderung und Initiative der organisierten Arbeitergewerkschaften zurückzuführen ist, ist in Japan, China und Indien von den Agenten der III. Internationale mit großem Erfolg für ihre zersetzende kommunistische Propaganda benutzt worden. Unter absoluter Entstellung der rassischen Ziele der nationalsozialistischen Bewegung wird jetzt versucht, Deutschland als den Feind der farbigen Rassen Asiens darzustellen.

Solange wie die III. Internationale und ihre Tochtergesellschaften den deutschen



Ein Bild vom diesjährigen „Ball der Nationen" in Berlin: „Fräulein Kirschblüte" in ungetrübter Fröhlichkeit.

Boden und den verführten deutschen Arbeiter dazu benutzen konnten, Geldsammlungen für die Streiker in Bombay und Schanghai zu machen und mit großen Plakaten „Hände weg von China" und noch vor einem Jahre gegen den „Japanischen Imperialismus" zu demonstrieren, war alles gut. Jetzt aber, wo im Dritten Reich dies nicht mehr möglich ist, wird eifrig versucht die ungebildeten Massen und Intellektuellen Asiens gegen Deutschland zu hetzen.

Es wäre leichtsinnig, diese neue Hetze nicht ernst zu nehmen. Wir wissen zur Genüge, welche Verluste der englische und japanische Handel in Asien durch die Boykottbewegung zu tragen hatten. Um so ernster wird die Sache, wenn wir berücksichtigen, daß, sobald es sich um den Warenboykott gegen Deutschland handelt, außer Kommunisten und Emigranten noch die Wirtschaftsverbände der mit Deutschland im Wettbewerb stehenden Industrieländer solche Boykottbewegung im stillen unterstützen, um dadurch gewisse Vorteile zu erlangen.

Seit Deutschland durch den Versailler Vertrag den gesamten Kolonialbesitz eingebüßt hat und weder in Asien noch in Afrika als Kolonialmacht auftritt, ist das Zutrauen der Völker des Orients, besonders der führenden Schicht der nationalistischen Bewegungen die die asiatischen Völker nach dem Weltkriege ergriffen haben, groß.

In dem Bestreben, die Herr-

(Schluß auf Seite 1843)



Sie fühlen sich in Deutschland wie zu Hause! Links Türken, rechts Perser in einem orientalischen Speiselokal in Berlin. An den Wänden sieht man die Symbole beider Länder.



Der Japaner Lektor Sato während seines japanischen Unterrichts an der Berliner Universität. Ganz links: Der deutsche Professor für japanische Sprache, Scharschmidt.



Ein guter Rat auf der Dorfstraße. Mit Erlaubnis des Bauern prüft der Tierschützer, ob das Geschirr den Pferden bequem anliegt.

Mehr Acht auf das Tier!



Mieze ist gebissen worden.
Vom Fenster aus hält die junge Bäuerin das Auto an und bittet, ihr einen Rat für die Katze zu geben, die vom Hund gebissen worden ist.

Das Tierkino kommt! — Einen Tag lang steht das Leben des ganzen Dorfes unter dem Zeichen einer kleinen Sensation. Am Abend vorher beginnt es: da tauchen auf der Landstraße die Scheinwerfer eines kleinen Autos auf, das vor dem Haus des Lehrers oder Gemeindevorstehers hält. Die Dorfjugend umlagert es sofort und buchstabiert die Aufschrift über dem Führersitz: „Tierschutz". Am nächsten Morgen löst sich das Rätsel des nächtlichen Autobesuchs. Gelbe Zettel liegen in den Briefkästen, auf den Schulbänken. „Einladung zu Film und Vortrag: Ernstes und Heiteres aus dem Tierleben." Erst schüttelt man die Köpfe — man versteht doch gerade genug von den Tieren, mit denen man hier auf dem Land tagtäglich umzugehen hat.

Aber dann, wenn Buben und Mädels im Wirtshaussaal sitzen, wenn sich die große Leinwand vor ihnen erhellt, erkennen sie plötzlich, wie achtlos sie bisher an ihren Freunden, Helfern und Mitverdienern, den Tieren, vorbeigegangen sind. Vier Filme rollen ab, und der Redner spricht dazu von ganz neuen Dingen aus der Welt der Tiere: von Tierfreundschaften und Tierhumor, aber auch von kaum geahnten Schmerzen, die der Mensch oft den Tieren zufügt — von drückendem Zaumzeug, Peitschenhieben, feuchten Ställen, zuckend erstickenden Fischen, leidend dahinsiechenden Hunden, gequältem Schlachtvieh.



Links:
Die Kette ist zu kurz! Der Hund kann sich kaum bewegen. Und . . . ist die Hütte sachgemäß gebaut, sind Streu und Decke trocken?



Dieser Schweinestall ist gewiß zu dunkel, eng und verbaut. Hier werden Maßnahmen zur Verbesserung beraten.

AUFNAHMEN: WERNER CONITZ





Ein unentbehrliches Gerät des fahrbaren Tierschutzwagens. Der kleine Kinoapparat, dessen Filme bei Aufklärungsvorträgen als anschauliches Lehrmittel dienen.

*

Die Mädel und Jungen sind begeistert über die herrlichen Tierschutzfilme. Unverlierbar prägen sich dem Kindesgemüt die Liebe zum Tier und die Pflicht zum Tierschutz ein.





Nach der Filmvorführung verteilt der Werbeleiter des Tierschutzvereins Tierpostkarten, die stürmischen Absatz finden.



1

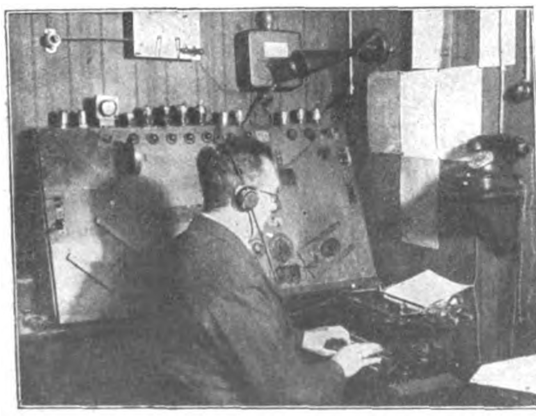
Das Ereignis, ein Interview, findet statt

In diesem Fall: ein Interview des D.N.B.-Korrespondenten mit Mussolini. Wie findet der Bericht den Weg zum deutschen Leser?

achtung-achtung-hier spricht das deutsche nachrichten büro . . .

EINE MELDUNG AUF IHREM WEGE VOM EREIGNIS BIS ZUM LESER

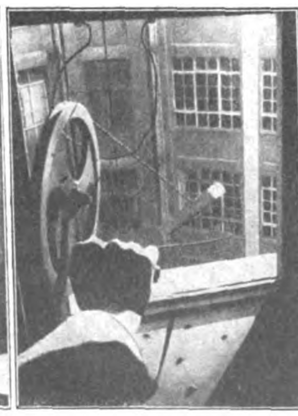
Die Verschmelzung der beiden großen Nachrichtenagenturen Deutschlands, des W.T.B. und der Telegraphen-Union, zum „Deutschen Nachrichtenbüro" (D.N.B.) hat das Interesse der deutschen Öffentlichkeit für die Technik der modernen Nachrichtenübermittlung wachgerufen. Aus den ersten Anfängen der Telegraphenbüros vor etwa 80 Jahren hat sich das weltumspannende Netz der großen nationalen Nachrichtendienste entwickelt, die sich als erste jeder neuen Errungenschaft der Übermittlungstechnik bedienen. Aus den kleinen Korrespondenzbüros der Biedermeierzeit sind ungeheure Nachrichtenhäuser geworden, in denen jede Zeitung ihren gesamten Bedarf decken kann. Mikrophon und Rohrpost, Fernschreiber und Superhet (Radioapparat) gehören zu ihrem selbstverständlichen Arbeitsgerät.



2

Am 12-Röhren-Apparat

Dicht unter dem Dach ist die Funkempfangsanlage, speziell eingerichtet für den Empfang überseeischer drahtloser Telegramme auf Wellenlänge über 3000 Meter. Der Beamte schreibt den gemorst ankommenden Text sofort in die Maschine.



3

Einfach und praktisch

Früher bediente man sich oft primitiver Transportmethoden. Hier wurde z. B. die Meldung per „Draht" zwei Stockwerke tiefer in die Redaktion befördert.



4

Die Rohrpost

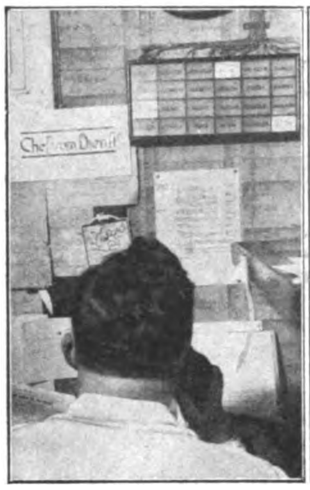
Heute ist jede der vielen Abteilungen des D.N.B. an die Rohrpostanlage angeschlossen, die überdies noch eine direkte Leitung zum nächsten Postamt hat.



5

Maschinen, die von selbst schreiben

Meldungen aus Köln, Frankfurt, Hamburg kommen meist auf dem Fernschreiber an. In Frankfurt zum Beispiel tippt man eine Meldung in den Fernschreiber, und in Berlin fängt die Maschine ganz von selbst zu schreiben an.



6

„Hier Rom . . . ist dort Berlin?“

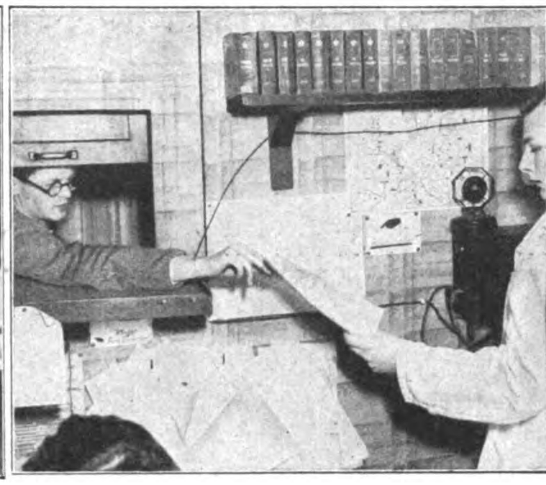
Wenn das Mussolini-Interview durchgesagt werden soll, leuchtet in der Redaktion, über dem Platz des Chefs vom Dienst das Schildchen „Rom“ auf der Leuchttafel auf.



7

Die Aufnahme

In den Telephonzellen sitzen die Stenotypistinnen und nehmen den Text der Meldungen auf. Kopfhörer und Stoppuhr gehören ebenso zur Aufnahme wie Papier und Bleistift.



8

Die Sensation

Trifft eine Meldung ein, die von ganz besonderer Wichtigkeit ist, so wird sie in ein Mikrophon gesprochen, an das Lautsprecher in sämtlichen Redaktionsräumen des Hauses angeschlossen sind; so tritt in der Bearbeitung und Berücksichtigung der wichtigen Meldung keine Verzögerung ein.



9

Die Telephon-Redaktion

Viele Zeitungen in Deutschland wollen die neuesten Nachrichten zu bestimmten Stunden telephonisch zugesprochen erhalten; jede dieser Zeitungen hat in der „Telephonredaktion“ ihre besondere Mappe, in der die Nachrichten gesammelt und aus der sie dann in der Telephonzelle angesagt werden.



10

„Achtung, Achtung, hier spricht das Deutsche Nachrichtenbüro . . .“

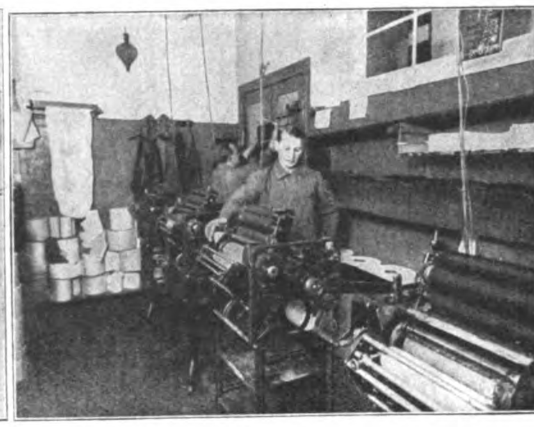
21 Stunden täglich sendet das D.N.B. drahtlose Nachrichten über seinen eigenen Sender in Königswusterhausen. Nur von 3—6 Uhr morgens ist „Funkstille“. Ununterbrochen sitzen die Ansager vor dem Mikrophon im D.N.B.-Haus, annähernd 70 Funkgespräche mit Nachrichten aller Art werden alltäglich erledigt.



11

Funkkontrolle

Im Abhörraum sitzt ein Funktechniker und kontrolliert die Empfangsqualität der Nachrichten, die nebenan durchgesprochen werden.



12

In der Druckerei

Nicht nur telephonisch und drahtlos, auch gedruckt gehen die Meldungen täglich an die deutsche Presse. Metallschablonen mit Maschinenschrift werden in der eigenen D.N.B.-Druckerei vervielfältigt; die fertigen Blätterstöße rollen auf kleinen Wagen in die Expedition.



13

Die Zeitung für Zeitungen

In der Expedition werden die gedruckten „Dienste“ geheftet und kuvertiert. Radfahrer bringen ganze Säcke voll direkt zur Zugpost auf den Bahnhöfen für die Zeitungen im Reich.



14

Nachrichten für Berlin

Viele große Blätter im Reich haben eigene Redaktionen in Berlin, die sich den Nachrichtendienst im D.N.B. in besonderen Kästen aufheben lassen und mehrmals täglich einen Boten zur Abholung schicken, ebenso wie die Redaktionen der Berliner Zeitungen.



15

Hochbetrieb

Um die Mittagszeit ist Hochbetrieb im Hof des D.N.B. Die Boten der Berliner Redaktionen holen die allerletzten Meldungen ab. In wildem Tempo sausen die Räder zurück in die Verlagshäuser. Und dort beginnt eine neue fieberhafte Tätigkeit . . .



. . denn pünktlich will der Leser seine Zeitung in Händen haben.

Vorwärts—Attacke! Hurra!

Ein Schill-Roman von Hans Lehr

(8. Fortsetzung)

„Wenn du die Wahl hättest zwischen deinem Kampf und deiner Liebe, wonach würdest du greifen?" fragt sie, noch immer neckend.

Schill vermag den scherzenden Ton nicht mehr beizubehalten; ernst antwortete er:

„Elise, die Tochter eines Generals und Braut eines Offiziers darf eine solche Frage nicht stellen!"

Sie schlingt die Arme um seinen Hals und blickt ihm hingebungsvoll in die Augen.

„Ach, Ferdinand, nimm den Scherz doch nicht tragisch. Ich liebe dich; ist damit meine ganze Einstellung nicht schon ausgedrückt?"

Er zieht sie an sich und küßt sie:

„Du wirst eine tapfere Soldatenfrau werden, du, ich liebe dich!"

46

General v. Rüchel reist mit den Damen nach Haselei zurück, um die Vorbereitungen zur Hochzeit zu treffen. Sie soll im Mai stattfinden.

Schill lebt so anspruchslos und zurückgezogen wie früher. Er neigt zu der ihm als preußischen Offizier von Kind auf anerzogenen Sparsamkeit, doch wo es sich um sein Regiment handelt, scheut er keine Ausgaben; aus eigener Tasche sorgt er für bessere Verpflegung.

Obgleich er mit Strenge und Ausdauer danach strebt, sein Regiment in fleißigem Dienst zu einer erstklassigen Kampftruppe heranzubilden und seine Leute daher durchaus kein angenehmes Leben führen können, hängen seine Offiziere und Mannschaften wie im Feld mit glühender Verehrung, ja Vergötterung an ihm.

Wie Schill im Feld ruhelos mit Plänen und ihrer Durchführung beschäftigt gewesen ist, so sucht er jetzt unermüdlich nach Möglichkeiten zur Verstärkung der geheimen Organisation mit dem Ziel der Befreiung des Vaterlands

Mit vielen Offizieren und einflußreichen Persönlichkeiten kann er persönlich sprechen. Seit er die Folgen seiner Verwundungen überwunden hat, hat sein Gesicht wieder die gesunde Röte des an Wetter und Anstrengungen gewöhnten Offiziers angenommen. Seine angenehmen Gesichtszüge verstärken die Überzeugungskraft seiner außergewöhnlichen Beredsamkeit, und wenn seine dunklen Augen im Feuer der Begeisterung leuchten, geht von ihm die hinreißende, Vertrauen, Anhänglichkeit und Treue im Flug gewinnende Kraft des Führers aus; wo er spricht, gewinnt er die Herzen der Zuhörer.

Es ist seine Pflicht, das Vertrauen, das hoch und niedrig, arm und reich, Bauer und Stadtbewohner in ihn setzen, zu rechtfertigen. Wo ein Wille ist, ist ein Weg. Hat er nicht oft genug gegen vielfache Übermacht gekämpft und gesiegt? Hat er nicht im engen Raum Pommerns ein Korps aus dem Boden gestampft, selbst unterhalten, bewaffnet, bekleidet und verpflegt? Die Schwierigkeiten sind ungeheuer groß, doch sie sind dazu da, um überwunden zu werden. Das Schicksal hat ihn vor eine ungeheuer große Aufgabe gestellt; er wird sie lösen!

Überall im Land kämpfen Feuerköpfe in brennender Ungeduld. Unter dem Deckmantel gemeinnütziger Zwecke bildet sich in allen Provinzen der „Sittlich-wissenschaftliche Verein", allgemein der „Tugendbund" genannt, mit dem Ziel, im geheimen die vaterländisch gesinnten Männer zu sammeln und dem noch unklaren Streben eine feste Richtung zu geben.

Schill ist einer der ersten, an die man sich mit der Bitte um Beitritt wendet. Er begrüßt die angestrebte Sammlung, doch den Beitritt lehnt er ab. Er hat im Feldzug zuviel Erfahrungen gesammelt, um nicht sofort zu erkennen, daß zuviele von den wahren Bestrebungen des Bunds wissen, daß ihm zuviele wirr denkende Köpfe angehören und für jeden Tag mit einem Verrat und damit auch der Lahmlegung der entschlossenen Kämpfer gerechnet werden muß.

Wie richtig sein Gefühl ihn geleitet hat, erweist sich bald. Verräter spielen den Franzosen belastendes Material in die Hände; die Führer des Tugendbunds werden verhaftet, der Bund wird verboten.

Die besten und zuverlässigsten Köpfe zieht Schill ins Vertrauen. Mit Gneisenau verbindet ihn herzliche Freundschaft; er wirkt in Königsberg. Rittmeister Eberhard v Ernsthausen hält die Verbindung mit Erzherzog Karl von Österreich aufrecht. In Marburg an der Lahn arbeitet Oberst Emmerich. Graf Voß vermittelt die Bekanntschaft mit der Kurfürstin Auguste, der Gemahlin des von Napoleon vertriebenen Kurfürsten Wilhelm IX. von Hessen, die in Prag ihren Wohnsitz aufgeschlagen hat; sie spendet reiche Mittel zur Sicherung der geldlichen Seite seiner Bestrebungen. In Kassel kämpfen im geheimen Oberst Freiherr Wilhelm Kaspar v. Dörnberg und Alexander v. Bothmar, in Westfalen der Landwirt Romberg, in der Altmark Hauptmann Karl v. Katte, in Magdeburg Rittmeister v. Tempsky unter dem Namen Thielau und in Tirol Freiherr v. Hormayr.

In Pommern wirken General v. Blücher, Franz v. Blücher, die alten Kolberger Freunde, und am königlichen Hof Geheimrat Ribbentrop.

Die Grafen v. Münster und v. Waldstein-Dux halten die Verbindung mit England aufrecht und sorgen für die unentbehrliche geldliche Grundlage für große Unternehmungen.

In Berlin selbst ist Schill der Gefolgschaft seiner eigenen Offiziere, der Offiziere des nach ihm benannten Jägerbataillons, zahlreicher Offiziere der andren Regimenter und des Stadtkommandanten, Majors Grafen Chazot, sicher.

47

Mit leidenschaftlichem Interesse, aber kühlem Kopf beobachtet Schill die Vorgänge in der europäischen Politik. Noch immer kämpft England auf allen Meeren mit unermüdlicher und entschlossener Zähigkeit gegen den Korsen. Was die Aufbietung des gesamten Volkes auch im Krieg gegen geschulte militärische Übermacht vermag, beweist Spanien; selbst die besten Truppen des Korsen vermögen keinen entscheidenden Erfolg zu erzwingen.

Österreich rüstet, unterstützt von englischem Geld. Schlägt Österreich los, dann muß der Korse gleichzeitig auf zwei weit voneinander abliegenden Kriegsschauplätzen kämpfen. Rückt die Zeit näher, die es Preußen ermöglicht, das Joch abzuschütteln, die verlorenen Provinzen zurückzuerobern und die Schande des Friedens von Tilsit zu tilgen?

Die Rufe, die aus allen deutschen Gauen an Schill gelangen, werden dringender. Romberg drängt von Westfalen her zum Losschlagen; auch der Herzog von Braunschweig und Oberst v. Dörnberg halten den entscheidenden Zeitpunkt für gekommen.

Hauptmann v. Katte kommt aus der Altmark nach Berlin geeilt. Schill hat seine Werbung mit Geldern gefördert, die er von der Kurfürstin von Hessen erhalten hat. Katte drängt leidenschaftlich; der Anfang müsse gemacht werden; ein Fanal solle auflodern. Die Altmark sei die treueste Provinz; sie werde aufstehen wie ein Mann.

Schill warnt. Der geeignete Augenblick ist noch nicht gekommen. Die Erhebung darf nicht verzettelt vor sich gehen. Einzelmaßnahmen kosten nur unnütze Opfer.

„Ich ertrage die Untätigkeit nicht länger", grollt Hauptmann v. Katte. „Es muß etwas geschehen!"

„Katte, denk doch nicht nur an die Verhältnisse in deinem Gebiet", antwortet Schill ernst. „Du weißt, ich stehe in enger Verbindung mit Erzherzog Karl, mit England, mit Tirol, mit sämtlichen deutschen Provinzen. Ich bitte dich, zügle dein Temperament und beruhige deine Leute. Du kennst mich. Glaubst du, ich würde auch nur einen einzigen Tag zögern, wenn ich die Überzeugung hätte, die entscheidende Stunde sei gekommen. Ohne Österreich sind wir verloren; das ist eine nackte Tatsache. Wir dürfen erst losschlagen, wenn Erzherzog Karl das Signal gibt!"

Major Graf Chazot, der Stadtkommandant Berlins, tritt ein. Sofort bestürmt Hauptmann v. Katte auch ihn. Fragend blickt der Graf Schill an. Schill zuckt die Achseln.

„Ich habe Katte genau unterrichtet, Chazot. Mir scheint, er hat das seelische Gleichgewicht verloren."

„Ich werde also allein handeln!" sagt Katte in nicht mehr gebändigter Leidenschaft. „Ich schlage los; ihr werdet sehen, daß ich richtig geurteilt habe!"

„Du rennst in dein Unglück! sagt Graf Chazot ruhig.

Leutnant Moritz v. Hirschfeld, Kattes engster Freund, wird vom Adjutanten Schills, Leutnant Bärsch, gemeldet und folgt ihm auf dem Fuß. Er begrüßt die Freunde und wendet sich an Katte:

„Du hast mich rufen lassen, Karl, was gibts?"

„Ich schlage los, allein, da Schill nicht mitmachen will. Ich ertrage es nicht länger, daß meine Heimat von den Franzosen ausgepreßt und getreten wird. Ich werde dem Korsen an die Gurgel fahren!"

„Ich mache mit!" sagt Leutnant v. Hirschfeld in einfacher Selbstverständlichkeit. „Wann soll es losgehen? Major, sei so gut und gib mir Urlaub!"

Schill schüttelt den Kopf. Im Herzen steht er auf der Seite der Feuerköpfe; wie herrlich ist ihre Begeisterung, wie unbedingt ihre Entschlossenheit. Wie gern würde er mit ihnen losschlagen. Doch er übersieht das Ganze. Es ist zu früh; diese Tatsache steht; wer sich nicht vor ihr beugt, zerschellt an ihr.

„Hirschfeld, Katte! Ich bitte euch, seid vernünftig. Was ihr plant, ist ein Abenteuer; es kann euch und vielen Tapferen den Kopf kosten und der Bewegung den schwersten Schaden zufügen!"

Leidenschaftslos und in überlegener Ruhe pflichtet Graf Chazot Schill bei

„Freunde! Wir haben mehr vor, als dem Korsen ein Warnungssignal zu geben. Der Erfolg will vorbereitet sein. Schill hat recht. Der Blick muß aufs Ganze gerichtet sein. Unser Tag wird da sein, wenn Österreich dem Korsen den Krieg erklärt. Bis dahin bedeutet jedes Aufbegehren von einigen tausend Mann unnützes Verbluten wertvoller Kräfte."

Katte wendet sich zur Tür. Graf Chazot und Schill treten ihm in den Weg.

„Laßt mich!" grollt er „Ich lasse Tatsachen sprechen. Ihr werdet von mir hören In drei Tagen wird Magdeburg in meiner Gewalt sein!" Mit wuchtigen Schritten verläßt er das Zimmer.

Leutnant v. Hirschfeld will ihm nacheilen, doch Graf Chazot hält ihn auf.

„Was soll das, Hirschfeld?"

„Ich gehe mit Katte!"

„Du bleibst, Hirschfeld; in einigen Tagen wirst du uns dankbar dafür sein, daß wir dich zurückgehalten haben!"

„Einerlei, wie das Unternehmen ausgeht; Katte ist mein Freund, ich halte ihm die Treue!"

Schill legt ihm die Hand auf die Schulter.

„Hirschfeld! Deine Gesinnung ehrt dich, doch bedenke, daß über der Treue zum Freund die Treue zum Vaterland steht. Du bleibst!"

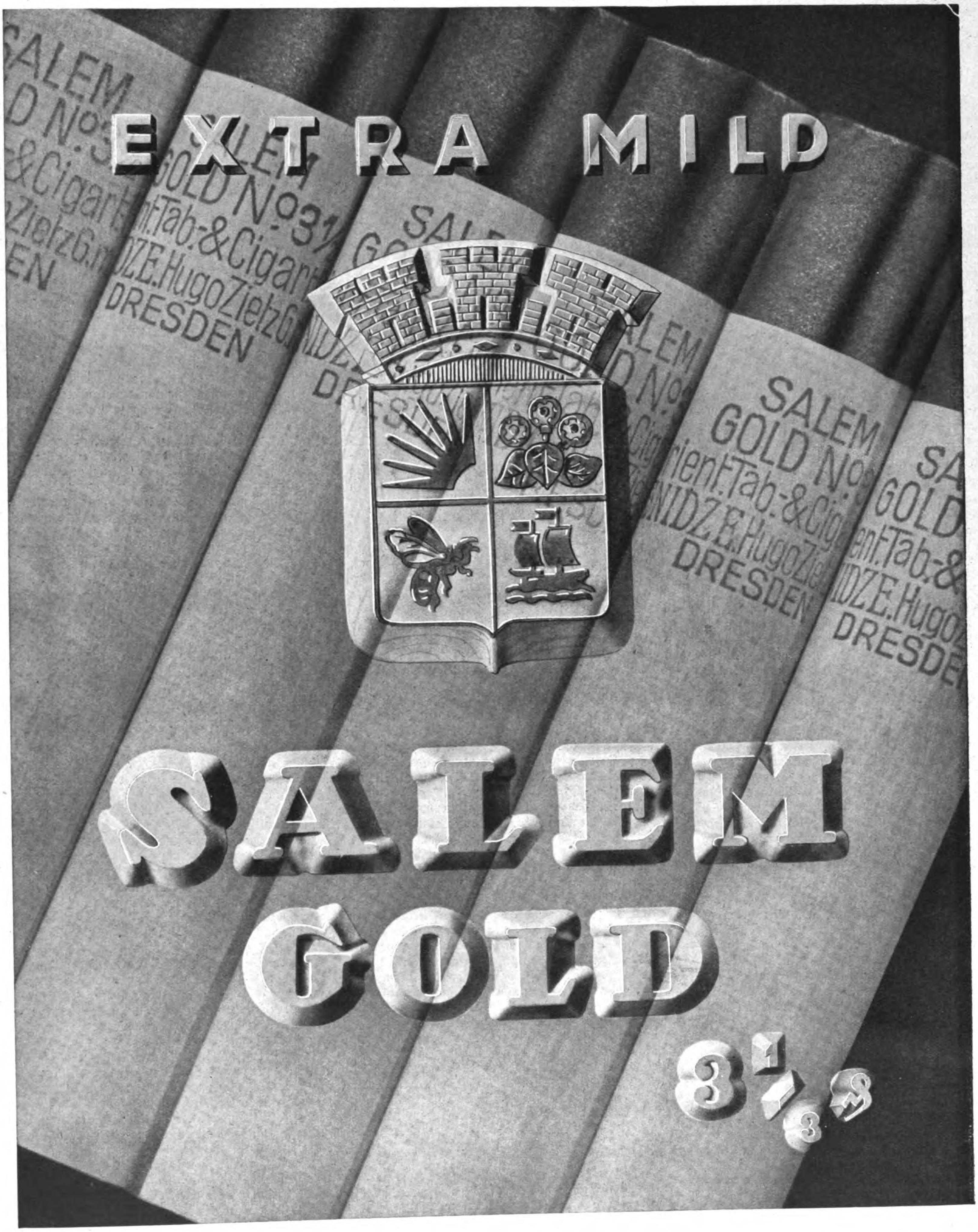
„Nein, und wenn ich mir den Weg mit Gewalt freimachen muß!"

Schill erbleicht.

„Katte konnte ich nichts befehlen; er ist verabschiedet. Du jedoch, Hirschfeld, bist Offizier meines Regiments. Deinen Degen! Drei Tage Arrest! Dein Ehrenwort, daß du ihn nicht brechen wirst!"

Der Blick des jungen Offiziers flackert; sein Fuß stockt. Plötzlich stößt er Leutnant Bärsch zur Seite, springt zur Tür und eilt durch den Flur. Bärsch will ihm folgen, doch Schill hält ihn zurück.

„Laß ihn, Bärsch! Wir haben getan, was wir tun konnten. Jeder trägt sein Schicksal in der eigenen


EXTRA MILD
SALEM GOLD
3 1/3 ₰
SALEM
GOLD No
DRESDEN

Brust. Er preßt die Hand vor die Augen. „Ein Jammer um das zwecklose Verpuffen von soviel Vaterlandsliebe, Kraft und Angriffsgeist."

„Gott gebe, daß Sie recht behalten!" sagt Graf Chazot ernst. „Ich will gerne Abbitte leisten."

„Man muß die Feuerköpfe zügeln, und dabei möchte man selbst lieber heute als morgen den Degen ziehen und dreinschlagen!"

48.

Schills Urteil erweist sich wiederum als richtig. Kattes und Hirschfelds Aufstand lodert auf in der Altmark. Ihre Getreuen finden sich ein, doch das Volk zögert. Die Überrumpelung Magdeburgs mißlingt. Die Führer müssen fliehen und schlagen sich zum Herzog von Braunschweig nach Prag durch. Viele ihrer Unterführer und Vertrauten werden gefangen.

Napoleon spricht das Urteil mit dem bereits zu trauriger Berühmtheit gelangten Wortlaut: „Erschießen avec éclat!" (Zur Abschreckung mit möglichst großem Aufsehen erschießen.)

In brennendem Schmerz ballt Schill die Hände. Hätte er doch Katte und Hirschfeld mit Gewalt festgehalten!

Auch Graf Chazot wiegt schmerzlich den Kopf.

„Nicht rückwärts schauen, Schill! Wir haben unser Möglichstes getan. Viel hätte nicht gefehlt, dann hätten Katte und Hirschfeld uns sogar als Verräter beschimpft, weil wir die Vernunft walten ließen.

Übrigens: Oberst Emmerich ist in Marburg an der Lahn ebenfalls vorgeprellt; auch die Württemberger in Mergentheim haben sich nicht mehr zügeln können. Erfolg: Niederschlagung. Urteil: Erschießen avec éclat!"

Schill ballt die Hände.

„Schier ist das nicht mehr zu ertragen. Kann man die Leute nicht in jeder ihrer Regungen verstehen? Haben wir alle, das gesamte preußische Offizierskorps, nicht die gleichen Empfindungen und Gedanken? Was haben sie getan, die Tapferen und Braven? Sie haben ihr Vaterland geliebt, sie haben die Schmach und die Demütigungen nicht mehr ertragen, sie haben den Nakken gereckt — und jetzt liegen sie, von den Franzosen erschossen, in ihrer Heimaterde, für deren Freiheit sie gekämpft haben.

Hundertundvierzig Millionen hat Napoleon für den Abzug seiner Truppen noch einmal aus dem ausgepreßten Lande herausgequetscht; dabei werden die meisten Festungen gar nicht geräumt Sieben Militärstraßen behält der Korse sich zur beliebigen Benutzung vor. Im Bett des Großen Friedrich hat er geschlafen, seinen Hut und Degen gestohlen, eigenhändig ein Stück von der Decke seines Arbeitstisches herabgerissen, das Standbild vom Brandenburger Tor nach Paris verschleppen lassen!

Seit Tagen schon habe ich ein Gefühl in mir, als müßte ich losschlagen, als müßte ich einfach, ohne noch nach Vernunftgründen zu fragen. Alle, alle Offiziere denken das gleiche und bestürmen mich, den Absprung zu wagen. Sollen, dürfen wir auf die Entscheidung des Königs warten? Dem König darf die Verantwortung nicht aufgeladen werden. Einer von uns, an dessen Leben und Zukunft nichts liegt, muß die Verantwortung tragen. Ich bin bereit dazu; ich warte noch auf den Ruf des Erzherzogs Karl, dann schlage ich los!"

Auch im beherrschten Gesicht des Grafen zuckt es.

Was du sagst, ist unbedingt richtig, Schill. Seine Majestät muß über dem Unternehmen stehen, bis der Erfolg gesichert ist. Doch vorläufig noch: die Zähne zusammengebissen, geschwiegen und gearbeitet! Karl wird rufen — und dann hat die Stunde der Befreiung geschlagen!"

49.

Der Frühling des Jahre 1809 naht. Das trübe und regnerische Wetter lastet auf den Gemütern und verstärkt die Unruhe, die die allgemeine Lage von Tag zu Tag einer Entscheidung näher treibt, zur Gewitterschwüle.

Österreich erklärt dem Kaiser der Franzosen den Krieg. Wie eine Erlösung geht das Aufatmen durch das preußische Offizierskorps. Kein Offizier zweifelt daran, daß Preußen an die Seite Österreichs treten und den Korsen in der Flanke angreifen wird.

General v. Blücher mobilisiert sein Korps; für ihn ist die Beteiligung Preußens am Krieg eine Selbstverständlichkeit.

Das Ministerium Altenstein zögert. Wohl stellt es die Zahlungen auf die Kriegstribute ein, doch es begründet die Einstellung mit dem Zahlungsunvermögen des verarmten Landes. Das Ministerium verlangte gleichzeitig die Maßregelung Blüchers.

Kochend vor Zorn und Wut wettert Blücher in Pommern. Ist das Ministerium denn mit Blindheit geschlagen? Will es diese einzigartige Gelegenheit zum Abschütteln des Jochs ungenutzt verstreichen lassen? Er fordert seinen Abschied Gneisenau und zahlreiche Offiziere folgen seinem Beispiel. Wenn Preußen Gewehr bei Fuß stehen bleibt, wollen sie wenigstens in österreichische Dienste treten. Unter dem Einfluß des Ministeriums verweigert der König die Genehmigung der Abschiedsgesuche.

Blücher ist fassungslos Er reicht Eingaben über Eingaben ein und fordert immer wieder nachdrücklichst den Abschied, der ihm jedoch ebensooft, zuletzt sogar unter strengen Verweisen, versagt wird.

Schill verzehrt sich vor Erregung und Unruhe. Er ist kühl geblieben und hat gewartet. Nun hat Österreich losgeschlagen — und Preußen rührt sich nicht Es muß etwas geschehen! Er schreibt an Geheimrat Ribbentrop und bittet um ein Stimmungsbild vom königlichen Hof Ribbentrop berichtet, daß die Generale den König drängten, den Bruch mit dem „Verbündeten" — Napoleon — zu vollziehen, doch der Einfluß des Erfüllungsministeriums erweise sich noch als stärker. Etwas müsse geschehen, das die Grundlage herstelle, von der aus der Absprung vollzogen werden müsse.

„Schlag los, Schill!" drängt Major Adolf v. Lützow. Reit mit dem Regiment gegen den Korsen. Ganz Preußen, ganz Deutschland wird dir folgen. Der Sturm der Volkserhebung wird alles, auch die Fürsten, mit sich fortreißen!"

„Erzherzog Karl wartet!" bestätigt Leutnant Bärsch eindringlich.

Schill nickt.

„Er hat mein Wort. Ich bin zum Durchbruch entschlossen, ich weiß nur noch nicht endgültig, welchen Weg ich beschreiten soll. Unsere Organisation ist groß. Tirol befindet sich im Aufruhr. In Hessen hat Dörnberg vom Leder gezogen. Spanien macht dem Korsen gefährlich zu schaffen. Erzherzog Karl ist in Bayern einmarschiert. Ich fürchte auch nicht die Schwerfälligkeit des deutschen Volks. Alle Voraussetzungen für das Gelingen sind gegeben. Doch ich trage die Verantwortung; ich darf nicht vergessen, daß ein Mißlingen das Vaterland in große Verwirrung stürzen würde. Das ist es, was mich zögern läßt, nicht die Sorge, mir das Wohlwollen meines Königs zu verscherzen und mir meine Laufbahn zu ruinieren."

„Ich verstehe dich, Schill", bestätigt v. Lützow. „Die jungen Hitzköpfe, die dich von allen Seiten her bestürmen, denken nur ans Dreinschlagen und Siegen. An das Blut, das fließen wird, denken sie weniger. Trotz allem, Schill: Wir dürfen nicht fragen, was wir aufs Spiel setzen. Ich glaube an den Erfolg. Selbst den Fall des Mißlingens des Volksaufstands gesetzt: Wäre der Einsatz nicht des Erfolgs wert, daß das Volk sich seiner Kräfte bewußt wird, daß Beispiele gegeben werden von Opferbereitschaft, Verantwortungsfreudigkeit und dem Willen zum Handeln? Selbst wenn wir das Leben einsetzen: Es gilt das hohe Ziel!"

„Seien wir ganz nüchtern", sagt Leutnant Bärsch. „Wägen wir die Umstände mit dem Versuch zur Leidenschaftslosigkeit und kühlen Überlegenheit: Handeln wir auf eigene Verantwortung und haben Glück, dann sind wir die Retter Preußens, dann wird seine Majestät das Unternehmen nachträglich gutheißen und uns danken. Mißlingt das Unternehmen, dann kann Seine Majestät sich im Interesse des Staats und des Volks nicht zu uns bekennen. Stünde der König selbst im Herzen voll und ganz auf unserer Seite, so würde er uns doch nicht retten können und dürfen, damit der Feind die Preußen verbliebenen Provinzen nicht aufs neue überschwemmt und auspreßt Dann werden wir auf uns selbst angewiesen sein, ja wir müßten der Tatsache der kriegsgerichtlichen Verurteilung ins Auge sehen. Wir müßten vor Gott und unserer Liebe zum Vaterland unseren Kampf allein austragen.

Das alles wißt ihr, und das alles weiß ich. Und wenn ihr mich fragt: Was tun? so antworte ich euch: Laßt uns losschlagen. Die Stimme unserer Herzen kann nicht trügen! Führen wir aus, was das gesamte Offizierskorps denkt, plant, erhofft und erstrebt. Geben wir den Anstoß zum Befreiungskampf!"

Schill nickt.

„Das alles habe ich schon hundertmal und mehr überlegt. Der Erfolg wird rechtfertigen, die Niederlage verdammen."

Auch mit dem Vater spricht Schill über die Lage, den brennenden Trieb zum Eingreifen und die Unruhe seines Herzens. Der Vater wiegt ernst das greise Haupt.

„Deine Liebe zum Vaterland ist groß, Ferdinand. Ich weiß es, sie ist größer als deine Liebe zu Elise und zu mir und zu dir selbst. Mein Junge! Ich kann dir nicht sagen: Streich diese Gedanken und Pläne aus deinem Hirn; ich kann dir auch nicht sagen: Zieh vom Leder. Ich kann und darf mir nicht anmaßen, Schicksal für dich und Preußen spielen zu wollen. Wie gern würde ich dir helfen, die Entscheidung zu fällen, doch sag selbst: Kann ich es? Nein, Ferdinand, ich kann es nicht, denn mir zuliebe und dir selbst zuliebe wirst du deine Pläne nicht aufgeben und nicht aufgeben können, und mit einem Abraten will ich deine Seele nicht belasten. Mein Segen wird auf allen deinen Wegen mit dir sein; ich werde Gott anflehen, dich das Richtige treffen zu lassen."

Schill nickt schwer.

„Vater, ich danke dir für dein Verständnis und für deine guten Worte. Du hast recht. Niemand kann für andere Entschlüsse fassen; die Verantwortung muß jeder allein tragen, die Kraft jeder für sich erkämpfen. Erzherzog Karl sagte: ‚Herr muß man sein seines Lebens, nicht Sklave!'

Ich sage heute: In der eigenen Brust trage ich den Mut, die Entschlossenheit und die Kraft. Gott ist mein Zeuge: Ob ich recht handle, ob ich irre, was ich tue, tue ich im Willen, meinem Vaterland zu dienen!"

„Amen!" schließt der Vater.

50.

Erzherzog Karl wirft die Franzosen in Bayern zurück. Schill atmet freier; der Augenblick der Entscheidung naht.

Scharf beobachten die Franzosen die Vorgänge in Preußen. Ist wieder Verrat im Spiel? Romberg, der westphälische Vertrauensmann, wird in Magdeburg verhaftet. Briefe, die die großangelegten Befreiungskampfpläne und Schills Führerschaft enthüllen, fallen General Michaud in die Hände. Mit Eilkurieren leitet er sie dem Minister Simeon des neuen Königreichs Westphalen zu. Im Ministerium zu Kassel arbeitet als Vertrauensmann Dörnbergs und Schills Alexander v. Bothmar. Sofort meldet er Oberst Dörnberg das Mißgeschick Rombergs; dann reitet er Pferd um Pferd zuschanden, um Schill rechtzeitig zu warnen. In der Frühe trifft er in Berlin ein.

Schill will zur Kaserne reiten, um wie alltäglich den Dienst zu überwachen. Major beim Stab Adolf v. Lützow und Adjutant Leutnant Bärsch sind bereits eingetroffen, um ihn abzuholen, da kommt Alexander v Bothmar angejagt, staubbedeckt und erschöpft.

Der Vertraute legt den Finger auf den Mund, springt vom Pferd und geht ins Haus; nichts Gutes ahnend, folgen ihm die drei Freunde.

Drinnen begrüßen sie den Ankömmling. v. Bothmar berichtet in fliegender Eile

Schills Lippen pressen sich zusammen; eisenfest legt seine Hand sich um die Stuhllehne.

„Ich danke dir, Bothmar!"

„Verrat, Verrat, wohin man blickt!" knirscht Leutnant Bärsch zornbebend. „Deutsche verraten Deutsche!"

„Kaltes Blut behalten, Freunde!" beruhigt v. Lützow. „Nehmen wir das Unglück von seiner besten Seite. Das Schicksal hat gewaltet; es nötigt uns die sofortige Entscheidung auf."

In Bärschs Gesicht arbeitet die Erregung.

„Wenn wir noch warten müssen, mußt du aus dem Spiel bleiben, Major. Du, unser Führer, die Seele der Bewegung, darfst nicht festgesetzt werden. Ich werde die ganze Sache auf mich nehmen; ich werde sagen, ich sei der Leiter der geheimen Organisation. Die Briefe habe ich ja geschrieben, ich hätte deinen Namen mißbraucht, um aus ihm Vorteil für die Bewegung zu ziehen!"

Schill lacht herzlich, trotz der bedrückenden Schwere der Lage.

„Vielen Dank, Bärsch! Das Anerbieten ehrt dich und zeugt von deiner edelmütigen und hochherzigen Gesinnung. Ich kann es jedoch nicht annehmen." Er will weitersprechen, verstummt aber, da der Bursche klopft, eintritt und meldet, E. E. bitte vom Herrn Major empfangen zu werden.

„Bitte!" sagt Schill. Er wendet sich zu den Freunden. „E. E. ist Eberhard von Ernsthausen. Er kommt aus Königsberg; ich erwarte ihn bereits seit Tagen; gelegener könnte er nicht eintreffen."

Der Ankömmling tritt ein, wirft Mantel, Hut, Brille und falschen Schnurrbart ab und streckt den Freunden die Hände entgegen.

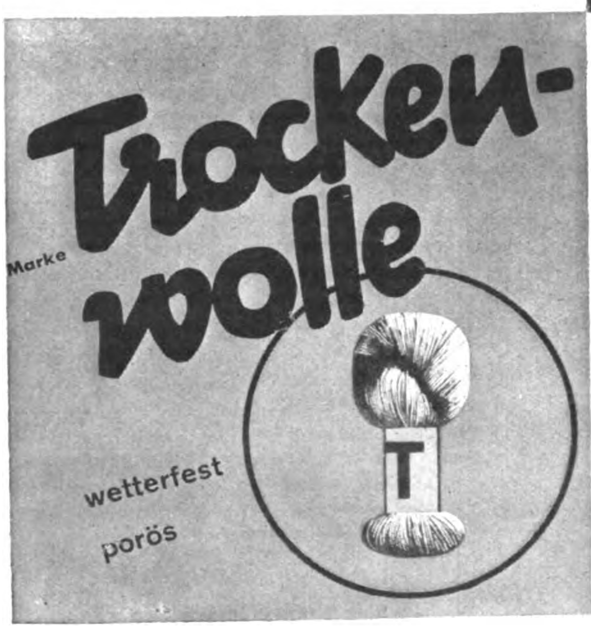
„Deine Verkleidung war gut, doch wozu die Maskerade?" fragt Schill nach der Begrüßung.

„Ribbentrop schickt mich Mir ist das Theaterspielen auch zuwider gewesen, doch was wollte ich machen, jetzt, wo überall aufs schärfste kontrolliert wird, nach der schiefgegangenen Sache von Katte und der gärenden Erregung im ganzen Land? Ich habe auch nichts Schriftliches bei mir, damit für den Fall einer Verhaftung niemand bloßgestellt würde. Ribbentrop läßt sagen, er habe gemeinsam mit den Königsberger Freunden gelegentlich eines Empfangs Seine Majestät bestürmt, loszuschlagen. Im Herzen stehe der König voll und ganz auf der Seite der Freiheitskämpfer, doch er fürchte Verrat und weittragende Folgen für Land und Volk. Der König schwanke also noch, neige trotz dem großen Einfluß des Erfüllungsministeriums Altenstein zur Kriegserklärung."

(Fortsetzung folgt)

Schnee taut ab von Trockenwolle





**Die schmelzenden Schneekristalle perlen vom Gestrick herunter —
ohne Pullover, Stutzen und Handschuhe zu durchnässen.
Hände, Arme, Beine — der ganze Körper — bleiben warm.
Sie leisten mehr!**

MERKEL & KIENLIN G.M.B.H. KAMMGARNSPINNEREI ESSLINGEN-N. 5

Fordern Sie kostenlos Esslinger Wollhefte

Ingeborg Wessel: Mein Bruder Horst

2. Fortsetzung

•

„Im Vergleich zu den früheren Organisationen, denen ich angehörte, ist die Tätigkeit in der N.S.D.A.P. ganz anders geartet. Das Soldatenspielen fällt weg. Politische Schulung — das ist die Losung. Auch für die Sturmabteilungen, die die Faust der Partei gegen den Marxismus darstellen."

„Die Schwungkraft der jungen Bewegung ist ungeheuer. Am besten läßt sich das an den Übertritten aus dem marxistischen Lager ermessen. Eine Versammlung jagt die andere, eine verläuft immer stürmischer als die andere. ‚Rot-Front' versuchte dutzende Male, uns zu sprengen. Immer vergeblich. Straßenumzüge, Pressewerbeaktionen, Propagandafahrten in die Provinz schaffen eine Atmosphäre des Aktivismus und der politischen Hochspannung, die der Bewegung nur dienlich sein kann. Die Zusammenstöße sind nicht mehr zu zählen. Die Zahl der Verwundeten steigt von Tag zu Tag. Viele Kameraden bezahlten ihre Treue zur Bewegung und zu ihrem Führer mit dem Tode..."

„Sieg überall, wo die S.A. ins Gefecht geht!"

„Der erste Propagandamarsch durch Neukölln. Achthundert gegen Zehntausende. Wir haben es geschafft!"

„Schlacht in den Pharussälen. Vierhundert gegen Dreitausend. Zehn Schwerverletzte, aber Sieg!"

„Feuergefecht auf dem Bahnhof Lichterfelde-Ost. Drei Schwerverletzte, aber Sieg!"

„Wir sind nur auf uns allein angewiesen. Das ist unsere Stärke. Wer nicht offen für uns ist, ist gegen uns. Was keine Bewegung in Deutschland fertig brachte, das haben wir erreicht: Gegen uns sind alle einig, von links bis rechts. ‚Nationalbolschewisten', so zetert die Reaktion, ‚Faschistenhunde', so schimpft die rote Front."

„Wir aber sagen: Für die Bewegung alles!"

„Wenn man die Opferfreudigkeit der Parteigenossen sieht, dann bekommt man in all der Trostlosigkeit unserer Lage wieder und wieder neuen Mut, Glauben an die Zukunft."

•

Als Horst diese Worte niederschrieb, da schien die Lage der Partei in der Reichshauptstadt allerdings trostlos zu sein. Eben noch — am 1. Mai 1927 — hatte Adolf Hitler zum erstenmal in Berlin zu seiner Gefolgschaft gesprochen. Noch heute entsinne ich mich der Begeisterung, mit der Horst uns seine Eindrücke von dieser Versammlung schilderte. Sie fand im Clou statt und war wegen des in Preußen noch nicht aufgehobenen Redeverbots für den Führer nur eingeschriebenen Mitgliedern zugänglich. Trotzdem reichte ihre Wirkung weit darüber hinaus. Im Bewußtsein der beamteten und nichtbeamteten Träger des herrschenden Systems von Weimar tauchte zum erstenmal die Möglichkeit des „Hitler ante portas" auf...

Wenige Tage darauf wurde die Berliner Partei durch den Polizeivizepräsidenten Dr. Bernhard Isidor Weiß verboten!

Weshalb?

4. Mai 1927: Massenversammlung des Gaues Groß-Berlin im Kriegervereinshaus. Zum erstenmal muß die Polizei — sicherlich zu ihrem Leidwesen — den großen Saal wegen Überfüllung vorzeitig sperren. Dr. Goebbels spricht. In fast zweistündiger Rede setzt sich der Berliner Gauleiter mit den Methoden der Berliner Asphaltpresse auseinander, die das erstmalige Erscheinen Adolf Hitlers in Berlin dazu benutzt hatte, um den Führer der Nationalsozialisten in der unglaublichsten Weise persönlich zu verunglimpfen. Am Ende ist die Riesenversammlung nur noch eine einzige, vor Empörung siedende Masse. Ein einziges Wort würde genügen, um die Wut und die tiefsitzende Erregung nach draußen auf die Straße schlagen zu lassen, aber der Mann, der da droben auf der Bühne mit den Gegnern abrechnet, hat die Tausende, wie immer, fest in seiner Hand. Eine einzige Handbewegung — und der größte Beifalls- oder Entrüstungssturm macht tiefster Stille Platz.

Wie oft hat Horst gerade von dieser, anderwärts unbekannten Erscheinung gesprochen, die revolutionäre Disziplin gerühmt, die von keinem hysterischen Beifallsgeschrei aufgeregt tuender Mitläufer gebrochen wurde.

Es war auch kein Mitläufer, sondern einfach ein offensichtlich betrunkenes Individuum, das in dieser Versammlung dem Berliner Gauleiter ein beleidigendes Wort zurief, dessen provokatorischer Charakter auf der Hand lag. Undenkbar, daß dieser Mann in einer kommunistischen Versammlung mit den paar Ohrfeigen davongekommen wäre, die ihm einige S.A.-Männer versetzten, bevor er an die frische Luft befördert wurde.

Zwei Minuten später war der Zwischenfall erledigt, vergessen, ausgelöscht aus dem Bewußtsein der Teilnehmer.

Eine spätere Waffendurchsuchung durch eine größere Polizeiabteilung brachte kaum einer mit dem Hinauswurf jenes Betrunkenen in Verbindung. Es war ja schließlich das Übliche.

Zwölf Stunden später: Vierspaltige Schlagzeilen in der gesamten Systempresse: „Ein Pfarrer von Nazis blutig geschlagen" — „Jetzt aber Schluß mit der braunen Mordpest" — „Goebbelsbanditen überfallen einen Pfarrer." Am aufgeregtesten gebärden sich selbstverständlich die demokratischen Blätter, deren Redaktionsstab nur zu einem kleinen Teil aus Christen besteht, und die sozialdemokratischen Zeitungen, die sonst nur von „Pfaffen" zu sprechen pflegen. Sogar die kommunistischen Blätter bezeugen dem angeblich „auf das brutalste mißhandelten Geistlichen" ihr Mitgefühl. Und leider unterliegt auch die sogenannte bürgerlich-nationale Presse der aus trübsten Quellen gespeisten Massensuggestion, ohne auch nur den Versuch zu unternehmen, den wahren Sachverhalt festzustellen, bevor man urteilt und verurteilt.

Auch das ist mir noch in Erinnerung: die völlige Fassungslosigkeit Horsts, als er am nächsten Morgen die Zeitung zur Hand nimmt. Er, der Pfarrerssohn, gehört danach also auch zu den „verrohten Burschen, die es fertig bringen, einen weißhaarigen Pfarrer zu mißhandeln".

„Aber das ist doch völliger Wahnsinn", preßte er schweratmend hervor. „Ich war doch Zeuge des Zwischenfalls, ein Betrunkener, ein paar Ohrfeigen . . "

Nicht einen zusammenhängenden Satz brachte er heraus. Möglich, daß wir ihn vielleicht etwas vorwurfsvoll angeschaut haben, denn daß das alles vom ersten bis zum letzten Wort erlogen sein sollte was hier gedruckt stand, das wollte uns damals noch nicht in den Kopf gehen.

Ja, was dachten wir uns denn so: Ein paar Heißsporne, die allgemeine Empörung, ein unvorsichtiger Zwischenruf, der Mann war nicht gleich als Pfarrer kenntlich, wir suchten selbst nach allen möglichen Entschuldigungsgründen — eine kurze Handbewegung Horsts, seine Augen sprühten, nie sahen wir ihn so erregt, dann fiel die Tür ins Schloß . . .

Und in der Millionenstadt Berlin gab es keine nationalsozialistische Zeitung.

Es gab überhaupt keine Möglichkeit, die Öffentlichkeit über den wahren Sachverhalt aufzuklären. Als die Kirchenbehörden einige Tage später erklärten, daß der „frühere Pfarrer Stucke durch Disziplinarurteil des evangelischen Konsistoriums der Mark Brandenburg wegen unwürdigen Verhaltens rechtskräftig mit Dienstentlassung bestraft sei, und damit gemäß Entscheidung des Kammergerichts vom 21. Juli 1923 das Recht zur Führung des Pfarrertitels und zur Tragung der Amtskleidung eines Geistlichen der evangelischen Landeskirche verloren habe", war es zu spät.

Das von einigen demokratischen Blättern noch vor Erlaß verkündete Verbot der N.S.D.A.P. in Berlin und Brandenburg war inzwischen Tatsache geworden. Herr Dr. Bernhard Isidor Weiß und sein als notorischer Trunkenbold entlarvter Kronzeuge „triumphierten" im Namen einer sogenannten republikanischen „Gerechtigkeit", die der „Verrohung des politischen Kampfes und der Terrorisierung politisch Andersdenkender künftig Einhalt gebieten" würde.

An einem der nächsten Abende stellte sich uns Horst als Vorsitzender des „Wanderklubs Edelweiß" vor. Die Klubmitglieder hatten allerdings eine verzweifelte Ähnlichkeit mit gewissen, uns gut bekannten S.A.-Männern . . .

Und wieder vergingen ein paar Tage, da war die neue Kampfparole in aller Munde: „Trotz Verbot — nicht tot!"

Der Kampf „Gummiknüppel gegen Idee" begann. Aus dem Unsichtbaren heraus erscholl unaufhörlich das trotzige „Deutschland erwache!", stieg allabendlich empor zu den Fenstern des roten Backsteingebäudes am Alexanderplatz, hinter denen „ER" saß, Dr. Bernhard Isidor Weiß, der Totengräber des schwarz-rot-gelben Systems.

Nürnberg 1927.

Niemand wurde auf dem Reichsparteitag, der vom 19. bis 21. August zum erstenmal in Nürnberg stattfand, herzlicher gefeiert als die 1000 Berliner Nationalsozialisten, die von dem ungebrochenen Kampfgeist der Berliner Bewegung Zeugnis ablegen wollten. Auch Horst befand sich unter ihnen.

„Was soll ich vom Parteitag berichten?", so fragt er, etwas zweifelnd, ob es ihm gelingen könnte, mit Worten auszudrücken, was ihn bewegte: „Fahnen, Begeisterung, Hitler, ganz Nürnberg ein braunes Heerlager. Das Erlebnis des einheitlichen Wollens von Nord und Süd, von Ost und West, das Erlebnis deutscher Kameradschaft. Das sichtbare Erstarken der Gesamtbewegung."

„Nürnberg vergißt keiner. Nürnberg war ein Signal: Achtung, wir sind erwacht! Wir marschieren!"

„Die kleinen Einzelerlebnisse habe ich vergessen. Geblieben ist nur der Gesamteindruck. Und der ist tief und nachhaltig."

„Was machte es nach diesen Tagen den Berlinern aus, daß sie zurück mußten in eine Stadt, in der ihr Wirken verboten ist. Der Bewegung als solcher kann das Verbot keinen Abbruch tun. Dazu ist die Idee zu übermächtig."

Der Student.

Am 19. April 1926 wurde Horst an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin immatrikuliert. Ganz bewußt entschied er sich für das juristische Studium. Mag zunächst die Überlegung für ihn maßgebend gewesen sein, als Jurist später einmal mehrere Möglichkeiten der Berufswahl zu haben, entscheidend war jedoch die frühzeitige Erkenntnis der gewaltigen Bedeutung des Rechts als Grundpfeiler eines geordneten Staatswesens. Erziehung und Schule wirkten hierbei zusammen.

An dieser Auffassung hat Horst stets festgehalten, auch dann, als die Politik ihn immer stärker in den Bann zog.

Es zeugt von einer geradezu primitiven Denkweise, wenn hier und da behauptet wird, Horst habe das juristische Studium von sich geworfen, weil es ihm sinnlos schien, sich formale Rechtsbegriffe anzueignen unter einem System, das die Rechtsbeugung gewissermaßen zu einem Prinzip

des staatlichen Selbsterhaltungstriebes gegenüber den nach oben drängenden Kräften der nationalen Revolution erhoben hatte.

Das hätte im Endergebnis nichts anderes bedeutet, als dem Gegner auf einem wichtigen Gebiet einfach das Feld zu überlassen. Verzicht auf den Intellekt! Proklamation der Gewalt als Allheilmittel! Die so denken, sehen in der Revolution ein Ding an sich, etwas, nach dem nichts mehr kommt.

In Wirklichkeit ist jede echte Revolution stets nur ein Anfang, der Beginn des Neuen.

Die jungen Studenten, die sich unter dem System von Weimar zum Nationalsozialismus bekannten, haben daher ihr Studium niemals als etwas absolut Überflüssiges angesehen. Nur damit konnten und wollten sie sich nicht einverstanden erklären, daß sie das alles nichts anging, was sich draußen außerhalb der Hörsäle abspielte. Die Schlagzeilen der Zeitungen, die am Eingang der Universität angeboten wurden, standen ihnen noch vor Augen, während ihr Lehrer über „Zivilprozeß" oder das „System des römischen Privatrechts" dozierte.

Die Femeprozesse, die in jenen Tagen die Spalten der Blätter füllten, brachten sie in einen fürchterlichen Zwiespalt. Ihr gesundes Gefühl gab den Männern recht, die vielleicht nach dem Buchstaben eines vor Jahrzehnten geschaffenen Strafgesetzbuches gefehlt haben mochten, deren Taten aber, wenn man sie unter der historischen und politischen Perspektive der deutschen Nachkriegsverhältnisse betrachtete, im Sinne einer höheren Gerechtigkeit nie und nimmer Verbrechen waren. In anderen Fällen war es gerade das Umgekehrte, unter dem sie litten.

„Da bemüht man sich monatelang und jahrelang", so sagte Horst einmal, „diesen ostjüdischen Verbrechern Kutisker und Barmat nachzuweisen, daß sie den Staat um ungezählte Millionen betrogen haben. Dazu brauche ich keine Rechtswissenschaft zu studieren, um zu erforschen, ob diese Subjekte Betrüger sind oder nicht."

Und bei anderer Gelegenheit erklärte er: „Wer alle diese Dinge, die uns im tiefsten bewegen, nur von der juristischen oder nur von der wirtschaftlichen Seite aus betrachtet und nicht zuerst und zuletzt von der politischen, der lebt an den Geschehnissen vorbei. Die Politik ist unser Schicksal. Das sagt Hitler, das sagt Goebbels, und damit ist es so."

Aber dies war nur eine Seite des Problems. Die andere hieß: Student und Arbeiter.

Zu Beginn des zweiten Semesters war Horst S.A.-Mann geworden. Die meisten seiner Kameraden waren junge Handarbeiter und von ihnen wieder die Mehrzahl arbeitslos.

Was ein Kathedersozialist oder irgendein anderer Intellektueller in seinem ganzen Leben nicht erreicht, das bewirkte hier eine einzige gemeinsam ausgefochtene Saalschlacht.

Im Weltkrieg sprach man von Frontsozialismus und meinte damit jenes Kameradschaftsgefühl, das in der vordersten Linie bis zum letzten Tage lebendig war, weil der Schlachtentod keine Unterschiede machte zwischen arm und reich, hoch und niedrig,

Handarbeiter und Kopfarbeiter. Und darum machten diese Männer unter sich ebenfalls keine Unterschiede, und nur der war angesehener als der andere, der durch besonderen Mut und noch größere Tapferkeit seinen Kameraden beispielgebend voranschritt.

War es bei den Kameraden der S.A. anders?

Auch sie standen an der Front. Täglich gab es Verwundete. Viele starben für die Idee. Niemand fragte: Was ist der? Und was ist jener? Führer war, wer echte Führereigenschaften besaß. Und sehr häufig war es ein Handarbeiter, der an der Spitze seines Sturmes marschierte.

Weshalb aber marschierte die S.A.?

In den Hunderttausenden von Versammlungen, deren ungestörte Durchführung die S.A. mit Einsatz von Blut und Leben garantierte, ging es nicht um die Durchsetzung irgendwelcher wirtschaftlicher Forderungen, nicht um die Verfechtung irgendwelcher Prinzipien, überhaupt nicht um irgendwelche Tagesfragen dritter oder vierter Ordnung, sondern es ging hier einfach um das Schicksal des deutschen Volkes in seiner Gesamtheit.

Soll Deutschland leben oder soll es dem Ansturm des Bolschewismus unterliegen?

Dafür marschierte die S.A.

Das erforderte den ganzen Mann.

„Studium? Rechtswissenschaft? Habe ich schon irgend etwas von dem, was ich auf der Hochschule gelernt habe, verwerten können in der Diskussion mit kommunistischen Arbeitern? Stehe ich nicht mit leeren Händen da, wenn meine Kameraden von mir Aufklärung wünschen über Versailles, Tribute, Dawesplan, Arbeitslosigkeit, Zinsknechtschaft?"

Allmählich wurde es immer klarer in Horst. Das war alles notwendig und nicht zu entbehren, ja, es war sicher etwas ganz Großes: Universität, Studium, Rechtswissenschaft, Gelehrsamkeit. Gewiß würde auch einmal wieder die Zeit kommen, da er sich ganz seinem Studium widmen könnte, um es zu vollenden und dann dem neuen Staat mit ganzer Kraft und Hingabe zu dienen. Aber gegenwärtig wurde die Gefahr immer größer, daß eines Tages damit überhaupt Schluß sein würde. Die Universitäten und Hochschulen waren keine Inseln, an denen der Aufruhr auf den Straßen halt machen würde.

Mochten andere so tun, als ob sich gegenüber dem geruhsamen Studienbetrieb der Vorkriegszeit nichts geändert hatte, mochten sie sich in aller Ruhe auf irgendein Examen vorbereiten, um damit das Anrecht auf ein Amt zu erhalten. Sein Platz war in dieser Zeit dort, wo gekämpft wurde:

Um die Seele des deutschen Arbeiters, um die Freiheit Deutschlands.

Auf daß einst, wie ihr Führer ihnen einmal zurief, der deutsche Student an der Spitze deutscher Arbeiter das ewig junge Symbol des neuen Sozialismus sein wird.

Zu dieser Auffassung hatte sich Horst durchgerungen, als er im Oktober 1928 endgültig wieder nach Berlin zurückgekehrt war.

Dazwischen lag ein halbes Jahr Wien und ein kurzer Aufenthalt in Thüringen. (Forts. folgt.)

Der Grenzwolf

von Erhard Krause

Längst hat die Nacht den Buschwald mit einem tiefschwarzen Band umschlungen. Nur die Ebene mit den regelmäßigen Vierecken der Koppeln borgt sich von dem gestirnten Himmel ein mattes Nachtlicht. Weit greifen die Schatten des Waldes in die Ebene. Aus dem schwarzen Graspolster eines Weidegartens leuchtet wie ein rotes Auge die Glut eines verfallenden Hirtenfeuers. Ferdi, der Hirtenjunge, schläft bereits. Das Graulen eines Käuzchens klang in sein kurzes Abendgebet, und von dem Sumpf und den weiten Wassern, die von der Grenze durchzogen werden, gellte in seinen ersten Träumen der Angstschrei eines Wasservogels.

Eine Wolkenbank gibt den Mond frei, da werden die Schatten des Waldbrandes von dem Himmelslicht ausgelöscht, und der Glutrest des Hirtenfeuers ertrinkt in dem Silberbad des Mondscheines. Ferdi fährt auf, die Tiere sind laut geworden. Des bösen Bullen stoßweises, schnarchendes Brüllen durchschneidet die Luft, und Steppke, der Herdenhund, drängt sich mit seinem gesträubten Rückenhaar dicht an seinen jungen Herrn, atmet pfeifend und blickt nach einem Wildsteig des Waldes scharf aus. Ferdi folgt der Blickrichtung seines treuen Wächters. Da sieht er gegen den lichten Rand des Himmels den Schattenriß eines Wolfes oder Hundes. Das Tier steht bewegungslos zwischen dem Weidegarten und einem Timotheeschlag und äugt nach den jungen Tieren der Herde. Eisig kalt legt es sich auf des Jungen Brust. Das ist der Grenzwolf, der aus dem Polnischen Nacht für Nacht herüberwechselt und bald hier bald dort die besten Tiere aus den Herden in die Sümpfe treibt, um die Verfolgten dann — wer weiß wo! — zu zerreißen. Ob Ferdi das Feuer anfacht, um den Räuber zu verscheuchen? Das Beste wäre es vielleicht, wenn Ferdi ins Dorf liefe, um die Besitzer wach zu rufen: „Der Grenzwolf ist da!" Aber in der Zwischenzeit mag der gefährliche Räuber bereits ein gutes Tier in den Wald getrieben haben, und eine Kuh, hinter der ein Wolf her ist, setzt auch über den Zaun eines Weidegartens. „Auf dem Posten bleiben!" hat man dem Hirtenjungen befohlen. Reisig auf die Glut. An helles Feuer wagt sich kein Wolf: Der Arm voll Sprock hat für Augenblicke die letzte Glut vollständig überdeckt. Da ist Leben in den Wolf gekommen. In langsamem, schaukelndem Trab kommt er an den Zaun und setzt ohne Anlauf über die Drähte. Der Junge liegt lang und bläst mit vollen Backen, um die lichten Flammen zu wecken. Steppke knurrt böse, und da ändert das Raubtier die Richtung seines Laufes und kommt auf Ferdi zu.

Jetzt stechen schon weiße und rote Flammen aus dem Sprock, aber das beirrt den Grauwolf nicht.

Jetzt mußt du dich verteidigen, Ferdi. Steppke ist kein Gegner für den Grenzwolf. Ein brennender Ast ist eine gute Verteidigungswaffe.

Aus gelben Lichtern starrt er den Hirtenjungen an. Der reißt einen Brand aus dem Feuer, um sich und seine Herde zu verteidigen, und jetzt hat er keine Angst mehr. Der Augenblick verlangt Handeln. Aber in dem gleichen Augenblick ersteht dem Jungen ein unerwarteter Bundesgenosse. Der böse Bulle, der wütend schnarchend bisher die Grasdecke der Weide mit seinen Hörnern aufgeschlitzt hat, nimmt den Feind an. Der weicht den Stößen aus, lockt aber dabei den Koloß in die entlegenste Stelle des Weidegartens. Ferdi könnte jetzt dem gefährlichen Stier aus Dankbarkeit für seine Hilfe streicheln, aber wie er nach den übrigen Tieren der Herde ausschaut, die sich an der Westseite zusammendrängen, gewahrt er am Waldesrand Schatten von Menschen...

Jetzt weiß der Hütejunge sofort, was er zu tun hat. Im schnellsten Lauf in das Dorf, in den Krug, wo sicherlich der Gemeinderat noch tagt. Geduckt läuft der Junge einen Graben entlang, und als er außer Atem in der rauchigen Wirtsstube den Mächtigen seines Dorfes Bericht ablegt brüllt er Schulze los: „Ich habe es doch immer gesagt daß es kein richtiger Wolf sein kann, der nur die Weiden heimsucht, wo doch der Wald voll Wild steckt. Ein abgerichteter Bastard wird das sein, der den Viehdieben aus dem Polnischen unsere Tiere zutreibt. Aber jetzt ist Schluß." Die Faust knallt auf den Tisch.

Jetzt könnten die Besitzer fernmündlich mit dem zuständigen Landjägermeister verhandeln, aber sie sind ja alles Grenzer, die ein entschlossenes Handeln einem Verhandeln vorziehen. Deshalb erhebt sich auch kein Widerspruch, als der Schulze befiehlt: „Jetzt geht so schnell wie möglich nach Hause und holt eure Büchsen. In vier Minuten muß alles an dem Dorfausgang sein."

Die Frist ist noch nicht vergangen, da hasten die Männer bereits auf Richtsteigen der Grenze zu. Als sie in dem Schatten des Waldes untertauchen, sind sie in Schweiß gebadet: Es gilt, die Diebe von der Grenze abzuschneiden. Ferdi, um das Schicksal seiner Herde und seines Hundes bangend, ist zurückgelaufen. Die Bauern werden dieses Mal nicht zu spät kommen. Der Wolf treibt. Der Bulle steht in einer Ecke und leckt sich eine Hinterhesse, als habe er dort eine schmerzhafte Wunde. Von dem Mondlicht ist es fast tagbell, und Farben sind deutlich zu unterscheiden. Nicht weit von der zusammengefallenen Glut des Hirtenfeuers, aus der eine dünne Rauchsäule aufsteigt, liegt, alle viere von sich gestreckt, Steppke. Die rotbunte Färse entgeht den Bissen des Wolfes, indem sie über den Zaun springt und in das Gebüsch des Waldes dringt. Im Graben kauert der Junge und zählt die Tiere. Es fehlen drei Stück aus seiner Herde. Da kracht im Walde ein Schuß, weckt donnerndes, polterndes Echo. Ein greller Blitz durchschneidet die Luft. Der Wolf läßt von der Herde ab aber noch ehe er den schützenden Wald erreicht hat bricht ein Feuerstrahl aus einem Gebüsch, und der Graue kippt zur Seite. Es knallt hier und da im Wald und blutrote Mündungsfeuer spritzen durch tiefschwarze Schatten. Ferdi kniet neben seinem Hund und streichelt das weiße, mollige Fell. Steppke ist tot, ein Kranz von Blutstropfen faßt seine Kehle ein.

Man ruft und lacht im Wald, und dann kommen sie heraus. Es sind nicht die Bauern allein, die in das Mondlicht treten. Acht fremde Männer, die Hände gefesselt, marschieren den Besitzern voraus. Den getöteten Bastardwolf müssen die Diebe mit ins Dorf tragen, und dann wird ein Landjägermeister benachrichtigt werden, daß die größte und gefährlichste Diebesbande, die seit Monaten die Grenzgebiete gebrandschatzt hat, unschädlich gemacht ist. Der Fang soll gefeiert werden, und der Schulze ruft zu dem Hirtenjungen herüber: „Komm, Ferdi, laß das Heulen! Jetzt kannst du nachts wieder im Bett schlafen. Du sollst dir was ganz Großes wünschen. Dein Hund ist ja tot, aber der Grenzwolf und diese Bande hier haben wir dafür geschnappt."

Hallo, Jungen!
Was wollt ihr denn mal werden ...?!

Plötzlich steht eine blanke herzhafte Frage im Klassenraum. Sie ist eigentlich ganz einfach. Aber sie hat es in sich. Man ahnt gar nicht gleich, was alles dahinter steckt.

Denn sie will nicht wissen, von wann bis wann Karl der Große gelebt hat, oder wo man die Stadt Rio auf der Landkarte zu suchen hätte. Und sie fordert weder Auskunft darüber, wieso Unpaarzeher etwas ganz anderes sind als Paarzeher, noch geht sie drauf aus, sich erzählen zu lassen, wo man ein Komma zu setzen, und wo man es nicht zu setzen hat. Ja, und sie erkundigt sich auch nicht darnach, was es kostet, wenn ein zweiundbreißigjähriger Mann eine Lebensversicherung abschließt, die ihm als Sechzigjährigem oder bei seinem früheren Tode seinen Hinterbliebenen eine Summe von zehntausend Mark bringen soll.

„Hallo, Jungens", fragt sie, „was wollt ihr denn mal werden?!" Und eben das und nichts weiter fragt sie heiter und jungenhaft, wie Lehrer heutzutage eben meist selber jungenhaft und heiter sind, in eine junge und stumme Rasselbande von Elfjährigen hinein, die stupsnasig und sommersprosig, helläugig und wuschelköpfig auf ihrem Gebänk hockt.

Hm, also ja: was man wohl später mal so werden will? Als ob man das heute schon genau wissen und sagen könnte! Denn, nicht wahr, bis dahin dauert es doch noch ein bißchen?

Aber immerhin: der oder jener weiß es doch schon ganz gut. Na ja, denkt er, dies und das mag sich ja wohl noch ändern; nichtsdestotrotz, ungefähr kennt man sich schon aus!

Und schon reißt sich ein schmaler, flinkwendig gewachsener Blondschädel aus den Mittelreihen heraus, um mal den anderen ringsum zu zeigen, was eine Harke ist: atemlos und blitzend vor lauter Leben flammt seine entschlossene Stimme die Meinung in den Raum, daß es etwas ganz wunderbar Herrliches sei, ein Schiffer zu werden — ein Schiffer, der immer lustig sei, jawohl, und nicht etwa drei Tage darnach, wenn es mal ordentlich losgeht, zu seufzen und zu knurren anfinge, daß er besser eigentlich kein Seemann hätte werden sollen. Kurzum also ein Schiffer, mit dem das seine Richtigkeit hat! Ein beifälliges Gemurmel rollt durch den Klassenraum.

Und während es noch gar nicht verebbt ist, blinzelt ein listiger und verschmitzter Braunkopf herüber, um nun seinerseits zu äußern, daß er es mit der Tischlerei halten möchte — mit einer Art von Tischlerei, versteht sich natürlich, bei der man gehörig schnitzen und sägen und leimen und sonst so allerlei tun kann, und bei der man Schränke baut, die was aushalten, und bei der übrigens nicht so holterdipolter kassiert werden dürfte, daß man noch womöglich die Rechnungen verliert, mit denen einen der Meister zu den Kunden schickt. Mit einem Wort somit: ein Tischler, der seine Sache kennt!

Jawohl, so ist das; und so sollte das Leben aussehen! Man muß bloß so auf es losgehen wie die beiden da eben! Aber ah was: was die können, wird man doch auch noch können!

Und schon geht es wie ein Ruck durch die Pultreihen weiter. Einer nach dem andern tritt an, um auch etwas mitzuteilen. Einer nach dem andern träumt in die Zukunft hinein.

Manche tun es sehr ruhig wie jener still und bedachtsam Umherforschende mit den biegsam geschickten Fingern, der schon jetzt schlosserisch bastelt und gewiß ein neues Modell zu erfinden denkt — manche behaglich und leise vergnügt wie jener rundbäckige Weltkenner, der Kellner werden will, weil man da doch erst mittags aufzustehen braucht und immer Geld in der Tasche hat — manche mit fröhlich dröhnendem Lärm, wie jener Strubbelhaarige, dessen Herz bereits alle Vorteile eines Fleischerdaseins ausgekundschaftet hat, bei dem man doch hoffentlich so viel essen darf, wie man bloß kann.

Oder sie tun es, indem sie vorerst ein bißchen nachgrübeln: Sie haben etwa ihre schlau verschlagenen Pläne, den künftigen Schwierigkeiten des Lebens auf jene pfiffige Art beizukommen, von der ein keck zu Eulenspiegeleien Aufgelegter etwas für sich erwartet, wenn er als Bäcker nicht so viel Brot, sondern lieber mehr Kuchen in den Ofen schieben will — oder sie denken sich Sicherungen gegen die bösen Zufälle aus, wenn sie, wie der kluge Rechenkünstler, schon ganz genau überschlagen haben, daß die Berufsausbildungsversicherung, die der Vater für sie bald nach ihrer Geburt oder schon in den ersten Lebensjahren abgeschlossen und vielleicht zu Weihnachten geschenkt hat, ihnen den Besuch einer höheren Schule oder einer Fachschule ermöglichen wird. Und sie gestehen auch einmal hilflos verschämt, wie der lang aufgeschossene Sinnierer dort, daß sie für ihre Mutter werkeln möchten.

Und zum Schluß haben sie alle irgend etwas gesagt. Bunt und blank wie Seifenblasen funkeln die Wunschträume. Immerhin aber: im Hintergrund schimmert kommendes Schicksal!

Denn eines haben alle jene herzhaften Äußerungen gemeinsam: Ihre Hoffnungen bleiben fest und wacker auf dem Erdboden. Keine versteigt sich ins Blaue oder ins Nebelhafte.

Nicht umsonst nämlich sind jene Windbeuteligen und Wuschelköpfigen, jene Sommersprossigen und Vorwitzigen nicht bloß so Jungens überhaupt, sondern Jungens unserer Zeit. Jungens aus dem Arbeiterviertel einer Großstadt, wo man nur zu genau weiß, daß man sich nicht auf das Glück verlassen kann, sondern daß man sich seinen Weg mit klaren vernünftigen Augen ansehen muß und daß man das am besten so tut, indem man richtig vorsorgt und nichts dem Zufall überläßt.

Es sind somit tapfere Träume, die sie sich erfinden, und die durchaus nicht wirklichkeitsfremd sind. Und dennoch Träume, die helläugig lachend geträumt werden; selbst wenn es Träume sind, durch die Zahlen und Ziffern geistern; und in denen es Worte gibt, die so nüchtern und wach wie „Lebensversicherung" oder „Berufsausbildungsversicherung" klingen ... Helläugig lachend! Sanft verschmitzt! Und sehr, sehr jung ...!

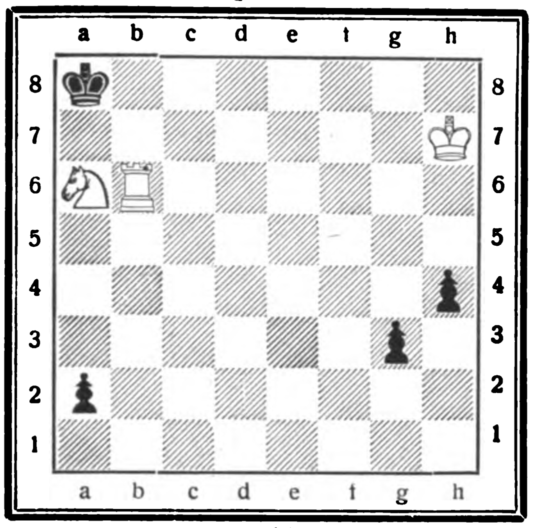
Ein Klassenraum kann mit seinen Jungens zufrieden sein. Nun, und das ist er wohl auch!

Zur Beachtung: Unser Bilderartikel in Folge 47 „Island, das Land der Edda", hat Herrn Dr. Ernst Herrmann zum Verfasser.

SCHACHECKE

Zuschriften an G. Walter. München 13, Schellingstr 39/II.

Endspielstudie



Weiß: Kh7, Tb6, Sa6 (3).
Schwarz: Ka8, Ba2, g3, h4 (4).

Weiß zieht und macht remis.

Diese ganz entzückende Endspielstudie ist äußerst lehrreich. Sie beweist, daß es in sehr vielen Endspielen, trotz der Überlegenheit des Gegners wie hier (3 Freibauern gehen zur Dame!) doch noch Möglichkeiten gibt, durch hervorragendes Kombinationsspiel von Springer und Turm eine unzweifelhafte Niederlage abzuwenden und ein Unentschieden zu erzwingen.

Lösung wie folgt:

1. Sa6—b8	Ka8—a7
2. Tb6—b4	a2—a1D
3. Sb8—c6+	Ka7—a6
4. Sc6—b8+	Ka6—a5
5. Sb8—c6+	Remis durch ewiges Schach!

Auf 1. . . . a2—a1D kommt 2. Sb8—c6 und gewinnt.

Partie

Aus dem Münchener Meisterschaftsturnier 1933/34.

Noch etwas über Caro-Cann.

Weiß: Zollner	Schwarz: Reichherzer		
1. e2—e4	c7—c6	18. Lf3—e2!![7]	b6×c5
2. d2—d4	d7—d5	19. d4×c5!![8]	Dd8—a5
3. e4×d5	c6×d5	20. Dd1—b3!	Lg7—e5!
4. c2—c4	Sg8—f6[1]	21. Db3—b7!	Da5—d8![9]
5. Sb1—c3	g7—g6	22. Le2—a6	Dd8—f6
6. Sg1—f3	Lf8—g7	23. Db7—b5!	Df6—d8
7. Lf1—e2[2]	0—0	24. La6×Tc8	Dd8×Tc8
8. 0—0	Sb8—c6	25. Tf1—d1	Te8—d8
9. Lc1—g5[3]	Lc8—e6[4]	26. c3—c4	d5—d4
10. c4—c5	Ta8—c8	27. Ld6×Le5	Sc6×Le5
11. Ta1—c1	Sf6—e4!	28. Tc1—b1	Se5—c6[10]
12. Lg5—e3	Le6—g4![5]	29. Db5—b7	e6—e5
13. h2—h3!	Lg4×f3	30. Td1—e1	f7—f5
14. Le2×f3	Se4×c3	31. f2—f3	Dc8—e6?
15. b2×c3[6]	e7—e6	32. Db7—c7	Td8—d7?
16. Le3—f4!	b7—b6	33. Dc7—c8†	Kg8—g7
17. Lf4—d6	Tf8—e8	34. Tb1—b7	Aufgegeben

[1] Beliebter und wahrscheinlich auch stärker als e7—e6.

[2] Das System mit c4—c5 paßt hier nicht herein, weil für den weißen Läufer nur das Feld b5 als Entwicklungszug in Frage käme, wo er jetzt seinen Zweck nicht erfüllen würde, da der schwarze Damenspringer noch unentwickelt ist.

[3] Bedroht sehr stark den Punkt d5 und erzwingt den nächsten Zug von Schwarz Le6.

[4] Jetzt erzwingt Schwarz c4—c5, denn 9. b2—b3 würde an 9. . . . Sf6—e4 scheitern.

[5] Der erste Fehler. Schwarz hat die Absicht, den Damenflügel mit b7—b6 zu sprengen und will zu diesem Zweck den weißen Läufer vom Damenflügel weglocken, dies ist aber ein falscher Plan.

[6] Mit dem Turm zu nehmen, verbietet sich wegen 15. . . ., e7—e5!

[7] Sehr stark! Droht mit Le2—a6 Qualitätsgewinn.

[8] Sehr weit berechnet.

[9] Auf Le5×Ld6, 22. c5×L, Te8—d8, 23. Tc1—b1 (droht Tb5 nebst d6—d7) hat Schwarz keine vernünftige Parade.

[10] Schwarz will noch etwas aus seinem Zentrumsbauern herausholen.

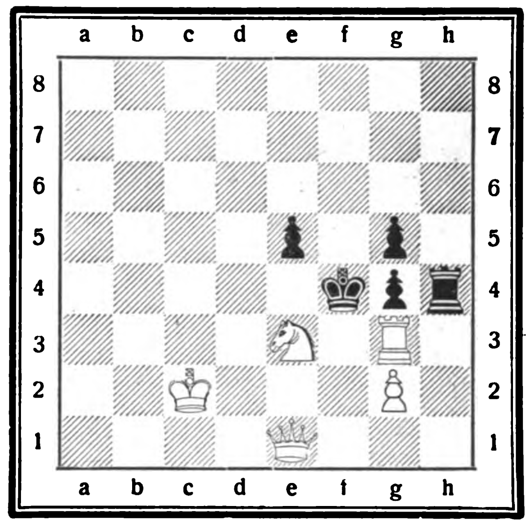
(Anm. von Zollner.)

Münchener Schachmeisterschaft 1933/34.

Stand nach der 9. Runde: Zollner 6½, Zeuner 6 (+), Kohler 6 (+), Büchl 6, Wolz 6, Gebhard 5½ (+), Harasser 5 (+), Best 5 (+), Silbermann 4½ (+), Reichherzer 4, Schindler 4, Otto 2½ (+), Höllwarth 2½, Neckermann 1½ (+), Graf 1 (+), Eschbaumer 1 (+) Punkte.

Aufgabe

Von Dr. H. von Gottschall †



Weiß: Kc2, De1, Tg3, Se3, Bg2 (5).
Schwarz: Kf4, Th4, Be5, g4, g5, (5).

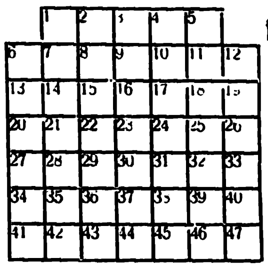
Weiß zieht und setzt in 2 Zügen matt.

*

Berichtigung: In der Aufgabe der Folge 51, Problem M. Feigl, müssen infolge Druckfehlers die beiden **schwarzen Bauern** a4 und a6 auf **b4** und **b6** gestellt werden.

RÄTSEL

Zahlenfüllrätsel



In obige Figur sind die durch nachfolgende Zahlen gewonnenen Buchstaben in die Felder mit gleicher Zahl einzutragen, so daß sich von 1—47 gelesen die Wörter zu einem Sinnspruch ergänzen.

9 42 35 6 2 5 15	= vorsintflutl. Tier
10 24 27 42 24 11 32 14	= Genie i. d. Kriegsfüh.
4 8 28 42 3	= Möbelstück
19 29 1 30 20	= Vogel
23 26 31 30 33 27 17 5	= eßbare Pflanze
36 39 37 40 44 30	= Sitzgelegenheit
7 42 25 39 31	= Schneiderwerkzeug
44 38 5 31 43 24 11 22 18	= Teil des Geschmeides
16 12 27 41 14	= Autoritätseigenschaft
13 45 21 34 44 46 47 20 34	= Gewässer.

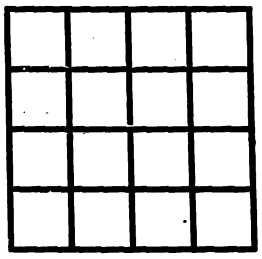
Buchstabenaustauschrätsel

Von folgenden Wörtern ist der erste Buchstabe durch einen anderen zu ersetzen Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben den Namen eines deutschen Dichters, dessen Geburtstag wir am 30. Dezember feiern. Kanne, Mut, alle, Uhr, Torf, Achse, Nuß, Laden, Ader, Wabe, Mal, Iller, Mord, Ähre.

Jahreswende

Mein erstes ist der Schnee, der Mond,
Die Burg, der Bau, die Stadt, die Zeit.
Das zweite Wort wird angereiht.
Im Glase dampft der rote Punsch:
„Heil Volk und Führer!" — unser Wunsch.

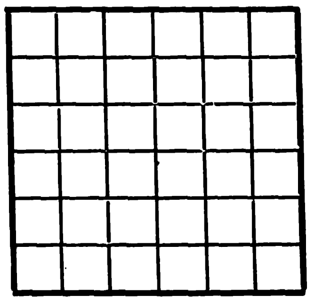
Magisches Quadrat



Die Buchstaben d d e e e e e f i n n o o r s s sind in obige Figur so einzusetzer, daß in den waagrechten und senkrechten Reihen gleiche Wörter folgender Bedeutung entstehen: Blume, Wärmespender, Befehlsform eines Hilfszeitwortes, Schluß.

Diagonalrätsel

(Dichter und Schriftsteller).



In obige Figur sind Namen von Dichtern bzw. Schriftstellern einzusetzen. Zur Erleichterung der Lösung sind nachfolgend Werke der Betreffenden angeführt: „König jn Thule", „Herbstlied", „Was ist das Glück", „Warnung vor dem Rhein", „Die Flucht zum grünen Herrgott" „Schön-Rohtraut" (ck = 1 Buchstabe). Die Diagonale von links oben nach rechts unten ergibt einen jüngst verstorbenen deutschen Dichter.

Gegensatzrätsel

Von folgenden Wörtern sind solche mit gegensätzlicher Bedeutung zu suchen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben einen Wunsch zum Jahreswechsel.

Negativ, schweigen, selten, Ernte, Ausland, billig, trocken, Anfang, Herrscher, Greis, Wiedersehen, gestern, mild.

Silbenrätsel

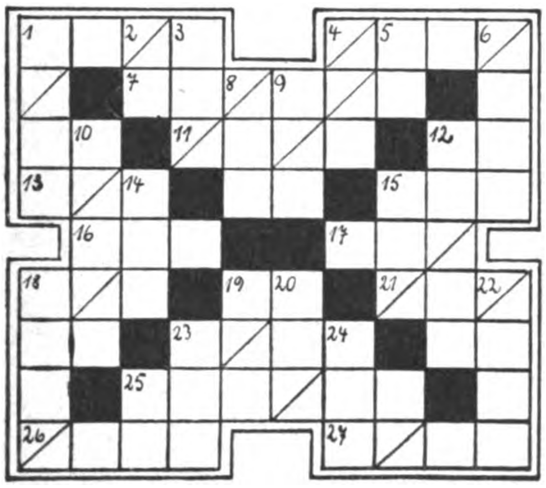
Aus den Silben: a af al chi cu da buch de e e fe fer frid ger hy irn ka kie lau les les mak mes nel ni ob ohr pu ring ro rok ser si sing sing sta sung ta tai te te the ti tu tus we wei zin zu sind 20 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben von oben nach unten gelesen ein Sprichwort ergeben.

1 .... 11 ....
2 .... 12 ....
3 .... 13 ....
4 .... 14 ....
5 .... 15 ....
6 .... 16 ....
7 .... 17 ....
8 .... 18 ....
9 .... 19 ....
10 .... 20 ....

Die Wörter bedeuten· 1. deutscher Fluß, 2. asiat. Gebirge, 3. Ruhepause, 4. Truthenne, 5. deutscher Dichter, 6. Unterkunft, 7. Stadt in Böhmen, 8. german. Frauenname, 9. Verteilung, 10. Musikinstrument, 11. König der Thüringe, 12. schelten, zanken (englisch), 13. Teil des Kopfes, 14 Schmuckstück, 15. Metall, 16. Nahrungsmittel, 17 Kartenspiel, 18. Blume. 19. exot. Säugetier, 20. rumän. Staatsmann (ch = ein Buchstabe).

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. schmaler Weg, 4. Gründer des Turnsports, 7. Getreide, 11. Zahl, 13. Papageienart, 15. Teil des Auges, 16. Fluß in Rußland, 17. Handlung, 18. Baumteil, 21. nordische Sagengestalt, 23. seemännischer Beruf, 25. das, was mancher an Silvester nach Hause tragen wird, 26. arabischer Titel, 27. Gärungsmittel. Senkrecht: 1 Stadt in Italien, 2. Flächenmaß, 3. portugiesischer Adelstitel, 4. japanisches Wegemaß, 5. Verhältniswort, 6. Himmelsrichtung, 8. alte Waffe, 9. landwirtschaftlicher Betrieb, 10. Dichtungsart, 12. Volksbrauch, 14 Kunstwerk, 15. Temperaturbezeichnung, 18 Säugetier, 19. Nachtvogel, 20. Schicksal, 22. Nadelbaum, 23. Wappentier, 24. persönliches Fürwort.



Die Buchstaben, die auf die mit dem Querstrich versehenen Felder entfallen, ergeben, richtig geordnet, einen Wunsch an unsere Leser.

Rätsel

Ein jeder Kampf, den „Eins" begehrt,
„Zwei-drei" verschönert Park und Wald.
Das Ganze eine Frauengestalt,
Von einem Helden sehr verehrt.

Zahlenrätsel

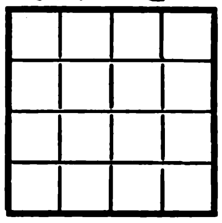
1	2	3	4	1	5	1	6	=	Flugzeugtyp
6	7	8	9					=	Mädchenname
8	10	9	3	11	2	12	4	=	nord. Frauenname
13	9	3	3	1				=	Nadelbaum
14	2	13	14	1				=	Frau, deren Mann gestorben
15	13	3	9					=	Vulkan
16	9	3	16	1	8			=	indischer Strom
1	6	17	1					=	Hinterlassenschaft
3	7	6	3	1				=	Schicksalsgöttin

Die ersten und vierten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben ein Sprichwort (ck = 1 Buchstabe).

Rösselsprung

		ren	en	jah	ern		
	grau	res	mit	wa	jah	des	
letz	es	führt	ihm	nä	und	stem	ren
nen	se	tönt	de	und	che	her	voss
brach	te	viel	uns	wünscht	run	ent	schlag
gen	je	und	er	wel	der	j.h.	an
stun	te	nach	mer	die	das	trinkt	floh
zu	kum	de	freud	bru	es	in	ziel

Magisches Quadrat



Die Buchstaben a, a, a, e, e, i, m, m, m, m, n, r, r, s, u, u sind in obige Figur so einzusetzen, daß in den waagrechten und senkrechten Reihen gleiche Wörter folgender Bedeutung entstehen. Mädchenname begrenzter Ort, Göttin der Künste und Wissenschaft, Gebetsschluß.

Buchstabenaustauschrätsel

Von folgenden Wörtern ist der erste Buchstabe durch einen anderen zu ersetzen Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben den Namen einer Filmkünstlerin.

Gicht, Abel, Hase, Egel, Sache, Aller, Aden, Hirn, Ilse, Weste, Worte, Seil, Elster, Jammer, Beute

Lösungen der Rätsel in Folge 51:

✱ **Rösselsprung.** Vergeßt nie, daß das heiligste Recht in dieser Welt das Recht auf Erde ist, die man selbst bebauen will, und das heiligste Opfer das Blut, das man für diese Erde vergießt. Hitler. ✱ **Füllrätsel:** 1. Eriesee, 2. Renntier, 3. Viereck, 4. Schiefer, 5. Ukerewe, 6. Penaten, 7. Eugenie. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Elfriede, 2. Emden, 3. Aufzug, 4. Mayerlin, 5. Hardenberg, 6. Enzian, 7. Sonde, 8. Diadem, 9. Haßberge, 10. Freudenberg, 11. Bajadere, 12. Gulden, 13. Mendelsohn, 14. Aschenbecher, 15. Ohnmacht, 16. Untersberg, 17. Petersilie, 18. Ablaß. „Frieden auf Erden! Ende dem Haß! / Freude den Menschen ohn' Unterlaß! ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagerecht: 1. Lamm, 4. Spuk, 7. Alpaka, 8. Kapital, 10. Eros, 11. Tell, 13 Stil, 15. Loge, 17. Tacitus, 18. Krisis, 19. Takt, 20. treu Senkrecht: 1. Luke, 2. Ararat, 3. Mais, 4. Spat, 5. Paletot, 6. Karl, 9. Politik, 12. Lagune, 13. Sekt, 14. Last, 15. List, 16. Esau. ✱ **Verwandelt:** Egel, Engel. ✱ **Schrecklich:** Kerker, Erker ✱ **Magisches Quadrat.** Halma, Areal, lehrt, Maria, Altar. ✱ **Diagonalfüllrätsel:** Adebar, Dagmar, Pracht, Eiland, Aargau, Thekla. ✱ **Rätsel:** Vor der Tür, Vordertür. ✱ **Zahlenrätsel:** Skorpion, Irene, Chirurg, Hyaene, Ramses, Ekkehart, gering, Enzian, Nagasaki, Biber = Sich regen bringt Segen. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Defizit, 2. Arsen, 3. Sittich, 4. Uwe, 5. Neisse, 6. Gunther, 7. Loden, 8. Aberfall, 9. Cäsar, 10. Küche, 11. Inhalation, 12. Skala, 13. Terpentin, 14. Diana, 15. Enkel, 16. Rathaus, 17. Pregel, 18. Rarität, 19. Ueskueb = Das Unglück ist der Prüfstein des Charakters. ✱ **Zwei Konsonanten:** Kamel, Kanel.

Gert Stoß:

Ein absonderlicher Silvesterabend der Liedertafel von Urting

Die Liedertafel von Urting veranstaltete auch heuer ihre rühmlich bekannte Silvesterfeier mit dem urgemütlichen Beisammensein der geladenen Gäste, mit den musikalischen Hochgenüssen und den heiteren, humoristischen Darbietungen der Urtinger „Urviecher".

Taghell war der große Saal des Wirtshauses zum „Heiligen Ambrosius" beleuchtet und feierlich saßen die Herren und die Damen an den feuchten Wänden des selten benutzten Saales sich gegenüber, der sonst nur Hochzeiten und Leichentrünke sah.

Ab acht Uhr abends blickte die dürftige Bäckersgattin Frau Biberle auf das neue Kleid der Essigkrämerin, die sich sowas natürlich eigens auf Silvester leisten konnte. Rot wurde das Gesicht der dicken Frau Bollhuber, die steifen Blickes jede hämische Kopfbewegung und jedes Flüsterwort ihrer Nachbarin, der Wendlinger Metzgerin beobachten mußte, da sie ihr durch den leidigen Zufall an diesem Abend schräg gegenüber zu sitzen gekommen war.

Auch die Herren begannen das letzte Martyrium dieses Jahres um Punkt acht Uhr, indem sie auf das alsbald beginnende Melodram „Das Glöcklein von Inisfer" zu lauschen entschlossen waren.

Links über dem Podium, das noch der grüne Vorhang verhüllte, hing die gelbleuchtende Papiertrommel, durch die alljährlich der Vollmond mitten in die versammelte Hautevolee der Urtinger Bürgerschaft zu scheinen die Ehre hatte, und das tiefsinnige Symbol des Jahreswechsels, ein riesiges Transparent, hing bereit, seine leuchtende Schlußziffer wie einen Spinnenfuß von sich zu werfen, um mit der nächsthöheren Zahl in das Bewußtsein der Urtinger einzugehen.

An dem weißgedeckten Tisch, nahe an der Vortragsbühne, saß nebst Bürgermeister und Vorstandschaft der Liedertafel auch ein fremder Gast, in schwarzem Frack und weißen Manschetten, der in den letzten Stunden dieses Jahres für die Urtinger eine absonderliche Rolle spielen sollte. Abstoßend sah er aus mit seinen tiefliegenden Augen und seiner glänzenden Glatze, und einer nach dem andern im würdigen Saale stieß sich an und tuschelte geduckten Gesichtes: „Was ist das für einer, Herr Nachbar, wo ist denn der zu Besuch, Frau G'vatterin?" Denn jedem von den Urtingern war es, als sei ihm selbst ein verhutzeltes Eck aus seiner Seele gerissen, um das Gesicht des Fremden damit auszustatten.

Wie gesagt, war man heute zusammengekommen, um zu lachen, was für die meisten Urtinger das schwerste Geschäft des ganzen Jahres bedeutete. Fast alle wären lieber zu Hause geblieben, um nach einer ordentlichen Maß Bier über die unangenehmen Stunden baldigst hinwegzuschlafen, in denen der Mensch nach den Überlieferungen des bürgerlichen Jahres auf einmal zu fühlen und zu denken beginnen soll. Wer aber konnte sich ausschließen, wenn einem für diese bedrohlichen Stunden die Liedertafel hilfreich entgegenkam und an Stelle des Denkens und Fühlens zum Lachen einlud?

Dieses war die Situation, als der Silvesterabend der Liedertafel von Urting begann.

Das wohlgeschulte Streichorchester der Liedertafel leitete eben die bedeutsamen Stunden des Urtinger Jahreswechsels mit „Dornröschens Brautfahrt" ein. Da saß auch schon die vornehm-korpulente Damenwelt Urtings wie verzaubert im Dorngestrüpp dieser Streichtöne. Der kleine Foxl der Garderobefrau draußen vor der Tür fing zu heulen an. Wie es sich gehört bei einem Konzert, machten die Holden die Hälse steif, legten die Köpfe schief und lauschten, als säßen sie unterm Predigtstuhl in der Kirche. Kein Wunder, daß bei der schwermütigsten Stelle dieses Charakterstückes der dicken Frau Bollhuber, die an diesem Abend überhaupt sehr verfolgt und für jede Melancholie empfänglich war, zum ersten Mal die Tränen kamen, was ihr das moralische Recht gab, am Schluß des Stückes eher als die anderen Beifall zu patschen und mit gespitztem Mündchen und mit einem verächtlichen Seitenblick auf die Wendlingerin da oben ihrer halbwüchsigen Tochter weithin vernehmbar ihr Urteil zuzuflüstern: „Schön, Mädi, gell, wunderschön haben s' g'spielt, die Herrn von der Liedertafel!"

Auf „Dornröschens Brautfahrt" folgte Schuberts „Erster Verlust", von wegen der Fröhlichkeit dieses Beisammenseins. Außerdem hatte die Urtinger Liedertafel ein für allemal Sinn für das Klassische, damit hatte man sich nun einmal abzufinden. — „Erster Verlust" (?), las der kleine Schmied, der noch immer vereinzelt dasaß, von seinem Programm ab und seufzte. Er hing mit seinen Gedanken immer noch in der Stube daheim, wo ihn sein zärtliches Ehegespons scheltend davongejagt hatte. „Sie wird halt nie fertig, die Kathl!", dachte er und zog mit Bedacht seine große Uhr auf. Halb neun Uhr schon und „Dornröschens Brautfahrt" war auch schon vorüber! Ja, sie hatte ja auch ihren Backsteinkäse noch nicht gegessen gehabt, als sie ihn voraus weggeschickt hatte! Aber wofür zahlte sie schließlich noch ihr Eintrittsgeld, wenn sie so spät erst kam?

Es war der klassische Schwung der Urtinger Liedertafel, der dann sofort auf den „Ersten Verlust" das tränenreiche „Glöcklein von Inisfer" folgen ließ, in dem die Tochter der Frau Biberle die ergreifenden Verse deklamierte, in denen sich das gute Kind, von Wölfen verfolgt, vom Schicksal auf das Eis geführt, durch Wind und Wetter durchkämpft bis es am Glockenstrange hängt, der seinem Mütterlein durch ein leibhaftiges Wunder die Gesundheit verschaffen wird. „Ach", dachte da die Biberle-Bäckin klopfenden Herzens, „so ein tapferes Kind hat die Essig-Krämerin trotz ihres neuen Kleides nicht! Es gibt doch noch eine Gerechtigkeit auf der Welt!"

Bei den nun folgenden Löweballaden, die der junge Wurz vortrug, (vom Wurz-Kaufmann der Sohn, der eben seine Realschule absolviert hatte!), wurde es dem „eing'schichtigen" Schmied zu dumm und er machte sich an seinen Nachbarn, den Spenglermeister Spann heran, stieß ihn mit dem Ellbogen an und sagte: „Xaverl, bist du aa da?" „Ja", nickte der andere, „wo war i denn sunst?" „Freili, freili!", sagte der Schmied halblaut, „an Silvesterabend ko ma net einfach verschlafa, als wia wenn nix war!" „Na!" sagte der andere noch lauter, „die letzten Stunden vom alten Jahr muaß scho no was ausg'richt sein! Und wenn sich's ganz Jahr nix g'rührt hätt', in de letzt'n Stund'n vom alten Jahr, da muaß si' no was rühr'n!"

Schon erregte dieses willkommene Gespräch die Aufmerksamkeit der Männer des Tisches hinterhalb des Schmieds und des Spenglers, und der rotnasige

Stumpf-Metzger, der in seinen warmen Filzschuhen in den Silvesterabend der Liedertafel gekommen war, drehte sich um und sagte ganz laut: „G'schossen muaß heit no wer'n! 's nei Jahr ang'schossen muaß wer'n, daß grad kracht!" Und er griff, mit seinen Äuglein unternehmungslustig zwinkernd, an seine hintere Hosentasche, in der er den Revolver trug.

„Pst, pst, pst!" zischten da die Frau Bollhuber und die Biberle-Bäckin zugleich, da sich die Unterhaltung der Männer eben in dem Augenblick deutlich vernehmbar gemacht hatte, als der junge Wurz aus „Tom dem Reimer" die herrliche Stelle sang: „Er küßte sie, sie küßte ihn..."

Doch nicht länger mehr war der Tatendrang der Urtinger Bürger zurückzudämmen, denn die Stunden rückten zwar langsam, aber doch unaufhaltsam vorwärts, und das Fieber des Einmaligen, Nimmerwiederkehrenden, das man so leicht verpaßt, bemächtigte sich immer heftiger dieser wackeren Herzen, die das ganze Jahr lang durch sonst nichts aus der Ruhe zu bringen waren.

Zum Glück spielten nun die Urtinger „Urviecher", die zum Teil aus dem Turnverein, zum Teil aus dem Gesellenverein und zum Teil aus der Liedertafel hervorgegangen waren, einen handfesten Einakter, in dem ein dummer Bauer vorkam, an dessen Gestalt, Worten und Taten die Urtinger insgesamt noch einmal im alten Jahr hinreichend Gelegenheit hatten, sich weidlich überlegen zu fühlen, worin sich ihre innerste Aktivität 365 Tage lang am schmerzlosesten ausgelebt hatte.

Bei jeder Dummheit aber, die der Bauer beging, und bei jeder Schlauheit, mit der er sich wieder aus der Affäre zog, quittierten die Urtinger doch nur mit einem gehaltenen Lächeln, das die Schranken gesellschaftlicher Vorsicht und sippschaftlicher Falschheit nicht durchbrach, mit denen jeder Urtinger von Natur aus gepanzert war.

„Geh", sagte der Spengler Spann zum rotnasigen Metzgermeister in den Filzschuhen, „geh, Stumpf", sagte er in scheinheiliger Entrüstung, „geh'n ma hoam! I glaub', de da drob'n auf dö Brett'ln, de dabläckan d i! I konn 's nimma länger mit osehgn!"

Auch der kleine Schmied machte eine Leichenbittermiene und stieß seinerseits den Spenglermeister an: „Wenn dös nur net d i ogeht!" sagte er und deutete auf das Podium. — „Du, Schmied!" flüsterte da die Biberle-Bäckin und beugte sich mit heiligem Ernst zu dem kleinen Mann herüber, „mir tat er fein schon stinka, wenn i d u war!" sagte sie, von der man wußte, daß sie den Schmied nicht leiden mochte. „I moan halt allaweil, dö spuin d i aus!"

So hätte denn Urting bis zur letzten Minute des alten Jahres seine alltägliche Maske behalten, wenn nicht — ja, wenn nicht um einhalbzwölf Uhr der Fremde, Schwarzbefrackte mit den weißen Manschetten auf das Podium gestiegen wäre, gefolgt vom Vorstand der Urtinger Liedertafel, welcher sagte: „Meine Damen und Herren, um das wohlbegründete Renommee der Urtinger Liedertafel auch für alle inskünftigen Silvesterabende zu festigen, habe ich es mir angelegen sein lassen, als Glanznummer des heutigen Abends den berühmten Hypnotiseur und Suggesteur, Herrn Urtipsychater, für einige volkstümliche Experimente zu gewinnen. Herr Urtipsychater hat es mir zugesagt, diese der vorgerückten Stunde des Abends entsprechend zu gestalten, amüsant und lustig also, so daß Sie, liebe Sangesbrüder und -schwestern, dabei voll und ganz auf Ihre Rechnung kommen werden!"

Mit diesen Worten verließ der Vorstand der Liedertafel das Podium, und da stand nun der Fremde, auf den alle Blicke gerichtet waren.

Langsam und zwingend neigte er sich gegen den Saal hinein und stach mit seinen Augen direkt die dicke Frau Bollhuber und die Wendlinger Metzgerin, die dürftige Frau Biberle und die Essig-Krämerin, den kleinen Schmied und den rotnasigen Metzger heraus, denen er, mit stummer Handbewegung, auf dem Podium zu erscheinen winkte. Auch den Herrn Bürgermeister bat er mit einladender Gebärde, und der Vorstand der Liedertafel war selber aufgeklärt genug, sich freiwillig dem Experiment zur Verfügung zu stellen.

Als diese würdigen Vertreter Urtings alle auf dem Podium versammelt waren, gebot er ihnen, auf den Stühlen Platz zu nehmen, die der ganzen Breite der Vortragsbühne nach, Lehne an Lehne, mit Abständen aufgestellt waren. Dann schritt er zwischen den einzelnen Stuhlpaaren durch, auf deren erstem der Bürgermeister und der Vorstand der Liedertafel saß, Rücken an Rücken, wie all die anderen Paare. — „Zwischen euch allen ist eine Wand!" sagte dann der seltsame Mann, als er zwischen den letzten zwei Paaren hindurchgeschritten war. „Wenn ihr die Wände anschaut, so seht ihr, daß ihr euch in eurem Schlafzimmer befindet, denn ihr seid soeben nach Hause gekommen vom Silvesterabend der Liedertafel. Ihr könnt aber nicht einschlafen, weil ihr gewiß noch alle etwas auf dem Herzen habt und das muß heraus!"

„Das muß auch heraus!" keifte die dürftige Biberle-Bäckin und fuchtelte mit den Armen, als stünde sie vor der Bettlade ihres Mannes „Daß sich nur grad allweil die Essig-Kramerin ein neues Kleid leisten kann und unsereins nicht! So oft irgendwas los ist in Urting, hat das Frauenzimmer einen neuen ‚Flanken'! Aber man weiß schon, wo 's die Leut' herhab'n, ihr Geld: bei jedem Pfund Zucker stehlen sie's den Leuten aus den Taschen, und bei der Gleichschaltung hat dieses Subjekt auch gleich Anschluß gesucht, obwohl sie sonst nicht so ist! Weißt schon, damit die ganzen S.A.-Männer von Urting jetzt ihre Zigaretten bei ihr einkaufen sollen, verstehst!"

Kaum aber hatte die Biberle-Bäckin geendet, da antwortete auch schon ihr im Trance rücklings angetrauter Ehegemahl, die Essig-Kramerin nämlich, und begann mit weinerlich singender Stimme zu klagen: „Möcht nur grad wissen, was die Biberle-Bäckin gegen uns hat, die zaundürre! So ein neidiges ‚Gnack!' Ang'stiert hat s' mich heut' den ganzen Abend, als ob ich ihr was g'stohlen hätt', aber das ist ganz gleich: freu'n tut's mich halt doch, daß ich sie wieder geärgert hab' mit meinem neuen Kleid und die ganze Urtinger Bürgerschaft mit, die es nicht sehen kann, wenn es einem rechtschaffenen Menschen auch einmal gut geht! An Gottes Segen nämlich ist alles gelegen, und umsonst gehe ich nicht alle Tage in den Pfarrhof hinein! Allesamt mach' ich s' noch hin, die Kramer von Urting, und die Biberle-Bäckin muß mir auch noch einmal aus der Hand fressen, das weiß ich gewiß!"

„Ach Mädi!" weinte die dicke Frau Bollhuber auf, die eine verwitwete Steuerverwaltersgattin war und somit immer noch ein wenig in die hohe Beamtenschaft von Urting hereinragte, „man kann heute nicht mehr ausgehen in Urting! Auch die Liedertafel, die sonst nur besseren Kreisen zugänglich war, war heuer nicht mehr exklusiv. Man hätte nicht das ganze bürgerliche Geschmeiß einladen dürfen, wie z. B diese Wendlinger Metzgerin mit ihren proletarischen Instinkten! Gott, was hab ich mich aufgeregt heute abend, wie sie immer so über mich gewispert hat! Solche Leute sind

einfach nicht gesellschaftsfähig. verstehst du, Kind? — Bleibe mir still mit deinen jugendlichen Auffassungen von der sogenannten „Neuen Volksgemeinschaft“! Niemand ist nationaler als ich, aber mit den Urtinger Bürgersfrauen will ich meiner Lebtag keine Gemeinschaft haben!“

In diesem Augenblick stand auch schon die Wendtinger Metzgerin auf und tat als schaue sie eben aus dem Fenster ihrer Fleischbank verstohlen auf die Straße hinaus. „Jessas, Jessas“, sagte sie, „da geht ja die damische Vollhuberin! Hat wieda net g'wußt, wie s' spinnen muß gestern auf'm Silvesterabend! Eine „Letschn“ hat s' hing'macht, als ob ihr eine Kuh ins Gesicht getreten und darin ausgerutscht wäre! Aber natürlich, der Herr Vorstand von der Liedertafel hat's schön mit ihr können! So einem hungrigen Schullehrer ist es halt auch immer wieder lieber, wenn er's mit einer Beamtenswitwe zu tun hat. Und er **hat** es mit ihr zu tun, sage ich, dafür laß ich mir den Kopf abschneid'n! Die ganzen Urtinger sind ja doch so schlecht wie der Dreck auf der Straß', und die Frau Vollhuber — ja, ja, die Frau Vollhuber!“

„Na“, brummte der Vorstand der Liedertafel, der zugleich der zweite Bürgermeister von Urting war, vor sich hin (er begann nämlich gegen hypnotische Einflüsse erst eine halbe Seelenminute später als die andern der Trance zu erliegen!). „Na“, brummte er noch einmal, „**den** Krampf hätten wir wieder einmal! Von der Musik verstehen zwar die Urtinger alle miteinander nichts, und vom Gesang noch weniger, aber Urting muß durch mich noch einen kulturellen Ruf bekommen! Es wird sich herausstellen müssen, **wer** die fähigere Kraft von den beiden Urtinger Bürgermeistern ist, und wer am meisten im Sinne der neuen Urtinger Volksgemeinschaft leistet. „Durch die Seele — durch den Mund“ werde ich noch der Reichsmusikkammer kund, und dann werden wir schon sehen, wer im neuen Jahr in Urting den Taktstock schwingt.

„So ein Hundling!“ brach da der erste Bürgermeister nach den Gesetzen der korrespondierenden Trancegespräche los: „**Darum** hat mich also der Bursche nach der Vereidigung der bayerischen Bürgermeister in München nicht auf dem Bahnhof feierlich abholen lassen, wie das von der Staatsregierung ausdrücklich vorgeschrieben war! Wie ein Primiziant hätte ich einziehen müssen in Urting, und kein Mensch kam auf den Bahnhof, solange ich auch noch im Wartesaal darauf gewartet habe! Solch ein Verhalten ist staatswidrig und ich habe es mir heute Abend wieder überlegt, ob ich den Singsang-Bruder nicht einfach nach Dachau bringen kann! Aber ganz Urting müßte man mit ihm nehmen. alle sind sie gegen mich, d. h. gegen den Staat verschworen, was sich auch wieder zeigte als mir der Metzgermeister Stumpf die lumpigen tausend Markl nicht leihen wollte neulich ...“

Stumpf schnarchte tief. Der kleine Schmied aber sagte: „Hast nix versäumt, Alte, daß d' nimma kommen bist! Is eh kein Geld net wert g'we'n, der ganze Silvesterabend!“

In diesem Augenblick klatschte der Hypnotiseur in seine Hände und verbeugte sich lächelnd vor dem Urtinger Publikum. Die erwachenden Versuchskaninchen rieben sich die Köpfe und glotzten lange um sich.

Die Urtinger Bürger aber, die teils mit wieherndem Gelächter, teils mit unheimlichem Schweigen die Tatsache quittiert hatten, daß sie, ohne es zu wollen, zum erstenmal in diesem Jahre in eine seltsame Aktivität ihrer wahrsten Gedanken und Gefühle hineingerissen waren, konstatierten nun plötzlich. daß es statt 12 Uhr Mitternacht schon 1 Uhr morgens war und brachen höchst unzufriedenen Herzens auf. Denn wozu war man schließlich zusammengekommen, wenn man es versäumt hatte, sich Schlag 12 Uhr mit freundlichem Lächeln gegenseitig die Hand zu reichen und sich mit bedeutungsvoller Miene ein gutes, neues Jahr anzuwünschen? —

Treue zur Tracht

(Fortsetzung von Seite 1820)

die Burg, von der aus die Verteidigung gegen die furchtbaren Anstürme auf den Bestand des Volkes geschieht. Von überallher bedroht, nur auf die eigene Kraft angewiesen, wußten die „Sachsen" den ganzen aus dem Mutterlande mitgebrachten Bestand an Volkstum, an Tracht, an Glauben und Sprache nur desto fester zu bewahren als das einzige Gut, das die Zukunft des Volkes verbürgte. Das strengste und unerbittlichste Gesetz ihres völkischen Daseins war das der „Ein- und Reinigkeit", das jedem Sachsen verbot, eine Ehe mit Fremden einzugehen, jedem Fremden versagte, Besitz und Gut auf sächsischem Boden zu erwerben. Diesem Grundsatz ist es zu verdanken, daß hier uralter Brauch, Sitte und Tracht sich bewahrt haben bis zum heutigen Tag, weitaus älter als irgendwo anders, und zwar nicht als bloße leere Formeln, als volkskundliche Sehenswürdigkeit, als dünne Absonderlichkeit über sonst verwandelter Geistesart, sondern als selbstverständliches Erbgut, als notwendiger Bestand im Leben und inneren Haushalt des Volkes. Sitte und Brauch, Kleid und Schmuck sind ja Ausdruck einer beinahe pflanzlichen Verbundenheit zwischen Volk und Landschaft, zwischen Blut und Boden. In den siebenbürgisch-sächsischen Trachten lebt rührend die fast sagenhafte Erinnerung an das alte Mutterland fort und vermischt sich völlig mit den Eindrücken der neuen Heimat in der Karpathenlandschaft. Alte verlorene Heimat ist hier am Leben erhalten: ein heimlicher Prunk in dem offenen Stolz eines Bauernpelzes, eine kleine Zeremonie in der Pracht einer Stickerei oder Brustfibel, matronenhafte Würde in dem reich gefalteten Kopfschleier, Glanz und Feierlichkeit in der hohen und steifen Hutform des „Borten". Diese Trachten, als Ganzes und in ihren Einzelteilen, sind nicht der Willkür und dem Geschmack eines einzelnen oder einer Zeit unterworfen, sondern sie stehen von altersher fest, alles ist durch die Überlieferung geregelt, das muß alles so sein. So und nicht anders haben sich die kleinen Mädchen zu kleiden, so die erwachsenen Mädchen, so die jungen Frauen, so die älteren Frauen, so die Greisinnen; und so ist es auch bei den Männern. Die Trachten sind anders in den verschiedenen Gauen, auch von Dorf zu Dorf unterscheiden sie sich, man kann an ihnen wie an der Färbung der Mundart das Dorf erkennen, in dem die Tracht zuhause ist. Trotz solcher Mannigfaltigkeit besteht eine einheitliche Gesamtheit, die unvergeßlich ist. Und wie die wehrhaften Kirchenburgen als stumme Zeugen seit dem Mittelalter dastehen, wandeln die Bauern in ihren fast unveränderten Trachten auch heute noch einher als lebende Zeugen heimatlicher Vergangenheit, als Brücke vom Mittelalter zur Gegenwart.

Deutschlands Gäste protestieren . . .

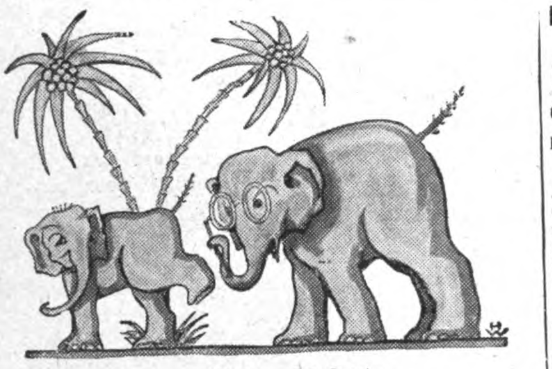
(Fortsetzung von Seite 1823)

schaft der europäischen Kolonialmächte abzuschütteln, erblicken die Völker des Orients und ihre Führer das Deutschland Hitlers als die Weltmacht des Geistes. Als Beweis für dies gilt der stetig steigende Zustrom der orientalischen Studierenden an deutschen Hochschulen, abgesehen von der Tatsache, daß die Hochschulen in Frankreich, Belgien, Italien und England ihnen besondere Vergünstigung bieten. Besonderen Anreiz erweckt die Leistung Deutschlands auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Technik. Das verarmte Deutschland hat nicht dieselbe Möglichkeiten, diese Studenten so zu beeinflussen, wie dies durch die amerikanischen Missionare in China geschieht oder wie die „Alliance Francaise" im nahen Orient es durchsetzt. Um so wichtiger ist es für Deutschland, für die Aufklärung der orientalischen Studierenden, besonders auf kulturellem Gebiet, Sorge zu tragen. Viele von diesen Studenten, die nach wenigen Jahren Studiums Deutschland verlassen, werden in ihren Ländern prominente Stellungen bekleiden und dann tatkräftig jeder Verleumdung Deutschlands entgegentreten.

Es muß leider festgestellt werden, daß im Deutschland der Weimarer Verfassung der III. Internationale gelungen ist, die in Deutschland studierenden Orientalen durch ihre zersetzende Propaganda zu erfassen. Dies geschah durch die berüchtigte „Antiimperialistische Liga", welche versuchte, ihre Arbeit als „heilige Mission zur Befreiung der unterdrückten Völker Asiens" zu verschleiern. Man kann mit Genugtuung feststellen, daß diese langjährige Arbeit besonders unter den Studenten aus dem islamischen Orient gänzlich gescheitert ist, und Willi Münzenberg und seine Helfershelfer mußten der Zentrale unliebsame Erklärungen über die beträchtlichen Ausgaben erstatten.

Die besonders behutsame Sorge der deutschen Orientkenner und Orientalisten für die in Deutschland weilenden Orientalen hat sehr gute Folgen gezeitigt. Man braucht nur als Beispiel die Leistungen der deutschen Wissenschaft und der Industrie im Wiederaufbau der neuen Türkei zu erwähnen, um hoffnungsvoll in die Zukunft zu blicken. Es wird den geheimen Mächten, die gegen das Deutschland Hitlers im gesamten Orient schüren, nicht gelingen, auf die Dauer ihre dunklen Machenschaften zu treiben. Die deutsche Gründlichkeit und jugendlicher Idealismus werden auch mit ihnen fertig.

Die einmütige Meinung der in Deutschland weilenden Orientalen ist, daß die nationalsozialistische Bewegung sie alle mit frischem Mut erfüllt, für die Erneuerung ihrer Länder zu arbeiten.



Zum jugendlichen Elefante spricht seine welterfahr'ne Tante: „Du hast 'ne Hornhaut auf der Sohl', da hilft dir nichts, als „Lebewohl"*.

*) Gemeint ist natürlich das berühmte, von vielen Aerzten empfohlene **Hühneraugen-Lebewohl** und **Lebewohl-Ballenscheiben**. Blechdose (8 Pflaster) 68 Pfg., **Lebewohl-Fußbad** gegen empfindliche Füße und Fußschweiß, Schachtel (2 Bäder) 45 Pfg., erhältlich in Apotheken und Drogerien. Wenn Sie keine Enttäuschungen erleben wollen, verlangen Sie ausdrücklich das **echte Lebewohl in Blechdosen** und weisen andere, angeblich „ebenso gute" Mittel zurück



Bei Bronchialkatarrh

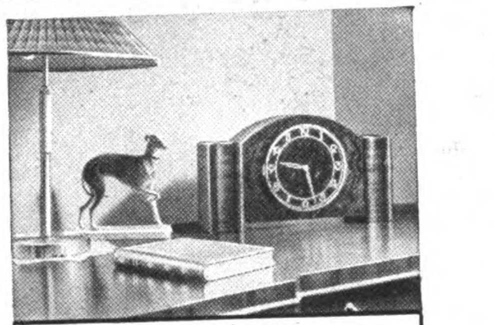
Husten, Heiserkeit und Lungenspitzen-Katarrh, Grippe sowie **Asthma** (Anfälle verhindernd) hat sich **PUHLMANN-TEE** seit **25** Jahren bewährt, da **schleimlösend**, die **Luftwege reinigend** und den **Atmungsorganen wohltuend** appetitanregend u. angenehm schmeckend. Ärztlich empfohlen Kl. Orig.-(Probe-) Pack. ca. 120 g (6 Tage reich.) RM. **1.50**. Gr. Orig.-Pack. ca. 500 g (3 Woch. reich.) RM. **6.—** Erhältlich in allen Apotheken. Aufklärende, illustrierte Broschüre **kostenlos und portofrei** durch die alleinigen Hersteller: **Puhlmann & Co., Berlin O. 944, Müggelstraße 25—25 a**

Ein Geschenkbuch von dauerndem Wert:

Der Glaube an Deutschland

Von Hans Zöberlein Mk. 7.20

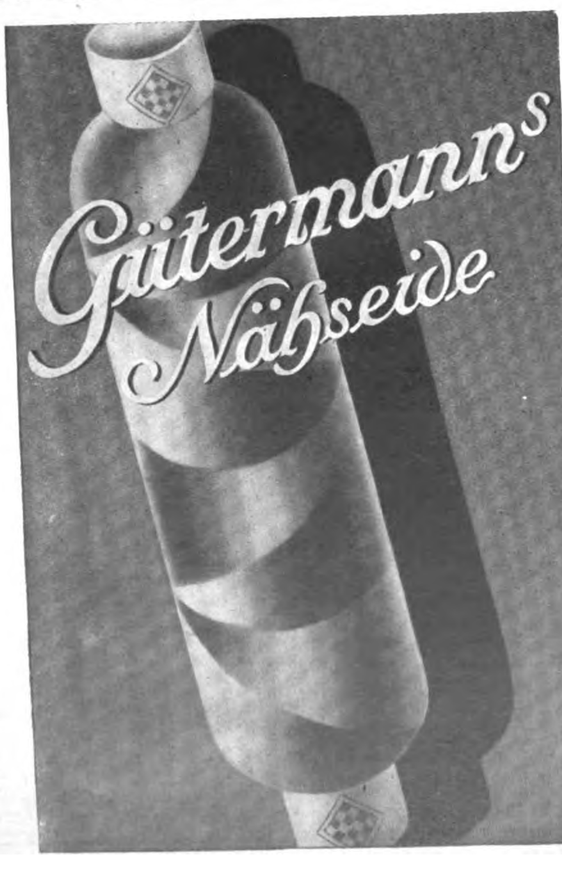
Eher-Verlag München



KYFFHÄUSER-TECHNIKUM

FÜR INGENIEURE U. WERKMEISTER — ERSTE U. ÄLTESTE ANSTALT FÜR FLUGZEUGBAU — BAD FRANKENHAUSEN

FLUGBETRIEB AUF EIGENEM FLUGPLATZ [2-2



Harzer Edelroller aber die echten, direkt vom größten Harzzüchter. Qual.-Sänger RM. 4.— [6-1] Hochinteress. Preisliste kostenlos **Heydenreich** Bad Suderode/Harz 15

Stottern Dauerheilung! Wichtige Ausk. fr. G. Naeckel, Berlin-Ch., Dahlmannstr. 24 [L-27]

Alle Musikinstrumente billigst — ab Fabrik bez. vom größten Spezial-Versand-Geschäft direkt an Private. Katalog kostenlos. Günstige Ratenzahlungen. **Meinel & Herold** Klingenthal Nr. 323 [L-18]

Spez.-Germania-Geflecht mit festen Ecken u. Stachelkant. 4- und 6-eck. Drahtgeflecht, Stacheldraht, Spann- u. Bindedraht, kompl. Drahtzäune. Preisliste gratis! **Kottmann & Co.** Drahtgeflechtfabrik Siegen W 3 [L-10

Der „Deutschlandsammler", die neue, inter. Fachzeitschr. d. Deutschlandspezialisten. Probe-Nr. 30 Pf. **Rud. Rohr** Berlin N 14., Friedrichstr. 131 d [3-1

Repetier-Pistolen! Waffenscheinfrei mehrschüss. 6 mm M. 3.30 7 schüssg. M. 5.90 10 schüssig M. 7.40 **J. Ortmann, Nürnberg 4/51** [L-64]

Prismengläser dir. ab Fabrik v. 39.50 an. Kat. fr. Ratenzahlg. **Dr. F. A. Wöhler**, Opt. Fabrik, Kassel 47 [26-15]

Ritter Pflaumenmus zuckergesüßt, aus gut., reif. Trockenpfl., 10-Pfd.-Eimer M. 2.80 ab hier, Nachn. Viel 1000 Nachbestellung. **Otto Ritter, Schkölen in Thür. 60**, Pflaumenmusfabr. [6-5

Lohnende Hausindustrie durch Anschaffung einer **Nutzbar-Flachstrickmaschine** Erleicht. Zahlungsweis. **R. Zimmermann**, Siegmar/Sa.

Asthma-leidende erhalt. kostenlos und unverbindl. Aufklärung, wie man den schwersten Anfall sof. beseitigt. Kein Verkauf **Sanitas-Versand** Berlin-Tempelhof P3

Besonderes Gelegenheitsangebot

In tadelloser Restauflage offeriere ich

Czech-Jochberg **Im Osten Feuer** (290 S.) Ganzleinenband, statt 4.20 nur RM. 1.50. In packenden Szenen, hinreißend in jed. Zeile schildert Czech-Jochberg die Tragödie des Grenzlanddeutschtums.

Gilbert, Hub. C. **Laternenpfähle warten.** (296 S.) Ganzleinenband, statt 4.50 nur RM. 1.95. Das Erlebnisbuch eines Nationalisten.

Zu beziehen durch jed. Buchhandl. od. dir. v. Verlag P. C. Lindner, Leipzig W 33, Frankfurter Str. 43. (Postscheckamt Leipzig, Kto. 430) [1-1]

Die **konkurrenzlose**, Kal. 7,65 mm **Polizeipistole** außenliegender Hahn, Revolverabzug, Patrone im Lauf entsp. aber schußber. Schußleistg. hervorrag. **Carl Walther, Waffenfabrik, Zella-Mehlis, Thür 142** [20-7]



DEUTSCH DIE UHR
DEUTSCH DER KLANG

POTSDAMER GONG — DEUTSCHER GONG

Möchten Sie, daß die Stimme Ihrer Uhr — Ihrer Tisch- od. Wanduhr — die Erinnerung an die großen Tage des nationalen Wiederfindens wachhält? Möchten Sie, daß die Stimme Ihrer Uhr von deutschem Wesen erfüllt ist?

Lassen Sie sich von Ihrem Uhrmacher die formschönen und zuverlässigen Uhren mit den neuen deutschen Gongs vorführen, vom ersten Gongschlag an stehen Sie unter dem Bann dieser herrlichen Schlagweisen.

Kienzle-Uhren in jedem Fachgeschäft.

Raucher Vollkommene Abgewöhnung durch ganz einfaches und billiges Mittel, welches ich jed. gerne kostenlos mitteile. **J. Goth**, Nürnberg-S. 67 Schlossäckerstr. 45 [52-3]

Lest „DIE BRENNESSEL" die größte politisch-satirische Zeitschrift Deutschlands

Flechten auch ganz veraltet. Fälle sind oft schon erfolgr. dch. „**TOBASAN**" behand. worden, welches auch Ärzte u. Heilprakt. verord. Viele Danksag. Erhält. i. Apoth. Prosp. grat. **TOBASAN-VERTRIEB** NEUFFEN 109 (Wttb g.) [13-7]

Zuckerkranke Wie man d. Zucker beseit., wieder arbeitsfreudig u. lebensfroh werden kann, auch ohn. lästig Diät, zeigt Ihn. Schrift Nr. 3 geg. Eins. v. 20 Pfg üb. neue Wege der Behandlg. m. **begeistert. Anerkennungen** d. In-u. Auslds. üb. **überrasch. Erfolge Chem. Fabrik Lutégia, G. m. b. H., Kassel 3** [52-4

Stottern u. a. nervöse Hemmungen nur Angst. Auskunft frei. **O. Hausdörfer, Breslau 16Z** [13-8]

INGENIEUR SCHULE WEIMAR MASCHINENBAU · ELEKTROTECHNIK · AUTOMOBIL UND FLUGZEUGBAU · PAPIERTECHNIK. PROSPEKT ANFORDERN. SEMESTERBEGINN: APRIL U. OKTOBER · EIGENE WERKSTÄTTEN [16-

Vorzügliche **Instrumente** für S.-Z. u. M.-Z. sowie Trommelfelle, Schwalbennester usw. billigst zu günstigen Zahlungsbedingungen. **C. A. Wunderlich** gegr. 1854 **Siebenbrunn** (Vogtland) Nr. 27 [L-37]

In bek. Güte u. ohne Waffensch. durch den Fachhandel: **Jug.-Repet.-Gewehre, Alarm-, Gas- u. Leuchtpistolen, Raket.** Liste frei! [13-7 **Moritz & Gerstenberger** Waffenfabr., **Zella-Mehlis 37**, Thür

Musikinstrumente staunend billig bei **Wolf & Co.**, Klingenthal Sa. 562 Groß. Katalog umsonst [26-13]

O- u. X-Beine, Senkfüße, Rückgratsverkrümmungen bes. Sie ohn. Appar. u. o. Berufsstörg. Prosp. m. zahlr. ärztl. Gutachten kostenl. d.: **C. A. Langer, Hamburg 36, B.** Fach 132 [L-28]

Fahnen-Hoffmann Berlin SW 68. Hedemannstr. 26. Part. amtl. zugel. [L-34]

Stahlhelme lief. jed. Posten (Preisl. ums.) **Wilh. A. Schwarze, Dresden-N. 6/J** [L-14]

Graue Haare erhalt. Naturfarbe dch. einf. Mittel. Keine Farbe, keine Nachn. Näheres kostenl. **Fr. M. Seufert, München 7, Wörthstr. 3/0** [13-11]

Werkzeuge! Katalog gratis. **Westfalia Werkzeugcomp. G. m. b. H., Hagen i. W. 204** [52-20]

Mäuse-, Ratten-Bazillen radikalstes Vertilgungsmittel. Preis für Mäuse 1.25 Mk. f. Ratten 1.75 Mk. **Dr. Schwenzer**, Düsseldorf 94. Postfach 419 [13-12]

Trink 12 Apostel-wein! Hausschatz jeder Familie [3-3]

Alles ohne Waffenschein Hauptkatalog frei. Postf. 59, Neuenrade-01

Alles spielt zu Hause **„Karambola"** **Tisch-Billard!** Gr. I kompl. RM. 16.50 Vollw. Spiel m. all. Schik. Verlangen Sie Prospekt **Karambola-Vertrieb, Wetzlar A 71** [6-1]

Chromatische Harmonikas direkt ab Fabrik von RM. 40.- ab. Verlangen Sie sofort Liste gratis. Günstige Ratenzahlungen 30000 Dankschreiben. **Meinel & Herold Klingenthal 324** [L-6

Für S.A. u. S.S. das neue **Hensoldt WEHRSPORT** mit Okular-Einzeleinstell., auf Wunsch auch mit Strichplatte z. Entfernungsmessen Liste J. 57 kostenlos. **M. Hensoldt & Söhne Optische Werke A.-G. Wetzlar.** [12-10]

Seit Februar erscheint wöchentlich der **NS-Funk** Einzelpreis RM. —.20 Zu haben in jeder Buchhandlung und bei den Zeitungshändlern

Für immer frei von lästigen Haaren

So und ähnlich lauten Tausende begeisterte Anerkennungen dankbarer Kundinnen. Warum grämen Sie sich also noch, wenn auch Sie die unerwünschten Quälgeister **radikal** und **für immer** beseitigen können durch Anwendung des ärztlich glänzend begutachteten und weltberühmten **„Hewalin-Haarentferner". Marke Antipillox. Prämiiert, goldene Medaillen Paris, Antwerpen. Deutsches Reichspatent Nr. 196617.** Das Präparat ist unstreitig das Beste dieser Art auf der Welt, da es **sofort** nach **einmaligem** Gebrauch jeden unliebsamen Haarwuchs im Gesicht oder am Körper **restlos beseitigt**, ohne die Haut im geringsten anzugreifen, wie das vielfach bei den oft widerlich parfümierten ausländischen Enthaarungscremes der Fall ist. **Unfehlbare Wirksamkeit** und **absolute Unschädlichkeit** garantiert, sonst **Geld zurück!** Nur echt zu beziehen zum Preise von M 5.— geg. Nachn. durch: **LABORATORIUM WAGNER, KÖLN 39 BAYENTHALGÜRTEL 32**

600 Tausend Pfund Wolle in 12 Monaten verkauft! Aber nur gute Qualitäten zu billigsten Preisen. Auch Sie erhalten vollkommen kostenlos 240 Wolle-Proben in vielen schönen Farben u. Preislagen und dazu 1 Jahrlang frei ins Haus die beliebten Neuesten Quelle Nachrichten. Schreiben Sie heute noch an Deutschlands größtes Wolle-Versandhaus dieser Art **QUELLE** G.m.b.H. FÜRTH-BAY 34 [L-42]

Scherz Spott Hieb



„Sie, passen S' auf, Sie verbiegen die ganze Umrahmung!"



„Hallo, Überfall!"



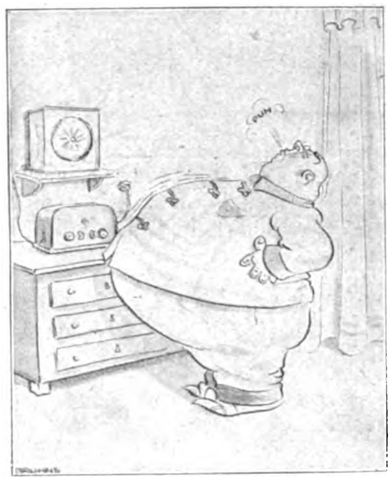
„Wie hat Ihnen denn die Leber geschmeckt?"
„Na, ich habe schon bessere gegessen!"
„Aber bei uns bestimmt nicht!"



„Minna, der Portier soll mal raufkommen und mir mit einigen Schimpfwörtern aushelfen!"



„Meine Herren, wenn wir solch einen Bazillus vor uns haben, dürfen wir uns mit Kleinigkeiten nicht abgeben."



„und jetzt beugen wir den Oberkörper so weit zurück, wie wir können!"



Wenn ein Lokomotivführer Auto fährt...



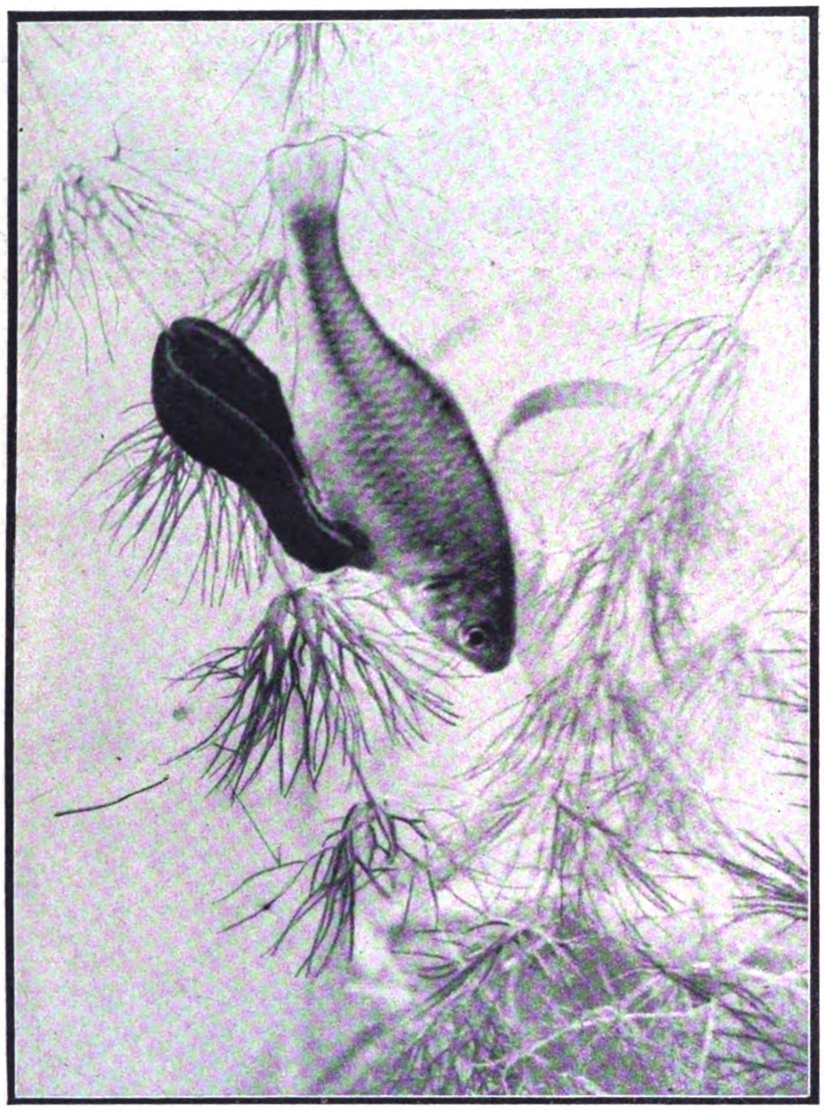
Gespräch in der Silvesternacht: „Sagen Sie mal, wie lange sympathisieren Sie jetzt mit den Nationalsozialisten?"
„Ooh, schon seit vorigem Jahr!"



„So wat dämliches — — hupp — ick dachte. ick wäre schon in der Wohnung — hick — — und nun jeht's imma noch höher!"

Verlag: Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11-17, Fernsprecher: 20647 u. 22131. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post und durch jede Buchhandlung monatlich 86 Pfennig, durch Umschlag M. 1.45. Bei Zustellung ins Haus kostet der „Illustrierte Beobachter" 2 Pfennig Zustellgebühr mehr. Unsere Lieferanten sind daher berechtigt, die Zeitschrift mit 22 Pfg. frei Haus zu liefern. Versand ins Ausland durch Umschlag monatlich M. 1.45, für Länder mit ermäßigtem Porto M. 1.25. Postscheckkonto: München 11346; Wien: 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern, Postscheck III 7205. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank, Filiale Kaufingerstraße. / Der „Illustrierte Beobachter" erscheint wöchentlich am Samstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39/II, Fernruf: 20755 und 20801. Hauptschriftleitung und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Dietrich Loder, München; Berliner Schriftleitung: Dr. Hans Diebow; verantwortlich für Anzeigen: Erwin Finkenzeller, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn G. m. b. H., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung, Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Adressenvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Organisationsleben muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.

|A B C D E F| **Diese Ausgabe darf in Lesezirkeln nur geführt werden, wenn sie im Kopf als Lesezirkel-Ausgabe kenntlich gemacht ist**



Ein Blutegel (Pferdeegel) überrascht einen Bitterling, unseren kleinsten Karpfenfisch; er erliegt seinem Feinde in kurzer Frist, denn dieser saugt sich sehr schnell bis in die Eingeweide des Fisches durch.



Überfall der gefürchteten Gelbrandkäfer auf einen untergetauchten grünen Wasserfrosch. Die nadelscharfen Oberkiefer sondern beim Biß eine das Opfer lähmende Flüssigkeit ab, so daß die Beute wenig Aussicht auf Befreiung hat.

Kampf unter Wasser

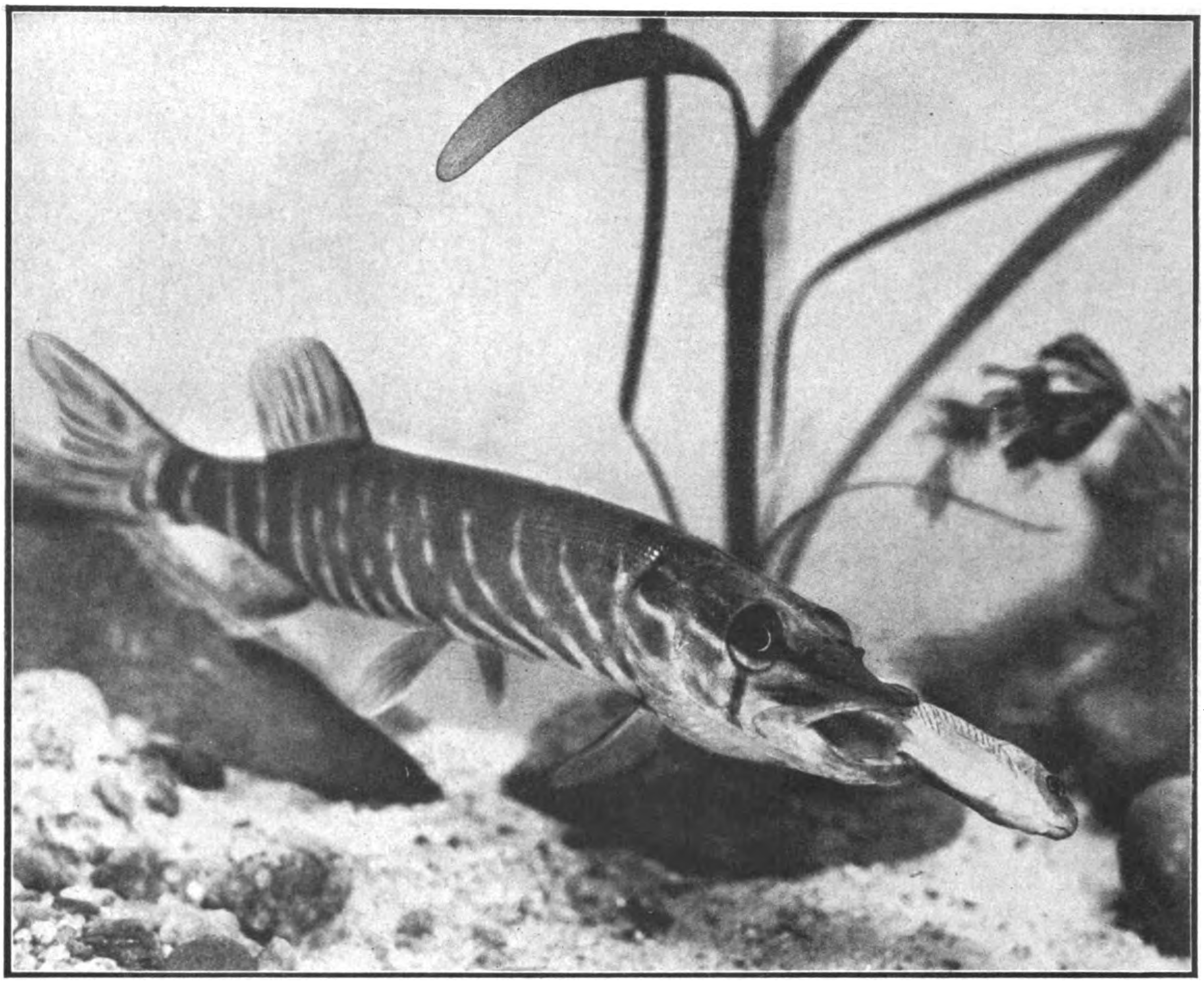
BILDER VON PAUL UNGER, DIE MIT DER GOLDENEN MEDAILLE AUSGEZEICHNET WURDEN.



Die Aufnahmen, die von keiner Retusche beeinflußt sind, zeigen Episoden und Tragödien aus dem Leben der Unterwasserfauna, wie sie sich in unseren heimatlichen Gewässern abspielen. Es sind Geschehnisse im Walten der Natur, die nur lebenskräftigen Geschöpfen ein Daseinsrecht gönnt und scheinbar grausam für die Beseitigung träger, kranker und altersschwacher Individuen sorgt, um Raum für neues Leben zu schaffen.

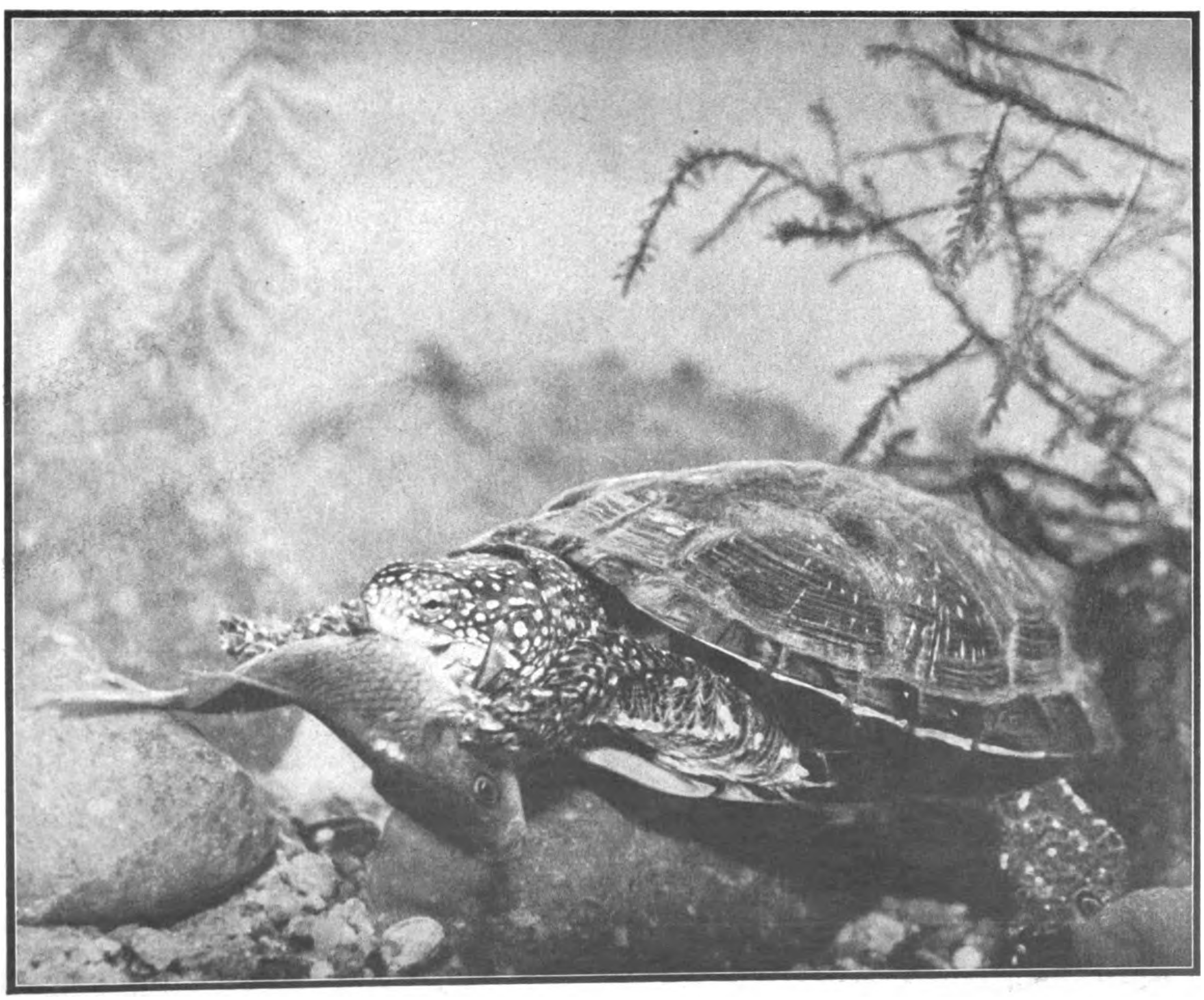
*

Die Wollhandkrabbe, im Begriff, einen jungen Karpfen zu verspeisen. Das aus China eingeschleppte Tier ist ein lästiger Ausländer und macht unseren Fischern manche Sorge. Sie hat sich, sogar in allernächster Umgebung Berlins, stark vermehrt, geht mit in die Fischreusen, überfällt dort die mitgefangenen Fische und zerschneidet mit ihren kräftigen Scheren die Netzmaschen.



Unser Hecht im Moment des Erfassens seiner Beute. Die Hauptschwierigkeit der photographischen Aufnahme besteht in der Gewohnheit des Tieres, sein Opfer abseits vom Licht im dunklen Pflanzengewirr zu verschlingen. Daß er auch in der eingestellten Bildebene seine Beute packen soll, um genügend scharf im Bilde herauszukommen, ist schon von untergeordneter Bedeutung. Erst monatelange Versuche brachten das abgebildete Ergebnis.

AUFNAHMEN VON PAUL UNGER



Die europäische Sumpfschildkröte hat einen trägen Moorkarpfen erbeutet. Leicht gelang ihr das nicht. Sie begnügt sich auch mit totem Getier und gehört deshalb mit zur „Sanitätspolizei" in ihren Sümpfen und Teichen. Sie geht, wie der Hecht, beim Verzehren der Beute auch gern ins Dunkle, schlingt aber nicht, wie er, sondern zerreißt sie stückweise mit Anstemmen der Vorderfüße.

SELTSAMES AUS SPANIEN:

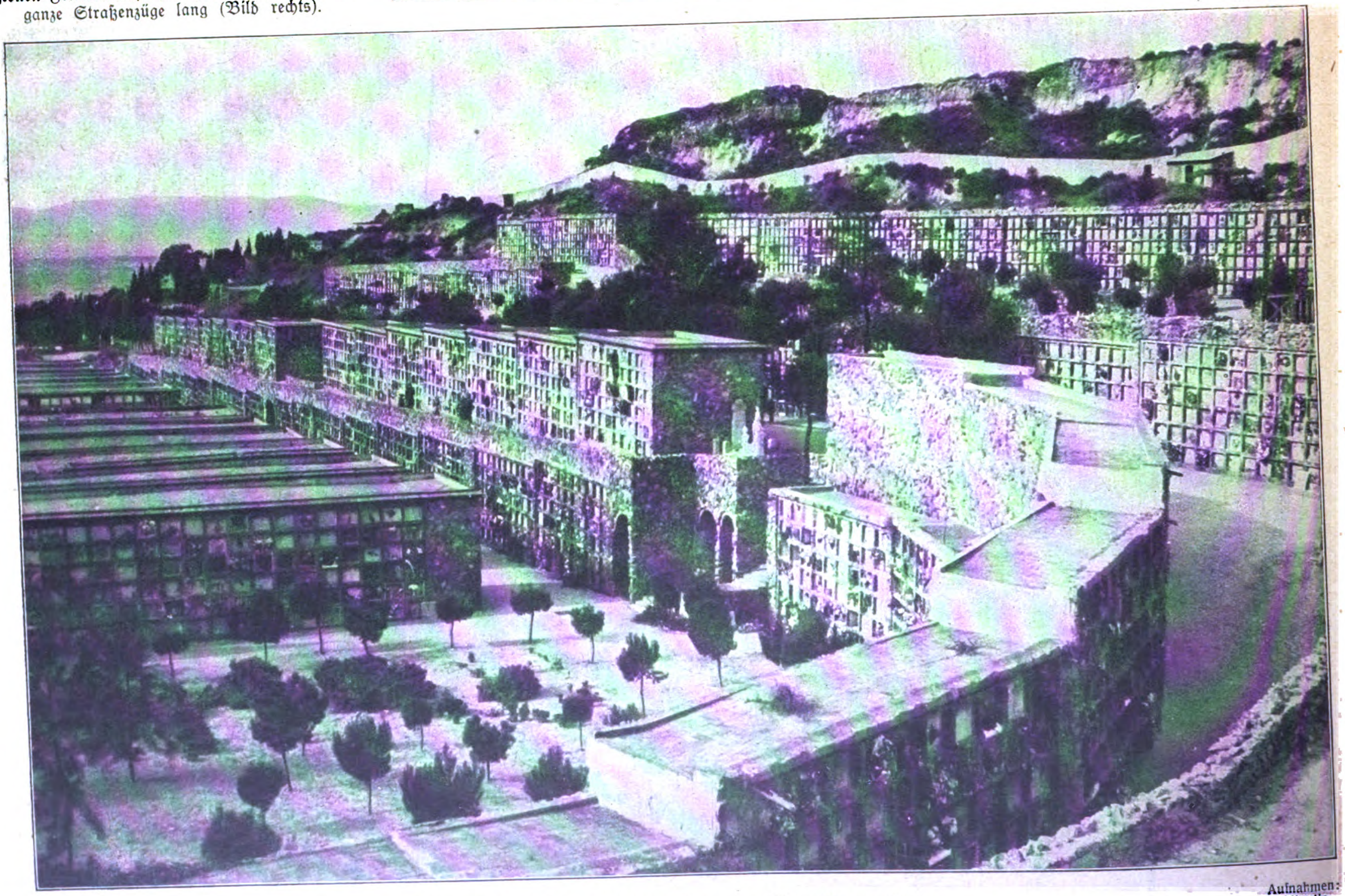
Hochhäuser der Toten

Es ist unmöglich, auf diesem Bergfriedhof von Barcelona die Toten in der Erde zu bestatten. Jedes Grab müßte in den Fels gehauen werden. Die Angehörigen können selbst nicht die Grabstätte schmücken, wenn der Tote in den oberen Stockwerken liegt. Sie müssen es den Wärtern überlassen, die sich hoher Leitern bedienen.



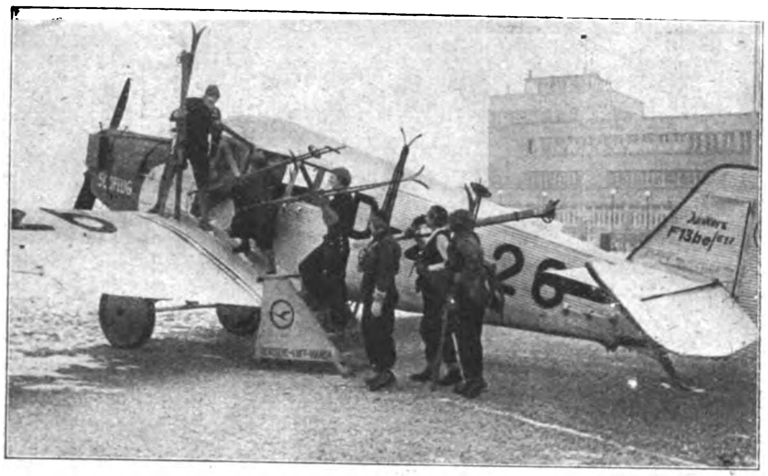
Hinter diesen quadratischen Tafeln ruhen die Toten hoch über der spanischen Hafenstadt Barcelona. Seltsam hohe Häuser stehen auf steilen Felswänden, ohne Fenster, ohne Türen, ganze Straßenzüge lang (Bild rechts).





Die Totenstadt auf den Bergen über Barcelona.

Aufnahmen: Atlantic



Bei leichtem Morgennebel steigen die Fahrgäste in das startbereite Flugzeug der Münchner Südflug G. m. b. H., die einen regelmäßigen Flugdienst nach oberbayerischen Wintersportplätzen eingerichtet hat.

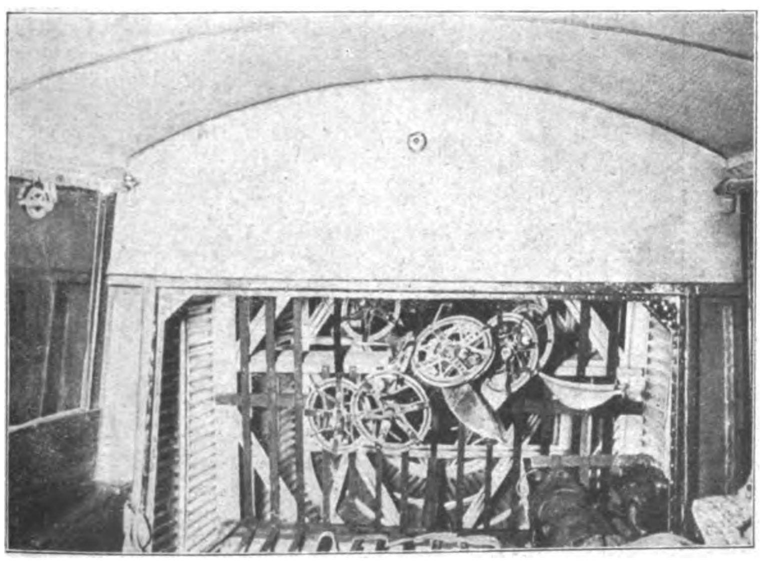


Auf dem Flugplatz in Reit im Winkl werden die Ankömmlinge mit sportkameradschaftlichen Grüßen empfangen.

Der Flug in den Winter

Text und Bilder von Dr. Springorum

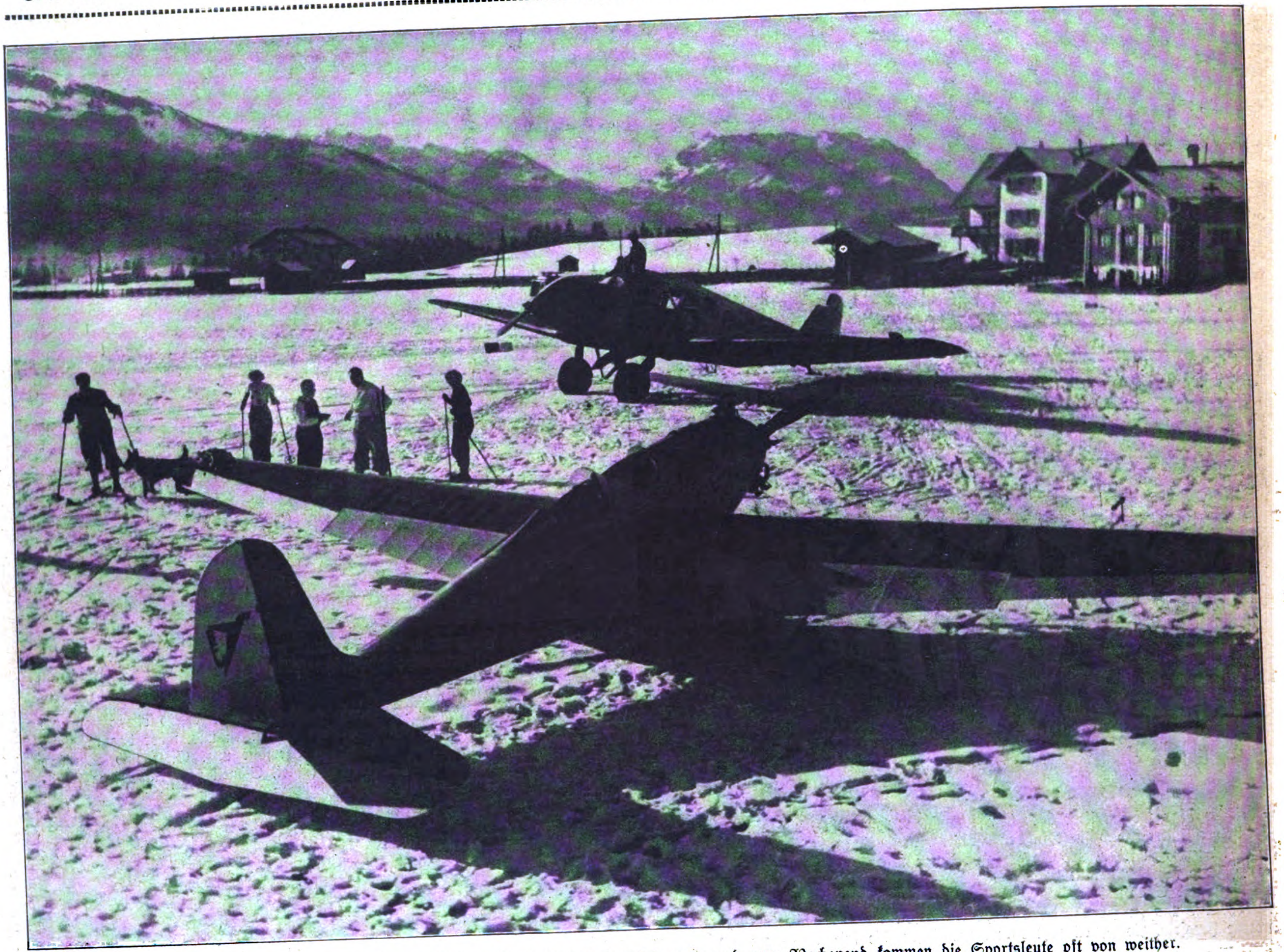
Leichter Morgendunst liegt über dem Münchener Flughafen, und ein kleiner, kalter Wind surrt in den Drähten. Noch ist es früh, kaum ein Mensch zu sehen, und die großen Motore ruhen. Doch bald regt es sich, eine „Junkers" rollt heran Wir machen uns bereit, sachgemäß werden unsere Skier und die Rucksäcke untergebracht, und kaum, daß wir Zeit haben, uns zu freuen, da brausen wir schon über das hartgefrorene Flugfeld. So schnell geht das: Zwei Hasen, die flüchten — ein Dach — und da, die Frauentürme. Wir alle lieben München und zeigen uns noch schnell, was wir an Straßen und Plätzen erkennen können. Dann wird es plötzlich ganz still. Wir schweben in vollkommener Ruhe über der ungeheuren bayerischen Hochebene. Wir merken nicht, daß wir mit 200 Kilometer dem Gebirge zurasen. Dort unten fließt schon der Inn, und über seinem silbernen Bande fressen, wühlen und stürzen wir uns weiter vor. Auf einmal sind die Berge nahe, sehr nahe. Der Pilot gibt das Höhensteuer, ein leichtes Zittern, und — es ist wie ein Triumph — wir sind hoch über den Bergen. Aller Dunst ist verschwunden, unter uns liegt die große weiße Welt. Warm ist es, wir schwimmen in Sonne. Ein kleiner Ort zeigt sich, verloren in Berg, Wald und Schnee. Der Pilot gibt ein Zeichen: Fertigmachen zur Landung! Betroffen schauen wir uns an, vergleichen unsere Uhren und erkennen freudig den vertrauten alten Kirchturm von Reit im Winkl. Vor 26 Minuten stiegen wir ein in München. Eine kühne Schleife, die Skier poltern im Packraum, der Schnee wächst auf uns zu, die Maschine streckt sich dem Boden entgegen, und wir sind da. Sonne umflutet uns, wir sind etwas steif und gähnen, blinzeln gegen das ungewohnte Licht und recken uns. Aber das ist gleich vorüber, und ein ausgelassener Tatendrang überfällt uns. Skier und Rucksäcke fliegen heraus, Wachs und Felle werden gerichtet, schnell noch ein kleines Frühstück, das liebe Freunde an die Kabine bringen, und ein seliger Ski-Sonntag beginnt.



Die Rückwand der Sitzplätze in der Flugzeugkabine wird entfernt, um die Skier möglichst platzsparend zu verstauen.



Die frische Gebirgsluft bringt großen Appetit. Auf der Tragfläche der Maschine wird im Glanz der Höhensonne gefrühstückt.



Ausblick auf den Flugplatz in Reit im Winkl. Der Flugbetrieb ist dort sehr rege, und zum Wochenend kommen die Sportsleute oft von weither.



Vor dem Rückflug nach München wird nach der oft nicht ungefährlichen Skipartie die Lawinenschnur entwirrt.

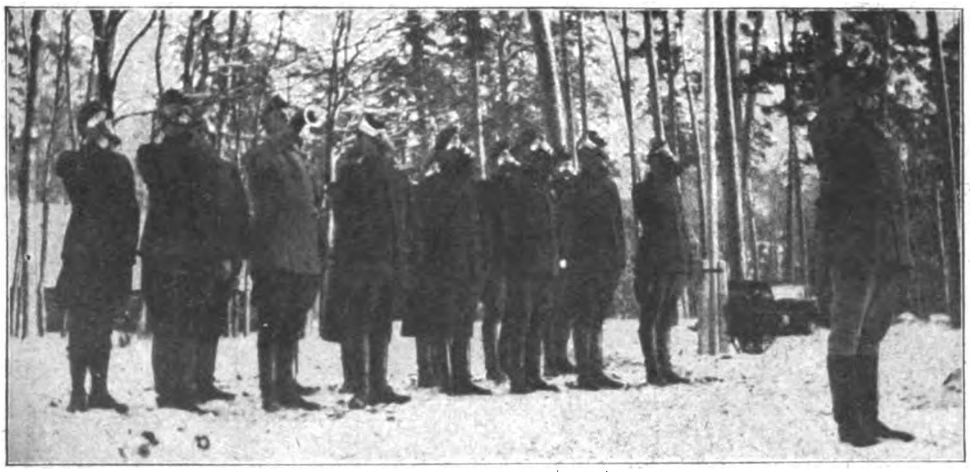


Rückflug zu zweit. Ein Privatflugzeug (oben) begleitet die Maschine der heimkehrenden Wintersportler.

Suvich besucht Goering

in seinem Jagdhaus Karinhall in der Schorfheide bei Berlin

Spez.-Aufn. für den „J. B." von Helmuth Kurth



Die Förster der staatlichen Nachbarreviere entbieten den hohen italienischen Gästen des Ministerpräsidenten Goering den Willkommgruß.



Von links nach rechts: Unterstaatssekretär im italienischen Außenministerium Exz. Suvich, Ministerpräsident Goering, der italienische Botschafter in Berlin Exz. Cerrutti.





Reichsaußenminister Neurath weilte ebenfalls im Jagdhaus Karinhall, das seinen Namen zum Gedächtnis an Goerings verstorbene Gattin trägt, zu Gast.

Links: Der Gastgeber, ein leidenschaftlicher Jäger, zeigt seine Jagdtrophäen, unter denen sich kapitale Hirschgeweihe aus Ostpreußen befinden.



Zwischen märkischen Kiefern weht die italienische Flagge zur Begrüßung des hohen Besuches.



In der Kaminecke pflegen die beiden Staatsmänner die angeregte Unterhaltung, welche durch eine herzliche Note gekennzeichnet ist.



Goering führt seinen Gast in die winterliche Schönheit der nahen Umgebung Karinhalls.